UNIVERSITY OF MICHIGAN

Band 48. 1882.

Ueber Land und Meer

Allgemeine illustrirte Zeitung



E. HARTMANN

Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt
vormals Eduard Hallberger.

E. HALLBERGER. X. A.

Inhalts-Verzeichniss.

XLVIII. Band. 1882. Nr. 27—52.

Sach-Register.

I.

Romane, Novellen und Erzählungen.

Skizzen.

Reisen und Jagden.

Kultur- und Sittenbilder.

Humoristisches.

II.

Geschichte und Zeitereignisse.

Biographieen und Charakteristiken.

Feste.

Natur.

Länder- und Völkerkunde.

Europa.

Afrika.

Asien.

Literatur und Prachtwerke.

Kunst.

Bildnerkunst.

Baukunst.

Malerei.

Musik und Theater.

Poesie.

Landwirthschaft, Technik, Industrie, Handel und Verkehr.

Kultur, Wissenschaft und Politik.

Notizblätter.

Spiele und Aufgaben.

Lotterie.

Briefmappe.

Alphabetisches Register.

(Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustrirt.)



48. Band.
Vierundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1881—1882.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Die Trovatella.

Novelle von

Alexander Baron von Roberts.*)

(Nachdruck verboten.)

„Mammina!“

Damit war er hereingestürzt in das niedere Gemach, hereingestürzt mit dem Sturmwind zugleich, der seit zwei Tagen an dem gebrechlichen Fischerhäuslein gerüttelt. Das Muttergotteslämpchen über der mit gemaltem Geschirr und allerlei Muschelwerk bedeckten Kommode knisterte hellauf und aus den glimmenden Kohlen des Kamins fachte eine rothe Glut, die übergroßen Schatten von Mutter und Sohn, die sich nun umschlungen hielten, an Wand und Decke hinanwerfend.

Ah, und da hatte sie ihn wieder! Wirklich! Leibhaftig! Und der Sturm und das wilde Meer hatten ihn nicht verschlungen!

„Ihr waret in Angst, Mutter?“ sagte er, indem er sich der Umarmung kurz abweisend entzog.

Ob sie sich geängstigt um ihren Einzigen, ihren Benetto! ... Die Madonna dort mit dem zierlichen Korallenkrönchen war ihre Zeugin gewesen. Gebenedeit sei sie, die das Stammelgebet des bangen Mutterherzens erhört!

So hatte noch kein Februarsturm gewüthet und gewühlt in der weitgeschwungenen Felsenschale des Golfes von Salerno. Die schwarzen, tausendjährigen Sarazenenthürme droben auf den Klippen waren in's Wanken gerathen und die braunen Strandwände hatten gezittert im schäumenden Anprall der Wogen; selbst das Fischernest Cetara, so tief es sich in der ansteigenden Schlucht geduckt hält, war von der Wuth nicht verschont geblieben, Geäste und Trümmer bedeckten die Gassen, zerzaust lagen die Rebenstände darnieder mit den entwurzelten Oliven.

„Weißt Du, Benetto, daß die Anderen, die von Deiner Partie, schon seit gestern Morgen wieder da sind? Und Du warst nicht mit ihnen! Und auf all' mein Fragen, wo Deine Barke geblieben, kein Wort zur Antwort oder nur eine Ausflucht: ‚Da muß Jeder selber sehen, wie er unterkriecht!‘ O, und ein Wetter, Benetto, wie damals, als Dein Vater ...“ Sie wiegte das Haupt wie zur Abwehr der Gedanken, daß die halbgelösten Bündel der tiefbraunen Haare in üppiger Schwere über ihrem Nacken hin und wieder fielen. „Zwei Tage lang hatte es gestürmt, gerade wie dießmal, es war wie ein Gotteszorn, und dann plötzlich eine Stille, all' das Wüthen wie abgeschnitten. Da brachten sie ihn angeschleppt, Deinen Vater, Keiner sagte ein Wort, wie sie ihn hinlegten, langsam, dort auf die Bank. Nur das Wasser rieselte aus Kleidern und Haaren. Siehst Du, damals, nach dem ersten, tollen Schmerz gelobt' ich mir, daß Du mir nicht auf das Meer solltest, da dort kein Heil zu suchen. Aber es steckt euch im Blut, was will man machen!“


Im Tramway. Zeichnung von G. Galli.

„Man muß der Madonna vertrauen, Mammina,“ sagte Benetto in seiner trockenen Art.

„Nun wirst Du wohl hübsch Hunger und Durst mit heimgebracht haben,“ meinte die Mutter, während sie im Begriff war, das irdene Lämpchen anzuzünden. Und wie da ihre mittelgroße, fast feingliederige Gestalt am Herde hielt, von dem unruhigen Geflacker des anbrennenden Dochtes grell beleuchtet, da hätte Benetto wohl die deutlichen Spuren der durchsorgten und durchwachten Nächte in ihrem olivenblassen, ohnehin etwas scharf ausgeprägten Antlitz bemerken müssen. Aber es schien, als wollte er die Helle vermeiden, und aus dem dunkleren Hintergrund der Stube gab er zögernd zur Antwort:

„Ich habe unterwegs einen Bissen genommen, Mutter.“

„Wo kommst Du denn her? Nicht von unserer Marina direkt?“

„Von Salerno,“ warf er hin, und strich sich dabei mit einer gewissen Verlegenheit durch das glänzende Geringel seines schwarzen Haares.

„Von Salerno? Dann hat's euch tüchtig versprengt. Die Anderen kamen in Massa an's Land.“

„So? ...“ Das kam heraus, als ginge es ihn nicht viel an.

„In Salerno, erzählten sie, soll das Meer ja den Hafendamm eingedrückt haben.“

„So? Davon ist mir nichts aufgefallen. Man ist froh, in's Trockene zu kommen, und gibt nicht auf Alles Acht, Mutter.“

„Wirst nun auch froh sein, die nassen Kleider los zu werden ...“

*) Der Verfasser, von dem wir früher die Novelle „Aïscha“ gebracht, ist soeben in Wien unter 700 Bewerbern mit dem ersten Preis für sein Feuilleton „Es“ gekrönt worden. Die Red.

Plötzlich hörte Frau Crispina auf, sich mit dem Kesselchen zu beschäftigen, das über den neu angefachten Kohlen ein leises Brodeln vernehmen ließ. Unter den schattigen Bogen ihrer Augenbrauen hervor glitten ihre verwunderten Blicke über die hochgebaute Gestalt ihres Sohnes: „Aber, Benetto, wie kommst Du zu dem Anzug da?"

„Mutter ..." sagte er, stammelte noch etwas, das unverständlich blieb, und dann war es, als schimmerte durch die Bronze seiner Wangen ein verlegenes Roth. „Ich will Dir nachher Alles sagen, Mutter!" Damit begab er sich dröhnenden Schrittes in die Kammer. In dem seltsamen Wiegen der breiten, ausgearbeiteten Schultern war eine Befangenheit, die Frau Crispina nicht entging.

„Dio! Was ist dem Jungen?" dachte sie. „Kauft sich in Salerno eine Festtagsjacke und bei dem Unwetter!" Dann laut in die Kammer hinein: „Wann kamst Du denn in Salerno an's Land?"

„Nun, heut Nacht!" rief es von dort, aber nicht gleich darauf.

Die Mutter ließ den Löffel, den sie zum Kosten an den Mund setzen wollte, wieder in die Suppe gleiten.

„Heut Nacht? ... und den ganzen Tag treibt er sich in Salerno umher, läßt seine ärmste Mutter in Angst und Sorgen!" wollte sie klagen, aber da besann sie sich, daß er ihr ja etwas erzählen wollte. Was bringt man denn von der See für Geheimnisse mit? Und nach einer kleinen Weile: „Weißt Du, der Nicholino und der rothe Antiocho, selbst der Geizhals von einem Zacharia und ich weiß nicht wer noch Alles, die haben der Madonna zum Dank eine Prachtkerze gelobt, groß wie eine Aloëstaude, das Schönste, was in Neapel zu haben sein wird — wir aber, Benetto, wir wollen eine Dankfahrt nach St. Agatha machen. Das wird sich so gehören."

Das Letzte schien er nicht beachtet zu haben.

„Ein Jeder gelobt eben nach seiner Art," sagte er mit festerer Stimme, „weß die Noth am größten ist, deß Opfer das schwerste."

„Nun und was hast Du denn gelobt in der Noth, Benetto?"

Die Antwort blieb völlig aus.

Bald darauf saßen Mutter und Sohn Aug' in Auge einander gegenüber an dem kleinen Tisch. Zwischen ihnen dampfte die Suppe mit weißem Kräuseln und Keines sagte ein Wort.

Endlich unterbrach Jene das Schweigen, indem sie auf einen Teller voll Orangen deutete:

„Die hat uns der Sturm geschenkt; ein Jammer, sag' ich Dir, wie die Dinger nur so herunterplatzten."

„Es ist nicht das Schlechteste, was man so einem Wetter verdankt," warf Benetto zwischen zwei Löffeln Suppe hin.

Aber wie kam der Junge nur zu diesen Goldsprüchen!

„Man sollte glauben, Du habest die Weisheit mit dem Sturmwind eingeschluckt, Figliuolo," lächelte die Mutter.

„Kann sein," meinte er achselzuckend, indem er das volle Glas mit röthlichgelbem Salernerwein gegen das Licht hielt, daß der Schein in Ringeln über sein hübsches Antlitz schillerte. „Mutter ..." und noch immer blinzelte er durch das Glas. „Mutter ..." weiter nichts. Dann setzte er das Glas an die Lippen, um den weiteren Verlauf seiner Mittheilung mit dem funkelnden Getränk hinabzuspülen.

Sie schien die fragmentarische Anrede überhört zu haben oder wollte sie ihm nun erst recht auf den Weg verhelfen, als sie ein gewisses Thema vom Zaune brach, das nach ihrer Meinung ganz allein hinter der offenbaren Verlegenheit des Sohnes steckte?

„Weißt Du auch," begann sie, „wer mir die Orangen mit einsammeln half? Nun, niemand Anderes als eine gewisse Donnina, die während des Wetters mehr als einmal herübergesprungen kam, nach einem gewissen Sor Benetto auszuforschen, ob der noch nicht da sei. Brauchst deßwegen nicht abzuwehren, weiß ich doch, was ich weiß, ein Mutterauge sieht bis in's Mark eurer Gedanken. Du hast Recht, es ist nicht das Schlechteste, was so ein Sturm herabschüttelt. Als man da draußen in der Noth war, da ist man sich klar geworden, wie schön das Leben ist und wie nah' das Glück liegt, nicht weiter als ein paar hundert Schritte die Schlucht hinauf, in einer gewissen Mühle, wo die besten Maccaroni fabrizirt werden und wo das schönste Mädchen von Cetara auf den Freier wartet — nun, nun, es ist keine Schande, zu lieben und geliebt zu werden, brauchst deßwegen nicht aufzustehen, als ginge Dich's nichts an. Siehst Du, Benettino, keine Kerze und kein Gelöbniß wird der Madonna lieber sein, als so ein tüchtiges Glück, das sich zwei Menschenkinder, wie ihr Beide, Du und die Rosettina, zusammenknüpfen. Unser Parrocco hat Recht: die allerheiligste Gottesmutter will auch, daß sich die Guten freuen in der Welt, nicht daß sie sich quälen und härmen in Entsagung."

Benetto war langsam aufgestanden und lehnte nun an dem kleinen Fenster, im Rücken der Mutter und von deren Schatten völlig bedeckt. Er hatte den Arm mit dem vom leichten Flaum überhauchten Kinn auf das schmale Sims gestützt, und seine Augen spähten nachdenklich hinaus, wie da die schwarzen Gestalten der Oliven sich im Winde auf und nieder bogen gegen den silberklaren Himmel, an dem der Mond aufzudämmern schien.

Nach einer Pause begann er in einem ruhigen, fast zur Gleichgültigkeit gedämpften Ton, ohne das Gesicht von dem Fenster abzuwenden:

„Mutter, was Du da sagst von der Rosettina, das ist aus und vorbei. Der Sturm ist darüber gefegt und es hat nicht Stand gehalten. Was hilft's, daß wir uns selbst etwas weis machen? Kann es doch nicht wahr werden, wie wir's vordem gewünscht, Du und vielleicht auch ich. Man belügt sich leicht und es muß doch wohl die rechte Liebe nicht gewesen sein!" Seine Stimme hob sich und das Folgende brach wie eine Art Trotz heraus: „So kam es, Mutter! Und nichts mehr daran zu ändern! Daß wir schwer in der Noth staken, brauch' ich Dir nicht zu versichern; frag' die Anderen, nun, und Du weißt ja selbst, welche Angst Du um uns da draußen ausgestanden. Zuerst ging's noch, obgleich's uns höllisch schüttelte. Der rothe Pavolo war noch mit mir und ein Salernitaner Bube. Wir hatten tüchtige Fische in unserem Boot, einen Primafang. Das mußte aber Alles über Bord, wir schöpften Wasser. In der Nacht wußten wir nicht woher und wohin. Die anderen Boote waren längst aus der Sicht. Zwei von den Rudern waren zerbrochen, wir hielten das Steuer noch, droben am Himmel war keine Leuchte und kein Stern. Doch meinten wir noch durchzukommen, schlimmer konnt's ja nicht werden. Auf einmal: Krie! Krach! fest saß das Boot, daß wir nur so durcheinander flogen. Nur einen Moment. Aber wir hatten ein Leck, da wollte kein Stopfen helfen und kein Schöpfen. Meine Jacke hat auch herhalten müssen. So saßen wir, mußten zusehen, wie wir sanken, langsam, Zoll für Zoll. Der Bub' that nichts als beten und der Pavolo übertrieb sich in allerlei Gelöbniß an den heiligen Petrus und den heiligen Erasmus, unsere Patrone; der Madonna gelobte er gar, daß er ein Jahr lang keinen Tropfen Wein trinken wollte, wenn er davon käme, und das muß ihm doch schwer angegangen sein. Siehst Du, Mutter, es ist nicht das bischen Leben, so wahr ich selig werden will, es geschah nicht um das elende bischen Leben! Aber man denkt an Allerlei in solcher Noth: daß man daheim ein Mütterlein sitzen hat, das wartet und wartet, und was soll denn werden aus dem, wenn man nicht mehr heimkehrt? Ist da eine Kerze genug oder eine Dankfahrt? Nein, ein Gelöbniß sollt' es sein, daß ich mein Lebenlang daran zu tragen hätte, vielleicht auch zu leiden, wie Gott will. Und ich bedacht's nicht lange: ‚Pavolo und Du, Ragazzo,' rief ich, ‚ihr sollt deß Zeuge sein und das will ich geloben: wenn wir davonkommen, dießmal, und uns die heiligste Gottesmutter erlöst aus der Noth, so will ich in's Findelhaus von Salerno gehen und mir dort ein Weib nehmen! Ja, das will ich, bald, diese Woche noch!' Und da, gegen Morgen, als es uns an's Letzte ging, fischt' uns eine Messiner Barke heraus."

Von der Mutter kam kein Wort. Benetto blickte auch nicht nach ihr hin. Eine kurze Weile stand er noch; es war still, nur der Sturmwind prallte einmal gegen das Fenster, daß die Scheiben in der Zinnfassung klingelten. Dann, als scheute er, irgend einen Einwand oder einen Widerspruch von der Mutter zu hören, schritt er festen Trittes, ohne sich nach dieser umzusehen, zur Thüre, öffnete die und verschwand im Dunkel.

Als er nach einer Stunde Umherirrens wieder in die Stube treten wollte, blieb er erschrocken auf der Schwelle stehen. Am Tische, an derselben Stelle, saß noch immer die Mutter, aber ihr Gesicht hatte eine fahle, fast geisterhafte Färbung und die halbgeöffneten Lippen bebten. Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie in das Licht, ihre Hände waren wie zum Gebet fest ineinander verschränkt.

Wie war das möglich? Einen solchen Schreck sollte er der guten Frau zugefügt haben? Ist denn das eine solche Ungeheuerlichkeit oder gar der Abgrund alles Unglücks, eine Trovatella heimführen zu müssen?

„Aber, Mammina," rief er, „was ist Euch? Also geht Euch das so zu Herzen?"

Sie zuckte zusammen, sandte einen einzigen, großen, schnellen Blick zu ihm empor und vergrub dann ihr Gesicht in den Händen, nein, sie schlug die Hände hörbar gegen das Gesicht.

Er setzte sich an ihrer Seite nieder und brauchte gute und liebe Worte, so viel er deren fähig war. Sie erleichterte ihre gepreßte Brust mit einem schweren Seufzer, dann ließ sie geschehen, daß er ihr die Hände langsam und sanft vom Gesicht entfernte.

„Sei nicht böse," sagte sie, ohne aufzuschauen, und ihre Stimme klang heiser, „sei nicht böse, daß mich's so gepackt — warum solltest Du keine Trovatella heirathen — gewiß ist's keine Schande — aber — aber ... nein, nicht jetzt ... verzeih' mir, daß ich so viel Wesen mache ..."

„Aber, Mammina, Ihr thut ja gerade, als müßtet Ihr die Trovatella heirathen, und bin ich's doch!" rief Benetto mit erzwungenem Lachen. „Ihr sollt sehen, welch' prächtig Bräutchen ich Euch in's Haus bringe."

„Wie Du's verdienst, Benetto — versprich mir nur Eins: geh' nicht eher nach Salerno, bis ich mit Dir geredet — siehst Du, ich habe mit Dir zu reden ..."

Und dann wehrte sie sich durch ein heftiges Kopfschütteln gegen die Versuchung, ihre Einwendungen jetzt auf der Stelle vorzubringen.

„Nein, nein, nein — jetzt nicht — morgen — es ist noch zu neu — morgen sollst Du Alles erfahren!"

„Aber beruhigt Euch doch, Mutter, es soll ja Alles klar und gut beredet werden — ich verspreche Euch ja, nicht eher nach Salerno zu gehen — und nun sollt Ihr zur Nacht nicht mehr davon hören, wenn's Euch doch solche Gedanken macht. Kommt, Ihr seid gewiß aufgeregt von dem Wachen und Warten, Ihr sollt zu Bett — morgen reden wir weiter. Und nun felice notte, mammina!"

*

Am andern Morgen gab es zuerst kein Wort über das Gelöbniß. Die Mutter sprach wenig und das in einem verhaltenen Flüsterton; mitten auf ihrer Stirn zeigte sich jene breite, mattblaue Ader, die sich stets einzustellen pflegte, wenn eine Sorge oder eine Betrübniß ihr Herz beschwerte. Benetto achtete diese Ader und er vermied es, das Gespräch jetzt auf die Trovatella zu bringen. Und es wäre doch eine Erlösung gewesen, davon zu reden! Schließlich hielt er's nicht aus und verließ die Wohnung.

„Benetto!" rief ihm die Mutter in die Thüre nach, „Du willst doch nicht?!" Und ihre Stimme bebte.

Er fuhr herum, seine zusammengezogenen Brauen zuckten und aus seinen Augen schoß ein Blitz, der sie erschreckte.

„Mutter," sagte er sehr bestimmt, „ich habe Euch ja versprochen, nicht eher nach Salerno zu gehen, bis wir zusammen geredet. Was ich versprochen und gelobt, das halt' ich, hört Ihr! Addio!"

Und wie er die getreppte Gasse hinunterstieg nach der Marina, da trug er den Kopf hoch und stolz und sein Blick war über die Begegnenden hinweg auf die Ferne gerichtet, wo die Sonne mit mächtigen, blendenden Flammen über das bewegte Wasser flutete. —

Am Mittag kehrte er heim, mit einer Art freudigen Trotzes in seiner Miene. Die rechte Hand war mit einem Fetzen Tuch umwickelt; durch den das Blut sickerte.

„Was hast Du, Benetto? Was ist Dir zugestoßen?" rief die Mutter, auf das Blut deutend.

„Nichts Besonderes, Mutter. Es wird nun aber wohl Niemand mehr eine Redensart machen, daß ich eine Trovatella heirathen will! Thu' ich's etwa aus Uebermuth oder zum Scherz?"

„Um Gottes willen, wer hat denn das gesagt? Oder wer möchte das nur denken, Benetto?"

„Zuerst, Mutter, als ich die Gasse hinabschritt, achtete ich nicht, wie sie guckten. Standen da unter den Thüren und auf den Treppen und tuschelten: ‚äh, da ist er, will eine Trovatella heirathen! Nun freilich hat er ein Gelübde gethan — aber es ist doch eine Tollheit, sich sein Weib aus dem Findelhaus zu holen!' Ich weiß, was ich weiß und wie ich daran bin, vielleicht mehr zu beneiden als Mancher, der das Glück mit ganzen Fetzen vom Himmel zu reißen glaubt!"

„Du bist doch nicht etwa dagewesen, Benetto?"

Dieser überhörte die Frage.

„Eine von den Gevatterinnen stellte mich gar mitten auf dem Weg und warf mir den Namen ‚Rosettina‘ hin wie einen Vorwurf. ‚Hört,‘ sagt' ich, ‚was ist, was wollt Ihr mit der Rosettina? Hat sie mehr Anspruch auf mich als auf einen Andern von ihren zehn Freiern? Bin ich schuld, wenn sie sich meinetwegen etwas in den Kopf gesetzt?‘“

„Aber Du sahst sie doch gern, Benetto?“

„Wer sagt das, Mutter? Man ist jung und hat seine gesunden Augen und ein frisches Blut. Man sieht wohl auch, was schön ist und begehrenswerth, und geht selbst darnach, steht halbe Nächte lang vor gewissen Fenstern, singt seine Rispetti und Canzonen, gewiß, das sind solche Zeichen. Mancher würde es als Liebe deuten, man glaubt's fast selbst. Aber seit gestern weiß ich's anders. Das ist, als wenn Ihr nach Neapel kommt an einem trüben Tag und findet Alles herrlich und ohnegleichen. Da geht aber die Sonne auf und alles Bisherige war nichts gegen die Wunderpracht.“

Sie verstand ihn nicht und schüttelte den Kopf.

„Seid nur ruhig, Mutter, Euch zum Tort soll nichts geschehen — sangue di Dio, wie die Wunde brennt! Der lange Carlotto kommt mir aber nicht zum zweiten Male mit seinen Sticheleien. Nichts Schlimmes, Mutter: drunten auf der Marina sagte er mir Dinge wegen der Trovatella. Die Anderen lachten. Da kochte mir das Blut über, wir kamen aneinander, es gab eine Coltellata und da erhielt eben ein Jeder sein Denkzeichen, ich an der Hand, er an der Schulter. Hätte aber schlimmer kommen können, wenn die Anderen nicht dazwischen gefahren, und dann hätte die Trovatella lange warten müssen.“

Darauf ließ er geschehen, daß ihm die Mutter die Wunde auswusch und den Verband anlegte. Wie beiläufig kam es heraus, aber sie hatte die Frage schon lange auf dem Herzen:

„In Salerno, sagst Du, wolltest Du Dir die Braut holen?“

„Gewiß, Mutter, und diese Woche noch, ich denke, gleich morgen gehen wir hin.“

„Sollte es denn nicht — sollte es denn nicht — dasselbe sein, wenn wir in's Findelhaus von Neapel gingen, Benettino?“ Die Augen der Sprechenden schienen sehr eifrig mit dem Verbande beschäftigt.

„Aber wozu das, Mutter? Was habt Ihr, daß wir das Gelübde nicht in Salerno lösen sollen? Ein Findelhaus ist ein Findelhaus und eine Trovatella ist darum nicht vornehmer, wenn sie aus dem Bephotrophio von Neapel stammt.“

„Nun, ich denke, figlio mio, in Deinem Gelübde liegt es doch nicht, daß es gerade das Findelhaus von Salerno sein muß — wenn es überhaupt eine Trovatella ist, so wird die Madonna gewiß zufrieden sein.“

Was hatte die Mutter, daß sie sich gegen das Findelhaus von Salerno sträubte? Er sah sie fragend an, sie wich seinem Blicke aus.

„So, daß Du die Hand nicht unnöthig bewegst, gönne Dir Ruhe,“ sagte sie. „Es würde weniger Aufsehen machen, weißt Du,“ fügte sie dann kleinlaut hinzu.

„Weniger Aufsehen!“ rief er fast ärgerlich. „Die ganze Welt soll es wissen! Geschieht es doch der Madonna zu Ehren, Mutter, und denkt doch nicht, daß ich mich scheuen müsse, mein Bräutchen zu zeigen. Keine Prinzipessa ist werther, von der Sonne beschienen zu werden!“ Seine Augen flammten begeistert. „Und wißt denn, da Ihr es doch erfahren müßt — ich bin also gestern selbst im Hause der Findlinge gewesen und habe Alles klar gemacht. Es lag mir doch schwer auf der Brust, das Gelübde, und ich wußte nicht, was dazwischen käme. Da entschloß ich mich kurz und stieg hinauf zu dem Kloster San Niccola.“

„Nun, und . . .?“ rief die Mutter, die in die Kammer getreten war und sich dort zu schaffen machte.

„Ich will's Euch haarklein erzählen, Mutter, damit Ihr nicht denkt, ich sei nur so darauf los getappt. Hört, es hat mir Gedanken genug gemacht, aber mußt' es nicht sein? Da faßt' ich mir endlich Muth!“

Und nun begann er in der Stube auf und nieder zu gehen, seine Schritte waren wie ein Taktschlag zu der Erzählung. Zuweilen blieb er an der Thüre stehen, ob die Mutter auch zuhörte. Was trieb sie nur in dem Halbdunkel der Kammer? Zuletzt saß sie still auf dem Bett mit tiefgesenktem Kopf; Benetto glaubte im Vorüberschreiten zu bemerken, wie sie zuweilen mit den Händen hastig gegen die Stirn tastete.

(Fortsetzung folgt.)

Jagd in Norwegen.

Skizzen

von

Eugen Friese.

(Nachdruck verboten.)

I.

Steil recken die Felsen von der schmalen Thalsohle ihre schneegekrönten Häupter bis über viertausend Fuß hoch empor. Hier ist von keiner relativen Höhe, beeinträchtigt durch die Umgebung, von der aus unser Auge die Eindrücke aufnimmt, die Rede, — unmittelbar aus den Fjords oder deren Seitenthälern thürmen sich die gigantischen Formen der skandinavischen Alpen auf und wirken durch die Wucht ihrer Großartigkeit fast niederdrückend auf den Beschauer.

Frisch nach Norwegen herübergekommen, merken wir bald, daß uns die richtige Beurtheilung der Höhenverhältnisse und der Entfernungen gänzlich abhanden gekommen ist. Die Klarheit der Gebirgsluft, vor Allem aber die eben erwähnte Greifbarkeit der riesigen Felsmassen wirken vereint, Täuschungen zu wecken, bei deren Richtigstellung wir über unsere Irrthümer geradezu verblüfft sind.

In Odde, dem südlichsten Punkt des Hardangerfjords, begegnete es mir, daß ich, vor der Thüre des Hotels stehend, die nächstgelegenen Bergspitzen mit den Höhen der sächsischen Schweiz verglich und jenen nur einen geringen Vorsprung vor diesen lassen wollte. Mein Reisegefährte bestritt den Vergleich, indem er mir sagte, wie oft auch er sich bereits in Norwegen bei Messung von Höhen und Entfernungen getäuscht habe.

Schon war es meinen überzeugenden Worten fast gelungen, die Gegengründe meines Freundes aus dem Felde zu schlagen, oder war es von Neuem die Täuschung, von der ich vorhin sprach, in der er sich jetzt nach langer Abwesenheit von Norwegen wiederum befand, genug, er war gerade daran, mir Recht zu geben, als sich ein Norweger in unser Gespräch mischte, dessen Inhalt wegen seiner Kenntniß des Deutschen ihm nicht entgangen war.

„Jene Felsmauer ist etwa viertausend Fuß über dem Fjord, jene Zacke fünftausend und endlich der Kegel dort über dem Buerbrä *) kommt mit seiner Spitze nahe an sechstausend Fuß heran,“ belehrte uns der Fremde.

„Sind Sie in dieser Gegend zu Hause?“ fragte ich, noch immer ungläubig.

„Ich bin Regierungsbeamter und habe die Messungen hier herum selbst geleitet,“ war die Antwort.

Von nun an ließ ich mich nicht mehr auf Vergleiche und Schätzungen ein, sondern genoß, was Mutter Natur und wie sie es mir bot: unmittelbar, ohne Klügeleien und höchstens mir in dem Reisehandbuch Raths erholend, indem ich gern das eigene Urtheil hintansetzte.

Wir stiegen das einsame, wilde Thal aufwärts. Das Donnern des in Wasserfällen und Kaskaden herabstürzenden Gebirgsstroms übertönte unsere Worte, so daß wir schweigend unsern Pfad fortsetzten, um uns nur von Zeit zu Zeit nach dem Führer umzuschauen, der das kleine, mit unserem Gepäck beladene norwegische Pferd am Zügel führte.

Das Wetter war trübe und regnerisch. Fast bis zum Spiegel des Fjord hingen die mächtigen Wolkenmassen, einen durchdringenden, kalten Regen über uns schüttend, der uns wohl in kurzer Zeit bis auf die Haut durchnäßt haben würde, wären wir nicht durch unsere wasserdichten Wettermäntel geschützt gewesen. Es lag in unserer Absicht, einem der berühmtesten Bären- und Rennthierjäger Norwegens einen Besuch abzustatten und uns mit ihm wegen etwa zu veranstaltender Jagden zu verständigen.

Der Mann besaß einen Gaard (Hof) etwa eine norwegische Meile von der Mündung des erwähnten Gebirgsstroms in den Fjord und betrieb neben der Landwirthschaft die Jagd als Gewerbe. Es ist das eine häufige Erscheinung unter den norwegischen Bauern, weil das Geschäft — freilich unter Mühen und Entbehrungen, von denen der deutsche Jäger sich keine Vorstellung machen kann — ein ziemlich einträgliches ist. Neben dem Erlös für die Felle zahlt nämlich die Regierung eine hohe Prämie für Bären, Vielfraße und Füchse, beispielsweise für das erstere Wild, soviel mir erinnerlich ist, 25 Kronen.

Dieß ist auch der Grund, weßhalb die Eingeborenen den fremden Jäger gerade nicht mit offenen Armen empfangen, wenn sie selbst das edle Waidwerk betreiben. Der beste Beweis dafür dürfte sein, daß das Volksthing die Einfuhr von Hunden aus dem Auslande gesetzlich untersagt hat. Bis vor Kurzem war es möglich, über Schweden Hunde in das Land zu schmuggeln; wie ich jedoch neuerdings gelesen, liegt jetzt auch der Volksvertretung dieses Landes eine Vorlage vor, welche die Umgehung jenes norwegischen Gesetzes zur Unmöglichkeit macht. Jeder Jäger wird hieraus folgern können, wie die Ausübung der Jagd durch derartige Bestimmungen für den Fremden erschwert ist. Man hat das Gesetz nicht ohne begründete Veranlassung gegeben. Vor Allem mögen es die Engländer gewesen sein, welche mit ihren vortrefflichen Vorstehhunden z. B. den Rüpers (Schneehühner) ein baldiges Ende bereitet haben würden, wenn man hier nicht einen Riegel vorgeschoben hätte.

Ein Arzt in Stavanger erzählte mir, wie die Söhne Albions die Jagd auf Schneehühner betrieben haben. Sie mordeten eben, was ihnen vor die Flinte kam, notirten am Abend die Summe des geschossenen Wildes in ihrem Jagdjournal und — ließen die Vögel dann verderben, weil Niemand da sei, der die Massen verzehren könnte, und der Transport von den unwirthlichen, unwegsamen Schneehühnertrakten sich zur Unmöglichkeit gestaltete.

Unser Bärenjäger, der uns empfohlen war, sollte zugänglicher sein, als es in der Regel bei den norwegischen Jägern von Beruf der Fall ist. Wir konnten hoffen, ihn mit guten Worten und klingender Münze uns dienstbar zu machen. Man möge sich über die Anwendung dieses letzteren Mittels bei jenen Naturmenschen nicht wundern. Wie überall, so verfehlt es auch dort seine Wirkung nicht. Die Armuth des Landes ist eine so große, die Eingeborenen müssen unter so schwierigen Verhältnissen sich ihr täglich Brod erwerben, daß das Geld des Fremden, welcher sie in ihren abgelegenen Heimstätten aufsucht, ihnen hochwillkommen sein muß.

Doch will ich hiebei Gelegenheit nehmen, den Normann gegen einen aus Obigem vielleicht abgeleiteten Verdacht zu schützen: wirkliche bettelhafte Armuth, wie sie uns in unseren Kulturstaaten nur zu häufig begegnet, Bettler von Profession, die an der Straßenecke dem Vorübergehenden auflauern, sind in Norwegen fast unbekannt und allenfalls nur in einzelnen Exemplaren in den größeren Städten zu finden.

Unser Bärenjäger war vollberechtigt, von uns Geld für das Opfer an Zeit, welches er uns brachte, zu nehmen, besonders da er nach dem, was wir über ihn in Erfahrung gebracht hatten, überaus arm sein sollte. —

Immer steiler wurde unser Weg, immer wilder lagen die Felsblöcke übereinander gethürmt und nur mit Mühe vermochte der Führer mit dem Pferde uns zu folgen. Dabei engten die Felsen das Thal mehr und mehr ein, so daß es endlich den Charakter einer schmalen Felsschlucht annahm, auf deren Fuß der Wildbach seine grünweißen Gletscherwasser peitschte, daß der Wasserstaub oft in dichten Wolken über den brodelnden und zischenden Felskesseln sich erhob.

Wir hatten die mühsame Wanderung in dem niederdrückenden Regenwetter herzlich satt, als endlich bei einer Biegung der Schlucht unser Ziel vor uns lag. Erstaunt blieben wir einen Moment stehen, um das eigenthümliche Ding, welches eine menschliche Wohnung bedeuten sollte, einer näheren Betrachtung zu unterziehen. Das Wohnhaus des Bärenjägers war ein Blockhaus der rohesten Art. Man sieht derartige Behausungen vielfach in Norwegen: so eigenthümlich, wie für den Rahmen der wilden Umgebung geschaffen, ist mir keine erschienen.

Als hätte eines Giganten Hand sie aufeinander geschleudert, so waren die fast gänzlich unbehauenen Holzstämme zu Wänden aufgeschichtet. Mächtige hölzerne Riegel hielten die Blöcke an den Kopfenden zusammen. Die Fugen waren roh mit Moos und Lehm verstopft. Zwei erblindete, zum Theil zerschlagene und mit Papier verklebte Fenster gaben zu beiden Seiten der gänzlich kunstlosen, nur aus Latten zusammengenagelten Thüre dem Innern der Hütte ein jedenfalls nicht ausreichendes Licht, welches noch beeinträchtigt werden mochte durch den dichten Rauch des Herdfeuers. Letzteres fand ohne eine Esse den Ausweg in's Freie durch ein Loch in dem mit Erde und Moos bedeckten Dache.

Aber nicht allein das Rohe, Urwüchsige der Hütte, die in ihrer Ursprünglichkeit in die Zeit der Pfahlbauten zu passen schien, war es, was uns stutzen machte. Oftmals schon waren uns auf unseren Streifereien ähnliche primitive Häuschen begegnet, vielmehr hafteten unsere Blicke mit gerechtem Erstaunen auf einer langen Reihe gebleichter Thierschädel, welche gewissermaßen den Fries der Vorderfront des Hauses bildeten; — ich zählte deren dreizehn, die an dem obersten Balken unter dem Dache befestigt waren und mit ihrem mächtigen fletschenden Gebiß einen gar unheimlichen Schmuck bildeten.

Unter ihnen und ebenfalls an der uns zugekehrten Giebelwand bemerkten wir noch eine Menge Rennthiergeweihe, meist auch von Wind und Wetter gebleicht und der braunen Schale beraubt. Und nun denke man sich diese menschliche Wohnung an eine fast lothrechte, wohl dreitausend Fuß hohe Felswand gelehnt, umgeben von bemoosten Steinblöcken, mitten in einem Ur *) und dahinter die Schlucht immer enger zusammengehend, so daß sie uns endlich aus einem schwarzen, unergründlichen Schlund angähnte, aus dem nur an wenigen Stellen der weiße Gischt des Gletscherbaches herüberleuchtete!

Und wie kläglich die Vegetation ringsum! — wenige Morgen Acker und Wiesen mochten von der Hand des Besitzers zwischen den Steinblöcken urbar gemacht sein. Erstere gaben ihm das nöthige Fladbröd, letztere nährten seine beiden Ziegen, welche in einem an die hintere Seite des Blockhauses angebauten Gelaß ihr Meckern hören ließen. Der Jäger zeigte uns später die Thiere mit sichtlichem Stolz. Waren es doch mit seinem Hunde die einzigen Gefährten seiner Einsamkeit.

Letzterer meldete jetzt die Fremdlinge durch ein kurzes, unterdrücktes Bellen an. Er war um die Ecke des Hauses herumgekommen und blickte mit seinen klugen Augen zu uns herüber, wagte aber meinem Locken nicht zu folgen. Erst als die Thüre sich öffnete und sein Herr heraustrat, um sich uns mit kurzem, aber freundlichem Gruß zu nähern, schloß er sich ihm schweifwedelnd an.

Das also war der bekannte Bären- und Rennthierjäger, von dem uns die Bauern schon so viel gesprochen. Eine hohe, sehnige Gestalt, auf deren breiten Schultern ein bronzefarbener Kopf mit grauen, scharfblickenden Augen saß. Ohne jede Spur von Verlegenheit oder Ueberraschung blickte er uns prüfend in's Gesicht.

„Ihr seid Engländer und wollt jagen?“ fragte er und strich sich dabei das lange weiße Haar in den Nacken. „Schlechte Zeit dazu gerade jetzt; für Rüpers zu früh und für Bären zu spät. Hättet kommen müssen, als der Schnee noch in den Thälern lag, da wäre eher etwas auszurichten gewesen.“

Mein Reisegefährte berichtigte den Irrthum unserer Nationalität. Dann erwähnte er, daß er bereits im Frühjahr in Norwegen zur Bärenjagd gewesen sei, aber trotz aller Anstrengungen keinen zum Schuß habe bekommen können.

Der Jäger lachte still vor sich hin.

„Ja, so ein Bär!“ sagte er; weiter nichts.

Damit schritt er uns voran seiner Behausung zu. Vorher war mir das Originelle der Kleidung des Mannes wegen des Interesses, welches mir sein kühngeschnittenes Gesicht einflößte, weniger aufgefallen. Als er uns jetzt den Rücken zukehrte, mußte ich unwillkürlich lächeln. Glich er doch einer in ein Lederfutteral gesteckten menschlichen Figur. Seine ganze Kleidung zeigte ein einförmiges Braun, und nur das norwegische Messer, das Tollekniv, welches mit seinem untern Theil aus der kurzen

*) Brä — norwegisch für Gletscher.

*) Ur: durch Bergstürze entstandene, wild durcheinander geschleuderte Felsmassen von oft großer Ausdehnung.

Lederjacke hervorsah, unterbrach die Einförmigkeit seiner Erscheinung.

Als wir zur Thüre hereintreten wollten, konnte ich nicht umhin, noch einen Blick auf die mächtigen Schädel über mir zu werfen. Sie rührten sämmtlich von Bären her und waren zum Theil außergewöhnlich stark. Besonders einer unter dem Rennthiergeweih über dem Eingang fiel mir durch seine Größe auf. Als ich einen Augenblick stehen blieb, um das Prachtexemplar zu bewundern, wandte sich der Jäger zurück.

„Den hat meiner Mutter Bruder theuer bezahlt. Mußte doch er und sein Weib — Beide zusammen ihr Leben für die Decke hingeben. Ein theurer Preis, sonderlich, wenn man nicht einmal die Staatsprämie dafür bekommt."

Mein Reisegefährte dolmetschte mir die Worte des Jägers und veranlaßte mich, den Sitz des Denkvermögens des Meister Petz nochmals genau zu betrachten, wobei ich mich eines leisen Schauders nicht erwehren konnte bei dem Gedanken, von diesen zolllangen Fangzähnen bearbeitet zu werden. —

Das Innere des Blockhauses entsprach seinem Aeußern vollkommen. Es war das Ursprünglichste, was ich jemals von einer menschlichen Behausung gesehen: die Wände zeigten wie draußen die rohen Baumstämme, nur waren die Fugen mit einer stärkeren Lehmschicht versehen. Fischerei- und Jagdgeräth hing in allen möglichen Sorten an mächtigen, in das Holz getriebenen Riegeln. Unter den Netzen, Angeln, Jagdmessern und längstvergangenen Zeiten angehörenden, gänzlich werthlosen Gewehren fiel mir eine einfache, aber neue und solid gearbeitete Büchse auf, die ich prüfend zur Hand nahm.

„System Henri-Martini," sagte mein Reisegefährte, der neben mir stand, „der Ruin der Rennthierjagd in Norwegen. Jeder einigermaßen bemittelte Bauer besitzt ein solches Gewehr und gebraucht es bei dem ungemein weiten Schuß, den dasselbe besitzt, in geradezu unverantwortlicher Weise. Da pürschen sich die Burschen an eine Rennthierheerde heran, und wenn sie merken, daß die überaus scheuen Thiere Witterung von ihnen bekommen und flüchtig werden wollen, wird mitten drunter geknallt, sei es auf tausend Gänge und mehr. Die Kugel fliegt eben hin, und ob sie nun mehrere Stücke Wild, Gais oder Bock trifft, das gilt den Aasjägern gleich. Ein Glück ist's nur, daß die Regierung die Thiere jetzt durch eine gesetzliche Schonzeit schützt. Freilich bei den ungeheuren Dimensionen der Rennthiertrakte ist auch das nur von zweifelhaftem Werth. Wer will hier eine Uebertretung des Gesetzes ahnden? — wo kein Kläger ist, gibt's auch keinen Richter."

Während der Führer im Verein mit Olaf, dem Jäger, unser Gepäck in eine Ecke staute, sahen wir uns weiter in dem Raume um. In einer Ecke stand ein aus Brettern roh gezimmertes Bett, mit Rennthier- und Ziegenfellen unordentlich bedeckt Den Mittelpunkt der Rückwand nahm ein großer Herd aus Granitblöcken ein, auf dem über einem rauchenden Feuer ein berußter eiserner Kessel brodelte. Der Geruch belehrte uns, daß in dem Gefäß die bekannte norwegische Grütze bereitet werde, ein Gericht, dem selbst mein wüthendster Hunger keinen Geschmack abgewinnen konnte.



Brückenzoll. Nach einem Gemälde von Robert Beyschlag.

Wie bereits erwähnt, leitete keine Esse den Rauch ab. Derselbe suchte und fand seinen Ausweg durch ein Loch in der Decke, ohne uns jedoch vorher den zweifelhaften Werth seines erwärmenden Daseins in fühlbarer Weise zu erkennen zu geben. Olaf war der Ansicht, durch einen Rauchfang ginge zu viel Wärme verloren, und wir nickten seinen Worten Beifall, denn wir waren berechtigt, zu zweifeln, daß die rauchabführende Verbesserung an dem Hause noch während unserer Anwesenheit in demselben vor sich gehen würde.

Wir mußten unsern Wirth bei Humor erhalten. Deßhalb erzählten wir ihm, wie sein Jagdruhm zu uns gedrungen sei und wir eine Reise nach Norwegen ohne seine Bekanntschaft für unvollkommen erachtet hätten. Und der alte Olaf lächelte geschmeichelt, wenn man ein leichtes Zucken auf seinem braunen Gesicht damit bezeichnen darf. Er war eben Jäger nicht nur von Profession, sondern auch mit wahrer Passion, — wir hatten den wundesten Fleck an ihm gefunden, den alle Jäger wie im Süden so auch im Norden besitzen. —

Der Abend dämmerte herein, von welcher Veränderung in der Gotteswelt wir in dem Blockhause freilich wenig merkten. Die Fichtenklötze auf dem Herd ließen ihr fröhliches Knallen ertönen und wir saßen bei einem Glase steifen Toddy um das Feuer herum und erzählten uns Jagdgeschichten.

Das Herz ging dem Bärenjäger bei dem Genuß des erwärmenden Getränkes mehr und mehr auf, wir hatten ihn bereits auf einigen seiner Streifen gegen Meister Petz begleitet, als ihn plötzlich eine von mir gestellte Frage für den Augenblick zum Schweigen brachte. Erst nachdem er einen langen Schluck gethan und sich ein neues Stück Kautabak in den Mund geschoben, ging er an die Beantwortung derselben.

„Wie meiner Mutter Bruder und sein Weib ihr Leben gegen den Bären verloren haben, wollt ihr wissen? — Das ist bald erzählt."

Und nun folgte eine Jagdgeschichte, die ich in Folgendem dem Leser mit meinen eigenen Worten wiedergeben muß, weil mir durch das Dolmetschen meines Freundes am Ende doch nur der Sinn der Erzählung klar wurde.

Es war zur Frühjahrszeit. Der Südwest leckte den Schnee von den Matten und die Bauern machten sich fertig, die Heerden aus den dumpfen Ställen nach den hochgelegenen Säters, den nordischen Sennen, zu treiben. Dieses ist die Zeit, in welcher der Bär den mit wenig Unterbrechungen gehaltenen Winterschlaf abschüttelt, um mit dem weichenden Schnee ebenfalls aus den Schluchten, in denen er gehaust, in die höheren Gebirgsregionen zu ziehen.

Hauptsächlich ist es die Aesung, welche ihn zum Wechsel seines Wohnsitzes veranlaßt. Er ist ein Allesfresser, liebt aber vorzüglich auch die frischen Triebe der Gebirgsgräser, die er gleich einem Rinde grast. Neben den Nahrungssorgen ist es jedoch der Wechsel in dem Leben der Einwohner, der ihn veranlaßt, sein tief liegendes Winterquartier zu verlassen. Wo vorher paradiesische Ruhe herrschte, da tönt jetzt das Geläut der Rinderheerden, und Meister Petz trollt sich, denn er liebt diese Musik nur, wenn sie ihm einen fetten Braten zuführt.

Und davon kann zu dieser frühen Jahreszeit noch keine Rede bei ihm sein, weil er wieder zu Kräften kommen muß, ehe er daran denken darf, gegen das wilde Gebirgsvieh zu Felde zu ziehen. Er hat eben während des Winterschlafs vom Kapital seines Fettes leben müssen, eine Bantingkur, um deren Erfolg ihn jeder Marienbader Kurgast beneiden möchte. Er ist im Frühjahr bejammernswürdig mager und durchaus nicht zu Streitigkeiten aufgelegt, indem er dem alten Satze huldigt: der Klügere gibt nach.

Ueberdieß bedarf er gerade jetzt seiner ganzen Schlauheit, um den mannigfaltigen Nachstellungen seiner Verfolger zu entgehen. Man erlasse mir, hier die vielen Jagdmethoden, welche man gegen den Bären anwendet, näher zu schildern. Erwähnen will ich nur die drei bei den Norwegern gebräuchlichsten. Man jagt ihn mit Hunden, welche ihn stellen, bis der Jäger herankommt und diesem so Gelegenheit geboten ist, möglichst günstig eine Kugel anzubringen. Dann schießt man ihn nächtlicher Weile auf dem Anstand bei einem ausgelegten Kadaver, und endlich legt man Selbstschüsse, welch' letztere Maßregel jedoch vorher in den umliegenden Ortschaften zur Vermeidung von Unglücksfällen bekannt gemacht werden muß.

Selbstredend ist die erste Jagdart als die waidgerechteste, aber auch gefährlichste zu betrachten. Freilich sucht der Bär, selbst wenn er verwundet ist, meist sein Heil in der Flucht;



Kaiser Rudolf I. von Habsburg zieht nach Oesterreich. Originalzeichnung von V. Katzler.

kann er aber nicht mehr ausweichen oder sieht er seine Jungen gefährdet, so geht er unbedingt zur Offensive über und ist dann ein äußerst gefährlicher Gegner, dem gegenüber der Jäger sich vorzüglich mit eiserner Ruhe zu wappnen hat, um mit der fehlenden zweiten Kugel aus der Doppelbüchse nicht jede Hoffnung auf Erfolg zu verlieren. Der dann folgende Kampf geht eben bis auf's Messer.

Nach diesen wenigen erläuternden Worten will ich in der Erzählung Olaf's fortfahren.

Seiner Mutter Bruder, Jarlson mit Namen, besaß vor ihm das Blockhaus. Er hauste in demselben mit seinem Weibe Marie in kinderloser Ehe. Die beiden alten Leute lebten glücklich in ihrer Abgeschiedenheit, ein Glück freilich, das nicht nach Jedermanns Geschmack sein mochte. Er war Jäger von Beruf. Während er auf dem Hochfjeld Bären, Rennthiere und Rüper jagte, dem Vielfraß, dem Fuchs, dem Marder und Iltis Fallen stellte, präparirte sie daheim die Felle für den Versandt nach den Hafenplätzen und dörrte Seefische und Rennthierfleisch zum Vorrath für den langen nordischen Winter.

Die letztere Jahreszeit gestaltete sich in ihren Folgen für das Weib des Jägers oft recht trübe. Wenn der Schnee in ungeheuren Massen die Thäler füllte, wenn die Rennthiertrakte wegen der über ihnen hintobenden Schneestürme unzugänglich waren und der alte Jarlson brummend sein Schießzeug an den Riegel hing, weil es immer von Neuem Rost ansetzte nach dem guten Wort: „Rast' ich, so rost' ich", dann griff er in seinem Unmuth nach der Flasche und holte sich bei ihr Trost.

Das waren der alten Marie schlimmste Zeiten; denn je mehr ihr Mann trank, desto mürrischer wurde er, bis er sie endlich gar schlug, wenn sie ihm Vorwürfe machte und den Aquavit beiseite stellen wollte. Und trotz dieser häuslichen Szenen hatten die Alten einander lieb in ihrer Weise, die freilich zu der bei den Kulturvölkern üblichen in argem Kontrast stand.

Mit dem Frühling kehrte bei dem Jäger der Frohsinn wieder ein. So war es auch dießmal der Fall. Während draußen von den Granitwänden die Lawinen donnernd zu Thal stürzten, während der Föhn sausend über das riesige Schneefeld des Folgefonn strich und die Gletscher langsam ihren Alles vernichtenden Todesmarsch nach den Fjords fortsetzten, saß Jarlson am Herdfeuer und goß Kugeln, und sein Weib stand neben ihm, wie er schmunzelnd und aus der kurzen Thonpfeife mächtige Rauchwolken ziehend.

„Drei, meinst Du, sind es gewesen?" fragte sie.

„Die Alte mit zwei Jungen. Den ersten Ausgang hat sie gemacht, der Brut zu zeigen, wie die Welt ausschaut. Nach dem Brä hinauf ist sie, wo vor nun zehn Jahren der Ur niederging. Dort ist das Gestein zerklüftet — voller Risse und Höhlen. Darinnen hat sie ihr Lager und freut sich über den Besuch, den ich ihr zugedacht habe."

Sie lachten gar vergnüglich vor sich hin, die beiden Alten.

„Drei Prämien auf einmal!" Damit schlug das Weib die Hände ineinander, daß es laut klatschte. „Drei Prämien und keine Noth für den ganzen Sommer damit."

Und sie ging nach einer Ecke des Gemachs und hob aus dem Estrich ein quadratisches Brett. Darunter befand sich ein Loch, der Flaschenkeller des würdigen Bärenjägers, dem Marie jetzt die letzte Flasche Aquavit entnahm. In Eintracht wurde sie zur Hälfte geleert und der Rest zum nächsten Tage, zu der bevorstehenden Bärenjagd zurückgestellt.

Schon am frühen Morgen war Jarlson ausgezogen, auf dem Rücken die langen Schneeschuhe — weil er nicht wußte, ob er dieselben nach dem Gletscher hin nicht würde gebrauchen können — über der Schulter die großkaliberige Büchse, im Gurt den breitrückigen Tollekniv, in der Rechten den eisenbeschlagenen Bergstock, und ihm voraus in mächtigen Sätzen der stachelhaarige Rob, ein Hund, der auf der Bärenjagd seines gleichen suchte. —

Die alte Marie war zu wiederholten Malen herausgegangen, um nachzusehen, ob ihre Ehehälfte noch immer nicht heimkäme — vergebens. Der Abend dämmerte, schnell brach die Nacht über das Thal herein und mit dem Gefühl berechtigter Sorge setzte sich das Weib an das Feuer und zündete ihre von Neuem gefüllte Pfeife an. Dann starrte sie in die glimmenden Kohlen und horchte nur auf, wenn der Wind die verwehten Laute der donnernden Lawinen ihr zuführte.

Da gab's plötzlich einen Schlag an das Haus, daß die starken Stämme in ihren Grundvesten erbebten, die Thüre flog auf und herein in die Stube rollte ein großer haariger Knäuel, brummend und prustend, bis dicht vor Mariens Füße, die vor Entsetzen aufgesprungen war und einen Angstruf über den andern ausstieß.

„Da ist Einer! — morgen holen wir die anderen beiden."

Jarlson stand in der Thüre und hielt an der Leine den wüthend zerrenden Hund zurück.

„Rob hat ihn gestellt, als er nicht weiter konnte über die Schneewand am Brä, wo der sich in's Thal hineinzwängt. Darnach hab' ich dem kleinen Burschen die Schlinge umgeworfen und ihn gebunden wie ein Kalb. Das ist etwas für den Kapitän von der ‚Ellida', der jetzt jeden Tag unten im Fjord anlegen kann. Der bringt den jungen Bären hinüber nach Hamburg und löst ein schönes Stück Geld dafür."

Und die beiden Alten machten sich mit inniger Freude daran, dem jugendlichen Petz in einer Ecke ihrer Behausung einen Verschlag herzurichten, wo er, an eine Kette gelegt, bis zu seinem Weitertransport ein ruhiges Stillleben führen sollte.

Kaum begann der Morgen im Osten zu grauen, als Jarlson, schon zur Jagd gerüstet, von seinem Weibe Abschied nehmen wollte. Sie wollte ihn heut nicht ziehen lassen. Unruhige Träume hatten sie heimgesucht, und wie alle Bewohner der gebirgigen Einöden des Nordens war auch sie abergläubisch. Er lachte ihrer Sorge. Sie stand in der Thüre, die Pfeife im Munde, und schaute ihm nach, wie er eben um die nächste Felsecke verschwinden wollte. Plötzlich drehte er sich um. Mit einem Ruck nahm er seine Büchse zur Backe, der Schuß knallte und die Thonpfeife flog, von der Kugel getroffen, in Stücken der Alten um den Kopf.

„Ha, ha, ha! — hast noch Furcht? — schaust, Dein Alter vermag die Büchse noch zu führen trotz seiner sechzig Jahre."

Damit war Jarlson fort, und sein Weib suchte aus ihrem Vorrath eine neue Pfeife hervor. Sie war jetzt ruhiger geworden. Das Kunststück war in früheren Jahren häufiger von dem Jäger ausgeführt worden, sonderlich wenn der Aquavit einmal die Herrschaft über den rauhen Burschen ausübte. Seit Jahren hatte er den Schuß nicht mehr gethan. Er hatte seine alte Geschicklichkeit von Neuem bewiesen und damit der alten Marie die Unruhe benommen. —

Und wieder war die Nacht hereingebrochen, wieder hüllte Dunkelheit das Thal, und die Alte saß wie am Tage zuvor am Feuer und starrte in die Kohlen. Der Jäger hatte versuchen wollen, auch das andere Junge lebendig zu fangen. Er hatte die Absicht gehabt, die Bärin in ihrer Höhle aufzusuchen, sie zu erlegen und darnach das Kleine, wie schon seinen Bruder, zu fesseln. Der Gewinn war eben ein doppelter: neben der Staatsprämie der Preis, den der Kapitän der Ellida zahlte. —

„Da wären wir der Sorgen ledig für den ganzen Sommer," sprach das Weib vor sich hin, dann horchte sie plötzlich hochauf. War's ihr doch, als trüge der Wind Rob's Gebell herüber, dazwischen klang es wie dumpfes Gebrüll, und endlich glaubte sie auch ihres Mannes Stimme zu erkennen.

Sie sprang auf und griff nach dem alten rostigen Waidmesser neben ihr an der Wand. Eilende Schritte kamen auf das Blockhaus zu. Von einer schrecklichen Ahnung erfaßt, stürzt sie nach der Thüre, im selben Augenblick aber wird dieselbe von draußen aufgerissen und ihr Mann steht vor ihr. Er will vorwärts, als ihn plötzlich eine unwiderstehliche Macht rückwärts zu Boden schleudert. Ein wilder Fluch, dann ein Entsetzen erregendes Brüllen, dazwischen das wüthende Heulen und Zerren Rob's, und Marie ist das Schreckliche der Situation zur Gewißheit geworden: der Jäger hat der Bärin das Junge geraubt und sie versucht nun, ihm die Beute abzuringen.

Mit gellendem Angstschrei stürzt die Alte vorwärts. Sie sieht beim Schein des Herdfeuers einen wirren, sich umherwälzenden Klumpen. Anfangs vermag sie die Kämpfenden nicht von einander zu unterscheiden, bis sie endlich die braune, zottige Masse des Bären erkennt und mit wüthendem Stoß das Waidmesser der Bestie bis zum Heft in die Flanke stößt. Ein Gebrüll, ein Stöhnen und Röcheln, und dann ist Alles still, bis plötzlich ein klagendes Hundegeheul ertönt, immer lauter und lauter, daß die Felsen das Echo wiedergeben und der Wind es auf seine Fittige nimmt und es hinunterträgt bis an den Fjord, wo der Schwestersohn des alten Bärenjägers in der Fischerhütte am Strand haust. —

Olaf war von dem Geheul des Hundes aufgeschreckt. Es war gegen Morgen. Im Osten dämmerte es bereits, als er eilig seine Kleider überwarf und Rob's Ruf folgte. Ihm war es, als sehe er vor sich die Gestalt des Thieres im Nebel der engen Schlucht; — hatte Rob ihn rufen wollen? — war ein Unglück passirt bei den Alten?

Während seiner Wanderung vernahm er das Geheul des Hundes nicht mehr. Erst als er sich dem Blockhaus mehr und mehr näherte, klang es wieder, wie er es zuvor im Schlafe gehört. Endlich bog er um die letzte Felsecke und der Schauplatz des blutigen Ereignisses der vergangenen Nacht war vor ihm: den alten Jarlson hatte die Bärin entsetzlich zugerichtet. Mit verglasten Augen, die Brust von den Krallen der Bestie zerfleischt, lag er auf dem Rücken, der riesige Leib seines zottigen Feindes über ihm und auf diesem hockend der heulende Hund.

Voller Schreck stutzte Olaf, ehe er näher trat, um die Lösung des Ganzen zu suchen und zu finden: neben der eben beschriebenen Gruppe lag die alte Marie. Der Schlag hatte sie getroffen. Der Lebensfunken flackerte schwach in ihr, sie hatte nicht mehr die Kraft gehabt, sich in die Hütte zu schleppen. Nur noch auf einige Augenblicke kehrte ihr Bewußtsein zurück. Als sie Olaf an ihrem Lager, auf das derselbe sie getragen, erblickte, erklärte sie ihm Alles und empfahl ihm die Sorge um die jungen Bären und um Rob, den Bärenhund, — sie war das echte Weib eines Jägers.

Bald darnach starb die Alte. Olaf fand den zweiten jungen Bären zu einem Knäuel zusammengeschnürt kaum fünfzig Schritte von der Hütte. Der alte Jarlson hatte ihn bei der Flucht endlich von sich geschleudert, als er sah, daß Rob nicht im Stande war, seine Verfolgerin aufzuhalten.

So erbte Olaf des alten Jägers Hütte und seine Jagdgründe.

„Das war in der guten alten Zeit," schob ich ein, als der Jäger seine Erzählung beendet hatte, mehr um seinen Widerspruch zu reizen, als weil ich überhaupt daran zweifelte, daß es auch heut noch das kostbare Wild in der Gegend gebe.

Um Olaf's Mundwinkel zuckte es spöttisch, als er mir antwortete:

„Wollen einmal sehen, was der Morgen bringt. Ich glaube, Du wirst bald überzeugt sein, daß der letzte Bär hier herum noch nicht zur Strecke gekommen ist."

Damit leerte Olaf sein Glas und machte sich daran, in einer Ecke ein Lager aus Heu herzurichten, das er für sich und den Führer bestimmt hatte. Das Bett sollten wir in Besitz nehmen, was wir jedoch energisch ablehnten und uns mit der Streu begnügten. Die Erfahrung hatte uns belehrt, daß mit den Insassen norwegischer Betten nicht zu scherzen sei. Unsere Vorsicht sollte belohnt werden, wir schliefen auf der duftenden Streu einen köstlichen Schlaf und träumten von der bevorstehenden Bärenjagd.

Auf dem Tramway.

(Hiezu das Bild S. 533.)

In Italien fährt man nicht, um schnell zum gewünschten Ziel zu kommen — der Italiener fährt zum Vergnügen; wie er vor dem Café sitzt, um eine Stunde gemächlich zu vertändeln, so steigt er in den Einspänner oder in eine der unzähligen „Tramwais", wie man in Italien sagt, um eine Stunde mit dem Vergnügen des Fahrens auszufüllen. Die Wägelchen und die Pferdebahnwagen sind aber auch zu diesem Zweck wie geschaffen: offen, leicht, luftig, einladend, elegant, und das Leben, besonders in den Wagen des Tramway, da auch die Damen von der gleichen Leidenschaft für das Fahren beseelt sind wie die Herren der Schöpfung — von eigenartigem und oft sehr pikantem Reiz, wie die Illustration, die uns in einen Pferdebahnwagen in Mailand oder Neapel blicken läßt, dieß anmuthig und treu wiedergibt.

Literarische Plaudereien.

Englische Literatur.

Von

Bruno Walden.

(Nachdruck verboten.)

II.



iß Fothergill zählt zu den jüngeren und begabteren Gliedern des stattlichen Korps englischer Romanschriftstellerinnen, und das Lesepublikum hat ihr schon ein paar recht hübsche Bücher zu danken; in ihrem jüngsten, „Kith und Kin", aber hat sie einen unsympathischen Stoff behandelt, der Einem das Vergnügen an des Romans Vorzügen ein wenig vergällt. Es ist gewissermaßen die Erbsünde, der Satz, daß sich die Sünde der Eltern an den Kindern räche, der den Konflikt abgibt. Mrs. Conisbrough hat sich durch Verheimlichungen und leichte Entstellungen der Wahrheit vor so und so viel Jahren auf Kosten des Enkels in der Gunst eines reichen Oheims festgesetzt. Eine vermögenlose Wittwe mit drei Töchtern, hat sie ihr Herz daran gesetzt, ihn zu beerben, aber dank jener Gerechtigkeit des Geschickes, die namentlich in Romanen heimisch ist, trifft der alte Herr vor seinem Tode noch mit dem Enkel zusammen und setzt ihn zum Erben ein, ohne die falsche Nichte auch nur mit einem Legat zu bedenken. Da Niemand das Motiv des Verstorbenen kennt, ist alle Welt über diesen Akt scheinbarer Ungerechtigkeit empört, und der Erbe selbst bemüht sich, einen, theilweise mindestens, wieder gutmachenden Ausgleich zu treffen, wird aber von Judith, der ältesten Tochter der Mrs. Conisbrough, auf das Herbste und beinahe verletzend zurückgewiesen. Das Mädchen hat das unehrenhafte Verfahren der Mutter in Erfahrung gebracht und fühlt sich dadurch bis in den Staub gedemüthigt. Die Buße der Armuth und schwerer Entbehrungen scheint ihr der Gerechtigkeit kaum noch zu genügen, und die Hülfe des vormals unbewußt Geschädigten anzunehmen, steht bei ihr außer Frage. Doch sucht sie pflichtgetreu der kränklichen, selbstsüchtigen Mutter zu gewähren, was die beschränkten Mittel nur eben zulassen. Da scheint sich der Horizont der Familie wieder aufzuhellen. Der Squire von Damsdale, Sir Gabriel's Sohn, der wackere Randolf, wirbt in heißer Liebe um die schöne Delphine, die seine Neigung voll erwiedert. Da aber tritt die ältere Schwester dazwischen, sie enthüllt der jüngeren das Vergehen der Mutter und prägt ihr ein, daß es furchtbares Unrecht wäre, wenn eine Tochter dieser Frau durch eine Heirath Unehre in eine ehrenhafte, hoch angesehene Familie brächte. Um keinen Preis aber darf das Motiv der Ablehnung verrathen werden. Delphine hat daher noch den Schmerz, dem Heißgeliebten herzlos oder doch launisch und ein Räthsel scheinen zu müssen. Das arme Mädchen mindestens vor den Vorwürfen der Mutter zu schützen, sieht sich Judith jedoch genöthigt, Letzterer durchblicken zu lassen, daß sie um ihr Geheimniß wisse. Mrs. Conisbrough war der starkmüthigen Tochter niemals besonders zärtlich geneigt gewesen, nun aber wird das Verhältniß unhaltbar. Judith, in dem Drang, durch nützliche Arbeit für das Vergehen der trotz Allem geliebten Mutter Buße zu thun, wird in einer fernen Stadt Krankenwärterin in einem Spitale. Ohne innern Beruf, ohne Freude zu dieser Thätigkeit läßt sie doch ihr strenges Pflichtgefühl ganz Außerordentliches leisten. Es ist ihr darum zu thun, das still vorwurfsvolle Wesen der Mutter, das Hinwelken Delphinens nicht vor Augen zu haben und vor Allem — wie sehr ihr Herz auch dabei bluten mag — der Liebeswerbung ihres Vetters Aglionby, des einst Geschädigten, aus dem Wege zu gehen. Eine geraume Zeit vergeht solcher Art und alle Betreffenden sind möglichst unglücklich. Delphine versiecht innerlich, Randolf verzweifelt und denkt in dieser Verzweiflung eine lieblose Heirath einzugehen; Aglionby verbittert ohne matrimoniale Absichten anderer Art, und Mrs. Conisbrough fühlt sich tief verletzt, denn sie hat ihr niedriges, eigensüchtiges Thun vor sich selber stets als Mutterliebe maskirt und nun fühlt sie sich eben durch die Töchter, für die sie sich, ihrer Sophistik nach, bis zur Unehrlichkeit geopfert, gerichtet. Doch der nur etwas erfahrene Leser weiß, daß wenn das allgemeine Elend sich durch so und so viele hundert Seiten hingezogen, Erlösung eintreten muß. So geschieht es denn auch, und eben ehe sich Judith als Vorsteherin eines Spitales für immer bindet, tritt die Katastrophe ein. Mrs. Conisbrough fühlt ihr Ende herannahen und legt Aglionby vorher noch ihre Beichte ab; dieser erklärt jedoch, ihr nur dann verzeihen zu können, wenn Judith ihn nicht durch ihre Starrheit um sein Liebesglück bringe. Natürlich muß diese sich nun von der Kindespflicht zum Glücke leiten lassen, und nebenher werden auch Delphine und Randolf glücklich. Dieß ist eben der wunde Punkt. Daß ein hochsinniges Mädchen sich in der Exaltation des Ehrgefühles in Judith's Lage das Glück versagt und selbst jenes des Geliebten mit opfert, da sie ihm, dem um großväterliche Liebe wie irdisches Gut Geschädigten, die Mutter nicht verrathen will und doch mit diesem drückenden Geheimniß nicht die Seine werden kann, ist begreiflich, allein die Entsagungsoktroyirung für die Schwester empfindet sich als ungerechtfertigt grausam. Es ist dieß eines jener in Romanen so beliebten Beispiele, in welchen das Streben nach übermenschlicher Tugend zu unmenschlicher überwuchert. Man möchte diesen herben Tugendhelden und Heldinnen immer Talleyrand's Wort zurufen: „Vous y mettez trop de zêle."

An diesem Uebereifer leidet James Payn nicht; die starke humoristische Ader in ihm bewahrt ihn vor jener Edelmuthsexaltation, die mitunter für höchste Idealität mißverstanden wird. Gar köstlich und erquickend aber tritt dieser Humor wieder in „A Grape on a Thorn" zu Tage. Obwohl die Verschleppung der Handlung durch die breite Schilderung der Personen geradezu zum Kompositionsfehler wird, möchte doch wohl Niemand die gedehnte Pensionsepisode missen, da sie voll ergötzlicher Einzelheiten ist. Wie häufig verbraucht auch der Vorwurf ist, die verschiedenartigsten Leute in der „Pension" und an der „Table d'hôte" zu einem kontrastreichen Zusammenleben zusammenzuwürfeln, wo er mit solchem Geschick wie hier behandelt

wird, ist er immer noch äußerst dankbar. Ein großer Vorzug Payn's ist ferner der künstlerische Takt, der ihn, bei aller Schärfe, ja oft Drastik der Zeichnung, doch der Karikatur fern bleiben und auch die unsympathischen Persönlichkeiten, sobald sie mehr Raum einnehmen, durch irgend eine Eigenschaft annehmbar machen läßt. So ist es ein gar hübscher Zug, daß er der Heldin, der liebenswürdigen Ella Vater gegenüber, in einem ausgepichten Weltmann und Egoisten, der stets nur die Genußpflege seines eigenen Ich im Auge gehabt, in der elften Stunde noch dem lang zur Seite geschobenen Kinde gegenüber eine Gemüthsregung auftauchen läßt. Ebenso trefflich ist die Art und Weise, in welcher diese Regung sich bethätigt, wie daß sie — zu spät kommt. Für den hartgesottenen, raffinirt verfeinerten Weltmann gibt es nur einen Glücksbegriff, den: sich das Leben mit all' den intellektuellen wie materiellen Genüssen zu schmücken, die sich durch Geld erkaufen lassen. Er weiß, daß ein Herzleiden ihm ein nahes Lebensende droht, und da die Tochter ganz unerwartet seinem Herzen doch nahe tritt, thut ihm das Bewußtsein weh, sie im Unglück, das heißt in Armuth zurücklassen zu müssen. Da geräth der Weltling auf ein Auskunftsmittel, das ganz seiner frivolen Eigenart entspricht und doch ein wahres Martyrium für den ästhetischen Lebensepikuräer ist. Er wirbt um eine sehr reiche, aber ebenso vulgäre Wittwe, deren gemeine Geschmacklosigkeit ebensosehr seine Nerven wie seinen hyperästhetischen Sinn martert. Allein die Hoffnung, auf diese Art seiner Ella vor Thorschluß noch ein Heirathsgut zu erringen, wird durch den Tod vereitelt. Daß Ella auf ganz andere als die vom spät zärtlichen Vater geplante Weise glücklich wird — natürlich nach der erforderlichen Kampfes- und Leidenszeit — berührt den Leser gar befriedigend, denn sie ist in ihrer gesunden Natürlichkeit und Gemüthsidealität eine herzgewinnende Erscheinung. Ebenso erquickend berühren der junge Maler, der sie heimführt, und sein dichtender Freund durch ihre frische und redliche Männlichkeit. Diese Gruppe bildet einen wahrhaft erquickenden Gegensatz zu den übrigen Gästen des „Ultramarinhotel"; auch unter diesen finden sich, in hübscher Vertheilung von Licht und Schatten, noch ein paar ansprechende Persönlichkeiten, das alte Farmerspaar, das Ella um seiner verstorbenen Tochter willen liebt, und der aus Indien Heimgekehrte, der um den siechen Knaben zittert, der ein Opfer seiner Liebe ist, da er sich trotz des schädlichen Klimas nicht von ihm trennen wollte. Dafür sorgen der berühmte, aber in der Furcht vor seiner präponderirenden Gattin verschüchterte Professor, und diese seine sozial-ehrgeizige und intrigante Hälfte, wie die reiche Wittwe und ihre Tochter für erheiternde Momente. Kurzum, Payn schildert lebendige Menschen, eine Gabe, die durchaus nicht Jeder besitzt, der die Feder führt, die aber allsogleich das Interesse des Lesers fesselt und festhält.

Ein schöner und eigenthümlicher Zug in der englischen Literatur sind die biographischen Denkmale, welche die Frauen ihren bedeutenden, vor ihnen hingeschiedenen Gatten setzen. Einen liebevollen Pietätsakt dieser Art bilden die beiden engbedruckten Bände: „Life and Letters of Charles Kingsley". Der Verfasser der „Hipatia", „Hereward the Wakes" und „Alton Lockes" ist eine in der englischen Romanliteratur doch so hervorragende und überdieß so eigenartige Erscheinung, daß ein Einblick in sein Innenleben, in seine Entwicklungsgeschichte zweifellos von Interesse ist. Das Lebensbild ihres Gatten, das uns Mrs. Kingsley bietet, ist feinste Mosaikarbeit, aus Brief- und Tagebuchstellen und — da der Verblichene seine Eindrücke und seelischen Erlebnisse zumeist in seinen Schriften verwerthet, — aus seinen Werken entnommenen Schilderungen zusammengesetzt. Mit zärtlicher Sinnigkeit zusammengestellt erhalten wir dadurch ein bis in die feinsten Züge ausgearbeitetes, unbewußt entworfenes Selbstporträt. An sich schön, ist dieß zweifellos auch eine interessante Studie, deren Verallgemeinerung jedoch das Allzuviel im Wege steht. Diese Fülle von Stimmungsdetails und die ausgedehnten Schilderungen der Eindrücke, die sie hervorgerufen, ermüden den Leser. Nur persönliche Freunde oder Leser von speziell psychologischem Interesse lassen sich auf so Eingehendes ein, im Allgemeinen aber gebricht es unserem schnelllebigen Geschlechte an Geduld dazu. Höchst dankenswerth aber wäre auf Grundlage dieses Buches eine Charakterskizze Kingsley's. Namentlich für uns Kontinentale, denen sie in höchster Potenz einen uns im Leben unbekannten Typus vorführen würde, der jenseits des Kanales gar viele Vertreter zählt, den „muscular christian". Es ist das die Vereinigung der höchsten, schwungvollsten Gläubigkeit (von Kingsley erst nach schwerem Kampf errungen!) und der Kult aller Gattungen des Sportes und der Leibesübungen, im Wetteifer zwischen Glaubens- und Muskelstärke, dem nach unserer Anschauungsweise ein Anhauch von Humor innewohnt. Einen Geistlichen zugleich mit einer gewissen Begeisterung der Homiletik und der Gymnastik obliegen zu sehen, erscheint uns wunderlich, vielleicht weil wir dem Satze: „in corpore sano mens sana" nicht nur weit weniger Beachtung als die Engländer, sondern überhaupt zu wenig Beachtung zuwenden. Herrscht doch bei uns sogar das Vorurtheil, daß ein hoher Grad intellektueller Entwicklung nur auf physische Kosten zu erringen sei, obwohl die Erfahrung lehrt, daß eben bedeutende und stark arbeitende Männer häufig weit über das Durchschnittsalter hinausreichen, wie, um nur etliche Beispiele anzuführen, Goethe, Humboldt, Ranke, Littré, Lyell, Carlyle.

Ein Beispiel der außerordentlichen Thätigkeit Humboldt's auf einem Nebengebiete seiner Forschung bietet uns der amerikanische Naturforscher Cooke in seinem reizenden botanischen Werke: „Freaks and Marvels", dem wir folgenden summarischen Ueberblick über die Entwicklung der Pflanzenkunde entnehmen wollen. „Theophrastus hat 300 v. Chr. 500 Pflanzengattungen aufgezählt und es ist anzunehmen, daß dieß auch alle damals bekannten gewesen. Salomon's botanische Kenntnisse scheinen, obwohl er sehr viel von Pflanzen sprach, und zwar von der stolzen Ceder des Libanon bis herunter zum bescheidenen Ysop, noch weit beschränkter gewesen zu sein. Plinius, 79 n. Chr., verdoppelte die von dem griechischen Naturforscher angegebene Pflanzenzahl. Zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts war der Pflanzenkatalog auf 6000 Nummern angewachsen. Die zweite Auflage des großen Linné'schen Werkes umfaßte nur 8800 Pflanzen, von da ab ging es, dank dem gewaltigen Impulse, den der große schwedische Gelehrte der Forschung in dieser Richtung gegeben, nun gar rasch und mit Riesenschritten vorwärts. Schon 1807 registrirte Wildenow 17,457 Gattungen blühender Pflanzen, eine Zahl, die durch Brown auf 37,000 erhöht wurde. Im Beginn unseres Jahrhunderts bezifferte Humboldt die Gesammtsumme der blühenden und nichtblühenden Pflanzen auf 44,000. Schon 1820 nahm de Candolle zum mindesten 56,000 Gattungen an, eine Ziffer, die das Herbarium des Jardin des Plantes bald darauf auch erreichte. Jenes Delepert's umfaßte 1847 schon 86,000 Nummern. Humboldt war einstweilen in seiner Bezifferung der Pflanzengattungen so weit vorgeschritten, daß er damit die Mythe des Zend-Avesta, welche lehrt, daß „aus dem Blute des Stieres 120,000 vegetabilische Lebensformen entstanden seien", zu bewahrheiten schien. 1845 wurden sämmtliche Spezies der phanerogamen und kryptogamen Pflanzen von Hind auf 134,000 veranschlagt, 1857 auf 213,000. Die Entdeckung neuer Landstriche und ihrer verschiedenartigen Flora kann diese Zahl noch ungemein vergrößern. Ungefähr aber kann man annehmen, daß die über den festen Boden und den Meeresgrund des Erdenrundes sich erstreckende Vegetation sich zum mindesten auf eine halbe Million Spezies erstrecken dürfte.

Nach dem Satze: „Die Extreme berühren sich", gehen wir von der urwüchsig treibenden Pflanzenrepublik zu Lady Jackson's reizenden Schilderungen französischen Hoflebens über, deren letztes Glied: „The french Court and Society in the reign of Louis XVI. and first Empire", uns nun vorliegt. Stofflich nicht so interessant als jene Bände, welche das Hofleben unter Ludwig XIV. und XV. behandelten, finden wir doch auch hier eine Menge gesellschaftlich charakteristischer Züge in der Verfasserin anmuthend anspruchsloser Weise erzählt. Daß Lady Jackson nicht den Anspruch erhebt, ein Stück Kulturgeschichte zu bieten, sondern ohne direkt oder indirekt tendenziöse Schlußfolgerung das anekdotisch Interessante aus der Memoirenliteratur der Periode wohl gruppirt zusammenfügt, ist ein heutzutage, wo sich Alles gern zu wissenschaftlichen Prätensionen aufbauscht, nicht zu unterschätzender Vorzug. Ein Beispiel der Lebendigkeit ihrer Darstellungsweise mag hier die Schilderung des pikanten „Arethusa-Duells" bieten, dieses großartigste Beispiel der „Ques-a-co-Coiffure". Ursprünglich war das Ques-a-co (auf provençalisch: was ist das?) eine vergleichungsweise einfache Struktur von Gaze, Blumen und Federn in der Höhe von vier Fuß. Doch war diese Grundidee noch gar genialer Entwicklung fähig. Die Königin und die Damen ihres Hofes gefielen sich darin, die Demüthigung der maritimen Macht Englands durch die französische Flotte dadurch zu feiern, daß sie ihren künstlichen Haarbau durch ein Schiff oder auch durch mehrere krönten. Sehr beliebt war die Darstellung der „Belle-Poule", auf stürmisch bewegten (?) Wogen aus grüner Gaze, die „Arethusa" verfolgend. Diese patriotische Erinnerungscoiffüre war eine Zeitlang so sehr en vogue, daß sie jede andere aus dem Felde geschlagen zu haben schien. Zu jener Periode befand sich die Gattin eines englischen Marineoffiziers in Paris. Ihr erschien die „Belle-Poule-Coiffüre" eine Insulte der englischen Seemacht, die sie zu rächen beschloß. Bei der nächsten Festesgelegenheit, die, wie sie wußte, die Modecoiffüre und somit die Beleidigung von Neuem zur Geltung bringen würde, erschien die resolute Engländerin mit fünf englischen Kriegsschiffen auf dem Kopfe, die eine französische Fregatte und einen französischen Lugger vor sich hertrieben, in ein künstlich am Hinterhaupt angebrachtes steifes Netz, das den Eingang in den Hafen von Plymouth darstellen sollte. Um keinen Zweifel über diesen bedeutungsvollen Kopfputz übrig zu lassen, trug jedes Schiff auf einer Flagge seinen Namen und war am Hinterkopf mit großen, glänzenden Perlen das Wort Plymouth angebracht. Diese Verwegenheit der Engländerin ließ, wie ihre Landsmännin mit offenbarem Wohlgefallen versichert, „Alles verstummen und erstarren".

Zum Schlusse sei noch eine höchst merkwürdige literarische Erscheinung erwähnt: des zweitausendsten Bandes der Tauchnitz-Edition. Wie sehr letztere die englische Literatur in Deutschland eingebürgert, erweist am markantesten, daß das Unternehmen binnen vierzig Jahren so großartige Dimensionen erreicht hat. Sinnig enthält der Band einen kursorischen literaturhistorischen Ueberblick von Professor Morley, in welchem ganz besonders die Schriftsteller unter der Regierung der Königin Viktoria berücksichtigt sind. Einen interessanten Reiz erhält das Buch noch durch die Beigabe der Facsimiles der großen Mehrzahl der Schriftsteller, die zur „Tauchnitz-Edition" beigetragen.

Kaiser Rudolf I. von Habsburg zieht nach Oesterreich.

(Hiezu das Bild S. 537.)

Nur wenige Jahre sind es über sechshundert, seitdem der erste Kaiser aus dem Hause der Habsburger vom Rhein zur Ostmark an der Donau und nach den deutschen Landen zog, welche er im Auftrage des Reichstages fester an das Reich zu knüpfen hatte. Die Einzelheiten der ganzen Bewegung sind zu bekannt und selbst aus den Geschichtsbüchern, welche als Lehrstoff in die Hand der Jugend gelangen, im Allgemeinen so geläufig, daß wir verzichten können, hier darauf näher einzugehen. Zum ersten Male war Kaiser Rudolf von Habsburg im Jahre 1276 in Oesterreich, zum zweiten Male zog er 1284 über das befreundete Bayern hinab, er führte mit sich die Truppen von Basel, die der Burgherren von Nürnberg, ihm schlossen sich jene aus Salzburg, aus Kärnthen und Steyermark an, er übersetzte an der Ebene, welche der Schlüssel zu Mähren und Böhmen, Ungarn und den österreichischen Herzogthümern ist, wenige Meilen von Wien entfernt die Donau — bei dem heutigen Dorfe Dörnkrut fand die Schlacht zwischen ihm und Ottokar von Böhmen statt, und es war am 24. August, als die Schaaren Rudolf's, unter denen Ahnen noch heute blühender Geschlechter Oesterreichs und Deutschlands mitkämpften, den Ruf „Sieg!" mächtig erschallen ließen, dessen Nachhall bis heute laut und mächtig.

Brückenzoll.

(Hiezu das Bild S. 536.)

„Ei, guten Morgen, liebes Käthchen,
Wohin des Wegs und so allein?" —
„Die Muhme in dem nahen Städtchen
Lud mich auf heute zu sich ein."

„Und darum mußt so rasch Du eilen?
Komm', ruhe aus, wozu die Hast!
Laß plaudernd uns beisammen weilen,
Im duft'gen Wald ist gute Rast."

„Begehret nicht, was sich nicht schicke,
Geht, Junker, laßt mich auf den Weg!"
Sie will entfliehn; doch rasch zur Brücke
Voreilend, wehrt er ihr den Steg.

Und lachend spricht er: „Willst Du flüchten?
Zurück! Wem's hier zu gehn gefällt, —
Der muß mir erst den Zoll entrichten:
Drum bitt' ich um mein Brückengeld."

Sie lächelt schelmisch, — pflückt ein Blümchen
Aus ihrem Strauß: „Nehmt dieß dafür!" —
„Nein, nein, das bring' nur Deinem Mühmchen,
Ich fordere weit Süß'res mir!"

Sein schönes Aug' hat sie gefangen;
Drum blickt sie um sich hocherglüht:
Späht sie, ob Hülfe zu erlangen?
Späht sie, ob's auch kein Lauscher sieht?

Sie senkt verschämt den Blick, den zücht'gen,
Dann hebt sie lieblich anmuthsvoll
Geschwind empor ihr hold Gesichtchen
Und er — nimmt seinen Brückenzoll.

Romeo und Julie

von Horacio Lengo.

(Hiezu das Bild S. 544.)

Auf der letzten Madrider Kunstausstellung machte unser Bild großes Aufsehen durch die heitere Ironie des Sujets wie durch die Pracht der Farben, die der Holzschnitt nur durch Licht und Schatten wiederzugeben vermag. Unter dem schützenden Dache eines riesigen Sonnenschirms girrt der schwarze Täuberich Romeo mit der weißschimmernden Taube Julie auf dem mit reichen Teppichen behangenen Balkone. Nicht im Morgenlicht des grauenden Morgens, sondern am sonnenglutüberströmten lichten Tage begegnen sich die beiden Liebenden und halten ihre süße Zwiesprache, berauscht von Blumenduft und Liebeslust. Wer möchte dem Künstler grollen, daß er eine der herrlichsten Szenen der Poesie aller Zeiten in eine andere Sphäre übertragen — gewiß Niemand, selbst der Dichter würd' es nicht, säh' er dieß prächtige, farbenleuchtende Bild!

Beobachtetes und Gedachtes.

Von K. Oukot.

Es ist doch sonderbar, daß wir für das Gewordene Auffassung und Namen haben, daß wir aber niemals den Augenblick bezeichnen können, in welchem das Werdende den zu benennenden Zustand erreicht. Wir sehen wohl, was ein Kind und was ein Erwachsener ist, aber wann könnte man zum Kinde sagen: „Jetzt bist du erwachsen!" War's denn in der vorigen Minute noch anders? Oder ein anderes Beispiel: Wenn man einem dichtbehaarten Menschen ein Haar nach dem andern ausrisse, so müßte er gewiß endlich kahl erscheinen. Ich setze aber den Fall, ein Zeuge dieser Operation müßte den Moment bezeichnen, wann die Kahlköpfigkeit eingetreten sei. Unmöglich. Nach dem wievielten Haare sollte da gerufen werden: „Halt, der Patient hat eine Glatze." War denn die Glatze weniger sichtbar vor dem zuletzt ausgerissenen Haare? Die Allmäligkeit, das ist die Maske, hinter welcher sich die unter unseren Augen waltende Wirklichkeit so geschickt verbirgt. So wächst das Gras, so ändern sich unsere Gefühle, so lernt man eine Sprache, so entstehen die Arten, und obwohl wir überall zusehen, die Langsamkeit und Kleinheit alles zeitlichen und räumlichen Werdens vereitelt uns immer die Möglichkeit, zum Dinge zu sagen: „Da oder jetzt beginnt dein Sein."

*

Es muß auch mögliche Schachstellungen geben, von welchen es heißen könnte: „Weiß zieht an und setzt mit dem hundertsten, mit dem tausendsten Zuge matt." Nur kann eine solche Aufgabe unmöglich von einem Menschen aufgestellt werden, denn die Berechnung der Nebenkombination würde ebensowohl seinen Scharfsinn übersteigen, als auch seine Lebenszeit dafür nicht ausreichte. Aber alle Kombinationen sind grenzenlos denkbar. Wäre auch das Schachspiel nie ersonnen worden, so würde doch diese oder jene Stellung, unter Voraussetzung der gegebenen Spielgesetze, auch dieses oder jenes Problem bieten.

*

Wie lange tragen wir schon in uns die Apparate herum, die unsere neuesten Erfinder konstruiren? Im Ohr haben wir ein Telephon, im Auge eine photographische Camera obscura, im Gedächtniß einen Phonographen.



Die Monate. Nach Zeichnungen von Montbard. VII. April.



1. Moschee in Blagaj, Besatzungspunkt der kaiserlichen Truppen. — 2. Römische Brücke in Mostar. — 3. Stefano-Grad, Sitz der ehemaligen Herzoge. — 4. Transport und Aufstellung von kaiserlichem Berggeschütz. — 5. Christliche Panduren im Vereine mit den kaiserl. Truppen gegen die Insurgenten kämpfend.

Landschafts- und Kriegsbilder aus der Herzegowina. Nach Zeichnungen unseres Spezialartisten.

Um den Halbmond.

Roman

von

Gregor Samarow.

(Fortsetzung.)

Sechzehntes Kapitel.

n der fruchtbaren Gegend zwischen Jaroslaw und Smolensk, welche die von Petersburg über Twer nach Moskau führende Eisenbahn in fast gerader Linie durchschneidet, liegt die Herrschaft Wolotschina, die hauptsächlichste Besitzung der gräflichen Familie Swiatowski. Das Dorf Wolotschina selbst liegt an den südlichen Abhängen des Wolchonskiwaldes in einer reichen, fruchtbaren Ebene, welche vom Flusse Mesha durchströmt wird; das Dorf ist größer, reicher und besser erbaut, als die meisten ähnlichen Ortschaften, denn die Grafen Swiatowski hatten schon von altersher und zur Zeit der Leibeigenschaft immer dafür Sorge getragen, den Wohlstand ihrer Unterthanen sich neben dem eigenen entwickeln zu lassen, und der Gemeinde von Wolotschina eine die unmittelbaren Bedürfnisse weit überschreitende Menge von Aeckern und Wiesen überlassen, ohne sie in der freien Verfügung darüber weiter zu beschränken, als es für die richtige wirthschaftliche Ausnutzung erforderlich war. Man sah deßhalb in dem Orte, rechts und links von der Straße, welche von Rshew, der letzten Station der Zweigbahn von der großen Petersburg-Moskauer Linie in das Innere nach Wolotschina führt, große, wohlhabende Gehöfte, welche in ihrer Ordnung und Sauberkeit auf die günstige Vermögenslage der Besitzer schließen ließen; trotz seiner Wohlhabenheit zeigte das Dorf Wolotschina indeß ganz und gar in allen seinen Gebäuden die altrussische Bauart. In langer Ausdehnung an der Seite der Landstraße hin lagen die einzelnen Gehöfte, vor jedem derselben befand sich nach dem Wege hin ein großer, von einem hohen Bretterzaun eingeschlossener Hof, hinter dem dann die Gemüse- und Obstgärten sich anschlossen.

Die Häuser selbst waren sämmtlich von starken Holzblöcken gebaut, welche dann auf der inneren Seite mit einer Mauer von Backsteinen befestigt und verdichtet sind, die dann ihrerseits wieder mit Kalk beworfen und weiß getüncht zu werden pflegen. Die Dächer sind fast ohne Ausnahme mit dichtem Stroh gedeckt, und die einzige Abwechslung, welche, abgesehen von der verschiedenen Größe, diese Dorfwohnungen zeigen, besteht in einer eigenthümlichen Ornamentik, welche die einzelnen Wohnhäuser nach der Straßenseite hin schmückt. An den Blöcken nämlich, welche die Thüren und Fenster einfassen, und auch sonst, wo irgend die Phantasie des Erbauers einen Platz für geeignet gehalten hat, werden nämlich die ziemlich rohen Holzblöcke, welche der Einfluß der Witterung allmälig schwärzt, mit Schnitzwerk aller Art verziert; abgesehen von der Figur des Schutzheiligen, welche sich meist über der Thür befindet und auch sonst häufig sich wiederholt, erblickt man hier die wundersamsten menschlichen und thierischen Gestalten in den verschiedenartigsten Verbindungen und Stellungen, oft bis zu den sonderbarsten Zerrbildern entstellt, oft aber auch mit einer fast künstlerischen Geschicklichkeit und Sauberkeit ausgeführt, welche von der tief im russischen Volkscharakter liegenden Nachahmungskraft Zeugniß ablegt und zugleich eine ebenso dem russischen Volke innewohnende Naturpoesie beweist, denn oft könnte man aus diesen geschnitzten Figuren ganze Lebens- und Familiengeschichten herauslesen, sicherer und deutlicher, als es bei den alten ägyptischen Hieroglyphen möglich ist, und vielleicht werden in weit entfernten Zeiten der Zukunft die Ueberreste dieser Schnitzbilder an den alten russischen Blockhäusern ebensoviel Interesse erregen und ebensoviel verschiedene Auslegungen und gelehrte Meinungsstreitigkeiten veranlassen, als dieß unter unseren Alterthumsforschern die angeblichen Reste aus der Zeit der Pfahlbauten thun.

Auf den Höfen der größeren Häuser sah man hie und da sogar einige wohlgepflegte große Bäume, unter denen Bänke aus Birkenästen gezimmert waren, — ein Luxus, den man im Allgemeinen in den russischen Bauerndörfern wenig kennt, da die Landleute ihre Arbeit und Sorgfalt nur aufwenden, um während des kurzen Sommers die möglichst reichliche Frucht von ihren Ländereien zu gewinnen, und selten daran denken, auch nur den geringsten Theil ihrer Arbeit zur Verschönerung der Natur zu verwenden.

Ein wenig seitwärts von diesem Dorfe, auf einer sanft ansteigenden Anhöhe, erhob sich das weit ausgedehnte Herrenschloß, ein großer, mächtiger Bau, welcher in seinen langgestreckten Flügeln, die sich dem schweren, viereckigen Hauptheil anschlossen, dafür Zeugniß ablegte, daß hier ein großes, mächtiges Dynastengeschlecht seinen fürstlich reichen Hof gehalten habe. Zugleich konnte man an den Thürmen und Zinnen des Mittelbaues und an den Ueberresten einzelner vorspringender Bastionen erkennen, daß dieser herrschaftliche Sitz bis in jene Zeiten zurückreiche, in denen die verschiedenen Fürsten in Rußland, ja selbst die einzelnen großen Grundherren, in fortwährenden Fehden miteinander lagen und in denen der Einzelne gezwungen war, sein Haus zu einem militärisch festen Platz zu machen, um plötzlichen Ueberfällen Trotz bieten zu können.

Seitwärts von dem Schlosse dehnten sich in langer Reihe die einstöckigen Wirthschaftsgebäude und Ställe aus, nach dem Dorfe hin befanden sich weite Rasenflächen, von Boskets und Blumenbeeten unterbrochen, über welche hin von dem großen Altan des Mittelbaues sich eine weite freie Aussicht in die Ebene öffnete; auf der andern Seite, auf welcher das Terrain nach den waldigen Berghöhen hinaufstieg, lag ein weiter Park, mit jener Raumverschwendung angelegt, welche in den westlichen Kulturländern unmöglich wäre, so daß man stundenlang in diesem Park, der sich endlich unmittelbar an die großen Forsten anschloß, fahren und reiten konnte. Vom Schlosse aus führte eine, in späteren Jahren angelegte, breite Freitreppe nach dem Park hinab, der hier zunächst vollständig den Versailler Geschmack zeigte. Hohe, geschorene Hecken, welche große Rasenplätze umgaben, Grotten und Marmorstatuen auf hohen Postamenten, dieß Alles stimmte sehr wenig mit dem Baustyl des Schlosses zusammen, der theils weiter zurückliegenden Jahrhunderten angehörte, theils ohne alle architektonische Rücksicht nur dem sich allmälig erweiternden Bedürfniß der Bewohner angepaßt war. Auch die weiter entfernt liegenden Theile des Parks harmonirten weder mit dem Versailler Styl der unmittelbaren Umgebung des Schlosses, noch auch unter einander in ihren einzelnen Theilen; man fand hier bald wild romantisches Dickicht mit überbrückten Abgründen und künstlichen Felsen, Mooshütten, Einsiedeleien, und dann wieder weite Partieen im englischen Geschmack, kleine, künstliche Meiereien, so daß man sich oft ohne Uebergang in verschiedene Länder und verschiedene Jahrhunderte versetzt glauben konnte — man sah, daß hier die Laune der auf einander folgenden Herren gewaltet hatte, und daß eben diese Laune für alle Anlagen ausschließlich maßgebend gewesen sei, — trotzdem aber machte das Ganze, das alte Schloß in Verbindung mit diesen wunderbar durcheinander geworfenen Anlagen, einen großartig herrschaftlichen und imponirenden Eindruck, denn Alles ließ erkennen, daß den willkürlichen und oft geradezu geschmacklosen Launen, die hier einander gefolgt waren, immer gewaltige Mittel und eine vor keinen Schwierigkeiten zurückschreckende Herrschaftsmacht zur Verfügung gestanden hatten.

Wenn aber das Dorf den Eindruck besonderer Wohlhabenheit machte, so ließ das herrschaftliche Schloß umgekehrt einen gewissen Verfall erkennen — nicht in seinen Mauern, Thürmen und Zinnen, denn diese waren so fest gefügt, daß sie wohl noch lange der zerstörenden Macht der Zeit zu trotzen vermochten, aber von Weitem schon konnte man bemerken, daß das Schloß nicht in einer seiner großartigen Anlage entsprechenden Weise bewohnt wurde. Die langen Reihen der Fenster in dem Mittelbau und den Flügeln waren verhängt, und nur sehr wenige derselben erhellten sich, wenn die Nacht auf die Gegend herabsank, — die Anlagen auf dem Abhange nach dem Dorfe hin, und ebenso auch der Park selbst in der unmittelbaren Nähe des Schlosses zeigten, daß ihnen die sorgfältig erhaltende Hand fehlte, die Rasenplätze und Boskets waren verwachsen, und den hohen Hecken sah man an, daß ihnen seit lange die kunstgerechte Scheere gefehlt hatte, — noch mehr aber wurde dieser Eindruck fühlbar, wenn man die Wirthschaftshöfe und den im innersten Mittelbau gelegenen Hof des Schlosses betrat. Die großen Ställe, für Hunderte von Pferden eingerichtet, standen fast sämmtlich leer, und nur einige Gespanne kräftiger Landgäule befanden sich in einem Seitenverschlage der lang gestreckten, prachtvollen Gebäude.

Die Fenster der zahlreichen Wohnungen für Domestiken und herrschaftliche Gäste waren geschlossen und zeigten, daß sie lange unbenutzt geblieben, und nur hie und da sah man einzelne Knechte in einfachen, abgetragenen Stalljacken über den Hof gehen. Durch ein ziemlich enges, gewölbtes Thor, von dessen Höhe ein Fallgatter herabhing, trat man in den inneren Hof, von welchem aus man über eine breite Treppe zu dem inneren Eingange des Schlosses emporstieg; aber keine Lakaien eilten geschäftig über den Hof hin und her, das Gras wuchs hie und da zwischen den Quadern des Pflasters hervor, und erst wenn man die Treppe hinaufstieg und die große Thür von schwerem Eichenholz mit Verzierungen von kunstvoll geschmiedetem Eisen öffnete, um in eine weite, mit vielen alten Ahnenbildern geschmückte Halle zu treten, kam aus einem neben dem Eingange liegenden Seitenzimmer ein alter Kastellan mit weißem Haar, in einen Tulup, den nationalen Schafpelz, mit nach innen gekehrter Wolle gehüllt, hervor, um mürrisch und mit einer Miene, die deutlich zeigte, daß er nicht an Besuche gewöhnt sei, nach dem Begehr des Eintretenden zu fragen. Das ganze Schloß und seine Umgebung zeigte einen ähnlichen, langsam sich vollziehenden Verfall, wie das gräflich Swiatowski'sche Palais in Petersburg, nur war hier der Eindruck noch peinlicher und wehmüthiger als dort, denn hier traten um so viel deutlicher die Spuren des früheren Glanzes und der früheren Herrlichkeit hervor, und alle die alten Bojaren, welche in der Vorhalle aus erblindenden Goldrahmen hervorschauten, theils in altrussischer Tracht, theils in ritterlichen Rüstungen, oder in Phantasieuniformen aus der Zeit Peter's des Großen und der Kaiserin Katharina, schienen zornig auf den alten Kastellan im Tulup herabzublicken, welcher die Gäste des herrschaftlichen Hauses in so wenig würdiger Weise empfing.

In einiger Entfernung von dem Schloß lag auf einer Seitenanhöhe, ebenfalls über dem Dorfe erhaben, die Kirche mit ihrem hohen Glockenthurm und ihrer grünen Kuppel; sie war größer und schöner als die meisten der übrigen Landkirchen, denn die Grafen Swiatowski hatten sie von altersher reich dotirt, und daneben sah man, von einem gut gepflegten Garten umgeben, das freundliche und saubere, mit einem Schieferdache gedeckte Haus des Popen, ebenfalls durch die Munificenz der Gutsherrschaft erbaut und erhalten.

Seit einiger Zeit war die tiefe Stille, welche das Schloß von Wolotschina umgab, unterbrochen worden, und fast schien es, als ob ganz langsam und allmälig, wie aus tiefem Schlafe, die alte Herrlichkeit, welche vor Jahren hier geherrscht, wieder erwachen wolle. Während die Gräfin in Petersburg gewesen, hatten die Bauern, denen die Lage ihrer Gutsherrschaft kein Geheimniß war, sich darauf gefaßt gemacht, daß das Haus einen neuen Herrn erhalten würde, und sie alle waren darüber betrübt, denn sie hatten sich selbst in den Zeiten der Leibeigenschaft selten über ihre Herren zu beklagen gehabt und meist nur Wohlthaten von ihnen empfangen, — da war zu ihrem freudigen Erstaunen die Nachricht von der Rückkehr der Gräfin angelangt, und am nächsten Tage war die alte Dame, welche nicht, wie sie bei früheren Reisen gethan, ihre einfache, alte Equipage nach Rshew hatte kommen lassen, in einem prachtvollen Reiseschlitten mit Postpferden in Wolotschina eingefahren; neben ihr saß eine junge, halbverschleierte Dame, und ihr folgten noch vier andere Schlitten mit vornehm aussehender Dienerschaft. Die erstaunten Bauern erfuhren denn bald, daß jene junge Dame die Tochter des reichen Fürsten Kudiakow und die Braut ihres Herrn sei, — daß nun alle Noth und Verlegenheit ihrer Herrschaft ein Ende habe und eine neue glänzende Zeit für das gräfliche Haus wieder anbrechen werde.

Es zeigten sich auch bald die Vorboten davon, und wie ein vertrockneter Baum nach fruchtbarem Regen allmälig seine welken Blätter wieder hebt und neue Triebe hervorschießen läßt, so erfüllte sich ganz allmälig, aber deutlich sichtbar, das alte Schloß täglich mehr und mehr mit neuem Leben. Der Fürst Nikascha sendete der Gräfin mehrere Züge ausgezeichneter Pferde, und die alte Dame konnte dieses in artigster und verbindlichster Weise angebotene Geschenk von dem Schwiegervater ihres Sohnes nicht zurückweisen. Ein Theil der Ställe wurde auf diese Weise wieder bevölkert, man sah wieder Lakaien über den Hof gehen; zahlreicher erleuchteten sich Abends die Fenster, und als der Geistliche und der alte Starosta, der Vorsteher der Gemeinde, nach dem Schlosse kamen, um ihre Gutsherrschaft zu bewillkommnen, sahen sie zu ihrem Erstaunen, daß der alte Thürhüter seinen Schafpelz abgelegt hatte und sie in einer neuen, goldgestickten Livrée in den Farben des gräflichen Hauses empfing. Dann waren nacheinander mehrere Lehrerinnen der jungen Braut des Grafen angekommen, welche die Bauern nach ihren eleganten Toiletten und ihrem anspruchsvollen Auftreten für vornehme Damen hielten, zuletzt der Musiklehrer Blagonow, den man ebenfalls im Dorfe für einen großen Herrn hielt und der bald eine wachsende Popularität gewann, da er die Grüße der Bauern freundlich erwiederte und sich mit ihnen in russischer Sprache unterhielt, wenn er auf seinen Spaziergängen sinnend und gedankenvoll das Dorf durchschritt.

Zuweilen fuhr auch die Gräfin mit ihrem neuen, prächtigen Gespann durch das Dorf, die Braut des jungen Grafen und künftige Herrin von Wolotschina saß an ihrer Seite, auch sah man die Damen regelmäßig beim Gottesdienst in der Kirche, wo sie mit andächtigem Eifer an allen Ceremonien theilnahmen, so daß alle Bewohner des Dorfes mit der Wahl, welche ihr junger Gutsherr getroffen, in hohem Grade zufrieden waren und sich nur das Beste von der neuerblühenden Zukunft des gräflichen Hauses versprachen. Auch das Leben im Schlosse schien sich heiter und freundlich zu gestalten; Marpha Nikolajewna, welche auf der Reise sich der Gräfin gegenüber in kalter und finsterer Verschlossenheit gehalten hatte, schien hier auf dem Lande, wo die ganze Art des Lebens und die freie Natur sie heimisch anmuthete und an ihre Jugendzeit erinnerte, freier und heiterer zu werden. Sie ging in die Ställe, um nach den Pferden zu sehen, sie fragte auch wohl, wenn die Gräfin zuweilen vor irgend einem Bauernhause anhielt, um mit irgend einer ihr näher bekannten Familie einige Worte zu wechseln, mit Verständniß und Interesse nach den Einzelheiten der Wirthschaft, sie hörte die Berichte der Jäger an und zeigte bei jeder Gelegenheit unverholen ihre Freude, sich hier wieder in ihrem eigentlichen Element zu befinden und der lästigen, einengenden Aufsicht der Madame Lalande entflohen zu sein.

Die Gräfin bemerkte dieß mit großer Freude, sie hatte sich als Ziel vorgesteckt, die Liebe und das Vertrauen des jungen Mädchens sich zu erwerben, um Marpha dann, wenn es ihr gelungen sein würde, ihren Charakter zu verstehen und zu leiten, auch Wladimir näher zu führen, da sie die Hoffnung nicht aufgab, daß diese beiden jungen, frischen und kräftigen Naturen sich dennoch zusammenfinden würden, — als kluge Frau aber war sie sich vollkommen klar darüber, daß sich Liebe und Vertrauen nicht erzwingen ließen und daß sie eine innige Annäherung eines so eigenartigen und willenskräftigen Wesens, wie es Marpha Nikolajewna war, um so weniger erreichen konnte, je mehr sie sich sichtbar um dieselbe bewerben würde. Sie wollte daher Marpha zunächst ihrer völlig freien und natürlichen Entwicklung wiedergeben, um dem jungen Mädchen die Scheu vor der ihr fremden

und verhaßten Gesellschaft, in welche sie eintreten sollte, zu nehmen; sie überließ sie deßhalb ganz sich selbst, benutzte nur jede Gelegenheit, um ihr zu zeigen, daß sie Verständniß und Anerkennung für die Eigenthümlichkeiten ihres Wesens habe, und das junge Mädchen genoß eine um so größere Freiheit; da die Gräfin fortwährend die Besuche der Beamten von der Verwaltung ihrer entfernteren Güter empfing, um mit denselben alle geschäftlichen und wirthschaftlichen Maßregeln zu berathen, welche nun, da sie über die erforderlichen Mittel zu verfügen im Stande war, möglich wurden und schleunigst ausgeführt werden mußten.

Ihre Taktik schien Marpha gegenüber auch vom besten Erfolge gekrönt zu sein; das sonst so starre, verschlossene junge Mädchen wurde der alten Dame gegenüber freier und unbefangener, zuweilen erwärmte sich ihr Wesen sogar zu einer ehrerbietig zärtlichen Annäherung — dann aber schien es jedesmal wieder, als ob ein finsterer Geist sich zwischen ihr und der Gräfin aufrichte, und wenn sie zuweilen in herzlich vertraulicher Hingebung die alte Dame durch Aeußerungen voll scharfen Geistes und warmen Gefühls überrascht hatte, so zog sie sich jedesmal wieder um so tiefer in finsterer Verschlossenheit zurück, als ob sie selbst ihre Offenheit bereue und durch um so strengere Zurückhaltung wieder gut machen wolle. Die Gräfin schien dieß nicht zu beachten und änderte nichts in ihrem Benehmen, überzeugt, daß sie um so sicherer ihr Ziel erreichen werde, je mehr sie Marpha's Gefühl der eigenen Entwicklung überließ.

Blagonow war eigenthümlich verändert, und während Marpha freier, heiterer und frischer wurde, schien er mit jedem Tage tiefer in finsteres Brüten zu versinken. Wohl sah das junge Mädchen, wenn seine Blicke auf sie gerichtet waren, jene heiße Glut wieder in seinen Augen aufflammen, welche sie wie einen Feuerstrom zu ihrem Herzen dringen fühlte; wohl fuhr er zitternd zusammen, wenn seine Hand die ihre berührte, und mit jenem scharf empfindenden Instinkt, der die Frauen fast niemals täuscht, sah sie, daß die Flamme, welche in einem flüchtigen Augenblick übermächtig ihr entgegengeschlagen war, immer heller und heißer in seiner Brust loderte; aber niemals trat ein Laut auf seine Lippen, der der stummen Sprache, welche seine Augen fast wider seinen Willen zu reden schienen, zu verständlichen Worten gedient hätte. Madame Lalande war nicht da, und der Musikunterricht fand in einem Salon des Schlosses, in welchem sich noch ein vortrefflicher, lange nicht gebrauchter Flügel vorgefunden hatte, meist ohne Zeugen statt, da die Gräfin nur selten und auch dann gewöhnlich nur auf kurze Zeit zuzuhören kam — aber niemals hatte Blagonow eines jener innigen, warm gefühlvollen Worte gesprochen, welche Marpha sonst so tief bewegt, so hoch entzückt und in ihrem Herzen eine ganze Welt voll neuer Gefühle hatten aufleben lassen. Er ließ sie Solfeggien und italienische Arien singen und war noch nicht einmal wieder auf jene zarten und innigen Volkslieder zurückgekommen, deren melodischer Klang ihre Seelen so nahe zu einander geführt hatte; unmuthig sang sie die vorgelegten Musikstücke, — bald füllten sich ihre Augen mit Thränen, so daß sie die Noten nicht mehr zu erkennen vermochte, bald biß sie zornig knirschend die Zähne zusammen, daß ihr Gesang kurz mit einem halb erstickten Ton abbrach. Dann seufzte er wohl tief auf, dann schien es wohl, als ob er die Arme ausbreiten und sie in glühender Aufwallung seines übermächtigen Gefühls umfangen wollte, als ob das ersehnte Wort von seinen Lippen sich loszuringen bereit sei, — minutenlang stand er schweigend neben ihr und nur ihre schweren Athemzüge waren im Zimmer hörbar — aber seine halb schon erhobenen Arme sanken wieder zurück, seine geöffneten Lippen preßten sich wieder zusammen, — mit rauher Stimme, fast unartig und heftig rügte er den Fehler und schlug den falsch gesungenen oder erstickten Ton auf dem Flügel an mit der trockenen Bitte, die verfehlte Stelle noch einmal zu probiren. Zuweilen hatte sie ihn dann wohl mit stummer Frage halb sehnend, halb vorwurfsvoll angesehen; sie hatte unwillig das Notenheft zugeschlagen und erklärt, daß sie nicht weiter zu singen aufgelegt sei, aber Blagonow hatte dann vor ihrem Blick die Augen gesenkt und sich mit tiefer Verbeugung zurückgezogen. Der Arme kämpfte einen schweren Kampf, seine Liebe zu Marpha wuchs hier in der ländlichen Stille und in dem täglichen, ungezwungenen Verkehr immer mächtiger und überwältigender an, und dennoch hielt er mit einer Anspannung des Willens, welche oft die äußersten Grenzen seiner Kraft erreichte, den Ausbruch seines Gefühls zurück. Je mehr sich die Reinheit und Natürlichkeit, der so edle, starke und stolze Sinn des jungen Mädchens vor seinen entzückten Blicken entwickelten, um so feiger, niedriger und verwerflicher erschien es ihm, dieses Wesen, das wie eine frische, im Waldesgrün erblühte Blume den ganzen Schmelz bewahrt hatte, den die schaffende Hand Gottes über seine schönsten und lieblichsten Werke ausstreut, zu einem Werkzeuge politischer Pläne und Berechnungen zu machen und diese Seele nach den Befehlen der geheimen Macht, der er sich zum Gehorsam verpflichtet hatte, der Verderbniß zu überantworten; ohne den Auftrag des geheimen Bundes würden die Flammen der Leidenschaft, welche ihn immer mächtiger erfüllten, längst hervorgebrochen sein, er würde im Rausch seiner Liebe alle Rücksichten der Welt vergessen und, um Marpha zu erringen, allen Kämpfen und Gefahren getrotzt haben — nun aber erschien er sich selbst niedrig und unwürdig, wenn er ein Gefühl, das ihm als die höchste Verklärung seines Daseins erschien, so tief herabdrücken solle, wenn er auf fremden Befehl das berauschende Glück erfassen solle, für das er sein Leben hingegeben hätte. Er konnte es nicht — Alles, was in seiner Seele Gutes, Edles und Reines lebte, empörte sich gegen die Rolle, die man ihm zumuthete, und mehrmals schon hatte er den Entschluß gefaßt, zu fliehen, Rußland zu verlassen und in die weite Welt hinauszuziehen, um sich dem vernichtenden Zwiespalt zu entziehen, — aber immer war seine Kraft zur Ausführung dieses Entschlusses zu schwach gewesen, immer noch hatte er von einem Tage zum andern nur einen Athemzug noch des Glückes ihrer Nähe genießen wollen, das ihm zugleich so viel namenlose Pein bereitete.

Abends vereinigten sich die Lehrerinnen und Blagonow in dem Salon der Gräfin; es entwickelte sich dort eine oft lebhaft angeregte Unterhaltung, welche die alte Dame mit Geist und Geschick leitete und bei welcher Blagonow wohl auf Augenblicke seine peinvolle Lage vergaß. Er sprach dann, wenn ein Gegenstand ihn anregte, lebhaft und feurig, und es machte ihn glücklich, zu sehen, wie Marpha mit immer höher aufleuchtenden Blicken seinen Worten lauschte; auch sie trat dann mehr und mehr aus dem scheuen Zwange heraus, der sie in Petersburg bedrückt hatte, und voll Bewunderung hörte man aus ihren Worten den scharfen Geist und das edle Gefühl hervorklingen, welche sie sonst in sich zu verschließen pflegte, und jedesmal dann, wenn er in sein stilles Zimmer zurückkehrte, war seine Liebe mächtiger und heißer geworden, um so tiefer und qualvoller aber auch sein Schmerz und um so fester sein Entschluß, sich selbst dem Glück und dem Frieden Marpha's durch schnelles Verschwinden zu opfern.

So in stetem Kampfe und in schweigender Qual waren zwei Wochen hingegangen, als eines Tages der Fürst Nikascha von Herrn Sacharin begleitet in Wolotschina erschien, um, wie er sagte, nach seiner Tochter zu sehen und zugleich seiner verehrten Cousine auf zwei Tage seinen Sekretär zur Feststellung der inzwischen eifrig weiter geführten Geschäftsordnung zur Verfügung zu stellen. Der Fürst brachte zahlreiche Dienerschaft mit, und während seiner Anwesenheit entwickelte sich das Leben auf dem Schlosse noch glänzender und bewegter.

Das milde Wetter war ziemlich früh eingetreten, der Fürst durcheilte den Park, überall Pläne zu Verschönerungen entwerfend, welche oft durch ihren bizarren Geschmack die Gräfin lächeln machten; er fuhr auf die Jagd, er hielt im Dorfe bei den Bauernhäusern an und erwarb sich durch seine treuherzig derbe, so ganz echt nationale Manier die Liebe und Bewunderung der künftigen Unterthanen seiner Tochter. Und Abends saß er bei einem Glase starken Punsches und mit dem Tschibuk, den ihm die Gräfin gern erlaubte, in der Hand in dem Salon, lustig plaudernd, glänzende Pläne für die Zukunft aufbauend und der Gräfin wiederholt seine Bewunderung und Dankbarkeit ausdrückend über die Veränderung, welche sie in so kurzer Zeit in dem Benehmen bei seiner Tochter hervorgebracht habe, denn die freie und unbefangene Bewegung, welche Marpha hier in den so viel natürlicheren und einfacheren Verhältnissen angenommen hatte und welche das junge Mädchen um Vieles liebenswürdiger und geistvoller erscheinen ließen, maß er der Erziehung der welterfahrenen Gräfin bei und schrieb äußeren Einwirkungen zu, was aus der vom Zwange befreiten Natur von innen heraus sich entwickelte. Er ließ sich von den Lehrerinnen Bericht über Marpha's Fortschritte in den einzelnen Unterrichtsgebieten erstatten, wobei er eine sehr würdige und feierliche Miene machte und mit herablassender Zufriedenheit den Kopf neigte, wenn ihm die Damen ihre Zufriedenheit mit den Fortschritten des gnädigen Fräuleins aussprachen. Am Abend versäumte er nicht, sich auch eine Probe von den musikalischen Fortschritten seiner Tochter geben zu lassen. Man begab sich in den Musiksalon, und Marpha sang eine italienische Arie so schlecht als möglich, denn schon der Anblick des Flügels, an welchem sie in der letzten Zeit so peinliche Stunden durchlebt hatte, schnürte ihr das Herz zusammen und nahm ihr jede Neigung, den ohnehin ihrer Natur so wenig sympathischen Arien ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Die Gräfin schüttelte leise den Kopf, Blagonow schien die Fehler in dem Vortrag seiner Schülerin nicht zu hören und nahm in seiner Begleitung das Tempo immer noch ein wenig rascher, als dränge es ihn, an das Ende zu kommen; der Fürst Nikascha aber wiegte gravitätisch seinen Kopf nach dem Takte der Musik und gab sich die Miene, als lausche er aufmerksam und bewundernd den Tönen.

„Sehr gut — sehr gut," sagte er, als die Arie beendet war und Blagonow aufseufzend sich auf seinen Stuhl zurücklehnte, „das ist schön, recht schön, — ich freue mich, daß Marpha Nikolajewna sich so gut auf die Musik von diesem Mozartini und den anderen Italienern versteht, — die Leute sind närrisch dafür in Petersburg, und wenn sie erst die Frau von unserem lieben Wladimir ist, so wird sich Alles zu ihr drängen, um sie so singen zu hören. Ja," sagte er mit wichtiger Miene, „ich bin überzeugt, daß Seine Majestät unser allergnädigster Kaiser selbst sich von ihr wird vorsingen lassen, denn sie macht es ebensogut wie die Sängerinnen auf den Theatern. Aber," fuhr er dann mit gemüthlicher Heiterkeit fort, „das ist gut für die Stadt und die großen Gesellschaften, — hier sind wir auf dem Lande, im alten, heiligen Rußland, und hier möchte ich noch lieber, als jene künstliche italienische Musik, das alte Lied vom Dreigespann und dem jungen Postillon hören. Weißt Du, Marpha Nikolajewna, Du hast es neulich gesungen, gerade als ich kam, um den lieben Wladimir zu Dir zu führen."

Marpha erglühte und warf zitternd einen ängstlich scheu fragenden Blick auf Blagonow, welcher den Kopf auf die Brust sinken ließ und wie entsetzt die Hände von den Tasten der Klaviatur zurückzog.

„Nun, weißt Du es nicht mehr?" rief der Fürst, — „ja, ja," sagte er lachend, „damals kam Wladimir in seiner schönen Uniform, das kann wohl in so einem Mädchenherzen die Erinnerung verwischen — aber besinnt euch nur, Feodor Michaelowitsch hat ja damals auch die Begleitung auf dem Klavier gespielt — es ging so —"

Und mit einer rauhen Stimme, welche an den Klang eines verbogenen Jagdhorns erinnerte, begann er, so falsch als es irgend möglich war, zu singen:

„Seht ihr drei Rosse vor dem Wagen
Und jenen jungen Postillon —"

„Das war es, das war es, — das ist ein herrliches Lied, das sollt ihr mir singen, — fangen Sie an, Feodor Michaelowitsch, es ging ja damals so gut."

Marpha allein hörte den tiefen, schmerzlichen Seufzer, welcher aus Blagonow's Brust emporstieg; langsam bog er sich vor, widerstrebend nur erhob er die Hände, und zu den ersten Takten der Begleitung erklang leise, wie ein Geisterhauch, das von dem Fürsten verlangte Lied von seinen Lippen. Marpha's Blicke aber leuchteten auf, als ob ihre Seele von einem schweren, drückenden Bann befreit sei, voll und kräftig fiel sie mit dem vollen Tone ihrer so anmuthig biegsamen und ausdrucksvollen Stimme ein, und trotz des wehmüthig schmerzlichen Inhalts des Liedes klang ihr Gesang fast jubelnd und jauchzend, es schien ihr, als müßten diese Töne die Seele ihres Freundes, die ein böser Zauber von ihr getrennt, wieder zu ihr zurückführen.

Und in der That schien ihre Hoffnung sich zu erfüllen, denn immer kräftiger, immer inniger klang auch Blagonow's Stimme, Alles, was sein Herz bedrückte, verschwand vor der seligen Erinnerung, welche dieß Lied in ihm erweckte, — er fühlte, wie Marpha sich näher und näher zu ihm beugte, — wie ihr Arm auf seine Schulter herabsank und wie ihr schmiegsamer Körper sich leise an ihn lehnte, — es schien ihm, als ob die ganze Welt um ihn verschwinde und als ob er durch lichte Aetherwolken mit der Geliebten hoch über der niederen Erde dahinschwebe, höher und höher hinauf in einen Himmel voll wonnigen, seligen Entzückens.

Der Fürst schlug ganz glücklich mit beiden Händen den Takt und summte leise die Worte des Liedes mit. Auch die Gräfin war ergriffen von dieser so einfachen, zum Herzen dringenden Melodie und von der Schönheit und Reinheit des Vortrages; sie bemerkte es nicht, wie Marpha sich näher und näher an ihren Lehrer schmiegte, sie mochte diese Bewegung der gespannten Aufmerksamkeit auf die Begleitung zuschreiben, und die tiefe Glut, der Ausdruck der Verklärung auf den Gesichtern der beiden jungen Leute konnte wohl ihren Grund in der Freude an der Musik haben. Niemand, auch die Lehrerinnen nicht, schien irgend etwas Außergewöhnliches dabei zu finden, alle lauschten ergriffen dem einfachen Volkslied; Sacharin allein, welcher hinter dem Stuhl des Fürsten stand, beobachtete Blagonow und Marpha mit seinen kalten, scharfen, durchdringenden Blicken, und ein flüchtiges, höhnisch überlegenes, triumphirendes Lächeln zuckte um seine Lippen.

„Bravo — bravo!" rief der Fürst laut, als das Lied geendet war; schnell aufstehend eilte er zu Marpha hin, küßte sie laut auf die Wangen und klopfte dann Blagonow, welcher betäubt und träumend auf seinem Stuhle saß, derb auf die Schulter.

„Ich bin zufrieden, sehr zufrieden mit Ihnen, Feodor Michaelowitsch," sagte er; „fahren Sie so fort, fahren Sie so fort, Sie werden aus Marpha eine große Sängerin machen, und wenn sie nicht die Tochter des Fürsten Kudiakow-Newolenski wäre, könnte sie ihr Glück auf dem Theater machen; so aber sollen diese hochmüthigen und schnippischen Damen von Petersburg, welche glauben, daß sie es allein verstehen, sich zu benehmen, vor Aerger krank werden, wenn sie sehen werden, daß meine Tochter, die auf dem Lande aufgewachsen ist, doch mehr versteht als sie, und wenn Seine Majestät der Kaiser, der ja unseren lieben Wladimir so gnädig ist, einmal seine Frau wird singen hören, so wird er auch entzückt sein — Sie werden es sehen, daß ich Recht habe, meine theure Cousine. Fahren Sie so fort, Feodor Michaelowitsch, fahren Sie so fort, es soll Ihr Schade nicht sein — Sie sollen Niemand mehr Unterricht geben, meine Tochter soll Ihre letzte Schülerin sein, Sie sollen nicht mehr arbeiten und sorgen, seien Sie gewiß, der Fürst Nikascha wird sein Wort halten. Hier, nehmen Sie dieß, — es ist eine Kleinigkeit, um Sie daran zu erinnern, daß Sie mir eine Freude gemacht und daß der Fürst Kudiakow mit Ihnen zufrieden ist."

Er zog eine schwere grüne Börse aus seiner Tasche, durch deren Maschen dicht aneinander gereiht Goldstücke funkelten, und drückte sie mit einer Miene, der man die eigene Genugthuung über dieß fürstliche Gnadengeschenk ansah, in Blagonow's Hand, worauf er sich ganz heiter und glücklich zur Gräfin zurückwendete, um ihr von Neuem seinen Dank für Marpha's Erziehung auszusprechen.

Blagonow wurde bleich wie der Tod, — ein drohender Blitz sprühte aus seinen Augen auf, ein zerschmetterndes Wort schien auf seinen Lippen zu schweben und seine Hand

erhob sich, als ob er die Goldbörse des Fürsten weit von sich schleudern wolle. Angstvoll sah ihn Marpha an, schnell trat sie zu ihm heran, legte ihre Hand auf die Börse, und indem sich ihre Finger zugleich in innigem Druck um die seinigen schmiegten, sagte sie: „An mir vor Allen ist es, Ihnen zu danken, Feodor Michaelowitsch, dafür, daß Sie mich lehrten zu singen und das Lied im tiefen Herzen zu verstehen," und leise fügte sie hinzu: „schweigen Sie, ich bitte, schweigen Sie um meinetwillen!"

Blagonow sah in ihr Gesicht, dessen Züge liebevolle, demüthige Hingebung ausdrückten; die düstere, zornige Glut seiner Blicke loderte auf in hellen Flammen der lange zurückgehaltenen Leidenschaft, — er beugte sich auf ihre Hand herab, — sie fühlte den Kuß seiner heißen Lippen, und leise, nur ihr verständlich sagte er:

„Ihre Hand hat dieß Gold berührt, Marpha — es wird dem ersten Armen, dem ich begegne, Glück bringen!"

Er ließ die Börse in seine Tasche sinken und nahm wieder seinen Platz vor dem Klavier ein, während Marpha sich langsam der Gruppe näherte, welche sich um den Fürsten und die Gräfin gebildet hatte und in welcher von Niemand das kurze Gespräch der Beiden beachtet worden war, Sacharin ausgenommen, der das junge Mädchen und ihren Lehrer nicht aus den Augen gelassen hatte.

Blagonow brachte eine schlaflose Nacht zu, wie er es schon so oft gethan, — aber dießmal verzehrte er sich nicht in unruhigen, qualvollen Zweifeln; kühne, wilde Entschlossenheit flammte aus seinen Blicken, höhnischer Trotz zuckte um seine Lippen, während er hochklopfenden Herzens in seinem Zimmer auf und nieder ging — er verspottete sich selbst, daß er in kindischer Scheu davor zurückgeschreckt war, Marpha zum Werkzeuge des unerbittlichen Kampfes gegen die herrschende Kaste zu machen, denn zum Dank für seine Zurückhaltung hatte dieser Fürst, den er doch so tief unter sich fühlte in Allem, was den Werth des Menschen macht, es gewagt, ihm wie einem elenden Lakaien einen Haufen Goldstücke in die Hand zu drücken, um ihn abzulohnen für seine Dienste, — er glaubte ihn glücklich zu machen, indem er ihm eine sichere Zukunft versprach, er, der doch kein anderes Recht hatte zu belohnen, als den Zufall, der ihm ohne Wahl einen großen Namen und Millionen zugeworfen. Marpha sollte glänzen durch die Kunst, die er ihr aus seinem tiefsten Herzen heraus gelehrt, an der Seite jenes hochmüthigen, stolzen Grafen, der ihr gleichgültig die Hand reichte, um sein Vermögen zu verbessern, sie sollte auf den Weg gedrängt werden, den so Viele gingen und der das juwelengeschmückte Opfer zum Verderben und Tode der Seele führte.



Romeo und Julie. Gemälde von Horacio Lengo.

„Nein," rief er, — „nein, mein soll sie sein, ich will mich berauschen in dem heißen, duftigen Kelch ihrer Liebe, und wenn sie zum Opfer erkoren ist, so soll sie das freie, selbstbewußte Opfer einer großen, heiligen Sache werden — vorher aber soll sie an meiner Brust in flammender Lust das höchste Glück des irdischen Lebens genießen."

(Fortsetzung folgt.)

Vom Lande und Kriege in der Herzegowina.

(Hiezu das Bild S. 541.)

Das hervorragendste und überraschendste Bild auf unserem Tableau ist die Brücke über die Narenta in Mostar, von dem ein Theil durch den Bogen prächtig eingerahmt hindurchblickt. Man finge sofort an, an frappirende türkische Kultur zu denken, hätte die Brücke, welche übrigens nur für Fußgänger, nicht den sofort aufklärenden Namen „Römerbrücke". Dieser alte Kulturrest ist in der That eine eigenthümlich hervorragende Zierde der Hauptstadt der Herzegowina. Diese zählt jetzt sogar schon eine Einwohnerzahl von 20,000 Menschen, unter denen noch immer die Türken die Mehrzahl, die Christen die kleinere, die Juden die kleinste Schaar bilden. Es gibt eine innere Stadt, ein Christenviertel, ein Nordlager und Südlager, diese beiden letzten sind von den österreichischen Truppen angelegte Barackenstraßen, welche noch zu den regelmäßigsten und schönsten gehören, denn die Türkenhäuser an den Schuttkegeln nächst

An was der Mensch hängt.

Nach Skizzen von **Max Scholtz.**



Am Halse des Geliebten hängt
Die Braut, wenn es zum Abschied drängt.



Es hängt am Arm des Grenadieren
Die Köchin Sonntags mit dem ihren.



Am Reck der Turner hängt nicht still,
Wenn er den Aufschwung machen will.



An einem Bein der Akrobat
Hängt, wenn er einen Luftsprung that.



Dem Redner an den Lippen hängt
Die Menge, die sich um ihn drängt.



Am Wagen hinten zum Pläsir
Der Knabe hängt, man sieht es hier.



An Bäumen in der Hängematten
Hängt eine Gnädige im Schatten.



Am Rockschooß blieb in blinder Hast
Der Obstdieb hängen an dem Ast.



Es hängt an seinem Hunde fehr
Ein alter, unbeweibter Herr.

der Narenta werden oft bei Gewittern und Wasserbrüchen vernichtet, die engen Gäßchen voll vergitterter Fenster sind schmutzig und unangenehm. Die am linken Ufer gelegene Stadt hat zwei langgestreckte Hauptstraßen, welche das öffentliche Leben konzentriren, zwischen dessen asiatisches Wesen sich bereits Handel und Industrie Europas merklich gemengt haben. Es gibt nächst der von uns dargestellten sogar noch eine zweite Römerbrücke stromaufwärts und auch aus gleicher Zeit eine noch heute benützte Wasserleitung, das charakteristische Merkmal des einstigen kriegerischen Kulturvolkes.

Blagaj an der Buna ist eine nicht große, aber an wichtigen Punkten liegende Ortschaft von beiläufig 500 Einwohnern, in einem Thale am Fuße wilden Gebirges, in dem Mandelbäume und Pfirsiche frühzeitig blühen und gedeihen. Einstmals war es Hauptstadt, verfiel aber namentlich durch die steten Kämpfe der wilden Bemagoren. Die Häuser reihen sich in einer langen Straße, Bazargasse geheißen, aneinander, sind zum größten Theil von Türken bewohnt und die große Moschee dient unverletzt dem Gottesdienste, aber die kaiserliche Armee hat sich aus strategischen Gründen zunächst festgesetzt, da hier auch der Weg nach Nevesinje zu schützen.

Diesen haben die Truppen von einem elenden Saumwege

unter unsäglicher Mühe zu einer Straße im karstigen Gebirge geschaffen. Auf derselben und westwärts gegen Blagaj zu erblickt man die noch immer imposanten Ruinen Stefanogeads, die Burg der alten Herzoge aus christlichem Stamme, welche vor 500 Jahren nach der Schlacht am Kosovo Polje den Türken unterlagen. Die Mauern und Thürme, mit Schießscharten versehen, sind noch immer an vielen Stellen fest, doch selbstverständlich zu allem Bewohnen unmöglich. Im Burghofe sind Hütten errichtet. Und merkwürdig ist, daß die das Mostarbecken beherrschende Burg auch kein Wasser besitzt, solches muß erst mühselig emporgebracht werden.

Der Kampf der rohen Bewohner der Herzegowina gegen geschulte und organisirte österreichische Truppen zeigt uns diese in der ganzen Entfaltung militärischer Bravour und Geschicklichkeit, wie auch Fürsorglichkeit. Kaum sind die Gebirgsgeschütze auf Saumthieren, kaum die ersten Thiere angelangt, so wird abgeladen, zusammengestellt, ja während die nächsten Thiere noch mit den Theilen anderer Kanonen emporklettern, ist die erste bereits in Thätigkeit und knallt unversehens ihre Willkommgrüße in die Ferne auf Bergeshöhen, wo sich die sinnlosen Insurgenten in sicherem Verstecke geglaubt.

Eine ihrer primitivsten Kriegslisten ist das Ausstecken von Popanzen, um Schüsse auf nutzlose Ziele zu lenken, wäre es auch nur, um den Rückzug mit Todten und Verwundeten zu decken. Die Fernröhren der österreichischen Offiziere sind scharf und solche nur mehr von Indianern angewendete Kriegslist, oder höchstens im Scherze von Garnisonen aufgestellte Strohmänner sind rasch erkannt, dienen vielmehr als sichere Wegweiser zum Treffen nach den wirksameren, selten verfehlten Punkten. Und kämpft das Wetter auch mit dem Muthe und der Ausdauer der Soldaten, sie beweisen eine unerschütterliche Ausdauer, die unsere höchste Bewunderung verdient.

Notiz-Blätter.

Literatur.

— **Karl Heinrich Keck's „Die Pfingstweihe oder die Einsegnung“,** ein Idyll in drei Gesängen, ist jüngst bei Fr. Ant. Perthes in Gotha in dritter Auflage erschienen. Unsere lautlebige Zeit ist solchen poetischen Erzeugnissen im Allgemeinen nichts weniger als gewogen; gestaltet sich das Schicksal eines derartigen Gedichtes gleichwohl so günstig wie das der „Pfingstweihe“, so kann das seinen Grund nur in seiner hervorragenden inneren Bedeutung haben. Die Heldin des Gedichtes, wenn dieß Wort auf die Hauptperson einer Idylle überhaupt anwendbar, ist ein reines, von himmlischer Liebe getragenes junges Mädchen, das überall Frieden und Freude verbreitet, am Tage ihrer Einsegnung aber durch die Kraft ihres Glaubens ihren verschollenen Oheim, einen „verlorenen Sohn“, dem Großvater und ihren Eltern wieder zuführt und wilden und harten Trotz in hingebende Liebe wandelt.

— **Eigenthümlich muthet uns der Roman: „Die silberne Hochzeit“** von S. Kohn (Leipzig, Reißner), an. Der Autor besitzt ein auffallend weiches Gemüth, eine sozusagen dem vorigen Jahrhundert angehörende Gefühlsamkeit, und mit dieser hat er einen völlig in modernen Verhältnissen sich bewegenden Roman gestaltet; das frappirt und stimmt nicht ganz zusammen. Die Figuren scheinen gar nicht aus unseren Tagen zu sein, und ihre Kämpfe daher mit dem Schicksal, das sich ihnen entgegenstellt, muthen uns etwas befremdend an. Geschrieben ist der Roman gut. Der Reichthum an rührenden Situationen wird ihm auch Leser verschaffen, der Autor aber hat schon viel Besseres geleistet, und hoffen wir, ihm auf seinem ihm eigenen Gebiete, dem jüdischen Familien- und Volksroman, bald wieder zu begegnen. Sein Erfolg wird dann auch ein allgemeiner sein. Hat S. Kohn zu viel Gemüth in diesem Roman aufgewendet, so dürfte „Der Erbe von Mortella“, Roman von A. Dom (Breslau, Schottländer), an einem Defizit tieferen Fühlens kranken. Der Autor arbeitet hier mit starken Effekten. Ein dämonisches Weib vernichtet Gatten und Tochter, betrügt ihren zweiten Gatten und verführt und schädigt alle Welt aus teuflischer Leidenschaft. Der Roman zeigt die spezifisch italienische Art grober Psychologie und grausamer Handlung, welche gewissen romanischen Schriftstellern, die für die große Masse schaffen, eigen. Sollte dieser Roman, der recht fließend und gut geschrieben ist, auch Spannung hervorruft, nach dem Italienischen bearbeitet sein, so hätte man sicher einen würdigeren für das deutsche Publikum finden können.

— **Ein vortreffliches Darstellungstalent für die Zeit und das** Leben der Landsknechte bekundet Ludwig Ronne in dem Roman „Georg von Frundsberg“ (Gotha, Perthes). Der Autor entwickelt uns hier Lebensbilder aus stürmischer, gährender, wildbewegter Zeit: die Reformation als treibende Kraft. Von kunstvoller Komposition und Oekonomie in Entwicklung der Fabel bemerken wir in dem lebendig geschriebenen Buche nicht eben viel. Es ist die Freude an dem bunten Leben jener Zeit, die Lust, mit feurigen Lokalfarben zu malen, die den Autor zu diesem Roman begeistert zu haben scheint, der allerdings eine eigenartige und lebensfrische Schriftstellerkraft verräth. Die Naturschilderungen sind sehr hübsch und die Charakteristiken der Hauptpersonen, des Titelhelden, der Frauen Claire von Bocage und Eva von Frundsberg, dann die sogenannten wälschen Typen beschäftigen ein bedeutendes Gestaltungsvermögen — auch die Zeitfragen sind gut in die Darstellung verwebt. Nur eine einheitliche Komposition fehlt und deßhalb wirkt dieser Roman viel weniger, als er seiner wirklichen Vorzüge wegen eigentlich sollte. Immerhin ist er eine interessante, anregende Lektüre.

— **Von Robert Prölß' „Geschichte des neuen Dramas“,** die auf drei Bände berechnet ist (Leipzig, Schlicke), liegt uns jetzt die zweite Hälfte des zweiten Bandes vor, in welcher der Autor das neue Drama der Engländer behandelt. Der mehr als 400 Seiten starke Band beginnt mit den Vorläufern Shakespeare's und schließt mit dem Drama des neunzehnten Jahrhunderts und der Entwicklung der englischen Bühne und Schauspielkunst unserer Tage. Wir finden auch in diesem Theile des großangelegten Werkes den Ernst und die Sorgfalt wieder, mit welcher der Autor das riesige Material zu beherrschen und zu sichten sich bestrebt hat. Klarheit, unparteiischer Standpunkt und populäre Darstellung machen dieß Werk zu einer wichtigen Publikation für alle Die, welche nicht Fachstudien machen können und doch sich eingehend über die Entwicklung des Dramas und seine Geschichte bei den Kulturvölkern unterrichten wollen. Der letzte Band — auf drei Bände ist das Werk berechnet — Geschichte des deutschen Dramas, dürfte sehr interessant werden und man kann auf sein Erscheinen wohl gespannt sein.

— **Der großen Aufgabe, die Geschichte der Geschlechter der alten** Kaiserstadt Wien zu schreiben, hat einer der hervorragendsten Heraldiker und Genealogen Oesterreichs, Ernst Edler v. Hartmann-Franzenshuld, seine Kraft seit langen Jahren gewidmet. Das Resultat dieser Studien liegt nun unter dem Titel vor: „Geschlechterbuch der Wiener Erbbürger, Rathsverwandten und Wappengenossen“ (Wien, Faesy). Das Ganze, von dem wir die erste Lieferung vor uns haben, erscheint in 30 Lieferungen und umfaßt die Geschichte und Genealogie von etwa 800 Wiener Geschlechtern und wird auf das Reichste illustrirt durch Abbildungen von Wappen, Siegeln, Münzen, Porträts, Kostümen, Häusern und Grabstätten. Die illustrirende Seite des Werks steht auf der gleichen Höhe mit der Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit des Prachtwerks, und die Leichtigkeit und Eleganz der Darstellungsweise macht das gelehrte Werk auch für Nichtfachleute anziehend, während es für den Genealogen und Sphragisten, den Kulturhistoriker und Heraldiker eine Quelle reicher Belehrung und großen Genusses ist. Das Titelblatt ist ein Meisterstück der xylographischen Anstalt von Heinrich Knöfler, im herrlichsten Farbendruck ausgeführt, das Ganze eine Zierde österreichischen Gelehrtenfleißes und illustrirender Kunst.

— **Eine gewiß Vielen willkommene Publikation ist der „Atlas** der Alpenflora“, herausgegeben und verlegt von dem deutschen und österreichischen Alpenverein in Wien. Das prächtige Werk, in handlichem, nicht zu großem Format, bringt in einer Reihe von Heften (35) eine überaus große Anzahl kolorirter Abbildungen von Pflanzenindividuen der Alpen, nach der Natur gemalt von Anton Hartinger, als Bilderwerkbeilage zu der von Professor Dr. W. v. Della-Torre verfaßten „Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Alpenreisen, Abtheilung Botanik“ (gleicher Verlag wie der Atlas); die Pflanzenabbildungen, auf Tonpapier gedruckt, sind wahre Musterleistungen des Farbendrucks, so schön und fein ausgeführt, daß sie als Vorlagen für Aquarellisten dienen können. Sowohl für Laien, die in die Alpen reisen und dort zur Erhöhung des Genusses sich mit der Pflanzenwelt genauer bekannt machen wollen, als auch Botanikern, Schulen, Volksbibliotheken ꝛc. wird dieser Atlas werthvoll und anschaffungswürdig sein.

— **Allen Freunden des Reisens und der Natur sei die Zeitschrift** des Oesterreichischen Touristenklubs, welche unter dem Titel: „Oesterreichische Touristenzeitung“ erscheint, empfohlen. Sie ist in gleich rühmenswerther Weise auf die Unterhaltung wie auf die Belehrung der Leser bedacht und gibt neben ihren Reisebildern und geographischen Essays durch ein reiches Notizenblatt Auskunft über alle Erscheinungen auf dem Gebiete des Touristenwesens, namentlich in den Alpen. Die elegante Ausstattung macht sie namentlich auch salonfähig.

— **Das seit 43 Jahren bestehende dänische Journal „Fädrelandet“** (Das Vaterland) hat mit dem 1. April zu erscheinen aufgehört.

Bildende Künste.

— **Zu dem Denkmal für Sebastian Bach, das in Bronze aus**geführt und in Eisenach bei der Kirche am Fuße der Wartburg aufgestellt werden soll, hat Professor A. Donndorf in Stuttgart die Hauptfigur, das Standbild des Altmeisters, im Thonmodelle vollendet. Sie kommt auf ein reiches Postament, welches eine orgelspielende Muse ziert, zu stehen. Bach, im Kostüme seiner Zeit dargestellt (Schooßweste, Rock, Kniehose, Schuhe und Strümpfe), lehnt sich mit dem linken Arm leicht an ein Notenpult, während er in den Händen Papierblatt und Stift hält. Anfangs war geplant, das Denkmal erst im Jahre 1885 zur Feier von Bach's zweihundertjährigem Geburtstage in seiner Vaterstadt Eisenach aufzustellen, doch ist man davon wieder abgegangen und hat einen weit kürzeren Zeitpunkt zur Fertigstellung des Werkes in Aussicht genommen.

— **Im Atelier des Professors Calandrelli in Berlin erhebt sich** jetzt das Gußmodell der Reiterstatue König Friedrich Wilhelm's IV. für die Freitreppe der Nationalgalerie, das Werk einer fast dreijährigen emsigen Arbeit. Die Reiterstatue ist von der Plinte bis zum Scheitel 15 Fuß hoch und erhält einen Sockel von 12—14 Fuß Höhe, der mit allegorischen Gestalten und Reliefs geschmückt wird. Die Darstellung des Künstlers ist, soweit es der Monumentalstyl gestattet, eine höchst lebendige. Baarhäuptig, den Blick auf das neue Museum, seine Schöpfung, gerichtet, sitzt der König zu Roß! Ein in reichem Faltenwurf drapirter idealer Mantel wallt von seinen Schultern hernieder und bildet auf der Brust eine reiche Draperie, unter welcher die große Generalsuniform und das Band des schwarzen Adlerordens hervorblickt. Der König parirt das ungeduldig scharrende Roß mit beiden Händen, wodurch Roß und Reiter einen höchst lebendigen Ausdruck erhalten. Für den Kopf des Königs diente dem Künstler die Rauch'sche Büste als Vorbild, ohne daß ihn dieß gehindert hätte, individuelle Züge nach eigener Kenntniß dem Antlitz einzuverleiben. Die mächtige Kolossalstatue wird demnächst zu Gladenbeck zum Guß wandern.

— **Berthold Auerbach's lebensgroße Büste, welche vom Bild**hauer Sußmann-Hellborn im vorigen Jahre nach dem Leben modellirt wurde, wird jetzt in zwei Größen durch Gypsabgüsse von der bekannten Firma Gebrüder Micheli in Berlin vervielfältigt.

— **Die von dem Wiener Bildhauer Böhm angefertigte Marmor**statue Thomas Carlyle's, welche Eigenthum des Lord Rosebery ist, wird in der nächsten Ausstellung der k. Kunstakademie in London zur Schau gestellt werden. Ein nach dieser Statue hergestellter Bronzeabguß wird von Subskribenten des Carlyle-Denkmalfonds auf dem Chelseakai aufzustellen beabsichtigt.

— **Am 1. Mai, gleichzeitig mit dem „Salon“, wird in Paris** in der Galerie des Herrn Petit, Rue Sèze, eine Bilderausstellung eröffnet, veranstaltet von sechs auswärtigen und vier französischen Künstlern, die dem Publikum etwas Außergewöhnliches zu bieten übereingekommen sind: für England Milais, für Belgien Alfred Stevens, Oesterreich-Ungarn Munkaczy, Deutschland Menzel, Italien v. Nittes, Spanien Madrazo, Holland Joseph Israels und für Frankreich die vier nicht minder bekannten Maler Meissonier, Jules Dupré, Baudry und Gustave Moreau. Der Eintritt zu dieser Ausstellung soll unentgeltlich sein.

— **Prinz Luitpold von Bayern hat außer dem jüngst in diesem** Blatte rühmend erwähnten „Norwegischen Fischerhafen“ von O. Sinding neuerlich Franz Adam's neuestes Bild „Mazeppa“ erworben. Der geniale Künstler hat dem Gedanken eine ganz neue Seite abgewonnen; er versetzt den Beschauer in den Eingang eines Laubwaldes, durch den ein Rudel wilder Pferde hinter dem Rosse einherjagt, auf dessen Rücken der Unglückliche geschnürt ist. Sein Roß ist eben gestürzt und wird so von anderen überholt, die es nun, von der ungewohnten Erscheinung überrascht, mit gesträubten Mähnen umstehen.

— **Louis Gallait's, des berühmten belgischen Malers, Gemälde:** „Die Pest von Tournai“, welches die belgische Regierung zum Preise von 110,000 Franken für das Brüsseler Museum erworben hat, ist zur Wiener Ausstellung gesandt worden. Der jetzt zweiundsiebenzigjährige Künstler hat das Gemälde vor dreißig Jahren entworfen, aber die Ausführung in Oel erst im Jahre 1878 angefangen. Es stellt die Prozession dar, welche auszieht, um vom Himmel das Ende der Pest in Tournai zu erflehen. Bischof Radbod führt dieselbe mit den heiligen Bildern und Reliquien. Die Menschenmenge umringt die Prozession, auf deren Weg sich Sterbende und Leichname befinden. Im Vordergrund sind Hunde, die einen schlecht verscharrten Leichnam herauszuscharren suchen.

— **Gabriel Max hat im Münchener Kunstverein ein neues Bild:** „Die Jungfrau von Orleans auf dem Scheiterhaufen“, ausgestellt. Es zeigt die einzige Gestalt der zum Feuertode Verurtheilten, zusammengekauert, mit Stricken um die Brust, an den den Scheiterhaufen überragenden Pfahl geschnürt. Der aus dem aufgeschichteten und bereits in Brand gesetzten Holz aufsteigende Rauch erspart dem Beschauer den Anblick der Henker und des zur Hinrichtung herbeigeströmten rohen Pöbels. Neben der Unglücklichen bemerkt man die rothe, mit allerlei kabbalistischen Zeichen bemalte Mütze aus rothem Papier, welche man zum Feuertode verurtheilten Hexen und Zauberern aufzustülpen pflegte. So wird die ganze Aufmerksamkeit des Beschauers auf die Gestalt der Heldin von Orleans konzentrirt, in deren dem Himmel zugewandten Zügen sich neben unverkennbarem Schmerz ungetrübtes Gottvertrauen ausspricht. Der tief durchgeistigte Blick ist von geradezu wunderbar ergreifender Wirkung. Die technische Behandlung zeigt die größte Sorgfalt, ohne daß dadurch das geistige Element irgendwie geschädigt wird, und entspricht der graue Grundton des Ganzen trefflich dem furchtbaren Ernste der Situation. Angesichts dieser und anderer Vorzüge muß die „Jungfrau von Orleans“ den bedeutendsten Schöpfungen des berühmten Künstlers beigezählt werden. Gleichzeitig mit diesem Bilde macht C. G. Hellqvist's „Brandschatzung der schwedischen Hansastadt Visby auf Gothland durch den Dänenkönig Waldemar Attertag im Jahre 1361“ im Münchener Kunstverein gerechtes Aufsehen. König Waldemar war mit seinem Heere lang vor der tapfer vertheidigten Stadt gelegen und hatte, als er endlich ihren Widerstand gebrochen, auf offenem Markte drei riesig große Tonnen aufstellen lassen, die von den Bürgern binnen drei Stunden mit edlem Metall und Kleinodien aller Art gefüllt werden mußten, wollten sie ihre Häuser nicht in Brand gesteckt sehen, eine Maßregel, die der König von seinem daneben aufgeschlagenen Throne persönlich überwachte. Der strebsame Künstler hat sich seine Aufgabe nicht leicht gemacht: Architektur, Kostüme und Waffen verrathen eingehende und umfassende kulturhistorische Studien, während andererseits Anordnung der vielen charakteristischen Gruppen und der Situation entsprechendes Kolorit ein gediegenes, mit großem Fleiß gepaartes Talent erkennen lassen. Als eine Perle deutscher Kunst erweist sich endlich Schönleber's „Innere Neckarbrücke zu Eßlingen“ mit dem feuchtkühlen Grunde, den alterthümlichen Bürgershäusern und den windschiefen Dächern darüber, Alles überflutet von dem durch leichtes Gewölk gebrochenen Sonnenlicht. Welche Galerie wird so glücklich sein, das treffliche Werk ihr Eigenthum nennen zu dürfen?

— **An der Ecole des beaux arts in Paris sind nunmehr die** Meisterateliers geschlossen worden, da der Kunstminister der Ansicht ist, daß die Kunst durch einige vom Staat angestellte Meister nicht in eine bestimmte Richtung gedrängt werden dürfe. Die Studirenden haben dagegen an den Minister einen mit 400 Unterschriften versehenen Protest abgeschickt.

— **Italienische Blätter erzählen von einem hochwichtigen Kunst**funde. In den letzten Tagen sei nämlich ein Bilderhändler von Mailand nach Nizza gekommen. Unter den Bildern, die er ausbot, befand sich ein „Abendmahl“ von Leonardo da Vinci auf einer Tafel, die bei einer Breite von mehr als 3 Fuß 20 Fuß lang war und um ungefähr 100 Franken verkauft wurde. Als die Tafel gereinigt wurde, ging die ganze Oelmalerei weg und es kam eines der schönsten Temperagemälde aus dem fünfzehnten Jahrhundert zum Vorscheine. Diese Malerei wäre nun die Originalskizze zum Abendmahl, das Leonardo da Vinci an der Wand des Refektoriums alle Grazie in Mailand ausgeführt hatte, und ist Lionardus da Vinci pinxit 1481 signirt. Wenn sich diese Nachricht bestätigen würde, so hätte man wenigstens von der Hand des Meisters die Skizze eines Prachtwerkes, das leider schon in wenigen Jahren unrettbar verloren sein wird.

— **Die schweizerische historisch antiquarische Gesellschaft hat mit** dem Bischof von Chur einen Vertrag abgeschlossen, nach welchem gegenwärtig an der Translocirung der dem Maler Hans Holbein zugeschriebenen Freskobilder im bischöflichen Schlosse in Chur, die einen sogenannten Todtentanz darstellen, gearbeitet wird. Es ist ein Cyklus von grau in grau gemalten Bildern, deren jeder das Feld einer sogenannten Riegelwand einnimmt oder von einer Holzeinfassung umrahmt wird; das Bild selbst ist auf die Mauerfüllung gemalt. Die Translocirung aus einem Korridor des bischöflichen Schlosses in ein Parterrelokal des rhätischen Museums ist eine ziemlich schwierige Arbeit, die aber hoffentlich ohne Schaden für das leider ohnedieß schon stark vom Zahne der Zeit benagte Kunstdenkmal verlaufen wird.

Musik.

— **Die klassischen Konzerte des Krystallpalastes in London feierten** Joachim's Wiederauftreten durch die Aufführung seiner zum Andenken H. v. Kleist's komponirten elegischen Ouvertüre. Er selbst spielte mit bekannter Meisterschaft das neue Violinkonzert von Brahms. Ausgezeichnet war dasselbe noch durch die Gesangsvorträge der Sopranistin Mrs. Hutchinson und der Altistin Miß Hope Glenn, beide erfolgreiche Schülerinnen Alfred Blume's und hoffnungsvolle Anfängerinnen in der dornenreichen Londoner Konzertlaufbahn. Man bemerkte bei dieser Gelegenheit, daß deutsche Sänger und Sängerinnen immer mehr aus dem englischen Konzertsaal verschwinden und Vertretern angelsächsischer Zunge Platz machen; das Gold, das bisher auf den Straßen Londons gelegen haben soll, wird für die Ausländer seltener, und schon manche Sängerin aus der Heimat hat der englischen Hauptstadt enttäuscht den Rücken gekehrt. Hoffen wir, daß in der deutschen Oper, welche H. Franke als ständige Einrichtung zu gründen beabsichtigt, unserer Sängerwelt ein neuer Schauplatz eröffnet wird.

Bühne.

— **In wohl kaum je übertroffener Weise, schreibt man uns aus** Wien, hat sich Arrigo Boito bei seiner Oper „Mefistofele“ des weisen Rathes jenes Direktors bedient: „Gebt ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken.“ Mit einem Schaustücke ist die deutsche Bühne durch diesen italienischen Faust bereichert worden, wie es ihr Repertoire bisher noch nicht besaß. Beide Theile der Goethe'schen Dichtung, Prolog und Epilog, der Blocksberg und die klassische Walpurgisnacht, für szenische Darstellung zu vier Akten und mehreren Bildern zusammengeleimt. Bei dem zweiten Theil des Faust, den glänzend zu inszeniren unsere Regisseure und Dramaturgen jetzt förmlich wetteifern, kann man sich schon des Gedankens nicht entschlagen, das Wort ganz beiseite zu lassen und den Gegenstand als Ballet zu behandeln, bei diesem italienisch präparirten Salat, bei diesem poetisch-musikalischen Kaleidoskop liegt der Wunsch aber nahe, die schönen Dinge als blasse Wandelbilder, von hübscher Musik begleitet, vorüberziehen zu sehen. So vorzüglich die Aufführung von Seiten der Sänger, der Solisten, des Chors und des Orchesters deßhalb auch war, so großes Lob der Dirigent namentlich verdient, der Erfolg, den das Werk hier errang, die Reihe voller Häuser, welche die Oper wahrscheinlich machen wird, ist doch zu neun Zehnteln den Dekorationen, dem Geschmack und der Pracht der Ausstattung zuzuschreiben. — Auch von Erfolgen an anderen Bühnen läßt sich außer dem an der Josephstadt mit Beifall aufgenommenen Wiener Lebensbild „Pater Lorenz“ von Elmar nicht viel berichten. Dem neuen Stücke von Redwitz, „Schloß Monbonheur“, ist es am Stadttheater nicht besser ergangen als dem „Zugvogel“ von Moser. Nach drei Vorstellungen ist es wieder vom Repertoire verschwunden. „Die Unzufriedenen“, Volksstück von Mamroth, auf die man so viel Erwartungen am Karltheater gesetzt hatte, haben sich die Zufriedenheit des Publikums in keinem hohen Grade zu erwerben vermocht. So trefflich die Gallmeyer auch spielte, sie vermochte die Neugier für die neue Rolle nicht in gleichem Maße zu reizen, wie es ihr als Autorin zweier eben erschienenen Novellen gelungen ist. Die tausend Exemplare waren bereits am zweiten Tage vergriffen und es mußte sogleich eine neue Auflage veranstaltet werden. Ein klein wenig enttäuscht legt man das Buch aber doch aus der Hand. Von dem, was man am meisten darin zu finden erwartet, entdeckt man nämlich keine Spur. Nicht eine Zeile verräth die Gallmeyer. Die beiden kleinen Novellen sind sehr harmloser Natur.

— **In Wiesbaden ging zum ersten Male Wildenbruch's „Mennonit“** mit durchschlagendem Erfolg auf der k. Bühne in Szene. Die Aufführung war eine in jeder Beziehung mustergültige und legte von der Tüchtigkeit und richtigen Auffassung der Mitwirkenden das ehrendste Zeugniß ab, wofür denselben auch wohlverdienter, stürmischer, nach jedem Akt sich wiederholender Beifall zu Theil wurde.

— **Im Wiesbadener Hoftheater haben die Damen künftig nach** einer Verfügung der Intendanz ihre Hüte abzunehmen.

— **Octave Feuillet's fünfaktiges Schauspiel: „Eine vornehme Ehe“,** ist in der Bearbeitung für die deutsche Bühne von Heinrich Laube bei der ersten Vorführung im Münchener Residenztheater trotz den Bemühungen der Darsteller von einem gewählten Publikum entschieden abgelehnt worden. Letzteres fand sich von den Unwahrscheinlichkeiten der Handlung banaler Theaterfiguren und von den in unserem Falle noch gesteigerten üblichen Knalleffekten unangenehm berührt. Als der unglücklichste der letzteren muß ein Pistolenduell auf der Bühne bezeichnet werden.

— **In Pest hat ein einaktiges Lustspiel: „Bogadil“, von dem** kürzlich verstorbenen Dichter Murad Effendi (Franz Werner) durch seine geistvolle Charakteristik und eleganten Dialog sehr angesprochen. Das Sujet ist eine Anekdote aus der diplomatischen Welt.

— **Swert's Oper: „Die Albigenser“, ist im k. Theater in** Antwerpen mit großem Erfolg in Szene gegangen.

— **Das Pariser Odeon-Theater gab einen neuen, sehr hübsch** gedachten Einakter in Versen: «Une Aventure de Garrick» von F. Carre und R. Ferney. Die Schauspieler der Comédie Française haben gehört, daß der berühmte englische Mime sich wegwerfend über sie geäußert hätte, daß er ihr Spiel gespreizt und nicht naturwahr genug finde; dafür wollen sie an Garrick, der eben nach Paris kommt, eine kleine Künstlerrache nehmen. Sie richten sich in einem Wirthshause vor den Thoren der Hauptstadt häuslich ein; Lekain spielt den Wirth, Préville den Hausknecht, die Clairon und die Dangeville die Wirthin und ihre Tochter; Dugazon endlich nimmt, als Postillon verkleidet, Garrick auf der nächsten Poststation in Empfang. Dem richtigen Wirth kommt aber das Treiben dieser Gesellschaft, welche er mitten im Besten pathetische Tiraden aus Racine und Corneille deklamiren hört, verdächtig vor. Er gibt Garrick einen Wink, daß er auf seiner Hut sei, da man es am Ende gar auf sein Leben abgesehen habe. Garrick riecht nun sogleich den Braten; er geht anscheinend auf die Mystifikation ein und erzählt den braven Leuten, als ob er an nichts Arges weiter dächte, wie er sich aus unglücklicher Liebe dem Trunk ergeben hätte. Seine Rede, seine Geberden sind so natürlich, so erschütternd in ihrer Einfachheit, daß Alles gerührt an seinen Lippen hängt, bis er plötzlich auflachend die französischen Kollegen darüber aufklärt, wie er ihnen Täuschung mit Täuschung vergolten habe. Die Idee ist, wie gesagt, sehr dankbar; nur hätte Garrick in der Hauptszene Gelegenheit gegeben werden sollen, sich eben als Garrick zu zeigen.

— **Drei Theaterbrände werden gemeldet und doch glaubte man,** das wilde Element habe sich in Wien ausgetobt: in St. Petersburg brannte das Theater Demidoff, ein Operettentheater, in Marseille das Krystallpalasttheater und in Algier das Nationaltheater ab.

Kultur und Wissenschaft.

— **In Paris hat der Ministerrath beschlossen, bei den Kammern** einen Nachtragskredit von 800,000 Franken für eine internationale wissenschaftliche Expedition nachzusuchen, welche im Verein mit Deutschland, England und Schweden in's Werk gesetzt werden soll. Es handelt sich um meteorologische Beobachtungen am Nordpol und am Südpol, die einen Zeitraum von zwei Jahren in Anspruch nehmen werden; Frankreich und Deutschland werden je ein Schiff nach dem Südpol, England und Schweden je eines nach dem Nordpol schicken.

— **Die Herstellungskosten der neuen geologischen Karte Italiens,** die auf dem letzten internationalen Kongresse in Bologna geplant wurde, betragen nicht weniger als 4,000,000 Franken. Die Arbeit kann erst in 18 Jahren fertig sein, da das Budget nicht gestattet, dafür in jedem Jahre mehr als höchstens 230,000 Franken auszugeben.

— **Zur Errichtung einer zweiten russischen Polarstation auf** Nowaja-Semlja wurde der geographischen Gesellschaft vom Kaiser ein Zuschuß von 20,000 Rubeln gewährt. Als Vorsteher der Station ist der Lieutenant Andrejew in Aussicht genommen.

Erfindungen.

— **Der Chemiker Hugo Krosch in Stuttgart hat eine unzerstör**bare Zeichentinte erfunden und in den Handel gebracht, die schnell allgemein Eingang finden dürfte; sie ist verwendbar für Stoffe, wie auch für Dokumente, man kann mit ihr schreiben, schabloniren und stempeln; sie läßt sich beliebig lange aufbewahren und ihre Anwendung erfordert keinerlei Vorbereitung wie Imprägnation der Stoffe und des Papiers. Für Hausfrauen, für Hoteliers, Badeanstalten und ähnliche Institute, wie auch für Kanzleien und das Comptoir dürfte diese Tinte große Wichtigkeit haben.

Industrie, Handel und Verkehr.

— **Die Württembergische Landesgewerbeausstellung vom vorigen** Jahr hat einen Ueberschuß von $^1/_4$ Million Mark.

— **Am 1. Mai wird zu Amsterdam eine internationale, kolo**niale und Exportausstellung eröffnet werden. Dieselbe wird eine Dauer von mindestens fünf Monaten erhalten. Der Hauptzweck dieser Ausstellung ist einerseits, größere Kenntniß der niederländischen Kolonieen und der überseeischen Besitzungen anderer Kolonialmächte zu verbreiten, andererseits den Landwirthen, Industriellen und Kaufleuten aller Länder eine vortheilhafte und bequeme Gelegenheit zu einem friedlichen Wettkampf mit einander zu bieten, der auf die verschiedenen Interessen nur fördernd einwirken kann. Die Ausstellung wird in folgende Abtheilungen zerfallen: I. Koloniale Ausstellung; II. Ausstellung für den Exporthandel; III. Kunstgegenstände und Antiquitäten; IV. spezielle Ausstellungen (lebende Thiere, Blumen ꝛc.). Die Prämiirungen durch Medaillen und Diplome erfolgen durch eine internationale Jury.

— **In dem sechs Stock hohen New-Yorker Hause der amerika**nischen Bibelgesellschaft sind nicht weniger als 12 Rotationsdruckpressen nebst den dazu gehörigen Dampfbetriebsmaschinen in Thätigkeit. Die höchste Leistung eines Tages ist 6000 Exemplare. Die meiste Druckarbeit wird von Stereotypplatten gethan, von denen die Gesellschaft für 120 verschiedene Bibelausgaben 65,000 Seiten besitzt. Zur Zeit, da man diese Platten nicht braucht, werden sie in feuerfesten Gewölben aufbewahrt. Von der kleinen „Agat“-Bibel druckt man hier ein Exemplar in einer Minute; von dem wohlfeilen Neuen Testament, das um 5 Cents zu haben ist, vier Exemplare in einer Minute, und seit den letzten zwei Jahren jeden Tag 1000 Exemplare.

— **Die Ausstellung in Buenos Ayres wurde am 18. März vom** Präsidenten, General Rocca, eröffnet.

— **Das statistische Amt in Washington hat eine Statistik der** Austernfischerei an der atlantischen Küste der Vereinigten Staaten veranstaltet. Danach stecken in diesem einträglichen Gewerbe über 23 Millionen Mark, und es wurden im letzten Jahre 22 Millionen „Bushel“ Austern zu Tage gefördert, die den Produzenten etwa 36 Millionen Mark kosteten. Der Verkaufswerth belief sich hingegen auf 56 Millionen Mark, so daß ein Gewinn von 20 Millionen Mark verblieb. Beschäftigt waren mit der Austernfischerei 52,805 Arbeiter und Beamte, 4155 Schiffe und 11,930 Boote.

— **Die „London Illustrated News“ bringen einen Aufsatz über** den submarinen Tunnel zwischen England und Frankreich, dessen Angaben weitere Kreise interessiren mögen. Am Fuße der Shakespeare-Cliff bei Dover öffnet sich ein Schacht von 160 Fuß Tiefe, der zu der Versuchsgalerie führt, die gegenwärtig in Ausführung begriffen ist. Er durchsetzt die weiße Kreide, die wasserhaltig ist, und geht dann durch die graue, das Wasser nicht durchlassende Kreide, bis nahe zu dem darunter liegenden Gault Clay, wo der horizontale oder genauer gesagt wenig geneigte eigentliche Tunnel beginnt. Er soll nach der Absicht der Ingenieure in seiner ganzen Länge immer wenig über dem Gault Clay in der grauen Kreide verlaufen, so daß er durch zwei für das Wasser undurchlässige Schichten eingeschlossen ist, deren obere hinlänglich dick ist, um einen Wassereinbruch von oben nicht besorgen zu lassen. Der Tunnel selbst, so wie er jetzt vorgetrieben wird, wird nicht ausgesprengt, sondern sozusagen ausgekratzt. Die horizontale Achse der Bohrmaschine trägt an ihrem Ende zwei Arme, die jeder mit sieben Schneiden versehen sind, welche die weiche Kreide abschaben und so ein cylindrisches Loch von 7 Fuß Durchmesser aushöhlen. Bei jeder Umdrehung rückt der Apparat, welcher die Schneiden trägt, um $^5/_{16}$ Zoll vorwärts. Ein Mann schaufelt den Schutt, der sich so ergibt, in die Kasten eines Paternosterwerkes, welches denselben am Ende der 33 Fuß langen Maschine in die Kippwagen entleert. Die Maschine macht jetzt zwei oder drei Umdrehungen in der Minute, und der Fortschritt per Woche ist ungefähr 100 Yards. Zur Bedienung der Maschine sind nur zwei Mann nöthig. Die Maschine wird mit komprimirter Luft getrieben, die durch eine Dampfmaschine an der Schachtmündung erzeugt wird (die auch bei festlichen Gelegenheiten die elektrische Beleuchtung des Tunnels speist) und die zugleich den Tunnel ventilirt. Es wird beabsichtigt, den Tunnel später durch eine ähnliche Maschine auf 14 Fuß Durchmesser zu erweitern. Die Ventilation des fertigen Tunnels will man allein durch die Luft bewirken, die zum Lokomotivbetrieb verwendet wird und wohl ausreichen wird, da man, wie es scheint, sehr viele Züge gehen lassen will.

Natur.

— **Joh. Palisa in Wien entdeckte am 9. März neben dem Planeten** Dido einen noch schwächeren Planeten (12,5 Größe) wie folgt: 9. März mittlere Zeit Wien 10 Uhr 1 Minute 27 Sekunden. Gerade Aufsteigung 11 Uhr 10 Minuten 31,3 Sekunden. Nördliche Abweichung + 8 Grad 13,4′. Die Neuheit vorausgesetzt, steigt hiemit die Anzahl der bekannten kleinen Planeten auf 223, wovon 150 in Europa entdeckt sind.

— **Unser berühmter Naturforscher Hermann Helmholtz theilte** in „Chambers' Journal“ die Ergebnisse seiner Nachforschungen mit über die Zeitdauer, welche die Hervorbringung eines sinnlichen Gefühls in Anspruch nimmt. Er gibt die Zeitdauer von 195 Fuß per Sekunde an, in welcher die Nerven dem Gehirn Nachricht zukommen lassen. Wenn wir unsere große Zehe anstoßen, so muß nahezu der vierzigste Theil einer Sekunde verfließen, ehe wir wirklich den Schmerz empfinden. Ist jedoch das Ohr der Sitz des Schmerzes, so bekommt das Gehirn die Kunde um so schneller. Auf dieselbe Weise wird ein Befehl aus dem Sensorium die Zunge schneller erreichen, als Hand oder Fuß, so daß wir in natürlicher Ordnung der Dinge früher sprechen als schlagen lernen. In Thieren von größerem Wuchs als der Mensch ist der Sachverhalt ein noch auffälligerer. Ein ausgewachsener Walfisch, scheint es, kann eine Wunde an seinem Schwanz erst eine Sekunde, nachdem sie ihm zugefügt worden, fühlen und braucht abermals eine Sekunde, um an den Schwanz die zum Zweke der Vertheidigung erforderlichen Befehle zu schicken.

Sport.

— **Eine Sportausstellung soll in Berlin am 1. Juni, wahr**scheinlich im Wintergarten des Centralhotels, eröffnet werden. Die Ausstellung soll in acht Abtheilungen eine Uebersicht über die verschiedensten Arten des Sports gewähren und drei Monate bis zum 1. September d. J. dauern. Nach Verlauf dieser Zeit wird sich die Ausstellung dann auf bescheidenere Verhältnisse konzentriren und sich permanent etabliren, gewissermaßen als eine Sportakademie für den wirklichen Sportsman. Hierunter ist keineswegs irgend eine Exklusivität verstanden, sondern es ist z. B. der Gewerbtreibende, der aus Liebe zum Sport sich nach der Comptoirarbeit in sein Ruderboot oder auf sein Velociped setzt, um seine Muskeln und Nerven zu stählen und seinen Geist frisch zu erhalten, Sportsman, genau in demselben Sinne wie der Magnat und Besitzer eines großen Rennstalles, — so lange, wie er Sport nicht gegen Bezahlung ausübt. Die Ausstellung wird versuchen, ein Centralpunkt für allen kleinen Sport zu werden, die zerstreuten Jagd-, Ruder-, Segel-, Velociped-, Turn-, Athletik- ꝛc. Vereine zu centralisiren und denselben nützlich zu sein; sie wird aus den eventuellen Erträgen der großen Ausstellung Preise für Steeple-Chase, Segel- und Ruderregatten, Velociped- und Athletikmeetings aussetzen, sie wird mitarbeiten, in die professionelle Küstenbevölkerung durch Segel- und Ruderpreise einen regen Wetteifer zu verpflanzen und überhaupt den deutschen Sport nach jeder Richtung hin zu beleben und zu fördern suchen. Für die große Ausstellung (10. Juni bis 1. September) werden Meldungen im Bureau der Sportausstellung, Berlin W., Blumenthalstraße 10, angenommen.

— **Die Propositionen für die Rennen zu Münster, welche am** 17. Mai und am 12. Juli abgehalten werden, haben insoweit eine Abänderung erfahren, daß mit Ausnahme der großen Handicap Steeplechase der Verein Einsätze und Reugelder nicht einzieht, sondern daß diese zu den zweiten und dritten Preisen verwendet werden sollen.

— **Die Programme für Berlin (Frühjahrsmeeting) und Han**nover (Sommer- und Herbstmeeting) sind erschienen. Im Berliner Programm macht sich der Fortfall des Totalisators durch das Ausfallen einer Nummer bemerkbar. Anstatt sechs Nummern, wie früher, sind nur deren fünf ausgeschrieben. Der Kampf um die goldene Peitsche nebst 2000 M. findet am 7. Mai, das Henkel-Rennen, 5000 M. und Ehrenpreis des Grafen Henkel, am 14. Mai statt. Hannover hat für den 1. und 2. Juli sechs, für den 3. Juli sogar sieben Konkurrenzen ausgeschrieben. Die große hannover'sche Steeplechase um den vom Kaiser ausgesetzten Ehrenpreis und 3000 M. des Vereins gelangt am 2. Juli, der große Preis von Hannover, welcher in diesem Jahre auf 8000 M. herabgesetzt ist, am 3. Juli, und das norddeutsche St. Leger 12,000 M. im Herbst am 24. September zum Austrag.

— **Der Hamburger Trabrennverein wird in diesem Jahre seine** Trabrennen auf der Tonndorfer Bahn am 7. und 8. Mai, 9. und 10. Juli und 3. und 4. September abhalten.

— **Ein hippologischer Verein auf Aktien in Berlin ist in der** Bildung begriffen. Derselbe beabsichtigt, die Lankwitz-Lichterfelder Rennbahn zu erwerben, und will sein Programm auf Pferdeausstellungen, Gründung von Gestüten ꝛc. ausdehnen. Der durch Verbot der Wetten geschädigte Rennbetrieb erhält hiedurch eine ihm recht nöthige Hülfe. Es entsteht nur die Frage, ob sich opfermuthige Leute genug finden werden, um das Programm zu realisiren.

— **Glenluce, der Sieger des Grand National-Hurdle-Race-Han**dicap zu Croydon stürzte im Kempton Park Grand Hurdle-Handicap beim Sprung über eine Hürde und brachte auch zwei ihm folgende Pferde, Assegai und Sutler, dessen Reiter mehrere Rippenbrüche erlitt, zu Fall. Maud S., die berühmte Traberstute, deren Schnelligkeit mit 2 Minuten $10^1/_4$ Sekunden für die englische Meile (1609 Meter) bis jetzt als unerreicht dasteht, soll gänzlich von der Rennbahn abtreten, und beabsichtigt der Besitzer, Vanderbilt, dieselbe nur zum Privatgebrauch zu verwenden. In Ansehung der Summen, welche ein so hervorragender Traber in Amerika verdient, scheint die Bemerkung gerechtfertigt, daß in Europa kein Mensch reich genug sei, um sich einen solchen Luxus zu erlauben. Vom Besitzer der berühmten Stute wurde eine Kaufofferte von 400,000 Mark refüsirt.

— **Der norddeutsche Regattaverein zu Hamburg wird in diesem** Jahre folgende Regatten abhalten: I. Elb-Segelregatta am 21. Mai, Alster-Segelregatta am 11. Juni, Alster-Ruderregatta am 24. Juni, Internationale Segelregatta im Kieler Hafen im Juli und die II. Elb-Segelregatta am 23. September. Die internationale Regatta zu Nizza wurde bei einer tropischen Temperatur eröffnet. Da jede Luftbewegung aufgehört hatte, mußten einige wichtige Nummern des ersten Tages verlegt werden.

— **In Berlin ist die Probenummer eines neuen Sportjournals** erschienen, und auch in Amsterdam ist ein neues Sportjournal in holländischer Sprache gegründet worden.

— **In Hannover soll im Mai eine Hundeausstellung abgehalten** werden. Die Dauer ist auf fünf Tage, das Standgeld auf 10 resp. 20 M. (für Würfe) festgesetzt. Diese Umstände dürften genügen, um die Beschickung mit guten Hunden in Frage zu stellen.

Statistik.

— **Die Auswanderung aus dem deutschen Reiche belief sich im** Jahre 1881 auf 210,547 Personen gegen 106,190 des Vorjahres und 75,912 des Jahres 1871. Der Antheil des männlichen Geschlechtes war 58,5 Proz., der des weiblichen 41,5 Proz. Der Hauptstrom wendete sich nach Nordamerika, nämlich von 1000 Personen 946,2, dann nach Brasilien mit 28,5 und nach Australien mit 13,2 Proz., während geringere Bruchtheile nach den anderen Theilen Amerikas und nach Afrika auswanderten. Der Kraftverlust, den das deutsche Reich erleidet, wird dadurch ersichtlich, daß die Zwanzig- bis Dreißigjährigen unter den Auswanderern 30,7 Proz. ausmachten, während sich die Zahl der Personen bis 40 Jahre auf 89 Proz. belief, so daß für die mehr als Vierzigjährigen nur die geringe Summe von 11 Proz. übrig ist.

Mode und Haushalt.

— **In der Kunststadt München wird mit April cr. eine Zeit**schrift erscheinen, betitelt: „Blätter für Kunst in der Mode“. Als Herausgeber derselben wird Albert Thiel fungiren, der Direktor der Münchener artistischen Zeichenschule für das Bekleidungsfach. An dem für die Kulturgeschichte nicht unwichtigen Unternehmen werden sehr bedeutende Künstler, wie ein Fritz Kaulbach, Knut Ekwall, Jean Becker u. A. mitwirken, um mit ihrer künstlerischen Beihülfe auch die Bekleidungskunst feminini und masculini generis, nach den Prinzipien echt künstlerischen Geschmacks, einer Reform zu unterziehen. Wenn man auch der sogenannten Angströhre, und dem schwalbengeschwänzten Frack schwerlich an den Kragen wird gehen können, so sollen doch die „Blätter für Kunst in der Mode“ etwas wirklich Neues, Gutes und Preiswürdiges bieten, das, wie die Mode universell ist, in alle Kultursprachen übersetzt werden soll. Thiel wird auf der kommenden Landesausstellung zu Nürnberg seine Lehrmittel nebst artistischen Moden zur Ansicht bringen.

— **Paris ist anerkannt die Stadt, in welcher am meisten für** Toilettenluxus verschwendet wird, und zwar wird das Unerhörteste darin von Bühnenkünstlerinnen geleistet. So hat beispielsweise Mlle. Zulma Bouffer für ihre Roben in den «Mille et une nuits» die hübsche Summe von 10 000 Mark ausgegeben. es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn Stücke, welche nur einigermaßen Erfolg haben, so lange gegeben werden, bis die Pariser gähnen, sobald sie nur ihre Titel hören. Die Kosten für sämmtliche Anzüge des ganzen Stückes beliefen sich auf nahe an 400,000 Mark. 75,000 gingen für Stoffe und Garnirungen drauf, 5000 für Schuhe und Stiefel, während die vielbesprochenen dänischen, englischen und Vendéer Hüte die Kleinigkeit von beinahe 20,000 Mark kosteten. Gegen diese Summen verschwinden allerdings selbst die extravagantesten deutschen Rechnungen.

— **Bei dem Festmahle des Elbvereins in Aussig wurde, wie ein** böhmisches Blatt mittheilt, eine besondere Speisenkarte den Theilnehmern überreicht: Das Wort Menü war frei übersetzt in Ladeordnung und enthielt: Hochwassersuppe mit Winterhafengelée, Roastbeef mit Schifffahrtshindernissen, Eingepökelte Zunge ohne Handelspolitik, Vermaalter Rehschlögel mit Dammpasteten, Kettenkompot und Nordwestsalat, Windkrapfen mit Lobositzer Hafenfülle, Dessert ohne Eisgang, Elbeblümchen muß besonders bestellt werden. Löschordnung (Weine) nach Belieben.

Gestorben.

— **Eduard v. Todt**, Redakteur der „Westlichen Post“ (geb. in Stolpe), am 23. Februar, in St. Louis, 45 Jahre alt.

— **Lady Lytton**, die Wittwe Bulwer's, 74 Jahre alt, am 12. März, in Upper-Sydenham.

— **Sigmund Kraßberger**, bek. als humoristischer Dichter unter dem Namen Crassus („Flieg. Blätter“), am 13. März, in Graz.

— **Louis Bellet**, einer der ältesten Pariser Journalisten («La Silhouette», «La Patrie»), 77 Jahre alt, am 15. März, in Paris.

— **Rudolph Schiffkorn**, Leiter der mechanischen Telegraphenwerkstätte, bek. durch zahlreiche Erfindungen im Gebiet der Mechanik, Mitte März, in Wien.

— **Edouard Foussier**, Theaterdichter, in Paris, am 16. März, 58 Jahre alt.

— **Vincenz Kletzinsky**, Professor der Chemie und Verfasser zahlreicher populär-chemischer Werke, in Wien, 56 Jahre alt, am 18. März.

— Generallieutenant **F. v. Baur-Breitenfeld**, vorm. Chef des Kriegsdepartements, Mitglied der württ. Kammer der Standesherren, 76 Jahre alt, in Ludwigsburg, am 20. März.

— Frau **Härtel**, Gattin des Musikverlegers, als Pianistin Louise Hauffe bekannt, in Leipzig, am 21. März.

Aus dem Musikleben der Gegenwart.

Von

H. Ehrlich.

(Nachdruck verboten.)

X.

Könnte man nicht sagen, ich bin „überkonzertig“, wie man „übernächtig“ sagt? Möge ob jenes neuen Wortes der selige Grimm sich im Grabe umdrehen und der verehrte lebende Dr. Sanders die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen; ich weiß kein anderes, um meinen jetzigen Zustand zu beschreiben! Und es ist nicht einmal ganz bezeichnend, denn man kann doch nur immer eine Nacht auf einmal unruhig verbringen; wir aber haben hier zwei (wenn nicht drei) Konzerte an einem Abend hinabzukriegen, und von diesen zwei gehören anderthalb dem Klavier. So z. B. traten am 14. März zwei Schwestern v. Bulowski in der Singakademie auf, die eine ist Pianistin; zu gleicher Zeit gab ein Pianist, Herr Wegner, im Hôtel de Rome ein Konzert; am 15. war der Pianist Jentsch in der Singakademie, dafür erschienen zwei Schwestern v. Asten im Hôtel de Rome, von denen die eine das Klavier bearbeitet; und damit das Publikum und die Berichterstatter nicht aus der Uebung kommen, sind vom 21. März bis zum 29. sieben Klavierkonzerte angekündigt, darunter fünf von Damen! Und jeder Konzertgeber will nicht bloß gelobt sein, sondern auch mehr wie alle anderen! Einer, den ich in „Ueber Land und Meer“ sehr gerühmt hatte, beklagte sich bei seinen Freunden bitter, daß einem Andern ein wenig mehr Lob gezollt war! Wäre Empfindlichkeit wägbar, ich ließe einmal ein Dutzend Sängerinnen auf die eine Schale und ebensoviel Pianisten beiderlei Geschlechts auf die andere setzen und zahlte gern die Kosten dieses Experiments! Wie da ein Jedes das meiste Gewicht für sich beanspruchte, das gäbe einen „lustigen Krieg“!

Ob dieser jedoch so viel amüsante Motive böte, als die gleichnamige Operette von Johann Strauß, die im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater der hundertsten Vorstellung entgegengeht, ist eine andere Frage! Ja, der „Schani“ hat wieder einen Wurf gethan! Der geneigte Leser wird gewiß nicht Einzelbesprechung einer „Novität“ verlangen, die schon zwei Monate alt ist! Das wäre ja, als sollte ihm ein Modenbild die eleganten und glänzenden Kostüme zeigen, die im Januar auf Hof- oder französischen Republikpräsidentsbällen getragen worden sind! Und höheren Werth kann ich doch der Operette nicht zuerkennen! Sie enthält lustige Motive, einige charmante Walzer, wie sie in der Straußfamilie heimisch sind, zwei sehr hübsch erfundene und mit Sorgfalt instrumentirte mehrstimmige Nummern. Das Textbuch ist nicht ganz schlecht und nicht zu langweilig, hie und da sogar amüsant; für mich ist das Amüsanteste daran, daß die Textdichter ein französisches altes Libretto («Les dames capitaines») fast wörtlich übersetzt haben, auf dem Titelblatt kein Wort davon sagen und sich

„das Uebersetzungsrecht vorbehalten". Am Ende muß der französische Dichter bei ihnen die Erlaubniß nachsuchen, sein Buch verfaßt zu haben!

Lassen wir das Komische und nehmen wir Ernsthaftes in Betracht: Vierling's „Alarich, Text von Fitger, für Solostimmen, Chor und Orchester"! Ich zitire absichtlich den ganzen Wortlaut des Werktitels, weil selbst der Komponist ihm keine Artbezeichnung gegeben hat. Rubinstein würde es „Geistliche Oper" genannt haben, sind doch seine Oratorien bei allen genialen Einzelheiten und Schönheiten oft recht opernhaft! Aber Vierling zog es vor, gar keine Bezeichnung zu geben und den Beurtheiler in derselben Ungewißheit zu lassen, in der er selbst gewesen sein mag. Es möge hier gleich gesagt sein, daß „Alarich" vieles Schöne enthält, Manches, das Hochbedeutendem beigezählt werden kann. Aber hat es je einen Stoff gegeben, der auf die Bühne gehört und nicht in den Konzertsaal, so war es Alarich! Dieser Gothenfürst, den schon die Geschichte mit einem romantischen Nimbus umgeben hat, erscheint in Fitger's Text noch dramatischer (um nicht zu sagen theatralisch) romantisch. Er zieht nach Rom, um die lasterhafte Stadt zu strafen, d. h. zu zerstören. Die Christen bitten in einer Prozession vor der St. Peterskirche Gott um Schutz, unter ihnen Clytia, eine vornehme Römerin, in welcher heidnische und christliche Glaubensideen seltsam sich kreuzen (sie bittet „den Sohn Mariä", daß er die Feinde zum „Tartarus" sende). Die Gothen erstürmen die Stadt, Alarich wird von dem Anblicke der vielen herrlichen Gebäude und von der Erhabenheit des christlichen Gottesdienstes ergriffen und gebietet seinen Kriegern Schonung; Clytia entbrennt in Liebe zu dem großsinnigen Helden. Auch er fühlt sich zu ihr hingezogen. Mitten im wüsten Siegesgelage der Gothen beschleichen den Helden die Gedanken an sein nahes Ende (die Sibylle erscheint ihm im Traume), er nimmt Abschied von Clytien und zieht gegen Süden mit seinen Kriegern, die einen mystischen Gesang anheben.

Daß bis auf diese letzte oratorische Wendung alle Momente des hier ganz flüchtig erzählten Stoffes dramatisch sind, wird wohl Niemand bestreiten können; ja mir erscheint sogar Clytia eine der passendsten Gestalten für Bühnenwirkung. Und daß diese dramatische Wesenheit des Stoffes die musikalische Komposition beeinflussen und eine Stylmischung erzeugen mußte, kann nicht verwunderlich erscheinen und darf gar nicht als Tadel gegen den Komponisten benützt werden, der in seinem Werke sehr viel Schönes geschaffen hat; nur als Beweis soll es angeführt sein für unser Axiom: daß im Oratorium religiöse Ideen den Hauptkern bilden müssen, wenn es einen einheitlichen, bleibenden Eindruck hinterlassen soll. Es bedarf hiezu nicht immer rein biblischer Motive; auch Haydn's „Jahreszeiten" haben sie nicht; aber das Religiöse muß sozusagen als Hauptgrundstoff vorwalten. Ich bin, aufrichtig gestanden, in Bezug auf das Oratorium als Kritiker pflichtgetreu „objektiv", wie man das nennt, dagegen als Mensch-Musiker „subjektiv" so reaktionär, daß mir ein gemischtes Oratorium trotz aller schönen Einzelheiten weniger Eindruck hinterläßt, als eine gute echt italienische Oper.

Als eine solche kann ich allerdings den „Ruy Blas" von Marchetti, den die weiland italienische Operngesellschaft im Viktoriatheater vorgeführt hat, nicht bezeichnen, obwohl die Italiener dafür schwärmen, am meisten die Verlegerin Frau Lucca, der weibliche Chef des gleichnamigen Hauses in Mailand. Sie schwärmt zwar auch für R. Wagner und ich habe sie 1876 in Bayreuth im Theater nach der ersten Nibelungenvorstellung eine italienische Rede auf den Meister halten hören (dessen „Lohengrin" sie auch verlegt hat), auch bei dem Banket, das „die vereinigten Restaurateure" zu Ehren Wagner's veranstalteten, am Arme des Meisters herumwandeln sehen, dem sie einen riesigen silbernen Lorbeerkranz aufgesetzt hatte — er grüßte damit wie mit einer Mütze, aber bei aller Begeisterung für Wagner hegt sie doch auch eine Vorliebe für „Ruy Blas", und von ihrem Standpunkt eine sehr gerechtfertigte, denn die Oper hat ihr, wie mir ein genau Wissender versichert, an 600,000 Mark eingebracht und den Komponisten zum reichen Manne gemacht. Man kann es diesem als Menschen gönnen, denn er ist liebenswürdig und bescheiden, anerkennend für alles Gute. Aber in seiner Oper, deren Klavierauszug ich schon in Mailand kennen lernte und die ich nunmehr aufführen hörte, konnte ich mit dem besten Willen nur ein paar wirksame Motive herausfinden, und von diesen trägt eines eine so fatale Aehnlichkeit mit dem Couplet „Nur der Natur" aus dem „lustigen Krieg", daß ich ohne die festeste Ueberzeugung, daß Strauß und Marchetti sich gegenseitig nicht studiren, glauben müßte, der geniale „Schani" habe sich den Spaß gemacht, die Hauptliebesmelodie von Ruy Blas in einen Walzerrefrain umzumodeln. Im Uebrigen wimmelt es in der Oper von Melodieen mit Begleitung in Terzen- und Sextengängen, die bekanntlich zu den wenigst vornehmen Formen gehören. Allerdings könnte man vielleicht geltend machen, daß in einer tragischen Oper, deren Hauptheld ein in die Königin verliebter Kammerdiener ist (siehe das gleichnamige Drama von Viktor Hugo), die Melodieen nicht herrschaftlich zu sein brauchen, — das wollen wir auch zugeben, wenn nicht auch die Königin solche Melodieen zu singen hätte; oder sollen die Begleitungsterzen die ordinäre Herkunft des Kammerdieners andeuten, der von seinem Herrn als Adeliger am Hofe vorgestellt wurde? Sei dem nun wie immer, die Oper Marchetti's mag manches Verdienstliche enthalten — ganz ohne Grund ist ja nie ein längerer Erfolg erzielt worden — kann aber mit Verdi'schen nicht verglichen werden.

Die Operngesellschaft selbst — ich habe sie ja bereits „weiland" bezeichnet — konnte sich nicht halten, obwohl sie einige ausgezeichnete Mitglieder, wie Signora Turolla und Herrn Verger, und einige recht brauchbare enthielt. Die ganze Organisation war von vornherein verfehlt; die Preise, anfangs enorm, wurden heruntergesetzt, aber das Publikum war einmal verstimmt, und die günstigen Eindrücke, welche das Erscheinen der Turolla hervorbrachte, wurden wieder verwischt durch das Auftreten neu angeworbener Mitglieder, die unter aller Kritik sangen und spielten. Und selbst der beste Künstler, Herr Verger, war eine nicht glückliche Erscheinung. Man denke sich einen ganz trefflichen Sänger mit einem schönen Kopfe, aber zur Hälfte durch Schlagfluß gelähmten Körper, der die Beine mühsam nachschleppt, und das Gesicht verzerren muß, um den Ton voll herauszubringen! In ernsten Rollen, die wenig Bewegung verlangen, konnte man sich daran gewöhnen, aber die Direktion ließ den Künstler in „Don Pasquale" den lebhaften Doktor geben, er war nicht im Stande, den Stuhl zu heben, den er der Schwester bieten soll!

Die Gesellschaft ist seit acht Tagen abgereist und schon ist die von der Skating Rink-Direktion in Mailand gebildete auf dem Wege hieher und wird mit Ostern beginnen. Kroll-Engel hat auch seine Sommeroper für den Mai beordert und die Turolla für Gastrollen angeworben. Einige Dutzend Konzerte werden als Uebergang zu dieser Frühlingsmusik dem Berichterstatter das Leben angenehm erleichtern. Da fällt mir eben ein, daß ein hochgeschätzter Musikästhetiker aus einer Stadt, die nicht weit von der Deutschen Verlags-Anstalt liegt, mir schrieb, er hörte eigentlich wenig Musik. Gar gerne wollte ich ihm drei Viertheile der Musik überlassen, die mir in den nächsten acht Wochen beschert sind. Bald sollte er dann allen großstädtischen Gelüsten entsagen und mit Lessing's Maler rufen: „Weniger wäre mehr!"

April.

(Hiezu das Bild S. 540.)

Wacht auf und klingt hinaus, ihr Glocken,
Daß alle Welt es hören mag,
Es künde euer laut Frohlocken
Den ersten vollen Frühlingstag.

Den Auferstehungstag des Lichtes,
Das rings erglänzt in holdem Schein,
Aus tausend weißen Blüten bricht es
Wie Ahnung gold'ner Zeit herein.

Ein Hauch des Werdens sprengt die Grüfte
Und Alles tritt verjüngt hervor —
Hoch zu dem Himmel in die Lüfte
Ertönt ein froher Sängerchor.

Da ringt die Seele von den Plagen
Jedweder Erdenlast sich los,
Und Hoffnungen des Lenzes tragen
Ihr Blatt und Blüten in den Schooß.

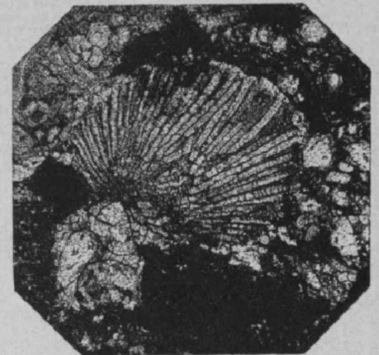
Fr. Xav. Seidl.

Die Meteorite und ihre Organismen.

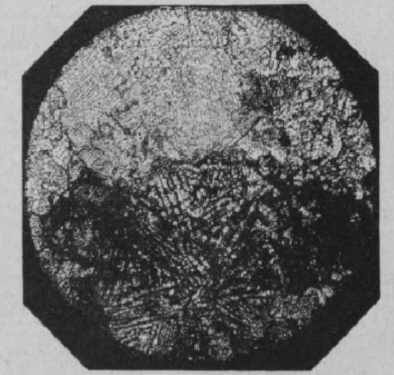
Unter diesem Titel ist vor Kurzem ein Werk erschienen, das durch seine völlig neuen Aufstellungen und Beobachtungen Aufsehen erregt. Der Verfasser, Dr. Otto Hahn in Reutlingen, hat in einem früheren Werke: „Die Urzelle", nachzuweisen gesucht, daß die sogenannten plutonischen Gesteine pflanzlicher Natur seien. Jetzt beschäftigt er sich hauptsächlich mit den Steinmeteoriten und will durch photographische Abbildungen von Dünnschliffen derselben, wie sie im Mikroskop erscheinen, überzeugen, daß es sich hier durchweg um die niedersten Thierformen handle, wie sie Jedermann von den Schwämmen und Korallen her bekannt sind. Bisher kannte man nur aus Untersuchungen von Widmannstätten die nach ihm benannten Figuren, welche auf polirten Flächen der Meteorsteine, besonders beim Aetzen mit Salpetersäure, entstehen. Erst der neueren Zeit war es vorbehalten, dünne Platten von Mineralien zu schleifen und unter dem Mikroskop im durchgehenden Licht zu beobachten. Schon Quenstedt hat in seinem „Lehrbuch der Mineralogie" erklärt, es sei dem Mikroskop vorbehalten, das Räthsel der Zusammensetzung der Meteorite zu lösen.

Durch eine große Zahl photographischer Nachbildungen des unter dem Mikroskop Gesehenen, von denen einige hier in Holzschnitt nachgebildet sind, will der Verfasser Jedermann unmittelbar überzeugen, daß es sich hier durchweg um organische Bildungen handelt, um Pflanzenthiere. Auch im Eisen der Meteorsteine finden sich Thierformen. Der erste Anfang unserer Erde wie der übrigen Planeten soll eine organische Ursache gehabt haben. Nichts Unorganisches ist in den Steinmeteoren, kein Raum in ihnen ist ohne Leben. Der Organismus in den untersten Schichten, die wir kennen, ist die Ursache der Massenbildung, er wird auch die Ursache des Anfangs unseres Planeten gewesen sein. Was der Meteorschöpfung die größte Wichtigkeit für die Entwicklungslehre gibt, ist nicht nur das Vorkommen von Thierformen in den tiefsten Schichten, sondern der einheitliche Typus aller meteoritischen Organismen.

Am wahrscheinlichsten ist es, daß die Meteorsteine als Trümmer eines und desselben Weltkörpers anzusehen sind, Trümmer, welche nach der Zerstörung des Planeten kreisten, bis sie glücklicherweise in den Fallkreis unserer Erde kamen. Auch die Formen der Meteorite selbst sprechen für Trümmer. Die Bildung höherer Organismen wurde durch das Licht der Sonne ermöglicht, nachdem sich die Atmosphäre durch Niederschlagen der in ihr enthaltenen Stoffe geklärt hatte und durchsichtig geworden war. Für die Erhaltung des Lebens sorgt der Stoffwechsel unter dem Einfluß der licht- und wärmestrahlenden Sonne. Der Anfang des Planeten war die Zelle, sie erhält ihn, solange noch ein Lichtstrahl die Erde trifft. Ja es läßt sich denken, daß noch eine Verfeinerung der Organismen eintreten werde, daß Geschöpfe entstehen, welchen zu ihrer Erhaltung Wasser und Gase genügen, was ja bei vielen Pflanzen jetzt schon nahezu der Fall ist.



Wir sehen, daß der Verfasser von seiner Theorie aus, die auf den Anblick der Gesteinsschliffe unter dem Mikroskop sich gründet, zu den weitgehendsten Ausblicken auf Erdbildung und Erdentwicklung sich erhebt. Die bekannte Theorie von Kant-Laplace über die Bildung des Sonnensystems kann er nicht billigen, weil in ihr der logische Fehler liege, daß Massenanziehung Masse bilden soll. Bildung der Masse sei nur möglich durch Krystallisationskraft oder organische Bildungskraft. Die erstere reiche nicht hin zur Erklärung der Planetenbildung, auch finden sich keine Krystalle, also bleibt nur die organische Kraft übrig. Das Werk gibt eine Zusammenfassung der Gedanken eines Mannes, der die Bildung der Meteoriten im Kleinen studirt hat, es verschafft Jedermann die Mittel, zuzusehen, ob er auf gleichem Wege zu derselben Ueberzeugung kommt.



Die erste Figur zeigt eine Koralle, im Original sind deutlich zu unterscheiden: glasartige Zwischenmasse, schwarze Röhrenwand und gelbe Füllmasse der Röhren. Diese Form kommt hundertfältig vor und zwar in allen Chondriten, d. h. Meteoriten von steiniger Beschaffenheit. Die zweite Figur zeigt ein Crinoid mit Krone, Haupt- und Hülfsarmen in aufrechter Stellung, die dritte dagegen den Querschnitt des Crinoiden nebst einer Koralle. Die letzten stammen von dem Meteorsteinfall in Ungarn bei Keyahieya vom 9. Juni 1866. Z.

Bilderräthsel 27.



Auflösung des Bilderräthsels 25:

Der Erde herrlichster Gewinn
Ist frohes Herz und reiner Sinn.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 172.

Von Nicolo Sardotsch in Triest.

Schwarz.

	A	B	C	D	E	F	G	H
8		W. Dame						
7					S. Bauer	S. Läufer		
6				W. Springer	S. König	S. Bauer	S. Bauer	
5	W. Thurm							
4			W. Bauer	S. Bauer		S. Thurm		S. Springer
3	W. König					S. Bauer		
2						W. Bauer		
1								

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 168:

	Weiß.	Schwarz.
1)	. . . .	1) D. D 2 — C 1 †.
2)	K. G 1 — H 2. Spielt Weiß D. C 8 n. C 1, so war Schwarz pattgesetzt.	2) D. C 1 — F 4 †.
3)	G 2 — G 3. Auf D. B 8 n. F 4 folgt wiederum Patt.	3) D. F 4 n. F 2 † und macht Remis.

Auflösung der Aufgabe Nro. 169:

	Weiß.	Schwarz.
1)	D. E 1 — E 2	1) K. E 6 — D 5.
2)	T. C 4 — C 6	2) K. D 5 — E 6 oder anders.
3)	D. E 2 n. E 5, — B 5, — E 4, — C 4 Matt.	

A)

	Weiß.	Schwarz.
1)	. . . .	1) L. D 6 — C 7 (— B 8).
2)	T. B 7 — B 6 †	2) K. E 6 — D 5 oder anders.
3)	D. E 2 — E 4, — G 4 oder n. E 5 Matt.	

B)

	Weiß.	Schwarz.
1)	. . . .	1) T. B 3 — E 3.
2)	T. C 4 — F 4 †	2) Beliebig.
3)	D. E 2 — C 4 Matt.	

(Auf 1) . . . 1) T. B 3 anders; 2) T. C 4 — C 6 † und 3) D. E 2 n. E 5 oder — E 4 Matt; auf 1) . . . 1) F 7 — F 5; 2) T. C 4 — C 6 ꝛc.)

Kartenspiele.

(Redigirt von A. Hertefeld.)

Aufgabe Nro. 30.

Whist.

Treff ist Atout.

Die Vorderhand spielt Atout-Acht aus; was geben Sie in der zweiten Hand drauf?

Auflösung der Aufgabe Nro. 28:

Whist.

Ihr Partner invitirte auf Coeur-König; er muß eine ziemlich mittelmäßige Karte in Händen haben. Auch Careau-Aß dürfen Sie nicht bei ihm vermuthen, sonst hätte er es wahrscheinlich gespielt, um den Schlemm abzuwenden. Der Gegner zur Rechten muß mit Coeurs gesegnet sein, kann aber auch sonst nicht viel los haben, denn auch er scheint mit dem Coeur-Aß den großen Schlemm pariren zu wollen und will schleunigst den sichern Stich nehmen. Der Kampf steht also zwischen Ihnen und dem Gegner zur Linken.

Die Versuchung, auf Schlemm zu spielen, liegt zwar nahe, indeß ist die Gefahr, mit Atouts zu kurz zu kommen, eine brennende. — Lassen Sie daher dem Gegner den Stich und werfen, um dem Partner zu zeigen, wie es bei Ihnen steht, das Pique-Aß fort. Der Gegner kann nun nur Pique oder Careau bringen. Ersteres wird er kaum thun, nachdem er bei Ihnen lange Farbe weiß, es bleibt also Careau. Hat der Feind zur Linken das Aß, so wird er sofort seinem Freunde die Farbe nachziehen. Hat Ihr Partner das Aß, so muß er Ihnen Atout bringen. Das Gleiche gilt in dem Falle, wenn der Gegner dem Feinde nachspielen und Coeur bringen sollte.

Sowie Sie am Spiele sind, gehört der Rest Ihnen, es sei denn, Ihr Gegner zur Linken hätte mehr Atouts wie Sie.

Prinzip: Mit den vier höchsten Atouts und langer Farbe sticht man nicht, sondern wirft die höchste Karte der langen Farbe, um dem Partner zu zeigen, daß man zu hohe Atouts zum Stechen hat und er Atout bringen soll.

Spiel-Briefwechsel.

L. H. in B. Es ist ja Solo! Der Skat kommt also nicht in's Spiel.

F. Knopf in Bernburg. Bitte die Aufgabe zu lesen, besonders die Ueberschrift. Besten Dank, wird benützt.

Hrn. C. H. Buck in Lübeck. Wir müssen von jeder Aufgabe die Lösung bringen und in nicht zu großen Intervallen.

Hrn. Gustav Petrich in Philadelphia. Wir bitten stets um die Nummer der Karten-Aufgabe. Der Spiel-Redakteur kennt nicht die Nummern der Hefte.

H. Wagner. J. Eichow. Bitte etwas sparsamer mit den blanken Zehnen. Sonst richtig.

Fr. Ebers. Wir erledigten bereits.

B. Meyer in Oldersum. Richtig! Besten Dank, soll benützt werden.

F. v. H. in Dresden. Besten Dank. Lösung richtig. Antwort bereits im Briefkasten ertheilt.

Berling, Stud. in Dresden. Sobald Sie einen Stich aus der Hand geben, sind Sie verloren.

G. W. Besten Dank.

Hrn. G. Neganeffierg in Magdeburg. Wir gestehen dieß zwar zu, allein weniger gut spielende Menschenkinder wollen auch ihr Vergnügen haben. Im vorliegenden Falle kann aber auch ein gut spielendes Menschenkind sich irren. Ihre Lösung ist falsch, denn der Spieler hat kein Schellen (Careau). Auch Ihre Berechnung ist unrichtig. Das Spiel kostet ein ganzes Theil mehr. Also nicht so schnell urtheilen.

E. M. in Schw. Wollen Sie, bitte, unsern Briefwechsel einer Durchsicht unterziehen. Sie finden dort Lösungen aus allen Welttheilen. Die französische Karte ist überall zu haben, nicht aber die deutsche. — Wo haben Sie bei uns Buben im Skat gefunden? Wir kennen nur Wenzel oder Jungen. Ihrer Schlußbemerkung stimmen wir nicht bei.

A. E. in Karlsruhe. Jede Spielstrafe begründet sich auf eine Benachtheiligung der übrigen Spieler durch die unter Strafe gestellte Handlung. Dieß fällt im vorliegenden Falle fort. Die Gegner haben den Vortheil, daß sie Ihre Karten nunmehr kennen; das Spiel wird also ruhig bei offenen Karten des Spielers zu Ende gespielt, doch hat dann die Gegenpartei das Recht, zu bestimmen, welche Karte gespielt werden soll. Dieß gilt auch, wenn ein Spieler der Gegenpartei seine Karte geworfen haben sollte. Wenn aber der letzte Spieler auch wirft, so streckt sich die Gegenpartei und hat unwiderruflich verloren. — Welche logische Begründung hätte hier eine so harte Strafe?

Auflösung des Räthsels in Nro. 25:

1) Ei—s[e]n.
2) Ei—f[e]r.
3) Ei—t[e]l.
4) Ei—s[e]l.
5) Ei—g[e]n.
6) Ei—n[e]r.

Briefmappe.

Hrn. E. Schw. in B. Die Notizen über Sch. hatten wir bereits gebracht.

Hrn. A. Z. in Hellstadt. Fischer, Lehrbuch der Stylistik, 1879. Sanders, Fremdwörterbuch, Leipzig 1871.

Hrn. Postg. R. in S. 48 Unterrichtsbriefe für das Einjährigen-Freiwilligen-Examen, Oldenburg, Schulze.

Frau v. H. auf R. Als schönstes Konfirmationsgeschenk empfehlen wir Ihnen die Prachtausgabe von Tegnér's „Abendmahlskinder“, Leipzig, Titze.

Hrn. C. H. in Bayreuth. An die Direktion der Akademie in München, Direktor v. Piloty.

Hrn. J. R. in Lugano. Wenn das Zelt von Eisen sein soll, an Gebrüder Alb, kgl. Hoflieferanten in Stuttgart.

Hrn. Alb. F. in Hamburg. In Hamburg hat man doch reichlich Gelegenheit, die nordischen Sprachen zu sprechen; eine Anzeige in einem Stockholmer Blatt würde aber sicher zum gewünschten Ziele führen.

Hrn. Heinr. J. in Cz. Wir haben Sie an Direktor Kreyenberg in Iserlohn gewiesen.

N. N. in Bremen. Die Allgemeine Rentenanstalt in Stuttgart.

Frl. Lullu und Lilli Z. in St. Scheherezade heißt die Erzählerin in „Tausend und eine Nacht“.

Hrn. J. L. in Aguada. „Der Parfumeur“, Weimar, B. F. Voigt, gibt viele Rezepte von solchen Salben. Ihre Vaterstadt haben wir in den verschiedenen Jahrgängen achtmal gebracht.

Hrn. Fritz R. in K. F. H. Dissel in Dortmund liefert Velocipede.

Langjährige Abonnentin in Dresden. Wir konnten in dem Schriftstellerlexikon des Bibliographischen Instituts nichts über ihn finden.

Hrn. A. C. in W. Wir müssen Ihnen das Manuskript wieder zur Verfügung stellen.

Hausschwalbe in Lausigk. Ortsveränderung für einige Zeit; sollten Sie gar keine Bekannten in einer andern Stadt haben? Wollen Sie uns Ihre Adresse — vielleicht Ihr Porträt mittheilen?

Hrn. F. Cäsar. Oben mitgetheilt.

Hrn. A. M. in Wien. Treten Sie einem kleinen Vereine bei, wo Sie leicht Gelegenheit haben, zu sprechen: beginnen Sie mit einem Toast, dann mit kürzeren und endlich längeren Reden. Die Hauptsache ist Muth, wir möchten sagen Keckheit und die Ueberzeugung, daß die anderen Leute dümmer sind als wir.

Alte Abonnentin in M. bei Js. Mad. Blanc ist unlängst in Monaco verstorben.

D. 449. Ein Theil Borax und drei Theile Zucker zu feinem Pulver gerieben und in die Löcher, Gänge der Schwaben geschüttet, befreit von diesen lästigen Gästen.

L. F. in Budapest macht uns darauf aufmerksam, daß die auf S. 259 gebrachten Notizen über Munkacsy einiger Berichtigung bedürfen, indem Munkacsy's Vater, Michael Lieb, Salzgefällekassier gewesen und nicht im Gefängniß gestorben sei.

Langjähr. Abonn. in Danzig. Das sind unklare Definitionen. Die Darstellung der Wissenschaft wird immer subjektiv gefärbt sein.

Hrn. Gustav —berg in Stockholm. Anton, Encykl. der Gesellschaftsspiele. Leipz. 1878. 3. Aufl. Das „Magazine“ hat aufgehört.

Hrn. M. Anker in Berl. Ohne Zweifel beantwortet. Wie sollen wir uns jeder Frage entsinnen? Wiederholen Sie doch dieselbe.

Auch ein Kasselaner. „Ab nach Kassel“ kann noch immer nicht zur Ruhe kommen. Noch eine Erklärung. Als einige schlechte Subjekte Jemanden bei Oberkassel geplündert, warfen sie ihn in's Wasser und riefen: „Ab nach Kassel.“ Wohl die unwahrscheinlichste Erklärung.

L. W. Stolberg. Wir kennen die Adresse jenes französischen Romanschriftstellers nicht. Sie richten Ihre Anfrage am besten an die Verlagshandlung, in der der Roman erscheint.

K. E. L. A. W. Motto für ein Stammbuch können Sie genug in unserer Rubrik: Für das Album von Emmer, finden.

Fr. M. in Aussig. Persisches Insektenpulver wird in die Ritzen und Vertiefungen der Möbel gestreut.

Hrn. E. W. in C. Außer den Zeitungen gibt es doch auch noch Bücher zum Lesen und dann haben Sie sicher irgend eine Liebhaberei. Beginnen Sie eine Sammlung in irgend einem Zweig des Wissens anzulegen.

Hrn. Rabbiner G. in Z. Ihre Ableitung des Wortes Backfisch von Bach will uns nicht gelungen bedünken. — Die drei F. haben ganz verschiedene Tendenzen, die Freimaurer z. B. mit den Freidenkern absolut nichts zu schaffen, trotz des Wortes frei — von einer Vereinigung derselben kann also keine Rede sein.

Fr. Edle v. K. Besten Dank. Wir haben leider die Adresse Seb. Hensel's nicht erfahren können.

Hrn. A. S. in A. Glück auf! Essen, Bädeker. Berg- und hüttenmännische Zeitung, Leipzig, Felix. Der Berggeist, Köln, Hassel. Der Bergmann, Prag, Calve.

Reinhardt in Zörbig. C. H. in Bruk. P. Volger in Hannover. Mimi und Lilli Alt in Eupern. Hermann Weber in Hamburg. Josephine Kalfuß in Wien. Bruno Goldammer in Geringswalde. Heinr. Neuhaus in Börde. Viktoria Karackiz in Braila. Ernst Loth in Halberstadt. Marie Goltermann in Hannover. Lieschen Käsler in Berlin. Bianka Hendel in Tremessen. W. Potyka in Breslau. Michaela Ruedorffer in Salzburg. Gustav Stake jr. in Breslau. S. Günther in Reuthen. Ein Abonnent in Conds an der Schelde. Th. Zwisinger. M. und P. in Breslau. Technor in Berlin. A. v. Stengel in Meran. Kühner in Cohnstadt. Gustav Stübichen in Erfurt. Fr. Schleger in Grafenberg. Langj. Abonnent in Plittnitz. Richtige Lösungen.

Redaktion: Dr. Edmund Zoller in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Ankündigungen

pro 5mal gespaltene Nonpareillezeile M. 1. 80.

Krosch's unzerstörbare 2450
Zeichen-Tinte
ist das Vorzüglichste zum Wäschezeichnen, anwendbar ohne Vorbereitung mit jeder Feder, Stempel oder Schablone. Für ℳ 1. 20. in Postmarken Franko-Zusendung durch **Hugo Krosch**, Stuttgart.

In jeder Buchhandlung ist zu haben: 2356
Ein sehr nützlicher Zimmergärtner ist:

Der Blumenfreund,

oder die **Pflanzenkultur im Zimmer.** 20 der **beliebtesten Blumen** durch richtige **Erdart** und zweckmäßiges **Begießen im Zimmer** zu kultiviren und zu vervielfältigen. Von **A. Jabsdieck**, Kunstgärtner. Preis 1 Mk. **Ernst**'sche Buchhandlung in Quedlinburg.

250 echte, versch. **Briefmarken**, z. B. **Cap, Peru** etc. **3 M.**
R. Wiering, Buchhandlg., **Hamburg.**

An alle Abnehmer dieses Werkes, welche dasselbe noch nicht vollständig besitzen.

Soeben erschien der
zehnte (Schluss-) Band
von
Otto Spamer's
Illustr. Konversations-Lexikon.

Das Werk enth. ca. 7000 Text-Illustrationen, Tonbilder, Karten und Geogr. Atlas gratis.

X. Band. Geheftet ℳ 20; gebunden ℳ 23; in Halbfranz gebunden ℳ 24. **Prospekte gratis.**

(Ausser in Bänden, auch in Heften à 50 Pf. u. in Lieferungen à 3 ℳ beziehbar.)

Verlag von OTTO SPAMER in LEIPZIG und Berlin.

Enorme
Preisherabsetzung!
Eine ganze klassische
Bibliothek für 30 Mark
in sehr eleganten, reich mit Gold verzierten Einbänden:

1) **Schiller's** sämmtliche Werke, 12 Bände.
2) **Goethe's** Werke, 16 Bände.
3) **Lessing's** sämmtliche Werke, 6 Bände.
4) **Körner's** sämmtliche Werke in 1 Bande.
5) **Hauff's** sämmtliche Werke, 2 Bände.
6) **Shakespeare's** sämmtl. Werke, 12 Bände.
7) **Zschokke's** sämmtl. hum. Novellen, 3 Bde.
8) **Bodenstedt**, Aus meinem Leben, 1 Band.
9) **Kleist's** dramatische Meisterwerke, 2 Bde.

Alle 9 anerkannt vorzüglichen Werke in schönem **großem Format** und in den **prachtvollsten Einbänden zusammen**

für nur 30 Mark!

liefert unter Garantie für **neu** und **fehlerfrei**
Selmar Hahne's
Buchhandlung,
Berlin S., Prinzenstraße 54.

NB. Die Besichtigung steht Jedermann täglich frei. Prospekte gratis. Versandt gegen Einsendung oder Nachnahme. 2131

Neueste illustrirte Briefmarken-Albums
zu 1, 1½, 6, 7½, 12 und 36 Mark. 2457
Echte Briefmarken billigst. Preiscourant gratis. Kataloge 90 Pf.
Alwin Zschiesche,
Leipzig und Naumburg a. d. S.

Au Bon Marché.

Nouveautés
Firma: Aristide Boucicaut
PARIS.

Billige und reelle Bedienung ist der beständige Grundsatz der Firma **Au Bon Marché.**

Einziges Haus, dem seiner Billigkeit und seiner vorzüglichen Waaren wegen der Name **„Au Bon Marché"** mit Recht zuerkannt wird.

Wir beehren uns, die geschätzte Damenwelt zu benachrichtigen, daß die deutsche Ausgabe unseres illustrirten Katalogs in Nouveautés für die Sommer-Saison erschienen ist, und wird derselbe auf Verlangen Jedermann **franko** zugesandt werden.

Ebenso verschicken wir auf Wunsch **franko** Muster unserer neuesten **Seiden-, Wollen- und bedruckten Modestoffe** rc. rc., sowie auch unsere Albums in **neuen Toiletten, Modes** und **Coiffures, Robes, Costumes, Confections, Jupes, Jupons, Anzüge** für **Knaben** und **Mädchen, Damenschuhe** rc. rc.

Wir bringen in Erinnerung, daß die Errichtung unseres Speditions-Hauses in **Köln a. Rh.** uns gestattet, alle Bestellungen von 25 Franken aufwärts — mit Ausnahme der Meubles und **Bettgeräthe** — nach ganz Deutschland **franko Bestimmungsort** zu liefern. Nur der eigentliche **Eingangszoll** ist vom Empfänger zu tragen.

Das Haus **Au Bon Marché** hat für den Verkauf keine Filialen, Reisende, Agenten oder sonstige Vertreter weder in **Paris**, noch in der Provinz oder im Ausland. 2076

Osterfest-Geschenk!

Soeben ist in **dritter Auflage** erschienen und in jeder Buchhandlung zu haben:

Eine Frage. Idyll von **G. Ebers.**

Preis in feinstem Einband mit Goldschnitt **5 Mark.**

Deutsche Verlags-Anstalt
(vorm. Ed. Hallberger) in **Stuttgart.**

200 versch. nur ausl. echte Marken (Katalogpreis ℳ 10) für nur ℳ 3,50. Preisl. gr.
2302 **O. Smit, Steinheim, Westfalen.**

Stellensuchenden Erzieherinnen
empfiehlt sich **Mrs. Emily Reisner's erstes Wiener Gouvernanten-Heim** (gegr. 1860) **Wien**, Stock im Eisenplatz 3. 1858

Pfeiffer-Schröter'sches Institut
(Lehr- und Erziehungsanstalt) zu **Jena** in Thüringen.

Die nach dem Lehrplan einer Realschule II. O. organisirte Anstalt, welcher im verflossenen Jahre **die Berechtigung zur Ausstellung von Zeugnissen für den einjährigen Militärdienst** ertheilt wurde, beginnt **mit dem 16. April cr.** ein neues Schuljahr. Kleine Klassen, zahlreiche Lehrkräfte sichern die individuellste Behandlung der Zöglinge. Sorgfältige Erziehung, gewissenhafte Pflege des Körpers und des Geistes werden gewährleistet. — Pensionspreise mäßig.

Zur Ertheilung weiterer Auskunft, sowie zur Uebersendung von Prospekten ist auf Wunsch bereit
Der Direktor:
Jena, den 13. März 1882. **Pfeiffer.** 2218

Geschwindigkeit und Schönheit. Ein Knopfloch per Minute. Sechzig Knopflöcher per Stunde. Für das stärkste Tuch oder den feinsten Batist. 2271

Webster's Patent-Knopfloch-Arbeiter.

Es ist unmöglich, durch Annoncen eine vollkommene Idee von dieser wunderbaren und in ihrer Art einzigen Erfindung zum **Ausstechen und Besäumen von Knopflöchern** zu geben, trotzdem dieselbe eine so einfache ist, daß ein Kind mit diesem Hülfsmittel ein **besseres Knopfloch** zu fertigen im Stande ist, als eine geübte Nähterin ohne dasselbe. Jeder Nadelstich wird mit mathematischer Genauigkeit ausgeführt. **Verletzen der Finger, Ueberanstrengung der Augen** und ein unvollkommen ausgeführtes **Knopfloch** bei Gebrauch desselben **ein Ding der Unmöglichkeit.** Geschwindigkeit und Brauchbarkeit sind erstaunenswerth und gibt dieser **Knopfloch-Arbeiter** allgemeine Befriedigung. Jeder, der denselben kennt, bezeugt, daß er sein Gewicht in Gold werth ist. Kein Arbeitstisch ist ohne denselben vollkommen. Er wird ganz unabhängig von der Nähmaschine gebraucht und hält so lange wie ein Fingerhut. — Ein Knopfloch-Arbeiter, bestehend aus einem Bestecher und Besäumer, in eleganter Schachtel verpackt, wird nach Empfang von Postanweisung im Betrage von 3 ℳ für Deutschland und Oesterreich, 3 ℳ 50 ₰ für andere Länder franko zugesandt. Gegen Nachnahme wird nicht versandt. **Webster Manufacturing Company, London und Paris. Berlin W.**, Friedrichstr. 188, I. Etage.

Hochstämmige Remontant-Rosen,

nur in anerkannt besten Sorten, schöne, schlanke Stämme mit starken Kronen, 1—1½ Meter hoch, **10 Sorten 15 Mark, 25 Sorten 35 Mark.**

Extra hohe Stämme (**Rosen-Allee-Bäumchen**) à Stück 2 Mark. Einzelne Stämme von **Maréchal Niel** und **Gloire de Dijon** à Stück 2—3 Mark.

Trauer-Rosen,

ganz besonders zur Anpflanzung auf **Gräber** und Rasenplätze zu empfehlen, à Stück 3—5 Mark, 2 Stück in gleicher Höhe 6, 8 und 10 Mark.

Pyramiden- oder Strauchrosen,

niedrig veredelte oder wurzelechte **Remontant-Rosen**, nur in extra guten Sorten, sehr starke Pflanzen, **10 Sorten 6 Mark, 25 Sorten 15 Mark, 100 Stück in 100 Sorten 60 Mark.**

Wilh. Thomas, Landschaftsgärtner, 26. Strehlener Str. 26. früher Gr. Plauen'scheStr. **Dresden.**

Illustrirter Preiscourant über Rosen, Gladiolen, Georginen rc. steht gratis zu Diensten. 2455

WIEN 1873 · SYDNEY 1880 · LONDON 1862 · PRIZE MEDAL · PARIS 1867

Da uns vielseitig bekannt geworden, daß **Schuhe** und **Stiefel** geringerer Qualität fälschlich als unser Fabrikat verkauft werden, sehen wir uns zu der Erklärung veranlaßt, daß alle unsere **Fabrikate nebenstehende Schutzmarke auf der Sohle tragen.**

Otto Herz & Co.

Erste und älteste deutsche Schuhfabrik mit Maschinen- und Dampfbetrieb in Frankfurt a. M. 2294

Hyatt

Amerikanische Patentwäsche
(wasserdichte Leinwand).

Weder feuergefährlich, noch gesundheitsschädlich.

Diese wasserdichten Kragen und Manschetten **sind von Leinenwäsche nicht zu unterscheiden,** ebenso **blendend weiß und angenehm** im Tragen. Sie besitzen den Vortheil, daß man sie bei **täglichem Gebrauch 5—6 Monate** lang tragen kann. Man reinigt dieselben in kaltem Wasser und bedient sich bei **starkem Schmutz** eines Bürstchens mit etwas Seife, trocknet den Gegenstand **mit dem Handtuche**, und der **Kragen** oder die **Manschette** ist **sofort wieder** wie neu gewaschen **und gebügelt.** 2287

ARMY OPERA MAGENTA
PARISIEN SHAKSPEARE FRANÇAIS
KINDER- -KRAGEN.
PRINCE MIGNONETTE EXCELSIOR ÉLÉGANTE

* Steh-Kragen per Stück 1 ℳ 25 ₰.
* Klapp-Kragen per Stück 2 ℳ.
* Vorräthig von 34—54 Ctmr.

Manschetten per Paar 2 ℳ 50 ₰.
Kinder-Manschetten per Paar 1 ℳ 50 ₰.
Kinder-Kragen per Stück 2 ℳ 50 ₰.
Serviteurs per Stück 2 ℳ 50 ₰.

Generaldepot Alexander Brünell,
Köln, Friedrich-Wilhelmstr. 12. **Berlin,** Passage 14.
Sendungen unter Nachnahme.
Engros-Versandt nur von Köln aus.

Wohlstand und Reichthum

haben Viele durch geeignete Verwerthung ihrer Erfindungen erworben. Das Reichspatentgesetz **mit Anhang** versendet gegen 25 Pf. Marken **G. Dittmar**, Ingenieur und **Patentanwalt, Berlin,** Gneisenaustr. 1. 1865

Carl Paulmann, Apparat-Bau-Anstalt, Maschinen-Fabrik.
Hannover,
gegründet 1716,
Spezial-Fabrik für Spiritus-Industrie,
liefert sämmtliche **Apparate** und **Maschinen** für **Spiritus-** und **Preßhefefabriken**, als **continuirliche Maischdestillir-Apparate, Feinsprit-Apparate, Mais-** und **Kartoffeldämpfer**, welche ohne mechanische Nachzerkleinerung die **Cerealien** auf's Vollständigste aufschließen rc. — Höchste Auszeichnung — **erster Preis** — auf der Internationalen landwirthschaftlichen Ausstellung zu **Hannover 1881.** Zahlreiche Referenzen des In- und Auslandes. Illustrirte Kataloge auf Verlangen gratis und franko. 2252

Heinr. Kleyer, Frankfurt a. M.
Fabrikant der Zwei- und Dreirad **„Frankfurt".** Velocipede für Kinder und Erwachsene. Velocipede, Rohtheile.
General-Agent der Orig. engl. **„Herald".** Bicycles u. Tricycles für Europa. Ersatztheile u. Zubehör. Neue Prosp. gratis.

2473
Durchsichtige
Aushänge-Etiketten u. -Plakate
(zum Befestigen an Schaufenster)
werden in jeder Größe und Ausführung angefertigt in der **Lithographischen Kunstanstalt** von **W. Düms** in **Wesel** (Rheinpreußen).

SCHUTZMARKE
Fahnen und Banner, Kirchen-Ausstattung.
Skizzen, Materialproben etc. gratis.
Beste Referenzen.
J. A. Hietel, Leipzig,
Königl. Hoflieferant.
Kunststickerei und Fahnen-Manufactur.

Internationales Patent-Bureau
Alfred Lorentz. Berlin S.W.
Besorgung u. Verwerthung von Patenten in allen Ländern. Auskunft über jede Patentangelegenheit. Prospecte gratis.

Trunksucht
ist durch ein seit Jahren bewährtes, ganz vorzügliches Mittel heilbar. Das Glück vieler Familien ist durch dasselbe wieder hergestellt worden. Wegen Erlangung dieses Mittels wende man sich mit vollem Vertrauen an
Reinhold Retzlaff, Fabrikant,
2163 Dresden 10 (Sachsen).

EXCELSIOR
Sparsamste Gas-Apparate zur augenblicklichen Erhitzung eines kalten Wasserstrahls je nach Bedarf bis auf 80° R.
Für Bade & Waschzimmer, Barbiere etc.
Ein grosses Bad in 10, ein Kinderbad in 4 Minuten auf 30° R.
Kaltes Wasser · Gas · Warmes Wasser
Cataloge gratis.
ED. THEISEN, LINDENAU-LEIPZIG.

Hinfong-Essenz,
dieses bekannte, vorzüglich wirkende Heilmittel versendet überall hin 10 Flaschen franko für 15 Mark, b. Großbezug gewährt Rabatt. Prospekte gratis. **H. Kahle's Apotheke**
2143 in Königsberg i. Pr.

Jos. Blank,
Bade-Apparaten-Fabrik,
Heidelberg,
prämiirt 1876, 1880, 1881, empfiehlt als Spezialität das Neueste u. Praktischste i. **Patent-Zimmerdouche-Apparaten** für warme u. kalte Bäder. **Hydr. Univers-(Patent-)Badeöfen,** mit u. ohne Wasserleitung zu benützen. **Badeöfen** älterer Systeme mit Patentfeuerung, mit u. ohne Zimmerheizung. **Heizbare Badewannen** (Patent angemeldet) mit u. ohne zerlegbaren Doucheapparat, überall ohne große Raumbeanspruchung mit und ohne Wasserleitung aufstellbar. **Badewannen** aller Größen, Façons, Ausstattungen. Billigste Preise. Garantie. Illustr. Preiscour. gr. u. franko!

Gelben Java,
Grünen Ceylon, Grünen Java,
vorzüglichste Geschmackskaffee's,
per 9½ Pfund Netto ℳ 10. 85 ₰.
" 50 " " " 52. 50 "
Grünen Santos, kräft. reell. Kaffee,
per 9½ Pfund Netto ℳ 8. 25 ₰.
" 50 " " " 39. 50 "
offeriren incl. Zoll, Porto, Fracht u. Emballage, also frei in's Haus, resp. nächste Bahnstation:
Hamburg, Kaffee-Import
A. K. Reiche & Co. 2254

Geschenk für junge Damen.
Durch jede Buchhandlung zu beziehen:
Nannette Höflich,
die wohlerfahrene elegante Strickerin.

Ein gründlicher, faßlicher Leitfaden für junge Damen zur Anfertigung verschiedener **Strick-, Häkel- und Filet-Arbeiten.**

Neue Auflage in 6 Bändchen. Jedes einzelne Bändchen bietet eine Fülle geschmackvoller und trefflich komponirter Muster, die nicht verfehlen werden, sich immer mehr den Beifall der Frauenwelt zu erringen, zumal der Preis von Mk. 1. —, schön gebunden Mk. 1. 40. für das Bändchen ein äußerst geringer zu nennen ist. Diese Sammlung weiblicher Handarbeiten sollte bei keiner jungen Dame, in keinem Töchter-Institute fehlen. Jedes Bändchen wird einzeln abgegeben. **Nürnberg.** Verlag der **Fr. Korn**schen **Buchhandlung.** 2061

CHOCOLADE
Hartwig & Vogel Dresden
UND CACAO

Sorgfältigste Auswahl der **Cacaobohnen** und ein in allen Stücken vollendetes Fabrikationsverfahren begründen die Vorzüge der **Chocoladen** und **Cacaos** von **Hartwig & Vogel**, welche in deren stetig zunehmendem Verbrauch vollste Bestätigung und Anerkennung finden.

Zu haben in den meisten Colonial-, Delikatess- und Droguengeschäften. 2118

Kinder-Pulte
zum Hausgebrauch für **Schularbeiten**, für Kinder von **6—14 Jahren.** Leicht verstellbar und elegant ausgeführt. Von anerkannt bestem Einfluß auf die Entwickelung des jugendlichen Körpers. Verhütet Rückgrat-Verkrümmungen, Kurzsichtigkeit rc. Prospekte gratis.
Carl Elsäßer, Schulbankfabrik **Mannheim.**
Wiederverkäufer gesucht. 2147

J. BRANDT & G. W. v. NAWROCKI
besorgen & verwerthen
PATENTE
in allen Ländern.
BERLIN. W.
124 Leipziger-Strasse 124



№ 28.

48. Band.
Vierundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1881—1882.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Die Trovatella.

Novelle von

Alexander Baron von Roberts.

(Fortsetzung.)

Gewiß, es war kein leichter Gang gewesen, den Benetto hinauf in's Kloster that um seines Gelübdes willen. Vorher hatte er sich in Salerno eine neue Jacke erstanden. Wenn es sich auch nur um einen Findling handelt, dachte er, so kann man sich doch nicht da droben darbieten wie Einer, den soeben das Meer ausgeworfen. Er erinnerte sich, einmal auf dem Kai von Salerno den Findelkindern von S. Niccola begegnet zu sein, sämmtlich wie an einer Schnur aufgereiht, von den Kleinen zu den Größeren, in gleichmäßig braunes Kattun gar sauber gekleidet, mit blinkenden Muttergottesmünzen am Halse, stille, schmale Gesichter und glatte Haare, die Augen ohne Neugierde artig geradeaus gerichtet, mit dünnen Stimmchen ein frommes Lied summend — gewiß, das reizte nicht sehr, eines davon zum Weibe zu nehmen! Jetzt war er nahe daran, wieder umzukehren.

„Ah, man kann die Madonna doch nicht betrügen!“ rief er laut für sich. „Das Gelübde ist geschehen, was ist zu machen? Vorwärts!“ Und eilig, um jeden nochmaligen Gedanken an eine Umkehr abzuschneiden, war er den Rest der Anhöhe hinangestürmt. Sein Herz pochte gewaltig, als er an der Klosterglocke zog.

Langsam kam die verwachsene Pförtnerin angeschlürft: was sein Begehr sei? Er stotterte etwas, wie: es handle sich um eine Trovatella, er hätte einen Auftrag — nun, er müsse die Oberin sprechen, setzte er schließlich bestimmter hinzu. Zögernd führte ihn das hüstelnde Nönnchen nach dem Sprechzimmer.

Es war ein nüchterner, eiskalter Raum, mit zwei spärlichen Bänken rechts und links an den getünchten Wänden, der Thüre gegenüber das Sprechgitter, aus Cannastauden roh zusammengefügt. Es gab ein unruhiges Wechselspiel von weißem Licht und tiefem Dämmerschatten in dem Raum, je nachdem die Sonne von den ziehenden Wolken verdeckt war oder in voller Glorie erstrahlte. Jetzt vernahm Benetto helle Stimmchen aus den anstoßenden Klostergängen, aufjauchzende Kinderlaute, ein Stück von einem Gesang, und plötzlich Alles wieder durch den sausenden Wind abgeschnitten; dann eine Stimme, die sehr verständig klang, aber einen vollen Chor girrender Lachnoten zur Folge hatte — ob jene Stimme wohl ihr gehört? dachte Benetto.

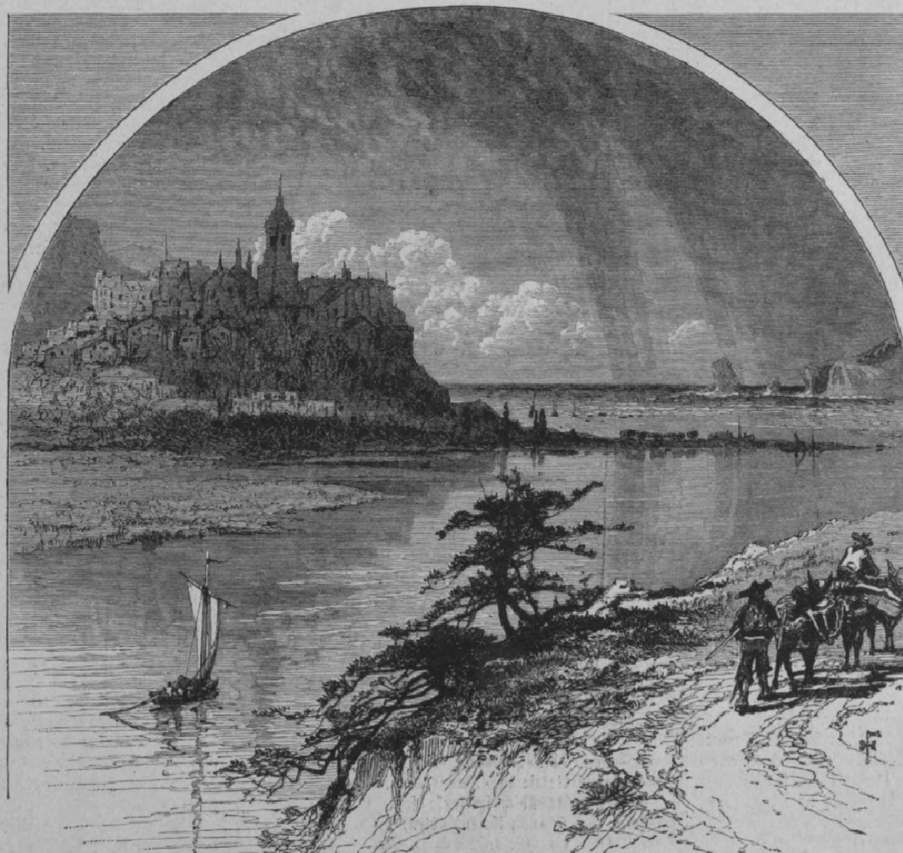
Da schob sich langsam der verschossene Vorhang von dem Gitter und das blasse Antlitz der Oberin, eingerahmt von der schneeweißen, papiersteifen Ordenshaube, ward zwischen den Stäben sichtbar. Benetto machte eine linkische Verbeugung.

„Ehrwürdigste Mutter...“ viel mehr brachte er nicht heraus.

„Nun, junger Mann,“ sagte die tiefe Altstimme, die durchaus nicht zu dem schmalen, kleinen Gesichtchen mit den matten grauen Achataugen paßte. Und der kräftige Ton dieser Stimme rüttelte ihn auf.

„Ehrwürdigste Mutter, Ihr werdet verzeihen, aber ein seltsamer Fall . . .“

„Junger Mann,“



Fuenterrabia. Von H. Fenn.

fiel die Oberin ein, „an solche seltsame Fälle sind wir in einem Findelhause schon gewohnt; sagt, was Ihr auszurichten habt — gewiß wollt Ihr eins von unseren Kindern reklamiren."

Das klang fast barsch, und jetzt bemerkte Benetto auch den zierlichen schwarzen Flaum, der die schmale Oberlippe der Hochwürdigen beschattete.

„Gewiß will ich ein Findelkind reklamiren, Hochwürdige, aber nicht wie es von Anderen zu geschehen pflegt. Seht, es ist mir merkwürdig ergangen. Ich bin ein Mariner und komme direkt vom Meere. Es wurde uns bös mitgespielt und der Sakramenter von einem Sturm hat uns höllisch — verzeiht, ehrwürdige Mutter — nun ja, der Sturm hat uns tüchtig zusammengeworfen. Es ging uns an's Letzte und wir dachten kaum davonzukommen. Seht, da greift man zum Aeußersten, und rund heraus, da Ihr's doch wissen müßt: der heiligsten Madonna habe ich's gelobt, daß ich ein Findelkind heirathen will, sobald ich gesund davonkäme. Und das ist's; hier bin ich selber, von der Madonna errettet, und mein Gelübde, das will ich erfüllen! Sangue di Dio, das will ich!"

Da spielte über die dünnen Züge der Oberin ein feines Lächeln und ihre blinzelnden Augen glitten mit einem zweifelnden Blick über seine Gestalt. Das reizte ihn.

„Glaubt Ihr, ich treibe einen Scherz?" rief er. „Sehe ich aus, als ob ich an solchem Ort einen Scherz treiben könnte? Corpo di bacco, hört, ich bin wohl Manns genug, ein Weib zu ernähren, das versichere ich Euch! Benedetto Maccano, so heiß' ich, von Cetara bin ich, und jetzt seid so gut und laßt mich meine Wahl treffen, ich habe nicht zu viel Zeit . . ."

„Gemach, gemach doch, junger Mann, laßt mit Euch reden. Also Ihr habt der Madonna gelobt, einen Findling zu heirathen? Hm, Ihr habt Recht, ist doch ein seltener Fall, bei uns wenigstens. In Neapel kommt es wohl vor, daß sich ein Freier findet für eine Trovatella, das Findelhaus dort gibt aber auch eine Mitgift. Wir jedoch sind arm, mein Bester, und auf Almosen angewiesen, wir können keine Mitgift geben."

„Verlange ich auch nicht!" fuhr ihr Benetto in die Rede.

„Nun, nehmt's nicht übel," beschwichtigte die Altstimme. „Aber ich wüßte auch wirklich nicht, wen ich Euch da zum Bräutchen geben sollte. Vorige Woche erst sind zwei von den Mädchen als Mägde verdingt worden, die Eine hätte vielleicht für Euch gepaßt; jetzt sind nur noch Kinder vorhanden, da müßtet Ihr schon ein paar Jährchen warten, bis die groß geworden."

„Kann ich nicht!"

„Ja, was wollt Ihr machen? Müßt Euch schon in einem andern Kloster umsehen!"

„Geht nicht, gerade für das Eure hab' ich mich versprochen!"

„Hm, wartet einmal, da wäre freilich noch die Anita, der kommt Ihr aber übel an mit einer Heirath, die verläßt die Kinder nicht um eines Freiers willen, und die lassen auch nicht von ihr. Auch ist sie schon achtzehn Jahre alt und die Zeit vorbei, daß man sie aussthäte. Wir können sie nicht entbehren und sie soll denn auch bei uns bleiben."

„Ehrwürdige, darf ich das Mädchen sehen?" drängte Benetto.

„So viel Ihr wollt, junger Mann, warum nicht? Nehmt Euch aber in Acht vor Der; Klosterrosen stechen — aber gut, man kann's Euch nicht wehren, da es der Allerheiligsten zu Ehren geschieht. Und nun kommt, wenn's Euch recht ist. Glaubt aber nicht, daß Ihr was ausrichtet . . ."

Damit war die Oberin hinter dem Gitter hervorgetreten und forderte Benetto auf, zu folgen. Die festen, tapfenden Tritte der kleinen Person hallten laut in den gewölbten Gängen, dazu klitterte der großkörnige Rosenkranz an ihrem Gürtel.

„Hier, irgend herum in dem Garten könnt Ihr sie finden," und sie wies mit der Hand nach der grünen Wildniß, die sich zwischen den Kreuzhallen ausbreitete. „Ihr müßt schon selber sehen, wie Ihr mit ihr fertig werdet. Solche Dinge besorgt man am besten allein — auf Wiedersehen!"

Und fort stürmte sie in geschäftiger Eile.

Da stand Benetto vor der üppig wuchernden Gartenwildniß wie vor einem Vorhang. Einzelne Kinderstimmen unterschied er aus dem laut schwatzenden Gezirpe der Sperlinge, die in dem hochgeschossenen Buschwerk in wimmelnden Schaaren ihr Wesen trieben; von den Kindern selbst vermochte er nichts zu entdecken. Doch, jetzt ertönte von jenseits des Säulenportals, das den Kreuzgang nach dem Hange zu durchbrechen schien, ein mehrstimmiger Ausbruch hellen Spieljubels. Benetto bahnte sich einen Weg durch die Stauden, von den aufschwirrenden Sperlingen umlärmt. Und dann stand er plötzlich von einer großen Lichtfülle geblendet. Zwischen den braunen Travertinsäulen zog der Himmel mit blendend weißen Wolken vorüber, und darunter, von einem Schrägstrahle entflammt, gleißte das Meer im stärksten Spiegelglanze. Erst in der nächsten Minute unterschied er die breite Treppe, die von dem Portal in einen unteren Garten hinabführte. Auf der Treppe bewegte sich allerlei Lebendes in seltsamem Gewimmel, das seine verwunderten Blicke erst nach und nach entwirrten. Da waren Kinder, die über zottige Ziegen kletterten, an deren Hälsen hingen, oder sich von den geduldigen Thieren schleifen ließen; andere Kinder, die nach den hüpfenden Kaninchen sprangen; wieder andere, die mit den gurrenden Tauben spielten; einzelne schossen wie die Schwalben laut juchzend im Zickzack durch den Garten.

Plötzlich, als das kleine Volk Benetto's ansichtig wurde, gab es einen Schreck und einen Aufruhr vor dem fremden Mann. Und Alle nun die Treppe hinan, stürmend, stürzend, hüpfend, stolpernd, auf unbeholfenen Beinchen daherzappelnd, auf jene Säule los, daran Jemand saß.

Ah, und das war sie! Dio di Dio! Wer denn? Niemand Anders als sie selbst mußte es sein! Jetzt erst gewahrte er sie. Nein, nur ihre großen, sehr großen Augen, die wie eine wunderreiche Offenbarung ihm entgegenstrahlten, so daß er wie gebannt stand und nicht einmal mit den Wimpern zu zucken vermochte. Ihre Gestalt war gänzlich von dem Gewimmel der Kleinen verdeckt, die sich auf ihrem Schooße drängten, an ihrem Halse emporkletterten, ihre Arme völlig gefangen hielten, ein Gekrabbel und Gezappel, dabei ein Juchzen und ausgelassenes Heia! Nur ihr Kopf ragte über dem lieblichen Schwarm wie ein Madonnenantlitz über den Flügelköpfen einer Engelsglorie.

Sie hatte einen feinen bräunlichen Teint, ihr Mund blühte in kräftigem Granatroth und die Augenbrauen standen in starken, leichtovalen Bogen fast trotzig über den Augen. Tief in die schmale Stirn, ja bis auf die Wangen hinab fiel ihr das gewellte mattschwarze Haar, üppig und eigenwillig, ganz gegen die einfache Klostertracht.

Ja, das war sie! Benetto, was nun? — Der hätte noch immer keinen Anfang zu einem Gespräch gefunden, da war aber ein kleiner, keckäugiger Knabe mit Ringelhaaren, wie gemeißelt, der zeigte nicht die geringste Furcht vor dem Eindringling, stand breitbeinig ihm gegenüber, und nun nahm er sich gar den Muth, mit einem Wollenball nach Jenem zu werfen. Durch die Gewalt des Wurfs fiel er hin, da sprang Benetto hinzu, hob ihn auf und brachte den Zappelnden dem Mädchen.

„'n Tag auch!" sagte er.

Sie nickte zum Gegengruß, ohne daß die Augen ihre erstaunliche Größe mäßigten.

„Er hat sich hoffentlich kein Leid gethan," meinte Benetto, auf den Kleinen deutend.

„Der? Ach, der Nichtsnutz!" Und sie machte sich eine Hand frei und wirbelte dem Nichtsnutz durch das dichte Haar.

„Kinder fallen leicht," fing er nach einer Pause wieder an.

„Was gefällig?" Es waren zwei metallene, glockenartig klingende Noten. Gewiß, man verstand sich schwer vor dem Lärm der Kinder, dem Geschrei der Sperlinge, dem Meckern der Ziegen; zudem das andauernde Tosen des erregten Meeres.

„Kinder fallen leicht, mein' ich," wiederholte er zögernd.

„Ei gewiß, Große stehen fester . . ." gab sie zur Antwort, und da flog ein kleiner, spöttischer Schelm um ihre Mundwinkel.

Wieder eine Pause; endlich senkte sie die langen, gebogenen Wimpern.

„Ihr habt Mühe mit so Vielen," unterbrach er die Verlegenheit.

„Daß ich nicht wüßte! Durchaus nicht, wie Ihr seht." Und sie begann rechts und links Liebkosungen auszutheilen, die Kleineren küßte sie herzhaft, den Größeren wirrte sie das Haar oder kniff sie die Backen. „So, nun geht hübsch spielen," sagte sie den Letzteren. Während die sich von ihr loslösten, behielt sie die Allerkleinsten auf dem Schooß.

„Es ist sehr schön hier," meinte er.

„Gefällig?" wieder in dem Glockenton.

„Es ist sehr schön hier, Signorella, und von hier fortzugehen muß Einem sehr leid thun."

„Fortgehen? Wieso? Man geht eben nicht!"

„Wenn nun aber Jemand käme und brächte ein Geheiß von der Madonna . . ." stotterte Benetto.

Sie hob die Augen wieder groß und hell zu ihm empor.

„Nun, ich meine, es könnte Einer kommen, der eins von den Kleinen da mitnehmen möchte . . ."

„Gewiß, das kommt vor. Ihr wollt doch nicht etwa?" Wieder zuckte ein feines Lächeln um ihre Lippen und ihr Blick streifte musternd seine Gestalt.

„Eigentlich doch," sagte er kleinlaut. „Aber keins von denen da!"

„Bekommt Ihr auch keins! Nein, davon sollt Ihr keins haben!" Sie drückte die Drei, die auf ihrem Schooße saßen, so fest an ihre Brust, daß sie laut aufjuchzten.

„Hört, ich habe einen Auftrag," fiel er ein.

„Gefällig?"

„Ich habe . . . ich bin ein Mariner . . . und ich habe der Madonna . . . ja, ich habe einen Freund, der ist auch ein Mariner. Jetzt, die Tage, wie das Meer so stark geht und wir Beide draußen sind und die Noth groß ist, da macht er, mein Freund nämlich, ein Gelöbniß — nun, ohne Umschweife, da gelobt er der Madonna, daß er um eine . . . daß er um Euch da werben will . . ."

„Was? Wieso?" Sie ließ die Kleinen los.

„Nun, nehmt's nicht übel, aber er schwor, daß er Euch zum Weibe nehmen will."

„Mich?!" Damit fuhr ihr ganzer Oberkörper gerade in die Höhe. Die Kleinen sahen sie erstaunt an. „Mich zum Weib nehmen . . ." Sie wollte lachen, statt dessen aber flutete ein dunkler Purpur über ihr Antlitz.

Benetto wiegte verlegen von einem Bein auf's andere.

„Nehmt's nicht übel, es ist so mein Auftrag . . ."

„Es kennt mich ja doch Niemand!" rief sie nach kurzem Nachsinnen. Es war ein leichtes Beben in ihrer Stimme. Dann mit einem kühnen Ruck das wuchernde Haar aus der Stirn nach hinten werfend, sagte sie langsam, ihm abgewandt, mit den Blicken nach dem Meer: „Welch' eine Idee, eine Trovatella heirathen zu wollen!" Hierauf schneller, in ihrer sprudelnden Art: „Hört, Euer Freund ist köstlich! Solche Idee! Redet ihm das nur tüchtig aus! Da kommt er schlecht an. Ich kenne mich nicht aus in der Welt — nein, davon versteh' ich nichts — hahaha!"

Sie lachte in hellen, kurzen Tönen und ihre kleinen, sehr spitzigen Zähnchen glänzten dabei. Aus ihren Augen spielte ein funkelndes Sprühfeuer.

„Heirathen! Nein, das ist doch zu komisch! Höre, Mina, und Du, Pina, da ist Einer, ein fremder Mann, der eure Nita heirathen will! Hahaha!"

Die Kleinen fielen ein, lachten mit und wollten sich nicht beruhigen. Das dauerte eine Weile. Zuletzt, wie er so in der Verlegenheit dastand, erfaßte ihn ein Trotz.

„Hört, was ist da zu lachen!" stieß er aus. „Glaubt Ihr denn, es wäre ein Spaß?"

„Gewiß, ein köstlicher Spaß! Es will Einer mich heirathen und das soll kein Spaß sein?"

„Hihahaha!" lachten die Kinder.

Da wandte er sich plötzlich herum, die helle Zornröthe im Gesicht. Mit einem kurzen Nicken des Kopfes warf er einen Abschied hin und dann ging er.

„Sagt Eurem Freund," rief sie ihm nach, „er soll sich doch lieber eine Nixe aus dem Meer nehmen oder eine Elfe aus dem Wald, nur keine solche Kostbarkeit wie eine Trovatella!"

Noch lange, wie er den Berg hinablief, klang ihm ihr Lachen und das Echo der Kleinen in den Ohren. Mehrere Stunden hielt der Zorn ihm vor und er suchte ihn zu nähren und zu fachen durch reichlichen Wein, den er in einer Osteria an der Marina nahm. Aber immer von Neuem brach ihm die Mahnung hervor: Darf man die Madonna betrügen um ein Gelübde? Statt der Trovatella da eine elende Wachskerze hinsetzen? . . . Ah gewiß, sie war schön! Wie ihre Augen strahlten! Und daß er die Glockentöne ihres Lachens nicht los werden konnte! Einmal ertappte er sich über dem Gedanken: man könnte wahrhaftig um diese Trovatella sich mühen, auch ohne durch ein Gelübde gebunden zu sein! Man könnte sie lieben — accidente! Man muß sie lieben!

Zuletzt ließ es ihm keine Ruhe. Per Dio, ein Gelübde, das man der Madonna leistet in der Noth, das darf man nicht auf die leichte Achsel nehmen!

Es war schon spät am Nachmittag, da fand er sich wieder auf dem Wege nach dem Findelkloster. Auf einem Irrgang war er zufällig dahin gelangt, machte er sich selber weis. Und da leuchtete ja schon die vom Grün übersponnene Gartenmauer. Wie er durch das starrende Unkraut, das den Fuß der Mauer gleichsam bewehrte, mit Mühe dahinschritt, da fiel wie aus einem Hinterhalt der Gedanke über ihn her: die Mauer sei doch gar nicht hoch und es gäbe von seinen Freunden Einige, die sich ein Vergnügen machen würden, mit ihm bei nächtlicher Weile hinüberzuklettern und die Trovatella einfach aus dem Kloster zu entführen. Ja, zur Strafe für ihren Spott und ihr Lachen! Sollte man ihrer denn nicht noch Herr werden können? Die Madonna verzeihe solch' verbrecherische Gedanken! Und da — es war zu verlockend — über eine Bresche, die sich nicht zu schwer ersteigen ließ, kletterte er bis zum Mauerrand empor, kauerte dort und spähte in den Garten.

Es war ein ansteigendes Feld mit allerlei Fruchtbäumen, deren Blätter, vom Winde bewegt, einen flimmernden Glanz in der scharfen Regensonne gaben. Droben öffnete sich die Säulenhalle, die Treppe war leer. Es ließen sich wieder einzelne Kinderstimmen hören, wie verlorenes Gezwitscher von Vögeln, man wußte aber nicht, woher sie kamen.

So blieb er lange auf der Lauer, mit Augen und Ohren. Endlich regte sich's und es kam etwas den Nebengang herab. Zuerst sah Benetto nur das braune Findlingskattun durch das Laub schimmern, dann hörte er ein Zicklein meckern. Das Herz pochte ihm wie ein Hammer. Welcher Schreck! Da war sie wirklich! Wie hoch sie erschien im Gehen! Sie trug ein Kindlein auf dem Arm, das fortwährend mit den Händchen nach den Weinranken griff; die flogen zu Häupten der Kommenden wie lustige Wimpel. Und Anita's völlig fessellose Haare flatterten mit den Ranken um die Wette. Sie war barfuß, das Kattun ihres Kleides knitterte ihr um die schlanken Beine, wie sie so langsam daherschritt. Die Sonne schien ihr gerade in's Gesicht und so mochte sie Benetto's Kopf hier auf dem Mauerrand auch nicht bemerken.

Plötzlich war er hinab, mit einem kühnen Sprung, daß das Geröll nachstürzte. Und in wenig Sekunden den Gang hinauf, bis er dicht vor ihr stand. Sie stieß einen leisen Schrei aus, wollte zurückweichen, blieb aber dennoch stehen.

„Da," sagte er, „hier bin ich! Verzeiht, daß ich den Eingang dort gewählt, aber . . . nun denkt, was Ihr wollt! Da bin ich! Ich muß Euch sprechen!"

Zuerst zuckte eine Trotzfalte zwischen ihren Brauen, da sie ihm aber in das gute, offene, nun so verlegene Antlitz blickte, da begann sich ihre Miene zu glätten.

„Ihr müßt mich anhören!" fuhr er fort, die Rechte auf die Brust gepreßt. „Nichts Neues und Ihr wißt Alles schon."

Seine Stimme festigte sich und nun kamen die Worte in hellem, fast sicherem Klang heraus.

„Hört, ich habe Euch ein Unrecht zugefügt heut Morgen. Ich hab' Euch belogen. Ich sagte Euch von einem Freund, in dessen Auftrag ich gekommen. Nein, kein Freund, ich selbst bin's, ich! Und Niemand wie ich hat das Gelübde gethan, Euch und keine Andere zum Weibe zu nehmen. Wißt, daß ich's der heiligsten Gottesmutter geschworen in der Noth — nun, da sie mich errettet, hat mein Gelübde wohl Gnade gefunden vor ihren Augen. Da habt Ihr's, hier steh' ich, sagt Ja oder sagt Nein — nein, sagt nicht Nein, Anita — Ihr dürft nicht Nein sagen!"

Sie stand und bebte an allen Gliedern, ihre Augen waren weit, in angstvoller Größe auf ihn gerichtet, ihre geöffneten Lippen bewegten sich wie von ungesprochenen Worten; auch das Kind starrte Benetto ängstlich fragend an und so waren die vier Augensterne auf ihn gerichtet, bis er den Bann brach und ausrief:

„Anita, sehe ich aus, als ob Ihr mir nicht vertrauen könntet?"

Sie wiegte langsam das Haupt.

„Nicht das . . ." hauchte sie hin, „nein, nicht das . . . Ihr seid gut, gewiß, Ihr seid gut, man sieht's Euch an."

„Anita, ich schwöre Dir, daß ich Dich lieben werde, lieben . . . lieben . . ." und er streckte in stürmischer Bewegung die Hand nach ihr aus.

Sie wich einen kurzen Schritt zurück. Er wagte nicht, sie zu berühren. Dann ließ sie ganz langsam das Kindlein von ihren Armen herniedergleiten bis zu ihren Füßen. Sie hielt die flachen Hände auf das Lockenhaupt des Kindes gelegt, nun senkten sich ihre Wimpern und ein paar große, große blinkende Thränen perlten ihr über die blassenden Wangen. Zitternd kam es aus ihrem Munde:

„Ich bin . . . ich bin ärmer als das ärmste Bettlerkind, das Vater und Mutter hat . . . ich bin nichts als eine Trovatella . . ."

„Anita!" rief er, ihre Hand mit seinen beiden Händen ergreifend, „Anita!" laut und jubelnd.

Das ließ sie geschehen. Aber nur wenige Herzschläge lang. Das Kindlein begann zu weinen. Da hob sie es empor, senkte ihr thränenfeuchtes Antlitz tief auf sein Gesichtchen herab und überhäufte es mit Küssen. So heftig waren diese Küsse, daß das Kleine erst recht zu weinen anfing.

Auf dem Wege hinter ihnen klirrte der Kies. Es war die Oberin. Benetto eilte auf sie zu.

„Wo kommt Ihr denn abermals her?" rief sie fast unwillig. „Hört einmal, junger Mann!" und sie hob drohend ihren spitzigen Zeigefinger.

„Verzeiht mir, aber ich konnte nicht anders," bat Benetto. „Und nun dürft Ihr auch nicht anders als Ja sagen!"

Die schmalen Augenöffnungen der Hochwürdigen erschlossen sich zu ihrer größten Weite.

„Was? Das Mädchen willigt ein? Jetzt? Und nach dem Korb, den Ihr heute Morgen bekommen?"

„Fragt sie selber, ehrwürdige Mutter."

„Junger Mann, was hättet Ihr mir da angerichtet! Anitina, ist es möglich!" Und aus der rauhen Stimme vibrirte etwas wie ein mütterlicher Herzenston.

Da schrak Anita zusammen. Sie erhob das Antlitz langsam wie aus einem Traum, die Haare hingen ihr wirr über die Stirn. Sie wollte etwas stammeln, nein, nun hielt sie es nicht mehr! Das Kindlein mit beiden Armen fest umklammernd, stürzte sie davon, in's Dickicht hinein, dessen Geäste unter ihren Tritten knackte. Das Zicklein blieb mit wehklagendem Meckern vor dem Buschwerk stehen.

„Seht, selbst das Thier da wird sich um sie bangen, wenn Ihr sie uns nun wirklich rauben müßt," meinte die Oberin.

„Darf ich anders? Muß es nicht sein?" rief Benetto triumphirend.

„Laßt ihr Zeit, es wird ihr gar zu neu sein, wie uns Allen."

„Morgen komme ich mit meinem Mütterlein," sagte er, „und dann muß Alles in's Klare kommen."

„Nun, es ist der Wille der Allerheiligsten, was sollen wir dagegen thun? Eurem Mütterlein aber könnt Ihr sagen, Ihr hättet Euch eine Perle zum Weibe erwählt. Nein, wer hätte das gedacht!" setzte sie für sich hinzu. Und dann, trotz ihres hochwürdigen Ranges, griff sie in die Tasche, nahm ein kleines Hornbdöschen daraus und führte eine große braune, sehr nachdenkliche Prise langsam zu ihrer Nase.

*

Als Benetto die Erzählung von seiner Brautwerbung beendet, war eine Weile lang ein Schweigen zwischen Mutter und Sohn. Dieser setzte seinen Gang in der Stube fort, aus der Kammer regte sich nichts.

„Mutter, nun, was sagt Ihr?" unterbrach er zuletzt seine stürmenden Gedanken, die an der Erzählung fortspannen. Und er hielt vor der Kammerthür.

Ein langgedehnter Seufzer war die Antwort.

„Mutter, seid gut," bat er, „wüßtet Ihr, wie schön sie ist! Ihr sollt Euch ihrer schon nicht schämen!"

Da trat die Mutter aus der Kammer, wankend, fast tastend, als sähe sie nicht aus den Augen, die fremdartig umflort waren.

„Gewiß nicht das ist's, Benetto," hauchte sie hin, mühsam, Wort für Wort hervorziehend. „Du wirst keine Unwürdige gewählt haben — und doch, wenn Du wüßtest — wenn ich Dir Alles sagen dürfte — höre, Benetto, wenn Du dennoch von ihr lassen könntest!"

Da prallte er zurück, stand hoch aufgerichtet in der Stube, zuckende Falten zwischen den buschigen Brauen.

„Von ihr lassen!" rief er, und seine Augen flammten. „Mutter, von Der lassen! Und wenn auch keine Spur von einem Gelübde mich bände, von dieser Trovatella laß ich nicht, eher lasse ich vom Leben!"

„Nun ja, nun ja," keuchte die Mutter, „wir wollen ja sehen . . . es soll Alles gut werden . . . gewiß, wir wollen auch hin, Du und ich . . ."

Und da, wie sie durch die Stube schwankend sich dem Muttergottesbilde in der Ecke näherte, sank sie in die Kniee, heftig, wie gebrochen, in gewaltiger Erregung, schlug die Arme auf den Tisch und warf die Stirn darauf, ihr Athem stürmte und ihre Hände hatten krampfhaft ringende Bewegungen. War denn das Opfer so schwer für ihr Mutterherz? Oder welch' unselig Geheimniß war in ihrem Gewissen aufgelebt, daß es ihre Gedanken und Sinne mit Sturmesgewalt emporwühlte?

*

Der Sturm hatte ausgeweht, nur das Meer tobte noch, und es war, als hallte sein zorniges Brausen lauter als vordem unter dem weiten, hochgewölbten Azur des Himmels, an dem nur noch einzelne weiße Wolkenballen langsam dahinsegelten. Die Mittagssonne strahlte wie ein Triumph nach all' dem Aufruhr, blendende Farben anfachend auf Land und Wasser. Aus dem schneeigen Gischt der Brandung ragte das glühende Braun der Strandfelsen, von der violetten Dämmerung der tief einschneidenden Buchten unterbrochen. Darüber stieg das bebaute Land empor, bis hinan zu den scharfgerandeten Gipfeln der Berge, schimmerndes Silberblau der Olivengärten, abwechselnd mit dem saftig leuchtenden Grün der Orangen und der kräftigen Bronze der Kastanien, grellbunte Häuser dazwischen, weiße, schlängelnde Mauern und die bandartigen gelben Wege mit einzelnen rothen Tupfen von Frauenkleidern. Die Stadt Salerno lag zusammengeschichtet, Straße von Straße überragt, mit hellbeleuchteten Flächen und tiefdunklen feuchtblauen Schatten; die glasirten Kacheln der Kirchenkuppeln flammten, hie und da blitzte ein Fenster, in der Nähe aber glänzten die aufbrechenden Spitzen der Feigenbäume. Es wehte ein süßer Veilchenduft von den Hängen und die Schwalben strichen mit lautem Schwi! durch die zitternde Luft.

Es war ein steiler, mühsamer Weg, der zum Findelkloster hinanführte, und die Mutter mußte oft innehalten, um aufzuathmen; die blaue Ader auf ihrer Stirn schien immer dunkler anzuwachsen.

„Nicht so schnell, Benetto!"

Ach, Der wäre am liebsten hinangeflogen. Ahnte er doch nur halb, was für Kämpfe es sie gekostet, sich zu diesem Gang zu entschließen. Erst am dritten Tage nach dem Bekenntniß hatte sie sich bereit erklärt. Warum ließ sie ihren Sohn denn nicht allein die Brautfahrt unternehmen? Gerade darauf, daß sie dabei sei, hatte sie zuletzt so hartnäckig bestanden. Hinter ihr steckte gewiß ein Gebot des Parrocco, den sie sicherlich um Rath gefragt, so sehr sie das auch zu verheimlichen suchte.

Das Kloster lag wie träumend in den Gärten, aus den schmalen Streifen der niedrigen Mauern lugten nur wenige ganz enge Fenster wie blinzelnd in die Gegend hinein; hoch aber, mit düsterem Ernst, langsam vom Winde bewegt, ragten die schwarzen Cypressen. Jetzt schallte etwas wie ein Chorgesang von dort herunter, doch das Meeresrauschen verschlang sofort jeglichen Ton. Endlich hielten die Beiden an der Klosterpforte und die Glocke dröhnte laut in die gewölbte Flurhalle hinein. Warum zuckte Frau Crispina zusammen beim Klange dieser Glocke? Nun, da sie sich in einem plötzlichen Anflug von Schwäche an den Thorflügel lehnen wollte, fuhr sie gar zurück, wie von einer Viper gestochen, und es war doch nichts als die halbverwitterte, etwas wackelige Drehlade, darauf die Findlinge ihren Einlaß in das Kloster begehren. Warum starrten ihre fieberhaft glänzenden Augen mit solch' räthselhaftem Ausdruck auf diese Lade?

Da öffnete sich endlich die Pforte und die Beiden wurden zur Oberin geleitet. Nach der ersten Begrüßung meinte Die zu Frau Crispina:

„Ihr seid angegriffen von dem weiten Weg und dem holperigen Steigen hier herauf, man sieht's Euch an, ist Euch vielleicht ein Bissen gefällig oder ein Trunk?"

Die Angeredete dankte. Dann zu Benetto gewendet, fuhr die Oberin fort:

„Hört, Giovine, da habt Ihr ein schönes Unheil angerichtet! Ganz wie ich vorher gesagt, es wird ein Jammer werden, wenn das Mädchen das Kloster verlassen soll, ein Jammer bei den Kindern und bei uns Allen. Aber es ist doch der Wille der Gebenedeiten und auch der ihre, o, ein wahres Wunder! Nicht daß sie's zugäbe, denn wenn man sie fragt, ob sie sich auch freiwillig in das Verlöbniß gefunden und ob sie auch glücklich zu werden gedächte, das liebe Kind, so sagt sie nichts und wird feuerroth. Zuweilen kommen ihr Thränen, aber das sind keine Reuethränen, die leuchten nicht so . . . nein, die leuchten nicht so . . . nun, Ihr seid ungeduldig, Giovine, kann mir's denken, wollt Eurem Mütterchen zeigen, welch' prächtige Wahl Ihr getroffen — da könnt Ihr lange suchen, ehe Ihr solch' Töchterchen findet, gute Frau. Und ein Engel an Güte,

sag' ich Euch — nun, Ihr entschuldigt mich auf ein halbes Stündchen ... im Garten wird sie nicht sein, vielleicht in der Kirche — rechts müßt Ihr gehen, den Gang hinab ... so!"

Das Kirchlein, in das sie traten, war klein und dürftig, mit schmucklosen Mauern und mit einer flachen, ehemals bemalten, nun vermoderten Holzdecke. Links standen die großen Bänke für die Klosterschwestern, rechts die winzigen Bänkchen für die Findlinge. Es war eine goldene Dämmerung und alle Lichtstrahlen, die nur mühsam durch die schmalen Fenster brachen, schienen sich auf dem Altar und seinem Beiwerk zu sammeln. Ueber demselben hing ein verbräuntes Gemälde, Christus als Kinderfreund, und darunter stand, leuchtend und schimmernd, als ginge von ihr alles Licht aus, eine neuvergoldete Madonna auf einer silbernen Mondsichel; das Gesichtchen war fein bemalt und es grüßte mit einem holdseligen Lächeln hernieder.

Ihr zur Seite knisterten zwei gelbe Wachskerzen mit rothen Flammen; es wehte ein Duft von Weihrauch und halb verwelktem Laube.

Ah, und da war sie wieder!

„Mutter, das ist sie!" Und Benetto zog die Mutter am Kleide.

Anita kniete auf der untersten Stufe, alle Anderen überragend, die größeren der Findlinge neben ihr, die kleineren auf den Stufen davor, die winzigsten ganz oben, dicht aneinander gereiht. Eines war am Hinanklettern, es purzelte aber immer wieder zurück. Sie hatten sämmtlich die Händchen zum Gebet erhoben; zuweilen, wenn diese in der Ermüdung herabsanken, so richtete Anita ihre eigenen Hände höher empor. Das war eine stumme Mahnung, denn flugs fuhren auch die kleinen Hände wieder in die Höhe. Es gab nur ein leises Flüstern, aus dem sich zuweilen eine halblaute Gebetssylbe löste; das Kleine aber, das vergeblich die höchste Stufe zu erklimmen strebte, ließ dazwischen ein muthwilliges Lallen ertönen. Jetzt hatte sich eines der Betenden herumgewandt und bat Anita, ihm doch die Händchen, die ihm auseinandergerutscht waren, wieder zusammenzulegen. — Da ward Anita's Profil sichtbar. Es war von dem Abglanz der vergoldeten Madonna mit einem matten Schimmer beleuchtet und zeichnete sich scharf ab gegen die dunkle Brokatdecke des Altars: ein Stückchen von der schmalen Stirn, die feine Biegung der Nase und zwischen den schwellenden Lippen ein paar blinkende Lichtpunkte der Zähnchen — ah, und die großen, großen Augen!

Benetto durchzuckte es in dem Gedanken daran, wie dort in dem Garten diese Augen in die seinen gestrahlt — ja, tief in's Herz hinein!

Jetzt erhob sich Anita, die Kleinen flugs nach ihr; sie machte eine Verbeugung vor der Madonna, die Kleinen thaten ebenfalls ihren Knix, einige kamen nicht damit zurecht. Und dann bewegte sich das ganze Häuflein langsam der Pforte zu.

Plötzlich ward das Mädchen Benetto's ansichtig, dessen Augen wie zwei heiße Flammen auf sie gerichtet waren. Sie schrak zusammen, blieb zwei Sekunden stehen, es geschah aber kein Zeichen des Grußes zwischen ihnen, so gebannt waren sie Beide.

Dann setzte sie ihren Weg fort, die Kleinen nach sich ziehend, so viele die einzelnen Finger ihrer Hände fassen konnten, die Uebrigen hielten sich an ihrem Gewand.

An der Weihwasserschale wäre Anita fast vorübergeschritten in der Verwirrung, da besann sie sich, machte Halt, tauchte die Hand in den kupfernen Kessel, und nun wollte auch ein jedes von den Kleinen sein Weihwasser haben; sie theilte Allen mit, dann, nachdem auch die Kleinsten ihr Kreuz vollendet, verschwand sie mit dem ganzen Anhang in der Sonne des Klosterhofes, die alle die Köpfchen mit ihrem freundlichsten Golde übergoß. — „Kommt, Mutter," sagte Benetto endlich, wie aus einem Traum aufathmend; es war, als hätte Anita's Gegenwart ihn aller Gedanken beraubt. Nun erst richtete er wieder den ersten Blick auf die Mutter.

„Ogni Santi! Was ist?!"

Die Mutter lag in die Kniee zusammengebrochen, mit den Händen wehrte sie, mit den angstvollen Augen.

„Das ist sie! Das ist sie!" stieß sie hervor.

„Nun ja, Mutter, gewiß ist sie es — aber was geschieht Euch?"

„Heilige Gnadenmutter, steh' uns bei, daß wir doch nicht in Verdammniß sinken!" rang es sich aus ihrer Brust. „Folg' ihr nicht, Der da nicht, Benetto! Bleib' bei Deiner Mutter — es wird eine Unseligkeit, wenn Du nicht lässest von Der da..." Dann in sich hineinflüsternd: „Das ist sie — ihre Augen sind das — jetzt erkenn' ich sie wieder — Madonna, Königin des Himmels, du willst nicht, daß solche Sünde geschehe! — Benetto, sieh' mich nicht an so streng — hab' Mitleid mit Deiner Mutter — höre, ich will Dir Alles sagen — komm' her, kniee nieder, hieher ..."

Sie zog den halb Widerstrebenden auf die Kniee herab, seine Hände hielt sie mit eisernem Zwang umklammert, und dann wiegte sie wieder das Haupt in schwerem Kampf.

„Komm', Benetto, lehn' Dein Haupt hieher auf die Bank — sieh' mich nicht an, wie ich Dir's erzähle — höre denn ..."

Da fuhr sie jäh empor.

„Nein, nicht hier!" keuchte sie, nach Luft ringend. „Nicht hier an dem geweihten Ort — draußen sollst Du's erfahren, komm'! Weg von hier, weit weg aus diesem unseligen Kloster ..."

Sie drängte ihn zur Pforte; da sie schwankte, so stützte er sie mit seinem Arm.

„Aber, Mutter, kommt doch zu Euch — Ihr habt eine Phantasie und Ihr seid im Fieber — an der Luft wird Euch besser."

(Schluß folgt.)



Der Marktplatz in Segovia. Von H. Fenn.



Die Lieblingssklavin. Nach einem Gemälde von Eduard Richter.

Jagd in Norwegen.

Skizzen

von

Eugen Friese.

(Nachdruck verboten.)

II.



Noch lagen die dunklen Schatten der Nacht über der Felsschlucht, als mich das Knarren des Bettes unseres Wirths weckte. Der Jäger war aufgestanden und zündete den auf dem Herde schon am Abend zuvor aufgeschichteten Reisighaufen an, dessen Flamme mit flackerndem Licht unsere Lagerstätte beleuchtete. Auch der Hund, ein Nachkomme jenes berühmten Rob, dessen Namen er neben seinen Tugenden geerbt, hatte sich von seinem Platz am Herd erhoben und neigte schnuppernd seine Schnauze über mein Gesicht.

Mit lautem Niesen fuhr ich ihm unvermuthet entgegen. Er machte einen mächtigen Satz nach rückwärts und begann darnach fürchterlich zu bellen, weil er sich über die Maßen erschreckt hatte. Darauf erwachten auch die anderen beiden Schläfer, und wir lachten insgesammt herzlich über den Hund, dem in seinem Leben noch nie eine derartige Behandlung zu Theil geworden sein mochte.

Zur Belehrung für meine deutschen Brüder in Huberto will ich hier gleich Gelegenheit nehmen, über diese mir bisher nur in Norwegen vorgekommene merkwürdige Hunderasse wenige erläuternde Worte zu sagen. Bei dem allgemeinen Interesse, welches wohl Jedermann an dem besten Freunde des Menschen nimmt, dürfte das Folgende auch dem größeren Publikum nicht gleichgültig sein.

Der Hund, welchen der Norweger zur Bären- und Elenjagd benützt, ist nur mittelgroß, aber durch seinen überaus kräftigen und gedrungenen Bau wie für die Strapazen der beschwerlichen Gebirgsjagd geschaffen. Seine Figur erinnerte mich anfänglich sehr an die unserer gewöhnlichen Schäferhunde. Der Kopf ist kurz, mit spitz zulaufender Schnauze und aufrecht stehenden Behängen, die Ruthe bildet einen sogenannten Ringelschwanz und würde ausgestreckt eine sehr respektable Länge zeigen. Die Brust liegt außerordentlich tief und zeugt, wie die muskulösen Läufe, auf denen sie ruht, von großer Kraft. Bei den mir vor Augen gekommenen Exemplaren war die Farbe meist dunkelgrau, nach dem Leibe zu in eine hellere Schattirung übergehend. Dabei sind die Haare um den Kopf herum stachelig, so daß die gedrungene Stirne und die spitze Schnauze von ihnen wie von einem Rahmen umschlossen erscheinen.

Nun wird Niemand bei oberflächlicher Betrachtung eines derartig aussehenden Thieres etwas Besonderes an demselben finden. Auch mir erging es nicht anders. Als mir mein Reisegefährte die vortrefflichen Eigenschaften dieser Hunde, vor Allem ihren unvergleichlichen Muth schilderte, mußte ich fast über seinen Enthusiasmus lächeln. Wir standen gerade vor einer Hundehütte, in der ein Exemplar jener Gattung seinen Nachmittagsschlaf hielt. Plötzlich kam der Bursche heraus. Nicht bellend, etwa wüthend an der Kette zerrend, sondern ruhig und selbstbewußt zu uns emporblinzelnd, gerade als wolle er den Besuch einer ruhigen Prüfung unterziehen. Seine Rekognoszirung fiel zu unseren Gunsten aus. Ein leichtes Schweifwedeln folgte und dann öffnete sich sein großes braunes Auge und enthüllte mir die ganze Größe eines vollendeten Hundecharakters.

Ich gestatte dem Leser gern, mich auszulachen. Vielleicht hat er nie Gelegenheit gehabt, vielleicht sich nicht die Mühe genommen, in dem Auge eines Hundes das zu lesen, was darinnen so deutlich wie in dem des Menschen geschrieben steht. In dem Auge jenes norwegischen Bärenhundes las ich ein Selbstbewußtsein ohnegleichen, hervorgegangen aus dem Gefühl seiner Kraft, dem Bewußtsein der Feinheit seiner Sinne und eines Muthes, der ihn zum Kampf mit einem so unendlich viel stärkeren Feinde anfeuert. In einer späteren Skizze will ich die Art der Verwendung dieser Hunde auch zur Jagd auf Elchwild schildern. — —

Da wir uns nur halb entkleidet zur Ruhe gelegt hatten, waren wir bald fertig angezogen. Unser noch von Hamburg mitgenommener Thee half uns zu einem vortrefflichen, erwärmenden Getränk, zu dem wir Roggenzwiebacke mit Butter und konservirtem Fleisch — ebenfalls aus unseren Vorräthen — genossen und uns darnach gekräftigt fühlten, den Strapazen der Hochlandsjagd entgegenzugehen.

Ein frischer, nebeliger Morgen lag über dem Thal. Mein Freund sprach Olaf gegenüber die Vermuthung aus, daß das Wetter uns heute günstiger als am gestrigen Tage sein werde, allein der Jäger schüttelte mit dem Kopf und wies auf die dichten, wogenden Wolkenmassen, welche die Berge fast bis zu ihrem Fuß verhüllten. Die Temperatur der Luft habe hier wenig oder nur den Einfluß auf die Niederschläge, daß wir heute auf dem Hochfjeld unter Umständen ein recht lustiges Schneetreiben zu erwarten hätten; — und dabei befanden wir uns noch im Sommer!

Ich schüttelte mich fröstelnd und hüllte mich fester in meinen Wettermantel.

Unser Weg war derselbe, den wir am Tage vorher gekommen. Durch die enge Felsschlucht führte er uns über feuchtes, schlüpfriges Geröll nach dem Fjord hinab. Eine etwa zweistündige Wanderung hatten wir hinter uns, als wir das kleine Dorf am Ufer desselben erreichten, in dem früher Olaf gehaust und von wo aus wir uns den Führer mit dem Pferde zum Tragen unseres Gepäcks mitgenommen hatten. Letzterer wurde hier entlassen und ihm Auftrag gegeben, die Sachen an Bord des im Laufe des Vormittags hier landenden Dampfschiffs zu bringen, mit dem sie nach einer von uns bestimmten Station befördert werden sollten, welche wir am nächsten Tage dem Plane Olaf's nach erreichen wollten. Wir selbst nahmen nur das Nothwendigste, als Jagdzeug, unsere gefüllten Jagdflaschen, Thee und Konserven mit uns.

Olaf hatte den Vorschlag gemacht, uns in Ermangelung einer voraussichtlich resultatlosen Jagd wenigstens den Theil seiner Jagdreviere zu zeigen, in dem er noch bis heute in jedem Jahre Bären als Standwild gehabt und auch eine recht stattliche Anzahl durch Selbstschüsse und einige selbst vor dem tapfern Rob erlegt hatte. Letzterer kauerte im vorderen Theile des Bootes, in dem wir von einem jungen Fischer über den Fjord gerudert wurden. Als sein Lob von den Lippen seines Herrn ertönte, schloß er die Augen, als schäme er sich desselben und wolle sagen, es sei das nichts mehr und nichts weniger als seine Schuldigkeit, sich mit Meister Petz zu raufen, weil er ja zu nichts Anderem auf der Welt sei.

Da die Ueberfahrt über den Fjord ziemlich lange währte, machte mein Reisegefährte sein Angelzeug fertig, welches Olaf zum Tragen übergeben war. Er hatte in den letzten Tagen wenig Glück mit der künstlichen Fliege gehabt, weßhalb er, hauptsächlich auf meine Veranlassung, eines jener kleinen, metallenen Löffelchen als Köder benützte, deren Glanz bei der rollenden Bewegung im Wasser die Forelle und den Lachs täuschen, die das Ding für einen kleinen Fisch halten und darnach schnappen.

Später hoffe ich, noch einmal auf einige Arten des Fischfangs in den überaus fischreichen Gewässern der Westküste Norwegens zurückkommen zu können, für jetzt will ich nur erwähnen, daß wir unsere Angelleine lange Zeit vergeblich hinter uns herzogen. B. machte bereits seine Scherze über meinen Köder, als es plötzlich einen schnarrenden Ton gab und die um ein Rad am unteren Ende der Angelruthe gewundene Schnur blitzschnell abrollte. Langsam wurde dieselbe wieder aufgewunden, näher und näher kam die zappelnde Beute, und im nächsten Augenblick lag eine prächtige, mehrpfündige Seeforelle auf dem Boden unseres Fahrzeugs. Olaf nahm dieselbe in Verwahrung, sie sollte unser Mittagsmahl vervollständigen helfen.

Nach einer etwa einstündigen Fahrt landeten wir einem der vielen, von den meist vegetationslosen Felswänden herabstürzenden Wasserfällen gegenüber. Derselbe wurde durch einen kleinen Wildbach gebildet, dessen Quelle auf den wohl viertausend Fuß über uns liegenden Schneefeldern ihren Ursprung haben mochte.

Nachdem wir unsern Bootsführer entlassen, begannen wir einen ungemein schwierigen Aufstieg, der vor Allem durch die Schlüpfrigkeit des kaum sichtbaren Ziegenpfades sich zu einer wahren Leistungsprobe für unsere Lungen und Beine gestaltete.

Erschöpft langten wir endlich an dem Kessel an, den der erwähnte Wasserfall im Laufe der Zeit sich geschaffen. Nur eine kurze Rast gönnten wir uns, um dann ohne jeden Weg in Zickzacklinien über Klippen und loses Geröll weiter aufwärts zu streben, bis wir endlich nach mehrstündigem Steigen den Theil der Felswand erreicht hatten, durch den der Bach sich sein Bett gebrochen.

Ein dunkler Schlund, aus dem das lichtgrüne Wasser brodelnd hervorschoß, gähnte uns entgegen. Es half nichts, wir mußten uns den Engpaß erkämpfen. Durch das aufspritzende Wasser schritten wir an der steilen Wand hin, bis dieselbe sich endlich erst wenig, dann mehr und mehr zurückschob und wir wieder unsern Fuß auf trockenen Fels setzen konnten. Hätte nicht die unvergleichliche Großartigkeit der Natur uns Schweigen auferlegt, unsere Worte wären in dem Donnern der stürzenden Wasser verhallt.

Waren wir auch nicht mehr gezwungen, in dem eiskalten Bach zu waten, so gestaltete sich unser Fortkommen immerhin noch beschwerlich genug. Ein „Ur" folgte auf den andern. Haushohe Felsblöcke mußten umgangen werden, kleinere wieder zwangen uns, auf allen Vieren über sie hinweg zu klettern, und dazu kam die Schlüpfrigkeit des geringen, auf den Steinen abgelagerten Humus, — ich mußte unwillkürlich unserer deutschen Kollegen gedenken, die eine Hühnerjagd in der Herbstsonne im Rüben- und Kartoffelkraut für eine jagdliche Leistung ersten Ranges halten.

Ohne den Charakter der Wildheit einzubüßen, wurde die Schlucht breiter und ebenso der Spiegel des in ihr dahinrasenden Baches. Dabei stellte sich allmälig auch eine bedeutendere Vegetation ein. Kiefern, Birken und Fichten hatten ihre Wurzeln in die Felsspalten gesenkt, vorläufig noch vereinzelt, dann aber dichter beieinander stehend und endlich gar Dickichte bildend, durch die wir uns hindurcharbeiten mußten.

Von Zeit zu Zeit gähnten uns zu beiden Seiten die dunklen Oeffnungen größerer Felsspalten entgegen, welche in die Hauptschlucht einmündeten. An einer derselben rasteten wir kurze Zeit, um uns von Olaf die Stelle zeigen zu lassen, wo er im letzten Frühjahr einen Bären durch einen Selbstschuß erlegt hatte. Meister Petz hatte seinen Wechsel durch den für Menschen unpraktikablen Spalt nach den hochgelegenen Säters genommen. Der Selbstschuß war derart gelegt worden, daß er nicht ausweichen konnte und denselben berühren mußte, wollte er seinen gewöhnlichen Weg nehmen. Man sieht, nicht nur der Mensch ist ein Opfer der Gewohnheit.

Es mochte gegen Mittag sein, als wir endlich die breiteste Stelle der Schlucht erreicht hatten. Eine Menge kleiner Wasserfälle, die von den Seitenwänden herabstürzten, füllte die ganze Atmosphäre mit einem dichten Nebel von Wasserstaub. Dieser mochte in Verbindung mit den größeren Humusablagerungen des Baches zur Hebung der Vegetation an dieser Stelle besonders beigetragen haben. Ein fast undurchdringliches Dickicht füllte zu beiden Seiten die Ufer.

Olaf war vor demselben stehen geblieben und schien eben im Begriff, uns einige auf den Ort bezügliche Episoden aus seinem Jägerleben mitzutheilen, als er plötzlich suchend um sich blickte. Er vermißte Rob, unsern braven Begleiter, der bisher unmittelbar vor ihm hergetrottet war. Der Hund hatte sich wenig um uns bekümmert. Sein Wesen war ein anderes geworden, sobald wir die Schlucht betraten. War dieselbe doch der Schauplatz mancher seiner tapferen Thaten. Ohne sich zu übereilen, ohne hastiges Revieren und Stöbern war er von Fels zu Fels gesprungen, bald mit erhobener Nase den Wind nehmend, bald sie wieder zum Boden senkend, damit ihm nicht etwa ein in der Nähe befindliches Wild entgehe.

Jetzt war der Hund verschwunden, jedenfalls in dem Dickicht drinnen, das uns gleich einer grünen, stacheligen Wand entgegenstarrte. Olaf hob die Hand zum Mund und ließ einen gellenden Pfiff hören, dann noch einen — und wieder einen. Da schallte plötzlich vor uns das kurze Anschlagen des Hundes mehrmals hintereinander, dann brach es in der Dickung und im nächsten Augenblick hatten wir unsere Büchsen zur Hand genommen und fertig gemacht.

In athemloser Spannung warteten wir. Die Jagd kam auf uns zu, die Schlucht herab — polternd und brechend, und dazwischen das tiefe, energische Geläut des Hundes, bis es plötzlich vor uns still ward, um gleich darauf an einer andern Stelle weiter oberhalb laut zu werden, wo das Thal sich wieder fast zu einem Spalt verengte.

Der Norweger stieß einen Fluch aus.

„Der Bursch hat Wind von uns gehabt. Wenn es der ist, den ich schon längst auf dem Rohre habe, hättet ihr ein schönes Stück Bärenfleisch zu Gesicht bekommen."

„Meint Ihr wirklich, daß wir einen Bären vor uns hatten?" fragte ich ungläubig.

B. dolmetschte die Frage. Der Jäger verzog den Mund zu einem spöttischen Lachen.

„Glaubst Du, daß der alte Olaf das Brechen eines Bären nicht unterscheiden kann von dem eines Elchs? Aber kommt, Ihr sollt euch bald selbst überzeugen."

Mühsam drängten wir uns, nachdem wir unsere Büchsen in Ruhe gesetzt hatten, durch die Dickung. Es war ein abscheuliches Fortkommen; — oben die zurückschlagenden Fichtenäste, an den Füßen Brombeerranken, Farrenkräuter und bunt über- und durcheinander liegende Felsblöcke. Endlich kamen wir aus dem Dickicht heraus, traten aber fast gleichzeitig in die oben erwähnte Engung der Schlucht, von wo wir zuletzt das Geläut des Hundes gehört hatten.

Jetzt war Alles ruhig. Eine feierliche Stille lag über der Natur, nur unterbrochen durch das Rauschen des Wassers. Den Kopf zur Erde geneigt, untersuchte Olaf den Strand des Baches. Ich befand mich neben ihm und musterte ebenfalls aufmerksam die feuchten Stellen zwischen den Steinen. Plötzlich stieß der Jäger einen unterdrückten Ruf aus und zeigte vor sich. Deutlich war die frische Fährte eines Hauptbären in dem weichen Boden abgedrückt: die fünf Zehen mit den mächtigen, gebogenen, unbeweglichen Krallen und die in ihrer vollen Länge sichtbare Sohle.

Der Jagdeifer packte uns jetzt bei diesem sichtbaren Zeichen des Vorhandenseins des edlen Wildes mit voller Macht. Ohne uns viel um unsern alten Begleiter zu bekümmern, strebten wir vorwärts, die jetzt steiler ansteigende Schlucht empor, von der von Zeit zu Zeit sichtbar werdenden Bärenfährte und dem Geläut des Hundes geführt, das jetzt wieder in kurzen Zwischenräumen zu uns herübertönte. Eine Weile vermochten wir so der Jagd zu folgen, allein dann wurde der Boden wieder steiniger, ohne jeden Humus, und endlich verstummte auch Rob's Stimme.

Trotzdem ließen wir uns nicht irre machen, wir setzten unsern Weg fort und sahen unsere Anstrengung auch bald darauf belohnt. Um eine Felsecke biegend, bemerkten wir unmittelbar vor uns den Hund, der eifrig suchend am Ufer auf und ab lief; — er hatte offenbar die Fährte verloren. Wir versuchten ihm zu helfen. B. lockte ihn thalabwärts — im Glauben, er sei weiter unterhalb von der Spur abgekommen, allein der mittlerweile ebenfalls zu uns gelangte Jäger verwies ihm das. Wir möchten nur das Thier allein suchen lassen, was der nicht könnte, würde uns gewiß nicht gelingen.

Und der Alte hatte Recht. Mit langen Sätzen stürmte jetzt Rob am Ufer hin, bis er plötzlich stehen blieb, den Wind von der andern Seite des Baches fing, dann in das Wasser sprang und trotz des starken Stromes, der ihn weit abwärts trieb, dasselbe glücklich durchschwamm. Kaum hatte er wieder festen Boden unter den Füßen, als er in eiligem Galopp stromaufwärts lief. Er hatte eine in den Bach ragende Klippe erreicht. Einen Augenblick blieb er auf derselben stehen, dann blickte er nach uns zurück, als wolle er uns auf sich aufmerksam machen, und indem er ein kurzes Bellen hören ließ, war er uns im nächsten Augenblick aus dem Gesicht entschwunden.

„Es ist schon der, den ich meinte," sagte Olaf, als auch wir den Bach auf einer unweit gelegenen Furt überschritten. „Im Wasser ist er hingelaufen, um uns irre zu führen. Aber er hat die Rechnung ohne Rob gemacht. Vielleicht stellt ihn der doch noch."

Und weiter ging es nun, nachdem wir das andere Ufer erreicht hatten, durch ein Wirrsal von allen denkbaren Hindernissen, jeden Augenblick strauchelnd, aber getrieben von dem Wunsche, uns mit dem König der nordischen Einöden zu messen. Wohl eine halbe Stunde mochte die Jagd auf diese Weise vorwärts gegangen sein, und noch immer schien keine Aussicht vorhanden, das Wild zu Gesicht zu bekommen. Endlich, nachdem es lange Zeit stille gewesen, hörten wir die Stimme des Hundes wieder, doch nicht in jener kurz abgerissenen Weise wie zuvor, so lange er noch jagte, sondern langgezogen, mehr heulend.

An einer Stelle, wo der Bach in einem etwa dreißig Fuß hohen Fall durch einen schmalen Felsspalt schoß, kam uns Rob zu Gesicht. Er stand am Fuße einer mächtigen, fast wagrecht über den brodelnden Wasserkessel geneigten Fichte, offenbar rathlos, was nun zu thun sei. Als wir ihn erreicht hatten, befanden wir uns übrigens in einer gleichen Lage wie er. Deutlich erkannten wir an der zerrissenen Rinde des Baumes die Spuren der Branken des Bären, welcher ihn als Brücke benützt hatte, um sich von einer Stelle, wo der Stamm seine Last noch zu tragen vermochte, über den wohl zehn Fuß breiten Abgrund zu schnellen.

„Ja, so ein Bär!" sagte der alte Olaf wie am vorigen Tage. Er war, als er die Situation erkannt, langsamer nachgekommen und präparirte sich eben in aller Ruhe eine Dosis Kautabak.

„Wir könnten weiter unterhalb über das Wasser," wandte mein Freund ein.

Der Jäger schüttelte den Kopf.

„Nützt nichts! — für heute ist er für uns verloren, aber nicht für alle Tage," sagte er und blinzelte dabei schlau zu uns herüber. „Er ist dort drüben in den Ur hinein, der jenen Spalt fast ganz ausfüllt. Dahin kann kein Mensch ihm folgen; ich wenigstens riskire es nicht."

Damit zeigte Olaf mit der ausgestreckten Rechten nach einer unserem Standpunkt schräg gegenüberliegenden Schlucht, die von lothrechten, wohl zweitausend Fuß hohen Felswänden ein-

geschlossen war und deren mit Gestrüpp bewachsene Sohle ein einziger Trümmerhaufen zu sein schien.

„Aber weßhalb könnten wir es nicht wenigstens versuchen?"

„Weil es nicht gut ist, mit dem Himmel zu scherzen," antwortete jetzt plötzlich sehr ernst der Alte. „Wer sich dort hinein wagt, thut es auf seine Gefahr. Wir haben zu viel Regen gehabt dieß Jahr. Das Gestein verwittert mehr und mehr, und sonderlich dort drüben im West, wo der Brä liegt, ist Alles Schutt und Geröll, was von unten wie eine feste Mauer ausschaut. Nicht fünf Minuten verfließen in diesem Sommer, ohne daß, oft an mehreren Stellen zugleich, Felsstürze in jene Schlucht niedergehen."

Und als sollten die Worte des Alten bestätigt werden, klang es dumpf donnernd zu uns aus dem Schlund herüber.

„Aber der Bär? — läuft der nicht auch Gefahr, von den Steintrümmern erschlagen zu werden?" warf ich ein.

Der Jäger lachte wieder in seiner spöttischen Weise.

„Ja, so ein Bär!" sagte er; weiter nichts.

Dann wandte er sich und schritt uns voran den Weg zurück, den wir gekommen. Er hatte sein Wort gehalten und uns sein Bärenrevier gezeigt.

Auf dem mittelländischen Meere.

(Hiezu das Bild S. 564.)

Wem sind von einer italienischen Reise nicht die Schifferboote auf der See in Erinnerung; sie sind die Staffage des Meeres, sie vervollständigen den Charakter der Mittelmeerbilder. Man sieht das Meer meist glatt, wie ein Spiegel glänzend, die Sonne liegt glühend auf der blauen Flut, der Himmel wölbt sich mit zartem Gewölk darüber und zwischen dem duftigen Himmel und dem golddunststrahlenden Meere schwebt das viereckige rothbraune Segel der italienischen Schifferboote. Eine heitere, glückselige Ruhe athmen Meer und Himmel und die Schiffe, welche wie von Geisterhand gezogen langsam dahinziehen. Still läßt der Fischer seinen Kahn treiben, er schaut in die krystallklare Flut. Die Sonne brennt, kein Laut weit umher, als das leise Gurgeln des Wassers vorn am Bug. In der Ferne ziehen spielend andere Segel, weiß und roth, sie blinken abwechselnd wie Metallscheiben und scheinen dann wieder tieffarbig und stumpf, die Wolkenschauer weben leis am Himmel und das Netz schleift lautlos durch die Wasser. Es ist ein seltsam ruhiges Gefühl, das uns beschleicht, die wir in solchem Schiffe sind. Wo ist die Welt mit ihrem Lärmen und Jagen? — Frieden — Stille, endloser Frieden, ewige Stille rings umher, Sonnenschein vom Himmel zum Meer und schimmernder Sonnenschein vom Meer zum Himmel, und uns umschwebt etwas von dem Lichtäther der Seligkeit. R.-B.

Fuenterrabia und Segovia.

(Hiezu die Bilder S. 553 und 556.)

Der Reisende, welcher Spanien vom Norden her mit der Eisenbahn betritt, bekommt sofort den vollen Eindruck des Landes. Die Bahn führt von Bayonne über St. Jean de Luz und erreicht an der Bidassoa die spanische Grenze. Von nun an ist sie von höchstem Interesse, denn sie läuft bis San Sebastian dicht am Rande des Meeres hin und beherrscht mit jeder neuen Wendung des Weges neue Meeresbuchten. Wie oft ist der Name der kleinen Bidassoa in der Geschichte genannt worden! Sie erweitert hier ihr Bett und bildet die sogenannte Fasaneninsel, auf welcher das Drama der französischen und spanischen Kriege so oft neue Wendungen erfuhr. Hier hatte die Begegnung zwischen Ludwig XI. und Heinrich IV. von Kastilien statt, bei welcher sich die stolzen Kastilianer so spottend über den armseligen Anzug des Königs von Frankreich aufhielten. Hier war es, wo Franz I. nach seiner Gefangenschaft in Madrid in einer Barke auf der Mitte des Stroms seine Freiheit gegen die seiner beiden Söhne eintauschte. Auf dieser Insel wurde nach Velasquez' Planen der Pavillon zur Vermählungsfeier Ludwig XIV. mit der Infantin von Spanien erbaut; hier endlich wurde 1813 von den todesmuthigen Spaniern der letzte entscheidende Schlag gegen die Franzosen geführt. Zur Rechten der Bidassoabrücke krönt den hohen Fels die erste spanische Stadt Fuenterrabia; wie der Fluß, war sie ein steter Zankapfel zwischen den beiden Nationen; belagert, genommen und wieder genommen, nennen die Spanier sie muy noble, muy leal, welchen Ehrennamen Philipp IV. noch muy valerosa hinzufügte, als die Frauen Fuenterrabias 1618 eine neunundsechzigtägige Vertheidigung gegen eine Zahl von 25,000 Belagerern ausgehalten hatten. Die Festungswerke liegen jetzt in Trümmern, die Häuser sind geschwärzt vom Alter, in den Ruinen des Palastes der tollen Juana wohnen arme Gitanas. Die Reichen haben nach den vielfachen Zerstörungen die Stadt verlassen, dennoch aber macht sie einen unvergleichlich kühnen Eindruck und trägt noch jetzt das muy valerosa an der Stirn. Der keck in's Meer vorspringende Fels, auf welchem die Stadt liegt, bildet den kleinen Fischerhafen Maddalena, der zuweilen ganz trocken liegt.

*

Ein anderes Felsenstadtbild bietet uns Spanien in Segovia, der Stadt, welche ihren Namen den Iberiern, ihre Mauern den Phöniziern, ihre Wasserleitung römischen Legionen, ihre Citadelle den Arabern und ihre Kathedrale den Spaniern verdankt. Sie ist an einem Vorsprung und rings um einen Felsen gebaut, welchen zwei tiefe Gräben umschließen. Die Wasserleitung, welche die untere Stadt mit ihren hohen Bogen überragt, gleicht einem riesenhaften Tausendfuß und erinnert ganz besonders an die Weltstadt des Heidenthums, an das vorzugsweise praktische Volk, dessen Werke alle einen deutlichen Zweck und einen großen Charakter hatten. Nach einem Bestehen von zwanzig Jahrhunderten erfüllt dieses riesige Denkmal noch seine früheste Bestimmung und führt der dürren Stadt reines Wasser in Fülle zu. Die Häuser, welche sich um ihre Pfeiler drängen, obgleich gewissermaßen erst gestern gebaut, drohen schon mit Zerfall und klammern sich gleichsam an diese festen Stützen an, um nicht einzustürzen, wie es schon vor ihnen mehreren Generationen menschlicher Wohnungen geschehen ist. Indeß steht der Bau der alten Roma unbeweglich und unerschütterlich gegen den dumpfen Groll der Zeiten, in diesem Punkte ihrer unsterblichen Sprache ähnlich! Steigt man den Berg hinauf, so gelangt man durch ein niedriges Thor in die alte Stadt, in das eigentliche Segovia. In ganz gerader Richtung stößt man auf das Gefängniß. Wie die meisten solcher Gebäude in Spanien, ist es der lärmendste Ort der ganzen Stadt. Was würden die Anhänger des Zellensystems dazu sagen? Wenn sie schwiegen, würde der Bau sie zuerst anreden. Zahlreiche Hände strecken sich aus den unteren Fenstern hervor und ebensoviele Stimmen flehen um Almosen in jämmerlichem Tone, im Namen des heiligen Petrus, der einstens in Rom gefangen saß. Aus den oberen Stockwerken, die zu hoch sind, als daß die Gaben hingelangen könnten, würde ein Chorus von Flüchen, höhnisches Gelächter und Spottlieder sie begrüßen. Nächst dem Gefängniß gilt unser Besuch der Plaza-Mayor, dem Markte, dessen hohe weiße Häuser einen durch die Grundsätze der Aesthetik gerechtfertigten Widerwillen gegen die gerade Linie haben. Nebenan steht die Kathedrale, ein wunderliches Denkmal der ausgearteten gothischen Baukunst, wie sie das sechzehnte Jahrhundert begriff; die Thürmchen und Strebepfeiler sind in Unzahl vorhanden. Man glaubt das Bild einer jungen Frau in altmodischer Kleidung mit engem Gewand und überladenem Kopfputz zu sehen. Der Thurm übrigens erscheint prächtig und von großer Höhe. Von seiner Spitze sieht man den Halbkreis der Gebirge mit ihren dichten Wäldern, ihren tiefen Schatten, die Hochebenen und Schluchten über der kahlen Niederung, welche eine unveränderliche Sonne bescheint. Dieses herrliche Schauspiel lohnt die Mühe des Steigens. Ebenso ist der Alcazar, der alte Maurenpalast, eines Besuches würdig. Einige Säle haben noch ihre arabischen Wölbungen; wenn auch alle übrigen Spuren ihrer ehemaligen Besitzer verschwunden sind, so beschwört dennoch die Einbildung ihre Schatten, das Gedächtniß ihrer erloschenen Glut herauf und bevölkert so die verlassenen Räume.

Aaron A. Sargent,

amerikanischer Gesandter beim Deutschen Reiche.

(Hiezu das Porträt S. 560.)

Der neue Vertreter der Vereinigten Staaten beim Deutschen Reiche, Aaron A. Sargent, ist am 28. September 1827 zu Newburyport im Staate Massachusetts geboren und trat als Knabe in eine Buchdruckerei ein, wo er unablässig an seiner allgemeinen Bildung arbeitete, während er seinem Berufe nachging. Er hatte inzwischen Geschmack am Zeitungswesen bekommen, und nachdem er während der Jahre 1847 und 1848 als Reporter im Kongresse thätig gewesen, wanderte er 1849 nach Kalifornien aus, wo er in Nevada das „Nevada Journal" gründete. Zu gleicher Zeit betheiligte er sich an Goldgräbereien, studirte die Rechte und wandte der Politik ein eifriges Augenmerk zu. Mit siebenundzwanzig Jahren war er gewählter Bezirksanwalt der Grafschaft und spielte bald eine Rolle als Politiker, anfangs als Whig, später als Republikaner. 1856 vertauschte er Kalifornien mit Fremont und wurde 1860 als Delegirter für den republikanischen Nationalkonvent gewählt, welcher Lincoln durchbrachte, und kam 1861 als Abgeordneter in den siebenunddreißigsten Kongreß. Obwohl eines der jüngsten Mitglieder des Hauses, zog er doch rasch die Aufmerksamkeit auf sich und zeichnete sich als Verfasser und Vorkämpfer der Bill aus, in Folge welcher die Pacificeisenbahn gebaut wurde und die nur mit größter Mühe durchging. Nachdem dieß gelungen, lehnte er eine Wiederwahl ab und widmete sich mehrere Jahre seinen Advokatur- und Goldgräberinteressen, wurde aber 1869 und 1871 wieder in den Kongreß geschickt. In diesem nahm er sich besonders der Goldgräber- und Wohnsitzfrage an. Während er noch Mitglied des Kongresses war, wurde er in den Senat gewählt, wo er am 4. März 1873 seinen Sitz einnahm. Auch hier gewann er bald eine leitende Stellung und gehörte den wichtigsten Ausschüssen an 1874 zog er sich in's Privatleben zurück. Vor einigen Monaten kam er nach Washington und es hieß anfänglich, daß er zum Minister des Innern bestimmt sei. Da erschien plötzlich seine Ernennung zum Gesandten für Deutschland, für welch' hervorragenden Posten er ein eminentes Wissen, eine weltmännische Bildung und namentlich große Gewandtheit im Verkehr mit Staatsmännern verbindet.

Ablösung der Besatzung des Forts am Pod Velez.

(Hiezu das Bild S. 561.)

Die Darstellung des Forts gibt uns einen rechten und vollständigen Begriff der vereinzelten Vertheidigungswerke auf dem unwirthlichen Karstgebiete der Krivoscie und der Herzegowina. Hier ist jede architektonische Zierde, aber auch jede besonders künstliche und komplizirte Anlage ausgeschlossen. Tüchtige Mauern, hoch angelegte Fenster, und wo diese nicht sind, Schießscharten, und die Festung ist fertig. Sie vermag sich gegen die Flinten und Handschars der Insurgenten zu halten, sogar gegen eine große Ueberzahl, wie derlei ja wiederholt vorgekommen. Mit Wasser hält man Haus oder sammelt es zur Regenzeit, auch hilft man sich im Winter mit Schnee, und der Proviant wird stets eingelagert. Im Frieden sieht man freilich hie und da Landleute, wie sie der Zeichner im Regenwetter darstellt. Das Leben in solchen isolirten Forts ist freilich nur dann erst lustig, wenn die Kameraden sich selbst zu erheitern suchen. Die Natur gibt ihnen nur Fernblicke auf Gestein und abermals Gestein, nur wenige Forts sehen in fruchtbare Thäler und erquickende Strecken, denn gerade Uebergänge, Kreuzungen, sogenannte Sättel sind die richtigsten Punkte für derlei Befestigungen und, wie gesagt, die Höhen überragen nur wieder Höhen aus rissigem, zumeist mit schwachem Grün überwachsenem Kalkgestein. Der Regen macht die Aussicht enger, aber doch nicht heiterer. Die Besatzung wird aus einem Centralpunkt gewechselt — und wie mag sich die Mannschaft freuen, aus der Isolirung wieder in ein volleres, ganzes Leben zu kommen!

Für das Album.

Von **Wilhelm Emmer.**

Das Rachgefühl, das deine Brust bewegt,
Den Haß, der sich in deinem Busen regt,
Mußt du nicht deinem Lebensbuche einverleiben;
Du mußt's in ein besondres Büchlein schreiben.
Vielleicht läßt dich des Schicksals wunderbares Walten
Abrechnung einst mit deinen Schuldnern halten.
Doch besser noch, wenn du's zu deinem Glück
In einem schönbewegten Augenblick,
Wo sich zum höchsten Hochgefühl dein Herz entzündet hat,
Den Flammen übergibst bis auf das letzte Blatt.

*

Lern' die Natur des Menschen im Spiele deiner Kinder;
Erst ist er ein Zerstörer und später ein Begründer.

Transatlantische Skizzen.

Von

Dr. Max Lortzing.

(Nachdruck verboten.)

IV.

Aus dem amerikanischen Theaterleben.

Die Geschichte der amerikanischen Bühne im Allgemeinen und der New-Yorker im Besonderen ist ebenso interessant als lehrreich. Allerdings sind wir auf diesem Gebiete keine solchen Barbaren, wie man in Deutschland anzunehmen pflegt, in manchen Dingen wetteifern wir sogar mit den ersten europäischen Hofbühnen, doch läßt es sich nicht leugnen, daß wir weiter sein könnten, als wir sind. Gar Viele, Deutsche wie Amerikaner, treten als «managers» an die Spitze einer Oper- oder Theatertruppe, die von der Musik und vom Drama gerade so viel verstehen, wie der Durchschnittsbundessenator in Washington von Staatsweisheit und Volkswirthschaft. Gerade New-York mit seinen zahlreichen «suburbs» oder Vorstädten und seiner Unmasse von Fremden bietet ein ungeheures Publikum für die weltbedeutenden Bretter, und dabei ist es im Ganzen genommen nicht sehr wählerisch und leicht zu befriedigen.

Gewiß vortreffliche Elemente für ein gutes Geschäft, und das wollen doch alle Theaterdirektoren machen. Können wir es ihnen etwa verargen? Trifft ihr Geschmack denjenigen des Publikums, dann werden Beide zufrieden sein, das ist ein Satz, der sich in der neuen Welt ebensogut bewährt wie in der alten. Leider ist das Gros unserer Bevölkerung für das eigentliche Drama noch zu wenig empfänglich, und deßhalb besitzen wir auch verhältnißmäßig viel zu viel Variététheater der gewöhnlichsten Sorte und außerdem Bühnen, die nur Sensationsstücke der gröbsten Art, gedankenloses Zeug, Verwässerungen schlechter französischer Komödien oder nationale Possen bringen, deren darstellende Kräfte nicht vor die Rampen, sondern als Clowns in den Cirkus gehören.

Hinsichtlich der Kunst ist Amerika eben noch ein koloniales Land. Freilich haben wir hier eine Saison, die an Mannigfaltigkeit und Abwechslung von theatralischen und musikalischen Genüssen vielleicht kaum ihresgleichen findet, aber davon ist der größte Theil importirt, und was wir Eigenes bieten, das sind fast nur Anfänge. Zu verwundern ist das nicht. In Amerika galt es zuerst einen lange währenden Kampf um's Dasein, der immer noch fortdauert und allmälig den fernen Westen erobert; das Streben der Menschen war zunächst auf das Materielle gerichtet und nahm hierin riesige Dimensionen an, vor dem Gewaltigen trat das Schöne zurück. Ich habe hier noch auf keiner Bühne eine klassische Vorstellung gesehen, das heißt von einheimischen Tragöden, von der ich befriedigt nach Hause gegangen wäre; selbst unser vielgerühmter Edwin Booth hat mich stets kalt gelassen. Die Amerikaner sind noch zu realistisch, aber es ist nicht der Realismus der sich dessen bewußten Kunst, sondern der unfertige, der sich bemüht, sich aus dem Rohen emporzuarbeiten.

Die Ausstattung in unseren großen Theatern ist brillant und nicht selten von den erstaunlichsten Effekten. Indessen geht man oft zu weit; ich war zum Beispiel kürzlich in Byron's „Sardanapal", der in Booth's Theater aufgeführt wurde, das etwa einer transatlantischen Hofbühne bezüglich seines Repertoires entsprach. Man hatte, um die weiten Räume zu füllen, ein kolossales Ballet eingelegt, aber mit der Orchestik ist es bei uns noch schlecht bestellt.

Auch unsere Thaliatempel haben ihre Schicksale. Das Booth'sche Haus ist vor Kurzem um den dritten Theil der ursprünglichen Kosten verkauft worden, um sich in ein Manufakturwaarengeschäft zu verwandeln. Wo früher Shakespeare auf hohem Kothurn paradirte, wird bald der Kommis, um welchen das „Läppchen seiden herumhängt", Kleiderstoffe ellenweise verkaufen. Thörichter Schwärmer, der du jene Bühne gründetest! Als ob der Gedanke einer theatralischen Reform, wenn er ernst gemeint ist, sich jemals ohne sehr bedeutende Geldopfer ausführen ließe. Es war eine löbliche Idee von Booth, nur schade, daß er die Rechnung ohne den Wirth machte. Das Publikum begrüßte freudig sein Unternehmen, ohne es in der gehörigen Weise zu unterstützen; es wollte sich amüsiren, aber dazu ist Shakespeare der Mann nicht. Nun, der wackere Künstler muß sich damit trösten, daß derartige Metamorphosen hier nicht zu den Seltenheiten gehören. Führt doch jetzt in New-York eine seßhafte „Schmiere" ihren Schund in einem Gebäude auf, in welchem noch unlängst der Prediger seine Gemeinde zu gottesfürchtigem Wandel mahnte. Geschäft ist Geschäft.

Doch, wie gesagt, wir sind keine dramatischen Barbaren. Was wir nicht selbst haben, das erhalten wir von auswärts; Mr. Abbey, einer unserer unternehmendsten «managers», hat uns Sarah Bernhardt vorgeführt, Mr. Daly ist ein ausgezeichneter Direktor und ein ungleich besserer Regisseur wie Theaterdichter,

und Mr. Haverly hat fast unerhörte Erfolge aufzuweisen. „Hazel Kirke", ein amerikanisches Stück, hat weit über fünfhundert Wiederholungen erlebt, dank seiner Volksthümlichkeit und seiner geschickten Reklame. Die Rolle des Lord Travers wurde zuerst von einem wirklichen Lord, Sir William Magnay, gegeben, doch schon nach dem ersten Auftreten hatte der Mohr seine Schuldigkeit gethan und konnte gehen, man lehnte ihn mit einer Abfindungssumme von tausend Dollars ab. Uebrigens sind derartige Vorkommnisse hier durchaus nicht phänomenal; ich entsinne mich einer Aufführung des „Veilchenfressers" im Germaniatheater, in welcher in der Festungsszene die drei Rekruten von zwei ehemaligen preußischen Premiers und einem österreichischen Offizier, der bei Magenta ein Regiment kommandirt hatte, gegeben wurden, während der sie einübende Unteroffizier niemals in einer wirklichen Uniform gewesen war.

„Hazel Kirke" hat eine Vergangenheit. Es wurde siebenzigmal «on the road» auf der Landstraße gespielt, bevor es in New-York in Szene ging, und zwar, weil man beim Bauen des betreffenden Theaters unerwarteterweise auf Felsgrund stieß, ein Uebelstand, der die Vollendung des Gebäudes um einige Monate verzögerte. Mittlerweile war die Truppe engagirt worden und um den Mitgliedern derselben ihre Gagen nicht umsonst auszuzahlen, schickte man sie «on the road», so daß sie bei ihrem hiesigen Debüt dem Publikum keine Première mit ihren unvermeidlichen Ecken und Härten, sondern eine glatte Komödie vorführte, was viel zum durchschlagenden Erfolge beitrug. Da das Künstlervölkchen auf seiner Wanderschaft so viel Glück gehabt hatte, organisirte man vier Compagnieen, von denen drei immer unterwegs sind und die bis zu einem gewissen Grade von New-York aus geleitet werden. Selbst unsere Antipoden, die Australier, sollen „Hazel Kirke", von einer amerikanischen Gesellschaft dargestellt, zu sehen bekommen.

Der große Erfolg des Stückes reizte die dramatischen Industrieritter. In jeder bedeutenderen Stadt machen es diese Gauner zu ihrem Geschäfte, derartige Schauspiele zu stehlen und ihre Beute an kleine „Schmierer" zu verkaufen, die sich in Landstädten und Dörfern sehen lassen. Abend für Abend wohnen sie den Aufführungen bei, zeichnen sich heimlich Notizen auf und memoriren den Dialog, um dann Lieder und Tänze eigener Fabrik einzulegen. Die Direktion des Madison-Square-Theaters in New-York, welche „Hazel Kirke" herausbrachte, hat allein vier Advokaten engagirt, welche in ebenso vielen größeren Städten der verschiedenen Sektionen unserer Republik wohnen, die auf dem Lande erscheinenden Zeitungen einsehen, um zu erfahren, wo das Stück unerlaubterweise gegeben wird, dann den Truppen nachreisen und ihnen das Handwerk legen.



Aaron A. Sargent,
Gesandter der Vereinigten Staaten Nordamerikas beim Deutschen Reich.

Eine New-Yorker Musterbühne ist Wallack's Theater. James W. Wallack, der Erste aus dieser Schauspielerfamilie, welcher amerikanischen Boden betrat, war einstmals «the Beach of the London Stage», und erschien bereits als vierjähriges Kind auf den Brettern. Er war ein Freund des Prinzgemahls und Lord Byron's und kam mit Edmund Kean herüber, übernahm später die Leitung eines Theaters und übergab es dann seinem Sohn Lester, den man nicht nur einen Friedrich Haase Amerikas nennen könnte, sondern der auch ein ebenso vorzüglicher als glücklicher Direktor ist. Zu Anfang dieser Saison überließ er sein prachtvolles Haus an Herrn Adolf Neuendorff, welcher der deutschen Muse somit ein neues, ihr durchaus würdiges Heim schuf.

Leider sind seine Erwartungen hinsichtlich der Frequenz bis jetzt noch nicht in Erfüllung gegangen, wie denn überhaupt ein deutscher Theaterunternehmer gerade in New-York mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, von denen man im alten Vaterlande kaum eine Ahnung besitzt. Zunächst ist es das ungünstige Klima, welches die Saison ungemein beschränkt; auf lohnenden Besuch kann allerhöchstens nur von Anfang Oktober bis Mitte April gerechnet werden, so lange hält die unerbittliche Hitze die Pforten Thaliens fest geschlossen. Dann aber verbietet ein unsinniges Gesetz die Sonntagsvorstellungen und verstopft dadurch dem Direktor eine Haupteinnahmequelle. Man bemüht sich zwar immer wieder von Neuem, durch sogenannte «sacred concerts» einen Ersatz dafür zu liefern, aber der ist doch nur sehr mager und unzureichend und vermag das Publikum nicht zu erwärmen. Es herrscht darin nicht etwa die Kirchenmusik vor, wie der Uneingeweihte vielleicht aus dem heiligen Namen schließen möchte, sondern es ist nur untersagt, den Vorhang herabzulassen und in Kostümen zu spielen. Man hilft sich nun mit solchen Einaktern, die eine derartige Beschränkung erlauben, mit Deklamationen, Arien, Couplets und Orchesterpièçen, die aber sämmtlich durchaus profaner Natur sind; doch es ist weder Fisch noch Fleisch und zieht nicht.

Ferner beschneidet die Weihnachts- und in noch viel höherem Grade die Fastnachtszeit die Saison. Wir haben hier zahllose Karnevals- und andere Vereine, die dem närrischen Prinzen ihre Huldigungen darbringen und sie möglichst weit ausdehnen, so daß das Theater in dieser Periode erschreckend leer bleibt. Endlich rühmt sich zwar New-York, die drittgrößte deutsche Stadt der Welt zu sein, aber es ist dieß eine Behauptung, die nicht so ganz zutrifft. Unsere guten Landsleute amerikanisiren sich meist sehr schnell, die zweite Generation ist kaum noch germanisch zu nennen, und die dritte kennt die Muttersprache ihrer Väter gar nicht mehr. Sie ziehen also die



Kriegsbilder aus der Herzegowina: Rastende Proviantkolonne in Jablanica. Nach einer Skizze unseres Spezialartisten.

englische, respektive die amerikanische Bühne vor und selbst das Auditorium der Deutschen unterhält sich zum großen, wo nicht zum größeren Theil in englischer Sprache während der Pausen und Zwischenakte.

Hiezu kommen noch die Schwierigkeiten und Kosten der Engagements. Beide deutsche Theater New-Yorks, die ältere Germania wie die jüngere Thalia, sehen sich genöthigt, sich ausschließlich aus der alten Heimat zu rekrutiren. Zwar haben wir im Westen eine ganze Menge deutscher Schauspieler und Schauspielerinnen, meist Trümmer früherer New-Yorker Truppen, die nicht wieder engagirt wurden und nun theils ein Wander-, theils ein seßhaftes Leben führen, allein ein über Jahre hinaus ausgedehntes Wirken im Westen macht sie für unsere Metropole am Hudson fast immer untauglich, da das hiesige Publikum eine andere Geschmacksrichtung besitzt. Die Direktoren reisen also selbst nach Deutschland, um sich persönlich ein Urtheil über die zu gewinnenden Kräfte zu bilden, und dann müssen sie auch noch die Kosten für die Ueberfahrt der Mitglieder tragen. Gefallen einige der Hauptkräfte nicht, und das ereignet sich jezuweilen, dann ist dem Unternehmer eventuell die ganze Saison verdorben; neue zu erwerben ist sehr schwer, ja meist unmöglich, denn der „große Bach" trennt Amerika von Europa.

Auch unsere Novitäten wachsen nicht auf hiesigem Boden. Und wie fruchtbar ist derselbe namentlich für die Lokalposse! Unser Vereins- und Milizenwesen, die höchst drollige Vermischung der verschiedenen deutschen Mundarten mit dem Englischen, ein Idiom, wie es der vis comica kein besseres Material bieten kann, die zufälligen, oft sehr wirksamen Erneuerungen alter Freundschaften, die merkwürdigen, nicht selten abenteuerlichen Schicksale vieler Personen, das Parvenü- und Protzenthum, die sogenannten „Prominenten", die deutsch-amerikanischen Politiker, das Stolpern in den ungewohnten Verhältnissen und Zuständen — das Alles sind Possenelemente, die der Dichter sich drastischer nicht wünschen kann. Einige Versuche, sogar auf dem Gebiete der ernsten Muse, sind zwar auch hier schon gemacht worden, aber die glücklichsten sind über einen Achtungserfolg nicht hinausgekommen. Uebrigens sei hier bemerkt, daß Herr v. Moser sich auch die angloamerikanische Bühne erobert hat; zuerst wanderte, wenn ich nicht irre, sein „Ultimo" über dieselbe, jetzt wird „Krieg und Frieden" in englischer Sprache gegeben. —



Li-Fong-Pao,

chinesischer Gesandter beim Deutschen Reich, Oesterreich, Holland und Italien.

Endlich ist es ein großer Uebelstand, daß unser Klima kein Sommertheater gestattet; während der heißen Monate versiegen die Einnahmen gänzlich und spätestens Mitte Mai beginnen die Ferien, welche bis Mitte September dauern. Die Schauspieler liegen während dieser ganzen Zeit brach, denn auch an Gastreisen ist nicht zu denken.

Erwägt man all' diese ungünstigen Verhältnisse und überfliegt die Geschichte der deutschen Bühne von ihrer Entstehung an, als in «Magle's Dancing Hall» auf jeden Abend rasch zusammengefügten Brettern und Balken gespielt wurde, bis auf den heutigen Tag, der auf zwei großartige, stolze Tempel unserer Muse herniederschaut, so gelangt man zu der Ueberzeugung, daß ein deutsches Unternehmen dieser Art, wenn es von künstlerischem wie von pekuniärem Erfolge gekrönt sein soll, mit der größten Umsicht, dem feinsten Verständniß und der gründlichsten Erfahrung geleitet werden muß. Zwei große Theater, die sich ausschließlich auf ein deutsches Publikum stützen, scheinen in New-York, zumal wenn sie sich gegenseitig Konkurrenz machen, eine positive Unmöglichkeit zu sein. Sie haben es versucht, durch die Theilung ihres zahlreichen Personals, durch das Heranziehen hervorragender Gäste, durch gleichzeitiges Spielen der getrennten Gruppen je in zwei, ja in drei verschiedenen Städten, den Ausfall in New-York zu ersetzen, aber es ist ihnen nicht gelungen; die erzielten Resultate, obwohl künstlerisch überaus günstig, sind hinter den geschäftlichen Erwartungen zurückgeblieben und rechtfertigen das eingegangene Risiko nicht.

Aber wozu sich gänzlich auf unser deutsches, in dramatischer Hinsicht etwas wandelbares Publikum verlassen? Haben es doch beide Theater durch vortreffliche Leistungen auf gewissen Gebieten dahin gebracht, daß endlich alle großen englischen Tagesblätter, was früher nur sehr vereinzelt geschah, über die deutschen Premièren regelmäßige, oft sehr anerkennende Berichte liefern. Das Thaliatheater hat in dieser Saison noch weit mehr als in der vorigen mit seinen Operetten glänzende Triumphe gefeiert und sehr, sehr viel Anglo-Amerikaner herbeigezogen. Es ist, wie bei seiner Jugend ja ganz natürlich, noch stark im Experimentiren begriffen, aber so viel scheint für den unbefangenen Beobachter festzustehen, daß es, wenn es floriren will, das Hauptgewicht auf die Operette legen muß. Das Germania-Theater hat schon ein ständigeres Personal und Repertoire, seine Hauptforce sind das Konversationsstück und die Posse. Was nun das Höchste in der Darstellungskunst anbetrifft, das klassische und speziell das Shakespeare'sche Drama, so sind wir über die Mittelmäßigkeit noch nicht hinausgekommen und es wird voraussichtlich noch einige Zeit dauern, bis der Kenner auch nur Genügendes sieht. Das große Publikum ist dafür sehr empfänglich und strömt schaarenweise hin, selbst zu einer so schwachen Vorstellung, wie die Thaliabühne zur hundertjährigen Feier der ersten Aufführung von Schiller's „Räubern" bot. Nun, ut desint vires, tamen est laudanda voluntas.



Kriegsbilder aus der Herzegowina: Ablösung der Besatzung des Forts am Pod Velez. Nach einer Skizze unseres Spezialartisten.

Um den Halbmond.

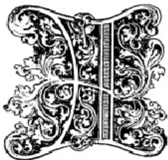
Roman

von

Gregor Samarow.

(Fortsetzung.)

Siebenzehntes Kapitel.



n der Mitte des Dorfes Wolotschina lag ein etwas größeres Gehöft, welches sich jedoch in seiner ganzen Bauart und Einrichtung wenig von den übrigen unterschied. Das Haus, zwischen dem Hof und dem Garten gelegen, dessen Thürpfosten mit besonders sorgfältig gearbeiteten und komplizirten Schnitzereien geziert waren, hatte den besonderen Vorzug vor den kleineren Besitzungen, daß es, außer den Schlafräumen für die männlichen und weiblichen Familienglieder, noch ein besonderes Wohnzimmer besaß, während man meist in den Bauernhäusern nur einen einzigen großen Raum findet, neben welchem in besonderen Verschlägen die Lagerstätten angebracht werden. Der Fußboden dieses Raumes, von einfach gehobelten Dielen, war mit Sand bestreut und am Rande mit Tannenzweigen belegt, welche an jedem Morgen frisch geordnet und an jedem Sonntage erneuert wurden; er empfing helles Licht durch große, viereckige Fenster mit kleinen in Blei gefaßten Scheiben. Ein ungeheurer Ofen stand auf der einen Seite des Zimmers und bot auf einem vorspringenden Absatz und auf seiner breiten Fläche, welche sich nur bis etwa über die Hälfte in der Wand erhob, bequemen Raum, um sich darauf zu lagern. Rings um die sauber geweißten Wände liefen breite hölzerne Bänke, in der einen Ecke zwischen zwei Fenstern stand ein großer, mächtiger Tisch von Tannenholz, über demselben befand sich an der Wand das Bild des Schutzheiligen des Hauses und um denselben standen einige hölzerne Stühle.

Dieß an sich so einfache Ameublement war indeß ungemein sauber gehalten. Die Fensterscheiben waren blank geputzt und der ganze Raum machte den Eindruck einer gewissen behaglichen Wohlhabenheit. Das Haus gehörte dem Starosten des Dorfes, Michael Matfejew, dem wohlhabendsten und einflußreichsten Manne von Wolotschina, welcher mit dem Vater Christophor, dem Geistlichen des Ortes, fast unumschränkt über alle Angelegenheiten der Gemeinde verfügte, da Niemand zu widersprechen wagte, wenn jene Beiden, welche die Macht des Besitzes und der geistigen Ueberlegenheit in sich vereinigten, einen Entschluß gefaßt hatten.

Auf der Bank neben dem großen Tisch saß ein Mädchen von sechzehn Jahren in der so kleidsamen nationalen Wintertracht von grobem Wollenstoff, auf dem Kopfe die breite gestickte Mütze, unter welcher die reichen Flechten ihres dunkelblonden Haares über den Rücken hinabhingen. Eva Michaelowna, die Tochter des Starosten, hatte eine für ihr jugendliches Alter kräftig und voll gebaute Gestalt, und ihr Gesicht zeigte fast zu lebhafte Farben frischer Gesundheit, dennoch aber fehlte es ihren Formen nicht an einer gewissen natürlichen Anmuth, — ihre Züge waren fein und regelmäßig, aus ihren großen dunkelblauen Augen funkelte Geist und Leben, und ihr frischer Mund mit den üppig vollen Lippen und den elfenbeinweißen Zähnen verstand es, gar lieblich zu lächeln und gar kindlich neckisch zu plaudern, — Eva Michaelowna mochte ein wenig das sein, was man eine beauté du diable nennt, jene Schönheit, welche mit der Jugend verfliegt und nur der eben sich erschließenden Blüte gehört — jedenfalls aber lag in dem glücklichen Alter, in dem sie stand, über ihrer ganzen Erscheinung ein das Herz und die Sinne bestrickender Reiz.

Dieß schien auch ein junger Mensch von etwa achtundzwanzig Jahren lebhaft zu empfinden, welcher auf einem der hölzernen Stühle dicht neben dem jungen Mädchen saß. Er trug den mit Schafpelz gefütterten Rock der russischen Bauern, weite Beinkleider und bis zu den Knieen heraufreichende Stiefel; sein volles braunes Haar war über der Stirn kurz geschnitten, während es am Hinterkopf bis zum Nacken herabfiel, — sein Gesicht war trotz des ziemlich scharf ausgeprägten slavischen Typus mit seinem breiten Munde, seinen starken Backenknochen und seinen leicht schräg geschnittenen Augen schön und anziehend. In seinen, von langen, weichen Wimpern beschatteten Blicken lag jene sinnige Melancholie, welche dem russischen Volke in seinen unteren Schichten besonders eigenthümlich ist, und sein von leichtem Flaum umgebener Mund zeigte einen Zug sanfter Wehmuth, welche, mit jugendlicher Lebensfrische gepaart, so anziehend wirkt. Seine Gestalt war hoch aufgeschossen, die Bewegungen seiner schlanken, kräftigen Glieder hatten eine natürliche Eleganz, so daß Stephan Sacharjew, einer der jüngeren Bauern des Dorfes, wenn er einen modischen Anzug oder eine glänzende Uniform getragen hätte, wohl in den Salons der Residenz die Blicke der vornehmen Damen auf sich gezogen haben würde.

Eva Michaelowna war beschäftigt, ein Paar Laptis zu flechten, jene Schuhe von Bast, welche die russischen Bauernfrauen und Mädchen nicht nur für ihren eigenen Gebrauch geschickt zu verfertigen wissen, sondern welche sie auch in den nächsten Ortschaften verkaufen, um aus dem Erlös ihrerseits eine Beisteuer für die Kosten der Wirthschaft zu gewinnen. Geschickt wand sie mit ihren Händen, denen die Arbeitsgewohnheit noch nicht die jugendliche Schönheit und Anmuth genommen, die schmalen Baststreifen durcheinander, und ganz entzückt folgte Stephan Sacharjew ihren Bewegungen, in denen, trotz aller kindlichen Natürlichkeit des jungen Mädchens, dennoch jene neckische, reizende Koketterie lag, durch welche die einfachste Frau des Volkes ebensogut wie die vornehmste Dame tausend Dinge auszudrücken weiß, für welche die Sprache keine Worte hat und welche Derjenige, für den jenes stumme Spiel bestimmt ist, dennoch auszulegen und zu deuten versteht.

Leise flüsternd sprach Stephan Sacharjew zu ihr, — seine Lippen waren ihren Händen so nahe, daß es kaum anders möglich war, als daß er ihre emsig flechtenden Finger, wenn deren Bewegung sie noch näher führte, küßte, und wenn dann die Baststreifen sich verwirrten und Eva Michaelowna, dieselben wieder ordnend, ihm einen strafenden Blick zuwarf, so mußte in diesem Blick doch wohl nur ein ganz geringes Maß von wirklichem Unmuth und viele gütig lächelnde Verzeihung liegen, denn jedesmal, als wolle er seinen Fehler abbitten, schlang er seinen Arm um sie und drückte einen langen Kuß auf ihre Lippen, welche ja mit dem Bastgeflecht nicht beschäftigt waren und welche sie ihm kaum zu entziehen versuchte.

Während dieses lieblichen und für Beide so reizenden Spieles, das sich immer und immer wieder unter den neu heranwachsenden Generationen des Menschengeschlechts wiederholt, ohne jemals den duftigen Hauch der Jugendfrische zu verlieren, die aus dem alten Stamm immer neue, frühlingsjunge Blüten treibt, trat eine alte Frau in das Zimmer; ihre Gestalt war gebückt mehr vom Druck der Arbeit, als von der Last der Jahre; ihre Augen waren hell und lebhaft, ihr Gesicht frisch und freundlich, das leicht silberschimmernde Haar voll und dicht wie das des jungen Mädchens; sie trug ebenfalls die einfache Tracht der russischen Bäuerinnen sauber und reinlich, wenn auch die Zeit, in der sie sich schmückte, um zu gefallen, längst hinter ihr lag. Einen Augenblick blieb Sophia Pawjelewna, die Frau des Starosten, an der Thür stehen, — ihre Blicke ruhten freundlich auf dem jungen Paar, das bei ihrem Eintritt ein wenig auseinanderrückte — dann aber schüttelte sie mit wehmüthigem Lächeln den Kopf und sagte mit sanfter Stimme:

„Da bist Du wieder, Stephan Sacharjew, — warum macht ihr Kinder euch das Herz schwer, ihr wißt doch, daß ihr nicht für einander bestimmt seid und euch trennen müßt! Der Vater will nichts von eurer Liebe zu einander wissen, — er hat schon oft gescholten, daß ich nicht strenger gegen euch bin — nun, ich habe Mitleid mit so jungen Herzen, aber es kann ja doch zu nichts führen; der Vater ist hart und fest in seinem Willen und niemals wird er euch seinen Segen geben, — also laßt ab von einander, ehe es noch mehr wehe thut, wenn ihr euch dennoch trennen müßt. Eva Michaelowna ist für Mossej Nikolajew bestimmt, daran ist nichts zu ändern, und es thut nicht gut, wenn man ein krankes und unzufriedenes Herz in das Haus bringt."

Finster blickte Stephan Sacharjew vor sich nieder; Eva Michaelowna aber rief, trotzig den Kopf aufwerfend:

„Aber ich will nichts von Mossej Nikolajew wissen, Matuschka, — ich mag ihn nicht leiden und fürchte mich vor ihm, und der Vater —"

Sie konnte nicht vollenden, denn schnell wurde die Thür geöffnet und Michael Matfejew, der Starost, trat in das Zimmer. Er war ein großer, breitschulteriger Mann von fast sechzig Jahren, seine nationale Tracht glich beinahe vollständig derjenigen des jungen Menschen, der sich bei seinem Eintritt erhob; die Pelzmütze bedeckte sein graues, vorn kurz geschnittenes Haar, sein volles, kräftiges und stark geröthetes Gesicht mit hellen, blaugrauen Augen, dessen unterer Theil von einem starken, rundgeschnittenen Bart bedeckt war, zeigte strenge, wetterharte Züge, in der ganzen Haltung seiner sehnigen Gestalt lag unbeugsame Willenskraft. Ihm folgte der Schreiber, der einem jeden Starosten beigegeben ist, um die zwar nicht sehr ausgedehnten, aber doch unerläßlichen schriftlichen Arbeiten der Gemeindeverwaltung zu besorgen, die Berichte an die vorgesetzte Behörde zu machen und deren Verfügungen zu lesen, denn die Starosten, so sehr sie auch das Vertrauen der Gemeinden besitzen, aus deren einflußreichsten und wohlhabendsten Mitgliedern sie hervorgehen, und so sehr sie auch meist verstehen, im klaren und gesunden natürlichen Verständniß das Richtige zu treffen, so wissen sie meist sehr wenig die Feder zu führen oder selbst die ihnen unter großen, dienstlichen Siegeln zugehenden Schriften zu entziffern. Die Schreiber, so wenig persönliches Ansehen sie besitzen und so sehr sie in ihrer materiellen Existenz auf die Benefizien der Gemeindeglieder angewiesen sind, üben dennoch einen nicht geringen Einfluß aus, weil die formelle Geschäftsvermittlung mit den Behörden wegen ihrer oft ausschließlichen Schriftkenntniß meist ganz in ihren Händen liegt.

Andrei Sebastianew, der Schreiber des Starosten Michael Matfejew, war etwa vierzig Jahre alt; seine kleine, dürre und schwächliche Gestalt war ebenfalls in die Nationaltracht gekleidet, deren schwarzer Stoff aber dünn und fadenscheinig geworden; er trug eine große, schmutzige und abgegriffene Mappe von Juchtenleder in der Hand und hatte beim Eintritt in das Zimmer die Pelzmütze abgenommen; sein Haar war dünn, sein Gesicht grau, scharf und spitz, und seine kleinen, etwas blöden Augen blickten listig lauernd umher.

Beim Anblick des jungen Stephan Sacharjew runzelte der Starost finster die Stirn, unmuthig und strengen Blickes trat er zu dem jungen Manne hin und sagte mit seiner vollen, tiefen Stimme, deren rauher, schneidend strenger Ton selbst die sonst so weiche russische Sprache hart klingen ließ:

„Ich habe Dir schon gesagt, Stephan Sacharjew, daß es mir mißfällt, wenn ich Dich bei meiner Tochter finde, — das sollte genug sein, und Du solltest mich nicht nöthigen, es zu wiederholen, Du solltest mich nicht zwingen, endlich ernsthaft das Recht meines Hauses zu wahren — ich habe über Eva Michaelowna bestimmt und sie ist nicht für Dich."

„Und warum nicht?" fragte der junge Mann fest, aber doch mit jener Ehrerbietung, welche in Rußland jeder dem älteren Manne und dem Vorstande der Gemeindeverwaltung entgegen zu bringen gewohnt ist.

Die Adern auf der Stirn des Starosten schwollen an, noch rauher und unwilliger, aber doch mit vollkommener Ruhe sprach er:

„Ich glaube nicht, daß es des Vaters Sache ist, Gründe anzugeben für die Beschlüsse über sein Kind — aber ich will es Dir sagen, Stephan Sacharjew, weil ich nichts gegen Dich habe: Dein Vater hat schlecht gewirthschaftet, er hat keine Frucht gezogen aus seinem Antheil an dem Grund und Boden der Gemeinde, er hat diesen Antheil verschlechtert, statt ihn zu verbessern, er hat nichts erworben und Dir nichts hinterlassen."

„Ist das meine Schuld?" fragte Stephan.

„Nicht Deine Schuld," erwiederte der Starost, — „aber Dein Schaden. Du bist arm, auch Du verwaltest Deinen Antheil am Gemeindelande nicht, wie Du es sollst — nicht daß Du schlecht oder lüderlich wärest, fern soll es mir sein, Dir so etwas vorzuwerfen, aber Du bist ein Träumer, Du bist nicht geschaffen für die harte Arbeit und den Kampf mit der Scholle des Bodens, die nur dem Fleiße und der Mühe ihre Frucht gibt; hätte Dein Vater besser gearbeitet und Dir aus dem Gewinn seiner Arbeit ein Vermögen hinterlassen, so möchte das gehen; so aber hast Du nichts, wovon Du ein Haus halten und ein Weib ernähren könntest, und meine Tochter soll nicht Noth und Elend leiden, auch Du nicht, denn Du würdest schlecht werden und ich würde die Verantwortung dafür tragen. Bleib' allein für Dich, allein magst Du ja genug haben, oder suche Dir ein Weib, die Dir größeres Gut mitbringen kann, als meine Tochter, der ich nicht geben will, was ich meinem Sohne entziehen müßte, der den Wohlstand einst auf der Höhe zu erhalten hat. —

„Das sind meine Gründe, da Du mich darauf gebracht hast; das ist aber auch zugleich mein letztes Wort in dieser Sache, ich verbiete Dir, mein Haus zu betreten, bis Eva Michaelowna dem Mossej Nikolajew wird ihre Hand gereicht haben, — dann magst Du wiederkommen und uns als Gast willkommen sein."

Eva stützte den Kopf in die Hände, — Thränen rannen durch ihre Finger herab; sie kannte den harten Sinn und den jäh aufbrausenden Zorn ihres Vaters zu gut, als daß sie ein Wort des Widerspruchs gewagt hätte. Stephan neigte mit einem schmerzlichen Ausdruck den Kopf auf die Brust und wendete sich zur Thür.

„Geht hinaus, ihr Weiber," sagte der Starost, — „und Du, Stephan Sacharjew, bleibe jetzt noch hier; es ist ein Schreiben gekommen und ich habe den Mir zusammengerufen, um dasselbe zu hören und zu berathen."

Die Frau des Starosten nahm den Arm ihrer weinenden Tochter und führte dieselbe hinaus. Stephan ergriff schnell den halbvollendeten Lapti und steckte denselben in seinen Kaftan, ohne daß der Starost dieß zu bemerken schien, denn in demselben Augenblick, in welchem die Frauen das Zimmer verlassen hatten, trat bereits der Vater Christophor, ein großer, magerer Greis mit langem weißem Bart, in der braunen Tracht der Weltgeistlichen ein.

Der Starost begrüßte ihn ehrerbietig, während der Schreiber seine Mappe öffnete und einige Papiere auf dem Tisch ausbreitete, neben welche er ein verkorktes Tintenfaß stellte, welches er ebenfalls aus der Tiefe der Mappe hervorgezogen hatte. Unmittelbar nach dem Geistlichen erschienen nach einander die Bauern der Gemeinde, einige hatten ihre erwachsenen Söhne mitgebracht, auch der Sohn des Starosten, ein großer, kräftiger junger Mann, kam aus dem Stalle herein, wo er die Winterarbeit beaufsichtigte, denn es war Sitte, daß die erwachsenen Söhne, welche die Höfe mit bewirthschafteten, an den Sitzungen des Mir, des Gemeinderathes, theilnahmen, ohne indessen eine Stimme führen zu dürfen.

Auch Mossej Nikolajew erschien, ein ernster, älterer Mann, seit lange Wittwer, welcher die Tochter des Starosten zur Hausfrau auf seinem Hofe machen wollte, um ihm die Arbeit zu erleichtern und ihn im späteren Alter zu pflegen. An seiner Seite trat ein junger Mensch in städtischer Tracht ein, dessen blasses Gesicht unruhige Beweglichkeit und übermüthiges Selbstbewußtsein zeigten.

„Hier," sagte Mossej Nikolajew, seinen Begleiter zu dem Starosten heranführend, „ist mein Sohn, Jewgenij Mossejew. Du weißt, daß ich ihn nach Petersburg auf die hohe Schule geschickt, damit er einst Priester werde und künftig an die Stelle des ehrwürdigen Vaters Christophor treten könne, wenn Gott nach langen Jahren ihn zur ewigen Seligkeit abruft. Gestern ist er angekommen, um mich zu besuchen; ich habe ihn mitgebracht, damit er hört, wie der Mir über

die Angelegenheiten der Gemeinde beräth, denn er soll dem, was die Bauern angeht, nicht fremd werden, um mit Rath und That ihnen beizustehen, wenn er einst mit Gottes Hülfe ein Priester der heiligen Kirche geworden ist, wie es unser ehrwürdiger und geliebter Vater Christophor auch thut."

Der Starost reichte dem jungen Studenten herzlich die Hand, obwohl in seinen scharf prüfenden Blicken sich eine gewisse mißbilligende Verwunderung über die Miene und Haltung des künftigen Geistlichen ausdrückte; auch der Vater Christophor reichte dem jungen Menschen mit einigen freundlichen, salbungsvollen Begrüßungsworten seine Hand, — Jewgenij Mossejew aber küßte dieselbe nicht, wie es die Sitte erheischt, sondern verbeugte sich in etwas gezierter, städtischer Weise, indem zugleich ein überlegenes, ironisches Lächeln um seine Lippen spielte. Der Geistliche sah ihn betroffen an, doch mochte er den Augenblick nicht für geeignet halten, um gegen den Sohn des hochangesehenen, rechtgläubigen und freigebigen Mossej Nikolajew eine Rüge auszusprechen.

Der Sohn des Starosten hatte inzwischen eine Anzahl kleiner Zinnbecher aus einem Wandschrank hervorgeholt und dieselben aus einem großen viereckigen Blechgefäß mit Kornbranntwein gefüllt; daneben stellte er Brodscheiben und ein großes Salzfaß.

Der Vater Christophor sprach über die gefüllten Trinkgeschirre einen kurzen Segen, Jedermann tauchte ein Stück Brod in das Salzfaß und befeuchtete den Bissen mit einem kräftigen Schluck des wachholderduftenden Branntweins; dann nahmen Alle nach der Reihe ihre Plätze um den Tisch ein.

Auf einen Wink des Starosten erhob der Schreiber ein großes Papier mit dienstlichem Siegel an seine kurzsichtigen Augen und begann mit einer dünnen, scharf accentuirten Stimme feierlich den Inhalt vorzulesen.

Es war ein Schreiben der Behörde, in welchem ausgesprochen würde, daß die unter türkischer Herrschaft geknechteten Stammes- und Glaubensbrüder des russischen Volkes in hartem Kampfe ihr Gut und Blut für die Befreiung vom heidnischen Joch einsetzten; jeder Sohn des heiligen Rußlands und der Kirche sei verpflichtet, die Opfer und Anstrengungen jener heldenmüthigen Kämpfer mit seinen Gebeten zu begleiten. Aber dieß sei nicht genug, — die Kranken und Verwundeten, die zurückbleibenden Frauen und Kinder bedürften auch wirksamer äußerer Hülfe; in Petersburg und Moskau hätten sich slavische Komites gebildet, um Sammlungen zu veranstalten und die Noth der Bedrängten zu lindern. Es sei wünschenswerth und werde den Beifall der Behörden und des allerhöchsten Zaren, des Vaters und Schützers aller Rechtgläubigen, verdienen, wenn in allen Gemeinden sich Zweigkomites bildeten und wenn Jeder nach seinen Kräften opfere und beisteuere, damit die im heiligen Kampfe stehenden nothleidenden Brüder die Hülfsbereitschaft ihrer Glaubens- und Stammesgenossen in Rußland erkennen.

Der Schreiber legte, nachdem er geendet, mit einer ehrerbietigen Verbeugung das Papier auf den Tisch nieder. Einen Augenblick herrschte ernstes Schweigen in der Versammlung. Der Vater Christophor empfahl noch seinerseits mit ernsten, würdigen Worten das Werk christlicher Liebe und Brüderschaft der Opferfreudigkeit jedes Einzelnen mit der Versicherung, daß jede Spende als ein Gott wohlgefälliges Werk der Seele des Gebers zugute kommen werde; dann sprach der Starost in kräftigen und kurzen, aber von warmem Gefühl erfüllten Worten seine freudige Zustimmung zu dem Wunsche und der Empfehlung der Regierung aus; er erklärte, daß er mit dem ehrwürdigen Vater Christophor das Slavenkomite für Wolotschina bilden wolle, und schlug den Anwesenden vor, ihnen von Seiten der Gemeinde noch Mossej Nikolajew beizugeben. Als dieß durch allgemeine Akklamation geschehen war, befahl der Starost dem Schreiber, eine Liste zu eröffnen und auf derselben den Beitrag eines Jeden zu verzeichnen; er selbst nannte als seine Gabe einen für die kleinen Verhältnisse von Wolotschina namhaften Betrag von Rubeln, und die Bauern alle nach der Reihe fügten je nach ihren Verhältnissen bedeutende Beiträge hinzu, indem sie jedesmal einen begeisterten und warmen Segenswunsch für die Kämpfer im heiligen Kriege aussprachen. Emsig füllte der Schreiber den Bogen, und der Gegenstand der Berathung des Mir schien in der befriedigendsten und einmüthigsten Weise erledigt.

Während aber der Sohn des Hauses abermals die Trinkgeschirre füllte, um die Gäste seines Vaters mit einem Abschiedstrunk zu entlassen, erhob sich der Student Jewgenij Mossejew, — seine Augen blitzten unstät, sein blasses Gesicht zuckte hämisch, und mit einer etwas heiseren Stimme rief er unter allgemeinem Erstaunen der Versammelten:

„Haltet an, — ihr seid verblendet, ihr seid verstockt in der stumpfen Gewohnheit des knechtischen Gehorsams! Wißt ihr keinen besseren Gebrauch zu machen von den wenigen Groschen, die euch die unersättliche Tyrannei übrig läßt von dem Ertrage eurer mühseligen Arbeit, als daß ihr sie auch noch hingebt an jene Komites, die nichts weiter sind als ein neuer Kanal, um dem unersättlichen Despotismus den blutigen Schweiß des Volkes zuzuführen? — Behaltet euer Geld, ihr habt es nöthig genug, um so schneller wird jener unverständige Aufstand dort unten zur Ruhe kommen, in welchem die schmählichen Berechnungen einer tyrannischen Politik arme Thoren in den Tod hetzt!"

Die Bauern blickten einen Augenblick ganz verstört umher, sie schienen keinen rechten Sinn in den schnell und hastig gesprochenen Worten finden zu können. Der Vater Christophor schüttelte ernst den Kopf, der Starost schien mehr noch erstaunt über die Vermessenheit, mit welcher der junge Mensch hier das Wort nahm, als über den Inhalt seiner Rede; in den Augen des Schreibers blitzte eine tückische Freude auf, aber schnell beugte er sich tief auf das vor ihm liegende Papier herab, so daß Niemand den Ausdruck seines Gesichts wahrnehmen konnte.

„Ja, ja," rief der Student, — „seht mich nicht so verwundert an; das klingt sehr schön, wenn man euch erzählt, daß jene Leute dort unten am Balkan für den Glauben und die Freiheit kämpfen, und daß ihr sie unterstützen sollt — aber das ist doch nur Lüge, Lüge und Betrug, wie sie der Despotismus immer bereit hat, um das arme Volk auszubeuten und die Frucht seiner Arbeit zu vergeuden. Seht ihr denn nicht, begreift ihr denn nicht, daß jener Kampf dort unten nur angefangen wird, um das Recht zur Einmischung zu geben und unter des Zaren Herrschaft alle Länder zu bringen, nach denen schon sein Vater ausschaute!"

„Ja, ja," rief einer der Bauern, — „das ist gut, so soll es sein, dafür wollen wir unser Geld, und wenn es noth thut, unser Blut geben, daß alle rechtgläubigen Brüder unter die Regierung unseres großen Zaren kommen, daß sie zum heiligen Rußland gehören, daß sie das Kreuz aufrichten und anbeten, zum Trotz jener nichtswürdigen Bassurmanen, die der Blitz des Himmels zerschmettern soll."

Der Student schlug ein Hohnlachen auf.

„Was glaubt ihr denn, was jene Leute gewinnen würden, wenn sie nun unter die Regierung des Zaren kämen? Laßt sie dort, bis ihr ihnen Besseres bieten könnt. Habt ihr eine Verfassung, die eure Rechte schützt?"

„Er lästert!" riefen die Bauern entsetzt.

Der Vater Christophor machte abwehrend das Zeichen des Kreuzes; die Zornader schwoll mächtig an auf der Stirn des Starosten, und mit schwer arbeitender Brust schien er vergebens nach Worten zu suchen; Stephan Sacharjew aber streckte drohend die Hand gegen Jewgenij Mossejew aus und rief:

„Schweig', und verschlucke in Dein schlechtes Herz hinein Deine frevelhaften Worte! Sind wir nicht frei, — hat uns nicht unser guter Vater, der Zar, die Knechtschaft abgenommen, welche auf unseren Vätern lastete, — geben wir ihm nicht freudig, was er verlangt, für das heilige Rußland, und geben wir nicht noch freudiger unserer Mutter, der Kirche, und ihren ehrwürdigen Priestern die Gaben, welche Gott selbst mit seinem Segen uns lohnt?"

„Ja," rief der Starost mit donnernder Stimme, während Mossej Nikolajew in starrem Entsetzen auf seinen Sohn blickte, — „ja, schweige, vorlauter, ungerathener Sohn eines braven Vaters! — Was hat mein Haus verschuldet, daß solche Worte unter meinem Dach gehört werden müssen?"

„Sie werden bald," rief der Student, der in immer höhere Aufregung gerieth, „durch ganz Rußland erschallen, dem ganzen russischen Volk wird die Wahrheit gepredigt werden, die besser ist als jenes geheimnißkrämerische Evangelium, mit dem man eure Seelen einschüchtert. Hört, hört doch nur und denkt nach — gebt euer Geld her für die gute Sache eurer eigenen Befreiung, werdet Herren in dem eigenen Hause, statt in fremdes Eigenthum einzubrechen — denkt nach, hört auf mich, bereitet euch vor zu der großen Erhebung, die bald durch ganz Rußland ihre Flammen wird auflodern lassen, tretet bei dem heiligen Bunde —"

„Halt! — Kein Wort weiter!" rief der Starost in wildaufschäumendem Zorn, indem er sich weit vorbeugte und die Hand nach dem Studenten ausstreckte, als wolle er dessen Kehle zusammenschnüren.

„Er ist ein Heide, ein Abtrünniger!" sagte der Vater Christophor.

„Wir sind treue Unterthanen des Zaren," riefen die Bauern durcheinander, — „schlagt ihn nieder, er verdient nicht zu leben!"

Mossej Nikolajew trat vor seinen Sohn, gegen den sich viele Arme erhoben:

„Sein Geist ist verwirrt, — ich bitte euch, laßt ihn mir, er muß betrunken, er muß krank sein."

„Das ist eine ernste Sache," flüsterte der Schreiber einem neben ihm sitzenden Bauern zu, — „man muß sich seiner Person bemächtigen, man muß ihn in Sicherheit bringen, vielleicht ist es ein Agent der Engländer."

„Ein Agent der Engländer," rief der Bauer laut, — „nehmt ihn fest — steckt ihn in die schwarze Isba!"

„Er ist ein Buntowstschik — ein Mjatjeschnik," rief der Starost, — „ein Aufrührer, ein Rebell, und bei Gott und allen Heiligen, er verdient, daß wir ihn mitten im Dorfe aufhängen zum warnenden Beispiel."

„Ein Buntowstschik, — ein Mjatjeschnik!" riefen mehrere der Bauern, indem sie gegen den Studenten herandrängten, welcher nicht zu begreifen schien, daß seine Worte so wenig Anklang bei den Bauern fanden, und sich scheu hinter seinem Vater verbarg.

„Er ist krank, er ist betrunken!" riefen Andere, welche zu den Freunden von Mossej Nikolajew gehörten und demselben einen Ausweg für seinen Sohn öffnen wollten.

Der Schreiber näherte sich dem Starosten.

„Herr," sagte er, „leidet nicht, daß sie dem Unseligen etwas thun, er muß verhört und gerichtet werden."

„Er ist ein Buntowstschik, ein Mjatjeschnik," sagte Michael Matfejew finster, „was liegt an seinem verfluchten Leben!"

„Herr, Herr," sagte der Schreiber, indem er sich auf die Zehenspitzen erhob, um in das Ohr des Starosten zu flüstern, — „er ist vielleicht ein geheimer Agent der Engländer, und wenn sie ihn todtschlagen, so entgeht der hohen Regierung der Faden einer solchen nichtswürdigen Verschwörung; er muß verhört werden, er muß seine Mitschuldigen, seine Anstifter nennen, das Wohl des allerhöchsten Zaren kann davon abhängen."

Der Starost erschrak und neigte sich tief nachsinnend zu dem Schreiber nieder; — schon hatte Stephan Sacharjew den Studenten am Kragen gefaßt, und trotz seines Sträubens, trotz der schützend ausgebreiteten Arme von Mossej Nikolajew zu sich herangezogen, — noch einen Augenblick, und der jetzt laut jammernd um Hülfe rufende junge Mensch würde von den Händen der wüthenden Bauern vielleicht in Stücke gerissen sein.

„Du meinst?" fragte der Starost zögernd.

„Herr, Herr," sagte der Schreiber, „ich bin gewiß, man muß ihn ausfragen und vernehmen, vielleicht gibt es noch hundert Andere von solchen gottlosen Verschwörern, — bedenkt, Herr, er kommt aus Petersburg; welch' ein Unglück, wenn die Anderen unentdeckt blieben, wie wolltet Ihr die Verantwortung dafür vor der Regierung, vor dem allerhöchsten Zaren selbst tragen?"

Noch einen Augenblick sann der Starost nach, während Jewgenij's Hülferufe immer gellender durch das Zimmer drangen, so daß die alte Sophia Pawjelewna und Eva Michaelowna ganz erschrocken an der halbgeöffneten Thür erschienen.

„Schnell, Herr, schnell!" rief der Schreiber, indem er in seinem Eifer den Arm des Starosten schüttelte, eine sonst unerhörte Vertraulichkeit.

Michael Matfejew schien seinen Entschluß gefaßt zu haben, mit mächtigen Stößen machte er sich durch den sich immer mehr verdichtenden Knäuel der Bauern Platz, — schwer ließ er seine Hand auf Stephan Sacharjew's Arm fallen, — in einem Augenblick hatte er den Studenten befreit und zu sich herangezogen; seine breite Hand umspannte den Hals des jungen Menschen und hielt ihn trotz seines Sträubens mit eisernem Griff fest.

„Halt, Freunde — halt — nicht so!" sagte er dumpf und feierlich mit dem Ton des an unbedingten Gehorsam gewöhnten Befehls, — „wohl hat dieser von Gott Verlassene und von der Hölle Verblendete es wegen seiner lästerlichen Reden verdient, daß ihr ihn zum abschreckenden Beispiel an der Straße des Dorfes aufhängt; aber ehe er seine Strafe erleidet, soll er bekennen, wer ihn angestiftet hat, wer die Werkzeuge sind, deren sich der Teufel bedient, um ihn vom Wege des Heils abzulocken — denkt, wenn noch Andere, wie er, das Reich durchzögen und gottvergessenen Aufruhr predigten, und wenn anderswo die Herzen weniger fest und treu wären, wie die euren, — er muß bekennen, er muß der hohen Regierung abgeliefert werden, damit sie die Spuren der schmachvollen Verschwörung entdeckt."

„Wenn ihr mich hören würdet," sagte der Student knirschend, „und wenn alle eure Schicksalsgenossen im weiten Rußland die mahnende Stimme der Freiheit hören würden, so wären bald die Ketten gesprengt, an die eure Herren euch gelegt haben. So hört doch!" rief er, immer von Neuem versuchend, sich aus des Starosten Hand zu befreien, — „hört doch, ich predige euch ja nicht den Aufruhr, ich will nur eure Augen öffnen, damit ihr das Elend seht, in dem ihr lebt, und euch anschließt der großen Sache der Befreiung; für euch spreche ich, wie eure Brüder für euch sprechen und arbeiten, deren Stimme von draußen aus der Fremde her zu euch klingt, der große Bakunin und Herzen, dem der Jammer um euer Elend das Herz brach."

„Schlagt ihn nieder — er lästert weiter!" riefen die Bauern, von Neuem herandrängend, während Mossej Nikolajew die Hand auf den Mund seines Sohnes zu drücken versuchte.

„Er muß in die schwarze Isba gesperrt werden," sagte der Starost bestimmt und gebieterisch, indem er die Andringenden abwehrte, — „ich will es, ich befehle es im Namen des allerhöchsten Zaren."

„Michael Matfejew hat Recht," sagte der Vater Christophor, indem er an die Seite des Starosten trat; „die Regierung des Zaren allein hat das Recht, zu richten und zu strafen, laßt ab von ihm und thut, wie Michael Matfejew will, er muß verhört und gerichtet werden, und so verstockt er auch sein mag, der heiligen Kirche muß die Zeit gelassen werden, ihre Gnadenmittel des Heils an seiner Seele zu versuchen."

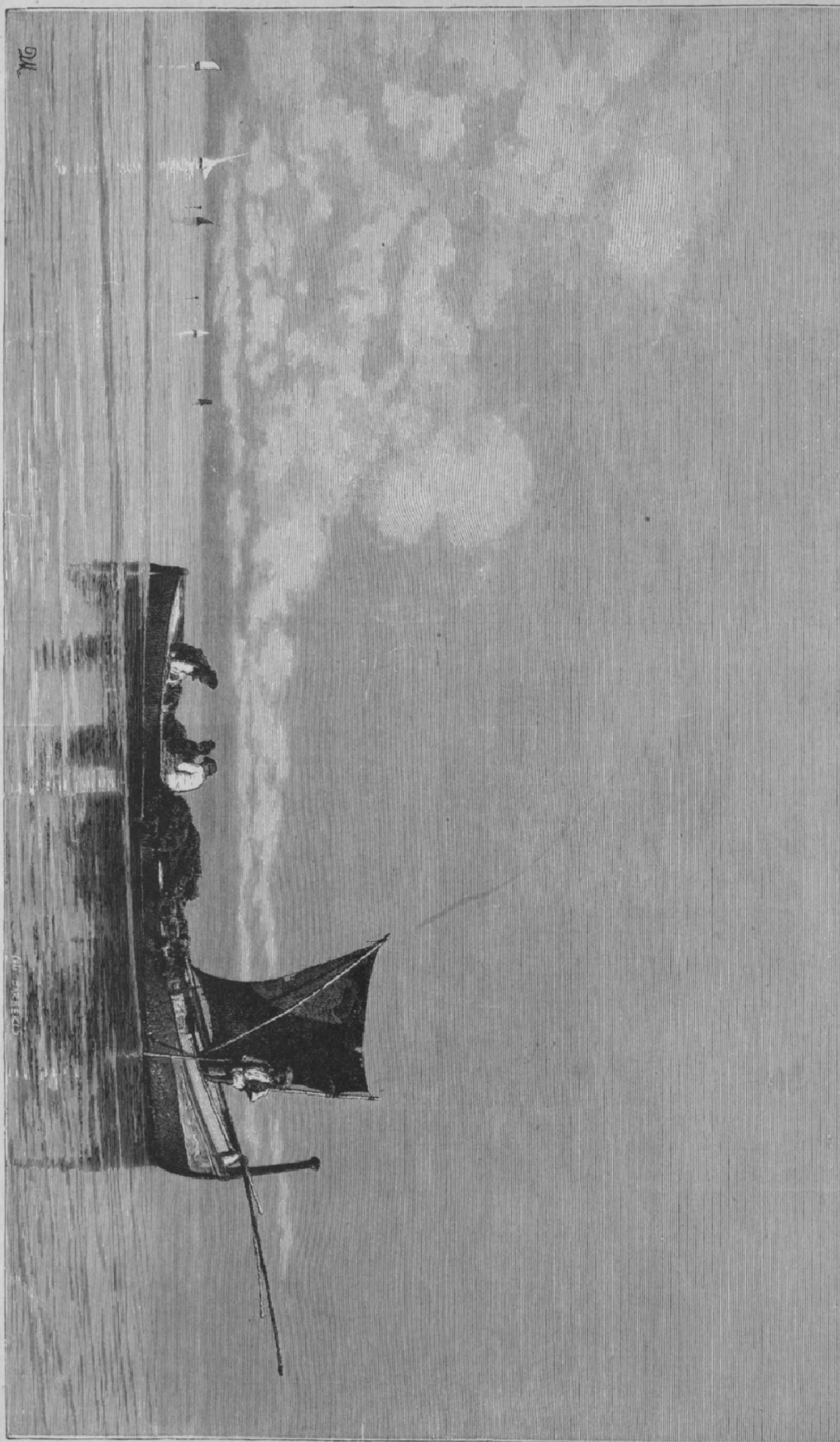
Der Student schmiegte sich ängstlich und zitternd an den Geistlichen, — schaudernd schloß er die Augen vor den geballten Fäusten, welche sich gegen ihn erhoben, und vor den wuthblitzenden Augen, welche sein Blut verlangten.

Die Bauern schienen diese Bewegung für eine demüthige Unterwerfung zu halten, und Mossej Nikolajew rief:

„Ihr seht, er beugt sich schon dem Wort des ehrwürdigen Vaters, laßt ihm Zeit, seine Seele zu retten, — es ist mein Sohn, — er darf den höllischen Mächten nicht verfallen!"

Die Bauern flüsterten untereinander, der Befehl des Starosten und die Mahnung des Geistlichen übten ihre Wirkung.

„Ja," sagten sie, „ja, nach der schwarzen Isba; dort soll er verschlossen bleiben, bis die hohe Behörde über ihn bestimmt."



Italienisches Fischerboot. Nach einem Gemälde von Edoardo Dalbono.

Der Starost schritt voran, immer wie in einem eisernen Schraubstock den Hals des bald zitternden, bald vor Wuth knirschenden Studenten festhaltend; der Vater Christophor ging an seiner Seite, der ganze Haufe der Bauern folgte laut schreiend und den Gefangenen verwünschend; die Weiber kamen aus den Häusern, die Kinder schlossen sich dem Zuge an, und so gelangte man an die am Ende des Dorfes liegende schwarze Isba, das Gefängniß des Ortes. Es war ein kleines, viereckiges Gebäude, von schweren Holzblöcken aufgerichtet, mit dicken Balken gedeckt, auf denen eine schwere Schicht von Stroh sich als Dach erhob; eine kleine Thür, von außen durch große eiserne Riegel verschlossen, führte in den dunklen, feuchten Raum. Lange war dieß Gefängniß nicht gebraucht worden, mühsam nur konnten die Riegel zurückgezogen werden, und laut knirschte die Thür in ihren rostigen Angeln.

Der Starost stieß den Studenten in den dunklen Raum, — der Trotz des jungen Menschen schien völlig gebrochen.

„Laßt mich nicht hier," bat er wimmernd, „ich muß erfrieren und verhungern, — die Wölfe würden meine Spur finden und sich unter den Balken hindurchscharren — ich habe ja nur einen Scherz machen wollen, ich meinte es nicht so; bitte, laßt mich frei, liefert mich nicht an die Behörde aus!"

„Für die Wölfe soll gesorgt werden," rief Stephan Sacharjew, — „und wenn Du erfrierst und verhungerst, so wird es einen Schurken weniger in der Welt geben."

Abermals flüsterte der Schreiber in das Ohr des Starosten.

„Bringt Heu her," sagte dieser, „einen Krug Wasser und ein Brod, er muß ja erhalten werden, um Alles zu bekennen, was er weiß."

Zögernd und leise murrend, aber doch ohne Widerspruch, gehorchten die Bauern; bald war das Gefängniß mit Heu gefüllt, ein Krug Wasser und ein großes Brod wurden hineingeschoben, dann schloß der Starost unter erneuten Beschwörungen des Studenten die Thür und schob die schweren Riegel davor.

„Ich werde die Wache halten," rief Stephan Sacharjew, „und ich stehe dafür, daß er mir nicht entkommen wird."

Noch zwei andere der jüngeren Bauern schlossen sich als Wächter an; der Starost stand einen Augenblick nachdenklich vor der Thür, aus welcher das Jammern des Gefangenen hervortönte.

„Der Fürst Nikascha ist hier und Herr Sacharin," sagte er, „sie werden am besten wissen, was mit dem elenden Buntowstschik geschehen soll. Ich werde gehen und ihre Befehle einholen."

„Herr," sagte der Schreiber, „wäre es nicht besser, Ihr schicktet den Verbrecher selbst so schnell als möglich zur Behörde hin! Wenn Ihr befehlt, werde ich ihn begleiten und den Bericht erstatten."

„Wer steht mir dafür, daß er unterwegs nicht entwischt? Nein, nein, Herr Sacharin ist ein kluger Mann und der Vertreter unseres Herrn, des Fürsten Nikascha, er wird uns den besten Rath geben in dieser so ernsten und wichtigen Sache."

Die meisten Bauern hatten bereits ihren Rückweg nach dem Dorfe unter lauten Gesprächen angetreten; stumm und einsam ging Mossej Nikolajew davon. Der Starost überzeugte sich noch einmal von der

Sicherheit und Stärke der Riegel und wendete sich dann dem Wege zum Schlosse zu. Stephan Sacharjew trat an ihn heran.

„Michael Matfejew,“ sagte er, „Du willst Deine Tochter dem Vater eines Menschen geben, der Aufruhr gegen den Zaren predigt und die heilige Kirche und ihre Priester lästert — der Schande über sein Haus bringt und auch Deinen Namen schänden wird? — Besinne Dich, Michael Matfejew; ich bin ein gläubiger Sohn der Kirche und ein treuer Unterthan des Zaren, ist meine Armuth nicht dennoch besser als der Reichthum, auf dem Schande und Fluch ruht? Ein ehrlicher Name, ein gutes Gewissen ist der Grund, auf den man bauen muß.“

Der Starost sah ihn finster an.

„Was kann Mossej Nikolajew für die Nichtswürdigkeit

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



A.: Hast Du Dich gestern Abend in der Gesellschaft gut unterhalten?
B.: Danke, koloffal amüsirt — nobel gewesen — beinah' Sekt getrunken.



Zimmernachbar: Aber sagen Sie 'mal, verehrtester Herr, ich habe gar nichts gegen Ihre Reise „Nach Sevilla!“, im Gegentheil, ich verpflichte mich sogar, im Falle Sie die Reise denn endlich antreten wollen, Ihnen die erste Station bis Neustadt zu bezahlen.



Student: Ja, lieber Herr Meister, thut mir leid, daß Sie solch' ein Pechvogel sind — sehen Sie, ich werfe meine sämmtlichen Papierchen in diesen Papierkorb hier und veranstalte alle halbe Jahre eine Ziehung, was ich herausziehe, wird prompt bezahlt — Sie sind eben leider — noch nie herausgekommen!



Zimmermädchen: Ist's denn wahr, Johann, daß Sie wieder heirathen wollen?
Bedienter: Ja freilich, Nettchen!
Zimmermädchen: Ja, aber Ihre Frau is ja erst vier Monate todt!?
Bedienter: Ganz recht; Nettchen, sieh' 'mal, sie war aber auch acht Monate krank, acht und vier gibt zwölf, da is grad das Trauerjahr herum.
Zimmermädchen: Ja freilich, wann Sie so rechnen thun, dann stimmt's.



Student: Was geben Sie für diese drei Bände Kugler, Geschichte der Baukunst?
Antiquar: Zwanzig Mark.
Student: Dafür gehören sie Ihnen.
Antiquar: Hier — zwanzig Mark.
Student: Merci! — Apropos, wie theuer verkaufen Sie das Werk eventuell?
Antiquar: Na, es ist fast neu; — vielleicht zu dreißig Mark.
Student: Gut, dafür nehm' ich's sofort wieder zurück — aber auf Pump!



Sie: Es muß doch ein ungemein wohlthuendes Gefühl sein, Excellenz, so viele Orden zu besitzen wie Sie; welches mag doch wohl der älteste aller Orden sein?
Er: So viel mir bekannt ist, meine Gnädige, das Hauskreuz.

seines Sohnes! Es ist schwer und hart für ihn, aber wenn Jewgenij Mossejew am Galgen endet, so kann das seinen Vater nicht schänden, der unschuldig an seinem Verbrechen ist. Mein Entschluß steht fest, — es bleibt bei dem, was ich gesagt habe; wenn Du mit Eva Michaelowna der Noth und dem Elend verfielest, so würde der Teufel vielleicht auch über Deine Seele Macht gewinnen und ich würde schuld daran sein.“

Er wendete sich kurz ab, Stephan Sacharjew drückte die geballte Faust auf sein Herz und sah ihm, gegen die verriegelte Thür gelehnt, mit finsteren Blicken nach, wie er, mächtig ausschreitend, den Weg zum Schlosse hinaufging.

(Fortsetzung folgt.)

„Sekt".

Shakespeare- und Weinstudien

von

Karl Braun-Wiesbaden.

(Nachdruck verboten.)

I.

„Was halten Sie von dem Sekt, den wir hatten?" fragte mich der Capitano, als wir aus einer Berliner Abendgesellschaft nach Hause gingen. Es war schon sehr spät, oder, wenn man lieber will, sehr früh; und „es starrte die Welt im Dämmerschein dem kommenden Morgen entgegen", wie Theodor Körner gesungen. Der Dichter hatte vergessen, dabei zu bemerken, daß es niemals kälter ist, als um diese Zeit, nämlich unmittelbar vor dem Aufgange der Sonne. Diese Kälte war die Ursache, warum ich die Zähne aufeinander biß und den Mund fest geschlossen hielt; denn als Rekonvaleszent von einer schweren Lungenentzündung ist man vorsichtig, wenigstens dem Wind und der Kälte gegenüber.

Der Capitano wiederholte seine Frage und fügte hinzu:

„Der Sekt war ausgezeichnet. Echt ‚französisch! Meinen Sie nicht? Man sagt doch, Sie seien Kenner?"

Diese Bemerkung versetzte mich in eine stille Wuth. Sie verletzte nämlich, das will ich Ihnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertrauen, meine Autoreneitelkeit, mit welcher selbst so unbedeutende Schriftsteller wie ich mehr oder weniger behaftet sind. Ich hatte nämlich vor Jahren sechs „Vertrauliche Briefe eines alten Touristen über Champagner" in „Ueber Land und Meer" veröffentlicht und darin den Beweis zu führen versucht, daß zwischen französischem und deutschem Schaumwein, oder, wie der Capitano sich ausgedrückt haben würde, zwischen Sekt der einen und der andern Art keinerlei virtueller oder spezifischer Unterschied existire, daß beide auf eine und dieselbe Art fabrizirt werden; daß ebensowenig der französische echt, als der deutsche unecht sei, wie umgekehrt; daß nicht einmal ein qualitativer Unterschied obwalte; daß es vielmehr unter den moussirenden Weinen von Frankreich ebensowohl schlechte wie gute gebe, wie unter denjenigen Deutschlands, Italiens, der Schweiz und Oesterreichs; und daß das Alles abhänge von der Güte des Rohstoffs und der Art des Verfahrens. Dann hatte ich, durch Widerspruch gereizt, jene Briefe zu einem Büchlein erweitert, indem ich einige historische und technische Exkurse beifügte und das Ganze unter dem Titel: „Champagner, ein Kapitel aus meinem Weinbrevier" (Leipzig, Karl Reißner, 1881) herausgab.

Und nun wußte von alledem dieser Capitano gar nichts, der doch sonst so ein vortrefflicher Mensch war. Allein ich verbiß meinen Aerger; und da wir zwischenzeitig an meine Wohnung gekommen waren, so bat ich den Capitano, ein wenig mit mir unter die Thürwölbung zu treten, wo uns der Wind nicht erreichte; und um doch etwas zu sagen, versicherte ich, der Ausdruck „Sekt" für Champagner sei nicht nur inkorrekt, sondern geradezu ein haarsträubender Unsinn, indessen könnten wir diese und andere Fragen in „dieser bereits etwas vorgerückten Tageszeit", wie man im Parlament sagt, „nicht mehr zum Austrage bringen", überhaupt zwischen dem Genusse und dem Urtheil müßte ein Zwischenraum liegen, das habe schon der alte Wrangel behauptet.

„Wieso?"

„Nun, der alte Wrangel hatte eines Tages neben sonstigen Gästen auch einen jungen Herrn zu Tisch, der nicht nur Fähnrich, sondern auch des Alten Neffe war. Das junge Blut sprach eifrig dem Wein zu; darüber vergaß er etwas den räumlichen Abstand, sowie den des Respekts und der hierarchischen Rücksicht zwischen sich und dem Oheim; und da gerade ‚ein Engel durch die Luft flog' oder, wie man ehedem sagte, ‚ein Polizeispitzl durch's Zimmer ging', so benützte er diese ihm ebenso passend als günstig scheinende Gelegenheit, um dem alten Generalfeldmarschall über die ganze Tafel hinüber zuzurufen:

„‚Aber das muß Dir der Neid lassen, Onkel Excellenz, Du hast vortreffliche Weine.'

„Der Alte aber antwortete mit großväterlich-freundlichem Lächeln:

„‚Sauf', mein Söhnlein, aber halt's Maul.'"

Der gute Capitano schüttelte sich vor Lachen.

„Der alte Generalfeldmarschall hat doch auch hier wieder den Kopf des Nagels getroffen," meinte er. „Aber, was Sie mir da vom ‚Sekt' sagen, daß das kein Champagner, oder daß es Unsinn sei, den Champagner Sekt zu nennen, das glaube ich Ihnen nicht; denn ganz Berlin, ja alle Welt nennt ihn Sekt. Deßhalb nehmen Sie mir es nicht übel, wenn es mir ein wenig schwer wird, zu glauben, daß Sie ganz allein Recht haben und alle Welt Unrecht."

„Ich kann es Ihnen aber beweisen, Capitano. Im Augenblick jedoch ist es mir zu spät und zu kalt. Sie wollten mich ja morgen abholen? Kommen Sie doch ein kleines Stündchen früher, dann wollen wir die Sache ex fundamento traktiren!"

„Gut," sagte der Capitano; und dann trennten wir uns mit dem bei den österreichischen Offizieren üblichen Abschiedsworte „Tschau!"

Und auch von diesem Worte weiß seltsamerweise wieder nicht Jeder, was es heißt und wo es herkommt.

Es kommt von «Chiavo», der Diener, und stammt von den alten venetianischen Lanzknechten. Es ist also weiter nichts, als das auch sonst in Oesterreich übliche «Servus» in italienischer Form.

Das nur so en passant.

II.

Am andern Tag erschien der Capitano frühzeitig. Während ich in dem Schlafzimmer meinen Anzug zum Ausgehen zurecht machte, griff er nach meinem dicken, vierbändigen Shakespeare, suchte Heinrich IV. erster Theil, zweiter Akt, vierte Szene und hielt mir, als ich wieder eintrat, mit Wohlgefallen die Worte Falstaff's unter die Nase:

„Gib mir einen Becher Sekt, Junge. Eher als ich dieß Leben weiter führe, will ich Strümpfe stricken und sie wieder flicken u. s. w." (Give me a cup of sack, boy etc.)

„Nun?" fragte der Capitano.

„Nun," antwortete ich, „das beweist doch noch lange nicht, daß der ‚Sack' Champagner ist. Sehen wir einmal weiter:

„Da gesteht Bardolph dem Prinzen Heinrich ein, wie heillos der dicke Falstaff gelogen und geschwindelt, wie er sogar sein Schwert selbst schartig gehauen habe, um glauben zu machen, er habe ernstlich Widerstand geleistet.

„‚Mir geschah, was mir seit sieben Jahren nicht mehr geschehen,' schließt Bardolph sein Geständniß, ‚ich ward roth über diesen unerhörten Lügen.'

„Darauf lacht ihn Prinz Heinz aus, mit den Worten:

„‚O, Du Schuft! Du stahlst vor achtzehn Jahren einen Becher voll Sekt und wurdest dabei ertappt, und seit dieser Zeit wirst Du immerfort ex tempore roth!'

„Der Sekt, der eine achtzehn Jahre andauernde koloristische Wirkung ausübt, muß also wohl roth sein. Denn Bardolph's Gesicht und insbesondere seine Nase waren roth, nicht nur ‚ex tempore roth', sondern immer roth, — so roth, daß man eine ganze Anthologie von Witzen und sonstigen treffenden Bemerkungen über diesen Gegenstand und dessen Farbe zusammenstellen könnte. Nicht nur Prinz Heinz macht solche Witze, sondern auch die Andern, — zum Theil mit und zum Theil ohne Absicht.

„Der Page z. B. erzählt dem Prinzen, Bardolph habe ihn, den Pagen, soeben durch das rothe Gitterfenster angerufen, er habe aber anfangs gar nicht das rothe Gesicht und das rothe Wirthshausfenster von einander unterscheiden können, zuletzt habe er doch die Augen Bardolph's unterschieden, das habe aber ausgesehen, als wenn er sich in der Wirthsmamsell rothen Rock ein paar Gucklöcher gemacht und durch dieselben herausgesehen habe.

„Falstaff aber erwiederte, da ihm Bardolph Moral predigen will:

„‚Bessere Du erst Dein Gesicht, dann will auch ich mein Leben verbessern. Du bist ja unser Admiral. Du trägst die große rothe Laterne des Admiralschiffs. Aber Du trägst sie nicht am Hintertheil, sie steckt Dir an der Nase. Du bist der Ritter von der ewigen Lampe.'

„Bardolph wehrt sich. Dieß reizt den Sir John.

„‚In der That,' fährt er fort, ‚ich sehe nie Dein Gesicht, ohne an das Feuer der Hölle zu denken, — und an den reichen Mann, der nur in Purpur gekleidet ging, — da sitzt er nun in seiner rothen Pracht — und brennt und brennt. Wär' das Licht in Deinem Gesicht nicht, dann wärst Du ein Kind der Finsterniß. So aber bist Du eine beständige Festillumination, ein unauslöschliches Freudenfeuerwerk. Du hast mir Tausende für Fackeln erspart, wenn ich in finsterer Nacht mit Dir umherirrte, von Schenke zu Schenke. Aber auf der andern Seite wieder: Für den Sekt, den Du während der Zeit auf meine Kosten getrunken, hätte ich doch, selbst bei dem theuersten Lichterzieher, wohlfeilere Kerzen haben können. Seit zweiunddreißig Jahren habe ich Deinen Salamander mit Feuer gefüttert. Ich hoffe, Gott lohnt mir's.'

„Und selbst auf seinem Sterbebette vergleicht Falstaff, der sich da — natürlich in seiner Art — mit den letzten Dingen beschäftigt und ‚Wehe über den Sekt!' ruft, einen kleinen Floh, der auf Bardolph's Nase sitzt, mit einer armen Seele im höllischen Feuer."

„Das ist ja Alles recht schön, aber was beweist das gegen den Champagner?" fragte mich der hartnäckige, ungläubige Thomas, der Capitano. Ich erwiederte in der gelassensten Tonart:

„Ich dachte mir immer, der Sekt, der Alles roth macht, muß selber wohl roth sein. Sagt doch Falstaff in dem Augenblick, da er sich anschickt, den Vater des Prinzen Heinz, König Heinrich den Vierten, zu agiren:

„‚Gebt mir einen Becher Sekt, damit meine Augen röthlich schimmern.' (Give me a cup of sack, to make my eyes look red.)

„Und als ihn Prinz Heinz einem ungeheuren Sektfasse vergleicht, einem fetten gebratenen Pfingstochsen, antwortet er:

„‚Wenn Fettsein hassenswerth macht, so müssen wir uns in die sieben mageren Kühe Pharaonis verlieben. Und sind Sekt und Zucker Fehler, so helfe Gott den Schwachen.'

„Den Zucker nimmt man doch nicht zum Champagner, der gewöhnlich des Zuckers selbst schon zu viel hat.

„Und wenn sich in Falstaff's Tasche eine Rechnung findet, wonach er für einen halben Pfennig Brod, aber für mehrere ‚Maß' Sekt 6 Shilling 5 Pfennig verzehrt hat, so paßt das auch nicht auf Champagner.

„Mein kräftigstes Argument aber habe ich mir bis zuletzt aufgehoben. Das schlägt durch.

„Zur Zeit Shakespeare's nämlich gab's noch gar keinen Champagner, geschweige denn zur Zeit Heinrich's IV. von England. Natürlich will ich damit nicht sagen, daß damals nicht schon in der Champagne Wein gewachsen, aber es gab da noch keinen Schaumwein, keinen Sparkling, keinen Spumante.

„Wir haben zwar den urkundlichen Beweis, daß Papst Urban II., gewählt 1088, gestorben 1099, den Wein von Ay für den besten der Welt erklärte, ähnlich wie ein Nachfolger von ihm den Tokayer von Tálja, von dem er mit einem glücklichen lateinischen Wortspiel sagte: ‚Talia vina summum pontificum decent,' — was man auf zweierlei Art übersetzen kann, nämlich entweder: Tálja-Weine sind die richtigen für den Papst, oder auch: Solche Weine sind die richtigen für den Papst.

„Im Jahre 1090 aber baute man in der Champagne noch rothe Trauben, oder, wie der Italiener sagt, ‚schwarze'; und die Kunst, rothe Trauben weiß zu keltern, war noch nicht erfunden.

„Man erfand sie erst um 1660 und wandte sie auch alsbald an auf die Weine, die in der Champagne wuchsen. Man konnte sie aber damals noch nicht ganz in der Farbe der Weißweine herstellen. Sie behielten einen röthlichen oder orangefarbigen Schimmer. Man nannte sie deßhalb strohgelbe Weine, vin paillé, oder Rebhuhnauge, oeil de perdrix. Die erstere Bezeichnung kann aber auch daher rühren, daß man die Trauben monatelang auf Stroh legte, bevor man sie kelterte. In diesem Sinne spricht man auch heute noch in Oesterreich von ‚Strohwein'.

„Aber alle diese Weine der Champagne, der ‚Ay' des Papstes Urban, der ‚Vin paillé' und der ‚Oeil de perdrix' waren non-mousseux. Den moussirenden Wein, den Schaumwein, kennt man auch in der Champagne erst seit dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts. Man schreibt die Erfindung der Verwandlung der stillen Weine, welche in der Champagne wachsen, in Schaumweine einem Benediktinermönch zu, welcher Dom Pérignon genannt wurde, und von 1668 ab siebenundvierzig Jahre lang, d. h. bis zu seinem seligen Ende, Kammerdirektor, procureur, der Abtei Hautevillers war, — eines sehr alten und sehr ehrwürdigen Benediktinerklosters, welches sich neben sonstigen großen Gaben und Gnaden auch durch den Besitz ausgezeichneter Weinberge hervorthat; so gehörte ihm unter Anderem der Distrikt, wo die Côtesweine wachsen, welche auch heutzutage noch außerordentlich geschätzt sind.

„Ich will hier nicht alle die Gründe aufführen, welche dafür sprechen, daß erst Dom Pérignon in der Champagne die Fabrikation der Schaumweine eingeführt hat. Ich will nur sagen, daß in Frankreich heutzutage eigentlich kein Mensch mehr daran zweifelt. Man streitet nur noch über seine Methode. Seine fanatischen Freunde, oder sagen wir lieber seine ‚Durch-Dick-und-Dünn-Anhänger', nämlich behaupten, er habe sogar ohne jegliche Anwendung von Zucker und Cognak Schaumwein zu machen verstanden. Wir wollen darüber nicht streiten. Denn jedenfalls ist es ein trauriges Faktum, daß dieß Geheimniß im Laufe der Zeiten gänzlich verloren gegangen, ähnlich wie gewisse Geheimnisse der kirchlichen Glasmalerei, welche selbst das neunzehnte Jahrhundert, trotz seiner außerordentlichen Fortschritte auf allen Gebieten der Wissenschaften und der Technik, nicht wieder aufzufinden vermocht hat. Das ist die alte Geschichte, die ewig neu bleibt. In Berlin fragte der Geheime Obermedizinalrath und Professor Dr. L. den Kandidaten N. im Examen:

„‚Was ist das Spezifikum gegen Cholera?'

„Nach einigem verlegenen Räuspern antwortete der Unglückliche:

„‚Gott, das habe ich doch so gut gewußt, aber ich habe es wieder vergessen.'

„‚Wie schade!' replizirte der Geheime, ‚nur Einer unter allen Sterblichen hat es gewußt, — und dieser hat es vergessen!'"

(Schluß folgt.)

Notiz-Blätter.

Literatur.

— **Tyrol scheint jetzt eine ähnliche Bedeutung für die Dorfgeschichte erringen zu wollen,** wie einst der Schwarzwald. Es liegt uns bereits wieder ein Band bäuerlicher Novellen unter dem Titel: „Gestalten und Bilder aus dem Tyroler Volksleben" von Max Stichelberger (Stuttgart, Bonz & Comp.), in sehr hübscher Ausstattung vor. Der Autor ist ohne Zweifel ein Landsmann seiner Helden und Heldinnen, und darin liegt der Vorzug dieser Geschichten, es pulsirt in ihnen tyrolisches Leben und man athmet frische tyrolische Bergluft. Das künstlerische Vermögen des Novellisten ist nicht gerade groß, aber er ist ein scharfer Beobachter und versteht in seine Schilderungen vortreffliche, höchst charakteristische Züge von Land und Leuten einzuweben, das macht die Novellen interessant. Der Hammerschmied Jackl, die Kellnerin von Hirnbach, der Sägenschneider sind reich an derartigen feinen Zügen, die Katzenmariandel, der zweifarbig Mastl sind Stücke, die eigenartige Figuren drastisch vorführen. Auch die historischen Erzählungen dieses Bandes lassen sich lesen, so daß man diese Sammlung entschieden zu den besseren und interessanten Leistungen auf dem Gebiete der tyrolischen Belletristik zählen darf.

— **Karl Hillebrandt, der bekannte Historiker und Kultur- und** Literaturforscher, den wir zu unseren besten Essayisten zu zählen befugt sind, bringt im sechsten Band seiner „Zeiten, Völker und Menschen" (Berlin, Oppenheim) wieder eine Reihe werthvoller Arbeiten, die bislang in Zeitschriften zerstreut waren, dießmal lauter Zeitgenossen und Zeitgenössisches, literarische und politische Lebensbilder und Exkurse, die uns zu gleicher Zeit ein Bild der Strömungen auf diesen Gebieten zu geben im Stande sind — die Franzosen Sainte Beuve, Guizot, Chasles, Bersot, Circourt, den Engländer Taylor, die Italiener Gallenga, Panizzi, Settembrini und Pasolini — und drei Aufsätze über das belgische Experiment, Deutsche Stimmungen und Verstimmungen, Halbbildung und Gymnasialreform. Unter den Porträts sind namentlich die von Sainte Beuve und den beiden in England nationalisirten Italienern: Gallenga, dem Redakteur der „Times", und Panizzi, dem Direktor des British Museum, hervorzuheben. Als Historiker von scharfem politischem Geiste bekundet er sich namentlich in der Diatribe über Belgien und seine Entwicklung durch und seit 1830. Der Verfasser versteht es, für seine Stoffe, auch wenn sie uns völlig fremd waren, sofort zu interessiren und dieß Interesse festzuhalten, die richtige Mitte zwischen Abhandlung und Plauderei zu behaupten, ein Punkt, in dem wir noch so viel von den Franzosen lernen können.

— **Das „Lexikon für Gartenbau und Blumenzucht" von W. Perring** ist ein höchst erfreulicher Zuwachs der Meyer'schen Fachlexika, denn dieser Zweig des Wissens läßt sich wie wenige lexikalisch ganz vorzüglich behandeln. Es ist nicht vieler Leute Sache, sich systematisch in die Botanik einzuarbeiten, wenn es ihnen nur um Auskunft für den praktischen Zweck zu thun ist. Und Gartenbau und Blumenzucht stehen durchaus auf praktischem Boden. Der Verfasser des Lexikons hat dieß auch fest im Auge behalten und wenn der Fachmann überall sich befriedigt fühlen wird, so ist das Buch doch wesentlich eine Hülfe für den Laien, den es über jede einzelne Pflanze unterrichtet, vorzüglich aber auch die Kultur der Pflanzen, den Bau des Obstes und der Gemüse in ausführlicher Weise behandelt und dem Laien die besten Handhaben gibt, wie er im Zimmer, im Blumen- und Gemüsegarten, im freien Felde rationell und ersprießlich, die Schönheit und den Nutzen im Auge behaltend, wirthschaften kann. So ersetzt der Band eine kleine Bibliothek und wird recht reich befruchtend wirken.

— **Eduard Hanslik hat die Freude, sein interessantes Buch** „Vom Musikalisch-Schönen" in sechster Auflage (Leipzig, Barth) in die Welt hinausschicken zu können, um auf's Neue für seine Ideen und Anschauungen von der Kunst der Musik Propaganda zu machen. Daß sie zündend eingeschlagen, diese Gedanken, davon zeugt eben die Zahl der Auflagen. Denn der Verfasser bietet uns keine systematische Aesthetik der Musik, wie wir sie von der Hand der beiden Köstlin besitzen, sondern nur einen Beitrag zur Revision der Aesthetik der Tonkunst: aber seine An-

schauung ist so neu, seine reformatorischen Ideen greifen so frisch in's volle Leben der Musik, räumen so keck mit den alten, eingerosteten Formeln auf, daß uns ein ganz neuer Strom frischer Luft entgegenweht. Bei der unendlichen Schwierigkeit, der rein subjektiven Kunst, der Musik mit dem Wort, dem Begriffe zu Leibe zu kommen und das Gefühlte zu definiren, ist ein scharfes Begrenzen kaum möglich — wir sehen dieß schon an der schwankenden Definition des Begriffes Musik, dessen Varianten Hanslik zum Schlusse des ersten Kapitels zum Besten gibt — hier kann also nur nach und nach fester Boden gewonnen werden und dazu thut Hanslik's Buch einen gewaltigen Schritt, ebenso wie unser geistvoller Mitarbeiter Ehrlich in seinem jüngst an dieser Stelle besprochenen Werke. Beide seien auf's Neue ernstestem Studium empfohlen — nicht dem Musiker bloß, auch dem Laien.

— **Selten macht eine Uebersetzung eine ungetrübte Freude,** namentlich wenn eine Dichtung so in Fleisch und Blut übergegangen, wie die unserer Klassiker, und gar zu gerne zucken wir über Dieß und Jenes die Achsel und ahnen nicht, wenn wir nicht selbst schon übersetzt, die unendlichen Schwierigkeiten, die auf Schritt und Tritt zu überwinden waren. Um so erfreulicher ist es, wenn wir eine Arbeit so frisch aus einem Guß erhalten wie die Uebersetzung von „Goethe's Faust" von P. Hansen, dem Redakteur der „Illustreret Tidende", dem feinsinnigen Literarhistoriker (Kopenhagen, Gyldendal). Skandinavien besitzt bereits eine vortreffliche schwedische Uebersetzung des Faust von Victor Rydberg und auch eine norwegische, die als erster Versuch Anerkennung verdienen, aber in der Uebertragung von Hansen erst besitzt Dänemark den Faust Goethe's. Wir sind ihr Schritt für Schritt nachgegangen und Blatt um Blatt hat unsere Bewunderung der ebenso fleißigen als verständnißvollen Uebersetzung zugenommen, die von eifrigstem Studium der Kommentare zeugt, ohne welche eine solche Arbeit gar nicht unternommen werden kann. Weder sklavisches Festhalten am Wort, noch freie Umdichtung hat sich der geistvolle Bearbeiter zum Grundsatz gemacht — hier mußte immer kongeniales Empfinden von Fall zu Fall entscheiden. Wir bedauern nur, bei der geringen Verbreitung der Kenntniß der nahverwandten Sprache nicht eine Blumenlese aus der tüchtigen Arbeit geben zu können — aber wir wollten nicht versäumen, dem Nachdichter unsern Dank für diese Verdolmetschung unseres großen Schatzes auszusprechen — er hat erst seinen Landsleuten unsern Goethe zugeführt, das können wir ihm nicht hoch genug anschlagen. Der Verleger hat das Buch glänzend ausgestattet.

— **Die Bewegung, welche durch die neueren Bestrebungen, die Kunst** in das Gewerbe einzuführen und damit zu verschmelzen, hervorgerufen wurde, hat auch der Frauenarbeit einen ganz neuen, ungeahnten Aufschwung gegeben und die vervielfältigende Technik hat sich derselben in anregender Weise bemächtigt. Wir haben schon früher der „Musterbücher für weibliche Handarbeit", welche aus den Ateliers der Zeitschrift „Die Modewelt" hervorgegangen, rühmend gedacht. Diesen Mustern altdeutscher Leinenstickerei, die neues Leben in die Formen weiblicher Handarbeit gebracht, stehen nun auch „Muster altitalienischer Leinenstickerei" zur Seite, welche die gleich feine Hand — Frida Lipperhaide — gesammelt und herausgegeben. Die Museen Deutschlands und Oesterreichs haben ihre Schätze geöffnet und in gleicher Weise wurde aus altem Familienbesitz, wie aus den reichen Sammlungen der Herausgeberin geschöpft. So liegen denn die prächtigsten Muster, auf denen ein Frauenauge mit wahrer Lust ruhen muß und die den fleißigen Händen die mannigfaltigste Anregung geben werden, mit einem erschöpfenden und klaren Texte vor, Muster, die zugleich den Geschmack unserer Frauen zu bilden geeignet sind, nicht bloß als Vorlage dienen sollen. Der Verleger hat dem Werke innen und außen die eleganteste Ausstattung zu Theil werden lassen, so daß es sich nicht bloß auf dem Arbeitstisch, sondern auch im Salon sehen lassen darf. Eine ähnliche, nicht minder werthvolle Gabe erhalten wir in dem „Monogramm-Album", entworfen und gezeichnet von Erna v. Manteuffel (Harburg, G. Elkan), welches sechshundert stylvoll verschlungene Buchstaben für Plattstichstickerei in verschiedenen Größen darstellt und eine Reihe von Verzierungen daran anschließt. Die Muster sind klar und deutlich gezeichnet und bieten reiches Material für jede Art von Fertigkeit und Eleganz. An dieses große Werk schließt sich in ähnlicher Ausführung ein „Filet-Guipure-Album" von der gleichen Verfasserin und im gleichen Verlag an. Hier ist eine illustrirte Anleitung vorausgeschickt und sowohl die Erfindung als die Art der Behandlung werden den schönen Künstlerinnen Lust zu fleißiger Arbeit nach diesen Mustervorlagen geben. Was wir von solcher Arbeit nach den Manteuffel'schen Vorbildern gesehen, hat uns von der Trefflichkeit des Werkes überzeugt.

— **J. van Dewall's lustige Geschichten: „Aus meinen Kadettenjahren"** (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), sind in's Schwedische übersetzt worden und finden auch in Skandinavien großen Absatz.

Bildende Künste.

— **Zwei fast gleich große Bilder standen in den letzten Tagen** im Atelier des Professors Knaus in Berlin auf den Staffeleien. Das eine, überaus figurenreich, stellt einen lustigen Tanz um die alte Dorflinde dar, ein lebenswarmes und von liebenswürdigstem Humor durchwehtes Gemälde, jede Figur, jedes tanzende Paar, die Alten wie die Jungen, trägt jenes eigene charakteristische Gepräge, das die Knaus'schen Bilder so interessant und fesselnd gestaltet. Das Gemälde dicht daneben, das nach Wien zur Ausstellung geht, läßt den Genremaler, der uns das Leben stets von der rosigsten Seite zu schildern pflegte, kaum wiedererkennen. Der Künstler führt uns auf den Tanzboden einer Schwarzwaldschenke, die soeben der Schauplatz einer grimmigen Rauferei gewesen. Auf der Treppe stehen einige Burschen, in deren Zügen sich Wuth und das Gefühl der Ohnmacht mischt, während sich auf das ein wenig erhöhte Orchester zu den alten Musikanten einige Mädchen geflüchtet haben. Alle richten ihre Blicke auf den inmitten des niedrigen Raumes stehenden Bauernburschen, der soeben den letzten Angreifer mit gewaltiger Kraft bis unter das Orchester geschleudert hat. Das Bild ist von packender Wirkung, wie der Schlußakt eines Dramas. Der kräftige Bursche mit dem starkknochigen Kopf, dessen kurzes, krauses Haar sich förmlich zu sträuben scheint, und den halb entblößten muskulösen Armen, der als Sieger in der Mitte des leeren Raumes steht und auf einen erneuten Angriff zu warten scheint, richtet einen Blick voll so wilder Entschlossenheit auf die Gegner, daß die Dirne, welche sich ihm angstvoll naht, schwerlich mit ihren beschwichtigenden Worten etwas ausrichten dürfte. Wie jede der einzelnen Figuren zeigt, mit welcher Sorgfalt der Maler seine Studien unter jenen urwüchsigen Schwarzwaldbewohnern gemacht hat, die sich ein eigenes charakteristisches Gepräge bewahrt, so ist andererseits das Bild bis in das kleinste Detail mit außerordentlicher Sorgfalt durchgeführt und jede Gelegenheit benützt, um die Wirkung zu erhöhen. Der kurze braunrothe Kittel des Siegers, um den herum Scherben, zerbrochene Stühle u. s. w. liegen, hebt sich besonders von den grauen Wänden und der staubigen Atmosphäre wirkungsvoll ab und verleiht auch durch seine Form der Gestalt seines Trägers noch mehr an roher Kraft und Stärke. Der Kronprinz, welcher vor ungefähr vier Jahren die Skizze zu diesem Bilde gesehen, war vor einigen Tagen im Atelier des Künstlers, um das Bild, das übrigens bereits seinen Käufer gefunden, noch vor der Absendung nach Wien zu besichtigen.

— **In Wien ist die Jury für die internationale Kunstausstellung** zusammengetreten: sie besteht aus 11 deutschen Künstlern, 3 aus München, 2 je aus Berlin, Dresden, Düsseldorf, 1 aus Stuttgart und Weimar, und mehreren Wiener und ausländischen Künstlern.

— **Für die Lotterie der „Albertstiftung" in Dresden wird auch** eine Reihe von Bildern ihre Verwendung finden. Das von Alma Tadema in Aussicht gestellte Bild fehlt zwar noch, dagegen hat Makart das von ihm eigens für diese Ausstellung geschaffene Gemälde rechtzeitig eingeliefert. Dem interessanten Werke hat der Künstler den Titel «Sub rosa» gegeben, ohne jedoch dabei an die übliche Bedeutung dieses „geflügelten Wortes" zu denken. Es handelt sich nicht um das Symbol der Verschwiegenheit, sondern um das Sinnbild erhörter Liebe, um eine Rose, welche ein junger Elegant der römischen Kaiserzeit mit der Rechten emporhält, um zwei Mädchen darnach mit der Hand haschen zu lassen; um das eine hat er seinen linken Arm geschmiegt, das andere wendet dem Beschauer den Rücken zu. Die Figuren sind nicht ganz lebensgroß. Das Bild zeigt Makart's allbekannte Eigenart und wirkt in der Gesammtauffassung wie in koloristischer Beziehung fesselnd und blendend.

Bühne.

— **„Reif-Reiflingen", Moser's neuester Schwank, ging im** Thaliatheater in Hamburg zum ersten Mal in Szene und hatte namentlich nach dem zweiten Akte einen stürmischen Heiterkeitserfolg. Auch die übrigen Akte gefielen, wenn auch einzelne Längen der letzten Akte die heitere Stimmung des Publikums zeitweilig bedenklich herabstimmten. In dem mit der bekannten Moser'schen Leichtigkeit geschriebenen Schwanke steckt eine Fülle lebendiger Situationskomik, die selbstverständlich auf Kosten der logischen Charakteristik ihre schönsten Blüten treibt. Das Hauptinteresse ist natürlich auf die Person Reif-Reiflingen's konzentrirt, neben welchem alle anderen Personen Staffage sind. In der Charakteristik Reif's ist ein wenig zu viel gethan. Obschon er sich, wie er selbst gesteht, die alte Redensart „Unter Kameraden" u. s. w. abgewöhnt hat, so hat er sich dafür eine Unmenge Anderes angewöhnt und, wie schon oben bemerkt, am Kalauer so selbstgefälliges Interesse gefunden, daß man ihn zuweilen für ein echtes, rechtes Waschweib halten muß. Daß er obendrein nicht müde wird, Couplets zu singen, spricht auch nicht sonderlich für ihn. Aber Alles in Allem darf man an ihm doch Gefallen finden und ihn deßwegen bedauern, daß er die Aussicht hat, einen geradezu unausstehlichen Backfisch heimzuführen.

— **Hans Pöhnl, der bekannte Dramatiker, bringt ein originelles** Vorhaben zur Ausführung. Heinrich Laube, der gefeierte Dramaturg, war bekanntlich der Erste, welcher mit Glück einige Fastnachtsspiele aus der ersten Blütezeit unseres Theaters auf die Bühne brachte. Hans Pöhnl will nunmehr eine Reihe unserer Volkssagen: „Der arme Heinrich", „Dimmringer von Stauffenberg", „Gismunda", „Die schöne Magelone", wie sie in den Volksbüchern vorliegen und in der Fassung des Hans Sachs, Jakob Ayrer einst Repertoirestücke auf der Fastnachtsbühne waren, in erneuerter Form, das heißt formell unserer Dramatik entsprechend, der modernen Bühne wiedergewinnen. „Der liebe Augustin", ein Volksbühnenspiel, welches den Sagenkreis, der sich um den Wiener Volkssänger gebildet hat, zur dramatischen Vorstellung verwerthet, wird von Genée, dem bekannten Shakespeare-Rezitator und Geschichtschreiber der Bühne der Reformationszeit, zur öffentlichen Vorlesung gebracht werden. Die thatsächliche Bühnenaufführung dieser Stücke soll vorerst in Berlin am dortigen Viktoriatheater vor sich gehen.

— **„König Humor", ein satirischer Schwank im Style des Hans** Sachs von Johannes Proelß, hat bei seiner ersten Aufführung in Wiesbaden vielen Beifall gefunden.

— **Von dem schweizerischen Dichter Ernst Heller hat ein vier**aktiges Lustspiel: „Verfehlte Spekulationen", sein Erstlingswerk, in Bern einen erfreulichen Erfolg gehabt.

— **Hermann Rosenthal's neuestes Stück: „Dalmar", hat in** Brandenburg einen vollen Erfolg gehabt. Man rühmt namentlich den guten Aufbau des Stücks, die psychologische Schärfe und die gedankenreiche Sprache.

— **Im Gärtnerplatztheater in München fand die erste Aufführung** der vieraktigen Posse „Nordpolfahrer", das neueste Werk aus der Feder der Frau Hartl-Mitius, der Autorin von „Onkel Tronberg" und vom „Protzenbauer", statt. Das Stück spielt in der Gegenwart und um Schliersee herum zur Sommerszeit; in einem Dorfwirthshause haben, natürlich studienhalber, zwei Maler sich einquartiert, in einen derselben, Walter, aber hat sich des Wirthes Adoptivkind Resl verliebt. Doch in sie ist wieder des Wirthes ziemlich läppisch gehaltener Sohn verschossen, und der Vater will die Heirath zwischen Beiden, weil er das heimlich auferzogene Mädchen für eine Prinzessintochter hält, aus annehmbaren Gründen hiezu verleitet. Nun kommt in das gleiche Wirthshaus als weiterer Sommerfrischler der ehemalige Seifensieder und nunmehrige Privatier Federl mit seiner im Institut ge- oder besser verbildeten Tochter, der in seinen früheren Mußestunden sich in die Lektüre von Nordpolexpeditionen vertieft hatte und nun keine höhere Idee kennt, als selbst so ein berühmter Nordpolfahrer sein zu können. Er hatte als sicher gehört, daß sich in eben diesem Dorfe inkognito der Nordpolfahrer Nordenskjöld zu seiner Erholung aufhalte, und es ist nun sein höchster Wunsch, diesen berühmten Mann persönlich kennen zu lernen. Außer dem Seifensieder und seiner Tochter langt noch ein weiterer Gebirgstourist an in der Person der hochüberspannten Schriftstellerin und Reisenärrin Frau Ludmilla Steffen. Nach dieser Exposition beginnt nun die Ver- und Entwicklung, die sich kurz darin zusammenfassen läßt, daß sich die gebildete Seifensiederstochter in den andern jungen Maler verliebt, daß dieser seinen Farbenreiber Chrysostomus Ruppich als Nordpolfahrer vermummt und dann auf Federl's Wunsch diesen selbst zum Herrn Professor führt und Beide einander vorstellt, und daß schließlich er die reiche Seifensiederstochter, die sich dafür verpflichtet, kochen zu lernen, zur Frau erhält, während sein Freund Walter die Resl, welche sich als wirkliche Tochter der vorher erwähnten Schriftstellerin entpuppt, zum Altare führt, und der täppische Wirthssohn Michel seine erste Flamme, die schöne Müllerin Tonerl, zum Weib kriegt. So löst sich Alles zur Zufriedenheit, und es wurde viel gelacht, besonders über die drollige Szene des dritten Aktes beim vermeintlichen nordischen Herrn Professor.

— **Wilhelm Hill's romantische Oper: „Alona", wird zuerst** in Frankfurt a. M. zur Aufführung kommen.

— **Das Palais-Royaltheater zu Paris gab zum ersten Male** «Le Volcan», Lustspiel in drei Akten von Edmond Gondinet, François Oswald und Pierre Giffard. Ein reicher Müller, der von der politischen Tarantel gestochen ist, hält es nicht länger in der Provinz aus, zieht mit seiner Familie, die aus ebenso grotesken Typen besteht, wie er selbst, nach Paris und gründet hier ein großes Blatt, den „Volcan", an dessen Spitze sein Name als der des Eigenthümers, Direktors und Chefredakteurs figurirt. Zuerst gefällt er sich in seiner neuen Stellung sehr wohl: die Minister schicken ihm ihre Einladungen, die Theater ihre Logen, die jungen Künstlerinnen werben um seine Gunst. Bald wendet sich aber das Blättchen; es regnet Prozesse und Duelle auf den Chefredakteur; das Blatt wird wegen eines anstößigen Feuilletonromans mit Beschlag belegt; zuletzt ist die eigene Frau des Direktors der Gegenstand einer boshaften, in den Volcan eingeschmuggelten Lokalnotiz. Von allem politischen und publizistischen Ehrgeiz geheilt, kehrt der Biedermann zu seinen Mühlen zurück. Die Grundidee des Stückes wäre nicht übel, aber es fehlt ihm Eines, ohne das es überhaupt kein Stück gibt: eine Intrigue, eine Handlung. Man muß sich billig wundern, daß einem so gewiegten Theaterpraktikus wie Gondinet dieses entscheidende Gebrechen entgehen konnte. Das Publikum verhielt sich der Novität gegenüber im ersten Akte freundlich, im zweiten schon ungeduldig und nach dem dritten entschieden ablehnend.

— **Donizetti's Oper: „Herzog Alba", ist im Apollotheater in** Rom zur ersten Aufführung gelangt und hatte einen glänzenden Erfolg. Die Echtheit der posthumen Musikdichtung Donizetti's, welche vor etwa einem Jahre zuerst der Oeffentlichkeit bekannt wurde, war anfänglich vielfach angezweifelt; nach einer eindringlichen Untersuchung aber, für welche in Mailand eine eigene Kommission niedergesetzt wurde, ist das Werk als echt erkannt worden.

— **In Stockholm ist Heyse's „Hans Lange" in guter Uebersetzung** im Neuen Theater aufgeführt worden und hatte einen bedeutenden Erfolg, wozu auch Emil Hillberg's musterhafte Leistung in der Hauptrolle wesentlich beitrug.

— **Das von der Pariser Boulevardpresse schon lange vorher** besprochene neue Melodrama William Busnach's: «Jack Tempête», ist nunmehr im Ambigutheater in Szene gegangen. Der Inhalt des Stückes, das nicht weniger als sieben Akte enthält, ist kurz der folgende: Jack Tempête ist eine Art Tichborne, aber ein Tichborne wider Willen. Er wird von einem alten Schurken, in dessen Gewalt er sich befindet, gezwungen, die Rolle des Prätendenten bei einem Vater zu spielen, der seinen einzigen Sohn, den er auf das Zärtlichste liebt, verloren hat. Aber dieser Sohn ist am Leben. Der alte Schurke hatte auf ihn einen Mordanfall ausführen lassen; indessen Jack Simmons, der wahre Sohn, war an seiner Verwundung nicht gestorben, und Jack Tempête, angewidert von der Rolle, die man ihm aufgezwungen hat, enthüllt endlich die Wahrheit. Diese einfache Aenderung in der Geschichte Tichborne's ist von großer Bedeutung, weil sie der Persönlichkeit des Jack Tempête das sympathische Interesse sichert, dessen sie sonst durchaus entbehren würde.

— **Die bekannte italienische Tragödin Ristori wird jetzt vom** Schauplatz abtreten und sich in's Privatleben zurückziehen.

— **Ambroise Thomas' „Mignon" erlebte in der Opéra Comique** zu Paris ihre sechshundertste Vorstellung. Zum ersten Mal wurde die Oper am 17. November 1866 aufgeführt und hat also sechzehn Jahre gebraucht, um jene respektable Anzahl von Vorstellungen zu erleben. Bemerkenswerth ist, daß „Mignon" ebenso wie Gounod's „Faust" zuerst sehr kühl aufgenommen wurde; erst nach der zwölften Vorstellung war der Erfolg und das Schicksal der Oper gesichert.

Kultur und Wissenschaft.

— **Unter dem Vorsitz Viktor Hugo's findet in Rom am 20. Mai** ein internationaler literarischer Kongreß statt. Nach dem Programm sollen die Literarkonventionen des letzten Jahres und die Unifikation der Gesetze zum Schutze des geistigen Eigenthums behandelt werden.

— **Die schwedische Akademie hat Professor Esaias Tegnér in** Lund, Enkel des Dichters, zum Mitglied (an Stelle des Grafen Hamilton) erwählt und der König hat diese Wahl bestätigt.

— **Freunde und Schüler des verstorbenen Direktors der Leipziger** Sternwarte, Geheimer Rath Professor Dr. Bruhns, sowie Alle, welche sich aus Beruf oder Neigung mit der mathematischen und astronomischen Wissenschaft beschäftigen, wird es interessiren, zu erfahren, daß die umfangreiche und werthvolle hinterlassene Bibliothek demnächst zur Veräußerung gelangt. Die Buchhandlung Weiß & Schack in Leipzig wird den Katalog der in ihren Besitz übergegangenen Sammlung in Kürze veröffentlichen, die in ähnlicher Vollständigkeit seit einer längeren Reihe von Jahren von einer Stelle kaum geboten sein dürfte.

— **Der Pensionsverein der schwedischen Künstler und Literaten** besaß nach der letzten Abrechnung am 1. Januar d. J. 167,500 Kronen und hatte in 1881 an Pensionen im Ganzen 6430 Kr. ausbezahlt. Außer kleineren Geschenken hatte der Verein im Laufe des Jahres 10,000 Kr. von einem Hrn. Gernaudt erhalten.

Erfindungen.

— **„Universalrefrigerator" nennt sich eine neue nützliche Erfin**dung, ein Apparat, dessen hauptsächlichster Zweck die Verbesserung der Zimmerluft ist. Er ist von gefälliger Form, wird wie eine Kaffeemaschine durch Spiritus geheizt und strömt dann durch zwei Glasröhren aus einem Bassin kaltes Wasser in den feinsten Atomen aus. Es ist unbestreitbar, daß dadurch die Luft, zumal die Ofenluft in geheizten Zimmern, einen den Athmungsorganen höchst wohlthätigen Feuchtigkeitsgrad erhält, und werden in das Bassin einige Tropfen Kölnisches Wasser, Koniferengeist und dergleichen gegeben, so verbreitet sich das angenehmste Parfüm. In den Blumentisch gestellt, werden die Pflanzen durch den nebelartigen Regen vom Staub befreit und erhalten ein schönes, gesundes Aussehen. Diese Zimmerfontänen mit oder ohne Blumentische werden von Louis Heinrici in Zwickau i. S. hergestellt.

— **Das erste stehend elektrisch beleuchtete Schauspielhaus ist das** Savoytheater zu London. Es brennen in demselben nicht weniger als 1158 kleine Swan'sche Glühlichtlampen, wie sie neuerdings in Berlin zur Beleuchtung des Hauptsaales im Telegraphengebäude zur Verwendung gelangten. Von diesen 1158 Lampen genügen 114 zur Erleuchtung des Zuschauerraumes und 220 für die Gänge, Treppen, Garderobezimmer und so weiter. Die übrigen 824 sind für die Bühne bestimmt, und davon brennen allein 600 oben in den Soffiten. Die 1158 Lampen sind auf sechs Stromkreise vertheilt, so daß das etwaige Versagen einer der sechs Dynamomaschinen kaum zu verspüren wäre und das Haus niemals in völlige Dunkelheit versetzt werden kann. Ueber die Kosten im Vergleich zu Gas schweigen die Quellen.

— **Da längere Zeit hindurch angestellte Versuche die Verwend**barkeit des Petroleums zur Schiffsheizung außer Frage gestellt haben, so hat das russische Marineministerium beschlossen, diese Art der Heizung auf allen Schiffen der Flottille im kaspischen Meere einzuführen.

Sport.

— **Die Rennsaison des Jahres 1882 wird in Oesterreich an der** Moldau (Prag) und in Ungarn an der Donau (Budapest) gleichzeitig eröffnet. Der Eröffnungstag ist der 10. April (Ostermontag). Nachdem die Hamburger Rennen eine Woche hinausgeschoben wurden, hat nunmehr der Verein für Hindernißrennen zu Berlin den 16. April als Eröffnungstag für die deutsche Campagne in Anspruch genommen und wird ein Meeting mit 4 Konkurrenzen auf einer noch näher zu bezeichnenden Bahn bei Berlin abhalten. Der Staatspreis I. Kl., 10,000 M., ist für den ersten Tag des Berliner Herbstmeetings in Aussicht genommen und müssen die Nennungen bis 25. April erfolgen.

— **Der Jockeyklub für Oesterreich hat in einer am 15. März** abgehaltenen außerordentlichen Generalversammlung die in Folge der Beschlüsse der letzten ordentlichen Generalversammlung nöthig gewordenen Abänderungen des Rennreglements angenommen. Die Berechnung der Rennwerthe unterliegt nunmehr auch in Oesterreich-Ungarn keinen Schwierigkeiten und geschieht, mit wenigen Ausnahmen, auf eine den deutschen Usancen analoge Weise.

— **Ein französisches Pferd, Poulet, des Grafen Lagrange hat** das Lincolnshire Handicap und der sechsjährige Seaman des Lord Manners die große Liverpool Steeplechase gegen Mr. Beasley's Cyrus und Mr. Clayton's Zoedone gewonnen. Außer Mohican kamen im letzten Rennen sämmtliche übrigen Pferde zu Fall, Wild Monarch verletzte sich schwer und mußte getödtet werden.

— **Das k. preußische Kriegsministerium hat dem Brieftauben**verein „Pfeil" zu Berlin die goldene Medaille des Kaisers, 2 silberne und 2 bronzene Medaillen für ein Preisfliegen von Köln nach Berlin, sowie 3 silberne und 3 bronzene Staatsmedaillen für andere Konkurrenzen bewilligt. Bedingung ist, daß vor dem Preisfliegen Köln-Berlin die konkurrirenden Tauben, deren Anzahl mindestens 50 betragen muß, vier Wochen in der militärischen Brieftaubenstation Köln internirt gehalten werden müssen.

Gestorben.

— Albert d'Arnout, unter dem Namen Bertall bek. Karikaturist und Kunstkritiker, Mitte März, in Paris.

— Eugen Neureuther, k. Professor und Historienmaler, in München, 77 Jahre alt, am 23. März.

— Henry Wadsworth Longfellow, Professor der neueren Sprachen und Literaturen an der Universität Cambridge, ber. Dichter, am 24. März, in New-York, 75 Jahre alt.

— Marie Mindelmann, Jugendschriftstellerin, 75 Jahre alt, in Bremen, am 25. März.

— Leopold Feldmann, Theaterdichter, in Wien, 80 Jahre alt, am 26. März.

— Dr. R. Goudsmit, Professor der Rechtswissenschaft an der Universität Leyden, einer der hervorragendsten Gelehrten Hollands, 69 Jahre alt, Ende März.

— Michael Fogarassy, Bischof von Siebenbürgen, Ende März.

— Regierungsrath Dr. Alois Schembera, Professor der czechischen Sprache und Literatur an der Wiener Universität, Archäolog und Historiker, in Wien, Ende März.

Umschau auf dem Gebiete der Erfindungen.

Von

Arthur Gerson.

(Nachdruck verboten.)

IV.

Nachdem es mit dem beginnenden Frühling auch in den Gärten wieder lebendig geworden, betrachten wir mit gesteigertem Interesse die Vervollkommnung, welche kürzlich zwei Amerikaner einem der wichtigsten Geräthe des Gartenbaues, der Harke, angedeihen ließen. Es ist ein bekannter Uebelstand dieses Werkzeuges, daß oft schon nach kurzer Benützung desselben Gräser, Holzstückchen u. s. w. durch Festklemmen zwischen den Zähnen zu zeitraubenden Reinigungen Veranlassung geben, und es muß als glückliche Idee bezeichnet werden, an der Harke selbst eine einfache Vorrichtung anzubringen, mittelst welcher jene, die Zahnlücken verstopfenden fremden Körper schnell und in sicherer Weise entfernt werden können. Zu diesem Behufe liegt ein aus starkem Draht gebogener Abstreicher durch die Spannung einer Blattfeder gegen das die Zähne tragende Querstück an und umgibt durch seine zickzackförmige Windung sämmtliche Zähne an ihren Wurzeln. Um die Harke zu reinigen, hat man jetzt nur nöthig, dieselbe umzudrehen, die Blattfeder somit gegen den Erdboden zu drücken und in Folge dessen den mit der Feder verbundenen Abstreicher gegen die Spitzen der Zähne vorbringen zu lassen. Sobald man die Harke wieder in ihre frühere Lage zurückdreht, wird sich auch durch Wirkung der Feder der Abstreicher wieder auf den Zahnboden legen und so während der gewöhnlichen Benützung der Harke nicht störend in den Weg treten.

Durch mancherlei Vorzüge zeichnet sich die Herrn F. Rühr in Teplitz patentirte Jalousie aus. Vermöge ihrer excentrischen Aufhängung nehmen die Jalousiebrettchen von selbst eine geneigte und schließende Stellung an, aus der man sie durch Anziehen einer Schnur in jede andere, Licht und Luft mehr oder weniger durchlassende Lage bringen kann. Das so störende Festklemmen ist hier durch den Wegfall jeder seitlichen Führung vermieden und bedarf es nur eines leichten Zuges an einer zweiten Schnur, um die Jalousie aufzuziehen oder niederzulassen. Von besonderer Annehmlichkeit ist es noch, daß kein Fest- oder Losknüpfen der Zug- oder Stellschnur erforderlich ist, sondern daß eine automatische Klemmvorrichtung beide, nachdem die Hand sie losließ, sofort in der so gegebenen Lage festhält.

Bei gewissen modernen Erfindungen ist eigentlich die Spezies interessanter, als die in den verschiedenen Patenten auftretenden und oft nur durch rein äußerliche Modifikationen entstandenen Einzelformen. Dieß gilt beispielsweise von den zahlreichen automatischen Feuerlöschern, welche fast in allen Fällen auf folgender prinzipieller Anordnung beruhen. In dem gegen Feuersgefahr zu schützenden Raume ist an geeigneter Stelle in das Rohr der Wasserleitung ein Ventil oder ähnliches Organ eingeschaltet, das nach Entfernung eines schließenden Pfropfens dem Wasser freien Austritt gestattet. Dieser Pfropfen, dem wohl auch die Gestalt einer ebenen oder gewölbten Scheibe gegeben wird, besteht aus einer Komposition leicht schmelzbarer Stoffe. Sobald nun in dem betreffenden Raume Feuer ausbricht und in Folge dessen die Temperatur bis zu dem sehr niedrig gelegenen Schmelzpunkte des Pfropfens steigt, wird derselbe schmelzen und hiedurch das Wasser der Leitung ausströmen lassen. Die meisten diesen Gegenstand betreffenden Patente variiren nun einzig und allein in der Art, in welcher das Wasser, um selbstthätig zu löschen, in dem vom Feuer ergriffenen Raume vertheilt wird. In dem einen Falle bedient man sich hiezu einer Brause, in dem andern eines Systems durchlöcherter Röhren; auch durch Reaktionswirkung rotirende Aufsätze, wie man sie an Springbrunnen benützt, werden verwendet, um das von der Decke des Zimmers herabströmende Wasser möglichst nach allen Seiten zu vertheilen und so dem Feuer recht wirksam entgegentreten zu lassen.

Die Zweckmäßigkeit derartiger Apparate wird natürlich nur in jenen Fällen anzuerkennen sein, wo in den betreffenden Lokalitäten nicht etwa auch durch andere Umstände bedeutende Temperaturerhöhungen und somit bei Anwendung der beschriebenen Vorrichtungen unerwünschte Ueberschwemmungen eintreten können.

Verschiedene Erfinder haben letzthin versucht, an Stelle der gewöhnlichen festen Hacke des Schuhwerkes eine rotirende zu setzen. Es ist ja bekannt, wie viele Leute die Sohle und noch viel mehr die Hacke der Stiefel ungleichmäßig abnützen und durch das sogenannte „Schieflaufen" zu häufigen Reparaturen des Schuhwerks Veranlassung geben. Diesem Uebelstande könnte radikal abgeholfen werden, wenn man durch Verdrehen des Absatzes um einen kräftigen centralen Metallkern, wie er hiezu in vorerwähnten Patenten auch meist angewendet wird, die Hacke jedesmal so verschiebt, daß die zu stark abgenützte Kante derselben aus ihrer Stellung entfernt und ein noch weniger abgeschliffener Punkt an ihren Platz gebracht wird. Selbstverständlich muß hiebei der drehbare Theil der Hacke einen vollständig runden Querschnitt haben und außerdem die Solidität der Befestigung durch den Mittelstift den hier sehr hohen praktischen Anforderungen bezüglich Festigkeit genügen.

Herrn Neuhaus in Calcar ist ein Pianoforte mit kreisförmiger Klaviatur und kreisförmiger Anschlaglinie patentirt worden. Nimmt man an, daß der Spieler bei der Seitwärtsbewegung der Hände eine möglichst gleichmäßige Streckung der Arme beibehält, so entsteht der Kreisbogen eigentlich als die naturgemäße Linie für die Klaviatur. Eine derartige kreisbogenförmige Anordnung der Tasten dürfte auch in anderen Fällen, wie bei Schreibmaschinen u. dergl., mit Vortheil anzuwenden sein.

Zu den sozusagen schon gefährlicheren Erfindern gehört der Amerikaner Cheseborough, dessen Hafenvertheidigungsmethode einigermaßen an die Schrecken des griechischen Feuers erinnert. Hinter den Wällen, welche den Hafen einschließen, sind große mit brennbarer Flüssigkeit gefüllte Reservoire aufgestellt, und theilweise submarine Leitungen verbinden neben den Reservoiren aufgestellte Pumpen mit verschiedenen genügend unter dem Wasserspiegel gelegenen Punkten des Hafenbassins. Nähern sich nun Boote, um die Landung zu erzwingen, so hat man nur nöthig, aus den Röhren die brennbare Flüssigkeit ausströmen zu lassen, die dann vermöge ihres geringeren spezifischen Gewichtes schnell zur Oberfläche des Wassers aufsteigen und sich dort ausbreiten wird. Entzündet man diese Oelschicht durch geeignete Mittel, so wird sich der Angreifer sofort von einem Flammenmeer umringt sehen, gegen dessen Wirkungen er sich kaum oder höchstens mittelst eben so raffinirter Gegenvorkehrungen zu schützen im Stande sein möchte.

Zwei Landsleute dieses Erfinders sind, besonders wenn man die hier zu erlegenden Feinde numerisch betrachtet, von nicht geringeren Vernichtungsideen durchdrungen, die sich in diesem Falle aber nach einer weit harmloseren Seite hin erstrecken.

Das von ihnen erfundene Halsband für Hunde bezweckt nämlich, die kleinen blutgierigen Plagegeister dieser treuen Thiere zu vernichten oder wenigstens zu entfernen. Zu diesem Zwecke ist das lederne Halsband mit großen hohlen Buckeln versehen, wie sie massiv auch jetzt schon zur dekorativen Ausschmückung verwendet werden. In das hohle Innere dieser Buckeln wird gutes Insektenpulver gefüllt, das durch feine Kanäle bildende Messingröhrchen allmälig zum Halse des Thieres vordringt, gegen den das Band mäßig fest anliegt. Durch die Bewegungen des Kopfes und Halses tritt ein sehr langsames, successives Verstreuen des Pulvers über das ganze Fell des Thieres ein, so daß auf diesem bisher fast unbestrittenen Territorium für die kleine springende Gesellschaft fürderhin keines Bleibens mehr sein möchte.

Die Lieblingssklavin.

(Hiezu das Bild S. 557.)

Wie eine georgische Fürstentochter hieher verschlagen sei, wer wollte das sagen? Ihr Vater hatte eine feste Raubburg und sie ward einer Fürstentochter gleich geachtet in ihrem Lande. Da kam der Krieg, ihr Vater ward erschlagen, eine Zeit der Flucht, der Armuth, der Noth brach für sie an, sie gerieth mit ihrer Familie auf türkisches Gebiet, sie ward von den Ihren getrennt, sorgfältig gehalten und heimlich schnell fortgeschafft zu den blauen Gewässern des Bosporus und zur Riesenstadt am goldenen Horn. Es fehlte ihr nicht an kostbaren Gewändern, nicht an Edelsteinen und Geschmeide, sie hatte Dienerinnen, so viel sie wollte, prunkvolle Zimmer, herrliche Bäder und man nöthigte ihr die feinsten Leckerbissen in überreicher Fülle auf — aber sie war eine Gefangene, gefangen in den zauberhaften Gärten, wo die Nachtigallen sangen und die kühlen Gewässer unter Granatbäumen und Magnolien plätscherten, gefangen in ihren goldfunkelnden Zimmern, in den marmorgetäferten Badehallen. Sie wurde gehütet wie eine seltene Kostbarkeit, bewacht von hundert Augen, fern von der Welt, in märchenhafter Pracht und Ueppigkeit, umgaben sie undurchdringliche Mauern, damit sie die sorgenvolle Stirn eines Greises aufheitern sollte, in seinen düster verschleierten Augen einen Strahl des Lichtes wecke und seine Gedanken abhalten möchte von der Politik, die seine Minister trieben. Der Greis ward geblendet von der fürstlichen Schönheit des Weibes, sie aber fühlte sich als Sklavin, und um so tiefer nagte der Gram an ihrem Herzen, weil sie die Bevorzugte geworden war, die Lieblingssklavin des ihr unheimlichen Gebieters, dessen Anblick sie mit bitterem Weh und Furcht erfüllte.

Li-Fong-Pao,

chinesischer Gesandter an den Kaiserhöfen von Deutschland und Oesterreich und an den Höfen der Könige von Holland und Italien.

(Hiezu das Porträt S. 561.)

Das für die Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten Chinas errichtete Amt besteht erst seit dem Jahre 1860, und zwar meist aus Präsidenten des exekutiven Departements, unter dem Vorsitze des Prinzen Kung, des Oheims des regierenden Kaisers Kuangsü, welcher seit Januar 1875 über das mächtige ostasiatische Kaiserreich mit seinen 410 Millionen Menschen herrscht. Seit etwa zwanzig Jahren hat China einen Theil seiner Abgeschlossenheit aufgegeben, hat Handelsbeziehungen mit Europa und Amerika geschlossen und ist bestrebt, etwas von der jüngeren, in vielen wesentlichen Dingen vorgeschrittenen europäischen Kultur anzunehmen. Diese Aufnahme europäischer Wissenschaft in die chinesische Welt wird freilich nur als eine Zurücknahme eigener, in der Fremde nur fortentwickelter Kulturelemente betrachtet; denn im chinesischen Selbstbewußtsein lebt die Ueberzeugung, daß die europäische Kultur nur eine von der chinesischen abgeleitete sei. Und so befremdlich das manchem Europäer erscheinen mag, so sehr viel Wahrscheinliches hat diese Annahme der Chinesen in manchen Dingen. Erst letzthin hat ein deutscher Gelehrter, Dr. Hepke, den Zusammenhang nachgewiesen, den die Lehre des Pythagoras, der in der Mitte des sechsten Jahrhunderts v. Chr. lebte, mit der Weltansicht der Chinesen habe, welche sich bei diesen in den heiligen Tafeln Ho-tou und Lo-chou vorfinden, die der Urheber der chinesischen Staatsordnung, Fou-hi, empfangen haben soll. Gelehrte wie der berühmte Dr. v. Baer von der St. Petersburger Akademie, ferner v. Richthofen haben die Wege festzustellen versucht, auf denen im Alterthum, zu den Zeiten Homer's u. A., die Verbindung der Westvölker mit dem uralten Ostreiche, mit den Hyperboreern, und der geistige Austausch zwischen denselben geführt worden ist. Und so wie wir griechische und kleinasiatische Nachrichten hierüber haben, so wird, nach Richthofen, auch von Seiten der Chinesen ein frühzeitiger wissenschaftlicher Zusammenhang nach Westen angenommen und namentlich behauptet, daß um das Jahr 1000 v. Chr. einer ihrer Astronomen, Tsau-fu, nach Persien gezogen sei, und daß ferner in dem Zeitraum von 770—720 v. Chr. (wo die chinesische Geschichte schon auf ganz zuverlässigen Quellen beruht) eine größere Auswanderung chinesischer Gelehrter nach Nord und West stattgefunden habe. Jetzt hat eine Wiederbelebung dieser früheren Beziehungen stattgefunden, jetzt ist die Zeit gekommen, daß das große Reich des Ostens Gesandtschaften, mit wissenschaftlichen Kräften ausgerüstet, an den Höfen der großen Staaten des Occidents eingerichtet hat, um sich mit unserer Kulturwelt vertraut zu machen. Zu den hervorragendsten Männern, welche Prinz Kung zu dem Zweck erwählte, gehört Li-Fong-Pao, dessen Porträt unser Blatt bringt. Li-Fong-Pao, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, Beamter zweiter Klasse, Ehren-Ministerialpräsident dritter Klasse, Regierungspräsident eines Handelsdistrikts — so lautet die Titulatur des Staatsmannes, welcher bei vier europäischen Höfen von seiner Regierung beglaubigt ist, in dem Berliner diplomatischen Kalender. Hier einige Notizen über den Lebensgang des chinesischen Staatsmannes nach Mittheilungen, welche B. Krauß nach ihm zugegangenen authentischen Nachrichten veröffentlicht hat. Der chinesische Staatsmann wurde 1834 geboren. Sein Vater war ein Gelehrter und gehörte zu den Notabeln der Insel Tsongving. Als er in seinem einundzwanzigsten Jahre den Grad eines Ling-shen erreicht hatte, brach die große Rebellion, in Europa als die der Tai-Pings bekannt, aus. Wie alle Literaten, bei denen die Rebellion keinen Anklang gefunden hatte, stand Li-Fong-Pao auf der Seite der Mandschudynastie, und wir finden ihn 1854 damit beschäftigt, in den Gegenden nördlich vom großen Yang-tsefluß Freiwilligenschaaren zur Unterdrückung der Rebellion in der Provinz Kiang-tse zu werben. Volle zehn Jahre war er in dieser Sache thätig, bis die Einnahme der Stadt Suchan, in der Nähe des Emporiums Shanghai, der Rebellion ein Ende machte. Inzwischen hatte er sich durch eine Uebersetzung des in Amerika erschienenen Coltons-Atlas in's Chinesische ein besonderes Verdienst erworben, indem er dadurch seinen Landsleuten genauere Karten über das Ausland zugänglich gemacht hatte. Im Jahre 1868 betheiligte er sich an der Errichtung einer chinesischen Flotte nach europäischem Muster an der Mündung des Yang-tse; zwei Jahre später finden wir ihn im Arsenal von Shanghai, wo er sich wieder mit Uebersetzungen beschäftigte. Es war hier von der chinesischen Regierung ein Uebersetzungsbureau gegründet worden, in welchem europäische Gelehrte angestellt waren und unter anderen auch der bei der chinesischen Gesandtschaft in Berlin als Dolmetscher funktionirende Dr. Kreyer. Li-Fong-Pao's Vorliebe für deutsches Wissen und Wesen mag wohl auf diese Jahre zurückzuführen sein. Auch seine Kenntnisse hatten sich während dieser Jahre außerordentlich erweitert, so daß er in den Jahren 1874 bis 1876 häufig zum Vortrag in das auswärtige Amt nach Peking gerufen und der Küstenvertheidigungskommission beigegeben wurde. Im Jahre 1876 wurde er Mitdirektor des Fuhtschauer Arsenals. 1877 wieder nach Peking berufen, wurde er mit dem Franzosen Giquel beauftragt, eine Anzahl junger Chinesen nach Europa zu bringen, um dieselben hier technisch ausbilden zu lassen. In dieser Angelegenheit bereiste er alle europäischen Länder. Im Frühjahr 1878 wurde er zum ersten Sekretär der Gesandtschaft in Berlin, im Herbst desselben Jahres zum Chargé d'affaires und im Sommer 1879 zum Gesandten ernannt und in den Jahren darauf auch bei den Höfen von Oesterreich, Italien und Holland beglaubigt. In der Wahl dieses Mannes hat die chinesische Regierung vortrefflich gehandelt. Seine Vorliebe und sein Verständniß für die Kultur Europas hat sich wiederholt gezeigt. Für sein Vaterland arbeitet er unermüdlich besonders dadurch, daß er durch seine Publikationen die Vorurtheile zu beseitigen sucht, welche in China in Folge der langen Abgeschlossenheit gegen das Ausland emporgewuchert sind. Das Bild, das wir von dem Gesandten bringen, ist nach einer Photographie von Wilh. Fechner in Berlin.

D.

Rast einer Proviantkolonne in Jablanica und herbeiflüchtende Landleute.

(Hiezu das Bild S. 560.)

Die Art und Weise des Herbeischaffens von Proviant auf den steinigen Gebieten der Herzegowina, und zwar auf Saumpfaden mittelst kleiner Pferde, Maulthiere und Esel, ist wiederholt besprochen worden, also auch bereits genügend bekannt. Eine Erklärung bedürfen nur die beturbanten Gestalten des Bildes, welche nicht als Türken des herzegowinischen Landes aufgefaßt werden müssen. Vielmehr sind es Christen katholischer Konfession, welche im Aeußern viel mit den türkischen Bewohnern des Landes gemein haben, sowie auch ein großer Theil der jetzigen Mohammedaner ehemaligen Christen, welche zum herrschenden Moslemismus übertraten, entsprossen ist. Die Katholiken, wo sie eingeschlossen in anderen Elementen wohnten, wurden vielfach gezwungen, an den aufständischen Vorgängen theilzunehmen. Wo sie es vermochten, haben sie sich geflüchtet, und auf unserem Bilde ist dargestellt, wie eine Kolonne heranrückt, um sich unter den Schutz der kaiserlichen Truppen zu begeben. Ein Weib reitet in dem hölzernen seltsamen Sattel, der Mann mit der weißen Friedensfahne in der Hand eilt neben dem Thier, das er führt, einher. Die Truppen sind wohl schon von den vorausgestellten Posten avisirt und der Fall ist ihnen nicht seltsam, bringt keine Aufregung hervor. Wahrscheinlich sind auch die Ankommenden nur ein Theil jener Flüchtigen, welche schon in's Hauptquartier vorangeeilt sind und nun nur die Proviantkolonne auf dem Marsche zu passiren haben.

Aus meinem botanischen Garten.

Von **Karl Lehmann.**

Tabak.

Meine Wölkchen vertreiben dem Manne die Wolke des Unmuths;
Drum nicht klüglich, ihr Frau'n, daß den Tabak ihr ihm wehrt.

Papierstaude.

Fern, am Gestade des Nils, der Stätte uralter Gesittung,
Hast du gefesselt das Wort, aber beflügelt den Geist.

Wilhelmsblume.

Möchte, Kornblume, dich anders benennen; gewiß, du erräthst es:
Wilhelmsblume, so laß ferner dich nennen von mir.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 173.

Von Fr. Dubbe in Rostock.

Schwarz.

A B C D E F G H

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Schachbriefwechsel.

Hrn. v. K. in Straßburg. In der Cheney'schen Aufgabe hat 1) D. H 8 — H 4 keinen Erfolg, weil Schwarz L. G 8 n. A 2 antwortet. Frl. Franz. Sp. in Graz. Die Lösung der von Ihnen gestellten Aufgabe ist zu leicht auffindbar, als daß sie zur Veröffentlichung sich eignete. — Hrn. H. K. in Chemnitz; A. in Harburg; Bar. Kl. in Graz; R. L. in Magdeburg; Dr. Gr. in Guttentag; O. T. in Hamburg; Sch. in Kassel; Dr. M. R. in Schmieheim und Schachklub in Zwönitz. Nro. 167 R.

Hrn. F. in Unterneubrunn. In Nro. 167 folgt auf 1) D. B 1 — E 4 †, K. D 5 — E 6; 2) L. H 7 — F 5 †, K. E 6 — F 7. — F. F. in Wasserburg. Ebenso unrichtig ist 1) L. H 7 — E 4 † wegen K. D 5 — E 6. — O. St. in Leipzig. Auch 1) L. H 7 — F 5 führt nicht zum Ziel, weil K. D 5 n. C 6 geschieht, worauf kein Matt erfolgen kann. — H. H. in Solingen. Ihr zweiter Zug in Nro. 167 setzt nicht Matt. — O. L. in Dresden. Von einem achtzügigen Matt bedauern wir keinen Gebrauch machen zu können. — H. R. in Komorn. Nro. 162—165 R. — H. M. in Branitz; A. G. in Magdeburg; F. Sch. in Brünn. Nro. 168 R. Mit Vergnügen gelesen.

Hrn. W. Kr. in Beek. Nro. 165—168 R. — A. Fr. in Ebersbach; W. (past.) in Strehlen. Nro. 163 R. Freundlichen Gruß. — P. Z. in Cairo. In Nro. 164 hat 1) E 2 — E 3 keinen Erfolg. In Nro. 165 ist 1) D. H 6 — F 8 richtig, doch fehlt die Ausführung. — G. H. Kr. in New-York. Nr. 161 R. Weiteres brieflich. — P. F. in Memel und H. Schr. in Hamburg. Nro. 164 und 165 R. — T. in Neuß. Nro. 158 und 162—165 R. — M. Sch. in Leipzig. Nro. 164 und 167 R. Wichtige Varianten der von Ihnen erwähnten Eröffnung enthält das Vierspringerspiel. — Dr. B. in Wolfenbüttel. Nr. 165 R. — R. K. in Berlin. Nro. 163—166 R. — E. Gr. in Stralsund. Nro. 162 R. — H. S. in Eisenberg. Nro. 166 R.

Hrn. H. R. in Prag. Die erwähnte Harrwitzpartie steht im „Kleinen Lehrbuch des Schachspiels" abgedruckt. — Hauptm. v. L. in Neumühl; B. in Schmallenberg; Sch. in Guttentag. Nro. 167 und 168 R. — A. in Graz. In Nro. 164 wird 1) D. H 1 — H 4 durch S. E 1 — F 3 widerlegt. In Nro. 165 folgt auf 1) D. H 6 — F 6 †, K. E 5 n. D 5; 2) K. A 5 — B 6, E 6 — E 5.

Kartenspiele.

(Redigirt von A. Hertefeld.)

Aufgabe Nro. 31.

Skat.

Ein Freund unseres Blattes sandte uns folgende Aufgabe ein: Der Spieler, welcher in Mittel- oder Hinterhand sitzt, hat folgende Karten:

Im Skat liegen:

Der Spieler kann Grand oder das lukrativere „Eichel-Solo" ansagen und wird dasselbe auf folgende Weise verlieren:

Die Vorhand spielt ihre beiden Asse (Grün und Roth), worauf der Spieler seine beiden blanken Zehnen geben muß, während der dritte Mann natürlich Schellen-Aß und -Zehne „talgt", wie wir hier zu sagen pflegen. Die beiden Stiche enthalten drei Asse und drei Zehnen, macht auch 63, und das Spiel ist mit zehn Matadoren (inkl. Skat) verloren.

Ich bin nicht schadenfroh, da ich aber meist so gut wie baar Geld beim Skat bin, so freue ich mich daher doppelt über jedes von anderer Seite verlorene Spiel, ist es doch meist mein einziger Gewinn.

Leider müssen wir dem freundlichen Einsender dießmal den Spaß verderben.*)

Wir stellen die Aufgabe: 1) Warum ist die obige Lösung unmöglich? 2) Wie könnte die Aufgabe richtig gestellt werden?

*) Wir bitten den Einsender, sich hiedurch nicht entmuthigen zu lassen.

Auflösung der Aufgabe Nro. 29.

Skat.

Vorhand hat:

und drei Blätter Grün.

Der dritte Spieler hat:

und vier Blätter Grün.

1. Stich: = 25

2. Stich: = 15

3. Stich: = 23

Summa 63.

Spiel-Briefwechsel.

E. W—n in Posen. Das grüne Dauß anzuspielen, halten wir hier für keinen so groben Fehler. — Ihre Aufgabe ist in der Vorhand doch zu leicht, auch wäre bei dem Risiko ein Grand ohne Vier viel rationeller, dieser kostet nur 60, Eichel ohne Elf aber 96. — Die L'Hombre-Spieler sind seltener, doch wollen wir später auch darauf zurückkommen. Senden Sie uns, bitte, Einiges. — Lösung richtig. Besten Dank.

Fr. Eberhard. Die beiden Karten im vierten Stich sind aus Versehen verstellt. Besten Dank.

Hrn. Wilhelm K...mann in Schwerin. Besten Dank, wird benützt. Weitere Sendung sehr erwünscht.

Oberförster Biedermann. Besten Dank, wird benützt.

Hrn. Franz Söliger, Johanniterstr., Berlin. Nicht für uns verwendbar.

W. S. Unverständlich.

Abonnent in St. Petersburg. Wir bitten nochmals um die gütigst in Aussicht gestellten Regeln des russischen Whist.

Richtige Lösungen sandten: E. R. in Hamburg. Ländl. Skatspieler in Renkvertshausen. Deutscher in Ungarn. H. H. in Wimpfen. Joh Küstner in Böhm. Leipa. Fr. Z. in Lüneburg. Chasseur in Pasewalk. Alexis in Graz. Albert Lettow in Stettin. P. D. in Anklam. Dr. Th. in Berlin. Fritzchen in Hannover.

Bilderräthsel 28.

Auflösung des Bilderräthsels 26:

Wie Wind im Käfige, wie Wasser im Siebe
Ist guter Rath im Ohr der Thorheit und der Liebe.

Briefmappe.

Fr. Herm. Winter in N. Die Buchhandlung von E. H. Schröder in Berlin kann Ihnen das Porträt, die sächsische Archivdirektion in Dresden das Wappen verschaffen.

Frln. Röschen R. in L. Piloty's „Sterbende Mutter" ist nicht vervielfältigt.

Hotelkäufer in T. Es kann unmöglich im Bereiche unserer Kenntniß liegen, ob dieß oder jenes Hotel rentabel ist oder nicht. Wir bedauern daher.

Fr. S. K. Frauen werden nicht unter die Freimaurer aufgenommen, dagegen zu gewissen Versammlungen und Festen eingeladen.

Ch. B. Das Beinkleid wurde schon im Alterthum von den nördlichen Völkern Asiens und Europas, sowie von den Persern getragen. Nach den Hosen der Gallier nannten die Römer das jetzige Frankreich Gallia braccata. Durch die deutschen Völker kamen sie nach Italien. Im Mittelalter waren sie allgemein, aber zusammenhängend mit den Strümpfen.

Hauslehrer in Kirrimaggi. Den Namen des Malers haben wir in keinem Künstlerlexikon finden können. Die Bildnisse kann Ihnen wohl E. H. Schröder's Kunsthandlung in Berlin, 91 Wilhelmstraße, verschaffen.

Hrn. Rich. B. in Algier. Deutschland verpflichtete sich bei der Gotthardbahn zu 20, Italien zu 45 und die Schweiz zu 20 Millionen Franken Subvention à fonds perdus.

Hrn. Fr. v. d. L. Das „Handbuch" zum Grafenkalender, Gotha, Perthes, ferner Ledebur's Preuß. Adelslexikon, 1854, Kneschke's Adelslexikon dürften Ihnen das Material an die Hand geben. Auch würde Hr. von der Becke-Klüchzner in Stuttgart weitere Recherchen anstellen können.

H. W. 1863 in St. Kurzsichtigkeit — nein. Oblaten — nein. Regenwasser. Tintenflecke aus Leinen: Man löse Kleesalz (giftig!) in heißem Wasser in einem Porzellangefäß auf, tauche den Fleck hinein, streue fein geraspeltes Zinn darauf, und sobald nach dem Hinundherbewegen des Zinnspans der Fleck völlig verschwindet, wasche man fleißig mit reinem Wasser nach.

Hrn. Lehr. Schulz in Tschaus. Ihre Auskunft, daß „Wenn sich zwei Herzen scheiden", von Em. Geibel sei, dankend notirt.

Frln. Karola M. in W. Die Zahl der Ue. ist bereits Legion: wir haben allein mehr denn hundert zur Verfügung. Auf diesem Boden ist also wenig Aussicht.

Fechter von Ravenna. „Es stinkt in der Fechtschule", ist ein deutsches Sprüchwort, jetzt nur noch in Frankfurt a. M. und in Rheinhessen zuweilen angewandt; im Mittelalter war es dagegen vielfach im Gebrauch. Man will damit sagen: es steckt etwas Uebles dahinter, es ist etwas versehen worden, die Sache geht schief. Das Wort treffen wir im ähnlichen Sinne öfter an. Wie die Poësie im sechzehnten Jahrhundert von den Höfen der Fürsten in die Städte zog, erschienen gleichsam als Abglanz der ritterlichen Turniere dort auch die bürgerlichen Fechtschulen. Sie wurden von den Obrigkeiten gepflegt und von den Kaisern nicht selten mit außerordentlichen Freiheiten begnadet. Einige gelangten zu hoher Berühmtheit, wie z. B. in Frankfurt a. M. Mit der Errichtung der stehenden Heere verlor sich nach und nach die Lust im Bürger- und Handwerkerstande hieran. Oft gingen die ursprünglich ungefährlichen Fechtübungen zu blutigem Ernst über und ist jedenfalls in Bezug hierauf das Sprüchwort entstanden.

Hrn. A. K. in S. Solche Beurtheilung von Kupferstichen ist Sache der Händler. Wenden Sie sich an die Kunsthandlung von Lepke in Berlin.

Hrn. E. H. in Bockenheim. 1. St. J. 2. Ja. 3. Nein. 4. Nein. 5. Nein. 6. Unverständlich.

Frln. J. H. S. In Deutschland in verschiedenen Staaten, z. B. in Baden. In Oesterreich wohl kaum. Die allgemeinen Wissenschaften, namentlich Geographie.

Hrn. N. S. in Jassy. Der Erfinder der Uhr ist A. v. Löhr, Maschineningenieur in Wien, 42 Praterstr.

Hrn. H. K. in S. Senden Sie Ihr Manuskript an das Literarische Bureau von F. C. Entrich in Berlin, 88 Königstraße.

Mehrere alte Abonn. in Crimmitzschau. Die Griechen und Römer kannten sie schon, doch stammt die eigentliche Ausbildung erst aus der Zeit der Reformation. Dieß Thema ist nicht mit wenigen Worten auszuführen; wir verweisen Sie deßhalb auf das Wort Name im Konv.-Lexikon.

Hrn. Ed. T...k in Rodenberg. Die sub 13 auf dem sächsischen Jagdscheine angeführten kleineren Vögel, zu denen Wachteln, Schnepfen, Bekassinen und wilde Tauben nicht gehören, sind in Sachsen vom Jagdrecht ganz ausgenommen und durch das Gesetz vom 22. Juli 1876 (§. 1) geschützt. Dagegen verordnet der §. 4 desselben Gesetzes: „.... sowie für diejenigen Vögel, welche im Inlande nicht nisten, besteht keinerlei Schon- und Hegezeit." Der Zusatz auf der Jagdkarte sub 13: „auch wenn sie im Inlande nicht nisten," ist im Gesetze selbst nicht auffindbar. Sie werden also zugestehen, daß eine Klärung hier dringend nöthig erscheint.

Hrn. C. W. in P. Mit Benzin. Wenden Sie aber große Sorgfalt an, weil es gefährlich.

Hrn. F. F. in Wien. Wir glauben nicht.

Hrn. W. O. in Worms. Wir kennen das Institut nicht und verweisen Sie an das Milit.-liter. Bureau von G. Pavel, Berlin, Grimmstr. 1.

Hrn. G. Fl. in Dr. Nicht ohne Schwung, aber nicht neu in den Gedanken.

Hrn. L. N. in Berl. Wir wüßten kein anderes Mittel, als das Sigellack recht kalt zu machen, daß man es abspringen lassen kann.

Hrn. J. K. in N.-Y. Es gibt wohl kein anderes Mittel, als annonciren. Auf diese Entfernung ist es doch ein Wagniß für ein Mädchen.

Hrn. H. B. in Wiesbaden. Wenden Sie sich an den Ruderklub in Frankfurt a. M.

Hrn. E. F. in Frankfurt a. M. Orplid ist ein Phantasiename aus E. Mörike's „Maler Nolten".

Frl. Erna L. Franzos wohnt Wien I., Schulhof 4.

Mammongierige. Allerdings gibt es solche Zeitungen, aber sie haben eben meist in diesem Zweige ihre ständigen Mitarbeiter.

Hrn. Dr. Fr. N. in Wien. Man hat bislang immer den angeführten Satz als die Summe alles Blödsinns bezeichnet; Ihre Zuschrift zeigt uns aber, daß man durch kühne Phantasie in das scheinbar Unsinnigste Sinn zu bringen vermag.

Hrn. H. W. in H—g. In unserer Zeitschrift: „Illustrirte Romane aller Nationen" bringen wir Uebersetzungen ausländischer Gedichte. O primavera uns nicht bekannt.

Hrn. R. M. in Zittau. In Goedecke, Grundriß der Literatur, Bd. 2 S. 866—908, finden Sie die Briefe Goethe's verzeichnet. Viehoff, „Goethe's Leben", und Goedecke, „Goethe's Leben".

Hrn. E. S. in Guben. Die alte Börse in Antwerpen ist 1858 abgebrannt: ihre Inschrift haben wir vergeblich gesucht.

Hrn. Herm. Z. in K. „Der Einjährige Freiwillige", Berlin, Liebel, ℳ 1. 80.

Hrn. S. in Olm. „Die Violinschule" von Baillot, Rode & Kreuzer, bearb. von Wichtl, Offenbach, André.

Hrn. W. R. in L. Wenn auch Heine „mir" hat, scheint uns „mich" richtiger; wenn Sie „mich folgen" daraus als nothwendige Konsequenz ableiten, so ist das — unberechtigt, jedenfalls ohne Logik.

Briefmarken in Prag. Ihren Zweck dürften Sie am besten durch ein Inserat in unseren beiden Journalen erreichen.

Armer kleiner Eisbär. Ein bischen Koketterie darf wohl dabei sein und wird wohl auch dabei sein: wir wünschen nur den besten Erfolg. Woher die Verse sind: „Si vous n'aviez rien à me dire, Pourquoi venir auprès de moi? Pourquoi me faire ce sourire, Qui tournerai la tête au roi!"? — Vielleicht weiß es einer unserer Leser und auch, ob das Gedicht noch mehr Verse hat. — Karl XII. war ein Feind der Frauen, und darum auch nie vermählt.

Hrn. Major von G. in Sch. Hüttmann, Unterricht im Aufziehen der Tapeten, Weimar, Voigt, dürfte Ihnen dienen.

Ida Hölzer in Königsberg. Reinhadt in Zörbig. Klotilde Faßbender in Penzing. Hans Huckebein und Tante Lotte in X. Adolph Rosenthal in Lodz. Max Freundmann in Breslau. H. Brettmann in Hannover. A. Cramer in Elberfeld. Adolf Zaspel in Dresden. Lina Baumann in Lenzburg. Leutert und Kühn in Hilmsdorf. Cohna in Samotschin. Wilhelm Bundschuh in Mannheim. Viktoria Navawiz in Braila. J. Meyer in X. Ed. Lustig in Zbarlarie in Böhmen. Mathilde Höflinger in Darmstadt. Amalie Lisse in Frankfurt a. M. L. in Gl. O. Cunh in Paris. A. Roßmenith in Wien. Jachnow in Dechen. Ihre Lösungen sind richtig.

Die Anfragen haben sich in letzter Zeit so gehäuft, daß wir mit dem besten Willen nicht Schritt halten können. Wir bitten deßhalb um einige Geduld.

Die Red.

Gesundheitspflege.

Hrn. D. P. in Verona. Für die in dem Inseratentheile enthaltenen Ankündigungen ist die Redaktion nicht verantwortlich. Das fragliche Mittel ist nicht zu empfehlen.

Hrn. Lehrer L. in Gemirren. Die Wasserheilanstalt zu Nassau genießt eines hervorragenden Rufs. Das Büchlein von Dr. Runge, welcher vortreffliche Arzt leider der Wissenschaft und der leidenden Menschheit vor mehreren Wochen, im besten Mannesalter stehend, durch den Tod entrissen wurde, führt den Titel „Die Kaltwasserbehandlung" und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Frau K. in England. Ohne Sie gesehen zu haben, nicht möglich zu beurtheilen.

Besorgte Mutter in H. Ovariengeschwülste werden unter günstigen Umständen durch eine Operation radikal beseitigt und sind die Gefahren in Folge der modernen Wundbehandlungsmethoden gegen früher bedeutend gemindert. Von Soolbädern ist wenig Erfolg zu erwarten.

Hrn. Wilhelm G. in Sz. 1) Die geschilderten Schwächezustände nach überstandenem Typhus werden bei geeignetem diätetischem Verhalten in Bälde schwinden. 2) Ein derartiges Leiden ist nicht erblich.

Hrn. J. B. in H. Das Friedrichshaller Bitterwasser entquillt der Erde bei der früheren Saline Friedrichshall (Sachsen-Meiningen) und zeichnet sich durch seine hervorragenden Bestandtheile an schwefelsauren Salzen und Chloriden aus. Dasselbe steht in seiner Wirksamkeit in keinerlei Weise den ungarischen Bitterwassern nach, ist im Gegentheil für manche Fälle, insbesondere da, wo sein hoher Kochsalzgehalt mit in Wirksamkeit treten soll, den genannten Mineralwassern vorzuziehen. Die Vernachlässigung des erwähnten abführenden Wassers, gegenüber den ungarischen Bitterwassern, ist durchaus unmotivirt und stellen wir dasselbe jenen Naturprodukten zum mindesten ebenbürtig an die Seite.

O. H. in Treptow. Hie und da vorkommende kleine weiße Fleckchen auf den Fingernägeln lassen sich nicht beseitigen.

A. B. in Ch. Geheimmittelschwindel!

P. D. in Rußland. Die Möglichkeit einer Heilung des fraglichen Leidens ohne Quecksilberpräparate ist nicht in Abrede zu stellen. Welche Heilmethode die geeignetste sei, hängt von der Natur des Falles ab.

Anna in Richenburg. Zu „delikat" für eine Beantwortung!

Hrn. M. G. in Breslau. Ueber ein derartiges chirurgisches Leiden läßt sich nur nach eingehender ärztlicher Prüfung ein Urtheil fällen.

Hrn. K. A. in Dresden. Sie müssen das Tanzen absolut aufgeben, wenn Sie nicht noch größeren gesundheitlichen Gefahren sich aussetzen wollen.

Hrn. J. B. in Brünn. Jeder Friseur kann Ihnen die gewünschte Auskunft ertheilen.

Dr. St.

Redaktion: Dr. Edmund Zoller in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Ueber unsere Festschrift:

„Fünfundachtzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg, ein Menschen- und Heldenbild unseres deutschen Kaisers von **Oskar Meding,** mit 37 Illustrationen nach den von des Kaisers und Königs Majestät Allergnädigst zur Benützung verstatteten Aquarellen als Festgabe für das deutsche Volk herausgegeben von **Carl Hallberger"**, schreibt

Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung: „Eine wahre Festgabe für das deutsche Volk. Läßt schon die äußere Ausstattung den ernsten Charakter der Schrift erkennen, so kann dieß mit um so größerem Recht von dem Inhalte gelten, denn von der ersten Zeile angefangen bis zum Schluß weht uns ein von echt patriotischem Geiste für unser Herrscherhaus getragener Hauch entgegen, und liebe, traute Bilder der Erinnerung ziehen an unserem Auge vorüber. Wir können diesem Buche nur die weiteste Verbreitung wünschen, da es als ein Familienbuch im vollsten Sinne des Wortes angesehen werden kann."

Der **Hamburgische Korrespondent:** „Diese wahrhaft prächtige Festgabe sei allem Volk auf's Beste empfohlen; namentlich eignet sie sich zur Vertheilung in Schulen, in patriotischen Vereinen; vor allen Dingen wünschten wir sie in den Händen aller deutschen Knaben und Mädchen, um ihren Herzen die Liebe zu dem greisen Heldenkaiser und zum gemeinsamen Vaterland einzuprägen und großzuziehen. Der niedrige Preis, zwei Mark, ermöglicht der Festschrift die weiteste Verbreitung."

Die **Saale-Zeitung:** „Wir können das Buch, ganz abgesehen von seiner trefflichen, des großen Zweckes würdigen Ausstattung, auch seines Inhalts wegen nur dringend empfehlen."

Die **Breslauer Morgenzeitung:** „Ein anziehendes und instruktives Bild der Lebensbahn unseres Heldenkaisers im Verlauf von fast drei Menschenaltern. Wir empfehlen dieses in jeder Beziehung schön ausgestattete Werk als wirkliche Festgabe. Der bescheidene Preis von nur zwei Mark wird dazu beitragen, dasselbe schnell populär zu machen."

Der **Kurier für Niederbayern:** „Eine Festschrift in wahrhaft glänzender Ausstattung, mit vaterländischer Begeisterung niedergeschrieben, namentlich unseren patriotischen Vereinen auf das Angelegentlichste als Gedenkblatt empfohlen. Der Preis von zwei Mark ist außerordentlich billig."

Das **Hannover'sche Tagblatt:** „Diese Festschrift übertrifft unsere hochgespannten Erwartungen noch um ein Bedeutendes. Sie ist in Bezug auf Text und äußere Ausstattung in der That eine hervorragende Publikation und in beiden Richtungen so nobel gehalten, daß wir sie unseren Lesern auf's Wärmste empfehlen dürfen."



48. Band.
Vierundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1881—1882.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Die Trovatella.

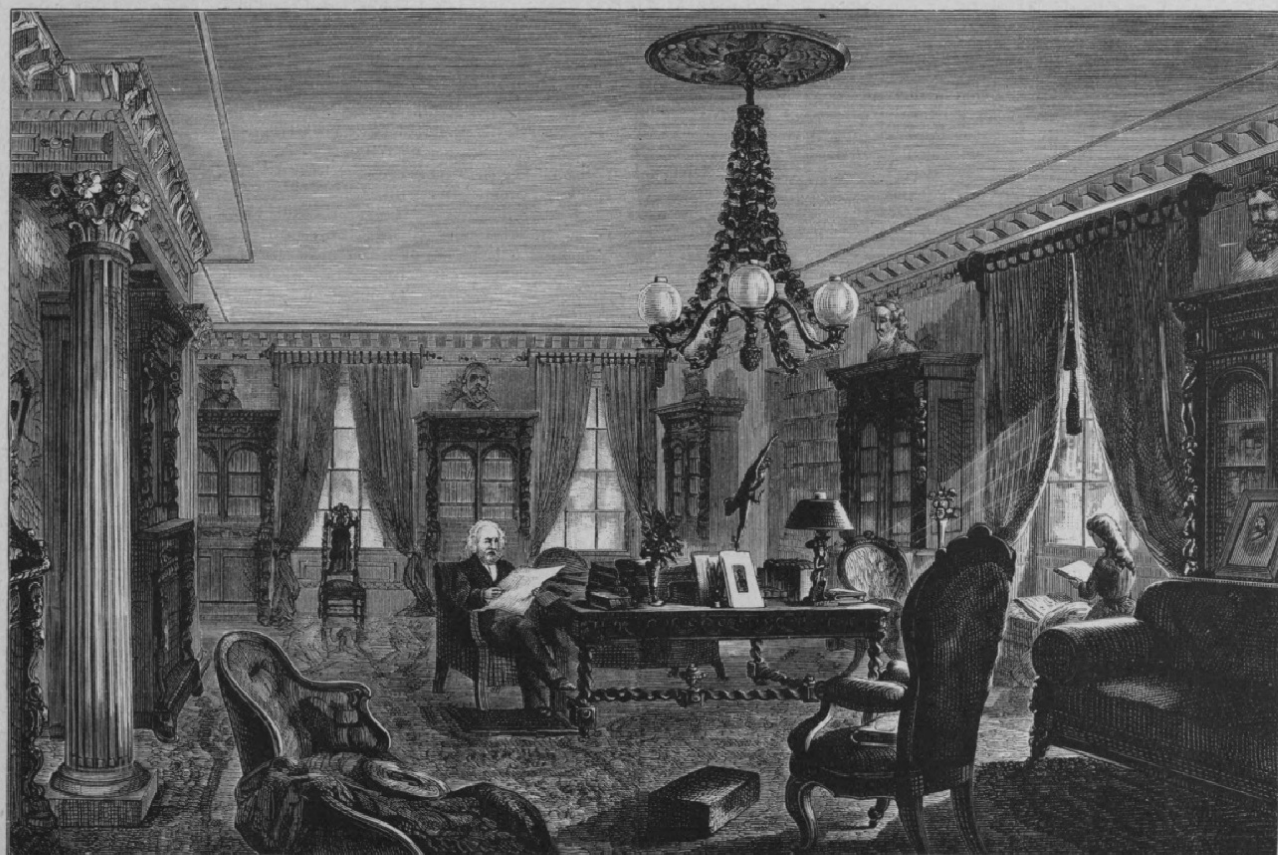
Novelle von

Alexander Baron von Roberts.

(Schluß.)

Neben der Kirchenpforte fand sich eine kleine, vergessene, halb zusammengesunkene Thüre, die stieß Benetto auf und dann tasteten sie ein paar Stufen hinab in den Garten. Das Unkraut trieb hier in üppigem Gewirre, den übrigen Theil des Gartens verbergend, und das Geranke von wildem Wein, Brombeeren und Winden, das von der Mauer wie ein dichter Schleier herabwucherte, bildete einen gesicherten Versteck, in den nur die Sonne mit huschenden Lichtern hereinschaute. Ein Stück antiker Säule lag dort im hohen Kraut, darauf ließ Benetto sich mit der Mutter nieder. — In bangem Schweigen saßen sie eine Weile, nur das Donnern des Meeres redete überlaut wie eine ungeheure Mahnung. Als die Mutter endlich mit ihrem Bekenntniß begann, mußte Benetto scharf zuhören, daß er sie verstand. Ihre Stimme klang seltsam tonlos und heiser.

„Ich war nicht glücklich mit Deinem Vater — anfangs nicht; es ist nicht wahr, wie es in den Liedern und



H. W. Longfellow in seinem Arbeitszimmer. Nach einer amerikanischen Skizze.

Rispettis heißt, daß das heilige Sakrament der Ehe ein Balsam sei für alle Wunden des Herzens. Denn mit der Ehe erst lernt' ich das Leid kennen. Es war wohl eine Strafe, daß ich seiner zu heftig begehrt in Blicken und in Gedanken. Viele hatten sein begehrt, denn Dein Vater war schön und verwegen, aber Die wußten's zu verbergen, so daß es ihn reizte und er seinen Trotz aufsetzte, sie zu gewinnen! Mich hatte er kaum beachtet, und wie es nun ausgemacht wurde zwischen meinen Eltern und den seinen, daß keine Zweie auf der weiten Welt besser zusammenpaßten als er und ich, da meint' ich, ein ganzer Himmel fiele mir in den Schooß. Gewiß, ich war nicht häßlich, und ich dachte ihn zu zwingen, daß er mich dennoch lieben sollte. Und es ist wieder nicht wahr, daß eine wahrhaftige Glutliebe ein fremdes Herz zu bannen vermag, wie etwa die Sonne den Schnee schmilzt auf den Bergen. Nein, wir waren nicht glücklich — später freilich . . . o, er verzeihe mir's, daß ich ihm das nachhalte über das Grab hinaus — Gott der Herr schenke ihm die ewige Seligkeit!

„Ich saß in Thränen und die Eifersucht peinigte mich mit glühenden Zangen. Denn er wollt' es nicht lassen, seinen Saltarello zu tanzen mit anderen Weibern; in den Nächten konnte man seine Liebeskanzonen vor allerlei Fenstern hören. Er war eitel und verstand sich auf Beides, seinen Lohn wußt' er schon einzuheimsen. Das hätte sich gelegt mit der Zeit, und es war Alles wohl nur ein flüchtig Spiel. Da aber fiel eine Leidenschaft über ihn, heiß wie die Lava vom Vesuv. Ehe man nach Atrani kommt, etwas abseits vom Wege, stand eine Osteria, ‚zur Rose von Bengalen'; die Wirthin selbst nannten sie so, davon hatte das Haus den Namen weit und breit; ihre Schönheit war eine gar absonderliche, eine Haut von Alabaster, sagten sie, meerblaue Augen mit einem Malocchio wie eine Inglesa, dazu ein rabenschwarzes Haar — ein Madonnengesicht, aber der Teufel saß ihr im Herzen. Er war nicht der Erste und Einzige, den sie in ihre Netze fing. Und es geschah ihm ganz recht, wie er da seinerseits in der Eifersucht brennen mußte, denn es gab Streit genug unter den Nebenbuhlern: ‚Wenn doch der Wein so billig wäre in der Rose von Bengalen wie das Blut!' hieß es. Einmal brachten sie ihn heim, schwerverwundet, aus einer wüsten Coltellata; lange dauerte es, bis es gewiß war, daß er davonkomme. Und wie er in der Genesung war und sein Herz weich und zugänglich, da glaubt' ich ihn zu bekehren mit Bitten und mit Thränen. ‚Eine gottverlassene Hexe!' rief er einmal mit geballten Fäusten, die Thränen stürzten ihm aus den Augen und er gelobte bei allen Heiligen, nicht mehr hinzugehen. Da that er seine erste Ausfahrt zur See, er sollte am Abend wieder heim sein. Aber er kam nicht! Da wußte ich's! Machte mich auf, heimlich am Abend, merkte nichts von dem weiten Weg, so kocht' es in mir vor Zorn und Schmerz. An dem Fenster der Osteria stand ich und schaute in die Stube. Die war hell. Danielo saß am Tisch und sie, diese Rose von Bengalen, stand vor ihm, gegen das Licht, hochauf und üppig. Ich sah nur seine Augen, groß, wie eine ungeheure Glut, in dem abgemagerten Gesicht — die sagten Alles. Ich hörte nicht, was sie sprachen, es war ein Flüstern — jetzt entfernt sie sich langsam nach der Thüre zu, jetzt dreht sie sich noch einmal um, geschmeidig wie eine Schlange, und ihre Augen, ihre Teufelsaugen winken ihm. Bald darauf hob er sich und folgte ihr. Ich stand da, starr, wie in einer Lähmung — auf dem Tisch da drinnen lag ein Messer, spitz und blinkend — das stiert' ich an. Ich konnte nicht anders, mußt' es anstieren. Auf einmal fuhr mir ein Gedanke in die Brust, scharf wie das Messer selbst. ‚Alle Heiligen des Himmels!' rief ich und der Athem verging mir, so furchtbar war der Gedanke — die Hausthür war angelehnt, ich brauchte nur einzutreten, das Messer vom Tisch zu nehmen und mit diesem Messer — nun ja, mit dem Messer Denen dort zu folgen — und ich that's — schlich hinein, trat bis an den Tisch heran, nahm das Messer auf — da überfiel mich ein heftig Zittern und ein anderer Gedanke schlug dazwischen: war er doch der Vater meines Kindes, das mir der Himmel binnen Kurzem schenken sollte — das Messer ward mir wie ein glühend Feuer in der Hand und ich warf es zu Boden.

„Bald darauf genas ich eines Mägdleins, und wie er da neben mir stand und das zappelnde Ding in Armen hielt, da konnt' ich's nicht lassen und sagt' es ihm:

„‚Danielo, dem Kindlein dort verdankst Du's, daß Du noch lebst!'

„‚Wieso?' fragte er verwundert. Und ich erzählt' ihm Alles. Keine Miene verzog er, aber wie er das Kleine wieder auf's Bett legte, sah er mich scharf an: „‚Schade,' sagt' er, ‚daß Du's nicht gethan, Spinetta — man hätte gesehen, daß Du Temperament hast und Leidenschaft — ich liebe die Weiber, die Blut in den Adern haben — ja, die lieb' ich!'

„Seltsam, welche Freude er an dem Mägdlein hatte. Es war ja ein prächtig Ding. Wenn er heimkehrte, war sein erst Begehr nach ihm, was er an Zärtlichkeit hatte in seinem Herzen, das schüttet' er da aus. So hofft' ich, daß es noch ein Kitt würde zwischen ihm und mir. Aber die Leidenschaft ist wie ein Vesuv, eine Zeitlang dampft es nur, dann bricht es in hellen Flammen aus. So eine Lava kam wieder über Danielo, dießmal stärker als je. Es ward ein Gerede bei den Leuten, Viele wollten mir übel, die spotteten meiner, bis ich's nicht mehr tragen konnte! Da mir mein Flehen und mein Gebet nichts geholfen bei den Heiligen des Himmels, so sollt' es mit einem Teufelswerk versucht werden! Ein Teufelswerk wider das andere! — Droben in der Mühlenschlucht gab es eine Alte, die in allerlei Weissagungen und Zauberei geschickt war. Ihr Mann war ein Feuerwerker gewesen, der bei einem Fest in Neapel mit einer Explosion aufflog, sie sagten, er hätte dem Gottseibeiuns seine Seele verschrieben. Zu der ging ich, erzählt' ihr mein Leid.

„‚Ach, die Rose von Bengalen,' sagte sie, ‚das ist eine von den Unseren; hört, wenn er Der in die Hände gefallen, so lösen wir ihn nicht so leicht. Die nährt sich von anderer Weiber Herzweh; gegen Die hilft kein Tränklein und keine Besprechung. Hört, hat Euer Untreuer irgend etwas, das er besonders liebt?'

„‚Gewiß, unser Mägdlein . . .' sagt' ich und erschrak.

„Sie besann sich, dann glotzte sie mich an mit ihren grünen Augen.

„‚Das Kindlein könnte uns helfen,' sagte sie. ‚Wenn Ihr's vor ihm versteckte eine Weile, daß er nicht weiß, wo es geblieben — am sichersten brächtet Ihr's — wartet nur, ja, am besten brächtet Ihr's unter in einem Findelhaus — in Salerno ist so eins . . .'

„‚Sangue di Dio!' rief ich. ‚Nie und nie! Hackt mir doch lieber einen Finger ab, ehe ich das thue.'

„Sie aber that an einem Tränklein rühren, das über dem Feuer stand und blau leuchtete.

„‚Was ist daran?' meinte sie. ‚Holt Ihr's ja doch wieder — kann Euch nicht anders helfen, das Kind muß über die Drehlade — in's Findelhaus, sag' ich, nur das allein hilft Euch.'

„Ich fuhr auf wie gestochen.

„‚Bleibt mir von meinem Mägdlein!' rief ich. ‚Alles, nur das nicht!'

„‚Ihr sollt schon wiederkommen,' meinte sie, aber ich lief davon.

„Ah, Benetto, ich kam doch wieder, und hatte so dagegen gekämpft! War es denn etwas so Fürchterliches, das Kind auf ein paar Tage den Schwestern im Findelhaus anzuvertrauen? Man holt's ja wieder!

„‚Nun?' sagte die Hexe. ‚Ich wußte, daß Ihr wiederkämet,' sagte sie.

„‚Wie lange muß es bleiben?' fragt' ich.

„‚Bis die Rose von Bengalen Euren Mann losgelassen,' sagte sie, ‚lange währt das nicht. Am kommenden Dinstag ist eine Mondsfinsterniß' — und dabei rührte sie in ihrem Kesselchen, als müßte sie die Finsterniß selbst zurechtbrauen — ‚vier Stunden nach dem Ave beginnt sie, da müßt Ihr's hintragen . . .'

„Und ich that's! o, ich that's! Ich konnte nicht anders, es war ein Teufel über mir! Riß mein Einziges vom Herzen, wahrhaftig, und bracht' es hin. Ich war ein Ungeheuer, kein Thier aus der Wildniß thäte dergleichen! — Spät am Abend schlich ich mich fort mit dem Kinde, stieg den Berg hinan, der Mond war wirklich mit einem grauen Schleier verhangen und — und — nun ja, legt' es in die Drehlade — nein, nahm es wieder heraus — und legt' es doch wieder hin — es war naß von meinen Thränen — da ging die Glocke, ich weiß nicht, ob ich selbst geläutet, ich war außer mir — stammelte ein Ave nach dem andern — aus der Lade hör' ich's noch wimmern — springe hinzu, will's aufraffen, da wird die Lade gedreht — es war fort, fort, fort! — Und da kam ein Schrei aus meiner Brust, so laut und so furchtbar, ich meinte, mir wäre das Herz gesprungen mit dem Schrei da. Und ich sank zusammen. — Sieh' mich nicht an, Benetto, ich weiß, ich war ein Ungeheuer, kein Thier thäte so etwas.

„Da ich's wieder holen wollte . . . nein, laß mich einen Augenblick. Es ist mir, als geschähe das Alles heut noch einmal; ich wollte, ich könnte aufschreien wie damals . . ."

Mit ineinander gepreßten Händen saß sie da, ihre Augen waren geschlossen und das Sonnenlicht, das durch die Zweige brach, irrte über ihr fahles Antlitz. Dann plötzlich, als müßte sie sich Erleichterung verschaffen von der Wucht der Erinnerungen, begann sie in einer schnellen, Satz für Satz gewaltsam ausstoßenden Redeweise:

„Es hatte ja geholfen, das schändliche Mittel der Hexe! Wie Dein Vater nach Hause kehrte von einer längeren Ausfahrt, fand er mich im Fieberfrost.

„‚Wo ist das Kleine?' war seine erste Frage, und dann erst: ‚Was fehlt Dir, Weib?'

„Keine Antwort, als mein Stöhnen.

„‚Was ist geschehen?' schrie er. ‚Todt unser Kind? Todt?!'

„Aus seiner Angst wußt' ich erst, wie sehr ich ihn am Herzen getroffen. Ich schüttelte den Kopf und hatte auf all' seine Fragen nur meine Thränen. Da es nun einmal dieß Opfer gekostet, wollt' ich's auch durchführen zum Ende. Einmal nur warf ich's ihm hin:

„‚Du meintest, ich sollte zeigen, ob ich ein Temperament hätte — da ist es, Danielo!'

„Er fuhr auf, wollte mich zwingen mit Gewalt, daß ich sagen sollte, was ich mit unserem Kinde angefangen. Da merkt' er, wie sehr ich im Fieber lag, und bekam erst einen neuen Schreck, als hätte ich dem Kinde noch ein viel schlimmer Leid angethan, als bereits geschehen. Von da ab lag ich am Tode viele Tage lang. Als ich wieder zu mir kam, da saß er vor meinem Bette. An seinen Mienen merkt' ich, auch ohne daß er mir's sagte, wie er gesorgt um mich, vielleicht auch gebangt. Und nun sagt' ich's ihm, was mit unserem Kinde geschehen, daß ich's verborgen, und warum ich's gethan. Nur das Wohin, das bracht' ich nicht über die Lippen, es überfiel mich eine große Scham. ‚Er wollt' es holen, gleich auf der Stelle!' rief er.

„‚Nein, nein,' sagt' ich, ‚das hol' ich uns selber, bald, sowie ich aufgestanden, Danielo!'

„‚Das Mittel wäre nun überflüssig!' sagt' er und griff nach meiner Hand, die seine zuckte nur so.

„‚Verzeih' mir!' sagt' ich.

„‚Nein, verzeih' mir Du!' rief er. ‚Aber ich war damals wie behext!'

„Nach ein paar Tagen macht' ich mich auf, um mein Kind aus dem Findelhaus zu holen. Heimlich wieder, am Abend, daß mich Niemand sähe. Ah, und wie flog ich dießmal den Berg hinan! An der Glocke riß ich, die Pförtnerin sah mich erstaunt an, hielt mich zurück und zuckte die Achseln.

„‚Gute Frau,' sagte sie, ‚Ihr thätet besser, ein paar Wochen später wiederzukommen, wir haben die Blattern im Kloster . . .'

„Ich ward eiskalt vor Schreck und mußte mich festhalten.

„‚Die Blattern . . .' stammelt' ich, ‚und auch die Kleinen . . . sagt, auch die Kleinen . . .'

„‚Ach, die armen Dinger,' klagte sie, ‚wie sollen die das überstehen! Es ist ein Jammer, anzusehen! Seid so gut, Sora, und kommt ein andermal wieder,' meinte sie.

„‚Mein Kind will ich haben!' rief ich ganz außer mir.

„Bald darauf ward ich von zwei Schwestern in einen Saal geführt, darin standen viele kleine Betten. Und von einem Bett lief ich zum andern. Die Köpfchen fuhren erschreckt aus dem Schlaf. Dann kam ein leeres Bett und noch ein leeres — und noch mehrere leere Betten — die eine der Schwestern nickte traurig — und weiter, weiter, von Bett zu Bett und immer nichts von meinem Kind! In dem letzten lagen Zweie mit den Aermchen verschlungen, die rüttelt' ich auseinander, ich mußte ihre Gesichtchen sehen — nichts von meinem Kind! Nichts!

„‚Und die leeren da?' rief ich in meiner Angst.

„‚In den Krankensaal dürft Ihr nicht!' sagten die Schwestern.

„‚Ich muß! Laßt mich!' rief ich. ‚Laßt mich zu meinem Kind! Ich muß es sehen!'

„Da war ein anderer Saal, auch mit Betten — aber es ging ein leises Wimmern darin und Winseln — und an's erste Bett — heiliger Gott, es war fast nichts zu erkennen von einem Gesicht, so hatten die Blattern es entstellt — war das mein Kind? Ich riß der Schwester die Lampe aus der Hand — leuchtete in das Gesichtchen — nein, das war's nicht! — Und ein zweites Bett — das auch nicht! — Weiter, weiter! — in dem einen Bett lag eines still, ohne Athem — da flüsterten die Schwestern zusammen, knieten nieder und sprachen ein Gebet.

„Todt?!' schrie ich — stürzte auf's nächste Bett. Weiter, weiter in der ungeheuren Angst — stiert' ihnen Allen in die Gesichter, die waren so gräßlich zugerichtet — Einige weinten laut, so stiert' ich sie an — und nichts, immer nichts! Da waren noch drei Betten — jetzt nur noch zwei — und da — da das letzte! Hin sank ich — nein, ich raffte mich von Neuem auf. Noch einmal stürzt' ich von Bett zu Bett, konnt' ich mich doch geirrt haben in der Angst — das Gesicht meines Kindes konnt' ich nicht erkannt haben unter den Blattern — gewiß es war da, ich hatte nicht scharf gesehen.

„Gebt mir ein heller Licht!' rief ich.

„Kommt, es ist nicht darunter,' sagten die Schwestern.

„Es ist doch darunter!' schrie ich — da, in dem einen Bett schlug Eines die Augen auf — zwei große braune Augensterne wie die meines Kleinodes — nein, und doch nicht! — Ja, dennoch! — Und ich hielt's: mein Kind, ah, mein Kind, mein Kind! — Und nahm es aus den Kissen, drückt' es an mein Herz, und meine Thränen rannen heiß über sein Antlitz.

„Um Christi Jesu willen, laßt es liegen!' geboten die Schwestern.

„Nein, ich laß es nicht!' rief ich, wollte mit ihm forteilen.

„Bedenkt, daß es in der Genesung ist, und es wäre sein Tod . . .' sagten sie.

„Gut, dann will ich bei ihm bleiben, bis es gesund ist,' sagt' ich.

„Das sollt Ihr!' beruhigten sie.

„Und wie ich das Ding noch in den Armen hielt, begann es zu weinen — ein so eigenthümliches Weinen, das durchschauerte mich — heiligste Madonna und alle Heiligen im Himmel, so weinte mein Kind nicht! Nicht mit dem Ton! Sein Weinen kannt' ich — das kennt eine Mutter! — Und ich horcht' und horchte! Ich bebte so stark, daß sie mir das Kind aus den Armen nehmen mußten.

„Das ist's nicht! Das ist's nicht!' schrie ich — und dann war's vorbei!

„Wie ich nach Hause gekommen, weiß ich nicht; eine von den Schwestern hatte Mitleid und geleitete mich. Dann ging es mir von Neuem an's Leben viele Tage lang. Unser Kleinod, das war dahin; Danielo war auch noch droben gewesen im Kloster, er hatte, wie ich, alle die Betten gemustert und nichts von unserer Kleinen gefunden. Mußte es nicht todt sein? Und als das Blut des heiligen Januarius in Neapel wieder zu fließen begann, da thaten wir eine gemeinsame Bittfahrt, barfuß, daß wir durch das Blut erlöst würden von unserer Schuld. Ja, das Blut des Heiligen half uns Beiden, daß Friede und Treue zwischen uns blieb. Dann kamst Du zur Welt, bald aber verschlang Deinen Vater das Meer und ich war allein mit Dir."

Sie endete mit einem schweren Seufzer. Und nun starrten die Beiden mit verlorenen Augen vor sich nieder. Nach einer langen Stille begann Benetto zaghaft, als geschähe dem Gedächtniß des eben Gehörten eine Entweihung:

„Mutter, es ist gut, daß Ihr Euer Herz entlastet mit dem Bekenntniß. Schmerzlich freilich für Euch, daß Euch mein Gelübde in den alten Jammer werfen mußte. Aber wußt' ich's denn? Das konnt' ich doch nicht wissen — vielleicht hättet Ihr besser gethan, daheim zu bleiben, ich hätte Euch das Bräutchen schon in die Arme geführt . . ."

Da schrak die Mutter empor.

„Die da, die Trovatella da Dein Bräutchen? — Nie, Benetto! Nie und nie! Es darf und darf nicht sein! — Willst Du, daß wir verdammt sein sollen in alle Ewigkeit?"

Er verstand nicht, seine Augen zuckten statt der Lippen, die etwas sagen wollten, aber ohne Worte blieben.

„Benetto, und wenn Jene dennoch Deine Schwester ist! Sagt' ich Dir nicht, wie völlig unkenntlich die Gesichter der Kleinen waren, daß selbst eine Mutter ihr eigen Kind nicht ausfinden konnte? Damals glaubt' ich und Dein Vater deßgleichen, glaubt' es bis vor wenig Tagen, das Kind sei wirklich todt. Da traf Dein Gelöbniß wie ein Blitz — wenn das Mägdlein dennoch nicht todt wäre! Wenn es lebte und es würde die neue Sünde auf die alte Schuld gehäuft! Noch kämpft' ich, und da ich sah, wie sehr Du Dein ganzes Glück an diese Trovatella gehangen, da gedacht' ich's wie ein unselig Geheimniß in meiner Brust zu verschließen. Sollte kommen, was wollte! Auch bei unserem Parrocco bin ich gestern gewesen. Dem sagt' ich Alles, und er verwunderte sich.

„Aber habt Ihr dem Mädchen damals kein Denkzeichen mitgegeben?' fragte er. ‚Man hängt ihnen wohl die Hälfte einer Münze um den Hals, daß man sie mit der andern Hälfte wiedererkennen kann.'

„Nein,' sagt' ich, ‚Signor Parroco, wollt' ich's denn nicht wieder holen nach wenig Tagen?'

„Nun,' meint' er, ‚und doch muß sich's noch ausfinden lassen, ob es wirklich todt ist oder nicht. Wißt Ihr, laßt Euren Benetto nicht allein dorthin, geht mit ihm, seht selber zu, wenn Ihr im Zweifel seid.'

„Das wollt' ich gleich, ich sagte Dir ja, daß ich mit wollte. Und wenn Deine Trovatella keine Spur von einer Aehnlichkeit mit der Verlorenen hat, nun, dann sollt' es in Gottes Namen geschehen . . . aber, Benetto, wie ich Die sah, da zuckt' es mir im Herzen — das ist sie! Ist sie! — Das ihre Augen, die Augen ihres Vaters! — Ich weiß nun, ich weiß! — Verzeih' mir, aber sie ist es!"

„Mutter, Ihr sprecht im Fieber!" rief er zornig. „Achtzehn Jahre sind's her und Ihr wollt sie aus ihren Augen erkennen? Hört, seid doch vernünftig . . . und was da in Eurem Herzen zucken sollte . . ."

„Das täuscht nicht, mein Sohn, nein, das täuscht nicht — ein Mutterherz fühlt das . . ."

„Mutter, Ihr habt aber nicht einen einzigen Beweis."

„Wenn nur der Schatten eines Zweifels da wäre, möchtest Du die Last tragen auf Deiner Seele?"

Er schien das überhört zu haben, seine Mienen hellten sich plötzlich auf und er wollte etwas sagen.

„Nein, nicht das, Benetto!" wehrte sie. „Ich weiß, was Du sagen willst. Wenn es dann auch Niemand wüßte, kannst Du's vor Gott verbergen? Du würdest ersticken an Deinem eigenen Gebet, wenn Du unter das Antlitz der Gebenedeiten trätest. Nicht das, Benetto! Aber sei ruhig, sei gut. Dennoch ist's ein Glück, daß Alles so gekommen — habe ich nicht eine Tochter wiedergewonnen und Du eine liebe Schwester? Wir wollen sie hegen und pflegen, damit die Schuld gesühnt wird. Und Dein Gelübde bist Du dann auch quitt . . ."

Da wiegte er langsam das Haupt und seine Stimme wankte.

„Wenn Du auf Deinem Wahn bestehst, Mutter, wenn es denn so sein soll, so nimm die Tochter, sie sei Dir ein Trost in der Einsamkeit! Meine Schwester wird sie nie und nie! Die nicht! Du weißt nicht, wie eine solche Liebe brennt und lodert!"

„Was ist? Was willst Du beginnen, Benetto?" rief sie in der neuen Angst.

Er schlug die Hände gegen das Antlitz und sank wie gebrochen gegen die Mauer. Sein ganzer Körper bebte gewaltig. Sie gab ihm liebe Worte. Die hörte er nicht. Jetzt richtete er sich auf, seine Augen flackerten in unheimlichem Feuer; er wollte etwas sagen, aber statt dessen erfaßt' er eines der halbwüchsigen Bäumchen, die dort im Kraut standen. Mit einem lauten, schneidenden „Ah!" zerknickt' er es, dann rangen sich die Worte aus seiner Brust, langsam, tonlos:

„Ich habe ihr geschworen, daß ich sie lieben wollte mehr als das Leben — da sie nicht mein eigen werden soll, was ist mir noch das Leben?" Und er schleuderte die blütenbedeckte Baumkrone, die er abgebrochen noch in der Hand hielt, weit in den Garten hinein. „Hört Ihr das Meer da unten? Das wird barmherzig sein und Alles heilen! Verzeiht mir, Mutter, und lebt wohl . . ."

Wie er sich zögernd nach der Pforte wandte, da gellte ein Schrei neben ihm auf, so jäh, so erschütternd, so durchdringend, daß es ihm selbst einen andern Schrei als Antwort aus der Brust löste. Dann fing er die Mutter auf, die mit ausgebreiteten Armen nach ihm tastete und nun an seiner Brust zusammenbrach.

*

Als die Ohnmächtige wieder zum Bewußtsein erwachte, fand sie sich in einer kleinen, weißgetünchten Zelle. Mehrere der Schwestern waren um sie beschäftigt und beruhigten sie, da ein neuer Ausbruch des Wehs über sie kommen wollte: die ehrwürdige Mutter wäre mehrere Male dagewesen, „man solle sie rufen, wenn Ihr besser wäret, sie hätte Euch Wichtiges und Gutes mitzutheilen."

„Gutes?" preßte Frau Crispina heraus, und in ihren Augen stand die Frage noch einmal: wie sollte noch Gutes kommen? „Wo ist mein Sohn, mein Benetto?" rief sie plötzlich.

Der habe lange mit der ehrwürdigen Mutter verhandelt und es müsse doch nur Gutes gewesen sein, was er erfahren.

Da trat die Oberin selber ein. Die Schwestern entfernten sich alsbald auf deren Wink, und nach einigen beruhigenden Worten sagte sie:

„Euer Sohn hat mir Alles erzählt, aber da konnte ich manches Andere erzählen. Etwas Schlimmes ist's und etwas Gutes zugleich. Euer Töchterchen ist wirklich todt, wie Ihr's all' die Jahre geglaubt, und wenn es denn einmal sein Gelübde ist, so könnt Ihr das Bräutchen ruhig dem Sohne anvertrauen. Zweifelt nicht, soll es Euch doch bewiesen werden, daß nur ein Einziges von den Findlingen damals kein Zeichen trug, und das muß wohl das Eure gewesen sein. Unsere Kleine aber, die Anita, trägt von Anfang an die Merkmünze am Halse, wie Ihr Euch überzeugen könnt. Und noch mehr, eine Art Wunder, das viel mehr gilt als ein geschriebenes Dokument oder eine Münze. Wißt denn: der Schrei, den Ihr da gethan im Garten und der das ganze Kloster in Alarm versetzte, hat uns die Offenbarung gebracht. Bis in die Zelle der Schwester Scholastica drang er und die weckt' er aus ihrem Schlaf. Schlafen und Leben ist ihr fast eins seit vielen Jahren — sie ist über die Neunzig. Lange Zeit that sie Pförtnerdienste, und gewiß, Ihr hättet wohl eher Auskunft haben können, wenn Ihr besser darnach geforscht. Damals, als Ihr nach Eurem Kindlein suchtet, lag sie freilich selbst an den Blattern. Nun, wie die den Schrei hört, fährt sie auf — ich war gerade bei ihr — streicht sich über die Stirn, als wollte sie eine Erinnerung herauspressen.

„Wer schrie da?' fragte sie. ‚Den Schrei, den kenn' ich — hab' ich schon einmal gehört — den vergißt man nicht wieder. Ja, den Schrei kenn' ich . . . vor vielen Jahren, ach, wie lange wird's her sein . . . ich weiß noch genau, es war in einer Aprilnacht und wir hatten eine Mondfinsterniß . . . da gab es ganz denselben Schrei draußen vor der Pforte. Oft war ein Jammer an der Drehlade, aber so schrie noch Keine wie die. Man durfte ja nicht zusehen, wer es gewesen. Und da lag ein Dinglein in der Lade mit so wunderbraunen Augen, wir hatten die helle Freude daran. Leider nahmen uns das die bösen Blattern . . .'"

Da bedeckte Frau Crispina ihre Augen, und die Angst und Noth der letzten Tage und Stunden brach hervor in einem erschütternden Thränenstrom. Die Oberin ließ sie gewähren, endlich aber that sie einen Einhalt.

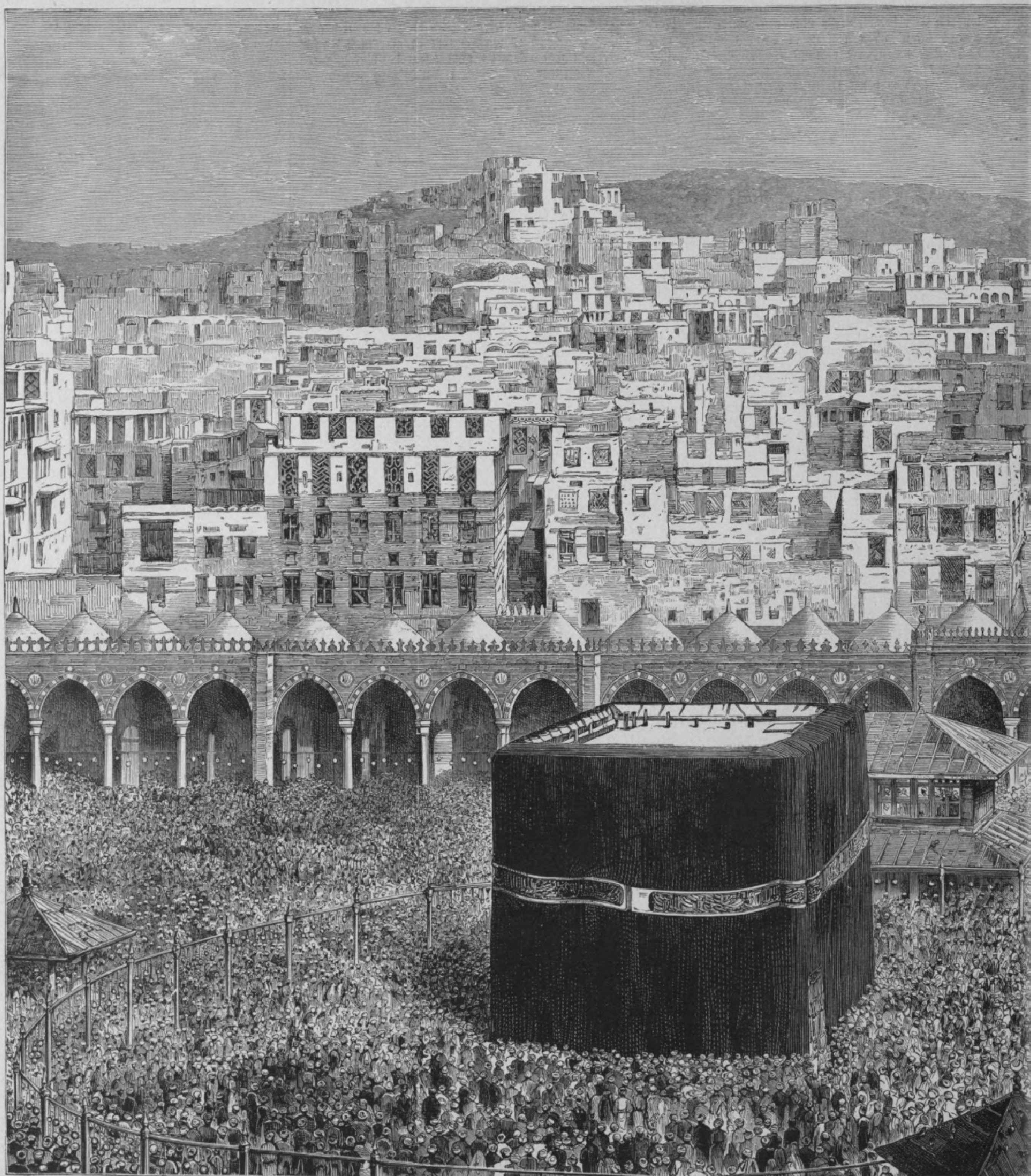
„Draußen warten Zwei," sagte sie, „die Euch sehen möchten und nach Eurem Segen verlangen, nun, da Alles gut ist."

„Nein, nein, nicht jetzt, nicht heute!" wehrte Frau Crispina. „Sagt ihnen, daß sie glücklich sein sollen! Und nun führt mich zu Jener hinauf, von der Ihr spracht, zu der alten Schwester — dann aber zeigt mir, wo Ihr es begraben . . ."

Bald darauf weilte Frau Crispina auf dem kleinen Friedhof des Klosters. Es war wie ein sorgsam gepflegter Garten mit mehreren kleinen und einzelnen größeren Beeten, in deren üppig aufschießendem Grün die unscheinbaren Holzkreuze fast verschwanden. Die meisten der Kreuze trugen Namen und Jahreszahl, manche aber auf den kleineren Beeten waren ohne Namen. Unter einem von diesen mußte ihr Kindlein schlafen. Unter welchem? Ach, unter welchem? Und sie wankte von diesem zu jenem, kniete nieder, erhob sich wieder, kniete von Neuem und wollte keine Ruhe und kein Plätzchen finden für ihr Gebet. Da war eines der Beete, das der erwachende Frühling reicher als alle anderen mit Blumen besteckt; zwei weiße Schmetterlinge haschten darüber hin. Schlief es dort, das Verlorene? Und wieder begann ein Zucken in dem Mutterherzen — nein, gewiß, dießmal log es nicht, das gemarterte Herz. Frau Crispina sank tief in's Kraut hernieder und dort blieb sie lange, lange — das Rauschen des Meeres aber waltete beruhigend wie ein großer, allbergender Schleier über ihrem Gebet.

*

Ueber den Wassern war ein blendendes Spiegeln wie von vielen Sonnen, als Benetto die Trovatella heimführte aus dem Kloster. Die Schwestern hatten es sich nicht versagen können, ihren Liebling mit buntbesetzten Gewandstücken und kunstvoll gestickter Leinwand reichlich auszustatten. Die Kleinen aber hatten dem Bräutchen zu Ehren den Thorweg mit Blumen und Laubwerk bestreut. Viele der Schwestern weinten, als Anita Abschied nahm, und die Findlinge wollten sie nicht fortlassen, bis die Ehrwürdigste ein Machtwort that und die Pforte sich hinter dem Paare schloß.

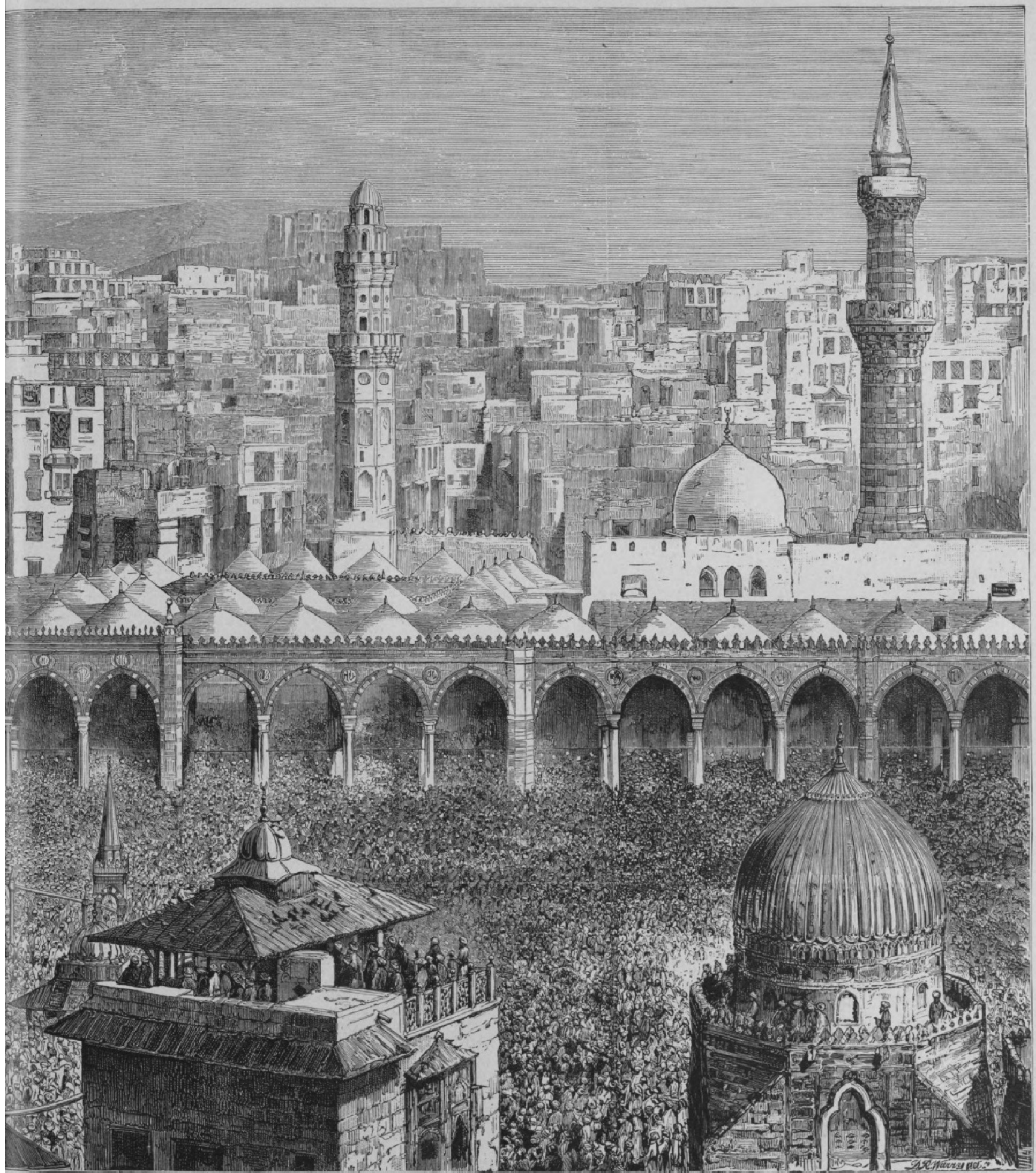


Der Makam Maleki.

Die Kaaba.

Die Pilger

Hauptansicht der heiligen Stadt mit d



Der Makam Harapieh. Der Makam Chapieh. Das Zamgam-Thor. Der Minaret des allerheiligsten Ortes.

ach Mekka.

tern der großen Moschee und der Kaaba.

Da standen die Beiden im goldenen Sonnenglanz, unter ihnen die weite, herrliche Welt, zu ihren Häupten die unergründliche Tiefe des blauesten Himmels, der sich je über diese gesegneten Ufer gebreitet. Glitzerten dort nicht einzelne Sterne durch den Aether, jetzt am hellen Mittag? Es war ein Staunen in ihren Augen, daß sie dort standen und daß Alles so zum Ende gekommen. Dann schritten sie langsam hinab, dicht nebeneinander auf dem schmalen Pfade; sie sagten nicht viel, es war nur ein Stammeln zwischen ihnen von verlorenen Worten.

Da, an einer Wegecke brach ein Hinterhalt hervor, lautes Gejubel von Kinderstimmen schallte ihnen entgegen. Ein Theil der Findlinge hatte sich aus dem Kloster gestohlen, um ihrer geliebten Pflegerin noch ein letztes Ade zu bereiten. Wieder klammerten sich die Händchen an Anita's Röcke und es gab ein Durcheinander von hellen und hellsten Stimmchen. Eine kurze Strecke zogen die Kinder mit dem Paar, dann entließ sie Anita; das war nicht so leicht, denn ein jedes mußte sie mit den Armen emporheben, um ihm einen Kuß auf die Lippen zu drücken. Auch fügte sie die Händchen von je Dreien und Dreien aneinander, damit die kleine Sippe wieder geordnet im Kloster ankäme. Als die Kinder schon einige Stufen bergan gekrabbelt waren, wandte sich Anita noch einmal zurück, stieg ihnen nach, nahm eins von den Kleinsten und nachdem sie dem die widerspenstigen Haare aus dem Gesichtchen gestrichen, überhäufte sie seinen Mund mit schnellen Küssen.

„Das hat uns die meiste Sorge gemacht," sagte Anita zu Benetto, „es wollte nicht gedeihen, so schwach war es — aber man muß Geduld haben, und wenn man Eins lieb hat ..."

Da versagte ihr das Wort, zwei funkelnde Thränen perlten über ihre Wangen. Er erfaßte ihre Hand, hielt sie fest und fester. Und so stiegen sie weiter hinab. Ihre Augen waren wie verklärt, daß sie der Menschen nicht achteten, als sie durch die Straßen von Salerno kamen, immer noch Hand in Hand. Die Leute blieben stehen, flüsterten und staunten, wie hoch und schön die Beiden einherkamen, gleich zweien Gestalten aus einem Altarbilde.

Draußen auf dem Wege nach Cetara stand auf einer Klippe ein Madonnenbild mit dem schönen Schifferspruch, der lateinisch und italienisch zugleich lautet:

«In mare irato, in subita procella,
Invoco te, nostra benigna stella!»

Hier hielten sie; Anita las die Worte zögernd und flüsternd, Benetto nickte dazu. Da sie nun die Kniee neigen wollte zum Gebet, da hielt er sie aufrecht, hielt sie eng umschlungen mit der Rechten und seine Linke war gegen das Bildniß ausgestreckt, als brächte er eine Opfergabe dar. Wie in freudigem Stolze richtete er sein strahlend Antlitz hinauf zur Madonna, als wollte er sagen: „Madonna, Stern des Meeres, hier bring' ich dir die Trovatella, wie ich dir's gelobt in der Noth!"

Gewiß, die Mutter, die daheim ihrer beiden Kinder harrte, hatte Recht gehabt: „Die Allerheiligste will auch, daß sich die Guten freuen in der Welt, nicht daß sie sich härmen und quälen in Entsagung." Blickte nicht ihr Antlitz wie lächelnd hernieder, da sich nun die Lippen der Beiden zueinander fanden und aus den Herzen ein Lerchenjubel schöner, irdischer Glückseligkeit emporstieg statt des Gebetes?

Jagd in Norwegen.

Skizzen

von

Eugen Friese.

(Nachdruck verboten.)

III.

Da wir uns einmal bei dem Kapitel der Bärenjagd befinden, will ich hier Gelegenheit nehmen, den Leser mit zwei Persönlichkeiten bekannt zu machen, welche in der nordischen Jägerwelt eine hervorragende Rolle spielen. Konsul G. und sein Bruder, — ich bin gebeten worden, die folgende Jagdepisode ohne Namennennung zu erzählen, — gehören zu den bedeutendsten Waldbesitzern Norwegens. Ihre großen Schneidewerke liegen unweit der Stadt D., unmittelbar am Fjord, auf dem die Hölzer den Etablissements zugeführt werden.

Das ununterbrochen anhaltende Regenwetter zwang uns zu mehrtägiger Ruhe in unserem Hotel in Christiania, aus der wir in angenehmer Weise durch die Einladung des Konsuls, ihn auf seiner Besitzung bei D. zu besuchen, überrascht wurden. Ich war erfreut und gespannt zugleich, einen Mann kennen zu lernen, von dem auf unserer bisherigen Reise schon so viel die Rede gewesen. Meine Erwartungen wurden freilich bei Weitem übertroffen, als unser Zug in die Halle des Bahnhofs einlief und meinem Reisegefährten der Willkomm von zwei wahren Enakssöhnen geboten wurde.

Die beiden Herren maßen vom Scheitel zur Zehe gewiß nicht viel unter sieben Schuh. Dabei waren ihre Gestalten vom prächtigsten Ebenmaß, die Schultern von ungewöhnlicher Breite, die Hüften schmal, Hände und Füße klein und von aristokratischen Formen. Um aber das gewinnende Bild ihrer Erscheinungen zu vervollständigen, mußte man die männlich schönen Gesichter mit den langen, lichtblonden Bärten und den gutmüthig blickenden blauen Augen sehen. Ein Handschlag und wir waren alte Bekannte.

Es war mir beim Anblick dieser bevorzugten Menschen, als schaute ich in eine lachende, freundliche Gegend, in der Berg und Thal, See und Land mir ein Bild voll inniger Harmonie bieten, in der mich Alles einladet, zu bleiben, mir hier ein Heim zu gründen.

Und dieses Gefühl des Heimischseins wurde noch erhöht, als die beiden Hengste, die uns vom Bahnhof davonführten, ihren rasenden Lauf vor der zierlich aus Holz erbauten, braun gebeizten Villa am Fjord hemmten, als uns die liebliche Gestalt unserer Wirthin freundlich lächelnd begrüßte, uns warm die Hand drückte; und dann auch die blonden Kinder herbeieilten, um ihren alten Freund B. zu bewillkommnen, der dem ältesten das kunstvoll geschnitzte Modell eines Vikingerschiffs mitgebracht hatte.

Keinen lauten Jubel, kein Rufen oder gar Schreien vernahm man, aber eine stille, innige und wahre Freude über den Besuch lag auf allen Gesichtern; — ich fühlte mich im fremden Lande so recht zu Hause. Man sprach deutsch in der Familie des Konsuls. Er selbst hatte in Deutschland vor längerer Zeit Forstwirthschaft studirt, die Frau vom Hause war als Tochter eines Professors in Christiania selbstredend unserer Sprache mächtig. Man findet eben in Norwegen selten einen Gebildeten, der des Deutschen gänzlich unkundig wäre.

Leider darf ich meine Leser als Erzähler von Jagdskizzen nicht mit den Beobachtungen behelligen, welche ich bei jenen herrlichen Menschen über das Familienleben der Norweger und über so manche Dinge machte, die dem deutschen Publikum jedenfalls nicht uninteressant sein würden. Ich komme zu dem Moment, wo der Hausherr uns aufforderte, ihm in die obere Etage zu folgen, in deren Räumen er uns eine ausgesuchte Sammlung von Elchwildschaufeln, ich zählte über sechzig Stück, sämmtlich von selbst erlegten Ochsen, zeigte.

Bei dieser Gelegenheit wurde manche Jagdepisode aufgetischt, wie dieser oder jener besonders starke Elch zur Strecke gekommen; aber all' die Erzählungen, ob sie gleich in jedes Jägers Ohr „wie Hifthornklang und Waidmannsruf" klingen mußten, schienen meinen Reisegefährten nicht zu befriedigen. Unruhig ging er von einem Geweih zum andern hin, bis er nach wohl dreimaligem Ummessen der Wände vor der Riesengestalt des Norwegers stehen blieb und ihm nachdrücklich die Hand auf die Schulter legte.

„Und jetzt Ihre berühmte Bärenjagd! — Sie deuteten mir dieselbe im letzten Briefe an, und was ich bisher von Anderen davon gehört, macht mich um so begieriger, das Abenteuer aus Ihrem eigenen Munde zu hören," sagte er und sah bittend zu dem Hausherrn auf.

Der lächelte still vor sich hin.

„Nach dem Mittagessen, beim Kaffee, da plaudert sich's am besten, da sollen Sie Ihren Willen haben. Jetzt lassen Sie uns meinem Panse einen Besuch machen, er wird sich freuen, Sie wiederzusehen."

Ich füge hier als Erläuterung hinzu, daß Panse jener bereits in der letzten Skizze erwähnte Hund war, der mir durch sein würdevolles, selbstbewußtes Auftreten und durch seinen ruhigen, energischen Blick Achtung einflößte. Als wir ihm das rauhe Fell klopften, was er sich gern von uns gefallen ließ, erzählte uns sein Herr, er habe bereits mehr als zwanzig Elche und vier Bären vor ihm geschossen, welche ihm der Hund sämmtlich gestellt. Und Panse wedelte dazu, erfreut über das Lob, mit dem langen Ringelschwanz. —

Das Mittagessen war vorüber. Die Damen hatten sich in den nach dem Fjord zu gelegenen Garten zurückgezogen, während die Herren im Rauchzimmer in bequemen Schaukelstühlen sich dem Genuß einer guten Cigarre hingaben. Das war der Augenblick, unsern Wirth an das uns gegebene Versprechen zu erinnern. In Deutschland hätte der Konsul als eine Kuriosität gelten können: ein Jäger, der mit seinen Jagderlebnissen hinter dem Berge hält! — Er wollte immer wieder auf ein anderes Thema überspringen, allein am Ende blieb ihm doch nichts übrig, er mußte sich als höflicher Wirth den Wünschen seiner Gäste fügen. In seiner ruhigen, anspruchslosen Weise begann er:

„Es war zwischen Weihnachten und Neujahr. Der Schnee lag ellentief, und Wald und Gebirg konnten nur auf Ski*) passirt werden. Wir sind bei dem lang anhaltenden Winter an diese Art des Fortkommens gewöhnt. Im Sommer unpraktikable Stellen unserer Forsten werden mit Hülfe des Ski zugänglich."

Der Erzähler erhob sich, schellte und gab dem eintretenden Mädchen einen Befehl. Sie brachte gleich darauf zwei etwa 8 Centimeter breite, zwischen 2 und 3 Meter lange Bretter aus hartem, aber leichtem Kiefernholz herein, welche in der Mitte 3 Centimeter dick sein mochten und nach vorn bis ½ Centimeter und nach hinten bis auf 1 Centimeter Stärke zuliefen. Etwa 1 Fuß vom vordern Ende war die Spitze leicht aufgebogen. An dem Balancepunkt, wo das Brett am stärksten, war eine Weidenruthe durchgezogen. Auf letztere zeigte unser Wirth und erklärte mir, daß durch sie der Fuß bis zum Ballen eingeschoben wird.

Um eine Stütze zu haben und steuern zu können, bedient man sich eines etwa 6 Fuß langen, mit einem spitzen eisernen Schuh versehenen starken Stocks. Man beugt leicht die Kniee, legt den Oberkörper nach vorn, und indem man kaum centimetertief in den Schnee einsinkt, geht es in sausender Fahrt die Abhänge hinunter. Bergauf bewegt man sich im Zickzack. Man muß übrigens ein geübter Skiläufer sein, wenn man nicht durch ein Anprallen an einen Fels oder Baum, durch ein Brechen des Ski bei dem tiefen Schnee gänzlich hülflos werden soll. Es ist nöthig, bei dem schnellen Abfahren auf der Hut und vor Allem des Steuerns kundig zu sein. Ist der Jäger einmal diese Art des Fortkommens gewöhnt, so wird es ihm nicht schwer werden, in kurzer Zeit einen Hirsch zum Stehen zu bringen. —

Nachdem der Konsul diese Erklärungen in Kürze an meine Person besonders gerichtet, da mein Freund bereits oft sich im Gebrauch der Schneeschuhe bewährt hatte, fuhr er in seiner Erzählung fort.

„Wir hatten längere Zeit Schneetreiben gehabt, und ich war nicht im Stande gewesen, meinem Körper die zu seinem Wohlbefinden nöthige Bewegung zu geben. Darum kam mir am ersten klaren Morgen einer meiner Waldhüter Namens Peér gerade recht, dessen Behausung in einer Gegend liegt, in welcher alljährlich Bären ihr Standquartier haben. Nachdem wir die geschäftlichen Dinge erledigt, galt meine erste Frage meinen alten Freunden. ‚Ob ich einen Bären gespürt habe?' schmunzelte der Bursche; ‚mehr als einen.' Und dann berichtete er mir, er habe am Tage vor dem Beginn des großen Schneetreibens an einem nach Süden abgedachten sonnigen Hang mehrere frische Bärenfährten angetroffen. Seiner Ansicht nach müsse die ganze Familie in einem großen, in der Nähe gelegenen Ameisenhaufen Winterquartier bezogen haben.

„Wenn die Ameisen beim Herannahen des Winters sich tief in die Erde verkriechen, nimmt der Bär gern von ihrem verlassenen Reich Besitz. In dem losen Haufen aus Tannen- und Kiefernnadeln liegt sich's warm. Darin bettet er sich nach der Südseite zu, damit die Sonne ihm den Pelz wärme, wenn sie an klaren Wintertagen die Wolken vertrieben. Uebrigens läßt er sich in aller Gemüthsruhe einschneien und hält unter der Schneedecke seinen Winterschlaf. Er saugt dabei nicht etwa an den Tatzen, wie es im Volksmund heißt. Sein Athmen ist kaum merklich und darum der Zehrungsprozeß ein äußerst langsamer.

„Mein Waldhüter galt mir als sehr zuverlässig. Ich verabredete alles Nähere mit ihm, und am nächsten Morgen ging es auf Ski in Begleitung meines Bruders und unserer Hunde hinaus in das Gebirge, wo wir an einer bestimmten Stelle mit Peér zusammentrafen.

„Letzterer ist ein plumper, aber eisenfester Bursch. Ich glaube, er würde nur mit dem Tollekniv in der Faust dem Bären zu Leibe gehen. Hang auf — Hang ab — war er uns voran, bis er uns endlich an Ort und Stelle geleitet hatte. Der von ihm bezeichnete Ameisenhaufen mochte 7 Schuh im Durchmesser haben und war etwa 3 Schuh hoch. Von einer Spur war keine Rede mehr, Alles ringsum lag tief verschneit. Emsig schnupperten die Hunde umher. Es schien ihnen nicht Alles richtig, bis Panse plötzlich kurz anschlug und dann im Schnee zu scharren begann.

„‚Man muß ihm zu Hülfe kommen,' sagte mein Bruder und stieß seinen Skistock vor der Hundeschnauze tief in den Schnee. ‚Achtung! ich fühle etwas Weiches!' rief er darnach und sprang zurück.

„Im nächsten Augenblick hatten wir unsere Doppelbüchsen fertig gemacht. Der Bär mochte denken: was wird das? — vielleicht rieb er sich schlaftrunken die Augen; denn der Stock schwankte hin und her. Es währte das mehrere Sekunden, bis plötzlich Peér dem Ding ein Ende zu machen beschloß. Pfeilschnell fährt er auf den Haufen zu, zieht einen Ski ab, stellt sich mit beiden Füßen quer auf den andern, reißt den Stock aus dem Schnee und stößt gleich darauf mit seinen beiden nervigen Fäusten die eiserne Spitze mit voller Wucht dort hinein, wo er das Wild vermuthet: ‚Raus mußt du, Bursch, und wär's auf Ski!'

„Das waren seine Worte, und dabei flog er hoch in die Luft und darnach rücklings in den Schnee, und zwischen seinen Füßen in einer Schneewolke stürzte der Bär hervor und nach dem nahen Abhang zu. Unsere Schüsse knallten, er setzte seine Flucht fort. Fast a tempo folgten die zweiten Kugeln, und verendend und mit den Branken schlagend wälzte er sich im Schnee.

„Ein guter Jäger muß auf der Jagd nie sein Gewehr ungeladen führen. Eingedenk dieses Spruchs schoben wir blitzschnell neue Patronen in die Kammern. Eben höre ich noch Peér rufen, — er wischte sich prustend den Schnee aus dem Gesicht: ‚Es sind noch mehr drinnen!' Da wird es nicht fünf Schritte von mir lebendig. Die Schneedecke hebt sich. Kaum habe ich Zeit, die Kammer zuzuschlagen, als ein Bärenkopf sichtbar wird, dem ich die Kugel hinter's Gehör gebe, ehe er sich vollends aufrichten kann. Ein konvulsivisches Schlagen mit den Branken und Meister Petz war todt, ehe die Hunde ihn packen konnten. Bei meinem Schuß hatten sie von dem ersten Bären abgelassen, den sie bereits deckten, als er noch mit den Branken um sich hieb."

Der Erzähler sah lächelnd zu seinem Bruder herüber, als er sich jetzt eine neue Cigarre anzündete.

„Hab' nicht geglaubt, daß der Jagdneid auch unter uns Brüdern zur Geltung kommen kann," scherzte er. „Wurde damals gerade nicht mit günstigen Augen betrachtet, und wer weiß, was geschehen wäre, ob sich aus der Affäre nicht am Ende ein feindliches Brüderpaar entwickelt hätte, wäre nicht von Neuem eine Aenderung in der Situation eingetreten. Um meine Beute näher in Augenschein zu nehmen, steuerte mein Bruder auf dieselbe zu. Kaum ist er aber zehn Schritte weit gefahren, als zwischen den Spitzen seiner Ski ein neuer Bärenkopf auftaucht.

„‚Du bist für mich!' schreit er auf, und damit zerschmettert seine Kugel auch bereits den braunen Schädel.

„Tres faciunt collegium. So viel wir auch mit unseren Skistöcken in den Schnee stachen, kein weiterer Petz zeigte sich mehr, es blieb bei dreien."

„Sie hätten es wohl gern gesehen, wenn die Höhle ein ganzes Dutzend beherbergt hätte?" unterbrach mit lustigem Unmuth mein Freund unsern Wirth. „Nun ist es mir erklärlich, weßhalb ich in diesem Frühjahr vierzehn volle Jagdtage vergeblich auf dem Anstand gesessen habe. Wenn solche Jäger unter dem Wild wüthen, wird man auch in Norwegen in nicht zu langer Zeit die Bären nur noch in Menagerieen zu sehen bekommen."

*) Ski = Schneeschuh.

„Damit hat's gute Weile!" lachte der Riese. „Kommen Sie im nächsten Jahre wieder und wir wollen versuchen, was sich thun läßt. Es wird Ihnen dann einer eingekreist werden, und Sie haben ihn sicher, wenn Sie sich nicht vor Strapazen fürchten. Die Herren Deutschen scheuen oft die kleine Mühe der Gebirgsjagd. Sie jagen zu Hause im kultivirten Lande und bekommen einen gelinden Schreck, wenn man ihnen zumuthet, unsere Schroffen und Hänge zu begehen. Ich kenne das!"

Die letzte Anspielung galt einem deutschen Fürsten. Der hohe Herr war nach Norwegen gekommen, um Bären zu jagen, und G. hatte sich gern bereit erklärt, ihn dabei zu unterstützen. Das Glück war den Jägern günstig. Das Wild wurde von Bauern eingekreist, Alles war bereit, G. wartete auf dem Perron des Bahnhofs auf die Ankunft der Gäste, allein nur der Adjutant kam mit der Nachricht, sein Gebieter habe eingesehen, er sei seines Alters und der Ungewohnheit des Jagens in dem fast unzugänglichen Terrain wegen unfähig, die Expedition mitzumachen. So wurde denn die Jagd ohne den Fürsten, der beiläufig in seiner Heimat als ausgezeichneter, hirschgerechter und ausdauernder Jäger gilt, abgehalten.

Es gelang, den Bären auf den Stand des Adjutanten zuzutreiben. Der Bauer, welcher diesem als Begleiter mitgegeben war, hörte die Jagd, das Geläut der Hunde kommen und zog den Fremden mit sich, um ihn auf den Wechsel zu bringen; — vergebens. Nach einer halben Stunde rasenden Laufens in dem zerklüfteten Gebirg sank der Deutsche buchstäblich vor Ermüdung zusammen, und das Wild wechselte nicht zweihundert Schritte davon vorüber. —

„Weiß schon, was Sie meinen," antwortete mein Reisegefährte. „Wenn aber auch unser kultivirtes Land uns verwöhnt hat, so werden Sie wenigstens nicht Ursache haben, über Mangel an Muth bei uns zu klagen, wie bei jenem Sohn des stolzen Albion."

Alle lachten. Mit der letzten Bemerkung gedachte B. eines andern Jagdabenteuers unseres liebenswürdigen Wirths. Wie dem deutschen Fürsten war er einst auch einem Engländer zu Diensten gewesen. Der Bär war eingekreist, die Jagd begann, und das Wild kam dem Jäger prächtig zu Schuß. Kaum fünfzig Schritte wechselte es an ihm vorüber, und — der Nimrod schoß nicht.

Als die norwegischen Herren, voll Erstaunen hierüber, dann später zusammenkamen und den Fremden fragten, weßhalb er seine Kugel gespart, hatte er die originelle Ausrede, die Bestie sei ja so groß wie ein Pferd gewesen und habe ihm gar erschrecklich die Zähne gewiesen, worauf er gedacht: „Thust du mir nichts, thu' auch ich dir nichts."

Neben dem Spott der Anderen kostete den Engländer der Scherz hundert Speziesthaler für die Bemühungen der Bauern beim Einspüren des Wildes, die man ihm trotz der verfehlten Jagd nicht schenkte; — eine redlich verdiente Strafe.

Nach dieser kurzen Unterbrechung setzte der Konsul seine Erzählung fort.

„Wir hatten eine alte Bärin und zwei junge, dreijährige Bären auf der Strecke. Letztere waren fast vollkommen ausgewachsen. Es galt nun, die Jagdbeute nach dem nächsten, glücklicherweise nicht zu weit entfernten Waldweg zu schaffen; — ein schweres Stück Arbeit, das uns nur dadurch gelang, daß wir vier Ski zusammenschnürten, immer je einen Bären darauf banden und ihn nun mit vereinten Kräften fortschleiften, bis dahin, wo Pferde und Schlitten die Weiterbeförderung übernehmen konnten.

„Peér war vorangeschickt, das Gefährt zu holen. Der Bursche hatte natürlich geschwatzt, und als wir dann später in das Thal hinabfuhren, war Alt und Jung zusammengeströmt, um mit Jubeln und Jauchzen die seltene Beute und die glücklichen Jäger in Augenschein zu nehmen. Als wir vor meinem Hause anlangten, glich unsere Auffahrt einem Triumphzug. Unsere sonst so ruhigen, phlegmatischen Landsleute zogen in hellen Haufen vor die Thüre und brachten uns ein Hoch nach dem andern. Mein Weib kam ganz erschrocken heraus."

Eben öffnete sich die Thüre zum Nebenzimmer und die zierliche Erscheinung der Hausfrau trat herein, gefolgt von einem hübschen, rothwangigen Mädchen aus Telemarken. Sie begann den Kaffeetisch zu arrangiren. Ich wandte mich zu ihr und that eine Frage, die mir im nächsten Augenblick ziemlich dumm däuchte.

„Empfinden Sie keine Furcht, meine gnädige Frau, wenn Ihr Gemahl sich auf die gefahrvolle Jagd begibt? Ein Bär ist eben kein Hase. Man hört von häufigen Unglücksfällen."

„O nein! Ich wüßte nicht, warum ich Furcht haben sollte."

Das war die Antwort der Dame. Dabei legte sich aber um ihren schönen Mund ein gutmüthig-spöttisches Lächeln, als sie zu ihrem Gatten hinüberblickte. Ich folgte der Richtung ihres Blickes. Das Auge hatte den Ausdruck des Stolzes angenommen. Ich mußte ihr beistimmen, ihr Stolz war vollberechtigt.

Als sich jetzt der gigantische Körper ihres Mannes zu seiner vollen Höhe erhob, mußte man das Gefühl haben, daß dem riesigsten Bären hier ein ebenbürtiger Gegner erwachsen sei, der es allenfalls selbst im Ringkampf mit ihm aufnehmen könnte.

Auf der Schaukel

von P. P. L. Glaize.

(Hiezu das Bild S. 584.)

Langsam wiegt sich die Schaukel hin und her und das Spiel süßen Liebesgeflüsters taucht auf und nieder. Bald nähern sich die Lippen, bald entfernen sie sich wieder und in seligem Entzücken ruhen die Blicke der Glücklichen auf einander. Es ist ein köstlich Bild, von dem wir die Augen nicht wenden können und das wir dem Stifte Pierre Paul Leon Glaize's verdanken, einem der talentvollsten französischen Maler der Gegenwart, der bei seinem Vater und Gerôme in die Schule gegangen und griechisches und römisches Leben mit besonderem Geschick malt, mit seiner „Penelope", seiner „Herodias", „Eurydice", dem „Schwur des Jünglings", „dem „Mädchen mit dem Tode" verdientes Glück gemacht.

Friedrich Fröbel und die Kindergärten.

Ein Gedenkblatt

zu seinem hundertsten Geburtstage, dem 21. April 1882.

(Hiezu das Porträt S. 580.)

(Nachdruck verboten.)

Das Bild, welches wir unseren Lesern vorführen,*) trägt die markirten Züge eines Mannes, dem Jeder auf den ersten Blick ansieht, daß er ein Denker war. Man braucht noch nicht der weiland Lavater'schen Physiognomik zu huldigen, um ferner sofort zu sagen: es ist ein idealer Kopf! Er gehört einem Manne an, der, unbeirrt um die Menschen, rein dem Triebe nach Wahrheit folgend, seine eigenen, gewiß oft dornenreichen Wege gewandelt sein muß.

Und so ist es in der That. Friedrich Fröbel zählte zu den Geistesmenschen, die sich mit ihres Lebens Wirksamkeit einen Wechsel ausstellen, den aber erst eine späte Zukunft einlösen wird. Er vereinigte Gegensätze in sich, die zu einer vollkommenen Harmonie schwer zu verschmelzen sind. War er doch Idealist — und wollte zugleich Mann der Praxis sein. Er wagte sich an die endgültige Entscheidung der höchsten Erziehungsprobleme — und doch fehlte ihm jener ruhige Ueberblick über das Erziehungsgebiet, den nur eine lückenlose Bildung verleihen kann. Ungünstige Zeitverhältnisse und das Mißgeschick, beständig mit seinem in politischen Kreisen wohlbekannten Neffen verwechselt zu werden, drohten sein Lebenswerk zu vernichten; und noch immer ist die Nachwirkung zu spüren. Noch immer schwankt und wogt im Streite der Meinungen sein Charakterbild hin und her. Von einer kleinen, aber auserwählten Gemeinde als eine Art Prophet fast abgöttisch verehrt, nennen ihn die Gegner einen Träumer, Phantasten, einen unklaren Kopf. Erfreulicherweise beginnen die Nebel sich zu zerstreuen: einestheils indem objektiv denkende Pädagogen die Fröbellehre durchforschen und auf das Gesunde, ja Epochemachende derselben die Aufmerksamkeit auch des größeren Publikums lenken; anderntheils auch dadurch, daß die Anhänger Fröbel's selber seine Theorie weiter ausbauen, das Dunkle aufhellen, das Eckige glätten.

Man glaubt Friedrich Fröbel's Bedeutung genügend gekennzeichnet zu haben, wenn man ihn den Begründer der „Kindergärten" nennt. Niemand wird ihm dieses Verdienst bestreiten wollen. Jedoch sein Flug ging weiter, hob ihn höher. Nicht nur wollte er die Erziehung des Kindes vor dem schulpflichtigen Alter regeln und reformiren, sondern auch auf eine Reform der „Menschenerziehung" hatte er es abgesehen, wie er auch ein so betiteltes pädagogisches Werk bereits 1826 herausgab. Auf die Idee seiner Kindergärten kam er erst mehr als zehn Jahre nachher. Diese stellen nur einen kleinen Theil seines großartigen Erziehungsbaues dar, wenn man will, allerdings das Fundament. Man hat sein Buch, die „Menschenerziehung", mit Recht eines der tiefsinnigsten Erzeugnisse auf dem Felde der Erziehungsliteratur genannt, — das Produkt eines genialen Geistes, dem es Freude und Genuß ist, den engen Tempel des Kinderherzens auszubauen, der aber auch andererseits Cyklopenmauern aufrichtet, welche die ganze Menschheit umfassen sollen.

Friedrich Fröbel erstrebte als Endziel eine harmonische Ausbildung des *ganzen* Menschen. Am deutlichsten und einfachsten sind seine Ideen wohl in folgenden seiner Worte ausgedrückt: „Die Erziehung soll und muß den Menschen zur Klarheit über sich und in sich, zum Frieden mit der Natur und zur Einigung mit Gott leiten und führen; darum soll sie den Menschen zur Erkenntniß seiner selbst und des Menschen, zur Erkenntniß Gottes und der Natur und zu dem dadurch bedingten reinen und heiligen Leben erheben."

Diesen seinen Gedanken der Menschheitserziehung hat er zunächst in Griesheim und bald darauf in Keilhau, einem für Erziehungszwecke wunderbar geeigneten Orte des Thüringerwaldes in der Nähe von Rudolstadt, zu verwirklichen gesucht. Noch heute ist in Keilhau ein frisches, fröhliches, echt deutsches Erziehungsleben. Als das Lebensschiff unsern Jubilar später in die Schweiz führte, faßte er den kühnen Plan, ermuthigt von einflußreichen Stimmen, das Volksschulwesen der Schweiz umzugestalten. Der Erfolg eines großen Examens hatte ihn populär gemacht. Abgesandte aus dem Kanton Bern kamen nach dem Städtchen Willisau, wo er damals eine blühende Erziehungsanstalt leitete, und forderten ihn auf, in Burgdorf, der früheren Wirkungsstätte des Altmeisters Pestalozzi, ein Waisenhaus zu errichten und die Fortbildungskurse für die Lehrer des Kantons zu leiten. Erst als Fröbel einsah, daß man nicht nur theoretisch, sondern viel mehr noch auf dem Wege der Praxis dahin gelangen müsse, Großes durch das Kleine zu begreifen, gewann sein System in demjenigen Theile unvergängliche Gestalt, der sich mit dem zarten Alter, dem vor der Schulpflicht, beschäftigt.

Zu Blankenburg in Thüringen entstand bereits 1837 jene eigenthümliche Kleinkinderschule, wofern man die Einrichtung überhaupt Schule zu nennen berechtigt war, die von den damals durch v. Türk zu Berlin in's Leben gerufenen Kinderschulen oder Bewahranstalten wesentlich verschieden war. Denn Fröbel's Einrichtung wollte eine „Selbstbelehrung, Selbsterziehung und Selbstbildung des Menschen, wie zur allseitigen, so zur in sich einigen Ausbildung desselben, durch Spiel, schaffende Selbstthätigkeit und freithätigen Selbstunterricht".

Es wird erzählt, der Name „*Kindergarten*" sei Fröbel wie eine Art Offenbarung auf einem Waldspaziergange in der Nähe von Blankenburg gekommen; über seine neuen Schöpfungen nachdenkend, habe er plötzlich ausgerufen: „Kindergarten soll ihr Name sein!" Jedenfalls hat die Benennung einen äußern und innern Grund: ersteren insofern, als Fröbel die Bedingung stellt, daß mit der Anstalt immer ein Garten oder mindestens ein freier Raum unter blauem Himmel verbunden sei, damit im Sommer die erziehlichen Beschäftigungen wirklich im Freien vorgenommen werden können; ein innerer Grund möchte in der beständigen Fühlung liegen, die das System mit der Natur, mit Garten, Feld und Wald sucht.

Gut Ding will Weile haben, und Hergebrachtes zu ändern, wenn auch zum Bessern, kostet Mühe. Manches Vorurtheil ist zu besiegen, manche schiefe Meinung richtig zu stellen. Eingestandenermaßen hat die Angelegenheit der Kindergärten trotz lebhafter Agitation und der Begeisterung fähiger und einflußreicher Persönlichkeiten lange Zeit nicht recht in Fluß kommen wollen. Eine kurze Lebensskizze Fröbel's möchte auch darüber einiges Licht verbreiten.

Friedrich Fröbel wurde am 21. April 1782 in einem ansehnlichen Dorfe des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt, zu Oberweißbach, unweit des hochromantischen, allen Thüringer Touristen wohlbekannten Schwarzathals, geboren. Eine gütige Fee hat nicht an seiner Wiege gelächelt, um seine jugendliche Stirn mit Rosen zu bekränzen, und die Lorbeeren, welche ihm eine spätere Zeit um's Haupt flocht, waren mit Dornen durchwunden. Sein Vater, ein vielbeschäftigter, unzugänglicher Landpfarrer, bekümmerte sich wenig um die Erziehung seiner Kinder. Die Mutter starb, als der Knabe noch kein Jahr alt war. Bald erhielt er eine Stiefmutter, für deren Liebe gerade nicht spricht, daß sie Friedrich stets mit dem frostigen „Er" anredete. Der Unterricht beim Dorfschullehrer und nachher in der Schule von Stadt-Ilm, einem thüringischen Städtchen, wo ein Oheim von mütterlicher Seite wohnte, ein Superintendent Hoffmann, der diese schwesterliche Hinterlassenschaft zu sich genommen hatte, — war weder gut noch schlecht. Gleich nach der Konfirmation sollte der Knabe einen Beruf ergreifen. Nach mehreren Versuchen, die weit mehr an der Ungeschicklichkeit seiner Führer als an seinem guten Willen scheiterten und worunter ein Aufenthalt sogar auf der Universität Jena gehört, wurde er mit dem Direktor der Musterschule zu Frankfurt a. M., Gruner, bekannt, der ihn schätzen und lieben lernte. Den Anknüpfungspunkt bildete die Mathematik, für welche Fröbel immer ein ausgesprochenes Talent gezeigt hat. „Werden Sie Erzieher!" sagte Gruner zu ihm. „An unserer Schule ist eine Stelle offen; sie soll Ihnen werden!"

So widmete sich Fröbel mit dreiundzwanzig Jahren diesem Berufe, wahrlich nicht zum Schaden der Menschheit; denn er hat ihn, nicht bloß den eigentlichen Lehrberuf, sondern mit Vorliebe gerade den des *erziehenden* Pädagogen, gleich in höchst origineller Weise aufgefaßt. Gruner war ein Schüler Pestalozzi's. Was Wunder, daß es den nach dem Urquell Dürstenden schon in den nächsten Ferien hin zum Schweizer Reformator zieht, um später längere Zeit dort zu verweilen. Ohne Pestalozzi kein Friedrich Fröbel! Doch dieser ergänzt und erweitert später die Lehre des Altmeisters in selbstständiger Weise. Und Pestalozzi muß dergleichen geahnt haben; denn er schrieb in Fröbel's Gedenkbuch charakteristische Worte:

„Der Mensch bahnt sich mit der Flamme
Des Denkens und mit den Funken des Redens
Den Weg zu seinem Zihl.
Aber er vollbringt diesen Weg,
Er vollendet sich selber
Nur durch Schweigen und *Thun*.

Yverdun, den 7. October 1805.

Zum Andenken genossener Freundschaft von
Pestalozzi."

In Yverdun begriff Fröbel auch eins, daß er selber noch einmal von vorn anfangen und ordentlich studiren müsse. Darum besuchte er, durch ein Erbtheil dazu in den Stand gesetzt, die Universitäten Göttingen und Berlin. In letzterem schloß er sich an Ludwig Jahn an und zog 1813, als die Jugend die Hörsäle verließ und zu den Waffen eilte, begeistert mit in den Freiheitskampf, obschon er sich bereits sein Mantellied gesungen hatte. Unter Lützow's Schaaren lernte er zwei Berliner Studenten kennen, W. Middendorff aus der Gegend von Dortmund und H. Langenthal aus Erfurt, welche später treue Mitkämpfer auch in seinen Geistesschlachten wurden, Genossen, welche Fröbel's Wesen trefflich ergänzten.

Seine erste selbstständige Thätigkeit als Institutsdirektor in Keilhau haben wir schon berührt. Es war in Wirklichkeit eine große Schulfamilie, die er dort um sich versammelte. Nachdem er selbst 1818 sich mit der Tochter eines Berliner Kriegsraths, Wilhelmine Hoffmeister, vermählt hatte, heiratheten seine Lehrer und Mitarbeiter die Töchter seines Bruders. Aber es herrschte dort kein Familienschlendrian. Im Gegentheil! Die neuesten Ideen Herbart's wurden in die Praxis übergeführt, beispielsweise der Versuch gemacht, im Griechischen gleich mit Homer zu beginnen. Und doch erfuhr die Anstalt, vielleicht eben ihres bahnbrechenden Charakters wegen und weil sie im damals anrüchigen deutsch-nationalen Geiste geleitet wurde, mancherlei Anfechtungen. Ein dorthin gesandter Untersuchungskommissar berichtete zwar, er habe eine innig geeinte Familie vorgefunden, umschlungen von dem starken Band des Vertrauens. Jedes Glied strebe zum Ganzen, keine schlummernde Kraft bleibe ungeweckt, die Anstalt sei ein rechtes „Gymnasium", denn Alles, was getrieben werde, sei eine Gymnastik des Geistes!

Dennoch verminderte sich die Zahl der Schüler so, daß die Anstalt 1829 nur noch fünf Zöglinge besaß. Da setzte Fröbel seinen Stab nach der Schweiz und gründete ein Institut im Schlosse Wartensee, der Besitzung eines Freundes, später in den erwähnten Orten Willisau und Burgdorf.

Dort ist ohne Zweifel das Zenith seines Lebens. Indeß die Liebe zum Vaterlande treibt ihn zurück. 1839 stirbt seine treue Gattin, die Stütze vieler seiner Unternehmungen, in Blankenburg. Hier und später in Marienthal, einem Jagdschlosse des Herzogs von Meiningen, bei Liebenstein in Thüringen gelegen, erwirbt er sich und seiner Kindergartensache Anhänger und bildet schon Kindergärtnerinnen aus, deren eine, Luise Levin, seine zweite Gattin wird. Einen düstern Schatten wirft auf seinen Lebensabend das bekannte Verbot der Kindergärten in Preußen durch ein Ministerialreskript vom 7. August 1851, das erst nach seinem Tode aufgehoben wurde. Er stirbt, müde und verkannt, am 21. Juni 1852 und liegt in Schweina, eine Viertelstunde von jenem Schlosse entfernt, begraben. Sein Grab auf dem Kirchhofe daselbst ist mit einem einfachen, aber sinnigen Denksteine, bestehend aus Würfel, Walze und Kugel, seinen „Spielgaben", verziert. — —

---

*) Unserem Porträt liegt eine schöne Lithographie im Verlag von E. H. Schröder in Berlin zu Grunde, gezeichnet von P. Rohrbach. Preis 3 Mark. Solche, die Fröbel noch kannten, erklären dieses Bild als wohlgetroffen.

Obige Skizze seines Lebens und Wirkens zeigt, daß der Reformator sein eigentliches Erziehungssystem nur als Torso hinterlassen hat.

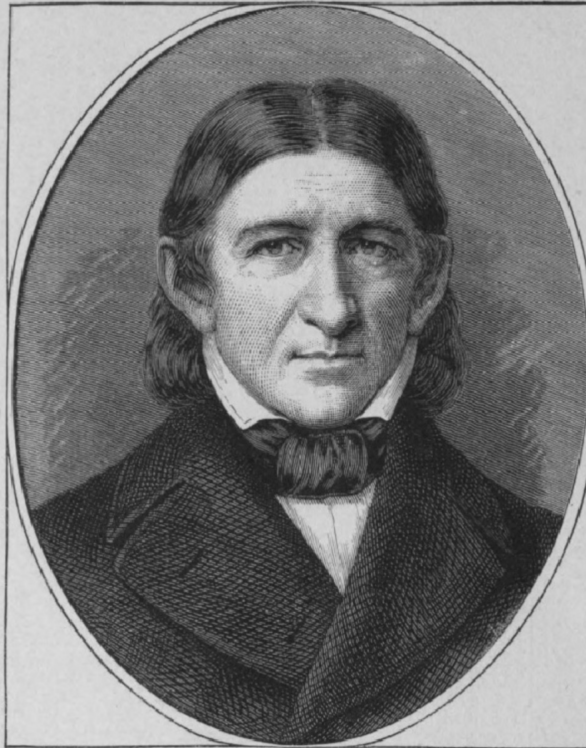
Im Kindergarten nun wird das Spiel, die erste kindliche Form des menschlichen Handelns, geordnet betrieben. Nennt Jean Paul dasselbe die erste Poesie des Kindes und eine Aeußerung ernster Thätigkeit, wiewohl im leichtesten Flügelkleide, so faßt Fröbel, dem Charakter unseres Jahrhunderts gemäß, das Spiel des Kindes als eine durchdachte, Geist und Gemüth weckende Arbeit auf. Da werden durch das Zusammenlegen von Stäbchen „Lebensformen“ (Geräthschaften und Gebäude), „Erkenntnißformen“ (mathematische Figuren) und „Schönheitsformen“ (regelmäßige Gestaltungen ohne bestimmte Anwendung) gebildet; da wird das Bauen mit einfachen Baukästen geübt; und kein Bau darf ungestüm zerstört werden, jeder Stein kommt an seinen Platz. Da verwandeln die kleinen Künstler unter Anleitung der erfahrenen „Tante“ Leder- und Papierstreifen in allerlei erfreuliche und nützliche Gegenstände. Da wird mit Spaten und Harke gearbeitet und die Anfangsgründe der Pflanzenkunde werden dem Kinde praktisch beigebracht; sinnige Spiele, Vorgänge aus der Natur oder dem Menschenleben nachahmend, flößen den Trieb zu edler Gemeinschaft ein. Rührend ist die Andacht der Kleinen zu Anfang und zum Schluß.

Doch, meint Fröbel, selbst schon in der Wiege müsse die vernunftgemäße, nicht vernünftelnde Erziehung beginnen. Dazu hat er die Symbolik des Balls, dieses Lieblingsspielzeugs auch der kleinsten Kinder, ersonnen, hat er die freilich oft unpoetischen „Mutter- und Koselieder“ gedichtet. Einer Mutter mag in dem Fröbelsystem auf den ersten Blick Manches zu weit hergeholt und erkünstelt vorkommen. Wer sich hineingedacht hat, empfindet, daß wenigstens die Theorie vollkommen wie ein Kunstwerk ist. Im Wunderbau der menschlichen Seele fügt es Stein an Stein.

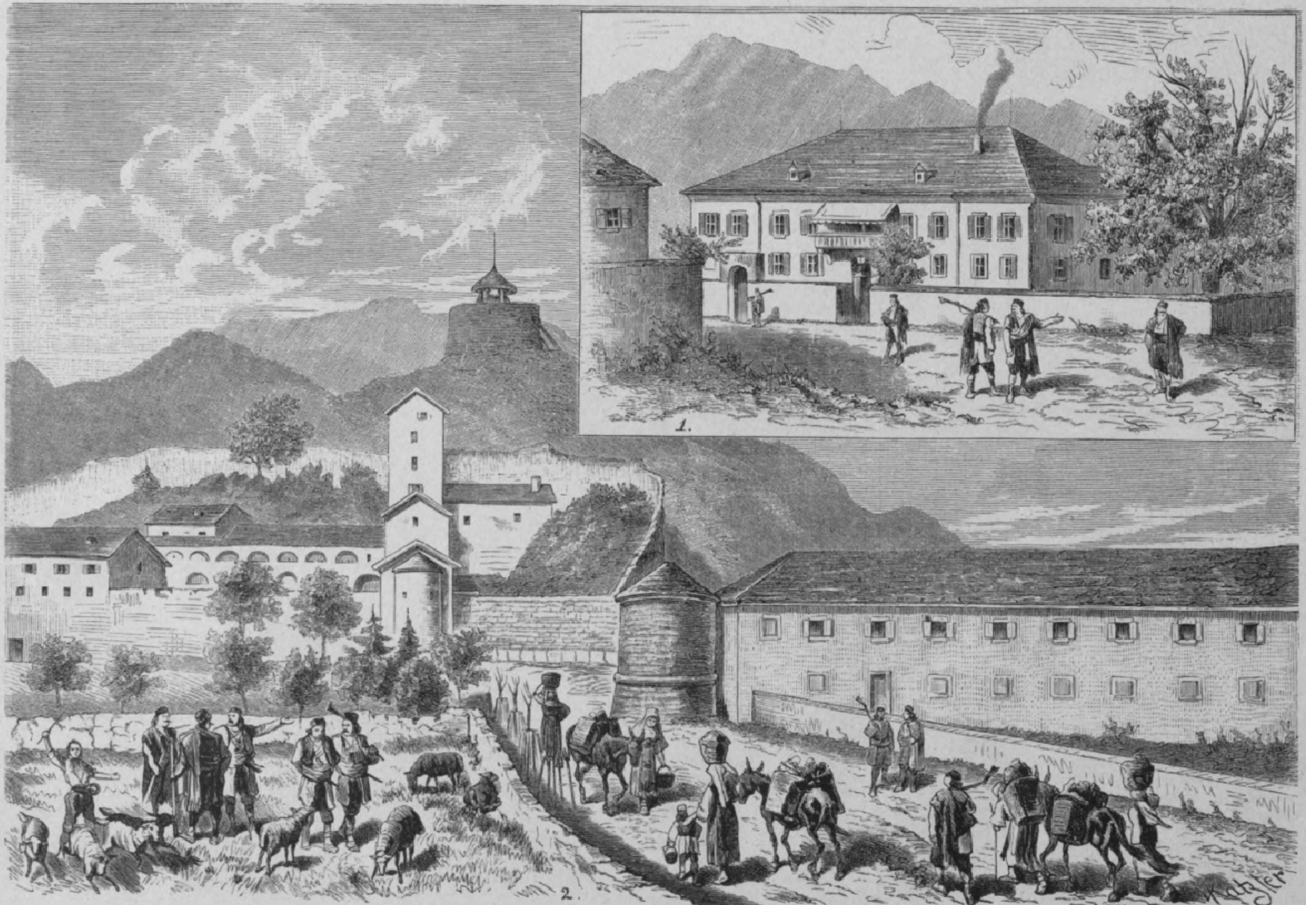
Das zu erkennen, was Fröbel eigentlich gewollt hat, und den leuchtenden Kern aus den Umhüllungen glücklich herauszuschälen, ist namentlich solchen Jüngern gelungen, die nicht alles Heil von den Kindergärten allein erwarten, sondern denen es um eine prinzipielle Weiterbildung der ganzen Erziehungsmethode zu thun ist. Wir nennen unter Anderen den berühmten Pädagogen Wichard Lange als Herausgeber der Fröbel'schen Werke und Verfasser der „Pädagogik des Kindergartens“, die unermüdliche, mit Scharfsinn und lichter Darstellungsgabe ausgerüstete Baronin v. Marenholtz-Bülow in Dresden, wo eine Schaar geistvoller Männer und Frauen in einem „Allgemeinen Erziehungsverein“ Fröbel'sche Ideen weiter ausbaut und durch ein von Direktor W. Schröter redigirtes Blatt: „Die Erziehung der Gegenwart“, in weitesten Kreisen verbreitet. Eine „Fröbelstiftung“, die unter besonderer Obhut der Frau v. Marenholtz Kindergärtnerinnen und Kinderpflegerinnen ausbildet, genießt hohes Ansehen auch bei den staatlichen Behörden. Andere Centren für Fröbelbestrebungen befinden sich in Berlin, Leipzig, Breslau, Hamburg, Weimar, wo ein Fr. Seidel und R. Benfey wirken und ein Kindergärtnerinnenseminar unter Minna Schellhorn, einer unmittelbaren Schülerin Fr. Fröbel's, blüht, — in Frankfurt a. M., wo das Freie deutsche Hochstift auch für die Fröbellehre eintritt u. s. w.

Wenn auch zu den Füßen der Frau v. Marenholtz allein schon 1200 Schülerinnen gesessen haben und in Deutschland kein bedeutender Ort ohne Kindergarten oder Kindergärtnerin war oder ist, so wird unser Vaterland, das Geburtsland des Kindergartens, doch vom Auslande fast überflügelt. In Oesterreich genießen die Kindergärten staatliche Anerkennung; sie sind dem Schulkörper organisch einverleibt. Die verdienstvolle Zeitschrift: „Der Kindergarten“, in Thüringen begründet, ist in den rührigen pädagogischen Verlag von A. Pichler's Wittwe und Sohn in Wien übergegangen; der Redakteur ist Fr. Seidel in Weimar. Auch Belgien ist sehr thätig; am meisten geschieht in Amerika! St. Louis hat fünfzig unentgeltliche Volkskindergärten. Aber auch am Kap, in Ostindien, in Japan, kurz, in allen Theilen der Erde hat die Kindergärtnerei Wurzel gefaßt.

Die gegenwärtige Zeit erscheint für eine Würdigung Fröbel's und seiner Kindergärten besonders geeignet. Geht doch durch unsere Nation zur Stunde offenbar ein praktischer Zug; denn der Ruhm, einzig und allein Dichter oder Denker zu heißen, behagt dem Deutschen kaum mehr. Derselbe Hauch praktischen Geistes durchweht unbestritten auch das Fröbelsystem, und deßhalb gibt es für das moderne deutsche Streben nach frischer, fröhlicher Bethätigung keinen besseren Wegweiser, wenigstens keinen geeigneteren Ausgangspunkt, als diese „Pädagogik der That“.



Friedrich Fröbel.
Nach einer Lithographie im Verlag von E. H. Schröder in Berlin.



Cettinje. 1. Die Residenz des Fürsten von Montenegro. 2. Das Stammkloster. Nach einer Skizze unseres Spezialartisten.

Der Berliner Frühlingskorso.

Illustrirt von Hermann Lüders.

Seit Achtundvierzig wird man sich, soweit es Berlin und Norddeutschland betrifft, wohl keiner so freundlichen und sonnigen Märztage erinnern, wie wir sie in diesem Jahr gehabt haben. Mitte März brachen allerorten die Knospen der Blätter an Busch und Baum hervor. Der Spießbürger konnte Nachmittags seine Weiße im Freien trinken; einen verwegenen Knaben sah ich am 12. März seinen Drachen auf dem Kreuzberg steigen lassen; Ueberzieher und wärmere Kleidungsstücke wurden sehr lästig, ja unsere landesüblichen Kachelöfen wurden ab und zu schon kalt gestellt. Was Wunder, wenn auch unser schöner Thiergarten wieder von Tag zu Tag belebter wurde, und wenn die Glückskinder dieser Welt nach kaum geschlossenen Ballsälen sofort daran gingen, die schönen Frühlingstage zu Belustigungen im Freien zu benützen. Der Korso wurde wieder in's Leben gerufen, und zwar, wie ich glaube, mit glücklicher Wahl in die alte, durch die Siegesallee etwas unzart zurückgesetzte Hofjägerallee verlegt. Korso, das ist kein an den Ufern der Spree entstandener Name, wir verbinden mit demselben meistens lauter Dinge, die im rauhen Norden nicht recht heimisch sind, graziös gehandhabte Fächer, schwarze funkelnde Augen, schwarz glänzendes Haar, spanische Pferde, verführerische Blicke, von der Sonne zu Gold gemachter Kalkstaub und sonstige Herrlichkeiten. Das Alles trifft, wie gesagt, bei einem Berliner Korso nicht zu. Statt dessen können wir aber mit einer Menge anderer schöner Dinge aufwarten, und wer gerecht sein will, der muß zugeben, daß der Besuch des Korso im Berliner Thiergarten ein in jeder Beziehung lohnender und angenehmer ist. Vor Allem ist es ja der Schauplatz selber, der immer schöne Thiergarten, der selbst dem langjährigen Besucher eine stets frisch prudelnde Quelle des Vergnügens und der Erholung ist. Durch das riesenhafte Wachsen der Hauptstadt, dadurch, daß ihre weiten Grenzen längst von glänzenden Straßen eingerahmt sind, und daß der Gedanke, das königliche Charlottenburg mit der Stadt ganz zu vereinen, fast gar nicht mehr zurückgewiesen werden kann, ist der Thiergarten erst recht ein Segen Berlins und der Tummelplatz alles dessen, was Berlin an Reichthum und Schönheit aufzuweisen hat, geworden. Das ist selbstverständlich in einer so großen Stadt nicht wenig. In den üblichen Stunden des Korso am Montag und am Donnerstag, in den ersten Nachmittagsstunden, sammelt sich nun diese Gesellschaft zu einer gemeinschaftlichen Reit- oder Fahrpromenade, die durch die Klänge mehrerer in der Hofjägerallee aufgestellten Trompeterchöre einen festlichen Anstrich bekommt. Will man von den Theilnehmern selbst sprechen, so stellen wir selbstverständlich unsern allverehrten Kaiser Wilhelm obenan. Der von zwei schwarzen Karrossiers gezogene Wagen, in welchem freundlich grüßend der kaiserliche Herr im Helm und dem bekannten grauen Mantel neben seinem Adjutanten sitzt, ist das Hauptziel aller Grüße und Blicke; den Kaiser sehen und grüßen zu können, ist der Wunsch Aller, fühlt doch Jeder instinktiv, daß in der Person dieses Kaisers die Weltgeschichte eine ihrer erhabensten Gestalten verzeichnen wird, und wenn die Liebe der Berliner und die der Preußen zu ihrem Herrscherhause auch stets in guten und bösen Tagen sich gezeigt und bewährt hat, so ist doch die Verehrung für den Kaiser Wilhelm schon deßhalb eine tiefer und weiter gehende, weil sein Name mit dem Erwachen des nationalen Bewußtseins auf's Engste verknüpft ist und eine glänzende Epoche unserer Geschichte kennzeichnet.

Am Eingang der Hofjägerallee.

Nicht selten befährt auch die Kaiserin eine kurze Zeit den Korso und erfreut die Berliner durch ihren Anblick um so mehr, als die Tage schwerer Besorgniß um das Leben der hohen Frau noch nicht so weit hinter uns liegen. Auch der Kronprinz, Prinz Wilhelm, Prinz Karl sind nicht selten Gäste in der Luftfahrt. Vor Allem liebt es die Prinzessin Friedrich Karl, ihr schönes Auge über die bunt bewegte Menge schweifen zu lassen.

Als höfliche Menschen müssen wir nun erst die Botschafter und Gesandten aller Nationen erwähnen, die hier ebenfalls entweder in glänzender Equipage oder als flotte Reiter sich bewegen. Man braucht gar nicht einmal ein feiner Beobachter zu sein, um die Fremdlinge untereinander und von den Deutschen zu unterscheiden. Die tiefgefärbten Gestalten der südlichen romanischen Staaten sind vor Allem leicht heraus zu erkennen, natürlich mit Ausnahme des chinesischen Gesandtschaftspersonals, die ihre bekannte Eigenthümlichkeit im Aeußern und in der Tracht nicht einen Augenblick ablegen, und, wie das Fremde und Sonderbare am meisten von dem Auge gesucht wird, so sind auch diese asiatischen Gäste der Theilnahme und Neugierde des Publikums immer sicher am meisten ausgesetzt.

Die jüngste der mitreitenden Damen.

Die einheimischen Größen des Reiches und der Gesellschaft sind natürlich am zahlreichsten vertreten. Vor Allem aber sind die Offiziere des Gardekorps zu erwähnen, die hier ihre prächtigen Thiere tummeln und in Sitz und Haltung sich als vollendete Reiter dokumentiren.

In großer Zahl ist auch das schöne Geschlecht durch Reiterinnen vertreten; auch hier braucht wohl Berlin den Vergleich mit anderen Weltstädten nicht zu scheuen; ich kann mir nicht leicht ein anregenderes und interessanteres Bild denken, als einen Blick auf den Reitweg des Korso, wo schöne Reiter und Reiterinnen auf prächtigen Pferden im Glanz der Frühlingssonne und in voller, ungetrübter Lebenslust dahinsausen. Da ist noch Kraft und Adel der Erscheinung in Hülle und Fülle zu finden, diese Glücklichen hat des Lebens Last und Mühe augenscheinlich noch nicht bedrückt, ihre Erdenpilgerschaft scheint eine angenehme und leichte zu sein. Von unten her, vom Standpunkte des Zuschauers sieht es wenigstens so aus.

Werfen wir nun einen Blick auf die Fahrbahn des Korso, so haben wir ein ganz anderes Bild. Hat der Anblick des Reitweges etwas Fortreißendes und gewissermaßen Aufregendes, so hat das endlose Fahren für den Zuschauer fast etwas Einschläferndes an sich. In ununterbrochener Folge bewegen sich zwei Doppelreihen von Wagen, deren Insassen sich aus den verschiedensten Altersstufen und Berufsklassen zusammensetzen. Hier nun fehlt das vorhin erwähnte südliche Element, das Blitzen, das Fächerspielen und Kokettiren, vor Allem fehlen zu dieser Jahreszeit noch die Blumen, die das Vergnügen farbig und belebt machen. Die hübschen jungen Damen sitzen jetzt artig, mit zusammengeschlagenen Händen ihrem ehrbaren lieben Elternpaar gegenüber und schauen sehnsüchtig nach ihren kühnen Genossinnen, nach den reitenden Damen hinüber. Nur selten wird der Eindruck der Wagenkolonne durch einen außergewöhnlichen Anblick unterbrochen, wie neulich durch das Riesenpaar Drasal und Marian. Wie wenn ein Geschwisterpaar sich in einen längst zu klein gewordenen Kinderwagen setzt, sah es aus; wo sonst bei gewöhnlichen Menschenkindern sich die Schultern befinden, ragten Herrn Drasal's Kniee aus dem Grunde des Wagens hervor, und seine Genossin gibt ihm in Bezug auf das Riesenhafte der Erscheinung nichts nach. Das sind aber wie gesagt Seltenheiten, für den seitwärts stehenden Zuschauer besteht der Anblick der Wagenkolonne zumeist aus Kutschern und Lakaien mit und ohne Silber- und Goldtressen an den Hüten, aus Pferdeköpfen mit blitzendem Geschirr und den entsprechenden Peitschenstielen mit Schweppen. Das Hauptinteresse der Zuschauer wird sich immer mehr an die Reitbahn oder die Militärkapellen wenden, die lustig ihre Weisen in das Getriebe schmettern. Die Schutzmannschaft hat alle Hände voll zu thun, um die Fahrordnung aufrecht und die Menschenmassen in Ordnung und Fluß zu erhalten, und daß dieß mit der nöthigen Aufmerksamkeit geschieht, dafür bürgt ja schon die häufige Anwesenheit unseres Polizeipräsidenten, des wohlbekannten Herrn v. Madai.

Bald nach 3 Uhr beginnt sich das Getriebe ein wenig zu lichten, immer Mehrere lösen sich davon, um in den dunklen Reitwegen des Thiergartens mit einem letzten Juchzen den Heimweg anzutreten.

Das Bouquet für den Kaiser.

In der Reitallee.

Queransicht des Korso.

Die Heimkehr.

Um den Halbmond.

Roman

von

Gregor Samarow.

(Fortsetzung.)

Achtzehntes Kapitel.



ieder war Blagonow am nächsten Morgen in das Musikzimmer gekommen, um Marpha den gewohnten Unterricht zu geben.

Er war bleicher als sonst, aber die Glut wilder Leidenschaft flammte aus seinen Blicken düster und unheimlich, drohend und verzehrend, aber darum noch mehr entzündend, blendend und berauschend. Ein trotziges, kühn herausforderndes und doch zugleich schmerzliches Lächeln lag auf seinen Lippen, sein ganzes Wesen schien wie von einem dämonischen Hauch umflossen.

Marpha saß vor dem Flügel, leise mit den Fingern die Tasten berührend, ein weicher Schmelz lag auf ihrem Gesicht, wie er im Morgenlicht auf der frischgeöffneten Rosenblüte schimmert; auch aus ihren Augen leuchtete eine Glut wie nie vorher, aber es war nichts in denselben von dem kühnen, wilden, kampfbereiten Trotz, der von seinem Gesicht blitzte — sehnsüchtig träumerisch, voll süßer Hingebung sah sie fragend, bittend, erwartend unter dem Schatten ihrer langen Wimpern zu ihm auf, indem sie ihm langsam ihre Hand entgegenstreckte.

Sie trug ein weißes Morgengewand, ihr Haar hing ohne allen Schmuck über ihre Schultern herab, — sie war von einer hinreißenden Schönheit, die Niemand bei ihr geahnt hätte, der sie in ihrer kalten Gleichgültigkeit, in ihrer steifen und linkischen Zurückhaltung sonst gesehen — ihre Lippen waren leicht geöffnet, es klang kein Ton aus denselben hervor, aber dennoch schien der heiße Hauch ihres Athems deutlich die Frage dem Eintretenden entgegenzutragen, wie es denn nun werden solle, — ob die Herzen, deren Flammen gestern ineinander geschlagen waren, denn nun wieder zurückkehren sollten in den eisigen Zwang, der sie bisher von einander getrennt habe.

Blagonow's Blicke flammten noch höher auf, als er das schöne Mädchen in demüthiger Hingebung liebesdurstig in mahnender und bittender Sehnsucht vor sich stehen sah. — Hier war kein Wort der Erklärung mehr nöthig — er sank zu ihren Füßen — seine Lippen brannten auf ihrer Hand und ihrem Arm, — dann umschlang er ihre weiche, schlanke Gestalt, und während sie in trunkenem Entzücken die Augen halb schließend sich zu ihm herabbeugte, rief er:

„Marpha — meine süße Marpha — das Licht durchmißt die Weltenräume, soll die Liebe, welche heller leuchtet und heißer wärmt als alle Sterne des Firmaments, ihren Flammenstrom aufhalten lassen durch die elenden Abgründe, welche menschlicher Aberwitz zwischen verwandten Herzen gegraben hat?"

Statt aller Antwort legte sie ihre Arme um seine Schultern — ihre Blicke verhüllten sich ganz unter dem Schleier ihrer Augenwimpern — noch tiefer beugte sie ihr Gesicht herab, und in seligem Wonnerausch vereinigten sich ihre Lippen.

Lange blieben sie Beide stumm; das höchste Glück findet ja so schwer die Worte und bedarf sie nicht — und kein Wort hätte ausdrücken können, was ihre Blicke, ihre Küsse und ihre ineinander geschmiegten Hände zu ihren hochklopfenden Herzen herüber und hinüber trugen. Und als sie endlich zu sprechen begannen, da hätte jeder Dritte in den abgebrochenen, unzusammenhängenden, halberstickten Aeußerungen ihres Entzückens nur sinnlose, unverständliche Worte gehört, während sie Beide in seligem Verständniß die höchste Poesie und den reinsten Wohlklang der himmlischen Sphären zu vernehmen glaubten.

Als der heiße Rausch der zum ersten Male zwanglos auflodernden Leidenschaft allmälig sich löste, zog Blagonow's Antlitz sich düster und drohend zusammen.

„Sieh', meine süße Marpha," sagte er, mit der Hand sanft über ihr weiches Haar streichend, „wir sind eins in unserer Liebe und unsere Herzen brennen nebeneinander in einer Flamme — aber zwischen uns steht diese lächerliche, halb alberne und verkehrte Welt, welche in ihrer mattherzigen, feigen Selbstsucht und in ihrem kalten, grausamen Hochmuth die Schöpfung zu einem Zerrbilde entstellt und das warme Leben einengt in todesstarre Schranken. Diese Welt mit ihren willkürlichen Gesetzen, die sie göttliche Ordnung nennen, ist unser Feind, unser unerbittlicher Feind; sie wird ohne Erbarmen das Todesurtheil der Vernichtung über unsere Liebe sprechen und mit eisernem Schnitt unsere Herzen von einander trennen wollen. Die Blume darf blühen aus dem Boden heraus, in dem sie ihre Nahrung findet, sie darf des Lichtes sich freuen, das Allen gehört — die Menschenherzen aber, die edelsten Blüten der Natur, sollen da ihre Wurzeln schlagen, wo hochmüthige Willkür sie hinweist, und während die Einen alles Licht für sich nehmen, sollen die Anderen im feuchten, dunklen Schatten verkümmern. Weißt Du, meine Geliebte, daß heute, da die Liebe ihre wonnigen Sonnenstrahlen über uns ausgießt, für uns der ruhelose, unaufhörliche Kampf beginnt um unser Glück — und nicht bloß um unser Glück, sondern um das Glück der ganzen Menschheit, welche unter dem Druck der naturwidrigen Ordnung frevelhafter Selbstsucht schmachtet und seufzt?"

„O, mein geliebter Freund," sagte Marpha, indem sie ihn mit ihren feuchtschimmernden Augen voll begeisterter Hingebung ansah, — „ich kenne die Furcht nicht, ich habe sie nie gekannt und sollte sie jetzt kennen, da jedes andere Gefühl, das je in meinem Herzen lebte, hinschmilzt in meine Liebe, in die Sehnsucht, Dein zu sein und ganz aufzugehen in Deinem Geist, in Deiner Kraft, in Deinem Willen? Selbst ehe ich Dich liebte, ehe ich Dich kannte, habe ich jene Welt verachtet und ihren Zwang nur mit bitterer Gleichgültigkeit getragen; jetzt, da ich Dich liebe, fühle ich mich stark, ihr zu trotzen, und bin gewiß, sie zu besiegen!" rief sie in wilder, feuriger Bewegung, den Kopf zurückwerfend wie ein edles Steppenroß, das sich aufbäumt, um den Zwang des Zügels abzuschütteln.

„Du kennst die Welt noch nicht, wie ich sie kenne," sagte er finster; „Du hast auf den Höhen gestanden und nur den äußeren Zwang lästiger Formen gefühlt, während ich im Todesschatten der Tiefe verkümmerte. Nicht mit Muth und Kühnheit allein besiegt man die feindliche Welt — sie ist kein Löwe, der uns mit wilder, edler Kraft bedroht — sie ist eine falsche Schlange, die uns in ihren Windungen erstickt und zermalmt und unser Blut mit ihrem Biß vergiftet; der Kampf mit ihr ist schwer, ermüdend, erniedrigend, und wenn wir in diesem Kampfe unterliegen, so kann uns nur die Hoffnung trösten und stärken, daß wir künftigen Geschlechtern die Freiheit erringen, indem wir jener unerbittlichen Schlange Wunden auf Wunden beibringen, so daß sie endlich dennoch verbluten und ihre Beute freigeben muß."

„Nein!" rief Marpha, indem sie sich hoch aufrichtete und drohend den Arm erhob, — „nein, mein geliebter Freund, wir werden nicht unterliegen — soll man denn beim Beginn des Kampfes am Siege verzweifeln? Nein, wir werden für uns, für unsere Liebe, für unser Glück streiten, und wir werden den Preis gewinnen. Ich fühle den Muth, den Trotz in mir, um Alles vor mir niederzuwerfen, was von Dir mich trennen würde."

„So ist es recht," rief er düster blitzenden Auges, „so liebe ich Dich noch mehr; fülle Dich ganz mit Haß und Verachtung gegen diese elende, feige, heuchlerische Tyrannei, welche dem Menschengeschlecht ihre Gesetze vorschreiben will; weihe Dein Leben der Arbeit, der Schlange den Kopf zu zertreten, — vielleicht erleben auch wir noch den Sieg und die Herrschaft der freien Menschheit über die ihr gegebene Erde, und dann wird auch unsere Liebe frei und herrlich ihre volle Blüte entfalten."

Sie sah ihn fragend an, als verstände sie seine Worte nicht.

„Ja," sagte sie dann, „so soll es sein, nicht einen Augenblick will ich zögern, für unsere Liebe und unser Glück den Kampf aufzunehmen gegen alle Thorheit und alles hochmüthige Vorurtheil der Welt, und ich kann nicht glauben, daß Gott, der das Glück aller Menschen will, mir nicht beistehen sollte, wenn ich muthig und treu für das meinige eintrete."

Er sah sie jetzt erstaunt an; ihre Zuversicht war ihm unbegreiflich, und fast mitleidig sagte er:

„Armes Kind — Du, ein einzelnes Weib, eingeengt von all' den Hindernissen, mit denen man Dein Geschlecht umgibt, glaubst die alten Bollwerke der Gesellschaft umstürzen zu können, zu deren Abtragung sich so viele Männer bis jetzt vergeblich vereinigt haben? Auch ein Riese an Geist und Willen würde ein solches Werk vergeblich unternehmen, nur vereinten, unablässig arbeitenden Kräften kann es gelingen. Und solche Kräfte sind vereinigt," fuhr er, die Stimme dämpfend, fort, „sie sind vereinigt, um im stillen Geheimniß überall die Grundlagen der heutigen Gesellschaft zu untergraben. Diesem Bunde, der für die Menschheit kämpft, der sich selbst opfert, um künftige Generationen zu erlösen, mußt Du Deine Kraft weihen; ein Weib wie Du, dem die Natur so viel Feuer und Willen gab und das so viel Haß und Verachtung in sich groß gezogen, wird ein gewaltiges Werkzeug des Bundes sein und hohes Verdienst sich erwerben, wie die Delila, die den Simson ihrem Volk auslieferte, wie die Judith, die den Holofernes niederstreckte."

Wiederum sah sie ihn betroffen und erstaunt an; sie schien das klare Verständniß dessen, was er ihr sagte, nicht finden zu können — dießmal aber schüttelte sie wie unmuthig den Kopf, als ob sie die von ihm gewählten Vergleichungen ablehnen wollte.

„Ja," sagte sie nach kurzem Nachsinnen, „ich will gegen diese thörichte, hohle und hochmüthige Gesellschaft kämpfen, deren Druck ich so lange gefühlt, ich will darnach streben, künftige Geschlechter zu erlösen von all' den Leiden, die heute die Welt erfüllen; Du wirst mir das erklären und ich werde mir Mühe geben, Alles zu begreifen — jetzt aber gilt es, zunächst für uns selbst das Glück zu erringen, und ich verzage nicht daran. Mein Vater ist gut, sein Herz ist weich, er war so ganz anders, als wir noch arm waren und draußen in unserer Heimat unter unseren Bauern wohnten, ehe ihn der Reichthum stolz gemacht und die Menschen in Petersburg seinen Kopf mit so viel thörichten Ideen gefüllt haben — aber dennoch verzage ich nicht, den Weg zu seinem Herzen zu finden, das ich kenne und an das ich noch glaube aus früheren, besseren Tagen. Ich werde ihm sagen, wie ich Dich liebe, — auch er hat ja einst meiner Mutter die Hand gereicht, obwohl sie arm war, ich werde ihn im Namen meiner Mutter bitten, er wird weich werden, er wird uns dennoch seinen Segen geben und wir werden glücklich sein, frei von den Fesseln des Zwanges der Welt, und werden um so eifriger und freudiger daran arbeiten können, die ganze Gesellschaft der Menschen einer glücklicheren Zukunft zuzuführen."

Hohe Begeisterung, hoffnungsvoll gläubige Zuversicht strahlte von ihrem Gesicht, sie schien zu erwarten, daß auch er ihren Glauben und ihre Hoffnung theilen solle. Aber finsterer Hohn zuckte über Blagonow's Gesicht.

„Armes Kind," sagte er mit mitleidigem Achselzucken, „so wenig kennst Du die Härte der Welt, der Dein Vater angehört und die auch das von Natur gut und weichgeschaffene Herz versteinert? Hast Du den Stolz Deines Vaters gesehen über jenen glänzend vergoldeten Diener des Kaisers, in dessen Hände er Deine Zukunft legen will? — Wie glücklich ist er, daß jener von der Welt beneidete Graf Swiatowski sich herabläßt, Dir seine Hand zu reichen, um mit Deines Vaters Vermögen seine Güter zu retten. Und Du hast gesehen," fuhr er mit bitterem Lachen fort, „wie gnädig Dein Vater diese Goldbörse, die hier in meiner Tasche brennt, in meine Hand drückte, weil ich Dich so gut vorbereitet hatte nach seiner Meinung, um einst würdig Deinen Platz auszufüllen an der Seite jenes hochmüthigen Gardeoffiziers. Was würde er sagen, wenn ihm Jemand von unserer Liebe spräche, was würde er mir sagen, wenn ich wagte, ein Wort der Bitte um unser Glück an ihn zu richten — würde er nicht," fuhr er knirschend fort, „seinen Stock gegen mich erheben, wie gegen den niedrigsten seiner Diener, würde er nicht seine Lakaien rufen, um mich über die Schwelle seines Palastes stoßen zu lassen, und würde er nicht eifrig ganz Petersburg durcheilen, um den Leuten seiner Kaste von dem unverschämten Wahnsinn des elenden Musiklehrers zu erzählen?

„Nein, meine Geliebte, glaube nicht, ein Herz aus der Welt Deines Vaters erweichen zu können; er würde auf Deine Bitte Hunderttausende einem Armen geben, er würde mich mit offenen Armen aufnehmen, wenn ich nichts besäße, aber einen großen Namen und eine glänzende Stellung in der Welt hätte — aber Dein eigenes Glück wirst Du nie von ihm erbitten können, wenn die Liebe zu seinem Kinde mit den Vorurtheilen der Welt in Widerspruch tritt."

Traurig hatte Marpha zugehört.

„Ich will so ganz nicht den Glauben an das Herz meines Vaters aufgeben," sagte sie seufzend, „aber vielleicht magst Du Recht haben; die Welt, in der er lebt, ist ja selbst so hart und verhärtet Alles, was sie berührt.

„Nun aber," rief sie dann mit stolz und muthig aufleuchtenden Blicken, „mag es sein, ich bin bereit, Alles hinzuwerfen, ich frage nicht nach Reichthum und Ehre der Welt, bin ich doch arm und unbekannt fern von dem Glanze des Hofes und der Residenz aufgewachsen, und wenn mein Vater seines Kindes Glück dem kalten Vorurtheil opfert, so fühle ich mich frei von Pflicht und Gehorsam — ich werde Alles von mir werfen, ich werde an Deiner Seite hinausziehen, was Du hast, wird mein Reichthum sein, wo Du bist, werde ich mein Glück finden; Gott wird uns nicht verlassen, und er wird, wenn mein Vater sieht, daß ich Alles entbehren kann um meiner Liebe willen, endlich dennoch auch sein Herz rühren. Mag mein Vater sein Gold und seine Paläste behalten, mag er sie geben, wem er will, ich werde ihn immer nur um seinen Segen bitten — und," fügte sie schmerzlich seufzend hinzu, „wenn er dennoch fortfährt, ihn mir zu versagen, so werde ich für seinen väterlichen Segen Ersatz in Deiner Liebe finden —"

Blagonow schüttelte den Kopf, ein häßlicher, höhnischer Zug zuckte um seinen Mund.

„Sprich nicht von Gott," sagte er, — „die erste That meiner Liebe für Dich muß es sein, daß ich Deinen Blick befreie von den Nebelschleiern des Aberglaubens. Stärke Deinen Geist, stähle Deine Kraft, schließe Dich innig an den Bund der Befreiung, damit auch Du ein Theil werdest der göttlichen Kraft und Liebe, damit die künftigen Geschlechter auch Dir das Opfer ihres Dankes bringen, wenn sie die Macht und Liebe der göttlichen Naturkraft preisen."

Entsetzt beugte sich Marpha von ihm zurück.

„Unglücklicher, armer Freund," rief sie, „so schwer hast Du gelitten, — so sehr ist Deine Seele verdüstert, daß Du den Glauben an Gott verloren hast — an Gott, der doch hoch über allem Elend der niederen irdischen Welt steht, der uns anschaut im leuchtenden Sonnenstrahl, der uns grüßt aus den duftenden Blüten, der uns tröstet durch die Kraft der Erhebung, die er in unsere Herzen legt! Ja, er hat mich zu Dir geführt," rief sie, indem fromme Begeisterung ihr Gesicht erleuchtete, — „ja, wie der Reichthum und der Glanz die Herzen verhärtet und von Gott entfremdet, so thut es auch die Armuth und die Noth — o, mein geliebter Freund, ich werde alle Kraft meines Lebens aufbieten, um Licht und Blütenduft um Dich auszugießen; meine Liebe wird noch edler, noch heiliger, noch reiner werden, denn ihr höchstes und herrlichstes Ziel wird es sein, Dich zu Gott zurückzuführen, und ich glaube, jetzt glaube ich's noch mehr, daß er mir beistehen wird. Thut er nicht Wunder, um die Seelen zu retten? Gleich soll es sich entscheiden, in diesem Augenblick will ich zu meinem Vater gehen und will ihn anflehen

mit aller Macht kindlicher Bitten, unserer Liebe seinen Segen zu geben. Und wenn er mich dennoch zurückstößt, dann werden wir hinausziehen, heute noch, weit hinaus in ein fremdes Land, wir werden überall einen Altar finden, der uns vereinigt, vor dem wir unsern Bund schließen, und in meiner Liebe sollst Du Gottes Liebe, in meiner Treue Gottes Segen erkennen lernen."

Sie war aufgesprungen und wollte flammenden Antlitzes hinaus eilen, Blagonow hielt sie zurück.

„Halt, Marpha — halt," sagte er, „was willst Du thun? Deine Bitte bei Deinem Vater ist unnütz, und glaubst Du, daß er Dir die Freiheit lassen würde, mit mir fortzuziehen? Die Gesetze geben ihm Macht über Dich, — Du würdest in einem Kloster den Versuch der Empörung gegen seinen Willen büßen — und wenn er Dir wirklich die Freiheit ließe, was würden wir gewinnen, was würden wir der heiligen Sache der Menschheit nützen? Wir würden uns versenken in traurige Entsagung und verloren sein für den großen Kampf der Befreiung. Nein, Marpha, nein," fuhr er, ihre Hand zu sich heranziehend, fort, indem er sie mit finster glühenden Blicken ansah, — „es ist in unsere Hand gegeben, Großes für die heilige Sache der Menschheit zu thun, und wir dürfen in uns selbst nicht starke Rüstzeuge des Kampfes zerstören, — Du mußt stehen bleiben auf der Höhe, auf welcher Du gewaltig wirken kannst zur Zersetzung und Zerstörung der unheilvollen Gesellschaftsordnung, unter welcher das Menschengeschlecht seufzt, — Du mußt den Platz ausfüllen, auf den Dein Vater Dich stellen will, — Du mußt alle Machtmittel Deiner hohen Stellung und Deines Reichthums mit aller Kraft Deines Geistes in Deiner Hand vereinen und sie anwenden im Dienste des Bundes, dessen Mitglied Du sein wirst, — Du mußt mehr und mehr Genossen werben, bis hinauf in die höchsten Höhen, bis zu den Stufen des Thrones, — Du mußt sehen und hören mit wachsam offenen Augen, um überall die schwachen Stellen der Bollwerke der Gesellschaft zu entdecken und uns Kunde zu geben, wohin wir den Angriff zu richten haben, — Du wirst oben stehen auf den glänzenden Höhen, ich werde aus dem Schatten herauf Dich lenken und leiten, ich werde Deinen Geist bilden und stärken, Deinen Blick schärfen, und wir Beide allein werden eine Armee werth sein in dem Kriege der Freiheit gegen die Knechtschaft. O, das wird groß, das wird herrlich sein, und während dieses Kampfes, während wir Schlag auf Schlag gegen die festen Mauern der Gesellschaft führen, werden wir zugleich für uns selbst Stunden voll stillen, wonnigseligen Glückes übrig behalten."

Er breitete seine Arme aus und wollte Marpha an seine Brust ziehen — sie aber wich zurück und zog ihre Hand, die kalt wie Eis geworden war, aus der seinen. Immer weiter hatten sich ihre Augen geöffnet, während er sprach, — bleicher und bleicher war ihr Gesicht, immer starrer und starrer ihre Züge geworden. Mit rauher Stimme fragte sie:

„Und der Graf Wladimir Ossipowitsch, dem mein Vater mich verlobt hat?"

„Du mußt die Seine werden," sagte Blagonow, betroffen über die Todesstarrheit ihres Gesichts, — „die Seine vor der Welt, um ihn zum unbewußten Werkzeuge des Kampfes gegen seine eigene Kaste zu machen — aber Dein Herz wird mir gehören, es wird seinen stillen Platz behalten an meinem Herzen, wir werden hohnlachend auf die Welt herabblicken in unserem verborgenen Glück und in dem Bewußtsein unserer verborgenen, unwiderstehlichen Macht der Zerstörung."

Er näherte sich ihr und wollte ihre Hand ergreifen — aber schaudernd wich sie zurück, — wie gebrochen sank sie auf den Divan nieder, — ihre Hände sanken schlaff in ihren Schooß, und leise, mit schmerzvoll ächzendem Ton sagte sie, immer den starren, fast leblosen Blick auf ihn gerichtet:

„O, mein Gott, mein Gott — und ich habe ihn geliebt!"

„Marpha," rief er erschrocken und ängstlich, — „was ist Dir — was soll das heißen, Du hast mich geliebt, sagst Du?"

Er faßte ihre Hand, er wollte seinen Arm um sie legen, — aber jäh aufspringend stieß sie ihn so heftig von sich, daß er einige Schritte rückwärts taumelte.

„Ja," sagte sie mit dumpfer, rauher Stimme, „Gottes Schöpfung ist von höllischen Mächten verdorben. Kalt und hochmüthig sind sie dort auf den Höhen, unempfindlich für fremde Noth und fremdes Leid; aber haben sie nicht Recht, wenn unter ihnen so viel feige Niedrigkeit sich im Staube bewegt —"

„Marpha!" rief Blagonow drohend.

„Ja," sagte sie, „elend und nichtswürdig ist es, Gott zu leugnen und zu lästern und seine heiligsten Gebote mit Füßen zu treten — nicht die Gebote, die die Priester lehren, sondern die er selbst in jede Menschenseele geschrieben hat, denen die Wilden sich beugen, welche aus trübem Dunkel nur zum göttlichen Licht aufblicken, aber dennoch die Liebe kennen und die Ehre. Ich habe oft die weibliche Schwachheit beklagt, ich habe den Muth und die Kraft der Männer beneidet, ich habe nicht geglaubt, daß das männliche Herz ein Abgrund sein könne von Feigheit und Jämmerlichkeit. O, mein Gott, mein Gott, warum habe ich Den kennen lernen müssen, der von Allen auf Erden der Feigste und der Jämmerlichste ist! Warum," stöhnte sie, indem ein Schauder ihren ganzen Körper schüttelte, „habe ich ihn lieben müssen, um mein ganzes Leben lang das Brandmal der Schande auf meiner Stirn zu führen!"

„Marpha," rief er halb zornig drohend, halb ängstlich beschwörend, „welche Worte sprichst Du — höre mich, Du wirst mich verstehen."

„Ich habe Dich gehört," sagte sie kalt, „und ich verstehe Dich, — was jetzt noch übrig bleibt, habe ich nur mit mir selbst abzumachen. Ich will beten, daß ich mich selbst wieder achten lerne, beten zu dem Gott, den Du verleugnest, nicht wie der trotzige, vom Himmel gestürzte Engel der Finsterniß, sondern wie der feige Dieb, der vor sich selbst das Gesetz und seine Richter ableugnet, um seine Furcht zu betäuben. Auch ich bin feig geworden," sagte sie bitter, „und meine Pflicht wäre es, Dich meinem Vater auszuliefern — aber ich will nur vor mir selbst erröthen, ich habe nicht den Muth, die Schande der Verirrung meines Herzens zu bekennen."

„Marpha," rief er bebend, — „Marpha, höre mich!"

„Geh'," sagte sie mit schneidender Kälte, — „geh' und hüte Dich, je meinen Blicken wieder zu begegnen."

Er wollte sich ihr noch einmal nähern, — noch einmal streckte er die Arme nach ihr aus, aber schon war sie verschwunden, schon war die Thür hinter ihr geschlossen. Taumelnd, wie betäubt blieb er stehen, er durfte es nicht wagen, ihr zu folgen, wenn er nicht Aufsehen erregen wollte, was für ihn verhängnißvoll werden konnte.

„Was war das!" rief er, die Hände vor die Stirn pressend, indem er wie gebrochen auf den Divan niedersank, — „sie, die ich so ganz mir hingegeben glaubte, so ganz mein eigen wähnte, schleudert mich zurück in das Nichts wie ein tief unter ihr stehendes Wesen, das sie mit ihrem verachtenden Blick zu zerschmettern vermag? — Und sie liebt mich doch, es war nicht Täuschung, was aus ihren Augen zu mir sprach, was aus ihrem Herzen mir entgegenwallte; auch in ihr," rief er, drohend die Hand nach der Thür ausstreckend, durch welche sie verschwunden war, — „auch in ihr lebt das Blut ihrer Kaste, auch sie hat mich zum Spielzeug ihrer Laune machen wollen, und ihr Stolz bäumt sich auf, da ich mich aufrichtete, ihr Herr zu sein.

„Nein, nein," sagte er dann wieder zusammensinkend, — „das war es nicht. Warum fand ich kein Wort, ihre Verachtung und ihren Stolz zurückzuweisen — warum fand ich kaum den Muth, in ihre Augen zu sehen? Hat sie nicht Recht, sie, das einfache Kind der Natur, in deren Seele wahrlich der kalte Hochmuth ihrer Rasse keinen Platz findet? Habe ich nicht selbst gezagt und gezittert, dem Befehl des Bundes zu gehorchen und sie, die ich in diesem Augenblick, da sie sich von mir wendet, mehr liebe als jemals, zum Werkzeug einer kalten Berechnung zu machen? Haben nicht oft Zweifel in mir aufsteigen wollen, ob es möglich sein wird, auf den Trümmern der heutigen Gesellschaft dauerndes, sicheres Glück der Menschheit aufzubauen, und hatte ich das Recht, einer unsicheren Hoffnung, einem zweifelhaften Kampfe den Frieden und das Glück eines einzigen Menschenherzens zu opfern, eines Herzens, das mich liebt?"

Lange saß er in finsterem Brüten da.

„Sie glaubt!" sagte er dann dumpf, — „und wenn ihr Glaube dennoch Wahrheit wäre, — wenn es dennoch eine leitende und liebende Macht über dieser Welt gäbe, — wenn es eine Ewigkeit gäbe für den Menschengeist, ein Gericht für menschliches Denken, Wollen und Thun, wie sollte ich dann vor dem Richter stehen, an den sie glaubt — ich, der ich die Liebe dem Haß opfern wollte, wie sollte ich vor Gott stehen, wenn es einen Gott gibt, — ich, der ich sein reines, vertrauensvolles Geschöpf zu heuchlerischem Trug und zu feiger Lüge verführen wollte?"

Er sprang auf und ging mit schwankenden Schritten und unstät umherirrenden Blicken auf und nieder.

„Wie das Alles vor mir versinkt," sagte er, „was ich so lange künstlich aufgebaut habe; es ist mir, als ob die Worte dieses einfachen Mädchens, das ich glaubte beherrschen und lenken zu können, den lange versiegten reinen Quell des einfältigen, kindlichen Glaubens in meiner Brust wieder geweckt hätten, und als ob dieser Quell, immer mächtiger aufsprudelnd, Alles hinwegspülte, was die Philosophie aufgebaut und der Haß verkittet hat. Ich finde nichts in mir, um ihre Verachtung zurückzuschleudern, ich möchte mich ihr zu Füßen werfen und sie demüthig um Verzeihung bitten, ihr sagen, daß ich wahnsinnig, verblendet war, und sie, die ich für ein Spielzeug in meiner Hand hielt, anflehen, daß sie mich leite und zurückführe auf den rechten Weg. — Aber," rief er erschrocken stehen bleibend, „was soll nun werden? Es ist unmöglich, mich ihr zu nähern, ich darf nicht hier bleiben, sie würde mich ihrem Vater ausliefern, wenn ich ihr trotzte — und der Bund," sagte er schaudernd, „dessen Befehl ich nicht ausgeführt, dessen Absichten ich vereitelt, — ich habe meine Liebe verloren und die Strafe verwirkt, welche der Bund unerbittlich über die Ungehorsamen verhängt. Sie werden keine Rechtfertigung hören," flüsterte er leise, als ob er sich vor dem Klange seiner eigenen Worte fürchte, „sie werden bösem Willen, bethörter Albernheit es zuschreiben, daß es mir nicht gelang, zu thun, was sie verlangten. Fort muß ich, fort von hier um jeden Preis, um Ruhe und klare Ueberlegung zu gewinnen! — Wohin bin ich gerathen auf diesem unseligen Wege, ist der Weg falsch, oder fehlt mir die Kraft, ihn zu verfolgen mit unbeirrtem, festem Schritt? Gleichviel, vor und hinter mir gähnt der Abgrund, — ich muß fliehen, heimlich fliehen," sagte er nach kurzem Nachsinnen, „ich darf dem Fürsten nicht sagen, daß ich gehe, er würde fragen, forschen; welchen Grund sollte ich finden, er würde mir befehlen, zu bleiben — nein, nein, das ist unmöglich. Ich werde an Boris Jossifowitsch schreiben, ich werde ihm sagen, warum ich seinen Auftrag nicht ausführen konnte, sie müssen meine Rechtfertigung annehmen, — habe ich Macht über die Seelen der Menschen, wenn sie sich nicht dazu hergeben wollen, eine todte Ziffer in den Berechnungen des Bundes zu sein? Und wahrlich, mehr noch, schwerer noch lastet ihre Verachtung auf mir, als der Gedanke an den rächenden Dolch, der dem Ungehorsamen droht, und fast möchte ich selbst dem Gott, an den sie glaubt, danken, daß er sie beschützt hat vor dem Schicksal, das ich ihr bereiten wollte."

Er hörte Schritte vor der Thür, — es mochte einer der Lakaien vorübergehen, — ängstlich lauschte er einen Augenblick, dann stürzte er hinaus, um sich in sein Zimmer einzuschließen.

(Fortsetzung folgt.)

„Sekt".

Shakespeare- und Weinstudien

von

Karl Braun-Wiesbaden.

(Schluß.)

III.

Es gelang mir endlich, den Capitano zu überzeugen, daß der „Sack" Shakespeare's kein Champagner gewesen sein konnte.

„Gut denn," sagte nun der Capitano, — nachdem ich ihm alle historischen Details vom ersten Aufkommen des „Spumante" in Italien (denn das ist der älteste) und von der Erfindung des „Mousseux" in der Champagne bis zur Produktion und Konsumtion in unseren Tagen, wo man in England den deutschen Schaumwein „Sparkling Hock" und den französischen „Sparkling Champagne" nennt, auseinandergesetzt und mit den in meiner Sammlung befindlichen Schriftstücken und Dokumenten belegt hatte, — „gut denn, ich räume diese Position als unhaltbar; wenn nun aber der Sekt, oder englisch ‚Sack', in der That kein Champagner ist, so bleiben doch noch zwei Fragen übrig, nämlich: 1) Was hat man denn in Wirklichkeit unter ‚Sekt' zu verstehen, und was hat namentlich Shakespeare unter seinem ‚Sack' verstanden? und 2) wie kommt es denn, daß in Deutschland, oder wenigstens in Berlin und in Allem, was darum und daran hängt, man die Schaumweine, und insbesondere die französischen Schaumweine, Sekt nennt?"

Um diese beiden großen und noch ungelösten Fragen zu beantworten, begannen wir eine umsichtige Untersuchung. Zunächst zogen wir die englischen Shakespeare-Glossatoren — die Herren Nares, Drake, Ayscough, Hazlitt u. s. w. — zu Rathe, was „Sack" sei. Die Antworten gehen weit auseinander.

Die Einen sagen: Sack bedeutet einen spanischen Wein und hat seinen Namen von dem spanischen „Seco", was so viel bedeutet wie das englische „Dry", also einen herben oder gezehrten Wein, weßhalb auch Falstaff Zucker dazu nimmt. Sie fügen hinzu, man verstehe darunter vorzugsweise den Wein, welcher aus der Stadt Xeres bei Corduba in dem spanischen Andalusien komme (also, was wir jetzt Sherry nennen), aber auch Malaga, oder Wein von den kanarischen Inseln. Kurz: a spanish wine of the dry, harsh, rough kind.

Diese Auslegung wird bestätigt durch eine Reihe anderer, mit Shakespeare gleichzeitiger Schriftsteller, bei welchen die Bezeichnung Sekt (Sack) und Sherry als gleichbedeutend gebraucht wird. Auch in dem zweiten Theil von Shakespeare's Heinrich IV. hält Falstaff selbst dem Sherry-Sekt oder Dry-Xeres eine begeisterte Lobrede.

Ich will auch nicht unterlassen, zur Unterstützung eine Ordonnanz anzuziehen, welche König Jakob II. von England zum Zwecke der Aufrechterhaltung der Ordnung und einer weisen Sparsamkeit in seinem Hofhalt, insbesondere in der Kellereiverwaltung, im zweiten Jahre seiner mehr oder weniger glorreichen Regierung am 17. Juni 1604 erlassen. Da dieselbe auch sonst einiges Interesse bietet, will ich sie in möglichst getreuer Uebersetzung hier einschalten. Sie lautet:

„In Erwägung, daß die sogenannten spanischen Sektweine (Sack-Wines) vormals an Unserem Hofe wenig oder gar nicht getrunken worden sind;

„Daß Wir jedoch in letzterer Zeit uns allergnädigst bewogen befunden hatten, zu verordnen, daß diejenigen Damen und Herren, welche aus Höchstunserer Küche gespeist werden, sowie auch andere Personen von hohem Range, zwar nicht für gewöhnlich, wohl aber in Krankheits- und anderen nöthigen Fällen eine Schale oder ein Glas Sekt verabreicht erhalten sollen, jedoch nur so, daß der Konsum nicht allzu sehr steige;

„In fernerer Erwägung jedoch, daß Wir nunmehr mißfällig vernommen haben, daß dieser kostbare Wein in den letzten Jahren sogar wie ein ganz gewöhnliches Getränke selbst bei den Mahlzeiten Höchstunserer unteren Hofbeamten aller Ordnung zuwider und mehr aus Ueppigkeit, Unverstand und Uebermuth als aus Bedürfniß oder mit Geschmack und Verständniß getrunken worden — zu schwerem Nachtheile für Höchstunsere Cassa;

„In schließlichem Betrachten endlich, daß häufig Dieser oder Jener von Adel oder andere an Höchstunserem Hofe verweilende oder aus Höchstunserer Hofküche gespeist werdende Personen ihrer Gesundheit wegen Sekt zu trinken begehren:

„Haben Wir Jakob II. von Gottes Gnaden 2c. verordnet und verordnen wie folgt:

„Einziger Artikel: Höchstunser Oberkellermeister darf täglich zwölf Gallonen Sekt verbrauchen — aber nicht mehr."

Diese königliche Sekt-Budgetirungs- und Kontingentirungsverordnung beweist, beiläufig bemerkt, wie sehr man schon damals darauf aus war, die Ordnung in der Hofhaltungs- und Schatullenverwaltung aufrecht zu erhalten; freilich meldet die

Geschichte nicht, ob es etwas geholfen, oder ob es nicht vielmehr auch mit dieser Ordonnanz so gegangen, wie der neulateinische Epigrammendichter Owenius von gewissen Gesetzen sagt: „Lex cito Facta foret, lex cito Fracta foret“, das heißt auf Deutsch: „Das Gesetz wird schnell gemacht, das Gesetz wird schnell verlacht“.

Um aber wieder zu Shakespeare's „Sack“ oder Sekt zurückzukommen, so halten sich die anderen Glossatoren und Scholiasten an dem Wort Sack und behaupten, Sekt sei gesackter Wein, „sacked wine“. Sie erläutern das so: man habe damals den Wein noch nicht so wie jetzt, bevor man ihn verschicke und in den Handel bringe, abgestochen, sondern habe die sogenannten Drusen und Niederschläge, was man heute noch vielfach „die Mutter des Weins“ nennt, im Fasse gelassen, in Folge dessen sei durch den Transport Alles durcheinander gerüttelt und geschüttelt und der Wein trübe geworden; um ihn wieder hell und genießbar zu machen, habe man ihn dann durch einen leinenen Filtrirsack laufen lassen.

Alle Achtung vor den Herren Glossatoren, aber ich glaube kein Wort davon.

Wahr ist es zwar, daß wir bei den römischen Autoren Stellen finden, welche an ein solches Verfahren erinnern. Ich will nur zwei solcher erwähnen, welche ich kürzlich in den Epigrammen des Marcus Valerius Martialis fand, welche Epigramme immer wieder von Zeit zu Zeit gelesen zu werden verdienen, weil sie eine reiche kulturhistorische Ausbeute gewähren, welche man noch lange nicht zur Genüge benützt hat. Da wird also in Buch II., Epigramm 40 von dem Seihen des Cäcuber gesprochen. In dem sechzigsten Epigramm des zwölften Buches wird gesprochen von der Nothwendigkeit: „Trüben Cäcuberwein durch Leinwand sorglich zu seihen“.

Nicht nur durch leinene Säcke wurde der Wein geseiht, sondern auch durch metallene Siebe mit feinen kleinen Löchern. Und dabei füllte man auch noch das Leinwand- oder Metallsieb zum Zwecke des Kühlens mit Schnee an. Das finden wir bei den römischen Autoren.

Jeder Mann von Geschmack aber wird über ein solches Verfahren das Haupt schütteln. Es ist, auf guten Wein angewandt, wahrhaft barbarisch und beweist auf's Neue, daß die Römer des Kaiserreichs zwar große Fresser und Weinschwelger waren, daß es ihnen aber an jeder Physiologie und Aesthetik des Geschmacks oder, wie der treffliche Baron Vaerst sagt, an jeder „Gastrosophie“ gänzlich gefehlt hat.

Zur Zeit der Königin Elisabeth dagegen war man schon weiter. Man filtrirte nur die schlechten oder halb verdorbenen Weine, und man war weit entfernt, einen so feinen Wein, wie der Sekt laut des angeführten königlichen Attestes sein mußte, dadurch zu empfehlen, daß man ihn „gesäckten“ oder filtrirten Wein nennt.

In Heinrich IV., erster Theil (Akt 2, Szene 4), ist sogar von Versetzung des Sekt mit Kalk die Rede; und es ist bekannt, daß man Kalk oder Gyps nur bei den Südweinen anwendet, welche aus den besten und reifsten Traubensorten gekeltert werden und zum Versandt in das Ausland bestimmt sind.

Wir haben dafür auch das Zeugniß eines gleichzeitigen Reiseschriftstellers.

Sir Richard Hawkins sagt in seinen, London 1622 erschienenen „Observations on a Voyage into the South“ von diesen Weinen:

„Da die spanischen Sacks (Sekte), welche der größeren Haltbarkeit wegen bei der Fabrikation mit Kalk vermischt werden, in unseren Weinschenken stark konsumirt worden sind, so braucht man sich nicht zu wundern, daß der Blasenstein, die Wassersucht, das Tollfieber und andere Krankheiten, die vor der Einführung jener Weine in England unbekannt waren, jetzt bei uns einheimisch sind. Ueberdem verlieren wir alle Jahre durch den Weinhandel mit fremden Ländern zwei Millionen Koronen.“

Letzteres scheint dem guten Sir Richard, der gerne „das Geld im Lande behalten“ wollte, großen Kummer zu machen. Ob er wohl in dem Nebel von Altengland Malaga oder Sherry produziren wollte?

Dafür, daß das englische „Sack“ dem spanischen Vino seco (nicht secco, denn das ist italienisch) nachgebildet wurde, dafür sprechen auch die übrigen germanischen Sprachen, z. B. Seck im Schwedischen und Säck im Dänischen. Und was Deutschland anlangt, so findet sich schon in dem Anno 1706 erschienenen deutsch-französisch-lateinischen Wörterbuche von Ludwig „Seckt“, französisch vin sec, lateinisch vinum siccum als Bezeichnung für jene trockenen Weine von Xeres, Malaga und Teneriffa. In der That hat dieser Wein auch in allen romanischen Ländern denselben Namen: im Französischen Sec, im Spanischen Seco, im Italienischen Secco, im Latein Vinum siccum; und im älteren Englisch findet sich auch die Schreibweise „Seck“. Von Säcken, Sack, Sackwein oder gesacktem Wein ist aber nirgends die Rede. Das wäre eine schlechte Empfehlung.

IV.

Ich glaube also bewiesen zu haben, daß „Sekt“ kein Champagner, sondern ein gezehrter spanischer Wein war.

Ich komme nun zu der dritten und letzten Frage:

Wie kommt es, daß man (und diese Thatsache ist nicht zu bestreiten) in Berlin und an vielen anderen Orten Deutschlands den Champagner „Sekt“ nennt?

Um diese Frage richtig zu beantworten, müssen wir uns zurückversetzen in das „Berlin vor sechzig Jahren, und zwar in die Weinstube von Lutter, oder von „Lutter und Wegener“, Charlottenstraße Nr. 49, in der Nähe des Gendarmenmarkts, — dieses Gendarmenmarkts, von welchem ein witziges Mitglied der Centrumspartei meinte, dieser Platz sei sehr charakteristisch, in der Mitte sei ein Komödienhaus, auf beiden Seiten Kirchen, in welchen man keinen Gottesdienst halte, und um dem Platz das spezifisch Preußische zu geben, habe man ihn dann den „Gendarmenmarkt“ betitelt.

Diese Weinschenke besteht heute noch in wohlverdienten Ehren. Sie ist so populär, daß sie sogar in den Couplets der Berliner Posse eine Rolle spielt, z. B. in einem Liede, das den Refrain hat:

„Mach' dir nichts draus!“

Ich erinnere mich noch zweier Strophen desselben. In der einen werden die „Liebes-Cigarren von 1870“ besungen, wie außerordentlich dienlich dieselben seien, das Ungeziefer aus der Wohnung und aus dem Zelt zu vertreiben. Drum, heißt es dann:

„Drum zieh' die Dämpfe
Aus den Ziejarrn heraus.
Kriegst du auch Krämpfe,
— Mach' dir nichts draus!“

Die andere handelt von jenen vorübergehenden Wölkchen, welche zuweilen den Himmel des ehelichen Friedens trüben, und gibt dem Ehemann für diesen Fall folgenden wohlgemeinten Trost und Rathschlag:

„Hast du mit Muttern
Zu Haus einen Strauß,
Trag' ihn zu Luttern,
— Mach' dir nichts draus!“

Indessen ist das nicht gerade die Spezialität von Lutter und Wegener. Ein anderer solider Weinschank vermöchte dasselbe zu leisten.

Lutter und Wegener — und das will schon etwas mehr sagen — nimmt in der Geschichte der deutschen Literatur und Kunst eine solche Stelle ein, daß wenn dieß Weinhaus statt in Deutschland in Paris oder Rom läge, schon mehrere Dutzend deutscher Schriftsteller einige hundert Feuilletons, Reisebilder, Tableaux und dergleichen darüber geschrieben und sowohl das Ganze als auch das Einzelnste bis auf die Fliege, die an der Wand sitzt, mit der liebevollsten und eingehendsten Sorgfalt geschildert haben würden.

Lutter und Wegener wären dann mindestens so berühmt, wie es Palombella in Rom ist.

In diesem Weinschank: „Charlottenstraße Nr. 49“, hatten nämlich vor sechzig Jahren schon die auserwähltesten Geister Berlins allabendlich ihr Hauptquartier aufgeschlagen, vor Allen aber E. T. A. Hoffmann als Vertreter der Literatur und Ludwig Devrient als Vertreter der dramatischen Kunst.

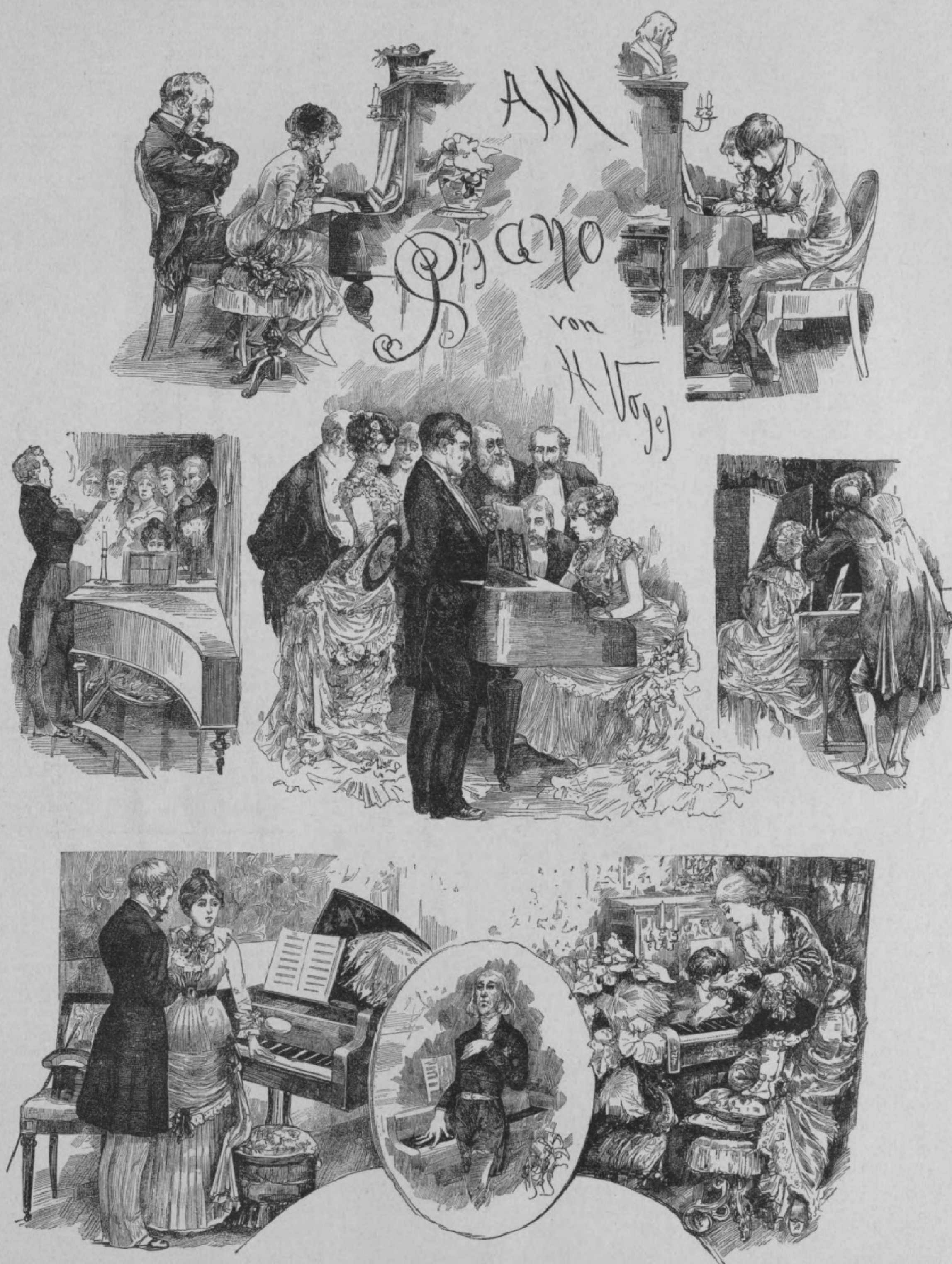
Nur ganz im Vorübergehen will ich hier bemerken, daß diese Familie großer Künstler keineswegs französischen, sondern germanischen oder genau gesagt: niederländischen Ursprungs ist. Von Rechtswegen wird sie nicht, wie im „Brockhaus“ steht, „Dewriäng“ gesprochen, sondern De vriend, d. i. de Friend, oder auf Hochdeutsch: „der Freund“, — ein Name, der sich auch heute noch in den Niederlanden findet und gewiß außerordentlich hübsch ist.

Ludwig Devrient war indessen ein richtiges Berliner Kind und daselbst Ende 1784 geboren. Im Alter von achtzehn Jahren war er, von der Liebe zur dramatischen Kunst getrieben, seinen Eltern, die ihn für einen andern Beruf bestimmt hatten, entlaufen und hatte sich dann einige Jahre bei jenen wandernden Theatergesellschaften umhergetrieben, welche im höheren Style „Thespiskarren“ genannt werden, im gewöhnlichen aber „Meer-



Auf der Schaukel. Gemälde von Leon Glaize.

Nach einer Photographie bei B. Schlesinger in Stuttgart (E. Lecadre & Co. in Paris).



Etüden von Bertini.
Romanze von Nicolo.
„Dein ist mein Herz", Lied von Schubert.

Mazurka von Chopin.
Rhapsodie von Liszt.

Sonaten von Clementi.
Menuet von Mozart.
Zukunftsmusik.

Am Piano. Zeichnung von H. Vogel.

schweinchen". Er fand jedoch bald die Anerkennung, welche er verdiente, kam 1809 an die Breslauer und 1815 an die Berliner Bühne, wo er Gelegenheit fand, seine ganze dämonische Natur sowohl in hochtragischen als auch in hochkomischen Rollen zu entfalten.

In Berlin fand er sich zusammen mit dem dortigen Kammergerichtsrath Hoffmann, den man gewöhnlich Amadeus Hoffmann nennt, obgleich er in dem Kirchenbuch zu Königsberg in Preußen, wo er Anfang 1776 (er war also acht Jahre älter als Devrient) das Licht der Welt erblickte, als Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann gebucht war. Diese Differenz zwischen dem romantischen Amadeus und dem bürgerlichen Wilhelm hat ihn durch sein ganzes Leben begleitet; denn obwohl er wohlbestallter, sehr fleißiger und sehr „brauchbarer" königlicher Kammergerichtsrath war, war er daneben doch ein solcher Canonicus irregularis, daß heutzutage der preußische Minister der Justiz „nicht umhin können würde, sein Augenmerk auf diesen Gegenstand zu lenken".

Allein vor sechzig Jahren war man in solchen Dingen viel toleranter. Außerdem war aber auch der preußische Staat selber schuld daran, daß Hoffmann so geworden, wie er 1815 schon war.

Warum hatte der preußische Staat die Schlacht von Jena verloren? konnte Amadeus mit Recht fragen.

Diese Schlacht hing nämlich so mit Amadeus Hoffmann zusammen:

In Folge dieser Schlacht verlor Preußen einen großen Theil seiner Territorien, namentlich auch die polnischen, in welchen Hoffmann als Regierungsrath amtirte. Der Staat war genöthigt, die Beamten zu entlassen, und vermochte auch nicht, ihnen eine Pension zu zahlen. Unter den auf das Pflaster Geworfenen befand sich auch Hoffmann. Er hatte als Beamter sich dilettirend mit Poesie, dramatischer Kunst, Musik und Malerei beschäftigt. Jetzt war er genöthigt, von den freien Künsten zu leben und bald da, bald dort sein Brod zu suchen, wobei es ihm, da die Welt damals voll Krieg und Elend war, herzlich schlecht ging. Er war während der Zeit Musiklehrer, Dichter von Festspielen, Komponist, Regisseur, Dekorateur, Maschinist, Architekt, Dramaturg, Kapellmeister, — bald in Bamberg, bald in Leipzig, bald in Dresden u. s. w. Auch schrieb er. Der Herausgeber einer Musikzeitung schrieb ihm als Thema für eine Novelle vor: Geschichte eines übergeschnappten Musikers. Hoffmann machte sich sofort daran. Er hatte Geld nöthig. So entstand der „Johannes Kreisler". Das Publikum liebte damals das Romantische, Phantastische, Groteske. Diesem Geschmack mußte sich Hoffmann anbequemen. Was er schrieb, bewegte sich zwischen Jean Paul und Viktor Hugo, zwischen „Titan" und dem „Han von Island", mit stark musikalischen Zuthaten, wie sie die Spezialität Hoffmann's waren. So erhob sich neben Kreisler der „Hund Berganza", die „Phantasiestücke" begannen zu entstehen und ebenso die „Elixire des Teufels". Alle diese Werke haben neben dem unzweifelhaften Hauche des Genius etwas Absonderliches, Abenteuerliches, Verrücktes oder gar Unheimliches, — etwas Groteskes und etwas Grauenhaftes in einem Athem. Und das Leben war so wie die Werke. Man sieht den königlich preußischen Regierungsrath, wie er seinen Rock verkauft, um sich mitten im Elend ein wenig Courage zu trinken. Er hatte das aber nur ausnahmsweise nöthig. Denn selbst im tiefsten Unglück ist er eine zwar wunderliche, aber allzeit tapfere Seele — der kleine Hoffmann mit den tiefliegenden, gespenstigen grauen Augen.

Unmittelbar nach der großen Völkerschlacht, welche die französische Fremdherrschaft brach, erscheint Freund Hippel, der anonyme Verfasser der „Lebensläufe", in Leipzig, wo Hoffmann um kargen Lohn dichtet und komponirt, und holt ihn nach Berlin, wo er seinen Warschauer Freund Hitzig als Kammergerichtsrath antrifft und selber die nämliche Würde erhält, die er bis zu seinem Tode als pflichttreuer preußischer Beamter in Ehren bekleidet.

Die Noth war nun gehoben. Aber trotzdem war aus der Zeit der Noth jenes schwer definirbare Etwas übrig geblieben, welches der Franzose „La Bohème" nennt. Wenn er den Tag über mit Eifer amtirt und geschriftstellert hatte, empfand er am Abend das unabweisbare Bedürfniß, sich durch Wein „zu montiren" und „in eine exotische Stimmung" zu versetzen. Dieß geschah in einem Kränzchen, welches er mit Hitzig, Contessa, Koreff u. A. gründete. Sie nannten es „Serapion", weil der katholische Kalender der Frau Hoffmann, die Polin von Geburt war, an dem Stiftungstage diesen Namen aufwies. Der Büchertitel „Serapionsbrüder" ist auch daraus erwachsen.

Aber lieber als die Serapionsbrüderschaft war dem trefflichen Hoffmann doch der Weinschank, wo man noch besser und schneller sich aus den Akten und den Büchern hinaus- und in die „exotische Stimmung" hineintrank; jener Weinschank des Hafis, der uns erzählt, er habe dort nach und nach all' seine Bücher verkauft und vertrunken, und daran die Moral knüpft:

„O kommt und versetzt eure Schriften auch;
Und habt ihr im Kopfe Schriften,
So löschet sie aus mit des Weines Hauch,
Damit sie nicht Unfug stiften."

Hier in der Weinstube bei Lutter und Wegener fand Hoffmann seinen Devrient, und um Beide bildete sich eine aufmerksame, respektvolle und dankbare Corona, welche den seltsamen Unterredungen dieser Beiden lauschte, — dieser Männer, die Beide Genies und Beide Canonici irregulares waren und Beide mit dem Phosphor des Weines ihre Lebensfackeln auffrischten, so daß sie heller aufleuchteten, aber auch früher erloschen.

Der Tisch steht noch, an dem sie vor sechzig Jahren gesessen; auch ich habe zuweilen zu der Tafelrunde gehört, welche ihn vor fünfzehn Jahren einnahm. Zu meiner Zeit waren die Wortführer Franz Ziegler, der schneidige Fortschrittsmann, der Dichter der prachtvollen märkischen Erzählungen und Novellen, welche unter dem Titel „Nondum" erschienen, und der „alte Döring", der in dem Berliner Schauspielhause in die Stelle Devrient's eingerückt war und nicht nur einen Theil seiner Rollen, sondern auch einen erheblichen Theil seines Geistes geerbt hatte.

Ein halbes Jahrhundert früher saßen an diesem Tische der kleine grauäugige Hoffmann, genannt der „Kater Murr", und der lange dürre Devrient mit den großen runden schwarzen dämonischen Augen, in welchen der Blutdurst Shylock's, der Wahnsinn des Franz Moor und der Humor des Sir John Falstaff abwechselnd ihren Ausdruck fanden.

Hoffmann kommt zuerst. Er unterhält seine Freunde, welche mit ihm einen „schönen" alten Bordeaux trinken, von jenen seltsamen und schauderhaften gespenstigen „Dingen zwischen Himmel und Erde, wovon sich unsere Phantasie nichts träumen läßt".

Da geht die Thüre auf. Das ist Devrient. Er wird mit Jubel empfangen, wirft dem Kellner seinen Mantel zu und herrscht ihn an mit den pathetischen Worten:

„Gib mir einen Becher Sekt, Junge!"

Denn Devrient kommt direkt aus dem Schauspielhause, wo er in dem ersten Theil von Shakespeare's „Heinrich IV." soeben den Falstaff gespielt hat.

Der Kellner holt Champagner. Er weiß, etwas Anderes trinkt Devrient nicht, wenn er „den Falstaff gemacht hat".

„Sekt!" Das war etwas Neues, denn bisher hieß es Champagner. Es war etwas Schönes, denn es kam von Devrient. Es war etwas Geistreiches, denn es hatte den Beifall von Amadeus Hoffmann. Es war etwas Vornehmes, denn die gemeinen Leute nannten's Champagner.

Damals war in Berlin noch keine Politik und kein Parlament. Der bleierne Geistesdruck, den der Fürst Metternich mittelst der Karlsbader Beschlüsse über Deutschland verhängt hatte, lastete auf dieser Stadt vielleicht schwerer als irgendwo anders. Sie war damals bloß Residenz-, Beamten- und Militärstadt, noch nicht Handels- und Industriestadt, noch nicht Millionen-, noch nicht Welt- noch deutsche Reichshauptstadt. Die öffentliche Meinung schlief; und der geheime Wunsch der Regierung ging dahin, daß sie niemals wieder erwachen möge.

Man hatte nichts als das Theater, für das sich alle Welt in der enthusiastischsten Weise interessirte und das den herrschenden Gesprächsstoff abgab; — etwas Belletristik, theils romantisch-phantastisch, theils trivial-sentimental —; die Theegesellschaft und endlich die Weinstube. Einen Zollverein gab es noch nicht. Man trank in Berlin also nur französische Weine, und an der Spitze derselben stand der Champagner, den unsere Offiziere 1814 in Frankreich an der Quelle studirt hatten.

Das Theater und der Champagner, die vornehmsten Faktoren des damaligen Berliner Lebens, begegneten einander bei Lutter und Wegener; und aus dieser Begegnung entstand der Name „Sekt" für den Champagner.

„Gib mir einen Becher Sekt, Junge!" rief Devrient bei Lutter. Und ganz Berlin rief es ihm nach.

So ist ohne jede weitere Berechtigung der Name Sekt für Champagner üblich geworden. Dr. Franz Hirsch, der treffliche Dichter des „Aennchen von Tharau", hat zuerst die Hypothese über diese Entstehung des Worts aufgestellt und ich habe sie bei wiederholter sorgfältiger Nachforschung in allen Stücken bestätigt gefunden.

Ich habe also nachgewiesen:

1) Daß „Sekt" kein Champagner, sondern
2) eine Bezeichnung für Sherry u. dergl. war,
3) daß und wie man darauf gekommen, den Champagner fälschlicherweise als „Sekt" zu bezeichnen.

Ich könnte nun mit einem selbstgefälligen „Quod erat demonstrandum" meine Wein- und Shakespearestudien schließen.

Aber es drängt mich, noch ein Wort über die beiden Urheber dieser Bezeichnung zu sagen: über Devrient und Hoffmann.

Ihre heiteren Abende bei Lutter und Wegener nahmen ein trauriges Ende. Hoffmann erkrankte an einem Rückenmarksleiden. Während er von seinem Schmerzenslager aus die lustigsten Geschichten diktirte, z. B. den „Meister Wacht", starb eines seiner Glieder nach dem andern ab. Man konnte sagen, daß zuletzt nur noch der Kopf in Funktion war. Endlich nach langen und schweren Leiden ist er am 25. Juni 1822 gestorben. Er liegt auf dem „neuen Kirchhof" vor dem Halle'schen Thore begraben. Sein Grabstein bezeichnet ihn als „ausgezeichnet im Amte, als Dichter, als Tonkünstler und als Maler". Devrient saß manchen Abend schweigend „bei Luttern". Dann ging er um Mitternacht allein hinaus nach dem Friedhof, hinter sich den Jungen mit einigen Flaschen „Sekt". Die trank er Hoffmann zu an seinem Grabe. Dann fand ihn wohl zuweilen der Todtengräber schlafend und nahm ihn mit nach seiner Wohnung auf dem Kirchhof. Am andern Tage mußte er sich mit der Elektrisirmaschine bearbeiten lassen, um seiner Kunst Genüge leisten zu können. Er ist 1832 in jungen Jahren gestorben.

Henry Wadsworth Longfellow.

(Hiezu das Bild S. 573.)

Ein treuer Freund Deutschlands, ein großer Dichter Amerikas, einer der größten zeitgenössischen Poeten ist vor wenigen Tagen auf dem Mont Auburn Friedhof in Cambridge (Ver. St.) zu Grabe getragen worden. **Henry Wadsworth Longfellow**, der berühmte amerikanische Lyriker, der Freund Freiligrath's und Geibel's, bei denen er im Jahre 1842 herrliche Tage am Rhein zugebracht, um deutsches Leben und deutsche Dichtung kennen zu lernen, ist am 27. Februar 1807 zu Portland im Staate Maine geboren. Sein Vater, ein angesehener Advokat, bestimmte ihn für die gleiche Laufbahn. Er bezog mit vierzehn Jahren das Bowdoin College und bestand mit achtzehn das juristische Examen. Anfangs arbeitete er auf des Vaters Bureau, entschädigte sich aber für den trockenen Beruf durch literarische Studien und Dichtungen. Seine Sprachkenntnisse hatten die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt, und als ihm ein Lehrstuhl für neuere Sprachen am Bowdoin College angeboten wurde, ging er zu seiner Vorbereitung 1826 nach Europa, wo er drei Jahre umherwanderte und namentlich in Göttingen längere Zeit studirte. Dann kehrte er nach Brunswick zurück, wo er sechs Jahre lang dozirte. Nebenbei veröffentlichte er eine Reihe literarischer Skizzen, die großes Glück machten und den Dichter auch in England zu Ansehen brachten. 1853 erging ein Ruf des Harward College in Cambridge in Massachusetts, der ältesten Universität Amerikas, an ihn, welchen Posten er nach einer abermaligen Studienreise im nördlichen Europa antrat. Er zog in das alte, erinnerungsreiche Craigiehouse, das Hauptquartier Washington's, und hier sind seine meisten Werke entstanden, von hier aus haben sie ihn zu seiner letzten Ruhe hinausgetragen. Zunächst veröffentlichte er als Frucht seiner Besuche und Erfahrungen in Europa die lebendig geschriebenen Reiseskizzen: „Ueber's Meer", voll reicher Sympathie für das liebgewordene deutsche Denken und Sein. Sein 1839 erschienener Roman „Hyperion", die Novelle „Kavanagh" und das Drama „Der spanische Student" sind reich an tiefpoetischen und liebenswürdigen Gedanken und Schilderungen, aber arm an Handlung. Erst in den jetzt schnell aufeinander folgenden lyrischen Gedichtsammlungen: „Stimmen der Nacht", „Balladen und andere Gedichte", „Sklaverei-Lieder", „Seeküste und Feuerherd" trieb Longfellow's tiefes, warmes Herz die schönsten Blüten. Daß auf unseres Dichters ganze Entwicklung deutsches Leben und deutsche Poesie vom unverkennbarsten Einfluß waren, zeigt sich in allen seinen Gedichten — am deutlichsten aber in dem reizenden erzählenden Gedicht in Hexametern: „Evangeline", das uns lebhaft an Goethe's „Hermann und Dorothea" erinnert und uns eine liebliche Idylle aus dem Kolonistenleben Neuschottlands vorführt. In der „Goldenen Legende", einer Erzählung in Versen, finden wir Hartmann's von der Aue „Armen Heinrich" in freier Bearbeitung wieder. Schon vorher hatte Longfellow zwei Bändchen liebevoll und glücklich aus dem Deutschen, Spanischen, Dänischen und Schwedischen übersetzter Gedichte veröffentlicht und dadurch nicht wenig zum Bekanntwerden europäischer Dichter im Tochterlande jenseits des Ozeans beigetragen. Das war zugleich der liebenswürdigste Dank für jene glücklichen Sommertage am deutschen Rhein und für den deutschen Sänger, der den Amerikaner zuerst in Deutschland bekannt gemacht hatte.

Longfellow's Hauptwerk ist das „Lied von Hiawatha" — in Amerika, England und in Freiligrath's meisterhafter Uebersetzung auch in Deutschland allgemein bewundert. Wie einst Herder aus alten spanischen Romanzen den „Cid" geschaffen, so vereinigt hier Longfellow die tiefpoetischen indianischen Sagen zu einem wunderbar anmuthenden Gedicht voll berauschender Farbenpracht, duftiger Blüten und bedeutsamer Bilder, gemüthvoller Wärme, Adel und Zartheit des Empfindens und des Ausdrucks.

Ein amerikanischer Kritiker sagt mit Recht über seinen berühmten Landsmann: „Longfellow's Verdienste als Dichter sind hoher, wenn auch nicht höchster Gattung. Anmuthiger und zarter kann nichts sein, als einige seiner ‚Stimmen der Nacht', oder malerischer und dramatischer, als einige seiner Balladen, oder einfacher, keuscher und anmuthig weiser, als die meisten seiner kürzeren Gedichte, welche gemalten Erfahrungen sowohl des Herzens als des Geistes gleichen ..."

Deutschland hat sich den Dichter durch vorzügliche Uebersetzungen so zu eigen gemacht, daß keinem Gebildeten sein Name und seine Werke fremd bleiben konnten. Ihn eingeführt zu haben, ist Freiligrath's Verdienst, der bis zu seinem Tode im innigsten Verkehr mit ihm blieb.

Wir führen unsere Leser in des Dichters behagliches Heim, in seine Bibliothek ein, von der seine Werke in alle Welt hinausgingen.



Literatur.

— **Robert Byr hat stets tüchtige Stoffe für seine Romane**, die er resolut und mit psychologischer Vertiefung spannend und interessant gestaltet. Der neueste Roman dieses Autors: „Unversöhnlich" (Jena, Costenoble), hat wieder einen fesselnden Vorwurf. Er schildert die Erziehung eines egoistischen, spröden, übermüthigen und stolzen, aber im Grunde edlen Mädchencharakters zur schönsten Weiblichkeit, zur Demuth, Milde, Sanftmuth und Liebe. Das verwöhnte Kind des Glücks wird durch einen Umschwung des Geschicks hinausgeworfen in den Strom der Welt, das junge Mädchen lacht und spottet über jede Schwierigkeit; es will die Welt, das Leben zwingen, es hält sich für ein Genie, und nun beginnt der Kampf mit der Misère des Lebens, zuerst des Theaterlebens. Die feurige Künstlerin blickt bald zu tief in diese Welt des Flitters und des Scheins; erschreckt und irre geworden an sich selbst und zur Einsicht gelangt, daß sie kein Phänomen ist, und daß die von ihr so glühend gewünschte Freiheit schreckliche Abgründe für ein junges Mädchen hat, kehrt sie zurück in bürgerliche Kreise, um durch ernste Arbeit wenigstens eine bescheidene Stellung im soliden Leben zu erringen; nun vollzieht sich die Wandlung, ihr edler Kern führt die Heldin zum Glück. In der von ihr einst verabscheuten und verspotteten Pedanterie und Beschränktheit des Geliebten sieht sie ihr Ideal und seine langbewährte Treue erhebt sie zu einer beneideten gesellschaftlichen Stellung. Das ist nur das Gerüst des Romans, durchzogen und umschlungen wird dieß durch geistvolle Schilderungen aus dem Leben des Theaters, den Kreisen der Industriellen, der Gutsbesitzer, der Politik und des Kleinbürgerthums. Es flutet ein mächtiger Strom modernsten Lebens durch diesen Roman und macht ihn wirkungsvoll und interessant.

— **Die Geschichte der Schottenkönigin Maria Stuart, für die**, das dürfen wir nicht vergessen, Schiller durch sein Drama das Interesse entzündet und bis heute wachgehalten, ist neuerdings der Vorwurf einer Reihe englischer, französischer und deutscher Werke, zum Theil von großem Umfang, gewesen. Die meisten derselben waren Parteischriften für und wider die Königin, Anklagen und Reinigungen. „Bis zu dieser Stunde," sagt der Historiker W. Onken, „haben sich Ankläger und Vertheidiger Maria's streng nach dem religiösen Bekenntniß geschieden, Protestanten waren die ersten, Katholiken die letzten — ein beschämendes Zeugniß für den Stand der Forschung und Kritik." Die hochbedeutende Arbeit des Heidelberger Professors Arnold Gädecke, welche 1879 erschienen, ist eine ernste Studie, der wir volle Anerkennung zu Theil werden ließen: sie ist aber eine streng gegnerische Arbeit und gewinnt für die Ansicht des Autors durch die meisterhafte Darstellung. Nun erhalten wir eine neue, großangelegte Monographie über „Maria Stuart" von Theodor Opitz (Freiburg, Herder), auf die bezüglich der Konfession nicht mehr das Wort Onken's paßt, denn der Verfasser ist ein Protestant, obgleich er die Königin von den schweren Anschuldigungen, mit denen sie die Welt und die Geschichtschreibung überhäuft, zu reinigen sucht. Der Verfasser ergeht sich, ohne uns in die Werkstätte seiner Studien einzuweihen, in breiter, kein Detail übergehender Darstellung des Lebens der Königin und gibt zugleich ein ein-

gehendes Bild der Zeit. Die Darstellung ist lebendig und angenehm, der Verfasser weiß für seine Heldin lebhaft zu interessiren, unsere Theilnahme für sie rege zu erhalten, und wir können uns, selbst wenn uns die scharfe Dialektik Gädecke's gewonnen, dem Eindruck dieses von großer Wärme getragenen Plaidoyers nicht entziehen.

— **Die Gastronomie hat seit Rumohr, Baerst und Brillat-Savarin** nicht in dem Maße die Forschung wissenschaftlicher Geister gereizt, wie sie es bei ihrer Bedeutung für Wohlfahrt und Genuß verdiente: es bleibt bei einzelnen Essays, die sich immer schüchtern hervorwagen, als ob es eine Schande wäre, über Essen und Trinken im Ernste zu reden, und doch ist der Stoff des Schweißes der Edeln werth. Eine hübsche Kollektion von kleineren Arbeiten über Speisen und Getränke, Tischsitten und Tafelfreuden verschiedener Zeiten und Völker bietet uns Felix Weber in seinen „Gastronomischen Bildern“ (Leipzig, J. J. Weber), die er zum Theil der einschlägigen Literatur, zum Theil Werken der Reisenden entnommen. Es ist ihm wirklich gelungen, lauter interessante Stoffe in anziehender Abwechslung zusammenzutragen und Manches aus Zeitschriften zu retten, was sonst verloren gegangen wäre. Das Ganze bietet zugleich ein Gesammtbild der Entwicklung der Koch- und Eßkunst, ohne daß man speziell daran erinnert würde, daß man belehrt werden soll. Jedenfalls ist es ein hübscher Beitrag zur Gastrosophie und gewinnt ihr gewiß manchen Freund.

— **Mit dem Beginn der schönen Jahreszeit erwacht die Lust** am Reisen, der Drang, sich einen Sommer-, Luft- oder Badekurort auszusuchen, und damit regt sich's auch in der Literatur. Die „Europäischen Wanderbilder“, unter welchem Titel Orell, Füßli & Comp. in Zürich eine Sammlung von Bändchen über einzelne Reiseziele und Punkte für längeren Aufenthalt herauszugeben vor einigen Jahren begonnen, wächst langsam, aber stetig. Es sind ganz allerliebst ausgestattete, mit trefflichen und feinen Landschaftsbildern von J. Weber geschmückte Bändchen, die, von Kennern der Orte geschrieben, das Gepräge der Treue tragen und durch die Wärme der Darstellung für den einzelnen Vorwurf zu gewinnen im Stande sind. In letzter Zeit sind Konstanz, das Tößthal, Thusis, Luzern erschienen, diesen werden sich Rom, Ragaz, Schaffhausen, Ajaccio, Florenz, Chur, Davos anschließen. Man sieht, eine recht bunte Wahl — lauter interessante Punkte, und wer einen dieser Punkte besucht, angeregt durch diese Büchlein, wird sich bei seiner Heimkehr gern erinnern, daß sie der Anlaß zur Reise gewesen, und ihnen einen guten Platz auf dem Reiseregal einräumen.

— **Hesse-Wartegg hat uns ein prächtiges Tableau der Bäder an** der französischen, belgischen, englischen, holländischen Küste und der deutschen Nordsee aufgerollt: eine Ergänzung bietet sich nun in den „Ostsee-Badeorten“ von Dr. Albert Weiss (Rudolstadt, F. Mitzlaff). Der gelehrte Arzt ist kein solch' unterhaltender Plauderer wie Hesse-Wartegg — er will auch keine belletristische Arbeit liefern, aber die balneologisch-kulturhistorische Skizze genügt vollkommen, um uns in das Leben und Treiben, die hygieinischen und kulinarischen Vorzüge der einzelnen Badeorte einzuweihen und die Eigenthümlichkeiten jedes einzelnen Bades im richtigen Lichte zu zeigen; denn so ähnlich ein Seebad dem andern zu sein scheint, so hat er doch verstanden, uns das Charakteristische jedes einzelnen aufzuzeigen, wie gedrängt auch das Ganze behandelt ist. Der Verfasser geleitet uns von Swinemünde nach Ahlbeck, Heringsdorf, Koserow, Zinnowitz, Misdroy, den drei Dievenow, Heidebrink, Neuendorf, Osternothhafen, Deep, Kleinhorst und schließt mit Rewal.

— **Von der Königin von Rumänien erscheint ein Roman zugleich deutsch und rumänisch;** er heißt: „Ein Gebet“.

— **Euphemia Gräfin Ballestrem und Hermann Lingg beabsichtigen** eine Sammlung von Balladen deutscher zeitgenössischer Dichter herauszugeben, um auch diesem Zweig, der gewöhnlich in den Anthologieen sehr vernachlässigt wird, zu seinem Rechte zu verhelfen. Nicht nur Originale, sondern auch bereits Gedrucktes kommt zur Aufnahme und die beiden Herausgeber haben zu diesem Ende bereits eine Aufforderung an die Dichter ergehen lassen. Die Herausgeber wohnen Ersterer in Hirschberg in Schlesien, der Letztere in München.

— **Abermals eine neue Revüe — dieselbe führt den Titel:** „Revüe für die gebildete Welt“, als Redakteur fungirt N. Komolatsch in Wien.

— **Froude's Werk: „Thomas Carlyle, die ersten vierzig Jahre** seines Lebens“, ist bei Longman & Comp. in London erschienen.

Bildende Künste.

— **Die internationale Kunstausstellung in Wien ist am 1. April** feierlich vom Kaiser eröffnet worden.

— **Die Regierungsvorlage betreffs eines neuen Bibliothekgebäudes** in Wolfenbüttel, wo Lessing als Bibliothekar angestellt war und das Bedürfniß eines neuen Baues zuletzt ein schreiendes geworden, ist vom Braunschweiger Landtag genehmigt worden.

— **Das Grabmonument für den berühmten Architekten Oberhofbaurath** Strack, das seine Verehrer auf dem Dorotheenstädter Kirchhof in Berlin errichten lassen, erhält eine vorzüglich gelungene Büste von Professor Calandrelli, während ein Tempelbau nach dem Entwurf Strack's das Bild überwölbt.

— **Bei der Preisvertheilung für das Viktor Emanuel-Denkmal** erhielt von den 300 Einsendern den ersten Preis — 50,000 Franken — für einen Triumphbogen mit römischer Triumphsäule und der Statue des Königs — der Franzose Nenot, den zweiten Ettore Ferrari und Piacenti für ein architektonisches Monument — 30,000 Fr., und den dritten Galetti für eine Triumphsäule 20,000 Fr.

— **Michael Munkacsy hat nach Vollendung seines großen Gemäldes:** „Christus vor Pilatus“, eine erstaunliche Produktivität entwickelt. Nicht weniger als sechs Gemälde, welche sämmtlich im Jahre 1881 gemalt worden sind, gelangten kürzlich in einem Berliner Kunstsalon zur Ausstellung, bevor sie eine Reise nach London antraten, wo die geistreiche Art des Künstlers nicht minder geschätzt wird als in Paris. Leider sprachen diese sechs Gemälde mehr für die Vielseitigkeit als für die künstlerische Solidität Munkacsy's. Auf eine plastische Modellirung und auf Schärfe der Zeichnung hat er niemals großen Werth gelegt. Seitdem er sich aber von seiner trüben, schwarzgrauen und -braunen Manier losgesagt und sich in das andere Extrem, eine überreiche Farbenfülle, gestürzt hat, vernachlässigt er alle Form, insbesondere die menschliche, in einer geradezu verletzenden Weise. Auf dem „Besuch“, den eine junge Frau einer andern in ihrem mit höchstem Luxus ausstaffirten Salon abstattet, auf dem „Geburtstag des Großvaters“ sind die Figuren farbige Flecken, hinter denen nicht mehr die Spur eines Knochengerüstes zu entdecken ist, und die mit den Divans, den Teppichen, den Gemälden, den Bronzen, den Blattpflanzen und dem übrigen Inventar des koketten Raums auf gleicher Stufe stehen. Vollends widerstrebt diese Vernachlässigung der Form dem Charakter des Stilllebens. Blumen und Geräthe dürfen sich nicht in unbestimmte Farbenvisionen verflüchtigen, da die Farbe allein nicht den tektonischen Charakter eines Gefäßes oder die Struktur einer Pflanze festhalten kann. Ein Damenporträt ließ wenigstens nicht den seelischen Ausdruck vermissen, obwohl nur der Kopf über eine skizzenhafte Ausführung hinausging. Auch in der Landschaft hat sich Munkacsy versucht, ist aber dabei ganz in die Fußstapfen des trübseligen Realisten Daubigny gerathen, der sich mit Vorliebe die trost- und reizlosesten Gegenden aussuchte, um allein mit der Stimmungsgewalt wirken zu können. Das bedeutendste der sechs Gemälde war eine kleinere, aber bei weitem farbigere Wiederholung desjenigen Bildes, mit welchem Munkacsy vor dreizehn Jahren seine Laufbahn in Düsseldorf eröffnete: „Der letzte Tag eines Verurtheilten“. Der Todeskandidat sitzt in einem armseligen Kerker, umgeben von seinem schluchzenden Weibe und seinen Kindern, während durch die Thür neugieriges Volk hereinströmt, um einen letzten Blick auf den armen Sünder zu werfen. Das an und für sich willkommene Streben nach größerem Reichthum der Farbe, welches sich in den neuesten Werken Munkacsy's ausspricht, ist bis jetzt noch weit von einer Abklärung zu ansprechender Harmonie entfernt.

— **Munkacsy hat dem Direktor des Pester Kunstvereins angezeigt,** daß er zum Danke für die Aufnahme, welche er in der Heimat, in Ungarn, gefunden, für die folgenden zehn Jahre — in jedem zweiten Jahre — ein Stipendium von je 6000 Franken aussetze.

— **Henri Siemiradzki in Rom hat ein liebenswürdiges Genrebild** vollendet, welches auf einer felsigen, zu einem Tempel sich emporwindenden Straße ein römisches Liebespaar darstellt, das sich von einem nubischen Wahrsager die Linien der Hand deuten läßt. Der Nubier führt einen Esel mit sich, der mit ägyptischen Götterbildern beladen ist. Der malerische Reiz des Bildes liegt auch hier wieder in der Magie des Sonnenlichts, welches jede Falte des Gesteins, jeden Baum, jeden Strauch erhellt, ohne daß durch die Klarheit und Helligkeit des Gesammttons die plastische Wirkung der Gegenstände beeinträchtigt wird.

Musik.

— **Robert Volkmann's Musik zu Shakespeare's „Richard III.“** ist im Leipziger Gewandhaus aufgeführt worden und erwies sich als eine tief durchdachte, wirkungsvolle Komposition.

— **Eine neue Sinfonie von Friedrich Gernsheim ist dieser Tage** in Rotterdam zur ersten öffentlichen Aufführung gelangt. Der Erfolg war ein so durchschlagender, daß sofort eine Wiederholung des Werkes stattfand und beide Male der zweite Satz der Sinfonie, eine Tarantella, da capo gespielt werden mußte.

— **Die Gründung eines Konservatoriums für Musik in London** scheint nunmehr durch Beiträge gesichert. Es ist ein Garantiefonds für das zu gründende Konservatorium, das den Titel «Royal College of Music» führt, zusammengebracht, welcher sich bis jetzt schon auf 50,000 Pfd. Strl. (eine Million Mark) beläuft, und die Zeichnungen vermehren sich noch von Tag zu Tag. Für den Posten des musikalischen Leiters der Anstalt hat das Komite den Direktor der Hochschule für Musik, Joseph Joachim, ausersehen. Dieser dürfte aber schwerlich Neigung haben, seine Berliner Stellung mit der gleichen in London zu vertauschen, auch wenn die letztere, wie immerhin wahrscheinlich ist, ihm größere pekuniäre Vortheile in Aussicht stellen sollte.

— **Auf Veranlassung der Musik- und Gesangvereine der Stadt** Genf wird in den Tagen vom 5. bis 7. August l. J. zu Genf eine große Musik- und Gesangkonkurrenz stattfinden. Nach dem nunmehr vorliegenden Statute über die Organisation dieses musikalischen Wettstreites zerfällt derselbe 1) in einen schweizerischen Wettstreit, d. h. speziell für die Männergesangvereine und Musikgesellschaften der Schweiz; 2) in einen internationalen Wettstreit, an welchem auswärtige Vereine, sowie auch Schweizer Vereine, welche nicht an dem sub 1) erwähnten Wettstreite theilnehmen wollen, sich betheiligen, sowie 3) in einen Ehrenwettstreit ohne Unterscheidung der Nationalität. Diese einzelnen Wettstreite zerfallen dann wieder in solche für Gesangvereine (deutscher und französischer Sprache), für Harmonie- und Blechmusik. Die Minimalzahl der Mitwirkenden jedes Vereins ist auf 20 Mitglieder festgesetzt. Als eine bei den seitherigen deutschen Gesangwettstreiten nicht gekannte Anordnung mag wohl die für sämmtliche an dem Genfer Kongreß theilnehmenden Vereine giltige Bestimmung, wonach dieselben außer den vorgeschriebenen bezw. selbstgewählten Chören auch noch einen Chor prima vista zum Vortrage bringen müssen, angesehen werden. Die betreffenden Chöre werden den betheiligten Vereinen erst beim Betreten des Podiums übergeben. Zu diesem Wettstreite sind auch an eine Anzahl deutscher Männergesangvereine Einladungen ergangen. Es bleibt nun zu erwarten, ob diese Vereine etwa mit Rücksicht auf die vorerwähnte, eigenthümliche Bestimmung des prima vista-Singens, von welcher in der That wenig Erfolg zu erwarten sein dürfte, dem Rufe der Genfer Sangesbrüder Folge geben werden.

Bühne.

— **Der Verein deutscher Schriftsteller und Künstler in Böhmen:** „Concordia“, hat einen Preis von 20 Dukaten für ein einaktiges Lustspiel ausgeschrieben. Die Konkurrenzarbeiten sind an den Obmann der Concordia, Alfred Klar in Prag, zu senden und zwar bis zum 31. August dieses Jahrs.

— **Die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger hat am** 1. April die ersten Pensionen ausgezahlt. Das Bureau im eigenen Hause der Genossenschaft an der Charlottenstraße in Berlin war bei dem Anlaß festlich dekorirt und im Zimmer des Präsidiums prangten die lorbeerumrankten Bilder der Stifter. Eine besondere Ueberraschung war Demjenigen vorbehalten, der die erste Pension ausbezahlt erhielt, nämlich eine von Ludwig Barnay ausgesetzte Prämie von 150 Mark. Es empfing dieselbe der seit Jahren gelähmte Schauspieler Jackson. So hat sich denn die aus der eigenen Initiative des Schauspielerstandes hervorgegangene Anstalt glänzend bewährt.

— **Felix Dahn's Schauspiel: „Skaldenkunst“, welches demnächst** auch am Berliner Hoftheater zur Aufführung kommt, hat am Wohnort des Dichters, in Königsberg, gefallen und der Letztere wurde neben dem Gast L. Barnay mehrmals hervorgerufen.

— **„Strohhalm“, ein fünfaktiges Schauspiel des schwedischen** Dichters Franz Hedberg, ist im Berliner Schauspielhause mit jenem mäßigen Erfolge in Szene gegangen, welchen bisher alle skandinavischen Dramen in Deutschland, Björnstjerne Björnson's „Fallissement“ mit eingerechnet, gefunden haben. Man sollte glauben, schreibt man uns, daß die uns stammverwandten Schweden und Norweger doch mit Leichtigkeit Töne finden müßten, die auch unser Gemüth treffen, und der große Beifall, den die Romane einer Friederike Bremer, Flygare Carlén, Marie Sophie Schwartz bei uns errungen haben, bestätigen diese Meinung. Nichtsdestoweniger will es ihren Dramatikern nicht gelingen, bei uns festen Fuß zu fassen, weil ihnen der dramatische Nerv fehlt. Die nordische Natur neigt zur Beschaulichkeit, zur behaglichen Kleinmalerei, und daher sind die schwedischen Schauspiele wenig mehr als in die Form eines Zwiegesprächs gebrachte Familiengemälde, die sich in der Charakterschilderung etwa mit der Birch-Pfeiffer vergleichen lassen, aber an unseren Iffland keineswegs heranreichen. Zu dieser Kategorie gehört auch Hedberg's „Strohhalm“. Der gesuchte Titel wird im Verlaufe des Stückes dahin erklärt, daß, wie der Ertrinkende sich an einen Strohhalm klammert, so jeder Mensch in schwierigen Situationen nach dem scheinbar unbedeutendsten Hülfsmittel greift, auch wenn er sich wenig Erfolg davon verspricht, nur um seine Energie zu stählen und seinen Muth zu beleben. Im Uebrigen dreht sich die Handlung, deren banaler Fluß nur durch wenige in flottem, realistischem Geiste komponirte Szenen unterbrochen wird, um eine Hypothek, welche der Generalin Stjerna von einem betrügerischen Wucherer gekündigt worden ist. Dieser Wucherer ist die originellste Figur des Stückes. Ihre realistische Zeichnung streift allerdings bedenklich die Grenze der Rohheit. Aber sie gibt doch wenigstens einem tüchtigen Charakterdarsteller Gelegenheit, seine Kunst zu zeigen, während die übrigen Rollen sich keines besonders charakteristischen Gepräges erfreuen.

— **„Unsere Frauen“ von Moser und Schönthan haben am** Burgtheater in Wien eine beifälligere Aufnahme gefunden, als der eine Woche früher am Stadttheater gegebene „Zugvogel“. Die Kritik hat zwar auch an der neuesten Arbeit der gemeinschaftlichen Firma viel auszusetzen, aber die Lachlust wird darin doch viel stärker und dauernder angeregt, als in dem auf der anderen Bühne zur Aufführung gelangten Stücke. Die Herren Meixner und Schöne wirken so komisch, das Ensemble ist wie bei allen Darstellungen dieses Genres so vorzüglich, daß man es dem Publikum nicht verargen kann, wenn es sich trotz der strengen Miene der Kritik amüsirt. Dieser darf man es aber wiederum ebenso wenig verdenken, wenn es bei Novitäten am Burgtheater den strengeren Maßstab unbeirrt zur Anwendung bringt. Man hat den Titel des Stückes allgemein getadelt. Der Name eines dramatischen Werkes darf zwar aus einem ganz unscheinbaren Anlasse genommen werden, aber zu Mißverständnissen, zu falschen Vermuthungen soll er doch durchaus keine Ursache geben. Sehr richtig ist bemerkt worden, daß man das Stück mit ganz demselben Rechte „Unsere Männer“ nennen könnte.

— **Die erste Aufführung der mit Spannung erwarteten neuen** Oper von Friedrich Lux: „Der Schmied von Ruhla“, fand in Mainz statt. Zwei Thüringer hatten sich zusammengethan, um die allbekannte thüringische Sage vom Landgraf Ludwig dem Eisernen und vom Schmied von Ruhla, der des Landgrafen Herz für sein Volk erweichte, indem er es hart schmiedete gegen die stolzen Barone des Landes, in das fesselnde Gewand einer romantischen Oper zu kleiden. Der Thüringer Professor Ludwig Bauer schrieb den Text und Friedrich Lux, auch ein geborener Thüringer, der aber seit fast dreißig Jahren in Mainz als Musikdirektor ansässig ist, komponirte die Oper, die im Mainzer Stadttheater mit durchschlagendem Erfolge in Szene ging. Der Komponist wurde nicht nur nach jedem Akte, sondern fast nach jeder Nummer vom höchst animirten Publikum hervorgejubelt und mit Beifall und Blumen überschüttet. Dieser durchschlagende Erfolg war, wie ich hier gleich bemerken will, nicht nur auf die Voreingenommenheit eines begeisterten Lokalpatriotismus zurückzuführen, sondern war zum großen Theil ein durch die künstlerischen Vorzüge des Werkes wohlverdienter. Friedrich Lux hat sich nicht allein durch zahlreiche Kompositionen für Männerchöre einen guten Namen erworben, sondern auch seine Jugendoper: „Das Käthchen von Heilbronn“, ist erst vor wenigen Wochen mit gutem Erfolg in Dessau in Szene gegangen. Die Musik seiner neuen Oper verräth überall ein schönes, gediegenes musikalisches Können und wirkt ganz besonders reizvoll durch die Spuren eines dem Herzen entstammenden Schaffens. „Der Schmied von Ruhla“ ist kein Werk, das mit den Ansprüchen tieferer dramatischer Wirkung an uns herantritt, weder der Text noch die Musik sind daraufhin angelegt. Aber was namentlich die letztere in reicher Fülle bietet, das ist eine frisch quellende, melodische Erfindung und eine reiche, oft geistvolle Instrumentation. Wenn wir noch hinzufügen, daß sich die Lux'sche Oper frei hält von jeder Trivialität und von allzu greifbaren Anklängen an frühere Meister, so sind dem Werke Vorzüge nachgerühmt, die sich nur sehr wenigen modernen Opern gleichzeitig nachsagen lassen.

— **Gustav Wacht's „Dolkuroff“ errang am Stadttheater in** Leipzig einen schönen Erfolg.

— **„Reinthaler's romantische Oper: „Das Käthchen von Heilbronn“,** hat bei ihrer ersten Aufführung in Dresden einen schönen Erfolg errungen.

— **Das im vergangenen Jahre in Rothenburg ob d. Tauber** aufgeführte, mit solch' außerordentlichem Beifall aufgenommene historische Festspiel: „Der Meistertrunk“, wird auch in diesem Jahre, am bevorstehenden Pfingstmontag und am 12. Juni, als am Kirchweihmontag, jedesmal mit unmittelbar darauffolgendem Festzuge, wieder zur Aufführung kommen. In Folge des auch finanziell guten Erfolges der vorjährigen Festspielaufführungen ist der Ausschuß in die Möglichkeit versetzt worden, auf Ausstattung des Zuges noch mehr Kosten und Sorgfalt zu verwenden, so daß dieser noch mehr Abwechslung bieten wird, als im vergangenen Jahre.

— **George Sand's „Grille“, welche die Birch-Pfeiffer als Schauspiel** bearbeitete, ist nun auch als Spieloper durch Smets behandelt worden.

— **In Wiesbaden hat am 31. März im großen Kasinosaale die** erste Aufführung einer neuen Oper: „Agnes von Hohenstaufen“, vom Kapellmeister Friedrich Marpurg, stattgefunden. Die Handlung spielt am Rhein: in Bacharach und Mainz, am Ende des zwölften Jahrhunderts, und stellt dar, wie Herzog Heinrich von Braunschweig, trotz des Widerstandes des Kaisers Heinrich VI., seine Braut Agnes, die Tochter des Pfalzgrafen am Rhein, erringt. Die Aufführung, welche im Kostüm und mit Szenerie unter der persönlichen Leitung des Komponisten stattfand, wurde, sowohl was Solisten als Chor und Ballet betrifft, von den Mitgliedern einer dortigen musikalischen Gesellschaft veranstaltet, die sich sämmtlich in anerkennenswerther Weise ihrer Aufgabe entledigten. Die Novität wurde von den sehr zahlreich erschienenen Zuhörern freundlich aufgenommen und Komponist und Darsteller durch mehrere Hervorrufe geehrt.

— **In der Comédie Française in Paris fand die vieraktige** Komödie «Les Rantzau» von Erckmann-Chatrian eine geradezu enthusiastische Aufnahme. Dieses Stück, aus dem „Die beiden Brüder“ betitelten Roman derselben Verfasser gezogen, geht von der gleichen Voraussetzung aus wie ähnliche Dramen, welche die Feindschaft zweier Väter behandeln, die schließlich durch ihre Kinder versöhnt werden. Im Uebrigen geht die Komödie, obwohl Motive aus Shakespeare's „Romeo und Julie“, ferner aus G. Keller's bekannter Erzählung „Romeo und Julie im Dorfe“ unwillkürlich hineinspielen, im Verlaufe der Akte ihren eigenen Weg und erhält durch die elsäßische Lokalfarbe, sowie durch den klaren, jedoch fast zu einfachen Aufbau ein eigenartiges Gepräge. Wiewohl das deutsche Publikum, verwöhnt durch die vielen Dorfgeschichten und Bauernstücke, welche die Romanliteratur vermehren und die Bühne bevölkern, in Erckmann-Chatrian's Genre nichts Neuartiges erblicken kann, wie es die Pariser thun, und wiewohl «Les Rantzau» manchmal stärker als gut ist, an Ifflanderieen gemahnen und oft an das gewöhnliche Rührstück streifen, wird man sich doch auch der Wirkung des poetischen Inhalts der Komödie schwer entziehen können. Diese Wirkung in Deutschland wird, je kleiner die Stadt und die Verhältnisse, je enger die Verwandtschaft mit den in «Les Rantzau» geschilderten Situationen, eine um so stärkere sein. Das Pariser Publikum ließ sich durch das wahrhaft virtuose Zusammenspiel vollständig gewinnen. Als Got kam, um die Namen der Verfasser zu verkündigen, wurde ihm fast eine Demonstration bereitet. Alle Schauspieler, welche durchwegs dankbare Rollen haben, wurden wiederholt gerufen.

Kultur und Wissenschaft.

— **Dr. Heinrich Schliemann, der seit dem 1. März wieder die** Troas explorirt, erklärt die in vielen Zeitungen enthaltenen Nachrichten über die zwischen ihm und der griechischen Regierung bestehenden Differenzen für irrthümlich, da er mit dieser stets im allerbesten Einverständniß gewesen sei und es auch bis zu seinem Tode bleiben werde. Sein neuer französischer Katalog, erfahren wir ferner, wovon er dem Ministerium in Athen — behufs Verkauf zum Nutzen des mykenischen Museums — 3000 gebundene, mit einer schönen Karte der Akropolis in Mykenä versehene Exemplare zum Geschenk gemacht hat, stimmt natürlich mit der neuen Numerirung des Museums, die in allerbester Ordnung ist. Schliemann arbeitet in Troja in großartigem Maßstabe, denn er beschäftigt 125 Arbeiter, sowie eine große Menge Pferdekarren. Er ist jetzt beschäftigt, den ganzen Rest des eigentlichen Troja (Hissarlik), sowie das große Theater auszugraben, und wird darauf in dem äolischen Ilion 250 Schachte abteufen, um sich genau mit dessen unterirdischer Topographie bekannt zu machen. Das Leben in den Tiefen Trojas, bei dem fortwährenden eiskalten Nordsturm, der ihm und seinen Arbeitern den Staub in die Augen peitscht und sie blendet, beschreibt er als unerträglich. Die täglichen Kosten seiner Exploration übersteigen 400 Mark.

— **Die heraldische Ausstellung in Berlin ist am 1. April feierlich** vom Grafen Dr. Stillfried-Alcantara, dem berühmten Heraldiker, eröffnet worden. Die Ausstellung nimmt zwei Säle und zwölf Zimmer ein. Wir werden ausführlicher auf diese hochinteressante Sammlung zu sprechen kommen.

— **In München werden vom 16. September bis 8. Oktober im** k. Glaspalaste elektrotechnische Versuche in großem Maßstabe angestellt, um dem Publikum einen klaren Ueberblick über den gegenwärtigen Stand der praktischen Verwerthung der Elektrotechnik zu geben.

— **Die arktische Expedition des Grafen Wilczek ist am 3. April** von Pola abgegangen.

— **Die zur Feier von Goethe's fünfzigstem Todestage am 23. März** im großen Musiksaal in Wien veranstaltete Akademie hat künstlerisch nicht ganz den Erwartungen entsprochen. Der materielle Zweck, der damit verbunden, wurde allerdings vollständig erreicht. Die Einnahme ließ es zu, über zweitausend Gulden an das Komite zur Errichtung eines Denkmals für Goethe abzuliefern. Die Dimensionen des Saales, der Förderung dieses Unternehmens so günstig, kamen aber dem gesprochenen Wort

nicht in gleicher Weise zu Statten. Laube, der sich durch außerordentliche Deutlichkeit der Rede auszeichnet, konnte bei der schlichten Weise, mit welcher er spricht, auf den entfernteren Reihen nicht ganz verstanden werden. Für das musikalische Programm des Abends wurde aber eine Absage der Frau Lucca verhängnißvoll.

Industrie und Verkehr.

— **In Prag wird im Sommer 1883 eine böhmische Landes**gewerbeausstellung stattfinden.

— **In den Vereinigten Staaten wurden im Jahr 1881 13,783** Kilometer Eisenbahnen gebaut, 3500 mehr als im vorhergehenden Jahre.

— **Am 23. März ist von Rothkreutz (Station zwischen Luzern** und Zug) aus der erste Gotthardbahnzug, Lokomotive und ein Personenwagen, über Arth und Brunnen durch bis Göschenen gefahren. Die Eröffnung der ganzen Bahn ist auf den 22. Mai angesetzt.

Natur.

— **Als Beiblatt zum „Geflügelhof", Wochenschrift für Geflügel**liebhaber, -Züchter und -Händler, zugleich Organ für bezügliche Akklimatisationsbestrebungen, herausgegeben von Dr. Karl Ruß (Berlin, Louis Gerschel), erscheint seit dem Beginn dieses Jahres „Die Brieftaube", welche Nachrichten aus allen deutschen, wie auch den betreffenden belgischen Vereinen bringt und von den meisten der ersteren sogleich zum Organ ihrer Bestrebungen gewählt wurde. — Gleicherweise hat die „Isis", Zeitschrift für alle naturwissenschaftlichen Liebhabereien und Verkehrsblatt für naturgeschichtlichen Kauf und Tausch, eine Erweiterung dahin gefunden, daß sie Organ des deutschen botanischen Tauschvereins geworden, daß sie zugleich Tauschanzeigen der Abonnenten in Betreff aller naturgeschichtlichen Gegenstände gratis aufnimmt und daß sie ferner allwöchentlich eine Uebersicht des europäischen Luxusthiermarkts bringt.

— **In Salzburg wird vom 11.—15. August ein internationaler** alpiner Kongreß und eine Ausstellung alpiner Kunstwerke stattfinden.

Sport.

— **Der zu Berlin abgehaltene kynologische Kongreß verwarf** das vom hannöver'schen Verein angestrebte Prinzip der Centralisation als die kynologische Entwicklung Deutschlands hemmend und schädigend und erkannte die freie Vereinigung selbstständiger Vereine, auf der Basis der Gleichberechtigung, als die allein richtige und zweckentsprechende Maßregel an. Gleichzeitig wurde die Organisation der zur Führung des deutschen Hundestammbuches berufenen Delegirtenversammlung als nicht zweckentsprechend anerkannt und einige wichtige Abänderungen derselben beantragt.

— **In der vom deutschen Jagdklub abgehaltenen Prüfungssuche** für Hühnerhunde gewann am ersten Tage Bruno des Herrn Bornemann die Suche für „deutsche Vorstehhunde".

Mode.

— **Sehr beliebt sind gegenwärtig goldene oder silberne Schlangen** aus gebogenem oder gegliedertem Metall, so daß sie sich dehnen und leicht umlegen lassen. Für den bloßen Hals sind diese Schlangen kein empfehlenswerther Schmuck, da sie sich zu fest an die Haut anschließen und einen schwarzen Streifen geben, wenn sich der Körper erwärmt. Kleinere Schlangen sind für die Arme und für die Ohren bestimmt, und die Köpfe dieser Reptilien zeigen die feinste Ausführung und sind mit den kostbarsten Steinen besetzt.

— **Auf die Taillen aus Jersey und London, welche sich den** Körpern wie eine Haut anlegten, sind nun Exemplare aus dehnbarem Tuch gefolgt, welche gleichfalls den Figuren äußerst günstig sind. Man arbeitet diese Taillen ohne Abnäher, gibt ihnen die richtige Taillenweite und überläßt es dem Körper, sich oben die nöthige Weite zu erzwingen, wodurch natürlich ein fast unmöglich zu erreichendes Anschließen hervorgerufen wird. Das dehnbare Tuch ist vorwiegend in dunklen Farben vorräthig und wird dann zu gleichfarbigen Seiden-, Atlaß- oder Sammetröcken getragen. Durch das feste Anliegen hält das Tuch auch sehr warm, so daß es sich zur Promenadentracht bei schönem Wetter empfiehlt. Auf diesen Taillen mit ihren langen, festen Schößen und langen, engen Aermeln werden die breiten Spitzenkragen und Manschetten vorzüglich aussehen, deren Dimensionen mit jedem Tage wachsen, so daß sie jetzt schon kleinen Pelerinen und Ueberärmeln gleichen. Wenn sie aus feinen Geweben und auf den Schultern gut sitzend gefertigt sind, dann kleiden sie sehr gut und sind sehr zu empfehlen, besonders für junge Damen.

— **In England trägt man die Frühjahrshüte aus dunklem** Bast oder Stroh mit großen Bouquets von Frühjahrsblumen garnirt, die man natürlich oder künstlich wählt. Veilchen und Gänseblümchen, Vergißmeinnicht, Himmelsschlüssel, Schneeglöckchen, hochgelbe Ranunkeln und rothe Anemonen drängen sich zu einem dichten Berg zusammen, und die Kopieen sind so vorzüglich aus Satin, Seide, Atlaß und Sammet gearbeitet, daß man stets versucht ist, den Geruch dieser ersten Frühlingsboten zu prüfen. Man hat kleine, feine, gläserne Füllhörner mit gläsernen Oesen gefertigt, in welche man die natürlichen Bouquets placirt und mit etwas Wasser versieht. Die kleinen Glasbehälter werden auf den Hüten festgemacht und durch den Strauß selber gedeckt, so daß sich die Naturkinder einige Zeit frisch erhalten; man muß sie nur, wenn man nach Hause kommt, aus ihrem kleinen Gefängniß erlösen und ausgebreitet in eine Schale legen, dann kann man sie mehrere Tage tragen. Im Allgemeinen werden die Hüte kleiner getragen als im Vorjahre.

— **Die Frühjahrskleider werden viel mit einer Stickerei ver**ziert, die auf dem Stoff mit der Maschine gestickt wird und in gleicher Farbe mit dem Kleid gehalten ist.

— **Eine hübsche Straßentoilette ist der Rock in moire antique,** als Verzierung unten an demselben breite Zacken in satin duchesse, welche eingefaßt sind durch einen Schrägersaum in Moire. Taille und Tunique in satin duchesse. Anschließender Paletot ebenfalls in demselben Stoff, verziert mit Chantilly-Spitzen und eine Passementerie mit Schmelz versehen. Der Hut ganz in Heliotrope oder Veilchen, die Bindbänder in surah mauve.

— **Für Mädchen von vier bis sechs Jahren. — Das Kleidchen** wird vollständig aus ungebleichter, leinener Stickerei zusammengesetzt. Die Taille sehr lang, englischer Schnitt, die Einsätze laufen im Rücken gerade, unter den Aermeln müssen sie so eingesetzt sein, daß sie nach vorn spitz zulaufen und noch Platz übrig bleibt für drei Reihen Knöpfe. Die Aermel sind auch aus Einsätzen gemacht, sowie der Kragen, der sehr breit und viereckig sein muß. Unten am Röckchen drei Reihen Volants, ebenfalls aus Stickerei, gehalten durch eine breite rothe Surahschleife. Der Hut in weißem Stroh mit breit aufgeschlagenem Rand, welcher mit gestrupptem rothem Surah eingefaßt wird. Auf dem Hut zwei bis drei kleine rothe Federn, deren Spitzen nach vorn auf den Hut fallen.

— **Eine neue Garnirung für Kleider sind Blumen, die in Seide** mit ihren verschiedenen Schattirungen gestickt sind und ausgeschnitten werden, auf einen dunkeln Stoff zerstreut darauf geheftet.

Gestorben.

— Adele Kren, bek. Soubrette des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters in Berlin, am 28. März, in Meran.

— Gustav Brünig, deutscher Konsul in Beirut (Schweriner), am 23. März, 46 Jahre alt.

— Thomas Barker, Schlachtenmaler, 67 Jahre alt, in London, am 27. März.

— Marie Denker, k. bayerische Hofschauspielerin, am 30. März, in München.

— Albert Walch, Porträtmaler (aus Augsburg), in Bern, am 30. März, 67 Jahre alt.

— Gustav Kachel, Direktor der Kunstgewerbeschule, in Karlsruhe, am 31. März.

— Konrektor K. L. Eittes, Mathematiker, 77 Jahre alt, in München, am 31. März.

— Don Antonio Dorregaray, Marquis von Eroul, karlistischer Obergeneral, am 31. März, in England, 60 Jahre alt.

— Rudolph Lehmann (aus Kiel), Professor an der Pariser Kunstschule und Mitglied der Akademie der Künste, ber. Historienmaler, Ende März, in Paris, 68 Jahre alt.

— Hofkapellmeister Friedrich Kücken, bek. Liederkomponist, in Schwerin, 71 Jahre alt, am 3. April.

Mekka.

(Hiezu das Bild S. 576 u. 577.)

„Und fordere das Volk auf zu einer feierlichen Pilgerfahrt; laß sie kommen zu Fuß und auf Kameelen, von nah und fern; daß sie wissen, wie heilsam es sei, diesen heiligen Ort zu besuchen!" so lautet die Mahnung Mohammed's in dem Kapitel des Koran, das „Die Pilgerfahrt" überschrieben ist, und gehorsam dieser Mahnung hält es jeder Moslem für seine Pflicht, wenigstens einmal im Leben die Wallfahrt nach Mekka zu machen, die ihm den ehrenden Beinamen Hadji einbringt. Die Wallfahrt findet im letzten Monat des Jahres statt, der deßhalb auch Pilgermonat (Dhul-hidje) heißt. Mekka, der Geburtsort des Propheten, liegt in der arabischen Landschaft Hedschas, auf einem hohen öden Plateau und bietet von ferne einen imposanten Anblick. Die oft dreistöckigen Häuser sind aus dunkelgrauem Steine erbaut, die Straßen sind breit, aber ungepflastert und schmutzig, und in den Vorstädten sieht man elende Hütten, jenseits deren Beduinen ihre armseligen Zelte aufgeschlagen haben. Mekka wird von einem Kastell beherrscht: der Mittelpunkt der Stadt ist jedoch die große Moschee Beitullah — das Haus Gottes — oder Medschid El Haram, ein weiter, rechtwinkliger Hof von 160 Meter Länge und 130 Meter Breite. Dieser hat auf der östlichen Seite vier Reihen, auf den andern drei Reihen Säulen von Marmor und Granit und umschließt das Heiligthum der Kaaba, einen würfelförmigen Bau mit einem schwarzseidenen Ueberzuge, auf welchem Sprüche in Goldschrift gestickt sind. Der Sage nach ward die Kaaba von Abraham errichtet, dessen Fußspur noch zu sehen ist; ihm hatte der Engel Gabriel vom Himmel einen Rubinstein gebracht, der aber seitdem von den Sünden der Menschen schwarz geworden. Dieser h. Stein Hadschar el Aswad liegt, mit Silber eingefaßt, als das Allerheiligste an der Nordostecke der im Innern mit Teppichen reich geschmückten Halle. Unter der Kaaba liegen die Gräber Ismael's und Hagar's, um die Kaaba selbst aber stehen die Gebetshäuser der vier rechtgläubigen Sekten. Die Umfassungsmauer der Moschee hat achtzehn immer geöffnete Thore; außerhalb an ihr stehen Gebäude, welche an reiche Pilger vermiethet werden. Die Zahl der Pilger steigt im Pilgermonat oft auf 150,000 und in den Gebetsstunden faßt dann der Hof zu gleicher Zeit 6—8000 Betende. Die Mehrzahl dieser Pilger schließt sich den beiden Hauptkarawanen, der syrischen und egyptischen, an, deren Auszug und Heimkehr mit großen Feierlichkeiten verbunden ist („Ueber Land und Meer" 1880, Bd. 1.). Den Tag, an welchem die Wallfahrt in Mekka selbst mit großen Opfern geschlossen wird, feiert die ganze mohammedanische Welt als das große Fest (Beiram). Die für die Wallfahrt vorgeschriebenen Ceremonieen sind zahllos und höchst beschwerlich. Sie beginnen schon eine Tagereise von Mekka, indem der Hadschi das Pilgergewand anlegt, welches die rechte Schulter und den rechten Arm unbedeckt läßt. Von derselben Zeit an darf auch der kahl rasirte Kopf nicht mehr bedeckt werden. In Mekka selbst sucht man sich einen geistlichen Führer, um die Ceremonieen richtig zu beobachten. Unter Anderem muß die Kaaba mehrmals umgangen, der schwarze Stein geküßt werden, man muß von dem Wasser des h. Brunnens Semsem trinken und zur Erinnerung an Hagar's Umherirren in der Wüste eine der Straßen Mekkas siebenmal durchlaufen und das Alles unter der sengenden Hitze Arabiens und in dem furchtbaren Gedränge der Pilger, welche die gleiche Pflicht erfüllen. Nach Beendigung der Ceremonieen geht der Zug nach dem eine Tagereise entfernten Berg Arafat, wo die Predigt gehört wird; auf dem Rückweg hat jeder Pilger sieben Steine aufzulesen, die er im Thal Menaa dem Satan an den Kopf werfen muß. In demselben Thal finden dann auch die großen Opfer statt zur Erinnerung an das Opfer Abraham's. Nun erst kann der gläubige Moslem getrost nach Hause ziehen. Auszug und Heimkehr der Pilger in Kairo hat G. Ebers in seinem „Aegypten" (II, 140) in höchst anziehender Weise geschildert.

Cettinje.

(Hiezu das Bild S. 580.)

Die Hauptstadt Montenegros wird in der Mitte von einer 500 Schritt langen und 30 Schritt breiten Hauptstraße durchschnitten, auf der fünf Bäume gedeihen und an welcher meist einstöckige, mit Ziegeln gedeckte, weiße Häuschen stehen; doch sah ich auch hier schon niedrige, strohgedeckte Hütten ohne Fenster. Dann noch zur Linken eine Parallelstraße, die aber nur noch auf einer Seite Häuser hat, wenige kurze, kaum 100 Schritte lange Querstraßen und man hat ein Bild von der Hauptstadt der schwarzen Berge.

In ganz Cettinje findet man kein zweistöckiges Haus; seine Einwohnerzahl schätzte ich auf 1200. Die hervorragendsten Gebäude sind folgende. An seinem südlichen Ende wird der „Korso" quervor durch das Hotel von Cettinje abgeschlossen, ein massiver Bau, der auch in seinen inneren Einrichtungen ganz leidlich ist. Im Parterre enthält er rechts ein Café mit Billard und links das Speisezimmer, hinter diesem das Lesekabinet mit zahlreichen ausländischen, darunter auch einigen deutschen Zeitungen. Im ersten und einzigen Stock befindet sich ein halbes Dutzend erträglich eingerichteter Fremdenzimmer mit guten Betten. Die Bedienung ist zuvorkommend und versteht deutsch und italienisch. Links neben dem Hotel, aber in einigem Abstand von diesem, liegt das Mädchenerziehungsinstitut, ein ganz stattlicher Bau von elf Fenstern Front.

Geht man vom Hotel den Korso etwa 150 Schritt zurück, so trifft man hier auf einen westlich anschließenden kleinen freien Platz, auf dem ein von einem einsamen Baume beschatteter Brunnen sich befindet. An der Südseite dieses Platzes liegt der Palast des regierenden Fürsten Nikolaus oder Nikita I. Es ist ein ganz einfaches, grün angestrichenes, einstöckiges, ziegelgedecktes Haus mit einem Balkon, woran das fürstliche Wappenschild mit dem Doppeladler; es hat acht Fenster in der Front und sechs in der Tiefe, welche mit grünen Läden geschlossen werden können. Von einer blendend weißen Mauer umgeben, innerhalb deren mehrere Bäume stehen, macht es den Eindruck eines kleinen, behaglichen Landsitzes. Vor dem Thore steht der Posten der montenegrinischen Leibwache, von der immer sechzig Mann im Dienste sind und die allmonatlich wechseln. In seinem weißen Rocke mit der rothen Weste darunter und den blauen Pluderhosen, die Shuka, den Plaid, malerisch umgeworfen, das Gewehr verkehrt mit dem Laufe nach unten auf der Schulter schreitet er gar würdevoll auf und ab.

Dem Palast gegenüber liegt das Haus des Erbprinzen, nur wenige Fenster breit. Der klug aussehende Prinz begegnete uns hier in Begleitung eines europäisch gekleideten Hauslehrers und zweier Leibwächter. Den Fürsten selbst, eine stattliche Erscheinung, traf ich mehrmals inner- und außerhalb des Ortes. Er hat einen Marstall von zehn Pferden. Ich sah ihn meist in einem mit zwei Rappen bespannten Landauer, er fuhr selbst vom Bocke aus, neben ihm saß ein Kammerdiener, im Wagen selbst die regierende Fürstin, die Fürstin-Mutter und die Wittwe des ermordeten Fürsten Danilo, die von Venedig, wo sie gewöhnlich weilt, zum Besuche gekommen war. Der Fürst, der etwa vierzig Jahre zählen mag, ist ein sehr gebildeter Mann — er spricht geläufig serbisch, deutsch, französisch und italienisch — und erfreut sich einer zahlreichen Nachkommenschaft, er hat sechs Töchter und zwei Söhne. Das Verhältniß der Unterthanen zu ihrem Gospodino ist ein patriarchalisch einfaches, aber doch von großer Ehrerbietung zeugendes.

An das „Palais" des Erbprinzen stößt der alte, jetzt halb im Verfall begriffene Palast des Fürsten Danilo; es ist ein kolossaler, natürlich einstöckiger Bau mit vier Eckthürmen, sechsundzwanzig Fenstern in der Front und acht in der Tiefe, nicht gerade geschmackvoll dunkelroth angestrichen, mit grünen Fensterläden. Da hier das erste Billard in Montenegro aufgestellt ward, pflegt man ihn noch heutigen Tags «il bigliardo» zu nennen.

Neben ihm liegt das alte Kloster, der eigentliche Kern Cettinjes, die ehemalige Residenz der alten Vladikas von Montenegro, der letzte Hort des Widerstandes gegen die verhaßten Türken. Letztere, die übrigens 1862 wohl nun zum letzten Male Cettinje eroberten, haben es oft verbrannt, aber immer erstand es wieder in seinen alten Formen. Im Kloster befindet sich auch die unglaublich kleine einzige und Hofkirche Cettinjes, wo ich am Sonntag früh dem griechischen Gottesdienste beiwohnte. Das Kloster steigt hoch an einem Felsen auf, den oben ein dicker runder Thurm krönt. Früher war dessen oberer Rand mit eisernen Spitzen versehen; jetzt hängt eine Glocke dort.

Dem Kloster gegenüber liegen die fast nicht mehr sichtbaren Trümmer einer in den letzten Türkenkriegen zerstörten Kirche. Hinter demselben, dem Schlosse und dem Hotel breitet sich eine ziemlich weite Ebene aus.

An der Hauptstraße bemerken wir die Offizin der montenegrinischen Zeitung und einige Konsulwohnungen; Läden außer einigen kleinen Tabakverschleißen würden wir vergeblich suchen. Durch eine dem „Schloßplatze" gegenüberliegende Gasse, an der sich Post- und Telegraphenamt befindet, gelangen wir zu dem wenige Minuten entfernt am östlichen Berghange gelegenen massiven Hospital.

Damit ist der einigermaßen hervorragenden Baulichkeiten Cettinjes erschöpfend Erwähnung gethan.

Was das Leben und Treiben in Cettinje anlangt, so kann ich nur bestätigen, daß der Sohn der schwarzen Berge, wenigstens des westlichen, rauheren Theils derselben und damit der Hauptstadt, sich sein Leben nicht sehr schwer macht. Der Ort mag, wie gesagt, nicht mehr als 1200 Einwohner zählen, und trotzdem sah ich gewiß 300 Männer oder mehr in kleineren und größeren Gruppen die Hauptstraße auf und ab promeniren, alle höchst malerisch in ihrem Anzuge, der sich von dem der Dienstthuenden nicht unterscheidet; alle tragen sie den langen, offenen weißen Rock, die rothe doppelte Weste, blaue oder dunkle, sehr weite Kniehosen, weiße geschnürte Kamaschenstrümpfe und die absatzlosen, oben mit Bindfaden geschnürten Schuhe, die Opanken. Und stolz und kriegerisch genug sehen sie aus, alle schief auf dem Kopf die nationale Serbenmütze mit der im Blute des Amselfeldes untergehenden serbischen Sonne und den Initialen des Fürsten auf dem rothen Deckel, im breiten mit Lederkappe bedeckten Gürtel den mächtigen Revolver, der bis sechshundert Schritt trägt, den Griff zuweilen mit Steinen und Perlen verziert, und den furchtbaren Handschar, dem keine Säbelklinge und kein Bajonnet widersteht, mit krückenförmigem Griff zum Auflegen des Gewehres beim Liegendschießen; außerdem birgt der umfangreiche Gürtel noch Tabaksbeutel, Geldbörse, Patronenbüchse, Pulverhorn, Schwamm und Stein, eventuell auch das Taschentuch und andere Kleinigkeiten. Die altmodische Pistole sah ich selten, noch seltener das Gewehr, mit welchem gewöhnlich sich nur die im Dienste oder auf der Reise befindlichen Männer zu bewaffnen scheinen. Dagegen bildet einen festen Bestandtheil des nicht geringen wandelnden Inventars, das ein Montenegriner jahraus jahrein mit sich herumträgt, das mehrere Fuß lange Pfeifenrohr und der Shuka genannte Plaid; letzterer wird meist über die Schultern gelegt getragen, so daß die Enden an den Armen entlang herabfallend beinahe den Boden streifen. So promeniren sie würdig einher oder stehen in Gruppen beisammen und erzählen sich von ihren Heldenthaten. Die wenigen Handwerker, die in Cettinje leben, sind Albanesen, Dalmatiner und Italiener; die häusliche Arbeit aber besorgen die Frauen. Oft sieht man die Letzteren auch auf der Straße mehrere beladene Pferde, Maulthiere oder Esel vor sich hertreibend und beaufsichtigend; dabei tragen sie selbst noch eine schwere Last auf dem Kopf oder dem Rücken, und ihre fleißigen Hände bewegen im Gehen die Stricknadel oder die Spindel. So bunt und malerisch die Tracht der Männer, so ärmlich und einfach, meist nur schwarz und weiß, ist die der Frauen. In ihrer Jugend scheinen sie meist sehr hübsch zu sein, allein das verliert sich wohl hauptsächlich in Folge der anstrengenden Arbeit schnell mit dem zunehmenden Alter und dann werden sie bald abschreckend häßlich; auch sind sie gegen die Männer auffallend klein. Letztere sind durchgängig sehr groß, unter 1,70 Meter wird man wenige sehen, mit breiten Schultern, braunen, offenen Gesichtern, kräftigen Nasen und großen Schnurrbärten — ein schöner Menschenschlag.

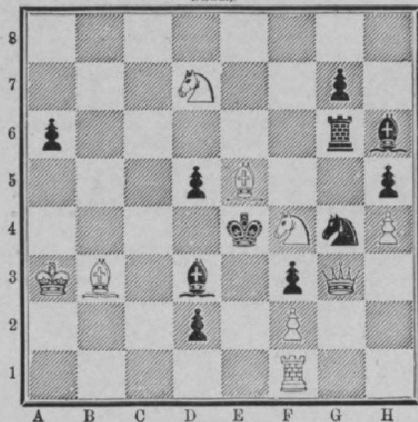


(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 174.

Von Heinrich Wolfrum in Schermberg.

Schwarz.



A B C D E F G H

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 170:

Weiß.	Schwarz.
1) K. C 6 — D 6	1) Beliebig.
2) K. D 6 — E 5 oder D. C 7 — C 4 Matt.	

Auflösung der Aufgabe Nro. 171:

Weiß.	Schwarz.
1) K. H 8 — G 8	1) C 6 — C 5.
2) D. B 2 — H 2	2) Beliebig.
3) D. oder L. Matt.	

Andere Varianten leicht.



(Redigirt von A. Hertefeld.)

Aufgabe Nro. 32.

Piquet.



Was legen Sie in der Hinterhand fort?

Auflösung der Aufgabe Nro. 30.

Whist.

Sie sind zwar in Atouts ziemlich gut versehen, Ihre Handkarte ist aber trostlos. Wären Sie in Pique stärker und hätten z. B. den König, so müßten Sie Atout forciren, also nehmen, um Pique anzuspielen. Da dieß nicht der Fall, so bleibt somit Atout Ihre einzige Rettung und müssen Sie vorsichtig damit umgehen. Der Ausspieler, Ihr Gegner zur Rechten, hatte die Atout-Acht, wahrscheinlich Singleton, dann wären die sechs übrigen Atouts zwischen Ihrem Partner und dem Gegner zur Linken vertheilt. Sie müssen daher Ihren Partner an's Spiel zu bringen suchen, nehmen nicht und geben klein zu. Freilich können Sie ihm in Handkarten wenig helfen. Es bleiben aber dann nur noch vier Atouts im Spiel und können Sie deßhalb dreist einige der Ihrigen event. zum Stechen von Coeur verwenden.

Prinzip: Bei starken Atouts und schwachen Handkarten lachiren Sie in zweiter Hand.

Spiel-Briefwechsel.

F. Wrede in Frankfurt a. O. Grün ist lukrativer, sonst richtig.

Tramitz in Marienburg. Lösung richtig.

H. Hunge, Kaiserhof, Berlin. Wir empfehlen Ihnen das illustr. Buch der Patiencen bei J. U. Kern (Max Müller), Breslau. — Glück heißt „gewinnen“ — Unglück heißt „verlieren“.

L. A. in K. Nro. 24 richtig. Nro. 25 nicht; der Spieler sitzt eben nicht in der Vorhand.

Hrn. Gottfr. Schmid in Friedeberg. Besten Dank, soll benützt werden, freilich in etwas anderer Form, denn so läge die Lösung doch zu sehr auf der Hand, selbst für weniger geübte Spieler. — Ihren Ausführungen können wir nicht beipflichten. Sie vergessen, daß wir mit Hunderttausenden von Lesern rechnen müssen. Die guten Spieler sind aber seltener als Sie glauben. — Sie schreiben: „Die Aufgaben 19, 20 und 21 sind unwahrscheinliche Möglichkeiten“, und gleich darunter: „die Karten in der Aufgabe 19 sind mir übrigens im Sommer 1880 buchstäblich so zugefallen.“ Sie widerlegen so Ihre eigene Behauptung und werden uns nun wohl glauben, wenn wir Ihnen versichern, daß alle unsere Aufgaben der Praxis entnommen sind. Für Spielregeln ist unser Platz zu beschränkt. Jedenfalls hoffen wir auf weitere Beiträge.

B. C. und —e in Weimar. Der Druckfehler ist bereits berichtigt.

Schalk in Frankfurt a. M. Lösung richtig. Ihre Vermuthung könnte zutreffen.

W. Tilgener in Berlin. Es handelt sich nicht um die Vorhand, sondern um den Spieler.

Emil R...ph in br. Hirsch-Weida. Zunächst empfehlen wir Ihnen, die Skat-Regeln zu studiren. — Sie geben auf Schellen-Aß den Schellen-Wenzel und auf Roth-Aß den rothen Wenzel zu? Die Hinterhand hat nur Raison, weil die zweite Hand auf eine solche Karte unmöglich hineingehen kann. — Gewonnen kann das Spiel ebensowohl in der zweiten Hand werden.

A. O. Verstehen Sie unter Trick-Track das Puffspiel oder Tokkategli (Tokadille)? Die Spielregeln würden unsern Platz weit überschreiten und müssen Sie sich dieselben schon in einem Spielbuche oder in einem Konversationslexikon suchen.

O. F. in Kunersdorf. Wir kennen Ihre Patience unter einem andern Namen. Der Patience ist aber gut; besten Dank.

Rösselsprung Nro. 8.

stol-	man	brü-	der	doch	am	dich	ser
tet	li-	gel	soll	ter	die-	mal	gra-
nicht	pern	nur	be-	mei-	be	trin-	ein
ob	hü-	cher	heißt	ker	ein-	nen	ei-
man-	es	mei-	nen	ken-	nes	war	mir's
nen	krit-	ihr	rich-	von	ei	manns	lust'-
fei-	noch	lie-	telt	hol-	gen	sollt	da
dern	nur	nen	euch	ter	wird	pern	spiel-

Charade.

Gar thöricht möchte ich es finden,
Thät'st du der Zweiten stets die Erste;
Den bitt'ren Schmerz du würdest nicht verwinden,
Ständ'st du betrogen da auf's Schwerste.
Dem Ganzen kannst die Erste immer schenken.
Ich wünsch' dir Glück, wenn du es hast errungen;
Doch geb' auch dann ich zu bedenken,
Was von der Zweiten ich zuerst gesungen.

Zifferräthsel.

1. 2. 3. 4. 5. eine Benennung eines nahen Verwandten
6. 7. 8. 2. 8. eine griechische Göttin.
4. 9. 4. 10. eine Stadt in Böhmen.
10. 11. 6. 8. 11. berühmt durch eine Schlacht 1370.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen, geben den Namen eines großen Flusses in Deutschland, die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, geben den Namen eines bedeutenden Flusses in Rußland.

Auflösung des Bilderräthsels 27:

Ne des is alleweil nix, wenn da ka Nuß net am Schnäbeli hättst. do gib i der wohl an, awer so net.

Bilderräthsel 29.



Briefmappe.

Hrn. A. — P. In dem Heine'schen Gedicht S. 479 heißt der korrekte Text: „Mir vorüberwandelt, drehst du, schaust mich und erschrocken." Es ist eine alte, von Büchmann bestätigte Erscheinung, daß selbst klassische Gedichte sich in allerlei Varianten im Munde des Publikums bewegen: bei dem Heine'schen, das von uns citirt wurde, ist die Aenderung wenigstens keine Verschlimmbesserung. Da der Schreiber dieser Zeilen fast alle Gedichte Heine's auswendig kann, so schlug er nicht erst lange nach.

Hrn. R. B. in K. Sicher, Kurzsichtigkeit gilt heutzutage nicht mehr so sehr als Hinderniß wie ehedem.

Hrn. G. M. in C. Pribyl's Geflügelzucht, Berlin, Wiegand, Hempel & Parey. 2½ Mark.

Hrn. J. H. in Schw. H. Stockflecken, denn das werden es sein, betupft man mit Chlorwasser, spült sie mit reinem Wasser ab und glättet nach dem Trocknen das Papier durch Plätten mit einem warmen Eisen.

Hrn. O. W. in Kopenhagen. Der Roman „Peter III." beginnt in einer der nächsten Nummern der Romanbibliothek.

Hrn. L. O. 100 Köln. Die Zahl der Uebersetzer ist so groß, daß schwer ein lohnender Gewinn dadurch zu erzielen, wenn es nicht gerade der Zufall fügt.

Fr. v. F. in K. In Görlitz ist ein solches Frauenheim gegründet worden für Frauen und Jungfrauen mit einem Minimaleinkommen von mindestens 600 ℳ jährlich, wofür man Wohnung, Lebensunterhalt, Beleuchtung, Heizung, Bedienung, Wäsche und ärztliche Pflege erhält. Adresse: Verein für das Frauenheim.

Fr. v. H. auf Schloß R. in Böhm. Das A.E.I.O.U., der Wahlspruch Friedrich III., hat vielfache Deutungen erfahren. Z. B.: Austriae est imperare orbi universo (Oesterreich soll über den ganzen Erdkreis herrschen); Austria erit in orbi ultima (Oesterreich wird bis in alle Ewigkeit existiren); Alles Erdreich ist Oesterreich unterthan; Aller Ehren ist Oesterreich voll. Der Organist des Wiener Schottenklosters hat mehrere hundert solcher Deutungen ersonnen. Die richtige Deutung ist: „Albertus Electus Imperator Optamus Vivat," was bei Albrecht II. Krönung überall als Inschrift angebracht war.

Fräul. Viola. Sie können nichts thun als warten, bis es zu einer Erklärung kommt, und wenn Sie nichts thun, wird auch das Gerede der Leute aufhören.

Hrn. Hotelbes. F. in R. Ein gutes Klebemittel wird aus 40 Gr. Stärke und 320 Gr. Schlemmkreide hergestellt, die man in 2l kaltem Wasser anrührt, indem man während des Rührens 250 ccm. aufgelöstes, bestgereinigtes zwanziggrädiges Natronhydrat zugießt.

Blumenfreundin. Ueber das Trocknen der Pflanzen finden Sie im Konversationslexikon unter „Herbarium" das Nöthige.

Hrn. E. W. S. in St. Wheeler & Wilson.

Kinderfreund in Neukloster. Das Bild „Unsere Lieblinge" können Sie in verschiedenen Größen (Photographie) bei Kunsthändler Schlesinger, Stuttgart, Königsstraße, haben.

Alter Abonnent in Kassel. Jeder Advokat in Berlin kann Ihnen die betreffende Auskunft geben.

Hrn. Th. F. in K. Wir haben das Bild noch nicht gebracht: vielleicht mal mit einigen anderen aus gleicher Rat.

Langj. Abonn. in Herm. Wasserstoff-Superoxyd können Sie von E. de Haen, chem. Fabrik in List vor Hannover, beziehen.

Hrn. C. St. in Rienb. Sie datiren „Ab nach Kassel" in die Zeiten König Jérôme's zurück, wo die polizeiliche Spionage in höchster Blüte gestanden habe, und man alle Diejenigen, welche verdächtig waren, die napoleonische Herrschaft abschütteln zu wollen, nach Kassel dirigirte und dort internirte. Damals schon sei es ein geflügeltes Wort geworden.

R. D. in Düss. Karl Hoffmann, Prakt. Handb. der Papierfabrikation, Berl. 1874, dürfte Ihnen dienen.

Hrn. K. in Ulm. Wenden Sie sich an das Milit.-lit. Bureau von Pavel in Berlin, Grimmstraße 1.

Fünfzehnj. Backfisch in Milwaukee. Die Familie Freiligrath ist von Cannstatt nach Düsseldorf übergesiedelt. — Wegen des Gedichts wenden Sie sich an die Buchhandlung von Bartholomäus in Erfurt.

Hrn. R. K. in Rudolst. Velocipeden bekommen Sie bei F. H. Dissel in Dortmund.

Hrn. M. L. in B. Für diesen Preis wird es kaum möglich sein; wenden Sie sich an den Dir. der Irrenanstalt in Göppingen, Dr. Landerer. — Cannstatt, Eßlingen, beide bei Stuttgart, dürften sich für den Geistlichen empfehlen.

Hrn. Dr. O. P. S. in Posen. Die Antiquariatshandlung von J. Scheible in Stuttgart wird Ihnen das Werk verschaffen können.

Hrn. Heinr. B. in Brsch. Ich stürbe für Den, den ich lieb habe.

Junger Abonn. in N. Uns leider unbekannt.

H. H. in Berl. Wörter von verwandter Bedeutung. Lat. Synonymen von F. Schultz. 7. Aufl. 1872.

Hrn. Schr. in Magd. Gaspey, Engl. Konv.-Grammatik. Heidelb., Groos.

Hrn. G. S. in Berlin. Benzin und Magnesia sind zwei Artikel, welche beide in der Apotheke zu haben sind. Wir rathen Magnesia mit Wasser zu Brei angerührt zeitweise aufzustreichen oder den Fleck wiederholt mit Benzin zu befeuchten. In beiden Fällen müssen Sie öfters mit lauwarmem Seifenwasser abspülen.

Wißbegierige Abonnentin in Bunzlau. Die Frage nach Zusammensetzung englischer Appretur in weißleinenen Taschentüchern ist weit mehr geschäftlicher Natur, als Sie vermuthen. Direkte Anfragen nach Bezug des dazu benutzten Materials bei den betreffenden englischen Firmen selbst dürfte neben Anfragen im Annoncentheile von „Ueber Land und Meer" noch zunächst zum Ziele führen. Auch sind wir bereit, unser spezielleres Urtheil nach Zusendung einiger Probestücke abzugeben. Neuerdings wird folgende Appretur für Gewebe empfohlen: Wasser 400 Kg., Stärke 100 Kg., Tournantöl 10—20 Proz. des Gewichts der Stärke, Chlorbaryum 10—20 Proz. des Gewichts der Stärke, gewöhnliches schwefelsaures Natron in hinreichender Menge, um durch chemische Wechselwirkung das Chlorbaryum vollständig zu zersetzen. Alle diese Körper werden mit einander vermischt und durch Dampf oder irgend eine andere Wärmequelle erhitzt, um den Kleister zu bilden. Was diese Methode noch erleichtert, ist der Umstand, daß man das Chlorbaryum und das schwefelsaure Natron im trockenen Zustande ohne Zersetzung mischen kann.

Alter Student im Wallonenland. Ihre Mittheilung, daß die Studenten beim Bierspiel: „Ab nach Kassel, nach Leipzig, Danzig, München" sagen, ist uns früher ebenfalls mitgetheilt worden.

Hrn. G. H. in M. Begegnen — Dativ. Das G. nicht geeignet für uns.

Hrn. B. in Straßb. Man nimmt beim Essen die Gabel in die linke Hand und zwar aus dem einfachen Grunde, weil man sich, damit das Fleisch warm bleibt, immer nur ein Stück abschneiden soll und man doch nicht nach jedem Stücke mit Messer und Gabel wechseln will. Es ist also mehr eine gastrosophische als eine Etikettenmaßregel. Beruhigen Sie sich indessen, wir kennen einen Hof, wo man die Gabel in der Rechten hält.

Amor in O. Antwort in nächster Nummer.

Hrn. Cam. Thiel. Hrn. W. K. in Görl. Hrn. Emil G. in G. Hrn. E. Cz. v. T. Frl. Marie G. in C. Hrn. R. W. in Stralsund. Hrn. Hermann W. in Frkf. Hrn. August in G. Hrn. G. Fr. in E. (Hann.). Frl. B. R. in E. Hrn. E. H. in Graz. Hrn. L. S. vom Rhein. Frl. A. G. in Riga. Johanna in Frankf. Hrn. B. L. K. in Mlt. Eberhardt in Hann. Hrn. C. T. in Sz. Hrn. J. L—g. Hrn. S. P. in K. Hrn. R. W—l in Bresl. Hrn. Rich. Sch. in Köln. Hrn. C. M. in Hamb. Hrn. Dr. J. F. X. H. in Th. Hrn. Prof. G. A. in B. Frl. K. S. in L. Hrn. K. R. in Pf. Langj. Leser in Fr—dt. Aus den verschiedensten Gründen sind Ihre Einsendungen für uns ungeeignet; zu einem Urtheil fehlt es uns leider an Zeit. B. R. Hrn. Ben. Sch. in M. Hrn. K. S. in Prag. Hrn. A. B. in Köln. Frl. Phil. P. in Br. Hrn. C. A. P. in Ch. Hermes. Hrn. L. Sch. in W. Richtig.

Gesundheitspflege.

Hrn. S. in Breslau. Hautleiden lassen sich nur nach persönlicher ärztlicher Besichtigung richtig beurtheilen.

Hrn. Julius K. in Wien. „Herzerweiterung" und „Herzvergrößerung" sind zwei zu trennende, wenn auch verwandte Begriffe. Bei der Herzerweiterung sind die Hohlräume innerhalb der Herzmuskulatur ausgedehnt, bei der Herzvergrößerung ist die Muskulatur des Organes in einem abnorm verdickten Zustande. Uebrigens kommt es auch vor, daß durch Erweiterung der Herzhöhlen das gesammte Herz vergrößert ist.

L. 13 in Osnabrück. Ob das Zittern der Hände, sogenannter Tremor, durch eine ärztliche Kur zu beseitigen, hängt von der Natur und den Ursachen des Leidens ab. Möglicherweise ist elektrische Behandlung am Platze. Sicheres läßt sich auch hier nur von einem den Patienten persönlich untersuchenden Arzte bestimmen.

Hrn. G. K. in Berlin. Rathlose Mutter in S. Hrn. G. in Westphalen. Auch diesen drei Anfragen gilt dieselbe Antwort, wie solche schon so oft an dieser Stelle ergangen. Es läßt sich durchaus auf korrespondentiellem Wege kein ärztlicher Rath ertheilen, und dient unsere Rubrik „Gesundheitspflege" ausschließlich zu allgemeinen gesundheitlichen Belehrungen. Krankheiten können von einem gewissenhaften Arzte nur persönlich behandelt werden.

Dr. St.

Redaktion: Dr. Edmund Zoller in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.



№ 30.

48. Band.
Vierundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1881—1882.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Ein Mann.

Novelle
von
Johannes van Dewall.

Erstes Kapitel.

Es war in den höheren Kreisen der Residenz sehr bemerkt worden, daß Herr von Golzow im vorigen Winter ein gewisses Fräulein Klapproth auszeichnete. — Herr von Golzow, welcher bisher ausschließlich mit seinen Kameraden und deren Familien verkehrte und außer diesen nur die Hofcirkel besuchte, hatte sich zu zwei Juristenbällen einladen lassen, auf denen jenes Fräulein erschien, und wurde später sogar etliche Male im Hintergrunde der Klapproth'schen Loge gesehen.

Jener Herr gehörte nicht zu den Leuten, die ohne besonderen Grund so weit von den gewohnten Bahnen abweichen, er war so ziemlich aus dem Alter heraus, wo man unüberlegt handelt, auch paßten derartige Verirrungen durchaus nicht zu seinem ernsten Charakter — man gab jenen Aufmerksamkeiten deßhalb die allerverschiedensten Auslegungen.

Nach dem Karneval war die Angelegenheit ein wenig in Vergessenheit gerathen, — heute plötzlich erhielten die geschäftigen Zungen neue Nahrung.

Das war am 22. März des Jahres 187., dem Geburtstag des Kaisers. Von der Schloßbrücke bis zum Brandenburger Thore waren die Linden schwarz



besät von Menschen. Gegenüber dem kaiserlichen Palais drängte sich Kopf an Kopf. Man wollte den geliebten Monarchen sehen an dem bekannten Eckfenster und man wollte das Auffahren der Gesandten anstaunen, welche heute in großer Gala gratuliren würden.

Das Wetter war angenehm, wenn auch ein wenig frisch. Ein Frühlingshauch lag in der Luft, der die Gemüther anregte und die Herzen froh machte. Die lange, prächtige Straße erfüllte ein feiner Duft, der aus dem Boden aufstieg und der das Ende des imposanten Prospektes verschleierte, indessen nicht so dicht, daß man nicht die Quadriga der Propyläen des Brandenburger Thores deutlich hinter den Wipfeln der Bäume hätte unterscheiden können. Es war ein poetischer Hauch, der die zu grellen oder zu dunklen Farben wohlthuend abtönte, der dem belebten Bilde, welches sich hier entrollte, Stimmung gab. Gerade über dem Palais stand ein lichter Schein am leicht umflorten Himmel, als wollte zur Feier des Tages dort die warme Märzsonne hervorbrechen, um zu schauen, was es da unten gäbe.

An dem bekannten Eckfenster, gegenüber der Statue Friedrich's des Großen, zeigte sich bisweilen flüchtig die hohe Greisengestalt im schwarzen Ueberrock mit rother Rabatte; sowie dieselbe von draußen her erkannt wurde, ging es wie ein Rauschen durch die Menge, die Hälse streckten sich länger, man drängte nach vorn, die Häupter entblößten sich, man rief Lebehoch und Hurrah!

Unbeweglich in dem dunklen Menschenschwarm hielten zu Seiten der Freitreppe berittene Schutzleute; paarweise, wie aus Erz gegossen, saßen die martialischen blauen Gestalten auf ihren gut genährten Thieren, ihre Augen schweiften ernst über das Meer von Köpfen hinweg; Andere ritten zu zwei und zwei die Linden und den Platz vor dem Opernhause langsam auf und nieder, um die Anfahrt frei zu halten.

Ein langgedehntes, immer lauter anschwellendes Hochrufen, ein stärkeres Drängen nach vorwärts: vom Palais des Kronprinzen her rollte der Galawagen mit Staatsgeschirren, Vorreitern und Lakaien langsam heran, hinter den hellen Scheiben war das männlich-schöne Antlitz „unseres Fritz" deutlich erkennbar. In großer Uniform kam derselbe jetzt gefahren — nachdem der Sohn am frühen Morgen schon den Vater umarmt hatte, um dem Kaiser des deutschen Reichs offiziell seine Glückwünsche darzubringen.

Die Menge jubelte und jauchzte ihm zu, die Konstabler schlossen seitwärts, die Wachen präsentirten, der Wagen hielt auf der Rampe, — die Thüre öffnete und schloß sich ... Ein langes, verhallendes „Ah!" noch und es ward allmälig wieder still.

„O Papa ... ich kenne doch keinen schöneren Mann wie den Kronprinzen!" lispelte mit leuchtenden Augen ein junges Fräulein mit blauer Hutfeder ihrem Vater in's Ohr.

„Ich hoffe, außer Deinen Fritz," gab dieser mit einem freundlich-schalkhaften Blicke zurück.

„O Papa ... mein Fritz, das ist ganz etwas Anderes!"

Hier stockte die kleine feurige Patriotin plötzlich, denn eine enrhümirte Stimme im tiefsten Baß brummte hinter ihr ironisch:

„Wird ihn freuen zu hören."

Ganz erschrocken sich umblickend, sah sie gerade in das verwitterte Gesicht eines älteren Mannes mit langen eichenfarbenen Haaren, großem Bart und Schlapphut, — wie eine Art von verdorbenem Genie sah er aus, — welcher ihr nun mit seinen stechenden grauen Augen gutmüthig in's Gesicht lachte. Eine tiefe Röthe überzog das Gesicht der jungen Schönen, eine unwillige Furche zeigte sich zwischen den dunklen Linien der Brauen; entrüstet zog sie ihren Vater zur Seite, etwas aus der Nähe dieses unverschämten Menschen.

Ein abermaliges Rufen ... Die Linden herauf kam eine zweite Karrosse, Prinz Karl, der Bruder des Königs. Gleich darauf erschien dort unten auch der große Glaswagen des englischen Gesandten Lord Russel. Zwei prächtige, goldbedeckte Hellbraune zogen denselben, der dicke Kutscher auf dem hohen Bocke und die Lakaien trugen rothe Röcke, weiße Strümpfe, Dreispitze und gepuderte Stutzperrücken. Majestätisch rollte Old-England heran. Die Menge schaute, aber verhielt sich passiv: man lobte die Pferde und bespöttelte die Perrücken, hie und da zog auch wohl Einer aus der Menge den Hut.

Lebhafteres Drängen: von zwei feurigen dunkelbraunen Vollblutpferden gezogen sauste der türkische Gesandte heran, in roth und grüner, vergoldeter, höchst eleganter Karrosse, deren Schläge und Laternen Stern und Halbmond zierten. Den Fez auf dem dunkler markirten Gesicht, den krummen, juwelenbesetzten Säbel zwischen den Beinen, schwere goldene Epaulettes auf den schmalen Schultern, die Brust mit schimmernden Ordenssternen gepflastert, lehnte der Botschafter der Pforte bequem in der seidenen Ecke.

Der „Kümmeltürke" bekam ein schwaches Bravo, kaum einen succès d'estime, in welchen sich manche anzügliche Bemerkung mischte. Blitzschnell stob er vorüber und fuhr oben auf die Rampe. Die Pforte öffnete sich weit, hinter welcher er im nächsten Augenblick verschwand.

„Nanu, ick sah aber jar keenen Roßschweif," meinte ein etwas bleicher Jüngling mit einer spiralförmig brennenden Cigarre im Munde, welche nicht gerade nach Havanna roch.

„Ach wat, Roßschweif, hier bei uns zieht das nich ... hier drägt jeder Grenadier 'nen Pferdeschwanz."

„Den hat Schemelbein*) zu Hause gelassen," belehrte ihn ein anderer Jüngling, der die Hände tief in die Hosentaschen versenkt hatte.

Eine längere Pause folgte ... Die Menge begann sich ein wenig zu langweilen. Der belgische Gesandte bildete nur eine schwache Unterbrechung, aber plötzlich wurde es wieder lebendig: zuerst ein Wagen, Alles Grün und Gold, mit goldenen Doppeladlern die schweren Prachtgeschirre verziert, Kutscher und Lakaien starrend vor Gold, — Herr von Oubril nahte, der russische Botschafter. Mit lautem Hurrah wurde er begrüßt, noch lautere Rufe aber begleiteten die zweite, mit herrlichen Apfelschimmeln bespannte Karrosse, an deren Thüren das Wappen des geschlagenen Feindes — der Adler Frankreichs — prangte.

Es liegt ein tiefer ritterlicher Zug im Herzen unseres Volkes, auch machte die vollkommene Eleganz des Fuhrwerkes Eindruck auf die Gemüther und sodann — Graf de St. Vallier, der Botschafter der Republik, war eine allgemein beliebte und hochgeachtete Persönlichkeit in Berlin — man rief, winkte und zog die Hüte. „Darum keine Feindschaft nicht!" sollte dieser warme Empfang bedeuten. Kutscher und Lakaien sahen sich beinahe erschrocken um über diese laute Ovation, der Gesandte lüftete mit Würde und vollendetem Anstande seinen Hut.

Hiemit erreichte das Interesse des Publikums seinen Höhepunkt; viele Menschen drängten sich jetzt schon längs der Universität, hinüber nach dem Kastanienwald oder dem Platze, wo die Karrossen neben einander auffuhren, trotzdem das Fluten nach dem kaiserlichen Palais eher im Zunehmen als im Abnehmen begriffen war, die Karrossen der Botschafter, die Pferde und die goldbeschlagenen Geschirre reizten sie mehr, als der Anblick bekannter Persönlichkeiten.

Oben, hinter den Spiegelscheiben der Poppenbergischen Restauration, an der Ecke der Linden und der Charlottenstraße, standen zwei Damen, von denen die eine, eine hübsche, dunkle junge Frau von etwa fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahren, unverwandt durch ihr Augenglas hinunterschaute in das bunte Gewühl, und ein jüngeres, sehr lebhaftes Fräulein, welches seine Aufmerksamkeit theilte zwischen dem Schauspiel auf der Straße und drei Herren, welche unmittelbar hinter ihnen saßen und frühstückten.

Sie schien es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, jene Wohlschmecker, und ganz besonders den einen derselben, einen großen rothblonden Herrn von den Gardekürassieren, im Laufenden zu erhalten über das, was unten vorging. Ihr frisches blondes Gesicht und ganz besonders die zierliche Nase waren durch die Nähe der kalten Fensterscheibe ein wenig geröthet, ihre lebhaften Augen blieben in fortwährender Bewegung.

Noch weniger aber stand ihr der Mund still: kam etwas Besonderes da unten vor, so trippelte sie jedesmal schnell hinüber zu dem gedeckten Tisch, legte ihre Hand auf die Schulter ihres Vaters und behauptete als Einleitung zu ihren interessanten Mittheilungen beharrlich, die Herren wären sehr langweilig, wobei sie dem Gardekürassier manchen anzüglichen Blick zuwarf, sie könnten jetzt nachgerade satt sein. Man wäre dazu doch nicht in die Stadt gekommen, um mit so egoistischen Menschen zusammen zu sein.

Ihr Vater nahm nur wenig Notiz von diesen Attaken. Er war ein hübscher, mittelgroßer, wohlgenährter Mann mit einem ausgeprägten landwirthschaftlichen Habitus, obgleich er heute, offenbar dem festlichen Tage zu Ehren, den schwarzen Ueberrock mit der Landwehrauszeichnung erster Klasse angelegt hatte und sein etwas altmodischer Cylinderhut über ihm am Nagel hing. Er aß Austern — die letzten im Jahr — und sprach vom Kriege.

*) Verballhornisirung von Djemel-Bey.

Auch der Kürassier mit seiner Hünengestalt und den großen, sehr gepflegten Händen guckte mehr in's Glas und auf seinen Teller, als auf die kleine ländliche Schöne, nur Vetter Karl, der Hauptmann, dessen Gattin die zweite Dame am Fenster war, war galant und gutmüthig genug, ihr Rede und Antwort zu stehen.

„Wie langweilig Sie sind, Graf Stachwitz! Sie sollten doch wahrhaftig aufhören zu frühstücken und mir die Leute und Dinge da unten erklären ... Sie, als Berliner!" haranguirte sie den schweren Reiter mit einem ziemlich ernst gemeinten Schmollen.

„Sehen Sie, Bodo, jetzt wird Mathilde dringlich," sprach der Vater mit gutmüthigem Spott.

„Er könnte allerdings nachgerade satt sein," bestätigte der Hauptmann mit einem Augenzwinkern und einem Seitenblick.

„Ihr Alle," ergänzte dessen Gattin, indem sie sich plötzlich herumwandte, gleich darauf aber wieder hinuntersah.

Der Kürassier drehte phlegmatisch sein Rothweinglas zwischen den Fingern, blickte gelassen zu dem ungeduldigen Fräulein auf und brummte ein „komme sogleich", blieb aber vorläufig ruhig sitzen.

Aergerlich lief die kleine Landpomeranze wieder an's Fenster, fürchtend, etwas zu versäumen, und rief:

„Sie sind wirklich abscheulich!"

„Damit stände es also fest," fuhr der Vater derselben mittlerweile unverzüglich an ihr früheres Gespräch anknüpfend fort, „daß die Kavallerie durch die neuen Schießwaffen nicht verdrängt werden wird ... Kellner, noch eine Flasche!"

„Sie muß nur selbst mit guten Feuerwaffen versehen werden und im Fußgefechte erhöhtere Anforderungen an sich stellen, auch eine größere Menge von Artillerie zugetheilt erhalten," erwiederte der Hauptmann von Derstorp.

„Fußgefecht ... schauerlich!" brummte der Graf, sah wieder in sein Glas und leerte es dann auf einen Zug.

„Da kommt Bismarck!" rief Fräulein Mathilde. „Hört nur, wie sie rufen!"

Die drei Herren sahen auf, Herr von Berfeld, der Gutsbesitzer, trat zu den Damen, um den Kanzler zu sehen, der von der Menge mit stürmischem Jubel empfangen wurde, dann schenkte er sich ein und leerte sein Glas auf einen Zug.

„Kommt alle Jahrtausende höchstens ein Solcher auf die Welt!" sprach er ernst und nickte mit dem Kopf.

„Ein solcher Kanzler und ein solcher Kaiser!" ergänzte warm der Hauptmann.

„Und ein Feldherr wie Moltke, nicht zu vergessen!"

„Darum lassen Sie uns anstoßen!" — — —

„Bitte — dabei möchten wir auch zugegen sein!" rief Frau von Derstorp, lebhaft an den Tisch tretend.

„Ja, das wollen wir, Martha," sprach nun auch die junge Dame mit großer Bestimmtheit und ergriff das Glas, welches der Hauptmann für sie eingoß.

Man stieß an und nickte und sah sich in die Augen, die Gläser klangen und die Herzen, die Umsitzenden guckten herüber; man setzte sich und trat wieder an das Fenster.

„Ist das nicht Herr von Golzow dort unten?" frug, sich vorbeugend und schärfer durch das Glas sehend, Frau von Derstorp nach einer Minute.

„Herr von Golzow? Wo?" frug Mathilde mit Interesse.

„Dort, gerade vor dem Laden von Friedländer, aber in der Mitte, zwischen den Linden."

„Ja ... jetzt sehe ich ihn. Gewiß, er ist es; ich erkenne ihn an seinem Bart und an der Haltung. Sieh' nur ... mit wem spricht er dort? ... Welch' einen hübschen Dollman die Dame trägt ... Papa, sieh' Dir mal den erbsfarbenen Dollman dort an, — so einen will ich auch haben. Ich gehe in meinem alten Mantel wirklich zum Skandal."

„Bitte, Karl, komm' einmal hieher, — das wird Dich interessiren," sprach fast zu gleicher Zeit die Hauptmännin, ihr volles, regelmäßiges Gesicht zeigte plötzlich einen erhöhten Ausdruck und sie winkte lebhaft mit der Hand. „Sieh' einmal dorthin ... Täusche ich mich nicht, so spricht Golzow dort mit jener Frau Klapproth und ihrer Tochter."

„Ganz recht ... was weiter?" frug der Gatte.

„Was weiter! ... Ich meine, das ist doch deutlich genug! ... Höre, ich wittere dort ernstliche Absichten," fügte sie leise hinzu und runzelte die Stirn.

„Thorheiten, Martha! Du beurtheilst Golzow gänzlich falsch. Ihr Frauen wittert überall Partieen. — Nichts da!“

„Andere vielleicht, — ich nicht. Ich will Dir nur sagen,“ fuhr sie noch leiser fort und hielt die Hand vorsichtig vor den Mund, „ich habe vorigen Winter einmal einen Blick aufgefangen, mit dem die junge Dame dort unten ihn ansah — einen Augenaufschlag ... ich versichere Dich ...“

Hier begann der Hauptmann plötzlich herzlich und laut zu lachen, denn Frau Martha, trotz ihres sonstigen Phlegmas, kopirte unbewußt diesen Aufschlag mit der größten Naturwahrheit.

„Die junge Dame hat allerdings ein Paar prächtige Augen,“ sprach er mit guter Laune.

„Er lag fünf Tage bei uns im Quartier!“ rief Mathilde dazwischen und trippelte lebhaft mit den Füßen. „Prrr, ist die Mama aber im Staat! ... Aber der Dollman ist reizend, Papa. So komm' doch nur her!“

„Sieh', jetzt geht er sogar mit ihnen, das ist stark ... er begleitet sie,“ fuhr die Hauptmännin kopfschüttelnd fort. „Du kannst mir glauben, Karl, das hat etwas zu bedeuten. Golzow ist nicht wie ihr Anderen.“

„Danke ergebenst!“

„Der thut nichts ohne Ueberlegung und Grund.“

„Aber, mein Himmel, — ich meine, er kann doch gehen und sprechen mit wem er will ... ohne —“

„Er könnte es, aber er thut es nicht,“ versicherte Frau Martha bestimmt und sah ihrem Mann dabei in die Augen.

„Du bist seltsam, Martha ... na, meinetwegen.“

„Geht mit ihnen, — noch dazu an einem Tage wie heute, und unter den Linden, — eine Ostentation, das sage ich Dir.“

„Da kommt die Wache ... nun will ich hinunter! Papa, bezahle — ich gehe sonst allein!“ rief Mathilde ungeduldig und griff nach ihrem Mantel.

„Graf Stachwitz, ich finde Sie heute abscheulich, wissen Sie das! Sie verderben mir den ganzen Tag!“

„Ich, gnädiges Fräulein?“ frug Jener sehr ruhig. „Bedaure das sehr, aber kann wahrhaftig nichts dafür.“

„Ich bitte Dich, habe ich nun Recht, Karl? Auf Ehre, er bietet der Mutter den Arm! ... Die Sache hat ihre Richtigkeit!“ rief jetzt mit großer Lebhaftigkeit Frau Martha von Derstorp und schüttelte ihren Gatten energisch am Aermel.

„Allerdings,“ entgegnete derselbe zögernd; „er führt sie, das ist auffallend ... Du hast Recht.“

„Unbegreiflich! Unser Golzow! Ich hätte Häuser auf ihn gebaut!“

Die Dame änderte vor Erregung und Zorn die Farbe.

„Hier ist Dein Mantel, Martha, wir wollen fort.“

So gedrängt, riß diese sich los von dem überraschenden Schauspiel und machte sich zum Gehen fertig.

Gleich darauf erschien die kleine Gesellschaft unten auf der Treppe und brach sich langsam Bahn durch die Menge.

Zu derselben Zeit geleitete ein hoher, schlanker Gardeinfanterieoffizier eine ältere und eine jüngere Dame die Linden hinunter, Frau Stadträthin Klapproth und deren Tochter. Hunderte von Augen bemerkten es, daß er der Mutter den Arm gab, und sahen ihnen voller Staunen nach, als sie langsam den breiten mittleren Weg hinabschritten, dem Brandenburger Thore zu.

Man blieb stehen und stieß sich an, — man lächelte gutmüthig oder spöttisch und machte Bemerkungen. — Ein Evenement; Herr von Golzow und Frau Klapproth Arm in Arm, er, der strenge Aristokrat, der Unnahbare, und die Stadträthin. Unglaublich!“

Zweites Kapitel.

Die Golzows sind ein uraltes märkisches Geschlecht.

Aus dem Codex diplomaticus Brandenburgensis von Herrn Gerken T. I. und II. entnehmen wir, daß bereits 1328 auf dem zauchischen Golzow, welches damals schon eine Pfarrkirche hatte und nicht weit von der Grenze des sächsischen Kurkreises lag — dasselbe, welches später der Familie Derer von Rochow gehörte — der Markgraf Ludwig von Brandenburg die Lausitz widerruflich dem Herzog Rudolph von Sachsen verkaufte.

Anderen Urkunden zufolge soll der Stammsitz des Geschlechts sogar dereinst städtische Gerechtsame besessen haben, — „das Stedeken tu der Golzowe“ wird er genannt.

Derselbe kam später an die Buch'schen und an die Gebrüder Brosеken, fiel aber schon 1351 an Hans von Rochow und dessen Vettern zurück.

Das Schloß lag abseits dem Städtchen und war mit Mauern, Gräben und Thürmen nach Gebrauch der damaligen Zeit umgeben; jedenfalls reicht seine Entstehung weit in noch fernere Jahrhunderte zurück.

Von diesem ihrem Stammsitze ist den Golzows freilich nichts geblieben, als ihr alter Name, aber dieser wurde allezeit mit unter den besten im Lande genannt.

Die Golzows waren Kriegsleute und saßen im Rath, zumeist hohe Aemter bekleidend. Sie dienten ihren Fürsten und dem Lande, sie bluteten auf allen Schlachtfeldern, auf denen märkische Truppen fochten, in Frankreich und den Niederlanden, in Italien, Rußland und in der Türkei und selbst im fernen Afrika unter der heißen Sonne des Aequators.

Viel Ehre und Ruhm erwarben sie wohl — Glücksgüter nicht. Auch stand der Name nur noch auf wenigen Augen: drei männliche Golzows lebten damals, davon zwei kinderlos und hochbetagt. Beide die Onkel Erich's von Golzow, die Brüder seines Vaters.

Seine Mutter, die Generalin, lebte hochbetagt mit einer unverheiratheten Tochter in Ruppin von ihrer schmalen Pension und den Zinsen eines kleinen Vermögens, er selbst, wie seine Vorfahren, war darauf angewiesen, zu dienen, Carrière zu machen. Von klein auf zum Soldaten bestimmt, wurde er trotzdem im elterlichen Hause erzogen; erst nachdem er das Abiturientenexamen bestanden hatte, trat er in die Armee, in eines der in Berlin garnisonirenden Regimenter.

Erich von Golzow nahm es ernst mit seiner Laufbahn, im Dienste that es ihm Keiner zuvor, er wollte vorwärts wie seine Vorfahren. Schon nach dem Feldzuge in Schleswig, in dem er sich seine Sporen verdiente, meldete er sich zur Kriegsakademie. Nur wenig später aber kam der Feldzug gegen Oesterreich, und anstatt der taktischen Vorträge gab es blutige Schlachten. Als dann im Herbst 1868 nach bestandenem Examen die Einberufung wirklich erfolgte, der Fuß somit auf die Leiter gesetzt war, welche zu den höchsten Stellen in der preußischen Armee führt, kam der andere Feldzug gegen Frankreich und machte abermals einen tiefbedeutenden Querstrich.

Am 16. Juni zog Erich von Golzow als Adjutant bei einer der Gardeinfanteriebrigaden mit den Tapferen in Berlin wieder ein, welche die festlich geschmückte Residenz mit lautem Jubel empfing. Den rechten Arm in der Schlinge, den eine feindliche Kugel während der Belagerung von St. Denis schwer verwundet hatte, ritt er neben seinem Kommandeur vor seiner Truppe.

Es war ein herzerhebender Moment, die ganze Luft war erfüllt von Freudenrufen, Trommelwirbel und rauschender Musik, auf Hunderttausende von stolzen, froh erregten Menschen schaute die Siegesgöttin herab, unter deren Postament die unabsehbare, glänzende Zeile der Regimenter, ihren Kaiser und dessen erprobte Generale an der Spitze, hindurchzog. Zu beiden Seiten der Charlottenburger Chaussee drängten sich die Menschen herzu, warfen Blumen und riefen Hurrah, innerhalb des Thores, am Pariser Platz, aber standen die Tribünen mit jubelnden Zuschauern, der Magistrat im Festornat, Ehrenjungfrauen und Pforten — eine via triumphalis, wie sie größer und schöner wohl keine Stadt gesehen, so lange die Welt steht.

Auch dem schlanken Offizier mit dem dichten blonden Vollbart, mit den Orden und dem eisernen Kreuze auf der Brust, hatten schöne Hände Kränze und Blumen geworfen, seine Linke aber hielt die Zügel und die Rechte ruhte kraftlos in der seidenen Schlinge, die wohlgemeinten Zeichen der Anerkennung streiften seine Wange, seine Gestalt oder sein Pferd, fielen dann aber zur Erde; ein bedauerndes Neigen des Kopfes, ein Blick auf den Arm und er ritt weiter. Ein keckes Herrlein hatte muthig die Chaussee überschritten und dem Pferde einen Kranz auf den Kopf gehängt, der Braune hatte aber so lange mit den Ohren geschüttelt, bis auch dieser wieder am Boden lag.

Ohne jeden Blumenschmuck zog der Verwundete durch das Brandenburger Thor und an den Vätern der Stadt vorüber. Obschon ganz benommen von dem überwältigenden Eindrucke, der sich hier bot, empfand derselbe plötzlich eine leise Berührung. Er schaute hin und erblickte eine junge, weißgekleidete Dame mit der Schärpe in deutschen Farben, die sie als Festjungfrau kennzeichnete, welche aus der Schaar ihrer Schwestern hervorgetreten war und ihm jetzt den schönsten Lorbeerkranz mit eilfertigen, geschickten Fingern an seine kraftlose Rechte band.

Unwillkürlich zog er die Zügel an, sein Auge fiel auf ein schmales, edelgeformtes Haupt, welches dichtes braunes Haar umgab, das sich ihm in der Verkürzung darbot, zwei weiche Wangen, einen weißen Hals und zwei geschäftige Hände.

Jetzt sah auch die Dame auf, — ihr hübsches, jugendfrisches Gesicht glühend vor Eifer und Enthusiasmus, — ihre Augen begegneten sich.

„Ich danke herzlich, mein Fräulein,“ sprach der Offizier mit einer Verneigung. Sein Auge blickte wärmer dabei und er erröthete lebhaft, als auch ihre Wange nun erglühte. Ihre Lippen flüsterten irgend ein Wort, verschämt trat sie wieder zurück in die Reihe ihrer Schwestern.

Das war nur ein einziger flüchtiger Moment gewesen, eine kleine, ganz kleine Episode inmitten der Fülle von Begebenheiten eines großen Tages, aber für den jungen Helden und das hübsche Fräulein war sie dennoch ein Ereigniß. Aus dem wilden Kriegslärm endlich zurückgekehrt in die Heimat, war fast das Erste, was Golzow erblickte, jene lieblich erröthende Jungfrau, welche, voll Bedauern und voller Herzensgüte, die Nähe der Pferde und die Blicke der Menschen nicht scheute, um ihm, dem Unbekannten, eine Freude zu machen. Es war das genug, um ihn den Tag in einem besonders freundlichen Lichte erscheinen zu lassen. Aber es kam noch Anderes hinzu: er hatte, als die Spenderin erröthend aufschaute, eine Sekunde lang in ein Paar dunkle Augensterne geschaut, so klar, so tief wie ein See, — Kinderaugen, ungetrübt noch vom Hauche der Welt, treue, ehrliche Augen, — eine Seele hatte sich auf ihrem Grunde ihm unverschleiert gezeigt, ein echtes, freundliches Menschenherz, und hatte einen tiefen, wunderbaren Eindruck auf den ernsten Soldaten hinterlassen, einen solchen, der nachwirkte und bei dem er immer wieder verweilen mußte, — der ihm den großen Tag zu einem doppelt unvergeßlichen machte.

Fast dasselbe war auch der Fall bei der hübschen Festjungfrau gewesen. Der schlanke blonde Offizier — er war der einzige von Allen gewesen, welcher keinen Kranz hatte. Sie sah das, bemerkte dann seinen zerschossenen Arm und eilte, nur ihrem Enthusiasmus und ihrem guten Herzen folgend, herzu, ungeachtet der Pferde und der Zuschauer, und band ihm einen Lorbeerkranz an die tapfere, regungslose Hand. Erst dann blickte sie in die Höhe und sah ihn selbst, sah ihn erröthen und sein dunkles Auge feurig auf sie richten; ein ernstes Auge — so eines, zu dem man Vertrauen haben muß vom ersten Sehen an, in das man gern hineinschaut. Es war das ein Moment nur, er sprach seinen Dank und sie trat verlegen zurück, aber seitdem mußte sie an ihn denken im Wachen und im Träumen, lebhaft trat ihr überall sein Bild entgegen.

Sie hätte ihn malen können, sein sonnenverbranntes, schmales Gesicht, die fast regelmäßigen Züge, den martialischen Vollbart und sein ernstes Lächeln, seine Augen auch und seine stattliche Haltung. Selbst der Ton seiner Stimme war ihr im Gedächtniß geblieben — das unbeschriebene Blatt ihres Herzens war plötzlich bedeckt mit Charakteren.

Besonders unvergeßlich war ihr auch die Strafrede, welche sie von der gestrengen Mama hernach wegen dieses „auffallenden Schrittes“ erhalten hatte. Wäre es noch ein General gewesen, hieß es, — ein Major selbst, aber so ein Lieutenant, und vor so vielen Leuten noch dazu ... was würde die Welt darüber denken? wie würde man ein solches Benehmen kommentiren, und mit Recht!

Die Mama mochte schelten, — die Mama schalt häufig, — ihr eigenes Bewußtsein aber sprach sie frei: er hatte sie gedauert und da hatte sie's gethan, noch ehe sie es wußte fast. Sein Andenken und das an den großen Tag ward nicht getrübt durch jene Standrede.

Das war der erste Anstoß gewesen zu einer Bekanntschaft, zu einem Sichnähertreten, welches mit einer Verlobung enden sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Für das Album.

Von Wilhelm Emmer.

Des Glückes Saat macht Niemand froh,
Ist Schwindelhaber nur und Stroh;
Willst du ein Lebensbrod dir backen,
So mußt du selber säen und hacken.

•

Ein ewiger Prozeß soll dir das Leben sein;
Doch nur den Einen,
Du gegen dich, sonst keinen;
So wird's dir wohlgedeihn.

N. K. Giers,

kaiserlich russischer Minister des Auswärtigen.

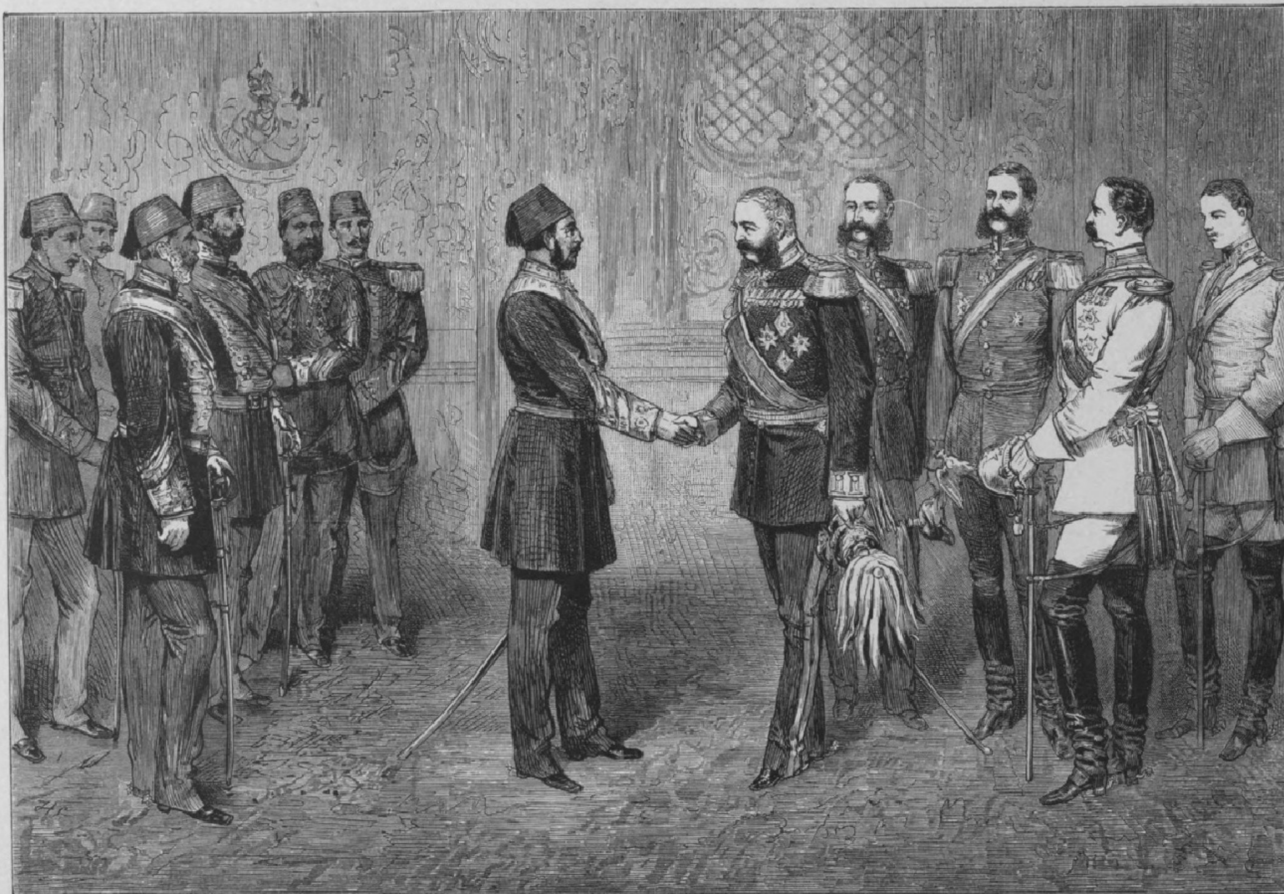
Längst hat der langjährige Leiter der auswärtigen Angelegenheiten Rußlands, Fürst Gortschakoff, keinen unmittelbaren Einfluß mehr auf dieselben gehabt und Geheimerath Giers fast ausschließlich das Departement verwaltet — in den letzten Tagen ist endlich der bejahrte Fürst, dessen letzte Aktionen in die Zeit des Berliner Kongresses fallen, seines hohen Postens enthoben und sein Adlatus mit demselben betraut worden. Damit ist die Politik in ein neues Fahrwasser, das der Friedenspartei, eingelenkt und haben die deutschfreundlichen Elemente wieder die Oberhand gewonnen. Nikolai Karlowitsch Giers wurde am 9. Mai 1820 geboren und erhielt seine Erziehung auf dem kaiserlichen Lyceum. Nach Vollendung des wissenschaftlichen Kursus trat er 1838 bei dem asiatischen Departement des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten ein und besorgte 1841 einige Zeit das Konsulat in der Moldau, 1848 war er als diplomatischer Agent der Militärabtheilung in Siebenbürgen unter General Lüders zugetheilt und empfing damals seine erste Auszeichnung. Von dort zurückgekehrt kam er als erster Gesandtschaftssekretär nach Konstantinopel, dann als Konsul nach der Moldau. Als 1854 der Krieg mit der Pforte ausbrach, wurde er dem Ministerium des Auswärtigen aggregirt und 1855 in außerordentlicher Mission an das neurussische und bessarabische Gouvernement gesandt. Schon im nächsten Jahre erhielt er das Generalkonsulat in Aegypten und den Titel Staatsrath, 1858 den eines wirklichen Staatsraths und das Amt eines Generalkonsuls bei den vereinigten Fürstenthümern der Moldau und Walachei. Hier erfüllte er länger als fünf Jahre seine vielseitigen Verpflichtungen, wofür er mit dem Stanislaus- und Annenorden erster Klasse belohnt wurde. In der zweiten Hälfte des Jahres 1863 finden wir ihn als außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister in Teheran, wo er bis 1869 blieb; während seines sechsjährigen Aufenthalts in Persien hatte er sich um die Befestigung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Reichen hoch verdient gemacht. In der Zwischenzeit war er zum Geheimerath ernannt und mit dem Wladimirorden zweiter Klasse ausgezeichnet worden. 1869 ging Nikolai Karlowitsch als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister bei der Schweizer Eidgenossenschaft nach Bern und 1872 in gleicher Eigenschaft nach Schweden, wo er indeß nur bis zur Thronbesteigung des jetzt regierenden Königs blieb. In dieser Zeit wendete sich ihm die Gnade des Kaiser Alexander in besonderem Grade zu, davon zeugt seine Dekorirung mit dem Orden vom weißen Adler und dem Alexander-Newski. 1875 erhielt Nikolai Karlowitsch den Auftrag, den Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu unterstützen. Gleichzeitig hiemit wurde ihm mit Rücksicht auf seine vielseitige Erfahrung und seine spezielle Kenntniß der orientalischen Angelegenheiten die Verwaltung des asiatischen Departements mit dem Titel eines Direktors übertragen. In seiner Eigenschaft als „Gehülfe" des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten wurde dem Geheimerath Giers auch ein Sitz im dirigirenden Senat verliehen. Im April 1876, bei Gelegenheit der längeren Abwesenheit des Fürsten Gortschakoff im Auslande, wurde Giers zuerst mit der Leitung des Ministeriums beauftragt; dieß wiederholte sich vom 21. Mai bis 14. Dezember 1877, zur Zeit des Aufenthalts des Kaisers bei der aktiven Armee. Zur Belohnung seiner Mühewaltung während einer Zeit von sieben Monaten erhielt Nikolai Karlowitsch 1878 den Rang eines wirklichen Geheimeraths. Als der Kanzler dem Berliner Kongreß beiwohnte, übernahm Nikolai Karlowitsch auf's Neue die Stellvertretung und außerdem hielt er sich fortwährend in Zarskoje-Selo bei dem Kaiser auf. Obgleich Fürst Gortschakoff nach seiner Zurückkunft vom Kongreß seine früheren Obliegenheiten wieder aufnahm, so dauerte dieß doch nicht lange, da die zerrüttete Gesundheit des Kanzlers Ruhe erforderte, so daß das ganze Gewicht der Geschäfte beinahe vom Augenblick des Abschlusses des Berliner Traktates auf dem Gehülfen des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten ruhte. 1879 wurde ihm die Würde eines Staatssekretärs verliehen; er befand sich unaufhörlich um die Person des verewigten Monarchen und begleitete ihn auch 1879 nach Alexandrowo, wo die Begegnung zwischen diesem und dem deutschen Kaiser stattfand. Im vorigen Jahre war er unter der Zahl der Personen, welche sich bei der Danziger Zusammenkunft in der Umgebung des Kaisers befanden und war mit der Führung der Unterhandlungen mit Fürst Bismarck beauftragt. Nikolai Karlowitsch gab sich während des übrigen Theils des Jahres viel Mühe für die Sicherung des allgemeinen europäischen Friedens, nahm thätigen Antheil an den Unterhandlungen mit den auswärtigen Staaten zur möglichst raschen Abwicklung des durch die Türkei in Bezug auf den Berliner Vertrag gemachten Vorbehaltes und wirkte für eine befriedigende Entscheidung der griechischen und montenegrinischen Frage.

Nach allen Antecedentien des neuen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten darf man seine Berufung auf diesen hohen Posten, namentlich in Deutschland, mit großer Befriedigung entgegennehmen, da durch ihn der friedlichen Entwicklung der Dinge ein neuer Grundpfeiler gegeben ist.



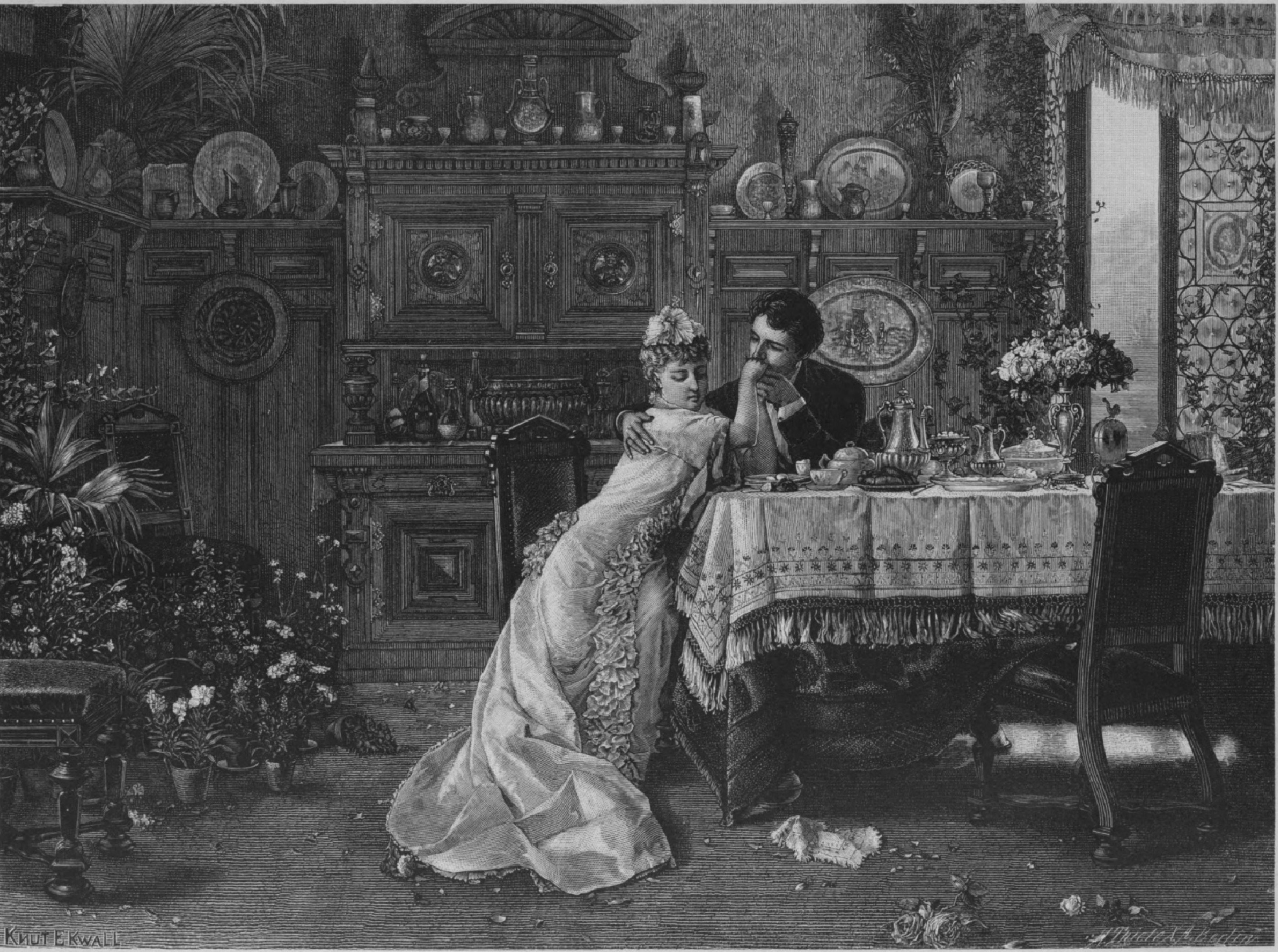
N. K. Giers,

kaiserlich russischer Minister des Auswärtigen.



Hamdy Pascha. Munir Pascha. Osman Pascha. Der Sultan. Fürst Radziwill. v. Elverfeldt. v. Below. Prinz Heinrich XVIII. Reuß. Prinz Georg Radziwill.

Die Investitur des Sultans mit dem preußischen schwarzen Adlerorden in Konstantinopel. Nach einer Skizze von F. Lindner.



Junges Eheglück. Nach einem Gemälde von Knut Ekwall.

Von den Boulevards.

Von

P. v. M.

(Nachdruck verboten.)

Unter den Ereignissen des abgelaufenen Monats haben die theatralischen Vorgänge einen ersten Platz eingenommen. Dem interessantesten derselben, dem neuen Stücke der Herren Erckmann und Chatrian, „Les Rantzau", möchte ich heute an dieser Stelle einen größeren Platz widmen, als ich dieß wohl sonst zu thun pflege, weil dieses Werk weitaus zu dem Besten gehört, was seit Langem auf die Bühne gebracht wurde, und einen Erfolg erzielte, wie er selbst im Théâtre-Français, trotz der nachhaltigen Erfolge, welche die meisten Novitäten an dieser Bühne in den letzten Jahren hatten, doch zu den großen Seltenheiten gehört. Wie „Der polnische Jude", mit welchem sie vor Jahren im Théâtre Cluny ihren ersten Versuch als Bühnenschriftsteller machten, wie „Freund Fritz", welcher ihnen die geheiligten Pforten der Comédie eröffnete, haben die Autoren auch „Les Rantzau" einem ihrer Romane, „Les deux frères", bei welchem ihnen manchmal Kotzebue's „Die beiden Brüder" vorgeschwebt haben mag, entnommen. Das Stück spielt um 1826 im Elsaß nicht weit von Saarbrücken. Der erste Akt führt uns in die bescheidene Behausung des Dorfschullehrers, Gemeindeschreibers und Kantors, des alten Florence, der uns mit der Vorgeschichte des Stückes bekannt macht. Die Rantzau's sind ein altes Geschlecht reicher Bauern, welche, seit Jahrhunderten im Lande ansäßig, stets in Frieden und Eintracht gelebt haben, bis vor dreißig Jahren ein in jeder Beziehung ungerechtes Testament Haß und Zwietracht in die Familie getragen hat. Der Vater der Brüder Jean und Jacques Rantzau, der alte Antoine, hat nämlich, als er starb, seinem Sohne Jean, dem, der zu Allem, was er that, Ja und Amen sagte, den weit größeren Theil des Vermögens hinterlassen und Jacques auf den Pflichttheil beschränkt, was dieser, der bisher mit seinem Bruder im besten Einvernehmen lebte, ruhig annahm. Seit der Zeit verfolgen sich die Brüder unaufhörlich und der Haß ist von ihnen auf ihre bereits verstorbenen Frauen und auf ihre Kinder übergegangen, die sich, wie der Magister ja aus ihren eigenen Aussprüchen weiß, bis zum Tode hassen. Die folgenden Szenen zeigen dieß ja auch deutlich. Jacques Rantzau kommt mit seinem Sohne Georges, den alten Florence, der diesen erzogen hat, zu seinem Namensfeste zu beglückwünschen. Er ist außer sich vor Wuth über seinen Bruder, der ihn vor Kurzem dadurch, daß er ihn während der Versteigerung mit der Meldung, in der Dorfkirche sei ein Diebstahl geschehen, aus dem Gerichtszimmer rufen ließ, wohl wissend, daß er als Maire einem solchen Rufe folgen müsse, und dadurch verhinderte, an der Auktionirung einer der besten und schönsten Wiesen der ganzen Umgebung theilzunehmen, und dieselbe selbst um ein Nichts erstand. Georges stimmt zornig mit ein und läßt es auch an harten Worten für Louise, die aufgeblasene und eitle Tochter seines Oheims, nicht fehlen, die jetzt gar diesen verfluchten städtischen Zierbengel, den Garde-général des forêts, zu heirathen eingewilligt habe, kann aber, als die Tochter des alten Magisters die Ankunft Jean Rantzau's und Louisens meldet, sich doch nicht zum Weggehen entschließen, bevor er sie nicht wenigstens einen Moment von Weitem gesehen hat. Protzig und selbstgefällig tritt Jean Rantzau ein. Auch er beglückwünscht den alten bewährten Freund herzlich und erzählt ihm, wie sein Bruder Jacques ihn wegen des Wiesenkaufes in der albernsten Weise mit einem Prozesse bedroht, während er doch all' den Machinationen, deren er beschuldigt wird, gänzlich fremd ist. Louise, eine liebliche und bescheidene Mädchengestalt, an der nur Haß oder noch unerkannte Liebe die Fehler entdecken kann, die ihr hitzköpfiger Vetter Georges — einen echten Rantzau nennt ihn Florence — an ihr findet, unterhält sich mit der Frau und der Tochter Florencens, mit großem Interesse deren Nachrichten über Georges und dessen Befinden nach einem Sturze vom Pferde, den er kurz vorher gethan, anhörend. Mit der Einladung an die Schullehrersfamilie, den nächsten Tag zum Mittagessen zu ihnen zu kommen und ein Klavier, welches er, um Louise eine Freude zu machen und seinen Bruder Jacques, der die Musik haßt und jeden Ton in sein Haus hinüberhören wird, zu ärgern, um den Preis von tausend Franken hat aus Paris kommen lassen, entfernt sich Jean Rantzau und schließt der Akt.

Im zweiten Akte befinden wir uns im Hause Jean's. Florence und Familie sind, um das neue Klavier zu sehen, etwas vor der Speisestunde gekommen. Florence setzt sich auf die Bitte des Hausherrn an's Piano, um ein wenig zu musiziren, spielt und singt, da ihm alle weltliche Musik fremd ist, das Kyrie eleison, welches er zu seiner eigenen Hochzeit komponirt hat, und wird von seiner Frau, seiner Tochter und Jean Rantzau zum Quartette ergänzt. Diese Szene ist, ohne selbst für den Allerfrömmsten irgendwie anstößig zu sein, von einer überwältigenden Komik, doch fürchte ich sehr, daß sie bei der Aufführung im Wiener Stadttheater, welches das Stück bereits vor einem Jahre gekauft hat, dennoch wird von der Censurbehörde gestrichen werden. Der inzwischen eingetroffene Garde-général Lebel, den Jean ebenfalls zu Tische geladen, findet die Kirchenmusik langweilig und veraltet und beginnt seinerseits eine Romanze zu singen, kann aber damit nicht zu Ende kommen, weil Jacques in der gegenüberliegenden Scheune, als kaum einige Takte ertönt haben, anfängt, mit Wucht dreschen zu lassen. Während die Frauen mit Lebel nun eine Promenade im Garten machen, hält Jean Florence zurück, theilt ihm mit, daß er, da, wenn er einmal sterbe, Louise eines Mannes bedarf, der sie gegen die Anfeindungen ihres Oheims und ihres Vetters zu schützen die Energie und den Einfluß habe, dem Garde-général, der alle wünschenswerthen Eigenschaften vereinige, ihre Hand zugesagt habe, und bittet ihn, da er selbst zu jähzornig sei und durch den geringsten Widerspruch, wie er ja von einer solchen jungen Person, die Romane und ähnliches dummes Zeug lese, nicht unmöglich sei, in zu großen Zorn versetzt würde, Louisen seinen Entschluß mitzutheilen. Widerwillig unterzieht sich Florence dieser heiklen Mission. Er findet bei Louisen ruhige, aber energische Ablehnung. Sie liebe den Garde-général nicht und werde eher in's Kloster gehen, als den ungeliebten Mann heirathen, erklärt sie dem armen Florence, der es nur zitternd und zagend, voll köstlicher Aengstlichkeit, wagt, dem zornmüthigen Jean die Antwort Louisens mitzutheilen, dann aber, als dieser mit Donnerstimme Louise herbeigerufen hat, dennoch den Muth findet, dem bedrängten Kinde zu Hülfe zu eilen und dem Außersichgerathenen so derbe das Unsinnige seines Verlangens vorzuhalten, daß dieser die Geduld verliert und ihn mit ein paar derben Stößen zur Thüre hinausbefördert. Mit seiner Tochter allein, sagt ihr Jean auf den Kopf zu, er wisse, warum sie den Garde-général nicht heirathen wolle: sie liebe Georges, ihren Vetter. Als ihre geheimsten Gefühle aufgedeckt und ihre innersten Gedanken ausgesprochen werden, erschrickt Louise tief; doch auch sie ist eine Rantzau, und ehrerbietig, wie es dem Vater gegenüber sich geziemt, aber energisch und entschlossen hält sie ihre Weigerung aufrecht. Da verliert ihr Vater alle Mäßigung. Mit einem Wuthschrei stürzt er sich auf seine Tochter, schleudert sie mit einem mächtigen Rucke zu Boden und eilt dann, über das, was er gethan, selbst erschrocken, mit dem Rufe: „Fort von hier, denn ich würde sie tödten!" aus dem Zimmer.

Der dritte Akt spielt nach Sonnenuntergang am Marktplatze des Dörfchens, wo zur rechten Hand die Mairie und das Haus Jacques', zur linken jenes Jean's liegen. Florence erwartet Jacques Rantzau, der ihn hat zur Mairie holen lassen. Dieser zeigt ihm ein Schreiben Jean's, in welchem er zur Bekanntmachung des Aufgebotes Louisens mit Lebel aufgefordert wird, und erzählt ihm, daß, nicht genug damit, Georges, als er von diesem Briefe erfahren, ihm rundweg erklärt habe, er liebe Louise, wisse, wenn sie sich's auch nie gesagt hätten, daß sie seine Liebe erwiedere, er wolle und werde sie heirathen, was auch immer geschehen möge. Zwischen ihm und Georges, der in diesem Momente dazukommt, spielt sich nun eine Szene des heftigsten moralischen Kampfes ab, die sich der Schlußszene des zweiten Aktes in ihrer Art würdig anschließt. Mächtig platzen die Charaktere aufeinander und als Jacques Rantzau in sein Haus zurückkehrt, ist er auch mit seinem Sohne verfeindet. Georges bleibt mit Florence allein und erzählt dem alten Manne mit tiefsinnigen und poetischen Worten, wie sein Haß sich in Liebe verwandelt habe und wie er doch hoffe, seinen Vater und seinen Oheim umzustimmen und den alten Hader zu schlichten. Während darauf Florence auf die Mairie geht, um, wie er es ja muß, das Aufgebot Louisens zu schreiben, sucht Georges mit dem vorbeikommenden Garde-général Händel, fordert ihn und gibt sich für den nächsten Morgen Rendezvous mit ihm. Der zurückkehrende Magister findet nur seine Frau und seine Tochter, welche, von Jean kommend, erzählen, daß Louise, die in Folge der letzten Ereignisse krank geworden ist, jedwede Nahrung zurückweise und daß die Aerzte unter diesen Umständen für ihr Leben die ernstesten Besorgnisse hegen. Die mit Jean aus dem Hause tretenden Aerzte bestätigen dieß. Da versucht es Florence zum zweiten Male, das Herz Jean Rantzau's zu rühren, und fordert ihn in warmen Worten auf, endlich vom Hasse gegen seinen Bruder abzustehen und seinem Kinde das Leben zu erhalten. Er hat dießmal mehr Erfolg. Es ist völlig dunkel geworden, das Angelusläuten erschallt, da rafft sich der alleingebliebene Jean auf, und getrieben von einem schwergefaßten, aber nunmehr unwandelbar feststehenden Entschluß schreitet er auf das Haus seines Bruders zu und schlägt, Einlaß begehrend, mit dem alterthümlichen Klopfer gegen die Thüre. Das Licht am Fenster von Jacques' Zimmer verschwindet, wenige Sekunden darauf sieht man das auf den Hausflur gehende Seitenfenster des Erdgeschosses sich erhellen und dann Jacques selbst, kommend, um zu sehen, wer denn da sei. Das volle Licht fällt auf Jean. „Du!" ruft sein Bruder, „was willst Du von mir?" — „Louise liebt Georges, und ich komme, Dich zu bitten, sie zu vereinigen." — „Nie und nimmermehr!" — „Louise wird aber darüber sterben." — „Was thut das mir?" — „Ließest Du Georges sterben?" — Pause. — „Tritt ein!" sagt endlich Jacques, gerührt von der Erinnerung an das Leid des eigenen innig geliebten Sohnes.

Der vierte Akt führt uns in das Haus Jean's, in jenes Zimmer zurück, welches die Mutter der feindlichen Brüder zu ihren Lebzeiten bewohnt hat. Florence hat darin die Nacht durchgearbeitet, um den Ausgleichskontrakt der beiden Brüder, der gleichzeitig der Ehekontrakt ihrer Kinder sein soll, fertig zu bringen, denn Jacques hat sich erweichen lassen. Louise, der die Freudenbotschaft von der Verständigung ihres Vaters mit ihrem Oheim neue Kräfte gegeben, läßt sich von Florence die ganzen Ereignisse nochmals bestätigen und erzählt ihm dann auch ihrerseits, wie sie dazu gekommen, Georges zu lieben. Noch während sie spricht, kommt des Magisters Tochter mit der Meldung hereingestürzt, Georges, den man auf einem Pachthofe vermuthete, weil er die Nacht über nicht nach Hause gekommen war, und von dort zur Unterschrift des Kontraktes hatte holen wollen, schlage sich mit dem Garde-général, wird aber, noch ehe Louise Zeit finden kann, ohnmächtig zu werden, von ihm selbst mit der Nachricht eingeholt, daß er Lebel mit einem tüchtigen Degenstiche nach Hause geschickt habe. Die folgende Liebesszene, die einzige im ganzen Stücke, wird durch das Eintreten der beiden Brüder, die sich der Form, aber nicht dem Wesen nach versöhnen wollen, unterbrochen. Die Verlesung des Kontraktes beginnt. Jean erklärt sich darin bereit, das Vermögen, welches er vor Jahren ungerechterweise erhalten habe, sammt Zinsen, im Ganzen 120,480 Franken 40 Centimes, zurückzuerstatten; beide Brüder geben ihre Einwilligung zur Verbindung ihrer Kinder; Jean gibt seiner Tochter das elterliche Haus, welches er vor Jahren ungerechterweise erhalten habe, als Mitgift, und die Wiese, um welche sich der letzte Streit der Brüder gedreht, geht um den Kostenpreis in den Besitz Jacques' über und wird von nun an le pré de Malgré-Jean — auf Deutsch etwa die Trutz-Johanns-Wiese — heißen. Jacques unterschreibt diesen Pakt triumphirend, während Jean mit der Miene eines Menschen, dem nun Alles gleichgültig ist, seinen Namen darunter setzt. Als Louise unterschreiben soll, fährt aber Georges dazwischen. Er verbiete ihr, diesen höllischen Pakt, der nur zu neuem Hasse führen könne, zu unterschreiben, ruft er, Alles in dem Kontrakte sei gerecht, aber seinen Oheim aus dem eigenen Hause vertreiben, das wolle er nicht, und Malgré-Jean dürfe die Wiese auch nicht heißen, das hätte die Frau da droben (auf das Porträt seiner Großmutter deutend) gewiß nicht zugegeben. Bei der Erwähnung der innig geliebten Mutter wird Jacques weich, ein Blick auf den tief ergriffenen Jean und er schließt, nachdem er den Kontrakt zerrissen, von Herzen vergebend und vergessend den Bruder in die Arme.

Der Erfolg des Stückes war, wie schon erwähnt, ein immenser und gewiß auch ein wohlverdienter. Die Lebenswahrheit der ganzen Handlung, die durchaus natürliche und nirgends forcirte Entwicklung derselben und die richtige Charakterzeichnung haben, unterstützt von der klaren Exposition und den vielen theatralisch wirksamen Szenen, die ob ihrer Bühnenwirkung aber die Poesie nicht verloren haben, dazu geführt und abermals den Beweis erbringen helfen, daß ein Stück, um zu gefallen, durchaus nicht in der Haute-Demimonde seine Helden zu suchen brauche. Zwei Vorwürfe aber können den Verfassern nicht erspart werden. Was sollen denn in dem Stücke die vielen überflüssigen Vorgänge, welche, weil nur angedeutet, den Gang der Handlung nicht stören, aber doch die Aufmerksamkeit des Zuhörers ablenken und irreführen? Warum nimmt Frau Florence, die in allen folgenden Akten eine herzensgute und kreuzbrave Frau ist, im ersten Akte den Anlauf, eine Xanthippe zu sein? Warum wird über das Plakatiren von Louisens Aufkündigung so viel gesprochen, wenn diese dann ohne weiteren Einfluß auf den Gang der Handlung bleibt? Warum wird Louisen überhaupt erzählt, daß sich Georges schlägt, wenn dieser in derselben Minute heil und gesund auftritt? Wozu das ganze Duell, Lebel wäre doch auch anders abzuthun gewesen? — Der andere Vorwurf ist gegen gewisse Unwahrscheinlichkeiten des Stückes gerichtet. Florence wünscht sich im ersten Akte irgend ein werthvolles wissenschaftliches Werk, seine Frau wünscht sich eine Kuh; eine halbe Stunde darauf bringen Jacques und sein Sohn das Buch, Jean und Louise die Kuh als Namenstagsgeschenke. Wie kommt es, daß der Bauernsohn den Garde-général fordert, das liegt doch sonst nicht in der Art der Bauersleute? Wie kommt es, daß Florence an dem Kontrakte, der doch sehr kurz ist, die ganze Nacht arbeitet und sich gar nicht zu Bette legen kann? All' diese Fehler sind unbedeutend, ich gebe es ja gerne zu, aber gerade bei einem so guten Stücke wie „Die Rantzau" sollten auch sie vermieden sein.

Gespielt wird meisterhaft. Der ältere Coquelin gibt die Rolle des Florence, dieses komisch ängstlichen, aber da, wo's noth thut, doch zum Handeln bereiten Biedermannes, mit einer Natürlichkeit und Wahrheit, die selbst die Leistung Got's als Jean momentan zurückdrängen, trotzdem der Doyen der Comédie auch in dieser Rolle, in der sich Bauernstolz, Habgier und Elternliebe so eigenthümlich vermischen, eine Charakterstudie ersten Ranges geschaffen hat. Die Rolle des verbitterten, aber im Grunde gutherzigen Jacques gibt Maubant, den Georges spielt Worms, der namentlich im vierten Akte viel Wärme und Gefühl zeigt, und der etwas zu passiven Gestalt der Louise leiht Fräulein Bartel ihr Talent und ihre Lieblichkeit.

Von den anderen Novitäten erwähne ich nur „Galante Aventure", komische Oper in 3 Akten von Davyl und Silvestre, Musik von Guiraud, welcher darin großes, wenn auch noch nicht ganz fertiges Talent zeigt, „Jack Tempête", ein ausnahmsweise gutes Volksstück von Pierre Elzear, und die für Paris neue Operette Suppé's „Boccaccio", welche, wie vor zwei Monaten in Brüssel, nun auch, trotz des Widerstandes einer gewissen Clique französischer Musiker, hier außerordentlich gefallen hat.

Die gesellschaftlichen Vorgänge haben reichen Stoff für ein Halbdutzend Chroniken geliefert, ich muß mich aber Raummangels halber darauf beschränken, nur die markantesten Dinge zu berühren. Zunächst war es die junge Herzogin von Chaulnes, von der ich vor einiger Zeit bereits an dieser Stelle zu sprechen Gelegenheit hatte, welche von sich reden machte. Wie man sich erinnern wird, hatte der Familienrath nach dem Ableben ihres Gatten, einem Wunsche desselben entsprechend, die Erziehung der Kinder nicht ihr, sondern ihrer Schwiegermutter übertragen. Der Prozeß über die Gültigkeit dieses Beschlusses ist im Gange; die junge Herzogin aber, welche befürchtet, daß man ihre Kinder, die sie abgöttisch liebt, von Frankreich fortschaffen und so, selbst wenn die Gerichte ihr dieselben zusprächen, die Herausgabe endlos vertrödeln würde, hat vor Kurzem den Versuch gemacht, sich durch List in den Besitz ihrer Kinder zu setzen, ein Versuch, der durch sein Mißlingen einige bekannte Persönlichkeiten arg kompromittirt hat und wohl auch für den Ausgang des Prozesses nicht ohne nachtheilige Folgen sein wird. Eine andere Dame der hohen Aristokratie, die Herzogin von Ch . . . y, hat dadurch, daß sie es unternommen hat, gewisse in England ganz gewöhnliche Gebräuche in Frankreich einzubürgern, obwohl sie durch ihren Gatten Belgierin ist, gerade in den allerletzten Tagen die Chronique scandaleuse um ein interessantes Kapitel bereichert. Der Herzog war nämlich früher als gewöhnlich von seinem Cercle nach Hause gekommen und unerwartet bei der Herzogin eingetreten, die er „en conversation criminelle", wie man hier umschreibend sagt, mit seinem Kammerdiener traf. Den nächsten Tag ist die Herzogin abgereist und der Herzog hat die Scheidungsklage eingereicht; die Gesellschaft aber beschäftigt sich in erster Linie mit der Frage, ob der Herzog, der kein Vermögen hat, die für den Fall, als eine Scheidung über Verschulden der Herzogin erfolgen sollte, im Ehekontrakt festgesetzte Konventionalstrafe von zwei Millionen Franken von seiner Frau fordern wird. Eine andere Ehe, deren Scheidung seinerzeit ungeheures Aufsehen gemacht, dürfte wieder vereinigt werden. Es ist das die des Königs Don Francisco d'Assisi und der Königin Isabella, der Mutter des regierenden Königs von Spanien. Die Sache ist seit Langem im Zuge und das Ableben des Herzogs von Banos, der faktisch an gebrochenem Herzen gestorben ist, da er sich seit dem Tode seiner Frau nicht mehr erholen konnte, worüber der König, dessen nächster und ergebenster Gesellschafter er war, sich außerordentlich grämt, scheint diese Versöhnung beschleunigen zu sollen. Einen andern Prinzen aus dem Hause der Bourbonen, den Prinzen Philipp Louis, hat man kürzlich heimtückischerweise verlobt, ohne daß er selbst auch nur einen Moment daran gedacht hätte, in den Stand der heiligen Ehe zu treten. Die erste Nachricht kam durch „Etincelle", die mondaine Berichterstatterin des „Figaro", die unter diesem Pseudonym einen altadeligen Namen birgt,

an die Oeffentlichkeit. Etincelle theilte nämlich ihren Lesern mit, daß der Prinz die Adoptivtochter des bekannten amerikanischen Millionärs Mackay heirathen werde, und knüpfte daran einige für die Familie Mackay nicht sehr schmeichelhafte Bemerkungen, welche aber durch das von ihnen stets zur Schau getragene Protzenthum der reichgewordenen Roturiers eine gewisse Berechtigung erhielten. Der Prinz erwiederte auf diese Notiz, die Etincelle übrigens bereits am nächsten Tage widerrief, nichts; Frau Mackay aber nahm dieses Schweigen, dessen Höflichkeit sie gar nicht verstand, übel, berief sich einen der Reporter des „Voltaire“ und diktirte diesem Herrn einen Artikel, in dem zunächst gesagt wurde, daß Etincelle gewünscht habe, zu ihren Soiréen geladen zu werden, und die falsche Verlobungsnachricht nur aus Rache verbreitet habe, weil ihr die verlangte Einladung — obwohl Etincelle in der besten Gesellschaft empfangen ist — verweigert wurde, und dann weiter in einer geradezu frechen Weise über den Prinzen gesprochen und unter Anderem bemerkt wurde, daß der Prinz um Fräulein Mackay nicht geworben habe, daß aber die Familie, wäre dieß geschehen, ihn abgewiesen hätte, weil man keinen vornehmen Schwiegersohn wolle! Der Prinz ließ auch dieses Geschwätz unbeantwortet, die Gesellschaft aber lacht über die Füchsin, der die Trauben zu sauer gewesen und die einen Prinzen aus dem Hause Bourbon, der außerdem kaiserlicher Prinz von Brasilien ist, nicht zum Schwiegersohne haben möchte, von ganzem Herzen. Eine Heirathsanzeige aber, die wahr ist, so unglaublich sie auch im ersten Moment erscheint, ist die der Verheirathung Sarah Bernhardt's. Die ebenso geniale als launenhafte Künstlerin hat geheirathet und das aus Liebe. Bekanntlich bereist sie seit Monaten mit einer Truppe ganz Europa, überall kalt empfangen und überall sich in wenigen Vorstellungen die Sympathieen des Publikums erzwingend. Unter den Mitgliedern ihrer Gesellschaft befand sich auch ein junger Mann, ein Grieche aus sehr guter Familie, Namens Damala, welcher aus Liebe zur Kunst Alles aufgegeben und sich mit seiner Familie überworfen hatte, um nach Paris zu gehen und sich ganz dem Theater zu widmen. Sein echtes Talent half ihm und bald hatte Mr. Daria, so nennt er sich auf dem Theaterzettel, sich einen gewissen Namen gemacht, so daß Sarah Bernhardt ihn, als sie ihre Gesellschaft zusammenstellte, mit unter diese aufnahm. Während der Reisen lernten sie sich kennen und lieben und in Neapel wurde der Beschluß zur Heirath gefaßt. In katholischen Ländern aber ist dieser Akt bekanntlich an gewisse zeitraubende Formalitäten gebunden, Sarah aber hätte, wie sie selbst sagte, niemals geheirathet, wenn sie hätte durch Wochen auf den feierlichen Moment warten müssen, und so wurde denn beschlossen, nach London zu reisen und dort zu heirathen. Telegraphisch wurde Alles angeordnet, telegraphisch wurden die Freunde in Paris und London verständigt, fast wurde telegraphisch gereist. In fünf Tagen war die Tour von Neapel nach London, die Heirath, die Rückreise von London über Paris nach Marseille, von wo die Neuvermählten sich nach Madrid begeben, vollendet und die Interviews von einem guten Hundert von Reportern überstanden. Von der Sensation, welche die Nachricht von diesem Schritte des verzogenen Lieblings der Pariser gemacht, hat man kaum eine Vorstellung; die Blätter brachten die dem „Figaro“, der die erste Nachricht davon veröffentlicht hatte, entnommenen Mittheilungen nur unter aller Reserve, und erst nachdem von allen Freunden des jungen Paares die Bestätigung kam, getraute man sich, öffentlich seine Glückwünsche darzubringen, Glückwünsche, in welche Schreiber dieses von Herzen einstimmt.

Steyermärkische Sommerfrischen und Kurorte an der Südbahn.

(Hiezu das Bild S. 601.)

Von Orten im frischen Grün, mit Waldesduft und Gebirgshöhen der schönen Steyermark wären so viele zu nennen und wäre so Vieles darzustellen, daß wir uns nur jenem Zuge hingeben können, welcher uns auf dem Hauptschienenwege immer mehr der sonnigeren Richtung, also mittelst der Südbahn Oesterreichs, leicht und bequem den an beiden Seiten derselben liegenden Sommerfrischen und Kurorten zuführt.

Da ist, wenn wir alle die Ortschaften bis an den Semmering, Baden inbegriffen, uns als Vororte Wiens, als einen zehn Meilen weit hingedehnten Park betrachten, dem kaum ein zweiter nächst einer Großstadt in der Welt gleichkommt, da ist zuerst am entgegengesetzten Ende des unerschöpflich reizvollen Semmering der Markt Mürzzuschlag. Einst war er bloß von Eisenhämmern durchdröhnt, jetzt rauscht dort der zarte Tritt feiner Frauen über den Sandweg seiner Promenaden, jetzt jauchzen die Ueberseligen und schwatzen und singen die froh Angeregten, welche an einzelnen Tagen, namentlich Sonntagen, zu Hunderten, ja selbst Tausenden und noch mehr kommen. Ein regelmäßiger Vergnügungszug führt die Massen um wahrhaft erstaunlich billigen Preis hin und zurück, sie mehren sich sogar jährlich, seitdem von diesem Thal der Mürz die Bahn nach Neuberg emporgeht, das somit zu neu zugänglichen Alpengebieten gelangen läßt. In seinem ganzen Wesen zeigt das aus der Tiefe nach den Höhen sich emporstreckende Mürzzuschlag, mit seinen uralten Gewerkhäusern und Wohnstätten neben den Neubauten den Charakter eines steyerischen Ortes. Freundliches neben Düsterem, der Natur hart Abgerungenes neben Rankenumschlängeltem und lustig Umgrüntem, der ernste Wald, die weißen Hausmäuerchen unter Holzgeländen und über Alles dahin und empor die Alpenhäupter. Die Luft ist würzig und stärkend, in neuerer Zeit ist sogar ein Kurhaus mit Mürzbädern eingerichtet, Wiener Familien, auch Grazer, schlagen hier ihre Sommerfrische auf und man eilt mit den Schnellzügen binnen drei Stunden hin und ebenso zurück.

Zunächst diesem Mittelpunkte zwischen der Reichs- und der Landeshauptstadt ist an dem Wege zu letzterer, nämlich zu Graz, Frohnleiten, ein überaus lieblich auf einem Hochplateau gelegener und einigermaßen stufenförmig sich aufbauender Markt. Er streckt sich lange hin und ist viel mehr schmal als breit. Aber er guckt so schön in die Natur hinein, er bietet sichtlich so viele Aussichtspunkte in's weite Thal, welches rings von Wäldern, sanften Höhen und himmelanstrebenden Alpen umgeben ist; daß er förmlich von ferne einladet, dahin zu kommen und von seiner überaus günstigen, schönen Lage Gebrauch zu machen. Die Grazer nehmen gerne hier Sommerfrische und sie sorgen dafür, daß dieser schlichte, hübsche Ort nicht mit Modethorheiten unleidlich gemacht werde, sondern bescheiden erquicklich bleibe, da doch die Natur immerhin das Meiste, Zuträglichste und stets neu Anziehende bieten muß.

Nach Graz zeigt Marbach seine Stadthäuser hart an der Bahn, es liegt als Vorort niedlicher, aber nicht imposanter Gegenden und ist Abzweigungsort nach den Kärnthner Seen. Dann folgt auf dem Wege zum adriatischen Meer Cilli. Es ist eine alte Stadt, hat aber anmuthende Neubauten, es ist die bedeutendste Stadt des Landes nach Graz, freilich der Abstand ist groß, so groß, daß man von ersterer bequem in die ländliche Sommerfrische hieher gehen kann. Aber das ist eben der Reiz Cilli's, welches neben und zwischen seinen Stadtbauten so viel Natur, so viele Gärten und Parkstrecken hat, daß es die Vorzüge alles Aufgezählten zugleich zu bieten vermag. Hieher kommen bereits die von der Südsonne und den kahlen Felswänden des Karst in Triest zu sehr Angeglühten und suchen Sommerfrische, hier ist auch ein Mineralbad in dem Vororte Neuhaus und dieses kommt in neuerer Zeit in stetig wachsenden Ruf. Die alte bedeutende Stätte, welche schon die Römer gegründet, von denen Denkmäler vorhanden, hat auch mittelalterliche Burgtrümmer auf den Höhen, prachtvolle Ausblicke, und bietet vorzüglich als Centrum vielfache Gelegenheit zu Ausflügen, namentlich zu den modernen südlichen Kurorten Tüffer-Römerbad.

Römerbad erklärt in seinem Namen von selbst, daß es bereits den alten Kulturvölkern als Heilstätte bekannt war, und eine reizendere Lage am Berge läßt sich kaum denken. Der Markt Tüffer gegenüber, ohnehin nach einem Brande vor vierzig Jahren neu aufgebaut, wächst jährlich sichtlich, breitet sich mit Neubauten und Parkanlagen behäbig aus, und daß sein Bad auch „Teplitz“ genannt wurde, kann nur mehr bei Wenigen eine Verwechslung mit den fast zahllosen Teplitz herbeiführen. Die Sonnenwärme wird durch den frischen, hochaufsteigenden Wald gemildert, und namentlich weht in der Berggasse, welche die steil ragenden Berge bilden, oft eine erfrischende Luft. Das Franz-Josefs-Bad hat über 30 Grad warmes Schwefelwasser, und auch kalte Bäder, wie Molkenkur können in dieser prächtigen Natur, welche zwischen Alpen und Vorbergen die Mitte hält, mit vorzüglichem Erfolge gebraucht werden. Die verhältnißmäßig kleine Strecke Tüffer-Römerbad-Steinbrück ist die schönste des Südbahnweges von Graz nach Triest. Bei Steinbrück an der Save zweigt die Bahn nach Kroatien (Agram) ab und vor Triest und ehe man den Karst erreicht, ist noch die Hauptstadt Krains, Laibach, mit ihrem den Ort überragenden Festungsschloß aus alter Zeit, gelagert, ein Ausflugsort für die nahen Badegäste und die Triester. Diese letzte Stadt hat das wunderbare blaue adriatische Meer zu ihren Füßen, und wer sich noch einen Ausflug dahin gönnen kann, wird keine Stunde bereuen, die er diesem Paradies gewidmet.

A. S.

König Milan von Serbien und seine Gemahlin.

(Hiezu die Porträts S. 593.)

Der Traum eines Großserbenreichs hat sich zwar nicht verwirklicht, aber ein Königreich Serbien auf solider Grundlage ist in den jüngsten Tagen aufgebaut worden und sein erster König hat unter der Zustimmung aller Großmächte am 11. März den Thron bestiegen. Milan I., der vierte im Fürstengeschlechte der Obrenowitsch, ist der Großneffe des alten Milosch und der Sohn des 1860 gestorbenen Fürsten Michael. Am 18. September 1854 geboren, erhielt er seine Erziehung in Paris, wurde am 2. Juli 1868, als sein Oheim im Parke von Toptschider meuchelmörderisch ermordet worden, als Fürst proklamirt und am 22. August 1872 für großjährig erklärt. Ganz in den Händen Rußlands, begann er 1876 mit Montenegro den Krieg gegen die Türkei. Des Kampfes unglücklicher Ausgang führte im nächsten Jahre zum russisch-türkischen Kriege, an welchem sich Serbien ebenfalls betheiligte und in Folge dessen es durch den Berliner Frieden die dem Sultan entrissenen Gebiete dauernd erhielt. Serbien hatte zwar größere Pläne, aber die Besetzung Bosniens, auf das seine Blicke gerichtet waren, durch Oesterreich-Ungarn machte einen Strich durch diese Pläne. Den Thatsachen Rechnung tragend, hat Serbien in der Folge mehr zu Oesterreich-Ungarn gravitirt. Die Hauptfreunde des moskowitischen Bündnisses wurden beseitigt und man kam österreichischerseits den Wünschen mehr und mehr entgegen, so daß zuletzt auch der Erhebung des Fürstenthums zum Königreich nichts mehr im Wege stand. Am 6. März proklamirte die Belgrader Nationalversammlung Milan Obrenowitsch unter großem Enthusiasmus zum ersten König von Serbien, und am 11. März leisteten die Minister dem König den Eid der Treue.

König Milan ist seit dem 17. Oktober 1875 mit Natalie, der am 14. Mai 1859 geborenen Tochter des kaiserlich russischen Obersten von Keschko vermählt. Ihre Mutter war eine Prinzessin Stourdza. Aus dieser Ehe mit der wegen ihrer Schönheit und ihres Geistes berühmten Fürstin stammt ein Sohn, der am 14. August 1876 geborene Thronfolger, Kronprinz Alexander.

Junges Eheglück.

(Hiezu das Bild S. 597.)

Die Mehrzahl der Romane und der Lustspiele schließen mit der Hochzeit der Helden und Heldinnen, als ob Alles, was dahinter läge, den Leser nichts mehr anginge — die Personen dadurch überhaupt uninteressant würden. Und doch, wie effektvoll dürfte es sein, in einem dreizehnten Kapitel des Romans, im vierten Akt des Lustspiels das glückliche Paar nach drei Jahren etwa zu zeigen. Allerdings die ersten Wochen nach der Hochzeit sind die jungen Eheleute für die Außenwelt eigentlich nicht vorhanden und auch wohl ziemlich uninteressant, weil sie in diesen Honigwochen nur sich selbst angehören und die Welt sie ruhig und ungestört ihrem jungen Glück überläßt. Aber mit dem Tage nach der Hochzeit beginnt eigentlich erst das Leben der Neuvermählten, und nun fragt es sich, wie lange der Regenbogenschimmer, auf dem sie wandeln, anhält. Die ganze Lebenszeit bleibt er nimmer, jedoch wenn nur einige helle Farben noch mit hinüber gerettet werden in „jene Tage, die uns nicht gefallen“, hat die Ehe ihr Ideal erreicht; in späten, späten Jahren der Vereinigung entsteht dann oft wieder, allerdings zu blassen Farben verklärt, jener Goldschimmer, der einst im jungen Eheglück geleuchtet. Unser Bild läßt uns jedoch das volle, ungetrübte, neue Glück schauen, — dem Paare mangelt es nicht an irdischen Gütern, es strahlt in Jugend und Schönheit, es steht am lang ersehnten Ziele, es gehört nun völlig sich selbst an, das Eine besitzt das Andere und vor ihnen liegt der endlos scheinende Rosengarten des Lebens in glühender, strahlender Blüte, im berauschenden Duft, vom hellsten, goldigsten Julilicht übergossen, und dennoch ist die junge Frau so nachdenklich, blickt der junge Gatte trotz der Zärtlichkeit so ernst — schauen Beide ganz fern hinter dem Garten den geheimnißvollen, düsteren Wald, im Dämmerlichte webend, welcher nach der Rosenflur kommt — ahnen sie, daß auch sie einst dort hineinschreiten müssen?

Im Kinder-Hospital.

Gemälde von Thomas Davidson.

(Hiezu das Bild S. 600.)

Das Kind ist in den letzten fünfzig Jahren ein bevorzugter Liebling der öffentlichen Fürsorge geworden. Sein geistiges wie sein leibliches Wohl werden auf jede erdenkliche Weise gefördert. Kleinkinderbewahranstalten oder Krippen für die ärmeren Klassen, welche den Tag über außer dem Hause arbeiten und ihre Kinder nicht selbst beaufsichtigen können, Kindergärten, welche das früheste Alter durch Spiel langsam zur geistigen Arbeit hinüberleiten sollen, und endlich die Kinderhospitäler, eine Schöpfung der neuesten Zeit, sind die drei wohlthätigen Faktoren der Kinderfürsorge, an welcher sich nicht bloß bezahlte Kräfte, sondern auch freiwillige Hände mit großer Aufopferung betheiligen. Der Maler läßt uns in dem rührenden Bilde, das wir unseren Lesern vor Augen führen, einen Blick in ein solches Krankenheim thun. Was kann es Belohnenderes geben, als der dankbare Blick aus solchem Kindesauge, belohnender als der Schmuck des Katharinenordens, den die Königin von England für Krankenpflegerinnen gestiftet, eine Stiftung, die wahrlich eine der schönsten Dekorationen ist, die es gibt.

Die Investitur des Sultans mit dem schwarzen und rothen Adlerorden.

(Hiezu das Bild S. 596.)

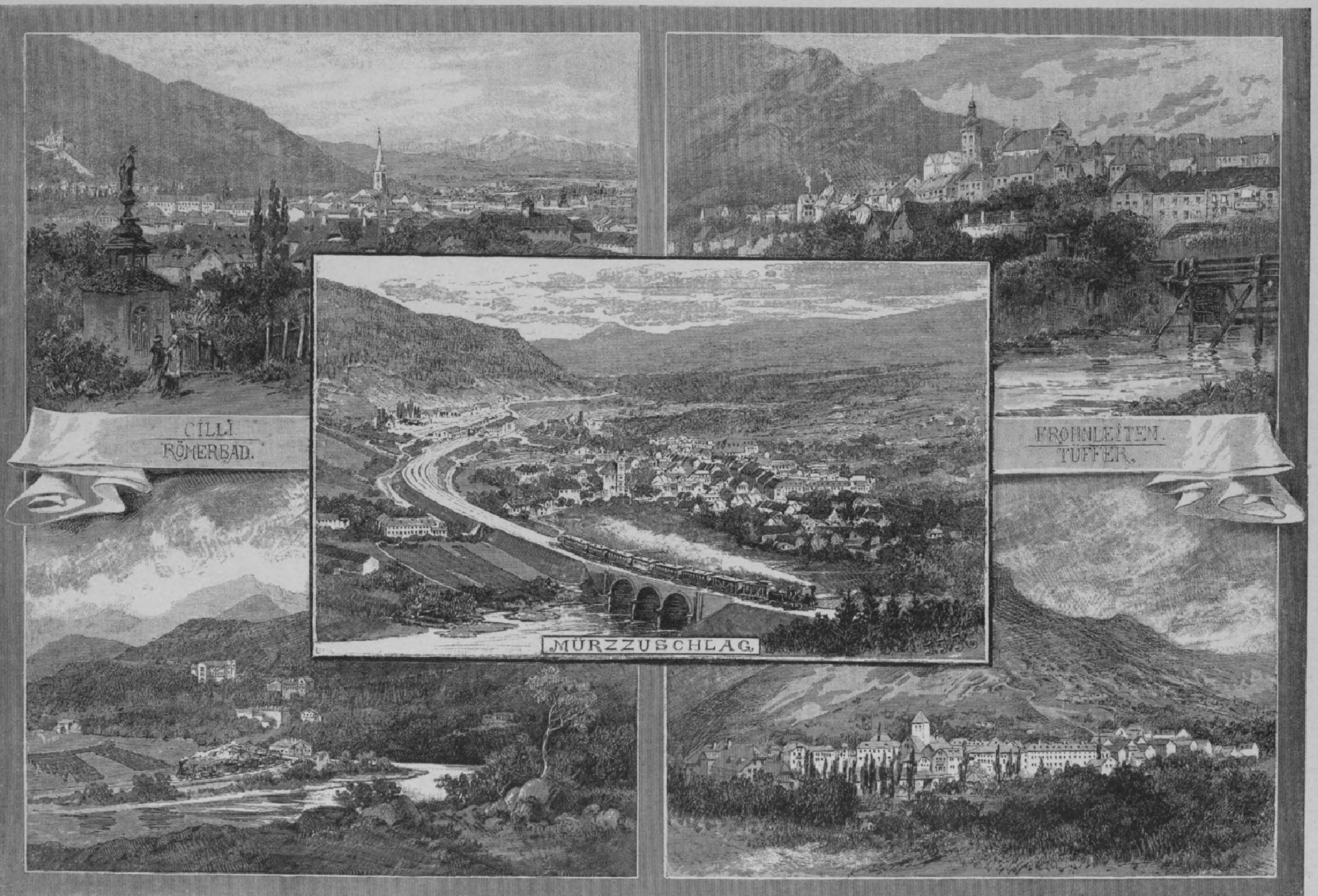
Die Stellung der Pforte zum deutschen Reiche, welche seit längerer Zeit einen intimen Charakter angenommen zu haben schien, fand ihren ersten sichtlichen Ausdruck in der Absendung einer Mission vom goldenen Horn nach der deutschen Reichshauptstadt, um Kaiser Wilhelm den von Sultan Hamid für Fürsten gestifteten Orden des Nischan Imtiaz zu überbringen. In Folge dieser Aufmerksamkeit ordnete Kaiser Wilhelm seinerseits ebenfalls eine Gesandtschaft ab, welche dem Sultan die beiden höchsten Orden Preußens zu überbringen den ehrenvollen Auftrag erhielt. Die Wahl fiel für diese Mission auf den Generaladjutanten Fürsten Radziwill, die Majore v. Below und Frhr. v. Elverfeldt, Prinz Heinrich XVIII. Reuß und Prinz Georg Radziwill. Sie gingen mit dem Lloyddampfer Ceres in Triest in See und wurden bei ihrer Ankunft in den Dardanellen von zwei Flügeladjutanten des Sultans begrüßt. In Konstantinopel selbst wurden sie im Palaste Dolmabagdsche einquartiert und mit Aufmerksamkeiten aller Art überhäuft. Am folgenden Tage schon wurde die Gesandtschaft Abends 5 Uhr zur Residenz Abdul Hamid's, dem Jilditz Kiosk, gebracht, wo sie zuerst das deutsche Botschaftspersonal und der türkische Minister des Aeußern, Assim Pascha, erwartete, und nun fand in dem großen Festsaal im ersten Stock in Gegenwart des ganzen Hofstaates die feierliche Audienz statt. Auf einem erhöhten Podium stand der Sultan mit dem Osmanjeorden. Der Gesandte des Kaisers, Fürst Radziwill, trat vor und wurde durch den Minister präsentirt, der bei der ganzen Unterredung als Dolmetscher fungirte. Fürst Radziwill überreichte dem Sultan zwei Schreiben seines kaiserlichen Herrn und zugleich die Insignien des schwarzen Adlerordens, welche Major v. Below, und die des Großkreuzes des rothen Adlerordens, welche Frhr. v. Elverfeldt trug. Das eine der Schreiben enthielt den Dank für den türkischen Orden, das andere die Verleihung der preußischen Orden. Der Sultan sprach seine Freude über diese Schreiben aus, gab der Hoffnung Ausdruck, das freundschaftliche Verhältniß zwischen beiden Staaten dauernd befestigt zu sehen, und schloß mit der liebenswürdigen Form, daß der Sultan dem deutschen Kaiser auch für die Bekanntschaft mit den Ueberbringern sich verbunden fühle.

Nachdem der Sultan sich kurze Zeit zurückgezogen, erschien er bei der sofort folgenden Galatafel bereits mit dem Adlerorden geschmückt und nahm seinen Platz zwischen dem Fürsten Radziwill und dem deutschen Geschäftsträger Legationsrath von Hirschfeld. Unten an der Tafel saßen zwei türkische Prinzen. Die Mitglieder der Gesandtschaft hatten ebenfalls die ihnen bei dieser Gelegenheit verliehenen Orden angelegt. Der Sultan war von der vollendetsten Liebenswürdigkeit gegen seine Gäste, die ihm vom Kaiser auch noch sein und seiner Gemahlin Porträt überbracht hatten.

Dem Fürsten Radziwill und seinen Begleitern wurden alle Herrlichkeiten und Sehenswürdigkeiten von Stambul gezeigt, und auch von den Großwürdenträgern beeilte sich jeder, den Gästen so viel Aufmerksamkeit als möglich zu erweisen. Von der deutschen Botschaft bei der Pforte wurden den Gesandten des Kaisers und umgekehrt von diesen jener Diners und Soireen gegeben. Kurz vor der Abreise fand nochmals eine Festtafel in Jilditz Kiosk statt und wiederholten sich von Seiten des Sultans und der Gesandtschaft warme Worte des Dankes und Versicherungen aufrichtigster Freundschaft. Nach einer Abschiedsaudienz beim Sultan trat endlich die Gesandtschaft die Rückreise an und kam gerade zum Geburtsfest des Kaisers, um ihm von dem großartigen Empfang zu berichten, der ihnen am goldenen Horn zu Theil geworden.



Im Kinder-Hospital. Nach einem Gemälde von Thomas Davidson.



Steyermärkische Sommerfrischen und Kurorte an der Südbahn. Zeichnung von J. J. Kirchner.

Um den Halbmond.

Roman

von

Gregor Samarow.

(Fortsetzung.)

Neunzehntes Kapitel.



er Starost war zur Gräfin geführt worden. Obgleich er seit langer Zeit schon freier Bauer war, so beugte er sich dennoch nach der alten Sitte tief herab, um den Saum des Kleides der Dame zu küssen. Die Gräfin empfing ihn freundlich und befahl ihm, trotz seines bescheidenen Widerspruchs, Platz auf einem Sessel zu nehmen, den er dann, ganz schüchtern das für seine Gewohnheit so gebrechliche Möbel anfassend, bis in die Nähe der Thür trug, um sich vorsichtig auf demselben niederzulassen, während seine steife Haltung doch auch wieder den freudigen Stolz zeigte, mit der vornehmen Dame auf so vertraulichem Fuß zu stehen, und zugleich auch das Bewußtsein durchleuchten ließ, daß ihm, dem Ersten, Wohlhabendsten und Angesehensten in der Gemeinde, eine solche Ehre auch wohl zustehe.

Er erzählte ziemlich umständlich und weitschweifig, ganz gegen seine sonstige Ausdrucksweise, das Vorgefallene; er mochte die vielen Worte für eine nothwendige Rücksicht gegen seine Gutsherrschaft halten, und auch wohl, der Gräfin, welche trotz ihrer hohen Stellung nach seiner Ansicht doch immer nur eine Frau war und von den öffentlichen Angelegenheiten der Gemeinde wenig verstehen konnte, die Sache so recht klar zu machen.

Die Gräfin hatte zuerst nur leichthin zugehört, sie mochte glauben, daß es sich um irgend eine jener kleinen Angelegenheiten der Dorfgemeinde handelte, über welche man ihr Bericht zu erstatten pflegte, und welche dann fast immer darauf hinausliefen, daß von der Gutsherrschaft irgend ein Beitrag oder irgend eine kleine Leistung für die Gemeinde erbeten wurde. Sie wurde aufmerksamer, als sie hörte, daß es sich um die Bildung von slavischen Komites zur Unterstützung der Aufständischen gegen die Türken handelte, sie erklärte sogleich, daß sie im Namen ihres Sohnes die Leitung des Komites von Wolotschina übernehmen wolle, und befahl, ihren Namen mit einem hohen Beitrag in die Listen einzuzeichnen, wofür der Starost, nachdem er nochmals den Saum des Kleides der Gräfin geküßt, in wohlgesetzten Worten, wenn auch etwas stockend, seinen ehrerbietigen Dank aussprach.

Die Gräfin hielt nun die Audienz für beendet und erschrak nicht wenig, als der Starost jetzt erst auf den eigentlichen Gegenstand seines Besuches kam und in der so verwickelten Angelegenheit des aufrührerischen Studenten den Rath seiner Gutsherrin erbat.

„Es thut mir leid," sagte er, „für den armen Mossej Nikolajew, der ein braver und treuer Unterthan des allerhöchsten Zaren und ein rechtgläubiger Sohn der Kirche ist; er kann nicht dafür, daß der Teufel seinen Sohn verführt hat — aber der heillose Mjatjeschnik, der gottverdammte Rebell muß bestraft werden, und wenn er auch der Sohn meines besten Freundes ist. Sie wollten ihn aufhängen in der Mitte des Dorfes, und ich glaube, daß das wohl das Beste gewesen wäre, ein warnendes Beispiel aufzustellen. Man hört ja viel in dieser Zeit von heillosem, aufrührerischem Geist, und falsches Mitleid mit den Uebelthätern ist ein Unrecht gegen die ruhigen Unterthanen, deren Frieden sie zerstören; aber mein Schreiber hat mir gesagt, daß man den Jewgenij Mossejew an die Behörde abliefern müsse, damit er verhört werde, und da habe ich ihn denn in die schwarze Isba sperren lassen und möchte gern hören, was die hochgeborene Frau Gräfin, unsere gnädige Gutsherrschaft, dazu meint.

„Am besten wäre es doch wohl," sagte er, forschend in das erregte Gesicht der Gräfin blickend, „wenn wir ihn hier selbst aufhängen ließen, wie er es verdient; für Mossej Nikolajew wäre es auch am besten so, dann ist die Sache aus und er kann nicht noch in dieselbe verwickelt und auch vielleicht noch in das Gefängniß geworfen werden, und wir," sagte er ganz ängstlich, „haben nichts zu schreiben, keine Anfragen zu beantworten und keine Berichte zu erstatten."

„Nein, nein, Michael Matfejew," sagte die Gräfin, welche trotz des Ernstes der Sache doch über die eigenthümliche Logik des Starosten und über seine, allen Bauern gemeinsame Scheu vor jeder Berührung mit den Behörden und vor weitläufigem Gerichtsverfahren lächeln mußte, — „nein, nein, das dürft Ihr nicht thun, ein Verbrechen, wie es jener verblendete junge Mensch begangen, ist zu wichtig; auch habt Ihr ja kein Recht zu strafen, am wenigsten über das Leben eines Menschen zu beschließen."

Der Starost schüttelte den Kopf.

„Hat nicht jeder treue Unterthan," sagte er, „das Recht, einen Aufwiegler und Rebellen niederzuschlagen, wie der Soldat den Feind des Vaterlandes, wie der Christ den Bassurmanen?"

„Wartet," sagte die Gräfin, ohne auf diese juristische Frage einzugehen, — „der Fürst Nikascha wird Euch noch bessern Rath geben als ich, er hat seinen Sekretär bei sich, der gewohnt ist, mit den Behörden zu verkehren, er wird Euch sagen, was Ihr zu thun habt, um nach dem Gesetz und nach dem Willen des Zaren zu handeln."

„Ja, ja," sagte der Starost mit gutmüthiger Naivität, „das haben wir uns auch gedacht und darum bin ich gekommen."

Die Gräfin befahl lächelnd dem auf den Ton ihrer Glocke herbeieilenden Lakaien, den Fürsten um seinen Besuch zu bitten und zugleich Herrn Sacharin herbeizurufen.

Bald erschienen Beide.

Der Fürst Nikascha küßte der Gräfin ehrerbietig die Hand und klopfte treuherzig den Starosten auf die Schulter, während Herr Sacharin ernst, ruhig und unterwürfig, wie immer, in der Nähe der Thür stehen blieb. Der Fürst brauste hoch auf, als er den Bericht des Starosten hörte, seine Lebensanschauungen wurzelten ja auf demselben Grunde wie diejenigen des Bauern, und so war er denn auch ganz der Meinung, daß der Aufrührer ohne weitere Umstände aufgehängt werden solle, damit das ganze Dorf und alle etwa die Straße ziehenden Reisenden deutlich sehen möchten, wie man im alten, heiligen Rußland die Feinde des Zaren und die Verächter der Kirche behandelt; aber Herr Sacharin setzte ihm ruhig und bescheiden, jedoch klar und bestimmt auseinander, daß ein solches summarisches Verfahren ganz unmöglich sei, und man vor allen Dingen den Behörden jede Möglichkeit geben müsse, die Fäden zu verfolgen, welche vielleicht zur Entdeckung einer hochgefährlichen Verschwörung führen könnten.

Der Fürst war gewohnt, in allen Stücken den Rathschlägen seines Sekretärs zu folgen, bei denen er sich stets wohl befunden hatte.

„Nun," rief er unwillig, „so mag es denn sein, schickt ihn fort nach der Kreisstadt — für ihn wird's auch kein Glück sein, hier wäre er mit einmal abgethan und hätte noch als abschreckendes Beispiel Nutzen gestiftet, dort werden sie ihn auf langsamem Feuer rösten durch ihre Verhöre und Prozeduren, und Niemand wird einen Nutzen davon haben, wenn sie nicht vielleicht gar in ihrer Dummheit ihn noch entwischen lassen."

Der Starost blickte unmuthig zur Erde, Herr Sacharin aber sagte:

„Es wird vor allen Dingen darauf ankommen, einen ausführlichen Bericht an die Behörde zu machen über Alles, was hier vorgegangen, und zugleich in einem ersten Verhör so viel als möglich aus dem jungen Menschen herauszulocken."

„Ja, ja, das ist's ja eben," murrte der Starost, indem er sich bedenklich den Kopf kratzte, — „das Verhör — das Protokoll, das ist eine heillose Geschichte, und hat man erst einmal geschrieben, so hört es nie wieder auf."

„Wenn der gnädige Herr es erlauben," sagte Sacharin, „so werde ich selbst hingehen, das Verhör abhalten und den Bericht an die Behörde aufsetzen; ich werde Alles so gründlich und ausführlich machen, daß keine weitere Nachfrage von der Behörde hieherkommen soll."

„Ja, ja," rief der Starost lebhaft, „so soll es sein, gnädiger Herr. Es ist ein großes Glück, daß Alles sich so fügt, ich hätte selbst ein halbes Jahr lang mit dieser unseligen Sache keine Ruhe gehabt."

„Thue das also, Paul Andrejewitsch," sagte der Fürst, „und Du, Michael Matfejew, sollst nichts weiter zu thun haben, als dafür zu sorgen, daß der Gefangene gut bewacht wird; morgen soll der Verbrecher dann nach der Kreisstadt geschickt werden, und Paul Andrejewitsch soll von den Leuten, die ich mitgebracht, die kräftigsten und zuverlässigsten aussuchen, die mit den Bauern zusammen ihn sicher geleiten sollen. Geh' jetzt, geh'," sagte er, indem er freundlich dem Starosten auf die Schulter klopfte und dessen grauen Bart streichelte, — „geh', ich mag von dieser bösen und nichtswürdigen Sache nichts mehr hören — ehe ich fortreise, komme ich noch hinab in's Dorf, um Abschied von euch Allen zu nehmen, und ich werde auch meine verehrte Cousine bitten, den Wachen einen guten Schluck Wachholderbranntwein hinabzuschicken, damit sie sich munter halten."

Der Sarost küßte den Rock des Fürsten und das Kleid der Gräfin und ging, die hohen Herrschaften dem Schutze Gottes und aller Heiligen empfehlend, nach dem Dorfe zurück, ganz erleichtert durch den Gedanken, daß ihm die Last der Schreiberei bei diesem bedenklichen Fall abgenommen war.

„Das gnädige Fräulein hat mich rufen lassen," sagte Sacharin, „und mir befohlen, den gnädigen Herrn zu bitten, daß der Musiklehrer fortgeschickt werde; sie habe ihn entlassen, weil das Singen sie zu sehr anstrenge, ihr Hals schmerze sie, und da sie nicht wisse, wann sie wieder die Uebungen beginnen könne, so wolle sie den Lehrer, welcher in Petersburg Verpflichtungen zu anderem Unterricht habe, nicht unnütz hier festhalten."

„Was?" rief der Fürst, — „den Musiklehrer fortschicken, bei dem sie so gute Fortschritte gemacht, den ich für immer für sie in meine Dienste nehmen wollte? Das ist Thorheit — das darf nicht sein, wie soll denn ihr Hals so plötzlich krank geworden sein? Sie soll weiter singen — ich will es, man soll sie bewundern, sie soll mir Ehre machen."

Sacharin zuckte die Achseln.

„Das gnädige Fräulein hat mir sehr bestimmt ihren Willen erklärt, ich glaube kaum, daß sie sich bestimmen lassen wird, den Unterricht fortzusetzen — und wenn sie leidend ist, so dürfte doch jedenfalls nöthig sein, zunächst einen Arzt zu fragen."

Die Gräfin hatte bei der Mittheilung des Sekretärs aufmerksam aufgehorcht und war dann einen Augenblick in sinnendes Nachdenken versunken.

„Wir dürfen sie nicht zwingen," sagte sie, „und wenn sie wirklich leidend ist, so setzen wir sie durch zu starke Anstrengung der Gefahr aus, ihre Stimme ganz zu verlieren; thun Sie, was sie verlangt, und verlassen Sie sich auf mich, ich verspreche Ihnen, aus Marpha eine Dame zu machen, die ihren Platz in der Welt vollkommen ausfüllen soll."

„Nun, darauf verstehe ich mich freilich nicht," sagte der Fürst, indem er der Gräfin die Hand küßte, „und wenn Sie es meinen, so soll es geschehen — obgleich es schade ist, wirklich schade; Seine Majestät der Kaiser selbst hätte sich freuen müssen, wenn er sie gehört hätte, wie sie das Lied vom Dreigespann sang."

„Sie wird ihren Unterricht wieder aufnehmen," beruhigte ihn die Gräfin, „und dann um so schnellere Fortschritte machen, — wenn sie jetzt einen Widerwillen dagegen hat, würde sie doch nichts lernen."

„So geh', Paul Andrejewitsch," sagte der Fürst Nikascha, „schicke den Klavierspieler fort — aber er muß zufrieden sein, hörst Du wohl; ich hatte ihm versprochen, ihn zu behalten, er darf sich nicht beklagen und soll sich bereit halten, sogleich wieder anzufangen, wenn diese Laune meiner Tochter vorüber sein wird."

„Der gnädige Herr weiß," sagte Sacharin, „daß ich es mir stets zur Aufgabe mache, in seinem großmüthigen Sinne zu handeln."

Er verbeugte sich und ging hinaus. Der Fürst aber blieb bei der Gräfin sitzen und plauderte in seiner lebhaften, hin und her springenden Weise weiter, bald den bösen Geist der Neuerung und Rebellion verwünschend, welcher auch in das russische Volk Eingang finde, bald wieder glänzende Zukunftspläne für Marpha und Wladimir aufbauend, die Gräfin mit den heiligsten Schwüren versichernd, daß er ihren Sohn wie sein eigenes Kind liebe und in dem Glück der beiden jungen Leute noch einmal wieder jung werde.

Der Abend begann herabzusinken, dichter hüllten sich die Bauern, welche vor der schwarzen Isba Wache standen, in ihre Pelze. Aus dem Innern des Gefängnisses heraus klang das Jammern des Studenten, und von Zeit zu Zeit schlugen die Wächter mit heftigen Verwünschungen an die Thür, um ihn zur Ruhe zu ermahnen; am zornigsten war Stephan Sacharjew, bei welchem sich der Unwillen über den Aufrührer gegen Kaiser und Kirche mit dem Grimm gegen den Sohn des Mannes vermischte, der ihm durch die Macht seines Reichthums das Glück seiner Liebe raubte. Immer dichter wurden die Schatten; in der Dunkelheit kam vom Dorfe her eine gebückte, schwankende Gestalt zur Isba hergeschritten; die wachenden Bauern faßten die starken, eisenbeschlagenen Knüttel, mit denen sie sich bewaffnet hatten, fester — aber als die Gestalt näher kam, erkannten sie Mossej Nikolajew, der scheu und ängstlich umherblickte und von dessen Gesicht das Bewußtsein des Ansehens und Einflusses, welches ihm sein Besitz gab, völlig verschwunden war. Er näherte sich den drei jungen Leuten, faßte ihre Hände und zog sie zu sich heran.

Mit finsterer Genugthuung sah Stephan Sacharjew auf den gebrochenen Mann.

„Hört, Freunde," sagte Mossej Nikolajew, „ihr seid noch jung, eure Herzen sind noch nicht verhärtet wie die des Starosten, des Vaters Christophor und der alten Bauern, die kein Mitleid kennen; ihr könnt es begreifen, daß ein junger Mensch, wie mein Sohn, sich verirrt und auf falsche Wege geleitet wird von den bösen Menschen dort in Piter, wohin ich ihn gesendet habe, um sich auszubilden zum heiligen Priesteramt, wo er nun das Gift fremder Irrlehren eingesogen hat. Hört mich an — ich bin reich, reicher noch als man glaubt, ich habe Goldstücke gesammelt und aufbewahrt in meiner Truhe — hört," fuhr er fort, indem er seine Taschen schüttelte, daß der helle Klang gemünzten Goldes daraus hervortönte, — „hört, daß es wahr ist, ich habe da so viel bei mir, daß man Höfe und reiche Aecker damit bezahlen kann, und das Alles soll euer sein, ich will euch geben, daß ihr genug habt für euer ganzes Leben, habt Erbarmen und helft mich befreien von der Schande, daß mein Sohn wegen Hochverraths und Lästerung gegen den Kaiser und die heilige Kirche verurtheilt werde — laßt ihn fliehen und in die Welt hinausziehen. Er wird sich bessern, er wird zurückkommen von den bösen Wegen, auf welche gottverdammte Ketzer ihn geführt, und der Himmel selbst, ihr wißt es ja, freut sich mehr über die Bekehrung eines Sünders, als über seine grausame Bestrafung. — Laßt ihn frei und nehmt mein Gold."

Er zog eine Handvoll Goldstücke aus seiner Tasche und hielt das im Dämmerschein des Abends schimmernde Metall den jungen Leuten hin.

„Geh', geh'," sagte Einer von ihnen, dessen Augen sich beim Anblick eines so großen, nie gesehenen Reichthums belebten, — „geh' und führe uns nicht in Versuchung! Was würde uns Dein Gold nützen, wenn sie uns statt des Gefangenen straften!"

„Das wird nicht geschehen," rief Mossej eifrig; „was kann man euch anhaben, — ihr werdet die Augen schließen, ihr werdet schlafen — seid ihr nicht schwache Menschen,

junge Menschen. über welche der Schlaf Gewalt hat — seid ihr Najonstschiks, bezahlte Diener der Polizei? Wacht ihr nicht aus gutem Willen, und kann man euch strafen, wenn die Müdigkeit euch überwältigt?“

Der junge Bauer zögerte mit der Antwort und blickte fragend auf seine Gefährten — aber Stephan Sacharjew stieß mit blitzenden Augen höhnisch lachend den Alten zurück.

„Geh’,“ rief er rauh und heftig, — „trage Dein Sündengeld nach Hause; ich bin kein Spion und ich habe selbst mit Dir Mitleid, wenn das Herz des Vaters sich in Deiner Brust regt, sonst müßte ich Dich anzeigen wegen Deines frevelhaften Beginnens; aber ich werde es dennoch thun, bei Gott, wenn Du noch einen Augenblick länger hier bleibst, wenn Du noch ein Wort sprichst, um uns zu Verräthern zu machen an unserer Pflicht gegen den allerhöchsten Zaren, den Gott segnen möge.“

„Ja, geh’, geh’,“ riefen die anderen Bauern, „wir wollen Dich nicht anhören, man muß das Ohr verschließen gegen die Stimme der Versuchung, damit sie nicht zum Herzen dringe.“

Aus dem Innern des Gefängnisses drang ein lauter Jammerruf hervor, dem eine wilde Verwünschung folgte.

Mossej Nikolajew stöhnte schmerzvoll.

„Stephan,“ sagte er, „ich habe Dir Trauer bereitet, Du liebst Eva Michaelowna, welche ihr Vater mir bestimmt hat — höre mich, ich trete sie Dir ab, ich will selbst bei Michael Matfejew für Dich um sie werben, ich will Dir das Weib Deiner Liebe geben, gib mir meinen Sohn, laß ihn entfliehen, damit er von Schande und langer Qual gerettet werde, damit Gott Zeit findet, ihn zu sich zurückzuführen.“

Eine Wolke zog über Stephan Sacharjew’s Augen; er drückte die Hand auf die Stirn, um die Gedanken zu beherrschen, die wild durch seinen Kopf wogten — dann aber stieß er rauh und heftig die Hand zurück, welche Mossej Nikolajew auf seinen Arm gelegt hatte.

„Geh’,“ rief er, — „geh’, kein Wort weiter! Ich würde mein Leben hingeben, um Eva Michaelowna zu gewinnen, aber niemals werde ich sie kaufen durch nichtswürdigen Verrath; meine und ihre Seele würden dem Teufel verfallen, wenn ich sie erwerben würde um solchen Preis, und wenn ich auf Dich hörte, würdest Du mir diesen Preis nicht vielleicht selbst verweigern, nachdem Dein Sohn in Sicherheit wäre — wer Andere zum Verrath verlocken will, wird auch selbst den Verrath nicht scheuen.“

„Höre mich, Stephan Sacharjew, ich schwöre Dir —“

„Schweig’!“ rief Stephan heftig, — „wir dürfen nicht länger solche Worte anhören,“ fuhr er zu den beiden Anderen gewendet fort, „nehmt ihn in eure Mitte, ich befehle es euch im Namen des Zaren, im Namen der heiligen Kirche, führt ihn nach seinem Hause zurück, und bei Gott, wenn er sich noch einmal hier sehen läßt, so werde ich ihn selbst zum Starosten schleppen, oder auf das Schloß der Gräfin, damit er die Strafe für sein schmähliches Beginnen empfange.“

„O, laßt mich,“ flehte Mossej, „laßt mich wenigstens ein Wort mit meinem Sohn sprechen!“

„Führt ihn fort,“ rief Stephan, „zu seiner eigenen Rettung; der Teufel ist mächtig in der Welt und könnte unsern Sinn bethören und unser Herz berücken, daß wir dennoch von seinen Worten verführt würden.“

Die Bauern gehorchten seinen gebieterischen Worten, vielleicht mochten sie sich selbst vor ihrer eigenen Schwachheit fürchten; sie faßten Mossej Nikolajew bei den Armen und zogen den Sträubenden, immer noch Bittenden und Beschwörenden nach dem Dorfe fort.

Stephan blieb allein vor der Isba und lehnte sich schwer athmend gegen die Thürpfosten.

„Ich habe Dich verloren,“ sagte er dumpf, „meine Eva Michaelowna — aber ich habe das Heil meiner Seele gerettet. Gott ist allmächtig, und wenn er es will, wird er uns dennoch zusammenführen, — vielleicht habe ich es dadurch verdient, daß ich seinen Geboten gehorsam war.“

Er faltete die Hände und blickte fragend und sinnend zu dem allmälig sich erleuchtenden Sternenhimmel auf, dessen Räthsel den Weisen und Mächtigen ebenso unlösbar verschlossen bleiben, als den Niedrigen und Einfältigen.

Rasche Schritte näherten sich auf dem Wege vom Schlosse her, — lauschend fuhr der junge Mensch empor, im nächsten Augenblick trat Blagonow, der, im Begriff auf dem Wege vorüber zu eilen, die menschliche Gestalt vor dem Blockhause bemerkt hatte, zu ihm heran.

„Guten Abend, Freund,“ sagte der Musiklehrer mit unruhig bewegter Stimme, „Ihr seid der Erste, dem ich hier im Dorfe begegne, vielleicht könnt Ihr meinen Wunsch erfüllen, es soll Euer Schade nicht sein.“

Stephan, welcher mißtrauisch seinen Stock erhoben hatte, erkannte den Gast des Schlosses, den er häufig in einem herrschaftlichen Wagen hatte vorüberfahren sehen.

„Und was wünscht Ihr, Herr?“ fragte er, ehrerbietig grüßend.

„Einen Wagen,“ sagte Blagonow hastig, — „diese Nacht noch, — sogleich, der mich nach der nächsten Stadt fährt. Mag er schlecht und unbequem sein, das ist gleichgültig, ich zahle jeden Preis.“

Wieder blickte Stephan mißtrauisch auf den städtisch gekleideten Fremden, den er für einen vornehmen Herrn gehalten hatte.

„Einen Wagen — diese Nacht?“ fragte er, — „wenn Ihr fort wollt, so hat ja die gnädigste Gräfin Gespanne genug, um Euch nach der Stadt bringen zu lassen.“

„Ich habe böse Nachrichten erhalten,“ sagte Blagonow mit leichter Verlegenheit, — „ich muß fort, die Gräfin würde mich vielleicht zurückhalten wollen, sie würde sich beunruhigen, — ich will in aller Stille abreisen, schafft mir einen Wagen, ich sage Euch nochmals, es soll Euer Schade nicht sein.“

„Was geht es mich an,“ sprach Stephan vor sich hin, „mir kann es gleich sein, was die großen Herrschaften treiben, und ich gewinne da vielleicht so viel, als ich bedarf, um zu thun, was mir allein noch zu thun bleibt.

„Ich habe wohl ein kleines Pferd, Herr,“ sagte er, „und einen Karren, Ihr sollt es haben, wenn Ihr es mir abkaufen wollt; Ihr könnt dann damit thun, was Ihr wollt, denn ich bedarf es nicht mehr, — es ist ein gutes Thier, und es soll mich freuen, wenn es in gute Hände kommt.“

Der Ton, in dem er die letzten Worte gesprochen, war so schmerzvoll traurig, daß Blagonow betroffen sagte:

„Ihr bedürft Eures Pferdes nicht mehr? — Und warum nicht, — was habt Ihr vor, was bewegt Euch? Ich will Euer Pferd nicht behalten, Ihr sollt mich nur zur nächsten Stadt fahren und dafür guten Lohn erhalten.“

„Nehmt es immerhin, Herr, — nehmt es,“ sagte Stephan, „und wenn Ihr könnt und es nicht mehr bedürft, so seht, daß es einen guten Herrn bekommt. — Ich möchte etwas Geld haben für eine weite Reise, und Euer Schade wird es nicht sein; was Ihr mir gebt, werdet Ihr überall für das Thier wieder erhalten.“

Trotz seiner tiefen Bewegung empfand Blagonow eine innige Theilnahme mit dem Schmerz des jungen Menschen, den er unter anderen Umständen vielleicht weniger beachtet hätte; denn es ist ja eine Eigenthümlichkeit der menschlichen Natur, und vielleicht eine ihrer besten Seiten, daß eigenes Leid auch tieferes und innigeres Mitleid mit fremdem Kummer und fremder Sorge empfinden läßt.

„Was habt Ihr,“ sagte er, „Ihr wollt fortgehen — Euer Eigenthum aufgeben — Eure Heimat verlassen?“

Der herzliche Ton, in dem er sprach, weckte Stephan’s Vertrauen; je weniger der Mensch in sich selbst entwickelt und ausgebildet ist, um so mehr drängt es ihn zur Mittheilung seines Kummers, um so mehr fühlt er in fremder Theilnahme Trost und Stütze.

„O Herr, Herr,“ sagte er, „das ist eine traurige Geschichte, mögt Ihr nie Aehnliches erleben; doch unter den vornehmen Herrschaften kommt ja wohl so etwas nicht vor, die sind ja Alle reich, und was sich liebt, kann sich zusammenfinden.“

„Ihr liebt?“ fragte Blagonow lebhaft, indem er die Hand auf Stephan’s Schulter legte, — „Ihr liebt — und unglücklich?“

„Ich bin zu arm,“ sagte Stephan bitter, „und sie, die ich liebe, die so schön ist wie eine Blume des Frühlings, so süß und lieblich wie der Sommerwind, der durch die grünen Blätter des Waldes weht, sie soll einem andern Manne gehören, weil er mehr besitzt als ich. O, das ist hart, sehr hart, Herr, aber ich muß es tragen, wie Alles, was Gott schickt — aber mit ansehen kann ich es nicht, darum will ich fortgehen, weithin, wo unsere slavischen Brüder im Kampf stehen gegen die Heiden. Der Vater Christophor hat uns oft davon gesprochen, und der große Zar, den Gott segnen möge, hat uns aufrufen lassen zur Unterstützung der Kämpfer für den Glauben. Nun, dort will ich hingehen; wie die Anderen ihr Geld darbringen, so kann ich ja mein Blut geben für die heilige Sache, — vielleicht kann ich Beute machen und Ruhm erringen, und dennoch auch in den Augen ihres Vaters meiner Eva würdig werden. Und wenn nicht, — wenn ich falle, nun, dann will ich sie oben erwarten, wo irdischer Stolz und Hochmuth sich nicht mehr zwischen liebende Herzen stellen kann.“

Tief erschüttert hatte Blagonow zugehört; sein Haupt sank auf seine Brust und leise sprach er:

„Also auch hier unten in der Tiefe, weit abwärts noch von mir, in dem Volke selbst, für dessen Befreiung wir die Gesellschaftsordnung zertrümmern wollen, auch in diesen Tiefen, wo ich die Gleichheit und Brüderlichkeit vermuthete, gibt es Schranken des Hochmuths und der Selbstsucht, welche die Menschen von einander trennen! Was würden wir gewinnen, wenn wir die Gesellschaft dort oben zerschlügen und könnten doch die menschliche Natur, die so schwach und so hart zugleich ist, nicht ändern — und,“ fuhr er fort, während Stephan verwundert den leise mit sich selbst sprechenden, sonderbaren Fremden betrachtete, „er, dem all’ die Geisteskraft und Bildung fehlt, auf die wir so stolz sind, — er, der vor derselben schmerzvollen Frage steht wie ich — er glaubt an Gott wie Marpha, und in seinem Glauben findet er die Kraft, den Kampf fortzusetzen, die Hoffnung auf den Sieg und die ruhige, ergebene Entsagung, wenn er dennoch unterliegt. O, wo bleibt unser Stolz, unsere Zuversicht, die Welt zu ändern und zu bessern, vor dieser einfachen Größe — warum steigen wir nicht zuerst in die Tiefe des Volkes hinab, um die Menschheit kennen zu lernen, bevor wir der Weltregierung die Zügel aus der Hand nehmen wollen!

„Wenn es einen Gott gibt, so hat er mich hiehergeführt zum Heil für mich und für diesen Bauern; von ihm kann ich lernen, was mir würdig zu thun bleibt, — der Weg, den er gehen wollte, ist der meine. Ich wollte meine Geliebte herabziehen zu mir, sie zum Werkzeug erniedrigen meiner vermessenen Pläne; vielleicht kann ich in dem Kampfe, zu welchem er ausziehen will, mich zu ihr hinaufschwingen, vielleicht von ihrer Verachtung mich befreien, die mich zu Boden drückt, — vielleicht ihre Liebe wieder gewinnen, und wenn dieser Liebe dann auch vielleicht nichts Anderes übrig bliebe, als mein Andenken zu beweinen. Ihm aber soll geholfen werden, noch trage ich ja das Gold des Fürsten in meiner Tasche, es sollte dem ersten Armen, dem ich begegnen würde, Segen bringen — es hat seine Bestimmung gefunden.“

„Nun, Herr,“ sagte Stephan, dem dieses leise Selbstgespräch unheimlich zu werden begann, — „nun, habt Ihr Euch entschlossen? Nehmt mein Pferd, ich werde Euch immer dankbar dafür sein, und seid gewiß, ich werde Euch nicht überfordern.“

„Ja,“ sagte Blagonow, „ja, ich nehme es, mein Freund — und hier ist der Preis dafür; ich verlange es von Euch, daß Ihr ihn annehmt im Namen Derjenigen, die Ihr liebt, im Namen des Gottes, an den Ihr glaubt.“

Er zog die schwere Börse aus seiner Tasche und drückte sie in Stephan’s Hand.

„Nein, Herr, nein,“ sagte dieser, — „das ist zu viel, das müssen ja wenigstens hundert Silberrubel sein, so schwer ist die Börse — so viel ist mein gutes Pferdchen nicht werth, so viel könnt Ihr niemals wieder dafür bekommen.“

Er hatte die Börse emporgehoben, er sah durch die großen Maschen das Gold blinken — entsetzt streckte er den Arm weit aus.

„Gott und alle Heiligen seien mir gnädig,“ rief er, — „das ist Gold, — wirkliches Gold, das ist so viel, als das ganze Dorf werth ist, mehr als der Reichthum von Michael Matfejew und Mossej Nikolajew! Herr, wer seid Ihr, was habt Ihr gethan, daß Ihr solchen Preis bietet, um in der Nacht von hier fortzukommen?“

„Seid ruhig, mein Freund,“ erwiederte Blagonow, „keine Schuld haftet an diesem Golde, Ihr dürft es behalten, und glaubt, daß es Euer Gott Euch schenkt, der ja für die Gläubigen Wunder thut, wie die Priester lehren, und ein Wunder ist es ja auch, daß mein Weg mich hier zu Euch geführt hat.

„Nehmt, nehmt,“ fuhr er fort, als Stephan immer noch die Börse weit von sich abhielt, „Ihr könnt aller Welt sagen, woher dieß Gold Euch kam, und wenn man Euch fragt, so antwortet, es sei ein Geschenk von Feodor Michaelowitsch Blagonow; die Gräfin selbst dort oben auf dem Schlosse und der Fürst Kudiakow, der ihr Gast ist, werden bezeugen, daß diese Börse mein rechtmäßiger Besitz war.“

Zitternd sank Stephan auf die Kniee nieder.

„Das ist nicht möglich — das ist nicht möglich, Herr, das ist zu viel des Glückes — und doch,“ rief er dann, mit leuchtenden Blicken zum Sternenhimmel aufschauend, „doch glaube ich, daß es wahr ist; habe ich denn nicht eben noch zu Gott gebetet, habe ich denn nicht eben noch den Sündenlohn zurückgewiesen, den Mossej Nikolajew mir anbot, wenn ich zum Verräther werden wollte an meiner Pflicht gegen den Zaren. Ja, ja, Gott ist groß, heilig und allmächtig, das ist der Lohn dafür, daß ich fest blieb und nicht auf die Stimme der Versuchung, die schon in meinem Herzen zu flüstern begann, hörte!“

„Was sagst Du?“ fragte Blagonow.

Und mit kurzen Worten erzählte der überglückliche, freudetrunkene junge Mensch ihm die Vorfälle des Abends.

„So soll ich denn,“ sagte Blagonow bewegt, „immer tiefer gedemüthigt werden vor dieser einfachen Größe; er hat seine Geliebte seiner Pflicht und seinem Glauben geopfert, und ich, der ich die Welt zertrümmern wollte, um eine neue Ordnung zu erbauen, ich war bereit, ein reines und edles Wesen irre zu führen, ohne zu fragen, was aus ihrer Seele, aus ihrem Herzen werden sollte.“

„Dank, Herr — Dank, tausendmal Dank!“ rief Stephan, indem er Blagonow’s Rock küßte, — „gleich soll mein Pferd und mein Karren zu Eurer Verfügung stehen, nur müßt Ihr so lange warten, bis die anderen Wächter vom Dorf zurückkommen; sie müssen gleich wieder hier sein, ich kann den Gefangenen nicht allein lassen.“

Er steckte die Börse in die Tasche seines Kaftans und drehte sich, einen Augenblick den Kopf in seinen Händen haltend, im Kreise umher.

„Dort kommen Leute,“ sagte Blagonow, auf zwei dunkle Gestalten deutend, welche vom Dorfe herankamen.

„Das sind sie,“ rief Stephan, „das sind die Wächter. Jetzt werde ich mit Euch gehen können, um Euer Fuhrwerk in Ordnung zu bringen.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus meinem botanischen Garten.

Von **Karl Lehmann.**

Landkartenflechte.

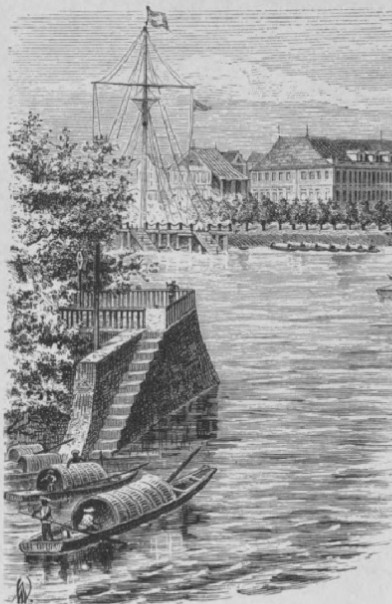
Ueber dem Lärme der Welt, hoch auf den Spitzen der Anden,
Wo nichts Anderes grünt, webst du nach Flora’s Gewand.

Irupe (Victoria regia).

Wund’re mich nicht, daß, weiß du erblüht, so bald schon erröthest:
Schönste des Urwalds du, Tausende gaffen dich an.

Kleeseide.

Lohnt mit Undank ihr Menschen so gern, wie soll ich’s nicht auch thun?
Soll ich nicht würgen den Klee, der zuvor mich ernährt?



Aus dem Skizzenbuche eines Weltumseglers: Saigon, Hauptstadt von französisch Cochinchina.
Originalzeichnung von A. Wanjura.

Aus dem Skizzenbuche eines Weltumseglers.

Von

Karl von Rother.

XI.

Saigon.

Wir haben Hongkong und dem reizenden Viktoria, allwo wir den letzten Abend sehr vergnügt in den eleganten Räumen des deutschen Klubs verlebten, den Rücken gekehrt. Der „Sindh" furcht rüstig die tiefblauen Fluten des Nan-Haï, des südchinesischen Meeres. Es ist eine herrliche Fahrt auf einem prächtig ausgestatteten Dampfer. Unter solchen Umständen ist jede Seereise in hohem Grade angenehm, das heißt, wenn sie nicht allzu lange dauert. Die Kabinen sind hoch und luftig — ein wichtiges Ding in diesen Breiten. Das ganze Schiff gleicht einem schwimmenden Salon. Der Speisesaal, das Rauch-, das Lesezimmer, Alles prangt vom höchsten Luxus; die Schiffsjungen halten die großen Windfächer in Bewegung und erzeugen damit eine wenigstens erträgliche Temperatur. Die Lichteffekte am Abend und Morgen geben dem Meere einen bestimmten landschaftlichen Ausdruck, der voll Schönheit ist. Man hat auch den ganzen Tag zu thun, wenn man ihn nur ordentlich eintheilt und den Kleinigkeiten des Lebens, über die wir in der geschäftigen Hast unserer Zeit sonst gleichgültig hinweggehen, die gehörige Wichtigkeit verleiht. Man findet an Bord Muße und Gelegenheit, an sich selbst zu denken — zwei dem Großstädter unbekannte Genüsse. Schon das ist voll Reiz; alles Uebrige thut die Regelmäßigkeit. Jeder verständige Mensch hat Anlage zum Philister, und sie kann sich unter solchen Umständen trefflich entwickeln. Man nimmt Morgens sein Bad, widmet sich dann der Lektüre, geht auf Deck spazieren, raucht seine Cigarre, zählt bei den weiteren Reisen die Möven, die dem Schiff treu bleiben, sieht den Engländern zu, wie sie ihre Leibesübungen treiben, den Damen, wie sie bei den unvermeidlichen Spielen zu „mogeln" suchen, oder man verfolgt auch das Wellenspiel, paßt auf die fliegenden Fische auf, die sich, emporgescheucht, aus dem Meere erheben und wieder verschwinden — und man thut dieß Alles zu derselben Zeit, einmal genau wie das andere. Da wird die Gewohnheit wieder unsere Amme und trägt uns auf weichen Armen sanft über die Tage hinweg. Dann folgen die herrlichen Nächte auf dem Meere bei südlichem Sternenhimmel! Man vergißt, daß es Stürme gibt, Feuer an Bord und dergleichen Gefahren, von welchen man **vor** der ersten längeren Seereise, vielleicht auch später noch einmal, unruhig geträumt hat.

Dabei ist die Gesellschaft die bunteste, welche sich denken läßt. Unter den Kajütenpassagieren befinden sich ein paar anglo-asiatische merchant princes, Japaner in europäischer Kleidung, die wie die Affen aussehen, würdige, langbärtige Indier, reiche Kaufleute und zugleich irgend etwas Fürstliches unter den Ihrigen, Kuliexporteure aus Macao mit ganz prononcirten Sklavenhändlergesichtern, Chinesen, die auf ihren Filzschuhen so weich und glatt dahingleiten wie blaue Schatten, französische Instrukteure, die aus Japan oder China kommen und unglaubliche Dinge verrichtet haben wollen, ein sehr ernster Missionär, junge Damen, die sich den Hof machen lassen, wir deutschen Weltumsegler u. s. w. Gewiß muß da eine Fülle der mannigfaltigsten Ansichten, Meinungen, Lebenserfahrungen, Empfindungen und Ausdrucksvermögen zusammenkommen. Dergleichen trifft man sonst nirgends an. Die Plauderstündchen an Bord sind die interessantesten, deren ich mich entsinne. Die Schnurren gehen erst in den letzten Tagen aus; auf kürzeren Reisen halten sie vor, bis man wieder an Land kommt.

Einer jungen Amerikanerin ist es gelungen, die Löwen der Reisegesellschaft, fünf junge Elegants, in Fesseln zu schlagen. Die anderen Damen finden in Folge dessen ihr Betragen sehr merkwürdig, zucken vielsagend die Achseln, finden es unbegreiflich, daß man sie überhaupt vertheidigen kann, und deuten die Vermuthung an, daß sie wahrscheinlich de mauvais genre sei — Damen sind bekanntlich immer wohlwollend gegen einander. Aber Alles verschlägt nicht. Die Fünf sind nicht zu kuriren, und da die Zeit drängt, machen ihr alle Fünf, Jeder in seiner Art, eine bündige Liebeserklärung. Was thun? Die Geister, die sie rief, sind nicht mehr los zu werden. Fünf Anträge — wen heirathen? Mit dieser verzweifelten Frage wendet sie sich schließlich an ihren Vertrauten, den Kapitän, einen würdigen, zuverlässigen Mann, der ja auch seine Passagiere am genauesten kennen muß. Er sinnt eine Weile nach, wie ihr aus der Noth zu helfen ist. „Springen Sie in's Wasser," ruft er dann endlich aus, „und sehen Sie zu, wer von den Fünfen sich Ihnen nachstürzen wird. Die Sache ist überdieß ungefährlich; ziehen Sie sich ein wenig winterlich an, und das Wasser trägt Sie. Außerdem halte ich ein Rettungsboot bereit."

Sie stutzt ein wenig, aber er beruhigt sie schließlich vollständig über ihre Sicherheit.

„Zwanzigtausend Dollars Reugeld, wenn ich ertrinke, Kapitän?"

„Gut, zwanzigtausend Dollars Reugeld, wenn Sie ertrinken!" — Gesagt, gethan. Eine Viertelstunde darauf ist sie wieder auf Deck und trägt ihre halbe Garderobe auf dem Leibe. Ihre fünf Verehrer umschwärmen sie; sie ist etwas unvorsichtig — ein Schrei — „Mann über Bord!" oder vielmehr „Dame über Bord!" tönt es von allen Seiten erschreckt. Die reizende Miß verschwindet einen Augenblick in den Fluten.

Der Kapitän hatte wahr gesprochen: die Kleider trugen die junge Schöne vollständig, sie tauchte sofort wieder auf — aber o Graus! von ihren Anbetern paddeln im nächsten Augenblick auch schon **viere** um sie herum im Wasser, und nur ein einziger ist treulos zurückgeblieben, lehnt oben an Bord, raucht seine Cigarre weiter und sieht gemächlich zu.

Patschnaß wird die ganze Gesellschaft wieder an Bord gebracht. Nun ist guter Rath theuer. Wie unter den vier Bewerbern wählen, welche die Wasserprobe rühmlich bestanden haben? Ganz trostlos wendet Miß Mary, oder wie sie heißen mag, sich wieder an den Kapitän.

Der aber nimmt sie ruhig an der Hand, führt sie zu dem an Bord und trocken Gebliebenen hin und sagt ihr dann gelassen: „Heirathen Sie Den da; das ist der einzig Vernünftige."

Solcher Art sind die Schnurren aus dem Rauchzimmer; mitunter, wenn keine gestrenge Lady auf Hörweite ist, kommen auch „verheirathete" Anekdoten an die Reihe. Das ist in den Plauderstündchen nach Tische in der ganzen Welt ziemlich gleich. An Bord hat man übrigens, wenigstens bei einer Reise um die Erde, den Genuß, für die ältesten Kalauer immer ein dankbares Publikum zu finden; denn die Gesellschaft wechselt zu oft.

Zwei Tage ist der „Sindh" unterwegs und hat mehr als 600 englische Meilen zurückgelegt; da wird wieder Land sichtbar — eine zackige Bergkette, die Küste von Anam oder Cochinchina. Die chinesische Welt ist verlassen, und wir treten in die indische ein. Eine neue, uns wieder fremde Kultur soll uns bald umgeben. Reisen um die Erde sind viele gemacht, beschrieben, illustrirt worden; sie dünken uns heute etwas Alltägliches, und dennoch üben diese Wechsel auf Den, der sie erlebt, den unauslöschlichsten Eindruck. Man wird sich bewußt, Länder zu betreten, die man in der Jugend nur auf der Karte anstaunte, die in unerreichbarer Ferne zu liegen schienen, von denen man hörte wie von einem Märchen. Jetzt aber steht man mitten darin, setzt den Fuß auf jenen Boden, glaubt fast zu träumen und ist doch in der Wirklichkeit, ja die ganze Wandlung hat plötzlich nichts Geheimnißvolles mehr, sie hat sich natürlich vollzogen.

Bevor es nach Singapore geht, läuft der „Sindh" noch Saigon an. Es ist die Hauptstadt von französisch Cochinchina, am gleichnamigen Flusse gelegen. Diesen Fluß geht unsere Fahrt hinauf — einen Fluß, wie alle Tieflandsströme. Schilf, Rohr, Dschongeln, in denen die Affen schreien, rechts und links. Dann endlich kommen ein paar armselige Dörfer aus Bambus- oder Lehmhütten, Reisfelder, vereinzelte Bäume. In einer trostlosen, öden Gegend wird endlich Saigon erreicht, über dem die stolze Trikolore mit der Devise «Pour la gloire» in den Lüften flattert. Nur französische Caprice hat diesen Ort zur Kolonisation wählen können. Unseren Nachbarn d'outre Rhin geht der Sinn für Naturschönheit ab. Hier hätte sich kein Deutscher angebaut, und bei aller Nüchternheit haben es auch die Engländer verstanden, sich schönere Punkte auszusuchen. Hongkong und Singapore gegen Südcochinchina, das ist ein Paradies gegen die Wüste. Und inmitten dieser graugrünen Einöde liegt eine lustige, echt französische Stadt mit Boulevards, Cafés chantants u. s. w. Man sieht, der Franzose bedarf der Landschaft nicht zu seinem Behagen.

Anamiten malayischer Rasse, Singhalesen, Chinesen, Madagaskarneger und Europäer bevölkern das 40,000 Einwohner zählende Saigon. Einige schöne Regierungsbauten zieren die Stadt, aber es fehlen die Paläste der merchant princes, der Eindruck einer Handelsmetropole, obwohl Saigon bei der großen Tiefe des Flusses dieß wohl sein könnte. Nur einen sehr schönen botanisch-zoologischen Garten besitzt die Kolonie, der trefflich gehalten wird.

Das „chinesische Viertel" der Stadt würde, so armselig es ist, den Reisenden interessiren,



Aus dem Skizzenbuche eines Weltumseglers: Besuch bei einer anamitischen Fürstin.
Originalzeichnung von A. Wanjura.

der China noch nicht kennt. Für Denjenigen, der eben aus dem himmlischen Reiche kommt, hat es nichts Fesselndes. Des Menschen Wünsche sind seine Götter, und so verehren die armen Chinesen von Saigon auch den Gott des Reichthums, dessen Kapelle sich in der trostlosen Umgebung recht wunderlich ausnimmt. Zwischen elenden Menschen, schmutzigen Straßen und kleinen Hütten ahnt man seine Qualitäten gewiß nicht. Was die ersten Chinesen hiehergetrieben, wird nicht recht begreiflich, wüßte man nicht, daß John Chinaman es schon da schön findet, wo die Gefahr des Verhungerns ihm nicht so nahe liegt als daheim.

Mehr Anziehungskraft übt die Dschongeln- und Waldwildniß am andern Flußufer, Saigon gegenüber. Freilich ist die Natur auch da sehr einförmig. Zuckerrohr- und Reisfelder sehen immer ähnlich aus. Selbst das Kokos- und Bananendickicht bietet nicht viel Abwechslung. Aber es sind nahe der

Frühling. Silhouetten von Ludwig Fehrenbach.



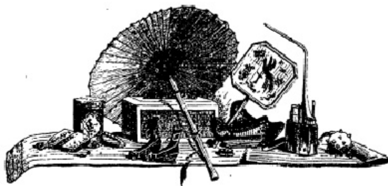
Stadt ein paar Dörfer von Eingeborenen erreichbar. Freilich ist es nicht leicht, dahin zu gelangen. Ohne Weg und Steg arbeitet man sich durch den Wald. Die Gehöfte, halb im Sumpf gelegen, sind von niedrigen Wällen umgeben. Die Hütten bestehen vielfach aus Pfahlbauten, werden aber oft auch, je nach dem Boden, zu ebener Erde errichtet. Sie sind meist aus Bambusstämmen erbaut und mit den getrockneten Blättern der Kokospalme gedeckt. Vielfach findet man Lehm- und Holzhäuser mit hervorstehendem Ziegeldach. Im Süden des Reiches Anam, dem das französische Cochinchina angehört, ist die malayische Rasse noch nicht von der aus China kommenden mongolischen Einwanderung verdrängt. Der Menschenschlag ist hier ein großer, lichtbrauner. Er geht fast nackt, scheert auch das Haar nicht, sondern kämmt es hinten hoch auf und erinnert überhaupt schon an den indischen Typus. In dem unab-

hängigen Anam herrscht chinesische Sitte, chinesische Schrift, Sprache und Literatur vor. Die Tracht ist die sehr kleidsame altchinesische: das lange, weite Beinkleid, ein bis auf die Waden herabfallender farbiger Rock und ein bunter Turban.

Unser Besuch sollte übrigens noch einer anamitischen Fürstin, das heißt einer Großgrundbesitzerin unter französischer Oberhoheit, gelten. Die hohe Dame wohnt nur wenige Meilen von der Stadt in ihrem auf Terrassen sich erhebenden, etwas plumpen Palaste mit weit überstehendem Ziegeldach, in dessen Innerem sich indische Ausstattung mit einigen wenig geschmackvollen europäischen Möbelzuthaten mischt. Die Fürstin empfing uns sehr freundlich. Aus ihrem verbindlichen Lächeln wenigstens entnahmen wir, daß ihr unser Besuch lieb sei. Sie führte uns ihre Kinder vor, hübsche, dunkeläugige braune Geschöpfe. Dienerinnen brachten Sherry und Backwerk, und dann trat sie selbst auf uns zu, um uns sehr sanft und vorsichtig die Hand zu reichen, was sich an zwanzigmal wiederholte. Das sonderbare Manöver war übrigens nichts Anderes als weibliche Eitelkeitskoketterie; denn sie wollte uns ihre größte Schönheit zeigen, ihre fußlangen Fingernägel. Diese gelten in Anam für das Zeichen hoher Abkunft und beweisen natürlich die völlige Enthaltsamkeit von jeder Sorte von Arbeit. Die Hautfarbe der Anamitin war braun, ihre Kleidung der einer reichen Indierin ähnlich; sie trug ein seidenes, sackartiges, fast bis auf die Knöchel fallendes Gewand, das Haar nach anamitischer Art in einem Knoten hinten emporgeschlungen, und Ringe und Geschmeide an Hals, Armen und Füßen, wo es sich nur irgend anbringen ließ.

Der feierlichste Augenblick der Audienz war übrigens die musikalische Unterhaltung. Ihre Durchlaucht ließ sich den Stolz ihres Hausraths bringen, eine italienische Drehorgel, und spielte höchst eigenhändig deren sämmtliche Stücke herunter. Sie glaubte uns dadurch einen erstaunlichen Begriff von ihrer musikalischen Bildung und Begabung beigebracht zu haben. Selbstverständlich legten wir durch lebhafte Geberden unser höchstes Staunen über die unglaubliche Leistung an den Tag und stellten sie damit auch ganz zufrieden. Eine Unterhaltung war leider unmöglich, weil sie keine europäische Sprache verstand.

Anam, das selbstständige Reich des Hoang-Ti an der Ostküste von Hinterindien, ist übrigens keineswegs ohne Kultur. Die französische Kolonie hat sich des bis dahin am weitesten zurückgebliebenen Theils bemächtigt. Es fehlt im Innern nicht an einer Anzahl von großen Städten, von guten Heerstraßen und alterthümlichen Befestigungen. Ein originelles Bauwerk ist die Nachbildung der chinesischen Mauer, welche die beiden Hauptprovinzen des Reichs, Dang-Ngoai und Dang-Tron, von einander trennt. Die Anamiten sind sehr stolz auf ihr Land; die Regierung hat befohlen, es nicht mehr Anam, Ruhe des Südens, sondern künftig Wiet-nan, Glanz des Südens, zu nennen.



Alte Schriften.

Von

Alexander Loven.

(Nachdruck verboten.)

II.

Wir hatten vor einiger Zeit in einem alten Ausgabebuche des Königs Ludwig XI. von Frankreich eine Reihe von anscheinend rein geschäftlichen und fast bedeutungslosen Notizen gefunden, welche aber dennoch zwischen ihren vergilbten Zeilen lebendige Bilder jener längst versunkenen Zeit des finstern Königs mit seinen Heiligenbildern und seinem furchtbaren Olivier le Daim hervorsteigen ließen.

Heute wollen wir uns ebenfalls mit scheinbar geschäftlich trockenen Ueberbleibseln einer vergangenen Zeit beschäftigen, welche nicht minder interessant und bedeutungsvoll ist, als diejenige, in welcher der bigotte und grausame Valois mit ehernem Willen und listiger Verschlagenheit die Fundamente für das glänzende Königreich Ludwig XIV. zusammenschmiedete, und das Bild, welches aus diesen alten Schriften vor uns mit lebendiger Klarheit sich entwickelt, ist um so reicher und farbiger, da wir es nicht nur mit einem einzelnen Buche aus einem kurzen Zeitlauf zu thun haben, sondern mit einer wohlgeordneten und übersichtlichen Korrespondenz.

In der Bibliothek zu Prag befindet sich eine Sammlung zahlreicher eigenhändiger Briefe und Dekrete Wallenstein's (Waldstein's) an seinen Landeshauptmann und seine Kammer zu Gitschin, welche die Verwaltung seines Hofstaates und die Regierung des Herzogthums Friedland betreffen.

Die Persönlichkeit Wallenstein's, wichtig und bedeutungsvoll für die Geschichte des dreißigjährigen Krieges, wird noch interessanter durch das tragische Ende des großen Feldobersten, durch den Kreis von Sagen und Legenden, der sich um seine Gestalt gewoben hat, und endlich durch den strahlenden Glanz, welchen der Genius Schiller's über dieselbe ausgegossen.

Gerade darum aber erscheint diese Gestalt unklar und verschiedenartig in der verschiedenen Beleuchtung, welche auf dieselbe fällt. Die Geschichte zeigt uns den gewaltigen Feldherrn, der über blutige Schlachtfelder, zerstörte Städte und verwüstete Provinzen mit ehernem Tritt einherschreitet, um die Fahnen des Kaisers, dem er unbeschränkte Machtvollkommenheit abgetrotzt, zum Siege zu führen. Der große Dichter wieder läßt uns hineinblicken in die Seele des grübelnden, träumenden, unschlüssigen Menschen, dessen stolzer Ehrgeiz ihn treibt, die Hand nach dem Höchsten auf Erden auszustrecken, während die immer wieder aufsteigenden Zweifel diese Hand zurückhalten, des Menschen, der die zarten Gefühle seines Herzens seinem Willen beugen möchte und doch wieder von ihnen beherrscht und geleitet wird.

Beides — die Geschichte wie die Dichtung — zeigen uns aber wohl kaum den wirklichen Wallenstein in seiner eigentlichen wahren Gestalt, wie ihn die Zeitgenossen unter sich einherschreiten sahen, wie er vor allem Andern darnach rang und strebte, sein Haus emporzuheben in die Reihe der mächtigsten und reichsten regierenden Herren, und wie er alles das, was die Geschichte von ihm verzeichnet, immer mit diesem einen Streben vereinte und zum dienenden Mittel dieses Zweckes machte.

Uns hat es scheinen wollen, als ob wir in jener alten Korrespondenz, die wir hier vor uns aufschlagen wollen, erst den letzten Schlüssel zu Wallenstein's Charakter gefunden hätten und als ob aus dem leichten Modergeruch der vergilbten Blätter der wirkliche lebendige Herzog von Friedland in immer fester gezeichneter und gefärbter Gestalt vor uns aufstiege. Denn aus jenen Blättern spricht nicht der Feldherr, der Staatsmann mit der historischen Maske, sondern der Mensch, der, wo er auch sein und was er auch treiben möge, stets daran denkt, das Herzogthum Friedland nicht nur zu einer Staffage äußeren Glanzes für seine Person, sondern zu einer dauernden Grundlage der fürstlichen Stellung seines Hauses zu erheben, und dessen scharfer Blick das Große wie das Kleinste als guter Hausvater gleich eifrig und scharf erfaßt und durchdringt.

Mögen also unsere Leser mit uns einen Blick in die alten Papiere werfen, wir glauben, daß sie dabei ebensoviel Unterhaltung und vielleicht Belehrung und Anregung finden werden, als in irgend einem schön gedruckten und elegant gebundenen Buche.

Zuerst wollen wir die stattliche Lehenstafel des Herzogthums Friedland aufschlagen, das Wallenstein im Jahre 1623 als Reichsfürst erhielt und das neun Städte und siebenundfünfzig Schlösser und Dörfer umfaßte. Der Kaiser hatte dem Herzog die Lehenshoheit über alle im Herzogthum gelegenen Lehengüter abgetreten, außerdem wurden verschiedene zur Konfiskation verurtheilte Herrschaften in Lehengüter verwandelt, so daß der Herzog eine große Vasallenschaft besaß und die Zahl der lehenpflichtigen Grundstücke sich auf 3403 belief.

Die vorhandene Lehentafel ist am 20. März 1634 aufgenommen und weist viele Namen auf, welche später zu hohem Ansehen und gräflichen und fürstlichen Würden emporstiegen. Wir finden in derselben einen Grafen Otto Friedrich von Harrach, einen Grafen von Lichtenstein, eine Gräfin von Myk und eine nicht geringe Anzahl von Mitgliedern der Familie Waldstein. Dann einen Oberst Breda und einen Oberst St. Julien — wohl Vorfahren der heutigen gräflichen Familien gleichen Namens. Ein Herr Heinrich Otto Stosch und ein Jaroslaw Stosch sind wohl Vorfahren der Grafen von Stosch, denn unter deren Ahnherren findet sich ein Otto Heinrich Stosch, Freiherr von Kaunitz, welcher 1632 Landeshauptmann des ebenfalls von Wallenstein erworbenen Herzogthums Sagan war und mit dem genannten Lehensträger des Herzogs von Friedland identisch sein dürfte.

Auch einen Wolff Sleynicz finden wir mit dem Gute Krosa belehnt, der wohl seinen Platz unter den Ahnherren der heutigen Freiherren und Grafen von Schleinitz einnehmen möchte. Daneben zahlreiche Offiziere der Wallenstein'schen Armee, welche ihr General wohl mit ihren Gütern belehnt haben mochte; unter Anderen einen Oberst Lamboy, einen Oberstlieutenant Wachtendunky, Kapitän Heister, Rittmeister Brodeczky und auch den durch Schiller's Dichtung verewigten Obersten Isolani mit einem Gute Zajadecz.

An der Spitze dieser Vasallenschaft hielt der Herzog nun einen überaus glänzenden Hof und arbeitete daran, seine Residenz Gitschin zu einem der großartigsten Fürstensitze zu gestalten, wie auch in jeder Weise den wirthschaftlichen Wohlstand seines Herzogthums zu heben.

Zu seinem Landeshauptmann und Regenten des Herzogthums Friedland hatte er einen Herrn Gerhard von Taxis bestellt, welcher auf des Herzogs Fürsprache vom Kaiser in den Freiherrenstand erhoben wurde. Diesem Manne, dem Wallenstein das ausgedehnteste Vertrauen bewies, gaben die Behörden — die herzoglichen wie die königlich böhmischen — den Titel: „Dem wohlgebornen Herrn Gerhardten von Taxis, Freiherrn von Hülß auf Waletschoff, Römisch Kayserl. Majestät Truchseß, bestallten Obristlieutenant, auch des Herzogs zu Friedland Regenten, unseren besonders geliebten Herrn." Der Herzog selbst schreibt an ihn einfach: „Herrn Gerhardten von Taxis."

Dieser Landeshauptmann, der übrigens später das Vertrauen seines Herrn schlecht belohnte, kann trotz der Namensähnlichkeit kaum mit der fürstlichen Familie von Thurn und Taxis zusammenhängen, denn diese erhielt schon 1595 das Generalpostmeisteramt, 1615 die gräfliche und 1686 die fürstliche Würde. Die Ernennung eines Gliedes dieser Familie zu einem Freiherrn von Hülß ist also nicht anzunehmen.

Dem Herzog entgeht nichts, was die Verwaltung des Herzogthums angeht und dessen Wohlstand heben kann, und während er im Felde dem Feinde gegenübersteht, während man ihn ganz mit dem Sinnen über kriegerische Operationen und Schlachtpläne beschäftigt glauben sollte, gibt er über unbedeutende Kleinigkeiten eingehende Befehle.

So schreibt er an Taxis aus Eger am 3. August 1625: „Ehe die Maulbeerbäume groß werden, so kann man seda cruda aus Wälschland kommen lassen. Die Häut muß man auch zu Gitschin arbeiten lassen, — in summa allerlei artes hineinbringen, davon die Stadt kann populiret werden."

Am 28. Juni 1630 tadelt er in einem Schreiben aus Memmingen, daß man auf seinem Gestüte zu Smirkowitz das Heu und den Grummet nicht zur rechten Zeit gemähet habe, und fügt — charakteristisch für seine Neigung zur Pferdezucht — hinzu: „Itzt will ich Euch alles Ernstes anbefehlen, daß solches nicht mehr geschieht, sondern Alles stehen und liegen läßt und das Heu fleißig beim Gestüte einbringt, denn mir mehr an einem Fohlen als an zweien Meyerhöfen gelegen ist."

Auch auf einen „Trunk guten Bieres" legt der Herzog großen Werth und gibt zahlreiche Befehle über die Herstellung des „Briehans", des Gersten- und Waizen-„Biers", sowie er auch genau die Preise festsetzt, zu denen seine Brauereien das Bier verkaufen sollen, und wie genau er sich um seine Brauverwaltung kümmert, beweist ein Schreiben an Taxis vom 6. Oktober 1631, in welchem er befiehlt: „Den leichtfertigen Lecker Zdenko von Waldstein" (also einen Verwandten), „der, was er für Bier schuldig ist, nicht zahlen will, auszupfänden."

Von wunderbarer Vortrefflichkeit muß die Regierungsorganisation des Fürstenthums Friedland gewesen sein, und wie uns dieselbe aus den Briefen und Dekreten Wallenstein's entgegentritt, erscheint sie wie eine aus der Wüste des dreißigjährigen Krieges hervorragende Oase der Kultur späterer Jahrhunderte.

Der Herzog hatte, vielleicht einzig in damaliger Zeit, die Trennung der Verwaltung von der Rechtspflege in seinem Herzogthum vollständig durchgeführt. In Gitschin bestand eine „Herzogliche Cammer", bei welcher unter einem Cammerpräsidenten mehrere Räthe nach Wallenstein's ausdrücklichem Befehl „collegialisch" arbeiteten. Daneben fungirte, völlig getrennt, für die Rechtspflege eine „Herzogliche Canzlei", in welcher ein „Canzler" den Vorsitz führte und deren stimmführende Mitglieder aus einigen Doctores juris bestanden, denen noch einige Mitglieder des Herren- und Ritterstandes hinzugefügt werden sollen.

Ueber die Ernennungen trifft Wallenstein stets selbst Bestimmung und verfügt ausdrücklich, daß bei der Justizcanzlei ein deutscher «Secretari» sein soll, — „dieweil ich nicht will, daß bei der Canzlei etwas böhmisch solle tractiret werden". Also auch damals trat schon der jetzt noch bestehende Sprachenstreit hervor und Wallenstein stellte sich entschieden auf die deutsche Seite.

Man findet hier fast dieselben Einrichtungen wieder, welche hundert Jahre später Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große in den preußischen Staat einführten und welche die Grundlage zu dessen Kraft und Blüte bildeten.

Das Merkwürdigste aber ist, daß Wallenstein, der gewaltige, unumschränkt autokratische Feldherr, der selbst die kaiserliche Autorität in seinem Lager nicht anerkennt, in seinem Herzogthum die Einführung einer ständischen Verfassung vorbereitet, und zwar unter Ertheilung von Sitz und Stimme im Landtag an den dritten Stand.

Am 21. März 1632, während er mit dem Kaiser über die Uebernahme seines zweiten Kommandos verhandelt und sich anschickt, die Armee zu organisiren, die er dann gegen Gustav Adolph führte, um die Schlacht bei Lützen zu schlagen, während also die höchsten persönlichen und politischen Interessen ihn in Anspruch nahmen, verfolgt er dennoch seine Idee über die Verfassung des Herzogthums und schreibt an seinen Canzler nach Gitschin:

„Vester und Hochgelahrter, Lieber, Getreuer! Was gestalt Wir euch vor etlichen Jahren eine gewisse Landesordnung, wie Wir es in Unserem Herzogthum Friedland sowohl in politicis als judicalibus gehalten haben wollen, aufzusetzen anbefohlen, solches habt ihr euch annoch zu erinnern. Wenn Wir dann von diesem, daß dieselbe bereits verfaßt sein solle, von euch berichtet worden, als befehlen Wir euch, solche sauber abschreiben zu lassen und dieselbe Uns, damit wir Uns darinnen ersehen können, unverkürzt hinzuschicken."

Er erhielt dann den nach seinen eigenen Bestimmungen ausgearbeiteten Entwurf in das Lager zugeschickt, in welchem er dem Schwedenkönige gegenüberstand.

Nach des Herzogs Plan sollte der Landtag aus drei Ständen bestehen, — dem geistlichen, zu welchem außer einigen bestimmt bezeichneten Geistlichen die Aebte der Klöster, die Vikare und die Dechanten gehörten, — dem adeligen, der aus allen dem Herzog lehenspflichtigen Herren und Rittern bestand, und endlich dem bürgerlichen, zu welchem die städtischen Gemeinden des Herzogthums ihre Abgeordneten sendeten.

Der Herzog gibt seinem Landtage auch Theilnahme an der Rechtspflege, indem er anordnet, daß in einer den Geschworenengerichten ähnlichen Weise vom Herzog zu berufende Mitglieder der Landstände: „die Rathtage fleißig besuchen, Klage, Antwort und fernere Nothdurft der Parteien mit anhören, die Sachen mit erwägen und neben anderen Beisitzern einen rechtmäßigen Ausspruch ertheilen sollen".

Wie weit eilt Wallenstein hier seiner Zeit voraus! Er, den die protestantischen Historiker so lange Zeit herabsetzten, den die österreichischen Geschichtschreiber mit kühler Zurückhaltung fast zu übergehen suchten, ruft hier den dritten Stand in die Theilnahme am öffentlichen Leben, während dieser erst ein Jahrhundert später in blutigem, welterschütterndem Ringen sein politisches Dasein erkämpfte, und zugleich fügt er der kanzleimäßigen Rechtspflege ein freies ständisches Element hinzu, wie in der übrigen Welt erst so viel, viel später Aehnliches geschah und als hoher Kulturfortschritt gepriesen wurde.

Ganz besonders interessirt sich der Herzog für die Münzprägungen, die er in Folge des ihm vom Kaiser verliehenen Privilegiums vornehmen läßt.

„Schlägt er nicht Geld wie der Ferdinand?" heißt es in der Schiller'schen Dichtung, — aber es war nicht ganz so, sondern der Herzog schlug vielmehr besseres Geld. Er wies es stolz zurück, aus dem Münzregal zum Schaden des Publikums Vortheil zu ziehen, wie dieß zu jener Zeit die meisten Fürsten und vor Allem der Kaiser selbst thaten.

Ein vorhandener Brief aus der großen Zahl der die Münzprägungen betreffenden Verfügungen beweist dieß.

Am 18. Dezember 1628 schreibt der Herzog an seinen Vetter Max von Waldstein aus Güstrow:

„Du mußt den Hauptmann avertiren, ich wolle nicht, daß die Groschen- und Kreuzerstücke mit dem kaiserlichen Adler geprägt werden, obzwar es mir einen viel größeren Nutzen verschaffen würde. Ich thue es aber nicht des Nutzens, sondern der Reputation wegen."

Dann gibt er genaue Vorschriften über die Prägeeisen und schickt z. B. einen Münzstempel zurück, mit dem Bemerken, es sei Alles gut, — „aber ich weiß nicht, wer euch in Sinn das dominus protector meus gegeben, da doch meine Devise ist: invita invidia, — darumb laßt das erste aus und macht dies."

Wenn man alle diese alten Blätter, deren Inhalt sich bis

auf die Gemüsesämereien seiner Gärten erstreckt, durchforscht, so sollte man glauben, daß man in das Sorgen und Schaffen eines im tiefsten Frieden lebenden Regenten hineinblickt, der nur mit der Entwicklung seines Landes beschäftigt ist, und man muß sich in der That bewundernd vor dem ebenso starken wie vielseitigen Geist neigen, der so viele Verwaltungs- und Rechtsfragen geordnet in seinem Kopfe trug, während er zugleich ein zügelloses Heer in strengster Subordination hielt und gewaltige Schlachten gewann. Noch höher aber muß diese Bewunderung steigen, wenn man daran denkt, daß er sich ebenso ausführlich um die Verwaltung der Herzogthümer Mecklenburg und Sagan bekümmerte.

(Schluß folgt.)

Notiz-Blätter.

Literatur.

— **Ein ungewöhnlich interessanter Roman von feinster Ausarbeitung** ist „Ohne Ideale“ von Adolph Stern (Leipzig, Grunow). Der Autor hat sich die Sache nicht leicht gemacht. Es handelt sich hier nicht um einen Spannungsroman für flüchtige Lektüre zur Ausfüllung einiger müßigen Stunden berechnet. Adolph Stern hat sich ein großes Problem gestellt, er sucht das Grundübel, an welchem unsere Zeit krankt, die Signatur unseres stürmisch strebenden und lebenden, unzufriedenen und oft steuerlosen Jahrhunderts in Form einer edel gehaltenen Dichtung zu verkörpern. Der Autor besitzt eine lebhafte Phantasie, er ist sehr geistvoll und verfügt über eine mustergiltige, fein gefeilte Ausdrucksweise; das sind die Grundsäulen der künstlerischen Gestaltung des Romans, der eine große Zahl origineller und geistreich gedachter Figuren dem Leser vorführt, Alles Vertreter der verschiedenen Richtungen unserer Tage. Da haben wir den ideallosen Virtuosen, den Fürsten, der resignirt die Hände in den Schooß legt, weil er nicht mehr im Großen wirken kann, die nihilistisch angehauchte Gräfin Platoff, den Arzt Lohner — andererseits den idealistischen Präsidenten Herter nebst seiner edlen Tochter, dann den Realidealisten Funk und im Uebrigen noch eine ganze Reihe fein nüancirter Charakterköpfe. Wenn wir noch hinzufügen, daß der landschaftliche Hintergrund des Romans, Lago Maggiore und Mitteldeutschland, nebst Starenberger See, mit künstlerischem Blick und poetisch ausgemalt ist, die Handlung der inneren Spannung durchaus nicht entbehrt, so dürfen wir wohl diesen Roman als eine in hohem Grade fesselnde und vornehme Lektüre warm empfehlen.

— **Joseph Lange hat sich durch seine „Denkmäler der Kunst“** (Wien, E. Hölzel) ein entschiedenes Verdienst erworben. Zunächst für den Unterricht bestimmt, dürfte das Werk für jeden Laien als das instruktivste Mittel, sich in der Geschichte der Baukunst zu orientiren, erweisen. Es sind vier Cyklen, in denen der Verfasser die ganze Geschichte vom Alterthum bis zur Renaissance behandelt hat. An hervorragende Werke knüpft die Darstellung an und gruppirt um diese die ganze übrige Entwicklung. Wir wüßten schwer zu entscheiden, ob auf die Bilder oder den Text das Hauptgewicht zu legen. Erstere bestehen in 53 Blättern (75—57 Centim.) groß Folio, sind in Oelfarbendruck und Sepiamanier ausgeführt und geben, in Rahmen eingestellt, ein ungemein lebendiges und anschauliches Bild des Kunstwerks. Durch die Farbe gewinnen die Bauten noch besonders an Frische des Eindrucks. Der Text, der jedesmal durch Pläne ergänzt ist, schildert die einzelnen Kunstwerke bis in's kleinste Detail und gibt überall den Ausblick auf den Zusammenhang mit der Zeit, in der sie entstanden. Ebenso elegant wie die Bilder ist auch das Textbuch ausgestattet und wir nennen zur Veranschaulichung des Inhalts nur den des vierten Cyklus: St. Peter, Certosa von Pavia, Nôtre Dame, Dom zu Bamberg, Heidelberger Schloß, Piazza dei Signori in Florenz, Dom zu Köln und Orvieto, Louvre in Paris, Stephansdom. Oesterreich darf sich glücklich schätzen, wenn die Kunst schon auf den Schulen gelehrt wird, und doppelt glücklich, daß ihm solche Hülfsmittel zu Gebote stehen, die zu Vorlesungen wie zur Selbstinstruktion nicht besser gefunden werden können.

— **Eine schöne Gabe zu Goethe's fünfzigjährigem Todestag** haben die Brüder Richard und Robert Keil in ihrem Buche: „Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806“ (Leipzig, Schlömp), gebracht. Es ist ein bedeutungsvoller Kranz auf das Grab des Dichters, der so lange mit dem Vorwurf belastet war, er habe in jenen verhängnißvollen Tagen nichts gethan für das Gemeinwohl und mitten in den Stürmen nur an seine Farbenlehre und seine Vermählung gedacht. Von diesem Makel reinigen ihn die beiden Herausgeber, welche in den Besitz von Goethe's eigenen „Akta, die traurigen Folgen des 14. Oktober 1806 betreffend“, gelangt waren und diese nun in ihrem Buche veröffentlichen. Es sind Denkschriften und Briefe von und an Goethe aus der Zeit vom Frühling bis zum Dezember 1806. Es thut wohl, zu sehen, wie ernst Goethe an allen Ereignissen um ihn her theilnimmt, wie er eingreift, wo es ihm möglich war, aber auch zu erkennen, wie ein so mächtiger Geist über den großen Ereignissen die Einkehr in sich und in die Wissenschaft nicht vergißt. Darum ist uns diese Schrift, die zum wahren Verständniß Goethe's beiträgt und neue Einblicke in die Geschichte jener Tage gewährt, doppelt willkommen.

— **Die Gartenkunst hat einen ganz überraschenden Aufschwung** in den letzten Jahrzehnten genommen: auch der kleinste Hausgarten wird jetzt nach bestimmten Planen und mit minutiöser Pünktlichkeit angelegt; wo vorher noch die bloße Willkür herrschte, ist jetzt die systematische Kunst thätig. Die Literatur hat dazu mächtig mitgeholfen und das neueste Werk von J. Hartwig: „Die Parkanlagen“ (Weimar, Voigt), wird wesentlich beitragen, den ästhetischen Sinn des Gartenbesitzers zu schärfen und zu unterstützen. Man erwarte nach dem Titel nicht ein Werk nur für große Herren, welche sich Parks anlegen: die treffliche Arbeit ist ebensosehr für den einfachen Gartenbesitzer angelegt. Jeder Haus- und Villagarten, der nicht ausschließlich zum Nutzen bestimmt ist, sondern an den in der Art und Weise der Anlage, in der Benützung und Pflege höhere Anforderungen gestellt werden, ist eben ein Park im Sinne des Herausgebers, dem als großh. sächsischem Garteninspektor eine reiche Erfahrung zu Gebote steht und der zugleich, wie aus dem ganzen Werke hervorgeht, auch sich für kleinere Verhältnisse einzurichten versteht. Rasen, Wege, Wasser, Feldpartieen, Anpflanzungen, Blumenbeete und Schling- und Kletterpflanzen bilden die Hauptpunkte und die Kapitel des Werks, das mit 16 Foliotafeln zugleich eine reiche Fülle von Anlagen bietet.

— **Die Biographie Bellini's, des Komponisten der „Norma“,** von Francesco Florimo ist in einem dicken Band erschienen.

Bildende Künste.

— **Die „Wiener Zeitung“ veröffentlicht eine Konkursausschreibung** des Kultusministers, betreffend die Herstellung eines Denkmals, welches an der Westseite der Halle des hohen Thurmes des St. Stephandomes zur Erinnerung an die letzte Belagerung Wiens durch die Türken (1683) errichtet werden soll. Zur Betheiligung an den Konkurrenzarbeiten werden bloß österreichische Bildhauer und Architekten zugelassen. Das Denkmal ist als hoher, aufstrebender Bau gedacht, in welchem jene historischen Persönlichkeiten in angemessener Weise Platz finden sollen, welche sich bei der Vertheidigung und dem Entsatz von Wien besonders hervorgethan haben, nämlich: Rüdiger von Starhemberg, Bürgermeister Liebenberg, der Führer der Universitätsjugend, Paul Sorbait, Bischof Kollonich, Kaiser Leopold, Reichsfürst Karl von Lothringen, die Fürsten von Sachsen und Bayern und der Polenkönig Johann Sobieski. Als beiläufige Muster des Denkmals, das im Style der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts gehalten sein soll, werden die gleichartigen Monumente der Kirchen Ai Frari und S. Giovanni e Paolo in Venedig bezeichnet. Die Ausführung des Monuments ist in feinem Kalkstein zu denken und soll dieselbe ohne Fundament die Summe von 50,000 Gulden nicht übersteigen. Die drei besten Konkurrenzarbeiten, welche bis zum 15. April 1883 an die Kanzlei der Künstlergenossenschaft in Wien einzusenden sind, erhalten Staatspreise von 2000, 1500 und 1000 Gulden.

— **Von den zweiunddreißig Feldherren, deren Kolossalbüsten** das Berliner Zeughaus schmücken sollen, hat als erste Graf Wrangel seinen Einzug gehalten. Lebendigkeit im Ausdruck und in der Bewegung zeichnet auch dieses Werk des Bildhauers Heinz Hoffmeister aus, welcher vor einigen Jahren den greisen Feldmarschall nach dem Leben modellirte und allgemeinen Beifall auf der akademischen Kunstausstellung errungen hat.

— **Abermals ein schöner Beweis für die Nutzlosigkeit der Konkurrenzausschreibungen.** Von den drei gekrönten Plänen zum Viktor Emanuel-Denkmal kann keiner ausgeführt werden. Warum dann überhaupt Prämien?

— **„Es ist vollbracht!“, das neueste Gemälde von Gabriel Max,** ist gegenwärtig in Berlin ausgestellt. Wie uns unser dortiger Korrespondent schreibt, wird der Eindruck dieses Bildes sehr erheblich durch die Bizarrerieen beeinträchtigt, mit welchen der Maler die an und für sich ergreifende Komposition verbrämt hat. Der eben verschiedene Christus mit seinen gelbgrünen Fleischtönen hat das Aussehen eines halbverwesten Leichnams. Der Kopf und der Körper sind ohne Hoheit und Adel und die fünf Paar gefalteten Hände, die sich zu den Füßen des Heilands emporrecken, — von den dazu gehörigen Personen sieht man nur die Aermel —, sind, so schön sie auch gemalt sein mögen, gelinde gesagt eine Geschmacklosigkeit. Endlich hat der Maler die verfinsterte Sonne mit einer Naivität dargestellt, wie man sie auf Gemälden des fünfzehnten Jahrhunderts findet. Dagegen ist der landschaftliche Hintergrund, das im Dunkel liegende Meer und das Phänomen einer Wasserhose, als das Kennzeichen des Erdbebens, von großer Stimmungsgewalt. Um so bedauerlicher ist es, daß der Künstler sich durch seine barocken Einfälle und seine krankhaften Launen die Gesammtwirkung seines Bildes zerstört hat.

— **Professor Julius Benczur in München hat einen Ruf an die** ungarische Kunstakademie angenommen.

— **Nachdem im Jahre 1883 nach der beim k. bayerischen Staats**ministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten in München eingelaufenen amtlichen Nachricht eine Weltausstellung in New-York nicht stattfindet, steht der Abhaltung einer internationalen Kunstausstellung zu München in demselben Jahre nichts mehr im Wege. Es wird eine Kommission zur Ausarbeitung eines Statuts für dieselbe ernannt werden und die k. Staatsregierung bei dieser Ausarbeitung vertreten sein.

Musik.

— **Unter dem Titel: „Liederbuch“ von Josephine Lang,** ist bei Breitkopf & Härtel in Leipzig eine Auswahl von 40 Gesangkompositionen dieser berühmten Schülerin Mendelssohn's erschienen, die vor nicht zu langer Zeit in Tübingen hochbetagt verstorben ist. Die Theilung in zwei gleiche Hälften, für hohe und tiefe Stimme, ist nicht allzu strikt zu nehmen, indem auch das zweite Heft manche in die höhere Lage steigende Lieder enthält, während im ersten oft nur die eigentliche Baritonlage vorherrscht, ebenso oft aber auch eine ansehnliche Höhe oder Tiefe berührt wird, die wir sonst nur in Operngesängen finden. Auch die Klavierbegleitung ist äußerst reich und vollgriffig, dabei von einer bei Frauen seltenen Korrektheit und dazu oft von berückendem Wohlklang. Manche Nummern entstammen einer Zeit, da man Schubert kaum kannte, und treffen dessen Styl instinktmäßig auf's Wunderbarste, so z. B., wo neben dem Anfange der Singstimme das Vorspiel wiederholt wird. Dagegen gemahnen wieder an den Opernstyl die überlangen Dehnungen auf einzelne Sylben, dann die vielen Textwiederholungen, wodurch oft eine gewisse Verschwommenheit und Traumseligkeit entsteht, die indessen auch vielen geistesverwandten Liedern von Robert Hornstein oder Marie Arendts anhaftet. Derlei kleine Schwächen sind aber auch bei J. Lang reichlich ausgeglichen durch den vollen, satten Strom echter Musik, der in jeder Zeile pulsirt, die feinsinnige Wahl der Gedichte und die wahre, ideale und warm empfundene Auffassung und Wiedergabe derselben. „Sie liebt mich“, „Den Abschied schnell genommen“, „Erinnerung“, „Wein' aus deine Freude“ und ähnliche Stücke sind Perlen des deutschen Kunstgesanges und werden bei entsprechendem Vortrage stets ergreifende Wirkung ausüben.

— **Unter den zahlreichen Konzerten, welche der Schluß der** Stuttgarter Saison noch brachte, zählen wir zu den hervorragendsten jenes des Pianisten und Komponisten Louis Pabst aus Wien, der sich in der That nicht nur als souveräner, keine Schwierigkeiten kennender „Tastokrat“ einführte, sondern den Kenner noch insbesondere durch interessantes Programm, tiefes Verständniß und feinsinnige Interpretation seiner Darbietungen, darunter u. A. Schumann's selten gehörtes „Ende vom Lied“ erfreute. Von eigenen Kompositionen gab er ein prächtiges Trio (unter Mitwirkung der trefflichen Meister Wien und Cabisius), einige wirksame Gesänge (von Frau Strich-Chapell verständnißvoll vorgetragen) und mehrere seiner bei A. Cranz erschienenen Klavierstücke, worunter die F-moll-Notturne, ein stimmungsvolles, von allen so nahe liegenden Chopin-Anklängen freies Vortragsstück, und eine interessant gearbeitete Barkarole wohl den meisten Beifall erhielten. Aber auch unter des Autors übrigen Klaviersachen möchten wir den Freunden gediegener, distinguirter und dankbarer Piècen noch manche empfehlen, so z. B. die Gavotten (mit nachfolgender Musette) op. 12, 13 und 22, die Variationen op. 16 und 30, das Impromptu op. 24, die Romanze op. 29 und die 2 Hefte „Miniaturbilder“ op. 15 und 20, worin die „Romaneske“ und „Idylle“ als höchst glückliche Inspirationen zu bezeichnen sind.

— **Der deutsche Musikerverband, welcher im Jahre 1872 zu dem** Zweck gegründet wurde, den Musikerstand auf eine höhere Stufe zu heben, hat im Verlauf des ersten Jahrzehnts nicht allein diesen Zweck eifrigst zu fördern gesucht, sondern ist auch darauf bedacht gewesen, Einrichtungen zu treffen, um das Alter möglichst vor Sorgen zu schützen und in Unglücksfällen Unterstützungen zu gewähren. So wurde im Jahre 1874 für die Mitglieder eine Pensionskasse gegründet, die Alters- und Invalidenpensionen gewährt und nach zehnjähriger Sammelperiode in Wirksamkeit tritt. Das Vermögen der Kasse ist bereits auf 800,000 Mark herangewachsen und wird nach Ablauf der Sammelperiode voraussichtlich 1,000,000 M. betragen. Inzwischen hat der Verband, je nach Lage der Hülfsbedürftigkeit, aus seinen Mitteln freie Unterstützungen an Mitglieder und deren Angehörige gewährt, die sich, vom Jahre 1876 an gerechnet, auf 22,000 M. belaufen. Seit dem 1. April d. J. ist nun von dem Verbande eine neue Kasse gegründet worden, um Wittwen und Waisen verstorbener Mitglieder fortlaufende Unterstützungen gewähren zu können. Das Statut, welches demnächst der Behörde zur Genehmigung unterbreitet werden soll, sichert der Wittwe, eventuell den Waisen, außer den laufenden Unterstützungen auch noch ein Sterbegeld von 200 M., welches bei dem Ableben des Familienhauptes gezahlt wird.

— **Die „Musikwelt“, welche in der kurzen Zeit ihres Bestehens** sich eine angesehene Stellung unter den musikalischen Zeitschriften errungen, hat zu erscheinen aufgehört — ein entschiedener Verlust für die Kunst. Der Herausgeber des Blattes, Dr. Goldstein, ist durch Gesundheitsumstände zu diesem Schritte gezwungen.

Bühne.

— **„Sergue Panine“, in der deutschen Bühnenbearbeitung,** wir wissen nicht warum, in „Sergius Panin“ verwandelt, hat, schreibt man uns aus Wien, die großen Erwartungen nicht erfüllt, die man sich am Stadttheater davon versprochen. Der Umguß aus dem Roman in die dramatische Form ist Ohnet nicht so gelungen, wie dieß sonst bei den Franzosen wohl der Fall zu sein pflegt. An dem Stoff zeigt sich aber auch wieder, ähnlich wie bei Zola's «L'assommoir», daß ein Theaterpublikum durchaus nicht geneigt ist, Alles, was es sich in einem Roman gefallen ließ, mit derselben Miene auf der Bühne hinzunehmen. Im „Sergue Panine“ wird nämlich Alles überboten, was bisher auf dem deutschen Theater dem Publikum vorgeführt worden ist. Der Held, ein finanziell zu Grunde gerichteter polnischer Fürst, durch den Zauber seiner Persönlichkeit den Weibern unwiderstehlich, erwirbt sich die Hand der Tochter Frau Desvarennes', einer viele Millionen wiegenden Bäckersfrau. Seine frühere Geliebte, Jeanne von Cernay, die Pflegetochter der reichen Bäckersfrau, räumt er aus dem Wege, indem er sie nöthigt, die Gattin seines Freundes Cayrol, eines gleichfalls sehr reichen Mannes, zu werden. Kaum haben die ehelichen Verbindungen stattgefunden, so werden die alten Beziehungen zwischen dem Fürsten und seiner früheren Geliebten wieder hergestellt. In so unvorsichtiger Weise wird der verbrecherische Umgang betrieben, daß die Betrogenen sehr bald zu Zeugen ihrer Schmach werden. Sich vollständig von der Schwiegermutter zu emanzipiren, hat der Fürst seinen Namen zu schwindelhaften, Gewinn versprechenden Unternehmungen hergegeben; ein Krach stellt sich schnell genug ein, und vor der Anklagebank vermag nur die Flucht oder ein Pistolenschuß sicherzustellen. Zur Flucht ist es zu spät, und da es in dem entscheidenden Moment auch an Muth gebricht, so schießt Frau Desvarennes ihren eigenen Schwiegersohn nieder. Als der Gerichtsbeamte die Thüre öffnet, findet er vor der Schwelle bereits den ausgestreckten Leichnam. Der Vorhang fällt, das Stück ist zu Ende. Von dem, was die Geschworenen dazu sagen werden, wie sie den Pistolenschuß auffassen, erfahren wir nichts. Mitterwurzer und Tyrolt waren in den beiden männlichen Hauptrollen vorzüglich, und den Erfolg, den das Stück hatte, verdankt es hauptsächlich diesen zwei Schauspielern. Aber brachte das Stück eine Enttäuschung, so brachte sie die Darstellung der weiblichen Hauptrolle in noch höherem Grade. Josephine Gallmeyer, die gefeierte Soubrette, machte in der Rolle der Bäckersfrau den Versuch, aus der Posse in das ernste Drama überzugehen, und dieser Versuch ist vollständig gescheitert. Was man dieser genialen Schauspielerin nie nachsagen konnte, das that sie den Leuten an diesem Abend zum ersten Mal an: sie langweilte sie. Das Bemühen, recht hübsch sauber nach der Schnur zu sprechen, lähmte ihr vollständig die schauspielerischen Fähigkeiten. Es wäre besser gewesen, sie hätte sich mehr gehen lassen.

— **Unter dem Titel „Prinz Orlofsky“ hat der Berliner Possen**schriftsteller Leon Treptow, welcher bisher nur Volksstücke des derbsten Genres für die Vorstadtbühnen verfaßt hat, eine Fortsetzung der „Fledermaus“ von Johann Strauß geschrieben. Die Komposition rührt von dem Kapellmeister C. A. Raida her. Bei ihrer Aufführung im Berliner Viktoriatheater erwies sich diese Operette als ein ödes, geist- und witzloses Machwerk, in welchem unter den gröbsten Verstößen gegen die gute Sitte der Versuch gemacht wird, das wüste Treiben auf der Villa des Prinzen Orlofsky zu schildern. Als plötzlich der Onkel des Prinzen in die zügellose Gesellschaft hineinschneit, gibt der Letztere, um den Alten zu täuschen, das Stubenmädchen Adele als seine Gattin aus, und am Schluß eines sinnlosen Potpourris von Walzern, Couplets, Quartetten und Märschen macht er aus der Farce Ernst und erhebt die Zofe zu seiner Gemahlin. Die Musik fand nur in denjenigen Nummern Beifall, in welchen der Komponist sich eng an Strauß, Offenbach, Suppé u. A. angelehnt hatte. Einen selbstständigen Werth wird man in der Partitur vergebens suchen.

— **In Wiesbaden hat ein neues einaktiges Stück: „Ella“ von** H. J. Smith; in Mainz ein neues Lustspiel: „Wer war's?“ von Konrad Krauß und in Frankfurt ein neues einaktiges Lustspiel: „Liebesplänkeln“ von Adolar, gefallen. Sämmtliche Autoren scheinen, abgesehen von ihrem Talente, beliebte Einwohner der Städte zu sein, in denen ihre Werke das Lampenlicht erblickten.

— **Bekanntlich plant der bisherige Leipziger Operndirektor,** Angelo Neumann, eine große Tournée mit Richard Wagner'schen Werken, welche in Paris ihren Anfang nehmen sollte. Dieses letztere Projekt mußte wohl fallen gelassen werden, dagegen nimmt das wandernde Richard-Wagner-Theater neuerdings greifbare Gestalt an, und der Impresario desselben, Herr Neumann, hat bereits die werthvollsten Kräfte dafür gewonnen. Verschiedene Zeitungen brachten wiederholt die Nachricht, der König von Bayern habe die Genehmigung dazu ertheilt, daß das Ehepaar Vogl in München, für die ganze Dauer dieses Unternehmens beurlaubt, dem Richard-Wagner-Theater beitreten werde. Thatsächlich ist die königliche Erlaubniß dazu erst jetzt erfolgt und damit hat das genannte Theater allerdings zwei Gesangskünstler ersten Ranges erhalten, und überdieß sind der Neumann'schen Gesellschaft noch beigetreten: Frau Hedwig Reicher-Kindermann, die Berliner Kammersängerin Marianne Brandt, Orlanda Riegler, Dr. Franz Krückl, Georg Unger, Julius Lieban u. s. w. Direktor Neumann, welcher am 2. September seine Tournée durch Deutschland, Holland, Belgien und Rußland beginnt, wird sein eigenes Orchester, einen vollständigen Chor und sämmtliche Dekorationen und Kostüme in der Originalausstattung von Bayreuth mit sich führen. Die Leitung des Orchesters wurde dem Kapellmeister Anton Seidl, einem Schüler Wagner's, anvertraut.

— **Eine seriöse Oper von Donizetti: „Poliuto“, deren Libretto** nach Corneille's Tragödie „Polieucte“ gearbeitet und die in Deutschland noch niemals aufgeführt worden ist, eröffnete am 8. April die italienische Opernsaison des Centralskatingrink in Berlin. Die Oper ist im Jahre 1838 geschrieben und bald darauf von Donizetti selbst in der großen Oper in Paris unter dem Titel «Les Martyrs» zur Aufführung gebracht worden, wo sie großen Beifall errang. Das heutige Publikum ist anspruchsloser, und deßhalb erregte das Werk, welches mehr den Charakter eines Oratoriums als den eines musikalischen Dramas hat, nur ein mäßiges Interesse. Der heroische Styl war dem fruchtbaren Meister, der mehr als 70 Opern geschrieben hat, versagt.

— **Im neuen Theater in Leipzig fand die hundertste Vorstellung** des „Lohengrin“ statt, der im Teatro real in Madrid ebenfalls in diesen Tagen zum ersten Male zur Aufführung kam.

— **In Rom ist, wie bereits gemeldet, die posthume Oper Donizetti's** «Il duca d'Alba» im Apollotheater mit großem Erfolge in Szene gegangen. Nur die beiden ersten Akte waren ganz, der dritte theilweise noch von Donizetti instrumentirt, vom vierten Akte hatte er die Singstimmen geschrieben, und die Instrumentation ist von Salvi sehr geschickt ergänzt worden. Am meisten Beifall fand der große Marsch im ersten Akte, eine Arie und ein Terzett. Im zweiten Akte, welcher etwas an „Lucrezia Borgia“ erinnert, errang ein Rondo (Sopran, Tenor und Baß) und ein Duett den größten Erfolg. Der dritte Akt fiel etwas ab, allein der vierte riß das Publikum zu echt südlichem Enthusiasmus hin.

— **Ueber die endgiltige Gestaltung der Petersburger Theater**verhältnisse erfährt man jetzt: Das deutsche Theater ist aufgegeben und fällt völlig der Privatinitiative anheim. Die italienische Oper wird eine kaiserliche Bühne werden; das französische Theater erfährt keine durchgreifende Veränderung. An die Spitze der russischen Oper aber tritt definitiv Anton Rubinstein.

Kultur und Wissenschaft.

— **Eine heraldische Ausstellung, die erste ihrer Art,** ist am 1. April in Berlin im Kunstausstellungsgebäude am Cantianplatz eröffnet worden. Wie uns von dort geschrieben wird, beschränkt dieselbe sich nicht bloß auf die engeren Gebiete der Wappen-, Siegel- und Geschlechterkunde, sondern sie umfaßt zugleich eine äußerst reichhaltige Sammlung von Gegenständen der Kunst und Kunstindustrie, bei welchen Wappen ihre Anwendung gefunden haben. Siebenzehn Räume enthalten in mehr als 4000 Nummern eine unschätzbare Fülle von Kostbarkeiten und kunstgewerblichen Alterthümern, welche von dem deutschen Kaiser, sämmtlichen deutschen Fürsten, vielen deutschen Städten und einer großen Zahl von deutschen Adelsgeschlechtern und Kunstsammlern geliehen worden sind.

Im Hohenzollernsaale findet man beispielsweise das preußische Reichsschwert und das brandenburgische Kurschwert, das hohenzollern'sche Reichspanier mit dem schwarzen Adler auf silberbrokatenem Fahnentuche, ein Modell der deutschen Kaiserkrone, die eiserne, mit prachtvoller Aetzung verzierte Rüstung Kurfürst Joachim I., einen fast zwei Fuß hohen, von der Kaiserkrone überhöhten silbernen Humpen des Prinzen Karl, in welchen 25 goldene, auf das Haus Hohenzollern bezügliche Medaillen eingelassen sind u. drgl. m. In einem anstoßenden Saale sind Wunderwerke der Gold- und Silberschmiedekunst aufgestellt, unter welchen ein silberner Becher Martin Luther's, den er laut Inschrift mit dem Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg geleert hat, ein gothischer Doppelbecher, der, wie jener, der Stadt Leipzig gehört, und ein goldener Feldaltar der preußischen Ordensmeister von hohem Interesse sind. Eine besondere Anziehungskraft auf viele Besucher wird die vollständige Sammlung der Orden und Ehrenzeichen sämmtlicher Souveräne des deutschen Reichs, Oesterreichs und Rußlands üben. Durch die Ausstellung wird nicht bloß das spezifisch heraldische Interesse befriedigt, sondern es werden auch die verschiedenen Zweige des Kunstgewerbes durch die Zusammenstellung lange verborgen gehaltener Schätze neue Anregungen empfangen.

Industrie, Handel und Verkehr.

— **In der Maschinenfabrik von König & Bauer in Kloster** Oberzell wurde die dreitausendste Maschine vollendet und in Folge dessen unter die Arbeiter, denen auch der Samstag freigegeben war, eine Summe von etwa 3700 Mark vertheilt. Im Jahre 1873 feierte man die Vollendung von 2000 Maschinen; es hat sich also in dem kurzen Zeitraum von neun Jahren ein Zuwachs ergeben, der für die Blüte der Fabrik, die sich bekanntlich eines Weltrufs erfreut, und ihre Produktivität das glänzendste Zeugniß stellt.

— **Die Welt verbraucht jährlich 220,000 Pfund Chinin, wovon** der vierte Theil auf Amerika fällt.

— **Neue Guanolager sind im Golf von Kalifornien an der** mexikanischen Küste, 28 Meilen nordwestlich vom Kap Lobos, entdeckt worden. Die Insel, welche den Guano enthält, hat einen Umfang von 16 Quadratmeilen und die Lager sind, wie es heißt, von beträchtlicher Bedeutung.

— **Die japanesische Regierung hat einer Gesellschaft die Kon**zession zum Bau einer Eisenbahn durch den größten Theil der Insel ertheilt. Dieselbe wird Yeddo (oder Tokio) mit einer Million Einwohnern mit dem 472 englische Meilen entfernten Awomori durch eine Hauptlinie verbinden. Die Bahn wird die Haupt-Seiden- und Reisdistrikte durchschneiden. Die Expropriation wird durch die Regierung für Rechnung der Gesellschaft durchgeführt. Die Bahn ist frei von Steuern.

— **Im Jahre 1881 wurden in jene Länder, welche dem all**gemeinen Postverein angehören, 3 Milliarden 866 Millionen Briefe abgesendet. Hiezu kommen 649 Millionen Postkarten, 3 Millionen Postkarten mit gezahlter Antwort, 1 Milliarde 983 Millionen Zeitungen, 1 Milliarde 23 Millionen Drucksachen, 64 Millionen Muster, 98 Millionen Pakete. Ferner wurden deklarirt 95 Millionen Postmandate, welche einen Werth von 6 Milliarden 45 Millionen Franken repräsentirten.

Feste und Versammlungen.

— **Der deutsche Journalistentag wird dieses Jahr am 20. August** in Nürnberg zusammenkommen.

— **Das Murillo-Jubiläum ist am 3. April in Madrid (Murillo** starb am 3. April 1682) festlich begangen worden. Der religiösen Feier wohnten der König und eine ungeheure Volksmenge bei; dann gab es einen Zug durch die Stadt, der auf dem Platze Murillo hielt, worauf am Denkmal des Gefeierten Kränze und Blumen niedergelegt wurden. Sevilla hat in ähnlicher Weise das Andenken Murillo's, der dort geboren wurde, gefeiert.

— **Bekanntlich waren es am 12. April hundert Jahre seit dem** Ableben Pietro Metastasio's. An dem Hause am Kohlmarkt Nr. 11, in welchem Metastasio so viele Jahre gewohnt, wurde eine Marmortafel angebracht, deren Inschrift daran erinnert, daß der Dichter hier gelebt hat und gestorben ist. Der Konvent der Barnabiten, welchem dieses Haus gehört, hatte seine Zustimmung dazu bereitwilligst ertheilt.

Sport.

— **Das traditionelle Wettrudern zwischen den Universitäten** Oxford und Cambridge fand auch dießmal am Sonnabend vor der Osterwoche auf der Themse statt. Wie im vorigen Jahre trugen die Dunkelblauen (Oxford) den Sieg davon. Dieselben durchruderten die Strecke in 20 Min. 12 Sek. und schlugen ihre Gegner um 20 Sek. Das herrlichste Wetter begünstigte das nationale Sportfest, welches in England den ersten Rang nach dem Derby einnimmt. In dem großen Rudermatch um 1000 Pfd. Strl. (20,000 M.) zwischen Hanlan und Boyd auf dem Tyne schlug der Kanadier Hanlan, der als erster Ruderer der Welt gilt, seinen Rivalen mühelos um 4 Längen. Die Strecke von 3 Meil. 700 Y. wurde vom Sieger in 21 Min. 25 Sek. zurückgelegt. Hanlan wird am 1. Mai seinen Ruf gegen den Australier Trickett, der als ein viel gefährlicherer Rivale gilt, zu vertheidigen haben. Der Einsatz beträgt wiederum 1000 Pf. St. und ist die Themse als Kampfplatz in Aussicht genommen.

— **Zwei glänzend ausgefallene Reiterfeste, das erste zu Verden** von dem dort garnisonirenden Ulanenregiment arrangirt, das andere zu Braunschweig zur Feier des 73. Jahrestages der Errichtung des dortigen Husarenregiments durch den Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg, zeigen von Neuem den frischen, die deutsche Kavallerie durchwehenden Reitergeist, der, die Winterruhe ausnützend, sich in equestrischen und sportlichen Produktionen aller Art kundgibt.

— **Zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Breslauer** Rennen wird ein großartiges Sportfest vorbereitet. Neben vielen glänzend dotirten Rennen sind Produktionen im Sattel und im Geschirr, Zugproben, Vorführung von Anspannung aller Art, Festzüge, Bälle &c. geplant. Auch die Feuerwehr und das Straßenreinigungskorps sollen in Thätigkeit treten. Prinz Karl von Preußen hat eine Erneuerung des seinerzeit von ihm gestifteten Rennpreises, des silbernen Pferdes, welches nach vierzigjähriger Vertheidigung in den Besitz des Grafen Renard überging, zugesagt.

— **Nachdem nunmehr die Rennsaison eröffnet ist, hat die Wett**spekulation für das österreichische wie für das norddeutsche Derby einen lebhaften Aufschwung genommen. Ob der Wettmarkt auf den preußischen Rennbahnen je wieder einen Platz finden wird, ist äußerst fraglich. Nach den von uns eingezogenen Informationen soll in Preußen das Ausbieten von Wetten auf den Rennplätzen nicht mehr gestattet werden.

— **In England fallen auf der Bahn zu Epsom in diesen Tagen** die Würfel zu den beiden wichtigsten Entscheidungen vor dem Derby. Am 26. April wird das Rennen um die 2000 Guineen, am 28. April um die 1000 Guineen ausgefochten.

— **Die Gesellschaft zur Förderung der Pferdezucht in Budapest** veranstaltet am 5.—8. Mai eine Pferdeausstellung und sollen während dieser Zeit gut dotirte Trabrennen abgehalten werden.

— **Der Verein „Columbia" zu Köln hat sein Reiseprogramm** für Brieftauben veröffentlicht. Haupttouren sind von St. Denis (401 Kilometer), Orleans (502 Kilom.), Mont Louis (607 Kilom.) und Limoges (710 Kilom.).

Mode.

— **Die Stoffe für das Damenkleid dieses Frühjahrs sind klein** gestreift, klein karrirt, auch uni wird, wie immer, viel getragen. Bei Allem wird sehr viel Moiré, Sammet, Atlaß oder Seide mit verarbeitet. Man kann sogar mit Recht sagen, daß es keine Winter- und Sommerstoffe mehr gibt, da die jetzige Mode auch für die schöne Jahreszeit nur noch die schwereren Stoffe verwendet, die eigentlich die Hauptgrundlage einer Wintertoilette bilden, nur mit dem Unterschied, daß man sie mit leichteren Stoffen benützen wird. Man spricht auch von Barègekleidern in hellen und zarten Farben, verziert mit ausgewählten Spitzen, — denn heute wählt man nur noch dieselbe Farbe für die Spitze wie sie das Kleid hat, als Taille einen „Spencer" mit Spitze in Sammet, einen Ton dunkler als der Stoff. Diese Zusammensetzung ist gewiß sehr schön, aber etwas warm, besonders wenn wir etwa durch einen heißen Sommer begünstigt werden. Die Frauen aber werden sich nicht beklagen, wenn sie finden, daß diese Mode sie gut kleidet. Der alte Barège wird ebenfalls ein Lieblingsstoff für diesen Sommer sein. Der Barège ist weich und leicht, er gibt sich leicht zu allen Erfindungen einer geschickten Schneiderin her. Er kann zu Rüchen, Plissés und Raffungen verwendet werden und paßt für jedes Alter. In den Farben crème, hell, rosa, hellblau, leinengrau und der Staub- und Kornfarbe ist er sehr passend für junge Mädchen und junge Frauen; in schwarz, braun und dunkelgrau für ältere Frauen. Die Leichtigkeit, mit welcher man eine passende Seide mit diesem Stoff verwenden kann, wird ihm großen Erfolg geben. Ein altes oder auch gefärbtes seidenes Kleid wird bei einer solchen Toilette gute Dienste leisten, da Alles durch den Barège bedeckt wird; nur ist dabei zu bemerken, daß er mit keinem andern wollenen Stoff kann verwendet werden. Die Röcke sind vorne flach, dazu spitze Taille und Paniers oder l'habit directoire mit langen Pans. Diese Röcke lassen sich auch noch in lange Ueberröcke verwandeln, indem man sie tiefer als die Taille knöpft und auf einen Rock fallen läßt, der nur unten garnirt ist. Diese Art wird nur von eleganten Damen getragen und wird zum Reisen sehr angenehm sein, ebenso für Ausflüge oder Morgenausgänge. Man wird ihn aus dickem grauem Alpaka machen, verziert mit breiter, wollener Litze oder auch Cachemire de l'Inde mit Seide abgefüttert, welche passend zum Kostüm gewählt werden muß. Dieser Ueberrock wird gerade oder schräg geknöpft auf eine kleine Herrenhalsbinde. Man kann ihn auch sehr elegant machen in dickem Seidenstoff, dann muß er aber ein sehr reiches Spitzenjabot bekommen. Die Taille ist anschließend, der Rock aber sehr weit. Im Allgemeinen beobachtet man, daß die jetzige Mode das Streben zeigt, den Röcken eine bedeutende Weite von der Taille bis zu den Knieen zu geben, eine Weite, welche man in den letzten Jahren gar nicht mehr kannte. Die Paniers, die spitzen Taillen bringen auch die Fichüs Marie Antoinette wieder in die Mode, sowie für den Sommer kleine Kragen, passend zu den Kleidern und kaum bis zu den Ellenbogen gehend.

— **Die Unterröcke müssen für den jetzigen Schnitt der Kleider** vorn sehr flach sein und durch eine Struppe alle Falten nach hinten gezogen werden. Sie werden kurz getragen und immer noch mit Spitzen (Imitation) verziert. Viele Kleider erfordern eine kleine Tournüre oder in dem Kleid einen Volant von steifem Mull.

— **Der weiße Strumpf ist aus der Mode gekommen, man wählt** immer dieselbe Farbe wie die des Kleides oder wenigstens dazu stimmend, sei es in Seide, Halbseide oder Baumwolle.

— **Die Sonnenschirme werden in dieser Saison groß, ja sehr** groß gemacht, sind mit Spitzen, Stickerei aus demselben Stoff oder Fransen, die zu dem Schirm und der Toilette passen, verziert. Der Stiel ist sehr lang und ein wenig massiv. Der Griff stellt einen Pferdekopf, Negerkopf oder Hundekopf vor, welcher ziemlich dick ist. Was viel zur Verzierung des Schirmes genommen wird, das ist eine breite Bandschleife, welche unten am Knopf angebracht wird. Für einen sehr eleganten und feinen Anzug muß der Schirm ganz in der Farbe des erstern gewählt werden oder mit schwarzen spanischen Spitzen bedeckt sein; auf einem Theil des Schirmes bringt man eine breite, schöne Bandschleife an, welche die Farbe des Kleides haben muß. Der Schirm, der in dem Wagen benützt wird, ist ebenfalls sehr groß, die Verzierungen sind dieselben, nur anstatt Band wird eine Guirlande oder ein Bouquet lebender Blumen angebracht. Der feinste Stiel für diese Schirme bleibt das Elfenbein und das Nashorn; letzteres wird viel wegen seiner Stärke genommen.

— **Oliv ist die Losung des Tages. Wände und Möbel, Roben** und Bücher, Mäntel und Schirme, Portemonnaies und Hüte, Alles ist in Olivton gehalten, nur wechselnd in der Helle der Nüance. Die braunen Töne erscheinen nur schüchtern daneben, vereinzelt auch die rothen Farben und marineblau, die schöne, kleidsame und lange Zeit fast allein herrschende Farbe sieht man kaum noch. Ziemlich keck tritt dagegen eine andere neue blaue Nüance auf: „Porzellan", Zwillingsschwester des alten Kornblumenblau, mit etwas mehr Gehalt von roth, und in mehreren Nüancen. Porzellan ist jedoch nicht leicht zu tragen. Andere Farben als roth, rosa und vieil or harmoniren nicht dazu, und eine Dame, von Kopf bis zu den Füßen in die ziemlich schreiende Farbe gekleidet, könnte leicht zu einem ungalanten Ausruf veranlassen.

— **Die Frühjahrsüberzieher für Herren werden etwas kürzer als** bisher getragen, sehr hoch geknöpft, sowie die anderen Röcke. Der Cylinder ist niedriger, mit breiterem, etwas aufgeschlagenem Rand. Bei Gesellschaft oder Hochzeiten wird kein Frack mehr, sondern der Rock getragen. Das Beinkleid und der Rock sind mit einer seidenen Litze eingefaßt; um die schwarze Weste wird ein Saum in weißem Piqué eingeknöpft, der die weiße Weste ersetzen soll.

Denkmäler.

— **In Sebenico hat sich ein Komite gebildet, welches dem aus** dieser Stadt stammenden italienischen Dichter Niccolo Tommaseo ein Monument daselbst errichten will.

— **In Dumfries wurde am 6. April in Gegenwart einer un**geheuren Zuschauermenge von Lord Rosebery ein Marmorstandbild des schottischen Dichters Burns enthüllt.

— **„Paul und Virginie" von Bernardin de Saint Pierre, deren** Schauplatz die Insel Mauritius ist, hat Anlaß zu einem Denkmal gegeben. Die Bewohner von Mauritius wollen das Andenken an den Dichter und dessen Werk dadurch ehren, daß sie eine Marmorgruppe am Ufer der Insel aufstellen, die Gestalten von Paul und Virginie darstellend. Eine Fächerpalme soll das Denkmal überschatten. Saint Pierre hat bekanntlich auf der Inselgruppe einige Jahre gelebt; nun werden die Gestalten seiner Phantasie in Marmor da erstehen, wo der Dichter den Stoff zu seiner Idylle fand.

Gestorben.

— Bischof Jörgen Moë, hochverdient um das Sammeln norwegischer Volksmärchen, 69 Jahre alt, in Christiansand, am 28. März.

— Freiin Mathilde v. Metsch, Aebtissin des freiadeligen Stiftes Wallenstein, bek. durch Dingelstedt's Stillleben, 81 Jahre alt, am 1. April, in Fulda.

— Philipp Camperio (Mailänder), Präsident des Genfer Staatsraths, am 1. April.

— Oberstlieutenant Johann Stäger von Waldburg, Gemahl der Prinzessin Karoline von Hohenzollern, in Linz, am 4. April, 69 Jahre alt.

— Medailleur Wittich, bek. durch die Krönungsmedaille Leo XIII., 36 Jahre alt, in Rom, am 4. April.

— F. Le Play, Nationalökonom und Sozialpolitiker, in Paris, am 5. April.

— Franz Wänzl, der Erfinder des ersten österreichischen Hinterladergewehrs, 71 Jahre alt, in Marktl (Niederösterreich), am 6. April.

— Professor Friedrich Drake, Bildhauer, am 6. April, in Berlin, 77 Jahre alt.

— Denis Florence M'Carthy, irischer Volksdichter, Uebersetzer Calderon's, 62 Jahre alt, am 7. April, in Dublin.

— Italo Gardoni, ber. Tenor, 62 Jahre alt, in Paris, Anfangs April.

— Geh. Rath Cäsar Dietrich v. Witzleben, Direktor des sächsischen Hauptstaatsarchivs, 59 Jahre alt, in Dresden, am 7. April.

— Jules Quicherat, Direktor der Ecoles des Chartes, Verfasser der «Histoire du costume en France», 68 Jahre alt, in Paris.

— Arnou, Afrikareisender, Leiter der französisch-äthiopischen Expedition.

ASTRONOMIE

Mai 1882.

In der Abenddämmerung tritt die Venus als Abendstern mehr und mehr hervor, sie nähert sich dem Jupiter, geht in einer Entfernung von zwei Mondsbreiten am 4. Mai über ihn hinweg, etwas rechts oberhalb des Aldebaran, und schreitet weiter den Zwillingen zu. Mars hat die Zwillinge erreicht und legt im Laufe des Monats noch den halben Weg zum Löwen zurück. Saturn ist der Sonne zu nahe, um gesehen zu werden.

Am 17. Mai Morgens findet eine Sonnenfinsterniß statt, über deren Verlauf das Kärtchen Aufschluß gibt. Der Kernschatten des Monds dringt bei C im westlichen Afrika in die Erde ein, dort beginnt die totale Verfinsterung, er streicht durch die Wüste Sahara, überschreitet den nördlichen Theil des rothen Meers, streift Bagdad und Teheran und geht über Nankin und Shangai bis in den großen Ozean. Dieß geschieht in der Zeit von 6 bis 9 Uhr Morgens Greenwicher Zeit (Ortszeit an einem beliebigen Ort sovielmal 4 Minuten mehr, als der Ort Grade weiter östlich liegt). Der absolute Anfang, die erste Berührung des Halbschattens, findet in A statt, im westlichen Theil des mittleren Afrika, das absolute Ende auf der Insel Luzon östlich von China, jenes um 5 Uhr, dieses nach 10 Uhr Greenwicher Zeit. Die westliche Grenzkurve der Sichtbarkeit fällt ganz in den atlantischen Ozean, dort endet die Finsterniß mit Sonnenaufgang, eine zweite Kurve durch A, welche durch Afrika von Süden nach Norden streicht, umfaßt die Orte, wo die Finsterniß bei Sonnenaufgang beginnt. Beide Kurven zusammen umschließen einen Raum, in welchem die Finsterniß nur theilweise gesehen wird, weil die Sonne verfinstert aufgeht. Durch den Punkt C geht noch eine Kurve, auf der alle Orte liegen, bei welchen die Sonne mit größter Verfinsterung aufgeht, der Mitte des ganzen Verlaufs entsprechend. Die Schatten streichen nun über Afrika, Europa und Asien, mit einer nördlichen Grenze längs der Nordküste von Europa und Asien bis zur Behringsstraße und einer südlichen, welche, durch den großen Ozean gehend, die Südspitzen von Vorder- und Hinterindien durchschneidet und zwischen Celebes und Neuguinea aufhört. Verläßt der Schatten wieder die Erde, so beginnt längs der östlichen Grenzkurve, die ganz in den großen Ozean fällt, die Finsterniß mit Sonnenuntergang, wird also nicht mehr gesehen. Weiter westlich auf der durch B gehenden Kurve hört die Finsterniß mit Sonnenuntergang auf; zwischen diesen zwei sich schließenden Kurven wird also nur ein Theil des Verlaufs gesehen, auf der Kurve durch D nur die Hälfte, weil während des Verlaufs die Sonne untergeht.

Im mittleren Europa beginnt die Finsterniß Morgens 6 Uhr Greenwicher Zeit, ihre Größe erreicht etwa ein Drittel der Sonnenscheibe. In Stuttgart ist der Anfang $6^h\ 40^m$ Ortszeit, die Bedeckung beginnt rechts unten; die größte Verfinsterung erreicht drei Zehntel des Durchmessers, um $8^h\ 13^m$ hört die Verfinsterung auf, indem der Mond links etwas nach unten die Sonnenscheibe verläßt.

Lotterieziehungen im Monat Mai.

Am 1. Oesterreichische 500-Gulden-Loose à 5% vom Jahre 1860, höchster Preis 300,000, niedrigster 600 fl., zahlbar am 1. August 1882 (44. Ziehung). — Stadt Genua 150-Franken-Loose vom Jahre 1869, höchster Preis 80,000, niedrigster 165 Fr., zahlbar am 1. August 1882 (25. Ziehung). — Belgische Kommunal-Kredit-100-Franken-Loose à 3% vom Jahre 1868, höchster Preis 15,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. Oktober 1882 (57. Ziehung). — Bayerische 100-Thaler-Loose à 4% vom Jahre 1866, höchster Preis 40,000, niedrigster 100 Thlr., zahlbar am 1. Juni 1882 (16. Ziehung). — Finnländische 10-Thaler-Loose vom Jahre 1868, höchster Preis 30,000, niedrigster 12 Thlr., zahlbar am 1. August 1882 (27. Ziehung). — Stadt Antwerpen 100-Franken-Loose à 3% vom Jahre 1859, höchster Preis 25,000, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. August 1882 (23. Ziehung). — Schwedische 10-Thaler-Loose vom Jahre 1860, höchster Preis 5000, niedrigster 13 Thlr., zahlbar am 1. August 1882 (44. Ziehung). — Graf Keglevich 10-Gulden-Loose vom Jahre 1847, höchster Preis 10,000, niedrigster 10 fl., zahlbar am 1. August 1882 (40. Ziehung). — Stadt Bukarest 20-Franken-Loose vom Jahre 1869, höchster Preis 50,000, niedrigster 20 Fr., zahlbar am 5. September 1882 (61. Ziehung). — Stadt Lüttich 100-Franken-Loose à 3% vom Jahre 1860, höchster Preis 5500, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. August 1882 (22. Ziehung). — Amsterdamer Industriepalast 10-Gulden-Loose vom Jahre 1867, höchster Preis 5000, niedrigster 17 fl., zahlbar am 1. August 1882 (31. Ziehung). — Stadt Reggio 120-Franken-Loose à 3 1/3 % vom Jahre 1871, höchster Preis 25,000, niedrigster 120 Fr., zahlbar am 1. September 1882 (32. Ziehung). — Seine-Departement 225-Franken-Loose à 4% vom Jahre 1857, höchster Preis 100,000, niedrigster 225 Fr., zahlbar am 1. Juli 1882 (50. Ziehung). — Oesterreichische Kredit-100-Gulden-Loose vom Jahre 1858, höchster Preis 150,000, niedrigster 200 fl., zahlbar am 1. November 1882 (95. Ziehung). — Stadt Neuchâtel 10-Franken-Loose vom Jahre 1857, höchster Preis 12,000, niedrigster 12 Fr., zahlbar am 1. August 1882 (49. Ziehung). — Am 2. Stadt Laibach 20-Gulden-Loose vom Jahre 1879, höchster Preis 20,000, niedrigster 30 fl., zahlbar am 2. November 1882 (8. Ziehung). — Am 5. Stadt Paris 500-Franken-Loose à 3% vom Jahre 1875, höchster Preis 100,000, niedrigster 500 Fr., zahlbar am 25. Mai 1882 (29. Ziehung). — Am 10. Stadt Paris 500-Franken-Loose à 4% vom Jahre 1876, höchster Preis 100,000, niedrigster 1000 Fr., zahlbar am 25. Mai 1882 (22. Ziehung). — Am 15. Ansbach-Gunzenhausen Eisenbahn-7-Gulden-Loose vom Jahre 1857, Prämienziehung

am 15. Juni 1882. — Stadt Brüssel 100=Franken=Loose à 3 % vom Jahre 1867, höchster Preis 12,500, niedrigster 115 Fr., zahlbar am 2. Juli 1882 (58. Ziehung). — Kanton Freiburg 15=Franken=Loose vom Jahre 1860, höchster Preis 20,000, niedrigster 19 Fr., zahlbar am 15. August 1882 (51. Ziehung). — Stadt Lüttich 100=Franken=Loose à 3 % vom Jahre 1868, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. August 1882 (45. Ziehung). — Stadt Antwerpen 100=Franken=Loose à 3 % vom Jahre 1874, höchster Preis 50,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 15. Juni 1882 (46. Ziehung). — Stadt Lüttich 100=Franken=Loose à 3 % vom Jahre 1874, höchster Preis 10,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. September 1882 (32. Ziehung). — Theißregulirung 100=Gulden=Loose à 4 % vom Jahre 1880, höchster Preis 100,000, niedrigster 112 fl., zahlbar am 15. August 1882 (7. Ziehung). — Stadt Neapel 250=Franken=Loose à 4 % vom Jahre 1871, höchster Preis 20,000, niedrigster 250 Fr., zahlbar am 1. August 1882 (43. Ziehung). — Am 20. Stadt Brüssel 100=Franken=Loose à 3 % vom Jahre 1874, höchster Preis 30,000, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. Mai 1883 (50. Ziehung). — Stadt Barletta 100=Franken=Loose vom Jahre 1870, 100 Stück, jedes Loos 100 Franken, zahlbar am 20. November 1882 (55. Ziehung). — Stadt Barletta 100=Franken=Loose vom Jahre 1870, höchster Preis 20,000, niedrigster 50 Fr., zahlbar am 20. November 1882 (55. Ziehung). — Am 31. Badische 35=Gulden=Loose vom Jahre 1845, Prämienziehung am 30. Juni 1882.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aus der Schachwelt.

Das bevorstehende internationale Wiener Schachturnier wird von außerordentlicher Bedeutung sein, da unter den Meistern, welche überhaupt öffentlich spielen, die stärksten ihre Betheiligung zugesagt haben. Auch W. Steinitz, der im Wiener Turnier 1873 den ersten Siegespreis gewonnen, Blackburne und Zukertort in Matchen geschlagen, jedoch an den späteren Turnieren keinen Antheil genommen hatte, wird dießmal unter den Mitkämpfern erscheinen. Die von dem Spielkomite, bestehend aus den Herren v. Kolisch, Kaulla, Dr. Liharzik, getroffenen Einrichtungen sind überaus zweckmäßig. Außer den bereits angegebenen sehr erheblichen Siegespreisen ist neuerdings noch ein Spezialpreis von 40 Franz-Josephsd'or = 800 Franken in Gold für denjenigen Mitspieler ausgesetzt worden, der gegen die drei ersten Sieger den besten Stand aufweist. Um diesen Preis konkurriren alle Theilnehmer mit Ausnahme der drei ersten Sieger und es zählt für denselben jede Partie gewonnen gegen den ersten Preis: 2, jede Partie gewonnen gegen den zweiten Preis: 1½, jede Partie gewonnen gegen den dritten Preis: 1 Partie. — Das Komite hat sich das Recht vorbehalten, in der durch das Loos getroffenen Spielordnung diejenigen Aenderungen vorzunehmen, die ihm für den guten Fortgang des Turniers ersprießlich erscheinen.

Aufgabe Nro. 175.

Von F. Möller in Ahlten.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Schachbriefwechsel.

Hrn. Geh. Justizrath J. in Frankfurt a. O. In Nro. 164 führt 1) D. H 1 — H 5 nicht zum Ziel, da Schwarz mit D. G 6 n. E 4 dem König A 4 Schach bietet. Nro. 170 R. — Arth. A. in Chemnitz. Die eingesandte Partie ist nicht zum Abdruck geeignet. — Bar. v. B. in G. Bitte Ihre Lösung von Nro. 165 noch einmal zu prüfen. — R. K. in Berlin. Nro. 163—166 R. — Mr. Em. Fr. à Lyon. Solutions de Nr. 164 et 165 justes. — F. M. in Ahlten; A. v. G. in Ortofta. Nro. 166 R.

Hrn. R. St. in Alby-Hill House; Ed. Gr. in Göteborg; Dr. B. in Rixdorf; M. Sp. in Wardein; W. Frhr. v. Schw. in Wien; E. G. in Neugersdorf. Nro. 167 R. — J. A. in Lemberg. In Nro. 166 folgt auf 1) S. F 3 — E 5 ÷, K. E 4 — F 5. Nro. 167 R. — H. Schr. in Hamburg und P. F. in Memel. Nro. 166 und 167 R. — H. R. in Prag; L. H. in Backnang; H., S. und A. in Harburg. Nro. 168 R. — P. P. in Pozega. Nro. 167 und 168 R.

Hrn. H. K. in Chemnitz; O. T. in Hamburg. Nro. 169 R. — Schachklub in Zwönitz. In Nro. 169 würde auf 1) D. E 1 — F 1, F 7 — F 5; 2) T. C 4 — F 4, L. D 6 ziehen, wodurch das Matt im nächsten Zuge verhindert wird. — H. E. S. in Jastrow. In derselben Aufgabe setzt nach 1) S. D 2 n. B 3, A 4 n. B 3; 2) L. A 2 n. B 3, K. E 6 — F 5; 3) D. E 1 — E 4 nicht Matt, da der König nach E 6 zurückkehrt. — Hauptm. v. L. in Ludwigslust; H. R. in Prag; J. Hr. in Dresden; J. E. in Ruhrort; Fr. Sch. in Ehrenbreitstein; O. T. in Hamburg. Nro. 170 R. — Schachklub in Grünstadt; Sch. in Guttentag; Sekr. O. in Hannover. Nro. 169 und 170 R. — S. M. in Ried. In Nro. 170 wird 1) K. C 6 — C 5 durch E 6 — E 5 widerlegt. — F. in Unterneubrunn. Aufgaben müssen aufgezeichnet eingesandt werden. Nro. 170 R.

Kartenspiele.

(Redigirt von A. Hertefeld.)

Aufgabe Nro. 33.

Skat.

Sie haben folgende Karten in der Hand:

Sie tourniren in der Hinterhand und decken Eichel=Ober auf. Die zweite Karte im Skat ist der grüne Junge. — Sie legen die beiden blanken Zehnen, spielen und verlieren Ihr Spiel. Wie ist dieß möglich?

Bilderräthsel 30.

Auflösung des Bilderräthsels 28:

Wenn still mit seinen letzten Flammen
Der Abend in das Meer versank,
Dann wandeln traulich wir zusammen
Am Ufer in dem Buchengang.

Wir seh'n den Mond durch Wolken steigen,
Wir hören fern die Nachtigall;
Wir athmen Düfte, doch wir schweigen,
Was soll der Worte leerer Schall?

Das höchste Glück hat keine Lieder,
Der Liebe Lust ist still und mild,
Ein Kuß, ein Blicken hin und wider,
Und alle Sehnsucht ist gestillt. Emanuel Geibel.

Räthsel.

Aus frischen Rosen dir zum Gruß gesandt.
In Afrika, im heißen Wüstensand.
Als Komponist bekannt in jedem Land.

Briefmappe.

Ewig Naive in München. Ein Mittel, um Augenbrauen zu bekommen, ist uns noch nicht bekannt geworden. Wir können Ihnen also leider nicht zu dieser Schönheit verhelfen.

Hrn. P. G. in Ch. Das Schatzkästlein von Hebel ist von J. Nisle illustrirt (Stuttgart, Kröner) erschienen, von Wagner nicht, die Gedichte mit Bildern von Ludw. Richter (Leipzig, G. Wigand).

Frl. C. G. in Pl. Darüber gibt es keine literarische Quelle und Sie werden sich schon an einen höheren katholischen Geistlichen wenden müssen.

Hrn. C. L. in L. „Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft“, ist von Saphir. Wir haben wenigstens schon vor vierzig Jahren diesen als Autor des Worts bezeichnen hören. — Das, was Sie suchen, gibt es nicht: etwa die in Leipzig erscheinenden: „Neue Schaubühne“ oder die „Dramaturgischen Blätter“.

Edelweiß Wella Oeden. 1) Wenn man den Betreffenden nicht zu Hause findet und ihm sagen will, daß man seinen Auftrag nicht vergessen. — 2) Brünet. — 3) Ideales Geld gibt es nicht — Sie müßten denn darunter gedachte Werthe verstehen. 4) Durch vieles und aufmerksames Lesen und beständiges Nachschlagen beim Schreiben. Nachgeschlagenes vergißt man nicht so leicht.

Hrn. O. M. in B. Der Zeichner will nicht genannt sein.

Hrn. W. in N. Die beste bleibt noch immer die von Voß, mit Zeichnungen von Thumann, Berlin, Grote, oder Stuttg., Cotta, 1870, 2 Bde. 8. Die Cotta'sche Miniaturausgabe ist vergriffen.

Hrn. S. H. in Sk. (Dänem.). In Tübingen; wenden Sie sich an den Professor der Theologie Dr. Weiß daselbst. 600 Mark.

Emilie und Klara in Schwerin. Die Bedeutung ist schwindsüchtig, von dem griechischen ἑκτικός.

Frl. A. B. in K. (Pol.). Uebertriebener Patriotismus. Der Klaviervirtuose Jaell ist in Triest geboren.

Hrn. C. v. St. ictus in Breslau. Wir bedauern, Ihre freundliche Einsendung dem Betreffenden nicht mittheilen zu können. Er weilt in Australien und hat seit Jahren nichts von sich hören lassen.

Hrn. A. v. M. in O. Der Kaiser von Oesterreich ertheilt Montag und Donnerstag Audienzen, zu denen man sich schriftlich mit Angabe des Gesuches drei Tage vorher in der Kabinetskanzlei anmelden lassen muß.

Frau Gräfin P. in M. Brasilianische und portugiesische Orden brauchen nicht nach dem Tode zurückgesandt zu werden, dagegen das spanische Goldene Vließ.

Frl. Emma v. W. auf S. Emma bedeutet die Emsige, Häusliche, Wohlredende; der Name steht beim 1. und beim 19. August; Pauline bedeutet die Schlichte, ihr Tag ist der 22. März.

Hrn. Georg R. in St. G. Die beiden stenographischen Systeme machen sich gegenseitig den Rang streitig. Da selten Jemand beide Systeme gleich gut zu handhaben weiß, so wird es auch kaum einen kompetenten Richter in der Sache geben. Versuchen Sie es mit Lehmann's Lehrb. d. Stenographie. Berlin, Grieben. 1 ℳ.

Frl. Erna H. in M. Bleistiftzeichnungen gegen das Verwischen zu schützen, schabt man weißes Wachs, das mit rektifizirtem Terpentinöl aufgeweicht ist, und zertheilt diese weiche Masse ähnlich wie Politur durch leichtes Reiben auf der Zeichnung. Nach Verflüchtigung des Terpentinöls bildet das Wachs einen schon durchsichtigen und glänzenden Ueberzug.

Hrn. J. S. in W. Die beste Auskunft kann Ihnen der Kunstgärtner J. E. Schmid in Erfurt, welcher auf seinem Katalog die frischest aussehenden gepreßten Blumen aufgeklebt hat, geben.

Frl. Ch. v. V. In Ihren humoristischen Brief könnte man sich allein schon verlieben, wie viel mehr wohl in die Schreiberin selbst, wenn sie dem Briefe gleicht! Aber was sollen wir Ihnen rathen? Nichts, als was die Aerzte für so gesund halten. Luftwechsel, Ortswechsel: das Fremde hat viel größeren Reiz als das Einheimische, alle Tage Gesehene. So verblüht manches schöne Veilchen im Stillen, darum fort von der heimischen Scholle, aber nur nicht in ein Haus, wo selber heirathsfähige Töchter sind.

Hrn. Schl. in L. Schauenburg's Reisen in Central-Afrika sind im Jahre 1859 bei Schauenburg in Lahr erschienen.

Dankbare Leserin. Von derselben Feder, welche jene dramaturgischen Briefe geschrieben, sind die Wiener Mittheilungen in unseren Notizblättern. Die dramaturgischen Briefe sollen später ihre Fortsetzung erhalten, jetzt geht die Saison zu Ende. Kennen Sie denn den „Decamerone des Wiener Burgtheaters“? — dort finden Sie die gewünschten Porträts und kleine Skizzen aus der Feder der Künstler. Besten Dank für Ihr Wohlwollen.

Eine Uebermüthige. André's Handatlas. — Uns ist die Szene, auf die Sie anspielen, nicht mehr präsent; sind wir recht daran, so war der gierig Essende und Pustende ein Spanier, und wenn Sie die Szene genau ansehen, so war es dem Verfasser sicher mehr um ein charakteristisches Moment für Zeit oder Person, als um ein schönes Bild zu thun.

Hrn. G. H. in London. Unter den zum Abdruck bereit liegenden Gedichten befindet sich keines mit Ihrem Namen.

Hrn. X. in Frankfurt a. M. D.'s Adresse ist: Berlin, Wilhelmstraße 3, II.

Hotel W. in Cr. Das Wort kommt in keinem Sprachwörterbuch, keinem Konversationslexikon vor. Sollten nicht die holländischen Thonpfeifen, welche gebrannt sind, gemeint sein?

C. Sp., Provinz Posen. Die Sachsen kämpften vornehmlich bei St. Privat, Beaumont, Verdun, Paris (Champigny).

Hrn. E. L. in Pl. Mit dem Storchschnabel, sonst nur durch Lichtdruck und Photographie.

Abonn. in Wiesb. Was sollen wir mit einer Aufgabe, deren Lösung uns nicht mitgetheilt wird, anfangen?

Hrn. Joseph Edler von S. in Graz. Sie haben Recht, Mostar hat nicht 2000, sondern 10,848 Bewohner.

Fr. J. M. in D. Das Verdienstkreuz für Frauen und Jungfrauen wird an der linken Brust getragen.

Lehrer im Bergischen. Betreffs der Kaiser-Wilhelms-Spende wird Ihnen der „Invalidendank“ in Berlin Auskunft geben.

Hrn. E. D. in W. Die Allgemeine Rentenanstalt in Stuttgart dürfte sich dazu am besten eignen.

Hrn. L. H. in Licht. Der Orden blüht noch, aber in ganz veränderter Form, wir glauben in Nürnberg, von wo Ihnen vielleicht ein Buchhändler die Statuten verschaffen kann.

Shrapnel — Berlin. Sch. — der Dicke; M. — der Dünne. Im Nordwesten Frankreichs.

Hrn. J. M. in Kais. Vielleicht mit Hülfe von Gatterer's Handbuch der Genealogie, einem alten, aber noch immer brauchbaren Buche.

Hrn. St. in F. Ursel's Südamerika, Würzburg, Woerl 1882; Petermann und Burmeister, die südamerikanischen Republiken 1875, bieten Ihnen Neues. Sonst wenden Sie sich am besten an den chilenischen Konsul in Berlin.

S. Z. in Leipzig. Wir glaubten, es sei in Württemberg. Das badische Staatshandbuch nennt die Pfarrer nicht. Der Bürgermeister heißt A. Schmidt: er wird es sicher auch besorgen und eine Anfrage nicht nöthig sein.

Kunst und Poesie. Das G. eignet sich nicht für uns. Es ist noch nicht zu spät; ein bis zwei Jahre bei entschiedenen Anlagen. Absolut nothwendig sind jene Eigenschaften nicht, aber sehr förderlich.

Hrn. F. Z. in N.-K. Wenden Sie sich an die Hofjuweliere Gebrüder Löwenstein in Frankfurt a. M. oder an Direktor Dr. Theod. Gräße in Dresden.

Hrn. Dr. med. K. in A. Die Gärtnereien von W. Kölle & Co. in Augsburg und Gustav Degen in Köstritz versenden große Mengen des Eucalyptus globulus (Blaugummibaum), der sich in den paar ersten Jahren ganz gut als Zimmerpflanze halten läßt; man zieht ihn jetzt auch bei uns durch Samen in Töpfen.

Hermine. 1. Sie schreiben ja einen ganz guten Styl. Heine und Heyse dürften Ihnen dienen. 2. In unseren Notizblättern finden Sie fort und fort Reisewerke genannt, die Ihren Wünschen entsprechen müssen. Schlagen Sie unter Literatur nach. 3. Sie können allerdings beide Sprachen noch lernen; Griechisch wird Ihnen mehr Schwierigkeiten bereiten und längere Zeit in Anspruch nehmen. 4. In Sachen Ihrer Freundin würde, wenn es nicht hilft, daß sie ihm die größte Kälte entgegensetzt, unseres Erachtens es ein vollkommen berechtigtes Vorgehen Ihrerseits sein, wenn Sie ihn über den Stand der Dinge aufklärten.

Hrn. Alex. Meyer in Lübeck. Vorzügliche Phonographen-Sprechapparate fertigt A. Fuhrmann, Physiker in Breslau, welcher sie auch in den betreffenden Lokalen einrichtet.

X. in Schwetz. Hektographen können Sie von Lewitus in Wien oder Eberh. Fetzer in Stuttgart beziehen.

Frl. H. v. H. in Gl. Wir bitten, über Ihr Manuskript zu disponiren.

Frl. Carola B. Die beständig auf Reisen befindliche Schauspielerin hat ein Absteigequartier in München, wohin Sie adressiren können.

Eifrige Leserin. Tertius war nur der Schreiber, dem Paulus den Brief diktirte, aber seinen Gruß wollte er doch nicht einzuschieben unterlassen.

Amor. Wir haben Sie allerdings „stiefväterlich“ behandelt und bekennen dieß reumüthig. Wir glaubten Ihnen schon geantwortet zu haben. 1. Eine große, sanft gewölbte Stirne, volle Augenbraven, lange Wimpern, das Näschen stumpf oder griechisch ist Geschmackssache, Grübchen in den Wangen und ein feingerundetes Kinn. Fast hätten wir die kleine Ohrmuschel vergessen, die man immer vergißt, weil ein schönes Ohr eine der größten Seltenheiten ist. 2. Wenn Zwei, die sich lieb haben, nicht heirathen können oder nur der Eine will, der Andere nicht. 3. Volle rothe Lippen — oder feingeschnittener Mund. Warum — weil sie sich lieben und sie gefunden haben, daß es angenehm ist. — Wie wollen Sie für die Anwendung sorgen? — Bildlich durch Ihre Photographie? — Noch nicht unterjocht.

In Nro. 26 hat sich bei der Ueberschrift des Artikels: „Die Reliquien des letzten Hohenstaufen“ auf uns unerklärliche Weise der Beisatz „Zum 600jährigen Todestage Konradin's“ eingeschlichen; Konradin starb ja 29. Okt. 1268.

Agnes Grätz in Sommerfeld. Lehrer Bartsch in Priestewitz. Julian in Flöha in Sachsen. Lieschen Käsler in Berlin. Fr. Weber in Congtan. Rosa Kaan in Gießen. J. Blanvalet in Berlin. Bruno Goldammer in Geringswalde. Fr. J. L. in Natel. F. O. in Bacharach. Reinhardt in Zörbig. Cohna in Samotschin. R. Librowicz. Max Braunstein in Klimontz. Richtig.

Gesundheitspflege.

Frau W. D. in E. Schon oftmals haben wir an dieser Stelle betont, daß es keine unschädlichen Haarfärbemittel gibt, vielmehr alle äußerst schädliche Metallverbindungen enthalten.

Hrn. B. R. in Berlin. Wir empfehlen Ihnen das Studium des vor einigen Wochen erschienenen und durch jede Buchhandlung zu beziehenden Büchleins „Ueber Nervosität“ von Dr. P. J. Möbius in Leipzig. In dieser Monographie werden Sie in vortrefflicher Darstellung alles für den Laien Wissenswerthe auch über das Nervenleiden, über dessen Natur Sie Aufklärung wünschen, finden. Ueber das große soziale Uebel der Nervosität, welches besonders in den letzten Dezennien in der gesammten civilisirten Welt in wahrhaft erschreckender Weise um sich gegriffen hat, werden wir in einem unserer nächsten in diesen Blättern erscheinenden „medizinischen Briefe“, ebenso wie über deren Bekämpfung eingehender uns verbreiten.

Frau Baronin v. L. in Paris. Uebermäßige Korpulenz ist allerdings ein Uebel, das zu wirklichen Verfettungskrankheiten führen kann. Bei der Bekämpfung des Leidens handelt es sich in erster Linie, die Zufuhr fettbildender Stoffe zu beschränken, sowie den Stoffwechsel anzuregen und dermaßen intensiv zu gestalten, daß es im Körper zur Ablagerung neuen Fettüberschusses nicht kommen kann, daß vielmehr ein Theil der in Gestalt von Fett bereits aufgespeicherten Vorräthe aufgezehrt werde. Die betreffenden Heilverfahren bestehen in geeigneter Diät, Athmungsgymnastik und vieler Bewegung im Freien, Bädern, Einpackungen und gewissen Mineralquellen. Ein geeignetes diätetisches Verhalten ist insbesondere einer Pariserin anzuempfehlen und nicht ganz mit Unrecht sagt Montesquieu: „Le souper tue la moitié de Paris, le diner l'autre.“ — Ueber die einzuhaltende Diät und die geeigneten Heilmethoden finden Sie eine ganz vorzügliche Anleitung in dem soeben bei W. Braumüller in Wien in zweiter Auflage erschienenen Büchlein: „Die Verfettungskrankheiten“ von Dr. Schindler-Barnay, kaiserlicher Rath und Chefarzt der Kronprinz-Rudolph-Stiftung zu Marienbad.

Hrn. F. K. in Berlin. Die fraglichen „galvanischen“ Apparate leisten gar nichts, dieselben erzeugen nicht den mindesten galvanischen Strom und gehören in das Gebiet der unverfrorensten Zeitungsannoncenreklame.

Hrn. Karl K. in P. bei L. Sie fragen uns „um gef. Rath, auf welche Weise Sie ein nur Ihnen bekanntes Heilmittel für ein Hautleiden zum Nutzen anderer Menschen verwerthen können?“ Antwort: Einfach durch Ueberlassung desselben an ein staatliches pharmaceutisches Laboratorium, wie solche an jeder deutschen Universität sich finden, zur Prüfung und eventuellen Publikation.

Hrn. E. K. in Mainz. Zur Desinfektion übelriechender oder durch Fäulnißstoffe verpesteter Räume dient das Auswaschen derselben mit verdünnter roher Karbolsäure, deren man etwa 1/4 Liter auf einen Eimer Wasser gibt. Außerdem dienen im Handel zu habende Desinfektionspulver. Als sehr wirksam haben wir das aus der Geyer'schen Gypsfabrik zu Höchst a. M. bezogene gefunden. Man verstreut von diesem Pulver Morgens und Abends je einen Eßlöffel voll auf den Boden des zu desinfizirenden Ortes.

Hrn. H. H. K. A. in X. Von „Essigsäure“-Behandlung gegen hämorrhoidale Zustände des Unterleibs ist uns nichts bekannt.

Dr. St.

Redaktion: Dr. Edmund Zoller in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.



48. Band.
Vierundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1881—1882.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Ein Mann.

Novelle

von

Johannes van Dewall.

(Fortsetzung.)

Frau Martha von Derstorp hatte ganz recht prophezeit; Herr von Golzow hatte nicht umsonst der Frau Stadträthin Klapproth den Arm geboten an jenem Morgen: acht Tage darauf kam bereits die Verlobungsanzeige.

Der Bekränzte hatte nämlich nicht unterlassen, sich nach dem Namen der freundlichen Spenderin zu erkundigen. Er erfuhr ihn leicht, noch an demselben Abende neckte ihn Jemand mit seinem Glück. Ihr Name war Helene Klapproth, Tochter des Stadtraths Klapproth, des Mannes, der das schöne Haus am Gendarmenmarkt bewohnte.

Der Name klang ziemlich gewöhnlich, auch verkehrte Herr von Golzow, wie wir wissen, nicht in jenen bürgerlichen Kreisen, aber seine Ritterlichkeit gebot ihm, einen Besuch dort zu machen, und die Erinnerung an die Augen Helenens machten ihm den Pflichtgang weniger schwer.

Am nächsten Sonntag warf er sich in Gala und schritt gleich nach der Parole mit nachdenklicher Miene jenem Hause zu. Der Besuch wurde angenommen, eine distinguirt aussehende, sehr einfach, aber geschmackvoll gekleidete Dame empfing ihn und entfernte durch die Art ihres Auftretens sofort jeden Zwang. Mit einem Gefühl — fast möchte ich sagen der Erleichterung — empfand der



Marie Valerie, Erzherzogin von Oesterreich, und Prinzessin Aglaja Auersperg.
Nach einer photographischen Aufnahme von Professor K. Koller, k. k. Hofphotograph in Budapest.

Offizier diese angenehme Enttäuschung. — Frau Klapproth war eine Dame von höchstens sechsunddreißig Jahren, mit einer zierlichen, leicht beweglichen Gestalt, einem schmalen, dunklen Rassegesicht, dessen edle Konturen durch das schlicht geordnete Haar noch markirter in den Linien hervortraten, mit kleinen, überaus wohlgebildeten Händen und klugen, gütigen Augen, welche etwas Bestrickendes hatten — vielleicht ganz gegen den Willen ihrer Eigenthümerin. Sie forderte ihn auf, sich zu setzen, das Gespräch kam sofort in Gang und in der liebenswürdigsten und ungezwungensten Weise.

Die Einrichtung des großen Gemachs war ebenfalls einfach, aber geschmackvoll — die einzige Verschwendung in demselben Licht und Blumen.

Unwillkürlich nannte der Offizier die Dame „gnädige Frau". Um so betretener war er dann — allerdings nur für eine kurze Minute — als er erfuhr — er fragte nämlich nach dem Herrn Gemahl — daß jene Dame nicht Madame Klapproth, sondern Frau von Beauvilliers war, die Gouvernante Helenens, die Wittwe eines französischen Beamten, welche das Fräulein erzogen hatte und die über zehn Jahre nun schon im Klapproth'schen Hause lebte.

Jetzt war es dem Offizier mit einem Male auch erklärlich, warum etwas wie ein Schatten von Trauer über dem edlen Gesicht ausgebreitet lag, und weßhalb sie einmal, mit einem Seufzer auf seinen Arm deutend, „dieser unglückselige Krieg!" gesagt hatte,

sonst aber von demselben gar nicht sprach. — Die Bekanntschaft der Mama machte er unmittelbar darauf, als dieselbe, in schwere schwarze Seide gekleidet, hereintrat und erfreut war, so angenehmen Besuch zu finden.

Sie kam mit Helene aus der Kirche — gleich hinter ihr trat die Tochter ein.

Hier sah Herr von Golzow dieselbe zum zweiten Male. Der Eindruck, welchen sie beim ersten Begegnen auf ihn gemacht hatte, befestigte sich und gewann an Intensivität. In ihrem hellen Gewande, einfach, wenn auch kostbar gekleidet, mit ihrem natürlichen und gewinnenden Wesen, machte sie einen tiefen, bleibenden Eindruck auf den ernsten Kriegsmann, erschien sie ihm als das liebliche Ideal alles Weiblichen und Guten.

Wir Menschen empfinden naturgemäß ein stärkeres und schnelleres Interesse aneinander, wenn wir bemerken, daß man sich gegenseitig gefällt. Helene war rein und naiv, sie freute sich, als sie sah, daß sie Eindruck auf Jemanden machte, der ihr wieder gefiel, und unwillkürlich, theils aus unschuldiger Koketterie, theils, um diesem eine Freude zu machen, schaute ihr Auge herzlicher, war ihr Lächeln wärmer, als sonst ihre Art war gegen Fremde. Dazu kam, daß Herr von Golzow im Blick und in seiner ganzen Art und Weise etwas hatte, was Vertrauen einflößte und gewann, etwas Solides, Ehrenhaftes, auch etwas Besonderes noch, etwas Vornehmes, das Frauen gut leiden mögen.

Als er das Haus verließ nach jener Visite, war er ernst, aber freudig bewegt. Man hatte ihn gebeten, wiederzukommen. Er resümirte jetzt im Stillen die erhaltenen Eindrücke und frug sich hernach, ob er recht thun würde, dieses Haus auch ferner zu betreten, ob er sich das erlauben dürfe oder nicht.

Er sah die Konsequenzen eines ferneren Verkehrs mit völliger Klarheit. Golzow war ein gewissenhafter Mann; ohne Pedant zu sein oder gar ein Sklave von Vorurtheilen, wich er Versuchungen grundsätzlich aus. Er besaß in Folge dessen eine große Herrschaft über sich selbst. Er war dabei ein durch und durch ehrenhafter Charakter, vielleicht ein wenig über seine Jahre ernst: er beschloß daher, ehe er sich entschied, Erkundigungen einzuziehen über die Familie Klapproth.

Er fühlte, daß er im Begriff stand — zum ersten Male in seinem Leben — sich ernstlich zu verlieben, und er fühlte ebenso deutlich, daß der Gegenstand seiner Wahl ein würdiger, ein überaus reizender war. Noch war es Zeit, dieser Liebe zu entsagen, ohne einen Schaden davonzutragen für das ganze Leben, ohne den Stachel eines ewigen Bedauerns, ohne ein allzu großes Opfer ... so glaubte er wenigstens, wenn die äußeren Verhältnisse einem engeren Bunde im Wege standen. Jene klaren, treuen, dunkelblauen Augen schauten ihn an, wo er ging und stand, ihn dünkte, sie verlangten eine Antwort; — er fühlte das täglich mehr, auch wie tief das Gefühl, das er für Helene empfand, in seinem Herzen saß, wie es Raum faßte; er begann in Folge dessen immer ernster zu erwägen.

Nach acht Tagen schon konnte er nicht mehr zweifeln: er liebte bereits tief und wahr, und um so heißer, je tiefer seine Natur überhaupt veranlagt war und je unentweihter sein Herz.

Mußte er diese Liebe abweisen? Warum diese holde Mädchenblume nicht an sein Herz drücken, die — er zweifelte nicht daran — ihn wieder lieben würde eines Tages? Außerdem, — er war achtundzwanzig Jahre alt — er durfte daran denken, sich einen eigenen Herd zu gründen. Er hatte ein Recht dazu, es war Zeit sogar.

Erich von Golzow war im besten Sinne des Wortes ein Aristokrat; er hatte niemals geglaubt, daß er ein bürgerliches Mädchen freien würde, nun er aber Helene liebgewonnen hatte, durfte dieser Mangel nach seiner Meinung kein Grund sein, ihr zu entsagen, — liebte er sie, so war sie ihm ebenbürtig.

Das kümmerte ihn wenig. Viel schwerer fiel es ihm auf das Herz, daß Helene reich war, die einzige Tochter eines Mannes, von dem man sagte, er sei ein Millionär.

Die jetzt üblichen Geldheirathen waren ihm im Grunde der Seele verhaßt; Niemand ärger wie er hatte im Stillen die Kameraden verurtheilt, die sich wegwarfen, die ihr Wappen ohne Liebe gegen einen Geldsack einsetzten, aber einer Liebe zu entsagen, bloß weil sie ein Opfer kostete, weil man mißliebig darüber urtheilen könnte, dünkte ihn feige, unmännlich.

Was konnte Helene dafür, daß sie nicht adelig und daß sie — was weit schwerer in's Gewicht fiel — daß sie reich war? Er dachte auch an seine Mutter, an seine Verwandten und seine Kameraden; — das, was Letztere sagen und wie sie Helene aufnehmen würden, beschäftigte ihn ganz besonders. Es gab ja böse Zungen genug, die meinen würden: der Tugendheld, jetzt hat er selbst nach Geld gefreit! — Eine so reiche Erbin ist kein angenehmer Zuwachs für die meist in bescheidenen Verhältnissen lebenden Offiziersfamilien. Sein Stolz bestand einen harten Kampf, aber sein besseres Ich und die Liebe blieben siegreich.

„Willst Du mich deßhalb verlassen?“ frugen ihn jene Augen.

„Nein, wahrlich nicht! Arm wärst Du mir lieber gewesen, mit Dir wäre trockenes Brod ein Göttermahl, aber das Gegentheil darf kein Hinderungsgrund sein für unser Glück!“ — Außerdem, die bösen Mäuler würde er bald zur Ruhe bringen.

Das waren seine Erwägungen in den nächsten Tagen und Wochen. Was er über die Eltern der jungen Dame erfuhr, war etwa Folgendes: Herr Klapproth war früher in einer schlesischen Stadt Bankier gewesen. Im Jahre 1855 war er nach Berlin übergesiedelt. Zu Anfang seines dortigen Aufenthalts noch als solcher thätig, hatte er das Geschäft später seinem Vetter Viktor Salzmann übertragen und betheiligte sich nur noch an größeren Unternehmen; man sagte, er spekulire vornehmlich in Grundstücken und Eisenbahnen. Er galt für einen verständigen, gewiegten und schneidigen Herrn, der in Geschäften eine sehr feine Nase und eine glückliche Hand hatte. Seit dem dänischen Kriege nannte man ihn reich.

Die Gattin desselben, eine Berlinerin pur sang, stammte aus einer bekannten Künstlerfamilie: ihr Großvater, ihr Vater und ein Onkel von ihr waren berühmte Maler gewesen, ihr jüngerer Bruder begann sich damals ebenfalls einen Namen zu machen. Die große Schönheit des Fräulein Marie Matton hatte einen tiefen Eindruck auf den lebhaften Herrn Klapproth gemacht, — sie hatte seine Bewerbung angenommen, trotzdem man allgemein glaubte, sie wollte höher hinaus.

Das war es, was Golzow erfuhr; die Klapproths waren geachtete Leute und machten ein großes Haus; manche seiner Kameraden, obgleich nicht gerade aus seinem Regiment, verkehrten in demselben — der Ruf der Eltern war außerdem tadellos. Einige kleine, boshafte Randbemerkungen wurden zwar hier und da laut: beim Alten käme zu Zeiten der schlesische Kleinstädter stark zum Vorschein, die Mama sei hochnäsig und spiele den Schöngeist, aber das fiel am Ende wenig in's Gewicht. Der Ruf der Tochter war fleckenlos wie die Sonne, in ihrem Lobe waren alle Theile einig, trotzdem dieselbe schon eine stattliche Reihe von Körben ausgetheilt hatte, seit sie die Schule verließ.

In Folge dessen beschloß Herr von Golzow, die erhaltene Einladung anzunehmen, sich Helene zu nähern. Zum ersten Male in seinem Leben besuchte er im Klapproth'schen Hause eine gemischte Gesellschaft.

Er war überrascht und erfreut zugleich, — er hatte wegen eines großen Vorurtheils im Stillen um Entschuldigung zu bitten; er nahm den allerangenehmsten Eindruck von diesem Abend mit nach Haus. Herr Klapproth war ein Gentleman, die Mutter eine Dame, Helene aber ein Engel. Die Einrichtung des Hauses war großartig, aber nicht erdrückend, ein guter Geschmack waltete überall vor, der Reichthum war nur Mittel zum Zweck. Die Verpflegung war vortrefflich, und was die Gäste und den Verkehr anbetraf, den Ton, der dort herrschte, — man bewegte sich zwanglos unter anständigen Menschen. Auch das kritischste und verwöhnteste Auge konnte nichts entdecken, was befremdete oder gar verletzte.

Künstler und Gelehrte mit bekannten Namen, Offiziere und Herren vom Civil begegneten sich hier auf neutralem Terrain, keine zweifelhaften Elemente darunter und keine erotischen Toiletten.

Man trank den Thee, stand und saß in Gruppen bei einander, wie Neigung oder Gelegenheit es fügten, plauderte oder machte ein wenig den Hof. Jene entsetzlichen Armuthszeugnisse und Lückenbüßer, welche heutzutage in der Mode sind, Albums mit Photographieen, Sammlungen von Briefmarken oder Autographen erschienen nicht, dafür aber setzte sich in dem hohen, geräumigen Saal eine Dame an den Flügel, ein Herr kam mit einem Violoncello, ein Anderer mit einer Geige; sie spielten ein Beethoven'sches und dann ein Schubert'sches Trio, für Dilettanten mit seltener Vollendung, dann sang eine der Damen, dann eine andere mit einem Herrn zusammen das reizende Duett aus „Jessonda“ — dem allgemeinen Drängen und Bitten nachgebend, trug ein älterer Herr hernach ein launiges Gedicht vor in plattdeutscher Mundart ... das Alles war hübsch, reizend sogar und doch nicht prätentiös. Es machte auch wenig Geräusch; in den Nebenzimmern hörte man es kaum, das l'Hombre der alten Herren und das Whist daneben wurden nicht im mindesten gestört.

„Sind Sie nicht musikalisch?“ frug Helene den neuen Gast.

„Ein enthusiastischer Zuhörer, gnädiges Fräulein,“ versetzte dieser, „in meiner Jugend habe ich auch einige Klavierstunden gehabt, indeß hernach ließ ich sie wieder liegen.“

„Das war nicht recht, Herr von Golzow,“ versetzte sie mit einem gewissen Eifer und blickte auf, — ein wenig altklug, und sah ihn an.

Er lachte über den Verweis, so ein gutes, ehrliches Lachen, mit innerer Freudigkeit. Sie sah aber auch, ohne es zu wissen, gar zu reizend aus, wie sie ihn so anschaute. Es sprach jenes gewisse Etwas aus ihren belebten Zügen, was aller Welt gefällt, so etwas Offenes, so viel gute Laune dabei, so ein freundliches Herz und dabei wieder so etwas ursprünglich Drolliges und Schalkhaftes, was man, ich meine in dieser Mischung, nur bei den Berliner Damen findet — dort liegt das in der Luft.

Die gute Erziehung, der feine Sinn lehrte sie es unterdrücken, aber da drinnen pulsirte es lebhaft, und gar häufig drängte sich eine schnelle Erwiederung, ein Scherz, ein zündendes Wort auf ihre Lippen, welches sie im Fluge noch erhaschte und unterdrückte; das gab ihrem Gesichtsausdruck ein solches Leben, ihrem Auge den neckischen Schimmer, ihrem ganzen Wesen ein Gepräge von bon enfant, welches den Männern ganz besonders gefällt.

Wie sie ihn verstohlen betrachtete, seine Stirn mit der kleinen Narbe — gewiß war er einmal tüchtig gefallen als kleiner Junge, oder war es ein Säbelhieb? Seine Augen, seine ein ganz klein wenig gebogene Nase, den leicht gekräuselten, dichten dunkelblonden Bart. Welche herrlichen Zähne er hatte, wenn er lachte. Seinen Kriegsbart hatte er vorn ausrasirt, so daß jetzt das Kinn mit dem Grübchen darin zum Vorschein kam. Mit einer Neugierde und einem Interesse studirte sie heimlich den langen Offizier, die sie hinterher beinahe erröthen ließen über sich selbst.

„In diesem Falle doch.“ Er deutete auf seinen rechten Arm. „Was hülfe mir jetzt mein Eifer!“ gab ihr Golzow zur Antwort. „Im Uebrigen aber pflichte ich Ihnen bei. Doch wissen Sie wohl schwerlich, wie sehr die Zeit eines Gymnasiasten durch die Schule und Arbeiten in Anspruch genommen ist.“

„Ich bin davon überzeugt, nur müßte man trotzdem so viel als Kind erlernen, daß man später einmal wieder anknüpfen könnte. Die Musik ist doch etwas gar zu Schönes und Hohes.“

Er wollte eine Frage thun, aber lebhaft, nur mit veränderter Stimme fuhr sie fort:

„Wo wurden Sie verwundet, Herr von Golzow?“

Er erzählte es ihr mit einigen Worten; während des Angriffs auf St. Denis hatte ihm eine feindliche Kugel den Oberarm zerfleischt, — die Sehne war zerschossen, darum trug er den Arm in der Binde.

Sie wurden dann unterbrochen, ein Herr von der X.'schen Gesandtschaft, mit großem Namen, der Helene offenbar den Hof machte, trat an sie heran, aber Golzow behielt noch Zeit genug, um sie zu bitten, sie zu Tisch führen zu dürfen. Man soupirte und tanzte hernach. Es spielte Jemand aus der Gesellschaft einen Walzer, ein Anderer einen Contretanz u. s. w. und die Freude war im besten Gange.

Bald nach Mitternacht trennte man sich und ging nach Haus.

Wie gesagt, der erste Eindruck, den Golzow von dem Klapproth'schen Hause empfing, war ein höchst angenehmer und ungetrübter.

Im Laufe der Zeit, mit schicklichen Zwischenräumen, sah er Helene dort wieder, einige Male wußte er dieselbe auch am dritten Orte zu treffen, bisweilen — und in den letzten Monaten häufiger — wagte er es, sich zu der jungen Dame und zu Madame de Beauvilliers zu gesellen, wenn er denselben „zufällig“ auf ihren Promenaden begegnete. Die Französin hatte längere Zeit in England gelebt und adoptirte die viele Bewegung in freier Luft. Es war offenbar, daß sie sehr hoch von dem jungen Manne dachte und daß sie Helene sehr lieb hatte, da sie seine Begleitung gestattete.

So spann sich das Verhältniß fort bis zum nächsten Winter. Golzow liebte mit aller Kraft seines Herzens, er strahlte, wenn er Helene sah, wenn er an sie dachte,

und Jene liebte ihn wieder mit aller Kraft und Zärtlichkeit, deren ein edles Weib nur fähig ist. An ihrem gegenseitigen Werthe konnten sie nicht zweifeln.

Der Verliebte war entschlossen, um Helene zu werben. Zum Fest wollte er Urlaub nehmen, wollte er seine Mutter besuchen, um sich dieser zu eröffnen — dann wollte er mit seinem Wunsche offen hervortreten.

Mittlerweile suchte er Helene zu sehen, wo er nur konnte, oft von Weitem nur, indem er sie aus einer entfernten Loge betrachtete oder im abendlichen Dunkel an ihrem Hause vorüberging, wo der Wagen vor der Thüre hielt, der sie in eine Gesellschaft oder zum Ball entführen sollte, glücklich, wenn er in dem Scheine der Gasflamme einen Schimmer ihres Gewandes erhaschen konnte.

Ebenso erging es Helene. Ihr erster Blick überall war ein Umschauen nach ihm: seitdem sie ihn einmal zufällig des Abends an ihrem Hause hatte vorübergehen sehen, trat sie mit einer ihr sonst gänzlich fremden Unruhe jetzt häufig, sobald es dunkelte, an das Fenster und ließ ihre Blicke über den weiten, menschenbelebten Platz schweifen.

Dabei bewahrten aber Beide ihren gewohnten Ausdruck und ihre Heiterkeit, so daß ihre Umgebung — mit Ausnahme von Frau Beauvilliers — wenig oder gar nichts von diesem süßen Geheimniß ahnte.

Zu Weihnachten erkrankte Golzow's Mutter, — er war gezwungen, seinem Herzen Schweigen zu gebieten. Auch andere Gründe waren dafür, den Augenblick des Aussprechens hinauszuschieben, auch der Stolz des Mannes mischte sich ein. Wir werden das Nähere hierüber später erfahren. Sein Antrag verzögerte sich bis zum Frühjahr. Wir haben ihn am Vormittag des 22. März beobachtet und Frau von Derstorp's Prophezeiungen gehört. Am Tage darauf war ein größeres Konzert in der Singakademie. Frau Klapproth selbst hatte ihm gesagt, daß sie dasselbe besuchen würden. Auch Golzow stellte sich ein, stand andächtig hinten an der Wand und betrachtete den hübschen Hut und die schweren Zöpfe der Geliebten und war glücklich, in ihrer Nähe zu sein.

Beim Verlassen des Saales fand er sich zu den Damen. Eine musikalische Berühmtheit redete die Stadträthin an, er half mittlerweile Helene ihre warme Umhüllung umlegen. Er wickelte ihr den weichen Shawl vorsichtig um den Hals und die Schultern; er sah so eifrig und besorgt dabei aus und machte seine Sache so ungeschickt — Helene mußte zu seinen Bemühungen lächeln. Dabei trafen sich zufällig ihre Blicke und blieben aneinander haften. Vor der zärtlichen Glut, die aus seinem Auge flammte, senkte Helene erröthend die Wimper, sie wurde plötzlich ernst, sie zitterte sogar ein wenig. Sie waren Beide in jenem Seelenzustande, wo ein Nichts oft den Anstoß gibt zu einem Ueberströmen der Herzen. Er sah ihr Erröthen und vergaß alles Andere um sich her, ein warmer, freudiger Strom quoll plötzlich durch seine Brust.

„Helene!“ sprach er leise und beugte sich zu dem lieblichen Mädchen herab. Ein kurzes, halb scheues, halb seliges Aufblicken, dann ein Neigen noch des Hauptes und ihre Hände lagen ineinander, — mitten in dem Gedränge der Menschen, das sie umtobte, schmiegte sich ihre weiche Wange eine Sekunde lang an seine Brust.

Wie das kostbarste Gut der Erde, so vorsichtig geleitete er sie hernach die Treppe hinunter und hob sie in den Wagen. Er stand am Schlage, bis die ziemlich erstaunte Mama mit der musikalischen Größe an ihrer Seite nach einer Weile anlangte, süße Worte lallend, wie ein Berauschter, die kleine Hand und den weißen Arm, den die Geliebte ihm ließ, mit heißen, zärtlichen Küssen bedeckend.

„Darf ich kommen?“ frug er, die Räthin erblickend, — ein zärtlicher Blick, ein neues Erröthen und ein kaum merkliches Neigen des Hauptes war die Antwort.

Am nächsten Mittage ging der Glückliche nach dem Gendarmenmarkt, brachte seine Werbung an und ward angenommen. Wenige Tage später schickten die Neuverlobten ihre Karten aus.

Drittes Kapitel.

Erich von Golzow war so erfüllt von Seligkeit, daß er den kleinen Tropfen Bitterniß gar nicht einmal besonders schmeckte, welcher bei jener Werbung ihm in den Kelch geträufelt wurde; erst später kam ihm derselbe zum Bewußtsein.

Die Frau Stadträthin hatte damals den Besuch empfangen, ihr Gemahl war nicht daheim. Als der Offizier in einfachen, tief empfundenen Worten seine Werbung anbrachte, mit der Miene eines Soldaten, der eine Batterie zu stürmen im Begriff ist, wie Jene behauptete, hatte Madame Klapproth die feinen, mit kostbaren Ringen geschmückten Hände leise gegeneinander zu reiben begonnen und zuerst ein sehr ernstes, beinahe reservirtes Gesicht gemacht, so daß der Freier schon das Aergste befürchtete.

„Mein Mann ist nicht zu Haus, Herr von Golzow, ein dringendes Geschäft zwang denselben, auszugehen; ich glaube aber dennoch, Ihnen in seinem und meinem eigenen Namen eine bestimmte Antwort jetzt schon geben zu dürfen,“ hatte sie dann erwiedert. „Durch eine kleine Strafpredigt, die ich gestern Abend gezwungen war meiner Tochter zu halten“ (hier traf den ernst und erwartungsvoll dasitzenden Offizier ein nicht mißzuverstehender Blick), „habe ich einen Einblick in deren Herz gethan und gefunden, daß Sie, Herr von Golzow, ihr nicht gleichgültig sind. Das Glück unseres Kindes zu begründen, ist unsere heiligste Pflicht . . . wir haben nur das einzige . . . wir wollen daher auch ihren Wünschen nicht entgegenstehen und um so weniger, als wir allenthalben nur Lobenswerthes und Gutes über Sie vernahmen.“

Hier ergriff der Verliebte, etwas verwirrt von dem plötzlichen Sonnenglanze, die eine der schönen Hände und drückte sie mit Feuer an seine Lippen, Worte des Dankes stammelnd.

„Ich darf Ihnen aber nicht verhehlen,“ fuhr die Stadträthin mit etwas weniger Haltung fort, — der Gedanke der schönen Frau, welche selbst noch Ansprüche machte, an die Pflichten einer Schwiegermutter, mochten ihr wohl augenblicklich ein wenig das Herz beklemmen, und wie lange war es denn eigentlich her, daß solche Herren ihr selbst noch zu Füßen lagen, anstatt dem Kinde, ihrer Tochter?! — „Sie machen ein sehr großes Glück . . . ganz abgesehen von der Lebensstellung . . . von dem Vermögen, welches Helene einmal zu erwarten hat.“

„An dieses dachte ich nicht,“ versetzte Jener ernst.

„Ich glaube es Ihnen, Sie sind ein Ehrenmann. Außerdem — Sie legen ja auch den Adel der Geburt in die Wagschale. Sie bringen das in Anschlag.“

„Ganz gewiß nicht, gnädige Frau . . . ich liebe Helene . . . das . . .“

„Nun ja . . . jetzt nicht vielleicht . . . der Augenblick ist wenig angethan zu derartigen prosaischen Erwägungen; so etwas kommt aber allemal früher oder später ganz von selbst . . . Ich wollte Ihnen nur erklären, ich und Helene stellen den Adel des Geistes, des Herzens, der Kunst und der Wissenschaft dem der Geburt unbedenklich gegenüber . . . Aber das beiseite . . . Helene ist kein gewöhnliches Mädchen, — ich bin zwar ihre Mutter . . .“

„Wer wüßte das besser als ich selbst, gnädige Frau,“ erwiederte der Verliebte mit Feuer.

„Ich, Herr von Golzow, ich, ihre Mutter! Sie ist eine Perle, lassen Sie sich das sagen, ich bitte Sie, diese nach ihrem ganzen Werthe zu schätzen . . . Auch darf ich Ihnen nicht verhehlen, daß Helene Ihretwegen eine große Zukunft ausschlägt . . . Graf Garcia y Pacaleres de Alicante von der X.'schen Gesandtschaft — Sie kennen den Grafen — hat mich seine Empfindungen und Absichten in einer Weise durchfühlen lassen, die —“

Hier stockte die Stadträthin und wurde ein wenig roth. Herr von Golzow's Gesicht verzog sich mit keiner Miene, aber es war unvermeidlich, daß in seine Augen ein Schein trat, der nicht mißzuverstehen war. Die eitle Räthin hätte besser gethan, über den Grafen und seine Gefühle zu schweigen; derselbe war ein Mann von vierzig und einigen Jahren, mit beinahe kahlem Schädel und einem von Leidenschaften und Ausschweifungen durchwühlten Gesicht, welches eine nicht zu entfernte Aehnlichkeit mit dem eines Wiedehopfes hatte; ein magerer, entnervter und bis über die Ohren in Schulden steckender Herr, welcher nichts besaß als seinen alten Adel, große Prätensionen und einige Orden. Seine eigenthümliche Gesichtsbildung nicht allein hatte ihm den Spottnamen le huppe eingetragen. Es war in der That mehr wie lächerlich, diese wandelnde Vogelscheuche sich als den Gatten eines jungen und blühenden Mädchens zu denken wie Helene, noch dazu von der eigenen Mutter, einer Frau, welche soeben noch den Adel der Geburt als nicht allzu schwer in die Wagschale fallend bezeichnet hatte. Herr von Golzow war viel zu wohl erzogen, um seinen Gefühlen Worte zu geben, aber, wie gesagt, in seinen Augen spiegelten sich unwillkürlich die Gefühle ab. Gleich darauf aber wurde er wieder ernst; ihm kam es nicht gerade zum Bewußtsein, was die eitle Mutter mit dieser Mittheilung bezweckte, aber er bemerkte doch das Unzarte ihrer Mittheilung, und das Widerliche des Gedankens an eine Verbindung Helenens mit dem Grafen verletzte ihn, ein flüchtiger Schatten zog über seine Stirn. Wenn man Helene in seinen Augen werthvoller machen wollte, es war dieß wahrlich unnöthige Mühe.

„Wie gesagt,“ hub die Räthin nach einer etwas verlegenen Pause wieder an, „wir haben durchaus nichts gegen Sie einzuwenden, Herr von Golzow, Ihr Antrag ehrt uns und wollen wir Ihren Wünschen nicht im Wege stehen, obgleich wir unsere Helene gern noch eine Weile im Hause behalten hätten . . . Wir wollen nur das Glück unseres Kindes, weiter nichts! Helene ist verständig genug . . . Sie mag selber entscheiden.“

Bei den letzten Worten verschleierte sich ihre Stimme, ein Thränenschein war an ihrer Wimper sichtbar und sie gebrauchte das duftende Spitzentuch.

Herr von Golzow sprach in gehobener Stimmung, ganz erfüllt von Dank und Glück, die Worte, welche ihm seine Gefühle in den Mund legten, und küßte abermals der Schwiegermama die Hand; dann erhob sich diese und klingelte.

Dem Diener, welcher erschien, befahl sie, ihrer Tochter zu sagen, daß Herr von Golzow bei ihr sei. Eine Minute später erschien Helene auf der Schwelle des Zimmers. Ihr strahlendes, glückliches Gesicht sprach deutlicher als tausend Worte. — Die schöne Rede, zu welcher die Mama einen Ansatz nahm, ward nach den ersten Sätzen schon unterbrochen; auch deren Augen begannen zu strahlen, ein heller, freudiger Schein trat in dieselben, als sie des Kindes Glück sah, als sie sah, wie es dasselbe verschönte, als sie das junge glückliche Paar da vor sich sah, welches sich anschaute mit dem Blicke innigster Liebe, sich wortlos in die Augen blickte, Seele in Seele, zu schüchtern noch, um sich gegenseitig an das Herz zu sinken.

Die Eitelkeit der schönen Frau, alle Prätensionen und Redensarten — sie wurden momentan davongetragen von diesem einen großen Gefühl; das Mutterherz, heilig und hehr, öffnete weit seine Pforten, sie zog die Beiden an ihre Brust und sprach:

„Seid meine guten Kinder . . . Gott segne Eure Liebe und Eure Zukunft — er lasse Euch glücklich mit einander werden!“

Gleich darauf stürmte Herr Klapproth herein, ganz erregt und mit gerötheter Stirn.

„Sieh' da . . . sieh' da, Kinder! — Komme also doch zu spät! — Wahrhaftig zu spät! . . . Finde ein fait accompli!“ rief der joviale Papa in der allerbesten Laune, küßte Frau und Kind und schüttelte dem Freier die Hände. „Ich bin gefahren für's Vaterland! . . . Hatte wichtig zu thun . . . ein Geschäft mit Gribeno, draußen vor dem Landsberger Thore . . . Konnte das unmöglich versäumen. — Ich sehe mit Freuden, daß Ihr Euch lieb habt, Kinder. — Herr von Golzow . . . seien Sie mir willkommen . . . Ihr Anwalt in meinem Herzen steht da! . . . Halten Sie nur die Ohren steif, daß Sie nicht ebenso unter den Pantoffel kommen wie ich; die versteht es, das sage ich Ihnen . . . ein Advokat in Unterröcken! . . . Nun . . . der Himmel segne Euch, Kinder!“ Hier umarmte er erst seine Tochter, dann Herrn von Golzow und zuletzt seine Frau, gab Jedem zwei große Schmätze auf beide Backen und wischte sich mit dem Taschentuche die Stirn. Dann küßte er seiner Frau noch einmal galant die Hand und sprach in vorzüglichster Laune: „Das war ein heißer Tag, holde Schwiegermama, aber ein glücklicher, so Gott will . . . Wie steht's mit dem Mittagbrod? Sie bleiben natürlich bei uns.“

„Komm', liebe Marie, ich habe Dir etwas zu sagen . . . die jungen Leutchen werden uns hoffentlich nicht allzu sehr vermissen.“

Sich die Hände reibend und seiner Gattin mit einem vielsagenden Blinzeln in die Augen sehend, führte er die nur leicht Widerstrebende mit sich fort.

Als sie hinaus waren, zog der glückliche Bräutigam das liebliche Mädchen an sein Herz, und ihre Lippen fanden sich im ersten, seligen Kusse. Ganz hinter Blumen verborgen saßen sie neben einander auf dem kleinen Sopha und genossen die ersten Minuten ihres jungen Glücks — den schönen Traum!

Einige Zeit darauf erschien, von der Mutter geschickt, Madame de Beauvilliers im Salon und sprach den Neuverlobten ihre aufrichtigen Glückwünsche aus. Gleich darauf kam dann auch der Papa mit der Frage: „Was wollen Sie trinken?“ und sah dabei so eigenthümlich vergnügt aus . . . so verschmitzt und übermüthig, daß



Im Maien.

Wenn kaum die erste Lerche steigt,
Dann kommen sie zusammen,
Und wo sich nur ein Grashalm zeigt —
Da sitzt es voll von Ammen.

Die Vögel halten vor der Stadt
Ein Frühlingstirelire;
Nun läuft, was irgend Beine hat,
Zwei Beine oder viere.

Die ganze Welt ist zugestutzt,
Die Herrn nach neu'sten Moden;
An ihrem Arm ein Dämlein putzt
Das andere zu Boden.

Was sonst den Winter durchgekeucht,
Verpelzt bis an die Ohren,
Das tänzelt dekoll'tirt und leicht
Sich heute vor den Thoren.

Es streiten sich um einen Ast
Die Spatzen mit dem Drachen,
Die Offiziere lächeln fast,
Ja Professoren lachen.

Und Hans und Kunz, der würd'ge Rath,
Die vornehmsten Geschlechter,
Ja selbst das strenge Pensionat
Läßt los die höheren Töchter.

Im Walde, wo es rauscht am Bach,
Da mag es seltsam klingen,
Da seufzt ein Liebespärchen Ach!
Und hört die Elfen singen.

Und Tirelire, Rataplan
Schallt's oben und im Thale,
Und Alles schaut den Maien an
Als wär's zum ersten Male.

Hermann Vogel.





Im Maien. Originalzeichnung von Hermann Vogel.



Eröffnung des Externverkehrs der Berliner Stadtbahn. Originalzeichnung von F. Wittig.

seiner klugen Tochter sich unwillkürlich die Ueberzeugung aufdrängte, ihr Erzeuger sei heute außer durch ihre Verlobung noch durch etwas ganz Anderes in eine so besonders gute Laune versetzt worden.

Dem war in der That so: Herr Klapproth hatte heute früh ein großes Stück Grund und Boden hart an der Stadtmauer erworben, von dem er annehmen durfte, daß er es in der nächsten Zeit schon für den doppelten Preis wieder verkaufen konnte. Die Preise für Grundstücke zogen schon damals an, Niemand freilich hatte eine Ahnung davon, welche schwindelnde Höhe sie bald darauf erreichen würden.

Gerade als man sich zu Tisch setzen wollte, schickte Graf Garcia y Paracleres de Alicante seine Karte herein.

Herr von Golzow schaute bei Nennung des pompösen Namens in die Augen seiner Braut, aus denen ein schalkhaftes Lächeln ihm entgegenstrahlte, auch der Stadtrath und die Stadträthin sahen sich an und gaben dann den Befehl, den Grafen hereinzuführen, auf ein kurzes leises Wort der Erzieherin aber erfolgte alsbald Contreordre, — man ließ sich verleugnen.

Am Nachmittage machten die Eltern mit dem Brautpaare eine Rundfahrt durch den Thiergarten, die jungen Leute auf dem Rücksitz, ganz strahlend vor Glück. Den ganzen Abend verbrachte der Bräutigam bei seiner Braut. Mit einem heißen Gebet, voll Dank und Bitte auf den Lippen, schlief derselbe spät erst ein.

(Fortsetzung folgt.)

Alte Schriften.

Von

Alexander Loven.

(Schluß.)

Nicht minder interessant sind die Verfügungen, welche sich auf die Ausschmückung seiner fürstlichen Residenzen beziehen, und die Ausgaberechnungen für seinen Hofhalt, welche uns so recht lebendig die blendende Pracht vor Augen führen, mit welcher Wallenstein sich umgab und mit welcher heute kaiserliche und königliche Hofhaltungen kaum wetteifern könnten. Ein rauschendes und schimmerndes Lebensbild steigt in bunten, schimmernden Gestalten, wie durch einen Feenstab wieder erweckt, aus den morschen, staubigen Papieren herauf.

Das Schloß zu Gitschin ließ er mit großer Pracht ausbauen und mit großartigen Gartenanlagen umgeben. Er wollte dort, nachdem ihm vom Kaiser in so undankbar kränkender Weise das Kommando abgenommen und er auf dem Regensburger Reichstage von seinen Freunden im Stich gelassen und von seinen Feinden mit Verleumdungen überhäuft war, für immer residiren.

Die kaiserlichen Räthe Werdenberg und Questenberg überbrachten ihm nach Memmingen, wo er sich damals befand, den Befehl des Kaisers, der ihn des Kommandos entsetzte, und sogleich beginnt er mit der größten Sorgfalt die Anordnungen zur würdigen Herstellung seiner Residenz in Gitschin, ohne daß sich in seinen Dekreten auch nur die leiseste Spur von der Unruhe und Verstimmung wiederspiegelt, die ihn doch während der schweren und entscheidenden Kämpfe jener Tage erfüllen mußte.

Noch von Memmingen aus schreibt der Herzog am 27. Juni 1630 an den Landeshauptmann von Taxis:

„Seht zu, daß die zween Capellen, meine und meines Weibes, heuer fertig mit allen requisitis seien, laßt die Altar darin machen, wie auch die fünf Altar in den Kirchen allerdings verfertigen, auf daß ich daselbst den Gottesdienst verrichten könnte, so sehr ebenmäßig, daß alle Zimmer fertig werden, wie nicht weniger mit Mobilien und schönen quadri versehen, denn in diesem verlasse ich mich allein auf euch, dieweil der Max (des Herzogs Vetter Max von Waldstein) nicht zur Stell ist und die andern sich auf solche Sachen nicht verstehn. So werdet ihr auch sehn, daß der Garten verfertiget wird und viel Fontanen daselbst gemacht. Die Loga laßt geschwind mit Zwerch Gewölben und mit lavor di stucco zieren. Die grotta bei der loga, daß sie ehest also verfertigt wird, wie ich dem Baumeister anbefohlen; bitt, laßt euchs angelegen sein."

In einer Nachschrift zu diesem Briefe fügt Wallenstein dann noch ganz detaillirte Vorschriften über die Anlegung zahlreicher Springbrunnen im Garten, darunter einen „großmächtigen", hinzu, — wie er denn überhaupt das Wasser sehr liebt, überall Wasserkünste und Badevorrichtungen herstellen läßt und auch in den Ställen für seine Leibrosse neben den Marmorkrippen für jedes Pferd einen rinnenden Brunnen klaren Wassers anzubringen verordnete.

Ebenfalls noch aus Memmingen schreibt er ferner am 16. September 1630 wieder an Gerhardt von Taxis:

„Ich vermeine zu Mitte Oktobers zu Gitschin zu sein und daselbst stets zu verbleiben, dahero seht, daß das Gebäu verfertigt und die Zimmer ausgeputzt und möbliret werden. Macht Provision von allen Sachen vor mich, insonderheit vom heurigen Wein, dieweil sie sehr gutt werden, laßt mir auch gutten Wermuth Most anmachen, der dulce picante ist, auf daß ich ihn kann desto ehender haben. — Laßt alle Ställ zu Gitschin verfertigen, wie auch den Tummelplatz und das Ballhaus."

Auch über die Reinhaltung, Erweiterung und Verschönerung der Stadt Gitschin finden sich viele merkwürdige und bis in die kleinsten Details eingehende Verfügungen. Diese Sorgfalt bleibt auch dieselbe, als Wallenstein dann später auf des Kaisers dringendes Bitten das Kommando wieder übernimmt. Mit ebensoviel glänzender Pracht wird des Herzogs Haus in Prag ausgestattet, und ebenso sorgfältig überwacht er dessen Ausbau.

In dem großen Festsaal, der mit Darstellungen aus dem Leben der Helden der alten und neueren Zeiten geschmückt war, ließ er in dem Deckengemälde sich selbst als Triumphator auf einem von vier Sonnenrossen gezogenen Wagen mit einem leuchtenden Stern über dem Haupte darstellen. Es ist dieß der einzige Zug von Selbstverherrlichung, der aus den verschiedenen Anordnungen des Herzogs hervorgeht, — vielleicht wollte er gerade in seinem Hause zu Prag, wo sich der böhmische Adel um ihn versammelte, um so größern Stolz zeigen, je mehr seine Feinde ihn zu erniedrigen strebten.

Auch in Prag läßt er schöne Gärten mit vielen Fontänen anlegen, und auch hier liegt vor seinen Gemächern nach dem Garten hin, wie in Gitschin, eine Säulenhalle, die «loga», wie er sie nennt, welche nach der berühmten Loggia dei Sanzi von Orcagna in Florenz gebaut und mit Freskogemälden ausgestattet wurde.

Auch legt er vielen Werth darauf, unmittelbar bei seiner Residenz Schwanenteiche, Gehege für Rothwild und Fasanerieen, sowie Mustergestüte zu haben, zu denen die Zuchtpferde aus Italien, Arabien, der Türkei und Mecklenburg mit großen Kosten herbeigebracht wurden.

In dieser prachtvollen Residenz bewegte sich nun ein Hof, wie er reicher und glänzender kaum gedacht werden kann.

Ein altes Buch von einem Irländer, Carve, welches sehr bald nach Wallenstein's Tod erschien, beschreibt des Herzogs Hofhalt und Leben ausführlich und ist wohl kaum parteiisch für ihn geschrieben. Denn jener Carve war Feldkaplan bei dem Hauptmann Deveroux, einem der Mörder Wallenstein's, steht aber allerdings auch auf dem Verzeichniß der Almosenempfänger des Herzogs selbst mit einem monatlichen Betrage von fünf Gulden.

Außerdem aber enthalten die alten Papiere, mit denen wir uns hier beschäftigen, detaillirte Rechnungsbücher, aus denen sich die ganze Hofhaltung und das Leben in der Residenz des Herzogs herauslesen läßt.

Aus diesen Aufzeichnungen ergibt sich, daß eine Leibgarde von fünfzig Trabanten im Schlosse die Wache hielt, während andere Truppen die Ordnung und Ruhe in den Straßen der Stadt aufrecht hielten. Vierundzwanzig Barone theilten sich in den Kammerherrendienst, so daß täglich sechs Kammerherren fungirten. Daneben sechzig Edelknaben, für deren Ausbildung zu Kriegs- und Staatsdiensten der Herzog eingehend und freigebig sorgte. Der Dienst an seinem Hofe war so gesucht, daß sogar kaiserliche Kammerherren dem Kaiser den Schlüssel zurückschickten, um bei dem Herzog von Friedland einzutreten.

Den Dienst bei der Herzogin versahen Edelfräulein, deren Zahl sich nicht genau angegeben findet; doch muß sie beträchtlich gewesen sein, da die Rechnungen einen Posten aufweisen, in welchem verzeichnet sind:

„Fünfzehn Dutzend Strümpfe und außerdem noch hundertzwanzig Ellen feine niederländische Leinwand und zweihundertsiebenzig Ellen andere Leinwand für die Knaben; zehn Dutzend Tischtücher für die Jungfrauen zu 400 Gulden, leinene Hemden und Wäsche für die Jungfrauen zu 150 Gulden und Spitzen für die Jungfrauen zu 548 Gulden."

Natürlich muß man bei allen diesen Zahlen den erheblichen Unterschied im Werthe des Geldes zwischen damals und jetzt in Rechnung bringen.

Aus dem Rechnungsbuche des herzoglichen Hofstaates von 1631 bis 1633 geht folgende Zusammensetzung des Hofes mit folgenden Besoldungen und Bezügen hervor:

Oberhofmeister war Graf Paul zu Lichtenstein; er erhielt freie Station für sich mit fünfundvierzig Personen und achtundvierzig Pferden, dazu 200 Gulden monatlich.

Der Oberstkämmerer Graf Otto Friedrich von Harrach (später der Graf von Dietrichstein), dreißig Personen, siebenunddreißig Pferde und 100 Gulden monatlich.

Der Vizestallmeister von Breuner, dreißig Personen, fünfunddreißig Pferde und 50 Gulden monatlich.

Der Geheime Rath von Oelß, achtzehn Personen, zwanzig Pferde und 100 Gulden monatlich.

Jedem der vierundzwanzig Kammerherren wurden fünfzehn Personen und zwanzig Pferde freigehalten, — sie erhielten als Besoldung 40 und 30 Gulden monatlich.

Es folgten dann mit verschiedenen, aber für die damalige Zeit sehr reichen Besoldungen und Emolumenten: die Silberkämmerer, Mundschenken, Stall- und Kellerbedienten.

Das Verzeichniß des Marstalls führt für den persönlichen Dienst des Herzogs auf:

Hundert Reitpferde, und zwar: dreißig Leibpferde und Paßgänger und siebenzig Klepper.

„Fünfzehn Sänften- und Trag-Roß; fünfhundertdreißig Bagagi-Roß und zweihundertsechzig Roß für die Bagagi-Knechte."

In der „Kuchelpartei" (dem Küchendepartement) finden sich vierundsechzig Personen.

Sehr eigenthümlich ist die Abtheilung der „Fürschneider". Es scheint, daß die Hofverwaltung in diese Abtheilung Alles zu rubriziren versucht hat, was man sonst nicht unterzubringen wußte. Denn wir finden unter den „Fürschneidern" angeführt: die Leibärzte, die Hofbalbierer, den Apotheker, im Ganzen siebenundachtzig Personen und hundertachtundzwanzig Pferde. Auf dem Etat der „Fürschneider" steht auch des Herzogs Hofastrolog „Johann Baptista Zenno", — so wird er in den Rechnungen geschrieben und nicht „Seni" wie in Schiller's Drama. Es scheint also doch, daß Wallenstein den Astrologen und seine Kunst nicht so hoch gestellt, wie man annimmt, und dieselbe mehr als eine ars ludicra betrachtet und behandelt habe.

Die Leibärzte und „Balbierer" müssen sich übrigens besonders gut gestanden haben, da sie außer ihrer regelmäßigen Besoldung für die Dienstleistungen bei des Herzogs Person noch besonders honorirt wurden. Denn die täglichen Ausgabebücher enthalten unter Anderem einen Posten, in welchem verzeichnet ist:

„Hoseas Lendt, Hofbalbierer, der J. F. G. zur Ader gelassen, gegeben 30 Gulden.

„Justo Stroppero, Doctor, der bei J. F. G. Aderlaß gewesen, gegeben 50 Gulden."

Diese Honorare würden auch nach dem heutigen Münzwerth in der That fürstlich erscheinen.

An Galatagen trug der ganze Hofstaat Kostüme von blauem Sammet mit karmoisinrothen Aufschlägen und silbernen Schnüren, die Damen dieselben Farben in Seide.

Merkwürdig einfach zeigen uns die Rechnungsbücher inmitten so glänzender Pracht die Gestalt des Herzogs selbst. Er trug einen Koller mit Aermeln von „Canvas", dazu rothe Beinkleider, wie sie noch heute bei den österreichischen Generalen dienstmäßig sind. Die Schneiderrechnungen, welche aus verschiedenen Jahren vollständig vorhanden sind, ergeben, daß die Farbe seiner Koller meist „aschfarben, leberfarben, nägelbraun" war, der Stoff war „Rasch, spanisches Tuch und Barikon", — auch finden sich einmal fünf Wämmser von Leinwand. Er trug „weiße cordoanische gewichste Stiefeln", welche er wegen des Podagras, an dem er litt, mit Pelz füttern ließ und mit 5 Thalern bezahlte. Nur sein Mantel war als Abzeichen seiner fürstlichen Würde stets von Scharlachtuch und bei feierlichen Gelegenheiten mit Hermelin verbrämt. Kastorhüte ließ er für sich aus Hamburg kommen, und vier Stück derselben finden sich mit einem Preise von 52 Thalern angesetzt, ebenso zwei graue Regenhüte mit 8 Thalern. Seine Wäsche war kostbarer, denn unter anderen Posten findet sich eine Ausgabe von 97 Thalern für Spitzen und Borten auf zwei Dutzend Kragen und „Tatzeln", — d. h. Handmanschetten, welche aus den Aermeln hervorhingen und zurückgeklappt wurden. Ein paar Handschuhe („Häntschen", wie sie das Ausgabebuch nennt) bezahlte er mit 4 Gulden 12 Kreuzer.

Ungemein freigebig sorgte der Herzog für den Hofstaat und die persönlichen Bedürfnisse seiner Gemahlin, einer geborenen Gräfin Harrach. Sie hatte einen besonderen Oberhofmeister und eine Oberhofmeisterin, welche an der Spitze ihrer Edelfräulein stand.

Wir finden Ausgabeposten von 690 Gulden für venetianische Tapeten zu dem Zimmer der Herzogin, 500 Gulden für niederländische Tapeten, 600 Gulden an einen Maler für „die Stück, so in der Herzogin Zimmer gestellt" und 660 Gulden für „die Knöpf auf Ihro Gnaden Kleid".

Mit liebevoller Aufmerksamkeit sorgt der Herzog für alle Bedürfnisse seiner Gemahlin und schreibt unter Anderem einmal besonders an den Landeshauptmann, daß derselbe die Trinkgelder nicht vergessen möge für die Gärtner, welche „schöne riechende blaue Veilchen für J. F. G. der Herzogin Nothdurft in Dero Garderobe einliefern sollen".

Ebenso bestimmt er die Zahlung besonderer Trinkgelder an die Weingärtner, welche bei dem Rebenschnitt im Frühjahr den Saft aus den weißen Reben in Flaschen fassen und der Herzogin einliefern mußten, wie auch die Asche der dürren, verbrannten rothen Reben. Es scheinen dieß Toilettemittel der Herzogin von Friedland gewesen zu sein, über deren Anwendung und Wirksamkeit zu grübeln wir unseren liebenswürdigen Leserinnen überlassen müssen.

Auf Reisen ebenso wie im Felde führte der Herzog den ihn begleitenden Hofstaat in fünfzig Karrossen mit, die „Kuchelpartei" fuhr in fünfzig großen Wagen mit ihrem Geräth, die Dienerschaft in zehn Wagen, welche eine Art von Omnibus mit Glasfenstern gewesen zu sein scheinen, und fünfzig Stallknechte führten die hundert Leibrosse des Herzogs.

Aus allen diesen Briefen, Dekreten und Rechnungsbüchern tritt uns der Herzog als ein ruhig sorgender, freundlich heiterer, kunstliebender und zart aufmerksamer Fürst entgegen, ganz verschieden von dem Bilde des zerschmetternden und verwüstenden Kriegsobersten, des finster grübelnden Verschwörers, unter welchem er abwechselnd in den meisten historischen Darstellungen uns gezeigt wird. Es ist gewiß interessant und wohlthuend, ihn auch in diesem Lichte zu sehen, auf Grund von Zeugnissen, die, eben um ihrer Einfachheit und Absichtslosigkeit willen, gewiß unparteiisch und zuverlässig sind.

Seine politische und militärische Thätigkeit tritt in den alten Papieren, denen wir einen Blick zuwendeten, gar nicht hervor, — es scheint, als ob das Herzogthum Friedland während der furchtbaren Zeit, in welcher überall die „Kriegsfurie los war", wie durch Zaubermacht vom tiefsten Frieden umgeben geblieben sei.

Nur einige Ausgabeposten und Notizen erinnern an den Feldherrn, aber auch hier zeigt sich Wallenstein nicht nur fürstlich großartig, sondern auch liebevoll aufmerksam für seine Freunde.

Nach der Schlacht von Lützen hatte der Herzog viele Offiziere, welche ihre Schuldigkeit nicht gethan, strenge bestraft, einige sogar mit dem Tode, — um so glänzender belohnte er, obwohl die Schlacht nicht gewonnen war, diejenigen, welche sich bewährt hatten. Der Graf Merode erhielt 1000 Stück Speziesdukaten, der Oberst Kehraus 10,000 Gulden, der Graf von Harrach eine goldene Kette im Werth von 200 Dukaten, der Marchese de Grana 5000 Gulden, der Feldzeugmeister Hans von Breuner 12,000 Gulden, und über 50,000 Gulden wurden unter sechs Regimenter vertheilt, die sich besonders tapfer geschlagen hatten.

Der Graf Isolani brachte dem Herzog in das Lager von Nürnberg zwei schwedische Standarten. Wallenstein gab ihm ein glänzendes Fest, schenkte ihm eines der prächtigsten Pferde seines eigenen Leibstalls und 4000 Reichsthaler. Nach dem Feste, als der Herzog sich zurückgezogen, wurde gespielt, Isolani, ein leidenschaftlicher Spieler, verlor das geschenkte Geld bis auf den letzten Heller. Als Wallenstein dieß am nächsten Morgen erfuhr, sendete er ihm durch seinen Pagen wiederum 2000 Dukaten.

Isolani war tief gerührt und erschien bei dem Herzog, um ihm zu danken. Dieser aber unterbrach ihn kurz und wendete das Gespräch auf eine ihm unmittelbar vorher zugegangene Meldung, nach welcher von Würzburg her ein schwedischer Proviantzug herankommen sollte. Isolani eilte schnell davon und nach zwei Tagen führte er den ganzen schwedischen Zug mit vierhundert Gefangenen und drei Standarten in das Lager. —

Wir legen unsere „alten Schriften" für heute wieder zurück. Wallenstein gehört unzweifelhaft zu den am wenigsten klaren historischen Gestalten, und wenn die vergilbten Blätter, welche wir durchblätterten, ein wenig zur Klärung und lebendigeren Färbung seines Bildes beigetragen, so wird die Zeit, welche unsere freundlichen Leser uns geschenkt, nicht verloren sein.

Wir behalten uns vor, demnächst wieder einmal im Staube alter Bibliotheken und Archive nachzuspüren, um aus modernden Pergamenten heraus die Geister der Vergangenheit zu beschwören.

Marie Valerie, Erzherzogin von Oesterreich, und Prinzessin Aglaja Auersperg.

(Hiezu das Bild S. 613.)

Das jüngste Kind der österreichischen Kaiserfamilie, die Erzherzogin Valerie, hat, am 22. April 1868 geboren, in diesem Jahre ihr vierzehntes Lebensjahr vollendet; ein Abschnitt, welcher sowohl im bürgerlichen Leben wie in dem der höheren Stände mannigfache Wandlungen im Stufengange des Lebens mit sich bringt. Es ist nicht etwa ein Hausgesetz im kaiserlichen Erzhause Oesterreichs, daß die Prinzessinnen von da ab eine Art von eigenem Hofhalt erhalten müssen; die Beschlüsse und Anordnungen bezüglich der Lebensregelung hängen ganz von den kaiserlichen Eltern ab. Und die Erzherzogin befindet sich in ihrem jetzigen Thun und Kreise so wohl, daß sie eine bisher noch nicht fest begrenzte Zeit in denselben zubringen wird. Die Erzherzoginnen führen immer den Titel Frau, und so heißt mit dem doppelten Rechte des Diminutivum und der Zärtlichkeit Erzherzogin Valerie vom Hofe bis zum Volksmunde „die kleine Frau". In der Oeffentlichkeit wurde bisher jedes Aufsehen, das sich auf ihre Person richten konnte, vermieden. Wenn sie mit ihrer Kammervorsteherin, der Gräfin Marie Kornis, im Hofwagen ausfährt, unterscheidet sich dieser durch nichts von den vielen, welche mit kaiserlicher Livrée und schlichtem Zweigespann die Straßen Wiens durchziehen. Wenn sie jedoch, wie dieß fast täglich geschieht, einen Spaziergang durch irgendwelche Straßen oder öffentliche Gärten oder im Prater an der Seite der Gräfin Kornis macht, in der Ferne von einem Diener in Civilkleidung unauffällig begleitet, so ahnen nur äußerst Wenige die Kaisertochter in der bürgerlichen Kleidung und dem bescheidenen, gefälligen und harmlosen Benehmen. Das frische Auge sieht ebenso unbefangen in die Menge, wie wahrlich erfreut und erquickt auf die tausend schönen Dinge der stetig neuen Industrieausstellung, welche die Schaufenster der Wiener Handlungen bieten; und die Reize der Natur in den Gärten und dem Großparke Wiens finden in dem sinnig erschlossenen Gemüthe der jungen Erzherzogin eine fein empfundene Aufnahme. Man rühmt ihr überhaupt Verstandeshelle und entgegenkommende Lernbegierde nach. Ihre innigste Freundin als Altersgenossin ist die Prinzessin Aglaja Auersperg. Die „kleine Frau" des Kaiserhauses hatte bisher folgende Tagesordnung: Die Stunde des Aufstehens ist im Sommer 7, im Winter 8 Uhr. Nach kurzer, einfacher Toilette Frühstück, bloß aus Kaffee und Milchbrod bestehend. Dann sofort Unterricht mannigfacher Lehrgegenstände in deutscher Sprache bis halb 11 Uhr, worauf ein Gabelfrühstück bloß aus Suppe und einem Fleischgange servirt wird. Hienach erfolgen Unterricht und Konversation in anderen Sprachen, den vorzüglich kulturellen wie auch Landessprachen, welche zwei Stunden fortgesetzt werden. Dann folgen die Spaziergänge, welche länger oder kürzer nach Maßgabe der Jahreszeit und Witterung währen, worauf noch vor dem Diner, das seine Zeit um 3 Uhr hat, Klavierspiel und Handarbeiten vorgenomen werden. Die kleinen, zierlichen Handarbeiten haben ihre gute Bestimmung, sie sind für arme Kinder, wie z. B. in dem Kinderasyle zu Ischl, oder für Wohlthätigkeitslotterieen und Derlei. Nicht selten befinden sich in solchen Geschenkbeutelchen praktisch verwendete Geldmünzen, solche, welche die gutherzige „kleine Frau" von den kaiserlichen Eltern zur Spende erhalten. Ein kleines Waisenmädchen, welches der Brand des Ringtheaters elternlos zurückgelassen, ward von der jungen Erzherzogin als besonderer Schützling und Pflegling angenommen, und dieses nun nicht mehr verwaiste Kind wird wohl mannigfache Beweise einer fürsorgenden Hand und einer zartfühlenden Theilnahme empfinden. Zu den Vergnügungen im häuslichen Kreise der Erzherzogin gehören auch kleine Theatervorstellungen von Proverbes oder gutgewählten Stückchen aus der bezüglichen Literatur. Und bei jenen engeren Hoffamilienfesten, welche mit Tableaux und Spruchdichtungen stattfanden, hat Erzherzogin Valerie eine ganz besondere Gewandtheit und ungewöhnlich verständnißvolle Ausdrucksweise der Rede dargethan. Und so erblüht am Baume des Habsburger Hauses eine Menschenblüthe, deren voller Entfaltung mit ruhiger Freudigkeit entgegengesehen werden kann.

Tours.

(Hiezu das Bild S. 621.)

Tours ist der Typus einer stillen, reinlichen, schönen und behäbigen französischen Provinzialstadt, aber auf Schritt und Tritt begegnen wir Monumenten einer großen, künstlerisch bedeutenden Vergangenheit. Einst die Metropole der Touraine, jetzt der Hauptort des Departements Indre et Loire, liegt die Stadt in einer fruchtbaren Ebene am linken Ufer der Loire. Die Straße von Paris nach Bordeaux durchschneidet die ganze Stadt längs der Hauptstraße, der Rue Nationale, einer schönen, in gerader Linie von der auf fünfzehn Bogen ruhenden Brücke auslaufenden Allee, an der sich die besuchtesten Kaffeehäuser und Läden befinden. Beim Beginn der Straße fällt unser Blick rechts auf das Hotel de Ville, links auf das Museum. Vor Allem aber fesselt uns der mächtigste Bau der interessanten Stadt, die Kathedrale St. Gratien. Die westliche, aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts stammende Fassade mit ihren drei an Blumen- und Laubverzierungen und Nischen reichen Portalen imponirt durch ihre Größe: sie wird von zwei Thürmen flankirt, deren gewölbte schuppige Spitzen in schlechtem italienischem Baustyl nicht mit dem unteren Theile harmoniren, das Innere aber ist in edlem gothischem Style gehalten. Zwei Thürme, von jedem Standpunkt in der Stadt aus sichtbar, erheben sich zu beiden Seiten der Rue St. Martin, der eine, weil Luitgarde, die Gemahlin Karl des Großen, darunter begraben sein soll, „Tour de Charlemagne", der andere mit einer kuppelförmigen Spitze wird wegen der in ihm befindlichen Glocke „Tour de L'Horloge" genannt. Die beiden Thürme sind die Ueberreste der Abtei St. Martin, die sie flankirten. Von anderen Kirchen entzückt die aus dem dreizehnten Jahrhundert stammende Notre Dame de la Riche namentlich durch den Reichthum und die Schönheit architektonischer Details ihres herrlichen Südportals. Auf den Wanderungen durch die Straßen begegnet man zahlreichen Denkmalen eines reichen und mächtigen Bürgerwesens, während andere Bauten an die gewaltigen Regenten erinnern. So fällt in der Rue de Commerce unser Blick auf das schönste im Renaissancestyl gebaute Haus der Stadt, das Hotel Gouin, wie es heißt, die Kanzlei Ludwig XI. Die Fassade ist mit Wappen, Schnörkeln und Giebeldachfenstern reich verziert; ein Thurm mit sehr zierlicher Galerie über dem Hausthor überragt die Fronte des interessanten Gebäudes. Ein ähnlich merkwürdig Haus ist das Wohnhaus des Scharfrichters Ludwig XI., Tristan l'Hermite. Aehnliche architektonische Reichthümer, wie die Stadt, bietet auch die nähere und weitere Umgebung, denn die Touraine ist eine der schlösserreichsten Provinzen Frankreichs. Zahllose Prachtbauten der Renaissance erzählen von dem üppigen Hofhalt und der Pracht der Grafen und Barone des sechzehnten Jahrhunderts, unter ihnen namentlich auch die beiden auf unserem Blatte aufgenommenen Azay le Rideau und Chenonceaux. Das letztere hat eine wunderliche Laune zum Theil auf einer Brücke des Cherflusses aufgeführt: hier weilte der ritterliche König Franz I. von Frankreich, hier Katharina von Medici, hier Maria Stuart mit dem Dauphin und später während ihres Trauerjahrs als junge Wittwe, hier endlich Diana von Poitiers. Das ganze Innere ist noch erhalten, wie es zu ihren Zeiten gewesen. Aber wie Wenige sehen alle diese Herrlichkeiten im Innern Frankreichs! — auf hundert Bücher über Italien kommt kaum eins über Frankreich. Das spricht deutlich genug, und doch bietet es dem Kunstfreund so herrliche Schätze, namentlich aus der Zeit der Renaissance, für die jetzt ein gedoppeltes Interesse erwacht ist.

Hamman en Linf.

Von

Ernst v. Hesse-Wartegg.

(Nachdruck verboten.)

El Marsa gegenüber, auf den südöstlichen Gestaden des herrlichen Meerbusens von Karthago, liegt ein anderer*) fashionabler Badeort der Tunesier, Hamman en Linf oder El Enf genannt. Ueber die Schreibweise dieses Namens liegen sich europäische Ethnographen und Archäologen seit einem Jahrhundert gegenseitig in den Haaren. Ich habe den Namen bisher auf sechzehn verschiedene Arten geschrieben gesehen. Hoffentlich werden die Franzosen in ihrer bekannten Sucht, alle fremdländischen Namen zu französiren, auch ihrer neuesten balneologischen Acquisition einen passenderen Namen geben und in Littré's Dictionnaire für ewige Zeiten eintragen.

Heute ist der Name noch nicht von Wichtigkeit, denn der Badeort ist noch wenig bekannt und von Europäern fast gar nicht besucht. Die Römer kannten ihn wohl, und gewiß wird es jetzt, wo Tunis wieder Kolonie geworden, nicht lange dauern, bis Gichtkranke schaarenweise von Europa herbeiströmen und in den heißen Quellen Heilung suchen werden.

Die Straße von Tunis nach Hamman en Linf führt eine Strecke weit längs der schlammigen Ufer des Bahirasees, am Fuße pittoresker Hügelketten, die bis an den Gipfel mit mohammedanischen Gräbern gefüllt sind. Die weißen, flachen Leichensteine auf den nackten, baum- und vegetationslosen Felsen bieten gerade keinen erquickenden Anblick dar, am allerwenigsten für die nach dem Bade reisenden Kranken. Weiterhin rollt die von Maltesern gelenkte Reisekutsche an einem sehr merkwürdigen Wallfahrtsort vorbei, der von maurischen Damen mit Vorliebe besucht wird. Eine „Kubba", d. h. die Grabkapelle eines Heiligen, und ein paar „Fonduks", an die kahle Bergwand angelehnt — das ist Alles. Zwischen üppigen Getraidefeldern und Olivenhainen geht es auf der staubigen Straße weiter, den zwei hohen, zackigen Zwillingsbergen entgegen, welche sich in wunderbar pittoresken Konturen scharf vom Horizont abheben. Der westliche dieser Berge gleicht mit seinen beiden einander kreuzenden Zacken dem Schweizer Scheerhorn und führt hier den Namen Dschebel Bou Cornein; der östliche, Dschebel Ressas genannt, ist ein langgestreckter, vielgezackter Grat und enthält eine der ergiebigsten Zinngruben. Beide Berge sind kahl und verödet; überall tritt der nackte Fels zu Tage, und da man uns sagte, daß die Thermen von Hamman en Linf an dem Westabhang dieser Höhen gelegen, so konnten wir uns den Aufenthalt hier im Sommer gerade kaum angenehm denken.

Wir verließen schließlich die Ufer des Sees und gelangten nach einstündiger Fahrt an den Strand des blauen, schönen Golfes von Karthago; uns gegenüber, auf der westlichen Küste, sahen wir die weißen, blinkenden Häuser der Hafenstadt Goletta mit ihrem hohen Leuchtthurm, die Schutthügel von Karthago und auf deren höchstem Punkte die weiße, kleine Grabkapelle des heiligen Ludwig von Frankreich, der hier den Tod fand. Man erwirkte von den Beys von Tunis, daß dieses Stückchen Land, ein paar hundert Schritte im Geviert, an Frankreich abgetreten wurde. Heute nun ist die ganze Regentschaft so gut wie in französischem Besitz, ohne daß man den Tod eines Königs oder auch nur den eines einzigen Soldaten als Ausrede zu gebrauchen nöthig hatte. So ändern sich die Zeiten!

Endlich tauchen die Häuser unseres Badeortes in der Ferne auf und wir sind überrascht von der Größe und dem majestätischen Ansehen eines am Eingang des Ortes sich erhebenden Palastes. Es ist der „Dar el Bey", die Residenz des Fürsten. Die ganze Umgegend ist so kahl und öde, so ganz ohne irgendwelchen Baumwuchs, daß die stattlichen Fronten des Dar el Bey uns nur noch größer dünken, als sie thatsächlich sind.

Je mehr wir uns nähern, desto abschreckender und trostloser erscheint uns der ganze Ort, und kaum daß wir eine Stunde hier geweilt, empfinden wir auch schon den Drang, ihn wieder zu verlassen.

Das also ist das berühmte Hamman en Linf! Der kahle, steile, aufstrebende Felsen auf der einen Seite und das tiefblaue, stille Meer auf der andern geben zwischen sich gerade einer mehrere hundert Schritte breiten Sanddüne Raum, die keinen Baum, ja nicht einen Grashalm zeigt, sondern sich allmälig aus den kolossalen Felstrümmern am Fuße des Berges herausarbeitend, grau und öde nach dem Meere verflacht. Hier, zwischen die Felsen hineingebaut, liegt Hamman en Linf, d. h. der aus einem halben Dutzend Häuser bestehende Badeort. Auf allen Seiten und auch den Berg hinauf nichts als Wüste. Welche Labung wäre hier nur ein einziger schattenspendender Baum, ein Stückchen Wiese, ein staubloser Weg! Aber die Mauren und vor Allem ihr Fürst, der Bey, scheinen sehr genügsame Menschen zu sein. Der Letztere bringt im Frühjahr in der Regel fünf bis sechs Wochen hier zu; mit ihm kommen die Minister, die Generale, der ganze Regierungsapparat und last, not least die verschiedenen Harems. Dennoch fällt es Niemandem ein, sich ein Gärtchen anzulegen, die Straßen und Wege zu verbessern, den Ort bewohnbar zu machen! Würde man es glauben, daß Hamman en Linf nicht einen einzigen Europäer beherbergt und daß die ganze Bevölkerung außer der Badesaison nur aus — fünf Arabern besteht? Daß der Ort weder ein Hotel, noch einen Gasthof, Stallung, Restaurant — mit einem Worte nichts bietet, wo der Badegast einige Unterkunft oder Labung finden könnte? Ein elendes arabisches Kaffeehaus, in einem dunklen Kellerloche untergebracht, ist das einzige Erfrischungslokal. Das nennen die Tunesier einen vornehmen Badeort.

Der Palast des Bey ist von sehr bedeutender Ausdehnung. Kolossale Mauern, Erker, Galerieen, Thore und Terrassen geben ihm das Ansehen eines alten maurischen Feudalschlosses, mit Absicht scheint hier jede Regelmäßigkeit vermieden worden zu sein. Die Galerieen brechen plötzlich ab, die Fenster sind ganz regellos über die weiten Mauerflächen zerstreut, bald groß, bald klein, mit grünen Jalousieen und vorspringenden Holzgittern fest verschlossen. Das Befehlsschreiben des Bey, welches uns die Besichtigung des Palastes gestattete, war hier ganz unnöthig, denn das große schwere Thor stand offen und Niemand war hier, der es bewachte. Welche Enttäuschung! Die Einfahrt, obschon mit reichen Arabesken geschmückt, mit herrlicher Decke, reicher Fliesenbekleidung an den Wänden und Marmortafeln auf dem Boden war in einen — man erschrecke nicht! — Viehstall verwandelt! In den breiten, ansehnlichen Korridoren lagen Dünger- und Misthaufen zu kleinen Bergen aufgethürmt; die Schlafzimmer, die Empfangssäle, majestätische Räume von verschwenderischer Ausstattung, standen leer, ohne die geringsten Möbel, ein Ablagerungsort für allerhand Unrath; die Schlösser schlossen nicht, die Thüren standen offen; die Fensterscheiben waren zerschlagen, die Marmorplatten am Boden zertrümmert, als hätte noch am Tag zuvor eine Beduinenhorde mit Mann und Pferden und dem ganzen Viehstande hier gehaust! — und in der That ist dem so. Von dem Tage an, an welchem der Bey und sein Hofstaat den Palast verläßt, ist er eine Beute seiner Unterthanen. Die Möbel und Einrichtungsstücke werden auf Kameele oder Wagen verladen und nach dem neuen Wohnsitz des Bey geführt. Nicht ein Stückchen bleibt zurück, und die Minister oder Hofbeamten vermiethen die fürstliche Residenz wie ein Hotel an Badegäste, die Reichen beziehen die oberen Stockwerke, die Armen bleiben unten, und in der anscheinend auch den Orientalen bekannten „höchsten Fruktifizirung" werden sogar die Einfahrten, Höfe u. s. w. an Viehhirten vermiethet. Die Götter wissen, ob der Bey auch nur einen Heller von dem Miethzins sieht, ob er überhaupt von dieser Vermiethung seines Schlosses auch nur eine Ahnung hat! Es ist der alte türkische Schlendrian, der sich im ganzen Orient in mehr oder minder auffälliger Weise wiederholt.

Soll nun der Bey mit seinem Hofstaat Hamman en Linf wieder beziehen, so wird in Eile Alles übertüncht, reparirt — aber stets nur so überflächlich, daß man den vorjährigen Schmutz wohl leicht unter der Tünche entdecken kann. Natürlich gehen diese viele Tausende verschlingenden Reparaturen aus der Tasche des Bey. Die Teppiche, Möbel und Spiegel, die wieder herbeigeschleppt werden, verdecken nothdürftig die Schäden des in Ruinen fallenden Palastes, und dieß genügt, um über die eine Saison hinwegzuhelfen. Im nächsten Jahre sind die Hofbeamten doch längst wieder fortgejagt und die neuen mögen zusehen, wie sie sich weiterhelfen.

Die heiße Mineralquelle befindet sich im Innern des Palastes und ist von der Außenwelt durch ein anscheinend unentwirrbares Labyrinth von Gängen und Gemächern abgeschlossen. Die Einrichtung des Bades schien den gewöhnlichen maurischen Bädern von Algier und Tunis entnommen worden zu sein, nur daß die Quelle hier nicht erst durch künstliche Mittel erhitzt zu werden braucht, sondern in einer natürlichen Wärme von circa 50 Centigraden aus dem Innern hervorsprudelt*). Man gelangt durch Kammern von verschiedener Temperatur bis zu dem erdrückend schwülen, dampferfüllten Raum, in welchem sich ein kleines Bassin befindet. Hier quillt das Wasser aus dem Felsen sprudelnd hervor. Die Heilkraft der Bäder wird ungemein gerühmt, aber in ihrem gegenwärtigen Zustande sind sie für den Europäer absolut unbenützbar. Nicht etwa allein deßhalb, weil es dem Badegast an Wohnung, Nahrung und Umgang fehlt und er sich mit Zelt und Lebensmitteln in ähnlicher Weise ausrüsten muß, als würde er eine Afrikaexpedition unternehmen, sondern des furchtbaren Schmutzes wegen, der in den Baderäumen herrscht. Ich fühlte mich darin wie in einer eben erst entdeckten natürlichen Höhle. Das Steinpflaster des Bodens ist aufgerissen und mit Pfützen und Löchern bedeckt; die Räume sind in vollständige Dunkelheit gehüllt, so daß man sie mit Lichtern in der Hand durchschreiten muß; das heiße Quellwasser läuft über das Bassin auf den Fußboden und gewährt dem bestiefelten Besucher schon

*) Das Bad: El Marsa haben wir früher Bd. 46 S. 990 gebracht.

*) Die Analyse des Wassers ergab in einem Kilo folgendes Resultat:

Acid. carbon. liber.	2,20 c. c. b.
Carbonat. calc.	0,28
» magnes.	0,12
Solfat. calc.	1,53
» Potass.	0,10
Chlorür natr.	9,75
» calc.	1,09
» , magnes.	0,55
Andere Bestandtheile	0,15
Summa	15,77

ein unfreiwilliges Fuß-, ja Kniebad, bevor er noch das Bassin erreicht hat. Und hier ist es, wo der Bey von Tunis seine Bäder nimmt! Wohl dürften die Räume vorher gehörig gereinigt werden, aber den gewöhnlichen, den Palast bewohnenden Badegästen scheint dieser Urzustand kein Hinderniß zu bereiten.

Während wir den Palast besuchten, befanden sich gerade die Harems einiger maurischen Privatpersonen hier zum vierzigtägigen Kurgebrauche und es war uns deßhalb nicht gestattet, die an sie vermietheten Gemächer des kuriosen Palastes zu besichtigen. Arme Kurgäste! Arme Frauen! Wüßten sie, wie ihre Geschlechtsgenossinnen in den europäischen Bädern, in Vichy und Plombières leben, ich bin überzeugt, sie liefen ihren gestrengen, eifersüchtigen Gebietern davon und wählten sich irgend einen europäischen Pascha und ein europäisches Hamman! Ihre Unwissenheit und Unkenntniß eines besseren Looses sind ein Glück für sie! Vierzig Tage in den dunklen, nackten Gemächern, abwechselnd mit den ebenso dunklen, heißen Bädern, ohne Gesellschaft, Unterhaltung, ohne Spaziergänge, müßten dem Europäer einen Begriff von den Bleidächern Venedigs oder den Kasematten des Spielbergs geben.

Die Juden, welche das Bad gleichfalls viel besuchen, in den fürstlichen Palast jedoch selbst gegen schweres Geld nicht zugelassen werden, bewohnen gewöhnlich einen an den Palast grenzenden Fonduk, der gleichfalls mit einem Gefangenenhause viel größere Aehnlichkeit hat als mit einem Hotel. Jede der vierzig, nach dem Hof gehenden fensterlosen Kammern wird von einer oder zwei Familien bewohnt, die sich ihre Mahlzeiten unter freiem Himmel selber zubereiten. Der Pforte gegenüber führt ein dunkler, scheinbar in den Felsen gehauener, aber dennoch gemauerter Gang nach dem tief unter dem Erdboden gelegenen Bade. Die absolute Finsterniß, die hier herrscht, der heiße Wasserdampf und die Ausdünstung sind unerträglich. Die Bäder werden familienweise genommen und jede derselben besitzt ihre bestimmte Badezeit, jedoch immer nur dasselbe Bassin, in welchem das Wasser nicht gewechselt werden kann!

Außer diesen Gebäuden stehen hier wohl noch drei bis vier den Ministern gehörige ummauerte Villen, deren jede ihr eigenes, durch Röhren von der Hauptquelle gespeistes Badereservoir besitzt. Gewöhnlich sind diese Villen an kranke Mauren vermiethet, welche die vorgeschriebenen vierzig Bäder nehmen, ihre Möbel und Teppiche wieder mit fortschleppen und ihrem Nachfolger Platz machen, der wieder seine eigenen Möbel mitbringt. Die Häuser stehen in einiger Entfernung von einander, aber dennoch fiel es ihren vornehmen apathischen Besitzern niemals ein, die Felstrümmer von den zu den Häusern führenden Pfaden wegräumen, die Löcher ausfüllen, die steilen Abstürze ebnen zu lassen! Auf allen Vieren muß man zu diesen Ministerresidenzen emporkriechen, eine viel empfindlichere Art des Antichambrirens, als solche bei europäischen Ministern eingeführt ist!

Das ist der ganze so bekannte Badeort Hamman en Linf! Unterhalb der Dünen, einige hundert Schritte von der Straße und dem Orte, rauscht das Meer und bespült so herrliche, sammetweiche Ufer, daß wir nicht umhin konnten, hier ein Bad zu nehmen. Welche Erquickung nach den erprobten zweifelhaften Genüssen des Hamman! Die Natur ist hier so herrlich, und der Mensch, der sie in vollen Zügen genießen könnte, thut nichts, um sie sich dienstbar zu machen. Lägen die Quellen in Europa, so stünde hier längst schon ein herrlicher Badeort, ein Karlsbad oder Vichy! Die Dünen und Steppen wären mit Orangenwaldungen, die Anhöhen mit Palmen bedeckt; über den Quellen würde sich ein stattliches Kurhaus erheben, umgeben von kolossalen Hotels — Equipagen mit eleganten Damen — Musik — nun, das sind Zukunftsträume, deren Realisirung vielleicht näher liegt, als man zu glauben geneigt wäre. Die Franzosen sind nun einmal da; sie werden bald eine Compagnie générale pour l'Exploitation des Eaux de Hamman en Linf zu Stande bringen, in den Blättern Reklame schlagen, berühmte Doktoren hieherſenden, die über die wunderbare Heilkraft des Wassers ellenlange Urkunden aufsetzen, und schließlich das Wasser unter dem Namen „Mohammed-es-Sadok-Quelle" oder „Lebenselixir" in Steinkrügen bis nach Polynesien senden. Warum fiel all' dieß den Arabern nicht ein? Sie hätten sich längst Millionen erworben und könnten das Geschäft jetzt ruhig den Franzosen übergeben.



Kriegsbilder aus der Herzegowina: Einbringung von Insurgentenbandenführern in der Herzegowina.
Nach einer Skizze unseres Spezialartisten.



Kriegsbilder aus der Herzegowina: Lager von Operationstruppen im Insurrektionsgebiete. Nach einer Skizze unseres Spezialartisten.



1. Die Kathedrale St. Gratien. — 2. Tour de Charlemagne. — 3. Tour de l'Horloge. — 4. Portal von Notre Dame la Riche. — 5. Inneres von Notre Dame la Riche. — 6. Schloß Chenonceaux. — 7. Schloß Azayle Rideau. — 8. Hôtel Gouin.

Skizzen von Tours und Umgebung.

Um den Halbmond.

Roman

von

Gregor Samarow.

(Fortsetzung.)



n der That näherten sich die beiden Bauern der Isba, schon wollte Stephan ihnen entgegen eilen, um ihnen zu sagen, daß er einen Augenblick nach seinem Hause gehen müsse, als von der Seite des Schlosses her ein Wagen mit schnaubenden Pferden heranfuhr und fast in demselben Augenblick vor der Isba hielt, in welchem die beiden Bauern dieselbe erreicht hatten. — Ein Diener des Schlosses sprang vom Bock, Herr Sacharin stieg aus dem Wagen; ehrerbietig grüßten die Bauern den Sekretär des Fürsten, von welchem sie wußten, daß er auch die Geschäfte der Gräfin, ihrer Gutsherrin, besorgte.

„Nun,“ sagte Sacharin freundlich und herablassend, „habt Ihr gute Wacht gehalten — das ist recht, ich bringe euch eine Stärkung mit, welche die gnädigste Gräfin für euch bestimmt hat.“

Er zog aus der Wagentasche eine Flasche und einige Zinnbecher hervor. Der Diener sprang vom Bock und stellte einen Korb, welcher noch einige ähnliche Flaschen, Brod, Speck und geräuchertes Fleisch enthielt, auf die Erde. Sacharin schenkte die Becher voll, wie zufällig steckte er dann die mitgebrachte Flasche wieder in die Wagentasche, dann reichte er den Bauern die Becher.

Als er, auch an Blagonow herantretend, diesen erkannte, fuhr er erschrocken zurück; aber sogleich faßte er sich wieder und sein Gesicht nahm einen kalten, geschäftsmäßig strengen Ausdruck an.

„Ah,“ sagte er mit eisiger Höflichkeit, „Sie sind hier, Herr Blagonow — ich habe Sie gesucht, um Ihnen zu sagen, daß das gnädige Fräulein, Marpha Nikolajewna, sich angegriffen fühlt und in der nächsten Zeit keinen Musikunterricht mehr nehmen wird. Der Fürst, mein gnädiger Herr, entläßt Sie daher aus Ihren Funktionen. Ein Wagen steht bereit, um Sie zur Bahnstation zu führen; wenn Sie in einer Stunde abfahren, werden Sie noch den nächsten nach Petersburg durchgehenden Zug erreichen.“

Er neigte kurz den Kopf und wendete sich wieder zu den Bauern.

„Mir,“ sagte er, „hat die gnädigste Gräfin auf die Bitte eures Starosten, Michael Matfejew, befohlen, den Gefangenen zu verhören; laßt mich zu ihm ein, ich werde die Notizen machen, um den Bericht an die Behörde zu senden.“

Er zog ein Notizbuch aus seiner Tasche hervor, der Diener reichte ihm eine Blendlaterne und die Bauern zogen vorsichtig die Riegel von dem Gefängnisse zurück, um ihn einzulassen. Er verschloß hinter sich die Thür und man hörte im Innern seine kalte, strenge Stimme und die bald wimmernden Klagen, bald drohenden Verwünschungen des Studenten.

Stephan Sacharjew hatte mit der Miene trübseliger Enttäuschung seitwärts gestanden, jetzt trat er zögernd auf Blagonow zu und sagte leise zu ihm:

„Nun ist wohl Alles vorbei, Herr — nun bedürft Ihr meines Pferdes nicht mehr?“

„Nein, mein Freund,“ sagte Blagonow, „behaltet Euer Pferd und Euern Wagen, aber behaltet auch, was ich Euch gegeben als Geschenk eines Mannes, dem Ihr, ohne es zu wissen, einen großen Dienst geleistet. Doch schweigt jetzt, erst wenn ich fort von hier bin, mögt Ihr darüber sprechen, und seid gewiß, daß Niemand Euch Euern Besitz bestreiten oder verdächtigen wird.“

Er drückte die Hand des jungen Menschen und verschwand, schnell an dem Wagen vorbeischreitend, auf dem Wege nach dem Schlosse.

Der Diener füllte noch einmal die Becher aus den Flaschen in dem Korbe, die Bauern tranken den duftigen Wachholderbranntwein und Stephan Sacharjew stieß jubelnd mit den Anderen an, seine Freude wollte ihm fast das Herz sprengen und er mußte oft gewaltsam die Lippen zusammenpressen, um dem Befehle seines Wohlthäters gemäß das Geheimniß seines Glücks noch zu bewahren.

Bald kam Herr Sacharin aus dem Gefängniß zurück; der Student versuchte gewaltsam nachzudringen, aber die Bauern drohten ihm mit ihren Knütteln und zogen schnell wieder die Riegel vor die Thür. Sacharin stieg in den Wagen, indem er dem Starosten zu melden befahl, daß in der Frühe des nächsten Morgens der Wagen für den Transport des Gefangenen und der Bericht an die Behörde auf dem Schlosse bereit sein würden.

Bald tobend und drohend, bald jammernd und flehend, schlug der Gefangene von innen an die Thür, als der Wagen davonfuhr; die Bauern aber kehrten sich nicht daran und sprachen fleißig dem Wachholderbranntwein und den von Sacharin mitgebrachten Nahrungsmitteln zu. Nach einiger Zeit aber begannen ihre Stimmen schwerer und dumpfer zu werden; auch Stephan Sacharjew fühlte trotz der Freude, welche sein Herz höher schlagen und mit Ungeduld den nächsten Morgen und die Ablösung von seiner Wache erwarten ließ, eine eigenthümliche Betäubung in seinem Kopfe und eine unbesiegbare Müdigkeit in allen seinen Gliedern. Er lehnte sich an den Thürpfosten, — langsam sank er herab, — noch einmal versuchte er sich aufzuraffen, aber seine Augenlider fielen zu, seine Sinne verwirrten sich und ein schwerer Schlaf senkte sich auf sein Haupt nieder. Ebenso erging es den beiden anderen Wächtern; auch sie setzten sich, einer unbesiegbaren Müdigkeit gehorchend, auf die Erde nieder, — sie sprachen noch einige unzusammenhängende Worte miteinander, — die Becher entfielen ihren Händen und bald waren in der Stille der Nacht nur noch die zeitweisen Jammerlaute des Gefangenen und die tiefen Athemzüge der Schlafenden hörbar.

Fast eine Stunde mochte so vergangen sein, da näherte sich auf dem Wege vom Schlosse her leise und unhörbar, einem Schatten gleich, eine dunkle, in einen weiten Mantel gehüllte Gestalt; eine weite Mütze war tief über die Stirn herabgezogen, ein schwarzer, dichter Bart bedeckte den unteren Theil des Gesichts, es wäre unmöglich gewesen, außer den blitzenden Augen irgend etwas von den Gesichtszügen zu erkennen, und ein einsamer Wanderer wäre dieser Erscheinung, welche so ganz geräuschlos über den Boden dahinglitt, entsetzt ausgewichen, wie einem dämonischen Geiste der Finsterniß.

Diese Gestalt näherte sich der Isba; einen Augenblick beugte sie sich über die schlafenden Wächter herab und lauschte auf deren Athemzüge, — dann zog sie die schweren Riegel zurück und öffnete die Thür.

Der Student, welcher auf dem Heu zusammengekauert in einer Ecke lag, sprang heraus wie ein gefangenes Thier, das die Luft der Freiheit wittert, und wollte in das Feld hinausstürmen, aber der Mann im Mantel hatte seinen Arm erfaßt und hielt ihn mit eisernem Griff fest.

„Halt!“ sagte er, seinen Mund zu dem Ohr des jungen Menschen neigend, der sich mit der Kraft der Verzweiflung loszuringen versuchte, — „halt, Wahnsinniger, die Rettung ist da, — aber nur, wenn Du schweigend gehorchst. Folge mir ohne einen Ton, ohne einen lauten Athemzug, oder ich schleudere Dich zurück in Dein Gefängniß und überlasse Dich Deinem Schicksal.“

Der Student blickte entsetzt in das finstere Gesicht — dann aber sah er die schlafenden Wächter, er mochte begreifen, daß dieser geheimnißvolle Mann, der die Thür seines Kerkers geöffnet, nichts Böses gegen ihn vorhaben könne; auch fühlte er sich in der Gewalt des starken Armes, der ihn mit übermächtiger Kraft festhielt; zitternd folgte er dem Unbekannten, der ihn, nachdem er die Riegel der Thür fest verschlossen, auf dem Acker neben dem Wege nach dem Schlosse hin fortführte. In einiger Entfernung von der Isba blieb er stehen und sagte ernst und feierlich:

„Du hast Dich schwer vergangen, junger Mensch, und würdest unrettbar verloren sein für Dein ganzes Leben, wenn nicht die allgegenwärtige und allmächtige Hand des heiligen Bundes, dem Du angehörst, sich über Dein Haupt streckte.“

„Ihr seid ein Bote des Bundes!“ rief der Student mit einem jubelnden Freudenruf, — „und schon fürchtete ich, daß Ihr ein Scherge der Polizei wäret, oder ein Henkersknecht jener wahnsinnigen Bauern, die nicht werth sind, daß wir für sie sorgen, die das Evangelium der Befreiung zurückweisen und der Tyrannei ihre Opfer bringen.“

„Weißt Du nicht, vorlauter Knabe,“ erwiederte der Verhüllte, „daß Schweigen und Gehorsam die ersten Pflichten des Bundes sind und daß der Bund allein sich vorbehält, zu bestimmen, wann und wie und wo seine Mitglieder handeln sollen? Hattest Du den Auftrag, hier Aufruhr zu predigen? Und wenn die Bauern auf Dich gehört hätten, was wäre erreicht worden, als daß sie Alle zertreten wären von der Gewalt der Tyrannei. Merke Dir das vor Allem und lerne schweigen und gehorchen. Du hast nicht aus bösem Willen gefehlt, deßhalb wirst Du gerettet; aber wenn Du noch einmal das Schweigen brichst und den Gehorsam verletzst, so wirst Du Deinem Schicksal überlassen werden.“

„O, Dank, Dank!“ rief der Student, — „ich erkenne es, ich war thöricht, ich will schweigen und gehorchen — aber wie,“ sagte er, zitternd und ängstlich über das Feld hinblickend, — „wie soll ich gerettet werden, — meine Flucht wird bald entdeckt sein, man wird mich verfolgen, was hier geschehen, wird bekannt werden, es ist unmöglich, über die Grenze zu kommen?“

„Habe ich Dir nicht gesagt,“ erwiederte der Mann im Mantel, „daß die Hand des Bundes über Dir schwebt! Schweige und gehorche, und kein Haar wird Dir gekrümmt werden. Du wirst nach Petersburg zurückkehren und Deine Studien fortsetzen —“

„Nach Petersburg zurückkehren!“ rief der Student entsetzt, — „sie werden berichten, was hier geschehen, und Kerker, Tod oder Verbannung wird mein Loos sein.“

„Schweige und gehorche,“ wiederholte der Andere, „und wenn Du der Macht des Bundes nicht vertraust, so gehe hin, ich halte Dich nicht, — geh' Deinen eigenen Weg und sieh', wohin er Dich führt.“

„Ich gehorche und vertraue!“ erwiederte der Student, die Arme über die Brust kreuzend und das Haupt neigend.

„Wenn Du in Petersburg angekommen bist,“ fuhr der Unbekannte fort, „so schreibe Deinem Vater, daß Du dort seiest; er wird Dir nach wie vor das Geld senden, dessen Du bedarfst. Hieher darfst Du nicht wieder zurückkehren, man wird dafür sorgen, daß Du einen Platz findest, wenn Du Deine Studien beendet hast.“

„Meinem Vater schreiben,“ rief der Student, — „das ist unmöglich, er versteht nicht zu lesen, der Schreiber muß ihm alle seine Briefe vorlesen.“

„Thue, was ich Dir sage,“ sprach der Andere, „und sei unbesorgt, der Schreiber wird das Geheimniß bewahren.“

„Der Schreiber — so gehört auch er —“

„Schweig'!“ unterbrach ihn der Mann im Mantel. — „Hast Du Geld?“

„Wenig,“ erwiederte der Student.

Der Andere drückte ihm eine Börse in die Hand und sagte: „In wenigen Augenblicken wird ein Wagen vorüberkommen, rufe ihn an und bitte den Mann, der darin sitzt, Dich nach der Station mitzunehmen; zögert er, so gib ihm das Losungswort der Mitglieder des Bundes — dort kommt er schon,“ sagte er laut, „schnell stell' Dich an den Weg und befolge genau, was ich Dir gesagt habe.“

Er wendete sich ab, eilte mit seinen unhörbaren Schritten in das Feld und verschwand nach einigen Augenblicken hinter einem an dem Acker stehenden Gebüsch.

Ein leichter, offener Wagen, mit drei kräftigen Pferden bespannt, kam im scharfen Trabe vom Schlosse herangefahren. Blagonow saß darin.

Der Student trat an den Rand des Weges und rief ihn an; der Kutscher hielt, erschrocken über die plötzliche Erscheinung dieser neben den Pferden auftauchenden Gestalt.

„Nehmt mich mit, Herr,“ sagte der Student, „nach der nächsten Station; ich habe den Weg verfehlt und muß den Zug erreichen — nehmt mich mit, ich bitte Euch.“

Unschlüssig blickte Blagonow den ihm vollkommen fremden Menschen an; er schien die Gesellschaft eines so ganz unbekannten Reisegefährten zu fürchten.

„Nehmt mich mit, Herr,“ wiederholte der Student seine Bitte, „Ihr thut ein gutes Werk, ich werde Euch allezeit dafür dankbar sein.“

Er trat näher an den Wagen heran und sprach, sich zu Blagonow vorbeugend, das lateinische Wort: „Nihil.“

Blagonow zuckte zusammen.

„Nun,“ sagte er dann, „steigt ein, Einer muß ja dem Andern helfen, und wenn Ihr von Eurem Wege abgekommen seid und die Station erreichen müßt, so wäre es unrecht, Euch hier stehen zu lassen.“

Rasch schwang sich der Student in den Wagen; der Kutscher blickte mit gutmüthiger Theilnahme rückwärts und schien es ganz natürlich zu finden, daß der verirrte Fußgänger mitgenommen wurde. Kräftig griffen die Pferde aus, und in wenig Augenblicken rollte der Wagen an der schwarzen Isba vorbei durch das Dorf hin, um im schnellsten Trabe den Weg nach der Stationsstadt zu verfolgen.

Der Mann im dunklen Mantel trat, nachdem der Wagen vollständig aus dem Gesichtskreise verschwunden war, hinter dem Gebüsch hervor und ging mit ebenso unhörbaren Schritten, wie er gekommen war, den Weg nach dem Schlosse zurück.

Mehrere Stunden vergingen. Tiefe Stille lag auf dem Dorf und den Feldern, da begann Stephan Sacharjew unruhig zu athmen und sich hin und her zu werfen; allmälig löste sich der Bann des unwiderstehlichen Schlafes, der ihn gefangen gehalten, — er setzte sich auf, — er öffnete die Augen und blickte starr und verwundert umher. Es dauerte eine Zeitlang, bis er sich auf die Vorgänge des Abends, die ihn hiehergeführt, und auf Alles, was ihm hier widerfahren war, besinnen konnte, die kühle Nachtluft ließ ihn schaudern, trotz des starken Schafpelzes, den er trug. Als endlich die völlig klare Erinnerung in ihm wieder lebendig wurde, sprang er auf, blickte erschrocken auf seine noch schlafenden Gefährten und eilte dann nach der Thür der Isba; — beruhigt athmete er auf, als er sah, daß die schweren Riegel fest in ihren Klammern saßen.

Eifrig beugte er sich zu den beiden schlafenden Bauern herab, aber bei ihnen, die nicht wie er so heftig aufregende Erschütterungen durchlebt, war die Macht des Schlafes zäher und fester, und fast noch eine Stunde verging, bevor er sie völlig erweckt hatte. Auch sie sahen, als sie sich völlig ermuntert hatten, zuerst ängstlich nach der Thür der Isba und waren ebenso erfreut, wie es Stephan gewesen, daß sie die Riegel fest verschlossen fanden.

Schon begann der Morgen heraufzudämmern. Die drei jungen Leute beschlossen, nichts davon zu sagen, daß sie sich so vom Schlaf hatten übermannen lassen; sie stärkten sich durch ein frisches Glas Wachholderbranntwein, — Stephan blickte glückselig der aufsteigenden Morgenröthe entgegen und überlegte im Stillen, ob wohl sein Wohlthäter bereits abgereist sei und er von seinem Reichthum, der ihm das höchste Glück der Erde bringen sollte, sprechen dürfe.

Als die Sonne emporstieg, erschien der Starost mit einigen Bauern des Dorfes. Er sah nach den Riegeln, er lauschte, das Ohr gegen die Thür drückend, und sagte mit einem Anflug von Mitleid:

„Man hört ihn nicht mehr, er wird eingeschlafen sein — das wird ein böses Erwachen für ihn. Aber,“ fügte er dann streng und finster hinzu, „es ist ihm nicht zu helfen, — die Pflicht des Dienstes vor Allem.“

Er begab sich, von den Bauern begleitet, nach dem Schlosse und suchte Herrn Sacharin auf, der ihm das völlig fertige Protokoll übergab. Er sagte, daß der junge Mensch ihm als ein aufgeregter Schwärmer, auch etwas betrunken erschienen sei; er möge wohl nicht so gar gefährlich sein, indessen gebiete es doch die Pflicht, ihn der Behörde zur weiteren Verfolgung dieser Sache zu übergeben.

Ein Wagen war vorgefahren, bewaffnete Diener des Schlosses stiegen zu Pferde, sie hielten Stricke bereit, um den Gefangenen fest zu binden, Herr Sacharin selbst begleitete den Zug nach der Isba, um den Transport des Verbrechers anzuordnen.

Die Bauern hielten ihre Knüttel bereit, die Bedienten zückten ihre Hirschfänger, als der Starost langsam und feierlich die Thür öffnete. Alle fürchteten, daß der Gefangene in wildem Sprunge hervorbrechen, sich zu befreien und zu entfliehen suchen werde — aber nichts regte sich in der mit Heu gefüllten Isba. Vorsichtig bog sich der Starost vor, die Uebrigen blickten neugierig hinter ihm her, — er that einige Schritte in den inneren Raum und fuhr dann mit einem entsetzten Rufe zurück.

„Die Isba ist leer — der Verbrecher ist entwischt!"

„Unmöglich," sagte Herr Sacharin, „wohin sollte er gekommen sein? Die Riegel waren vorgeschoben, er hätte niemals die Thür von innen öffnen können."

Erschrocken sahen die jungen Leute einander an, — sie dachten an ihren Schlaf, während desselben mußte das Unerhörte, Unglaubliche geschehen sein. Nach einigem Zögern trat Stephan Sacharjew vor.

„Wir müssen es gestehen," sagte er, während die Anderen ihn durch ängstliche Winke zurückzuhalten suchten, — „wir müssen es gestehen — der Schlaf hat uns übermannt; wir haben eine Zeitlang geschlummert, aber dicht vor der Thür hier, und als wir erwachten, waren die Riegel fest geschlossen, durch die Thür kann er unmöglich entwischt sein — doch — ha! es fällt mir ein, jetzt muß Alles gesagt werden: sein Vater war hier, Mossej Nikolajew, er bot uns Gold, wenn wir ihn fliehen lassen wollten; er muß unsern Schlaf benutzt haben, es ist nicht anders möglich."

„Holt ihn!" rief der Starost außer sich, — „und wehe ihm, wenn er sich so vergangen hat."

Schon waren einige Bauern nach dem Dorfe geeilt, und während die Uebrigen die Isba nach allen Seiten hin untersuchten, um zu entdecken, ob ein Ausweg durch die Seitenwände möglich sei, sagte Sacharin, welcher allein seine kalte, ernste Ruhe behielt:

„Die jungen Leute da werden ein wenig zu viel Wachholderbranntwein getrunken haben; ich habe ihnen auf Befehl der Frau Gräfin diese Stärkung gebracht und es fehlt ziemlich viel aus den Flaschen, — man hätte vorsichtiger sein sollen."

Mossej Nikolajew wurde herangeführt; er raufte sich verzweifelt die Haare, von Weitem schon hörte man sein Jammern.

„Mein Sohn ist fort — was habt ihr mit meinem Sohn gemacht! O, die gottverlassenen, nichtswürdigen Mörder, sie haben ihn umgebracht! Stephan Sacharjew," rief er, auf den jungen Menschen zustürzend und heftig dessen Schultern schüttelnd, — „Du bist mein Feind, Du hassest mich wegen Eva Michaelowna, die Du mir nicht gönnst, und ich habe sie Dir doch überlassen wollen — was hast Du mit meinem Sohn gemacht? Im Namen Gottes fordere ich Rechenschaft von Dir für sein Blut!"

Stephan schüttelte den wild erregten Mann von sich und sagte tief entrüstet:

„Hätte ich nicht Mitleid mit Deinem Jammer, Mossej Nikolajew, so würde ich Dich niederschlagen für dieß böse Wort, das Du zu sprechen wagst. Gestehe es lieber, daß Du unsern Schlaf benutzt und Deinen Sohn befreit hast, — Du bist sein Vater, Dir wird man es ja nicht so hoch anrechnen, wenn Du Mitleid mit Deinem Kinde hast."

„Nein," rief Mossej, „nein, ich habe ihn nicht befreit; ihr habt mich ja in das Dorf zurückgeschleppt, ihr habt mich ja bedroht, wenn ich mich wieder sehen lassen würde, — ihr habt ihn gemordet."

Er drängte sich in das Innere der Isba, er durchwühlte jeden Winkel, dann sank er schluchzend und jammernd auf das Heu nieder, immer seinen Sohn rufend.

„Mossej Nikolajew," sagte der Starost streng und finster, „es ist eine böse Sache für Dich; niemals werde ich glauben, daß Deinem Sohne Böses geschehen sei — diese da sind keine Mörder, und wenn Du Stephan Sacharjew anklagst, aus Rache gegen Dich den Gefangenen umgebracht zu haben, wie hätte er es thun können, ohne daß die Anderen ihm geholfen! Nein, nein, das glaube ich nicht, und man würde endlich die Leiche finden, denn weit können sie sie nicht fortgebracht haben; auf Dir liegt der Verdacht, den Gefangenen befreit zu haben, während Jene dort ihre Pflicht als Wächter vernachlässigten. Gott wird Dich vielleicht entschuldigen, aber vor dem Gesetz hast Du strafbar gehandelt, die Behörde wird über Dich richten, und von der Verbindung, welche wir verabredeten, kann nun keine Rede sein."

Mossej Nikolajew lachte höhnisch auf.

„Nein, davon kann keine Rede sein; glaubst Du, daß ich Deiner Tochter meine Hand reichen würde, daß ich sie als Herrin in mein Haus führen würde, nachdem ihr mir den Sohn geraubt? Der Erde gleich machen will ich meinen Hof, Salz will ich in die Furchen meines Ackers streuen und den Staub von meinen Füßen schütteln, wenn ich fortziehe von Wolotschina, das Gott verdammen möge."

Drohende Rufe ertönten aus den Reihen der Bauern gegen den Verzweifelten.

Sacharin führte den Starosten beiseite und sprach lange Zeit leise mit ihm. Der Starost machte mehrere Male Zeichen der Zustimmung und schien befriedigt und erleichtert durch das, was der welt- und geschäftskluge Sekretär ihm sagte; dann trat er zu den Bauern und sprach:

„Hört, meine Freunde, das ist eine böse Sache, die viel Unheil und Schaden über unser Dorf bringen kann. Herr Sacharin hat Recht, der entflohene Gefangene wird über die Grenzen des heiligen Rußlands gehen und keinen Schaden mehr thun, und wenn er in seinem bösen Treiben fortfährt und irgendwo gefangen wird, so werden wir wenigstens nichts mit der Sache zu thun haben und der Frieden unseres Dorfes wird ungestört bleiben. Wir wollen thun, was Herr Sacharin uns räth, wir wollen die ganze Sache vergessen, wir wollen schweigen über Alles, was hier vorgegangen ist, und Herr Sacharin wird auch unsere gnädige Gräfin bitten, nichts davon zu sagen. Sei ruhig, Mossej Nikolajew, wenn Du schuldig bist, so wirst Du Deine Schuld nur mit Gott allein abzumachen haben."

Alle Bauern sprachen freudig ihre Beistimmung aus, sie Alle waren froh, in einer so unangenehmen und verwickelten Sache mit den Behörden nichts zu thun zu haben und den Kosten und Plackereien weitläufiger gerichtlicher Verhöre zu entgehen. Der Starost zerriß das Protokoll, welches Sacharin für ihn geschrieben, auch der kleine Schreiber rieb sich vergnügt die Hände, und bald wurde der Raum vor der Isba leer.

Mossej Nikolajew allein war noch zurückgeblieben, immer noch durchsuchte er das Heu und die Umgebung des Blockhauses, ohne eine Spur von dem Verschwundenen entdecken zu können, bis auch er endlich, abwechselnd mit jammervollen Klagen und wilden Verwünschungen, nach dem Dorfe zurückkehrte.

Stephan Sacharjew trat glückstrahlenden Antlitzes in das Haus des Starosten, der finster die Hand gegen ihn ausstreckte und sagte:

„Was suchst Du hier? Wenn ich auch das Wort zurückgenommen habe, das ich Mossej Nikolajew gegeben, weil der Verdacht der Auflehnung gegen das Gesetz auf ihm ruht, so habe ich doch meinen Sinn nicht geändert, was Dich betrifft. Meide meine Schwelle und verlocke Eva Michaelowna nicht zum Ungehorsam gegen ihren Vater."

„Du wolltest mir Deine Tochter nicht geben," rief Stephan, „weil ich zu arm war — nun, sieh' hier, ich bin reich, reicher als ihr Alle, und sie soll die stolzeste und beneidetste unter allen Bäuerinnen des Dorfes werden — hier — sieh' hier, das Alles ist mein!"

Er zog die Börse hervor und schüttete ihren Inhalt klirrend auf den Tisch. Wie geblendet starrte Michael Matfejew auf das Gold; dann aber nahm sein Gesicht einen furchtbar drohenden Ausdruck an.

„Ha," sagte er, „jetzt wird es klar, das Alles ist ein nichtswürdiges, abgekartetes Spiel — Dich hat er bestochen, um seinen Sohn zu retten, Du hast ihn entfliehen lassen, während die Anderen schliefen — fort aus meinem Hause, elender Verräther! Ich habe um des Friedens unseres Dorfes willen beschlossen, daß die Sache vergessen und begraben bleibe, mag auch Dein Verrath der Rache Gottes überlassen bleiben, aber hüte Dich, meinen Blicken wieder zu begegnen."

Stephan wurde bleich wie der Tod.

„Was ist das, Michael Matfejew, — wie kannst Du so von mir denken, von mir, der ich alle Anerbietungen zurückgewiesen, obgleich die Stimme der Versuchung verlockend zu meinem Herzen drang! Dieß Gold ist mein, rechtmäßig vor aller Welt; ein vornehmer Herr hat es mir geschenkt, der Gast war im Schlosse der Gräfin. Er hat mir seinen Namen gesagt, — Feodor Michaelowitsch Blagonow, er hat mir gesagt, daß ich laut vor Jedermann von seinem Geschenk sprechen dürfe."

„Du lügst," sagte der Starost kalt, „wie würde jener Herr Dir, einem Unbekannten, solchen Reichthum zuwerfen? Noch einmal sage ich Dir, geh', entweihe mein Haus nicht durch den Tritt Deines Fußes."

„Nein," rief Stephan außer sich, „ich gehe nicht, denn ich spreche die Wahrheit. Ich bitte Dich, auf mich zu hören, ich fordere von Dir, daß Du mich begleitest, jetzt gleich, zum Schlosse der Gräfin; sie muß jenen Mann kennen, sie muß es wissen, ob er rechtmäßig dieses Gold besaß, und wäre es nicht der Fall, hätte er sich vielleicht des Lohnes einer bösen That entledigen wollen, dann schwöre ich Dir, daß ich all' dieß Gold in den Schlamm des Baches versenken will, wo es nie wieder ein menschliches Auge entdecken wird. Komm', Du bist es mir schuldig, Du mußt mit mir gehen!"

Er faßte heftig den Arm des Starosten, und halb von der stürmischen Gewalt des jungen Menschen fortgezogen, halb seinem eigenen Gerechtigkeitsgefühl nachgebend, folgte ihm Michael Matfejew zum Schlosse.

Der Fürst Nikascha saß mit der Gräfin beim Frühstück. Marpha war bei ihnen, bleich, düster, gleichgültig starr. Als die beiden Bauern eintraten, rief ihnen der Fürst achselzuckend entgegen:

„Laßt es gut sein, Michael Matfejew — Sacharin hat Recht, die ganze Geschichte ist unangenehm, und da der alberne Mensch nun doch einmal entwischt ist, lassen wir ihn laufen."

„Hochgeborene, gnädigste Gräfin," rief Stephan Sacharjew, der in seiner Aufregung alle Scheu vor den hohen Herrschaften vergaß, „ich komme, Sie um ein Wort zu bitten, das mich befreien soll von bösem Verdacht und mir das Glück meines Lebens geben."

„Sprich, mein Sohn, sprich," sagte die Gräfin freundlich, während Marpha gleichgültig vor sich nieder sah und kaum die Anwesenheit der Bauern zu bemerken schien, — „ich bin immer bereit, die Wünsche meiner Unterthanen anzuhören."

„Wer ist Feodor Michaelowitsch Blagonow?" rief Stephan, — „jener Herr, der hier auf dem Schlosse zu Gast war, — dieß hat er mir geschenkt," fuhr er fort, die Börse hervorziehend, — „und Michael Matfejew da will es mir nicht glauben."

Die Gräfin sah den jungen Menschen verwundert an; — dunkle Purpurglut überzog Marpha's Gesicht, der Fürst aber sagte:

„Das ist ja meine Börse, wie kommst Du dazu?"

„Siehst Du," sagte der Starost, „ich wußte es wohl, daß es nicht mit rechten Dingen zuging, er hat das Gold gestohlen — aber ich freue mich, daß mein Verdacht gegen Dich unbegründet war."

„Nein," sagte der Fürst lachend, „er hat es nicht gestohlen, ich habe es ihm geschenkt; es war sein rechtmäßiges Eigenthum, die ganze Börse da."

„Und er hat sie mir geschenkt," rief Stephan jubelnd, „sie gehört also doch mir, und er hatte Recht, mir zu sagen, daß ich laut davon sprechen dürfe."

„Das freut mich, das freut mich," sagte der Fürst gutmüthig, „es war doch ein braver Kerl, dieser Blagonow, uneigennützig und großmüthig, hat dem armen Burschen da die Börse geschenkt, die er doch selbst brauchen konnte. Erzähle, wie das kam."

„Ich sagte ihm," sagte Stephan, dem die Stimme vor Aufregung versagte, „daß ich arm sei, als er draußen vor der Isba einen Wagen suchte, daß ich Eva Michaelowna, die Tochter des Starosten, liebe, und daß er mir sie nicht geben wolle, weil mein Hof zurückgekommen war durch die Schuld meines Vaters; da gab er mir dieß Gold, und Gott segne den braven, vortrefflichen Herrn."

„Ja, Gott segne ihn!" rief der Fürst lebhaft, — „es thut mir leid, daß meine Tochter jetzt nicht singen will, aber sowie ihr Hals wieder gesund ist, soll er wiederkommen, und bei Gott im Himmel, das will ich ihm nicht vergessen. Wer den Armen beisteht und Andere glücklich machen will, der verdient wohl, daß man ihm alle Sorge abnimmt. Geh' hin, mein Sohn, geh' hin, und Ihr, Michael Matfejew, glaubt mir, daß dieß Geld ihm von Rechtswegen gehört, denn Blagonow ist heil und gesund von hier abgereist und wird jetzt schon die Eisenbahn erreicht haben, um nach Petersburg zurückzukehren. Und hier," sagte er, in seine Tasche greifend und noch eine Handvoll Goldstücke in die Börse schiebend, — „das ist meine Aussteuer für Eure Tochter. Nun geht, geht! Das ist ein schöner Morgen heute, nicht wahr, meine verehrte Cousine, wir müssen ja so viel Menschen glücklich machen, als wir können, da unsere Kinder uns so viel Freude bereiten."

Der Starost und Stephan Sacharjew küßten den Kleidersaum der Dame und den Rock des Fürsten, und kehrten glücklich nach dem Dorfe zurück, während Marpha in sich zusammengesunken, die Hände auf dem Schooß gefaltet, ihnen mit wunderbar bewegten Blicken nachsah.

Heller Jubel herrschte im Hause des Starosten, und nach einigen Wochen wurde die frohe Hochzeit gefeiert, bei welcher eine unendliche Zahl von Krügen voll Kornbranntwein und Quas vertilgt wurde und nach welcher Eva Michaelowna als die reichste Bäuerin von Wolotschina in das Haus des Stephan Sacharjew einzog.

In finsterer Zurückgezogenheit hatte Mossej Nikolajew sich in sein Haus verschlossen; er grüßte Niemand und wies alle Bauern, bei denen sich das Mitleid mit dem hartgeschlagenen Vater zu regen begann, zurück; er bestellte sein Feld nicht, das Unkraut wucherte in seinem Garten und das Gras blieb ungemäht auf seinen Wiesen. Endlich kam ein Brief an ihn von der nächsten Stadt, der Postkurier, welcher die Gegend durchzog, brachte ihn. Zum ersten Mal verließ Mossej Nikolajew sein Haus, er suchte den Schreiber auf. Lange blieb er bei ihm in dem engen verräucherten Zimmer des kleinen Hauses, welches Andrei Sewastianew bewohnte; dann kam er erhobenen Hauptes und freudigen Blickes wieder hervor. Er spannte sein Pferd vor seinen Karren und fuhr nach der Stadt, und als er dann wieder zurückkehrte, nahm er mit eisernem Fleiß die Arbeiten seines Hofes wieder auf; auch erwiederte er die Grüße der Bauern, wenn er auch mit keinem von ihnen mehr als die nothwendigsten Worte sprach; — Niemand erfuhr, was in ihm vorgegangen und wodurch er Trost in seinem Kummer gefunden. Der Schreiber schwieg und antwortete auch auf eine hingeworfene Frage des Starosten nur mit einer allgemeinen Redensart; man drang nicht weiter in ihn, denn man fand es recht und natürlich, daß er, der schriftkundige Beirath aller Bauern, deren Geheimnisse treu bewahrte.

So war, als der hohe Sommer herankam, Alles wieder in das alte Geleis in Wolotschina zurückgekehrt. Die Gräfin wohnte mit Marpha auf dem Schlosse, man sah die beiden Damen zuweilen in ihrer Kalesche durch die Wälder und Felder fahren — der Starost war stolz auf seinen reichen Schwiegersohn und wünschte sich oft im Stillen Glück, daß er den Rath des klugen Herrn Sacharin befolgt und die unangenehme Angelegenheit der Vergessenheit übergeben habe.

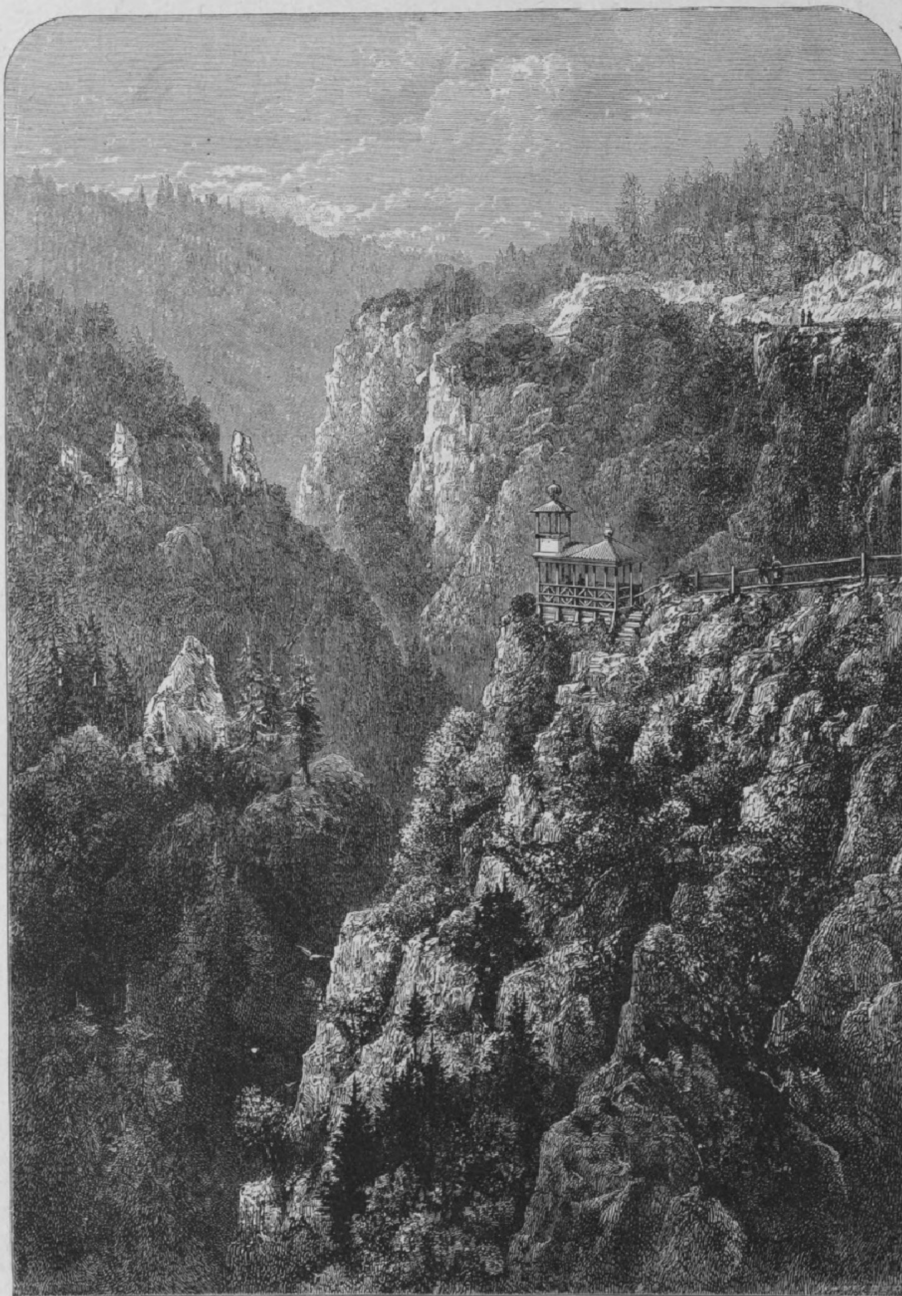
(Fortsetzung folgt.)

Die heraldische Ausstellung zu Berlin 1882.

Von
Ad. M. Hildebrandt.

Während das Interesse für große, sogenannte Weltausstellungen mehr und mehr schwindet, hie und da auftauchende neue Projekte für solche in den zumeist betheiligten Kreisen mit großer Zurückhaltung aufgenommen werden, erfreuen sich dagegen die in neuerer Zeit häufiger werdenden Spezial- oder Fachausstellungen meist allgemeiner Anerkennung. Der praktische Nutzen ersterer ist allerdings oft sehr zweifelhaft; wo Tausende der allerverschiedensten Gegenstände angehäuft sind, bleibt es fast unmöglich, sich in den einzelnen Fächern genügend zu orientiren, abgesehen davon, daß letztere niemals erschöpfend vertreten sein können. Das Bestreben, Fachausstellungen zu veranstalten, in denen Alles, was mit irgend einem einzelnen Gewerbe oder mit irgend welcher Wissenschaft in Beziehung steht, vereinigt wird, um dem Publikum Gelegenheit zu geben, bestimmte Fächer gründlich kennen zu lernen, ist durchaus gerechtfertigt. Den glänzendsten Erfolg in dieser Beziehung hatte seinerzeit die Fischereiausstellung in Berlin; — dann die anthropologische, die keramische u. s. w. Drei solcher Fachausstellungen bringt das laufende Jahr für die Hauptstadt des deutschen Reichs: die heraldische, die hygienische und die Sportausstellung.

Während die Vorbereitungen für die beiden letzteren noch im Gange sind, ist erstere bereits seit vierzehn Tagen eröffnet; diese kurze Zeit hat genügt, um im Publikum ein gewisses Vorurtheil gründlich zu zerstören. Wie nämlich einst bei der Fischereiausstellung ziemlich allgemein der Glaube verbreitet war, es handle sich um eine Ausstellung verschiedener Arten von Fischen, so erwartete man vielfach von der heraldischen Ausstellung nur die Vorführung langer Reihen von Siegelabdrücken und vielleicht gemalten Wappen. Bisher war es eben nur eine kleine Zahl von Männern, welche die Heraldik als Wissenschaft und als Kunst neu zu beleben bemüht waren; dieß ist namentlich im Laufe der letzten Jahre in bedeutendem Maße gelungen. Eine im Jahre 1879 in Wien veranstaltete heraldische Ausstellung ließ bereits große Erfolge erkennen, ebenso die bald darauf im Haag stattgefundene. Weit umfassender noch hat sich aber die dießjährige Berliner heraldische Ausstellung, unternommen durch den über ganz Deutschland und auch im Auslande verbreiteten Verein „Herold“, gestaltet. Wenn es der Zweck der Urheber dieses Unternehmens war, das große Publikum — dem die Heraldik bisher vielfach als etwas Veraltetes oder Unnützes erschien — über die vielseitige, tief in das Kulturleben eingreifende Bedeutung des Wappenwesens aufzuklären, so darf derselbe als erfüllt betrachtet werden.



Aussicht von Hohenfels bei St. Blasien im badischen Schwarzwald.

Eine eingehende Erläuterung des eigentlichen Wesens der Heraldik würde hier zu weit führen; eine Schilderung dessen, was die Ausstellung bietet, wird darüber am besten orientiren. Dieselbe gliedert sich zunächst in zwei große Hauptabtheilungen: eine wissenschaftliche und eine künstlerische, respektive kunstgewerbliche. Erstere zerfällt wieder in eine Gruppe für Heraldik im engeren Sinne, eine zweite für Siegelkunde und eine dritte für Genealogie.

Die Gruppe für Heraldik enthält unter Anderem Originalschilde und Helme; heraldische Manuskripte, Wappenbücher, Turnierbücher, alte und moderne Stiche, Holzschnitte und Malereien; die sphragistische Gruppe Siegelstempel und Petschafte aller Art, alte und neue Originalsiegel, alte Urkunden mit Siegeln; die dritte Ahnentafeln, Stammbäume und genealogische Werke. Alle diese Gegenstände beziehen sich ebensowohl auf bürgerliche als auf adelige Familien; es ist von jeher das Bestreben des Vereins Herold gewesen, die Heraldik und Genealogie nicht sowohl als eine lediglich den Interessen der Aristokratie dienende Wissenschaft zu betreiben, sondern sie als Mittel zur Hebung des Familiensinnes im Allgemeinen zu verwerthen. Dieß entspricht völlig der Bedeutung, welche die Heraldik in ihrer Blütezeit, dem Mittelalter und der Renaissanceperiode, hatte, wo das Wappen als erbliches Familiensymbol ebensowohl bei Bürgern, Korporationen, Gewerbetreibenden und selbst Bauern, wie bei dem Adel in hohem Ansehen stand. Ein Hauswesen bei unseren Vorfahren ohne Wappen wäre gar nicht denkbar gewesen; man besuche nur irgend eine Sammlung alter kunstgewerblicher Sachen und man wird finden, daß dieselben fast durchweg einen mehr oder weniger hervortretenden heraldischen Schmuck zeigen. Der Zug unserer Zeit, welcher immer mehr dazu treibt, in Kunst und Kunstgewerbe die altdeutschen Vorbilder neu zu beleben, kann nicht umhin, auch der Wappenkunst von Neuem Aufmerksamkeit zuzuwenden. Der sogenannte „Styl“, den man heutzutage bei allen Gebrauchsgegenständen verlangt, findet im Wappen seinen prägnantesten Ausdruck. Nach dieser Richtung hin ist die zweite Hauptabtheilung der heraldischen Ausstellung bedeutungsvoll; sie umfaßt die Anwendung der Heraldik auf die verschiedenen Fächer des Kunstgewerbes, auf Arbeiten in Metall, Holz, Stein, Thon, Glas, Elfenbein, Leder, Papier u. s. w. Diese Abtheilung ist die weitaus größere der Ausstellung, welche beiläufig gegen viertausend verschiedene Nummern, bei fast sechshundert Ausstellern, aufzuweisen hat. Aus beiden Abtheilungen sind alle diejenigen Gegenstände, welche auf das preußische Herrscherhaus Bezug haben, zu einer hohenzollern'schen Spezialausstellung vereinigt.

Das sogenannte „provisorische Kunstausstellungsgebäude“ am Cantianplatz zu Berlin, welches von den Behörden mit dankenswerther Bereitwilligkeit zur Verfügung gestellt wurde, erwies sich durch seine Eintheilung in verschiedene Säle und eine Reihe langer, je fünf Meter breiter Säle als sehr zweckmäßig für eine Fachausstellung wie die heraldische; gleichzeitig ergab sich jedoch die Nothwendigkeit, bei der Aufstellung der in größter Fülle aus öffentlichen und privaten Sammlungen eingesandten Objekte von einer systematischen Ordnung derselben — wie solche im Katalog durchgeführt ist — abzusehen und vielmehr auf dekorative Gesammtwirkung Gewicht zu legen. Daß in dieser Beziehung das günstigste Resultat erzielt wurde, ist hauptsächlich den genialen Arrangements des bekannten Historienmalers E. Döpler d. J. zu danken.

Der erste Saal, welchen der Besucher vom Vestibül aus betritt, enthält eine Antiquitätensammlung, wie sie reichhaltiger und kostbarer kaum jemals gesehen sein dürfte. Dicht gedrängt, in Schränken aufgestellt und an den Wänden hängend, findet der Besucher hier Kunstwerke ersten Ranges aus dem verschiedensten Material — darunter nicht wenige, welche, sonst in Familienarchiven oder Sammlungen ängstlich gehütet, hier zum ersten Male in die Oeffentlichkeit gelangen. Aus dem frühesten Mittelalter sehen wir herrliche französische Emaillen, italienische und deutsche Stoffe, Stickereien und Webereien; aus dem fünfzehnten Jahrhundert Gobelins, in Zeichnung und Farbenpracht hervorragend, Gold- und Silbergeräthe der verschiedensten Art; aus der Renaissancezeit ebenfalls eine lange Reihe der schönsten Kunsterzeugnisse. Alle diese Sachen sind selbstverständlich mit heraldischem Schmuck versehen; sie bieten eine Fülle von Belehrung für das moderne Kunstgewerbe. Einzelnes daraus hervorzuheben, ist fast unmöglich, da beinahe jedes Stück von besonderem Interesse ist; nur kurz wollen wir die von der königlichen Schloßverwaltung in Stuttgart eingesandten Majolikateller und Pokale, den aus der Staatssammlung daselbst stammenden prachtvollen Helfenstein'schen Todtenschild, den fürstlich Hohenlohe'schen Hausschmuck, die herrlichen vom Frhrn. von Riedesel ausgestellten Gobelins, die Alterthümer aus dem bayerischen Nationalmuseum erwähnen, ferner die uralten silbernen Schützenketten von Leipzig, Danzig, Schmalkalden, diverse Kunstgegenstände aus den Dresdener Sammlungen, Glaspokale mit gemalten oder geschliffenen Darstellungen. Ein kleines Raritätenkabinet für sich bildet das anstoßende Gemach, in welchem die Dresdener Kunstgewerbeschule eine Auslese ihrer besten Sachen aufgestellt hat: alte Meßgewänder, gewebte und gestickte Stoffe, Holzschnitzereien u. s. w. In der nächsten Galerie befindet sich die Kollektivausstellung des märkischen Provinzialmuseums mit zahlreichen, vorzugsweise auf die Geschichte der Stadt Berlin und der Mark Brandenburg bezüglichen Alterthümern, sowie die des Ehrenvorsitzenden der Ausstellung, des Grafen v. Stillfried-Alcantara. Hier erregt besonders ein die Verwandtschaft des Grafen mit dem portugiesischen Königshause darstellender großer Stammbaum, sowie ein prachtvoller Humpen die Aufmerksamkeit; in letzteren sind Münzen aller

derjenigen Fürsten eingelassen, denen Mitglieder des Hauses Stillfried in den letzten Jahrhunderten Dienste geleistet haben. Im gleichen Raum befindet sich eine exquisite kleine Kollektion alter prächtiger Bucheinbände; ferner liegen hier die ältesten bekannten heraldischen Manuskripte aus, darunter gemalte Wappenbücher des fünfzehnten Jahrhunderts von unschätzbarem Werthe. Ihnen schließt sich eine ausgewählte Bibliothek gedruckter heraldischer, genealogischer und numismatischer Werke an. Ein besonderer Schrank enthält die von J. Perthes in Gotha ausgestellten sämmtlichen Jahrgänge der Gothaischen Kalender; ein den Besuchern der Ausstellung gewidmetes elegantes Heft, die Geschichte dieser Taschenbücher enthaltend, wird hier gratis vertheilt.

Der folgende Saal wird zum größten Theil von Gegenständen aus der berühmten, nur Sachen ersten Ranges enthaltenden Sammlung des Rechnungsraths Warnecke zu Berlin eingenommen; lange Reihen von Glaskästen enthalten zahllose Stammbücher des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts mit den reizendsten Miniaturen, Adels- und Wappenbriefe mit farbenprächtigen Malereien auf Pergament, seltene Drucke und Handzeichnungen von Dürer, **Jost** Amman, Virgil Solis u. A., sowie die beiden Stammbücher des Ausstellers dieser Schätze mit Einschreibungen der berühmtesten Feldherren, Staatsmänner, Gelehrten und Künstler der Jetztzeit. Besondere Zugkraft übt

Allerlei aus dem Soldatenleben.

Originalzeichnungen von **A. Hölzgen.**



„Woran erkennt man den Premier?"
„Der Premier hat der Sterne zwee."
„Was! sind das zweie oder eener!?"
„Ja, drüber is ja noch so'n kleener!"



Im Festungsgraben Schildwach' steh'n,
Das thut mir grad' noch fehlen;
Da ist. — ich kann das nicht versteh'n,
Bei Gott doch nichts zu stehlen.



„Was ‚Fühlung' ist, das will ich euch
Mal deutlich expliziren:
Sie dürfen an dem rechten Arm
Den Nebenmann nicht spüren."



Wir sitzen im Arrestlokal
Wegen schlappem Exerzieren,
Und können uns bei kargem Mahl
Vierundzwanzig Stunden amüsiren.



Was Einem manchmal leicht gelingt,
Ein And'rer niemals fertig bringt;
So springt der Wilhelm wie ein Hase,
Doch Hanphilipp fällt auf die Nase.



„Adieu, mein lieber Kamerad,
Nun geht's nach Hause ‚futtern';
Schön ist das Leben als Soldat.
Am schönsten doch bei Muttern!"

hier eine lange Reihe von Porträts — Herren und Damen im Kostüm des sechzehnten Jahrhunderts — welche ebenfalls im Besitz des Herrn Warnecke sind; sie befanden sich ursprünglich in einem um 1580 angelegten Stammbuch eines Fräuleins v. Canstein, welche diese Bilder ihrer Verwandten und Freunde malen ließ. Die hundertundfünfzig äußerst werthvollen Blätter bilden eine wahre Fundgrube für Trachtenkunde.

Die „kompleten Zimmereinrichtungen" sind in allen Ausstellungen unvermeidlich geworden; auch die heraldische hat eine solche aufzuweisen, welche sich jedoch von den gewohnten erheblich unterscheidet: es ist hier ein „heraldisches Zimmer" zusammengestellt, welches Comfort und Behaglichkeit mit stylvoller Eleganz in ansprechendster Weise verbindet. Jedes Stück in diesem Gemach, zu dessen Einrichtung die Herren v. Keller und F. Warnecke die nöthigen Gegenstände hergaben, ist mit Wappen verziert. Die Wichtigkeit der Heraldik für Dekoration konnte nicht besser veranschaulicht werden, als hier geschehen ist. Mehr wissenschaftliches Interesse bieten die Stammbäume und Ahnentafeln, mit denen die Wände an der entgegengesetzten Seite dieses Saales bedeckt sind; auch die zahlreich ausgestellten alten Siegel, Urkunden und Münzen imponiren mehr den Kennern als der großen Menge, welche sich dagegen im nächsten Raum um die dort arrangirte Ausstellung der Originalorden sämmtlicher deutschen und vieler ausländischen Staaten mit begehrlichen Blicken

zu drängen pflegt. Weiter gelangen wir von hier in die Abtheilung für moderne Gravirarbeiten, welche des Schönen unendlich viel enthält und den Beweis liefert, daß die deutschen Graveure bereits wieder ebenso mustergiltige Arbeiten zu schaffen im Stande sind, als ihre Fachgenossen im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert. Man sieht hier Edelsteinschnitte, Metall- und Elfenbeingravirungen, welche die größte Bewunderung verdienen. Hier steht auch der bekannte „Brook'sche Becher" — eines der werthvollsten Stücke in der Ausstellung; es ist dieß ein mit den feinsten Gravirungen bedeckter Pokal aus Rauchtopas, auf dessen Herstellung der Steinschneider Siebenhaar in Warmbrunn volle neun Jahre verwandt hat.

Somit sind wir auf das Gebiet des modernen Kunstgewerbes gelangt, dessen Erzeugnisse die folgenden sieben Säle füllen. Die beliebten cuivre-poli-Waaren sind hier zahlreich vertreten, ebenso Majoliken und Gläser; unter letzteren zeichnen sich die Arbeiten von Ertl in Eger besonders aus. Unter den Stickereien ist eine prächtige Portière von Giani in Wien, ein Banner und ein mit unendlicher Mühe gearbeitetes Wappen von Bessert-Nettelbeck in Berlin hervorzuheben, sowie verschiedene Polster ꝛc. von Frau M. Lossow in München. Letztere pflegen durch ihre ganz eigenthümlich schöne Ausführung namentlich die Künstler zu lauter Bewunderung zu veranlassen. Eine treffliche Weißstickerei von Hoffmann & Englert in Stuttgart entzückt besonders die Damenwelt. Letztere, sowie die zahlreichen Freunde des Rokoko umdrängen vielfach auch eine in der Nähe stehende Vitrine, worin sich hervorragende Stücke des sogenannten „Schwanenservices" befinden — einzigartiges altmeißener Geschirr, zum Fideikommiß der Grafen v. Brühl gehörig, dessen Werth sich auf mehrere Millionen beläuft.

Alte und neue Tischgedecke mit eingewebten oder gestickten Wappen sind in großer Menge vorhanden; stylvolle Möbel, Hängeleuchter, Holzmalereien, Bernstein- und Elfenbeinwaaren fehlen ebensowenig als Berliner, Wiener und Hamburger Lederwaaren. Letztere namentlich, aus dem Atelier des Ledertechnikers Hulbe hervorgegangen, verdienen besondere Aufmerksamkeit: es sind Stühle, Bucheinbände und Aehnliches, in sogenanntem Lederschnitt hergestellt, einer im Mittelalter beliebten und neuerdings wieder zu Ehren gekommenen Technik, um welche sich auch O. Hupp in München große Verdienste erworben hat. In Verbindung mit etwas Farbe und Metallauflage lassen sich hierin die effektvollsten Arbeiten herstellen, welche um so schöner werden, je länger man sie benützt.

Von den außerdeutschen Sachen seien noch kurz die sehr werthvollen Einsendungen des Somerset-Herold Mr. Tucker in London erwähnt, sowie eine größere Gruppe japanischer Waffen, Rüstungen und Kunstsachen, welche, sämmtlich mit Wappen dekorirt, die ganz eigenartige japanische Heraldik veranschaulichen.

Der letzte große Saal des Ausstellungsgebäudes ist in eine prachtvolle Waffenhalle verwandelt worden und bildet als solche den Glanzpunkt des Ganzen. Trophäen, aus den seltensten alten Schilden, Schwertern und Hellebarden zusammengesetzt, bedecken die Wände; prachtvolle Rüstungen, sowohl historisch als — durch schöne Gravirungen und Tauschirarbeiten — künstlerisch werthvoll, versetzen den Beschauer in die Zeiten glänzenden Ritterthums zurück; Feuerwaffen mit herrlichen Einlagen von Perlmutter und Elfenbein, Partisanen, alte Bronzegeschütze erinnern an die Kämpfe der Reformationszeit und des dreißigjährigen Krieges. Die auserlesensten Stücke aus den Sammlungen des Prinzen Karl von Preußen, des Königs von Württemberg, des Königs von Sachsen, des Berliner Zeughauses ꝛc. sind hier zu einem glänzenden Ensemble vereinigt, über welchem in bunter Farbenpracht die Flaggen aller Völker der Erde herabhängen. Zwei Wände dieses Saales sind außerdem für drei der ältesten deutschen Grafengeschlechter — die Grafen Stolberg, Törring und Schaffgotsch — reservirt, welche hier die Denkmäler ihrer ruhmvollen Vergangenheit aufgestellt haben.

Kehren wir durch die soeben durchwanderten Räume nach dem Eingange zurück, so gelangen wir endlich noch in den „Hohenzollern-Saal", der natürlich mit besonderer Sorgfalt dekorirt ist und schon durch die Pracht, welche auf die Ausstattung verwendet wurde, seine Bestimmung erkennen läßt. Durch schwere, vom Oberlicht herabwallende Sammetstoffe ist an der Hauptwand eine Art Thron gebildet; hier steht der Thronsessel, welcher dem ersten preußischen Könige, Friedrich I., bei der Krönung im Jahr 1701 diente; hier stehen die funkelnden Kronen des deutschen Kaisers und der Kaiserin, sowie die übrigen Reichsinsignien, welche sonst im Krontresor sorgsam gehütet werden: der goldene, mit schwarz-weißen Straußenfedern geschmückte Reichshelm, der Kommandostab des Kaisers, das Reichs- und das Kurschwert, die Reichsfahne, letztere gehalten von einer prachtvollen Rüstung, welche vermuthlich einst von Markgraf Georg dem Frommen getragen wurde. Andere Kostbarkeiten aus dem Krontresor, aus dem Hausarchiv, aus dem Hohenzollernmuseum, sowie aus dem Privatbesitz Seiner Majestät des Kaisers und der königlichen Prinzen üben gleichfalls eine große Anziehungskraft, sei es durch ihre historisch-patriotische Bedeutung, sei es durch künstlerischen Werth. Was letzteren betrifft, so werden am meisten die einzigartigen Silbereinbände aus der Bibliothek des Herzogs Albrecht in Preußen, sowie der erst kürzlich wieder entdeckte Schmuck des Kurfürsten Johann Georg (ein Meisterwerk alter Goldschmiedekunst) angestaunt, während der Historiker die auf einer langen Tafel ausgebreiteten Hohenzollern'schen Geschichtswerke bewundert — die Früchte einer lebenslangen, arbeitsreichen Thätigkeit des Grafen Stillfried.

Auf weitere Einzelheiten der gerade an kleinen Seltenheiten und Kuriositäten so reichen Ausstellung einzugehen, verbietet der uns zugemessene Raum. Wir hoffen, durch vorstehende Zeilen den Lesern wenigstens ein ungefähres Bild dessen gegeben zu haben, was die heraldische Ausstellung bietet, und würden besonders erfreut sein, wenn recht viele Leser daraus Veranlassung nehmen wollten, der so vielseitig interessanten Wappenkunde näher zu treten.

Schließlich sei noch bemerkt, daß die Ausstellung nur bis zum 31. Mai d. J. geöffnet bleibt.

NOTIZ-BLÄTTER.

Literatur.

— **Die Reclam'sche Verlagsbuchhandlung in Leipzig fährt, un**beirrt durch die zahlreichen Konkurrenzen billiger Bücher, fort, auf dem betretenen Wege Bildung und Unterhaltung unter die Menge zu bringen. Ihre „Universalbibliothek", der wir den ersten billigen Schiller verdanken, — und dazu gehörte Muth — bringt fortwährend die reichste Abwechslung und es ist erstaunlich, wie der Herausgeber immer Neues und Gutes zu finden weiß. Unter den jüngsten Gaben haben wir namentlich die drei Wörterbücher der englischen, französischen und italienischen Sprache anzuführen, jedes zu 1 Mark, sauber und klar gedruckt und für den Hausgebrauch vollständig ausreichend — um einen Thaler drei Lexika. Sie sollten in der kleinsten Bibliothek nicht mehr fehlen. Zum Beweis der Vielseitigkeit und des internationalen Charakters der Bibliothek nennen wir nur den Inhalt von den 30 letzten Bändchen: Deutsch: Lenau, Savonarola; Pohl, Der Jongleur und Der Goldonkel; Fels, Der Schelm von Bergen; Danz, Die beiden Finkenstein; Schröder, Humoresken; Luther, Christlicher Adel. Französisch: Bernhardin St. Pierre, Indische Hütte; Busnach, Der Todtschläger; Daudet, Künstlerehen, Dir wie mir. Englisch: Dickens, Copperfield; Irwing, Alhambra. Russisch: Dandlewski, Indien. Polnisch: Graf Fredro, Der Mentor, und das italienische Lexikon von Köhler.

— **Ein kleines, aber schwerwiegendes Büchlein ist „Spielmannslieder"** von Rudolf Baumbach (Leipzig, Liebeskind). Wir finden hier alle jene Vorzüge wieder, welche diesem Lyriker eine so hervorragende Stelle in der Literatur unserer Tage anweisen. Diese Spielmannslieder sind Verse eines fahrenden Gesellen, der in seiner Sangesweise sich eng an das Volks- und Minnelied anlehnt, aber die alten Sänger von der Landstraße und von den Höfen überragt durch Geist und Formenschönheit, sie erreicht an Frische, Keckheit der Erfindung, Anschaulichkeit der Situationsmalerei und uns veredelte Volkslieder gibt, aus denen uns die Bildung der Neuzeit leuchtet und die übersprudeln von geistreichem Humor. Baumbach gelingt die schwere Kunst, naiv und geistvoll zu gleicher Zeit zu sein, neckisch und gefühlvoll, phantastisch und scharf witzig. Jedes dieser Spielmannslieder zeichnet ein bestimmtes Genrebild aus dem Wanderleben und läßt es zugleich klingen in lieblichen Versen, die eine ganz eigenartige Melodie haben. Wenn in der Werthschätzung des Tages der gute Geschmack der Maßstab wäre, müßte dieser Autor innerhalb seines Genres — das Liebesgedicht, Wander-, Trinklied, auch ein Epos (Zlatazorg) — zu den ersten Poeten dieses Jahrzehntes gerechnet und allgemein als solcher anerkannt sein.

— **Eine nicht unbedeutende Begabung für den Künstlerroman** zeigt M. Kantsky in dem zweibändigen Werke: „Herrschen oder Dienen" (Leipzig, Reißner). Der Roman beginnt in Süddeutschland und endet in Venedig. Er schildert die Schicksale einer Sängerin und eines Malers, den das Schicksal an eine gute, aber nicht sehr begabte Hausfrau fesselt. Sein Leben ist eine Tragödie der Künstlerehe, während Elvira die Künstlerin von Genie repräsentirt, welcher alles Uebrige nur Staffel zu ihrem Emporklimmen ist und die auch die Liebe nur als Episode anschaut. Zwischen diesen beiden Hauptfiguren sind eine ganze Reihe hübsch gezeichneter Charakterköpfe. Da ist der Mäcen und Lebemann Baron Hellenbach, die bürgerliche Frau German, die edelweibliche, aber einfache Marie, die revolutionäre Juana und der Sizilianer Ernesto. Der Roman ist mit Kraft und Feuer geschrieben. Dem Autor oder, wie wir vermuthen, der Autorin, fehlt jedoch noch künstlerisches Maß, die Leidenschaft reißt sie fort, so daß, namentlich nach dem Schluß zu, ein fieberhaftes Empfinden und ein fieberhaftes Tempo die Wirkung einigermaßen stören. Immerhin zeigt dieser lesenswerthe Roman ein schönes Talent.

— **Die riesigen Fortschritte, welche die Geschichte der Kunst** gemacht, waren auch von wesentlichem Einfluß auf die Entwicklung der Geschichte der Tracht, und die „Kostümkunde" von Hermann Weiß (Stuttgart, Ebner & Seubert) hat wahrhaft bahnbrechend gewirkt: all' die neueren Werke, deren Verdienste wir nicht schmälern wollen, fußen auf ihr. Der erste Band bildet eine vollständig abgeschlossene Geschichte der Tracht und des Geräths der Völker des Alterthums. In der langen Reihe von Jahren, die zwischen der ersten und zweiten, jetzt vorliegenden Auflage liegen, hat der Verfasser, der eine wahrhaft stupende Belesenheit entfaltet, unablässig an der Sammlung neuen Materials gearbeitet, der Stoff ist noch übersichtlicher behandelt, wir sehen die Entwicklung noch deutlicher in ihrer Nothwendigkeit vor uns erstehen und auch die Form der Darstellung hat wesentlich gewonnen, so daß das Werk wirklich ein neues genannt zu werden verdient. Die Darstellung der baulichen Einrichtungen, welche an andern Ort gehören, sind ausgemerzt und dadurch ist wesentlich Platz gewonnen, das Ganze kompendiöser geworden. 454 Figuren in Holzschnitt und 8 farbige Tafeln schmücken das Werk, von dem wir nur wünschen mögen, daß es dem Verfasser vergönnt sein möchte, diese große Schöpfung seines Lebens gleich frisch zu Ende zu führen.

— **Der Verfasser des „Ardinghello", Johann Jakob Wilhelm** Heinse, war bislang nur von Laube in einem Gesammtbilde geschildert worden, in der Einleitung zu seinen sämmtlichen Werken, die er herausgab. Inzwischen hat der Fleiß literarischer Briefsammler eine große Reihe wichtiger, für das innere und äußere Leben des Dichters bedeutungsvoller Dokumente zusammengebracht und veröffentlicht, und auf den Grund dieser Briefe hat Johann Schober seine Biographie unter dem Titel: „J. J. W. Heinse, ein Kultur- und Literaturbild" (Leipzig, Friedrich) aufgebaut. Der Verfasser hat die einzelnen Momente fleißig gesammelt und geordnet, und wenn auch kein kritisch scharfes und eingehendes Literaturbild, so dafür ein sorgsam ausgearbeitetes Lebensbild des Dichters geschaffen, an der Hand dessen wir uns den Poeten und Menschen frisch und lebendig vorstellen können und mit dem Schaffen desselben vertraut werden. Für feinere Geister bleibt Heinse immer eine höchst interessante Persönlichkeit, eine originelle Erscheinung in der Literatur, die uns auf's Neue nahegebracht zu haben ein entschiedenes Verdienst des Autors ist. Ein Bild Heinse's vervollständigt die Biographie.

— **Robert v. Schlagintweit, Einer aus der berühmten Familie der** großen Reisenden, der namentlich Amerika seine Domäne nennt, hat uns wieder mit einem interessanten Büchlein beschenkt: „Die amerikanischen Eisenbahnen" (Köln, E. H. Mayer), in welchem er auf Grund eigener Anschauungen und persönlicher Unternehmungen und Erfahrungen nicht nur die baulichen und technischen Einrichtungen, sondern auch das Leben auf den Bahnen, die sich so wesentlich von den unsrigen unterscheiden, schildert. Diese großartigen Institutionen, diese Bahnen, welche von Ozean zu Ozean einen ganzen Welttheil in einer Linie durchschneiden und welche wiederum von zahllosen anderen gekreuzt werden, bieten des Fremdartigen, Neuen und Interessanten für den Europäer so viel, daß es wohl der Mühe werth war, einmal all' diese Dinge nicht nur en passant, sondern gründlich und in einem besondern Büchlein zu behandeln. Wir sehen aus demselben, daß wir, trotz unserer Belesenheit in amerikanischen Dingen, eben doch noch eine Menge Dinge nicht wissen, die hier durch Wort und Bild zur Darstellung kommen.

— **Die Geschichte der Buchdruckerkunst hat zwar seit Falkenstein's** großer Jubiläumsarbeit manchen Fortschritt gemacht und zahlreiche Monographieen haben dunkle Punkte aufgehellt: aber an einem vollständigen, die ganze Geschichte umfassenden, bis auf die heutigen Tage fortgeführten, handlichen Werke hat es bislang gefehlt und eine solche verdanken wir nun einem auch in allem Technischen dieses Wissenszweiges vertrauten Mann, der sich auf diesem Gebiete schon vielfach verdient gemacht hat, Karl B. Lorck, welcher in seinem „Handbuch der Geschichte der Buchdruckerkunst" (Leipzig, J. J. Weber), von dem die erste Hälfte vorliegt, die ganze Entwicklung der Typographie in klarer Form darlegt und ein vollständiges Bild aller Zweige derselben und ihrer Verbindungen mit den Schwesterkünsten und dem Buchhandel gibt. Der erste Band, welcher die Erfindung, Verbreitung, Blüte und den allmäligen Verfall, 1450—1750, behandelt, entfaltet ein reiches Bild der drei ersten Jahrhunderte und läßt nicht bloß Namen an uns vorüberziehen, sondern belebt sie durch eingehende Kritik ihrer Leistungen; der zweite Band umfaßt die Periode der Wiedergeburt, zeigt die enormen technischen Fortschritte und die zahlreichen Vervielfältigungsarten. Der Verfasser, dessen Vertrautheit mit der einschlägigen Literatur uns auf Schritt und Tritt in's Auge fällt, versteht es, den Stoff übersichtlich anzuordnen und für ihn ein lebhaftes Interesse zu gewinnen und rege zu erhalten. Dieser letztere Gesichtspunkt — daß das Buch gelesen und nicht bloß durchblättert werde, hat ihn auch davon absehen lassen, ein Prachtwerk daraus zu gestalten, wie es sein kunstsinniger Verleger gewünscht. Wir sind bei der ungemeinen Klarheit der Behandlung auch überzeugt, daß das Buch — und nicht bloß von den Technikern, sondern auch von Laien, gelesen werden wird. Die Ausstattung macht dem Verleger — und dem Drucker (Drugulin) — alle Ehre; es ist geradezu als ein Musterbuch zu bezeichnen.

— **Ernst Renan, von dem man eine sehr geistreiche und an**ziehende, wenn auch nichts weniger als wortgetreue Uebertragung des „Buches Hiob" mit einleitendem Kommentar besitzt, hat jetzt bei Calman Lévy in Paris eine ähnliche Ausgabe des „Predigers Salomo" („Ecclesiastes") folgen lassen. Hier befand sich der Uebersetzer offenbar auf wahlverwandtem, beinahe könnte man sagen auf modernem Boden, und er hat sich auch in der Einleitung die Gelegenheit nicht entgehen lassen, die zahlreichen Beziehungen des orientalischen Skeptikers, den er einen Vorläufer Schopenhauer's nennt, zu der heutzutage in vielen Kreisen herrschenden Weltanschauung aufzuzeigen. In der Uebertragung des prosaischen Theils bedient sich Renan derselben souveränen Freiheit, wie dem Buche Hiob gegenüber, und hier dürfte die Fachwissenschaft an mehr als einer Stelle mit ihm zu rechten haben. Er gebraucht technische Ausdrücke und Formeln, von denen der unbekannte Verfasser des „Predigers", welchen er in eine viel spätere Epoche setzt, als die salomonische, keine Ahnung haben konnte; aber es kam ihm auf philologische Treue gar nicht an, sondern auf eine im modernen Geiste gehaltene Nachbildung, die das Buch der heil. Schrift gewissermaßen den Parerga des Frankfurter Philosophen an die Seite stellt. Renan's „Prediger" wird in der nächsten Zeit eine Pariser Modelektüre sein.

Malerei.

— **Freunde der nun wenig mehr gepflegten historischen Land**schaft im Style Poussin's, Claude's ꝛc. wurden jüngst durch ein prächtiges Bild von Leinecker im Münchener Kunstverein hoch erfreut. Dasselbe zeigte die südliche Natur in ihrer ganzen Größe und Anmuth, verbunden mit dem berückenden Zauber der Farbe und des Lichts.

— **Julius Naue in München, weiland Schwind's Lieblings**schüler, hat im Auftrage der Frau Baronin von Berlepsch in Dresden ein Bild vollendet, dessen Stoff dem Ende des fünften römisch-ostgothischen Krieges entnommen ist, den Belisar mangelnder Mittel halber nicht zu Ende bringen konnte, was erst seinem Nachfolger Narses gelang. Der Ostgothenkönig Totilas fiel hinterrücks durch die Hand eines Gepiden, den hinwiederum Alboin erschlug, worauf dieser seine Lanze in einen mächtigen Baum schleuderte und König Totilas' Leichnam an dessen Stamm lehnte. Diese Thatsache, sowie die Bewunderung und Klage selbst der Feinde des getödteten Helden führt Naue in tief ergreifender Weise vor in wohlbedachter Komposition und mit jener gediegenen, wirksamen Farbengebung, die, fern von jedem Streben nach Effekt, dem bedeutsamen Vorgang sprechenden Ausdruck verleiht. Das Werk schließt sich in würdigster Weise den Schöpfungen Naue's aus der nordischen Göttersage ꝛc. an.

— **In Amsterdam werden vom 2.—4. Mai die Doubletten des** k. Kupferstichkabinets durch Kunsthändler Fr. Müller versteigert, welcher drei Kataloge darüber versendet.

Bühne.

— **Das Schweriner Schauspielhaus, 1832—35 von Demmler** erbaut, brannte am Abend des 17. April während der Vorstellung von „Robert und Bertram" ab.

— **Ernst v. Wildenbruch hat nunmehr auch im Dresdener Hof**theater seinen Einzug gehalten und beim Publikum eine Aufnahme gefunden, wie sie kaum schon einem andern Tragödiendichter der Gegenwart zu Theil geworden ist. Seine „Karolinger" erregten einen geradezu enthusiastischen Beifall und wiederholt mußte der Dichter, der der Vorstellung beiwohnte, auf der Bühne erscheinen. Dieser Erfolg ist gewiß hoch erfreulich, denn er hatte nichts Gemachtes, und wenn auch ein Theil davon auf Rechnung der im Allgemeinen vorzüglichen Darstellung kommt, den Hauptantheil hat doch das Stück selbst, welches das Werk eines zweifelsohne ungewöhnlichen dramatischen Dichtertalents ist.

— **In Hamburg beging der Senior der deutschen Lustspieldichter** und Oberregisseur des dortigen Thaliatheaters, C. A. Görner, sein diamantenes Künstlerjubiläum. Den Schauplatz der offiziellen Feier bildete die Bühne des Thaliatheaters. Direktor Maurice richtete an den rüstigen Jubilar eine Ansprache und überreichte Görner im Auftrage des Herzogs von Koburg das Verdienstkreuz für Kunst und Wissenschaft.

— **In das neue Frankfurter Opernhaus, dessen Bühne eigentlich** sich nur für die große Oper und für große Dramen eignet, wird nun auch die Operette ihren Einzug halten. Man gibt dort demnächst Offenbach's „Madame Favart", wovon man, wie es scheint, in Frankfurt nicht sehr erbaut ist, da die Operette und das leichtere Genre ursprünglich aus jenen prunkvollen Räumen verbannt und auf das alte, kleinere Theater beschränkt bleiben sollten.

— **In München hat G. zu Putlitz' fünfaktiges Schauspiel:** „Die Idealisten" eine freundliche Aufnahme im k. Hoftheater gefunden.

— **Heinrich Hofmann's romantische Oper: „Wilhelm von Oranien"**, welche am 14. April in Danzig ihre Première erlebte, hatte dort einen vollen, durchschlagenden Erfolg.

— **Der Belebungsversuch, schreibt man uns aus Wien, den man** hier mit Franz Schubert's romantischer Oper „Alfonso und Estrella" gemacht, hat nicht ganz den Erwartungen entsprochen, die man in musikalischen Kreisen wohl mancherseits gehegt. Trotz liebevollster Sorgfalt, die auf die Einstudirung verwandt worden, müssen die Resultate doch als überwiegend negative bezeichnet werden. Die Wiener Aufführung wird jedenfalls sehr nachhaltig die Ansicht verbreiten und bestärken, daß sich Franz Schubert's dramatisches Schaffen auch unter äußerlich fördernden Umständen nie zur Höhe seines lyrischen Talentes entwickelt haben würde. Das Libretto, so ungünstig es sich auch den Ansprüchen erweist, die wir heute in der Oper an die dramatische Handlung stellen, in der musikalischen Gestaltung der Charaktere seinen dramatischen Beruf kräftiger zu offenbaren, hätte es dem Komponisten doch immerhin Gelegenheit geboten. Die Instrumentation und die Chöre werden von den Kennern am günstigsten beurtheilt. Ein dramatischer Zug läßt sich nur in einer Verschwörungsszene echt romantischen Styls erkennen. Aber auch in dieser ist nur ein Anlauf genommen, der lebendige Pulsschlag geräth nur zu oft in's Stocken, sinkt stellenweise wieder zu großer Mattigkeit herab. Bezeichnend für den dramatischen Organismus des Werkes ist es, daß man demselben drei Hauptnummern einfügen durfte, die ganz anderen Kompositionen des Meisters entlehnt sind. Den Sängern sind sämmtlich die Aufgaben im Einzelnen scheinbar keine ungünstigen. Jedem ist Gelegenheit geboten, sich durch den Vortrag hervorzuthun, denn wohlklingende, fein empfundene Lieder, Arien und Duetten reihen sich für unsern Geschmack nur zu zahl-

reich aneinander. Aber die Oper im Ganzen gewinnt dadurch eben nicht mehr als ein Drama sogenannten poetischeren Styls durch den, zahlreichen lyrischen Stellen gespendeten lauten Beifall. Frau Ehnn und die Herren Beck, Walter, Sommer und Nawiasky leisteten in dieser Beziehung Vorzügliches. Vor Allem verdient aber die Mühewaltung, welche dem Belebungsversuch von Seiten des Hofkapellmeisters Fuchs zu Theil wurde, die ehrendste Anerkennung.

— **Der Hofschauspieler Dr. Albrecht Herzfeld in Stuttgart hat** am 16. April sein fünfundzwanzigjähriges Schauspielerjubiläum unter ehrenden Ovationen des Publikums begangen.

— **„Torquemade", ein Schauspiel in fünf Akten mit einem** Prologe, von Viktor Hugo, welches dieser schon seit vielen Jahren fertig im Pulte liegen hat, aber immer aus dem einen oder dem andern Grunde der Oeffentlichkeit vorenthielt, ist jetzt endlich von dem Dichter in Druck gegeben worden und soll in der zweiten Hälfte des Mai erscheinen.

— **In Bolton brannte das Temple Opera House, das größte** Provinzialtheater Englands, am 17. April bis auf den Grund nieder.

— **Das Odeontheater in Paris führte Shakespeare's „Othello"** in einer neuen metrischen Uebertragung von Louis de Gramont vor. Shakespeare ist auf den Pariser Brettern bekanntlich eine äußerst seltene Erscheinung. Das Théâtre-Français pflegt grundsätzlich nur das nationale Drama; die unabhängigen Bühnen wissen, daß Shakespeare in Frankreich nicht Kasse macht, und die Künstler sind auch zu zählen, welche einen Hamlet, Othello oder Lear zum Gegenstande besonderer Studien gemacht haben. Dießmal fühlte sich die Direktion des Odeon durch eine neue Uebertragung, die in der That wegen ihrer Treue zu loben ist, angezogen, behandelte aber „Othello", da sie auf ihre schauspielerischen Kräfte nicht rechnen konnte, wesentlich als ein Ausstattungsstück. Ferner hat man die Tragödie, die doch gewiß nicht an Längen leidet, aus szenischen Rücksichten grausam zusammengestrichen, und Herr v. Gramont hat nicht den Muth gehabt, die Theile des Trauerspieles, welche in Prosa geschrieben sind, auch in Prosa wiederzugeben; man hörte vom Anfang bis zum Ende weiter nichts als eintönige Alexandriner.

Kultur und Wissenschaft.

— **Für die erste der von Isaak Pereire in Paris gestellten** Preisfragen, betreffend die Mittel zur Linderung des Pauperismus, hat die Jury den ersten Preis von 10,000 Franken dem Advokaten Louis Baron aus Cecilis bei Genf zuerkannt, den zweiten Preis von 5000 Fr. Georges Vilain in Paris, Sparkassebeamter Alvares in Paris, Adolph Coste und G. Mammoz in Paris; für die zweite Frage, das beste System für den öffentlichen Unterricht aller Abstufungen zu finden, erhielten den ersten Preis von 10,000 Fr. der Pariser Universitätsprofessor M. G. Hippeau, den zweiten Preis von 5000 Fr. Albert Gaucheux, Steuerbeamter in Braine (Aisne), und ein Ungenannter; für die dritte Frage, betreffend die Organisation des Kredits für die beste Entwicklung aller Art von Arbeit und die Kommanditirung der Arbeiter, wurde kein erster Preis zuerkannt; den zweiten Preis von 5000 Fr. erhielt Ingenieur Leon Hirnaux in Paris; für die vierte Frage, betreffend die Steuerreform, insbesondere die Vereinfachung und gerechtere Vertheilung der Steuern und eine stufenweise Reduktion der indirekten Steuern, wurde der erste Preis nicht zuerkannt, zweite Preise erhielten Louis Chauveau in Paris und Tournier de Flaix in Sèvres; ehrenvolle Erwähnungen Georg Michel in Paris, August Charton in Clichy und Tohourier, Ingenieur in Paris.

— **In Halle a. d. S. hat der zweite deutsche Geographentag** stattgefunden. Von den dreihundert anwesenden Geographen wurden eine Reihe von höchst interessanten und befruchtenden Vorträgen, namentlich auch in Beziehung auf die Schule gehalten.

— **Aus Boston ist der Berliner Sternwarte die Entdeckung des** ersten dießjährigen Kometen telegraphisch angezeigt worden. Derselbe ist zur Zeit nur teleskopisch wahrnehmbar und wird es auch höchst wahrscheinlich bleiben. Nach diesen Berechnungen erreicht der Komet seine kürzeste Entfernung von der Sonne am 1. Juni d. J., wird also voraussichtlich noch heller werden. Auf der Berliner Sternwarte, sowie auf dem neuen Wiener Observatorium sind bereits Positionsbestimmungen gelungen.

Verkehr.

— **Von Kalkutta führt jetzt in einer Länge von 580 Kilometer** eine Eisenbahn an den Südabhang des Himalayagebirges bis hinauf zu dem 2345 Meter hoch belegenen Orte Darjeela.

— **Das vom General Türr angeregte und eifrig betriebene** Projekt einer Durchstechung des Isthmus von Korinth hat am 1. April in dritter Lesung den Beifall der griechischen Kammer gefunden und mit der Ausführung soll am 2. Mai begonnen werden. Es sind aber an dem ursprünglichen Entwurf inzwischen einige Aenderungen vorgenommen. Statt eine Breite von 44 Meter zu erhalten, wie früher festgestellt wurde, soll der Kanal nur so breit werden wie der Kanal von Suez, also 22 M. Dagegen soll die Tiefe von 6½ auf 8 M. gesteigert werden. General Stephan Türr hat das Recht, die Déblaisschichten 2 M. rechts und links vom Ufer des Kanals aufzuwerfen. Der Fiskus übernimmt die Entschädigung der angrenzenden Grundbesitzer, da das Werk als eine im öffentlichen Interesse nothwendige Unternehmung anerkannt worden ist.

Sport.

— **Der Sächsisch-thüringische Reiterverein veranstaltet am** 26. Mai bei Merseburg ein Preisreiten gerittener Pferde um Ehrenpreise. Am 7. Mai findet das Frühjahrsrennen zu Frankfurt statt, gleichzeitig beginnen die Mairennen zu Berlin. An demselben Tage wird die Saison für Traber in Wien und in Tonndorf bei Hamburg eröffnet.

— **Das Programm für die Jubiläumsrennen zu Breslau weist** vier Renntage auf und ist der letzte Tag ausschließlich dem Herrensport gewidmet. — Während dieser Zeit kommen mehrere bedeutende Preise zum Austrag. — Die Buchmacher werden auf der Breslauer Bahn nicht zugelassen.

— **Der Norddeutsche Hetzklub hat das Programm für die dieß**jährigen Prüfungen für Windhunde ausgeschrieben. Dasselbe enthält vier Nummern: das Derby, die Oaks, das Stichrennen für Windhunde und die Krosigk-Stakes.

— **Der in Bildung begriffene hippologische Verein in Berlin** hat seine konstituirende Generalversammlung am 20. Mai abgehalten. Der Verein beabsichtigt, die Bahn zu Lankwitz-Lichterfelde pachtweise zu übernehmen.

— **Auf dem Longchamps bei Paris fiel der wichtige 25. Biennal**preis für Dreijährige im Werth von 15,650 Franken einer braunen Stute des Herrn Delamarre, „Clio" v. Dollar a. d. Clotho zu, Beston des Grafen Lagrange unterlag dagegen in der La Coupe vor Bariolet des Herrn Ephrussi.

— **Am 8. April wurde das seit 1878 alljährlich stattfindende** Velocipedenrennen über 100 englische Meilen auf dem Cricket Ground Aylstone Park, Leicester, um die Meisterschaft der Welt im Fahren über 100 Meilen abgehalten. Zur Konkurrenz hatten sich 14 Velocipedisten eingefunden. Sieger blieb Mr. Lees, der die 100 Meilen in 6 Stunden 49 Minuten 20 Sekunden zurücklegte. Zweiter wurde Mr. Wood, der 6 Stunden 59 Minuten 80 Sekunden gebrauchte, dritter Mack. Der Sieger erhielt 25 Pfd. Strl. Ende Mai wird in Wien ein Velocipedenmeeting vom Wiener Bicycleklub veranstaltet.

— **Ein amerikanischer Kunstschütze Namens „Stubbs" hat eine** Wette um 2000 Dollars darauf abgeschlossen, daß ihm mit einer Repeating-Rifle folgendes Kunststück gelinge: 3 Glaskugeln werden an einer Schnur 18 Fuß über dem Boden, 8 Zoll von einander, aufgehängt, der Schütze schießt nun mit einem Kugelschuß die Schnur durch und zertrümmert mit 3 anderen Kugelschüssen die 3 Glaskugeln im Fallen, noch bevor sie den Boden berühren. „Geschwindigkeit ist keine Hexerei."

— **Die Reisen des Brieftaubenvereins „Eilbote" zu Chemnitz** beginnen am 31. Mai von Hilbersdorf und endigen am 16. Juli mit dem Preisfliegen von Berlin (192 Kilom.). Zwei weitere Touren von Fürstenberg (265 Kilom.) und Stralsund (390 Kilom.) sind vorbehalten. Der Brieftaubenklub „München" ist in seinem Reiseprogramm bis „Dorfen" gekommen. Die großen Preistouren finden im Juni statt und zwar von Linz am 4. Juni und Wien (428 Kilom.) am 25. Juni.

Mode.

— **Der Charakter der heutigen Mode, schreibt der „B.-C.", ist** der der Mannigfaltigkeit, welche dem individuellen Geschmack innerhalb weit gesteckter Grenzen die denkbar größte Freiheit läßt. In den Formen vielfach grotesk, ist die heutige Mode desto dezenter in der Wahl der Farben, bei der sie ängstlich alles Grelle, ja jeden bestimmten Farbenton vermeidet und sich dadurch unendliche Variationen sichert. Beginnen wir mit dem Hut, so läßt die neue Mode die Wahl zwischen zwei Extremen frei, dem großen runden Hut, für den man das bezeichnende Wort Schute erfunden hat, und der kleinen, graziösen Capote. Federn und Blumen kommen bei der Garnirung gleich reichlich zur Verwendung, ja Paris kündigt uns neue Blumen in Fülle an. Glänzendes Atlaßstroh bildet bei den mächtigen Hüten, Modell ancien régime oder Konsulat, die Folie für Blumen, Federn und Spitzen. Hier erblicken wir einen tief schattenden runden Hut von braunem Stroh, mit Crèmespitzen und gelben Kastanienblüten garnirt, dort eine neue Variation: dunkelblaues Stroh mit breiter, shawlartiger Seidengarnirung, dazu einen mächtigen Feldstrauß von Kornblumen und Kamillen. Die kleinen Capoten erst verschwinden fast unter dem dekorativen Aufbau. Gräfin S. trägt eine mit brauner Perlstickerei besäte Capote, von der herab eine mattblaue Feder nickt, dazu Goldlack und Reseda, das Ganze umrahmt von einem dichten Kranze sammetner Epheublätter. Frau Bankier K. hingegen lehnt im Fond ihres Wagens und die Fülle ihrer blonden Stirnlocken quillt ungehemmt aus einem Rosenhütchen hervor, welches von Crèmespitzen umspannt ist, über welche sich schwarze spanische Spitzen legen. Spanische Spitzen sind namentlich die bevorzugte Dekoration für Ueberwürfe: Dolman, Mantelets rc. Schwarzer Damast (Sicilienne damassé) mit viel Schmelz ist besonders bevorzugt. Goldstickerei und Goldperlen wagen sich ebenfalls mehr und mehr hervor. Sehr en vogue ist endlich die reiche türkische Seidenstickerei mit bunten Fransen, dicken seidenen Schnüren und Quasten, elegantem Stahlschloß und rothem Atlaßfutter (Farbe Evêque), Schnitt Rotonde. Mag die heutige Mode auch durch ihre Entfesselung der Individualität mancher Extravaganz Vorschub leisten, so ist sie dadurch doch andererseits glücklich von jeder Uniformität entfernt.

— **Unsere Damenwelt ist gewohnt, daß der rührige Verlag von** Franz Ebhardt in Berlin stets etwas Neues und Praktisches bringt, und so wird gewiß auch das jetzt erschienene „Modealbum des Sommerhalbjahres 1882" allgemein willkommen geheißen werden. Das sehr elegant ausgestattete Album stellt gewissermaßen eine Ergänzung zu allen Modezeitungen dar. Es bringt die Mode dieser bevorstehenden Saison und zwar nicht nur auf dem Gebiete des Kostüms, sondern auch in Toiletten-, Schmuck-, Wäsche-, Kunst- und Haushaltungsgegenständen; hübsch gezeichnet und durch klaren Text erläutert. Von Handarbeiten ist bei diesem Album gänzlich abgesehen worden, weil in dieser Hinsicht ja die Modezeitungen dem Bedürfniß des Hauses entgegenkommen; dagegen sind in 200 Abbildungen Muster für Straßentoiletten, Hausanzüge, Gesellschaftstoiletten, Anzüge für Mädchen, Kinder, Sorties, Hutmodelle, Korsets, Spitzen, Fichüs, Kragen, Schleifen, von Fächern und Schmuckgegenständen und sogar Stoffproben in dieses Album aufgenommen. Auch ein das Leben innerhalb der Familie betreffender Text gibt praktische Winke und gute Aperçüs. Das Album mit seiner Fülle von Material wird sicher Erfolg haben, da es Allen etwas Nützliches bringt.

Gestorben.

— Dr. Theodor Drobisch, der bekannte humoristische Feuilletonist, in Dresden, 71 Jahre alt, am 5. April.

— Martin, der bekannte Thierbändiger, 90 Jahre alt, am 6. April, in Overschie (Holland).

— Geh. Legationsrath v. Alten, letzter hannoverscher Gesandter am russischen Hof, in Montreux, 67 Jahre alt, Anfangs April.

— Dante Gabriel Rossetti, Dichter und Maler, in London, am 9. April.

— Andreas Lach, Blumenmaler, am 13. April, 65 Jahre alt, in Wien.

— Dr. Bruno Bauer, Philosoph, am 13. April, 72 Jahre alt, in Rixdorf bei Berlin.

— Oberbaurath Romano Ritter vom Ringe, Hofarchitekt, in Wien, am 14. April, 64 Jahre alt.

— Präsident v. Oppel, Direktor der Centralstelle für Landeskultursachen, am 14. April, 82 Jahre alt, in Stuttgart.

— Bonneau du Martroy, Historien- und Porträtmaler, in Paris, am 15. April, 35 Jahre alt.

— Emilie Loisset, bek. Kunstreiterin, am 15. April, in Paris.

— Henri Giffard, bek. Luftschiffer und Erfinder, 57 Jahre alt, in Paris, Mitte April.

— Charles Robert Darwin, der berühmteste Naturforscher unserer Zeit, am 20. April, 74 Jahre alt, in London.

— Hofrath Dr. Alexander Ritter v. Pawlowski, Direktor der k. k. Theresianischen Akademie, 51 Jahre alt, in Wien.

Die Eröffnung des Durchgangsverkehrs der Berliner Stadtbahn.

(Hiezu das Bild S. 617)

Verkehrsverbesserungen aller Art schwirren in der Luft. In Deutschland hat sich ein „Centralverein für Luftschifffahrt" gebildet, elektrische Bahnen werden in verschiedenen Städten gebaut, in Wien und Paris löst ein Stadtbahnprojekt das andere ab, ohne daß freilich in diesen Städten bis dahin ein Resultat gewonnen wäre, und alles dieß, können wir mit Heine sagen:

„Das hat mit ihrer Eröffnung
Die Berliner Stadtbahn gethan."

Londons unterirdische, schmutzige, feuchte Stadtbahnen eiferten nicht sonderlich zur Nachfolge an. Jetzt aber, nach Eröffnung der luftigen, höchst sauberen und geschmackvoll ausgeführten Berliner Stadtbahn, regt sich's allerorten, sei es mit Elektrizität, mit Dampf und mit kondensirter Luft betriebene, oder unter der Erde, die Straßen entlang und über die Dächer weg geführte Bahnen — nicht zu bauen, aber zu projektiren. In Paris stehen sich jetzt zwei umfangreiche Stadtbahnprojekte gegenüber. Einmal die elektrischen Hochbahnen von Chrétien, die wegen ihrer Lage in der freien Luft und wegen der Anwendung der Elektrizität den Vorzug verdienen. Sodann die Bahnen der Herren Siben und Soulié. Ungeachtet der schlimmen Erfahrungen in London, der ungeheuren Schwierigkeiten in Folge der Kanalisationen und des Grundwassers, trotz der Abneigung der Pariser gegen das Fahren in dumpfer Luft wollen diese Herren ihr Netz unterirdisch anlegen. Wir werden bald erfahren, für welches Projekt sich die Pariser entscheiden werden, ob für die Berliner oder Londoner Mode. In Wien hat man wohl noch größere Lust, recht viele Stadtbahngesellschaften zu „gründen", als Stadtbahnen zu „bauen". Man soll sich's recht überlegen, denn Stadtbahnen sind theuer. Die Berliner Stadtbahn ist die zweittheuerste Eisenbahn des ganzen Kontinents. Sie kostet pro Kilometer sechs Millionen Mark, während die theuerste Bahn, die unterirdische Londoner Stadtbahn, vierzehn Millionen Mark pro Kilometer kostet.

Wir haben die Bilder aller interessanten Bauten der Stadtbahn kurz vor der Eröffnung gegeben, unsere Illustration zeigt nun den großen Verkehr, wie sich derselbe im eigentlichen „Berliner Centralbahnhof", im „Bahnhof Friedrichsstraße", gestaltet hat. Mit der am 15. Mai eintretenden Eröffnung des „Durchgangsverkehrs" — des „Externverkehrs", sagt das Kursbuch der Stadtbahn — wird die Hälfte aller Berlin besuchenden Fremden im „Bahnhof Friedrichsstraße" zuerst Berliner Boden berühren. Wer die „Berlin-Dresdener", die „Niederschlesisch-Märkische", die „Ostbahn", die „Berlin-Wetzlarer" und die „Berlin-Potsdam-Magdeburger" Eisenbahn benützt — später müssen auch die anderen Bahnen angeschlossen werden — kann von nun ab, ohne Wagenwechsel, durch ein Zuschlagsbillet auf irgend einem Bahnhof der „Stadtbahn" landen; kann also in allernächster Nähe der Straße „Unter den Linden" im Centralbahnhof aussteigen, von wo aus die sämmtlichen größeren Hotels zu Fuß zu erreichen sind. Die Direktion der Berliner Stadtbahn hat sich in der kurzen Zeit, die seit der Betriebseröffnung vergangen, als ebenso geschäftskundig wie coulant gegen die Wünsche des Publikums erwiesen, so daß mit Bestimmtheit darauf gerechnet werden kann, daß binnen Kurzem die sämmtlichen in Berlin mündenden Bahnen den Anschluß an die Stadtbahn erhalten. Das wird mit der sehr wichtigen Berlin-Anhalter Bahn, welche die Reisenden aus Bayern und Sachsen nach Berlin bringt, hoffentlich noch in diesem Sommer geschehen können, wenn im Juni die Staatsverwaltung den Betrieb der angekauften Bahn übernommen hat. Die Kursbücher, welche in den nächsten Wochen die Sommerfahrpläne der deutschen Eisenbahnen bringen, werden auch detaillirt unseren Lesern mittheilen, mit welchen Zügen sie den Anschluß an die Berliner Stadtbahn erhalten werden. Ein Zuschlagsbillet zweiter Klasse wird 80, respektive 60 Pfennig kosten. Hiefür wird auch das Gepäck des Reisenden nach den Bahnhöfen der Stadtbahn befördert und kann von hier durch die Bediensteten der Hotels leicht herbeigeschafft werden. Die durch die Stadtbahn den Berlin besuchenden Fremden gewährten Bequemlichkeiten liegen also klar vor Augen.

Dominik.

Einbringung von Insurgentenbandenführern in der Herzegowina.

(Hiezu das Bild S. 620.)

Die Leichtigkeit, mit welcher sich unter der Türkenherrschaft von einzelnen kühnen Banden im unwirthlichen und an Schlupfwinkeln reichen Gebiete Aufstand oder Widerstand spielen ließ, hat eine Anzahl von dazu noch aufgestachelten Leuten verführt, gleiches Spiel mit der neuen österreichischen Herrschaft zu versuchen. Theils hielten sie die österreichischen Truppen für nicht flink und findig genug, sie in solchem wilden Gebiete aufzufinden, theils mag ihnen von interessirten Aufwieglern vorgespiegelt worden sein, die Oesterreicher würden vorziehen, ihnen das Gebiet um den Kampfespreis zu überlassen, oder gar irgend eine andere Macht werde zu rechter Zeit zu Hülfe kommen und Alles fix und fertig machen. Bittere Enttäuschung hat solche Voraussetzungen vernichtet und Leute, welche gern im Trüben fischen, haben sich die Tage der Rechts- und Herrenlosigkeit des Besitzes zunutze gemacht. Ein Theil der Bewohner hat wohl erkannt, daß er mit der Vorschubleistung für das kaiserliche Heer sich Rechtsspruch, Hab und Gut sichert, und deßhalb sehen wir Schaaren von Panduren angeworben, welche als echte Landeseingeborene in ihren heimatlichen Nationalkostümen bleiben und nur auf dem Gewinde des turbanartig umrungenen Fez den kaiserlichen Adler tragen, zum Zeichen, daß sie zu Oesterreich halten und kaiserliche Dienste mit kaiserlichen Waffen leisten. Sie sind unermüdlich im Auskundschaften der Verstecke, des beabsichtigten Ansammelns und leisten als Führer auf den nicht leicht findbaren Pfaden vorzügliche Dienste. Ein solcher Pandur, und zumeist sind sie katholisch, schreitet den gefangenen Bandenführern voraus, zwei Gendarmen bilden die nachschreitende Bedeckung. Diese Gendarmen kommen aus den Tiefländern der Herzegowina oder den Gebirgshängen derselben. Auch sie verstehen Sprache und Sitten gar wohl und kennen die Leute. Sie wissen, daß ein rechtzeitiges Aufgreifen viel Blut und Trübsal erspart, und solche Faktoren machen eben das raschere Erlöschen des traurigen Kampfes möglich.

Hohenfels.

(Hiezu das Bild S. 624.)

St. Blasien, die herrliche Sommerfrische, bildet den Mittelpunkt der reizendsten und romantischsten Ausflüge in den südlichsten Theil des Schwarzwalds, und zu den schönsten dieser Wanderungen darf die in das Albthal gezählt werden, durch welches eine vortreffliche Kunststraße führt, die bei Albbruck auf die südliche badische Eisenbahn mündet. Ein brillantes Waldbild schließt sich an das andere an: bald sieht man sich von himmelhohen Felsen eingeschlossen, bald öffnet sich das Thal wieder weiter, überall aber breitet der grünende Wald seinen Alles verschönernden Schmuck aus und das Rieseln der Quellen und des forellenreichen Flusses belebt die behagliche, herzerquickende Stille, während der würzige Duft die Brust frisch aufathmen läßt. Hier laßt uns Hütten bauen, möchte man Schritt für Schritt ausrufen. Baut man sich auch keine Hütten, so würden doch ein paar Wochen in diesem romantischen Wald- und Felsenthal und den anliegenden Höhen eine Erquickung für Leib und Seele sein. Einen der schönsten Punkte im ganzen Albthal bildet, nachdem man durch Ober- und Unter-Kutterau, Immeneich, Niedermühle, wo das Thal enger und hochromantisch wird, und Tiefenstein gekommen, kurz vor Albbruck Hohenfels, ein beliebtes Gasthaus, in dessen Nähe ein Aussichtspavillon auf einer Felsenklippe erbaut wurde, von dem man einen prachtvollen Blick in das Thal und über Berg und Fels und Wald hat, der einen Besuch des Albthals allein schon lohnt.

Lager der Truppen im Insurrektionsgebiete.

(Hiezu das Bild S. 620.)

Es gehört zu den vorzüglichsten Ermunterungen bei Soldaten, daß sie dem angenehmen Quartier, der behaglichen, wenn auch nur kurzen Rast unter einem gastlichen Dache entgegengehen. Aufmunterungen solcher Art haben jederzeit und manchen Orts Gefechte beschleunigt, ja manchen heißen Kampf entschieden. Es ist um so ehrender, daß unsere Soldaten mit beschleunigtem Tempo auf Gebirgsmärschen den Gefechten entgegeneilten, trotz dem Bewußtsein, daß selbst nach einem Siege und Erfolge überhaupt ihr Nachtlager unter freiem Himmel, auf hartem Gestein und häufig sogar im Schnee sein werde. So sehen wir eine Abtheilung mit einer Gebirgskanone auf Saumthieren in der Zagorje Rast halten. Das Reisig des dürftigen Nadelholzes flackert zum Kochen des Thees und Kaffees auf, welche hier vorzügliche Dienste im Herbst- und Winterwetter gethan, und frühzeitig liegt eine ganze Schaar Soldaten mit den Füßen gegen das Feuer, um sich zu wärmen, da Haupt und Rücken doch nur den Stein und höchstens Mantel und Tornister zur Unterlage haben. Zuweilen konnten Decken mittransportirt werden. Der türkische Herzegowiner ist an das heimatliche Klima mehr gewöhnt und mit stoischer Ruhe schmaucht er seine Pfeife, die ihn auch erwärmt. Er sitzt einsam und denkt vielleicht über das unerbittliche Fatum nach, das ihn bestimmt hat, den Truppen Andersgläubiger Dienste zu leisten, die jedenfalls besser, überhaupt aber wirklich bezahlt werden, gegenüber den Anweisungen an das Paradies Allah's, mit denen ihn vormals die herrschenden Glaubensgenossen für Noth und Entbehrung entschädigten.

Jagd & Sport

Mai.

„Des Maies Sonne, warm und klar,
Hegt jetzt, was der April gebar;
Es reift der Pflanzen bunte Flut
Und wärmt und pflegt die junge Brut."
Max Haider.

Maimonat — Färbemonat — Setzmonat. Die Natur hat sich verjüngt und das Hochwild und Rehwild setzen, die Wald- und Feldhühner brüten, junge Bachen frischen. Ruhe im Revier zu schaffen, ist daher die erste Pflicht und hat der Heger alle Hände voll zu thun. Tag und Nacht muß er auf den Beinen sein, denn jetzt ist die Zeit, wo er seinen Eifer und seine Brauchbarkeit bekunden kann. In keiner Zeit des Jahres ist seine schützende Hand so nothwendig, wie gerade im Mai. Gilt es doch, den schlimmen Feind von dem unbehülflichen und wehrlosen jungen Wilde abzuhalten. Und dieser schlimme Feind erscheint in gar mancherlei Gestalt. Der gefährlichste ist und bleibt wie immer der Mensch in seiner nie zu stillenden Raub- und Geldgier. In erster Reihe sind die Schlingensteller zu fürchten, die jetzt ihre verbrecherische Thätigkeit gegen das arme Rehwild richten, welches im Gefühle des ihm gewährten Schutzes den regelmäßigen Wechsel auf die Aesung und zu Holze hält. Der Bock ist meistens vorsichtiger, allein die Ricken gehen blind in die Schlingen. Ebenso leicht wird es den wirklichen Wilderern, die mit der Flinte unter dem Rock sich im Revier umhertreiben. Sie benützen die Mutterliebe, indem sie den Fieplaut des jungen Kitzchens nachahmen, um dann die geängstigte Ricke erbarmungslos niederzuknallen. Seit einiger Zeit hat sich eine neue Halunkerei hinzugesellt. Eine Sorte von Vagabunden treibt sich unter allerlei Form in den Wäldern umher, um die jungen, noch unbehülflichen Kitzchen und Wildkälber zu fangen und für wenige Groschen zu verkaufen. Der Käufer, der die eigentliche Triebfeder des Verbrechens ist, geht straffrei aus. Auch den Eiersuchern, in welcher Form sie auftreten mögen, ist streng auf die Finger zu passen. Es sind meist Knaben, welche im Unverstande die Nester des Wildes und der Singvögel zerstören. Das neue Feld- und Forstpolizeigesetz sucht nun freilich dem Unfuge dieser vagabundirenden Strolche und Solcher, die es werden wollen, zu steuern. Nach dem Geschrei, das seinerzeit in der Tagespresse erhoben wurde, wäre dieß eine Beschränkung der Menschenrechte. Nach unseren Begriffen ist es nur eine Gewährleistung der Besitzrechte. So gut die Absicht auch war, viel ist durch die heutige Fassung nicht erreicht.

Ein weiterer „schlimmer Feind" ist das Raubzeug und sollen die Revieraufseher dem Haar- wie dem Federraubzeug jetzt rastlos nachspüren. Die Füchsin schleppt Alles, was sie erhaschen kann, ihrer hungrigen Brut zu. Mit Mäusen gibt sie sich nicht viel ab, sie bedarf in dieser Zeit einer ausgiebigeren Beute und scheinen ihr junge Hasen, besonders aber Rehkitzen viel praktischer. Je früher deßhalb das „Gewölfe" vernichtet wird, desto besser ist es für die Wildbahn.

Auch die Raubvögel konsumiren in der jetzigen Zeit viel Jungwild, denn die Jungen brauchen Atzung — viel Atzung. Vor Kurzem ist ein gar treffliches Werk von Ph. L. Martin: „Praxis der Naturgeschichte", erschienen. Im dritten Theil: Naturstudien, zieht L. Martin gegen die blinde Vernichtung und Zerstörung des Gleichgewichtes im Naturhaushalt mit zweischneidigem Schwerte zu Felde. Es ist eine Freude, diese kräftige, den blinden Unverstand vernichtende Sprache zu lesen. Nur in einigen Punkten, besonders rücksichtlich einiger Raubvögel, geht Verfasser zu weit und müssen wir hier ein entschiedenes Veto einlegen. Den Studien des Gelehrten stehen die Erfahrungen des Jägers scharf gegenüber.

Da sind wieder die Bussarde, denen es geht wie weiland den Nürnbergern, die hängten auch Keinen, sie hatten ihn denn zuvor. Der Bussard nimmt, wie der Dachs, Alles, was er kriegen kann, und sein einziges Verdienst ist, daß er glücklicherweise nicht Alles kriegen kann, weil er zu ungeschickt ist. In der Satz- und Brutzeit glückt es ihm aber nur zu oft, junge Hasen und Hühner zu bekommen, und ist Martin wenigstens gerecht genug, dieses einzugestehen. Er entschuldigt es damit, daß der Räuber eben nicht mit jeder Maus zu Horste fliegen kann. Wir aber behaupten, er gibt sich gar keine Mühe um Mäuse, sondern raubt vom gedeckten Tisch der Natur, was er eben erwischen könne. Dem Bauern freilich ist kein Bussard lieber als alle Hasen der Welt, für die der Jagdpächter das schwere Geld bereits gezahlt hat. Der Jäger denkt aber anders.

Auch die Eulen richten unter den Singvögeln, besonders aber unter den so nützlichen Fledermäusen und Maulwürfen, mehr Schaden an, als sie gutmachen können. Gegen Raupen und Schmetterlinge sind die Singvögel, Drosseln, Kukuke, besonders aber die Fledermäuse viel wirksamer als die Eulen. Daher heißt es bei den Eulen: mitgefangen, mitgehangen.

Von den oben erwähnten Bussarden gibt es drei Arten, und zwar: 1) den gemeinen Bussard (Buteo vulgaris), 2) den Rauhfußbussard (B. lagopus), der mehr im Norden horstet und nur auf der Wanderung im Herbst und Winter bei uns erscheint, und 3) den Steppenbussard (B. desertorum), der nur vereinzelt als Fremdling auftritt, während der Wespenbussard, der nur Singvögeln gefährlich wird, in eine eigene Gattung «Pernis» gehört.

Der gemeine Bussard ist allen Jägern und Naturfreunden nur zu bekannt. Die Farbe seines Federkleides wechselt von dunklem Braun bis Gelb und Weiß in allen Schattirungen, so daß es kaum zwei ganz gleiche Individuen gibt. Die weißen Bussarde mit einigen dunklen Längsflecken auf dem Rücken sind selten und werden dann oft fälschlich als isländische Falken angesprochen.

Der Rauhfußbussard ist an den befiederten Fängen zu erkennen, auch seine Färbung variirt, doch ist er meist heller als der gemeine Bussard. —

In meinem Plaidoyer zum Schutz der nützlichen Vögel (im März) habe ich das sächsische Jagdgesetz angegriffen, weil dasselbe in § 4 für „diejenigen Vögel, welche im Inlande nicht nisten", die Schon- und Hegezeit aufhebt. Einige Freunde des Blattes haben dagegen remonstrirt und zu Gunsten des qu. Gesetzes eine Ehrenerklärung beantragt, weil dasselbe Lerchen, Drosseln und alle kleineren Feld-, Wald- und Singvögel vom Jagdrecht ausnimmt. Was nicht Gegenstand des Jagdrechtes ist, gehört auch nicht unter das Jagdgesetz, und ich schrieb gegen dieses. Ich will gern konstatiren, daß das Königreich Sachsen für Lerchen, Drosseln und alle kleineren Feld-, Wald- und Singvögel ein treffliches Gesetz hat, kann aber meinen Vorwurf gegen das Jagdgesetz nicht zurücknehmen, denn es schafft in seiner jetzigen Fassung nur Verwirrung. Da aber eine Polemik hier unmöglich, habe ich die „Neue deutsche Jagdzeitung" (Berlin, R. v. Decker's Verlag) gebeten, die Sache aufzunehmen. —

Zum Schluß einige Worte über die kynologischen Verhältnisse Deutschlands. Mit Freuden habe ich bemerkt, daß das Interesse an der Zucht edler Hunde, besonders der Jagdhunde, stetig zunimmt. Vor Kurzem hat in Berlin ein kynologischer Kongreß getagt, der die auf Abwege gerathenen Bestrebungen eines Provinzialvereins in die richtigen Bahnen zurückzulenken unternommen hat. Nur ein gemeinsames, gleichberechtigtes Wirken kann zum Ziele führen. In Berlin bereitet sich eine Sport-Verkaufsausstellung vor, welche in allgemeiner Liebe alle Zweige des Sports umfaßt. Hoffentlich werden andere ähnlich segensreiche Institute nachfolgen. Nur die Jagd paßt nicht in den Rahmen und hätte man das Weidwerk fortlassen können.

Rübezahl, emer. Berggeist.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 176.

Von Rudolph L'hermet in Magdeburg.

Schwarz.

8
7
6
5
4
3
2
1
A B C D E F G H

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 172:

Weiß.	Schwarz.
1) D. B 8 — B 7	1) K. E 6 n. D 6.
2) T. A 5 — C 5	2) Beliebig.
3) D. oder T. Matt.	

A)

Weiß.	Schwarz.
1)	1) E 7 n. D 6.
2) D. B 7 — C 8 †	2) K. E 6 — E 7.
3) T. A 5 — A 7 Matt.	

(Auf 1) . . . 1) L. F 7 — E 8; 2) T. A 5 — A 7 ꝛc.; auf 1) . . . 1) L. F 7 — G 8; 2) S. D 6 — C 8 ꝛc.; auf 1) . . . 1) anders; 2) S. D 6 — C 8 [— E 4, — F 5] ꝛc.)

Auflösung der Aufgabe Nro. 173:

Weiß.	Schwarz.
1) L. G 2 — H 3	1) G 4 n. H 3.
2) D. F 8 — F 6	2) K. H 5 — G 4.
3) D. F 6 — G 6 Matt.	

A)

Weiß.	Schwarz.
1)	1) K. H 5 — G 6.
2) L. H 3 n. G 4	2) K. G 6 — G 5 oder H 7.
3) D. F 8 — G 7 oder L. G 4 — F 5 Matt.	

(Auf 1) . . . 1) K. H 5 — G 5; 2) D. F 8 — G 7 † ꝛc.)

Kartenspiele.

(Redigirt von A. Hertefeld.)

Aufgabe Nro. 34.

Whist.

Treff ist Atout.

Die Vorhand spielt Treff-König aus. Welche Karte geben Sie?

Auflösung der Aufgabe Nro. 31:

Skat.

Es sind 6 Grün und 6 Roth = 12 Blätter im Spiel.

Da der dritte Spieler zehn Karten haben muß, kann er nicht in Grün und Roth renonce sein. Die Gegner können also nie über 57 kommen. – Die Aufgabe ist daher nur als Eichel-Solo mit 8 Matadoren möglich. Der dritte Spieler hat dann sieben Schellen und drei Eichel. Eine andere Art der Lösung involvirt stets einen Fehler des Spielers. Man hat gesucht, die Aufgabe dadurch zu lösen, daß man den Spieler Atout spielen läßt, währenddem sich der andere Spieler renoncirt. Dieß wäre ein grober Fehler des Spielers. Auf Verwerfen kann er nie hoffen, wohl aber auf eines der Dause im Skat. Er zieht also, sowie er am Spiel, die Zehnen, damit sich keiner der Spieler renoncire und wimmele. Die zweite Frage wäre: wie ist der Spieler richtig an's Spiel zu bringen? Doch nur mit einem kleinen Schellen oder Atout. In jedem Falle geht dem dritten Spieler diese Karte ab, er hat also dann nicht zwei Karten, sondern drei Karten in Grün oder Roth. Er kann aber im besten Falle nur zwei los werden und kann daher die Gegenpartie nie über 57 kommen.

Auflösung der Aufgabe Nro. 32.

Piquet.

Coeur bietet die wenigste Chance einer Ergänzung. Daher scheint es allein richtig, die drei Coeurs fortzulegen. Zu den drei anderen Farben können Sie passend kaufen und wohl gar den vierzehnten Buben aufnehmen. Sie legen daher ab: Coeur-Aß, Coeur-Dame und Coeur-Zehne.

Spiel-Briefwechsel.

Or. 67. Abonnent in St. Petersburg. Wir haben Sie schon zweimal an Ihre uns freundlichst gemachte Zusage erinnert und gebeten, uns die genauen Regeln der „Schraube" zu senden. Lösung richtig.

C. Berling in Dresden. Sie lassen den zweiten Gegner im ersten Stich Roth stechen und ihn im dritten Stich Roth-Ober ausspielen.

Otto Ratz in Leipzig. Mit dem Ober stechen, wäre falsch. So wären Aufgaben leicht zu lösen.

W. v. Gülick. Besten Dank! Die Lösung ist bereits gebracht. Sie ersehen, daß Ihre zweite Ansicht die richtigere war.

B — in Danzig. Ihre Lösung ist richtig, doch haben Sie sich verzeichnet. Sie malten im zweiten Stich eine Eckern-Acht hin, es muß eine Schellen-Acht sein.

Dr. Baule in Attenborn. Die Aufgabe ist allerdings sehr bekannt, doch sagen wir besten Dank und werden sehen, ob sie nicht verwendbar. Vielleicht als Grand interessanter?

A. v. S. in S. Beide Lösungen richtig!

Hrn. Fr. Lenz in Koblenz. Sehr erwünscht! Lösung richtig.

v. L. in Büttnershof bei Iden. Sie schreiben: „Die Skataufgabe erscheint leicht", und doch ist Ihre Lösung total unrichtig. Spieler hat weder den rothen König noch die Schellen-Zehn. Auch in der Whistaufgabe können wir Ihrer Ansicht nicht beipflichten.

Hrn. v. Rex in Marienhof. Mit Ahnungen, guten oder bösen, dürfen wir nicht rechnen. Spieler sticht mit dem Jungen und gewinnt das Spiel.

Vulgo in Weimar. Lösung unrichtig. Nachdem das Eichel-Daus verstochen, sind nur noch drei Atouts im Spiel. Wie kann da der Spieler mit dem König stechen? Er muß den Wenzel nehmen. Auch oktroyiren Sie dem Spieler ganz andere Karten, als die Aufgabe zeigt.

Richtige Lösungen sandten ein: Hans Nußknacker in Bremen. Th. St. in Wien. Gustav Tamm in Lebus. Frhr. v. L. in L. Hr Förster St. in Gr.-K. Hr. Johann Witt in Demmin. F. H—n, Referendar in Berlin. Dicke Spange in Greifswalde. Fr. Müller. Rudolf Clement, Franz Schuler, Hotel Budde in Bochum. A. Kuhnke in Zühlsdorf. Emil Nelle in Magdeburg. Lingenbrink in Viersen. Dr. Keller in Staßfurt. v. D. F in Rohrb. Graf K. in Hannover. Hauptm. Frhr. v. D. in Berlin. P. D in Magdeburg. R. S. T. in München. Spaliatum in Triest. Carl Heimann in New-York. Hr. Richter in Helmstädt. Hr. Rich. Frick. Carl Esser in Eupen. Fritz Laue in Teresp. Graf D. in F. Eichel-Wenzel in Hannover Schneider in Bonn. Germanicus in Heidelberg. C. v. D. in Pillau. Gr v Virmond-Anrath. F. F Schmallenberg. P. P S. in Kloppenburg. A. Dietze in Merseburg. C. K. in Zweibrücken. P. D. in Charlottenburg.

Berichtigung.

In der Auflösung der Skat-Aufgabe Nro. 29 ergibt der 1. Stich 26, nicht 25, also in Summa 64.

Sylbenräthsel.

Aus folgenden 58 Sylben setze man 24 Wörter zusammen, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen je den Schriftstellernamen und den rechten Namen eines bedeutenden Schriftstellers der Gegenwart bilden:

a, a. ar, bert, chen, chil, da, dan, e, e, el, em, ga, ga, ga, ge, gen, go, gö, hi, ir, kau, kel, kra, lei, les, let, lew, li, ling, lo, ma, me, mo, mur, na, ni, ol, on, ost, pha, ra, ragd, rau, ri, rich, ro, rü, sau, schier, sma, te, the, tisch, tiv, to, wol, zuk.

1) Ein berühmter Astronom des siebenzehnten Jahrhunderts.
2) Titel einer Verdi'schen Oper.
3) Ein neuerer Komponist.
4) Ein Kasus.
5) Ein weiblicher Vorname.
6) Eine Insel in der Ostsee.
7) Ein Edelstein.
8) Eine selten blühende Pflanze.
9) Ein russisches Gouvernement mit gleichnamiger Stadt.
10) Der Name einer bekannten Flotte.
11) Ein berühmter Maler des sechzehnten Jahrhunderts.
12) Ein Verwandtschaftsgrad.
13) Ein russischer Strom.
14) Ein mährisches Städtchen.
15) Eine Giftpflanze.
16) Eine Stadt in Galizien.
17) Ein Held im trojanischen Krieg.
18) Ein männlicher Vorname.
19) Eine Stadt in der Provinz Fezzan in Afrika.
20) Ein biblischer Name.
21) Ein italienischer Dichter des vierzehnten Jahrhunderts.
22) Ein Nebenfluß des Ob.
23) Ein Fahrzeug.
24) Ein deutscher Dichter.

Auflösung des Zifferräthsels in Nro. 29:

Onkel
Diana
Eger
Rudau.
Oder — Ural.
1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11.
o. n. k. e. l. d. i. a. g. r. u.

Bilderräthsel 31.

sch

a	b	c	d	e
f	g	h	i	k
l	m	n	o	p
q	r	s	t	u
v	w	x	y	z

Auflösung des Bilderräthsels 29:

Es sucht der echte Weise,
Daß er das Rechte finde:
Jung wird er nicht zum Greise,
Alt wird er nicht zum Kinde.

Der Winter treibt keine Blüte,
Der Sommer treibt kein Eis,
Was früh dein Herz durchglühte,
Das ziemt dir nicht als Greis.

Jung sich enthaltsam preisen,
Alt toll von Sinnen sein,
Wird nie des wahren Weisen
Rath und Beginnen sein.

Mirza-Schaffy.

Rösselsprung Nro. 9.

				mit	mit	auf-	gleich				
				du	zu-	ei-	blut				
		du's	ist	wagt	und	hast	ge-	ei-	tet		
		ge-	ü-	hast	sen	sen	das	fest	auch.		
hast	auch	strom	ge-	dir's	ber-	so	mit	rich-	frän-	sagt	mit
main-	und	du	glückt	kühn	sen	deut-	in's	und	land	hast	ti-
dich	da	mit	jung	drum	mann	brückt	und	so	ge-	blut	mit
alt	den	preist	bannt	bis-	sche	ei-	ei-	und	blut	sche	du
		fürst	reich	franz-	die-	und	mit	mit	sen		
		den	marck	ge-	sel-	hast	mit	mit	blut		
				sen	blut	ser	sprung				
				rös-	du	el-	mit				

Auflösung des Rösselsprungs Nro. 8:

An die Kritiker.

Brütet nur ob meinen Liedern,
Krittelt nur, ihr feinen Richter!
Sollt mir's einmal doch bekennen:
Dieser Trinker war ein Dichter!

Heißt es nicht, man soll am Grabe
Eines lust'gen Spielmanns holpern?
Ei, da wird von euch noch mancher
Ueber meinen Hügel stolpern!

Müller von Königswinter.

Auflösung der Charade in Nro. 29:

Trauschein.

Briefmappe.

Frl. Emilie P. in G. Feines Benehmen, vornehme Tournüre, Kenntniß der Formen und Bräuche der sogenannten „Welt", Französisch und Englisch und Gewandtheit im Vorlesen.

Hrn. Lieuten. Breith. in Eibeck. Wir wollen's lieber in Prosa sagen, daß „Meerrettig" falsch sei und eigentlich Mährrettig heißen sollte, wohin auch das englische Wort dafür: horseradish, deutet.

Hrn. K. L. in Warschau. Wir wollen sehen, was sich machen läßt.

Hrn. W. K. in M. 1. Die drei Blätter kosteten per Brief 60 ₰ Porto, wollen Sie es nicht unfrankirt beziehen, oder senden Sie den Betrag ein. 2. Schiller und Shakespeare erschienen in illustrirten Prachtoktavausgaben in der Deutschen Verlags-Anstalt, und Goethe wird in gleichem Format im nächsten Monat beginnen. 3. Sie haben Recht.

Hrn. C. K. in Leeds. Gar zu leicht nach den ersten zwei Worten errathen.

Junge Leserin in C. Wählen Sie andere Mottos.

Hrn. Lehr. Schütz. Wir haben Sie wegen Giulio Romano's an die Scheible'sche Antiquariatshandlung in Stuttgart gewiesen.

Hrn. J. G. O. in B. Wird gelegentlich verwendet.

— r in E. Wir danken für Ihre Mittheilung, die wir hier geben: Das Sprüchwort: „Die Maus hat einen goldnen Zahn", ist zu verstehen als Gegensatz des Schadens, den die Ackerschnecke verursacht, „Die Schnecke hat einen giftigen Zahn". Was die Maus im Herbste und Frühjahre abnagt, wächst lustig und munter weiter, vorausgesetzt, daß deren nicht zu viele sind und sie die Pflanzenkronen nicht mit abnagen; die Schnecke dagegen hat einen sogenannten falschen Biß, ihre Freßwerkzeuge sind mehr sägenartig gestaltet, die die Pflanzentheile auseinanderreißen, dabei überkriecht sie die aufgehenden Früchte, bedeckt sie mit ihrem Schleime und schließt dadurch Luft und Licht von ihnen ab, benimmt ihnen also die Hälfte der Luftnahrung, ohne welche die Erd- (Wurzel-) Nahrung nicht wirken kann.

Hrn. B. H. J—s. Sie werden sich mit Ihrer Frage an das kaiserliche Münzamt in Berlin wenden müssen.

Hrn. Theod. D. in Kitzingen. Die Behauptung unseres Mitarbeiters, daß die Entstehung des italienischen Wortes fazzoletto noch unaufgeklärt sei, widerlegen Sie durch die Erklärung, daß es von facies, Gesicht, und linteolum, Tuch, herkommt, also eigentlich Gesichtstuch heiße, was ganz glaublich erscheint.

Hrn. F. F. in Z. Ein sehr schönes Geschenk für diesen Festtag wäre die Doré-Bibel, welche einen wirklichen Hausschatz bildet und für Beide zugleich sich eignet.

Hrn. P. K. in Frankenstein. Fürstbischof Herzog von Breslau ist in Schönwalde, Kreis Frankenstein, geboren.

Hrn. C. F. Kunde in Dresden. Wenn wir sagten, verbrauchte Stahlfedern wirft man in den Papierkorb, so meinten wir das nicht gerade wörtlich, sondern wir wollten nur damit sagen, daß es ein unnützes Ding sei, das man wegwirft. Es ist allerdings besser, man beseitigt sie auf andere Weise, da es bei raschem Hineingreifen gefährliche Folgen haben könnte.

Frau Marie L. auf A. Es hat uns hoch erfreut, daß wir Ihnen dienen konnten: grüßen Sie Ihr freundliches Töchterchen.

Gänseblümchen. Tragen Sie vor Allem im Sommer keinen schwarzen Schleier, und wenn er Ihnen auch noch so gut steht, und waschen Sie sich mit Lufahfaser.

Hrn. Hauptm. B. in Berlin. Der Verfasser ist ein berühmter Pädagoge.

Getreuer Abonn. A. M. in Köln. Die kaufm. Arbitrage von O. Swoboda. Berlin, Gärtner, 1881.

Empereur in Sch. Kürzlich und schon öfters haben wir erklärt, daß wir die Frage, welches System der Stenographie das beste sei, nicht beantworten können. Jeder Stenograph hält das von ihm angenommene System für das beste und schwerlich hat einer so genaue Kenntniß von den anderen Systemen und so viel Unparteilichkeit, um das Richtige zu treffen. Jede Buchhandlung kann Ihnen Lehrbücher der verschiedenen Systeme vorlegen: sehen Sie, was Ihnen das einfachste dünkt, und das wählen Sie.

Junge schöne Oesterreicherin. E. M. Vacano ist ein Landsmann von Ihnen, er lebt als Schriftsteller in St. Pölten; Prinz C. wohnt auf seinen Gütern in Dänemark, wenn er nicht auf Reisen ist. Von Ersterem werden Sie das Gewünschte auf Ihre Bitte leicht, von dem Andern wegen seiner Reiselust schwerer erreichen. Wir bitten um den Titel des Manuskripts — die Stunde ist allerdings vorbei, aber in Gesellschaft schöner Frauen bleibt man eben gerne recht lange.

Haideblümchen. Erzbischof von Köln und Erzbischof von Gnesen und Posen. — Für die Haut oben.

Hrn. H. K. in O. D. Ihre Einsendung dürfte sich für den Inseratentheil empfehlen: was wir nicht gesehen, können wir auch nicht befürworten.

Hrn. J. K. 17. In Stuttgart und Umgebung ist keine solche Anstalt.

Molly B. in Hamb. Wir haben nichts Näheres erfahren, die Redaktionen der Modezeitungen dürften dazu helfen können, oder die der „Industrieblätter" in Berlin.

Baron St. in T. Beide Fragen dürfte Ihnen die zuletzt genannte Zeitschrift nennen können; uns ist das leider fremd.

Dem armen kleinen Eisbären. Auf Ihre Anfrage nach dem Verfasser des Liedes: „Si vous n'avez rien à me dire", sind nicht weniger als dreißig freundliche Beantwortungen eingegangen und zwar von: „Einer gefälligen alten Jungfer", Frau Louise Kelte, A. K. in Chemnitz, Einem alten Abonnenten, Albert Spiegel in Karlsruhe, Frau Marie Lechler in Altona, Frau Johanne vom Hard, Zwei kleinen Mädchen aus Westphalen, Einer Abonnentin in Hamburg, Hermione M., Aus Demmin, Einer Nihilistin, Eugen Roßhirt in München, Aurelia Chocoladiniensis in Wittkowo, Frau W. v. H., geb. v. M., Langjähr. getreue und dankbare Abonnentin in S., Frl. E. W. in St., W. v. D. in Brünn, Edgar in Hannover, H. in Nymwegen, Vielgeneckte Holländerin, Jacques Kraus in Wien, A. S. in Frankf. a. M., Frau A. Terrabugio in München, Einer Deutschen in Malaga, H. v. H. in D., Abonnentin in Paris, Donna Juanita, Adolph Normann in Chemnitz, Melitta in Paris, Langjähr. Abonnentin in Avenches. Das hübsche Gedicht ist von Victor Hugo und von R. Genée in's Deutsche übersetzt, von der Baronin v. Rothschild in Paris nach allgemeinem Urtheil reizend in Musik gesetzt (Wien, C. A. Spina; Hamburg, A. Cranz); auch für ein Eisbärpärchen sei durch ein Duett von E. Lassen gesorgt. Das Gedicht lautet: „Si vous n'avez rien à me dire, Pourquoi venir auprès de moi? Pourquoi me faire ce sourire, Qui tournerait la tête au roi? Si vous n'avez rien à m'apprendre, Pourquoi me pressez-vous la main Sur le rêve angélique et tendre, Auquel vous songez en chemin. Si vous voulez, que je m'en aille, Pourquoi passez-vous par ici? Lorsque je vous vois je tressaille, C'est ma joie et c'est mon souci."

Adolf K. in Hannover. Die Angabe des Preises für den gebundenen Jahrgang jenes Journals beruht auf einem Satzfehler. Der Jahrgang kostet zum ermäßigten Preise broschirt ℳ 3. —, gebunden ℳ 7. —.

Hrn. R. K. H. R. in H. Noch nicht druckreif.

Kaki von Anstais. Etwas dagegen zu thun, würde nur reizen; lachen Sie selbst darüber, dann wird es bald für Andere den Reiz verlieren.

Alter Abonnent in Podolien. Versuchen Sie es bei der Seemannsschule in Triest, oder wenden Sie sich an den Marinesekretär Barth, Kiel, Harmsstraße.

Hrn. C. F. in Gron. Ihr Brief kam zu spät für 28. Sie wenden sich um Auskunft am besten an das Militär-lit. Bureau von Pavel in Berlin, Grimmstr.

Otto Klopsch in Michigan. Mijn de Calarasi in Bukarest. Bridernyng in Ozorkow. S. Günther in Reuthen. Adolf Rosmarisch in Wahring. Lehrer Bartsch in Priestemitz. Agnes Graetz in Sommerfeld. Alfred W. Wallroth in New-York. C. H. Schneekoppe. Richtig.

Gesundheitspflege.

Hrn. E. Sch. in Berlin. Ob vollständiges Vermeiden warmer Speisen dem Organismus zuträglich, hängt von den Gewohnheiten des Betreffenden ab. Im Prinzipe ist nichts dagegen einzuwenden.

Frl. Lucie P. in Oron. Wir würden Ihnen vermuthlich dieselben Medikamente wie Ihr Hausarzt gegen Kopfschmerzen verordnet haben. Es kommt hier vornehmlich auf die Hebung der Ursachen des Leidens an; von Unheilbarkeit desselben kann keine Rede sein.

Blanche und Violette in Oderbruch. Arsenik „als Schönheitsmittel" ist sehr schädlich, ja sogar lebensgefährlich! Wir verweisen Sie auf das hierüber in einer früheren Nummer ausführlicher Mitgetheilte.

Hrn. A. Z., Festung Ingolstadt. Der Begriff „trockene Flechten" ist ein so allgemeiner und vielseitiger, daß man auf briefliche Schilderung eines solchen Leidens keine ärztliche Beurtheilung abgeben kann.

Frl. N. in Bath, England. Unter „Ringworm" versteht man eine besonders in England sehr verbreitete Hautkrankheit, welche in Form größerer oder kleinerer Ringe auf der Haut durch einen mikroskopischen Pilz bedingte parasitäre Ausschläge bildet. Das Leiden kann nur durch äußere Behandlung der erkrankten Hautstellen beseitigt werden, und muß die Medikation, da es sich um scharfe Mittel handelt, ausschließlich dem Arzte überlassen bleiben. Wenn nichts dagegen geschicht, so kann das Leiden sich weit über die Körperoberfläche verbreiten und wird dann sehr unangenehm; lebensgefährlich dagegen ist es nicht.

Aeltere Dame in N. Die fragliche Weinmarke ist uns nicht bekannt, können daher auch über deren Verwendbarkeit für Leidende nicht urtheilen.

Dr. St.

Redaktion: Dr. Edmund Zoller in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Schnorr's Bibel in Bildern. 240 Holzschnitte m. erklärend. Text.

Neue Subskription in 30 Lieferungen à 1 Mark.

In beliebigen Terminen zu beziehen! **Georg Wigand's Verlag in Leipzig.** 2694

In allen Buchhandlungen zu haben:
Für Gärtner und Gartenbesitzer.
Der praktische

Gartenfreund.

500 Anweisungen zur Erziehung sämmtlicher **Blumen, Gemüse, Obstbaumzucht, Weinbau** und die Kultur der **Topfpflanzen im Zimmer.** Ein **nützliches Buch** für jeden **Gartenbesitzer.**
Von **A. Jahldieck,** Gärtner. — Preis 3 M.
Die Blumen und die Kultur aller Pflanzen, nach diesen praktischen Anweisungen ausgeführt, zeigen sich von besten Erfolgen. 2360
Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.

Verlag von B. F. Voigt in Weimar.

Der

Rosenfreund.

Vollständige Anleitung zur Kultur der Rosen im freien Lande und im Topfe, zum Treiben der Rosen im Winter, sowie Beschreibung und Verwendung der schönsten neuen und alten Arten der systematisch geordneten Gattungen.
Von
Johannes Wesselhöft,
Kunst- und Handelsgärtner in Langensalza.
Fünfte verm. und verb. Auflage.
Mit 40 in den Text eingedruckten Abbildungen.
gr. 8. in illustr. Umschlag geheftet 4 Mark. 2730
Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Soeben erschien:

Der Dampfbetrieb.

Hand- und Lehrbuch
der Erzeugung und Verwendung des Dampfes zum Maschinenbetrieb.
Mit vielen Tafeln und Abbildungen herausgegeben von
Ingenieur **Theodor Schwartze.**
1. Lieferung à 50 Pf. 2723
Leipzig 1882. Moritz Schäfer.

---

250 echte, versch. Briefmarken, z. B. Cap, Peru etc. **3 M.**
R. Wiering, Buchhandlg., **Hamburg.**

Sicherer Erfolg, Praktisch, Originell!

Türkisch, Russisch, Englisch, Französ., Spanisch u. s. w.

Brieflicher Unterricht!
Sprachen, Gedächtnisskunde u. Einjährig-Freiwilligen. Kostenfreier Stellennachweis. — Prospekt gegen Briefmarke. — Handelslehrer ***E. Schellenberger,*** *München.*
2293

Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger) in **Stuttgart** und **Leipzig.**

Neues illustrirtes Prachtwerk!

In unserem Verlag ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Idylle
aus der
Vogelwelt.

Achtzehn Originalzeichnungen
von
H. Giacomelli.
Mit Gedichten von Julius Sturm.
Randzeichnungen von David Franz.
Quart-Format. Feinste Ausstattung. In prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt. Preis **M. 10.** —

Urtheile der Presse:

Die Zeichnungen Giacomelli's zeugen von großer Meisterschaft, und die Verse, welche ihnen zur Begleitung und Erläuterung beigegeben sind, machen das glänzend ausgestattete Buch noch werthvoller.
Königsberger Hartung'sche Zeitung.

Hier ergänzen sich bildliche Darstellung und Dichtung derart, daß man jungen und alten Vogelfreunden eine schönere Festgabe kaum bieten kann.
Leipziger Tagblatt.

Ein prächtiges Buch, ein Werk, das den Frieden der Kreatur athmet und zugleich durch Pracht der Ausstattung eines der hervorragendsten Festgeschenke ist. **Sonntagsblatt des „Bund", Bern.**

Die Zeichnungen sind stimmungsvoll, nicht minder stimmungsvoll die Verse, die Julius Sturm dazu gedichtet. Das Ganze muthet Einen eigenthümlich an: die Kinder werden ihre Freude an dem munteren Leben und Treiben der Vögel haben, indeß die Alten ernsthaft in das ihnen vorgehaltene Spiegelbild ihres eigenen Daseins blicken werden. Gewiß ein ebenso originelles wie nützliches und unterhaltendes Geschenk!
Frankfurter Zeitung.

Für eine **große Tageszeitung** werden

Romane

von hervorragenden Schriftstellern
(nicht kleine Novellen)
gesucht. Frankirte Einsendungen nimmt **die** Annoncen-Expedition von **Adolf Steiner** in **Hamburg** unter Chiffre **A. 6915** entgegen. 2711

Tüchtige Vertreter

werden an allen Orten für den Verkauf von staatlich erlaubten Prämien-Loosen gegen **gute Provision** und **festes Gehalt** angestellt. Franko-Off. an **H. Agular,** Staats-Loose- und Effekten-Handlung, **Breslau,** Carlstr. 3. 2702

Agenten-Gesuch!

Agenten zum Verkauf gesetzlich erlaubter **Staats-Prämienloose** gegen monatliche Theilzahlungen werden bei guter Provision von einem seit circa 10 Jahren bestehenden Bankhause an allen Orten angestellt. Offerten an 2340
Eduard Perl, Berlin SW., Friedrichstr. 49.

Gratis und franko.
Frick's

Sprachen-Catalog.

Verzeichniß von **Wörterbüchern,** Grammatiken, Lesebüchern &c., welche für das Studium classischer und neuer Sprachen als besonders geeignet zu empfehlen sind. (Enthält Bücher über 32 verschiedene Sprachen.) 2727
Wilhelm Frick,
k. k. Hofbuchh. **Wien,** Graben 27.
Specialität für fremde Sprachen.

J. BRANDT & G. W. v. NAWROCKI
besorgen & verwerthen
PATENTE
in allen Ländern.
BERLIN. W.
124 Leipziger-Strasse 124

Soeben erschien: 2722

Unterrichtshefte

für den gesammten Maschinenbau
mit in Farben ausgeführten Konstruktionszeichnungen und vielen in den Text gedruckten Holzschnitten, herausgegeben von
Ingenieur-Direktor **C. G. Weitzel.**
Dritte Auflage. 1. Lieferung à 50 Pf.
Leipzig 1882. Moritz Schäfer.

Oelfarbendruckbilder

eigenen Verlages **billigst** für 2613
Verleger, Händler und Exporteure.
Illustrirter **Katalog** gratis! franko!
Berlin S., Grimmstraße 7.
Carl Kaulisch,
Institut für Chromolithographie und Druck.

R. Maschke,
St. Andreasberg i. Harz.

Kanarienvögel-

Züchtereien nur am hiesigen Platze, erste und nachweislich grösste Postversandthandlung. 2242

Das Versand-Geschäft

MEY & EDLICH, PLAGWITZ-LEIPZIG

Hoflieferanten Sr. Maj. des Königs von Sachsen

versendet nachstehende Waarengattungen **direkt** nur an Konsumenten, **selbst vom kleinsten Quantum an, in bester** Qualität zu den **billigsten** Preisen **nach allen Ländern Europas.**

Es liegt im Interesse eines Jeden, welcher Bedarf in einem oder dem andern angebotenen Artikel hat, sich den **illustrirten Preis-Courant** von dem Versand-Geschäft **MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig, kommen zu lassen,** welcher auf frankirtes Verlangen **gratis** und **franko an Jedermann gesand wird.**



Spezialitäten



des

Versand-Geschäfts MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig:

Mey's Stoffkragen, Manschetten und Vorhemdchen für Herren, Damen und Kinder,
Stoffrüschen,
Rüschen in Batist, Tüll, Mull, Gaze etc. für Damen.

Schwarzseidene Kravatten für Herren und Knaben,
Weisse Batist- und Atlass-Kravatten für Herren,
Bunte Satin-Kravatten,
Schwarzseidene Bindeshlipse.

Manschettenknöpfe mit Eindrehfuss und Feder,
Kragen- und Vorhemdchenknöpfe.

Leinene Handtücher, leinene Wischtücher, Hausleinen und Prima geklärt Creas-Leinen im Stück und per Meter,
Rein leinene Taschentücher für Damen, Herren und Kinder,
Leinene Oberhemden-Einsätze,
Herren- und Knaben-Oberhemden,
Nachthemden für Herren,
Frauenhemden,
Leinene Kragen und Manschetten für Damen, Herren und Kinder.

Shirtings, Chiffons und Hemdentuch.

Baumwollene Strumpfwaaren für Frauen, Herren und Kinder,

Wollene Strumpfwaaren, Gamaschen, Hosen und Jacken,
Gesundheitsjacken für Damen und Herren.

Gestickte Streifen und Einsätze,
Stickereien in Batist und Leinen,
Handstickereien,
Gestickte waschbare Rüschen.

Piqués, Köper und gerauhte baumwollene Stoffe (Barchent).

Monogramm-Briefpapiere und Couverts.

Tafel-, Dessert- und Tranchirbestecke.

Parfüms, Toilette-Seifen, Pomaden, Haaröle und Zahnpasta.

Stearinkerzen.

Japanischer und Chinesischer Thee,
Chocoladen; Mey's Cacao pulverisirt,
Kaffee-Ersatz,
Biscuits und Waffeln.

Cigarren.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei geliefert
und zwar innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.
Briefmarken aller europäischen Länder werden in Zahlung genommen.

Illustrirte Preis-Courante werden auf Verlangen an Jedermann gratis und franko versand.

Das **Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig,** garantirt und verschickt **nur beste Waare zu den billigsten Preisen.** Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Briefe, Anfragen und Aufträge sind zu richten an das
Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig
und 9 Neumarkt LEIPZIG.

Deutsche Univers. Bibliothek für Gebildete.

Das Wissen der Gegenwart

Jeder Band 1 Mark

Einzeldarstellungen von hervorragenden Gelehrten und Schriftstellern aus dem Gesamtgebiete der Wissenschaft.

I. **Prof. Gindely:** Geschichte des 30jährigen Krieges.
II. **Dr. Herm. J. Klein:** Allg. Witterungskunde.
III. **Prof. Taschenberg:** Die Insecten nach ihrem Nutzen und Schaden.
IV. **Dr. K. E. Jung:** Australien.

Reich illustrirt, solid eingebunden.
= **Erscheint in rascher Reihenfolge.** =

Jeder Band einzeln käuflich.

Verlag von G. Freytag in Leipzig.

!! Empfehlenswerth für unsere Frauen und Töchter !!

Deutsche Frauenblätter.

Allgemeine Zeitung für alle Frauen-Interessen.
Herausgegeben von **Anny Wothe.**
Probe-Abonnements für Mai—Juni zum Preise von **nur 1 Mark** nimmt jede Buchhandlung entgegen und die 2726
Expedition der deutschen Frauenblätter in Leipzig.

Neueste illustrirte Briefmarken-Albums

zu 1, $1\frac{1}{2}$, 6, $7\frac{1}{2}$, 12 und 36 Mark. 2461
Echte Briefmarken billigst. Preiscourant gratis. Kataloge 90 Pf.
Alwin Zschiesche,
Leipzig und Naumburg a. d. S.

Verlag von **Friedrich Vieweg** und **Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Der Fürst aus David's Hause

oder drei Jahre in der heiligen Stadt.

Eine Sammlung von Briefen, welche Adina, eine Jüdin aus Alexandrien, während ihres Aufenthaltes in Jerusalem zur Zeit des Herodes an ihren Vater, einen reichen Juden in Aegypten, schrieb, und in denen sie als Augenzeugin alle Begebenheiten und wunderbaren Vorfälle aus dem Leben Jesus' von Nazareth von seiner Taufe im Jordan bis zu seiner Kreuzigung auf Golgatha berichtet. Herausgegeben von
Prof. J. H. Ingraham, Rector an der St. Johanniskirche, Mobile.
Aus dem Englischen übersetzt von **A. Henze.** 2721
Fünfte Auflage. Mit neun Illustrationen in Stahlstich. 8. geh. Preis 4 Mark 60 Pf.



48. Band.
Vierundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1881—1882.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Ein Mann.

Novelle

von

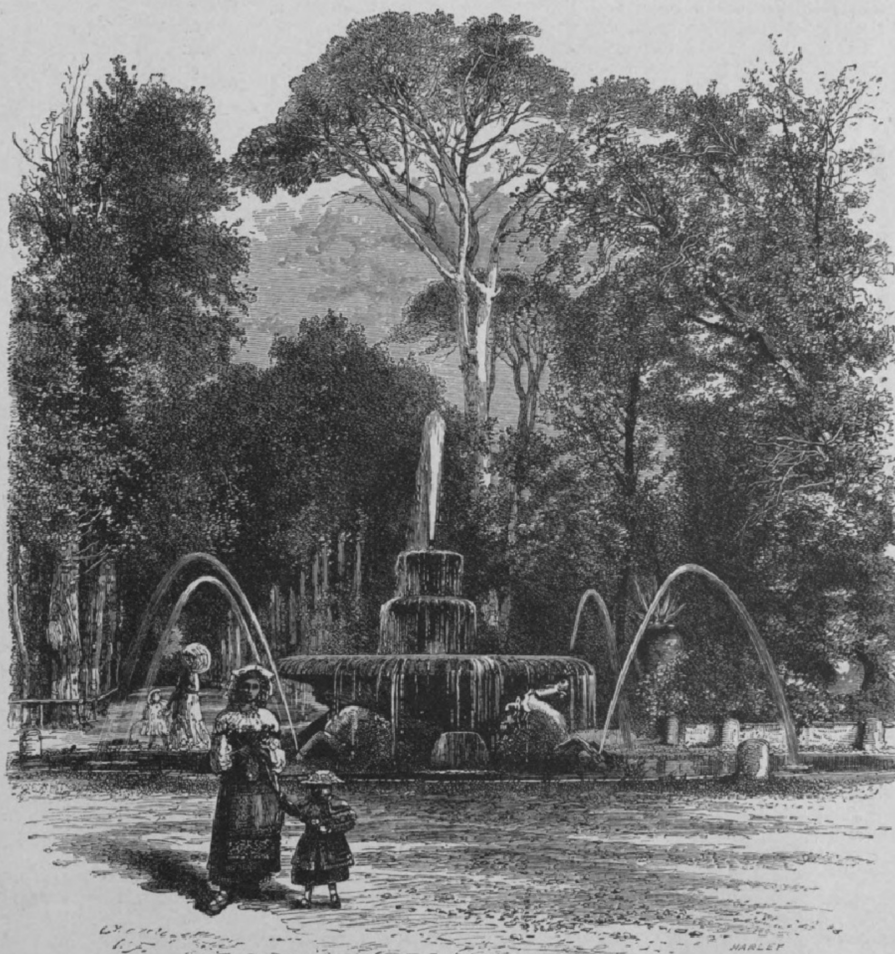
Johannes van Dewall.

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Die nächsten Tage brachten viel Unruhe und manches Peinliche: Lieutenant von Golzow mußte vorgeschriebenerweise bei seinem Regimentskommandeur um die Erlaubniß anhalten, seine Verlobung mit Fräulein Klapproth veröffentlichen zu dürfen. Der sonst allezeit gegen ihn sehr freundliche, ja väterlich-wohlwollende Oberst war heute auffallend zugeknöpft. Sein Glückwunsch klang beinahe frostig, ebenso das: „Ich habe natürlich nichts dagegen." — Die meisten seiner Kameraden begrüßten ihn herzlich, Dieser und Jener wohl mit irgend einem der bei solchen Anläßen unter Freunden üblichen Scherzworte, Andere aber waren reservirt, und bei Allen nahm Golzow's feines Gefühl ein gewisses Erstaunen und ein Unbehagen wahr. Seine Verlobung mit der Tochter des reichen Mannes hatte ihm offenbar geschadet in den Augen seiner Kameraden: der stolze, untadelhafte Golzow, nun freite er, wie so viele andere gewöhnliche Menschenkinder, zuletzt doch noch nach Geld! Noch mehr, Herr Klapproth gehörte nicht einmal zu der eigentlichen Geldaristokratie, zu der von altem gutem Klang, er war ein Emporkömmling . . . man hatte nicht ohne Unrecht ein ganz besonderes Vorurtheil gegen eine Verbindung mit solchen Leuten, die heute obenauf schwimmen und morgen schon vielleicht in ein Nichts zurücksinken, nachdem sie einen mehr oder minder ehrenhaften Bankerott gemacht haben. Es kamen dann die Visiten. — In des Schwiegervaters prächtigem Landauer, den Kutscher und einen galonirten Bedienten auf dem Bock, saß der stolze Gardeoffizier, von Kopf bis zu den Füßen in Gala, das eiserne Kreuz auf der Brust und den Arm in der Schlinge, neben seiner reizenden, mit entzückendem Geschmack und Einfachheit gekleideten Braut und fuhr durch die Straßen der Residenz. — Viele Spaziergänger blieben stehen, um dem jungen Paare nachzusehen — in ihrem hellen, mit Rosenknospen garnirten Hut sah Helene zum Verlieben aus.

Die Augen der Beiden strahlten; leise, heimlich drückten sie sich wohl tausendmal die Hände, lächelten sie sich zu . . . zum ersten Male wurden sie es heute so recht gewahr, daß sie zu einander gehörten; sie hätten eben so gut denken können, sie wären schon Frau und Mann. Sie waren so glücklich, ganz für sich zu sein. Sie legten ihre Gesichter erst in ernstere Falten und gaben sich ein gesetztes Aeußere, wenn Friedrich, der Diener, mit dem Hute und der Besuchsliste in der Hand an den Wagenschlag trat und ihnen meldete: „Die Herr-



Springbrunnen im borghesischen Garten in Rom. Zeichnung von H. Fenn.

schaften würden sich sehr freuen." — Sie stiegen dann mit einander die Treppe hinauf; ein schneller Blick in den Spiegel noch, ein Strich mit der Bürste und sie traten ein. — Sie hielten wundervoll Stand unter der Flut von Worten des Staunens und der Bewunderung, unter den tausend Komplimenten und Glückwünschen, gleich tapfer aber auch zeigten sie sich frostigen Mienen gegenüber, an denen es ebenfalls nicht fehlte. Sie nahmen dann Platz, Golzow mit dem Helm neben dem Sessel, und die Konversation, die bei solchen Anlässen üblich ist, begann, um dann mit einem plötzlichen: „Aber wir wollen nicht länger stören," oder: „Wir müssen nun weiter wandern," abgebrochen zu werden.

Draußen, wieder allein, lachten sich die beiden glückseligen Menschen in die Augen, wechselten einen Händedruck oder begingen gelegentlich — in besonders günstig dazu konstruirten, düsteren Treppenhäusern — auch wohl den Raub eines schnellen, zärtlichen Kusses. Sie ließen sich dann von Friedrich wieder in den Wagen heben und fuhren zu der nächsten Nummer, welche der lange Zettel aufwies.

Man machte zuerst den Mitgliedern der Familie der Braut seinen Besuch. — Die Verwandten der Mutter waren hier besonders stark vertreten. Da war der Onkel Professor, der sie in seinem Atelier empfing, ein alter, jovialer Herr mit weißem Haar, der ihnen herzlich die Hände schüttelte; dann kam der jüngere Bruder der Mutter, Karl, ein etwas gezierter Dandy mit einem Knebelbarte und excentrischen Manieren; Tante Ottilie, die Schwester-Mutter der Stadträthin, eine alte Frau mit kohlschwarzen Augen, von welcher man munkelte, sie hätte eine Vergangenheit. Sie nannte Golzow „Herr Premierlieutenant", schien einen außerordentlichen Respekt vor dem Militär zu haben, und schenkte Helene einen Ring mit einer Gemme. Dann kam auch Onkel Salzmann in der breiten Straße, den seine Wirthschafterin erst aus dem Comptoir heraufholte, und der, in Schreibeärmeln und die Feder hinter dem Ohr, im unverfälschtesten Berlinisch seines Vetters hübsche Tochter und den „Herrn Bräutigam" willkommen hieß.

Nach den Verwandten kamen noch die Bekannten der Klapproths, eine Menge Leute, etliche hochklingende Namen der Geld- und Geburtsaristokratie darunter, einige Künstler und Beamte auch; — diese Tournée nahm gut drei Tage in Anspruch.

Nach diesen kamen dann die Visiten im Regiment und bei dem Anhange des Bräutigams. — Etliche der Offiziersdamen ließen sich verleugnen. — Ein Fräulein Klapproth — die Tochter eines Millionärs obendrein, war kein erwünschter Zuwachs für das Regiment. Man lebte damals noch einfach in den Offizierskreisen, es mischte sich auch hier und da wohl der Neid mit ein: die Tochter des Krösus würde sie Alle zu verdunkeln suchen. Etliche nahmen sie an. Die höflichen Mienen, mit denen man ihnen zuerst entgegentrat, machten aber bald einem herzlicheren Entgegenkommen Platz, denn man konnte sich dem Zauber nicht entziehen, den das einfache, liebliche Mädchen auf alle Herzen ausübte. Frau von Derstorp, welche eine der Aergsten gewesen war, erklärte sofort ihrem Manne und Allen, die es hören wollten, Golzow's Braut wäre charmant, sie könne es nachfühlen, daß ein Mann sich sterblich in sie verlieben und ihretwegen andere Rücksichten beiseite setzen könne. Andere sprachen Aehnliches.

Von den Verwandten des Bräutigams lebte nur eine alte Tante in der Schulgartenstraße, eine Frau von Bewern, Wittwe eines Obersten von Bewern, welche halb taub und blind war und die sich bitter beklagte, daß sie trotz der Brille ihr zukünftiges Nichtchen nicht sehen und nicht verstehen könne.

Die Einwilligung der Mutter erfolgte schriftlich. Dieselbe sprach es offen aus, daß eine Schwiegertochter aus einem adeligen Hause und mit weniger Vermögen ihr lieber gewesen sein würde, daß sie aber natürlicherweise die Braut nach ihres Sohnes Wahl als ihre liebe Tochter willkommen heiße.

Man ersieht hieraus, Mutter und Sohn hatten im Grunde dieselben Ansichten und Gefühle.

Ich habe noch nicht Gelegenheit gehabt, den Leser mit Herrn und Frau Stadträthin Klapproth näher bekannt zu machen; ich hole das Versäumte jetzt nach.

Der Vater Helenens war ein mittelgroßer, wohlgewachsener Mann, mit einer ganz kleinen Anlage zum Starkwerden, mit einem freundlichen, gut geschnittenen Gesicht, aus dem ein Paar kluger brauner Augen hell, meist etwas übermüthig in's Leben schauten. Ein Schnurr- und Backenbart gaben seinen Zügen einen gewissen militärischen Chik.

Schlesier von Geburt und mit Leib und Seele, war er liebenswürdig und leichtlebig wie jene, hatte er sich auch seinen vaterländischen Dialekt bewahrt und hing mit ganzem Herzen an der alten Heimat. Im Geschäft war er schneidig und kurz, zu Hause ein Kind, um den Finger zu wickeln. Im Grunde besaß er einen ungeheuren Respekt vor seiner Frau — nicht gerade vor ihrem höheren Urtheil, aber er hatte allezeit ein etwas belastetes Gewissen. Abgöttisch liebte er sein Lenerl. Fügen wir hinzu, daß Herr Klapproth stets außerordentlich gewählt gekleidet ging, daß er überhaupt viel auf das Aeußere gab, und das Porträt ist in der Skizze fertig. Im Uebrigen glich der Stadtrath ein wenig dem Pfropfen, der stets nach oben strebt, er wuchs wie jeder Mensch mit seinen höheren Zwecken, wobei eine gute Dosis persönlicher Eitelkeit, aber auch die Spekulation mit in's Spiel kam. — Was man aus sich macht, dafür wird man gehalten, war ein Lieblingswort von ihm. In letzter Beziehung, was nämlich das Emporwachsen und das übertriebene Selbstgefühl anging, hatte er ein nahes Vorbild an seiner Frau.

Diese war eine viel gefeierte Schönheit gewesen in ihren jungen Jahren, und sie hatte das noch nicht vergessen. Die Welt und die Ihrigen hatten sie verwöhnt und verzogen und so war sie eine Egoistin geworden, wenn auch eine solche mit gewinnendem Aeußern und feinen Manieren.

Die Stadträthin Klapproth war noch heute eine schöne Frau, wohl geeignet, Männerherzen zu bestricken ... Manch' Einem wäre vielleicht die Wahl zwischen Mutter und Tochter schwer geworden. Ihr dunkles Auge hatte noch den vollen feurigen Glanz der Jugend sich bewahrt, kein einziges weißes Haar wob sich in ihren Scheitel, keine Falte verunzierte ihr schmales, edel geschnittenes Gesicht, nur die schlanke Gestalt war ein wenig voller als sonst und der Ausdruck war ein gereifterer, dafür aber war die Haut um so zarter und weißer, die ganze Erscheinung imponirender, und eine kostbare, gewählte Toilette stellte alle diese Vorzüge in ein helles Licht.

Seltsamerweise aber bildete sich die Räthin viel weniger auf ihre körperliche Schönheit ein, als auf ihren Geist und ihr Urtheil. Sie stammte aus einer Künstlerfamilie, sie war die Tochter eines berühmten Vaters, — die Tochter eines „Matton" stand natürlich weit über anderen Frauen, das lag ja im Blute nach ihrer Meinung, — es war das ihr Evangelium.

Ihr Gatte hatte sie kennen gelernt kurz nach seiner Uebersiedlung nach Berlin. Sie lebte damals bei ihrer Mutter in guten, aber nicht gerade glänzenden Verhältnissen. Der wohlhabende Bankier hatte es verstanden, ihre Hand zu gewinnen ... vielleicht auch ihr Herz, denn er war damals ein hübscher, feuriger Mann, der es verstand, etwas aus sich zu machen. Gewiß aber ist, Fräulein Marie Matton war damals schon der festen Ueberzeugung, sie thue dem Herrn aus Liegnitz eine große Ehre an, daß sie ihn erhöre. Höchst seltsam, daß sie trotzdem während ihrer ganzen Ehe die Eifersucht weidlich plagte, dieser Fluch der Liebe, dieser Dorn an der schönen Rose „Glück", obwohl ich gewiß bin, daß dieselbe weniger der getheilten Neigung als der verletzten Eitelkeit entsprang: sie konnte es niemals verstehen, daß ihr Gatte einem andern weiblichen Wesen neben ihr auch nur die geringste Beachtung schenke.

Sie hatten anfangs einen einfachen, bürgerlich-behaglichen Hausstand geführt; erst als das Vermögen des Herrn Klapproth sich vergrößerte, als seine Beziehungen sich ausbreiteten, war man anspruchsvoller geworden. Man hatte begonnen, ein Haus zu machen, hatte manchen alten Besuch allmälig fortgewöhnt, als nicht mehr passend für die neuen Verhältnisse, und Andere dafür an sich herangezogen.

Man war so gestiegen von Stufe zu Stufe, ziemlich schnell, bis man zuletzt in das schöne Haus am Gendarmenmarkt zog. Statt der alten Geschäftsfreunde mit ihren Frauen und einigen unbedeutenden jüngeren Künstlern kamen jetzt vornehme Leute zu ihnen, hohe Beamte, Offiziere, Meister der Kunst, einige Herren und Damen sogar, welche in den Hofgesellschaften verkehrten, wie der schöne Baron P., welcher mit den Grafen R. und L. auf Du und Du stand, die Gräfin S. und die alte Frau von B.

Es würde ein hochinteressantes Studium sein, dieses Emporklimmen näher zu betrachten und die Personen zu erfahren, welche kamen und mit der Zeit wieder fortblieben, um Besseren Platz zu machen. — Auf einer gewissen Höhe war man dann stehen geblieben, obgleich der Ehrgeiz gern noch weiter gegangen wäre.

Beide Gatten hatten die glückliche Gabe, zu repräsentiren; es ist dieß bekanntlich ein angeborenes Talent.

Es war ein angenehmes neutrales Terrain, dieser Salon der Stadträthin Klapproth, Niemand verließ ihn, ohne etwas gefunden zu haben, was ihn anmuthete. Man bewegte sich ohne allen Zwang in den Formen der guten Gesellschaft, man traf dort nur anständige Leute und die Verpflegung war vortrefflich; man rauchte nirgends eine bessere Cigarre zum Beispiel und bekam einen Portwein, von welchem man bisher in Berlin noch keine Ahnung hatte. Die Mitglieder der Familie machten, wie gesagt, die Honneurs ihres Hauses in der charmantesten und anscheinend uneigennützigsten Weise von der Welt.

Wie das möglich war, trotz jenes Talentes, bei der oberflächlichen Bildung des Mannes und der Eitelkeit der Räthin? Ich erwähnte schon der Frau von Beauvilliers, — diese war der gute Geist des Hauses, zugleich aber auch der Regisseur, der zwar bescheiden zumeist hinter den Coulissen blieb, aber von hier aus das Ganze mit Takt und einem ausgesprochenen Geschick zu leiten verstand. Dieser vortrefflichen Dame hatten die Gatten Mancherlei abgesehen. Helenens Erzieherin war es, welche dem Hause den eigentlichen Stempel aufdrückte. Das klingt seltsam, dennoch aber ist es wahr und ging auf die allernatürlichste Weise zu.

Diese fein gebildete Dame, deren Gatte früher eine Stellung bei der französischen Gesandtschaft inne hatte, stand damals am Grabe dieses und ihres kleinen, zweijährigen Töchterchens. Sie war beinahe mittellos und im Begriff, nach Frankreich zu ihren Verwandten zurückzukehren, als Frau Klapproth durch ihren Rechtsanwalt die junge Wittwe zufällig kennen lernte und sie in ihr Haus zog.

Froh darüber, die Ruhestätte ihrer Lieben nicht verlassen zu müssen, nahm Jene den Antrag an, auf unbestimmte Zeit anfangs. Aber sie blieb, als sie an Helene einen Ersatz gefunden hatte für das, was sie verloren. Sie blieb, sie wurde zugleich die Freundin der Mutter und die Erzieherin ihres Kindes. Die feingebildete Frau übte nach allen Seiten hin den wohlthätigsten Einfluß auf ihre Umgebung aus, sie stiftete Frieden in der Ehe, sie wußte in kluger, zartfühlender Weise auf die Gatten veredelnd einzuwirken, unterstützte sie mit ihrem Rath, ohne ihnen diesen jemals aufzudrängen, und machte Helene zu dem, was sie geworden war. Sie stammte aus einer vornehmen Familie, hatte selbst früher ein Haus ausgemacht; — ihr Takt und ihre Erfahrungen waren es, welche Frau Klapproth in dem Departement des Aeußern beeinflußten. Bei jeder Frage von Wichtigkeit gab Frau von Beauvilliers den Ausschlag; sie war die einzige Person, vor welcher die Stadträthin einen wirklichen und großen Respekt hatte.

Das waren die Leute, mit welchen Erich von Golzow jetzt in nähere Beziehungen trat als künftiger Sohn des Hauses.

In kurzen Worten ausgedrückt, gestalteten sich dieselben folgendermaßen: der Vater nannte ihn vom ersten Tage an seinen lieben Sohn und begann ihn ganz als einen der Seinigen zu behandeln; für den wohlerzogenen Bräutigam, der ebenso aus Temperament wie aus Gewohnheit eine gewisse Zurückhaltung übte, war der Schwiegerpapa bisweilen fast ein wenig gar zu kordial, zu zwanglos, so daß er sich erst an dieses Verhältniß gewöhnen mußte und es oft seines ganzen Taktes bedurfte, um seine Empfindungen nicht merken zu lassen.

Umgekehrt faßte die stolze Mutter diese vornehme Zurückhaltung als berechneten Stolz auf und fühlte sich verletzt durch denselben. Eifersüchtig wie sie war, ebenso auf die Liebe ihres Kindes wie auf die des Gatten, schlich sich in den ersten Tagen nach der Verlobung schon in ihre Seele der Verdacht ein, Golzow heirathe nur die Tochter und mißachte die Schwiegereltern ihres bürgerlichen Herkommens wegen, er wolle Jene losschälen aus ihren jetzigen Verhältnissen, um sie dann ganz für sich selbst zu besitzen.

Dieser Verdacht peinigte die stolze Frau unsäglich. Sie verhielt sich deßhalb schweigsam, beobachtend ihrem zukünftigen Schwiegersohn gegenüber, belauerte jede seiner Mienen, jeden Blick, und was er sprach und was er dachte; sie war entschlossen, über ihrem Kinde zu wachen, den Eindringling in seine Schranken zurückzuweisen — vor Allem aber ihm zu imponiren.

Ohne daß weder Helene noch Golzow anfangs eine Ahnung davon hatten, begann sich so ein Gefühl festzusetzen im Herzen der Mutter, welches für ihren Bund verhängnißvoll werden konnte; — erst an seiner eigenen

Erkaltung und an dem Zwang, den er sich auferlegte in Gegenwart der Schwiegermutter, kam es dem Bräutigam zum Bewußtsein, daß zwischen ihm und Jener etwas Fremdes lag und daß sie eigentlich wenig mit einander harmonirten.

Es erfüllte ihn diese Entdeckung mit Bedauern und Sorge, er gab sich Mühe, dieses Verhältniß naturgemäßer zu gestalten. Die Stadträthin war Helenens Mutter, — er begann sogleich sein Benehmen auf das Sorgfältigste zu kontroliren, er übersah die kalten, beobachtenden Blicke derselben, ihr manierirtes Wesen, ihre Mienen und hingeworfenen kleinen Bemerkungen und suchte sich ihr herzlich zu nähern. Aber umsonst, denn es lag hier eine zu große Verschiedenheit der Gesinnungen zu Grunde, — mit Bedauern bemerkte Golzow mehr und mehr, daß diese Kluft nur zu überbrücken, nicht auszufüllen sei. Er war eine einfache, gerade und fromme Soldatennatur, sie aber eine verzogene Frau, ein skeptisches Weltkind, gewöhnt, in ihrer Sphäre unbedingt zu herrschen.

Hätte sich Golzow ihr mit Schmeicheleien und Komplimenten genaht, hätte er Verstellung gekannt, sich äußerlich die Miene gegeben, als seien ihre leisesten Wünsche ihm Gebote, ihre Worte Orakel, er wäre wohl schnell ihrem Herzen näher gerückt — den ehrlichen, geraden Mann begann sie fast vom ersten Tage an, wo er einer der Ihrigen geworden, mißzuverstehen und je länger je mehr zu hassen.

Sie nannte ihn „Herr von Golzow", war peinlich förmlich gegen ihn, als wollte sie den Gardelieutenant, was den feinen Ton anging, noch übertreffen, außerordentlich gewählt und vorsichtig, und begann ihn zu peinigen mit den bekannten Sentenzen über den Adel des Geistes und den der Gesinnung, welcher mindestens ebenso hoch stände als der der Geburt; sie verstieg sich sogar bisweilen, da Jener unverbrüchlich die ihm zur zweiten Natur gewordene Höflichkeit bewahrte, zu noch direkteren Angriffen, indem sie von der Anmaßung, namentlich des kleinen, unvermögenden Adels sprach, den sie kurzweg nur „Dienstadel" nannte, indem sie erwähnte, auf welche Weise zum Beispiel ein Herr von Gundlich oder von Rietz und Konsorten zu Edelleuten gemacht worden waren, oder von einzelnen herabgekommenen Subjekten dieser Klasse sprach, denen sie hier und da in ihrem Leben begegnet war.

Sie zeigte sich niemals dem Schwiegersohn gegenüber wie sie war, sie behandelte ihn allmälig immer mehr wie einen Fremden und trieb es mit jenen Aeußerungen manchmal — sich an seiner vornehmen Kälte immer mehr aufregend — so arg, daß Helene sich in's Mittel legte mit einem:

„Aber, liebe Mama, Erich widerspricht dem ja gar nicht! Warum kommst Du nur immer wieder auf diese alten Geschichten zurück?"

Die sonst so kluge Helene ahnte seltsamerweise nichts von dem Gefühle, welches sich in dem Herzen ihrer Mutter festsetzte, denn Golzow hatte sie zu lieb, um sie darüber aufzuklären, und Jene selbst scheute sich, ihrem Kinde gegenüber demselben direkt Worte zu geben.

Trieb sie es zu arg, dann legte sich auch wohl der Stadtrath in's Mittel, behauptete scherzend, sie sei eifersüchtig auf ihren Schwiegersohn. Nur Frau von Beauvilliers verstand ihre langjährige Freundin besser, sah das Gewölk, welches sich dort zusammenzog, und suchte es zu zertheilen.

„Ich gebe zu — er liebt Helene," sprach die Räthin sehr erregt am Ende eines darauf bezüglichen Gesprächs, „sonst, wahrhaftig! könnte ich ihn hassen, diesen steifen, arroganten Klotz. Sehen Sie nicht, liebe Klementine, wie er uns Alle verdrängen möchte aus dem Herzen meines Kindes. Geben Sie Acht — ich kenne das — er wird sie unglücklich machen mit dieser egoistischen Liebe — mir bangt vor der Zukunft."

„Das wird er nicht," versetzte Frau von Beauvilliers mit ihrer gewohnten höflichen Ruhe und wandte ihr kluges, sanftes Auge der aufgeregten Frau zu. „Herr von Golzow ist ein edler, achtungswerther Mann. Sie haben ein Vorurtheil gegen ihn, das Sie bekämpfen sollten."

„Nennen Sie es immerhin Vorurtheil, Klementine, — aber glauben Sie, das Herz einer Mutter hat Instinkte, die niemals täuschen. Seine Liebe ist egoistisch, er liebt nur sie, er beherrscht sie, in den wenigen Tagen schon ist Helene wie verwandelt. Leugnen Sie das?!"

„Ganz gewiß nicht; aber ist das nicht naturgemäß? Denken Sie doch an Ihre eigene Brautzeit."

„Ich! O, Charles und ich, wir waren ganz anders!" rief die Räthin mit großem Nachdruck.

Frau von Beauvilliers biß sich vorsichtig auf die Lippen. Freilich; aber die Beiden waren auch ganz andere Naturen und hatten sich niemals so herzinnig geliebt wie diese da.

„Der Herr kommt hier in's Haus und glaubt, er könne nun den Meister spielen, Helene anhimmeln, sie isoliren und Vater und Mutter mißachten, weil wir niederen Ursprungs sind, nach seiner Ansicht, das ertrage ich nimmermehr! Die Achtung vor mir selbst und die meines Kindes lasse ich mir nicht rauben!"

„Theuerste Marie, warum reden Sie sich so in's Feuer? Sie gaben allezeit etwas auf mein Urtheil, — ich bitte, mißtrauen Sie sich. Ich versichere Sie, Herr von Golzow macht auf mich den Eindruck eines durchaus wohlerzogenen und braven Mannes, dem Gedanken, wie Sie sie ihm unterbreiten, vollständig fern liegen. Bedenken Sie doch auch, es handelt sich hier um die Zukunft und um das Glück Helenens. Ahnte sie, wie schlimm Sie von ihrem Bräutigam sprechen, sie würde sehr, sehr unglücklich sein, es gäbe einen Konflikt in ihrem Innern, vor dem ich sie bewahren möchte ... Ganz gewiß, theure Freundin, Sie sehen Gespenster!"

Die Räthin ging erregt, hoch athmend auf und ab.

„Sagen Sie mir, Klementine, steht man denn wirklich in der Welt und in der Meinung seiner Mitmenschen um so viel tiefer, bloß weil man kein Wörtchen ‚von' vor seinem Namen hat?!" rief sie empört und Thränen stürzten aus ihren Augen.

„Theure Marie," bat die Erzieherin erschrocken und erhob sich mit Lebhaftigkeit, „welch' ein seltsamer, fataler Gedanke! Was ficht Sie an? Wahrhaftig, Sie sind krank, — das Uebel sitzt tiefer als ich dachte! Ich beschwöre Sie, fassen Sie sich, hören Sie mich an."

Sie begann dann von Neuem auf die erregte Frau einzureden, und es gelang ihr nach vieler Mühe zuletzt, sie einigermaßen zu beruhigen, sie mißtrauisch gegen sich selbst zu machen. Sie erhielt auch das feste Versprechen, daß die Räthin ihr Betragen künftig auf das Strengste kontroliren, es versuchen wolle, jenes Gefühl zu überwinden. Trotzdem ließ sich Diese am nächsten Abende schon zu einem sehr ernsten Schritte hinreißen: in einer längeren, mit Gründen gespickten Rede erklärte sie nämlich dem Bräutigam, wie sie es für passend hielte, und namentlich da er mit der Braut an einem Orte lebe, wenn er seine Besuche einschränke und künftighin wöchentlich nur zwei-, höchstens dreimal in's Haus käme, damit die bösen Zungen keinen Grund bekämen, mißfällige Bemerkungen über sie zu machen.

Im Wesentlichen war das ja ganz richtig und gut, aber die Art, wie es vorgebracht wurde, gab dem Befehl eine besondere Schärfe. Das war Abends beim Thee. Herr von Golzow wurde sehr roth, die Ader an seiner Stirn schwoll auf und seine Augen vermieden geflissentlich die seiner Braut; er verneigte sich — die Tasse klapperte dabei ein wenig in seiner linken Hand — und sprach in der höflichsten Form:

„Ich werde mich genau nach Ihren Andeutungen richten, gnädige Frau, und bitte um Verzeihung, wenn ich zudringlich erschien."

Seine Stimme war nicht ganz fest, als er dieses sagte.

„Mama!" rief Helene mit glühenden Wangen. Mit einem Blicke sah sie, wie tief Erich's Gefühle verletzt worden waren. Ihm das zu sagen — hier, vor den Anderen und in einer so wenig verbindlichen Form! Sie stand schon neben ihm, hielt ihn umschlungen und sah mit blitzenden Augen ihre Mutter an, — als wollte sie ihn gleichsam schützen. Gleich darauf liefen die heißen, hellen Thränen über ihre Wangen und tropften auf den Scheitel des Geliebten.

Golzow fühlte dieselben, schaute auf und drückte ihr zärtlich die Hand. Augenblicklich bog sie sich zu ihm nieder und küßte ihn leidenschaftlich. Es war das eine kleine, höchst charakteristische Szene.

Frau von Beauvilliers warf einen langen, mahnenden Blick auf die Stadträthin, ihr Gatte runzelte die Brauen, die Räthin wurde blaß und roth und sie biß sich auf die Lippen. Sie bemerkte, daß sie einen Fehler begangen hatte.

„Ich bitte, mich nicht mißzuverstehen, Herr von Golzow," fuhr sie einlenkend fort. Jene Gefühlsäußerung, welche sie provozirt hatte, war ihr über alle Maßen peinlich. „Du brauchst Dich gar nicht so zu ereifern, mein Kind. Was ich thue, geschieht in der besten Absicht; dieser kleine Zwang ist nöthig. Ich hoffe, Sie werden mich recht beurtheilen, Herr von Golzow?"

„Durchaus, gnädige Frau."

„Von einer Zudringlichkeit kann in unserem Verhältnisse gar nicht die Rede sein. Es ist nur zu natürlich, wenn es Sie hieher zieht — zu Helene."

„Es wird mir schwer werden, sie weniger zu sehen als bisher, aber ich achte Ihre Gründe und werde genau so handeln, wie Sie befehlen," versetzte Golzow mit Festigkeit.

Helene begann auf's Neue bitterlich zu weinen, trotz des mahnenden Blickes, den Frau von Beauvilliers ihr zuwarf, und lief dann, das Taschentuch vor das Gesicht haltend, hinaus.

„Na, da siehst Du ja, was Du angerichtet hast, Marie," sprach der Stadtrath aus seiner Ecke heraus, stand ebenfalls auf, warf die Cigarre in's Kamin und folgte seinem Liebling.

„Ich bedaure aufrichtig, daß ich das Unglück habe, überall von den Meinen mißverstanden zu werden," sagte die Räthin bitter und erhob sich gereizt. Sie trat einen Augenblick an das Fenster und verließ den Salon, mit einer Bitte um Nachsicht, durch eine andere Thür.

„Ich komme zu der sehr betrübenden Ueberzeugung, daß meine Schwiegermutter ein Vorurtheil gegen mich hat." Diese Worte klangen halb wie eine Frage, halb wie eine Behauptung.

„Um Ihnen die Wahrheit zu sagen — ja, aber ich meine, sie thut Ihnen Unrecht und wird davon zurückkommen. Darf ich aufrichtig zu Ihnen sprechen, Herr von Golzow?" erwiederte Frau von Beauvilliers.

„Ich bitte darum, gnädige Frau."

Es war ein längeres, ernstes Gespräch, welches Helenens Erzieherin darauf mit deren Bräutigam begann, — Beiden erleichterte es das Herz und brachte zwei edle Menschen einander näher.

„Wohlan denn, machen Sie Helene glücklich und Sie dürfen überall auf meinen Beistand zählen," sprach am Ende desselben Frau von Beauvilliers und drückte mit einem warmen Schimmer dem Offizier die Hand.

Nach und nach kamen dann die Uebrigen wieder herein. Punkt zehn Uhr empfahl sich Golzow.

„Noch einmal, — ich bitte, mich nicht mißzuverstehen," sprach die Räthin, als er ihr die Hand küßte.

„Fürchten Sie das durchaus nicht, gnädige Frau," erwiederte er und ging.

Fünftes Kapitel.

Die Stadträthin war im Grunde keine üble Frau, nur der Widerstand, den sie in Golzow's Wesen gegen ihre Autorität zu finden glaubte, hatte sie derart gereizt und fortgerissen.

Sie nahm hernach die Vorwürfe ihres Mannes ruhig entgegen und saß dann noch lange in Helenens Stube, bürstete ihr das schöne kastanienbraune Haar mit eigenen Händen und suchte dieser umständlich darzuthun, daß sie nur gethan hätte, was klug und nothwendig sei, und daß es ihr leid thäte, wenn Golzow oder sie sich verletzt fühlte.

Helene saß vor dem hohen Spiegel, die Hände in dem Schooße, den Kopf gebeugt, und hörte ihr zu. Weil sie nicht antwortete, begann die Mama dann von Neuem, und das Ende vom Liede war, daß Helene noch ein paar Thränen still in sich hinein weinte und schließlich die Erlaubniß von der Mutter erhielt, daß Golzow, wenn sie mit Frau von Beauvilliers spazieren ging, sie ab und zu begleiten dürfe.

„Dagegen, meine ich, kann kein vernünftiger Mensch etwas einwenden," versetzte die Stadträthin, „Herr von Golzow ist Dein Verlobter und Klementine ist euch hinreichender Schutz."

„Du bist recht seltsam, Mama, — warum sagst Du immer ‚Herr von Golzow' — warum nicht Erich? Steht er Deinem Herzen nicht nahe genug dazu, ist er nicht mein Bräutigam? Und Schutz?" — sie lächelte. „Nun ja, das ist so Mode ... im Uebrigen aber, wir schützen uns schon selbst."

„Wenn Golzow erst Dein Gatte ist, werde ich ihn Erich nennen, bis dahin laß uns immerhin ein wenig förmlicher mit einander verkehren. Besser zu viel als zu wenig."

„Mein guter, lieber Schatz! Ich glaube, Mama, Du taxirst ihn gar nicht so recht nach seinem richtigen Werth, sonst würdest Du viel zärtlicher zu ihm sein — ganz anders."

„Das Zärtlichsein überlasse ich Dir ... Ich bin die Mutter; außerdem ... nun, laß uns abbrechen! Wie gesagt, lieber ein wenig zu viel Formen und Förmlichkeiten als zu wenig. Gute Nacht, mein Kind."

Sie küßte Helene, schloß sie in ihre Arme und ging

hinaus. Die Folge dieses Gesprächs war, daß Golzow am nächsten Tage einen Brief von seiner Braut erhielt, der seine üble Stimmung bedeutend milderte. Helene schrieb ihm:

„Mein liebster Schatz!

„Ich gebe Dir einen herzlichen Kuß und sage Dir, die Mama läßt Dich noch einmal bitten, ihr nicht böse zu sein. Sie hat es nicht so schlimm gemeint und hat auch nichts dawider, wenn wir mit einander spazieren gehen. Wenn Du heute Nachmittag vom Elektrisiren kommst, wollen wir uns am Ende der Bellevuestraße treffen, Punkt fünf ein halb Uhr, wenn es Dir recht ist, und eine sehr vergnügte Promenade machen. Ich zähle die Stunden, bis ich Dich wiedersehe. Wenn Du keine Antwort schickst, nehme ich an, daß Du da bist. Es umarmt und küßt Dich zärtlich

Deine Helene."

Zu der festgesetzten Zeit stieg Golzow am Ende der Siegesallee aus einer Droschke und eilte auf die Damen zu. Helene winkte schon von Weitem mit Hand und Schirm und hing sich dann mit einem so glücklichen Lächeln und so strahlend und liebreizend an seinen gesunden Arm, daß auch der letzte Schatten aus der gekränkten Seele Golzow's wich und heller Sonnenschein hineinzog.

Frau von Beauvilliers lächelte und reichte Jenem die Hand.

Sie vertieften sich alle Drei alsbald in das Grün des Thiergartens, sie gingen am Louisendenkmal vorüber, nach der Rousseauinsel und verfolgten dann den schmaleren Pfad, der sich längs des Wassers hinzieht.

Das Wetter war herrlich; durch das saftige Grün der hohen Bäume fiel der goldene Sonnenschein und erglänzte hier und dort auf der glatten Fläche des Wassers und der Teiche, in welchen Brücken, Bäume und Felsblöcke sich wiederspiegelten. — Hier hinten war es beinahe menschenleer, nur vereinzelten Wanderern begegneten sie und ab und zu einer Equipage an den Wegübergängen. Helene hing an Golzow's Arm, ganz glücklich, plaudernd, ihn neckend, auf ihn einredend und ihn anschauend. Sie berührte kaum den Boden mit ihren Füßen, sie ging wie in Wolken. Es war ein so gesunder Fond in dem Mädchen, ein so tiefes Gefühl neben sprudelnder Lebenslust, natürliche Drolligkeit neben gesunder Lebensauffassung, und die Liebe erschloß tausend neue, ungeahnte Quellen in ihrer Brust. Sie wußte gar nicht, wie reizend sie war.

Sie hatte den Mann da an ihrer Seite so von ganzer Seele lieb, sie war so glücklich in seinem Besitz, — sie hätte die ganze Welt umarmen mögen und vor Allem ihn. Die Hände zusammengeschlungen, das strahlende Gesicht in dem leichten Hütchen beinahe an seine Schulter gelehnt, ging sie neben ihm her. Frau von Beauvilliers, die den Glücklichen folgte, beobachtete mit einem warmen, fast mütterlichen Gefühle die schöne, schlanke Gestalt, welche unbewußt tausend Reize entwickelte, ihre unruhigen kleinen Füße, ihr Geplauder und die stolze, hohe Figur des Bräutigams. Ab und zu blieben die Beiden stehen und baten um Entschuldigung, daß sie so vorauseilten und sich gar so viel mit sich selbst beschäftigten, aber sie hätten sich gar so viel zu sagen.

„Gehen Sie nur immerhin und schütten Sie Ihr Herz aus," erwiederte sie mit Laune, „ich komme schon nach."

Helene nickte ihr zu und hing sich schnell wieder an Golzow's Arm; das lustige Geplauder und das Tauschen von zärtlichen Blicken und süßen Worten begann auf's Neue.

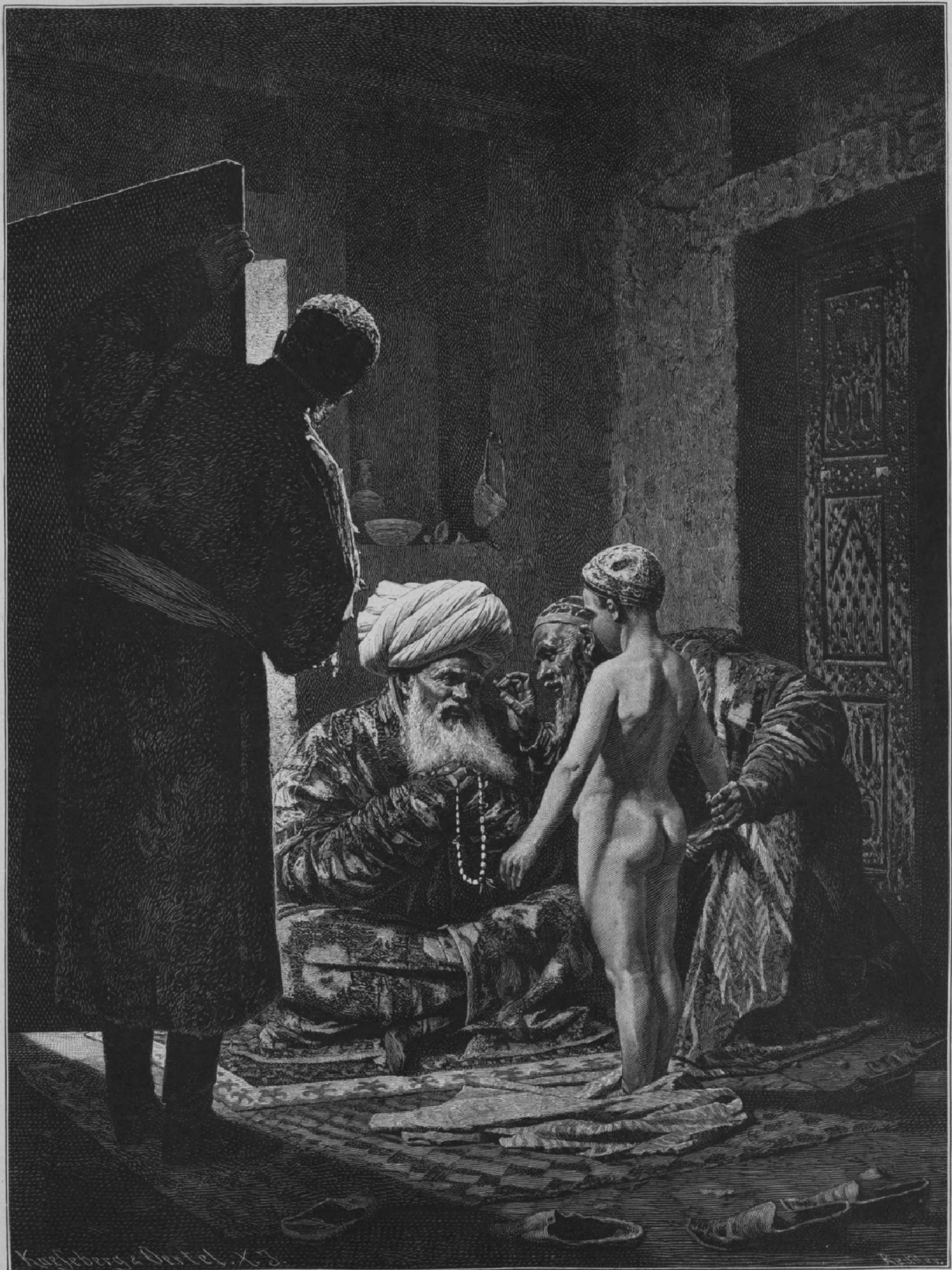
Sie besprachen natürlich auch den gestrigen Abend. Helene vertheidigte ihre Mutter, ohne daß Golzow sie angriff; er möchte es ihr nicht nachtragen und doch ja recht liebenswürdig gegen sie sein, bat sie ihn. — Dasselbe sagte ihm in den nächsten



Maler Wasili Wereschagin.



Die Barbarossahöhle im Kyffhäuser. Originalzeichnung von Franz Schreyer.



Verkauf eines Sklaven. Nach einem Gemälde von W. Wereschagin.

Tagen unter vier Augen auch Frau von Beauvilliers. — „Sie dürften immerhin Ihrer Schwiegermutter etwas mehr Zeit widmen," sprach sie bedeutsam. „Sie müssen versuchen, sie ein wenig zu entschädigen für das, was Sie ihr rauben. Denken Sie, was eine Mutter dabei empfindet, — so naturgemäß es ja ist, wenn ein fremder Mann kommt und einen so großen Platz in dem Herzen usurpirt, in welchem sie bisher allein wohnte ... Außerdem, meine Freundin ist eine verwöhnte, sehr gefeierte Frau; — sie ist an Aufmerksamkeiten gewöhnt ... gewöhnt, auch ein wenig zu herrschen."

Golzow erröthete; — er hatte sich allerdings einen Vorwurf zu machen, er sah das ein: in seiner Liebe zu Helene war er egoistisch gewesen, nicht aufmerksam genug gegen ihre Mutter. Er nahm sich vor, sich zu ändern, und er hielt Wort.

Eine Wandlung zum Bessern war die Folge hievon; als er der Räthin sagte, er sehe ein, daß sie Recht habe, als er es sogar über das Herz brachte, derselben nicht nur mehr Zeit zu opfern, sondern ihr sogar Artigkeiten und selbst Schmeicheleien zu sagen, — was im Uebrigen seinem sonstigen geraden Wesen durchaus zuwider war, — begann diese aufzuthauen. Ihrer Herrschsucht, ihrer Eitelkeit geschah Genüge: endlich erkannte der stolze Herr ihren Werth ... er unterwarf sich! Wärmere Gefühle fanden alsbald in ihrem Busen Raum, sie lächelte ihm zu, sie nannte ihn sogar einige Male ihren lieben Sohn.

(Fortsetzung folgt.)

Wasili Wereschagin.

Von

Adolf Rosenberg.

(Hiezu das Porträt S. 636 und das Bild S. 637.)

In stiller Verborgenheit hat der russische Maler, dessen Name durch die Beredsamkeit seiner künstlerischen Thaten mit einem Schlage in den Hauptstädten Europas populär geworden ist, ein volles Jahrzehnt geschaffen, ehe er mit seinem vollendeten Werke an die Oeffentlichkeit trat. Die Bescheidenheit, mit der er sich jahrelang von der Welt zurückgezogen hielt, nur in der Stille seines Ateliers ununterbrochener Arbeit obliegend, steht freilich im Widerspruch zu der etwas anspruchsvollen und absonderlichen Inszenirung seiner Ausstellungen, in denen seine Persönlichkeit mit eine interessante Sehenswürdigkeit bildet. Man muß diese hohe, sehnige Gestalt, diese freie, breitgewölbte Stirn, diese glühenden Augen, die unter den buschigen Brauen fast finster hervorblicken, als wollten sie den Unmuth und die Entrüstung über alle Greuel ausdrücken, die sie gesehen haben, man muß diesen Zug von Energie und stählerner Willenskraft, welcher dem wie aus Bronze gegossenen Angesicht das individuelle Gepräge gibt, man muß diese in ihrem ganzen Gebahren scharf accentuirte Persönlichkeit in Verbindung mit seinen Bildern sehen, in Verbindung mit der Welt, in die er völlig aufgegangen ist, um die Absonderlichkeiten zu begreifen und erklärlich zu finden, welche sein Auftreten umgeben.

Man darf bei der Beurtheilung Wereschagin's auch nicht außer Acht lassen, daß er mit ganz anderen Faktoren zu rechnen gewöhnt ist, als wir in unserer beschränkten Welt. Wer wie er kein Bedenken trägt, vom russisch-türkischen Kriegsschauplatz nach Paris und wieder zurück nach Rustschuk zu reisen, nur weil er in Paris sein gewohntes Zeichenpapier vergessen hat, für den existiren eben nicht mehr die räumlichen Begriffe, welche unserer Phantasie eine Grenze ziehen. Er hat Mittelasien vom Kaukasus bis zur chinesischen Grenze durchstreift, er hat den Himalaya überstiegen und ganz Indien durchzogen, und in den Pausen künstlerischer Thätigkeit, welche zwischen diese großartigen Reisen fallen, hat er in dem tosenden Getriebe von Paris gelebt. Da hat sich in seiner Phantasie für die Dinge dieser Welt ein kolossaler Maßstab gebildet, der selbst Dasjenige für meßbar und erreichbar hält, was andere Menschen staunend und fassungslos betrachten. Er spannt die riesigen Schneegipfel des Himalaya in den Rahmen eines Gemäldes, er schildert den Einzug des Prinzen von Wales in die Residenzstadt eines indischen Rajah und läßt in dem glänzenden Zuge, welcher sich an den stolzen Marmorpalästen vorüberbewegt, vier lebensgroße Elephanten marschiren, wonach man sich einen Begriff von den Größenverhältnissen des ganzen Bildes machen kann.

Der einzige Leitstern seiner künstlerischen Thätigkeit, das Ideal seines Lebens ist die Wahrheit, welcher er Alles opfert, selbst die koloristische Harmonie seiner Bilder. Jener Rajah hatte zu Ehren des englischen Thronfolgers die weißen Paläste seiner Stadt rosenroth anstreichen lassen. Man denke sich nun den rosenfarbenen Hintergrund, den intensiv blauen Himmel und davor und darunter das bunte Getümmel der indischen Würdenträger und Soldaten, der mit höchstem Pomp aufgeputzten und bunt bemalten Elephanten — ein Gewirr von durcheinander schreienden Farben, die nirgends abnehmen, sich aber auch nirgends zu einem dominirenden Fortissimo sammeln. Da steht vor uns die Thür der großen Moschee in Samarkand, mit ihrer krausen, seltsam verschnörkelten und doch phantastischen Ornamentik so greifbar und plastisch dargestellt, als wüchse sie in natürlicher Körperlichkeit aus der Leinwand heraus. Zu beiden Seiten ist die umgebende Wand mit glasirten, farbigen Thonplatten belegt, deren Ränder ausgeplatzt sind. Hie und da ist der Kalkbewurf herabgefallen und die blaßrothen Ziegel kommen zum Vorschein. Ueberall sieht man die Spuren schmutziger Hände, welche die Wände betastet haben, und weß Geistes Kind die Leute sind, die hier ihre Andacht verrichten, sieht man an den beiden Gesellen, die, in bunten, pelzgefütterten Kaftans steckend, rechts und links von der Thür Platz genommen haben. Sie liegen mit Eifer dem Geschäft ob, sich von lästigen Eindringlingen zu befreien. Daß dergleichen unästhetisch ist und sich eigentlich der Darstellung durch die bildende Kunst entzieht, dafür hat Wereschagin, scheint es, kein Verständniß. Er würde Jemanden, dem es einfiele, ihm darüber Vorstellungen zu machen, mit höchlichem Erstaunen ansehen. Er hat es so gesehen, also malt er es so mit allen Mitteln, welche ihm seine künstlerische Kraft zur Verfügung stellt. Das ist seine Logik. Er gehorcht einem innern, durch keine künstlerische Ueberlegung, durch keine ästhetischen Rücksichten geregelten Triebe, und daraus erklärt es sich auch, weßhalb er den Vorwurf der Tendenzmalerei, den er wegen seiner Bilder aus dem russisch-türkischen Kriege überall gehört hat und überall hören wird, wo seine Bilder zur Ausstellung kommen, mit Entschiedenheit zurückweist. Seine Tendenz ist eben nur die Wahrheit um jeden Preis, und da dieser Trieb ein rein innerlicher, ihm aus der Seele herausgewachsener ist, vermag er sich selbst über die Natur desselben keine Rechenschaft abzulegen.

In ihrer Totalität gestalten sich freilich seine Gemälde zu einem schneidigen Protest gegen den Krieg. Er mag sich noch so energisch gegen „Tendenzmalerei" verwahren: seine eigene Beredsamkeit straft ihn Lügen, und in noch positiverer Form zwei bitter-ironische Zeilen seines Katalogs, mit welchen er die Erläuterung zu einer Pyramide eröffnet, die ein turkestanischer Despot aus den Schädeln seiner erschlagenen Feinde als Denkmal seiner Kriegsthaten errichten ließ: „Apotheose des Krieges. Gewidmet allen Siegern der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft!" Indem er alle blutigen Greuel und Schrecknisse des russisch-türkischen Krieges mit der Treue eines schlichten Chronisten sammelte, die Leichen Erfrorener, an denen die Raben picken, ein Schlachtfeld, auf welchem mordlustige Türken die Verwundeten verstümmeln und den Todten die Köpfe abschneiden, ein zweites Feld mit der unübersehbaren Reihe von Leichen solcher Verstümmelten, einen Verbandplatz, welcher förmlich im Blute schwimmt, ein türkisches Lazareth mit lauter Kadavern; indem er diese und andere Greuel mit rücksichtsloser Offenheit und Freimüthigkeit schildert, will er die Völker zu einem allgemeinen Weltfrieden mahnen.

Nehmen wir aber an, der Maler erreichte sein Ideal durch die Propaganda seiner Kunst, wo bliebe er selbst mit seinem Pinsel und seiner Palette, wenn der Friede des goldenen Zeitalters bei uns eingekehrt ist? Er vergißt, daß „der Krieg der Vater aller Dinge" ist, daß der Krieg, den Wereschagin so sehr verabscheut, auch der Vater der Kunst ist, insofern als die großartigsten Kunstwerke der Welt ihre Nahrung aus Kampf und Sieg gezogen haben. Ist nicht erst vor Kurzem die staunende Welt durch die Entdeckungen von Pergamon belehrt worden, daß die griechische Kunst, die man vorzugsweise um ihrer erhabenen Ruhe und stillen Heiterkeit willen pries, ihren höchsten Triumph in der Darstellung wildester Kämpfe gefeiert hat? Und wenn man sich von den brutalen Grausamkeiten der irdischen Kriege, die zu allen Zeiten mit gleicher Rücksichtslosigkeit geführt worden sind, zu dem höheren Gleichniß des Kampfes zwischen den Mächten des Lichts und der Finsterniß emporwendet, so wird man finden, daß die Religionsgeschichte aller Völker, mögen sie auf einer noch so niedrigen Kulturstufe stehen, von diesem Kampfe zu erzählen weiß, daß sich in diesen Kämpfen das Geheimniß alles Werdens und Gedeihens, alles Wachsthums und aller Entwicklungsstufen bis zum lichtumstrahlten Gipfel der Civilisation und Humanität offenbart. Verdanken wir diesem Kampfe zwischen Licht und Finsterniß nicht die erhabensten Kunstwerke unseres Besitzes, „Die Götter- und Gigantenschlacht" von Pergamon, „Das jüngste Gericht" Michelangelo's und Rubens' „Sturz der Verdammten"? Eine geschichtliche Nothwendigkeit läßt sich nicht durch Schöpfungen des Menschengeistes fortdemonstriren, die selbst auf gewissen Voraussetzungen der voraufgegangenen Entwicklungsstadien beruhen.

Der Philosoph Wereschagin wird deßhalb weniger unseren Beifall finden, als der Maler, und auch dieser nicht unbedingt, sondern nur da, wo er der Natur mit vollster Naivität und Unbefangenheit gegenübersteht. Wasili Wereschagin wurde am 26. Oktober 1842 zu Tscherepovets im Gouvernement Nowgorod als der Sohn eines russischen Vaters und einer Mutter von tatarischer Herkunft geboren. Bis zu seinem siebenzehnten Jahre besuchte er die Marineschule in St. Petersburg, die er mit dem Grade eines Offiziers verließ, um sich auf der Akademie dem Studium der Kunst zu widmen. Die klassische Luft, die ihn hier umwehte, behagte ihm nicht. Die günstigen Vermögensverhältnisse seines Vaters gestatteten ihm, seinen eigenen Weg zu gehen. Im Kaukasus und in der Umgegend von Tiflis machte er unablässig Studien nach der Natur, aber immer mit dem Zeichenstift und der schwarzen Kreide. Die Welt der Farben erschloß sich ihm erst später auf einer Reise durch Deutschland, Frankreich und Spanien, besonders in Paris, wo er sich auch Ende 1864 niederließ, um mit dem Besuch der Ecole des Beaux-Arts ein eingehendes Studium des Kolorits unter der Leitung des berühmten Orientmalers Gérôme zu verbinden. Von hier beginnt eigentlich erst sein künstlerischer Entwicklungsgang, welcher in Allem, was das Technische betrifft, den Charakter der französischen Schule trägt. Insbesondere verrathen seine indischen Bilder, namentlich die Rassestudien in ihren gewagten Farbenkontrasten, ganz den Einfluß Gérôme's, nur daß Wereschagin seinen Meister noch an Schärfe der Charakteristik und an bronzegußartiger Herausmodellirung der Figuren übertrifft. In der derben Chargirung gewisser Köpfe erinnert er an unsern Menzel, während die meisterhaften Zeichnungen von mittelasiatischen Rassetypen uns den scharfen Stift und die großartige Beobachtungsgabe Theodor Horschelt's in's Gedächtniß rufen, welcher zuerst von den deutschen Künstlern den unwirthlichen Kaukasus und die kirgisischen Steppen bereist hat. In Horschelt's Atelier in München ließ sich auch Wereschagin im Jahr 1871 nieder, um die Studien, welche er während der turkestanischen Expedition des Generals Kaufmann (1867 bis 1868), der er sich anschließen durfte, und während einer zweiten Reise bis an die chinesische Grenze gesammelt hatte, zu Bildern zu gestalten.

Die Welt, welche er uns in dieser Bilderreihe eröffnet hat, ist eine völlig neue. Vor ihm hat noch kein Künstler diese Ruinenstädte, diese Moscheen, diese Paläste, welche noch in ihren Trümmern eine imposante Vorstellung von der mächtigen Tatarenherrschaft erwecken, mit der Absicht malerischer Wiedergabe betreten. Vor ihm hat noch Niemand gewagt, diese verwirrende Fülle einer seltsamen Ornamentik zu schildern, deren Ursprung und deren Geschichte noch Niemand aufgeklärt hat. Dieser Serie von Gemälden gehört auch der „Verkauf eines Sklaven" an, den unser Holzschnitt reproduzirt. Es ist ein charaktervolles Abbild mohammedanischen Lebens, dieser Reiche, der die ihm von dem Sklavenverkäufer angepriesene Waare genau prüft, ehe er den theuren Preis dafür erlegt.

Seine koloristischen Vorzüge erscheinen in einem noch glänzenderen Lichte auf seinen indischen Bildern, welche die Frucht einer 1874 unternommenen Reise nach Vorderindien sind. Die Sonne und die märchenhafte Architektur der indischen Tempel und Paläste reizten seine Phantasie zu Schöpfungen von bezaubernder Schönheit. Um die krause Ornamentik, die fast an die Sauberkeit und die verschlungenen Linien der Filigranarbeit erinnert, in ihrer plastischen Wirkung, in dem Wechselspiel zwischen Höhen und Tiefen, zwischen Licht und Schatten getreulich wiederzugeben, trug er die Farben pastos, d. h. körperhaft auf, um den Eindruck des Reliefs auf der Leinwandfläche hervorzurufen. Mag er uns die marmorne Vorhalle der Privatmoschee des Großmoguls in Delhi mit den wie farbige Edelsteine sich abhebenden bunten Gewändern der Beter oder das Grabmal eines Heiligen, von dessen Marmorquadern sich die weißen Gestalten der Gläubigen wie mit magischer Kraft abheben, mag er uns das geheimnißvolle Halbdunkel in der Galerie eines unterirdischen Tempels oder die stille, träumerisch-süße Verschwiegenheit eines indischen Sees schildern, immer entfaltet er eine erstaunliche Virtuosität und Zartheit der Farbe, eine Wahrheit und Aufrichtigkeit der Empfindung, die seinen russischen Kriegsbildern mit ihrem larmoyanten Pathos fehlen. Bella gerant alii ... mag er die Darstellung kriegerischer Thaten und Unthaten Anderen überlassen. Er ist mehr als irgend ein Anderer berufen, der Maler des Kosmos zu werden und mit seinem Pinsel die ganze Welt zu erobern.

La Traviata.

Aus den Memoiren eines Lieutenants

von

Karl Hecker.

(Nachdruck verboten.)

„Frau Venus, meine schöne Frau,
Dein Reiz wird ewig blühen,
Wie Viele einst für dich geglüht,
So werden noch Viele glühen."

H. Heine.



rei Uhr — da stand ich vor ihrer Glasthüre; so steht die arme zitternde Seele vor den Pforten des Himmels.

Als solche bezeichnete sie mir ein elegantes Porzellanschild, darauf in goldenen Lettern der Name der Sängerin stand; ein Klingelzug hing darüber mit zierlichem blauem Glasgriff. Daran zog ich — so schüchtern erst, daß die Klingel gar keine Notiz davon nehmen wollte, dann stärker, ein ganz klein wenig stärker nur — oder täuschte mich meine Erregung über die Stärke des Zugs? — entsetzlich! Die Glocke nahm einen Anlauf zum perpetuum mobile! Ich stand vernichtet. —

Nun aber lassen Sie sich erzählen, wie ich vor ihre Glasthüre kam:

Wir Lieutenants besuchten namentlich im Winter fleißig das Hoftheater der nahegelegenen Residenz. Wer die kulturfordernde Bedeutung der Bühne zugibt, wird dieß gewiß nur löblich finden. Für uns hatte solcher Besuch noch besondere Vortheile, indem er einige der am schwersten moralisch zu verwerthenden Abendstunden angenehm ausfüllte, den Appetit reizte und den späteren Genuß einer Cigarrette wesentlich erhöhte, unserem Auge Gelegenheit zu Toilettestudien, unseren Herzen solche zur Anknüpfung und Weiterspinnung zarter Liebesbande bot. Dazu kam noch der Vorzug eines reservirten Platzes zu bedeutend herabgesetzten Preisen. Dieser, zuvorderst im Saal und dicht hinter dem Orchester gelegen, bildete so eine Art Uebergang vom Zuschauerraum zur Bühne, von der Wirklichkeit zur Poesie, und da saß ich eines Abends.

Man gab „La Traviata", Oper in drei Akten von Verdi.

Der Text dieser Oper ist einem bekannten Roman des jüngeren Dumas: „Die Kamelliendame", entnommen und schildert uns die Schicksale einer Pariser Modedame, Marguerite Gauthier, in der Oper Violetta genannt, welche nach einem wechselreichen Leben an ihrer großen Liebe zu einem gewissen Herrn Armand Duval, dem Alfredo der Oper, und nicht, wie die Aerzte im Interesse ihrer sich unfehlbar dünkenden Kunst behaupteten, an der Lungenschwindsucht starb.

Die wiederholte Lektüre dieses Romans nun hatte eine Art von Fieber in mir erzeugt, eine ganz eigenthümliche, bisher in keinem medizinischen Werk aufgeführte Krankheit, die Sucht nach Kamelliendamen!

O du solide, hausbackene deutsche Frauentugend, wie gründlich warst du mir damals zuwider! —

An jenem Abend aber befand ich mich just vor einer entscheidenden Krisis.

Ob die Vorstellung gut oder schlecht war, dessen weiß ich mich nicht mehr zu entsinnen, wohl aber, daß die Künstlerin, welche die Violetta gab, wunderbar schön war, daß sie diese Rolle mit einer Leidenschaft, einer Naturwahrheit sang und spielte, die mich bezauberten.

Soll ich Ihnen sagen, wie sie aussah in der großen Sterbeszene im dritten Akt? Sie trug ein langes weißes, spitzenbesetztes Gewand, das, um die Hüften von einem schmalen Gürtel zusammengehalten, in weichen Falten die schlanken, fast schmächtigen Formen der reizenden Gestalt umfloß, vor der Brust eine weiße Kamellie, den Hals bis an seine Wurzeln frei und das reiche schwarze Haar in glänzenden, regellosen Flechten um das bleiche Gesicht.

Dieses Gesicht aber hatte einen so vielfach wechselnden und doch stets gleich verführerischen Ausdruck, daß ich mir kaum getraue, es zu beschreiben.

Kennen Sie jene modernen Vexirbilder, die dem Beschauer auf den ersten Blick eine liebliche Landschaft mit Felsen, Quellen und Bäumen zeigen, während der Eingeweihte bei näherer Be-

trachtung zwischen Bäumen und Quellen allerhand Raubgethier wahrnimmt?

So war dieses Gesicht. Auf den ersten Blick eitel Liebreiz, obwohl allenthalben die Schlänglein der Leidenschaft aus ihrem lieblichen Versteck hervorzüngelten. Ach, der größeren, grausameren Bestien ward ich selbst erst viel später gewahr.

Namentlich die Augen, diese großen schwarzen Augen, brennen mir noch im Gedächtniß, wie die der Frau Venus dem guten Ritter Tannhäuser, lange nachdem er ihrem Zauber entflohen war und wieder fromm werden wollte.

„Schau'n dich die großen Augen an,
Wird dir der Athem stocken!"

Das eine davon — ich glaube, es war das linke — besaß überdieß die Fähigkeit, zuweilen ein ganz klein wenig schief zu blicken, und wenn es von dieser gefährlichen Eigenschaft Gebrauch machte, wobei sich der Kopf etwas zur Seite neigte und die leichtgeschürzte Oberlippe eine blendende Zahnreihe durchschimmern ließ, so verwirrten sich die nüchternsten Sinne und der Begriff „Vernunft" hatte aufgehört zu existiren. —

Der Vorhang fiel, Violetta hatte ausgerungen, um gleich darauf unter einem Blumenregen ihre selige Auferstehung zu feiern. Einer der vielen zündenden Blicke, womit sie ihrem Dank Ausdruck gab, hatte auch auf mir und, wie mir schien, mit ganz besonderer Zärtlichkeit und Ausdauer geruht.

Seitdem freilich habe ich vielfach Gelegenheit gehabt, das Trügerische solcher Eindrücke zu erkennen und mir über den Sehkreis schöner Frauenaugen ein minder einseitiges Urtheil zu bilden. Damals aber war ich verzaubert, der Athem stockte mir, meine Kamelliendame war gefunden!

Es handelte sich nur darum, wie mich ihr nähern, ihr meine Liebe gestehen, ihre Gegenliebe gewinnen, ohne welche das Leben keinen Reiz mehr für mich hatte.

Ja, wie? Das war nicht so einfach, wie Sie vielleicht denken.

O warum war ich kein Krösus, ihr die Schätze eines Welttheils vor die zierlichen Füße zu legen, — kein muthiger Gründer, um mit mehr oder weniger soliden Papieren auf die Hausse ihrer Gunst zu spekuliren, — kein einflußreicher Geheimerath im Departement der schönen Künste, um zeitweilig die oberste Leitung der Geschäfte ihren weißen Händchen zu überlassen? Warum nur ein Lieutenant?

Was vermochte ich ihr als solcher zu bieten? Nichts als meine zierliche Person, mein liebedürstendes Herz, Blumen und lyrische Gedichte!

Meine Person übrigens war trotz ihrer Unscheinbarkeit gar nicht so übel, mein Herz barg einen Schatz unentweihter Gefühle, sämmtliche Gärtner meiner Garnisonsstadt kreditirten — was blieb ihnen Anderes übrig? — und erst meine Lyrik! Doch davon hoffe ich Ihnen einige Proben zu geben.

Tagelang, nächtelang erwog ich die große Frage, sie geleitete mich — nicht eben zum Wohlgefallen meiner Vorgesetzten — auf Reitbahn und Exerzierplatz, endlich aber schritt ich zu einer kühnen That. Ich kaufte alle Kamellien zusammen, die aufzutreiben waren, ließ daraus von kunstfertiger Hand einen großen Strauß binden, schloß mich in meine Lieutenantsstube ein, betete zu den Musen und schrieb auf ein Blatt feinsten Velinpapiers mit Monogramm:

„An Violetta!

Wer dir diese Blumen sendet,
Ewig bleib' es dir verhehlt;
Einer, den dein Reiz geblendet,
Deines Auges Glut beseelt,
Der beim Zauber deiner Laute
Eine Welt um sich vergaß,
Ob er gleich nur fern dich schaute,
Nur im Traume dich besaß!

Blumen, die mit Duft nicht prahlen,
Aber edel sind und rein,
Sollen meiner Liebesqualen
Flehendes Geständniß sein;
Sollen dir die Sehnsucht schildern,
Die mein Herz nach dir verzehrt,
Die mit heißen Traumesbildern
Meiner Nächte Schlummer stört!

Und es rufe jede Blüte
Das Gedächtniß in dir wach
Jener armen Marguerite,
Deren Herz aus Liebe brach,
Aber die zu neuem Leben
Deine Kunst heraufbeschwor,
Die du wieder uns gegeben
Schöner, größer als zuvor!

O beneidenswerth, wer deine
Wahre Liebe je errang,
Dich umschlang, wie Armand seine
Herzgeliebte einst umschlang!
Könnt' ich solches Loos gewinnen,
— Ach, es ist ein schöner Wahn —
All' mein Denken, all' mein Sinnen,
Blut und Leben setzt' ich d'ran.

Lächle nicht ob meinen Klagen,
Nein, zerreiße dieß Gedicht —
Alles will ich gern ertragen,
Deinen Spott ertrüg' ich nicht;
Aber ist dein Herz versöhnlich,
Hefte eine Blume fest
Vor die Brust, wenn wie gewöhnlich
Morgen du in's Schauspiel gehst.

O dann wirf von deinem Sitze
Einen Blick herab auf Den,
Der von deines Auges Blitze
Wird gebannt, bezaubert stehn,
Der dir diese Blumen sendet,
Diese Verse für dich schreibt
Und, wie auch dein Herz sich wendet,
Ewig doch dein Sklave bleibt!"

Hm, hm — ich mache die Bemerkung, daß diese Verse wesentlich schlechter geworden sind, seitdem ich sie zuletzt überlesen und die saubere Abschrift in meinem Pult verschlossen habe, wohin kein fremdes Auge dringt. Und damals waren sie doch so schön, und da ich sie mit den Kamellien in einer großen Schachtel verpackt und, die Lücken mit schlecht zerrissenen Visitenkarten ausgefüllt, an Violetta abgesandt hatte, überkam mich ein so seliges Gefühl des Selbstbewußtseins, wie es nur den größten Dichtern und den kleinsten Lieutenants vorgekommen sein dürfte.

Dieses Gefühl sollte indeß bald einige empfindliche Stöße erdulden.

Des andern Abends — was inzwischen in mir vorging, ist unaussprechlich, um mit Leonore-Fidelio zu reden — fand ich mich lang vor Beginn des Stücks und noch dazu eines klassischen Stücks — man gab Schiller's „Fiesko" — allen Standesgewohnheiten zuwider im Theater ein.

Das Tragische ist sonst nicht unsere Leidenschaft und wie sollte auch den jungen, planmäßig von früh bis spät auf den Kampf mit dem Erbfeind gedrillten Kriegern ein Kampf viel imponiren, welcher wie der mit dem Schicksal den Mangel kompetenter Reglements nur allzu oft schmerzlich empfinden läßt!

Unser Platz also war leer, aber auch ein Galerieplatz war und blieb es, so oft meine Blicke sehnend zu ihm hinaufschweiften. Keine Kamellie leuchtete — was ging mich die künftige Staatsverfassung von Genua an ohne Kamellie? — kein dunkles Auge blitzte dort.

Weder Blume noch Blitz! Was sollten mir Donner und Doria?

So verließ ich denn während der feierlichsten Szene des Stücks, da der alte Verrina eben einen schauerlichen Fluch über das Haupt seiner Tochter sprach, das Theater, nicht ohne den üblichen Waffenlärm. „St!" grollte es aus den hinteren Bänken, einige Schillerverehrer sandten mir wüthende Blicke nach. Aber sollte ich denn der Einzige sein, dem eine Illusion zerstört wurde? —

„Ein Herr, der Sie kennt, wünscht Sie dringend bei mir zu sprechen. Geben Sie, bitte, umgehend Nachricht, wann."

Die Karte, auf welcher diese Worte standen, richtete meinen gesunkenen Muth rasch wieder auf. Die Rückseite zeigte das etwas geschmeichelte Abbild einer Pension in der Residenz, deren Besitzer, selbst früheres Bühnenmitglied und ein beliebter Komiker, den Schritt vom Lächerlichen zum Erhabenen noch nicht allzu lange zurückgelegt hatte.

Ich fand sie auf meinem Tisch; unter anderen Umständen hätte ich unbedingt auf einen besonders zartfühlenden Gläubiger gerathen und die Botschaft mit Vorsicht aufgenommen, heute aber nahmen meine Gedanken nur eine Richtung.

Ich las also, las wieder und las zuletzt ganz deutlich:

„Eine Dame, die Sie liebt, wünscht Ihnen das dringend, und zwar vorsichtshalber im Hause eines alten verschwiegenen Bekannten, zu sagen. Kommen Sie so schnell wie möglich, Sie werden mit Sehnsucht erwartet."

Ja, so hieß es, nicht anders. Und wer sollte die Dame sein, als Violetta?

Ich schlief den Umständen gemäß, und es versteht sich, daß ich des andern Morgens nach sorgfältigst gemachter Toilette, wobei mich eine süße Ahnung den Gebrauch der Pomade verschmähen ließ, mit dem Zug — o welch' ein elender Bummelzug! — nach der Residenz fuhr, die dortigen Uhren furchtbar zurückgehend fand und endlich zur bestimmten, telegraphisch gemeldeten Stunde die etwas steile Treppe der erwähnten Pension hinaufstieg.

Nur wer schon sehr hohe Berge erstiegen hat, wird meine Empfindungen begreifen. Herzklopfen, Athemnoth und Augenflimmern waren die hauptsächlichsten.

„Numero Siebenzehn!" schrie der herbeieilende Oberkellner, dessen Begleitung ich diskret ablehnte. Numero Siebenzehn; ich räusperte mich, schöpfte Athem und suchte die Fetzen einer wohlstudirten Anrede im Geiste zusammen, ehe ich anklopfte.

Da klang einer flüsternden Stimme Ton an mein Ohr, weiche, elastische Schritte näherten sich der Thüre, sie flog auf und ich lag in den Armen — eines Jugendfreundes!

O Jugendfreundschaft, edles, erhabenes Gefühl! Es gibt Leute, die dich bis zum Tode treu im Herzen bewahren. Mein Freund schien von der Sorte, er weinte Thränen der Rührung, umhalste und küßte mich, stellte mich seiner alten Mutter vor, die dasselbe that und mich überdieß zum Mittagessen einlud.

Wir waren ja zusammen auf der Schulbank gesessen und hatten uns so lange nicht gesehen und hatten uns so Vieles zu erzählen, wenigstens er mir.

Möglich, daß das Erzählte ganz interessant, das Genossene höchst schmackhaft war, ich weiß es nicht, ich starrte auf meines Freundes Füße, er trug Galoschen.

Diese heimtückische Fußbekleidung hatte meine Täuschung bis zum letzten Augenblick aufrecht erhalten. Warum trug er nicht einfach Stiefel? Das Wiedersehen hätte mich vielleicht etwas weniger überrascht, aber wir wären Freunde geblieben.

Nun war er über meine Zerstreutheit verstimmt; mochte er meine Eile mißdeuten, wir schieden frostig. Ich habe ihn nie wiedergesehen!

Eine Jugendfreundschaft war also richtig geopfert auf dem Altar jener Leidenschaft, die aller anderen Bande spottet, und ich war meinem Ziel nicht näher wie zuvor.

In welcher Stimmung ich nun die verlassenen Pfade des königlichen Lustgartens aufsuchte, läßt sich kaum beschreiben. Es war Winter und die Natur selbst bot bei einer Kälte von zehn Grad unter Null wenig Tröstliches für meinen Schmerz:

„Oede, sturmverwehte Bahnen,
Ach, kein Vöglein singt vom Aste,
Wie in einem Eispalaste
Wandl' ich unter den Platanen.

Wo Verliebte sonst in vollster
Schwärmerischer Andacht kosten,
Auf der Bank, der grünbemoosten,
Liegt der Schnee — ein kaltes Polster!

Und wo Bülbül sang im Haine,
Krächzen jetzt brutale Raben,
Bilden, weil sie Hunger haben,
Demokratische Vereine.

Zugefroren alle Seeen,
Müde Sonnenlichter spielen
Durch's Gezweige, wo die vielen
Nackten Marmorbilder stehen.

Die einst Hellas Sonn' beschienen,
Quält der Frost und bitt'res Wehe;
Arme Götter, ich verstehe
Eure kummervollen Mienen." —

So weit war ich in meinen gereimten Betrachtungen gekommen, als plötzlich aus einer Seitenallee eine heiter plaudernde Gesellschaft auf mich zubog, darunter ein Götterbild in weißem Pelzmantel und Zobelmütze, Violetta!

Sie war in Gesellschaft einer Kollegin und mehrerer Herren, welche Schlittschuhe trugen, einer davon war mir zufällig bekannt. Dieser Wink des Zufalls war nicht zu mißdeuten; ich trat rasch entschlossen auf meinen Bekannten zu und bat ihn, mich vorzustellen.

Er that es und ich merkte wohl auf, welchen Eindruck die Nennung meines Namens auf die Sängerin machen würde. Gar keinen — denn sie begann in harmlosester Weise über Alltägliches mit mir zu plaudern; offenbar also hatte sie sich nicht die Mühe gegeben, meine schlecht zerrissenen Visitenkarten zusammenzufügen. Erst da mein Bekannter so artig war, sie auf meine poetischen Talente aufmerksam zu machen, schien sie einiges Interesse an mir zu nehmen, sie beschleunigte ihre Schritte und bald befand ich mich an ihrer Seite den Anderen um Gehörweite voraus.

„Also Sie sind Dichter?" fragte sie plötzlich nach einem träumerischen Schweigen, das ich nicht zu stören gewagt.

„Zu Befehl!" gab ich unwillkürlich zurück, so groß war der Respekt, den mir ihre Nähe einflößte, denn es war unvermeidlich, daß sich bei dem lebhaften Gang unsere Arme zuweilen flüchtig berührten. Uebrigens verbesserte ich mich und setzte bescheidentlich bei: „Dichter gerade nicht, aber ich mache zuweilen Verse."

„Nun, ist das nicht dasselbe? Und darf man fragen, welche Stoffe Sie mit besonderer Vorliebe besingen?"

„Blumen — Kamellien!"

Ich athmete tief auf, da es heraus war. Gott sei Dank, ein Mißverständniß war jetzt nicht mehr zu besorgen und der Blitz, nach dem ich geschmachtet, traf mich voll in's Gesicht.

„Ah, Kamellien!" lispelte Violetta. „Wissen Sie, Herr Lieutenant, daß ich die Dichter liebe? Nichts vermag mich so sehr zu begeistern als schöne Verse. Ach, und Niemand wird so viel mit schlechten überlaufen, als eben wir Künstlerinnen. Gehen einmal ein paar gute Strophen mitunter, so kann man sich darauf verlassen, daß sie von irgend einem alten Klassiker herrühren. Aber von einem wirklichen, lebendigen jungen Dichter besungen zu werden, ach, das ist reizend! Wollen Sie mir Ihre Gedichte vorlesen?"

„Ich kenne kein größeres Glück."

„Wirklich? Aber ich dächte, solche Lektüre setze eine andächtige Stimmung voraus, die kein Dritter stören sollte. Ist dem nicht so?"

„Gewiß, ganz meine Ansicht, Fräulein —"

„Nun darin liegt eben die Schwierigkeit. Wir sind die Sklavinnen unseres Berufs, Jeder, der sich die Kosten eines Theaterbillets gemacht hat, glaubt sich berechtigt, uns mit seinem Besuch, seinen banalen Schmeicheleien zu langweilen. Empfangen wir ihn nicht, so wirbt er ein Häuflein Genossen und läßt uns auspfeifen. Kein Freund schützt uns gegen solche Rache. Ach, Sie glauben nicht, welch' ein schweres Loos es ist, das einer Sängerin."

„Ohne Beschützer," ergänzte ich.

„Ohne Beschützer," seufzte Violetta. „Wenn es mir nun aber doch gelingen sollte, mich von dem lästigen Schwarm auf ein paar Stunden frei zu machen und ich theilte Ihnen das mit, würden Sie kommen?"

„Kann der Sklave dem Befehl seiner Herrin trotzen? Wie viel weniger der Dichter dem Ruf seiner Muse?"

Ich war selbst erstaunt über die Kühnheit, mit der ich wenigstens dieses Fragment meiner geplanten Anrede gerettet.

„Nun," sagte Violetta mit ihrem sinnbethörendsten Lächeln, „so harren Sie meines Rufs."

Mit einer scherzenden Redewendung schloß sie sich der Gesellschaft wieder an, die bereits unruhig zu werden anfing und mich mit eifersüchtigen Blicken betrachtete.

War es ein Traum? — Nein, sagte mir ihr Händedruck beim Abschied, es ist Wirklichkeit, die ganze volle, so vielgeschmähte und ach, in diesem Fall so selige Wirklichkeit! Das Glück, nach dem ich mich müde gerannt, war mir unversehens in den Schooß geflogen, da ich eben verzweifeln wollte; das Ende meiner Qualen war gekommen! So glauben ja bekanntlich alle Verliebte, wenn sie erhört werden.

Eine merkwürdige Naturerscheinung beobachtete ich in den nächsten Tagen an den Briefträgern meiner Garnisonsstadt. Sie trugen sämmtlich große Heiligenscheine um ihre Dienstmützen und ich betrachtete sie mit entsprechender Verehrung.

Trotzdem überbrachten sie mir zwei Tage lang weiter nichts als die gewohnten Rechnungen; endlich am dritten lief einer auf mich zu, den ich nie vergessen werde.

Der Mann versieht heute noch seinen anstrengenden Dienst und rennt von Morgens bis Abends schwer beladen durch die Straßen der Stadt, einer der Wenigen, die man dort rennen sieht. Er ist Familienvater und ernährt mit seinem Lohn kümmerlich eine kranke Frau, sowie die für Staatsbeamte seiner Rangstufe vorgeschriebene Anzahl unmündiger Kinder. Ich sehe ihn nie vorübergehen ohne ein Gefühl der Wehmuth und des Wohlwollens. Wenn das letztere bisher auf die gelegentliche Gratifikation von Bier und Schnaps beschränkt blieb, so ist dieß weniger meine als der Verhältnisse Schuld. Ich hege vielmehr die bestimmte Absicht, sobald sich einige meiner Hoffnungen auf die Zukunft erfüllt haben werden, dem braven Mann eine Jahresrente auszusetzen, die ihn aller Sorgen für sein Alter enthebt.

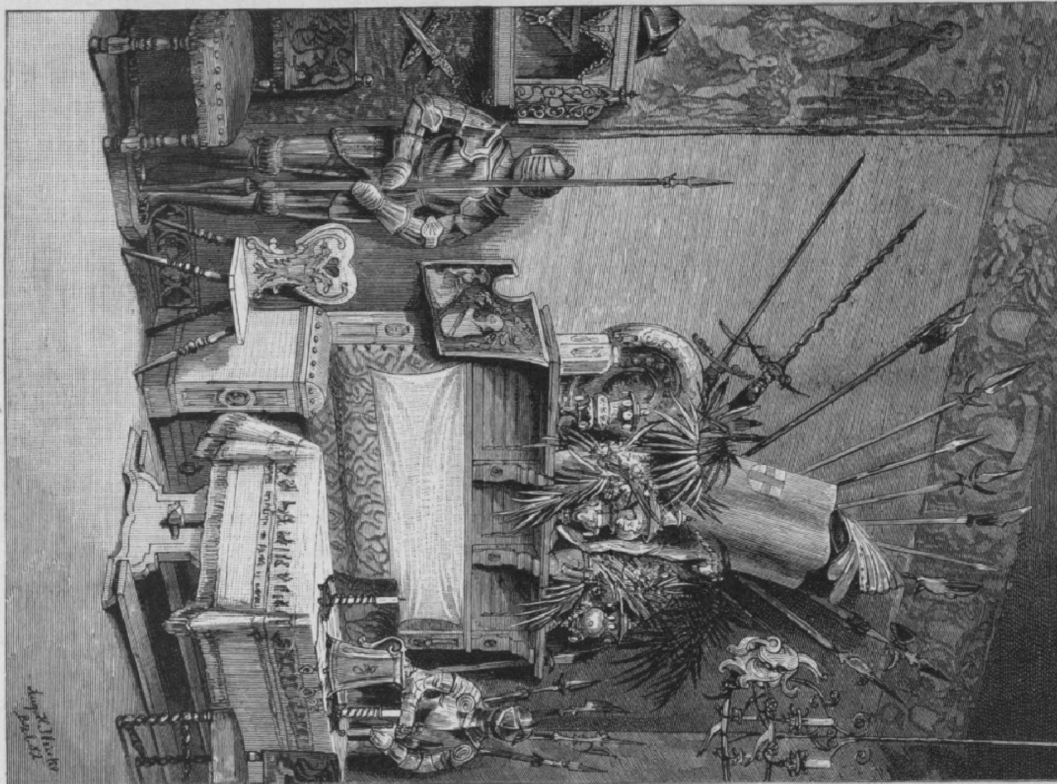
Er war es nämlich, der mir Violetta's Botschaft überbrachte.

„Wollen Sie mich morgen Nachmittag um 3 Uhr besuchen und Ihre Gedichte mitbringen? Es grüßt und erwartet Sie
Marguerite."

Das Pseudonym war vielversprechend und — nun da wären wir ja wieder, von wo wir ausgingen.

Drei Uhr — da stand ich vor ihrer Glasthüre.

In den unendlichen Ton der Glocke, der mir wie das



Heraldisches Zimmer.





Kron-Ausstellung.

Die heraldische Ausstellung in Berlin. Originalzeichnung von A. Plinke.

Grabgeläute aller meiner Hoffnungen klang, mischte sich das wüthende Gekeifer eines Hündchens, ihres Hündchens, das ich vermuthlich aus seiner Nachmittagsruhe aufgeschreckt hatte, ich Elender! —

Schlurfende Pantoffelschritte nähern sich der Thüre, sie wird geöffnet und ich sehe mich einem ältlichen weiblichen Wesen gegenüber — schwer zu entscheiden, ob Dienstbote oder Familienmitglied. Gleichviel, in meiner Lage ein Gegenstand hoher Beachtung.

„Ist das Fräulein zu sprechen?"

Die Antwort erfolgt in einer mir unverständlichen Sprache, aber das ältliche Wesen öffnet eine Thüre und verschwindet; ich befinde mich in einem eleganten Salon.

Der erste Gegenstand, der mir in die Augen fällt, ist ein aufgeschlagener Flügel von glänzend polirtem Ebenholz, der quer über eine Ecke steht, beladen mit schön gebundenen Musikalien. Auf diesen hockt eine riesige schneeweiße Katze, das größte Exemplar dieser Thiergattung, das mir je vorgekommen, und sonnt sich in einem schmalen Lichtstreifen, der sich zwischen den herabgelassenen Gardinen durchstiehlt und über den Teppich bis zu meinen Füßen fortsetzt.

Grüngoldige Dämmerung füllt den übrigen Raum, der mit eleganten Möbeln in grünem Damast ausgestattet ist; zwei Thüren, von welchen die eine auf einen kleinen Balkon, die andere in Nebengemächer führt, sind durch schwere Portièren von demselben Stoff verhüllt.

Auf einem runden Tisch liegen Kunstwerke und Albums, an den Wänden hängen schön umrahmte Bilder, größtentheils die Bewohnerin selbst in den verschiedensten Kostümen und Stellungen mit demjenigen Grad von Aehnlichkeit darstellend, auf welchen sich die Kunst gewissen Meisterwerken der Natur gegenüber leider beschränkt sieht. Durch den reichgeschnitzten Rahmen eines dieser Bilder ist ein goldener Pfeil gesteckt, der seine Spitze drohend gegen den Beschauer kehrt.

Ein starker Duft von Topfpflanzen, die hinter dem Flügel malerisch gruppirt stehen, füllt die Atmosphäre, jenes unbeschreiblichen Parfüms nicht zu erwähnen, das den Gemächern schöner Frauen so gemein ist, wie der Weihrauch den Domen.

Da stehe ich — die Elephantenkatze blinzelt mich schnurrend aus schläfrig grünen Augen an, das Hündchen, ein blondgelockter Bologneser mit einer himmelblauen Schleife im Schopf, hat sich unter das Sopha zurückgezogen und beobachtet mich von dort mit leisem Knurren.

Sonst tiefe Stille — und mich überkommt ein seltsam beängstigender Gedanke. Befinde ich mich vielleicht im Empfangszimmer einer modernen Circe, die in Gestalt dieser übernatürlich großen Katze meine ersten Eindrücke studirt? Oder sind Katze und Hündchen etwa gar verzauberte frühere Liebhaber und steht mir eine ähnliche Verwandlung bevor, wie sie den Genossen des Odysseus beschieden war? Ist ihr Schnurren und Knurren nur ohnmächtige Eifersucht oder freundschaftliche Warnung? —

Plötzlich zittert die Portière zu meiner Linken, ein seidenes Gewand rauscht, und vor mir steht Violetta.

(Schluß folgt.)



Die internationale Kunstausstellung in Wien: Deutschland. Originalzeichnung von V. Katzler.

Um den Halbmond.

Roman

von

Gregor Samarow.

(Fortsetzung.)

Zwanzigstes Kapitel.



n der alten Residenzstadt Konstantin des Großen, welche jahrhundertelang die griechische Kaiserherrlichkeit gesehen und nach dem Heldentode des letzten Paläologen zum Sitz der mohammedanischen Kalifen geworden war, welche von hier aus ihre furchtbaren Streifzüge zur Ausrottung des Christenthums unternahmen, um endlich zum Spielball der von ihnen vorher so verachteten europäischen Mächte herabzusinken, herrschte eine gewaltige Aufregung.

Es folgten aufeinander Schlag auf Schlag die Unglücksnachrichten von der immer weiter um sich greifenden Verbreitung des Aufstandes in den slavischen Provinzen; immer neue Abtrünnige erhoben sich gegen die Herrschaft des Halbmondes, und die türkischen Generale wurden wieder und wieder geschlagen und vermochten doch nicht irgend einen wirksamen Erfolg gegen die von den rechtgläubigen Mohammedanern so tief verachteten rebellischen Giaurs zu erreichen.

Trotz der Siegesnachrichten, welche die Regierung von Zeit zu Zeit verbreiten ließ und welche gewöhnlich bei den von der Unüberwindlichkeit des Halbmondes so fest überzeugten Türken so gern geglaubt wurden, trotz der Gleichgültigkeit, welche die Mohammedaner bei ihrer fatalistischen Ergebung in den Willen des Kismet, des unabänderlichen Fatums, im Ganzen den politischen Verhältnissen und Ereignissen entgegenzutragen pflegen, waren dennoch Mittheilungen über die wahre Lage der Dinge, über das siegreiche Vordringen der Aufständischen, über die verfehlten, halben Maßregeln der Generale und über grausame, blutige Verwüstungen der Insurgenten in türkischen Ortschaften unter die Bevölkerung von Konstantinopel gedrungen und hatten dieselbe mit immer wilder aufgährendem Haß erfüllt. Dieser Haß richtete sich nicht nur gegen die Christen, welche es wagten, ihre Waffen gegen die türkische Herrschaft zu erheben, sondern ebensosehr auch gegen die Unthätigkeit und Sorglosigkeit der Regierung, welche immer noch zögerte, den unerhörten Aufruhr mit der vollen Kraft niederzuschmettern.

Diese Aufregung in der sonst so gefügigen und gegen die Verkündigungen der Regierung so gläubigen Bevölkerung wurde vorzüglich durch die Softas, die Studenten der türkischen Hochschulen, unterhalten, welche, den abendländischen Studenten gleich, seit einiger Zeit immer eifriger nach politischem Einfluß strebten. Die Medresses, die alten mohammedanischen Hochschulen, welche schon zur maurischen Zeit in Spanien bestanden und dort so hohen Ansehens genossen, daß auch Christen sie besuchten und aus ihren reichen Quellen Gelehrsamkeit in allen Fakultäten schöpften, waren allmälig zu immer geistig unbedeutenderen Unterrichtsanstalten für mohammedanische Theologie und Jurisprudenz herabgesunken, und da die Uebermacht des Kalifats der Sultane auch den Priester- und Richterstand immer mehr herabdrückte, so war das alte Ansehen der Medresse verschwunden und nur Söhne der untersten und ärmsten Volksklassen bildeten den Hauptbestandtheil ihrer Zöglinge. Seit einigen Jahren aber war wiederum eine regere Bewegung in diese Schulen eingezogen; die Imams, die Priester an den Kirchen, die Ulemas, die Professoren an den Hochschulen, und die Khodias, die Kandidaten der Theologie und der Rechtswissenschaften, hatten es versucht, von einzelnen eifrigen Mitgliedern ihrer Genossenschaft angeregt, ein regeres geistiges Leben zu verbreiten und nicht nur die Schüler zu einem tieferen Eindringen in wissenschaftliche Studien zu führen, sondern in ihnen auch die Theilnahme für die Geschicke des Vaterlandes und die Begeisterung für den Ruhm desselben anzuregen, um das so tief herabgedrückte Ansehen der Priesterschaft wieder zu heben und den Einfluß derselben auf die öffentlichen Angelegenheiten wieder zu erringen.

Sie hatten unter den Softas williges Entgegenkommen gefunden, ihre Saat war auf fruchtbaren Boden gefallen und die junge studirende Welt erhob sich immer mehr aus ihrer früheren lethargischen Gleichgültigkeit. Wunderbare Gegensätze vereinigten sich freilich in diesem neuerwachten geistigen Leben: einerseits predigten die Führer der Bewegung moderne, liberale Ideen, sie wiesen darauf hin, wie in den westlichen Ländern Europas das Volk an der Staatsführung durch Kontrole der Ausgaben, durch Theilnahme an der Gesetzgebung und durch Einfluß auf die Wahl der Minister seinen Antheil an der Regierung nehme, wie das Volk wieder geleitet werde durch die Gebildeten und Gelehrten, welche seine Ansichten lenkten und die öffentliche Meinung bestimmten; sie lehrten die jungen Studirenden, daß auch sie berufen seien, in dieser Weise das türkische Volk zu leiten und zu lenken und dafür zu wirken, daß das Volk auch seinen Antheil an der Regierung nehme. Auf diese Weise allein würde es möglich sein, die Vergeudung der Staatsgelder und den Verfall des Reiches zu verhindern und der Türkei ihren alten Rang und ihre alte Macht zu erhalten. Sie verurtheilten auf das Schärfste die despotische Regierung, sie bestritten die sakrosankte Eigenschaft des Sultans als Kalifen, welche ihn jeder weltlichen Kontrole überhob, sie wollten mit Einem Wort die konstitutionelle Staatsform des westlichen Europa auch für die Türkei einführen, die geistliche von der weltlichen Macht völlig trennen und die letztere unter parlamentarische Aufsicht stellen.

Neben diesen politischen liberalen Ideen hielten sie aber zugleich an dem alten Fanatismus des Islam fest. Die Gläubigen seien berufen, so lehrten sie, den ersten Rang unter den Völkern Europas einzunehmen, so weit ihr Arm reiche, sei es ihr Recht und ihre Pflicht, die Christen zu beherrschen und in demüthiger Unterwerfung zu erhalten; auch den entfernteren Mächten müsse die Türkei wie in früheren Zeiten Achtung und Furcht einflößen, um, wie es der Koran verlange und verkünde, endlich die ganze Welt zum Bekenntniß des wahren Propheten zu führen und die trotzig Widerstrebenden zu unterjochen.

Nach beiden Richtungen hin fanden diese Lehren bei den jungen Studenten begeistertes Gehör, denn sie verkündeten ihnen ja die Führung der Geschicke des türkischen Reichs und durch die wieder zu erhebende Macht desselben die Herrschaft über die Welt. Die höchste Unzufriedenheit und Erbitterung herrschte in den Kreisen der Hochschulen gegen die gegenwärtige Regierung, welche an dem starrsten Despotismus festhielt, ohne dem Volke, den Theologen und Rechtsgelehrten den geringsten Einfluß auf die mit tiefstem Geheimniß umgebenen öffentlichen Angelegenheiten zu gestatten, und welche auf der andern Seite nicht die Kraft fand, den immer höher anschwellenden Aufstand zu unterdrücken, sondern in willenloser Aengstlichkeit auf die Stimme bald des einen, bald des andern Vertreters der fremden Mächte lauschte.

Das Volk versammelte sich auf den öffentlichen Plätzen, vor den Moscheen und Kaffeehäusern, und selbst in den engen und düsteren Straßen der inneren Stadt bildeten sich lebhaft sprechende Gruppen, unter denen man häufig einen oder mehrere der Softas sehen konnte, welche den andächtig zuhörenden alten Türken ihre Ansichten mit feuriger Beredsamkeit auseinandersetzten und stets ihre Zuhörer zu lebhaften Verwünschungen der Christen und zu halblauten, aber ebenso grimmigen Verurtheilungen der Regierung hinrissen, die es nicht wagte, gegen die Aufrührer die volle Kraft der Waffen zu gebrauchen, und vor den Drohungen der so übermüthig gewordenen christlichen Botschafter zitterte.

Eine besonders dichte Menschenmenge hatte sich vor dem Gebäude der Medresse versammelt, welche zur großen Moschee der Hagia Sophia gehörte. Dichte Gruppen von Softas standen dort, im lauten, lebhaften Gespräch die Tagesfragen erörternd; in der Mitte der einzelnen Gruppen befanden sich ältere Ulemas, selbst einzelne Imams und Scheiks, welche das Feuer der Erbitterung immer von Neuem wieder anschürten, und rings umher standen zahlreiche Türken aus den verschiedenen Volksklassen, welche ehrerbietig und eifrig den Gesprächen lauschten und sich das, was sie gehört hatten, wiederum mittheilten.

Mitten durch diese zahlreiche Menschenmenge schritt der Medresse zu ein älterer Mann in der schwarzen Tracht der Scheiks, den einfachen grünen Turban auf dem Kopfe und eine Papierrolle in der Hand; seine Gestalt war mager, aber muskulös, seine Bewegungen zeigten ruhige Würde, aber zugleich ein inneres Feuer und jugendliche Elastizität. Sein bleiches Gesicht mit dem silberweißen, rund geschnittenen Bart zeigte schöne und edle, aber finstere, strenge Züge, aus seinen scharfblickenden Augen blitzte ebensoviel helle Geistesklarheit als düsterer Fanatismus; so wie dieser Mann aussah, hätte man sich die alten Priester und Gelehrten denken müssen, welche den Thron Soliman's umgaben und jenen maurisch feingebildeten und edelsinnigen Sultan zur Unterjochung und Vernichtung der Christenheit fanatisirten.

Als dieser Mann sich den dichten, den Hof der Medresse umgebenden Gruppen des Volkes näherte, wich man ihm allgemein ehrerbietig aus, wie es seine Priestertracht verlangen konnte, — aber kaum hatte er das umherstehende Volk durchschritten und sich den Kreisen der Softas genähert, als von verschiedenen Seiten der Ruf ertönte:

„Hassan Hairullah Effendi — Hassan Hairullah der Weise, der Tugendhafte!" — und alle Ulemas, alle Khodias, alle Softas neigten sich mit über die Brust gekreuzten Armen ehrerbietig vor dem ernsten, langsam daherschreitenden Mann, der bei diesem Zeichen allgemeiner Verehrung leicht grüßend das Haupt beugte.

„Hassan Hairullah," rief ein Ulema, „soll zu uns sprechen, Hassan Hairullah, dessen Weisheit hoch emporwächst wie eine Ceder auf dem Berge, die ihre Wipfel hinaufstreckt in den Himmel; Hassan Hairullah soll zu uns sprechen, von seinem Munde trieft die Wahrheit, er soll uns sagen, was noth thut, um den heiligen Glauben und das Reich der Kinder des Propheten zu retten vom Untergange, mit dem ihn die Giaurs bedrohen durch freche Gewalt und tückische List."

Der so gesprochen, trat dem Scheik Hassan Hairullah ehrerbietig entgegen, die Softas schlossen sich ihm an und bald war um den so enthusiastisch und ehrfurchtsvoll Begrüßten ein dichter Kreis geschlossen, aus dem von allen Seiten die Worte ertönten:

„Hassan Hairullah soll zu uns sprechen, er soll uns lehren die göttliche Weisheit, die er vernimmt in heiliger Begeisterung, wie sie herabklingt vom Throne Allah's, des ewigen Herrn aller Geister, des Offenbaren und doch Verborgenen, der sich in strahlender Majestät enthüllt vor den Blicken seiner Auserwählten!"

Und Alle in dem weiten Kreise neigten sich abermals mit auf die Brust gekreuzten Armen und riefen:

„Sprich zu uns, Hassan Hairullah Effendi, Gesegneter des Propheten, Auserwählter Allah's, des Herrn aller Himmel und aller Tiefen der Erde."

Und alles Volk außerhalb des Kreises der Softas, das sich näher herangedrängt hatte, kreuzte ebenfalls die Arme über der Brust, neigte sich tief und rief:

„Allah ist groß, Allah ist mächtig in seinem gesegneten Werkzeug Hassan Hairullah dem Weisen, dem Gerechten, dem Reinen, dem Tugendhaften."

Hassan Hairullah war stehen geblieben und hatte das Haupt wie betend auf seine Brust sinken lassen, dann richtete er sich hoch wieder auf, wundersam flammte es in seinen Augen, als er den Blick über alle diese vor ihm geneigten Häupter schweifen ließ, und mit einer scharfen, harten, hell und klar über den Platz klingenden Stimme sprach er:

„Ich soll zu euch sprechen, meine Kinder — was soll ich euch sagen — ist doch die Wahrheit so leuchtend und rein, so flammend und strahlend wie die Sonne am Himmel! Hat man nöthig zu lehren, daß die Sonne scheint, daß sie leuchtet und wärmt? Es ist doch nur nöthig, die Hand aufzuheben und hinauf zu deuten, damit die zum irdischen Staube gesenkten Blicke sich emporheben zum Himmel, so werden sie die Wahrheit sehen in ihrem strahlenden Licht. Und hoch am Himmel steht auch die Wahrheit über dem heiligen Reich der Kinder des Propheten, aber Diejenigen sehen sie nicht, deren Blick herabgezogen wird in den Staub durch die Feigheit und durch die Gier nach irdischen Schätzen, Diejenigen sehen sie nicht, auf deren Haupt sich die unreinen Wolken irdischer Verblendung herabsenken. Betet, betet, meine Freunde, daß solche bösen, trüben Wolken verschwinden, daß Allah die Blicke der Mächtigen abwende vom vergänglichen Staub der Erde und aufrichte zur Sonne der ewigen Wahrheit."

„Sie sind verstockt, sie wollen nicht hören auf die Mahnung der Gläubigen und Treuen," rief einer der Ulemas, „sie wollen sich nicht aufrichten zum Throne Allah's, des allmächtigen Vaters aller Hülfe, sie wollen sich feige verkriechen vor der Gefahr wie die Mäuse des Feldes, statt sich muthig zu erheben wie der mächtige Löwe der Wüste."

„Du siehst den Strahl der Wahrheit leuchten, mein Sohn," sagte Hassan Hairullah, indem er Beifall winkte, „aber wie die Mäuse nicht Herr sind über die Thiere des Waldes und Feldes, welche nur dem Wüstenkönige, dem mähnenschüttelnden Löwen gehorchen, so sollten auch Die nicht Herr sein über das Volk der Gläubigen, welche den Mäusen gleichen, die das erlistete Gut in ihre Höhlen schleppen wie die Juden und die Giaurs, und nicht dem Löwen, der mit mächtigem Schlage seine Feinde niederwirft und seine Beute erfaßt, wie es die Diener und Bekenner des Propheten, die Träger seiner heiligen Fahne thun sollen und vordem thaten.

„Böse Rathgeber umstehen den Thron des Padischah, sie flüstern ihm ein, daß er dem Propheten gleich sei und nach Willkür schalten könne über alle Gläubigen, während doch nur die Fahne und das Schwert ihm gegeben sind zur Abwehr der übermüthigen Feinde; die Nachfolge des Propheten aber in der Erklärung der heiligen Bücher und ihrer ewigen Gesetze gehört den Priestern, uns, den Scheiks und Imams, und euch, meine jungen Freunde, die ihr euch vorbereitet, uns nachzufolgen. Jene bösen Rathgeber sagen dem Padischah, daß er nach Willkür bestimmen könne über das Reich, seine Schätze und Heere, während doch der heilige Prophet selbst den Rath seiner bewährten Freunde hörte, deren Nachkommen ihr Alle seid, das ganze Volk der Gläubigen, das heute zurückgewiesen wird von dem Throne des Padischah durch die bösen Rathgeber, die da verblendet sind von den Fremden, deren falsche List in ihren Köpfen und deren verfluchtes Gold in ihren Taschen sitzt."

„Ja, ja," tönte es aus den Reihen der Softas hervor, „sie sind gekauft, die Beziere, der Sadri-Asam vor Allem, mit moskowitischem Golde, um das Reich der Kinder des Propheten den Feinden zu überliefern und den Padischah zu verblenden, daß er die Noth und Gefahr nicht sieht."

„Ich sehe es wohl, meine Kinder," sagte Hassan Hairullah, „eure Blicke sind noch klar und rein, tüchtig, sich zum Himmel aufzurichten und die Sonne der Wahrheit zu erkennen, — ja, sie müssen gekauft sein, um mit höllischem Trug den Padischah zu umspinnen, wie wäre es sonst möglich, daß er gleichgültig in seinem Palast von Dolmabagdsche säße, während die Rebellion der Giaurs an den Grenzen des Reiches immer höher aufschwillt, während der Moskowiter tückisch heranschleicht, um dießmal endlich das heilige Stambul, die Perle der Welt, die unsere Vorfahren mit ihrem Blute erkauften, uns zu entreißen und das Kreuz, dieses Zeichen der Demüthigung und Niedrigkeit, wieder aufzurichten an Stelle des wachsenden Halbmondes auf der Hagia Sophia? Wie wäre es sonst möglich, daß der Padischah unzählbare Tonnen Goldes aufspeichert in den Gewölben seines Palastes, während das Volk nichts mehr hat, um die Abgaben zu erschwingen, während es unseren Truppen an Waffen fehlt und an Munition und Proviant, um die aufrührerischen Giaurs niederzuschlagen?

„Betet, betet, meine Freunde, daß Allah solches Elend wende und den schlechten Rathgebern des Padischah die Macht nehme; betet, ihr Alle, denn er, der vor Allen beten sollte für das Wohl des Reiches, der vor Allen das Wort der Warnung im Namen Gottes in die Seele des Padischah schallen lassen sollte, er, Hassan Fehmi Effendi, der Scheik-ul-Islam, der Hüter und Wächter des Glaubens, er schweigt — es ist nicht anders möglich, denn wenn er redete, wie ihm zu reden die Macht gegeben ist, wie er zu reden die Pflicht hat, so müßte es anders werden, so könnten jene falschen, von den Fremden erkauften Rathgeber nicht länger am Throne des Padischah ihren Platz behalten. Betet, betet, meine Freunde, betet zu Allah, daß er Seiner Hoheit dem Scheik-ul-Islam die Lippen öffne, daß das Wort der Wahrheit und des Gerichts aus seinem Munde hervortöne und daß er diesem Worte Eingang schaffe in die Seele des Padischah, zum Heil aller Gläubigen, zum Verderben der Frevler und Feinde."

Einige der Softas und ein Theil des rings herumstehenden und immer näher herandrängenden Volkes schlugen sich an die Brust und sprachen, tief zur Erde herabgebeugt, in der That Gebete, wie sie Hassan Hairullah empfohlen, — einige Andere aber drängten näher zu dem Scheik heran und riefen mit zornflammenden Blicken und drohend erhobenen Händen:

„Beten sollen wir, — haben wir nicht lange genug gebetet, hat nicht das ganze Volk der Gläubigen gebetet um Erleuchtung des Padischah? Es ist nicht Allah's Wille, das träge Gebet zu erhören, das sich vor eigener That fürchtet, — der Prophet betete, aber er kämpfte auch, und auch wir, über die sich der Schatten seiner heiligen Hand breitet, wir sollen kämpfen für den Glauben und die Wahrheit, dann wird er sich unseren Gebeten gnädig zeigen. Wer sind jene wenigen Elenden, welche das Heil der Gläubigen und den Ruhm und die Größe des Reiches an die Fremden verrathen? Wer sind sie, wenn wir auftreten, getragen von dem Willen des ganzen Volkes, um sie fortzuwehen, wie der Sturmwind die leere Spreu verweht? Haben wir nicht das Recht, zu fordern, daß der Padischah auf uns hört, hat sich nicht vor Zeiten das Volk erhoben, um selbst den Padischah vom Throne zu stoßen, wenn er die Würde und das Heil des Reiches vergaß?"

„Haltet an, — haltet, meine Freunde," sagte Hassan Hairullah, die Hand ausstreckend, „sprecht nicht solche Worte, sprecht nichts gegen den Padischah, der umgürtet ist mit dem Gürtel des Propheten; die falschen Rathgeber, die ihn verblenden und ihm die Wahrheit verhüllen, trifft alle Schuld, auf sie richtet euern Zorn. Wohl steht es dem obersten Führer der Priesterschaft, dem Ausleger der Gesetze der heiligen Bücher, zu, auch den Padischah seiner Macht zu entkleiden, wenn er gegen den Willen und Geist des Propheten handelt und seine heiligen Regentenpflichten verletzt, — aber noch hat der Padischah die Wahrheit nicht gehört und Hassan Fehmi Effendi hat noch nicht den Muth gefunden, sie ihm zu sagen und den Geist des Propheten von seinen Lippen strömen zu lassen. Betet, betet, daß Allah ihn erleuchte, daß er ihm Worte verleihe, wie es seine Pflicht ist, und daß er das Ohr des Padischah öffne, um seine Worte zu hören."

„Nein," riefen die Softas ringsum, „nein, wir wollen nicht beten, wir wollen handeln! Wir wollen unsern Arm erheben, um das Reich und den Glauben zu retten, und wenn Hassan Fehmi Effendi schweigt, wo er reden sollte, wenn er die heilige Pflicht verletzt, zu der Allah ihn berufen, dann ist er nicht werth, an der Spitze des Islam zu stehen, dann ist das Unerhörte geschehen, daß auch er von dem Golde der Fremden erkauft ist oder in feiger Furcht sich beugt vor dem Willen des verblendeten Padischah."

Das Volk auf der Straße stob auseinander und drängte gegen die Kreise der Softas heran, — in raschem Trabe fuhr ein verschlossener Wagen heran, ein Kutscher in reicher Livrée lenkte das Zweigespann der prächtigen Rappen, ein von Goldtressen starrender Diener saß neben ihm und ließ laute Rufe erschallen, um die Fußgänger zu warnen. Durch die Glasfenster des Wagens sah man einen Mann in dunklem Rock, den rothen Fez auf dem Kopf, auf seiner Brust glänzte der Stern des Medschidjeordens. Sein volles, weiches, gleichgültig ruhiges Gesicht war von einem dunklen Vollbart umrahmt und blickte kalt und hochmüthig durch die Wagenfenster auf das seitwärts ausweichende Volk hin; an seiner Seite saß ein Mann in russischer Generalsuniform, die Brust mit Orden bedeckt, den Helm mit großem Federbusch vor sich auf dem Schooß haltend. Seine breite Stirn war ziemlich hoch hinauf kahl, seine lebhaften Augen blickten forschend und spähend unter den zusammengezogenen Brauen hervor, die gerade, kräftige, an der Spitze etwas herabgebogene Nase, deren breite Flügel über einem dunklen, geradegezogenen Schnurrbart, unter welchem die Unterlippe und das kräftig vorspringende Kinn stark hervortraten, deutete auf große Energie. Er hatte sich auf den Kissen des Wagens vorgebeugt und blickte ebenfalls auf die Gruppen des Volkes und der Softas hin, aber nicht kalt und gleichgültig wie sein Nachbar, sondern mit dem Ausdruck unruhiger Besorgniß.

„Seht, seht," rief einer der Softas, „dort fährt er, der böseste von allen schlimmen Rathgebern des Padischah, Mahmud Pascha, der Sadri-Asam, und neben ihm sitzt der schlimmste von allen Feinden des Glaubens, der Vertreter des moskowitischen Zaren, den Allah niederschlagen möge."

Alle Blicke wendeten sich nach dem Wagen, welcher bei einer Biegung der Straße fast unmittelbar an dem Kreise der Softas vorüberfuhr, welcher sich um Hassan Hairullah gebildet hatte; auch der Scheik wendete seine Blicke dorthin.

„Ja," sagte er, indem seine Lippen sich grimmig zusammenpreßten, — „ja, das ist der Feind des Islam, der mit seiner glatten Zunge und mit seinem lockenden Gold die Diener des Padischah von ihrer Pflicht ablenkt. Allah möge ihn schlagen in seinem Zorn, sowie Diejenigen, welche seinen lockenden Worten folgen und die schlimmer sind als er, denn er dient seinem Herrn, der unser Feind ist, sie aber verrathen den ihrigen, der des Glaubens Schirmer und Hüter sein soll."

Drohend erhoben die Softas ihre Hände:

„Nieder mit dem Sadri-Asam! — nieder mit Mahmud Pascha! — nieder mit dem Moskowiter! — nieder mit seinem Gesandten, der die Diener des Padischah verleitet zum Verrath am Vaterlande und am Glauben!"

Immer lauter, immer drohender wurden die Rufe. Der General Ignatieff beugte sich zum Großvezier herüber und sprach lebhaft zu ihm; Mahmud Pascha aber zuckte die Achseln und schüttelte mit hochmüthigem Lächeln den Kopf. Der Kutscher trieb die Pferde an und schnell verschwand der Wagen in der Ferne.

Aber die Aufregung der Softas stieg immer höher.

„Wir wollen nicht beten," riefen sie, „Allah will das unthätige Gebet nicht, und wenn die Veziere nicht sprechen, wie es ihre Pflicht ist, wenn sie das Wort der Wahrheit nicht vor dem Padischah ertönen lassen, so wollen wir hinziehen zum Palast, — wir wollen den Eingang erzwingen, wir wollen die Verräther entlarven, wir wollen fordern, daß der Sadri-Asam verbannt werde, daß der Scheik-ul-Islam ersetzt werde durch einen Mann der Wahrheit und des Glaubens."

„Ja," rief einer der Ulemas, „das wollen wir, so soll es sein! Nieder mit dem Sadri-Asam! — nieder mit Hassan Fehmi Effendi! Es gibt nur Einen, der würdig ist, den geheiligten Platz an der Spitze des Islam einzunehmen — Hassan Hairullah der Weise, der Erleuchtete, — Hassan Hairullah soll Scheik-ul-Islam sein, dann wird die Wahrheit laut ertönen vor dem Throne des Padischah, und die Feiglinge und Verräther werden in den Staub getreten werden!"

Hassan Hairullah's Augen blitzten heller.

„Halt, meine Kinder, halt," rief er, „laßt euch nicht fortreißen zu vorschneller That. Wohl ist es das Recht des gläubigen Volkes, vor den Padischah zu treten mit Bitte und Mahnung, aber hütet euch zu fordern, was weiter geht als das Bedürfniß des Augenblicks; hütet euch, den Namen eines geringen und unwürdigen Dieners des heiligen Gesetzes zu unverdienter Ehre zu erheben."

„Nicht unverdiente Ehre," riefen einige Ulemas, — „es gibt keinen Würdigeren im ganzen Reiche, um das Gesetz des Glaubens zu verkünden vor allem Volk und vor dem Throne des Padischah, als Hassan Hairullah, — Hassan Hairullah soll Scheik-ul-Islam sein."

Hassan Hairullah beugte demüthig den Kopf auf die Brust und schien einige Augenblicke still vor sich hin zu beten, dann erhob er die Hand und winkte der aufgeregten, unruhig durcheinander sprechenden Versammlung.

„Und wenn ihr hinzieht zum Palast, meine Freunde," sagte er, „wird man euch nicht zurückstoßen wie thörichte Kinder, werden euch die Wachen nicht greifen und in den Kerker werfen, wenn ihr nichts habt als das Wort der Bitte auf euren Lippen, das schon so oft vor dem Thron ungehört verhallte? Wollt ihr, daß euer Wort wirklich zu den Ohren des Padischah dringe, so müßt ihr die Gewalt der Verräther brechen, die ihn umgeben, ihr müßt euch bewaffnen und bereit sein zum Kampf, — habt ihr Waffen? — ist eure Zahl groß genug, um Widerstand zu leisten, wenn er euch zurückweist und auseinandertreibt?"

„Ja," riefen einzelne der Softas, „wir haben Waffen, wir haben wohl schon daran gedacht, daß wir sie einmal brauchen werden. Die Schüler der Medresse von Suleimanieh und die Militärschüler von Harbija Mektep denken wie wir, sie können uns mit Waffen aushelfen, sie werden zu uns stoßen."

„Nun denn," sagte Hassan Hairullah, „so verlaßt die Straße und geht in euren Hörsaal, solch' ernstes Unternehmen erfordert ernsten Rath. Holt eure Waffen zusammen, sendet Boten aus an alle Gleichgesinnten, überlegt euch wohl, was ihr thun, was ihr fordern wollt, denn nur vereinte und wohlgeordnete Kraft kann das Ziel erreichen. Geht, geht und überlegt, — aber überlegt schnell, bereitet euch vor in festem, klarem Entschluß, dann handelt in rascher, muthiger That, denn die Feinde sind thätig, und morgen vielleicht kann es zu spät sein, morgen vielleicht können die Verräther schon den Padischah und das Reich ausgeliefert haben an den Moskowiter, denn ich habe schlimme Nachrichten gehört. Ihr wißt, daß ich das Auge offen halte und das Ohr, um den Anschlägen der Feinde des Glaubens zu folgen; ich habe gehört, daß Schiffe unterwegs seien mit moskowitischen Truppen, welche landen sollen am goldenen Horn, um den Palast des Padischah zu besetzen und Stambul selbst, das Herz des Reiches, in ihre Gewalt zu bringen."

Ein Schrei der Entrüstung und des Entsetzens ertönte aus den Reihen der Softas.

„Niemals," riefen sie, „niemals, eher wollen wir uns Alle begraben lassen unter den Trümmern der heiligen Moscheen, als daß die Moskowiter ihren Fuß auf den Boden von Stambul setzen! Fort mit den Feinden des Vaterlandes, wir müssen den Padischah befreien, und wenn er unsere Stimme nicht hört, so mag das Verderben ihn ereilen, das seine falschen Rathgeber ihm bereitet haben."

„So geht, meine Kinder," sagte Hassan Hairullah, „geht, bereitet euch vor, bewaffnet euch, ruft alle eure Freunde zusammen, damit eure Macht geschlossen sei und euer Wort laut erklinge durch die Thore des Palastes, daß vor der Gewalt eurer vereinigten Stimmen alle Lüge und aller tückische Trug zu Boden sinke. Ich aber will beten in dem heiligen Tempel, daß Allah mit euch sei und euch zum Siege führe, denn mein Platz ist nicht da, wo um weltliche Macht gehandelt und gerechtet wird, sondern zu den Füßen des Allmächtigen und Unüberwindlichen, der Alles vollendet nach seinem Willen."

Er breitete wie segnend die Hände aus über die sich ehrerbietig vor ihm neigenden Softas, dann wendete er sich mit langsam feierlichen Schritten nach dem gewaltigen Bau der Hagia Sophia und trat in die weite Wölbung dieses herrlichen Tempels, welcher einst zum Dienste des Christenthums gebaut und reich geschmückt wurde und jetzt den Mittelpunkt des Islam bildet. Mächtige Säulen tragen die Wölbung, zwischen ihnen sieht man die Wände mit weißem Marmor und Porphyr bekleidet, deren herrliche Mosaiken auf Goldgrund verhüllt sind, um die Bilder, welche der Koran verbietet, unsichtbar zu machen.

Hassan Hairullah durchschritt die Kirche bis zu der im unteren Raum derselben befindlichen weiten Nische, in der sich der prachtvolle, mit goldenen Inschriften versehene Behälter des Koran befindet. In der Nähe dieses Heiligthums warf er sich am Fuße einer Säule zu Boden nieder und sprach leise Gebete.

Die Softas aber zerstreuten sich, um bald bewaffnet mit Säbeln und Revolvern wieder zu erscheinen und sich in einem der größten Hörsäle der Medresse zu versammeln. Sie sendeten Boten aus nach den anderen Schulen; bald strömten immer dichtere Schaaren zusammen, auch die Schüler der Militärschule kamen, regelmäßig bewaffnet, der Hörsal faßte die Zahl der jungen Leute nicht mehr. Man beschloß, sich nach der großen Moschee von Suleimanieh zu begeben; das Volk auf den Straßen schloß sich dem Zuge an, der wie eine Lawine wuchs; einer der Ulemas übernahm die Leitung.

Man wurde einig, von dem Sultan die Entlassung des Großveziers und des Scheik-ul-Islam zu verlangen, unter Vorbehalt, weitere Bedingungen zur Regeneration des Reiches mit den neuen Rathgebern zu vereinbaren, und man beschloß, ungesäumt nach dem Palast von Dolmabagdsche zu ziehen, um im Namen des ganzen Volkes der Gläubigen dem Padischah das Verlangen der Entlassung der ersten Würdenträger auszusprechen.

Kaum waren zwei Stunden vergangen, als der Zug der Softas sich von der Moschee von Suleimanieh auf den Weg machte. Die jungen Leute, von den Ulemas und Khodias geführt, bewegten sich in finsterem Schweigen durch die Straßen. Alle diese jungen Leute in ihren ärmlichen, oft zerrissenen Kaftans, mit ihren bleichen, noch bartlosen, aber von unbeugsamer Entschlossenheit zeugenden Gesichtern, mit ihren grimmigen, von wildem Fanatismus funkelnden Blicken zogen in geschlossenen Reihen einher und rings um sie wogte eine immer höher anwachsende Menschenmenge, welche theils erschreckt und ängstlich, theils mit lauten Rufen der Zustimmung und Ermuthigung den Zug begleitete.

(Fortsetzung folgt.)

Die internationale Kunstausstellung in Wien.

Von

August Silberstein.

(Nachdruck verboten.)

I.

Zum ersten Male seit dem Bestehen eines Künstlerhauses in Wien hat dasselbe seine Thore der Ausstellung aller Nationen geöffnet. Sein Zweck war im Ursprunge ein solcher. Aber bei der ersten Einweihung vor mehr als einem Dezennium war nur Deutschland geladen und seitdem ging eine gewisse Tendenz dahin, die Räume als engeren Zwecken gewidmet zu betrachten, so sehr, daß neben der Künstlergenossenschaft erst ein schon schwankend gewesenes Unternehmen, der „Kunstverein", erstarken und in seiner umfassenden Weise solche Macht gewinnen konnte wie nie zuvor, ja selbst das Protektorat des Kaisers und selbstständige Künstlerpreise erlangte.

Mußten schon bei der ersten großen künstlerischen Weihe des Hauses die unzulänglichen Räume durch provisorische Holzbauten erweitert werden, so drängten alle zeitgeistigen Verhältnisse zu dauernden Erweiterungen, und diese mit den festen Mauern zweier großer neuer Erdgeschoßflügel sind so wenig zur Verschönerung nach allen Richtungen ausgefallen, daß neben scharfen Beurtheilungen im Gemeinderathe sich auch schon der Volkswitz mit heiteren Benennungen des früher so hübschen Hauses eingestellt hat.

Mit dem ausgezeichneten Lichte einiger prachtvoller Säle konkurrirt nun eine Dunkelheit in allerlei Räumlichkeiten, welche den armen, hineingewiesenen Künstlern die Augen aufgehen machen muß, in sehr düsterer Weise; und neben allerlei kleinen



Die Monate. Nach Zeichnungen von Montbard. VIII. Mai.



Im Wonnemonat.

Ihr Freunde herbei,
Im lieblichen Mai,
Herbei zum fröhlichen Reigen!

Original-Silhouetten, erfunden und mit der Scheere geschnitten von Karl Fröhlich.

Treppen auf und ab kann man noch bei überraschenden unnützen Niveaudifferenzen über einzelne unvermuthete Stufen straucheln.

Doch die Kunst hat Schwingen und erhebt, und sind wir erst mit empfänglichem Geiste und Auge zur Anschauung derselben in die ersten Säle des Erdgeschoßes eingedrungen, so fesselt diese so ganz, daß man leicht der Nebendinge vergißt. Und der Weg rechts führt, was uns etwas spanisch vorkommen mag, durch Spanien nach Deutschland, jener links durch Belgien nach Frankreich. Gewiß hätte eine gerade entgegengesetzte Vereinigung im Geiste der Schulen mehr künstlerisch gewirkt. Jedenfalls drängt unser Sinn nach der großdeutschen Heimat, und leuchten uns Licht und Farben derselben entgegen, so ergreift uns unwillkürlich ein Behagen an der allgemeinen schönen Form, an der edlen Einrichtung des Ganzen. Die deutsche Ausstellung ist die geschmackvollst angeordnete von allen. Interessant ist, zu bemerken, wie die Nationen oder Staaten sich eingerichtet haben. Frankreich hat ganz weißes Licht durch weiße Baldachine, Deutschland rothes durch Sammetdraperieen und Oesterreich ein unentschiedenes Mittelding von einer Art Drap. Das gesättigte Licht des Sammetbaldachins in Deutschland, welcher auch vier Vorhänge herabwallen läßt, so daß darunter Seitz' Aquarelle noch genügend herausscheinen, das an solchem Hintergrunde reich emporstrebende Grün der Pflanzengruppen, aus denen marmorartige Gestalten leuchten (besonders einerseits Begas' „Centaur", andererseits R. Dietz' „Gänsemann"), all' das wirkt zusammen ästhetisch schön und nachhaltend gefällig. Man weilt um so lieber und widmet mit desto mehr Behagen den einzelnen Erscheinungen allmälig seine Aufmerksamkeit.

Die große Kunst ist da, sie sieht uns sogleich aus C. Piloty's „Seni vor Wallenstein's Leiche" entgegen, obwohl wir gewünscht hätten, daß statt dieses seit lange bekannten Bildes ein allgemeiner anregendes des Meisters eingefügt worden wäre. O. Knille's „Sorbonne" zeigt Gediegenheit in Inhalt und Ausführung. Die kirchliche Kunst stellt sich hoch ehrenwerth dar durch E. Gebhardt's „Himmelfahrt Christi", durch H. Hofmann's „Christus im Tempel", das große Genre durch Ed. Bendemann und Pilgheim, deren umfangreiche Aquarelle um so bedeutender, weil sie stofflich und farbengeistig nicht hinter den Oelgemälden zurückstehen, ferner durch die Werke bewährter Meister, wie C. Becker „Othello vor Desdemona und ihrem Vater", W. Lindenschmid „Luther vor Kardinal Cajetan", W. Pauwels „Mönchsermahnung" und selbst G. Max „Jeanne d'Arc", welche man doch nur als irgend eine junge „Hexe" auf dem Scheiterhaufen betrachten kann, und das Genre, welches Mode und an das Gemüth ...

Doch da muß ich eine Bemerkung vorausgehen lassen. Was das Wenden an das Gemüth betrifft, das Erregen jener Saiten im Menschenherzen, welche sofort sympathisch klingen, ist die deutsche Ausstellung die erste; keine andere thut es ihr zuvor, keine ist so geistreich, so erfinderisch im rein Menschlichen, so abwechslungsvoll im Gegensatz zu dem einen, namentlich bei den Franzosen beliebten Thema von „Er und Sie". Und indem wir die stattliche Reihe vorzüglicher Namen erblicken, trotzdem wir so manche und nicht wenige, wohl auch wegen der Unzulänglichkeit der Räume, vermissen — es fehlt z. B. Direktor Werner aus Berlin, welcher München so sehr schmückte, ganz — drängt sich uns eine Bemerkung auf, welche ihre eigenthümliche Bedeutung hat. Es ist die Zuzählung zu staatlichen oder nationalen Gruppen. Die Zeit, in welcher Oesterreich und Deutschland ungetrennt erschienen, sind wir nun einmal gezwungen, als historische zu begrenzen. Bei Deutschland bemerken wir, weil sie wesentlich zu der Münchener Schule zählen, die Oesterreicher Defregger, Gabl, Grützner, Kronberger, G. Max, Matth. Schmid, Willroider u. A., in der von Oesterreich abgegrenzten Gruppe „Ungarn", welches eine Schule nur der Sage nach erst kennt, finden wir: Lieb (jetzt Munkacsy geheißen), Alex. Wagner (Münchener Professor), Lotz (aus Hessen-Homburg), Andr. Marko (Wiener von Geburt und Schule), Ebner, Böhm, Beyer, deren unmagyarischen Klang wenigstens Zichy (der zeitlebens in Wien, Frankreich und Rußland war) und Benczur einigermaßen ersetzen. Der für Lieb-Munkacsy angefeuerte patriotische Enthusiasmus der jüngsten Zeit scheint gewirkt zu haben und Benczur wird als der Zukunftsdirektor einer Zukunftsakademie bezeichnet. Vermissen wir so Mancherlei in der österreichischen Abtheilung, werden wir uns später solche Gruppirungen vor dem geistigen Auge halten müssen.

Und ehe wir in das intime Genre vollends eingehen, muß Menzel's Königsfahrt „Unter den Linden", so klein es ist, doch seine große aparte Stelle erhalten, es ist nicht Genre, nicht Historie und doch beides zugleich, es wird der Nation ganz vollwerthig erst werden, wenn die lebendige Erinnerung nicht mithelfen kann. — Nun aber wollen wir einmal herzlich fröhlich sein, und da gucken wir in Defregger's Almhütte, in welche Dirnen „zum Tanz" kommen. Das sind Gesichter, welche das Herz anregen! Der Bursche hat Recht, schon beim Anblick zu strampfen und zu schnalzen. Das Bild mit seinen unschuldsvollen und doch erfahrenen Gesichtern wird bald Gemeingut durch Vervielfältigung sein. Wenn auch das Kolorit nicht so tief und etwas zu licht gerathen, steht doch Leben in jeder Linie vor uns. Vautier's „Tanzpause" konkurrirt mit schwäbischen Mädchen und einem wählerischen Burschen, welcher Wein reicht. Die liebliche, sinnige, minnige Dorfjugend! — Des Meisters „Tanzstunde" kommt dabei in Erinnerung. Doch, wir dürfen uns nicht bei Einzelnem, noch so Schönem lange aufhalten, drüben lockt schon „Auf der Wahlstatt" von Knaus. Nicht etwa ein großartiges Kämpfen, wie Franz Adam's bewundernswerthes Bild eines Kampfes und der Reiterangriff „Bei Sedan". Ein Raufbold hat den Tanzboden rein gefegt. Der letzte Mitraufer ist in einen Winkel zu Boden geschleudert, daß wir schier mit ihm ächzen möchten. Das Weib oder die Geliebte des Siegers schlägt neben ihm über sein blutrünstiges Aussehen die Hände zusammen. Ein ergreifendes Bild! Die Musikanten, die aufgeregten Weiber, die Feiglinge und Abgethanen auf einer Treppe, Alles wie im Spiegel oder in der Natur mitgesehen. Sicherlich, Knaus wollte nicht nur ergreifen, sondern lehren; er hat den Triumphator nicht anziehend, nicht schmuck gemalt, im Gegentheil. Und deßhalb wird die Wahrheit stetig siegen. Gesunde, schmucklose Wahrheit zeigt auch das orientalische Bild von Gentz: „Gedächtnißfeier", das in jedem Zuge tüchtige Bild: „Opfer der See", eine Wittwe in der Fischerhütte, die unser tiefstes Herzleid, wie das Mitgefühl aller Genossen des Seelebens im Bilde erweckt, von Otto Kirberg gemalt, und ebenso entspricht Bockelmann's „Testamentseröffnung" dem psychologischen Vorwurfe. W. Zimmer's „Festzug zum Vogelschießen", Oehmichen's „Steuerzahltag", des in Farben feinsinnigen Kronberger „Kassasturz" eines armen, geldzählenden Teufels, Gabl's überaus tüchtig aufgefaßte und wiedergegebene „Bräuschenke", Matth. Schmid's „Der Pfarrerköchin Namensfest" können ihre Wirkung nicht verfehlen und werden uns in Schaufenstern, Büchern, „Illustrirten" und Häusern aller Art mannigfaltig wieder begegnen. Es ist dieß ja bereits mit Grützner's „Angeheitert", einer lustigen Gesellschaft, der Fall, und Kunstfreunde, Liebhaber der Jagd und ländlicher Geschichten werden Hugo Kaufmann's „Wilderer" sich in irgend einer Vervielfältigungsform zu verschaffen suchen.

Ein ganz eigenthümliches Kontroversestück ist W. Leibl's „In der Kirche" — ein nicht schönes junges, ein häßliches altes und ein noch häßlicheres älteres Frauenzimmer in einer Kirchenbank. Die Urtheile über dieses Bild gehen noch so himmelweit auseinander, daß wir mit dem unsrigen vorderhand zurückhalten wollen. Ohne Widerspruch „wünnig" ist Wünneberg's „Idylle", ein griechisches Mädchen, Tauben fütternd, und nicht minder süß, wenn auch wild gewachsen, Max Michael's „Waldidylle", ein Schatz von einem Dorfmädchen oder Waldhüttendirnl, das, mit ausgebreiteten Armen lässig an einen Zaun gelehnt, uns frisch ansieht.

Von diesem zu Fr. Aug. Kaulbach's „Lautenschlägerin" sind wohl wenige Schritte, aber als Einzelfiguren wie als Seelenmotive sind sie weit verschieden. Die lebensgroße Figur Kaulbach's ist eine der nobelst gemalten und seelisch vertieftesten Frauen der gesammten internationalen Ausstellung, wie überhaupt seine Porträts und Einzelfiguren, auch auf Papier und in einer Art Gouache neben Kreide eine eminente Virtuosität bekunden. Sind wir bei den Porträts, so leuchtet das Fürst Bismarck's, von Lenbach gemalt, hervor. Dem süperben Kopf gegenüber ist der übrige Körper zu kurz gekommen. Das Porträt ist außerdem charakteristisch brillant und mehrfach von Gust. Richter vertreten, von Gussow, Pohle, wie überhaupt in diesem Fache ein allgemeiner Aufschwung zu bemerken.

Der Humor, welcher seine hellen Blicke durch das Ernste bereits in einer Reihe der aufgezählten Bilder durchschimmern ließ, kommt noch fein in Fritz Werner's „Dresdener Galeriebesuchern" zur Geltung, in des immer interessanten Lossow „Interessanter Unterhaltung", in des markanten Harburger „Raucher" und „Trinker", auch vorzüglich in der „Schenke" vom zart ausführenden O. Seitz. A. Achenbach's „Marine-Lootsenboot" ist eine Perle ihrer Art, Rettich, Wentscher und Poschinger sind hervorhebenswerth.

Es zeigt sich auch in der Landschaft jener solide, aufrechte, feste Sinn, welcher klaren Auges die Natur sehen will, wie sie eben ist, und nicht wie eine Palette sie gerade brauchen kann, oder wie ein spekulativer Halbblinder sie als ein systematisches Ganzes verkäuflich machen mag. Namen wie Osw. Achenbach brauchen keiner Künsteleien, und einen „Strand Neapels" von ihm nennen, heißt Respekt einflößen. Stolz aufrecht geht durch die Natur der vielbewährte Gude, dann Lier, Willroider mit seiner ernsten Vertiefung in den Geist, der klare O. Kameke, H. Baisch, H. Deiters, C. Buchholz, A. Fink u. A.

Es ist überhaupt erquicklich, zu sehen, wie in allen Zweigen der Kunst, sei es Plastik, Graphik, Thiermalerei (in letzterer sind die bekannten Namen wieder vorzüglich vertreten), der Name „Deutsches Reich" bereits wie ein empfehlender Geleitschein gilt und sich geltend macht. Kein Suchen nach Ungeheuerlichem, noch nicht Dagewesenem, Kuriosem, schließlich nur auf eigener Unerfahrenheit und Selbsttäuschung Beruhendem, das nur einem Panoramenpublikum ein Weilchen imponiren kann, sondern gefestigtes Stützen auf wissender, edler Kunst, die in ihrer Gesundheit wohlgemuth dem sichern, bleibenden Erfolge entgegensieht; und mit dieser Wahrnehmung schließen wir für heute, ehe wir in etwas unruhigere Räume übergehen, unsern Umblick.



Literatur.

— **In prächtiger Ausstattung, auf Büttenpapier gedruckt,** ist bei Soemann in Stuttgart eine Monographie: „Heinrich v. Kleist in der Schweiz", von Theophil Zolling erschienen, die zu den vortrefflichsten Publikationen dieser Art gerechnet werden darf. Kleist's Individualität ist, wie kaum bei einem andern Dichter, ein Räthsel und jeder Beitrag zur Erhellung des Innern dieses seltsamen, unglücklichen, genialen Menschen und großen Dichters wird mit Dank aufgenommen werden. Der Aufenthalt Heinrich v. Kleist's in der Schweiz ist besonders wichtig für den Wanderprozeß des Künstlers, konnte aber bisher aus Mangel an Material nur sehr dürftig behandelt werden; Zolling, der in der Schweiz und in Paris spezielle Studien zu diesem Zweck gemacht, war daher im Stande diese Lücken auszufüllen, und hat auf Grund von Geßner's und Zschokke's handschriftlichem Nachlaß und anderer Förderer dieser Sache eine Darstellung der Schweizerepisode in Kleist's Leben geliefert, die an Form, Gruppirung, psychologischer Verknüpfung des Stoffes mustergiltig genannt werden muß und durch warmen, farbigen Vortrag und geistreiche Pointirung eine allgemein interessante und fesselnde Lektüre gewährt. Dem Werk ist eine Radirung des Bildes: „Der zerbrochene Krug", beigegeben, außerdem bringt es noch 38 bisher ungedruckte Briefe von Kleist, Wieland, Herder, Zschokke, Baggesen, Geßner und Anderen.

— **Friedrich v. Schlegel, der Verfasser der Lucinde, hatte** sich bekanntlich mit der geschiedenen Gattin des Berliner Kaufmanns Veit vermählt, welche früher schon zu ihm in ein innigeres Verhältniß getreten war, und diese gewann fortan einen mächtigen Einfluß auf seine ganze literarische Thätigkeit. J. M. Raith hat uns nun unter dem Titel: „Dorothea v. Schlegel, geb. Mendelssohn, und deren Söhne Johannes und Philipp Veit" (Mainz, Kirchheim) den Briefwechsel dieser Frau und ihrer Söhne mit den bedeutendsten Männern und Frauen ihrer Zeit in zwei starken Bänden gebracht. Dorothea hatte vom Vater, dem berühmten Philosophen, den hohen Geist, die edle Herzensgüte geerbt und sich in dem Umgang mit den hervorragendsten Männern und Frauen ihrer Vaterstadt eine vielseitige Bildung angeeignet, davon sind diese Briefe ein glänzendes Zeugniß und man versenkt sich in unserer raschlebigen, unruhigen Zeit gerne einmal wieder in diesen behaglichen Austausch von Gedanken und Gefühlen, wie sie sich in dem Briefwechsel jener Zeiten breit machen. Es hat etwas Versöhnendes und Beruhigendes. Die Söhne aus erster Ehe, Johannes und Philipp Veit, haben sich bekanntermaßen als Künstler ausgezeichnet, namentlich der Letztere, Direktor des städtischen Kunstinstituts in Frankfurt, sich einen bedeutenden Namen gemacht. Auch diese Beiden treten uns in dem Briefwechsel lebendig und interessant entgegen.

— **Die Freunde des Turnens erhalten in dem „Grundriß zur** Geschichte der Leibesübungen" von Hans Brendicke (Köthen, Schettler) ein überaus interessantes und belehrendes Buch. Mit ganz außerordentlichem Fleiß sind hier nicht nur alle Momente der Geschichte der Leibesübungen zusammengetragen, sondern auch die vollständige Literatur ist überall an dem betreffenden Punkte eingefügt. So erfüllt das Buch einen doppelten Zweck, den historischen und bibliographischen. Die durchaus neue und selbstständige Art der Darstellung, namentlich auch die übersichtliche Weise der Anordnung des Stoffes, die durch den Druck noch gehoben ist, geben dem Gedächtniß alle erwünschte Förderung. Wir staunen förmlich, wie reich die Entwicklung der Geschichte und der Literatur der Leibesübungen von den ältesten Kulturvölkern bis heute ist. Das Buch dürfte überhaupt als ein Musterbuch für die Behandlung wissenschaftlicher Stoffe in kurzer, kompendiöser Form empfohlen werden.

— **Konrad Ritter von Zdekauer, welcher bei der letzten Okku**pation von Bosnien dem österreichischen Expeditionskorps als Leiter des Preßbureaus beigegeben war, hatte selbst eine Reihe von Kriegsschilderungen in Zeitschriften veröffentlicht, nachdem er schon früher seine Reiseeindrücke zu verschiedenen Malen dem Papiere anvertraut. Diese anspruchslosen, aber ungemein anziehenden Reisebilder hat er in zwei Bänden nunmehr unter dem Titel: „Kriegs- und Friedensfahrten" (Wien, Prohaska), herausgegeben; den ersten Band bilden seine Feuilletons aus Bosnien, die uns ein recht lebendig Bild von Land und Leuten, von den Schwierigkeiten der Operationen geben und jetzt, wo die tapferen Truppen Oesterreichs auf's Neue den schweren Kampf aufgenommen, zum Verständniß dieses Guerillakrieges sehr zweckdienlich sind. Nicht minder fesselnd sind die Schilderungen des zweiten Bandes, Bilder vom Brucker Lager, den Stammsitzen der Habsburger und Schloß Laeken; aus dem südlichen Frankreich und endlich vom Genfer, Vierwaldstädter See und Bodensee. Abwechslung genug, jedes Stück von eigenthümlicher Färbung und einer interessanten Behandlung.

— **Die „Geographisch-statistischen Tabellen aller Länder der** Erde" von O. Hübner (Frankfurt, Rommel), welche sich in allen öffentlichen Lokalen und Bureaux eingebürgert haben und auch für den Privatmann eine reiche Quelle der Belehrung und Orientirung namentlich bei der Zeitungslektüre bieten, aus welch' letzterem Grunde sie z. B. in keinem Gasthof und Restaurant fehlen sollten, sind für 1882 in der 31. Auflage erschienen. Beweis genug, wie sehr sie sich bewährt haben, wie zuverlässig ihre Angaben sind. Seit ein paar Jahren erscheint nun auch eine handliche Ausgabe in Taschenformat, welche für den Schreibtisch so unentbehrlich ist wie das kleine Konversationslexikon.

— **Vor Kurzem ist in Rom der Versuch gemacht worden,** eine deutsche Zeitung herauszugeben. Sie heißt „Italienische Blätter" und erscheint als Wochenschrift. Redakteur ist Gisbert aus Berlin, der am dortigen „Tagblatt" beschäftigt war und längere Zeit die Gesellschaftsreisen Stangen's leitete. Die Aufgabe ist keine leichte, schon aus technischen Gründen, und wird für geraume Zeit namhafte Opfer kosten, um Wurzel zu fassen und nur einigermaßen Ertrag zu geben. Eifer, Fleiß und Intelligenz lassen sich dem Begründer nicht absprechen und er verdiente wohl von allen in Italien wohnenden und reisenden Landsleuten unterstützt und auch im Vaterland beachtet zu werden.

Bildende Künste.

— **Die Direktion der Kunstgewerbeschule in Karlsruhe ist dem** Professor Hermann Götz, welcher schon lange am Orte wirkt, übertragen worden.

— **In Wien fand eine Sitzung des Subkomites der internatio**nalen Kunstausstellungskommission statt, in welcher beschlossen wurde, daß 21 Juroren gewählt werden sollen, die am 1. August ihre Thätigkeit zu beginnen haben. Die Wahl dieser Juroren, die bis zum 15. September ihre Arbeit beendet haben werden, erfolgt durch die Aussteller, und zwar in der Weise, daß jedes Land, das wenigstens durch 50 Aussteller vertreten ist, mindestens einen Juror erhält. Länder, die, wie England, Rußland, Amerika, nur wenige Objekte ausgestellt haben, wählen nach getroffenem Uebereinkommen gemeinschaftlich einen Juror. Die Hauptpreise bestehen in den 30 goldenen Staatsmedaillen im Werthe von je 30 Stück Dukaten, den 3 goldenen Karl-Ludwig-Medaillen von gleichem Werth, dem Reichl'schen Preise und dem Stipendium von Sedelmayer. Von der österreichischen Regierung wurde eine Summe von 30,000 fl. zum Ankauf heimischer und fremder Kunstwerke bewilligt; von dieser an und für sich schon geringfügigen Summe sind noch 6000 fl. für die Herstellung der Staatsmedaillen in Abzug gebracht worden, so daß bloß 24,000 fl. übrig bleiben. Die Kauflust läßt leider Alles zu wünschen übrig, dagegen finden die Loose große Abnahme.

— **Thomas Dykas, Schüler des Professors Zumbusch an der** Akademie der bildenden Künste in Wien, hat bei der Konkursausschreibung für das in Krakau zu errichtende Mickiewicz-Monument den ersten Preis, bestehend in 1000 Franken in Gold, davongetragen.

— **In der Konkurrenz des Vereins der Berliner Künstlerinnen** sind folgende Damen prämiirt worden: Den ersten Preis erhielt Margarethe Hormuth in Karlsruhe, den zweiten Preis empfingen Anna Peters in Stuttgart und Hermine v. Preuschen in Karlsruhe.

— **Die Nationalgalerie zu Berlin wird demnächst durch große** Wandgemälde bereichert werden. An den Maler Paul Meyerheim ist der Auftrag ergangen, den obern Treppenflur durch neun Bilder, Frühling, Sommer, Herbst und Winter darstellend, zu schmücken. Der Künstler, welcher mit Anfang des nächsten Monats seine Arbeit beginnen wird, gedenkt die Bilder, zu denen er bereits die Skizzen vollendet hat, in Kaseïnfarben auszuführen.

Musik.

— **Die Verlagsfirma Sampson Low & Comp. in London hat** eine Biographie Sebastian Bach's von Reginald Pask in der Presse, welche das erste Originalwerk in englischer Sprache über den berühmten deutschen Komponisten sein wird. Bisher waren nur Uebersetzungen deutscher Biographieen im Umlauf, welche sämmtlich durch das erschöpfende Werk des Professors Spittler übertroffen sein sollen, das nach einer Mittheilung des „Athenäums" binnen Kurzem in englischer Ausgabe erscheinen wird.

— **Die „Deutsche Zeitung" in Wien, die unlängst der Hymne** für das deutsche Volk in Oesterreich von Joseph Winter einen Preis ertheilte, hatte eine zweite Bewerbung für eine singbare Melodie zu dieser Hymne veranstaltet. Es sind 1320 Kompositionen eingelaufen. Die Preisrichter haben aber keine Arbeit für preiswürdig erkannt, so daß eine Wiederholung der Preisausschreibung wahrscheinlich ist.

— **Die neueste Nummer der „Bayreuther Blätter" enthält ein** Schreiben Richard Wagner's an Dr. Hans v. Wolzogen, worin er ihm von Palermo aus mittheilt, daß in Zukunft der „Parzifal" alljährlich im Bühnenfestspielhause zu Bayreuth aufgeführt werden soll, und zwar nur dort. Der Dichterkomponist gibt das genannte Operndrama absolut nicht an andere Bühnen ab.

— **Von Friedrich v. Wickede, einem glücklich begabten Lieder**komponisten, der sich namentlich in den Kreisen der Amateurs einer ähnlichen Beliebtheit erfreut, wie seinerzeit etwa Graben-Hoffmann oder

H. Proch, liegen uns so viele, in den verschiedensten Verlagshandlungen erschienene Hefte vor, daß wir den Autor zu dieser Fruchtbarkeit nur herzlich beglückwünschen können, aber bei der Beschränktheit des verfügbaren Raumes nicht einmal die vollständigen Titel ꝛc. der gelungensten Nummern hier aufzuzählen vermögen. Im Allgemeinen jedoch ist fast allen Liedern eine gewisse Wärme und Unbefangenheit der Empfindung, sorgfältige Deklamation, wodurch eine strophische Behandlung beinahe ganz ausgeschlossen wurde, eminente Singbarkeit und klangvolle Begleitung nachzurühmen.

Bühne.

— **Der Ausschuß der allgemeinen deutschen Ausstellung auf dem** Gebiete der Hygieine und des Rettungswesens schreibt eine allgemeine Konkurrenz zur Erlangung von Plänen für ein Mustertheater aus.

— **Am Burgtheater in Wien, schreibt man uns, fand die erste** Aufführung von Wildenbruch's „Karolinger" statt. Das Trauerspiel hat dem Publikum am ersten Abend sehr gefallen, der Dichter wurde wiederholt gerufen. Bei dem kritischen Theil des Publikums sind die Erwartungen nicht erfüllt worden. Die Vorzüge des Stückes erscheinen hier den Leuten überwiegend theatralischer Natur, den Beruf zum großen Dramatiker will man daraus noch nicht erkennen. Man sieht an diesem Stück wieder recht, wie die Meinungen zwischen Wien und Berlin in Sachen der Kunst von einander abweichen. Hier, wo man sich in der Tragödie am allerlängsten die Handgriffe der romantischen Mache gefallen ließ, will man jetzt am wenigsten von einem Zurückgreifen zu denselben wissen. Keinesfalls kann man von dieser Reaktion auf poetischem Gebiet das Heil für unsere Bühne erwarten, welches daraus von vielen Seiten geweissagt wird. Die Darstellung genügte in der Hauptrolle nicht, der Schauspieler, der nur durch das schnell zufahrende Wesen bei seinem Handeln Theilnahme zu erwecken vermag, begab sich seines einzigen Vortheils durch ein schleppendes Tempo. Die übrigen Männerrollen sind ohne Bedeutung, und auch die Frauenrollen vermögen kein großes Interesse zu erwecken. Die Handlung des Stückes ist lebendig, aber wie können wir uns für dieselbe erwärmen, wenn wir für die Ziele, die sich der Held gesetzt hat, keine genügenden Bedingungen entdecken? Bernhard, Graf von Barcelona, hat die Mauren besiegt, hinter den Ebro zurückgeworfen, er kommt an den Hof Ludwig's des Frommen, um sich seinen Lohn zu holen. Der Kaiser, ein Schattenkaiser, ernennt ihn zu seinem Kämmerer. In demselben Augenblick steht in Bernhard der Plan fest, es mit den Karolingern zu machen, wie es diese hundert Jahre zuvor mit den Merovingern gemacht. Wo sehen wir, wie die Dinge uns im Stücke vorgeführt werden, die Mittel, die sich dem Ehrgeizigen zur Ausführung seines Planes als brauchbar bieten? Der ärgste Optimist im Publikum durchschaut auf der Stelle die Verkleidung des Helden. Ist der Held ein solcher Intrigant, ein solcher Bösewicht, so muß er viel mehr Klugheit und Vorsicht entwickeln, sollen wir an seinem Vorhaben einiges Interesse nehmen.

— **Ernst v. Wildenbruch's fünfaktiges Trauerspiel „Harold"** hat auch in Berlin, wie man uns von dort schreibt, im k. Schauspielhause einen glänzenden Erfolg davongetragen, der freilich von Seiten der Kritik — und mit Recht — nicht unangefochten geblieben ist. Obwohl sich der Dichter eng an die historische Ueberlieferung angeschlossen hat, wie sie uns in den angelsächsischen und normännischen Chroniken vorliegt und von Augustin Thierry in seinem «Guillaume le Conquérant» verarbeitet worden ist, hat er sich doch in einem wesentlichen Punkte eine Abweichung erlaubt, welche seinem Drama zum Schaden gereicht. In der Geschichte schwört Harold auf die heiligsten Reliquien, dem Normannenherzoge in seinen Absichten auf den englischen Thron förderlich zu sein, mit dem geheimen Vorbehalt, diesen Schwur zu gelegener Zeit zu brechen. Wildenbruch läßt dagegen seinen Helden in dem Glauben schwören, daß der Normanne unter dem Erbe Eduard's nur die englischen Güter in der Normandie versteht, welche Harold gern preisgeben will. Auf diese Weise ist der Dichter des Motivs der tragischen Schuld verlustig gegangen, und Harold stirbt nicht als Opfer seiner Schuld, sondern als Opfer unglücklicher Verhältnisse. Hinter den „Karolingern" steht „Harold" an Energie der Gestaltungskraft und an Einheitlichkeit und Konsequenz der Szenenführung erheblich zurück. Wie der Schauplatz zwischen England und der Normandie wechselt, so bleibt auch unser Interesse zwischen hüben und drüben getheilt, und die Einflechtung sentimentaler Liebes- und Sterbeszenen in das Getöse der Waffen trägt dazu bei, dieses Interesse eher abzuschwächen als zu vertiefen. Sollte nicht überhaupt die Zeit für die historische Tragödie im alten Style abgeschlossen sein? Und sollte nicht ein Dichter von der großen dramatischen Kraft Wildenbruch's dankbarere und werthvollere Stoffe in dem gewaltigen Makrokosmus des modernen Lebens finden und auf diesem Wege dem Volke näher treten können?

— **„Reif von Reiflingen", die von Moser allein gearbeitete** Fortsetzung des noch immer Zugkraft übenden Lustspiels „Krieg im Frieden", schreibt man uns aus Wien, hatte am Stadttheater nur einen geringen Erfolg gehabt. Und diesen dankte es allein der vorzüglichen Leistung des Herrn Mitterwurzer in der Hauptrolle, der einzigen des ganzen Stücks. Das übrige Drum und Dran gehört in dieser Produktion Moser's zu dem Schwächsten, was er je an die Lampen gebracht. In einem Nachtheil steht der jüngere Reiflingen außerdem, daß er von der Episode zum Träger der Handlung degradirt worden ist, gegen den älteren noch dadurch, daß er die Uniform ausgezogen hat und durchgehends in Civil erscheint. Die Hälfte seines Reizes hat diese Gestalt dadurch verloren. Reiflingen ist für das Militär, was Strizow für's Civil, aber den Rock mit rothem Kragen darf man jenem nicht nehmen.

— **Die Gesellschaft des Meiningen'schen Hoftheaters hat in Berlin** einen Gastspielcyklus eröffnet, welcher mit einem neuen Meisterwerke der Inszenirung, mit der Schiller'schen „Wallensteintrilogie", begann. Selbst Diejenigen — so wird uns geschrieben —, welche sich bisher gegen den übertriebenen Realismus der Meininger ablehnend verhielten, gaben sich willig der Fülle malerischen und plastischen Reizes gefangen, welcher alle die Theile des gewaltigen Dramas gleichmäßig durchdrang, zumal die oberste Leitung der Gesellschaft eingesehen hat, daß dauernde künstlerische Erfolge nicht allein durch prächtige Kostüme und „echte" Requisiten zu erzielen sind, daß vielmehr in diesen Kostümen auch tüchtige Schauspieler stecken müssen, damit der Geist der klassischen Dichtung über dem geräuschvollen Beiwerk triumphiren kann. Die stolzen Verse Schiller's, welche jedem Gebildeten geläufig sind, kamen in ihrem romantischen Schwunge wie in ihrer ehernen Plastik zu ungeschmälerter Geltung. Wenn man von den Damen absieht, so wurde von den Schauspielern etwas Schlechtes überhaupt nicht geboten; einige — wir meinen nur die Herren Nesper (Wallenstein), Weiser (Illo), welcher Letztere in den „Piccolomini" den Sieg entschied, und Richard (Octavio Piccolomini) — erfreuten sogar durch Meisterleistungen. Der farbige Glanz des szenischen Rahmens und die strenge Durchführung des historischen Kostüms und Apparats durch alle drei Theile setzte für Manchen erst den geschlossenen Organismus der gewaltigen Trilogie in ein helleres Licht. Freilich hätte in dem derben Naturalismus der Lagerszenen Manches gemildert werden können. Die ewige Beweglichkeit der Komparsen, welche beim ersten Anblick imponirt, wirkt auf die Dauer doch unheimlich. Es kann nicht die Aufgabe der Bühne sein, das Leben selbst darzustellen, sondern sie muß sich damit zufrieden geben, den Schein des Lebens erreicht zu haben, schon deßhalb, weil der Natur ein ungleich größerer Raum zu Gebote steht, als ihn die Bühne übrig hat. In einen engen Rahmen zusammengedrängt, erscheinen die Aeußerungen des Lebens in doppelter Wirkung, und deßhalb müssen die Töne gedämpft werden. Auch verlangt das durch unaufhörliche Bewegungen überreizte Auge ab und zu einen Ruhepunkt. Dieses Grundgesetz szenischer Kunst war in den beiden anderen Theilen der Trilogie besser beobachtet worden. Hier boten sich dem Auge oft Gruppen von statuarischer Ruhe, welche sich von dem pittoresken Hintergrunde mit prachtvollem Effekt abhoben. Den Glanzpunkt der Inszenirung bildete die Bankeszene in den Piccolomini: hier sah man auf den Kredenztischen manches Stück alter Goldschmiedekunst in natura prangen. Und so rührte auch von den Waffen und Armaturstücken manche Schießgabel, manche Muskete, manche Hellebarde und mancher Brustharnisch aus jener wilden Zeit her, welche das Schiller'sche Drama mit divinatorischer Kraft lebendig macht. Bei den Damenkostümen waren gewisse Uebertreibungen zu tadeln. Man hält sich in Meiningen nicht immer an die Durchschnittstrachten der verschiedenen Epochen, sondern man liebt es, jeweilige Auswüchse der Mode für das Charakteristische zu nehmen. Die Trachten der Generale und des Kriegsvolks waren dagegen von seltener Treue und Schönheit. Es war ein hoher Genuß, die Schauspieler sich in diesen malerischen, aber oft recht unbequemen Trachten mit vollendeter Natürlichkeit bewegen zu sehen.

— **Als gelegentlich der hundertjährigen Feier der ersten Räuber**aufführung in Mannheim das Trauerspiel von Richard Voß: „Luigia San Felice", als preisgekrönt aus der Wahl hervorging, kam unter mehreren anderen dramatischen Arbeiten das Schauspiel „Helene" von Mathilde Paar in die engere Wahl und wurde als beachtenswerthes Bühnenstück zur Aufführung am hiesigen Theater bestimmt. Es ist schade, daß man in Anbetracht der bei jener Preisausschreibung gestellten Bedingungen, bei den aus der engeren Wahl hervorgegangenen Stücken zweiter Güte, noch geneigt ist, hochdramatischen Produkten zu begegnen, in denen soziale Verhältnisse mit der packenden Gewalt der „Räuber", des „Fiesko" ꝛc. unsere Gefühle in Bann legen, diese Erwartung erfüllt sich wenigstens bei „Helene" nicht. Dagegen kann man wohl behaupten, daß ein in jeder Beziehung beachtenswerthes Werk in diesem Drama geschaffen ist, welches wohl sicher seinen Weg über die deutschen Bühnen finden wird.

— **Im Stadttheater zu Magdeburg hat das Trauerspiel „Klytämnestra"** von A. Ehlert bei der ersten Aufführung eine sehr ehrenvolle Aufnahme gefunden. Der Verfasser lebt in Osterburg als Privatgelehrter, nachdem er sich dem Studium der Philosophie und schönen Wissenschaften, nicht minder aber auch der alten Klassiker gewidmet und in der Schlacht bei Gravelotte durch schwere Verwundung invalidirt ist. Ein zweites Trauerspiel von ihm, das, gleichzeitig mit der „Klytämnestra" im Druck erschienen, auf nord-altmärkischer Legende basirt: „Emma von Gehlburg", ist bereits erschienen. Ein drittes ist bis auf die Ueberarbeitung fertig, ein viertes im Entstehen.

— **Die letzte Novität des Hamburger Thaliatheaters nennt sich** „Kyritz-Pyritz", Posse mit Gesang und Tanz von Wilken und Justinus. Die Aufnahme derselben war, obschon sie an höherem Blödsinn noch mehr leistete als ihre Vorgängerinnen, eine recht günstige. Zu bedauern ist, daß die Verfasser, deren Witz zuweilen ein sehr schlagfertiger ist, mitunter ihre komischen Wirkungen auf Kosten des guten Geschmackes erzielen. Die Herren lassen drei verwilderte Kyritzer ihren Frauen eine Reise nach Brandenburg vorschwindeln, während sie in Wirklichkeit nach Berlin gehen, wo sie von diesen glücklich wieder erwischt werden, nachdem sie Morgens sechs Uhr von dem „Vauxhall" in das Hotel getaumelt sind. Das ist der Kern der Handlung.

— **Paul Heyse's „Hans Lange" wird im Wiener Burgtheater** demnächst in einer neuen Bearbeitung des Autors, der das Stück in vier Akte zusammengezogen hat, zur Aufführung gelangen.

— **Der Wiener Komiker Knaak am Theater an der Wien feierte** sein fünfundzwanzigjähriges Schauspielerjubiläum unter herzlicher Theilnahme des Publikums.

— **Christine Nilsson und Adeline Patti werden im Herbst eine** Tournée durch die Vereinigten Staaten machen.

Kultur und Wissenschaft.

— **In der Sitzung der k. geographischen Gesellschaft in London** wurde von dem Vorsitzenden der Gesellschaft, Lord Aberdeen, die Mittheilung gemacht, daß die beiden goldenen Medaillen für das laufende Jahr dem Dr. G. Nachtigall, deutschem Generalkonsul in Tunis, und Sir John Kirk, britischem Generalkonsul in Zanzibar, zuerkannt worden sind. Ersterer erhielt die Medaille des Gründers wegen seiner großen Reise durch den westlichen Theil der Sahara in den Jahren 1869 bis 1875, während welcher er die vorher unbekannten Regionen von Tibesti und Baglicmi erforschte und auf einer Europäern vorher ebenfalls unbekannten Route nach Aegypten zurückkehrte. Dr. Kirk wurde die Patronsmedaille für seine langen und unermüdlichen Dienste im Interesse der geographischen Wissenschaft, erstlich als Naturalist und zweitens als zweiter Führer der Zambesiexpedition unter Dr. Livingstone und ebenso für seinen Beistand, welchen er mehreren anderen Expeditionen in Ostafrika während seines fünfzehnjährigen Aufenthalts in Zanzibar geleistet, zuerkannt.

— **Professor Ernst Häckel ist nach sechsmonatlichem Aufenthalt** in Asien wieder nach Jena zurückgekehrt. Häckel ist derjenige deutsche Forscher, von welchem der große Engländer, dessen Tod die gebildete Welt jetzt betrauert, Charles Darwin, in der Vorrede seines epochemachenden Werkes über die Abstammung der Menschen gesagt hat: „Wäre seine ‚Natürliche Schöpfungsgeschichte' erschienen, ehe meine Arbeit niedergeschrieben war, würde ich sie wahrscheinlich nie zu Ende geführt haben. Fast alle die Folgerungen, zu denen ich gekommen bin, finde ich durch diesen Forscher bestätigt, dessen Kenntnisse in vielen Punkten viel reicher sind als die meinen."

— **Die neue Verwaltung des „Freien deutschen Hochstifts" in** Frankfurt a. M., dem in jüngster Zeit wohl in Folge des Dr. Müller'schen Vermächtnisses (500,000 M.) gegen 70 Mitglieder von dort und auswärts beigetreten sind, hat ein Statut ausgearbeitet, welches u. A. die Bestimmung enthält, daß die Oberaufsicht über die Verwaltung des Stiftes von der k. Regierung zu Wiesbaden ausgeübt, im Falle einer Auflösung (wenn die Frankfurter Mitgliederzahl auf 50 gesunken) das Goethe-Haus der Stadt Frankfurt überlassen und das Vermögen einer geeigneten Körperschaft in Deutschland übergeben werden soll.

— **Die deutsche Schillerstiftung hat, laut 22. Jahresbericht ihres** Verwaltungsraths, im vorigen Jahre 43,685 Mark an Unterstützungen verausgabt, und zwar an 29 Personen lebenslängliche Pensionen im Gesammtbetrage von 13,300 M., ferner Zahlungen auf ein oder mehrere Jahre an 67 Personen, zusammen 22,260 M., und einmalige Bewilligungen an 27 Personen 8125 M. Neun Zweigstiftungen haben außerdem aus eigener Hand noch 7100 M. und 2315 fl. ö. W. vertheilt, darunter namentlich die Wiener, welche auch über die Tantièmen der Grillparzer'schen Dramen (2000 fl.) verfügt hat. Die Einnahmen der Hauptstiftung bezifferten sich im vorigen Jahr auf insgesammt 64,350 M. und 3135 fl. 63 kr ö. W. Die Verwaltungskosten haben 5138 M. betragen. Die Holteistiftung, die ein Kapital von 12,447 M. besitzt, hat 550 M. an Unterstützungen verausgabt. Die Zahl der Zweigstiftungen beträgt 24; die stärkste ist die Dresdener, welche 32,680 M. Jahresbeitrag an die Centralkasse abführt; dann folgen die Wiener mit 2800 fl., die Berliner mit 1295 M., die Weimarer mit 1050 M., die Kölner mit 800 M. u. s. w.

— **In der Schlußsitzung des medizinischen Kongresses in Wies**baden konstituirte sich ein „Verein für innere Medizin" mit Wiesbaden als vorläufig ständigem Kongreßorte. Zum Vorsitzenden des geschäftsleitenden Ausschusses wurde Geheimerath Dr. Frerichs in Berlin gewählt.

Industrie und Verkehr.

— **Die Uhr ist mit der Zeit ein Welthandelsartikel von nicht** geringem Belange geworden. Man kann den Werth der jährlich in den Handel kommenden Uhren auf 250,000,000 Mark veranschlagen. Die erste Stelle ob diesem Handel mag noch immer die Schweiz einnehmen, wiewohl die Vereinigten Staaten ihr vielleicht den Rang streitig machen. Während aber in der Schweizer Fabrikation die Taschenuhr weit überwiegend ist, behauptet in den Vereinigten Staaten die Schlaguhr das Uebergewicht. Man berechnet, daß in der Schweiz jährlich 1,600,000 Stück Taschenuhren im Werthe von etwa 70,000,000 M., in den Vereinigten Staaten 2,700,000 Stück Schlaguhren im Werthe von 54,000,000 M. und außerdem Taschenuhren im Werthe von mindestens 16,000,000 M. hergestellt werden. Frankreich fabrizirt für 30, England für 20, Deutschland für 20 Millionen M. Uhren. In der Schweiz sind die Kantone Neuenburg und Wallis, in Nordamerika der Staat Connecticut, in Frankreich Besançon und Paris, in England London, Birmingham und Chester, in Deutschland viele Orte (Schwarzwald, Erzgebirge ꝛc.) Hauptsitze der Uhrenfabrikation, während Leipzig als der Hauptstapelplatz des Uhrenhandels zu betrachten ist. Was die Beschaffenheit und Preise der Uhren betrifft, so sind die englischen und amerikanischen die solidesten und genauesten im Gange, die französischen sind leichter gebaut und legen ein besonderes Gewicht auf Eleganz und Zierlichkeit, während bei den Schweizern mehr die Rücksicht auf Wohlfeilheit vorherrscht, ohne daß aber der guten Beschaffenheit Abbruch geschieht. Die verhältnißmäßig billigsten Uhren liefern aber die Nordamerikaner.

— **Die in Belgien seit dem 1. Oktober eingeführten Postspar**kassen sind in den sechs Monaten, zumeist von Volksschulkindern, so benützt worden, daß bis jetzt 33,858 Einleger ein Guthaben von 115,877 Franken haben.

— **Der Dampfer Alaska von der Guionlinie hat seine jüngste** Reise von Queenstown nach New-York in 7 Tagen 4 Stunden und 24 Minuten zurückgelegt; dieß ist um 3 Stunden und 12 Minuten schneller als die jüngste schnellste Reise des Dampfers Arizona.

Natur.

— **Eine vergleichende Tabelle des Nahrungswerthes verschiedener** Fleisch- und Fischsorten hat Professor Atwater vom „Agricultural College" in Connecticut auf Grund chemischer Analysen aufgestellt, die insofern überrascht, als sie manchen bisher verbreiteten Annahmen widerspricht. Als Basis nimmt der Professor mittleres, weder fettes, noch mageres Rindfleisch an und setzt dessen Nahrhaftigkeit auf 100 fest; es ergeben sich dann fettes Schweinefleisch mit 116, geräuchertes Rindfleisch mit 146, geräucherter Schinken mit 157, gewöhnliches Rindfleisch mit 91,3, Hammelfleisch mit 86,8, Butter mit 124,17, Käse von abgerahmter Milch mit 159, Hühnereier mit 72,2. Von frischen Fischen steht am höchsten der Lachs mit 107,9, spanische Makrele wird zu 105,9, Kabeljau zu 106, eingemachter Lachs zu 107 und gesalzene Makrele zu 111,1 veranschlagt. Austern, die von Vielen für sehr nahrhaft gehalten werden, stellen sich nur auf 21,8, Hummer auf 50,3. Sehr wichtig ist, daß nach dieser Tabelle das Billigste meist auch das Nahrhafteste ist. Die auffallend nährende Eigenschaft der geräucherten und getrockneten Präparate rührt von der Ausdünstung der Feuchtigkeit und der Verdichtung des Zellengewebes her.

Sport.

— **Die Rennsaison in Deutschland, Oesterreich und Ungarn ist** in vollem Betrieb und nähert sich die Frühjahrscampagne bereits ihrem Ende. Der 14. Mai ist der letzte Tag des Budapester Maimeetings und folgen am 18., 23., 25. und 29. Rennen zu Wien. Am 14. und 29. Mai finden zu Berlin auf der Bahn zu Hoppegarten Rennen statt.

— **In England werden die Gemüther durch die Erwartung auf** das Derby (24. Mai) und die Oaks (26. Mai) in Spannung erhalten. Die Great Metropolitan Stakes gewann der vierjährige braune Hengst Fiddler des Herzogs von Hamilton.

— **In Frankreich siedelt der Turf am 14. Mai nach Chantilly** über, woselbst am 14., 18. und 21. Mai Rennen stattfinden.

— **Die großen Brieftaubenvereine haben mit den Reisen für** alte Tauben bereits begonnen. Aus dem Programm der „vereinigten Brieftaubenliebhaber-Gesellschaften" in Aachen erwähnen wir der großen Tour von Chalais nach Aachen (760 Kilom.), zu der am 16. Juni die konkurrirenden Tauben in Chalais aufgelassen werden. Am 28. Mai wird eine Forcetour von Chery (500 Kilom.) und am 30. Juli eine solche von St. Amand (510 Kilom.) geflogen. Der zweite Turnus beginnt am 25. Juni und endigt am 20. August mit der Preistour von Paris (340 Kilom.).

— **Eine Hundeausstellung wird zu Wien vom 28. Mai bis** 4. Juni stattfinden.

— **In Antwerpen wird im August eine internationale Aus**stellung von allen zum Turnen gehörigen Gegenständen, Plänen u. s. w. und ein Kongreß von Turnlehrern zu gleicher Zeit stattfinden.

Mode.

— **Wirkliche Neuheiten tauchen in dieser Jahreszeit nur auf** dem Gebiet der Straßentoiletten auf, dort aber in reichster Fülle. Von Neuem gewinnt das kleidsame Marineblau an Bedeutung. Man fertigt einfache, aber äußerst „chice" Kostüme davon. Da ist z. B. ein allerliebstes Kleid von schwerem, ein wenig rauhem englischem Stoffe. Um den seidenen Rock geht rings ein feingefältelter Volant, die hintere Bahn ist von breitfaltigem Plissé bedeckt, über das eine leichte Draperie fällt, während vorn eine seitwärts hochgeraffte, spitz-zipflige Schürze tief herabfällt. Sehr originell ist die Garnitur der Robe, Tablier und Plissé bordirt, ein Schrägstreif, auf den kräftiger Soutache in schmalen Längsstreifen gesetzt ist und der jedesmal in eine kleine Schlinge ausläuft. Die Taille, die nach dem neuesten Gebot der Mode auf den Seiten sehr kurz, nur hinten und vorn in längerer Schneppe enden darf, zeigt am unteren Rande wie am schrägen Schluß den gleichen Soutachebesatz, dessen Schlingen die runden besponnenen Knöpfe fassen. Auch der fast militärisch-hohe Kragen hat dieselben Soutachelinien und eine schwarze, golddurchzogene Rüsche statt der üblichen weißen oder crêmefarbenen. Wunderbare Muster auf glänzenden Stoffen soll uns der Hochsommer bringen, Stoffe, die nur Die tragen können, welche auf der Höhe der Eleganz stehen und nicht ängstlich die goldene Mittelstraße verfolgen. Alle Blumen der heißesten Jahreszeit, ja sogar Gemüse werden sich auf den baumwollenen Satins und Percals in buntester Pracht entfalten. Als Grund wird lorbeergrün besonders en vogue sein und gelbe Sonnenblumen, leuchtende Tulpen, Päonien und — Artischocken wollen sich einzeln oder en famille darauf ansiedeln. Doch nicht der glatte Rock mit geblümter Draperie und Taille ist mehr ausschließlich modern; im Gegentheil, man verwendet die Stoffe geradezu entgegengesetzt. Der Rock mit seinen Riesenblumen und der breiten Resse aus glattem Material wird mit einem seitwärts sich öffnenden, sehr faltenreichen Ueberwurf von einfarbigem Stoff vervollständigt; die gleiche Taille Louis XV. hat einen großen Kragen und breite Aufschläge von heller Stickerei.

Gestorben.

— Josepha Seher, geb. Zimmer, einst ber. Opernsängerin, in Preßburg, 83 Jahre alt, Mitte April.

— Geh. Medizinalrath Professor Karl Haubner, ber. Veterinär, am 17. April, in Dresden, 76 Jahre alt.

— Tuiskon Ziller, Professor der Pädagogik an der Universität Leipzig, am 20. April, 63 Jahre alt.

— Karl Heinrich Möller, Professor und Mitglied der Akademie der Künste, Bildhauer, in Berlin, am 21. April.

— Dr. J. K. W. Batke, Professor der Theologie, bek. Hegelianer, 76 Jahre alt, am 21. April, in Berlin.

— Sir Henry Cole, vorm. Direktor des Süd-Kensingtonmuseums und Generalinspektor des Departements für Kunst und Wissenschaft, am 25. April, in London, 74 Jahre alt.

— Professor Dr. Hünefeld, Mineralog, Senior der Universität Greifswald, 84 Jahre alt, am 25. April.

— Professor Johann Karl Friedrich Zöllner, Physiker und Astronom, in Leipzig, 49 Jahre alt, am 26. April.

— Graf Rudolph Friedrich Stadion, Chef der Friedericianischen Linie des Hauses, 74 Jahre alt, am 26. April, in Wien.

— Hofrath Dr. Joseph Ritter v. Aschbach, Professor der Geschichte an der Universität Wien, am 27. April, 82 Jahre alt, in Wien.

— Innocenz Fraccaroli, Bildhauer (Dädalus, Villafranca, Morgenröthe Italiens), 77 Jahre alt, in Mailand.

Der Garten der Villa Borghese.

(Hiezu das Bild S. 633.)

Die herrliche Villa Borghese, der nur die Villa Pamfili in Rom den Rang streitig macht, ist das Lieblingsziel der abendlichen Spazierfahrten der Römer, die, nach einem langen Giro im Park, durch die Porta del Popolo zurück zu den schönen Gartenanlagen des Pincio empor, dann hinab durch den Korso wohl noch einmal zurück zur Villa fahren. Garten und Villa sind dem Besuch auf's Liberalste zugänglich gemacht, ja im Oktober veranstaltet der reiche Besitzer sogar große Volksspiele, Wettrennen, Stangenklettern, Tombola. Paul's V. Neffe, Kardinal Scipio Borghese, legte diese fast eine Quadratmeile große Besitzung an, die noch jetzt den Fußgängern die köstlichsten Waldpartieen und Baumgänge darbietet, wenn auch neuklassischer Zopf und englischer Gartenstyl das ursprüngliche Gepräge verwischten. Durch ein Prachtthor tritt man in den herrlichen Garten ein und kommt nach einer kleinen Wanderung an eine reiche Waldung, wo links die vom Fürsten für sich reservirten Gartenanlagen liegen, während rechts eine herrliche Allee immergrüner Steineichen zu einer hübschen Kapelle und einem offenen Rundtempelchen führt, von wo sich uns eine reizende, malerische Perspektive bietet, an deren Ende ein schöner Springbrunnen mit vier Meerpferden sich aufbaut. Diesem gegenüber dehnen sich schöne Waldungen mit Fußwegen bis zum Statuenkasino hinab, welches, eine der großartigsten Juwelensammlungen antiker und moderner Kunst, den Namen der Borghese an manches herrliche Kunstwerk für alle Zeiten knüpfen wird und dadurch unsterblich macht.

Die Barbarossahöhle (Falkenburgerhöhle).

(Hiezu das Bild S. 636.)

Eine der großartigsten Höhlen ist die erst vor wenigen Jahren im Kyffhäuser entdeckte Barbarossahöhle unter der Falkenburg unweit Frankenhausen.

Sie ist in der Weihnachtswoche 1865, als man einen 1860 begonnenen Stollen im Interesse des Bergbaues auf Kupferschiefer weiter in den Berg hineintrieb, entdeckt worden. Dieser Eingangsstollen ist 565 Fuß lang und führt erst durch grauweißen Gyps, sodann durch glatte Stinksteinplatten, hierauf folgen in kurzen Strecken Mergelmassen und Gypsbruchstücke, die am Ende des Stollens eine feste Mauerung erforderten. Nachdem man den Stollen zurückgelegt hat, so tritt man in die prächtig gewölbte Höhle ein, die mehrfach bis zu 20 Fuß, an den höchsten Punkten 80 Fuß Höhe besitzt, an vielen Stellen 100 Fuß breit und im Ganzen 2 Kilometer für den Besucher erschlossen ist. Den größten Theil der Höhle kann man sehr bequem durchwandern, doch steigt man an einzelnen Punkten auch aufwärts.

Zunächst wird man von den Führern nach den rechten und östlichen Seitenflügeln geführt, welche sich durch ihre eigenthümlichen Grottenbildungen ganz besonders auszeichnen.

Nachdem wir unsere Wanderung begonnen haben, macht uns auch schon der Führer darauf aufmerksam, daß sich zur linken Seite in dem dunklen leeren Raum ein kleiner See befindet. Durch einen Steinwurf kann man sich überzeugen. Fast unmittelbar darauf folgt auf derselben Seite ein zweiter See, an dessen Ende wir auf dem Damme zwischen diesem und einem dritten Halt machen. Im Ganzen besitzt die Höhle neun solche kleine Seen, jeder mit hellem, klarem Wasser, so daß man die auf dem Grunde liegenden Steine für die an der Oberfläche liegenden halten kann. Auch muß man vorsichtig dem Führer folgen, weil es sonst sehr leicht möglich ist, einmal in das Wasser hinein zu gerathen.

Hier zündet der Führer bengalisches Feuer an und das Auge weidet sich an dem bezaubernden Anblicke. Die wunderbaren Gebilde an den Deckenwölbungen und Wänden, sowie der Spiegel auf dem krystallhellen, nicht unter acht Fuß tiefen Wasser wirken bei dieser Beleuchtung auf den Besucher großartig schön, so daß selbst ein an Ueberraschung aller Art Gewöhnter sich eines staunenden Ausrufes nicht enthalten kann.

Man wendet sich von hier wieder zurück, dem Eingange der Höhle zu, und gelangt zur Linken weiter an einen auffallend breiten Höhlenbau, von dessen Decke große Gypslamellen herabhängen, ähnlich schweren Speckseiten und gegerbten Fellen. Jeden Augenblick kann man glauben, daß ein Stück herabstürze. Diese Befürchtung ist jedoch grundlos. Gehen wir von hier aus weiter rechts, an einem kleinen See entlang, so haben wir den schönsten Punkt, den uns die Höhle bietet.

Unbeschreiblich großartig, wie man sich die Unterwelt nicht schöner denken kann, zeigt sich hier die leider nur wenige Minuten hell erleuchtete Höhle dem erstaunten Besucher. Leider wie überall so treibt auch hier der Führer zum Aufbruch, um wieder neue Züge von Fremden herein zu führen.

So blieb auch mir nur wenige Zeit, indem ich mich von meinen Freunden absonderte und mit einem Licht in der Hand einen schönen Standpunkt suchte, um mit wenigen Strichen den Kontur dieses großartigen Gebildes zu skizziren.

Aus der heraldischen Ausstellung in Berlin.

(Hiezu das Bild S. 640.)

Unter den fast viertausend Nummern der heraldischen Ausstellung — über die diese Blätter in voriger Nummer eine Schilderung aus berufener Feder brachten — sind es vor Allem zwei zu glänzenden Kollektivausstellungen zusammengefaßte Gruppen, auf die sich das Interesse des großen Publikums in erster Linie konzentrirt: der Hohenzollernsaal und das heraldische Zimmer, die wir heute im Bilde unseren Lesern vorführen.

Ein Gang durch den Hohenzollernsaal mit seiner Fülle kostbarer und interessanter Gegenstände, mit seinen Waffen, Pretiosen, Dokumenten, Siegeln und Trophäen ist ein Gang durch die Geschichte eines halben Jahrtausends; von den uralten Siegeln und Urkunden der Burggrafen von Nürnberg bis zu dem Adler von Versailles, der aus Flicken und Goldpapier für die Kaiserproklamation von 1871 improvisirt wurde, ist Alles hier vereinigt, was Zeugniß ablegen kann von dem allmäligen Aufwachsen des mächtigen Hohenzollernstammes.

Den Mittelpunkt des ganzen Arrangements bildet der Thronsessel, den Friedrich I. bei der Krönung in Königsberg benützte; rechts und links flankiren ihn zwei herrliche Rüstungen, deren eine das Reichspanier hält. Im Hintergrunde glänzen auf faltenreich sammetnen Postamenten die Modelle der deutschen Kaiser- und Kaiserinnenkrone, während zu Füßen des barocken Krönungsstuhles, überragt von dem goldenen, federumwallten Reichshelm, der Kommandostab und das Richtschwert der preußischen Könige liegen

Wie die Hohenzollernausstellung der Bereitwilligkeit der königlichen Behörden die Geschlossenheit ihres Eindruckes verdankt, so das heraldische Zimmer dem freundlichen Entgegenkommen zweier Privaten (der Herren Rittmeister A. v. Keller und Rath Warnecke in Berlin), die durch Herleihung der kostbarsten Prunkstücke ihrer Sammlungen und ihres Hausrathes ein wahres Schmuckkästchen geschaffen haben.

Feinstes Gefühl in der Abstimmung der Farben und Geschick in der nicht übertriebenen dekorativen Ausstattung haben sich vereinigt, um aus den Erzeugnissen des modernen Kunsthandwerks und den Erbstücken vergangener Jahrhunderte ein Ganzes von harmonischer Wirkung und überaus malerischem Reiz zu schaffen. Durch die bunten, wappengeschmückten Glasfenster fällt gedämpftes Licht; aus dem Dunkel der Ecken glänzen alte Rüstungen mit Helm und Spieß; auf den Eichensimsen prangen zinnerne „Willkommen", jene alten, mit Schaumünzen behangenen Riesenpokale der Zünfte und Innungen, und an den mit Gobelins und Wappen behangenen Wänden bilden Turnierlanzen, Hellebarden, Partisanen, Zweihänder und Helme eine Trophäe, die würdig und ernst genug dieses Gemach beherrscht, das dem Kultus einer ruhmreichen Vergangenheit geweiht ist, aus deren blutgetränktem Grunde die Eiche des deutschen Reiches emporwuchs. Noch birgt ein zierlicher gothischer Schrein, dessen fein ornamentirte Flügelthürchen das Wappen Derer von Keller tragen, ein Kleinod von rührend-tragischem Interesse; auf dunklem Sammetgrunde ruht eine Ehrenkette (15. Jahrh.), die einst ein Bürgermeister Waldmann von Zürich, der fälschlich des Hochverraths beschuldigt war, vom Blutgerüste herab seinem Freunde übergab, eine Reliquie, die sich vererbte von Geschlecht zu Geschlecht, geehrt und geheiligt als ein theures Vermächtniß der Unschuld und der Freundschaft.

Aug. H. Plinke.

Mai.

(Hiezu das Bild S. 644.)

Wunderbare Zeit der Wonne,
Du des Jahres reichster Gast,
Daß das Herz nicht deiner Sonne,
Deiner Fülle Segen faßt;

Du mit deiner namenlosen
Und verschwenderischen Pracht,
Zeit der Liebe und der Rosen,
Die den Schmerz zur Freude macht:

Lasse deine Zauber wallen
Endlos durch die laue Luft,
Durch das Lied der Nachtigallen
Und durch deiner Blumen Duft.

Denn wie auch im Weltgetriebe
Zeiten kommen und vergehn:
Von der Rosenzeit der Liebe
Bleibt ein ew'ger Glanz bestehn.

Fr. Xav. Seidl.

Entstehungsgrund von deutschen Redensarten.

Von

Friedrich Urwinger.

Gemalte Ahnen zählen nicht.

Nur dem Wahren gebührt das Recht. Das Wort beruht auf der Adelsertheilung der Fürsten. Jeder Landesherr kann zwar den niedern Adel ertheilen, ist aber hinsichtlich der Vorrechte des alten eingeschränkt. Diese vermag er nur insoweit zu geben, als selbige von ihm abhängig erscheinen. Er pflegt dieselben auch auf die Weise zu übertragen, daß er im Gnadenbriefe vier, acht, sechzehn adelige Vorfahren schenkt. Dergleichen fingirte (gemalte) Ahnen gewähren aber, wie bemerkt, keineswegs sämmtliche Befugnisse des alten Adels.

Ein Bärenhäuter sein.

Ein fauler Mensch. Der Teufelssage entlehnt, daß Derjenige, welcher sich dem Teufel verschreibt, eine siebenjährige Probezeit durchzumachen hat. Er mußte während derselben statt des Mantels eine Bärenhaut umlegen, d. h. ein faules, thatenloses Leben führen.

Er zittert wie Espenlaub.

Ein altes Wort. Nach der Legende ist das Zittern des Espenlaubs eine Strafe für den Hochmuth des Baums. Als noch der Herr auf Erden wandelte, beugten sich alle Bäume vor ihm, nur die Espe nicht, wofür sie mit ewiger Unruhe bestraft wurde. Die Schottländer und Schweden glauben, der Baum könne deßhalb nicht ruhen, weil das Kreuz Christi aus seinem Holze gefertigt worden sei.

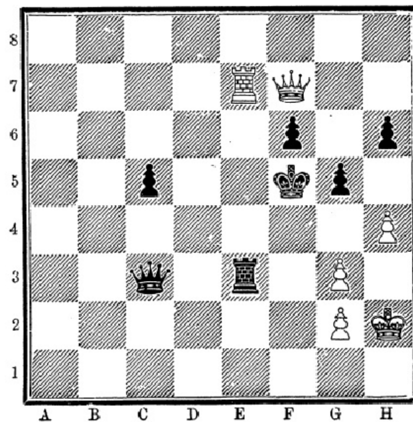


(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 177.

Schluß einer Partie zwischen J. Dufresne (Weiß) und C. Schultz aus Hannover.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und gewinnt. Durch welche Züge?

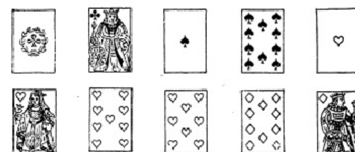


(Redigirt von A. Hertefeld.)

Aufgabe Nro. 35.

Skat.

Sie sitzen in der Hinterhand und reizen auf Tournée.



Sie tourniren Eichel-Acht und finden Schellen-Ober.

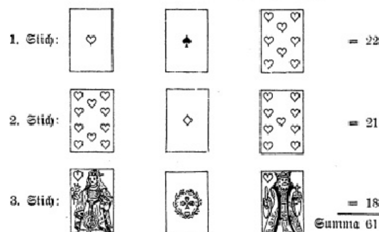
1) Was legen Sie ab?

2) Die Vorhand spielt Schellen an. Die Mittelhand nimmt mit dem Aß und spielt nach. Sie nehmen mit der Zehne, die Vorhand sticht mit Atout-Zehne. Sie gewinnen dennoch mit 61. Wie war der weitere Verlauf des Spiels?

Auflösung der Aufgabe Nro. 33.

Skat.

Die Mittelhand hat kein Roth. Die Vorhand zieht:



Spiel-Briefwechsel.

Hrn. Georg Fr. in Leipzig. Nach Ihrer Lösung hat der eine Spieler kein Roth, der andere kein Schellen. Es ist aber einfacher und natürlicher, die Hinterhand spielt Schellen an, die Vorhand nimmt mit Daus und zieht Roth nach, das abermals von der Hinterhand gestochen wird. Natürlich ist Ihre Lösung ebenfalls richtig.

A. L. in Dirschau. Nicht richtig! Die Hinterhand hat Roth gestochen, kann also nicht den rothen Ober nachziehen.

Treff-Junge in Hamburg. Sie sind in denselben Fehler verfallen.

Toh's E. B. in Hamburg. Ihre Auflösung ist richtig. Nur muß es nicht heißen: „Hinterhand spielt aus", sondern „Vorhand". Die Hinterhand kann doch bei Beginn eines Spiels nicht ausspielen! — Besten Dank für die Aufgabe. Wird benützt. Ein kleines Atout bei der Vorhand und die Aufgabe kann auch ohne die beiden Jungen gelöst werden.

A. Kussin in Stettin. Nachdem die Hinterhand schon auf den ersten Stich gewimmelt hat, wäre es doch sehr falsch, so niedrig zu stechen.

E. M. L. Pf. in Wermelskirchen. Spieler muß mit dem niedrigsten Jungen stechen. Das Andere ist unrichtig!

A. B. in Bamberg. Besten Dank, sehr interessant! Hinsichts der Whistaufgaben sind Sie im Irrthum. Keine Spitzfindigkeiten, sondern Theorieen, deren Richtigkeit wir nachzuweisen suchen. Lesen Sie die Lösung und geben Sie uns Ihre Ansicht.

Hrn. Aug. Storm in Breslau. Sie haben Recht, ein guter Spieler sticht mit dem Jungen. Da wir aber bei der Lösung nicht Fehler in Anschlag bringen, so ist Ihre Lösung nicht richtig. Grand ist auch verloren.

Skatfreundin in Hamburg. Besten Dank, soll benützt werden. Lösung richtig.

Hrn. Hennicke in Straßburg. Anstatt den König „einen König“. Nach Ihrer Lösung den „Schellen“.

Hrn. Neumann in Berlin. Mit einer solchen Karte (zwei Wenzel, worunter der höchste) und drei Aß können Sie doch „Grand“ spielen, noch dazu in der Vorhand? Jedenfalls ist Grand sehr viel besser, wie ein solcher Null, der dem Selbstmord gleichkommt. Senden Sie uns doch Ihre Auflösung.

R. W. 17 in Dresden. Besten Dank. Wir bitten um weitere Zusendung.

Counteß Savern in Ulm. Sie haben Recht! Die blanke Zehn hier oder im Schellen.

Mr. d'Emont in Stuttgart. Muß es denn der grüne König sein? Schellen-König und dann dritter Stich Schellen-Zehne.

E. Schmidt. Zu viel für den Briefkasten. Wir werden den Fall als Aufgabe stellen.

Th. German in Berlin. Richtig, wenn auch nicht in unserem Sinne.

Bulgo in Weimar. Ad 1) richtig; ad 2) nicht richtig. Ihre Lösung involvirt einen groben Fehler des Spielers.

W. S. in Remagen. Die erste Lösung ist richtig. Bei der zweiten hegen wir Bedenken. Es wäre sehr die Frage, ob ein guter und vorsichtiger Spieler mit dem König einsticht. Wir würden nur mit einem Jungen stechen, um an das Spiel zu kommen. Selbst wenn alle Atouts in einer Hand dagegen, so gibt der Spieler nur zwei Stiche ab, die nie mehr als 40 Points ausmachen können, da der Gegner bloß 2 Stiche bekommt und nur Eichel-Aß, Schellen-Aß, Grün-Zehne und rothen König zum Wimmeln hat.

Hrn. A. Exner. Lösung richtig. Grand ist keineswegs sicher. Sie geben drei Stiche ab, zwei Eichel- und einen Schellen-Stich. Die Gegner haben Aß und Zehne in Grün zu wimmeln, auch den grünen König, event. auch den rothen Ober. Sie verlieren somit nicht 57 Augen, sondern 60—63. 1. Stich: Eichel-Neun, Aß, Grün-Aß = 22. 2. Stich: Eichel-Zehne, Ober, Grün-Zehne = 23. 3. Stich: Schellen-Aß, König, rother Ober = 18, Summa 63, und der Grand ist verloren.

Rösselsprung Nro. 10.

bei	zähl'	le	bald	schwebt	letz-	sten	dir
zwei	zum	mir	mir	wir	so	leicht	ten
er-	bleib'	haft	al-	vom	sang	auch	trö-
spiel	o	was	leins	bang	uns	mai	und
komm'	vög-	kein	laub	te	fröh-	du	lied
wal-	nes	dich	lich	blätt-	und	bit-	ich
gen	auf	und	luft	von	her	chen	gehst
kei-	des-	einz'-	dir	mehr	wie	sag'	ich

Räthsel.

Es ist ein nützlich Instrument,
Das meine Eins und Zwei dir nennt;
Wie es genau den Ton kann messen,
Braucht's Fürst und Bauer auch beim Essen.

Die Drei und Vier gibt einem Ort
Erst wahren Werth durch Lied und Wort,
Und will dem Geisterreich verbinden,
Was noch auf Erden ist zu finden.

Das Ganze lebt zwar nur vom Raub,
Doch über niedern Erdenstaub
Versucht es oft mit seinen Schwingen
Zum Himmel kühn emporzudringen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 30:

Strauß.

Zifferräthsel.

14. 6. 3. 11. 7. ist ohne Anfang und Ende.
9. 1. 9. 6. 11. 12. König der Westgothen.
11. 8. 11. chinesische Stadt und Fluß.
7. 3. 3. 1. 3. Lebensprinzip der Menschen und Thiere.
3. 11. 7. 4. 3. 3. 6. es gibt nur eins an jedem Pol.
6. 3. 11. 7. ein ausländisches Nahrungsmittel.
13. 3. 11. 5. 3. ein deutscher Baum.
11. 7. 4. 11. 5. Hafenplatz in Bithynien.
1. 3. 5. 3. 6. präparirte Haut.
2. 9. 1. 1. 3. eine deutsche Universitätsstadt.
3. 11. 5. 3. 6. ein Fluß Norddeutschlands.
1. 9. 10. 9. 6. 3. 8. 2. ein Zufluchtsort für Kranke.
4. 3. 11. 7. 3. ein einheimischer Vogel.
5. 9. 6. 4. ein wichtiges Lebensorgan.
3. 9. 3. 4. 11. 8. ein Einsiedler.
6. 9. 7. 3. 6. 3. 11. eine verzweifelte Gemüthsstimmung.
3. 6. 5. 3. ein Planet.
6. 9. 5. 11. 3. 7. 10. eine schmackhafte Wurzel.
7. 3. 11. 5. 3. 1. ein Trinkgefäß.
8. 6. 15. 16. 16. 3. 1. Delikatesse.
3. 4. 4. 9. ein weiblicher Vorname.

Die Anfangsbuchstaben von oben mit den Endbuchstaben von unten bezeichnen einen sehr berühmten Herrscher.

Auflösung des Bilderräthsels 30:

Gib mer a mol an Kuß, Marieche, und sei net ima so spröd.

Bilderräthsel 32.

Briefmappe.

Hrn. Karl W—g in Berlin. Nein, nicht den äußeren Menschen; der Verfasser verlangt, daß über der Spezialität, durch die der Einzelne sich hervorthut, nicht das Ganze vergessen werde und daß man deßhalb die übrigen Fähigkeiten ebenfalls zur Ausgleichung ausbilde.

Hrn. M. N—t. Das B. D. kann auch dort angewendet werden. In ein Abonnement auf Shakespeare, mit Illustr. von Gilbert, können Sie noch jetzt eintreten.

Hrn. F. K. in Prag. Sie müssen sich an die Autorin wenden.

Hrn. A. E. in Riga. Durch die Güte des Hrn. Buchhändler Taddel erfahren wir zwei Titel: Dörn, Die Aussprache der deutschen Buchstaben, Berlin, Liebel, 1879, und Stockhausen, Der Buchstabe G. Frankf., Alt & Naumann.

Olga in Mähren. Die Association of German governesses in England. 16 Wyndham Place Bryanston Square, London W., wird Ihnen Auskunft geben.

Hrn. Pet. in Kobl. Es wird der bekannte Georgsthaler sein, den man jetzt in billigen Nachbildungen als Anhängsel verkauft.

Hrn. R. v. St. in H. Nicht für uns geeignet. Frankiren!

M. H. und L. H. in Lübeck. Zwei Wohlthäter oder -innen wünschen zu wissen, wohin man sich zu wenden habe, um gesammelte Briefmarken zu einem guten Zwecke zu verwenden.

Hrn. Julio L. in A. (Südam.). In versch. Jahrgängen Bilder gebr. — Unguentum hydrargyr. coerul. fortius wird nach zwei Vorschriften bereitet: 1) Quecksilber 2 Theile, Cacaobutter, Schweinefett je 1 Theil werden in einem steinernen oder eisernen Mörser so lange zusammengerieben, bis man mit dem bewaffneten Auge (Loupe) keine Quecksilbertheilchen mehr erkennen kann. 2) 100,0 Quecksilber werden mit 20,0 alter Quecksilbersalbe so lange gerieben, wie bei Nro. 1, sodann wird eine erkaltete Mischung von 80,0 Schweinefett und 10,0 weißem Wachs hinzugemischt. Mit alter „Rancides“-Salbe geht das Tödten (Extinguiren) des Quecksilbers weit rascher von Statten als bei Nro. 1. Die Hauptsache ist langes, kräftiges Reiben bei niederer Temperatur.

Drei alte Junggesellen in Aachen. Der Uhr schadet es nicht, aber an das Ticken gewöhnt man sich schon nach wenig Tagen, wie an ein Mühlrad. Bestäuben der Blätter mit pers. Insektenpulver.

Hrn. Wladimir B. in Frankf. Ihr Gedicht soll in unseren „Romanen aller Nationen“ mit einigen rhythm. Aenderungen zum Abdruck kommen.

Hrn. Jos. Sch. in L. Das Buch verschafft Ihnen jede Buch- oder Antiquariatshandlung in Oesterreich wie in Deutschland.

Hrn. Dr. W. K. in Meran. Das Bild der Malibran hat E. H. Schröder's Kunsthandlung in Berlin, Wilhelmstr. 91, für 2 ℳ — Das Wort O. haben wir nicht gefunden — vielleicht mit Ho — Waffenlehre.

Hrn. J. G. in C. Die Frage, wie der Hase mit Ostern zusammenhänge und weßhalb man den Hasen Eier legen lasse, ist oft aufgeworfen, auch in unserer Briefmappe, ohne jedoch eine Lösung gefunden zu haben.

Frau Joh. v. Harst. Steinkopf in Stuttgart, Velhagen & Klasing in Leipzig. — Ems.

Hrn. A. S. in K. Wir müßten den „armen Kleinen“ zuerst selbst kennen. Er hat sich nicht genannt.

Aurelia Ch. in W. Wir freuen uns sehr auf die hübschen Gesichter. — Richtig.

Edgar in Hannover. In Afrika der Strauß, welcher die Schmuckfedern liefert, in Südamerika und Neuholland eine kleinere Gattung. Ueber den Strauß hat der verstorbene Konsul Mosenthal eine sehr interessante Schrift erscheinen lassen: Ostriches and ostrich-farming. Lond. 1876.

Alter Abonn. in Gladbach. Eine Biographie von Graf Strachwitz existirt unseres Wissens nicht.

Zwei westphäl. Mäuse. Nein, die Dame kann zuerst die Hand reichen. Sie braucht nicht aufzustehen. Das Anreden hängt von der Situation ab; unter sehr Bekannten auch zuerst.

Vielgeneckte Holländerin. Wir werden Ihre Nöthen unserem Redensartenerklärer senden.

Fr. A. B. in Erf. Wir danken für die Mittheilung, daß Sebastian Hensel in seiner Villa im Westend (Berlin) wohnt.

Hrn. Frank. in Ph. Wir müssen Sie wegen der Folgen warnen, wenn wir gleich glauben, daß es in einzelnen Fällen möglich ist, durch Opferung großer Summen solche Ziele zu erreichen, aber dann ist der gerade Weg immer der beste. Keine Zwischenhand!

J. H. M. in Triest. Das „Illustrated Magazine“ erscheint seit 1880 nicht mehr. Geben Sie uns Ihre genaue Adresse an, dann werden wir Ihnen ein Verzeichniß der erschienenen Jahrgänge mit Preisangabe franko per Post übersenden. Die ersten zwei Jahrgänge sind im Preise bedeutend ermäßigt.

Abonnent in L., Pfalz. Nein. Ist es denn ein so großes Uebel?

Hrn. H. R. in Remscheid. Wie man Silber und Gold überhaupt reinigt? Der Numismatiker A. Heß in Frankfurt a. M., 53 Bockenheimer Landstraße, dürfte Ihnen in beiden Punkten die beste Auskunft geben.

Landfrau in Hochstädt. Strafanstalten mit der genannten Beschäftigung kennen wir nicht. Die beiden anderen Fragen liegen außer unserem Bereich.

Hrn. H. R. in Breslau. Man schmilzt zur hektographischen Masse 100 Gr. feinste Gelatine mit 400—500 ccm. frisch gefälltem schwefelsaurem Baryt im Wasserbad, setzt unter fortwährendem Umrühren 100 Gr. Dextrin und je nach der Konzentration 1000—1200 Gr. Glycerin hinzu, läßt unter gleichzeitigem Umrühren die Masse so weit abkühlen, daß sie noch gut fließt und gießt sie dann in einen flachen Blechkasten, in welchem sie erstarrt.

Hrn. W. J—n in Stockholm. Sie wählen sich am besten Ihren Badeort in A. Weiß, Ostseebadeorte, Rudolstadt, fürstl. Hofbuchdr., 1881, wo Sie auch die Preise finden.

Eiflia. Der Einsendung steht nichts entgegen.

Hrn. L. C. in K. Sie finden die Bedingungen der Pepinière in Berlin in Meyer's Konversations-Lexikon, Bd. XII., S. 705.

Hrn. K. L. in M. Julius Wolff lebt als Schriftsteller in Berlin. Dieß seine Adresse.

Hrn. G. R. in Hamb. Oesterr. Generalstabsbericht über den Krieg in Italien, 1859. Wien, 1872—76. Z. wissen wir nicht.

Hrn. W. Ein.. in P. Raab's Spezialkarte der Eisenbahnen Mitteleuropas mit Ortsverzeichniß 5 M. 10 Pf. — Zimmerfontänen sind zu beziehen vom Gas- und Wasserleitungsgeschäft in Stuttgart.

Zwei Backfische in Portugal. Setze Dich zu mir — mit dem geschlossenen Fächer auf den Platz zeigen. Den Fächer überreichen — bedeutet: Du gefällst mir außerordentlich. Wir empfehlen Ihnen: „Die Sprache mit dem Fächer“, von Fenella. Erfurt, Bartholomäus.

Hrn. H. B. in Nürnberg. Eispomade wird bereitet aus Huile antique von Rosen und Tuberosen je 32, Orangenblüten und Wallrath je 16; ist aber nicht zu empfehlen, da Wallrath auf dem Kopfe viel Schmutz erzeugt.

The German in Berlin. Zu „85 Jahre in Glaube, Kampf und Sieg. Ein Menschen- und Heldenbild unseres deutschen Kaisers von Oskar Meding, herausgegeben von Carl Hallberger“, ist eine prachtvolle Decke vorhanden, die Sie von jeder Buchhandlung beziehen können.

Hrn. O. B. in B. Die eigenthümliche Erscheinung der Schreibart des Wortes „Großherzog“ auf den hessischen Thalern ist auch schon von Anderen bemerkt, aber nicht erklärt worden.

Hrn. Ref. S. in Berl. Wir werden seinerzeit, d. h. im vorigen Jahre, in der Briefmappe abgelehnt haben.

Hrn. C. M. in Hamb. Die Twietmeyer'sche Buchhandlung in Leipzig kann Ihnen eine solche Fachschrift verschaffen, wenn eine existirt.

Ungarischer Abonnent in Wien und N. H. in Raab. Der in unserer Romanbibliothek erschienene Roman ist von dem Verfasser nach einer ihm von einem Ungarn gegebenen Notiz betitelt. Er soll also Rezsö heißen? In unserem ungar. Lexikon steht bei Rudolph wieder Rudolf.

Rustikus. Der gute Ton in allen Lebenslagen. Berlin, Franz Ebhardt. 10 ℳ.

Hrn. H. Bronns in E. (Holland). Goldelse ist in der „Gartenlaube“ erschienen.

Hrn. O. K. in Dr. „Jeder“ oder „je“ den vierten Theil.

Hrn. Jac. in N. Pr. Von dem Dorfe Roquefort, Dep. Avignon, wo diese Käse bereitet werden.

Hrn. Dr. Rud. B. in S. In dem Kochbuch von A. Kux (Berlin, F. Dörner) stehen mehrere Rezepte zum Kochen und Einmachen des Rhabarbers.

Frl. R. B. in L. Nach einer Mittheilung von M. E. existirt doch eine Vervielfältigung unseres Bildes „Die sterbende Mutter“ von Piloty, und zwar in einem Stich von A. Schultheiß, aber unter dem Titel: „Frühläuten“.

Frankfurter. D. a. St. erklärt sich von selbst. Bl. H. wollen wir noch näher untersuchen.

K. Y. in Z. Wenden Sie sich mal an E. A. Seemann in Leipzig.

Hrn. J. S. in Alt. Die Musikhandlung von Bote & Bock in Berlin müßte Ihnen doch Auskunft geben können.

Frl. A. B. in H. Die Frage ist zu allgemein. Schon das Konvers.-Lexikon dürfte Ihnen dienen, dann aber Ransonnet-Villez, Ceylon. Brschw. 1868.

Erica vulgaris in Oporto schreibt uns im Anschluß an den Artikel: „In den April schicken“, daß dieß auch in Portugal und Spanien stark im Brauch sei. „O enganar“ ist eine besondere Liebhaberei der Portugiesen, z. B. tragen die Zeitungen an dem Tage falsche Daten und bringen lügenhafte Berichte; Jedermann hütet sich, Einladungen anzunehmen, denn entweder kommt man vor verschlossene Thüren oder bekommt man das tollste Zeug zu essen. Der einen Schüssel enthüpft ein gesundes Kaninchen, aus der andern flattern ein paar weiße Turteltauben heraus. Statt des Bratens liegt ein mit Eigelb bestrichener und mit Semmelkrumen bestreuter Stein auf der Schüssel. Der Salat besteht aus Brennnesseln und Huflattich. Endlich wird der Nachtisch aufgetragen. Ein großer Pudding kommt brennend auf den Tisch; doch wenn er angeschnitten wird, findet sich's, daß er aus feuchtem Sande besteht; die köstlichen Früchte, die die Tafel schmücken, sind aus Wachs und der Wein ist gefärbtes Wasser. Wir hatten dieses Jahr gerade einige Tage vor dem 1. April einen neuen Kutscher bekommen. Da wir eine Spazierfahrt machen wollten, wurde dem guten Pedro, dem neuen Kutscher, der Befehl gegeben, anzuspannen. Was war die Antwort? „Nada, não sou tolo, querem-me enganar!“ „Nichts da, ich bin nicht so dumm, Sie wollen mich anführen!“ Und dabei blieb der Mensch und war nicht zu bewegen, den Wagen fertig zu stellen, so daß wir uns schließlich lachend zu Fuß auf den Weg machten. Als ich erst etwas spät nach Hause kam, fand ich mein Zimmer seltsam verändert. Das Bett war mit Blumen zierlich garnirt, ein Stuhl war nicht zu finden, statt der Waschschale prangte ein Herrencylinder auf dem Waschtische, statt meiner Morgenschuhe fand ich ein Paar riesenhafte Holzschuhe; die Aermel des Nachtkleides waren zugenäht und zwar mit so dichten Stichen, daß ich meine liebe Noth hatte, dieselben aufzutrennen, ohne die Spitzen zu zerreißen. Die Kinder, unter Anführung der weiblichen Dienstboten, hatten sich in meiner Abwesenheit diesen Spaß gemacht, um mir einen Aprilpossen zu spielen. Was das Beste bei Allem ist — man wird nicht empfindlich und nimmt sich an dem Tage nichts übel, man lacht und wird ausgelacht, es ist ja der erste April.

C. J. Eichholzer in Paris. Marie und Elise Alt in Eupen. J. Eisentraut und A. Letten in Stettin. Emma Lauts in Schaar. Helbling-Tschudy in Zürich. Frida Isermann in Hamburg. C. H. in Bruck. Hermann Weber in Hamburg. Josephine Kalfuß in Wien. Ein alter Abonnent in Hamburg. Paul Bollmann in Bochum. Buhtükken in Halberstadt. M. Opitz in Stettin. H. Liebenborn in München. A. Krause in Rußland. E. Jachnow in Zechin. Martha Seidel in Neustadt. Th. Zweylinger in Hüttensteinach. Fritz Richert in Nizza. R. W. in Bremen. Richtig.

Gesundheitspflege.

Hrn. L. G. in Lodz. Gedächtnißschwäche kann eines der Symptome der verschiedensten Nervenleiden sein. Sie müssen sich dieserhalb persönlich an einen Arzt wenden, welcher sich mit der Behandlung von Nervenleiden befaßt. Aerzte, welche speziell „Gedächtnißschwäche“ zu heilen verstünden, gibt es nicht.

Abonnent in der Oberlausitz. Die spezielle Beurtheilung eines Haarleidens auf die Entfernung hin, nach brieflichen Schilderungen, entzieht sich unserer Kunst und Divinationsgabe.

Hrn. Chirurgen B. in Frankfurt a. M. Ueber die antiseptische Heilmethode ist ein vortreffliches Werkchen von Professor v. Nußbaum in München erschienen und in der medizinischen Buchhandlung von Johannes Alt in Frankfurt a. M. vorräthig. Medizinische Werke, welche Ihre übrigen Wünsche erfüllen, kennen wir nicht.

S. 1000 in Siegen. F. A. M. in Altona. Louise B. 20 in Stuttgart. Elfjähriger Abonnent in Spanien. Alex. v. B. in Ungarn. Wilhelm E. in Böhmen und Dr. Bm. in L. bei Z......g. Beurtheilung von Wunden, Hautaffektionen, Brustleiden, überhaupt von Affektionen innerer Organe lassen sich niemals auf korrespondenziellem Wege erörtern — ebensowenig wie Leiden der sexuellen Sphäre, wie wir nun schon fast in jeder Nummer dieses Blattes zu wiederholen genöthigt werden.

Hrn. E. F. in Düsseldorf. „Nervöse Schwäche" oder Neurasthenie ist ein in den jüngsten Dezennien auch in Deutschland mannigfach auftretendes Nervenleiden, welches als ein wahres Produkt unserer Zeit und unserer sozialen Verhältnisse aufzufassen ist. Die geistige Ueberanstrengung in den Schulen, die Raschlebigkeit im Verkehr, das Haschen nach Reichthum und Gewinn, politische Agitationen, überhaupt die privat und öffentlich sich allenthalben geltend machende Richtung unseres Jahrhunderts, auf allen Gebieten voranzustreben und vor Anderen vorauszukommen, alle diese Umstände bedingen eine größere Anspannung der Thätigkeit des Nervensystems und führen schließlich zu Nervenschwäche, Nervenaufregung und Nervenzerrüttung. Ob es sich nun in dem fraglichen Falle um solche allgemeine Ursachen des Leidens oder um eine spezielle Disposition handelt, das läßt sich ohne persönliche Untersuchung des Patienten nicht entscheiden.

Hrn. E. G. in K. Es gibt in Stuttgart keinen approbirten Arzt, der sich mit Haarleiden speziell beschäftigte; es ist uns in Süddeutschland kein solcher bekannt und können wir überhaupt schriftlicher derartiger Rathseinholung nicht zustimmen.

Hrn. M. B. in B. und Hrn. C. B. B. 1 in Leipzig. Es gehören nicht einmal ärztliche Anschauungen dazu, um zu wissen, daß man ein Hautleiden nicht auf brieflichem Wege behandeln kann. Hier kann nur der Blick des Arztes und die örtliche genaue Untersuchung des Leidens allein maßgebend für die zu verordnenden Heilmittel sein.

Hrn. Grf. W. v. O. in Wien. Wir kennen als wirksam nur die salicylsäurehaltigen, in jeder Apotheke erhältlichen Schweißpulver.

Hrn. H. W. in K. Ihre Zweifel sind sehr begründet. Es handelt sich in vorliegendem Falle um den unverfrorensten Geheimmittelschwindel. Sparen Sie Ihre Pfennige!

Hrn. Luigi L. in Verona. Das fragliche Mittel ist uns nicht bekannt.

Hrn. C. M. in Wiesbaden. Sexuelle Angelegenheiten sind prinzipiell von jeder Berücksichtigung an dieser Stelle ausgeschlossen; ebensowenig lassen wir uns auf bezügliche Privatkorrespondenz ein.

Frl. N. N. in Carlstadt. Nur nach persönlicher ärztlicher Untersuchung richtig zu beurtheilen möglich.

Hrn. B. A. in Königsberg. Die fraglichen Präparate gehören in den Bereich der Geheimmittel.

Dr. St.

Redaktion: Dr. Edmund Zoller in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Ankündigungen



48. Band.
Vierundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1881—1882.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Ein Mann.

Novelle

von

Johannes van Dewall.

(Fortsetzung.)

Sechstes Kapitel.

In dem großen Hause am Gendarmenmarkt gingen absonderliche Geister um. Eine eigenthümliche Unruhe hatte sich der Familie Klapproth bemächtigt, namentlich der weiblichen Mitglieder derselben; — man ging an das Richten der Aussteuer.

Natürlich sollte dieselbe der einzigen Tochter des Millionärs würdig sein, sie sollte Aufsehen erregen, so hatte die eitle Mutter es beschlossen. Keine Prinzessin sollte sich ihrer zu schämen brauchen. Sie rechnete sich aus, daß im nächsten Herbst die Hochzeit sein würde, und traf darnach ihre Einrichtungen.

Sie fuhr des Morgens im offenen Wagen in die Magazine und Läden, korrespondirte mit Schlesien und Bielefeld und hatte lange Sitzungen mit verschiedenen Leuten, die für gewöhnlich nicht in diese Räume kamen. Ein Theil der Aussteuer sollte nämlich im Hause gefertigt werden, Bettwäsche, Säumen der Handtücher und dergleichen; Zeichner und Stickerinnen brachten ihre Muster und Empfehlungskarten, Offerten kamen von allen Seiten. Fast noch wichtiger waren die Konferenzen mit Herzog, Gerson, Oppermann, Heese, der Frau Zierlein und Friedberg wegen der Roben, der Hüte und Stiefeln, und der ersten Juweliere wegen des Schmuckes.

Mit einiger Besorgniß wurde Golzow diese Vorbereitungen gewahr, noch größer aber wurde seine Verlegenheit, als er durch einen Zufall erfuhr, daß man seitens seiner Schwiegereltern annahm, die Hochzeit solle schon im Oktober stattfinden.

Helene bemerkte mit einiger Unruhe, daß ihr Herzallerliebster mit gedankenvoller Stirn umherging; sie sann darüber nach, was ihn wohl beschäftige, und suchte ihn zum Sprechen zu bringen. Es war allerdings ein Kampf, den ihr Bräutigam kämpfte. Manch' Anderer würde von seinen Bedenken gar nicht heimgesucht worden sein, er aber war ein Mann, der klar und bewußt in's Leben sah, der gelernt hatte, zu erwägen, ehe er handelte.

Eines Tages erfuhr Helene, was jene Schatten auf seiner Stirn bedeuteten: es war auf einer ihrer fast täglichen Wanderungen. Sie hatten die Gewohnheit angenommen, ihre Spaziergänge bald hierhin, bald dorthin auszudehnen; sie wollten so allmälig ganz Berlin zusammen durchstreifen, sich erfreuen an der Vergrößerung und Verschönerung ihrer Vaterstadt. Damals nämlich begann schon die Bauwuth in Berlin, ganze Stadtviertel wuchsen wie die Pilze aus der Erde.

Sie waren mit dem Wagen bis hinauf zum Monument auf dem Kreuzberg gefahren und gingen nun zu Fuß, quer über den weiten Exerzierplatz hinweg, auf dem Wege, der nach Tempelhof führt.

Während sie vorhin von dort oben aus den herrlichen Rundblick über das unabsehbare Häusermeer, die Kuppeln und Kirchen der Weltstadt genossen, hatte Helene ihren Bräutigam schon einige Male forschend angesehen. Es war ganz entschieden, es plagte ihn irgend eine Sorge. Sie zermarterte sich das Gehirn darüber, was ihm fehlte, sie wollte nicht, daß ihn etwas bedrücke, am allerwenigsten aber, ohne daß sie wußte, was es war. Er sollte glücklich sein bei ihr, sie hatte ihn ja so lieb und sie war selbst so unbeschreiblich glücklich. Zu wohlerzogen, zu schüchtern auch, um ihn durch Fragen zu drängen, richtete sie nur wiederholt ihr freundliches Auge mit einem auffordernden, herzlichen Ausdruck auf ihn, um ihn zum Sprechen zu bewegen.

Wie sie jetzt neben einander über das weite, mit feinem Rasen bewachsene Feld dahinschritten und Frau von Beauvilliers außer Hörweite war, drückte Helene leise seinen Arm und schaute ihm abermals in's Auge. Der Zauber wirkte.

„Ich möchte wohl wissen, Helene, ob Du mich recht lieb hast?“ hub er plötzlich nach einem kurzen inneren Kampfe an.

„Sehr lieb, lieber Schatz, — so lieb als ein Mensch einen andern nur haben kann,“ versetzte sie mit fester Stimme und schaute ihm dabei immer tiefer in die Augen, als wollte sie zu ihm sagen: „Lies in meiner Seele, da wirst Du es finden.“

Er beugte sich herab und küßte ihr die Hand, die seinen Druck zärtlich erwiederte.

„Du hast etwas auf dem Herzen, Erich? Warum vertraust Du es mir nicht an?“ sprach sie muthig und erröthete dabei.

„Weil ich Dir keinen Schmerz bereiten möchte und weil ich nicht recht weiß, wie ich es anfangen soll,“ erwiederte er ernst. „Ich zweifle nämlich, ob Du mich ganz verstehst ... ob Du mir auch gerecht werden wirst, Helene. Und dennoch muß es geschehen!“ fuhr er mit einem Seufzer fort.

Was er nur hat? Es muß wohl etwas recht Schweres sein, was ihm auf dem Herzen liegt, dachte sie, bewegt im tiefsten Gemüth, aber fest entschlossen, treu an seiner Seite zu stehen, was es auch sei.

„Du darfst mir Alles sagen, Erich,“ versetzte sie mit einem leisen Beben und sah abermals zu ihm auf. „Wenn es Dir Erleichterung verschafft, dann bitte ich Dich — sprich!“

„Nun wohl — hör' zu,“ begann er mit gesenktem Kopf, indem sie sich Beide wieder in Bewegung setzten. „Sei vor Allem



Maler Wilhelm Leibl.

überzeugt, Helene, daß es mir schwer fällt — außerordentlich schwer, Dir oder den Deinen eine Enttäuschung oder einen Schmerz zu bereiten. Das Opfer trifft mich ja selbst am allerhärtesten" (wie Helene erschrak!), „aber man darf im Leben und namentlich, wenn man für Zwei zu denken hat, nicht nach seinen Neigungen, sondern man muß nach Grundsätzen handeln. Siehst Du das ein?"

Nun hatte zwar Helene einen ungemeinen Abscheu gegen das Wort „Grundsätze" und hatte ihren guten Grund dafür, aber weil er es aussprach, versetzte sie ohne Wanken:

„Ja, ich sehe es ein."

„Dann danke ich Dir," fuhr er offenbar bedeutend erleichtert fort, „dann wirst Du mir zum wenigsten gerecht werden."

„Du sprichst so feierlich, — ich habe ordentlich Furcht, Erich. Ich bitte Dich, sag' es schnell, — die Ungewißheit bringt mich um. Hast Du jemals etwas Böses gethan . . . hast Du . . ." sie stockte. Sie wollte sagen Schulden, aber das Wort wollte nicht recht über ihre Lippen. Sie hatte einen so großen Respekt vor dem Geliebten, vor seinen dunklen, ernsten Augen.

Sie athmete erleichtert auf . . . er lächelte.

„Nein, mein Liebling, gottlob, zu beichten habe ich nichts," versetzte er beinahe mit Laune, „es sind nur die Verhältnisse und mein eigenes Gewissen, welche mir einen harten Zwang auflegen: ich möchte nämlich, — aber versteh' mich auch recht, — die Eltern bitten, unsere Hochzeit noch hinauszuschieben."

Helene blieb plötzlich stehen, gab seinen Arm beinahe heftig frei und sah erröthend und bestürzt ihm in's Gesicht, — augenscheinlich völlig und auf das Unangenehmste überrascht.

Er . . . er wollte die Hochzeit hinausschieben?! Das war entsetzlich . . . räthselhaft . . . beleidigend sogar!

Unbeirrt fuhr er mittlerweile fort:

„Meine Gründe wirst Du achten. Ich spreche übrigens jetzt mehr zu meinem treuen Freunde und Kameraden, als zu meiner Braut, Helene; — ich rechne darauf, daß Du meine Entschlüsse nicht nur würdigst, daß Du auch auf meiner Seite stehst!

„Unsere Situation ist nämlich folgende: ich, ein armer Lieutenant, habe mich mit meinem Lieblinge, der reichen, sehr reichen Helene Klapproth, verlobt und diese hat mir versprochen, mir anzugehören, mir beizustehen, mein Stern zu sein in guten und bösen Tagen. Hat sie das?" frug Golzow mit bedeutsamem, zärtlichem Ernst.

„Ja!" versetzte Helene hochathmend, das Auge am Boden haftend.

„Nun gut. Nimm an, die böse Welt sagte nun, ich mache eine Geldheirath . . . Natürlich, wir Beide, wir wissen das besser, denn daß ich für Dich arbeiten, sogar hungern würde, daß eine Brodrinde mit Dir mir lieber ist, als aller Luxus der Welt neben einer andern Frau, das glaubst Du mir auf's Wort, Helene?"

„Ja, das glaube ich," sprach sie fest, aber ohne aufzusehen.

„Dieser bösen Welt und unserer Zukunft wegen, — auch wegen meiner selbst und meiner Stellung zu den Kameraden, zu Deinen Eltern und zu Dir selbst ist es nun unbedingt nöthig, daß unsere Hochzeit so lange verschoben wird, bis ich selbstständig, bis ich Hauptmann bin, denn Niemand soll auftreten und sagen können, daß Erich von Golzow sich von seiner Frau ernähren läßt!"

„Aber lieber, süßer Schatz — ich bitte Dich um Gottes willen," rief Helene mit immer wachsendem Erstaunen, „wer thut denn das?"

„Laß mich ausreden, mein Liebling," fuhr er fest, aber herzlich fort. „Das ist nur mein einer Grund. Wir haben außerdem aber auch ein Gesetz, welches uns zwingt, wenn wir um den Heirathskonsens einkommen, einen Revers zu unterschreiben, in dem wir auf Ehre und Pflicht versichern, daß wir keine Schulden haben."

Es war ein ganz eigenthümlicher Blick, mit welchem Helene ihn jetzt streifte . . . Also doch Schulden? Das war es? Sie hatte es so oft gehört und gelesen, daß Lieutenants Schulden haben; ein großer Theil des Publikums hält ja Schulden und Offiziere fast für identisch, weil es so vielen billigen Zeitungs- und Romanschreibern in Ermanglung von etwas Geistreicherem ein Vergnügen macht, dergleichen demselben vorzuerzählen — sie, die niemals einen Offizier anders kennen gelernt haben in ihrem Leben, als auf der Straße, — beim Vorübergehen, die also auch nicht wissen können, wie ernst man gerade in Offizierskreisen über das Schuldenmachen denkt.

Himmel! Erich hat Schulden! dachte Helene mit einem naiven, fast fröhlichen Erstaunen. Ach, wie gerne würde der Papa die bezahlen! Wenn es weiter nichts war als das! Und wenn es nicht gar zu große wären!

Sie erlebte eine kleine Beschämung: sie erröthete . . . sie bekam gleich darauf nämlich hinreichenden Grund, ihm etwas abzubitten.

Ohne zu ahnen, was in der Geliebten vorging, fuhr Golzow mit demselben ruhigen Ernst fort:

„Ich denke es fertig zu bringen, in etwas über einem Jahre spätestens dieselben zu bezahlen."

Er nahm ihre Hand und seine Mienen bekamen einen beinahe heitern, mittheilsamen Ausdruck. Er wollte mit Helene sprechen von Geschäftssachen, wie mit seiner kleinen Frau.

„Du mußt nämlich wissen, Schatz, ich bin kein Verschwender und auch kein Krösus. Ich sagte das schon Deinem Vater."

Sie guckte ihm aufmerksam in die Augen und hörte ihm zu.

„Ich habe mein Gehalt und fünfunddreißig Thaler Zulage monatlich. Von dem Gehalt aber bekomme ich nur wenig heraus; da gehen die Kleiderkasse, die Tischgelder, Musikgelder, Unterstützungsgelder und noch eine Menge anderer Kleinigkeiten ab — eine ganze Apothekerrechnung. Wenn mir der Feldwebel am Ersten des Monats zwölf oder gar fünfzehn Thaler bringt, dann bin ich sehr zufrieden. Das macht für mich monatlich vierzig bis fünfzig Thaler in Summa, damit muß ich leben."

„Himmel! — mehr bekommst Du nicht?" rief Helene naiv und sah unwillkürlich seine elegante Gestalt an und die neue Uniform. Ihr Schatz war immer wie aus dem Ei geschält . . . wie konnte er das Alles bestreiten und leben noch dazu, von solch' einer Bagatelle? Der arme, liebe Mensch! Das verbrauchte sie fast für Handschuhe und Stiefeln.

„Da siehst Du wohl selbst, daß ich mit dem Heirathen noch warten muß. Die Feldzüge haben mich ein wenig derangirt, sonst hätte ich keine unbezahlte Rechnung, — so aber bin ich etwas über dreihundert Thaler schuldig geworden."

Sie erröthete . . . fast wollte es sie dünken, als spräche Erich nur die halbe Wahrheit.

„Nur für Kleider und Sattelzeug, denn andere Schulden habe ich niemals gemacht; ich habe sie allezeit gescheut wie das Feuer, denn nichts ist schlimmer als das . . . Wie gesagt, dreihundert Thaler etwa."

„Mehr nicht?" rief Helene erröthend und lächelnd.

„Mehr nicht," versetzte er. „Sie drücken mich eben nicht, aber sie sind doch immerhin in diesem Falle etwas unbequem, denn da meine Mutter nur eben so viel hat, um ohne Entbehrungen auszukommen, und ich sonst nichts zu erwarten habe, — meine Zulage erhalte ich nämlich aus der Familienstiftung, — so muß ich sparen, damit ich mich frei mache."

Helene hatte etwas auf der Zunge, ihr Auge funkelte, aber der Respekt vor ihrem Bräutigam war so groß und besonders in diesem Moment, daß das Wort nicht über die Lippen wollte. Wie konnte sie diesem vornehmen, so gewissenhaften Menschen den Vorschlag machen, von ihr dieses Geld zu nehmen; sie hätte ihn sicherlich tief gekränkt. Er wollte ja nicht einmal, daß es hieße, er ließe sich von seiner Frau ernähren! Sie blickte jetzt plötzlich hoch an ihm in die Höhe, sie begann ihn zu begreifen, mit Kummer und Stolz.

„Ich bekomme am Jahresschluß zweiundsiebenzig Thaler aus der Kleiderkasse; wenn ich außerdem mich einschränke, so kann ich den Rest in zwölf bis fünfzehn Monaten zusammenbringen. Gerade so lange wird es dauern, bis ich Kapitän werde und bis ich mein letztes Jahr auf der Kriegsakademie absolvirt habe. — Der Doktor von Fragstein, der mich elektrisirt, hat mir versprochen, bis zum Herbst meinen Arm völlig herzustellen, und ich möchte natürlich den letzten Kursus beenden — also können wir erst im Herbst des nächsten Jahres, gleich nach dem Manöver, Hochzeit machen. Ist Dir das klar und recht so, liebe Helene?"

Er sah ihr treu und bittend in die Augen. Langsam hob Helene die dunklen, schweren Wimpern und sah ihn an. Sie hatte alle Noth, die indiskreten Thränen zurückzuhalten, ihr Ja klang sehr gepreßt in Folge dessen. Im Herbst über's Jahr, welch' eine lange, lange Zeit das! Mußte das denn sein? Und du lieber Himmel, was würden ihre Eltern davon denken und dazu sagen!

Er schlang seinen Arm um sie und drückte sie an sich. Da faßte sie sich ein Herz, legte ihre Hand an seine Brust und frug:

„Ach, lieber Schatz, muß denn das wirklich so sein? Die Mutter . . . und ich selbst . . . und der Vater . . ." sie stockte.

„Du glaubst mir, — Keinem wird das Warten saurer als mir selbst," versetzte er mit Wärme.

„Das Warten . . . o, das Warten allein wollte ich schon ertragen, habe ich Dich doch täglich und bin so glücklich . . . so überglücklich . . ."

„Aber Deine Eltern und die Welt! Du hast Recht. Ich hätte am Ende früher schon sprechen sollen, aber ich hatte keine Ahnung davon, daß Deine Mutter schon an die Aussteuer dachte."

Helene fing plötzlich bitterlich an zu weinen, — alle ihre schönen Träume, ihn zu pflegen, immer um ihn zu sein, ihre eigene Wirthschaft zu haben, sie schoben sich weit, weit hinaus in die Ferne. Ueberdieß, die Mutter hatte es ja schon so Vielen heimlich und offen gesagt oder zu verstehen gegeben, daß im Herbst die Hochzeit sein würde, — was sollte nun werden?!

„Du weinst?" frug Golzow bestürzt.

„Ja, — dummerweise, — sieh', ich weine!" rief sie zornig über sich selbst und ihn, und machte sich frei von ihm und bewegte unruhig die Hände.

„Sei mir gerecht," bat er mit Nachdruck und suchte ihre Hand wieder zu fassen. „Wenn ich könnte, wie ich wollte — ach, Helene! Ich appellire an Dich selbst, aber meinen Grundsätzen und meiner bessern Ueberzeugung kann ich nicht zuwiderhandeln, — kein Mensch thut das ungestraft!"

„Grundsätze . . . o Grundsätze!" rief das hoch erregte Mädchen und stieß heftig die kleinen Füße gegen den Boden und schüttelte energisch den Kopf. „Sieh', Erich, wie ich es hasse, dieses Wort!"

„Wie . . . Du hassest es?! Grundsätze?" frug er erstaunt.

„Ja, ich hasse sie!" Sie lief auf ihn zu, erfaßte mit beiden Händen seinen linken Arm und sah ihm groß und mit funkelnden Augen in's Gesicht. „Ich bin noch sehr jung, — das heißt, das trifft freilich bei Dir nicht zu . . . ich meine nur, warum ich sie hasse, — aber wisse, Schatz, ich habe nämlich die Bemerkung gemacht, daß Diejenigen, welche immer von Grundsätzen reden, gerade am wenigsten nach solchen handeln."

„So? Das wäre ja schön!"

„Ja! Und dann" (eine helle, warme Röthe überflog hier ihr Gesicht und der Schalk trat wider Willen in ihre Augen), „siehst Du, die Mama zum Beispiel, die hat auch Grundsätze in einigen Dingen, aber allemal, wenn sie davon anfängt, dann droht ihr Papa mit dem Finger und sagt: ‚Marie, gib Acht, jetzt kommt gewiß wieder ein dummer Streich.'"

„Nicht möglich!"

„Und in den meisten Fällen behält Papa Recht!"

Golzow lachte trotz der ernsten Situation herzlich über diesen seltsamen Ausbruch der Gefühle. Helene hatte ihn nebenbei noch niemals so schön gedünkt, als in diesem Augenblick der Erregung, er wurde aber gleich wieder ernst.

„Stoße Dich nicht an das Wort," sprach er in seiner ernsten und überzeugenden Weise, „gefällt Dir der Ausdruck ‚Grundsätze' nicht, dann setze dafür das Wort ‚Pflicht'."

Er machte eine Pause und schaute liebreich und forschend auf sie hernieder.

Sie wartete noch einen Augenblick, dann kam sie auf ihn zu und schlang die Arme um seinen Hals.

„Sei mir nicht böse, Schatz!" rief sie überwallend. „Du hast Recht! Ich war sehr thöricht!"

Er küßte sie, nahm ihren Arm und führte sie schneller vorwärts, denn sie waren dicht am Dorfe.

Siebentes Kapitel.

Helene war ein muthiges und edelherziges Mädchen. In einer beinahe schlaflosen Nacht erwog sie Golzow's Mittheilungen noch einmal. Sie weinte manche heiße Thräne dabei in ihr Kopfkissen, aber sie kam zu der Ueberzeugung, daß er zum großen Theil wenigstens im Rechte sei; nur ein wenig gar zu streng nähme er's, meinte sie. Seine Worte: „Man thut nicht ungestraft etwas gegen seine Pflicht," sie hatten ihr ungemein imponirt, ebenso sein ganzes edles, mannhaftes Wesen. Sie hatte auf's Neue einen tiefen Blick gethan in das Herz des Geliebten, ihr Kummer war deßhalb mit einer unwillkürlichen Regung des Stolzes und der Anerkennung gepaart. Sie stellte sich zuletzt tapfer auf Golzow's Seite.

Aber was nun? ... Wie vor Allem das der Mutter beibringen!? Wie alle die Bestellungen rückgängig machen? Das würde ihren Stolz tief, tief verletzen, wenn dieser das überhaupt jemals zugab ... Und that er es nicht, dann waren über's Jahr die Kleider, ach! die ganze Ausstattung unmodern, die schöne Wäsche vergilbt.

Außerdem — wenn das Alles auch noch zu überwinden wäre ... was sollte man aber den Bekannten sagen? Was würden jene denken? Sie saß hoch aufrecht im Bett ... sie machte Licht. Eine ganze Weile starrte sie brütend in das Halbdunkel, immer mehr beschattete sich dabei ihre jugendliche Stirn, dann traf ihr irrender Blick sein Bild, das im Rahmen neben ihrem Lager stand. Sie sah ihn an, den Geliebten, und während sie dieß that, faßte sie einen Entschluß: sie selbst wollte es der Mutter sagen, wollte dieselbe zu überzeugen suchen, daß Erich im Recht war, und sie bitten, in die Verlängerung ihres Brautstandes zu willigen, ohne es ihm nachzutragen.

Am nächsten Morgen in aller Frühe schon schrieb sie an Golzow, theilte ihm diesen Entschluß mit und bat ihn, am Nachmittage zu ihnen zu kommen, um dann selbst mit den Eltern Rücksprache zu nehmen.

So geschah es.

„Du siehst mir gar nicht recht aus, mein Kind ... fehlt Dir etwas?“ frug die Stadträthin beim Kaffee und schaute Helene dabei aufmerksam in die Augen.

„Ich möchte Dir gern nachher etwas sagen, liebe Mama,“ versetzte Helene beklommen.

Dann begann das Aussprechen. Helene war blaß und ihre Lippe zitterte ein wenig, aber es war ja ihre Pflicht, muthig ging sie deßhalb auf das Ziel los.

Die Räthin verfärbte sich erst und wurde dann sehr roth; sie wollte sich im ersten Zorn erheben, wollte gleich in der ersten Aufwallung etwas erwiedern, aber gewaltsam faßte sie sich; mit einem finstern, unheilverkündenden Blicke und einem beinahe harten Zug um die Lippen saß sie da und hörte weiter. Ihre Ueberraschung und Entrüstung waren geradezu namenlos; — es war das Ganze nach ihrer Meinung ein blutiger Affront, welchen man ihnen anthat. Ihr erster Gedanke war deßhalb auch: Trennung! Gleich darauf aber kam ihr die Besinnung zurück, — sie hielt an sich ... sie wollte mit kaltem Blute handeln in dieser hochwichtigen Sache. Niemand sollte ihr den Vorwurf machen, sie habe etwas überstürzt.

„So, — also Dein Herr Bräutigam hat plötzlich Grundsätze ... Skrupel?“ sprach sie mit einem herben Zusammenziehen des Mundes, als Helene geendet hatte und ihr nun mit bittenden Blicken in's Gesicht sah.

„Habe die Güte zu klingeln ... Nein, laß es! Ich werde selbst gehen. Der gnädige Herr soll ... ich bitte den Herrn, zu kommen!“ befahl sie dem Diener in unbeschreiblicher Erregung.

Als ihr Gatte gleich darauf hereintrat, brach der Sturm gewaltsam los.

„Herr von Golzow bereitet uns eine eigenthümliche Ueberraschung, lieber Karl. Helene macht mir soeben eine Mittheilung, die auch Dich näher angeht,“ sprach sie mit fast erstickter Stimme und vor Leidenschaft funkelnden Augen. „Herr von Golzow hat plötzlich Grundsätze bekommen ... Bitte, erzähle doch Deinem Vater, was er vorgibt, liebe Helene!“

So vielversprechend begann diese Verhandlung. Helene gehorchte. Der Vater stutzte zuerst, setzte sich, legte die Hand an's Kinn und sann nach. Die Mutter ging mittlerweile unruhig, einer gereizten Löwin gleich, im Zimmer auf und ab.

„Hm, und was sagst Du zu diesem Aufschub, mein Kind?“ frug der Stadtrath mit einer auffallenden, vielleicht ein wenig künstlichen Gelassenheit, indem er Helene in das bleiche, tief betrübte Gesicht schaute.

„Ich gebe Erich Recht, Papa,“ erwiederte das tapfere Mädchen ohne Wanken, „wenngleich ich ihn nicht überall völlig begreife.“

Die Mama blieb plötzlich stehen und richtete sich hoch und drohend auf.

„Ich thue dasselbe, mein Kind, und bedaure nur, daß diese Angelegenheit nicht früher unter uns besprochen wurde, es war das ein einseitiger Entschluß von uns ... aber das ist meine Schuld,“ sprach Herr Klapproth ihr zuvorkommend mit Nachdruck. „Dein Bräutigam handelt nur wie ein Ehrenmann!“ fügte er mit erhobener Stimme und einem Blick auf seine Frau hinzu.

Da brach der Sturm zum Orkan.

„Ein Ehrenmann? Ein frecher Narr, ein aufgeblasener, stolzer Junker ist er!“ rief die Räthin blaß vor Zorn und ihrer nicht mehr mächtig. „Ihr Einfältigen, seht ihr das nicht? — — — Aber das ist nichts weiter als die Revanche für das Verbot, jeden Tag hieher zu kommen ... ein Paroli, das er uns bietet! Weiter nichts!“

„Das ist es nicht, Mutter, Du verkennst Erich ganz und gar!“ rief Helene bleich und bebend, ihren Geliebten vertheidigend.

„Schweig', Thörin!“ herrschte die Räthin sie an. „Karl, ich kenne Deine unselige Schwäche, diese adelige Clique für die Herrscher der Welt anzusehen, aber dieses Mal wirst Du Deine Pflicht thun! — — — Der Herr hat Grundsätze, er will sich nicht von seiner Frau ernähren lassen? ... Schön! Der Herr ‚von‘ hat Grundsätze ... wir haben deren auch. Wenn Du nicht handelst, dann handle ich!“

Der Rath winkte Helene zu schweigen und begann nun seinerseits zu sprechen. Helene athmete auf; er trat energisch für Golzow ein: er ersuchte seine Frau, sich in dessen Lage zu versetzen, er machte auch geltend, daß derselbe sich erst kuriren lassen wollte, ehe er heirathete, und daß er erst die Akademie absolviren möchte, womit man ja auch hinreichend den Aufschub der Heirath vor der Welt motiviren könnte. Mit den dreihundert Thalern Schulden, das sei natürlich Unsinn, er würde mit seinem Schwiegersohn darüber sprechen, im Uebrigen aber könne er ihn nur um so mehr achten, und um so höher, je saurer ihm der Entschluß geworden sei. Er sehe in diesen Gesinnungen eine Bürgschaft mehr für Helenens künftiges Glück. Er sprach noch Vielerlei: wie lieb Golzow Helene habe, wie alle Welt ihn achte, wie charmant sein Benehmen sei ihnen Allen gegenüber, aber der verwundete Stolz machte die Räthin blind, sie knirschte innerlich vor Wuth, und um so mehr, als sie hier auf unerwarteten Widerstand traf.

Die ganze Ausstattung, die Blamage vor Allem und diese hochmüthige Anmaßung des stolzen Menschen ... daß er sie so demüthigte, daß er bereits einen solchen Einfluß auf Helene und ihren Mann gewonnen hatte, sie selbst fast ein Nichts war! Abermals brach es los. Wie ein eingedeichter Strom, der alle Schranken niederreißt, so kam es schäumend aus dem Herzen über die Lippen und nicht eher ließ sie nach, als bis sich, eine Folge der heftigen Erregung, ein Krampf einstellte und zum Arzt geschickt werden mußte. Was Helene litt, ich brauche es wohl nicht erst zu sagen, aber als sie hernach stumm neben der Chaiselongue saß, auf welcher die Mutter lag, hatte sie die Freude, daß diese plötzlich ihre Hand ergriff, den Kopf matt herum wandte und mit leiser Stimme zu ihr sagte:

„Ich habe Deinem Bräutigam am Ende doch wohl Unrecht gethan.“

„Mutter!“ rief Helene, und ihre Thränen flossen wie Bäche.

„Wenn ich mich so recht in seine Lage versetze ... ich kann diesen Stolz verstehen ... ich thäte am Ende ebenso.“

„Ach, Mutter, glaube mir, es ist kein Stolz, er thut ja nur seine Pflicht! Ich bitte Dich, verkenne ihn doch nicht ... er ist so ein guter, so ein edler Mann! Er hat mich so lieb und ich ihn!“

„Ganz recht!... Er hat also Grundsätze ... Wann hat er Dir das zuerst gesagt?“

„Gestern auf dem Spaziergange und nachdem er lange mit sich gekämpft hatte, liebe Mama.“

„Ganz recht! Rufe mir Klementine, mein liebes Kind.“

Es gab noch ein langes Aussprechen dann mit der Freundin, die, ohne ihren Widerspruch anzuregen, Golzow vorsichtig, aber mit Wärme in Schutz nahm. Die Räthin wurde immer nachdenklicher. Am Nachmittag kam dieser selbst, — es gab eine abermalige Auseinandersetzung, der, gottlob, eine vollständige Versöhnung folgte.

Man überlegte zuletzt ganz friedlich zusammen, wie man den Leuten alle Ursache zu Gesprächen nehmen könnte, und kam überein, den Arm und die Kriegsakademie vorzuschützen.

Niemand war froher hierüber als Helene; sie überschüttete die Mutter mit zarten Aufmerksamkeiten und Liebkosungen. Sie ahnte nicht, daß trotz alledem ein Stachel in dem Herzen derselben zurückgeblieben war und daß sie heimliche Entschlüsse faßte, welche langsam zu Plänen reiften.

(Fortsetzung folgt.)

La Traviata.

Aus den Memoiren eines Lieutenants

von

Karl Hecker.

(Schluß.)

Man wird mir nicht zumuthen, den Grad von Blödigkeit noch besonders zu schildern, in den mich Violetta's plötzliche Erscheinung versetzte.

„Wenn Liebesglut erfüllt des Mannes Seele,
Wird das Genie selbst manchmal zum Kameele!“

Violetta aber war hinreißend schön, sie drückte mir so zärtlich die Hand, dankte mir für die schönen Blumen, die schöneren Verse, fragte, warum ich nicht längst gewagt, mein übervolles Poetenherz vor ihr auszugießen, und ich fand auf so viel Liebenswürdigkeit mit dem besten Willen keine vernünftige Antwort. Krampfhaft klammerte ich mich an meinen Säbel und meine Mütze, und da sie mich beide abzulegen bat, blieb mir gar keine Stütze mehr. Selbst die gemeinsame Betrachtung von Albums und Kunstwerken, dieses sonst so bewährte Mittel für schwächliche Unterhaltungsgaben, half meiner Blödigkeit nicht auf und nun musterten wir miteinander die Bilder an der Wand.

Als wir zu dem mit dem durchgesteckten Pfeil kamen, wagte ich es endlich, nach dessen Bedeutung zu fragen. Lächerliche Frage!

Da legte sich ein Schatten von Wehmuth über Violetta's eben noch lachende Züge und sie sprach:

„Er hat jetzt keine Bedeutung mehr,“ nahm den Pfeil heraus und legte ihn beiseite. Ihre Augen aber sprachen: „Dieses ist Cupido's Pfeil, der Jeden traf, der mich schaute, während ich selbst unverletzt blieb. Nun aber, da ich dich erblickt, hat er mich selbst in's Herz getroffen!“

Erwiedern Sie doch, geehrter Leser, geschwind etwas recht Gescheidtes auf solche Augensprache. Mir, ich gestehe es, mir fiel nichts ein.

Erst da wir in Violetta's Boudoir traten, einen kleinen, traulichen, rosafarbenen Raum, den unter verschiedenen Kunsttrophäen auch meine Kamellien an bevorzugter Stelle schmückten, als wir uns dort auf einem weichen, nicht allzu großen Divan niederließen, da gewann ich wieder etwas Fassung.

Es waren ja meine eigenen Gedichte — ein ganzes Bändchen hatte ich mitgebracht, für das sich auffallenderweise noch immer kein Verleger gefunden hat — die ich ihr vorlas. O all' ihr anderen unsterblichen Poeten, wie klein kamt ihr mir an jenem Nachmittag vor!

Sie fand Alles so schön, so tief und zart empfunden, so ganz für sie geschrieben. Wo bliebe ein Dichter schüchtern, wenn ein schönes Weib seine Verse lobt?

„Ein edler Mann wird durch ein gutes Wort
Der Frauen weit geführt ...“

sagt mein Kollege Wolfgang irgendwo, und der schöne Spruch bewährte sich an mir.

Violetta's Athem streifte glühend meine Wangen, ihre räthselvollen Augen funkelten zuweilen so nahe bei den meinen, wie wenn ein Blitz den nächtlichen Himmel zerreißt. Die Stimme versagte mir, es traten Pausen im Vorlesen ein, erst kürzere, dann längere, und mit einem Mal — ich weiß nicht, wie das so kam — lagen meine Gedichte auf dem Teppich, meine Lippen aber lagen auf Violetta's Lippen, meine Brust an Violetta's Brust und ihre weißen Arme schlangen sich fest um meinen Hals — —

Da hub die verdammte Thürglocke ihr entsetzliches Geläute wieder an, wüthend bellte das Hündchen dazwischen. Wir sprangen empor, glühend und bebend.

Glocke und Hündchen keiften immer toller, der Kopf des ältlichen Frauenzimmers tauchte im Thürrahmen auf, etwas Unverständliches brummend.

„Einen Augenblick,“ stammelte Violetta. Sie trat vor den Spiegel, dann schlich sie vorsichtig hinaus und ich blieb allein wie der Ritter Tannhäuser nach der großen Verwandlung.

Draußen schwiegen plötzlich Glocke und Hündchen, die Thüre öffnete und schloß sich nach einem leisen Zwiegespräch wieder. Violetta kam zurück.

„Liebster,“ seufzte sie, „ich hoffte heute Dir allein gehören zu können, hatte meine Thüre jedem Besuch verschlossen, und nun melden sich Freunde an, die ich jüngst — ich vergaß es inzwischen — zum Souper gebeten; Leute, die mir widerwärtig, in diesem Augenblick doppelt widerwärtig sind, die ich aber — Sie kennen ja unsere traurige Lage — nicht wohl abweisen kann. Unser Glück ist zerstört, in wenigen Minuten können sie hier sein.“

„So will ich gehen,“ seufzte ich in jämmerlichem Ton.

„Nein, nein,“ schrie Violetta, sich an mich klammernd, „Sie dürfen mich nicht verlassen, Sie müssen hier bleiben. Bleib' bei mir, mein Armand, ja?“

Hätte sie zu mir gesagt: „Bester Herr Lieutenant, wollen Sie mir die Gefälligkeit erweisen, sich kopfüber durch's Fenster auf's Pflaster zu stürzen? Sie machen mir ein Vergnügen damit —“ ich wäre ihrer Einladung gefolgt. Wie viel mehr einer solchen zum Souper, wenn auch nicht in der erwünschtesten Gesellschaft, und ich blieb.

Es kamen zwei Herren und eine Dame, die Letztere eine Kollegin, die Ersteren artige Leute, welche, wenn sie meine Anwesenheit auch überraschte, doch zu viel Lebensart besaßen, um sich's anmerken zu lassen. Violetta stellte mich ihnen vor — schade, daß ich die Namen vergessen habe — und wir setzten uns zu Tisch.

Wohl beunruhigte mich anfangs die wachsende Intimität der Gäste, aber die holdselige Wirthin saß ja dicht bei mir und die Sonne ihrer Huld zerstreute stets wieder das aufsteigende Gewölk der Eifersucht. Das lustige Gespräch, Gesang, Deklamation und der perlende Schaumwein waren ihr starke Bundesgenossen; es war reizend!



























Das „Sechseläuten" in Zürich. Nach einer Skizze von Boscovicz.



Jagd auf Tiger mit Elephanten. Originalzeichnung von Fr. Specht.

Aber schon wieder zupft mich Apollo beim Ohr und spricht: „Warum erzählst Du das Alles in matter Prosa, mein Junge, da Du es doch in Versen besungen hast, des Morgens in der Frühe noch frisch unter dem Eindruck des Erlebten?"

Hören Sie doch:

„Das war ein seliger Nachmittag,
Da ich an ihrem Busen lag
In Wonnen ganz versunken;
Da ich mit ihr Gedichte las,
Die Wirklichkeit darob vergaß
Und mich ein Gott zu sein vermaß,
Von ihrem Kusse trunken!

Des Abends kam Gesellschaft noch·
Wie reizend war das Souper doch!
Champagnerpfropfen flogen.
Und sie, bald toll, bald wieder scheu,
Errathen ließ sie mich dabei,
Daß ich der Auserwählte sei,
Der Allen vorgezogen.

Und als wir spät in dunkler Nacht
Uns endlich auf den Weg gemacht,
Küßt' ich sie heimlich wieder.
Dann stand sie am Balkonesrand
Im schimmernd hellen Nachtgewand
Und warf als zartes Liebespfand
Mir eine Rose nieder.

Daß ich darob den Zug verfehlt
Und mich, von Kälte sehr gequält,
Im Wartsaal niederlegte,
Mich ruhlos wälzte her und hin,
Bis Morgens mir die Schaffnerin
Mit rauher Hand und leichtem Sinn
Den Staub in's Antlitz fegte.

Daß mich seitdem der Schnupfen plagt,
Das sei nur nebenbei gesagt,
Was will das Alles heißen?
Beim Tagesgrauen kehrt' ich heim,
Die Brust will Glück wie Honigseim,
Und dachte schnell, in zartem Reim
Cupido's Gunst zu preisen.

Doch die Gedanken blieben rar,
So duldsam das Papier auch war,
Ich machte nichts als Kleckse,
Und endlich nickt' ich selig ein —
Da schmetterten Trompeten drein,
Ha, welche Lust, Soldat zu sein
Des Morgens um halb Sechse!"

Es folgten andere, nicht minder schöne Tage. Die Thürglocke verlor ihre Schrecken für mein Ohr, auch nahmen wir sie zuweilen herunter, damit sie sich ausruhe: das Hündchen begrüßte mich schweifwedelnd, die Elephantenkatze rieb sich vertraulich an meinen Beinen, das ältliche Familienmitglied hörte auf den Namen „Tante" und Violetta liebte mich!

Mir nur galten ihre Blicke und Kußhände von der Bühne herab. O der Thoren, die das auf sich bezogen und sich die Hände wund klatschten! In meinen Armen lag sie, nachdem sie kurz zuvor als Königin von Navarra die Huldigung ihrer Vasallen entgegengenommen, als Herzogin von Brabant ihrem scheidenden Schwanenritter verzweifelte Abschiedsgrüße nachgewinkt hatte; nachdem sie als Traviata gestorben, als Gretchen zum Himmel aufgefahren war.

Ja, war das denn auch wirklich noch dieselbe, die da so muthwillig lachte, so realistisch zu Nacht speiste, so durstig Champagner trank, so lustig küßte? Sie war es! Kein Zweifel, ich überzeugte mich regelmäßig davon. Ach, es gab nur eine Violetta!

Sie liebte mich, mich allein! Bei allen Heiligen des Himmels, bei den Grabhügeln ihrer theuersten Verwandten schwur sie mir's, und ich — das war eigentlich das Schönste daran — ich glaubte ihr's. O der reizenden Landpartieen durch Feld und Wald, mit der Einkehr in den kleinen Dorfwirthshäuslein, wo man so gemüthlich zu Mittag speiste, während die neugierige Jugend alle Thore belagerte! Gab es einen glücklicheren Lieutenant unter der Sonne? —

Wie ich sie liebte! Bezeugt mir's, du silberner Mond, ihr goldenen Sterne, die ihr so oft unser Glück belauscht; bezeugt und vergebt mir's, Apoll und ihr, ewige Musen, denen ich's täglich gestand! Bezeugt's, vergilbte Schleifen, verblaßte Bänder, verwelkte Blumen, du bunter Trödelkram Cupido's, der mir aus einer alten Kommode wehmüthig entgegenduftet; bezeug's, du schwanker Federkiel, den die Erinnerung zittern macht!

Freilich ganz unbewölkt blieb der Horizont meines Glücks nicht immer, die lästigen Freunde mehrten sich in manchmal recht störender Weise; es gab Tage, an welchen sich Violetta in ihren Gemächern einschloß und für Alle, selbst für mich, unsichtbar blieb. Sie hatte mich dringend vor unberufener Neugierde gewarnt, und das Schicksal des Gatten der schönen Melusine schwebte mir zu schreckhaft vor den Augen, als daß ich gewagt hätte, in eifersüchtiger Laune ihr Gebot zu übertreten. Es war so viel des Räthselhaften, so viel des Zaubers an diesem Weib, daß sie sich ja am Ende wohl ein- oder zweimal in der Woche das Vergnügen eines Fischschwanzes gestatten konnte.

Ueberdieß wurde unser Verhältniß dem der französischen Romanheldin und ihres Liebhabers, das wir getreulich nachahmten, dadurch nur um so ähnlicher, und um das Maß dieser Aehnlichkeit voll zu machen, erkrankte Violetta.

Der in unserem Klima so schlecht vermittelte Uebergang vom rauhen Winter zu sommerlicher Hitze hatte ihre zarten Nerven angegriffen, sie klagte über stechende Schmerzen auf der Brust und im Hals, hustete und ihre glockenhelle Stimme war von einer leichten Heiserkeit umschleiert. Gewissenlose Kritiker beuteten das in ihrem Sinn aus, ein urtheilsloses Publikum glaubte ihren Verleumdungen und wurde kühler in seinen Gunstbezeugungen, eine barbarische Bühnenleitung endlich drohte der Sängerin mit Gehaltabzügen und kündigte ihr, da sie sich darauf einzugehen weigerte, den Kontrakt.

Alle diese unverdienten Kränkungen aber versetzten Violetta's Gesundheit einen tödtlichen Stoß. Wuthanfälle und Weinkrämpfe lösten sich ab, die Aerzte riethen dringend zu einem Luftwechsel und empfahlen mittelst der üblichen Zeugnisse einen Badeort im südlichen Tyrol. Dorthin reiste sie noch vor Schluß der Theatersaison, während mich die grausame Pflicht meines Lieutenantthums an die Scholle fesselte.

Auf dem Bahnhof einer Grenzstation, bis wohin ich ihr das Geleite gegeben, trennten wir uns unter heißen Thränen, Küssen und Liebesschwuren, die das umstehende Volk selbst fast bis zu Thränen rührten. Als ihr wehendes Taschentuch in der Nacht verschwunden war, fühlte ich mich verlassen wie ein Schiffbrüchiger, der das letzte Segel seiner Hoffnung am Horizont versinken sieht, und ein Gegenstand allgemeinster Theilnahme bestieg ich den nächsten Zug, der mich mit Sturmeseile in meine Garnison zurücktrug.

Hier erwartete mich eine trostlose Beschäftigung.

Es war eben eine genaue Revision sämmtlicher Bestände des Regiments an leblosem Material angeordnet worden und ich, als Mitglied jener Kommission, die ihren Ursprung direkt vom ersten Sündenfall ableitet, der Bekleidungskommission nämlich, war mit der Abzählung und Prüfung jener interessanten Artikel beauftragt.

Während mein Herz nun in Violetta's Gesellschaft die romantischen Thäler Südtyrols durchschweifte, krümmte sich mein Körper auf einem rußgeschwärzten Dachboden, Kammer genannt, zwischen Gestellen, daran gefühllose Stiefel, Lederhosen, Mäntel, Röcke und andere Bekleidungsgegenstände baumelten.

Nur ein Feld blieb meinem Schmerz, sich auszutoben; er that es in stillen Nachtstunden auf geduldigem weißem Postpapier. Auch Violetta war keine Stümperin auf diesem Feld.

Jeden Abend, wenn des Tages harte Arbeit vollbracht war, bethaute ich das Feld mit meinen Thränen, pflügte es mit stählerner Feder und streute den Samen meiner Sehnsucht in die Furchen. So wohlbestellt sandte ich es in das ferne Land mit dem südlichen Klima, von wo mir die Ernte regelmäßig in vollen Garben in die duftige Scheune meiner geheimen Schreibtischlade einlief. Da lag er hoch aufgestapelt, der reiche Erntesegen eines Sommers, daran sich mein Auge weidete:

„Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell."

Ach, nun hat ihn der im Schooß meines Ofens still gehäufte Feuerzunder längst verzehrt!

Violetta's Briefe athmeten Leidenschaft und tiefe Trauer. Die Badekur, die erst nur auf einen Monat berechnet war, verlängerte, das Leiden verschlimmerte sich. Todesgedanken liefen mitunter, gepreßte Alpenrosen und Edelweiß. Und kein Freund, dem sie ihren Schmerz klagen konnte, als ich, der ich so ferne weilte!

Theilnahmlos ragten die Schneefirnen in die klare Luft, stürzten sich die donnernden Fluten des Wildbachs über das Felsgestein, schimmerten die blauen Wellen des Alpensees; die Büchse des Gemsjägers weckte das vielstimmige Echo der Berge, Böcklein und Rinder sprangen lustig meckernd und blökend über die grünen Matten, die Sennin jodelte, der Hirtenbub blies die Schalmei — und ein armes Menschenherz brach aus Liebe!

Das war mir denn doch schließlich zu viel, und obwohl mir die Gute streng anempfohlen hatte, doch gewiß jede, auch die kleinste Pflichtverletzung um ihretwillen zu vermeiden, das Unabänderliche mit Geduld zu tragen, so erbat ich mir doch einige Tage Urlaub in Familienangelegenheiten, ließ mir vom Zahlmeister die Gage für einen Monat vorausbezahlen, setzte mich auf die Eisenbahn und fuhr gen Süden.

Eine Nacht und einen Tag dauerte die Fahrt, die Hitze war unerträglich, das Coupé voll der zweifelhaftesten Passagiere; zudem trug ich ein Kleid, das für den grimmigsten Winter berechnet war. Aber das Alles war nichts im Vergleich mit den Qualen der Ungewißheit, die mein Innerstes zermarterten.

Ich sah Violetta bleich und abgehärmt im Lehnstuhl, daneben ein Tischchen mit Gläsern voll der bittersten Arznei; die großen geisterhaften Augen — obwohl ihnen meine bevorstehende Ankunft ein Geheimniß war — in sehnsüchtiger Starre nach der Thüre gerichtet, ganz so, wie sie mir's geschrieben, ganz wie im dritten Akt von «La Traviata», und das eintönige Gestampf der Räder ging mir allmälig in den Takt ihrer letzten Sterbearie über. Die Thür flog auf — ein wilder Schrei und sie lag in meinen ausgebreiteten Armen, drückte mich an ihr treues, hochklopfendes Herz und bedeckte mein Gesicht mit Küssen und Thränen.

Wie aber, wenn ich zu spät kam oder die jähe Freude des Wiedersehens den schwachen Lebensfaden vollends zerriß! Ich überlegte schon etwaige Vorsichtsmaßregeln in dieser Richtung, als mich endlich der Schlaf übermannte und ein schwerer Traum mir die Bilder meiner erhitzten Phantasie mit so grausamer Deutlichkeit ausmalte, daß ich meines Nachbars Schnarchen für Violetta's Todesröcheln hielt.

Aus diesem qualvollen Zustand weckte mich der Schaffner, der die Billette abzwickte. Ein heller, sonniger Tag schien in's Coupé und auf die verschlafenen Gesichter seiner Insassen. Ihre Zahl hatte sich inzwischen glücklicherweise um Zweie vermindert, von denen nur ihre politische Gesinnung in Gestalt einiger zerknitterter Zeitungsblätter auf dem Sitzpolster zurückgeblieben war. Nun tauchten Kämmchen, Bürstchen und Spiegelchen in den verschiedensten Formen an die Oberfläche, Reisetaschen klappten auf und zu, leere Flaschen und Fläschchen wanderten durch's Fenster. Gleich darauf hielt der Zug an einer Station, wo man das Gepäck vorwies und eine Tasse warmen Kaffees — er war es in des Worts verwegenster Bedeutung — in die verödeten Mägen goß.

Dann ging es weiter. Immer höher stieg das Tagesgestirn, immer deutlicher entschleierten sich am Horizont die zackigen Formen des Gebirgs.

Zwei Weinreisende, die glücklichen Besitzer der Fensterplätze, lehnten sich weit hinaus, indem sie Cigarren ansteckten, deren Rauch der Wind in den Wagen hereinwehte. Es war eine wildromantische Alpenlandschaft, in die sie sahen. So versicherten sie wenigstens und nannten mir artig die hervorragendsten Punkte, deren Höhe ihnen bis auf den Meter bekannt war, während ich selbst nur ihre eigenen hochgewölbten Rücken sah. Diese umfloß allmälig, je tiefer der „glorreiche Ball" sank, ein röthlicher Schimmer, so daß namentlich der des Einen, welcher ein weißleinenes Gewand trug, wirklich wie ein Schneefeld leuchtete.

Mir aber floß der Schweiß in Strömen von der Stirn; schwer lastete der dicke Winteranzug, schwerer die Sorge um die sterbende Geliebte auf meiner Brust.

Endlich erschien der Schaffner zum letzten Mal und erlöste mich endgültig von dem ruhestörenden Kobold, den man Fahrbillet nennt, in wenigen Minuten war ich nach seiner Angabe am Ziel. Es währte indeß noch ein paar Stunden, die Nacht brach an und der Mond stand am Himmel, als ich anlangte.

So mag dem aus Venedigs Bleikammern Befreiten zu Muth gewesen sein, in vollen Zügen athmete ich die herrliche Gebirgsluft.

Aber eine Rotte allzu dienstwilliger Lohndiener, denen die Firma ihrer Auftraggeber in metallener Schrift von den Mützen leuchtete, drang sofort auf mich ein und erklärte sich bereit, meinem Wandertrieb jedes Gebiet zu erschließen. Einem davon gelang es trotz meines Widerstrebens, mir das Köfferchen, welches meine geringe Habe enthielt, aus der Hand zu winden, worauf sich die Anderen grollend zurückzogen.

Diesem nun folgte ich nothgedrungen. Da jedoch der Badeort von der Station ziemlich entfernt und ich seiner Gesellschaft bald überdrüssig war, so trat ich in das erleuchtete Portal des zunächstliegenden Gasthofs, fand meinen Begleiter mit einem Trinkgeld ab, das er sich größer vorgestellt haben mochte, und begab mich unter den Schutz zweier elegant befrackter Herren, welche mich über teppichbelegte Treppen in das, wie sie sagten, einzige noch freie Gemach des fünften Stockwerks geleiteten. Sie verließen mich nach Verlesung der Speisekarte gleichfalls nur halb befriedigt, da ich mir die Auswahl vorbehielt, und ich war endlich allein in einem engen Raum mit einem zierlichen Bett, zwei Stühlen, einem Waschtisch und der Aussicht auf Hintergebäude.

Nachdem ich in Eile diejenige Toilette gemacht, welche mein Gepäck gestattete, schlich ich auf den Zehen die fünf Treppen wieder hinab, gelangte auch glücklich an der Portierloge vorbei in's Freie und schlug den Weg nach dem Städtchen ein.

Um ein bescheidenes Kirchlein gedrängt lagen seine Häuser im Thal, das ein rauschender Wildbach durchfloß, aber rings herum hatte sich eine Kolonie von Gasthäusern, Villen und Tempelchen jeder Konfession gebildet, die zerstreut am Berghang emporkletternd den aufstrebenden Kurort bekundeten. Nur mit Mühe fand ich mich in dem Gewirr enger, schlechtgepflasterter Sträßchen zurecht, überschritt ich die höchst primitiven Brückchen, darunter der vielfach gewundene Bach im Mondenschein glitzerte. Aber je weiter ich vordrang, um so breiter wurden die Straßen, um so besser das Pflaster, um so zierlicher die Brückchen, um so vornehmer präsentirten sich die Häuserfronten, und wenn sie auch im Allgemeinen den landesüblichen Styl beibehielten, so sah man doch, daß es nicht mehr die eigentliche echte Volkstracht, sondern ein Kostüm war, das sie zum Vergnügen trugen, wie die Berliner Bummler, wenn sie auf die Gemsjagd gehen.

So gelangte ich endlich in die Straße — wenn man einen sanft ansteigenden Spazierweg, begrenzt von blühendem Gartengebüsch, daraus hin und wieder ein weißes Landhaus aufleuchtet, so nennen darf — in die Straße, wo Violetta nach brieflichen, mit der Wirklichkeit freilich nicht mehr ganz übereinstimmenden Mittheilungen ihr bescheidenes Quartier genommen. Vom Gebirg her, das sich schwarzdunkel vom mondklaren Nachthimmel abhob, wehte ein erquickender Luftzug, aus offenen Fenstern Piano- und Zitherklänge mit sich führend, aus den Veranden tönte Gespräch und Gesang, und das blühende Gebüsch athmete balsamischen Wohlgeruch.

Und hinter einer dieser weißen Mauern lag Violetta in Todeskrämpfen und ahnte nicht, daß der Geliebte nahte. Ach, doppelt schmerzlich mußte es sein, in so paradiesischer Umgebung von der freundlichen Gewohnheit des Daseins zu scheiden.

Da war es, eine zierlich geschmiedete Gartenpforte wich, nur angelehnt, dem Druck meiner zitternden Hand, und über weiche Sandwege zwischen wohlgepflegten Teppichbeeten hindurch kam ich ungehört vor das kleine, in französischem Geschmack erbaute Landhaus. Alles still! Alles dunkel! die Balkonthüre geschlossen! „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an!"

Indem ich das Häuschen umschlich, vergebens nach dem trüben Kerzenschimmer spähend, der ihr Sterbegemach erhellte, vernahm ich plötzlich aus dem nach hinten parkartig sich ausdehnenden Garten ein Geräusch, wie wenn feines Krystall zerbrochen wird und ein schreckhafter Aufschrei zarter Lippen den Schaden eben nicht allzu tief beklagt. Dem Ton folgend, ward ich auch bald eines Lichtscheins gewahr, der gedämpft zwischen dem üppigen Gerank einer Gaisblattlaube durchschimmerte, und ebendaher klang jetzt eine helle, übermüthige Stimme, eine Stimme, die ich aus Tausenden erkannt hätte, und sang:

«Sempre libera degg'io folleggiare di gioja in gioja,
Vo' che scorra il viver mio pei sentieri del piacer.
Nasca il giorno, o il giorno muoja sempre lieta ne' ritrovi,
A diletti sempre nuovi dee volare il mio pensier!»

Das war aus Verdi's «La Traviata»! ach, aber nicht aus dem letzten Akt. Ich stand wie betäubt, plötzlich brach der Gesang ab und eine tiefe Stille herrschte. Da schlugen die Geier der Eifersucht ihre Krallen in meine Brust, trotz des dicken Winteranzugs so tief und blutig, daß ich die paar Schritte vorwärts stürzte und den vollen Einblick in die Laube gewann. Und was sah ich?

O glücklicher Jüngling von Saïs! Dich schlug der Anblick der entschleierten Wahrheit wenigstens zu Boden, ich aber stand wie angewurzelt und schaute das „nimmermehr Erfreuliche"!

Hinter einem Tischchen, das die zerstreuten Reste eines in heiterster Laune genossenen Mahles trug, auf der weichen Moosbank nachlässig hingegossen, lag Violetta in den Armen eines fremden Mannes. Ihre Linke ließ eben den geleerten Champagnerkelch zur Erde gleiten, die Rechte aber umschlang den Hals jenes Fremdlings, eines Mannes in mittleren Jahren, in leichtem, bequemem Sommeranzug, einer weißen Weste über dem wohlgerundeten Bauch, darauf das goldene Behang einer

schweren Uhrkette baumelte, eines Mannes mit vollem, blühendem Gesicht, dunklem Haar und Vollbart, blitzenden Augen und kühn geschwungener Nase.

In seinen Armen lag Violetta, die schwarzen Flechten gelöst, die Augen voll unheimlichen Glanzes.

Aber alle die versteckten Schlangen und Tiger und anderen Bestien traten dreister wie je aus ihren Schlupfwinkeln hervor, freilich nur mir bemerkbar, denn der Fremdling beugte sich vertrauensvoll zu ihnen, er zog sie an seine breite Brust, daß die weiße Weste vernehmlich knatterte und die goldenen Berloken klirrten.

Da stand ich, ein waffenloser Mann!

Aber indem ich noch über einem furchtbaren Verbrechen grübelte, fuhr mir plötzlich mein Freund, das Bologneserhündchen, knurrend an die Waden — auch seine Treue war ein Wahn, ich kann die Sorte seitdem nicht mehr ausstehen! — und dicht hinter mir gellte ein Schrei. Er kam von dem ältlichen Familienmitglied, das eben mit einem silbernen Eiskübel, daraus der Hals einer Flasche blickte, herantrat.

Erschreckt fuhren Violetta und der Fremdling von der Bank empor.

Das gab mir meine Besinnung wieder, ich versetzte dem blonden Hündchen einen wuchtigen Fußtritt, daß es heulend in's Gebüsch flog, überrannte das ältliche Familienmitglied, daß Kübel und Flasche in den Sand rollten, und stürzte, die Gartenpforte aufreißend, unter dem Sturmgeläute der mit ihr verbundenen Glocke hinaus in die Nacht.

Fragen Sie mich nicht, wohin. Von einigen verspäteten Kurgästen, die mich für einen Dieb halten mochten, verfolgt, rannte ich wie ein Verzweifelter die Kreuz und Quer in dem engen Thal herum und gelangte endlich bei Tagesgrauen zu Tod erschöpft in meinen Gasthof. Dort hatte ich eben noch Zeit, mein Köfferchen zu packen, eine Tasse schlechten Kaffees hinunterzustürzen, eine unglaubliche Rechnung zu begleichen. Der Frühzug trug mich in die Heimat zurück.

„Nun, sind die Familienangelegenheiten in Ordnung?“ riefen mir scherzend am Bahnhof die Kameraden zu, die dort wie gewöhnlich den Zug erwarteten.

Ich aber eilte ohne Antwort an ihnen vorüber nach meiner einsamen Wohnung, deren Thür und Laden ich fest verschloß, daß kein Schimmer des Tages durchdringen konnte.

Da saß ich, ein armer betrogener Lieutenant, mit gebrochenem Herzen, und ein fürchterlicher Schnupfen war der Lohn meiner Fahrt. Die Monatsgage war dahin und mit ihr auf ewig Violetta!

Ich besaß einen eleganten Revolver zu sechs Patronen. Den lud ich und betrachtete ihn lange finster sinnend, richtete auch wohl den glänzend polirten Lauf auf die Stelle, wo mein Leiden saß.

Aber kein „Nachbar sah den Blick des Pulvers“, denn ich nahm die sechs Kugeln nach einiger Zeit vorsichtig wieder heraus und verschloß die Waffe in meinem Kasten.

Dort liegt sie noch jetzt. — Wie hätte ich Ihnen sonst diese traurige Geschichte erzählen können?

Wilhelm Leibl.

(Hiezu die Porträts S. 653.)

Ein Bild von Wilhelm Leibl war heuer das Ereigniß in den kunstverständigen Kreisen der bayerischen Hauptstadt. Keine große Leinwand, wenige Fuß im Geviert und ein einfacher, bescheidener Rahmen darum. Und der Vorwurf des Bildes sind nur drei Bauernweiber im verstaubten Betstuhl einer Dorfkirche. Dennoch ging zu diesem Bilde eine kleine Völkerwanderung, erst nach dem Atelier des Künstlers, dessen Thürklinke eine Hand der andern gab, dann in ein Ausstellungslokal, wo es zum Besten eines Unterstützungsvereins für Geld besichtigt werden durfte. Von Paris und London, von Mainz und Wien kamen die Kunsthändler und machten ihre Angebote und drängten sich vor der Staffelei, an der der Meister lehnte, von Zeit zu Zeit das treue, ehrliche Gesicht von jenem Leuchten befriedigten Künstlerstolzes überflogen, oder dazwischen in der heimischen Mundart, in unverfälschtem Köln'schem Platt einem befreundeten Besucher zurufend: „Da haben sie hier gesagt, der Leibl wird selber noch ein Bauer bei seinen Bauern draußen. Nun mögen sie sehen, daß er noch was kann.“

Und ob er was kann, dieser „verbauerte“ Maler! Wie ist dieses Bild gemalt! Die Junge im Vordergrund, das Mädchen in dem verschnürten Mieder, den Hut mit der goldenen Kordel auf dem Haar, das Gebetbuch auf den Knieen; sie selber halb sitzend, halb stehend, in jener so charakteristischen halb verlegenen Stellung, wie man sie so häufig an den Bauernmädchen im Sonntagsputz erblickt. Daneben das alte Mütterlein im unscheinbaren Wollkleide, das abgegriffene Meßbuch höher an die Augen hinhaltend und nun halb mit den Lippen, halb mit den Augen die alterthümliche, unverstandene Sprache dieser Gebete lallend; an ihrer Seite das dritte Weib, den Rosenkranz zwischen den Fingern, die Hände gefaltet, das Auge ruhig vor sich hin gerichtet, wie in stummer Zwiesprache mit dem Erlöser, der nach ihrer Meinung in diesen Räumen gegenwärtig ist. Dabei sind es keine weltstürmenden Gedanken, die in den Falten dieser durchaus nicht ungewöhnlichen Gesichter zucken. Die drei Weiber sind einfach fromm aus Gewohnheit, ohne jedes theatralische Pathos, ohne jegliche Ziererei und Beigeschmack. Man kann sich nichts Einfacheres denken als ihre unscheinbaren Gestalten.

Wilhelm Leibl ist 1844 in Köln a. Rh. geboren, der Sohn eines Domkapellmeisters der „heiligen“ Stadt. 1879 hat er das «Portrait de ma mère» in herrlicher Radirung fertiggestellt; der französische Titel rührt davon her, daß dasselbe bei Goupil in Paris in Photogravüre erschienen ist. Mit zwanzig Jahren kam Leibl auf die Münchener Akademie, nachdem er eine kurze Zeit, in Selbsttäuschung über seinen eigentlichen Beruf befangen, bei einem Mechaniker in der Lehre gestanden war; Andere sagen bei einem Schmied. Die Vorliebe für schwere Eisenarbeit ist dem nicht übergroßen, mächtig breiten und mit riesiger Körperkraft versehenen Manne von jener Zeit geblieben, und zwischen seinen Studien in Berbling, einem oberbayerischen Bauerndorf bei Aibling, wo er sein neuestes Bild malte, schmiedete er in den Erholungspausen Hufeisen an der Esse des Dorfschmieds. Leibl studirte zuerst unter Piloty, dann 1869 in Paris, das er bei Ausbruch des Krieges verließ. Das erste Bild, mit welchem er in die Oeffentlichkeit trat, war eine Jugendarbeit, zwei kritisirende Maler in einem Atelier; es ist meines Wissens in Köln. Nun folgte das Bild einer schönen Frau, Gattin eines Münchener Künstlers. Das Porträt des Baron Perfall, welches 1876 die Ausstellung schmückte, machte zuerst die Weltkreise auf den dreißigjährigen Mann aufmerksam, und 1878 in Paris begründete er seinen Ruhm mit den „Politisirenden Bauern“. Fünf solcher Dorfbewohner, nichts weniger als Auerbach'sche Gestalten, mit dem vollen Parfüm ihres alltäglichen Lebens auf die Leinwand gepinselt, Einer hält ein Blatt in der Hand und liest, die vier Anderen horchen ihm zu, wie eben ein Bauer zuhört; und kein anderer Hintergrund als die kalkgetünchte Wand und das schmucklose Fenster des nächsten besten Dorfgelasses — das ist dieses Bild; auch nicht dekorativ gedacht wie „In der Kirche“; aber den Künstler dekorirt man dafür. Namentlich die beiden Bauern auf der Bank rechts dem Beschauer — so machen sie die Schranne in München unsicher und fahren allsamstäglich auf dem blahenbespannten Wagen aus der Stadt nach dem heimatlichen Dorfe. 1879 auf der internationalen Ausstellung in München erhielt er — auf Betreiben der französischen Künstler — die goldene Medaille für die Bleistiftzeichnung einer betenden Frau. Ein weiblicher Kopf, der gleichfalls jene Ausstellung schmückte, befindet sich jetzt in der Galerie zu Dresden.

Es sind vielleicht im Ganzen etwas über ein Dutzend Bilder nur, welche Leibl malte. Darunter gerechnet einige Porträts, die er um 100 Mark das Stück hinwarf „für's tägliche Brod“. Heute freilich geht seine Muse nicht mehr nach so kargem Verdienst, und er hat selbst die ihm für das neueste Bild gebotenen 60,000 Mark ausgeschlagen, weil er noch höhere Preise dafür erlangen kann. Aber auch Leibl hatte die Zeit der um Gottes willen und für ein Stück Brod gemalten Bilder zu überstehen, ehe sein Ruhm, von auswärts kommend, auch bei uns sich Bahn brach. Es bleibt das unbestreitbare Verdienst der Franzosen, zuerst auf dieß Talent hingewiesen zu haben. Das reizende Porträt eines Bauernmädels — im Besitze des Baron Liebig in Reichenberg — soll, wie ich höre, die heurige Wiener Ausstellung schmücken, wenigstens von der Jury dafür verlangt worden sein. Auch dieß Porträt hat, wie alle Bilder Leibl's, die Eigenschaft, daß alles Nebensächliche daraus verbannt ist. Er schneidet die Leinwand knapp um den Kopf, um seine Figuren herum weg, oft geht der Rahmen noch durch das Haar. Er liebt es nicht, durch ein weitläufiges Brimborium, durch äußerliche Zuthaten, eine lange Exposition den Beschauer zu zerstreuen.

„Da sagen sie, der Leibl verbaure noch ganz bei seinen Bauern,“ zitirten wir Eingangs aus seinem Munde. Die Rede ist zu deuten aus einer Gewohnheit Leibl's, in der Stadt nur kurzen Aufenthalt zu nehmen und für gewöhnlich bei den Originalen seiner Bilder zu leben, unter den Bauern, deren Maler er ist. Wir unterscheiden hier drei solcher „Bauern“-Perioden, seitdem er der Unsrige geworden ist. Erst eine Villeggiatur in Graßlfing im Dachauermoos, scherzhaft die „gräßliche Finger“-Zeit benamst; dann siedelte er nach Schorndorf am Ammersee über, wo er das Bild des Baron Perfall malte und sein berühmtes Bauernbild; von da wanderte er nach dem schon genannten Berbling, in dessen Kirche er an die drei Jahre vor dem neuesten Bilde saß. Eine starke Natur wie Leibl ist ein Freund kurzer Prozesse; er hielt sich daher zeitweilig die Neugier seiner lieben Dorfmitbewohner mit drastischen Mitteln vom Leibe, und so kam es, daß die Bauern von Berbling eines schönen Tages dafür ihm hinwiederum sein Atelier, ihre Kirche, zugesperrt hatten und ihm drohten, ihn nicht mehr dort einzulassen. Leibl war trostlos; doch als die Nachricht davon nach München gekommen war, verwendete sich ein liebenswürdiger bayerischer Prinz bei dem Oberhirten der Diözese zu Gunsten des Malers, und ein erzbischöfliches Schreiben an den Ortspfarrer öffnete ihm wieder die Thüre zur Kirche, zu seinem geliebten Atelier. Uebrigens haben sie ihn gern, die Bauern den Bauernmaler, und nirgends war herzlichere Freude über seinen neuen Erfolg, als in dem Dorf, wo er das Bild gemalt und dessen Name mit diesem Bilde nunmehr in die Kunstgeschichte übergeht.

Oskar Horn.

Tigerjagd mit Elephanten.

(Hiezu das Bild S. 657)

Das hübsche Bild unseres bewährten Thierzeichners führt uns in das altberühmte Wunderland irdischer Pracht und Herrlichkeit, nach Ostindien. Aus dem friedliebenden Sinn dieser Völker entwickelte sich die Achtung vor der Natur, welche in ihren Kultus überging, der ihnen gebot, für jeden umgehauenen Baum zwei neue zu pflanzen und ebenso kein Thier muthwillig zu tödten. Hieraus entstand jene stille Ergebung in das unvermeidliche Schicksal, die den Menschen zum passiven Dulder macht, und darin allein finden wir die Erklärung, daß inmitten so vieler Millionen Menschen noch ebensoviele Tausende wilder Thiere ungestraft ihr Wesen treiben können. Das indische Blaubuch von 1875 weist nach, daß eine Tigerin die Ursache war, 13 Dörfer zu entvölkern und somit einen Landstrich von 260 englischen Quadratmeilen zu veröden. Nach derselben Quelle soll im Jahre 1869 eine Tigerin 127 Menschen gefressen haben, und die Menschenverluste durch wilde Thiere werden in den letzten sechs Jahren auf 13,000 angegeben. (S. Martin's „Illustrirte Naturgeschichte“, Leipzig, Brockhaus.)

Obgleich nun seit der Besitzergreifung Vorderindiens durch die Engländer die vernichtenden Feuerschlünde ihrer jagdlustigen Sportsmen schon Tausende von Tigern niedergestreckt haben, so ist deren Zahl an manchen Orten immer noch bedeutend und es dürften noch viele Jahre vergehen, bis sie ausrufen können: „Unser ist der Sieg!“ — Unter allen großen Raubthieren, wie Löwen, Tiger, Leoparden und Jaguars, gibt es welche, die sich fast ausschließlich vom Menschenraub ernähren und deßhalb förmliche Wegelagerer werden. Schon Livingstone fand bei solchen Löwen, daß diese entweder sehr alte oder sonst kranke Thiere waren. Neuerdings hat der französische Reisende Rousselet am Tiger Hinterindiens nachgewiesen, daß die Menschenfresser unter ihnen, die man dort Amidkanevalles nennt, entweder alte, kranke oder räudige Thiere sind, deren Gebrechen sie zum Fang flüchtiger Hirsche, Antilopen, Büffel u. s. w. unfähig machen und deßhalb sich auf den leichteren Menschenraub verlegen. Die einfachste Jagdmethode ist die der Tschikaris, welche die Farbe der Dschungels tragen und sich bei einer vom Tiger übrig gelassenen Beute aufstellen oder diesen durch ein zum Schreien gereiztes Ferkel anlocken.

Die Tigerjagd mit Elephanten, wie unser Bild sie zeigt, ist ein besonderes Vergnügen indischer Fürsten und reicher Engländer. Hiezu können aber nur sehr zuverlässige und gut abgerichtete Jagdelephanten verwendet werden, die vor dem heranstürmenden Tiger nicht erschrecken, weil sie sonst ihre Reiter in große Gefahr bringen würden. Gewöhnlich werden solche Jagden mit vielem Pomp ausgeführt und eine Menge Elephanten dabei verwendet. Beim Beginn der Jagd werden die Elephanten durch die auf ihrem Nacken sitzenden Kornaks in das Dschungel langsam hineingetrieben. Während man alles andere aufgescheuchte Wild unbehindert entfliehen läßt, hat man sein Augenmerk auf den langsam fortschleichenden Tiger gerichtet, dessen Vorhandensein man in der Regel nur an den Bewegungen des hohen Dschungelgrases erkennt. Nach diesen Bewegungen richten die Jäger ihr Ziel und suchen den Tiger durch ihre Kugeln kampfunfähig zu machen. In den meisten Fällen wird er dadurch aber nur zu erbitterter Wuth gebracht, und schwingt sich durch einen verzweifelten Sprung auf den Rücken des nächsten Elephanten. Einen solchen Augenblick stellt das treffliche Bild dar; der wüthende Tiger hat durch seinen ersten Sprung schon einen der Jäger herabgerissen und der zweite Sprung ist gegen den Kornak gerichtet, der mit erhobenem Kriß sich zu vertheidigen sucht, aber schon hat der kluge Elephant den bisher hochgehaltenen Rüssel um das Raubthier geschlungen und drückt es krampfhaft an sich. An dem Jäger ist es nun, durch einen sichern Schuß in's Auge das Ungethüm unschädlich zu machen; aber gerade dieser Augenblick ist der schwierigste, denn die große Nähe des Tigers, die Bewegung des Elephanten und die Erregung des Jägers werden diesem oft verhängnißvoll. Aber auch dann noch, wenn der Schuß tödtlich traf, kann der Todeskampf des Tigers den Elephanten derart schwer verwunden, daß dieser sich zu Boden wirft, um seinen Quälgeist zu erdrücken, was wieder für die Jäger gefährlich werden kann. Sobald aber der Tiger vom Elephanten abgeschüttelt ist, läßt dieser seine Trompetenstimme nach allen Richtungen ertönen, um mit diesem Hallali der Welt seinen Sieg zu verkünden. Hat er dieses gethan, so denkt das kluge Thier nicht mehr an seine Wunden, sondern überläßt sich der Freude über seinen Sieg, indem er den entseelten Tiger mit freudestrahlenden Augen betrachtet und mit seinem Rüssel um und um wendet.

Leider hat die unbezwingliche Jagdlust englischer Sportsmen in Vorderindien ebenso wie auf Ceylon die Reihen der wilden Elephanten schon derart gelichtet, daß man Gefahr läuft, diese so unentbehrlichen Thiere nicht mehr in genügender Anzahl erlangen zu können, weßhalb der Gouverneur Napier sich genöthigt gesehen hat, bei der englischen Regierung um ein strenges Schongesetz für die Elephanten zu bitten.

L. Martin.

Friedensbilder nach dem Kriege in der Herzegowina.

(Hiezu das Bild S. 660.)

Der Kriegskorrespondent mit dem Stifte hat seine Mappe noch einmal vor uns ausgebreitet, nachdem er vom Kriegsschauplatz zurückgekehrt, und wir wählen eine Reihe von Bildern aus, die hier, auf einem Blatte zusammengestellt, Leid und Freud, Ernst und Humor der letzten Tage in drastischen Szenen darstellen.

Aus der heraldischen Ausstellung in Berlin.

(Hiezu die Bilder S. 664.)

Zu den interessantesten Partieen der Ausstellung, wenigstens soweit es den äußern Effekt betrifft, gehört unstreitig der hintere, größere Saal, der fast ausschließlich dem Gebiete der Waffen und Rüstungen gewidmet ist.

Hoch zu Roß, natürlich hölzernem, halten hier die hohlen eisernen Reiter längst verschwundener Zeiten und gewähren somit in der That einen außerordentlich überzeugenden Anblick. Staunend stehen wir vor den gewichtigen Eisenmassen, mit denen Roß und Reiter umgeben waren, und wenn dann der Zufall einen Reitersmann von heute mit glänzenden Stiefeln und beschnurtem Rock daneben auftauchen läßt, dann haben wir eine sprechende Illustration zu dem Worte: „Andere Zeiten, andere Sitten!“

Begehrenswerthe Blicke von Hoch und Niedrig zieht der Ordenssaal der Ausstellung immer auf sich. Auf glasbedeckten, pyramidenartigen Gestellen glitzern und blinken die zahllosen Orden und Ehrenzeichen verschiedener Länder, vom brillantenfunkelnden Stern bis zur einfachen Medaille. Daß unser deutsches Vaterland eine hervorragende Stelle auf diesem Gebiete einnimmt, braucht wohl nicht erst hervorgehoben zu werden.

Den Eingang zum Hohenzollernsaale bewachen, auf braundrapirten Postamenten stehend, ein Paar Rüstungen prinzlicher Knaben von außerordentlich feiner und zierlicher Arbeit. Sie ziehen hauptsächlich unsere romantische Jugend an, die sich an ihnen nicht sattsehen kann, ein begreiflicher Zauber hält sie gefangen. Ist doch der Sinn für Romantik in unserer Jugend noch immer stark vorhanden, wie das die Studenten-, Schüler- und Turnerverbindungen deutlich zu erkennen geben.

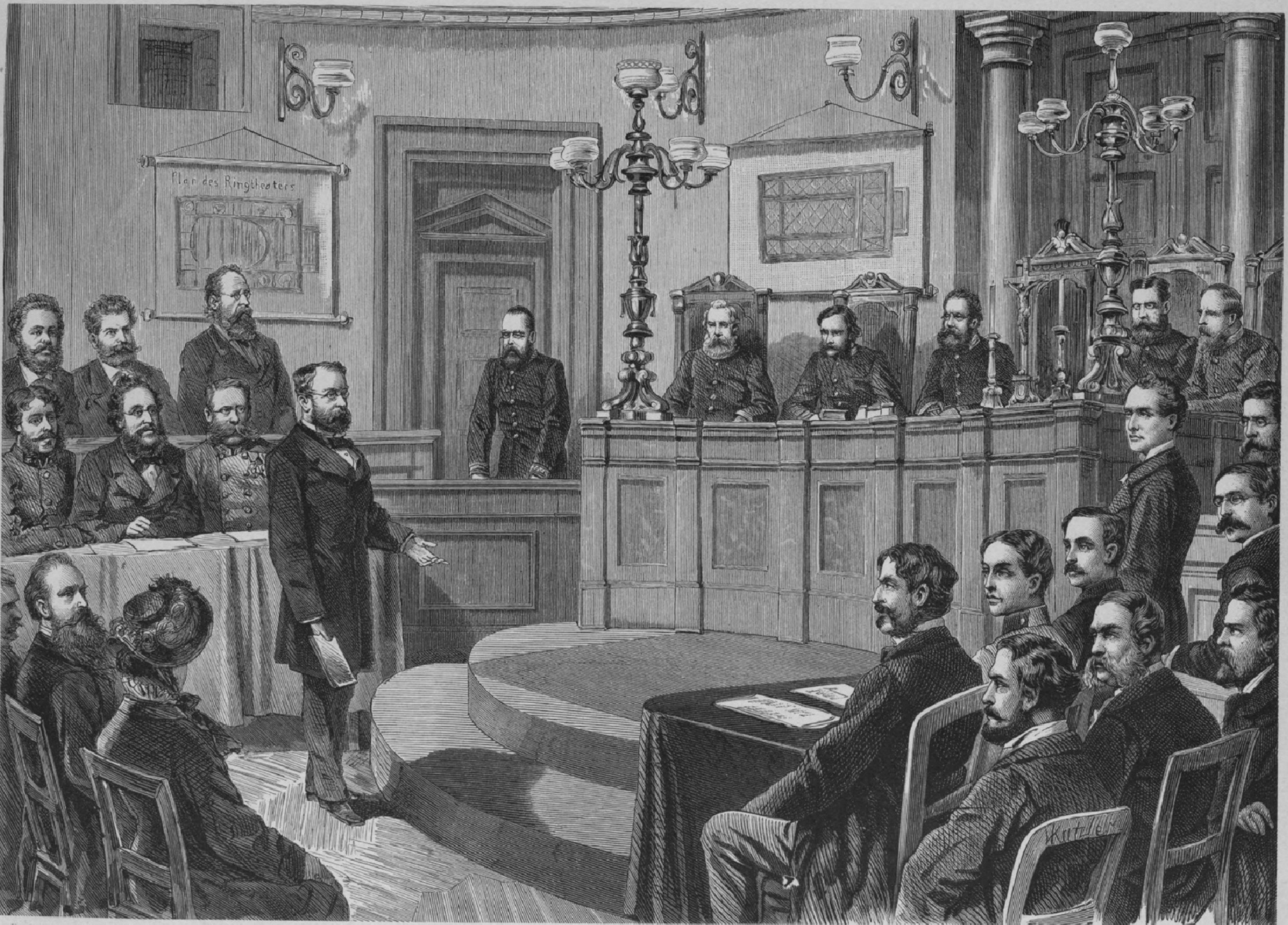
Albumblatt.

Wenn dein Leben freudlos dunkelt,
Wenn dir keine Hoffnung funkelt,
Lausch' dem Spiel erhab'ner Töne:
Wie der Sonne Strahlenwellen
Siegreich durch die Wolken quellen,
So durchdringt dein Herz das Schöne!

J. G. Oswald.



Friedensbilder nach dem Kriege in der Herzegowina. Skizzen unseres Spezialartisten.



Dr. Fialla. Verth. Dr. Marktbreiter. Dr. Pichl. Dr. v. Newald. Staatsanwalt Dr. Pelser. Fünf-Richterkollegium, Vors. Landesger.-Rath Dr. v. Holzinger. Jauner.
Heer. Wilhelm. Landsteiner. Geringer. Breithofer. Nitsche. Verth. Dr. Bing.
v. Förster. Frau Völkl-Strampfer. Zeugen: Zier, städt. Ingen. Arnberger, städt. Bauamts-Direktor. Hofmann, städt. Ingen.

Der Ringtheaterprozeß in Wien. Originalzeichnung von V. Katzler.

Um den Halbmond.

Roman

von

Gregor Samarow.

(Fortsetzung.)

Einundzwanzigstes Kapitel.

iese Stille herrschte im Gegensatz zu der Unruhe, welche die Stadt bewegte, in den inneren Räumen des prachtvollen Palastes von Dolmabagdsche, der mit seinen zahlreichen Vorhöfen, Nebengebäuden und Gärten sich weithin an den Ufern des Bosporus ausdehnte. Zahlreiche Gardetruppen bewachten die äußeren Thore, und an allen inneren Eingängen standen die Saptiehs, die kaiserlichen Palastgendarmen, bis an die Zähne bewaffnet, um jedem Unbefugten den Eintritt zu wehren.

In den kühlen Marmorhallen plätscherten die Springbrunnen, und die blinkenden Tropfen ihrer in die blumengeschmückten Bassins herabfallenden Wasserstrahlen warfen wie Garben von Edelsteinen das durch die bunten Fenster hereinfallende Licht in tausendfachen Reflexen zurück. Die Pracht der inneren, vom Sultan bewohnten Gemächer spottet jeder Beschreibung; es vereinigt sich in denselben der märchenhafte Glanz, welchen die asiatische Verschwendung der auf einen Punkt zusammenströmenden Reichthümer des ganzen türkischen Reiches allein hervorzubringen vermag, mit Allem, was europäische Kunst und Industrie in ihrer höchsten Vollendung zu schaffen im Stande sind. Jedes einzelne dieser Gemächer enthält unberechenbare Schätze an Marmor, Porphyr und Mosaik, an Teppichen, Edelsteinen und goldenem Geräth, und überall sieht man die reichsten, geschmackvollsten und bequemsten Möbel aus den Werkstätten von Paris und Wien.

Bis nahe zu dem eigentlichen persönlichen Wohnzimmer des Sultans hin standen neben den mit schweren seidenen Stoffen verhängten Thüren die Saptiehs, den haarscharfen Säbel im Arm, und nur die das Wohnzimmer des Sultans unmittelbar umgebenden Gemächer waren frei von diesen Wachen; man hätte hier das Geräusch eines fallenden Rosenblattes, den Flügelschlag eines Schmetterlings hören können, so tief war die Stille, welche die geheiligte Wohnung des Beherrschers der Gläubigen, des Nachfolgers der Khalifen, des Stellvertreters des Propheten umgab.

In einem großen, viereckigen Gemach, dessen einziges, breites Fenster über prächtige Baumgruppen hin eine entzückende Aussicht auf den Bosporus öffnete, ruhte der Sultan Abdul-Aziz-Khan auf einem breiten Divan, dessen schwellende Kissen mit dunkelblauer Seide überzogen und dessen silberne, kugelförmige Füße mit prachtvollen Rubinen besetzt waren. Das Gemach war einfacher als alle übrigen und ganz auf europäische Weise möblirt. Der Fußboden war bedeckt mit schweren persischen Teppichen, bequeme Fauteuils standen rings umher, daneben kleine Tabourets, auf welchen die Minister und Würdenträger Platz nahmen, wenn sie bei dem Sultan erschienen und derselbe ihnen, eine seit einigen Jahren eingeführte europäische Neuerung, erlaubte, sich in seiner Gegenwart zu setzen.

Abdul-Aziz stand damals in seinem sechsundvierzigsten Lebensjahre. Seine mittelgroße Gestalt war stark und korpulent, aber weich und schlaff, seine Muskeln schienen die Spannkraft verloren zu haben und nur langsam und träge dem Willen zu gehorchen. Sein blasses, krankhaft aufgeschwemmtes Gesicht zeigte in seinen Zügen die Spuren edler orientalischer Schönheit, aber auf diesen Zügen lag ein Ausdruck indolenter Gleichgültigkeit; der untere Theil des Gesichts war von einem dunklen, kurz geschnittenen Vollbart bedeckt.

Der Sultan trug einen einfachen, dunklen Rock mit einer Reihe goldener Knöpfe, am Kragen und an den Aufschlägen die Stickerei der Muschirs, der Feldmarschälle der türkischen Armee; auf seiner Brust glänzte der goldene, grün emaillirte Stern des Osmaniehordens in Brillanten, darunter der siebenstrahlige Sonnenstern des Medschidjeordens mit dem Halbmond und dem kaiserlichen Wappen. Seinen Kopf bedeckte der einfache rothe Fez und an goldenem Gürtel hing ein reich mit Edelsteinen besetzter Säbel.

Vor dem Sultan waren auf der Marmorplatte eines großen runden Tisches eine Menge Bücher und Schriften ausgebreitet, theils Pergamente mit türkischen Schriftzeichen, theils französische Bücher in zierlichen Einbänden von blauem Maroquin. Abdul-Aziz hatte eifrig in allen diesen Schriften geblättert, bald hier, bald dort sich in irgend eine Stelle vertiefend und dadurch freilich auch eine der alten Vorschriften des Islam übertretend, welche jedes Buch außer dem Koran verbietet und dafür den einfachen und jeden Widerspruch ausschließenden Grund anführt, daß jedes Buch, in welchem dasselbe stehe als im Koran, überflüssig sei, wenn es aber etwas Anderes enthalte als die heilige Schrift, so sei es sündhaft. Und fast schien es, als ob der Padischah die Wahrheit dieses Spruches empfunden hätte, als er die vielen Schriften durchforschte, denn noch finsterer als sonst hatten sich seine Brauen zusammengezogen, als er, die Bücher mit einer Miene voll Abscheu und Entsetzen durcheinander werfend, sich weit in die Kissen seines Divans zurücklehnte.

In der Tiefe des Zimmers stand die Sultanin Valide, die Mutter des Sultans, eine Frau von etwa dreiundsechzig Jahren, in weitem, dunklem Gewande, das am Halse und an den Armgelenken von reichen Diamantspangen zusammengehalten wurde. Ihr gelbliches Gesicht, dessen Schnitt noch die Spuren großer Schönheit erkennen ließ, zeigte jene eigenthümliche Schärfe und Härte, welche bei den orientalischen Frauen im Alter an die Stelle der Weichheit und Zartheit tritt, die ihnen in der Jugend einen so idealen Reiz verleihen. In ihren von schön geschwungenen Brauen überwölbten Augen funkelte noch das ganze Feuer der Jugend, und zwischen den schmalen, mit purpurrothem Kermes gefärbten Lippen schimmerten glänzend weiße Zähne hervor. Ueber ihren schwarzen und vollen Haarflechten trug sie eine spitzenbesetzte Seidenbinde; in ihrer ganzen Erscheinung vereinigte sich der eigenthümliche Typus, den man bei alten Jüdinnen und Zigeunerinnen findet, bei denen das Feuer wilder Leidenschaft unter der Asche fortzuglühen scheint, mit der ruhigen, würdevollen Sicherheit einer vornehmen Weltdame.

Die Sultanin Valide beugte sich aufmerksam beobachtend über einen großen Korb von Golddraht mit verschiedenen Abtheilungen, dessen Inneres durch leichte grünseidene Vorhänge vor dem Lichte geschützt war. Nach einigen Augenblicken erklang aus dem Innern dieses Korbes hervor das laute Gackern eines Huhns; schnell beugte sich die Sultanin noch tiefer herab und zog unter der Seidengardine ein frisches Ei hervor, das sie ganz freudig dem Sultan zeigte, der bei dem Geräusch, das so wenig in das Zimmer des Khalifen zu gehören schien, aufmerksam den Kopf umgewendet hatte.

„Hier, mein armer Sohn," sagte die Sultanin, „das erste Ei ist gelegt, gleich sollst Du Deine Mahlzeit haben. O," fuhr sie schmerzlich und fast vorwurfsvoll fort, „welch' ein Jammer ist es, daß der Beherrscher der Gläubigen, der Sohn des Propheten, dem die Völker sich beugen in Asien, in Europa und Afrika, dem alle Reichthümer der Welt zu Füßen liegen, auf diese Weise sich ernähren muß wie der Aermste seiner Unterthanen; wann wird Allah diesem Jammer ein Ende machen, wann wird er die unglückselige Furcht von Dir nehmen, welche Deine Kraft lähmt und Deinen Geist verdüstert!"

„Allah hat mir diese Furcht gesendet," sagte Abdul-Aziz, „um mich zu schützen und zu erhalten, denn ohne meine Furcht und mein Mißtrauen würde ich längst nicht mehr unter den Lebendigen wandeln. Ich weiß es, daß ein böser Geist unter dem Volk lebendig ist, ein Geist der Auflehnung und des Verraths, und Diejenigen hat er am schlimmsten erfaßt und am gefährlichsten mit seinem bösen Athem vergiftet, welche meinem Thron am nächsten stehen und die treuesten Stützen desselben sein sollten. Ungehorsam und Aufruhr gährt im Volk, und die Großen, die ich aus dem Staube erhoben habe, sinnen darauf, mein Leben zu zerstören; wenn ein solcher Geist durch das Volk weht," sagte er, indem seine Blicke höher aufflammten und seine Hände unruhig zuckten, „dann schützt mich nicht die heilige Würde des Khalifen. — die Geschichte meiner Vorfahren liefert Beispiele genug von Unthaten durch gewaltsamen Mord und durch tückisches Gift. Gegen die Gewalt kann ich mich schützen durch meine Garden, die mir treu sind und jeden Angriff von meinem Palast zurückschlagen würden, — aber wer schützt mich gegen das heimtückische Gift, das in jeder Speise und in jedem Getränk mich mitten unter meinen Wachen erreichen kann; muß ich nicht solche Vorsicht anwenden, und ist es nicht besser, auf alle Genüsse zu verzichten, als der feigen Hinterlist zum Opfer zu fallen, mein Leben zu verlieren und Alle, die ich liebe, der Rache meiner Todfeinde preiszugeben!

„O, ich weiß es," sagte er in immer steigender Erregung, während Fieberröthe seine Wangen und seine Stirn färbte, — „ich weiß es, der Mord umlauert mich von allen Seiten, sie warten nur darauf, mich niederzuwerfen und meinen blödsinnigen Neffen Mehmed Murad, den thörichten Träumer, auf den Thron zu erheben, unter dessen Namen sie die Herrschaft führen würden. Ich war thöricht," sagte er düster, „als ich meinem sterbenden Bruder Abdul-Medschid versprach, seine Söhne zu schonen, noch thörichter, daß ich das Versprechen hielt; hätte ich sie tödten lassen, wie es Sitte war zur Zeit meiner Vorfahren, so hätte ich Frieden und Sicherheit, denn mein Sohn Yussuf Izzeddin liebt mich, er würde niemals die Hand gegen seinen Vater erheben, er würde niemals den Gedanken fassen, über meine Leiche hin die Stufen des Thrones zu ersteigen. Aber," rief er knirschend, indem er die geballten Hände erhob, „es wird ein Ende werden, bald werde ich dennoch wieder der Herr werden über sie Alle, zertreten werde ich die ungetreuen Veziere, unter denen Midhat Pascha der schlimmste ist, die europäischen Mächte, das Volk werden meinen geliebten Sohn als Erben des Reiches anerkennen und damit werden alle jene finsteren Intriguen zerfallen, die jetzt den Thron umschleichen."

Die Sultanin schüttelte den Kopf und sprach:

„Allah möge Dich erleuchten, mein Sohn, und vor Allem möge er Dich stärken mit der Kraft des großen Mahmud, der die unbotmäßigen Paschas bändigte und die rebellischen Janitscharen niederschlug trotz unglücklicher Kriege, die die Grenzen des Reiches erschütterten. Raffe Dich auf, mein Sohn, schlage die Köpfe der trotzigen und hinterlistigen Feinde nieder, werde Herr in Deinem Reich und Du wirst auch in Europa wieder mächtig und groß dastehen wie Deine Vorfahren, Du wirst vor Dolch und Gift gesichert sein, vor denen Dich die Kraft und Gewalt besser schützen werden als die Furcht und Vorsicht."

„Ja," rief der Sultan, „ja, ich will meinem Vater nachfolgen, ich will thun, wie er that, ich will wieder Herr in meinem Reich werden und dazu will ich die Freunde da suchen, wo er sie fand. Er hatte mit den Moskowitern gekämpft und dennoch hatte er endlich in dem Zaren seinen besten und treuesten Verbündeten; er war Herr in seinem Reich, in Europa fürchtete man ihn. Ich will das Bündniß meines Vaters mit dem Zaren erneuern — mir und dem Zaren in Moskau gehört der Osten, und wehe jenen falschen, trügerischen Freunden, wenn sie sich dann den Pforten der Dardanellen nahen."

„Und glaubst Du," fragte die Sultanin, „daß der Zar, das Haupt der Christen, die den Halbmond vertreiben wollen aus Stambul, es aufrichtig und treu mit Dir meinen kann? Besser wäre es wahrlich, Du riefst das Volk auf gegen die falschen und tückischen Großen; das Volk würde sich um seinen Khalifen schaaren und die Intriganten und Verräther zerschlagen; Du würdest Herr in Deinem Lande werden ohne die Hülfe von Fremden."

„Und bedarf ich nicht der Fremden," rief der Sultan, „bedarf ich nicht des Zaren, um mich von diesen verhaßten, nichtswürdigen, schleichenden Engländern zu befreien? Der Zar mag mein Feind sein, er ist ein stolzer, edler, großmüthiger Feind; aber jene Engländer sind feige und niederträchtig und ich hasse sie wie die bösen Geister meines Hauses und meines Volkes. O, ich weiß es," sagte er knirschend, „daß die Verräther unter dem Schutze dieses hinterlistigen, schleichenden Englands stehen, ich weiß es, daß die schändlichen Veziere ihre Versammlungen im Hause des englischen Botschafters halten, daß er sie bestärkt in ihrem Widerstande gegen meinen Willen, ja, daß sie mit ihm berathen, wie sie mich stürzen möchten. Kommen sie nicht immer wieder und wieder damit, daß ich meinen Schatz, den ich lange angesammelt und gehütet habe wie meinen Augapfel, ausschütten soll in die öffentlichen Kassen des Reiches, und hat nicht jener hochmüthige Sir Elliot es gewagt, dasselbe von mir zu verlangen! Wenn Allah mein Gebet erhört und meinen Plänen Gelingen gibt, wenn mein Sohn mein Erbe sein wird, anerkannt vom Volk und von den Mächten Europas, dann werde ich gewiß sein, daß auch nach mir Alles in meinem Sinne und meinem Geiste geführt wird, daß Alle, die ich liebe, sichern Schutz finden, dann werde ich keiner aufgesammelten Schätze mehr bedürfen, dann werde ich mein Gold ausstreuen mit vollen Händen für den Ruhm, die Größe und den Glanz meines Reiches."

In dem goldenen Gitterkorbe ertönte von Neuem das laute Gackern eines Huhnes und unterbrach die eifrigen Worte des Sultans. Schnell hintereinander ließ sich zweimal der gleiche Ton vernehmen und die Sultanin Valide fügte noch drei neue Eier zu dem ersten hinzu.

In einer Ecke des Zimmers stand auf einem mit weißen Leinen überdeckten Tisch ein goldener Kessel mit siedendem Wasser über einer Spirituslampe; die Sultanin warf die vier Eier in diesen Kessel und ließ sie, nach einer kleinen Sanduhr die Zeit abmessend, kochen, während Abdul-Aziz aufmerksam diese Operation verfolgte. Dann nahm sie aus einem zierlichen, mit Gold und Perlmutter ausgelegten Wandschrank einen Teller von Sèvresporzellan und eine goldene Gabel; sie legte die Eier auf den Teller und brachte sie ihrem Sohne, der dieses mitten unter seinen Büchern und Papieren servirte einfache Frühstück mit einem fast heißhungrigen Appetit verzehrte. Dann klatschte die Sultanin in die Hände, zwei Eunuchen des Palastes in ihren reichgestickten türkischen Livréen erschienen und trugen, nachdem sie sich vor dem Sultan zur Erde niedergeworfen hatten, den goldenen Gitterkorb mit den unruhig gewordenen Hühnern hinaus in das Vorzimmer, wo die zur Ernährung des Padischah bestimmten Thiere von zwei Saptiehs in Empfang genommen und in feierlichem Zuge nach einem besonderen Stalle in den reservirten Gärten, der von einer Abtheilung der zuverlässigsten Gardetruppen bewacht war, hinausgetragen wurden.

Während der Sultan noch beschäftigt war, das letzte seiner Eier zu verzehren, wurde der Thürvorhang emporgehoben und ein junger Mensch von schlanker, zierlicher, aber aufgeschossener Gestalt, dessen knabenhafte Miene und Haltung höchstens auf ein Alter von neunzehn Jahren schließen ließen, trat in das Zimmer. Sein bleiches, feines Gesicht hatte schöne und edle Züge, auf denen noch die ganze Weichheit der Jugend und eine fast mädchenhafte Schüchternheit lag; nur in den schönen, dunklen Augen, welche den schönen, mandelförmigen Schnitt der tscherkessischen Stämme zeigten, blitzte das Feuer erwachender männlicher Kraft.

Der junge Mensch trug den rothen Fez und die gestickte Uniform der Muschire; auf seiner Brust glänzte der Brillantstern des Osmaniehordens, ein prachtvoller, in Edelsteinen funkelnder Säbel hing an dem goldenen Gürtel, der die schlanken Hüften umspannte.

Der jugendliche Feldmarschall kreuzte die Arme über der Brust und neigte sich tief vor dem Sultan, dieser aber schob hastig seinen Teller zurück, breitete die Arme aus und rief:

„Allah segne Dich, Yussuf Izzeddin, Sohn meines

Herzens, Kleinod meiner Liebe, komm', daß ich Dich an meine Brust drücke, daß ich Dein treues, liebevolles Herz an dem meinen schlagen höre."

Prinz Yussuf Izzeddin Effendi, der älteste Sohn des Sultans, eilte zu seinem Vater hin, dieser umarmte ihn mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit, küßte seine Stirn und seine Wangen und fuhr schmeichelnd mit den Händen über das zarte Gesicht des Prinzen, der ebenfalls voll inniger Liebe zu ihm aufblickte. Als ihn Abdul-Aziz endlich aus seinen Armen ließ, wendete er sich zur Sultanin Valide und küßte derselben mit europäischer Artigkeit und zugleich mit kindlicher Ehrerbietung die Hand; auch die alte Dame strich liebkosend mit der Hand über das Gesicht ihres Enkels und ihre zärtlichen Blicke bewiesen, daß sie ihn nicht minder liebte als ihr Sohn.

„Ich bitte Dich, mein Vater," sagte Prinz Jussuf, auf den Teller mit den Eierschalen deutend, „laß diese elende Nahrung, bei der sich Deine Kräfte erschöpfen müssen. Ich habe einen französischen Koch, der mir von der besten Seite empfohlen ist, und ich habe die Einrichtung getroffen, daß die zuverlässigsten der Gardetruppen, deren Kommando Du mir gnädigst übertragen, die Küche besetzen. Der Koch wird unter ihren Augen arbeiten, er wird von jeder Schüssel, die er bereitet, zuerst kosten und es wird unmöglich sein, irgend etwas Schädliches in die Speisen zu mischen."

Der Sultan schüttelte finster den Kopf.

„Ich danke Dir, mein Sohn, für Deine Liebe und Sorge," sagte er, „aber das Einzige, was man nicht vergiften kann, ist das Ei im Körper des Huhns, und das Ei enthält Nahrung genug, um mir die Kräfte zu geben, bis ich mein Werk vollendet. Bist Du Deiner Garden sicher?" fragte er dumpf, — „Du bist jung und vertrauensvoll, der Blick der Jugend ist leicht getäuscht, wer bürgt Dir dafür, daß nicht auch in ihre Reihen der Verrath gedrungen ist? — Waren nicht einst auch die Janitscharen die Nächsten um den Thron, waren sie nicht dennoch die schlimmsten Rebellen?"

„O nein, mein Vater, nein, ich traue meinen Soldaten! Sie lieben mich, sie begrüßen mich freudig, wo ich mich zeige, und sie sind Dir treu, denn warum sollten sie mich lieben, mich, der ich noch ein Kind bin, der ich nichts gethan habe, um die hohe Würde ihres Führers zu verdienen, wenn sie nicht in mir, Deinem Sohn, den Sohn ihres geheiligten Padischah sähen?"

„Nein, mein Sohn, nein," sagte der Sultan, „laß mich vorsichtig sein für mich, für das Wohl des Reiches und für Dich vor Allem. Bald wird die Stunde kommen, wo ich der Vorsicht nicht mehr bedürfen werde, wo ich die Schuldigen strafen und den Fuß auf das Haupt der Verräther setzen werde. — Ich habe den Scheik-ul-Islam rufen lassen," unterbrach er sich plötzlich, indem seine Miene sich verfinsterte, „warum ist er nicht da, sollte auch er sich zu meinen Feinden und Verräthern gewendet haben?"

„Seine Hoheit war im Vorzimmer," erwiederte der Prinz, „ich habe versprochen, seine Anwesenheit zu melden."

Der Sultan klatschte lebhaft in die Hände.

„Der hohe Scheik-ul-Islam," rief er dem eintretenden Eunuchen zu, „möge sogleich vor mir erscheinen! — Bleibe hier, meine Mutter, was ich mit ihm zu sprechen habe, ist kein Geheimniß vor Dir, — auch vor Dir nicht, mein Sohn, bald soll es die ganze Welt wissen."

Der Prinz Yussuf Izzeddin trat neben den Divan seines Vaters, die Sultanin Valide schlug den von ihrer Kopfbinde auf die Schulter herabhängenden Schleier über ihrem Gesicht zusammen und setzte sich, die Hände über dem Schooß gekreuzt, auf einen der Lehnstühle nieder.

Nach einigen Augenblicken trat Hassan Fehmi Effendi, der Scheik-ul-Islam, der oberste Ausleger des Gesetzes, in das Gemach. Er war einfach in einen türkischen Rock von dunklem Seidenstoff gekleidet, sein Haupt bedeckte ein goldgestickter Turban mit einer Agraffe von prachtvollen Diamanten, das Zeichen seiner hohen Würde. Hassan Fehmi Effendi war ein Mann von kräftiger Gestalt, dessen Haltung die selbstbewußte Würde des geistlichen Oberhauptes des Islam mit der biegsamen Geschmeidigkeit des Hofmannes vereinigte. Sein Gesicht mit dem grauen Bart hatte einen ruhig freundlichen Ausdruck, der deutlich zeigte, daß der Scheik von allem fanatischen Eigenwillen fern war und es verstand, sich in die Verhältnisse zu schicken; seine Augen waren halb geschlossen und er schien bestrebt, in seinen Blicken möglichst wenig von dem zu zeigen, was in seinem Innern vorging.

Er begrüßte den Sultan, indem er die linke Hand auf die Brust legte und mit leicht geneigten Knieen die rechte nach dem Boden ausstreckte. Abdul-Aziz legte zur Erwiederung dieses Grußes die rechte Hand mit der Fläche nach innen gekehrt an seinen Turban, Yussuf Izzeddin berührte mit der rechten Hand, die Kniee beugend, den Boden, die Sultanin erhob ihre beiden Hände und kehrte dem Scheik die inneren Flächen derselben zu.

Nachdem diese den Rangverhältnissen der verschiedenen Personen entsprechenden Begrüßungen gewechselt waren, sagte der Sultan, dessen Anrede Hassan Fehmi ehrerbietig erwartete, rasch und lebhaft:

„Mein hoher Scheik-ul-Islam, ich habe Dir vor einiger Zeit bereits meinen Wunsch zu erkennen gegeben, die Thronfolge meines Reiches, welche nach der alten Auslegung des Gesetzes dem ältesten Sohne meines Bruders Abdul-Medschid zusteht, zu ändern und sie auf meinen Sohn Yussuf Izzeddin Effendi zu übertragen, der hier an meiner Seite steht. Ich habe Dich ersucht, die Gesetzesbücher genau zu prüfen und mir zu sagen, ob mein Wunsch mit denselben in Einklang zu bringen sei; Du hast Zeit gehabt, diese Prüfung vorzunehmen, sage mir nun, was Dein von Allah erleuchteter Geist als das Richtige erkannt hat."

„Erhabener Padischah," erwiederte Hassan Fehmi, „ich habe, wie es die Pflicht meines Amtes gebietet, Deinem Willen gemäß geforscht und geprüft; ich habe meinen Geist im Gebete zu Allah erhoben, um dessen himmlische Erleuchtung zu erflehen, und werde Dir sagen, was ich erkannt."

Der Sultan beugte sich in gespannter Aufmerksamkeit vor, Yussuf Izzedin neigte sein Haupt zu Boden, die Sultanin Valide saß unbeweglich in ihrem Lehnstuhl.

„Es ist richtig," sagte der Scheik-ul-Islam mit salbungsvoller Feierlichkeit, „daß die heiligen Gesetzesbücher die Erbfolge auf dem Throne des Khalifen dem ältesten Bruder des Padischah oder dessen Sohn zuweisen, und es ist bisher nach diesem Erbrechte die Nachfolge bestimmt worden; aber die Bücher der heiligen Gesetze," fuhr er fort, „legen auch in die Hand des Khalifen das Recht, nach seiner pflichtmäßigen Erkenntniß Alles zu thun, was nöthig und geeignet ist, um die Größe und das Wohl des Reiches zu schützen und zu befestigen und den heiligen Glauben zu vertheidigen. Wenn der Beherrscher der Gläubigen in ernster Prüfung der Verhältnisse des Reiches sich überzeugt, daß irgend ein bestehendes Recht das Wohl der ihm von Gott anvertrauten gläubigen Unterthanen schädigt oder gefährdet, so steht es ihm zu, dieses Recht aufzuheben oder zu ändern und Bestimmungen zu treffen, die er für heilsam erkennt; er ist Allah dafür verantwortlich und wird für Alles, was er thut, dereinst Rechenschaft abzulegen haben — auf Erden aber müssen die Gläubigen seinem Willen gehorchen, da die Macht des Propheten, dessen Stellvertreter er ist, auf ihm ruht.

„Wenn also, erhabener Padischah, Deine Majestät erkannt haben, daß die bisherige Erbfolge dem Reiche Gefahr bringe und daß die zum Thron Berufenen nicht die erforderlichen Eigenschaften für ihr hohes Amt besitzen, so steht es Dir zu, die Erbfolge zu ändern und sie auf einen andern Fürsten vom Stamme Osman's zu übertragen. Dieß ist das Urtheil über die mir vorgelegte Frage, zu welchem ich nach sorgfältiger Prüfung gekommen bin."

„Und es ist," rief der Sultan lebhaft, „ein gerechtes, ein weises Urtheil, denn Mehmed Murad, der Sohn meines Bruders, ist unfähig, die Pflichten des Padischah zu erfüllen, sein Geist ist trübe und seine Hand ist schwach; sein Bruder Abdul-Hamid ist finster und verschlossen, starren Geistes und harten Herzens, Beide lieben mich nicht, und alle meine Feinde, das heißt die Feinde des Reichs und des Glaubens, sind geschäftig, Haß und Aufruhr in ihren Seelen zu wecken und zu bestärken. Mein Sohn Yussuf Izzeddin aber hat eifrig darnach gestrebt, sich alle Kenntnisse und alle Eigenschaften anzueignen, die ihn einst zum hohen Khalifenamte würdig machen können; er liebt mich," fuhr er, die Hand des jungen Prinzen ergreifend und zärtlich streichelnd, fort, „er wird, wenn ich einst nicht mehr auf Erden weile, in meinem Geiste herrschen, das Reich zur Größe führen und Diejenigen lieben und ehren, die ich geehrt und geliebt habe.

„Die Bedingungen sind also vorhanden, unter denen nach Deiner weisen Auslegung die Gesetze mir gestatten, das Erbrecht zu ändern. Ich bestimme daher kraft meines Rechtes, daß mein Sohn Yussuf Izzeddin Effendi mein Nachfolger sein, und daß fortan der Thron sich jedesmal vom Vater auf den Sohn, nach dem Rechte der Erstgeburt, dem Stamme Osman vererben soll. Ich bitte Dich, hoher Scheik, das Fetwa abzufassen, welches mein Recht zur Aenderung der Erbfolge anerkennt und dem neuen Gesetz, das ich erlassen werde, Gültigkeit verleiht."

„Es soll geschehen, erhabener Padischah, wie Deine Majestät befiehlt; doch," fügte er ein wenig zögernd hinzu, „wenn Du mir erlauben willst, Dir einen Rath zu geben, welcher der Ergebenheit für Deine geheiligte Person und der Sorge für das Wohl des Reiches entspringt, so möchte ich Dich bitten, genau und sorgfältig den Zeitpunkt zu erwägen, welchen Du für die Verkündigung des neuen Gesetzes wählst."

„Der Zeitpunkt ist da," rief der Sultan, „und sobald Du das Fetwa aufgestellt hast, soll das Gesetz verkündet werden."

Yussuf Izzeddin küßte die Hand seines Vaters — der Scheik verbeugte sich schweigend.

Der erste Adjutant des Sultans, Hussein Pascha, trat ein und meldete, indem er die Kniee beugend mit der rechten Hand den Boden berührte:

„Der hohe Sadri-Asam Mahmud Nedim Pascha ist im Vorsaal und bittet um Gehör für sich und den Botschafter des russischen Zaren, welcher wichtige Mittheilungen zu machen hat."

„Sie sollen kommen, sie sollen kommen!" rief Abdul-Aziz. „Geh', hoher Scheik," sagte er, die nach innen gewendete Hand an seinen Fez erhebend, — „auch Du, mein Sohn Yussuf Izzeddin, und thut, wie ich euch gesagt."

Der Scheik-ul-Islam und der Prinz zogen sich zurück.

Die Sultanin Valide erhob sich und umarmte zärtlich den Sultan.

„So war es recht," sagte sie, „fasse Muth, vertraue Deiner Kraft und Deinen Getreuen, aber mißtraue den Fremden, Allen — Allen, und ob noch so glatte und freundliche Worte von ihren Lippen tönten, mißtraue ihnen dennoch und vergiß nicht, daß die moskowitischen Zaren zu allen Zeiten Feinde Deiner Vorfahren und des Volkes der Gläubigen waren."

Schon hörte man im Vorzimmer nahende Tritte, schnell verschwand die Sultanin durch eine innere Thür und im nächsten Augenblick trat der Großvezier Mahmud Nedim Pascha mit dem General Ignatieff in das Kabinet.

Der Vezier begrüßte den Sultan auf türkische Weise, indem er die rechte Hand zur Erde ausstreckte, General Ignatieff verbeugte sich tief. Abdul-Aziz stand von seinem Divan auf und erwiederte den Gruß des Botschafters durch eine leichte Neigung des Hauptes.

„Sie haben mir Mittheilungen zu machen, Herr General," sagte er in französischer Sprache, die er ein wenig langsam und schwerfällig, aber sicher und korrekt sprach, „und ich bin stets erfreut, den Botschafter des erhabenen Monarchen zu empfangen, welchen ich hochachte und mit welchem ich in aufrichtiger Freundschaft stets verbunden zu bleiben wünsche. Setzen Sie sich," fuhr er, sich wieder auf den Divan niederlassend, fort, „und sagen Sie mir, was Sie bringen."

Der Großvezier und der General nahmen auf zwei Tabourets dem Sultan gegenüber Platz.

„Die Lage ist ernst, Sire," sagte General Ignatieff, indem er einen Ausdruck militärischer Offenheit annahm, „ernst nach allen Richtungen hin, sie erfordert schnelle und durchgreifende Entschlüsse, und ich komme, Eurer Majestät die Meinung und den von freundschaftlichster Theilnahme eingegebenen Rath meiner hohen Regierung auszusprechen."

„Der Rath eines Freundes wiegt schwer in ernsten Augenblicken," sagte Abdul-Aziz freundlich, — „sprechen Sie, Herr General."

„Der Aufstand in den Donauländern breitet sich mehr und mehr aus," sagte der General, „und da es den Generalen Eurer Majestät nicht gelungen ist, denselben niederzuwerfen —"

„Weil sie Feiglinge und Verräther sind!" fiel der Sultan heftig ein.

General Ignatieff zuckte die Achsel mit einer Miene, welche dem Sultan Recht zu geben schien; dann fuhr er fort:

„Es ist für die europäischen Mächte unmöglich, diese Ereignisse, welche die Ruhe und das Gleichgewicht des Orients gefährden, unbeachtet zu lassen, und wie Eure Majestät wissen, werden in diesen Tagen die Minister von Oesterreich und Rußland in Berlin zusammentreffen, um sich über ihre Haltung zu verständigen und über den Rath schlüssig zu werden, den sie Eurer Majestät zur Beruhigung der immer bedenklicher sich gestaltenden Bewegung gemeinsam aussprechen wollen."

„Hätte ich treue und geschickte Generale," fiel der Sultan mit einem leichten Anklang von Bitterkeit in der Stimme ein, „so bedürfte ich eines solchen Rathes nicht; der Aufstand wäre niedergeworfen, und in der milden und väterlichen Gesinnung, welche ich für alle meine Unterthanen im Herzen trage, würde ich die Abstellung aller Beschwerden der christlichen Bevölkerung meiner Provinzen befohlen haben."

„Niemand kennt Eurer Majestät väterliche Gesinnung besser als ich," sagte der General; „allein in diese Verhältnisse, wie sie einmal liegen, ist eine Einmischung der fremden Mächte nicht zu vermeiden. Der Kaiser, mein erhabener Herr, hat die höchste Achtung vor Eurer Majestät Herrscherrechten und die höchste Achtung vor Ihrer Milde und Gerechtigkeit, nur mit Widerstreben möchte er sich Schritten anschließen, welche Eure Majestät unangenehm berühren könnten; allein er kann als Haupt und Schirmherr der griechischen Kirche sein Ohr den Beschwerden nicht verschließen, welche die Christen in Eurer Majestät Provinzen und Vasallenstaaten gegen die harten Bedrückungen erheben, die sie durch Eurer Majestät Behörden zu erleiden haben. Mein allergnädigster Herr wünscht deßhalb, daß das Fürwort, welches er für die christlichen Bevölkerungen bei Eurer Majestät einzulegen sich in seinem Gewissen verbunden erachtet, bei Ihnen als der treue Rath eines aufrichtigen Freundes und Bundesgenossen aufgenommen werde; er würde weit lieber sich mit Eurer Majestät unmittelbar und ohne Einmischung fremder, insbesondere österreichischer Interessen —"

Das Gesicht des Sultans verfinsterte sich, während der General einen Augenblick anhielt und mit seinen scharfen Blicken den Eindruck seiner Worte beobachtete.

„Ohne Einmischung österreichischer Interessen über die zu treffenden Maßregeln verständigen. Er hegt keinen Zweifel, daß eine solche Verständigung bei beiderseitigem gutem Willen schnell möglich sei, und wenn sie erfolgt wäre, so würde jedes weitere Vernehmen mit den übrigen europäischen Mächten überflüssig werden. Der Kaiser würde den aufständischen Provinzen die Durchführung der von Eurer Majestät Hochherzigkeit und Gerechtigkeit bewilligten Verbesserungen ihrer Lage garantiren und seinen ganzen Einfluß zu ihrer Unterwerfung anwenden; Alles würde sich friedlich lösen und die ganze Verwicklung, welche die Einmischung Europas herausfordert, würde eine einfache Angelegenheit zwischen zwei freundlichen Nachbarn bleiben."

„Niemand ist mehr bereit als ich zu einer solchen Verständigung," rief der Sultan; „ich will ja das Wohl meiner Unterthanen, ich will sie nicht drücken; wenn Ihr Kaiser und ich einig sind, was hat dann das andere Europa, was hat das hochmüthige England noch mit den Angelegenheiten des Ostens zu schaffen! — Was verlangt der Kaiser für die Christen? Er wird kaum mehr verlangen können, als ich zu gewähren bereit bin."

„Ich bin glücklich,“ sagte der General Ignatieff, das unmuthige Wort des Sultans aufgreifend, „daß Eure Majestät über England denken wie ich. England,“ fuhr er mit einer gewissen Derbheit des Ausdrucks fort, als ob seine Lebhaftigkeit ihn fortrisse, — „England möchte Ihr Vormund sein, während mein erhabener Herr nichts Anderes zu sein wünscht, als Ihr Freund und Verbündeter, der mit Ihnen gemeinsam über die Geschicke der Völker des Ostens entscheidet. In dem Memorandum des Fürsten Gortschakoff, welches Eurer Majestät bekannt ist, ist Alles niedergelegt, was die Regierung des Kaisers wünscht; diese Wünsche richten sich nur auf die Lage der christlichen Bevölkerung und sind weit entfernt, in irgend einem Punkte in die Hoheitsrechte Eurer Majestät einzugreifen, oder gar Ihre innere Regierung oder Ihre Finanzverwaltung zu beschränken, worauf alle englischen Rathschläge ja immer hinausliefen.“



Aus der Sammlung des Prinzen Karl von Preußen.

Der Sultan sah mit einiger Verlegenheit den Großvezier an.

„Ich erinnere mich nicht genau jenes Memorandums, — ich habe die Details desselben nicht im Gedächtniß.“

„Sie enthalten nichts Anderes,“ sagte Mahmud Pascha, der Verlegenheit seines Herrn zu Hülfe kommend, „als alle diejenigen Erleichterungen und Begünstigungen, welche bereits in dem Hat humayum des Sultans Abdul-Medschid versprochen sind und welche Eure Majestät allezeit zu gewähren bereit waren. Die Durchführung derselben ist nur durch das Ungeschick und den Ungehorsam der Paschas und durch den von aufrührerischen Agenten genährten Widerstand der Bevölkerungen selbst verzögert.“

„Nun,“ rief der Sultan, „dann ist ja Alles in Ordnung, dann bin ich ja mit Ihrem Kaiser einig.“

„Ich bin glücklich,“ sagte der General Ignatieff, „dieß aus dem Munde Eurer Majestät zu hören; es wird also dem Abschluß eines Vertrages nichts im Wege stehen, welcher die künftige Verfassung und Verwaltung der christlichen Provinzen Eurer Majestät feststellt und für dessen Ausführung Eure Majestät und mein allergnädigster Herr gegenseitig die Garantie übernehmen, so daß also künftig die übrigen europäischen Mächte gar kein Recht mehr haben werden, sich in die inneren Angelegenheiten des osmanischen Reiches zu mischen, und daß der Kaiser, mein Herr, und Eure Majestät allein miteinander die Welt des Orients in freundlichem Einverständniß beherrschen werden.“

„Nein, mein lieber General, nein, nichts steht dem im Wege!“ rief der Sultan. „Ohne Aufschub soll der Vertrag geschlossen werden, der die alte Freundschaft ohne Rückhalt wieder herstellen wird, welche zwischen meinem Großvater Mahmud und dem Kaiser Nikolaus bestand, welche für die Reiche Beider so segensvoll war, und allen jenen habgierigen und herrschsüchtigen Mächten, welche jetzt glauben, die eigentlichen Herren in Konstantinopel zu sein, die Dardanellen verschloß. Machen Sie das Alles fertig, mein lieber General, mit Mahmud Pascha, und Du, mein Vezier, sei dem General behülflich, Alles schnell zu ordnen, damit ich bald, bald meinen Namen unter diesen ersehnten Vertrag setzen kann, der mir,“ fügte er knirschend hinzu, „endlich die Macht geben wird, die Engländer hinauszuweisen.“

„Alles soll, wie Deine Majestät befiehlt, schleunigst vollzogen werden,“ sagte der Großvezier, indem er dem General Ignatieff einen Blick zuwarf.

„Ich hatte schon die Ehre,“ sagte dieser, „Eure Majestät darauf aufmerksam zu machen, daß die Lage nach allen Seiten hin eine besonders ernste sei. Bei der Durchführung eines Vertrages, wie ihn Eure Majestät soeben zu meiner höchsten Freude abzuschließen befohlen, wird sich Widerstand von allen Seiten zeigen, Widerstand zunächst von den Engländern; ich sehe,“ fügte er spöttisch hinzu, „das lange Gesicht des Sir Elliot noch länger werden, wenn er erfahren wird, daß seine Rolle am Bosporus ausgespielt sein wird.“

Der Sultan rieb sich vergnügt die Hände.

„Aber,“ fuhr der General fort, „er wird sich nicht so leicht der Thatsache beugen, und seine Regierung wird keinen Augenblick zögern, ihm ihre Flotten zur Verfügung zu stellen, um Eure Majestät an dem Bündniß mit Ihren westlichen Freunden festzuhalten, welche Ihr Reich an den Rand des Abgrunds gebracht haben, und um Sie von Ihrem einzigen Freunde, meinem Kaiser, wieder zu trennen, und wenn die englischen Flotten vor Stambul liegen, dann werden auch alle jene unzufriedenen, aufrührerischen Elemente, welche jetzt noch im Verborgenen schleichen, frech und rücksichtslos ihr Haupt erheben.“

„Ja, ja,“ sagte der Sultan finster, „das ist wahr, sie werden Alles aufbieten, um meinen Willen zu lähmen und mich in ihrer Gewalt festzuhalten, welche mich lähmend umschlingt. Der Aufruhr lauert unter den Mauern meines Palastes, aber schon habe ich den Arm erhoben, um ihn zu zerschmettern.“

„Wird der Arm Eurer Majestät dazu stark genug sein?“ fragte der General Ignatieff wieder mit jener rücksichtslosen Derbheit, welche stets als ein Beweis militärischer Offenheit das Vertrauen des Sultans zu bestärken pflegte. „Ich weiß es, welche Fäden die Unzufriedenen, die Verschwörer geknüpft haben, ich weiß, wie sie mit den Engländern zusammenhängen, meine geheime Polizei,“ sagte er mit einem triumphirenden Lächeln, „ist ihnen zu fein, sie durchdringt das Dunkel, in welches Jene sich hüllen.“

„Ihre Polizei, Herr General?“ fragte der Sultan, die Stirn runzelnd.

„Meine Agenten, Majestät, deren Aufgabe es ist, die Schleichwege Ihrer Feinde zu verfolgen, und auf die Sie sich verlassen können, wie auf Ihre eigenen Diener. Finden doch Eure Majestät selbst in einer Sache Widerstand, die nur Ihr hohes Haus betrifft und keinen Fremden angeht, wagt doch jener englische Botschafter sogar, überall die Gemüther aufregen zu lassen gegen die von Eurer Majestät beabsichtigte neue Erbfolge, welche Ihren Sohn an Ihre Seite stellen und ein- für allemal jene Intriguen zerreißen soll, welche sich an die Person des Prinzen Mehmed Murad knüpfen und deren Fäden sämmtlich in der englischen Botschaft zusammenlaufen.“

„Ja, bei Allah!“ rief der Sultan, heftig mit der Hand auf den Divan schlagend, „bei Allah, sie wagen es, mir zu widerstreben; aber der Scheik-ul-Islam gibt mir Recht, er hat meinen Willen in Uebereinstimmung erklärt mit den Gesetzen der heiligen Bücher, und ich will die Rebellen unter meinen Fuß niedertreten.“

Der General Ignatieff schüttelte den Kopf, auch der Großvezier machte eine bedenkliche und zweifelhafte Miene. — „Die Unzufriedenen sind mächtig und zahlreich,“ sagte der General, „das englische Gold hat seine Schuldigkeit gethan. Wenn der Vertrag, dessen Abschluß Eure Majestät befohlen, bekannt wird, wenn dann zugleich die Erbfolge geändert wird, wie es Eurer Majestät am Herzen liegt und



Die Ordensabtheilung.



Im Hohenzollernsaale.

Bilder von der heraldischen Ausstellung in Berlin. Originalzeichnungen von H. Lüders.

wie es die Ruhe und Sicherheit des Reiches erfordert, dann, Eure Majestät dürfen davon überzeugt sein, wird die Empörung ihr Haupt erheben, man wird vor offenem Widerstande nicht zurückschrecken."

„Ich habe die Macht, ihn zu brechen," sagte der Sultan, indem seine Hand sich um den Griff seines Säbels spannte, „mein Sohn Yussuf Izzeddin kommandirt die Garden, sie stehen zu mir." Abermals schüttelte General Ignatieff den Kopf. — „Trauen Eure Majestät nicht zu sehr! Die Engländer haben viele Freunde unter den Ulemas, den Imams, und selbst den Scheiks, und der Einfluß dieser wirkt mächtig auf die Soldaten, wenn sie zu ihnen im Namen des Glaubens und der Religion sprechen und ihre Stellung mißbrauchen, um die Autorität Eurer Majestät zu untergraben. Aber der Kaiser ist bereit, ein Korps seiner besten und zuverlässigsten Truppen in der Stärke, wie Eure Majestät es befehlen, zu Ihrer Verfügung zu stellen. Auf ein solches Korps gestützt, werden Eure Majestät Herr in Ihrer Residenz sein, Ihren Willen durchsetzen, die Erbfolge nach Ihren Entschlüssen regeln; dann auf Grund des abzuschließenden Vertrages mit dem Kaiser gemeinschaftlich die Ordnung und Ruhe in den aufständischen Provinzen herstellen. Mögen dann englische Schiffe sich vor Konstantinopel legen, sie werden nicht wagen, einen Mann auszuschiffen, und Jeder, der sich hier gegen den Willen Eurer Majestät erheben sollte, wird zu Ihren Füßen niedergeworfen."

Der Sultan blickte finster vor sich nieder.

„Russische Truppen in meiner Residenz —" sagte er; „und doch — es ist wahr, das würde mich zum Herrn machen, das würde die frechen Empörer niederschmettern, und wenn ich auf die Freundschaft des Kaisers zählen könnte —"

„Eure Majestät," rief der General Ignatieff, welcher die halbleise gesprochenen Worte gehört hatte, „werden nicht an dem Wort meines Kaisers zweifeln, werden nicht zweifeln, daß mein allergnädigster Herr Ihr treuester, Ihr uneigennützigster, ja ich wage es zu sagen, Ihr einziger Freund ist."

„Und was sagst Du dazu, mein Vezier?" fragte der Sultan, den forschenden Blick auf Mahmud Pascha richtend.

„Ich erblicke," erwiederte dieser, „in dem Vorschlage, den der Herr Botschafter gemacht, den Beweis wahrer und aufrichtiger Freundschaft seines erhabenen Herrn, den einzigen Weg zur Rettung aus den Gefahren, welche den Thron und das Reich bedrohen, und ich kann Eure Majestät nur in tiefster Unterthänigkeit bitten, die so großherzig gebotene

Vor und nach der Hochzeit. I.

Nach Skizzen von **Max Scholtz.**



Die Witterwochen, das sind die,
Wo sich zwei Herzen sehnend finden,
Sie wittert ihn, er wittert sie,
Und Beide können's nicht ergründen.



Die Ritterwochen sind schon dreister,
Er ist galant, sie voller Huld,
Es finden zagend sich die Geister,
Doch nur Geduld, Geduld, Geduld!



Die Gitterwochen aber bringen
Die Herzen heimlich wieder nah',
Sie hört die Sehnsuchtslaute klingen
Und trotz des Gitters ist sie da.



Die Zitterwochen, wo mit Zagen
Er um sie wirbt und sie erreicht;
Und schien es auch ein kühnes Wagen,
Der Liebe wird das Schwerste leicht.



Die Flitterwochen, ja da hat
Man endlich sich einmal für immer,
Man kost und wird sich gar nicht satt,
's ist Alles Gold und Glanz und Schimmer.



Die Zwitterwochen, nicht mehr süß,
Doch zwitterartig auch nicht sauer,
Sie rauben schon das Paradies
Und bringen manche stille Trauer.

Unterstützung gegen die inneren und äußeren Feinde anzunehmen, durch welche der Weg der weisen Politik des großen Sultans Mahmud Khan wieder betreten wird, der zum schweren Schaden des Reiches verlassen wurde."

Noch einige Augenblicke saß der Sultan in schweigendem Sinnen da.

„Ja," rief er dann, „ja, es soll so sein, ich will dem großmüthigen Feinde die Hand reichen gegen die falschen Freunde. Ich nehme den Vorschlag an, mein Herr General, ich will mit Ihrem Herrn vereinigt die Engländer vom Bosporus vertreiben, und der Orient soll nur zwei Herren haben — in Stambul und in Petersburg."

Der General verneigte sich, indem ein stolzes, triumphirendes Lächeln um seine Lippen zuckte.

„Ich wünsche Eurer Majestät Glück," sagte er, — „er wird Ihrem Hause und Ihrem Reiche Heil bringen."

„Aber wie," fragte der Sultan, „ist es möglich, ein Truppenkorps, das der Kaiser zu meiner Verfügung stellen will, hieher zu führen; englische Schiffe kreuzen vor den Dardanellen; sowie eine solche Absicht bekannt wird, wird von allen Seiten der äußerste Widerstand gegen dieselbe erhoben."

„Die Sache ist einfach, Majestät," erwiederte der General. „Von Odessa aus können in kürzester Zeit auf den zahlreichen Transportdampfern, die zu unserer Verfügung stehen, Truppenkorps in jeder beliebigen Größe hiehergeführt werden. Man kann sie ohne alles Aufsehen ganz in der Nähe der Stadt landen lassen, ohne daß nach dem Marmarameer hin irgend etwas davon bekannt wird, und sobald die Truppen eingerückt sind und den Palast Eurer Majestät umgeben, sind wir Herren der Situation."

„Gut denn, gut denn," rief der Sultan, „so soll es sein, machen Sie Alles mit Mahmud Pascha ab, aber schnell, schnell, denn mich dürstet nach Rache an den frechen Widersachern gegen meinen Willen. Hier meine Hand und mein Wort," fuhr er fort, dem General seine Hand reichend, welche dieser mit dem Ausdruck der tiefsten Ehrfurcht berührte.

„Ich lege die Ausführung in die Hände meines Veziers und in die Ihrigen. Ich will die Verkündigung des Erbfolgegesetzes so lange verschieben, bis Alles gethan ist. Leben Sie wohl, General — ich danke Ihnen. Uebermitteln Sie dem Kaiser meine freundschaftlichen Grüße und seien Sie meiner Zuneigung und meiner Erkenntlichkeit gewiß."

Er winkte gnädig mit der Hand, der General verließ mit dem Vezier das Zimmer.

Abdul-Aziz sank in den Divan zurück, ein düsteres Feuer glühte in seinen Augen, in dem Lächeln seiner Lippen mischte sich stolzer Triumph und höhnisch grausame Freude, und vor seinen Blicken schienen Bilder der Rache an seinen niedergeworfenen Feinden vorüber zu ziehen.

Nach einiger Zeit trat die Sultanin Valide leise in das Gemach.

Der Sultan schlug die Augen nieder, als er das Rauschen ihres Gewandes hörte. Sie betrachtete prüfend sein erregtes Gesicht, eine Frage schien auf ihren Lippen zu schweben; aber sie wagte es nicht, sie auszusprechen, sie wußte, daß sie um so sicherer den Geist ihres Sohnes beherrschen würde, je weniger sie sich den Anschein gab, einen Einfluß auf ihn ausüben zu wollen.

„Höre mich, mein Sohn, und folge dem Rath Deiner Mutter. Du hast Dich lange Zeit eingeschlossen gehalten in dem Palast, das Volk hat das Angesicht seines Padischah nicht gesehen, und darum finden alle treulosen und verleumderischen Worte der Verräther leichter Eingang in die Herzen Deiner Unterthanen. Zeige Dich dem Volk, fahre durch die Straßen von Stambul, damit Alle Dich sehen, damit sie wissen, daß Du da bist und Dein Arm über ihnen schwebt; das Auge des Herrschers ist ein Blitzstrahl für die Verräther und eine Stärkung für die Getreuen."

„Gut," sagte der Sultan nach kurzem Nachdenken, „Dein Rath mag gut sein; vielleicht hielt ich mich zu lange zurück, das Volk muß sehen, um zu glauben und zu vertrauen."

Er klatschte in die Hände und befahl, daß sein Wagen vorfahren und die Mannschaft seiner Begleitung zu Pferde steigen solle.

Nach wenigen Augenblicken meldete sein Adjutant, Hussein Pascha, daß Alles bereit sei, und während er, von seinem Adjutanten gefolgt, in den innern Hof des Palastes hinabstieg, breitete die Sultanin Valide die Arme nach ihm aus und sagte im Tone inbrünstigen Gebets:

„Allah schütze ihn und mich — schütze ihn vor den Verräthern, die seinen Thron umlauern, schütze ihn vor den Moskowitern, die ihre Netze nach ihm ausspannen."

Während dieß Gebet von den Lippen seiner Mutter zum Himmel aufstieg, war der Sultan in den Hof getreten. Die zahlreichen Wachen traten in's Gewehr, sein offener, mit vier prachtvollen Schimmeln bespannter Wagen fuhr vor, die Saptiehs der Bedeckung rangirten sich um denselben, Hussein Pascha stieg zu Pferde und nahm seinen Platz am Schlage ein, die Pforten öffneten sich und durch die verschiedenen Höfe hindurch fuhr der kaiserliche Zug zu dem großen Thore des Palastes von Dolmabagdsche hinaus, dessen Flügel sich weit vor ihm öffneten.

(Fortsetzung folgt.)

NOTIZ-BLÄTTER.

Literatur.

— **Die beiden monumentalen Ausgaben der Dichterheroen** Shakespeare und Schiller, welche Ed. Hallberger vor einigen Jahren veranstaltete, waren von so enormem Erfolge begleitet, eine große Auflage konnte so rasch der andern folgen, daß die Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger) dringend darauf hingewiesen war, auch den Dritten im Bunde, den Dritten unserer Lieblinge, „Goethe", in gleich brillanter Ausstattung, in gleich reicher Illustrirung ihnen zuzugesellen. Der Wunsch, Goethe in solchem Prachtgewande zu besitzen, sprach sich überdieß in so zahlreichen Zuschriften aus, daß der Gedanke, der viele Opfer und großes Mühen forderte, nach und nach Wirklichkeit gewann, und nun tritt die Verlagshandlung mit diesem Werke langer und ernster Arbeit vor das Publikum und gibt sich der Hoffnung hin, daß es von dem gleichen Erfolge begleitet sein werde wie Shakespeare und Schiller. Die reichen Erfahrungen, die bei diesen gesammelt wurden, mußten der Ausgabe von Goethe zu Statten kommen. Der Kreis der Künstler, welche Schiller illustrirten, hat sich erweitert und verstärkt, und von Illustratoren ist eine ebenso große und schwerwiegende Zahl bei dem Werke thätig, als der Name des Herausgebers, welchem die Aufgabe geworden, den reinsten Text herzustellen, Heinrich Düntzer, des berühmten Biographen und Kenners unseres Dichters, für die beste Wahl von Text und Werk bürgt. So ist denn Alles geschehen, eine des Dichters würdige Ausgabe, die auch die große Künstlernatur in Goethe ehrt, herzustellen. Die äußere Ausstattung hält der innern Gediegenheit und Eleganz das Gleichgewicht. Und so kann diese „Illustrirte Prachtausgabe von Goethe's Werken mit mehr als 800 Bildern erster deutscher Künstler" ebenso wie Schiller und Shakespeare Anspruch auf den Titel eines monumentalen Werkes des deutschen Buchhandels mit Fug und Recht erheben.

— **„Catilina's Söhne", Roman von Karl Wartenberg (Leipzig,** Krüger), ist eine große Verherrlichung des Journalistenthums und der Redakteure freisinniger Richtung. Der Autor erzählt feurig und auch anschaulich. Es rächt sich jedoch an dem Poeten die Tendenz. Der Autor will die Männer der Feder zu volksthümlichen Helden machen, aber die Absicht läßt ihn hier die Farben zu scharf mischen, und ohne sein Wollen sind die Frauen die Heldinnen geworden, weil das poetische Vermögen hier die Tendenz meistert. Die durchaus praktische Frau Kapellmeister Günther und ihre idealistische Tochter Alice, dann die leichtherzige Valeska, deren Herz durch ein Paar Brillantohrringe, seien sie von wem sie wollen, gewonnen wird, sind angenehme, amüsante Charakterfiguren, indeß die Journalisten Graf Hugo Balling, der Doktor Holm, dann der Bankier Löwenstein, ferner die verschiedenen Nüancen vom höchst konservativen Adel und ihren Gegnern zwar dem Verstande des Autors alle Ehre machen, aber eben tendenziöse Figuren bleiben, bei welchen man die Absicht merkt. Trotz diesen Ausstellungen ist der Roman ein pikantes und geistreiches Buch, das, aktuell erfunden und keck geschrieben, sehr interessiren wird.

— **Württemberg besitzt in seinem topographisch-statistischen** Bureau ein Institut von größter Bedeutung. Die Arbeiten desselben: die Oberamtsbeschreibungen, die Landkarten, die Jahrbücher, das Hof- und Staatshandbuch sind wahre Musterwerke für die Kenntniß des Landes. An diese schließt sich zusammenfassend die unter dem Titel: „Das Königreich Württemberg", vor Jahren (1863) erschienene Beschreibung von Land, Volk und Staat, welche unter des bekannten, geistvollen Kanzlers Rümelin Leitung von einzelnen Mitgliedern des Institutes ausgearbeitet wurde. Von den bewährtesten Kennern des Landes wird uns hier eine umfassende Schilderung des Landes in anziehend geschriebenen Essays über Geschichte, Land und Natur, Volk und Staat gegeben, an die sich eine Bezirks- und Ortsbeschreibung anschließt. Von diesem bedeutenden Werk, das den Regierungen als Muster für Spezialbeschreibung ihrer Länder empfohlen sei, erscheint nun eine zweite Auflage in Heften, deren erstes uns den vollen Beweis liefert, daß die Herausgeber auf eine sorgfältige Durcharbeitung des Stoffes bedacht sind. Die ebenso klare als elegant geschriebene, alle Resultate der Forschung glücklich in sich aufnehmende Geschichte des Landes von Archivrath Stälin und die eingehende, gründliche Darstellung der Alterthümer von Professor Paulus stellen der neuen Auflage das günstigste Prognostikon.

— **Mit der neu erwachten Liebe zum Vaterlande hat sich auch** für die Geschichte, namentlich die Kulturgeschichte Deutschlands, ein regerer Sinn bei den Forschenden wie bei den die Resultate der Forschungen Genießenden entwickelt. Eine Frucht dieser Forschungen ist „Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung" von Rudolf Henning (Straßburg, Trübner). Eine zusammenhängende Darstellung des interessanten Stoffes war bislang nicht einmal versucht. Die Geschichte der Baukunst hat sich vornehmlich an die monumentalen Werke für öffentliche Zwecke gehalten, in das Innere des Privathauses hat sie selten ihre Schritte gesetzt, und doch ist der Ursprung allen Bauens im Wohnhaus. Um so verdienstlicher ist der Einblick, den uns der Verfasser durch seine Darstellung der Bauanlage, der Einrichtung des Hauses bei allen germanischen Stämmen bietet. Studium und Reisen haben ihm Quellen und Anschauung geboten. Zur Verdeutlichung dessen, was er bietet, seien nur die Hauptabschnitte genannt: die französisch-oberdeutsche, sächsische, friesische, anglo-dänische, nordische, ostdeutsche Bauart, das arische Haus und die Geschichte des deutschen Hauses; Bilder und Grundrisse ergänzen den Text. Der innere Zusammenhang des scheinbar Willkürlichen ist hier zur Evidenz nachgewiesen und das Buch eine willkommene Ergänzung der Baugeschichte wie der Kulturgeschichte.

— **Das Jahressupplement zu Meyer's „Konversationslexikon"** 1881—82 (Leipzig, Bibl. Institut) ist nun vollständig und bietet wieder einen großen Reichthum von zusammenfassenden Essays wie von einzelnen Artikeln, namentlich Biographieen der in jüngster Zeit in den Vordergrund getretenen Persönlichkeiten. Der politischen Geschichte, wie der Literatur und Kunstgeschichte und dem Fortschritt auf allen Gebieten des Wissens und der Technik ist ein besonderes Augenmerk geschenkt. Kurz, durch diese Supplemente ist das Lexikon bis auf die neueste Zeit fortgeführt und man freut sich nun wieder doppelt des Besitzes. Auch jedes andere Konversationslexikon ergänzt sich durch diese Supplemente.

— **Als ein vortreffliches Hülfsmittel für blumenmalende Dilettanten** möchten wir die Sammlung: „Kleine Vorlagen für Blumenmalerei" von Marie Remy (Leipzig, Arnoldi), empfehlen. Die Autorin hat seine Modelle nach der Natur vor sich gehabt, die sie mit großer Genauigkeit und künstlerischem Geschmack wiedergegeben. Die Ausführung der Blumentafeln in Gouache ist von lebensvoller Färbung und der Druck sehr sauber, so daß diese Vorlagen besonders für die jüngeren Künstlerinnen ein sehr brauchbares Lehrmittel sind. Die von derselben Autorin herausgegebenen „Vorlagen für Gouache-, Aquarell- und Porzellanmalerei" (der gleiche Verlag) für eine höhere Stufe der Entwicklung zeigen die gleichen Vorzüge wie das oben genannte Werkchen.

— **Unter den gekrönten Schriftstellern nimmt bekanntlich der** Kaiser von Brasilien eine hervorragende Stelle ein. Eine Reihe von Werken aus seiner Feder legt von seinem Fleiß, seiner Gelehrsamkeit und seinem Talente zur Genüge Zeugniß ab. Eben jetzt arbeitet Dom Pedro an einem Buche, das den Titel „Reiseeindrücke" führen wird. Es ist in französischer Sprache geschrieben und soll mit Stahlstichen und Zeichnungen versehen werden. Die Beobachtungen seiner europäischen Reisen werden darin niedergelegt sein.

— **Der bekannte Bassist der Berliner Hofoper, Kammersänger** Fricke, wird demnächst seine „Memoiren" erscheinen lassen. Derselbe hat bereits vor einiger Zeit sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum gefeiert, an reichem Materiale für sein Werk dürfte es ihm also bei der langen Zeit, die er bei der Bühne zugebracht, nicht fehlen. Fricke gilt als tüchtiger Maler und Kupferstecher und wird sich hoffentlich auch auf dem neuesten Kunstgebiet, das er kultivirt, Anerkennung holen.

— **Eine Biographie Charles Darwin's soll, wie aus London** geschrieben wird, von Sir Joseph Hooker, dem Direktor der botanischen Gärten in Kew, geschrieben werden.

— **Der „Academy" zufolge wird Mr. Bancroft's „Geschichte der** Bildung der Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika" in zwei Bänden im Verlage der Herren Appleton in Brooklyn im Mai erscheinen. Obwohl Mr. Bancroft jetzt 82 Jahre zählt, sagt „Appleton's Literary Bulletin", denkt er nicht daran, seine Feder niederzulegen, und erwartet zuversichtlich sein großes Werk: „Die Geschichte der Vereinigten Staaten", bis zum Schlusse des mexikanischen Krieges zu vollenden.

— **Wasili Wereschagin, der russische Kriegsmaler, wird nun jetzt,** wie uns geschrieben wird, auch als Schriftsteller vor das Publikum treten. Er hat nämlich seine Reiseerinnerungen gesammelt und zu einem kleinen, mit Illustrationen geschmückten Buche gestaltet, welches seine Frau aus dem Russischen in's Deutsche übersetzt hat. Dasselbe wird bei Teubner in Leipzig erscheinen.

Bildende Künste.

— **Die internationale Kunstausstellung in Rom, deren Eröffnung** zum 1. Dezember 1882 von den italienischen Künstlern als verfrüht bezeichnet wurde, wird nach einem soeben stattgehabten Entschluß der Kommission nun doch zu diesem Termin eröffnet werden.

— **A. Donndorf in Stuttgart hat sein für Karlsbad bestimmtes** Goethe-Monument umgearbeitet. Obschon die zuerst von ihm gefertigte Büste bei der öffentlichen Ausstellung in des Künstlers Atelier sich des allgemeinsten Beifalls zu erfreuen hatte, ließ es ihm doch keine Ruhe, und er verfertigte eine zweite Büste des Dichters, wobei er die erste nur als Vorstudie benützte. Jetzt, da die neue fertig ist, sieht man erst, wie richtig Donndorf's strenge Selbstkritik war. Hatte er zuvor den Altmeister mehr in's unbedingt Kraftvolle, Massige, Gewaltige übertragen, so gestaltete er jetzt den edlen Kopf mehr in's Sinnige, Feine, Durchgeistigte; bei dem ersten Entwurf überwog das Sinnliche, bei dem zweiten das geistige Element. Die jetzige Ausführung der Büste hält etwa die Mitte zwischen der Rauch'schen und der Tripel'schen, an welche beide sie einzelne Anklänge enthält.

— **Der zu den hervorragendsten Vertretern der Dresdener Bildhauerschule** zählende Meister Karl Echtermeyer hat nunmehr die vier Marmorstatuen „Deutschland", „die Niederlande", „Italien" und „Spanien" vollendet, welche für das Treppenhaus der Gemäldegalerie in Kassel bestimmt waren, um daselbst die Reihe der allegorischen Statuen zu ergänzen, von der bisher nur „Griechenland", „Rom", „England" und „Frankreich" aufgestellt waren. Wie die letztgenannten Werke Echtermeyer's, sind auch die erstgenannten, namentlich durch die charakteristische Verkörperung des leitenden Gedankens, von hohem künstlerischem Werthe und zu dem Besten zu rechnen, was die moderne deutsche Plastik in dieser Richtung geschaffen hat.

— **In Rom soll eine Pinakothek für moderne italienische Bilder** von der Regierung begründet werden.

— **Dem Pariser „Salon" von 1882 fehlt es nach der „B. Z."** selbst noch in größerem Maßstabe als dem vorjährigen an innerem idealem Gehalt, an naturwüchsiger Kraft und Frische, an poetischem Schwung und Feuer. Das Gros ist nur äußerlich, oberflächlich, auf Chik und Effekt berechnet. Selbst in der Wahl der Motive ist man im Allgemeinen ziemlich leichtfertig. Innerhalb des Genres greifen die Meisten nur zum Trivialsten; innerhalb der Historie und der Allegorie gefällt man sich in den absonderlichsten und selbst bizarrsten Konzeptionen und Kompositionen, wie z. B. die „profane und die heilige Musik" von Dubuffe (Sohn) beweist. Dabei sind leider wieder diese geistig hohlen „großen Maschinen", d. h. die wandgroßen Malereien, so überwiegend, daß selbst bei bescheidenen Ansprüchen der Besuch recht verleidet wird. Freilich gibt es auch gar manches tüchtige und gediegene Bild, z. B. von Wencker, T. R. Fleury, Laurens, Lefebvre, Landelle, Carolus-Duran, Bouquereau, Brozik u. A., allein das ist denn doch des Guten, Werthen und Schönen zu wenig gegenüber 2500 Bildern, welche eben nur oder nicht einmal in die Kategorie des Dekorativen gehören. Weibliche Schönheiten, als Venus und Diana, als Nymphen und Badende u. s. w., sind weniger vorhanden wie früher. Auch Schlachten und Militärstücke sind nur in sehr geringer Zahl vertreten, offenbar wegen der vielen Militärpanoramen, welche in letzter Zeit gemalt worden sind und in diesem Augenblick, z. B. von Neuville und Detaille, noch gemalt oder eigentlich fabrizirt werden. Selbst das Porträt hat weniger Aussteller, unter denen Bonnat, Lévy, Cabanel, Carolus-Duran wieder in erster Linie stehen. Der Landschaften gibt es sehr viel hübsche, voller Naturfrische, aber nichts Poetisches, Idealistisches, was etwa an Poussin oder Claude erinnerte; Alles sind nur aus der Wirklichkeit herausgerissene Stücke von Bauernhütten, Baumgruppen, Felspartieen, Flußufern u. s. w. Die Pariser Maler machen es sich eben zu leicht, sie machen zu viel und zu rasch für den Markt; sie sehen vor Allem auf Chik, auf koloristischen Glanz, auf technische Routine und Virtuosität und degradiren somit die Kunst mehr und mehr zu einem dekorativen Handwerk. Mit einem Wort, ein summarisches Urtheil über den „Salon" von 1882: viel Talent, aber kein Genie; wieder eine große Unzahl großer „Maschinen", aber klein an Geist, an Poesie, an künstlerischer Durchbildung; wieder an 3000 Oelbilder und Aquarellen, aber auch nicht ein einziges Werk von durchgreifender Mächtigkeit, von imponirender Würde und Erhabenheit, welches sich für immer dem Geist und Gedächtniß einprägte.

— **Die Kommission der Internationalen Kunstausstellung in** Wien hat die Arbeit, betreffend die Auswahl von Kunstwerken für die Ausstellungslotterie, beendet. Den ersten Haupttreffer werden bilden: das große Hellquist'sche Gemälde in der schwedischen Abtheilung: „Die Brandschatzung von Wisby", das für 25,000 M. vom Künstler erstanden wurde, und die Bronzewerke von Emilio Marsili, «La Vocation» (Kaufpreis 10,000 Fr.), „Der erste Versuch" (1200 Fr.) und „Schelm" (1200 Fr.). Der zweite Haupttreffer ist die „Lautenschlägerin" von Fritz August Kaulbach (25,000 M.). Für den dritten Platz in der Gewinnliste wurde der Morten-Müller'sche „Norwegische Waldsee" (Ankaufspreis 8000 M.) bestimmt. Haupttreffer Nr. 4 bildet Robert Ruß' (Oesterreich) „Nordseestrand"; angekauft um 4000 fl. Weiter wurden von der Kommission erstanden: H. Darnaut (Oesterreich) „Motiv aus Tarvis" für 2000 fl., Axel Nordgreen (Schweden) „Mondschein" für 2500 M., Désiré Laugée (Frankreich) „Die Kartoffelernte" für 6500 Fr., F. Rumpler (Oesterreich) „Schmeichelkätzchen" für 1500 fl., zwei Strandgemälde von Lavillet (Frankreich) für 3400 Fr., Joseph Brunner (Oesterreich) „Nach dem Hochwasser" für 800 fl., Hermine v. Hermann (Oesterreich) „Abendlandschaft" für 200 fl., A. Dölgyessy (Ungarn) „Idylle" für 1000 fl., Juste Gandarias (Frankreich) Bronzestatuette „Madrider Volksweib" für 1400 Fr., E. Pendl (Oesterreich) eine Terracottabüste eines Knaben für 150 fl. Außerdem werden noch fünf größere Gemälde österreichischer Künstler angekauft werden.

— **Der an der k. Kunstakademie zu London zur Vertheilung** gelangende Armitagepreis für ein historisches Gemälde, so genannt nach seinem Stifter, einem Mitgliede dieser Akademie, im Betrage von 600 M., scheint, nach dem Namen zu schließen, dieses Jahr einem jungen Deutschen, Moritz Greiffenhagen, zuerkannt worden zu sein. Ueber die Person des Prämiirten theilt der „Graphic" mit, daß derselbe im British Museum und auf der Londoner Akademie studirt und nun schon zum dritten Mal einen Preis erhalten hat. Gegenstand der innerhalb drei Tagen im Umfange von 30 × 45 Centim. anzufertigenden Skizze war die Gefangennahme Simson's durch die Philister.

— **Der jüngst vollendeten, jetzt auf der Münchener internationalen Kunstausstellung** befindlichen Defregger'schen Schöpfung: „Ankunft zum Tanze", wird in nicht allzu langer Frist eine neue Arbeit folgen. Das in der ungefähren Größe des letzten Bildes gehaltene Gemälde stellt ein dunkelgetäfeltes, einfaches Wirthszimmer eines Tyroler Bauernhauses vor. Den Mittelpunkt bildet der auf der Ofenbank sitzende jugendliche Mann, der, offenbar ein Städter, in die Tracht der Gebirgsbewohner gekleidet, durch sein geziertes, selbstbewußtes Wesen und die lächerliche Nachahmungssucht der Tyroler Kleidung den umhersitzenden und stehenden Burschen und Dirnen zur Zielscheibe ihres Spottes dient. Rechts und links, in reizenden Gruppen vertheilt, erblicken wir die liebenswürdigen Defregger'schen Gestalten, die kräftigen, verschmitzt lächelnden Bauern, die schelmisch lachenden Mädchen, und zwischen ihnen, auf dem Moquirstuhle, den unglücklichen Salontyroler, dessen gekrauste Löckchen seltsam gegen die nackten Beine und Lodenstrümpfe kontrastiren, und dessen nach Art der Pariser Boulevardiers dekolletirtes Hemd nicht in ganz richtigem Einklang mit den eisenbeschlagenen Schuhen und den Kniehosen steht. Der junge Bergfex glaubt mit seinen allerdings einnehmenden Gesichtszügen auf die ihn anlachenden Dirnen einen tiefen Eindruck zu machen; er könnte sich, sobald er sich links zu der Gruppe der Männer wenden würde, leicht von der irrigen Ansicht einer Eroberung überzeugen.

Bühne.

— **Die Behörden nehmen es in Wien mit der Sicherheit der Person** jetzt im Theater wirklich ernst. Zum 1. Mai war die Herstellung des eisernen, die Bühne dem Auge entziehenden Vorhangs verordnet. Am Stadttheater zeigte sich dem Blicke wirklich die häßliche, Sicherheit garantirende, schwarze Eisenwand. Als man sie am folgenden Abend aber wegen Bruchs der Kurbel nicht heruntergelassen, wurde der Direktion die Vorstellung verboten. Publikum und Schauspieler mußten das Haus wieder verlassen. Die Bemalung des eisernen Vorhangs wird gewiß geschehen, denn wie er jetzt aussieht, entstellt er den Zuschauerraum des Stadttheaters in einer Weise, daß man jede Verzierung aus demselben wegwünschen möchte.

— **„Die Geyer-Wally", ursprünglich von Direktor Jauner für** das Ringtheater in Wien erworben und nach Vernichtung seines Hauses in den Besitz des Stadttheaters übergegangen, gelangte am 29. April an dieser Bühne zur Aufführung. Die Bauernstücke haben von dem Reiz, den sie gerade hier eine Zeitlang in auffallender Weise übten, sehr verloren. Die bei dem mit so großer Meisterschaft am Ringtheater in Szene gesetzten „Herrgottschnitzer" schon gemachte Wahrnehmung wiederholte sich auch bei dem Schauspiele von Wilhelmine v. Hillern. Diese Geschmackswandlung und die seit einigen Tagen herrschende Temperatur — man glaubt im August zu sein — beeinträchtigten die Zugkraft des Stückes ungleich mehr als die Herbheit der Charaktere, das Unschöne einiger Szenen. Was das Publikum bei gutem Spiel in dieser Beziehung bereits zu vertragen im Stande ist, haben wir ja an «L'assommoir» gesehen. Und die Hauptrolle, die Wallburga, wird von Frl. Mine Weiße, einem ehemaligen Liebling der Wiener, jetzt Mitglied des Stadttheaters zu Frankfurt a. M., vorzüglich gespielt. Das Charakterisirungsvermögen, das die Künstlerin in dieser Geyer-Wally entwickelt, ist bei einzelnen Szenen geradezu imponirend. Wie weit ihre Individualität die Schauspielerin bei dieser Rolle unterstützt, vermag Derjenige, der sie noch nicht in etwas Anderem gesehen, allerdings nur ungenügend zu beurtheilen. Gelänge es ihr, den sanften Grundton zarter Weiblichkeit bei anderer Gelegenheit so durchzuführen, wie hier den schroffen, trotzigen, einer keinem Mann an Energie nachstehenden Frauennatur, so würde Frl. Weiße an Kraft der Gestaltung kaum von einer andern deutschen Schauspielerin übertroffen. Von einigen Uebertreibungen im Ton war sie übrigens nicht frei. An ein paar Stellen verfiel sie in's Uebertyrannisiren. Die Stentorstimme, die sich immer in gleicher Stärke vernehmen läßt, ist auf der Bühne, wenn nicht gerade die Stentorstimme nachgemacht werden soll, stets vom Uebel.

— **„Sergius Panin", das fünfaktige Schauspiel von Georg Ohnet,** ist nun auch im Berliner Residenztheater in Szene gegangen, nachdem die Polizeibehörde ihr ursprünglich erlassenes Verbot wieder zurückgenommen hatte. Wie man uns schreibt, hatte die Polizei ihr Verbot dadurch motivirt, daß ein „doppelter Ehebruch unverhüllt auf der Bühne vorgeführt" wird. Einige Blätter der Opposition hatten nun dieses Verbot als ungerechtfertigt einer scharfen Kritik unterzogen, und vielleicht ließ sich das Polizeipräsidium dadurch bestimmen, das Verbot zurückzuziehen, um einem größeren Publikum die Gelegenheit zu eigenem Urtheil zu geben. In der That haben wir in einen so tiefen Abgrund sittlicher Verworfenheit geblickt, aus welchem nicht ein einziger reiner Stern herausleuchtet, daß das Gefühl des Abscheus durch die dramatischen Vorzüge des Stücks nicht gemildert wurde. Selbst Frau Desvarennes, die opferfreudige Mutter, welche zum Schluß ihren Schwiegersohn, den Fürsten Panin, der unsägliches Leid und Schande über sie und ihre Tochter gebracht, in einem Augenblicke höchster Verzweiflung niederschießt, verliert in diesem Moment zugleich unsere Achtung, weil sie das Verbrechen, welches sie begangen, — denn auch der Mord aus moralischen Gründen bleibt ein Verbrechen, — nicht sühnt, sondern dem eintretenden Polizeikommissär, der den Fürsten wegen Betrügereien verhaften will, zu verstehen gibt, daß der Fürst sich selbst der irdischen Gerechtigkeit entzogen habe. Das Publikum lehnte das unerquickliche Schauspiel denn auch vom dritten Akte bis zum Schluß energisch ab.

— **In Schwerin wird ein Interimstheater gebaut, das schon im** Oktober eröffnet werden soll.

— **Eine neue Suppé'sche Oper: „Ein Afrikareisender",** deren Libretto von Dr. West herrührt, soll im Spätherbst am Theater an der Wien das Lampenlicht der Bretterwelt erblicken.

— **Zu Ehren des siebenzigsten Geburtstags von Friedrich von** Flotow gab das Wiener Hofoperntheater die „Martha". Der Komponist war von Darmstadt zu dieser Aufführung nach Wien gekommen, wie er seinerzeit auch der ersten Aufführung in Wien angewohnt.

— **Das Teatro Real in Madrid hat den Tenoristen Masini mit** einem Jahresgehalte von 250,000 Franken engagirt; der Sänger hat wöchentlich nur einmal aufzutreten. Er ersingt sich also jedesmal gegen 5000 Franken!

— **Adeline Patti hat ihre Kunstreise in Amerika zum Abschlusse** gebracht und an Bord des Dampfers „Arizona" die Rückreise nach England angetreten. Ihr zweiunddreißigmaliges Auftreten in den Vereinigten Staaten hat der Diva, wie es heißt, das artige Sümmchen von 160,000 Dollars eingebracht. Per Abend 5000 Dollars! Man weiß nicht, wie viel Prozent auf Rechnung der Uebertreibung in Abzug zu bringen sind.

— **Von Octave Feuillet, dem trefflichen Romanschriftsteller und** Dramatiker, hat man lange nichts gehört. Jetzt verlautet, daß demnächst ein neues Schauspiel aus seiner Feder unter dem Titel: „Die Porträts der Marquise", zur Aufführung kommen wird. Das Stück, welches die Generalprobe bereits bestanden hat, wird als ebenso spannend wie geistvoll gerühmt.

— **Die Sarah-Bernhardt-Ekstase ist in Lissabon zum hellen** Wahnsinn ausgebrochen. Man flaggt da für sie, man bereitet „Ergebenheitsadressen" vor und feiert sie mehr, als vor Kurzem den König von Spanien, als er in der portugiesischen Hauptstadt zu Besuch war. Die Sarah Bernhardt ist, wie man aus Paris mittheilt, eben mit dem Niederschreiben ihrer Memoiren befaßt.

Kultur und Wissenschaft.

— **Die französische Akademie verlieh mehrere literarische Preise.** Den ersten Preis Gobert (9000 Franken) erhielt Cheruel für seine „Geschichte des Ministeriums Mazarin", den zweiten Preis (1000 Fr.) Berthold Zeller für seine „Geschichte Richelieu's". Der Preis Marcellin Guérin (6000 Fr.) wurde zu gleichen Theilen getheilt zwischen Charles Yriar, „Ein Condottiere im 15. Jahrhundert", Ernest Daudet, „Geschichte der royalistischen Verschwörungen im südlichen Frankreich"; Emile Bos, „Die Advokaten im Rathe des Königs"; dem Abbé Fabre, „Die Jugend Fléchiers"; Godefroid, „Geschichte der französischen Literatur", und Luzel, „Legenden der Niederbretagne". Der Preis Thérouanne wurde getheilt zwischen Forneron, „Geschichte Philipp II."; Laferrière, „Briefe der Katharina von Medicis", mit einer Einleitung, und dem Grafen Lucay, „Geschichte der Unterstaatssekretäre".

— **Die weltbekannten v. Schlagintweit'schen Sammlungen aus** Indien und Hochasien, in den letzten Jahren eine Zierde Nürnbergs, die in der k. Burg aufgestellt waren, in welche mit dem Beginne der Landesausstellung eine k. Hofhaltung einzieht, gehen ihrer endgültigen Bestimmung entgegen. Ihr rein wissenschaftlicher Theil ist zur Uebernahme in die Sammlungen des Staates, der Universitäten und gelehrten Gesellschaften ausgeschieden; der andere Theil gelangte in den Parterregelassen der k. Burg zur öffentlichen Versteigerung.

— **Zu Mailand hat sich eine Gesellschaft der bedeutendsten** literarischen Größen zum Schutz der Autorenrechte unter dem Vorsitze Carducci's konstituirt.

Erfindungen.

— **Einem deutschen Chemiker, Dittmar, ist es gelungen, das** vielfach von neueren Chemikern erforschte Problem zu lösen, Mineralöl in eine feste Substanz zu verwandeln, um dadurch den Transport zu erleichtern und sicherer zu gestalten. In Rußland ist bereits eine Gesellschaft gegründet worden, um das Patent auszubeuten, sobald dieses ertheilt sein wird. Das Verfahren der Bereitung ist noch nicht bekannt, und Chemiker, denen Muster von solidem Petroleum geschickt worden, sind noch nicht im Stande gewesen, die Natur des Stoffes zu ermitteln, durch dessen Beimischung in der Quantität von 2—3 Proz. das Steinöl fest gemacht wird.

— **Vier neue Einrichtungen sind es, welche New-York hervor**ragend vor allen anderen Gemeinwesen den Charakter einer modernen Großstadt aufdrücken: das System der Hochbahnen, die weitverzweigte Organisation des telephonischen Fernsprechens, die elektrische Beleuchtung und die Centralheizung. Die elektrische Beleuchtung ist bereits nach zwei Richtungen hin im großen Maßstabe eingeführt: für zahlreiche Straßen und Plätze mittelst des Lichtbogensystems und für die Erleuchtung der Wohnräume mit Hülfe der Glühlichtmethode, wie solche jetzt von Swan und Edison in ähnlicher Weise praktisch durchgeführt ist. Zur Einrichtung der letzteren Beleuchtung wird gegenwärtig in New-York eine Centralstation mit 12 Edison'schen großen dynamo-elektrischen Maschinen errichtet, welch' letztere eine Triebkraft von 2200 Pferden erfordern. Nachdem die Centralheizung in einer kleineren Stadt des Staates New-York schon seit einigen Jahren mit Erfolg durchgeführt ist, wird gegenwärtig in der Stadt New-York selbst eine Centralheizstation in riesenhaften Dimensionen erbaut. Das Kesselhaus ist 100 Fuß hoch, enthält 4 Stockwerke, in deren jedem 16 Kessel aufgestellt werden. Diese 64 Kessel sollen zusammen eine Dampfkraft von 15,000 Pferdekräften darstellen. Aus diesen Kesseln wird der Dampf in große vertikale Röhren gelassen, um das niedergeschlagene Wasser vom Dampf zu trennen, worauf dieser in die 5 Straßenhauptröhren gelangt, von denen zwei einen Durchmesser von 10 Zoll, zwei einen solchen von 12 Zoll und eine einen Durchmesser von 24 Zoll haben. Die Röhren werden gegen die Ausstrahlung der Wärme durch Ueberzüge aus Filz und Asbest geschützt. Es wird sowohl Dampf wie niedergeschlagenes heißes Wasser in die Häuser vertheilt, und zwar sowohl zum Kochen und Heizen wie zum Betriebe von Motoren.

— **Den Klavierspielern ist in einer von Robert Rühe in Lands**berg a. W. konstruirten Piano-, Flügel- und Orgellampe mit verstellbarem Reflektor ein recht praktischer Beleuchtungsapparat geboten. Diese Lampen, in Messing und vernickelt, tragen nämlich auf der Seite, also nicht über der Lampe, einen glänzend polirten Metallschirm, der verstellbar ist. Das Licht wird nun durch Drehung des spiegelnden Schirms dahin gelenkt, wo es der Spieler haben will; er wird also so drehen, daß seine Augen geschützt, Noten und Instrument beleuchtet sind. Gleich empfehlenswerth ist diese Lampe auch bei nächtlichem Lesen und bei solchen Arbeiten, welche die Augen, wie bei der Uhrmacherei, außerordentlich anstrengen. Der grüne Schirm über den Augen wird nahezu entbehrlich. Ganz besonders sind solche Lampen auch da am Platze, wo, wie z. B. in langen Gängen, Gartenwegen, an Schaufenstern, die Lichtmasse konzentrirt auf einen gewissen Raum geworfen werden soll.

Industrie und Verkehr.

— **Der Brieftaubenverein „Pfeil" hat das Reiseprogramm für** die Saison 1882 aufgestellt. Die Reisen beginnen am 28. Mai. Die erste Etappe ist Westend, dann folgen Staken (30. Mai), Dalgow (1. Juni), Wustermark (4. Juni), Gr. Kreutz (8. Juni), Gr. Wusterwitz (11. Juni), Gusen 100 Kilometer (15. Juni), Dreilinden (18. Juni), Birsum 200 Kilom. (25. Juni), Holzminden 280 Kilom. (2. Juli), Soest 375 Kilom. (9. Juli). Für die Preisfliegen von Köln (474 Kilom.), Aachen (540 Kilom.) und Paris (840 Kilom.) ist der Termin noch nicht festgestellt. Die jungen Tauben beginnen ihre Reisen am 6. August und schließen am 3. September mit dem Preisfliegen zu Gusen.

— **Für die Gotthardbahn hat der Bundesrath den Bedarf an** neuen Lokomotiven endgültig auf 45 Stück festgesetzt, nämlich 6 Personenzugmaschinen, 31 Schlepptendermaschinen und 8 Tendermaschinen, welche mit den bereits vorhandenen 14 Lokomotiven 59 Stück ausmachen, so daß auf 5 Betriebskilometer eine Maschine kommt. Der Wagenpark der Gotthardbahn soll durch folgende Neuanschaffungen vermehrt werden: 27 Personenwagen, 20 Gepäckwagen und 245 Güterwagen. Mit dem bereits vorhandenen Material wird nun die Bahn ausgerüstet sein mit 109 Personenwagen und 529 Lastwagen.

— **Die Bahnlinie Hanau-Eberbach ist am 1. Mai eröffnet worden.**

Sport.

— **Bei dem Hamburger Frühlingsmeeting kamen 25,770 Mark** an Rennpreisen zur Vertheilung. Hievon gewann Baron Juel-Brockdorff 8040 M. mit Patrician und Mary Guy, Herr v. Cramm mit Rainfarn und Ellen Douglas 3900 M. nebst einem Ehrenpreise und Mr. Edwards 2190 M. mit Delaware. Der für Herrn v. Cramm reitende englische Gentleman Mr. W. H. Moore gewann drei Rennen; von den Jockeys erfocht Collins ebenfalls drei Siege, ihm zunächst steht Gough mit zwei Siegen.

— **Die Rennsaison hat nunmehr ihren Höhepunkt erreicht.** Am 21. Mai wird in Chantilly das französische Derby (Prix du Jockey Club) und gleichzeitig zu Wien das österreichische Derby (Preis des Jockeyklubs) ausgefochten. Am 24. Mai folgt das englische Derby zu Epsom und am 26. Mai die Oaks (Rennen für dreijährige Stuten).

— **Baron Rothschild hat am sechsten Renntag zu Paris die** beiden bedeutendsten Rennen des Tages eingeheimst und zwar die Poule d'Essai im Werth von 63,500 Fr. mit Barbe Bleu vom Bojard a. d. Voluptas und das 24. Biennal im Werth von 17,175 Fr. mit Forum. Barbe Bleu befindet sich im Training in England und soll dort im Derby konkurriren.

— **Harry Hall, ein bekannter, sehr geschätzter englischer Pferde**maler, ist in Newmarket plötzlich gestorben. Harry Hall war im vorigen Sommer in Hoppegarten bei Berlin, wo er Großfürstin und Blue Monkey malte.

— **Die Unsitte des Taubenschießens kommt als eine völlig nutz**lose Thierquälerei mehr und mehr in Abnahme. Als ein Ersatz zur Ausbildung von Flugschützen haben sich verschiedene Methoden Eingang verschafft. Die gebräuchlichsten sind die durch Maschinen in die Höhe geworfenen Glaskugeln. Seit einem Jahre fabrizirt man in Amerika an Stelle der Glaskugeln halbe Thonkugeln (Clay-Birds). Die Nachricht einiger Zeitungen, daß der englische Gunklub Proben mit denselben angestellt habe, ist unrichtig, dagegen hat der Deutsche Jagdklub sich die Clay-Birds aus Amerika verschrieben, um einen Versuch damit zu machen. Ein anderer Ersatz sind Tauben von Blech, die, mit einer Glaskugel gefüllt, durch eine lange Stange flugartig in Bewegung gesetzt werden.

Mode.

— **Die erste Moden- und Trachtenausstellung zu München wird** am 15. September d. J. eröffnet und währt bis 15. Oktober. Sie findet in den Räumen der Centralsäle statt. Der Zweck des Unternehmens ist, die Bekleidungsindustrie und den Geschmack auf diesem Gebiete zu fördern.

— **Das Problem, Sparsamkeit und Eleganz zu vereinen,** ist schwer zu lösen, besonders wenn es sich um Toilettenfragen handelt. In schwarzen Toiletten allein ist es möglich, beides zu vereinen, und zwar ist jetzt wieder die Zeit für die schwarze Spitzenrobe gekommen, welche einen ganzen Sommer hindurch allen nur denkbaren Zwecken dienen kann, und, wenn man vorsichtig damit umgeht, vollständig unverwüstlich ist. Jeder unmodern gewordene schwarze Seidenrock, jeder schwarz gefärbte Atlaßrock ist als Grund für eine solche Toilette zu verbrauchen, nur muß er tadellos im Schnitt sein, d. h. vorn und auf den Hüften ganz eng, hinten gerade und reich aufgekräuselt, dazu auf halber Höhe etwa nochmals eingenommen, so daß die augenblicklich beliebte Form erzielt wird. Die drei breiten Spitzenvolants fallen je auf ein schmales Atlaß- oder Seidenplissé, wodurch sie etwas abstehend erhalten werden, und sind selber entweder gekräuselt, in einzelne Plissés oder Tollfalten gelegt. Benäht man die Spitzenmuster mit geschliffenen Perlen, so wird die Eleganz erhöht, was auch dadurch geschehen kann, daß man farbigen oder weißen Marcelin oder Crêpe de Chine unter die Spitzen legt. Die Taille zu diesem Anzug muß allerdings ganz neu und sehr gut sein und passend zum Rock aus Seide oder Atlaß bestehen. Eine glatte, lange Küraßform mit schmalem, tiefem, viereckigem Ausschnitt und ohne Aermel ist am empfehlenswerthesten. Die Taille ist um den Hals und vorn herunter mit derselben glatt aufgesetzten Spitze garnirt, die Aermel bestehen ganz aus derselben und können eventuell wie der Rock farbig unterlegt werden. Dazu ein Kapotehütchen aus schwarzen Perlenspitzen mit schöner Blume, mattgelbe schwedische Handschuhe, ein schwarzer kleiner Sonnenschirm mit Spitzenbesatz und einer zum Hute harmonirenden Blume, ein feiner Glacélederschuh mit breiter Seidenschleife, das gibt eine Toilette, mit der eine Dame bei einem Fürsten erscheinen könnte.

Denkmäler.

— **Das Ludwig Storch-Denkmal, welches auf dem Sarkophag**platze am Bärenberg bei Ruhla errichtet wird, sieht seiner Vollendung in Lauchhammer entgegen. Die Einweihung desselben ist für Ende Mai oder Anfang Juni in Aussicht genommen, der Großherzog von Weimar wird dabei zugegen sein. Das Denkmal wird aus einer in Form einer römischen Tafel gegossenen Eisenplatte bestehen, welche das Porträt Storch's in Bronzerelief und in vergoldeten Lettern die Inschrift zeigen wird: „Dem Andenken des Volksdichters Ludwig Storch, geboren am 14. April 1803 Ruhla, gestorben am 5. Februar 1881 Kreuzwertheim. Die dankbare Ruhl." Zu gleicher Zeit wird eine Gedenktafel angebracht werden, die dem Andenken des geistlichen Liederdichters Hartmann Schenk, geboren am 7. April 1631 zu Ruhla, gestorben als Diakonus in Ostheim a. Rh., am 2. Mai 1681, gewidmet ist.

— **Auf dem Mainzer Friedhofe fand kürzlich die feierliche Ent**hüllung des von Frankfurter Künstlern und Kunstfreunden dem vor vier Jahren verstorbenen Maler und Galeriedirektor Philipp Veit errichteten Denkmals statt. Entworfen und modellirt von v. Nordheim in Frankfurt a. M., trägt dasselbe auf einem Sockel von dunklem Granit die von G. v. Kreß galvanoplastisch hergestellte Büste des Verewigten in überaus ähnlichen, dem Leben treu nachgebildeten Zügen. Auf der Vorderseite des Sockels stehen die Worte eingegraben: „Philipp Veit, geb. 13. Februar 1793, † 18. Dezember 1877. Selig sind, die in dem Herrn sterben"; auf der Rückseite: „Von seinen Verehrern". Das einfache, aber in jeder Beziehung geschmackvolle Monument hat dicht neben dem mit einer schlichten grauen Sandsteinplatte belegten Grabe Aufstellung erhalten.

Gestorben.

— Reichsgraf Philipp Joseph Rudolph v. Stadion, Warthausen und Thannhausen, bayerischer und württembergischer Standesherr, 75 Jahre alt, am 25. April, in Wien.

— Jenty, Direktor des „Petit Journal" und der „France", 55 Jahre alt, am 26. April, in Paris.

— Geh. Rath Frh. v. Kalchberg, 1863—65 Leiter des k. k. österr. Handelsministeriums, in Graz, am 27. April, 81 Jahre alt.

— Oberbergrath Dr. Ferdinand Reich, Professor der Physik, in Freiberg, am 27. April, 82 Jahre alt.

— Hoforganist K. F. T. Berthold, Kirchenkomponist, in Dresden, am 28. April, 66 Jahre alt.

— Fürst Otto von Oettingen-Spielberg, Kronobersthofmeister und erblicher Reichsrath des Königreichs Bayern, 67 Jahre alt, in München, am 28. April.

— Prinzessin Marie von Württemberg, geb. Prinzessin von Waldeck und Pyrmont, Gemahlin des Prinzen Wilhelm von Württemberg, am 30. April, 24 Jahre alt, in Ludwigsburg.

— A. G. Taxe, k. schwedischer Justizminister (von 1844—48), 83 Jahre alt, Ende April, in Stockholm.

— Ralph Waldo Emerson, der bekannte amerikanische Philosoph und Essayist, 79 Jahre alt, in Concord (Massachusets), Ende April.

— Thomas Guggenberger, Historienmaler, 67 Jahre alt, in München, Anfangs Mai.

— Emma v. Schultz, Genremalerin (Frau v. Barchewitz), in Berlin, Anfangs Mai.

Das Frühlingsfest (sog. Sechseläuten) in Zürich.

(Hiezu die Bilder S. 656.)

Welch' buntbewegtes Leben und Treiben an den Ufern der aus dem lieblichen Zürichersee tretenden Limmat! Alles ist wie umgewandelt. Das geschäftliche Rennen und Jagen ist verstummt und verschwunden und Jedermann, selbst der ernsteste und gewiegteste Kaufmann und Fabrikant, widmet sich heute dem Vergnügen, einem patriotischen Vergnügen aus alter Zeit mit historischem Hintergrunde. Sogar der Himmel macht eine Ausnahme vom bekannten Aprilwetter und nimmt von dem vorher und nachher hartnäckig fallenden Regen, Schnee und Hagel den Tag aus, an dem Zürich sein „Sechseläuten" feiert. Alle Straßen und Plätze sind gedrängt voll von Menschen. Kinder in allen Kostümen der Welt, aus dem Reiche der Wirklichkeit sowohl als der Phantasie, geben dem Bilde Farbe und Leben. Trachten der Heimat und der Fremde, Gestalten der Sage und der Dichtung, des Theaters und des Cirkus schwärmen umher. Ja, was sollen wir denken? Schreiten dort nicht Erwachsene in der Tracht von Soldaten einer römischen Legion, die Helme und Panzer im Sonnenlicht glänzend, im Marschtritte einher? Sehen wir dort nicht Briganten aus den Abruzzen oder aus Kalabrien in buntbebänderten Spitzhüten, mit braunen schwarzbärtigen Gesichtern, das Schaffell über dem Rücken, die Flinte an der Schulter, Dolche und Pistolen im Gürtel? Und da, — Urahnen mit auf dem Schopf zusammengebundenen Haaren, in Bärenfellen oder den breitgehörnten Büffelkopf auf dem Haupte. Und drüben wieder, in Droschken einherfahrend, im weißen Mantel mit rothem Kreuze, kriegerische Palästinafahrer, dann mittelalterliche Krieger in zweifarbig getheilten bauschigen Wämmsern und Beinkleidern, mit Hellebarden, Morgensternen und mächtigen

Speeren, ja Bischöfe, rothe Kardinäle und violette Prälaten! Was ist das Alles? Es sind Theilnehmer am Festzuge, der heute das „Sechseläuten“ verherrlichen und alle Feste früherer Jahre verdunkeln soll. Das ist ein seltsamer Name für ein Fest, nicht wahr? Und doch so einfach, obschon verschiedenartige Anlässe die Einrichtung nach und nach zusammengefügt haben! Wir unterscheiden dabei heidnische, christliche und heimisch-politische wie soziale Momente. Man hat zur Heidenzeit im Frühling den Winter als Strohmann feierlich verbrannt und Freudenfeuer auf Höhen und freien Plätzen angezündet, das ist das älteste Element. Das die alten Götter vertreibende Christenthum hat seine Ave-Maria-Glocken erschallen, aber öfters in kluger Weise die heidnischen Gebräuche bestehen lassen. Im Winter erklang die Glocke, die vor Sonnenuntergang zum Gebete einlud, natürlich früher, im Sommer später. So verband man in Zürich seit Altem den Feuertod des Winters mit dem ersten Glockenläuten um sechs Uhr nach des Frühlings Erscheinen. Die öffentlichen Organe des geselligen wie politischen Lebens der Stadt waren aber von altersher die Zünfte, in die sich die Bürgerschaft theilte, und sie nahmen jene Frühlingsfeier zum Anlaß, sich jährlich in ihren patriotischen Gefühlen zu stärken, was durch festliche Bankette in den Zunfthäusern geschah, die beim ersten Tone der Glocke um sechs Uhr (am ersten Montag nach der Tag- und Nachtgleiche) ihren feierlichen Höhepunkt in einem vaterländischen Trinkspruch fanden, während das die Straßen und Plätze füllende Volk sich mit Schießen und Trommeln und an den brennenden Frühlingsfeuern erlustigte. Diesen einfachen Charakter behielt aber das Fest bis zum Jahre 1817. Im folgenden Frühjahr führte der Mummenschanz, der schon hie und da bei beginnender Nacht getrieben und durch gegenseitige Besuche der versammelten Zünfte genährt war, zu den ersten kostümirten Umzügen, die aber vorerst nur von einzelnen Zünften ausgeführt wurden und sich auf die Nacht beschränkten, auch noch keine weitgreifende Bedeutung und besondere Prachtentfaltung verriethen. Der Geschmack an diesen Umzügen nahm aber zu und sonderbarerweise wurden sie um so aufwandreicher, je tiefer die Bedeutung der Zünfte sank. Man sah 1830 den ersten Umzug am hellen Tage und 1839 (obschon im Jahre vorher der politische Charakter der Zünfte dem Fortschritte zum Opfer gefallen war) den ersten allgemeinen Zug, bei dem die Zünfte zusammenwirkten. Zwar nicht alle Jahre, sondern in unregelmäßigen Zwischenräumen wiederholten sich diese Umzüge und wuchsen an Umfang und Kosten, indem ihre Darstellungen über das Zunftleben hinausgriffen und oft sogar alle Erdtheile oder alle Zeitalter in den Kreis des Festes hineinzogen. Sämmtliche früheren Umzüge aber soll der dießjährige am 17. April übertroffen haben. Sein grundlegender Gedanke war die bevorstehende Eröffnung der im eminentesten Sinne internationalen Gotthardbahn, welche durch die vereinten Kräfte Deutschlands, der Schweiz und Italiens glücklich zu Stande gekommen ist und alle ihr entgegenstehenden Hindernisse besiegt hat. Großartige Programme mit voluminöser Abbildung des gesammten Festzugs und dessen humoristischer Beschreibung in drastischen Versen wurden feilgeboten und mit ihnen die ganz eigenthümliche hergebrachte „Presse“ des Sechseläutens, welche auf farbigem Papier und unter pikanten Titeln mit wenig Witz und viel Behagen alle Vorfälle des vergangenen Jahres im öffentlichen und leider auch im privaten Leben durchhechelte; nur spielt der Wind dieser Art von Literatur oft übel mit. Das Wetter war erst zweifelhaft gewesen; aber nachdem ein Sonnenblick das Aufziehen einer Flagge mit dem zürcher'schen Blau-Weiß am Großmünsterthurm gestattet (eine schwarze war das Zeichen für's Hinausschieben), trat der Jubel in seine Rechte und die Sonne beeilte sich, ihre Pflicht zu thun und die neidischen Wolken wegzujagen. So war denn Alles bereit, die Herrlichkeiten des Tages zu schauen, die Häuser beflaggt, die Fenster und Balkone mit Teppichen behängt und mit hübschen und anderen Gesichtern dicht besetzt, Bäume mit Jungen, Mauern, Planken, Neubaue und selbst Dächer mit Neugierigen aller Alter bedeckt. Um 3 Uhr setzte sich der Zug unter Musik und Fahnenschwenken in Bewegung, — ein buntes, farbenprächtiges, lebensvolles Bild!

Ihn eröffnete der jugendliche Zugsmarschall in blau und weißer Kleidung und diesem folgten die berittenen Bannerträger der vierzehn Zünfte in der Tracht des siebenzehnten Jahrhunderts. Dann traten die historischen Erinnerungen an die Berührungen des Nordens und Südens über die Alpen in ihr Recht. Den Anfang macht der Auszug der wildanstürmenden Helvetier nach Gallien unter dem greisen Divico mit wallendem weißem Barte, das Bronzeschwert in der Faust, dabei die mit Fellen bedeckten Wagen und Schaaren von Frauen und Kindern darin, begierig nach der neuen Heimat, deren Erreichung bekanntlich der unbesiegte Cäsar vereitelt hat in der blutigen Bibrakteschlacht. Es folgte der Sieger selbst im Triumphatorenschmuck, er und seine Legaten Labienus und Galba hoch zu Roß, die Vertreter einer Legion in glänzenden Rüstungen zu Pferd und zu Fuß ihnen nach. Ein prachtvoll gebauter Wagen, die Veranda einer Villa vorstellend, birgt ein Triclinium mit seinen Freuden, denen sich die in Helvetien heimisch gewordenen Römer hingaben. Mit Ueberspringung so ziemlich eines Jahrtausends werden wir nun nach Zürich selbst versetzt. Auf der kaiserlichen Pfalz, die ein Wagen darstellt, wird die Verlobung des jungen Königs Heinrich IV. mit Bertha von Savoyen gefeiert, Beides liebliche Kinder noch, aber über ihnen wacht die schöne sorgliche Mutter, Kaiserin Agnes, während ihr Gatte, Kaiser Heinrich III., im vollen Schmucke der Kraft, der Jugend und der königlichen Tracht auf seinem stolzen Rosse den Glanzpunkt des Zuges bildet, gefolgt von den geistlichen und weltlichen Würdenträgern des Reiches in prachtvollen, von Gold, Silber, Edelsteinen und Stickereien und in allen Farben, je nach den Wappen der Häuser, prunkenden Kostümen. Die Kreuzzüge sind bei aller Höhe der von ihnen erstrebten Ideale keine freudigere Erinnerung als die Tage der entwürdigenden Buße von Canossa; aber sie bieten uns wieder ein buntes, lebensvolles Bild der nach Barbarossa's allzu frühem Tode aus Asien heimkehrenden Kreuzfahrer des Schweizerlandes, Grafen und Freiherren mit ihren Reisigen, einem gefangenen Scheik und seiner Tochter in vollem orientalischem Schmuck und mit reicher Beute. Ein malerisches zugleich und ergreifendes Bild zeigt der in starker Anzahl blühender Knaben und Mädchen vertretene Kinderkreuzzug, dessen Theilnehmer einem so traurigen Schicksal anheimfielen, das mönchischer Eifer ihnen bereitete! Eine Handelskarawane mit Saumrossen über die im Mittelalter noch sehr unwegsamen Alpen bildet den Uebergang zu kriegerischen Bildern. Wir sehen die Eidgenossen in der Blüte ihres Kriegsruhms um ihre Eroberungen jenseits der Alpen (Tessin) ringen. Leute und Banner in den mannigfaltigen Farben der Kantone und glänzender Rüstung ziehen in die Schlachten von Arbedo und Marignano, wo sie blutig unterlagen, und von Giornico, wo sie glänzend siegten; wir sehen den allmächtigen Bürgermeister von Zürich, Hans Waldmann, sein tragisches Ende nicht ahnend, in imposanter Rüstung vom Hofe zu Mailand und seinen Nobili mit der roth uniformirten Leibwache des Herzogs empfangen, wir sehen den prachtliebenden Kardinal Schinner, den Urheber der Söldnerzüge, für Papst Julius II. gegen die Franzosen, im Purpurhut und Mantel, neben dem schlichten Prediger Zwingli, dem Feinde alles Söldnerwesens, im schwarzen Baret und Talar, wir sehen den patriotischen Papst, den kriegerischen Greis, an seinem Hofe die vornehmen Prälaten und die großen Künstler seiner Peterskirche: Bramante, Rafael, Buonarotti. Die kolossale Gestalt des Stiers von Uri gibt aus dem berühmten Rufhorne furchtbare Töne zum Besten, wie sie einst die Heere von Burgund, Mailand und Frankreich mit Schrecken erfüllten. Es sind Bilder, die man gerne festhalten möchte, die aber entschwinden wie eine Fata Morgana, nur daß sie Wirklichkeit sind. Es braucht künstlerischen zugleich und aufopfernden Bürgersinn, um in so getreuer zugleich und kostbarer Weise die Erinnerung an die Thaten der Vorfahren aufzufrischen. Die blendenden Rüstungen, die in allen Farben spielenden Banner und Uniformen, die echten alten Waffen aus dem Zeughause von der Pike bis zur Mörserkanone mit Schutzdach, sie würden uns ohne die moderne Umgebung ganz in die entschwundenen Zeiten zurückversetzen, doch der Zug arbeitet sich selbst nach unserer Zeit hin. Er zeigt uns das Schiff, in welchem die aus dem fanatisch katholischen Locarno am Lago Maggiore vertriebenen Protestanten in dem gastlichen Zürich anlangen, dem sie das Geschenk der Seidenindustrie mitbringen und wo ihre Nachkommen Muralto und Orelli noch jetzt leben. Wir kommen dann in das siebenzehnte Jahrhundert und zwar nach dem wilden Graubünden, wo sich während des dreißigjährigen Krieges Franzosen und Oesterreicher nebst Spaniern bekämpfen und die Einwohner zwischen ihnen getheilt sind, schließlich aber Beide verjagen. Die Erhebung gegen die Spanier unter Jenatsch bildet den Mittelpunkt des Bildes, dem die Prättigauer Hirten mit ihren Morgensternen einen rauhen Rahmen verleihen. Im achtzehnten Jahrhundert sehen wir die eidgenössischen Landvögte im Staatskleide nach dem unterdrückten Tessin reisen, das noch jetzt an den Folgen ihrer Ausbeutung krankt. Und nun kommt unser Säculum! Der Gotthard tritt in seine vollen Rechte. Die bald aus dem Besitze ihrer bisherigen Privilegien weichende kolossale Postkutsche fährt daher, ebenso die im Winter üblichen Schlitten mit pelzverhüllten Reisenden, Touristen zu Wagen, Pferd und Fuß, Italiener, die den Norden besuchen mit Drehorgeln, Gypsfiguren, Orangen, Kastanien u. s w., Maler mit Mappe und Palette; ein Blick nach Italien selbst zeigt eine Künstlerosteria, eine Seidenweberei mit italienischen Arbeiterinnen, feurige Neapolitanerinnen, Lazzaroni, Mönche, Räuber in trefflicher Nachahmung. Endlich erscheint die neueste Umwandlung des Gotthard: Eine Tunnelbohrmaschine, eine Lokomotive, Tunnelarbeiter (wirklich echte), die Beförderer des Unternehmens in Wagen: Dr. Alfred Escher, Bundespräsident Welti, Viktor Emanuel, Fürst Bismarck in mehr oder weniger guten Masken. Den prachtvollen Schlußstein bildet der den Tunnel vorstellende Wagen mit den lebensvollen Gestalten der Germania, Helvetia und Italia und den Porträts seiner Erbauer: Favre, Escher u. s. w. Ihn umschwärmen beflügelte Merkure auf Velocipeden, reizende Erscheinungen. Und so dauerte der Umzug bis zum Dunkelwerden. In der Dämmerung noch nahm sich das farbensatte Bild von der Höhe der Münsterterrasse herab prachtvoll aus. Den schönen Tag aber beschlossen die Bürger nach alter Weise in traulichem Trunk, Gespräch und Gesang bei den alten Humpen und Bechern, die die Geschichte ihrer Zünfte illustriren, und ließen ihr liebes Zürich tausendmal hochleben.

O. Henne am Rhyn.

Der Ringtheaterprozeß in Wien.

(Hiezu das Bild S. 661.)

Das schauerliche Drama vom 8. Dezember 1881, wobei laut nunmehr festgestellter Ziffer 384 Menschen den Tod fanden und 11 schwer oder leichter verletzt wurden, hat nun sein trauriges Nachspiel in der von Seiten der Staatsanwaltschaft erhobenen Anklage gegen eine Reihe von Personen, welche sich durch Vernachlässigung pflichtgemäßer Obsorge oder nicht rechtzeitiges Eingreifen des „schweren Vergehens gegen die Sicherheit des Lebens“ oder auch der „Uebertretung gegen die Sicherheit des Eigenthums“ schuldig gemacht haben.

In erster Linie richten das Augenmerk auf sich: der Bürgermeister von Wien, der Theaterdirektor, der amtirende Polizeirath des Bezirks.

Daß ein Bürgermeister Wiens in irgend einer ähnlichen Weise zu Gericht gezogen worden wäre, ist ein in der Geschichte noch nicht dagewesener Fall. Und wenn Denkmale und Straßen selbst Namen von unter dem Henkersbeile gefallenen Bürgermeistern der Vorzeit tragen, so gemahnen sie an Parteikämpfe und politische Kriege.

Im Augenblicke, da wir die im Bilde wiedergegebenen Figuren zu erläutern haben, sind wir noch nicht im Stande, das Resultat des Prozesses zu verzeichnen. Wir fassen daher die Anklage zusammen und knüpfen dieselbe an die Erscheinung der hier vorkommenden Porträts:

Julius Ritter v. Newald, bis nach dem Brande Bürgermeister Wiens, zu Neutitschein in Mähren geboren, 57 Jahre alt, katholisch, verheirathet, ist angeklagt, von der Statthalterei an ihn zur Hinausgabe an Theaterdirektoren gerichtete Erlasse nicht publizirt, sondern sogar deren Hinausgabe gehindert zu haben.

Franz Jauner, Direktor des Ringtheaters, geboren zu Wien, 50 Jahre alt, katholisch, verheirathet, soll eine Menge von gebotenen Vorsichtsmaßregeln, die Instruktionen an sein Dienstpersonal unterlassen, namentlich den Warnungen bezüglich der Gefährlichkeit der Soffitenbeleuchtung, die an dem Ausbruche des Brandes Schuld trug, keine Beachtung geschenkt haben, zu rechter Zeit als Regisseur der Vorstellung nicht anwesend gewesen sein und somit das Publikum dem traurigen Schicksal rettungs- und rathlos überlassen haben.

Josef Nitsche, Beleuchtungsinspektor des Theaters, zu Freiwaldau in Schlesien geboren, 27 Jahre alt, katholisch, verheirathet, angeklagt, die Soffitenbeleuchtung nicht nach Vorschrift angeordnet, die Anzündung der Oellampen unterlassen und eine Rollthüre bei Ausbruch des Brandes geöffnet zu haben, durch welche jener ganz außerordentliche Luftzug über die brennende Bühne in den Zuschauerraum drang.

August Breithofer, Feuerwächter des Theaters, zu St. Niklas in Ungarn geboren, 22 Jahre alt, katholisch, ledig, angeklagt, die Soffitenbeleuchtung in der gefahrbringenden Weise angezündet und, als er den verursachten Brand sah, das Gasrohr auch für den Zuschauerraum abgedreht, somit jene entsetzliche Finsterniß aller Wege verursacht zu haben.

Franz Geringer, Hausinspektor und Obmann der Feuerwehr des Theaters, zu Floridsdorf bei Wien geboren, 36 Jahre alt, katholisch, verheirathet, angeklagt, seine untergebenen Leute weder unterwiesen, noch den elektrischen Meldeapparat an die Feuerwehrcentrale benützt, ebensowenig irgend etwas zur Rettung des Hauses und der Theaterbesucher gethan zu haben.

Anton Landsteiner, k. k. Polizeirath, amtirend im Bezirke des Theaters, zu Weitra in Niederösterreich geboren, 63 Jahre alt, katholisch, verheirathet, angeklagt der Verabsäumung von Maßregeln zur Rettung der Personen im Theater, ja Solche, die Hülfe leisten wollten, abgehalten und die irrige Meinung hervorgebracht zu haben, daß Alles gerettet sei.

Leonhard Heer, Requisitenmeister der städtischen Feuerwehr, zu Wien geboren, 35 Jahre alt, katholisch, verheirathet, angeklagt, seine Leute nicht mit genügendem Rettungsmaterial auf den Brandplatz gebracht und daselbst nicht sogleich Anordnungen zur Sicherheit der Menschenleben getroffen zu haben.

Adolf Wilhelm, Ingenieur des städtischen Bauamtes, zu Wien geboren, 43 Jahre alt, katholisch, verheirathet, angeklagt, als der Feuerwehr beigegeben, nichts zur Sicherheit und Rettung von Menschenleben veranlaßt zu haben.

Auf diese Angeklagten hat sich selbstverständlich vorerst alle gespannte Aufmerksamkeit konzentrirt, und nachdem sie der Anklage vorerst im Allgemeinen ihre persönliche Vertheidigung entgegengesetzt, erfolgt durch mehrere Wochen die Vernehmung von Belastungs- und Entlastungszeugen. Hochinteressant bleiben die Aussagen einzelner geretteter Martyrer des grausigen Vorganges, neben deren klaren und ergreifenden Darstellungen auch die bei aller Traurigkeit komisch wirkenden Aeußerungen von Personen zu hören waren, die sich nur auf ihr raschestes Heil bedacht zeigten, unbekümmert um alles Andere.

Interessante Zeugen waren die amtirenden Herren vom Stadtbauamte, welche über die herrschende Ordnung auszusagen hatten, ebenso der Erbauer des unglücklichen Theaters, Emil Ritter v. Förster, sowie die Vorgängerin Jauner's in der Direktion des Hauses, Frau Völkl-Strampfer. Namentlich Ersterer sieht seine Baupläne an der Wand des Gerichtssaales prangen zu einem niegeahnten traurigen Zweck.

Jeder der Angeklagten hat selbstverständlich seinen Vertheidiger, und soweit es das Bild erlaubte, haben wir solche in der zweiten Reihe, in welcher sie sitzen, darzustellen gesucht.

Da es sich um Vergehen und nicht um Verbrechen handelt, so ist kein Schwurgericht angeordnet, sondern ein Kollegium von fünf Richtern unter dem Vorsitz eines aus ihrer Mitte, dießmal des Landesgerichtsraths Ritter v. Holzinger, hört in öffentlichen Sitzungen bei mündlichem Verfahren die gesammten Schlußverhandlungen ab und fällt schließlich das Urtheil.

Die schwierige Aufgabe, Anklage zu führen, wurde dem Staatsanwalt Ritter v. Pelser zu Theil, welcher sich dieser in einer umfangreichen Schrift, die, man kann sagen, in der ganzen Welt gelesen wurde, in sehr klarer Weise erledigte. Die Anklage wogt von Tag zu Tag auf und nieder, mancher Zeuge aus dem Bereiche des Theaters hat nothwendig, sich vor dem Vertauschen seines Platzes mit dem auf der Anklagebank zu hüten. Die Vertheidiger werfen geschickt und überraschend ihre Kreuz- und Querfragen an die Zeugen ein. Und schließlich kommen sie zu Wort, um zu erschüttern, was zu erschüttern ist, um vielleicht auch unumstößliche Schuld in mildem Lichte erscheinen zu lassen.

Es ist selbstverständlich, daß vorgefaßte Meinungen des Publikums mit den Tagen wankend werden. Sympathieen werden sogar laut für Personen, welchen vor der Klarwerdung die ärgste Schuld beigemessen wurde. Es ist weder an der Zeit noch am Orte, hier Namen zu nennen. Gegenüber einem Geschworenengericht wären die Voraussetzungen noch mannigfaltiger, nun aber sprechen gelehrte, an dem Gesetz haltende Richter. Und dem Urtheile dieser lauscht bis zur gegebenen Stunde die gesammte civilisirte Welt.



(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aus der Schachwelt.

Wiener internationales Schachturnier.

Dieser Wettkampf darf jetzt, nachdem die Anmeldungslisten geschlossen sind, als das hervorragendste Ereigniß in den Annalen des königlichen Spiels begrüßt werden. Die gefeiertsten Meister Europas und Amerikas befinden sich unter den Mitkämpfern. Als Theilnehmer eingetragen sind die Herren: Mackenzie, Mason, Judd aus New-York; Steinitz, Bird, Blackburne, Zukertort aus London, Tschigorin aus St. Petersburg, Winawer aus Warschau, Zeno aus Athen; Louis Paulsen aus Blomberg; Wittek aus Graz, Dr. Noah aus Becskerek; Dr. Meitner, Adolph Schwarz, Hruby, Englisch, Dr. Fleißig, B. Fleißig, Weiß und Porges aus Wien. — Die Verloosung fand am Dinstag den 9. Mai statt, am Abend desselben Tags vereinigte sämmtliche Theilnehmer im Hotel Metropolis ein Banket, welches Baron Albert von Rothschild zu Ehren der Gäste veranstaltet hatte.

Aufgabe Nro. 178.

Von E. G. B. Walle.

Schwarz.

A B C D E F G H

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Schachbriefwechsel.

Hrn. M. L. in Bremerhafen. In Nro. 146 folgt auf 1) T. B 1 — E 1, T. D 8 — G 8; 2) S. B 6 n. D 7 †, K. E 5 — D 5; 3) D. H 4 n. E 4 †, K. D 5 n. E 4; 4) L. A 6 — B 7 Matt. Ihre Lösung 1) D. H 4 n. H 5 ist falsch, weil L. E 4 — C 6 folgt. — Lieuten. C. P. in Wien. Die eingesandte Aufgabe ein wenig zu leicht lösbar. Ferneres willkommen. — Alfr. A. in Göteborg. Mit Vergnügen erhalten, wird baldigst geprüft werden. — Dr. B. in Wolfenbüttel. Nro. 167 R. — G. H. M. in Stralsund. Nro. 166 R.

Hrn. G. v. G. in Ortofta; H. Schr. in Hamburg; Schw. und A. in Harburg. Nro. 169 R. — M. Abr. in Auth. In Nro. 169 folgt nach 1) T. C 4 — F 4, F 7 — F 6; 2) T. B 7 — B 6, K. E 6 — D 5. — A. S. in Dresden. Springeraufstellungs-Aufgaben, wie die von Ihnen vorgelegte, haben für uns kein Interesse. — Hrn. v. Z. in Boitzenburg; H. K. in Chemnitz; H. W. in Hamburg; Sch. in Kassel; Schachklub in Zwönitz; Freitagsklub in Bünde. Nro. 170 R. — S. und A. in Harburg. In Nro. 170 scheitert 1) D. C 7 — D 7 an E 6 — E 5. — L. in Bremerhafen. Ebenso folgt auf 1) K. C 6 — C 5, E 6 — E 5. — Sch. in Guttentag. Nro. 172 und 173 R. — W. Kr. in Beek. Nro. 169—173 R.

Kartenspiele.

(Redigirt von A. Hertefeld.)

Patience.

Zollern-Patience.

(Ein Spiel Whistkarten.)

Man legt zwölf Grundkarten verdeckt auf den Tisch:

Talon.

dann legt man auf diese Karten ebenfalls verdeckt eine zweite, dritte und vierte Lage, so daß zwölf Pakete von je vier Karten entstehen. Die vier übrig bleibenden Karten lege man als Talon in Reserve. Nun drehe man die zwölf obersten Karten herum; wenn diese aufgedeckten Karten zwei gleiche Blätter zeigen, wie: zwei Dreie, zwei Sechse, zwei Könige, zwei Asse 2c., so entferne man diese als todte Karten. Sobald ein ganzes Paket entfernt ist, kann man eine Karte aus dem Talon an die freigewordene Stelle legen. Das Aufgehen der Patience hängt nun viel von der Art ab, wie man die Karten entfernt; hat man die Wahl, so nehme man stets von den stärksten Paketen. Nachdem die vier Karten des Talons einrangirt sind, vermeide man, so viel es irgend möglich ist, leere Plätze zu schaffen. Je mehr offene Karten aufliegen, desto größer die Chance des Gelingens. Um richtig operiren zu können, deckt man daher, nachdem die gleichen Karten entfernt sind, sämmtliche oberen Karten hinter einander um und beginne dann erst von Neuem mit dem Entfernen. Liegen drei gleiche Karten oben, so kann man sich die passenden Pakete aussuchen; sind alle Karten paarweise entfernt, so ist die Patience gewonnen, bleiben einzelne Pakete liegen, so kann man jedes Paket, das nur aus zwei Karten besteht, umwenden. Liegen die gleichen Karten unten, so kann man auch diese beiden entfernen; ist dieß nicht der Fall, so ist die Patience verloren.

Auflösung der Aufgabe Nro. 34:

Whist.

Der vom Gegner ausgespielte Atout-König zeigt, daß derselbe außerdem die Dame besitze, stark in Atout sei und über eine gute Handkarte verfüge. Er hofft, wenn sein Partner das Aß hat und ihm in Atout etwas sekundiren kann, Schlemm zu machen. — Hier haben Sie also Ihren schlimmsten Feind, Sie müssen daher eine Finte machen und klein zuwerfen. Der Gegner wird also im Glauben an das Aß des Partners klein Atout nachspielen und fällt Ihnen der Stich mit der Neune zu. Jetzt spielen Sie Pique-König. Fällt der Stich in die Hand Ihres Gegners zur Rechten, so kann dieser leicht in den enormen Fehler verfallen und zum dritten Mal Atout ziehen. Thut er dieß nicht, so müssen Sie, sobald Sie an's Spiel kommen, zum dritten Male fordern, dann die Atout-Dame forciren, worauf Sie die freien Piques einheimsen können.

Spiel-Briefwechsel.

Die für diese Rubrik bestimmten Briefe bitten wir mit der Aufschrift: „Für den Spiel-Sport", zu versehen und bei Auflösungen stets die Nummer der Aufgabe genau angeben zu wollen.

O. B. in Krimmitzschau. Lösung auch in dieser Form richtig. Wie Sie im 66 mit Aß-Zehn in Atout und Vierzig schwarz (?) werden wollen, scheint uns schwer verständlich. Wir bitten um die Lösung.

Jaroslasch-Whist. Ein Abonnent unseres Blattes bittet um Auskunft über Jaroslasch-Whist. Da unter dieser Bezeichnung ganz verschiedene Touren verstanden sind, so bitten wir unsere Leser um Angabe der bei ihnen üblichen Regeln. Sollte einer der freundlichen Leser über die Provenienz dieses Wortes unterrichtet sein, so bitten wir um nähere Daten.

Mitglied des Offiz.-Cas. in K. Sie sehen, wir haben Ihren Wunsch erfüllt. Die Tour ist in keinem bekannten Spielbuche enthalten.

Robert in Chemnitz. Sehr richtig.

v. H. in Köln. Sie haben sich um 10 Points verzählt, soll nicht 74, sondern 64 heißen. Bei uns blieb ein Druckfehler stehen. Der erste Stich beträgt 26 und nicht 25.

Karl Kornsand in Darmstadt. Warum denn nicht? Sogar sehr leicht. Beide Spieler haben 6 Blatt mit gleichen Augen, also zählt der Rommel nicht. Sie aber haben eine Quinte vom Buben oder von der Dame = 15; dazu kommen 14 Aß und 3 Bilder, zählen also = 92.

C. B. in Karlsbad. Die negative Lösung richtig, aber nicht die positive. Ihre Aufgabe ist sehr hübsch und werden wir dieselbe bringen. Sie müssen aber etwas Geduld haben.

Richtige Lösungen sandten ein: C. R., stud. phil., in Neuß. Fr. Blase in Pr. Oldendorf. Romanus, cand. phil., in Wiesbaden. Kurt Wiegand, Gymnasiast und eifr. Skatspieler, in Kassel. P. v. H. in Dresden. Alter Junge in Oldenburg. B. R. Grüner Hans. Fritz Lehmann in Berlin. P. P. Alter Abonn. in Augsburg. Abonn. D. in Bielefeld. Aug. (Name unleserlich) in Wickede. B. Meyer in Oldersum. Frau v. H.-D. in Hildesheim. B. R. in Nauen. Junger Thor in Altona. Dancke in Kiel. Treff-Junge in Hamburg. O. R. in Remscheid. Tröwst, stud. jur., in Leipzig. Skatgesellschaft in Haiger. M. Z. in Steglitz. L. H. in Lennep. E. S. in Staßfurt. Rob. Kemnitz in Berlin. Vulgo in Weimar. Willy Franke. Emil Reimann. Lor. Braun in Hagen. v. Ba . . . el in Mühlhausen i. E. L. Sch. in Pillkallen. Weber in Stettin. Albert Lettow. Skatgesellschaft Nebelkrähe. Jak. Gerhardt in Offenbach. Ludwig Fritsch in Berlin. Paul Engel in Berlin. Gotschalk Jacoby in Belgard. Dr. R. in Düsseldorf. E. Bauer in Oelsnitz. W. Schrey in Neurode. Albert P. in Frankfurt a. M. A. Kiesling in Berlin. J. Gra . . . in Breslau. Dr. F. J. in Stettin. Groß in Gera. Th. T. in Tischau bei Teplitz. D. v. D. in K. bei Köpnick. L. R. Trauerweide. Studiosus Tr. in Berlin. M. Plonsker. Stud. jur. Culm. C. H. Schneekoppe in Stuttgart. Graf H. in Wien. Fritzchen Wandsbeck. Wenzel in Dortmund. W. A. in Köln.

Nur den ersten Theil der Aufgabe lösten: Ludwig Otto. Emil R. Skatspieler. Haas, Casino Eupen.

Die übrigen Einsendungen waren unrichtig.

Auflösung des Sylbenräthsels in Nro. 31:

1) Galilei	13) Wolga
2) Rigoletto	14) Ostrau
3) Emmerich	15) Schierling
4) Genitiv	16) Krakau
5) Olga	17) Achilles
6) Rügen	18) Robert
7) Smaragd	19) Murzuk
8) Aloe	20) Esau
9) Mohilew	21) Dante
10) Armada	22) Irtisch
11) Raphael	23) Nachen
12) Onkel	24) Goethe.

Gregor Samarow, Oskar Meding — Joh. van Dewall, August Kuehne.

Bilderräthsel 33.

Zahlenscherzrebus.

Auflösung des Bilderräthsels 31:

Schlachtfelder.

Briefmappe.

Malermodell in S. München und Dresden dürften die geeigneten Orte sein: wenden Sie sich an Direktor v. Piloty in München.

G. G. in Kroatien. A. Bernhardt in B. B. Gießberg in Paris. Mathilde Geismurk in Berlin. Hrn. P. Flohr in Dresden. Gentlemen in Preßburg. G. v. U. in Sondershausen. E. Schauenburg. H. von W. in Meiningen. Emilio in Triest. Karoline C. in Limoges. Hauptm. v. Heyden in Gießen. A. Studer in Winterthur. Erna in Kopydlowek. Bertha Bort in Gießen. Mina S. in Potsdam. Trudchen Höfer in Cannstatt. Wir danken auch Ihnen für die bereits gegebene Auskunft und fügen hier die von Vielen begehrte Uebersetzung des Hugo'schen Gedichtes „Si vous n'avez rien à me dire" von Genée bei: „Und hast du mir kein Wort zu sagen, Warum kamst du in meine Näh'? Viel schwerer ist mein Leid zu tragen, Wenn ich dabei dein Lächeln seh'. Dein Druck der Hand macht mich erbeben, Doch spricht dein Mund kein freundlich Wort! Woran hast du gedacht wohl eben? Welch' holden Traum scheucht' ich dir fort? Warum an mir vorüberstreifen, Und dann mich weisen kalt zurück? Wirst du die Qualen nie begreifen, Die Qualen, die doch all' mein Glück?"

Hrn. E. K. in D. Zichy wohnt in Budapest, wenn er nicht auf Reisen ist.

A. d. l. in Posen. Die Abstammung des Wortes glacis war uns unerfindlich.

Hrn. E. P. in Riga. Die Dame hat uns ihre Adresse nicht mitgetheilt.

Unwissender aus Leitmeritz. Druckplatten, auf galvanoplastischem Wege hergestellt, welche auf der Buchdruckpresse gedruckt werden können. Vergl. Weiß, Die Galvanoplastik, Wien, Hartleben. 1 ℳ 80 ₰.

Hrn. F. H. in O. Das kommt auf die Art der Pflanze an. Das Buch: „Die dankbarsten Zimmerpflanzen", Stuttg., Gundert, gibt darüber Auskunft.

Hrn. Joh. Sch. in Breslau. Nicht für uns verwendbar.

Ergebene Abonnentin in Darmstadt. Das Gedicht ist von Goethe.

Junger Abonn. in W. Wir gratuliren zu Ihrem Lebensmuth. Das Pavel'sche Milit.-lit. Bureau in Berlin wird das Nähere wissen.

Hrn. F. B. in Rio Grande d. S. Briefe von Landsleuten aus so weiter Ferne machen uns immer besondere Freude, zumal wenn wir daraus die Anhänglichkeit an die alte Heimat entnehmen. Ihren Wunsch werden Sie vollständig erfüllt finden in dem bei Otto Spamer, Leipzig, erschienenen reich illustrirten Buch: Fr. Köppen, Otto v. Bismarck, der deutsche Reichskanzler. Preis gebunden 15 ℳ.

Frl. A. in E. Hochgeehrter Herr oder Ew. Hochwohlgeboren: H. ist auch für die Ueberschrift angezeigt.

Ignorant meint: „Ab nach Kassel" stamme schon aus dem amerikanischen Freiheitskrieg, als man Soldaten aus Deutschland nach England verkaufte, die zuerst nach Kassel abgeführt wurden. So soll es bei Seume vorkommen.

Hrn. M. S. in St. Gewiß, aber er wird sich einen Abzug gefallen lassen müssen.

Langjähr. Abonn. und Gartenfreund. Um die Ameisen zu entfernen, macht man ein Loch in den Ameisenhaufen, gießt in dasselbe kochendes Wasser, und wo dieß nicht thunlich, legt man einen abgestorbenen Fisch oder Heringsköpfe hinein und deckt die Erde wieder drauf.

Bisurginer. Solche Mittel zu kennen und hier zu veröffentlichen, ist nicht unsere Sache.

Ludovici Secundi servus. Alle Ihre Fragen finden Sie in dem Büchlein: „Der Einjährig-Freiwillige", Berlin, Schlesier, 1 ℳ 80 ₰, beantwortet.

Hrn. H. v. F. in Kopenhagen. Der Preis schwankt von 1—150 ℳ. Wir nennen Ihnen die Adresse von Schaible, Thierhandlung, in Ulm.

Rathloser in einem Dorfe. 1) Nein, befreit nicht. 2) Bis zum Lieutenant. 3) Ein vorzügliches Futter für Fische in kleineren Behältern sind getrocknete Eintagsfliegen. Dieselben werden von den Fischen sehr gern angenommen und sind zuträglich für die Gesundheit. Regenwasser.

Fr. Arna H. in M. Sie haben ganz Recht, es kämen viel weniger tolle Hunde vor, wenn die Hundebesitzer daran denken wollten, ihren Hunden regelmäßig und namentlich wenn sie große Märsche gemacht haben, Wasser zu geben. Auch die Städteverwaltungen würden sich ein Verdienst erwerben, wenn sie an einzelnen Punkten Wasserreservoirs anlegten, welche den Hunden zugänglich wären.

Hrn. Fabr. P. T. in Leipzig. Auskunft über Champignonzucht erhalten Sie von Ingenieur Jos. Nepp in Prenzlau am Uckersee.

Hrn. J. R. in R. Der Arzt, welcher eine Rechnung ausstellt, wird immer auch bereit sein, sie zu quittiren; im andern Falle aber ist ein Besuch oder eine Visitenkarte die Quittung. Immerhin steht es Ihnen zu, eine Quittung zu erbitten.

Wißbegieriger Laie in Koblenz. Dittmar, Geschichte der Welt. Heidelberg, Winter. — Eine einzelne Tugend oder ein einzelnes Laster darzustellen, war nicht die Absicht Schiller's in jenem Drama.

Hrn. Archivar P. in O. Als Bezugsquelle für optische Instrumente können wir Ihnen das Optische Institut von A. Krüß in Hamburg empfehlen. Dasselbe fertigt auch Phonographen.

Alte Abonnentin in Halle. Die kleinere Ausgabe des Sachs-Villatte'schen französischen Wörterbuchs und Petri's Fremdwörterbuch dürfte Ihren Zwecken entsprechen.

Abonnent in Königsberg. Wer der reichste Mann in England außer Rothschild ist, wird kaum Jemand bestimmen können, da es keine Zusammenstellung des Vermögens der oberen Zehntausend gibt.

Langj. Abonn. R. in Bresl. Obwohl wir dem Urtheil eines Advokaten nicht vorgreifen wollen, glauben wir doch, daß dazu kein Recht vorhanden: die Forderung wäre aber wohl auch verjährt.

Hrn. E. M. in Eis. Die Verletzung des Briefgeheimnisses wird mit Gefängniß bestraft. Sie müssen sich an den dortigen Konsul wenden.

Hrn. R. in B. d. A. Wir haben Ihnen einen Stylisten und Dichter zugewiesen.

Hrn. William v. B. in St. Die leuchtenden Farben können Sie von Fr. Kunz, 4 Poststraße, Stuttgart, beziehen.

Hrn. E. M. in B. (Kap der guten Hoffnung). Lebsen, Ausf. Lehrbuch der Arithm. u. Algebra (Leipz., Brandstetter); Nägelsbach, Hebr. Grammatik (Leipz., Teubner); Fürst, Hebr. Handwörterbuch (Leipz., Tauchnitz), oder das kleinere Schulwörterbuch (Leipz., Holtze); Zöllner, Lehrgeb. der Volkswirthschaft (Berlin 1878).

Hrn. H. v. W. in Mein. Ob Le Chien du Louvre von Lamartine oder Delavigne?

Robert Zaffke in Oranienburg. Schleger in Grafenberg. Aurelia chocoladiniensis mit Hülfe von Kornaty in Witkowo. Selma George in Beuthen. Rosa Kaan in Gießen. Zwei Nußknacker auf Gonski. Cohna in Samotschin. v. Mellin in Louisenthal. F. Schmitz in Bonn. Albert Reder in Bielefeld. Selma und Agnes Grätz in Sommerfeld. M. Herre in Meyenburg. Gu. Ei. in Hamburg. Helene Rogge in Puszta Poyrány. F. Terheggen in Alpen. H. Hoffmann in Comp. Josephine in Graz. Victoria Caravia in Braila. Bruno Goldammer in Geringswalde. Martha in Posen. Gerstäcker in Dresden. Vulgo in Weimar. H. v. Lützow in X. Josephine Kalfuß in Wien. Alfred Schaupp in Gmunden. E. v. M. in X. L. Siegel in X. Hulda Rawitz in Schmieheim. Maurice House in Lawrence. Ida Diederich in Warendorf. Reinhardt in Zörbig. Frau A. K. in Baltimore. Frau Schlegler in Grafenberg. Aurelia chocoladiniensis in Witkowo. Alex. Fauto in Holitsch. W. W. in Riga. Frau Anna Wichmann in X. Vikt. Schaeffer in Meisenthal. Alexander Krotoschin in Berlin. Marie Goltermann in Hannover. Robert Zaffke in Oranienburg. Otto Klopsch in Michigan. Waldemar Polyka in Breslau. Therese Katzenstein in Eschwege. Richard L. in Viersen. Anna Wechsler in Huschy. Richtige Lösung.

In Nro. 20 dieser Blätter steht am Schlusse der Gesundheitspflege-Briefmappe eine kurze Polemik gegen Hrn. Dr. Heinze, welche ich übersehen und nicht gelesen habe. Nachdem ich durch meinen Vertreter dieß und für meine Person mein Bedauern darüber ausgesprochen, zog der Kläger seine Klage gegen mich zurück.

Dr. E. Zoller.

Gesundheitspflege.

Frau v. S. in Würzburg. Nervenleidenden und Rekonvaleszenten, welche in Franken wohnen und keine weite Erholungsreise zu unternehmen vermögen, ist Schloß Rieneck (Station der Elm-Gemündener Bahn) als Sommerfrische zu empfehlen. Auf steilem Sandhügel und umgeben von bewaldeten Bergen liegt es, geschützt gegen rauhe Winde, hoch über den Ausdünstungen des Flußthals, durch kräftige Gebirgsluft sich auszeichnend. Der dortige Pensionspreis ist äußerst billig. Leiter des klimatischen Kurorts ist Herr v. Ehrenberg.

Hrn. Ernst Sch. in Straßburg. Bedenklich ist der Genuß aus Amerika importirten präparirten Schweinefleisches, insbesondere amerikanischer Schinken, wegen des häufigen Trichinengehaltes. Von einer Gesundheitsgefährlichkeit des Corned beef ist uns bisher nichts bekannt geworden, wenigstens keine amtliche Warnung. Es scheint die Ursache der Agitation gegen dieses Fleischpräparat auf den Einfluß schlechter Verlöthung der Blechbüchsen, in welchen dasselbe verschickt wird, rückführbar zu sein!

Hrn. F. D. in S. Ein derartiger Zustand (Kniegelenksleiden) läßt sich nur nach genauer ärztlicher Untersuchung richtig beurtheilen.

W. K. in Rzeszón. O. S. in Hamburg. K. L. in Wien. Anonyme Anfragen werden nicht berücksichtigt.

Neuer Abonnent in N. Das leichte Erröthen bei selbst geringen Aufregungen beruht auf einer vorübergehenden Erregung der die feinsten Blutadern regierenden Nerven. Es ist das keine Krankheit, sondern eine Disposition, welche, wenn Sie einige Jahre älter sein werden, von selbst schwinden wird.

Hrn. A. S. in Ulm. Von dem fraglichen Mittel gegen Sommersprossen u. dgl. halten wir nichts.

Dr. St.

Redaktion: Dr. Edmund Zoller in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Ein Berliner Kaufhaus.

Reizend war die Agenda, die uns Rudolph Hertzog in's Haus geschickt hatte — interessant aber war der Katalog, der wenige Tage später in unsern Besitz gelangte. Lange, viel zu lange Zeit schier verwandten wir auf das Durchlesen dieses stattlichen Bandes, aber endlich waren wir schlüssig geworden, dem Frühling, der in diesem Jahr so früh schon an unsere Fenster pocht, Rechnung zu tragen, d. h. für unsere Frühjahrgarderobe zu sorgen. Ist man erst über das Wo im Klaren, das Was ergibt sich schon an Ort und Stelle rasch genug. Am nächsten Tage lenkten wir unsere Schritte nach dem wohlbekannten Hause, Breitestraße 14 und 15. Reich mit Marmorschildern geschmückt erscheint die Fassade. Vornehm präsentiren sich die Gebäude, in welchen das größte Berliner Kaufhaus untergebracht ist. Blendende Helle verbreiten die vier kolossalen dreiarmigen Kandelaber, nach neuestem Pariser System konstruirt, weithin über die ganze Breitestraße. Wir treten in das Vestibül. In den Fußboden aus weißem Marmor ist die Firma und Jahreszahl der Gründung des Geschäfts (1839) mosaikartig eingelegt. Die Seitenwände sind mit pompejanisch rothem Marmor in einer Einfassung von grünlichem Marmor bedeckt. Zwei Bronzereliefs, modellirt von Professor Blaeser, und ebenso ausgezeichnet durch die Komposition wie durch die Ausführung, stellen links den Abschied des Jünglings vom Hause, rechts die Rückkehr in dasselbe, die Lehr- und Wanderjahre dar. Der Eindruck, den man empfängt, sobald man eines der hohen, von granitenen Säulen getragenen Portale passirt hat, ist ein überwältigender. Die imposante Größe des Raums, der prächtige architektonische Schmuck, die echt bürgerlich vornehme Eleganz, das Alles weicht so sehr von dem sonst in Berlin Gewohnten ab, daß Niemand sich der Ueberraschung erwehren kann. Kaum, daß wir wissen, womit zuerst anfangen, um das richtige Bild dessen zu geben, was zu beschreiben wir unternommen haben. Es ist gut, daß wir unserer Mehrere sind, allein wäre wohl keine von uns zurecht gekommen. Unsere Ida St. hat ein gutes Gedächtniß, sie kennt das Geschäftshaus Hertzog schon länger und so hilft sie ergänzend und berichtigend nach.

Vor Allem ist Eins auffällig und zwar sehr angenehm auffällig, sobald man die Verkaufshalle betritt: man fühlt, daß Alles, was da geschaffen ist, für die Damenwelt geschaffen wurde. Elegante Blumenständer, deren feine Ciselirung auf Pariser Arbeit hindeutet, tragen frische Blumen, ein kleiner Goldfischteich, der durch einen plätschernden Strahl in Bewegung gehalten wird, ist mit den Kindern des Frühlings umsäumt, an den Treppenabsätzen sehen wir Blumen, — und doch drängen sie sich nicht auf. Es waren eben die Gasflammen angezündet worden, als wir eintraten, und der



Breitestraße 12, 13, 14, 15.



Brüderstraße 26, 27, 28.

Die Hertzog'schen Häuser.

weite, mächtige Raum schwamm in einem Meer von Licht. Freundlich, zuvorkommend sind die Verkäufer daselbst; es wirkt wohlthuend, von jener geschwätzigen Aufdringlichkeit verschont zu sein, die man sonst hie und da antrifft. — Wir haben die **Detailhalle** betreten und wenden uns nach der linken Seite, dem Lager der besseren Phantasieartikel. Im Handumdrehen haben wir die reichste Auswahl geschmackvoller Stoffe vor uns und beginnen zu wählen. Leicht ist dieß nicht, aber wir beeilen uns, denn wir haben noch Großes vor; wir wollen — wenn der Chef es gestattet — einen kleinen, ganz winzigen Einblick in die Mysterien dieses Kaufhauses thun; das kann recht viel Zeit in Anspruch nehmen. Unsere Bitte wurde gewährt — wir konnten die weiten Räume durchwandern, mit raschen Blicken von der ungemein zweckentsprechenden Ausnutzung der Oertlichkeit, von den gewaltigen Vorräthen von Waaren, von der Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit der Artikel und endlich von der mustergültigen Ordnung Kenntniß nehmen.

Die **Detailhalle des Erdgeschosses** hat drei Abtheilungen: links die schon oben erwähnte, zuerst von uns besuchte, ferner eine Mittelabtheilung für allerhand kleinere Artikel und Gelegenheitskäufe, und rechts davon ein Lager für wohlfeile und zurückgesetzte Stoffe. Diese Abtheilung ist gerade sehr stark in Anspruch genommen. Da wogt es und rauscht es, und in dem Gewühl bemächtigt sich der Käufer eine fast fieberhafte Aufregung, wie wenn sie fürchteten, es könnte **ausverkauft** sein, ehe sie befriedigt wären. Sie brauchen sich nicht zu fürchten. Was hier liegt, sind eigentlich nur die Proben von den unerschöpflichen Vorräthen in den Grosräumen des Hauses. Ein Druck am Telegraphendraht, und die Bresche ist sofort wieder ausgefüllt. **Rudolph Hertzog** kann wohl einmal ausverkaufen, aber er läßt sich nicht auskaufen. Wir haben Mühe zu passiren, um zu dem sich anschließenden Tücher- und Châleslager zu gelangen, das, in weiter Linie sich hinstreckend, auch reiche Vorräthe an Reise- und Schlafdecken aufweist. Hier ist für jede Bequemlichkeit zur Besichtigung der großen Stücke gesorgt; der Raum hat prächtige Seitenbeleuchtung für den Tag und glänzendes Gaslicht für den Abend. Unmittelbar daran stößt das Lager der Seidenstoffe und Sammete für den Detailverkauf. In unendlicher Länge fast dehnen sich die Repositorien aus, in welchen, wohl verpackt und durch dünne Zwischenbrettchen gegen jeden Druck geschützt, sich die einzelnen Stücke befinden; hier stoßen Engros- und Detaillager zusammen, das erstere schließt sich nämlich dem letztern unmittelbar an. International ist die Gesellschaft dieser Waarengattung, aber thatsächlich befindet sich viel deutsches Fabrikat hier, welches in den letzten Jahren bedeutende Fortschritte gemacht hat. —

Wir haben plötzlich, bei einer Biegung nach links, die imposanten Pack- und Schauräume vor uns. Ein hier mündender langer, scheinbar unbenutzter Gang veranlaßt uns zu der Frage nach seiner Bestimmung, und unser dienstwilliger Cicerone erklärt uns, daß hier ein Schienengeleise,

von den Schauräumen nach dem hydraulischen Aufzuge führend, in Kurzem gelegt werden soll. Dieß erst gemahnt uns, zurückzublicken, ob denn der Weg so weit sei, daß Herr Hertzog für den Transport der Waaren des Schienenwegs bedarf. In der That, wir hatten die Länge des Raumes übersehen, als wir nach Interessanterem zu blicken hatten: wir sind eigentlich gar nicht mehr in der Breitestraße, — wir sind nach der Brüderstraße gelangt, in welcher die Häuser 27 und 28, die sich an 15 und 14 der Breitestraße anschließen, von der Firma zu Engroslagern eingerichtet sind. Von der Brüderstraße her kamen eben die Wagenladungen mit neuen Vorräthen von Waaren, die zunächst in die Schauräume geschafft werden, in welchen Stück für Stück genau nachgesehen wird. Der Aufzug befördert den kleinen Eisenbahnwagen in die verschiedenen Etagen, wo die Waaren in die Lager gebracht werden. Uns rückwärts wendend, begeben wir uns zur großen Freitreppe, die uns in die oberen Räume führt. Entsprechend den übrigen Dimensionen des ganzen Hauses, ist auch diese Treppe in großem Styl angelegt, — breit und bequem, ohne Verschwendung und ohne Beschränkung des Raumes. Es führt diese Treppe durch alle Etagen des Hauses. Reich dekorirt sind die Wände mit Gardinen, die effektvoll genug angebracht sind, um uns auf diese Spezialität neugierig zu machen. Jardinièren aus feiner Bronze tragen prächtig blühende und duftende Blumen, die Geländer sind aus Bronze von jener Ornamentik, die in ihrer einfachen Form am meisten anspricht. Doch nicht lange dürfen wir uns bei solchen Details aufhalten, — unsere Aufgabe geht ja weiter, viel weiter. Wir sind in die erste Etage gelangt; die kolossalen Detaillager der Leinenwaaren, der Elsaßer Baumwollenwaaren, der Gardinen und der schwarzen Stoffe eröffnen sich unseren Blicken. Wir durchschreiten dieselben, uns mühsam Bahn brechend durch das jahrmarktartige Treiben, das hier wie in dem eben verlassenen Erdgeschoß herrscht. Die Tische sind von kauflustiger Menge belagert, Diener sind beschäftigt, den Käufern jeden erdenklichen Comfort zu bieten, oder sie in andere Abtheilungen dieses Waarenlabyrinthes zu geleiten. — Nunmehr gelangen wir in die Engroslager. Die Vorrathskammern ziehen sich schier endlos hin; baumwollene Bettdecken, weiße Baumwollenwaaren und Batiste, und schließlich — der Stolz der Hausfrauen — das schneeige Linnen, dessen Vorräthe das ganze Haus Brüderstraße 27 allein in Anspruch nehmen, reihen sich in den einzelnen Abtheilungen, jedes Genre für sich natürlich, einander an. Eine eigene Abtheilung ist den leinenen Taschentüchern gewidmet, von denen 50,000 Dutzend gesäumt und jedes Dutzend in elegantem Karton gepackt sich vorfinden.



Die Eingangshalle in der Breitestraße.

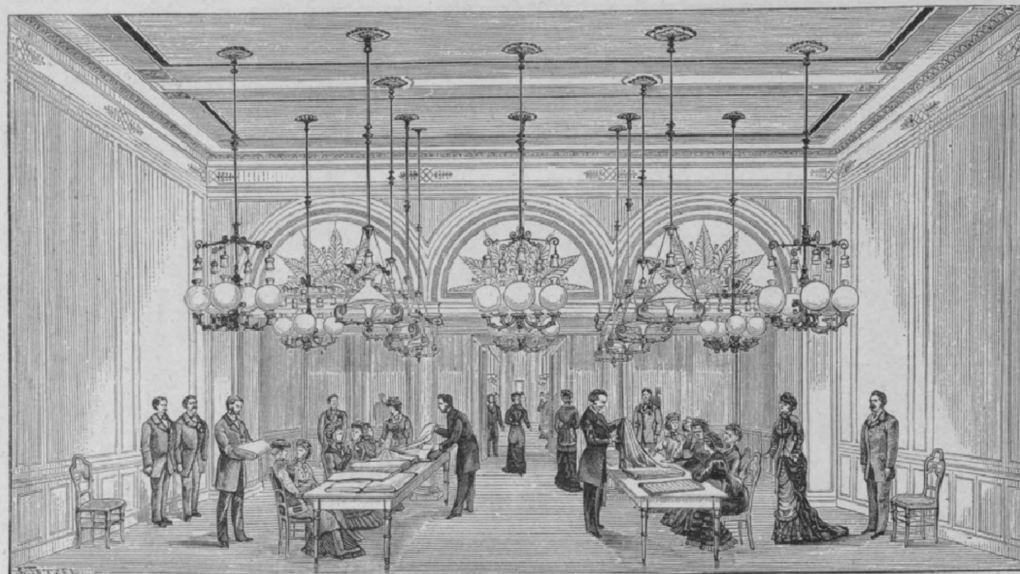


Erdgeschoß. Detail-Verkaufsräume für Manufaktur-, Mode- und Seidenwaaren.

Durch das ganze Haus Brüderstraße 28 erstrecken sich die Groslager von Flanellen, ausschließlich deutsches Fabrikat, schwarzen Phantasiestoffen in Halbseide, Wolle und Halbwolle. Die Hallen hier sind von Säulen getragen, hoch und geräumig, mit Oberlicht versehen, und würdig untergebracht erscheint ein Artikel, welcher in der That den Triumph der deutschen Industrie bedeutet: die einfarbigen, reinwollenen Waaren. England, Frankreich und Amerika beziehen diese aus Deutschland.

Auf sächsischen und elsäßischen Boden gelangen wir, sobald wir zur Breitestraße zurückkehren und die zweite Etage betreten; in Phantasiestoffen leisten die beiden Länder ja seit Jahren Vorzügliches, und hier haben wir Massenproben dieser Fabrikation vor uns. Dann kommen die Vorräthe von bedruckten Baumwollenwaaren und die Möbelstoffe, in denen ja das Elsaß unbestritten dasteht. Abseits fast ist das kostbare Lager der halbseidenen Phantasiestoffe untergebracht, in einer Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit ausgestattet, daß es allein schon ein sehr imponirendes Einzelgeschäft repräsentiren würde. Wir passiren den Hauptraum, von welchem man die Lager hier überblickt, und treten in eine große Halle, in welcher die „Messe Hertzog" abgehalten wird. Die Firma

sendet keine Reisenden aus, sie bezieht keine Messen, sondern sie hält für ihre Engroskunden eine eigene Messe ab. Wie weit aber geht ihre Fürsorge, ihre Aufmerksamkeit für die Kundschaft! Ein eigenes Frühstückszimmer ist hier eingerichtet. Nicht ein Nothbehelf, welcher jahraus jahrein anderen Zwecken dient, sondern ein echtes veritables Frühstückszimmer, mit mächtigem eichenem Büffet, kleinen Marmortischen, Flaschen- und Gläserbeständen, so anheimelnd und ansprechend, daß es gar nicht möglich ist, den Imbiß abzulehnen, den unser freundlicher Führer uns anbietet. Im Nu ist der kleine Marmortisch gedeckt, und — wir frühstücken bei Hertzog. Was doch die Groshäuser für Geheimnisse haben! Endlich kommen wir zu den Gardinen, auf die wir gespannt waren. Das Groslager befindet sich in der dritten Etage. Sachsen, England und die Schweiz theilen sich in diesen Artikel. Jedes hat seine Spezialität, jedes ist auf das Weitestgehende berücksichtigt. Der Vorrath ist kolossal zu nennen, die Dessins, die wir zu erblicken Gelegenheit hatten, sind dem modernen Geschmack angepaßt, reich in der Zeichnung und fein in der Ausführung. Das Châles- und Tücherlager mit dem Lager reinwollener Schlafdecken, dem Lager der englischen Reisedecken schließen gemeinsam diese Etage ab. Man muß die Räume durchwandern, um einen Begriff von diesen mächtigen Vorrathsräumen zu bekommen.



Erdgeschoß. Lichtsalon am Fuß der großen Freitreppe

Das Etablissement hat drei Hauptabtheilungen: die des Engrosgeschäfts, die des Berliner Detailgeschäfts und die des Detailgeschäfts nach den Provinzen, dem Reich und dem Ausland. Alle drei Zweige haben augenscheinlich einen ganz kolossalen Umfang, wie wir aus dem Personal und den Vorkehrungen schließen, welche dafür vorhanden sind. Dem Berliner Detailgeschäft und dem Engrosgeschäft haben wir bereits unsere Aufmerksamkeit gewidmet; wenden wir uns nunmehr dem Detailgeschäft nach den Provinzen zu, das in den letzten Jahren einen Riesenaufschwung genommen hat. In einem großen Saal sind 20 Herren mit dem Sortiren der Briefe beschäftigt, welche Bestellungen bringen; je nach dem Inhalt der Bestellung gelangt der Brief an einen Ressortchef des Detailgeschäfts, der für sofortige Erledigung zu sorgen hat. Wir erfahren, daß täglich bis zu 3000 Briefe zu erledigen sind. In einem besondern Saal, in welchem 50 bis 60 Herren permanent beschäftigt sind, erfolgt die Effektuirung und Kontrolirung der Bestellung. Was versandt wird, wird einer geradezu peinlichen Prüfung unterzogen, der Wunsch der auswärtigen Besteller wird genau erfüllt.

Die Postbureaux, die einen Raum von zehn Fenstern Front einnehmen, beschäftigen 30 Beamte mit der Verpackung und Expedition; das In- und Ausland wird dort

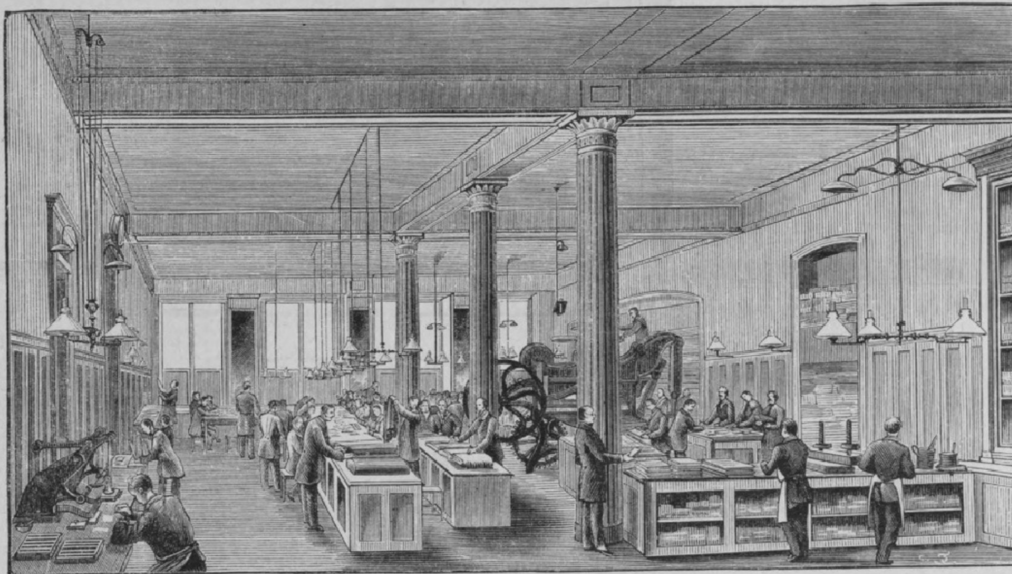


Erste Etage. Detail-Verkaufsräume für Leinen- und Baumwollenwaaren, Gardinen und schwarze Stoffe.

versorgt. Die verschiedene Verpackung und Adressirung schließt eine Verwechslung aus, und endlich befördern sechs große Wagen die Stücke nach der Post. In einem andern mächtigen Raum, dem sogenannten Mustersaal, arbeiten zwei Musterschneidemaschinen und stellen die kleinen Probestücke her, die in die weite Welt geschickt werden; da wird wohl jahraus jahrein mehr Waare zerkleinert, als mancher Kaufmann je auf Lager gehabt. Eine eigene Druckerei sorgt für den Druck von Etiketten, Probenstreifen und so weiter. — Und diese vielgestaltige, komplizirte Maschine hält eine einheitlich wirkende Kraft im Gange, Herr Rudolph Hertzog selbst, in dessen Privatbureau uns ein kurzer Einblick gestattet wird. Hieher münden die wichtigsten der 100 Sprachrohre, die sich auf das ganze Haus verzweigen, in diesem einfach bürgerlich ausgestatteten Zimmer ist die Triebkraft der gewaltigen Maschine, oder treffender gesagt, hier wohnt die Seele des großartigen Unternehmens. 300 Commis, 180 Hausdiener walten ihres Amts in dem Engros- und Detailgeschäft.

Entsprechend den großartigen Anlagen des Ganzen sind auch für das Centralbureau weite Räume geschaffen. In der ersten Etage des Hauses Breitestraße 15 befindet sich die Hauptkasse und das Centralbureau unter der unmittelbaren Aufsicht des Chefs des Hauses. Nur flüchtig kann

der Blick sein, den wir da hineinwerfen, — er genügt aber, um uns zu belehren, daß auch hier dieselbe Umsicht und Emsigkeit wie überall herrscht. Anstoßend daran liegen die Fabrikationszimmer, wo die Bestellungen für die Fabriken, mit denen die Firma in Verbindung steht, ausgearbeitet werden. Mittels 11 Uhren, die alle durch **ein** Werk getrieben werden, ein Abbild im Kleinen des ganzen Geschäfts selbst, wird in all' den entlegenen Abtheilungen genau die Zeit innegehalten. Der Hausinspektor dirigirt die Dienerschaft; er führt die Stammrolle des ihm unterstellten Regiments mit militärischer Genauigkeit. Die Spuren seines Waltens finden wir überall in den Sälen, Hallen und Zimmern; da hat jeder Tisch, jeder Stuhl, jedes Tintenzeug und jede Stecknadelbüchse eine bestimmte Nummer und einen bestimmten Platz, — ein Blick in den weiten Raum genügt, um zu zeigen, ob Alles in Ordnung ist. Solide Pracht und Eleganz herrscht überall. Divane laden zum Niedersetzen ein, Erfrischungen aller Art stehen für die Damenwelt bereit; Rollstühle für ältere Damen sind in reicher Zahl vorhanden. Mustergültig ist die Ordnung, Feuereimer, stets mit Wasser gefüllt, befinden sich überall vertheilt; eine eigene Telegraphenleitung führt nach dem Centralbureau der Feuerwehr. Zwei Nachtportiers bewachen das Etablissement zur Nachtzeit; Kontrolapparate sichern auf das Beste dafür, daß



Druckerei. Fertigstellung der Proben. Zurichtung der Proben-Kollektionen. Musterschneidemaschine. Etikettiren der Proben. Buchbinderei.

Der große Mustersaal für das Detailgeschäft nach den Provinzen, dem Reiche und dem Auslande.

die Leute wirklich „wachen"; Telephons, elektrische Klingeln und Sprachrohre ermöglichen eine rasche Verständigung zwischen der Hausinspektion und dem Wächterpersonal.

Immer größer ist in den letzten Jahren die Ausdehnung des Geschäfts geworden, über alle Lande hin erstreckt sich die Thätigkeit der Firma, und immer neue Zweige der Industrie wurden dem Hause einverleibt. Da begreift es sich leicht genug, daß die Extension auf die Räume ihre Wirkung übt, daß immer auf's Neue Platz für das Neue geschafft werden mußte. Nicht nach dem augenblicklichen Bedürfniß kann da gehandelt werden; mit weiser Vorausberechnung, mit eingehender Kenntniß auch der intimsten Dinge muß verfahren werden, soll ein Um- und Neubau nicht in der allerkürzesten Frist schon sich als veraltet, weil nur überwundenen Verhältnissen angehörend, erweisen. Darum finden wir ein eigenes, **ständiges Baubureau** im Hause, das eben jetzt wieder mit der Ausarbeitung von Erweiterungsplänen betraut ist.

In Kurzem konnten wir schildern, was wir gesehen, Vieles mußte unerwähnt bleiben, Manches mögen wir trotz Ida vergessen haben. „Ja, Ihr habt Eins vergessen, was ich unverzeihlich finde!" — „Was denn?" — „Das Lichtzimmer!" klingt es vorwurfsvoll zurück. Nein, dieser Sünde wollen wir uns nicht schuldig machen, also rasch, ehe wir scheiden,



Der große Effektuirungssaal für das Detailgeschäft nach den Provinzen, dem Reiche und dem Auslande.

noch einige Worte über diese Einrichtung: Im Parterre, rechts von der großen Freitreppe, die in die oberen Etagen führt, befindet sich dieses in stucco-lustro und Gold ausgeführte Lichtzimmer. Bei brillanter Gasbeleuchtung, die das Epitheton „feenhaft" verdient, konnten wir die Farbeneffekte der feinen Stoffe prüfen. Wahrlich, eine der interessantesten, für die Damen der großen Welt hochschätzbare Einrichtung! Daß hier besondere Pracht verwandt ist, versteht sich von selbst, ebenso, daß die Eleganz den Rahmen der Solidität nicht überschreitet.

„Bist du nun zufrieden, Ida?" fragen wir. „Noch nicht!" lautet es zurück. „Vergeßt nicht, Eure Einkäufe zu bezahlen!" Sie hat Recht, die liebe Freundin, wir haben noch zu zahlen. Rasch ist dieß an einer der am Eingang der Detailhalle befindlichen vier Kassen gethan; sauber verpackt liegt unser Einkauf auf dem Tische, — wir danken unserem Führer, der mit liebenswürdiger Ausdauer uns zwei gute Stunden geleitet und belehrt hat, und scheiden von Rudolph Hertzog. Der Diener trägt unsere Pakete nach dem Wagen, und — soweit wir es vermochten, haben wir Alles hier niedergeschrieben, was wir gesehen und erfahren haben.

V. S......g.

Geistige Frische, außerordentlich **reicher und gediegener** Inhalt und **schnellste Mittheilung** aller Ereignisse sind die besonderen Vorzüge des „Berliner Tageblatt", denn hiedurch wurde es die bei Weitem **gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands!**

Probe-Nr. gratis u. franko. Probe-Nr. gratis u. franko.

Für den Monat Juni nehmen Abonnements auf das **täglich zweimal** erscheinende

Berliner Tageblatt

nebst seinen **3** werthvollen Beiblättern illustrirtes Witzblatt: **„ULK"**, belletr. illustr. Sonntagsblatt: **„Deutsche Lesehalle"** u. „Mittheilungen über **Landwirthschaft**, Gartenbau und **Hauswirthschaft"** alle Postanstalten zum Preise von **1 M. 75 Pf.** für alle 4 Blätter jederzeit entgegen.

Allen **neu hinzutretenden** Abonnenten wird der im Feuilleton gegenwärtig erscheinende **neueste Roman** des beliebten Erzählers **Ludwig Habicht: „Im Sonnenschein"** gegen Einsendung der Post-Quittung **gratis** und **franko** nachgeliefert. 2824

A.pretur

Judlin

Chemische Reinigungs-Anstalt
(Verfahren System Judlin)
für Garderobe, Meubles, Teppiche, Sammet, Gardinen etc.
Färberei Druckerei
Fabrik Charlottenburg
Lützow 5.
Annahme-Locale BERLIN
Leipziger Str. 46.
Potsdamerstr. 123a. Friedrichstr. 149
Alt Carlsbad. Central-Hôtel.
Oranienstr. 165 Alexanderstr. 71
am Oranienplatz. a. Alexanderplatz.

Wasse-dicht — Decatur — Unverbrennlich

Paul Besse's **Gicht-Balsam**
von unfehlbarer Wirkung; Erfolg garantirt. Per Dose 6 M. Direkt zu beziehen von **Paul Bosse, Frankfurt a. Main,** 2828 Schillerstr. 12.

Für **Zeitungsleser** nützlich und in **allen** Buchhandlungen zu haben: 2362
Weber's vollständiges
Fremdwörterbuch,
14,000 fremde Wörter enthaltend, worin man **Jedes** in **Zeitungen** und **Schriften** vorkommende **Fremdwort** erklärt findet. **Zwölfte verbesserte Auflage. 1 Mark. Ernst**'sche Buchhandlung in **Quedlinburg.**

---

15 Hefte der neuesten und schönsten Salonstücke (oder Tänze) in beliebiger Schwierigkeit, für Piano, versendet für nur **3 Mark** franko die Musikalienhandlung von 2827
Richard Noßke in Leipzig, Turnerstr. 6.

Bestes, billigstes, allgemeines
Fremdwörterbuch
von **A. Kretzschmar.**
Bearbeitet von Baurath Dr. **Mothes** und J. **Kalau vom Hofe,** unter **besonderer Berücksichtigung für das Bedürfniß des großen handel- und gewerbetreibenden Publikums.**
Preis geh. nur 2 M. 50 ₰, fein gebdn. 3 M.
Als praktisches Nachschlagebuch im wahrsten Sinne des Wortes, das Niemand im Stich läßt, sei dasselbe **bei der Nothwendigkeit, ein solches Buch immer schnell zur Hand zu haben, zur Anschaffung bestens empfohlen.** Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder gegen **Einsendung des Betrages direkt franko von der Verlagshandlung G. A. Gloeckner in Leipzig.** 2810

Unkenntniß des Gesetzes
schützt Niemand vor rechtlichen Nachtheilen! — Wer daher solche vermeiden will, suche sich einen Rathgeber. Denselben findet er in der soeben erschienenen: **„Kaufmännischen Rechtskunde"** von **R. Fischer,** Geh. Oberregierungsrath in Gera. 2. Auflage. **Preis** geh. 3 M. 50 ₰, **gebdn. 4 M. 50 ₰.** — Aus diesem Werk ist das Wechselrecht, sowie das Handelsrecht für je 1 M. 75 ₰ auch apart zu haben. — **Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie auch gegen Einsendung des Betrages franko von der Verlagsbuchhandlung G. A. Gloeckner** in **Leipzig.**

Steinbacher's
Schriften:

1) Handbuch des gesammten Naturheilverfahrens Preis M. 6. —
2) Die männliche Impotenz und deren radikale Heilung M. 6. —
3) Hämorrhoidalkrankheiten, ihr Wesen und Verlauf M. 7. 50.
4) Asthma, Fettherz, Korpulenz M. 1. 20.
5) Handbuch d. Frauenkrankheiten M. 6. —

geben Auskunft über das seit Jahren bewährte Heilverfahren und sind wie auch der Anstaltsprospekt von uns zu beziehen.
Naturheilanstalt Brunnthal (München). 2691

Künstliche Brillanten
in echter Goldfassung empf. **L. Schröter,** Goldarb., **Dresden.** Illustr. Preiscour. fr. 2672

Verlag von B. F. Voigt in Weimar.

Der Hausgarten.

Ideen und Anleitung
zur Einrichtung, Ausstattung und Erhaltung geschmackvoller Haus- und Vorstadtgärten, sowohl für den Luxus, als zur Nutzung.
Erläutert durch 35 Gartenpläne und 18 Blumenstücke auf 14 lithographirten Tafeln in Farbendruck.
Für Gartenbesitzer, Gärtner, Architekten und Bauunternehmer.
Herausgegeben von 2732
H. Jäger,
Großh. S. Hofgarteninspector in Eisenach.
Zweite verm. und verb. Auflage.
1880. gr. 4. Geh. 7 Mrk. 50 Pfge.
Vorräthig in allen Buchhandlungen.

BREHMS TIERLEBEN
= Chromo-Ausgabe =

Die **kolorierte** Ausgabe dieses berühmten Werks zeigt zum erstenmal das Tier in seiner natürlichen Gestalt und Farbe und schildert es, wie es leibt und lebt. Zoologische Autoritäten wie *Darwin, Leuckart, Häckel, Vogt* sind einstimmig in ihrer Bewunderung dieser «wahrhaften Gemälde aus dem Tierleben».

Es erscheinen die **Säugetiere** und **Vögel** in je drei Bänden, die **Fische, Kriechtiere, Insekten** und **Niedern Tiere** in je einem Band, mit zusammen 1779 Textbildern und **174 Chromotafeln** nach der Natur. — Jeder Band kostet

broschiert in 14 Heften à 1 Mark . . . . . . 14 Mark
in schönem Halbfranz-Einband, braun . . . 16 „

Jede Abteilung ist besonders käuflich. — Das Werk ist, abgesehen von seinem hohen wissenschaftlichen Wert, eine **Meisterleistung des Bilder- und Farbendrucks** und bietet die glänzendste und wertvollste **Gabe für Freunde der Tierwelt.**

Ausgegeben sind bereits der erste und zweite Band der Abteilung «Vögel». 2803

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Gratis und franko.
Frick's
Sprachen-Catalog.
Verzeichniß von Wörterbüchern, Grammatiken, Lesebüchern etc., welche für das Studium classischer und neuer Sprachen als besonders geeignet zu empfehlen sind. (Enthält Bücher über 32 verschiedene Sprachen.) 2729
Wilhelm Frick,
k. k. Hofbuchh. **Wien,** Graben 27.
Specialität für fremde Sprachen.

Zur „Weinbereitung" aus Weintrauben, Rosinen, Obst, Beeren u. versch. Früchten, sowie **Veredlung** geringer Weine — nach 20jähr. **Selbstpraxis,** erth. Anleitung, Spezialrezepte, Rathschläge etc.; — dgl. für sämmtl. **„Getränke",** äther. **Oele, Essenzen;** — **Essigsprit,** Natur- u. Kunstpreßhefe, **Nahrungs-** u. **Genußmittel** mit Rücksicht auf die Gesundheit.
Erwerbs-Katalog für Jedermann **gratis u. franko.**
Wilh. Schiller & Co., Berlin O.
Populäres Polytechnikum.

Zauber-Apparate für Künstler, Dilettanten u. Kinder; beste Bezugsquelle der größten Zauberkünstler der Welt, die neuesten Erfindungen in diesem Fach. Billigste Preise. Preisliste gratis.
E. Oskar Lischke, Hamburg,
2471 gr. Bleichen 68.

Deutsche Univers. Bibliothek für Gebildete.

Das Wissen der Gegenwart
Jeder Band 1 Mark

Einzeldarstellungen von hervorragenden Gelehrten und Schriftstellern aus dem Gesamtgebiete der Wissenschaft.

I. Prof. Gindely: **Geschichte des 30jährigen Krieges.**
II. Dr. Herm. J. Klein: **Allg. Witterungskunde.**
III. Prof. Taschenberg: **Die Insecten nach ihrem Nutzen und Schaden.**
IV. Dr. K. E. Jung: **Australien.**

Reich illustrirt, solid eingebunden.
= Erscheint in rascher Reihenfolge. =

Jeder Band einzeln käuflich.

Verlag von G. Freytag in Leipzig.

Prämiirt mit **22 Medaillen.**
Stollwerck'sche Chocoladen.
ausgezeichnet mit **23 Hofdiplomen.**
Niederlagen in allen Städten Deutschlands.
Nur beste Rohmaterialien werden verarbeitet.

Geschwindigkeit und Schönheit. Ein Knopfloch per Minute. Sechzig Knopflöcher per Stunde. Für das stärkste Tuch oder den feinsten Batist. 2277

Webster's Patent-Knopfloch-Arbeiter.

Es ist unmöglich, durch Annoncen eine vollkommene Idee von dieser wunderbaren und in ihrer Art einzigen Erfindung zum **Ausstechen und Besäumen von Knopflöchern** zu geben, trotzdem dieselbe eine so einfache ist, daß ein Kind mit diesem Hülfsmittel ein **besseres Knopfloch** zu fertigen im Stande ist, als eine geübte Nähterin ohne dasselbe. Jeder Nadelstich wird mit mathematischer Genauigkeit ausgeführt. **Verletzen der Finger, Ueberanstrengung der Augen** und ein unvollkommen ausgeführtes **Knopfloch** bei Gebrauch desselben **ein Ding der Unmöglichkeit.** Geschwindigkeit und Brauchbarkeit sind erstaunenswerth und **gibt dieser Knopfloch-Arbeiter** allgemeine Befriedigung. Jeder, der denselben kennt, bezeugt, daß er sein Gewicht in Gold werth ist. Kein Arbeitstisch ist ohne denselben vollkommen. Er wird ganz unabhängig von der Nähmaschine gebraucht und hält so lange wie ein Fingerhut. — Ein Knopfloch-Arbeiter, bestehend aus einem Bestecher und Besäumer, in eleganter Schachtel verpackt, wird nach Empfang von Postanweisung im Betrage von 3 M. für Deutschland und Oesterreich, 3 M. 50 ₰ für andere Länder franko zugesandt. Gegen Nachnahme **wird** nicht versandt. **Webster Manufacturing Company, London und Paris. Berlin W.,** Friedrichstr. 188, I. Etage.

PATENTE aller Länder und event. deren Verwerthung besorgt **C. Kesseler, Civil-Ingen. u. Patent-Anwalt, BERLIN** S.W., Königgrätzerstr. 47. Prosp. gratis.

Für Kaufleute
empfehlenswerth ist das in Amerika bereits in 120,000 Exemplaren abgesetzte gediegene Werk:
Die Praxis des Geschäftslebens.
Ein Wegweiser zu Erfolg und Wohlstand von Th. Piening. 2. Auflage. Preis 3 M.
Aus dem reichen Inhalt dieses, früher im Verlag von Otto Spamer in Leipzig erschienenen Buches führen wir nur an: Bedeutung und Ziel des Geschäftes — Segen des Handels u. d. Geschäftsthätigkeit — Erziehung f. d. Geschäft u. Wahl des Geschäftszweiges — Vom Geschäftsgeist — Vom Gelderwerb im Allgemeinen — Praktische Wege zu Erfolg und Wohlstand — Handel u. Spekulation — Erfolge u. Mißerfolge etc. etc. — **Zu beziehen durch alle Buchhandlungen** oder gegen Einsendung des Betrages franko **von der Verlagshandlung G. A. Gloeckner in Leipzig.** 2808

Mariage.

Die Eltern eines hübschen u. tüchtigen, sehr reichen adeligen j. Mannes, welcher in angenehmer Stellung lebt, wünschen dems. unbemerkt Gelegenheit zu bieten, mit einer jungen, sehr hübschen, gesunden, heitern Dame aus wohlhabender, resp. Familie bekannt zu werden und konv. zu verehelichen. Adel ist nicht unbed. erforderlich. — Gefl. Anerbietungen sub **V. 1622** an **G. L. Daube & Co., Central-Annoncen-Expedition Berlin W.,** finden, **nur** wenn von Familiengliedern ausgehend, diskreteste Berücksichtigung. Nennung des Namens ist für's Erste nicht nöthig, doch genauere Mittheilung der persönl. u. Familienverhältnisse unerläßlich. 2782

Telephonische Apparate,
Transmitter (Mitrophon),
von ersten Autoritäten als das beste auf telephonischem Gebiete Existirende anerkannt.
Alle zur **Haustelegraphie** erforderlichen **Apparate, Elemente** u. s. w. **Eigene Telegraphendrahtspinnerei.**
Neu! Sekundär-Element pr. St. 10 M. **Neu!**
empfiehlt **C. F. A. Wagner,** Annaberg i. S.
Preiscourante gratis und franko. 2783

Eiserne, zusammenlegbare
Notenpulte
mit und ohne Fuß
empfiehlt die Maschinenfabrik von
Meyer & Holzach, Eutritzsch-Leipzig.
Depot bei E. Schlesinger & Co. in Wien,
Hernals Stiftgasse 4. 2256

J. BRANDT & G. W. v. NAWROCKI
besorgen & verwerthen
PATENTE
in allen Ländern.
BERLIN. W.
124 Leipziger-Strasse 124

Heinr. Kleyer,
Fabrikant der Zwei- und Dreirad **„Frankfurt"**
Velocipede für Kinder und Erwachsene.
Velocipede-Rohtheile.
Frankfurt a. M.
General-Agent der Orig. engl. **„Herald"**
Bicycles u. Tricycles für Europa.
Ersatztheile u. Zubehör.
Neue Prosp. gratis.

Menck & Hambrock,
Ottensen
bei Altona,
liefern
Dampfmaschinen
mit geschweißten Siederkesseln
von 2—20 Pferdekräften.

Kampf gegen Weinfabrication
Seit 1876: 20 Hauptgeschäfte (7 in Berlin)
und 300 Filialen in Deutschland

Alleinige französische Weinhandlung zur Einführung von chemisch untersuchten garantirt reinen ungegypsten fr. Weinen in Deutschland in mit eigenem Namenssiegel verrchloss. Flaschen, einziges Verschluss-System, welches Garantie zu einer amtlichen Untersuchung gewährt.

Eigene Hauptgeschäfte in Deutschland:
BERLIN C., Wallstr. 25.
Dresden. Leipzig. Stettin. Breslau. Hannover. Frankfurt a. O. Rostock. Königsberg i. Pr. Danzig. Halle a. S. Cassel. Potsdam.

Preis-Courant	per Liter
Garrigues, roth u. weiss	1 M. 60 Pf.
Clairette „ „	1 „ 80 „
Plaines du Rhone, roth	2 „ — „
Baisse, weiss	2 „ 20 „
Grès, roth u. weiss . . .	2 „ 40 „
Château Bagatelle, roth	3 „ — „
Château des deux Tours, roth u. weiss	3 „ 60 „
Liqueurs:	
Malaga oder Madère . .	4 „ 80 „
Muscat de frontignan .	4 „ 80 „
Cognac	4 „ 80 „

Champagner p. Fl. 6,50 M. u. 8 M.
Jedes bel. Quantum wird ab nächstem Hauptgeschäft od. Filiale versandt. Flaschen werden mit 10 Pf. berechn. i. Gebinden v. 20 Ltr. an, Gebinde frei.

Neue Filialen werden stets gerne vergeben.

OSWALD NIER — Hof-Lieferant — AUX CAVES DE FRANCE



№ 34.

48. Band.
Vierundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1881—1882.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Ein Mann.

Novelle von
Johannes van Dewall.
(Fortsetzung.)

Achtes Kapitel.

Das Verhältniß zwischen dem Brautpaare selbst gestaltete sich mit jedem Tage herzlicher und inniger, ebensoward Herr Klapproth immer stolzer auf seinen Schwiegersohn und wußte es ihm Dank, daß er seinen Liebling so beglückte. Hätte er es gewagt, er hätte denselben mit Geschenken überhäuft, sein Takt aber sagte ihm, er würde damit verletzen. Zwischen der Räthin und Golzow blieben die Beziehungen nach wie vor etwas förmlich, wenn auch erträglicher als sonst. Kleine Reibereien kamen wohl ab und zu noch vor; die Initiative zu denselben ging jedesmal von der Mutter aus, deren erregbares Nervensystem durch die vornehme Ruhe und Höflichkeit — im tiefsten Grunde wohl durch Golzow's Ueberlegenheit — häufig gereizt wurde. Es verletzte dieß ihren falschen Stolz, in Folge dessen zieh sie ihn des Hochmuths. Sie klagte in schwachen Stunden ihrem Manne, man könne mit Helenens Bräutigam nicht warm werden, man wisse nie, woran man mit ihm sei. Oft käme es ihr vor — sie wage es kaum zu sagen — als ob derselbe es sie durchfühlen lassen wollte, daß er ihnen im Grunde doch eine Ehre anthäte, wenn er Helene heirathete — als wären sie ihm nicht gut genug.

Ihr Gatte lachte sie aus, ereiferte sich auch wohl einmal über diese Marotten, wenn er gerade den Kopf voll hatte, und nahm den Angegriffenen energisch in Schutz.

Kam die Räthin hiemit nicht durch, dann zog sie ein anderes beliebtes Register auf. „Siehst Du nicht, wie er sie beherrscht, — wie das Mädchen ganz und gar verändert ist, wie er sie uns abwendig macht? Sie sieht ja nur noch durch seine Brille,“ hub sie dann an.

„Nun — was schadet das!“ erwiederte er gelassen. „Das Weib soll dem Manne folgen und gehorchen, das steht schon in der Bibel.“

„Aber sie wird ja so die reine Null,“ versetzte die Räthin, gereizt über sein eigenthümliches Lächeln.

Der Stadtrath räusperte sich und zwinkerte mit den Augen. „Kann ich nicht finden.“

„Erst gestern noch sagte mir Frau von B. hier auf dieser selben Stelle, es wäre auffallend, wie Helene sich verändert hätte ... auffallend!“

„Hat Frau von B. nicht bereits drei Männer unter die Erde gebracht?“ frug der Stadtrath sarkastisch und zog seine Zeitung aus der Tasche.

„Frau von B. ist eine hochachtbare Dame, lieber Charles.“

„Meinetwegen mag sie ... Weißt Du was, Marie? Ich glaube wahrhaftig, Du bist eifersüchtig auf Deinen zukünftigen Schwiegersohn, — das ist Alles!“

„Ich eifersüchtig? In der That, das ist absurd!“

„Gerade so wie Du es auf mich bist.“

„Auf Dich? Du träumst am hellen Tage ... Du faselst!“ rief die Räthin empört. „Du wirst kindisch ... Dich hat er also auch angesteckt, dieser Herr von Golzow?“

Sie rauschte empört hinaus.

Gleich darauf kam Helene herein, nicht ahnend, was hier gesprochen worden war, strahlend und glücklich.

„Guten Morgen, Papa!“

Sie küßte ihn und er hielt sie fest und sah mit Vaterstolz in ihr Gesicht.

„Weißt Du, was die Leute sagen?“ frug er scherzend.

„Nun?“

„Du würdest Deinem Bräutigam täglich ähnlicher — Deine kleine Nase da finge schon an, sich zu biegen.“

„Das ist ein großes Kompliment, Papa, seine Nase ist sehr schön.“

„So — meinst Du? Sie behaupten auch, Du gucktest nur noch aus seinen Augen.“

Sie nickte.

„Hättest sogar einen Anflug von Grundsätzen Dir zugelegt.“

„Du brauchst gar nicht so zu spotten; — ich habe meine Ansicht über Grundsätze total geändert,“ versetzte Helene mit Eifer. „Früher konnte ich sie nicht leiden, jetzt aber habe ich durch Erich einsehen gelernt, daß jeder rechtliche Mensch Grundsätze haben und darnach handeln muß, — oder sage lieber nach seiner Pflicht, wenn Du willst.“

„So, — dann werde ich, um nicht ganz allein dazustehen, mir wohl auch welche anschaffen müssen?“

„Ja! Sieh', Erich thut niemals etwas anders als nach seiner Pflicht.“



Ein gefährlicher Führer. Zeichnung von E. Fontana.

„Und Du natürlich nun ebenfalls, nicht?“

„Natürlich, Papa; er hat mich überzeugt.“

„Na, das sage nur Deiner Mutter, die wird sich freuen über diesen Fortschritt.“

Er erhob sich, lächelte schlau und ging hinaus. Helene schaute ihm etwas verwundert nach, schüttelte den Kopf und setzte sich an die Arbeit.

An demselben Tage noch frug sie ihren Bräutigam, wie viel er schon gespart hätte. Es war sehr wenig. Sie schlug ihm vor, mit ihm zusammen zu sparen. Er sah sie an auf seine eigenthümliche Weise.

„Bist Du zu stolz, von mir etwas zu nehmen?“ frug sie erröthend und sogar ein wenig verletzt.

„Nein!“ sagte er und küßte sie zärtlich.

Sie aber rang sich los.

„Dann ist es also gegen Deine Grundsätze? Ich sehe doch, Du willst nicht.“

„Auch das nicht, — Du wirst ja meine Frau, wir wollen einmal Alles mit einander theilen. Sei mir nicht böse, Schatz, — es ist nicht gegen meine Grundsätze, von Dir Geld anzunehmen, aber es ist gegen mein Gefühl!“

Helene sah ihn an und stutzte. Sie erwiederte keine Sylbe, aber sie war sehr nachdenklich. Das Wort ging ihr gewaltig im Kopfe herum. Also gegen sein Gefühl?!

Sie nahm ihm seine Weigerung nicht übel, denn sie kannte ihn zu genau, sie wußte, wie lieb er sie hatte und daß er ihr Alles geben würde, selbst sein Leben, sie erwog aber lange, sie wollte ihn und sein Denken und Fühlen ganz und mit voller Klarheit erfassen. Also gegen sein Gefühl?!

*

Als der Winter kam, wurden sie häufig eingeladen, von der Familie und ihren Bekannten. Es geschah dieses theils aus Artigkeit gegen sie selbst, theils aus Rücksicht für die Eltern, es mischte sich aber auch manche Zudringlichkeit mit ein. Es gibt ja so viele Leute, welche die Uniform gern in ihrem Besuchszimmer sehen. Für Golzow war viel Peinliches dabei, denn manches Ungewohnte, manche Taktlosigkeit hatte er zu übersehen, mit Menschen wurde er bekannt, die er sonst niemals aufgesucht hätte, und gar vielen Zwang hatte er sich aufzuerlegen, wenn man allzu kordial gegen ihn oder gar gegen Helene wurde. Es waren namentlich die Verwandten, welche dem feinen, formenvollen Manne das Leben sauer machten durch einen oft ungebundenen Ton und manchen unpassenden Scherz. Mit freundlichem Ernst, aber entschieden trat Golzow allem diesem entgegen, und selbst Helene ahnte nicht ganz, was er manchmal dabei litt.

Seltsamerweise war es gerade in diesen Gesellschaften, wo die Stadträthin ihren Groll gegen den Schwiegersohn schwinden fühlte. Wenn sie den schönen, vornehmen Mann neben Helene sah in dieser Umgebung, die Brust mit Orden geschmückt, wenn sie sah, wie er nur Augen hatte für diese, ihr Kind ganz strahlend war vor Glück und Schönheit, und bemerkte, wie man sie auszeichnete, dann kamen unwillkürlich mildere Regungen über sie, dann näherte sie sich ihm, betrachtete ihn mit freundlichem Auge und nannte ihn wohl gar ihren lieben Sohn.

Das waren aber nur lichte Momente, das alte Vorurtheil griff schnell nachher wieder Platz. Neue Veranlassung zu bitteren Empfindungen kam hinzu.

Im Laufe des Winters nämlich heiratheten etliche von Helenens nächsten Bekannten, zwei waren dabei, welche jünger waren wie diese. Alle Narben in dem Herzen der Stadträthin wurden hiedurch wieder aufgerissen: erst die schöne Aussteuer verdorben, die Blamage und nun auch das noch! — Ihre Helene könnte jetzt schon seit vier Monaten Frau von Golzow sein. Sie meinte, die anderen Schwiegermütter sähen sie über die Achsel an. Es war das unerträglich! Und das Alles wegen einer einfältigen junkerlichen Marotte!

Frau von Beauvilliers mochte sprechen, so viel sie wollte, — es war und blieb eine Marotte, weiter nichts!

In den nächsten Tagen waren sie zum Diner bei Frau von B. eingeladen. Sie saß dort neben einem höheren Offizier. Sie benützte diese Gelegenheit, um sich mit demselben eingehend über die Verhältnisse auf der Kriegsakademie zu unterhalten. Sie erfuhr, daß ausnahmsweise auch Hauptleute dort hospitirten. Mit erregtem Wesen und Mienen kam sie nach Haus. Am andern Tage schrieb sie einen Brief und sandte denselben durch den Diener in großer Gala in die Stadt.

Ihre Augen musterten verstohlen bald Helene, bald den Bräutigam, sie war auffallend zerstreut dabei und sehr nervös. Es war augenscheinlich, daß irgend etwas sie auf das Lebhafteste beschäftigte.

Neuntes Kapitel.

Am nächsten Morgen, ganz im Stillen, machte sie Toilette. Sie setzte einen dunklen Sammethut auf, der sie älter erscheinen ließ, kleidete sich ganz in schwarze, rauschende Seide und breitete einen großen, entstellenden schwarzen Schleier über das Gesicht. Sie sah beinahe aus, als ginge sie in Trauer.

Um elf Uhr fuhr der Wagen vor, während ihr Gatte beim Vetter Salzmann auf dem Comptoir, Helene aber mit Frau von Beauvilliers in der Malstunde war. Der Diener hob sie hinein und stieg auf den Bock, die stolzen Karrossiers zogen an und brachten sie pfeilschnell nach der Leipziger Straße.

Vor dem Kriegsministerium hielten sie an. Etwas blaß und eilig trat die Räthin in das große, einförmige Gebäude, in das Portal zwischen dem Artilleristen und dem Kürassier, das zu der Privatwohnung des Kriegsministers führte. Was die stolze Frau hier wollte? Sie ging zu einer Audienz. Gestern hatte sie an den Minister geschrieben und um eine solche ersucht.

Die verwöhnte Dame war sehr erstaunt, das Vorzimmer voller Leute zu finden. Sie prallte ein wenig zurück, zog den Schleier hastig noch tiefer herab und stand hochathmend auf der Schwelle, unschlüssig, ob sie eintreten oder sich eilends wieder entfernen sollte.

Noch mehr — man ließ sie warten!

Der Portier bat geschäftsmäßig, Platz zu nehmen, und entfernte sich.

Sie trat verwirrt an das Fenster und sah hinaus, den Schleier fester zusammennehmend, so aufgeregt, so beschämt und zornig, daß sie die Flut der Menschen gar nicht bemerkte, die da draußen unter ihren Augen vorüberzog.

Ein alter Herr in einem etwas unmodernen Frack, ein weißes Kreuz am Halse unter der hohen Binde und mit fast schneeweißen Haaren näherte sich ihr, verbeugte sich und schob ihr höflich einen Stuhl hin.

„Sie sind außerordentlich gütig, mein Herr!“ lispelte sie betreten. Die Worte blieben ihr beinahe in der Kehle stecken.

„Es wartet sich besser im Sitzen wie stehend, gnädige Frau,“ sprach der alte Herr mit einer abermaligen Verbeugung.

Die Räthin glitt langsam auf den Stuhl; die schwere Seide ihres Kleides knisterte hörbar.

„Es ist heute ganz besonders voll hier, — man muß sich eben gedulden,“ fuhr Jener mit der Redseligkeit des Alters fort und ließ seine noch lebhaften grauen Augen neugierig an dem dunklen Schleier haften. „Ich bin hier wegen meines Sohnes ... Oberst von Gottleben, meine Gnädige ... bin schon zum zweiten Male deßhalb expreß von Stettin herübergekommen ... Ihr Herr Gemahl hat wohl auch den Feldzug mitgemacht?“

Der mitleidige Zug um seinen Mund ergänzte diese Frage dahin: wo ist derselbe gefallen? Der schwarze Schleier führte ihn irre.

Ein fast ungeduldiges: „Nein, mein Herr!“ war die kurze Antwort.

„Ah, Pardon! ... ich dachte nur so ... Pardon!“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre zum Nebengemach, man sah mehrere Bilderrahmen drinnen an der Wand und hörte sprechen; eine ärmliche Frau, mit einem zusammengelegten Stück Papier in der Hand, trat heraus und ging mit gesenktem Kopf quer durch das Vorzimmer.

Die Räthin zuckte leise zusammen; war sie nicht gerade so gut eine Bittende, wie jenes Weib da aus dem Volke? Ihre Rechte zerknitterte achtlos das feine Spitzentuch ... Dieses kolossale Opfer, das sie brachte! Und diese Schmach ... diese Rücksichtslosigkeit!

Die Stadträthin hatte eben eine ungeheure Meinung von sich selbst, von ihrer frühesten Jugend an hatte man das Unrecht an ihr begangen, ihr zu sagen, daß sie etwas Besonderes, die Tochter eines berühmten Mannes sei. Außerdem, sie, Frau Stadträthin Klapproth, deren Mann ganz Berlin kannte, sie hatte schriftlich um eine Unterredung gebeten und man behandelte sie wie eine Bettlerin? — —

Sie fühlte, wie die Thränen der Wuth ihr emporstiegen; sie fühlte es aber auch ganz in dieser Minute, welch' ein Opfer sie brachte!

Der alte Herr, der sich mittlerweile im Stillen lebhaft mit der Frage beschäftigte, wer die Dame wohl sein könne, wenn sie keine Offizierswittwe wäre, gab alsbald seinen Gefühlen abermals Worte.

„So kommen Sie, wie ich annehme, wegen anderer persönlicher Angelegenheiten, meine Gnädige?“ Als keine Antwort erfolgte, fuhr er trotzdem höflich fort: „Vor mir rangiren noch die beiden jungen Herren dort, — ich bin aber gern erbötig, Ihnen meine Stelle einzuräumen, Sie kommen dann früher an die Reihe.“

„Sie sind außerordentlich gütig,“ gab die Räthin schnell zurück, während ihr Blick jene beiden Offiziere streifte, welche, neben der Thüre stehend, sich leise unterhielten. Glücklicherweise kannte sie Keinen von ihnen, auch von den anderen Personen nicht, welche sie im Zimmer bemerkte.

In demselben Augenblicke ging abermals die Thür, es kam die folgende Nummer heraus, die beiden Lieutenants zupften ihre Waffenröcke zurecht und schritten hinein. Nach einer halben Minute schon erschienen sie wieder auf der Schwelle.

„Ich bitte, gnädige Frau!“ sprach der Oberst mit einer bezeichnenden, etwas altmodischen Geste.

Einen Augenblick war die Räthin zweifelhaft, ob sie von dieser Großmuth Gebrauch machen dürfe, dann erhob sie sich lebhaft — der Dunst in diesem Raum versetzte ihr den Athem.

„Sie sind außerordentlich zuvorkommend, mein Herr, — meinen verbindlichsten Dank,“ erwiederte sie und ging vorwärts.

„Bitte, bitte! Nur schnell, meine Gnädige,“ drängte der Alte, „sonst wird man ungeduldig.“

Er geleitete sie galant bis zu der offenen Thür und schloß sie hinter ihr zu.

Helenens Mutter nahm ihre ganze Kraft zusammen, sie erhob den Kopf und trat zwei Schritte vor.

Vor ihr in dem einfach ausgestatteten Gemach stand die hohe, imponirende Gestalt des Kriegsministers, im schwarzen Ueberrock, den Orden pour le mérite an der Halsöffnung, und schaute ernst und ruhig aus seinen überbuschten Augen zu ihr herüber.

Sie schlug den Schleier zurück und verbeugte sich.

„Darf ich bitten, Platz zu nehmen?“ sprach der Kriegsminister höflich und deutete auf einen Stuhl. „Womit kann ich Ihnen dienen, gnädige Frau?“

Die Räthin setzte sich, in der tödtlichsten Verlegenheit zwar, aber fest entschlossen, ihren Zweck zu erreichen.

Sie überlegte eine Sekunde, dann erhob sie das immer noch schöne Auge und begann:

„Ich nahm mir die Freiheit, mich brieflich an Eure Excellenz zu wenden; — ich bitte um Verzeihung, wenn ich unbescheiden Ihre kostbare Zeit raube.“

Es zuckte dabei um ihren Mund, denn die Erinnerung an die Demüthigung, die sie soeben erlitten hatte, stieg wieder jäh in ihrem Busen auf.

„Mit wem habe ich die Ehre?“ frug der Kriegsminister geschäftsmäßig.

Sie zuckte ein wenig zusammen; unglaublich — man kannte sie nicht!

„Ich bin die Frau des Stadtrath Klapproth,“ versetzte sie mit Selbstbewußtsein ... nein, mit Vorwurf.

Keine Muskel zuckte in dem erzenen Gesicht vor ihr, der Blick blieb ganz derselbe.

„Ich erinnere mich Ihres Schreibens. Darf ich bitten, zur Sache zu kommen?“

Die stolze Frau biß sich abermals auf die Lippen und zerdrückte ihr Tuch. Sollte er wirklich noch nicht einmal ihren Namen gehört haben, den Namen Klapproth? Sollte er nicht wissen, daß ihr Gemahl zehntausend Thaler für die Verwundeten gegeben hatte, daß ... Ihr Auge begann zu funkeln.

„Excellenz, ich habe eine Tochter,“ begann sie trotzdem, „unser einziges Kind!“

Der Minister sah ein wenig verwundert drein, — eine Tochter, was ging das ihn an?

„Dieselbe ist verlobt seit dem vorigen Frühjahr mit Herrn von Golzow vom ... Regiment. Ich weiß nicht, ob Sie ihn kennen ...“

„Premierlieutenant von Golzow ... ganz recht. Jetzt erinnere ich mich auch Ihres Namens. Ihr Herr Gemahl stellte eine bedeutende Summe zur Verfügung für unsere Blessirten. Ich bitte, ihm deßhalb, wenn auch verspätet, meinen Dank zu sagen ... darf ich bitten, gnädige Frau?“

Die Räthin erröthete lebhaft. Ein eigenthümlich bitteres Gefühl zog heftig durch ihr reizbares Gemüth: jetzt endlich erinnerte er sich ... die Brücke für sein Gedächtniß war ihr Schwiegersohn!

„Herr von Golzow hat die eigenthümliche Idee, nicht eher zu heirathen, als bis er Hauptmann ist. Mein Mann und ich aber sind gegen solche langen Verlobungen eingenommen,“ fuhr sie entschlossen fort. „Wir können die Gründe nicht billigen, welche Jenen bestimmen, vermögen seinen Sinn aber nicht zu beugen.“ Hier blickte

sie auf — ein nervöses Zucken ging wie ein Leuchten über ihr Gesicht, dann fuhr sie fort: „Deßhalb komme ich mit der vielleicht etwas eigenthümlichen Bitte zu Eurer Excellenz, das Avancement meines Schwiegersohnes etwas zu beschleunigen. Ich weiß, es kostet Sie das nur ein Wort."

Mit einer leichten Geste unterbrach sie hier der Minister. Er erhob sich, nahm die Rangliste vom Repositorium und warf einen Blick in dieselbe. Dann kehrte er zu ihr zurück.

„Ich setze voraus, Ihr Herr Schwiegersohn ist nicht von dem Schritte unterrichtet, welchen Sie zu seinen Gunsten zu thun im Begriffe sind?" frug er mit Nachdruck.

Die Räthin verfärbte sich unter dem Blick der forschenden, martialischen Augen.

„Er ist es nicht," versetzte sie leise.

„Und welche Gründe — wenn ich fragen darf, gnädige Frau — führt Herr von Golzow an für dieses Hinausschieben der Heirath mit Ihrer Fräulein Tochter?"

„Den Besuch der Kriegsakademie und seinen verletzten Arm."

Ein gutmüthiges Lächeln überflog das ernste Gesicht.

„Ich sollte meinen, das Beides wäre kein triftiges Hinderniß für die Ehe . . . nicht unüberwindlich wenigstens, denn viele verheirathete Herren besuchen die Akademie, und wenn das Herz gesund ist . . . wie?"

Er unterbrach sich, — die Räthin hatte gesprochen, aber so leise, daß der Minister sie nicht verstand.

Sie wiederholte ihre Worte — bleich und mit finster gerunzelten Brauen. Es kam ihr unendlich sauer an.

„Ah! Das ist etwas Anderes," versetzte der Minister, sich aufrichtend. „Er sagt, er will sich nicht von seiner Frau ernähren lassen, — parbleu! meine gnädige Frau, darin kann ich ihm nur beistimmen. Herr von Golzow ist ein anerkannt tüchtiger Offizier — das macht ihn mir noch werther."

Das Spitzentuch ging heimlich seinem Untergang entgegen.

„Ich kann Ihnen nur den wohlgemeinten Rath geben, an solchen Gesinnungen nicht zu rütteln, gnädige Frau, sie werden leider seltener heutzutage als gut ist. Was Ihr Gesuch anbetrifft, — ich kann es leider nicht gewähren, denn ich würde Anderen dadurch zu nahe treten und meine Befugnisse überschreiten, aber ich bitte, Ihrem Fräulein Tochter unbekannterweise meinen Glückwunsch auszusprechen."

Die Stadträthin hatte sich schon erhoben; so bleich und zitternd stand sie da, als hätte man ihr soeben einen blutigen Schimpf angethan. Man schickte sie kühl nach Haus, das furchtbare Opfer war umsonst, man wies sie ab!

Eine Verbeugung und sie rauschte hinaus.

„Nun — sind gnädige Frau glücklich gewesen?" frug der alte höfliche Herr, indem er sie durch das Vorzimmer geleitete.

„Ich danke," versetzte sie eiseskalt.

Kaum im Wagen draußen — wieder sie selbst — weinte sie Thränen der Wuth.

Dieser Mann von Bronze . . . dieser Felsblock! . . . Ein Glück bei Allem wenigstens: Niemand ahnte das furchtbare Opfer, welches sie gebracht hatte!

Am Abend bekam die Räthin überraschenderweise abermals Herzaffektionen, ganz aus heiterem Himmel, es mußte schleunigst zum Arzt geschickt werden, der Eisblasen und absolute Ruhe verordnete.

Zehntes Kapitel.

Das Jahr verging am Ende doch noch schneller als man gedacht hatte, und in den fortgesetzten Kämpfen zwischen Stolz und Vorurtheil einerseits und gerechteren Erwägungen andererseits gewann das bessere Theil immer mehr den Sieg in dem Gemüthe der Räthin. Golzow's ernstes, gediegenes Wesen und seine guten Manieren konnten nicht verfehlen, zuletzt ihren Eindruck auf dieselbe zu machen. Sie gewöhnte sich an den Bräutigam Helenens und wollte ihm im Grunde wohl, sie mußte ihn achten, oft wider ihren Willen, trotzdem sie ihn im Stillen immer noch einen Junker und einen Eigensinn schalt und niemals ganz den Gedanken los werden konnte, daß er Helene ihnen absichtlich entfremde.

Man war zu Besuch gewesen in Neu-Ruppin — (du lieber Gott, wie einfach das dort war!); die Kameraden Golzow's stellten sich freundlich zu der Familie, sie machten Besuche, wurden eingeladen und luden sie wieder ein. Sie waren bei Derflorps zum Thee, ebenso bei etlichen anderen Verheiratheten noch und namentlich auf einem Balle im Offizierskasino, dem eine Theatervorstellung vorausging. Ueberall gefiel Helene unbedingt, die Eltern mehr oder weniger.

Der Bräutigam hatte mittlerweile die Akademie absolvirt, war Hauptmann geworden und hatte seine Schulden bis auf den letzten Pfennig bezahlt. Der Konsens wurde täglich erwartet.

In den Prachträumen des Hauses lag nun auch die Aussteuer ausgebreitet, — man wallfahrtete dorthin, um sie zu bewundern, die Zeitungen waren voll davon, die Modeblätter brachten die Details. Dann kam die Hochzeit, der Tag der Erfüllung.

Die Räthin war von einer Unruhe und Geschäftigkeit in den letzten Stunden vor derselben, die beinahe fieberhaft genannt werden konnte. Sie hätte so sehr gewünscht, daß die Feier in der Matthäikirche, als der aristokratischsten, stattfände, oder wenigstens in der neuen Kirche, wo die Anfahrt der Equipagen, das Ein- und Aussteigen der Gäste und der ganze festliche Pomp sich viel besser ausgenommen hätten, aber sie mußte in diesem Punkte nachgeben; der Bräutigam gehörte zur Militärgemeinde, und es ist nun einmal alter Brauch, daß die Offiziere in der Garnisonskirche getraut werden. In der schmalen, häßlichen neuen Friedrichstraße ging natürlich der ganze Effekt verloren.

Viel schwerer aber noch kam Helenens Mutter etwas Anderes an: sie hatte mit nur zu sehr erklärlichem Mutterstolze gewünscht, ihre Tochter sollte an ihrem Hochzeitstage schön sein wie ein Engel des Lichts. Das Brautkleid war von Müller gefertigt, von weißem, schwerem Drap de Lyon, hoch hinaufgehend und mit langer, schwerer Schleppe. Diese letztere war in weißer Seide mit Silberfäden in einem kostbaren Muster von Myrten und Orangenblüten gestickt, die Aermelausschnitte mit den kostbarsten Spitzen besetzt. Ein Prachtstück war vor Allem der große Brautschleier, welcher die Braut vom Scheitel bis zu den Füßen einhüllen sollte; dazu Boutons von Brillanten — kein anderer Schmuck sonst, als ihre Schönheit und Unschuld . . . Und nun schrieb die Generalin aus Neu-Ruppin einen langen Brief an Helene und sandte ihr einen alten, verblichenen Lumpen, ihren eigenen Brautschleier, von Valenciennes Spitzen, viel zu kurz und ganz vergilbt, außerdem noch ein Armband, ein wahres Monstre (die alte Dame schrieb noch dazu, daß sie sich nur mit schwerem Herzen von demselben trenne, nur ihr zuliebe). Der General hatte das Gold dazu im Freiheitskriege als Lieutenant zusammengespart, Idee und Zeichnung waren ebenfalls von ihm selbst — er hatte es seiner Braut zum Hochzeitstage geschenkt und nun schenkte sie es Helene.

Es war ein breiter, schwerer, matt ciselirter Reif, auf diesem war in verschiedenfarbigem Golde das Wappen der Golzows angebracht, unter demselben aber in einer Vertiefung befand sich eine Locke verblichenen Haares.

Es würde ihrem Schwiegerkinde Segen bringen, sie sollte so glücklich werden wie sie selbst, schrieb die Generalin dabei, denn tausend heiße Gebete habe sie über dem Armbande für ihr und ihres Sohnes Glück zum Himmel hinauf gesandt, und die Gebete einer Mutter drängen bis zu Gottes Thron.

Nun bestand Helene steif und fest darauf, anstatt des kostbaren Brüsseler Schleiers jenen unmodernen Lumpen zu tragen, und anstatt der Boutons dieses lächerliche Armband mit der fahlblonden Locke. Sie sagte, es brächte ihr Glück, und widerstand selbst Golzow, welcher ihr vorschlug, den Schleier zu lassen und nur das Armband zu tragen. Das war ein lebhafter Kummer für die Räthin, um so bitterer, als nun der ganze schöne Eindruck verdorben wurde und all' ihr Einfluß nicht hinreichte, Helenens Sinn zu ändern. Was Herrn Klapproth anbelangt, so lachte er über diese Weibergeschichten und gab Helene Recht; wenn sie daran glaubte, dann sollte sie die Kriegsbeute und den braunen Schleier nur tragen, sie würde ihrem Schatze auch so gefallen — ganz besonders sogar, und man müsse doch Rücksicht nehmen auf die Generalin; die alte Dame gäbe das Beste her, was sie hätte. Freilich — dachte er im Stillen — viel ist's gerade nicht.

Was seine eigene Freigebigkeit anbetraf, so hatte er diese bei der kostbaren Aussteuer hinreichend bewiesen. Doch fand sich hernach zum Erstaunen für Die, welche es erfuhren, daß die Summe, welche der Millionär seiner Tochter mitgab, verhältnißmäßig eine ziemlich geringe war — nur dreißigtausend Thaler.

Es hatte damals, als der Konsens eingereicht — die Summe also genannt und deponirt werden mußte — eine längere Debatte stattgefunden zwischen dem Vater und dem Schwiegersohn. Herr Klapproth hatte für Helene ursprünglich nur das gesetzmäßige Heirathsgut von fünfzehntausend Thalern bestimmt, versprach denselben aber eine Zulage von fünftausend Thalern jährlich, welche er gewünschten Falls noch erhöhen würde. Es wäre nicht nöthig, mehr Kapital aus dem Geschäft zu nehmen, meinte er, aber natürlich sollten seine Kinder nicht darben. Golzow erlaubte sich dagegen eine Einsprache, welche seinen Charakter kennzeichnete und den Vater anfangs in eine nicht geringe Erregung versetzte.

Er selbst bekomme augenblicklich Alles in Allem jährlich etwa zwölfhundert Thaler vom Staat, gab er an, als Hauptmann erster Klasse erhöhe sich sein Einkommen um sechshundert Thaler, und bringe er es bis zum Major — woran wohl nicht zu zweifeln sei, dann steige es abermals um sechshundert Thaler. Er hielte es daher für gerechtfertigt und schlage vor, darein zu willigen, daß seine künftige Frau das ungefähre Gehalt eines Hauptmanns erster Klasse als einen mittleren Satz mit in die Ehe bringe, — (welche Augen Herr Klapproth bei dieser bescheidenen Eröffnung machte und wie er kaum noch an sich hielt!) — und daß diese Summe zu fünf Prozent kapitalisirt, daß also dreißigtausend Thaler auf den Namen seiner Frau als Heirathsgut geschrieben werden sollten.

Er fügte, die Erregung seines Schwiegervaters bemerkend, hinzu, daß die meisten seiner Kameraden in ähnlichen Verhältnissen lebten und daß sie Beide mit diesem Einkommen vollständig ausreichen würden.

Herr Klapproth war Feuer und Flamme. Fünfzehnhundert Thaler Zulage, er, der Millionär, seinem einzigen Kinde?! Das ging an seine Ehre. Seiner Tochter eine solche Lappalie — das war unerhört! Was würde die Welt dazu sagen? Nun wohl, es gab einen harten Kampf, aber Golzow blieb endlich Sieger, er brachte Gründe in's Gefecht, welche durchschlugen, der Stadtrath gab widerstrebend nach.

„Da siehst Du's," sprach die Räthin hernach, „er kommandirt und wir gehorchen. Es geschieht Dir aber schon Recht."

„Nun, laß mich nur machen, das wird so heiß nicht gegessen wie's auf den Tisch kommt," versetzte der Stadtrath mit schlauer Miene, „laß sie nur erst Beide Mann und Frau sein, dann kommt der Umschlag, oder ich kenne mein eigenes Fleisch und Blut nicht."

„Helene . . . fünfzehnhundert Thaler! Das ist der pure Eigensinn! Wenn sie erst wirthschaften, wird die Elle bald länger werden wie der Kram," sprach die Räthin sarkastisch und bewegte die Schultern. „Ueberhaupt . . . Aber das ist Deine Sache; ich habe mit Klementine noch Einiges zu besprechen, mach' Du das mit ihm selbst ab. Apropos; Du wirst natürlich die Generalin Golzow führen; wen geben wir der Frau von B.? Du weißt, sie ist außerordentlich empfindlich."

„So gib ihr den Grafen Alicante."

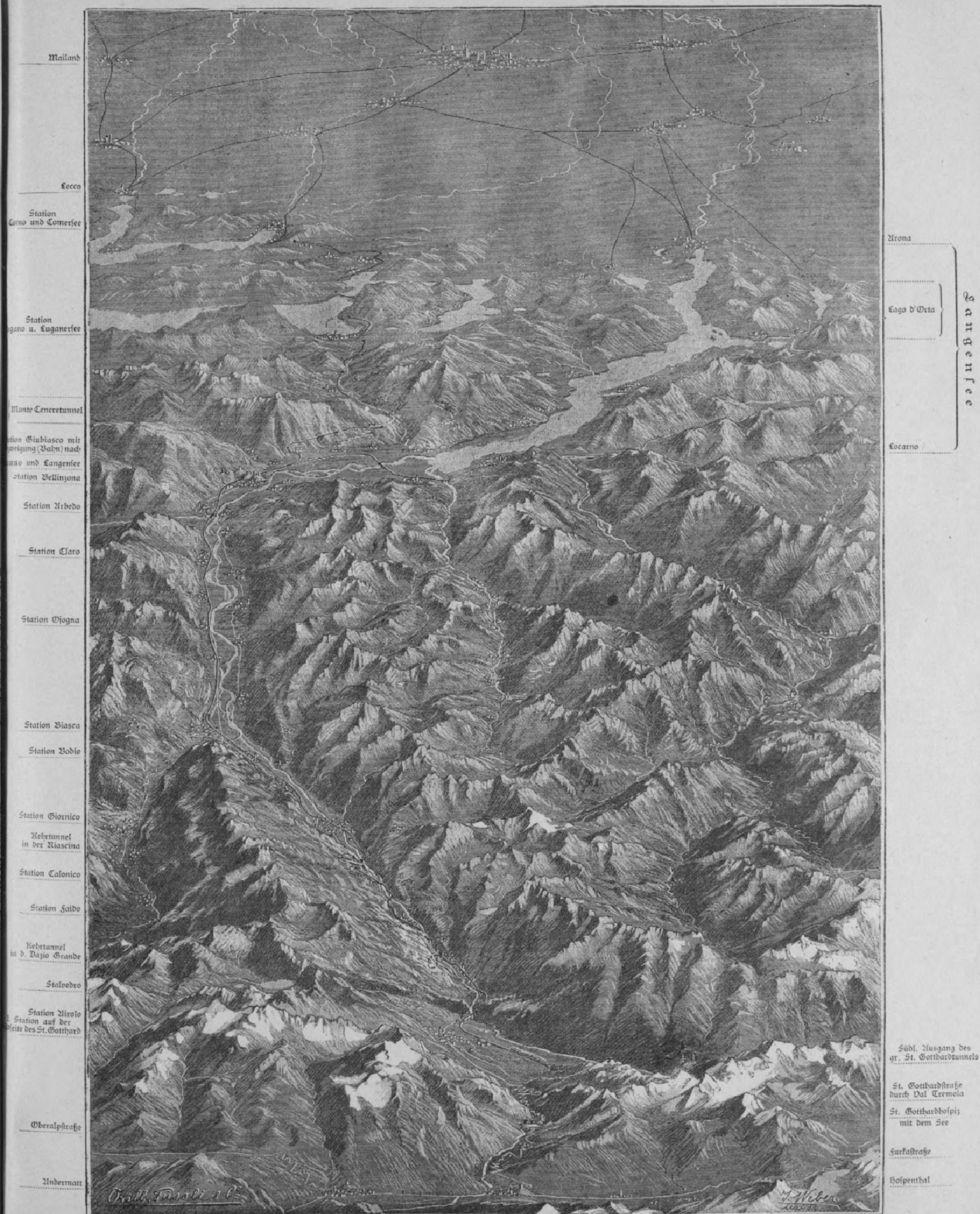
„Unsinn! Der Graf ist viel zu jung für sie, das würde sie beleidigen. Außerdem, ich zweifle sehr, daß er kommt."

„Ich gebe Dir völlig freie Hand, liebe Marie, besprich das mit Deinem Ceremonienmeister Klementine; — mir brennt der Kopf, ich muß in's Comptoir. 's ist ja auch noch lange hin bis zur Hochzeit."

Die beiden Brautleute schwebten mittlerweile wie in Wolken. Ein tiefzärtliches, heiliges Gefühl lebte in Helenens Brust; sie bat Gott früh und spät, den Mann ihrer Liebe so recht, recht glücklich zu machen durch sie; sie wollte sein gutes, treues Weib sein. Sie verlangte weiter nichts als stets in seiner Nähe sein, alle Sorgen und Freuden mit ihm zu theilen. Und er, — wie jeder edle und ganze Mann sehnte er sich nach dem Augenblick, wo die Geliebte sein eigen sein würde, wo er sie schützen und hüten könnte, und gelobte Gott, ihr allezeit ein treuer Gatte zu sein. Er hatte wohl manchmal ein bitteres Gefühl im Herzen, wenn er an die kostbare Ausstattung und an die Einrichtung dachte, daß das Alles von Anderen kam, er bedauerte zum ersten Mal in seinem Leben, daß er arm war, ihr nichts geben konnte als seinen Namen, seine Liebe und sein treues Herz, aber er überwand dieses Gefühl, er zuckte mit keiner Wimper und fand einen Trost in dem Bewußtsein, daß er Alles, was er besaß, mit Freuden geben würde und daß er Helene nicht um dieses Mammons willen nahm.

Der Polterabend verlief glänzend, Haus Klapproth und seine Bekannten übertrafen sich selbst. Man bewunderte die kostbaren Geschenke, unter denen sich das der Kameraden des Bräutigams — eine prachtvolle

Die Gotthardbahn. Nördliche Seite.



Die Gotthardbahn. Südliche Seite.

antike Uhr in silbernem Gehäuse und mit einer Widmung — besonders auszeichnete.

In einer prächtigen Robe von seegrünem Atlaß, ganz strahlend von Würde, Anmuth und Brillanten, machte die Räthin die Honneurs.

Am andern Morgen kam dann der Bräutigam mit dem Brautbouquet, die goldenen Reifen, welche sie binden sollten, staken in seiner Tasche.

Die Räthin war in großer Erregung, — es hatte einen nochmaligen Kampf gegeben wegen des Schleiers. Die alten Valenciennes verdarben den ganzen Brautstaat, sie war aber gezwungen, zu schweigen, denn Golzow's Mutter und Schwester waren gekommen, um der Toilette Helenens beizuwohnen.

Und wie pauvre und geschmacklos sahen nach ihrer Ansicht nicht diese beiden Verwandten aus! Die Generalin in ihrem schlichten braunen Kleide und die Tochter in ihrer glatten, altmodischen Frisur und dem schlecht gemachten Fähnchen!

Das verzogene Weltkind hatte eben nur Augen für das Aeußere, sonst würde ihr nicht entgangen sein, daß die alte Dame und das einfache Fräulein mit ihren einfachen, vornehmen Manieren und dem Ausdruck von Güte und Glück in ihren Mienen sie selbst und viele Andere weit in den Schatten stellten, trotz ihrer gewählten und kostbaren Toilette und trotz der verschönernden Hände der Zofe und des Friseurs.

Helene empfing ihren Bräutigam mit einem glücklichen, strahlenden Lächeln: sie nahm seine Hand und drückte sie an Mund und Herz. Er küßte der Räthin die Hand und umarmte seine alte Mutter und die Schwester.

Den Blick, den Braut und Bräutigam nachher wechselten, verstanden nur sie Beide. Der Stadtrath nämlich, welcher in seiner Weise auch gern von sich reden machte, hatte alle Vorbereitungen getroffen zu einer Hochzeitsreise im großen Styl und die Mittel dazu in verschwenderischer Weise zur Verfügung gestellt. Golzow's Plan hingegen war gewesen, die schönen Herbsttage irgendwo am Rhein mit Helene zu verleben, wo sie ganz einander und sich selbst angehörten.

Auch Helene hätte das lieber gesehen, trotzdem aber war es ihr lebhafter Wunsch, ihrem Vater zu Willen zu sein. Sie sah ihrem Bräutigam darum herzlich und bittend in sein in feierliche Falten gelegtes Gesicht — sie lächelte und er gab nach. Sie konnte ihn nicht umarmen wegen des Schleiers, aber wie gern hätte sie es gethan und wie wollte sie es ihm vergelten!

Die Prunkgemächer füllten sich mehr und mehr, der ganze Platz unten stand voller Equipagen, Schutzleute und Gaffer rings herum.

Der Stadtrath und Frau von Beauvilliers machten die Honneurs.

Nun erschien die Stadträthin, ihre neuen weiblichen Verwandten geleitend, und endlich das Brautpaar.

Einige Minuten noch und man begab sich hinunter zu den Wagen.

Die Menge drängte stärker heran, um den Bräutigam und die Braut zu sehen — sie erblickten hinter den Scheiben eine weiße Gestalt mit einem großen Bouquet und einen Offizier, welche die schnaubenden Rosse pfeilschnell entführten.

In der Kirche fesselte neben den Hauptpersonen die edle Haltung und das feine, durchgeistigte, von zwei dicken, eisgrauen Locken eingerahmte Gesicht der Generalin von Golzow hauptsächlich die Aufmerksamkeit.

Die Orgel setzte ein, vor dem einfachen, heute mit Blumen geschmückten Altar kniete das Brautpaar nieder — die Feierlichkeit begann.

Ein wenig blaß, mit ernster Miene stand Golzow neben der Geliebten und hielt ihre kleine warme Hand in der seinen, während der Schleier deren Gesichtszüge verbarg. Mit lauter Stimme sprachen sie das Ja ... Beim Wechseln der Ringe fühlte der junge Ehemann einen leisen, kaum merklichen Druck. Ein seltsamer, heller Schein flog über seine feierlichen Züge, schnell wie ein Sonnenblick, Helene hatte die kleine seidene Spitze ihres Schuhes auf seinen Stiefel gesetzt.

Er wurde es gewahr, aber er verzog sonst keine Miene — er kannte recht wohl den Aberglauben, der hiemit verbunden ist.

Die ganze Zeit über beteten die beiden Mütter für das Glück ihrer Kinder — das Herz der Räthin fühlte in diesem erhabenen Augenblicke nur den einen heißen Wunsch.

Dann sprach der Geistliche den Segen, und während die Orgel einen rauschenden Festmarsch spielte, umarmte und begrüßte man die Neuvermählten. Der Zug setzte sich in Bewegung, abermals donnerten die Karrossen über das Pflaster der Residenz, um die Gäste nach dem Gendarmenmarkt zu bringen, wo die gedeckte Tafel dieselben erwartete.

Um sieben Uhr erhob man sich; gleich darauf war das junge Paar verschwunden. Nur ihre nächsten Verwandten umarmten sie noch, ehe sie zum Bahnhofe fuhren, um davonzufliegen.

Sie lag mit ihrem Kopf an seiner Brust und schaute zu ihm auf, während draußen Flur und Wald an ihnen vorübereilten. Sie ruhte in seinem Arm, das Herz voller Glück und Seligkeit — das war die Erfüllung aller ihrer Wünsche, das Paradies auf Erden!

„Warum setztest Du Deinen Fuß auf den meinen, als wir die Ringe wechselten?“ frug er am andern Morgen, als sie Beide vertraulich beim Kaffee saßen, sie schön wie ein Feenkind in ihrem blauen Kaschmirneglige und mit dem traulichen Häubchen auf dem dunklen Haar.

Ihre Wangen färbten sich wie Pfirsiche, aber sie senkte nicht den Blick.

„Du hast es gemerkt?“ frug sie lächelnd.

„Gewiß ... es durchzuckte mich elektrisch!“

„Ach, lieber Schatz, böse war es nicht gemeint, eine Sünde wird es auch nicht sein ... denn ... Nun, ich weiß nicht recht ...“

„Also willst Du den Pantoffel führen, mein Liebling?“ sprach er mit gutmüthigem, neckendem Vorwurf.

„Du glaubst also auch daran!“ rief sie freudig. „Mir sagte es meine alte Kinderfrau ... Den Pantoffel führen? Ja — offen gesagt, das möchte ich,“ fuhr sie fort und drückte seine Hand an ihren Busen, „aber nur, Erich, um Dich so recht, recht glücklich zu machen ... Sonst wäre es am Ende doch eine Sünde!“

Er lächelte und zog sie an sein Herz.

„Nicht wahr, Erich, Du bist nicht eigensinnig?“ fuhr sie ernster fort, als überlege sie, ob sie das sagen dürfe; „Mama behauptet es und ich streite es ihr ab.“

„Ich hoffe nicht,“ versetzte er, sie freundlich ansehend.

„Nein, nein — es sind nur Deine Grundsätze, welche Dich manchmal so erscheinen lassen.“

„Du wirst mich deßhalb nicht tadeln, Schatz?“

„Ganz gewiß nicht, ich sehe das Alles jetzt ein, und Du bist der beste Mensch unter der Sonne! Um so höher rechne ich Dir es an, daß Du mir den Gefallen thatst wegen der Reise. Ich glaube nämlich, mein Vater möchte ein wenig mit uns Staat machen, das ist eine kleine Schwäche von ihm ... Und jetzt ... jetzt, Erich“ (sie sah ihm dabei mit einem unnachahmlichen Ausdruck von Liebreiz, Vertrauen und Glück in die Augen), „nicht wahr, jetzt ist es nicht mehr gegen Dein Gefühl, von mir etwas anzunehmen?“

Sie erhob sich, lief an ihren Koffer und kehrte zu ihm zurück. Es war eine lederne, kleine Tasche, welche sie ihm in die Hand drückte, mit ihren Initialen in Silber auf dem Deckel

„Was soll ich damit?“ frug er, sie hinnehmend.

„Es ist unser Reisegeld.“

Ohne eine Miene zu verziehen, gewissenhaft, wie er war, öffnete er das kleine Schloß und untersuchte den Inhalt. Eine Rolle mit fünfzig Goldstücken und eine Anweisung auf den Bankier in Paris, auf zehntausend Franken lautend, lagen darin.

„Das ist sehr viel Geld,“ sprach Golzow aufschauend. Er begegnete ihren leuchtenden Augen. Sie sah so schön aus wie der junge Tag. „Dein Vater verwöhnt uns,“ fuhr er fort, „da wird meine Beisteuer nur ein Scherflein sein.“

Er zog seine Brieftasche heraus und legte drei große Scheine dazu, hundertundfünfzig Thaler.

„Hast Du Dir das erspart?“ frug sie lebhaft.

„Ja, das habe ich, mein Liebling.“

Sie schlang ihre Arme um seinen Hals und eine Thräne fiel auf denselben, als sie ihn küßte.

„Gib mir das Geld!“ rief sie plötzlich ... es kam ihr ein Gedanke. „Gib es mir, Erich! Ich habe etwas damit vor, es wird uns Segen bringen.“

Er gab es ihr und zog sie auf seine Kniee.

„O, wärst Du reich und ich arm!“ rief sie erregt von tausend Gefühlen.

„Es gehört Alles von nun an uns Beiden gemeinsam, mein liebes Weib!“ versetzte er und drückte sie an sein Herz. „Glück und Schmerz, Besitz und Erwerb, jeder meiner Gedanken ist Dein Eigenthum, mein Leben und Alles!“

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Plaudereien.

Französische Literatur.

Von

Bruno Walden.

(Nachdruck verboten.)

III.

Unleugbar wird der eifrige Kult fremder Literaturen in Deutschland zum großen Theil auch als Sprachübung betrieben. In keinem Lande der Welt wird auf die eingehende Kenntniß, die elegant-korrekte Handhabung fremder Sprachen auch nur halb so großer Werth gelegt wie bei uns. Es ist sehr die Frage, ob diesem Bildungsmittel in der Erziehung, namentlich unserer jungen Mädchen, nicht allzu viel Raum zugewiesen wird auf Kosten der geistigen, der Entwicklung des Denkvermögens, so viel aber ist zweifellos, daß gar viele Mütter ihren Töchtern französische Romane in die Hand geben, die sie ihnen sorgsam vorenthalten würden, wären sie deutsch geschrieben. Nach dem zwar laut verpönten, aber viel befolgten Grundsatz: „Der Zweck heiligt die Mittel“, beruhigen sie ihr mütterliches Gewissen durch die „Nothwendigkeit der Sprachstudie“, die das Lesen am besten fördere. Ohne diesen Satz pädagogischer Weisheit einer wohlverdienten Kritik unterziehen zu wollen, freuen wir uns, diesen Fanatikerinnen der französischen Sprache ein paar Romane empfehlen zu können, die — ein auf französischem Literaturgebiet nicht allzu häufiger Fall — vollendete Eleganz der Diktion mit vollendeter Harmlosigkeit vereinen.

„Yette, Histoire d'une jeune Créole“, von Therese Bentzon, erfreut sich noch besonders des Vorzuges, dem Leser ein recht anschauliches Bild der Szenerie auf der Insel Martinique und des Pflanzerlebens daselbst zu geben. Im ersten Abschnitt werden uns Neger wie Kreolen mit all' ihren Eigenthümlichkeiten vorgeführt, und auch die Thierwelt wie die tropische Vegetation der Insel finden ihren Platz in dem Rahmen der Erzählung, der so ganz unmerklich ein Stück lokaler Naturgeschichte mit einverwebt ist. Die Heldin ist eines jener kleinen unbändig wilden Mädchen, die dem kundigen Romanleser eben durch ihre absolute Undisziplin in der Kinderzeit für später einen beinahe übernatürlichen, wo nicht gar unnatürlichen Tugendreichthum verheißen. In englischen Romanen bedarf es zu dieser Wandlung dritthalb Bände, die ungeduldigen Franzosen aber lieben das Schnelltempo ebensosehr auf dem Gebiete psychologischer Entwicklung wie auf jedem andern, und so lernen wir unsere Yette in einem einzigen Bande sowohl als Tugendmuster wie als Unband kennen. Das kleine Kreolenmädchen, das mit seinem bon oder auch mauvais vouloir Papa, Mama, das ganze Haus, ja die ganze Pflanzung tyrannisch regiert, das in trotziger Trägheit, obwohl es schon ein Dezennium auf seinen schmächtigen Schultern trägt, peremptorisch sogar die interessante Kenntnißnahme des Alphabets verweigert, das sich zu Beginn in der Pariser Pension als kleiner Dämon geberdet und zu den ärgsten Exzessen hinreißen läßt, wird schließlich geradezu zu einem Phönix. Zuerst ist es die Sehnsucht, baldmöglichst wieder zu den geliebten Eltern nach der geliebten Pflanzung zurückzukehren, die Yette zum verhaßten Lernen spornt, und als die Eltern gestorben und die kleine Schwester gleich ihr als gänzlich verarmte Waise nach Paris kommt, ist es der Wunsch, für diese zu sorgen, der sie so hart arbeiten, so riesige Fortschritte machen läßt, daß sie, die einst so ungeberdige Schülerin, in wenigen Jahren fähig ist, als gewiegte Lehrerin zu fungiren und ihre Schwester zu erhalten. So ganz und gar geht sie in der hübschen, aber unheilbar indolenten Cora auf, daß sie in geradezu mütterlicher Hingebung alles Gute in der Welt nur ihr wünscht und nur auf sie bezieht. Sogar die edelzarten Aufmerksamkeiten des jungen deutschen interessanten Musikprofessors Franz, dessen hochachtungsvolle Werbung sie a conto des reizenden Schwesterleins setzt. Natürlich klärt sich dieser Irrthum schließlich auf und Yette wird für ihren Tugendreichthum durch den idealen jungen Musiker belohnt, während die egoistisch indolente Cora durch die Hand eines jungen reichen Kreolen auch nicht schlimmer wegkommt. Verletzt es vielleicht auch unser gewissenhaftes Zartgefühl ein klein wenig, den irdischen Tugendlohn nicht ganz auf das Quentchen gerecht bemessen zu sehen, so erhalten wir doch aus dem Buche die freudige Ueberzeugung, daß man auch an dem unbändigsten kleinen Mädchen nicht verzweifeln soll, da es unter gewissen Umständen noch zu einer wahren Victoria regia der Vortrefflichkeit erblühen kann.

Nicht minder gemütherfreuend ist Ludovic Halévy's „Abbé Constantin“. Die französischen Romanciers haben allen Grund, Mrs. Mackay dankbar zu sein, denn wenn sie uns Amerikanerinnen vorführen, die nur die Eine Sorge haben, die Rente, welche ihre zahlreichen Millionen ihnen abwerfen, auf alle mögliche Weise zu verbrauchen, um nur nicht wieder kapitalisiren zu müssen, so können sie den Einwurf der Unwahrscheinlichkeit mit dem Beispiel dieser stattlichen Dame, der Gemahlin des nicht eben blaublütigen „Königs von Bonanza“, zurückweisen. Halévy hat sich des dankbaren Vorwurfes rasch bemächtigt und lehrt uns in Mrs. Scott und ihrer Schwester Miß Bettina Percival ein paar junge Damen kennen, die mit dem Aufgebot der großmüthigsten Wohlthätigkeit und eines geradezu feenhaften Luxus kaum im Stande sind, die Zinsen ihrer transatlantischen Kapitalien — über deren Fruktifizirung Mr. Scott treulich wacht — zu verbrauchen. Doch enthält der Roman eine treffliche Lehre für alle Jene, die nach gleichem Reichthum lüstern sind. Bald wäre er den beiden schönen, vortrefflichen, geistvollen, gebildeten, tugendhaften und liebenswürdigen Schwestern zum unübersteiglichen Glückshinderniß geworden, wenn sie nämlich nicht zu all' diesen Vorzügen auch jene thatkräftige Energie hätten fügen können, die nur jenen weiblichen Wesen, welche jenseits der Atlantis das Licht der Welt erblickt haben, eigen zu sein scheint. Die holde Bettina ist nämlich, ebenso wie früher ihre Schwester Mrs. Scott, genöthigt, das Freien selbst zu besorgen, will sie von dem Manne heimgeführt werden, den ihr Herz erwählt. Jean Reynaud, der Pflegebefohlene des guten

Abbé Constantin — der bei aller Herzensgüte denn doch kaum Anrecht auf die Würde des Titelträgers hat — ist durch jugendliches Revanchebedürfniß — sein Vater fiel als Arzt im deutsch-französischen Krieg — zur militärischen Laufbahn getrieben worden. Er präsentirt sich uns als ein Lieutenant, der an strenger Tugend mit weiland Cato kühn wetteifern könnte. Seine eigene Liebesqual nährt er zwar durch häufigen Verkehr, allein als er Bettina's Gegenliebe gewahrt, ergreift er tapfer die Flucht, da sein edler Stolz ihm, dem trotz bürgerlicher Wohlhabenheit relativ Armen, verwehrt, um das überreiche Mädchen zu werben. Würde sich Bettina nicht, ihren siebenunddreißig anderweitigen, zumeist sehr hochgeborenen, aber geldgierigen Freiern zum Trotz, entschließen, ihn zu bitten: er möge ihr ihre Millionen verzeihen, dank seiner Edelmuthsstrenge gäbe es zwei Unglückliche. So aber haben wir die Freude, zwei Glückliche vor uns zu sehen und die beruhigende Ueberzeugung zu genießen, daß die beiden trefflichen jungen Leute von ihren Schätzen den allerbesten Gebrauch machen werden.

Weitaus psychologisch tiefer gegriffen hat Fleury-Gréville mit ihrem „Le fiancé de Sylvie“. Beinahe könnte man meinen, es habe der geistvollen Französin bei der Gruppirung dieser vier edlen Menschen, die in Gefahr sind, an Gefühlsrevirements zu scheitern, etwas von den Wahlverwandtschaften vorgeschwebt. Doch hat sie den Pflichten- und Empfindungskonflikt vorsichtig so zahm angelegt, daß eine glückliche, das heißt friedvolle Lösung möglich ist. Die beiden Clermonts haben fünfzehn Jahre lang das schönste Eheglück genossen und das Einzige, das ihnen das Geschick versagt, Kindersegen, dadurch zu ersetzen gewußt, daß sie zwei verwaiste Kinder je eines Freundes zärtlich liebten. Jacques Debrancy ist von einer Expedition aus Innerafrika (billiger als mit dem „schwarzen Kontinent“ kann es ein moderner Romanheld, der auf Achtung Anspruch erhebt, nicht geben) zurückgekehrt und findet sich, im Kontrast mit dem comfortlosen Aufenthalt an den „großen Seen“ und in den großen Wüsten, in der von Geist und Gemüth verklärten eleganten Häuslichkeit der Clermonts doppelt wohl. Amélie, die immer noch gar wunderhübsch ist und um so jünger erscheint, je weniger sie beflissen ist, sich jünger zu machen, ist mit ihrer echten Güte, ihrer Geistes- und Herzensanmuth der holde Genius dieses Heims, und Pierre Clermont, der die zärtlich liebende Gattin anbetet, ist derselben würdig. Man meint Philemon und Baucis verjüngt und zu ästhetischer Eleganz modernisirt nach Paris versetzt zu sehen. Kein Wunder, daß der junge Jacques, der seinen Freunden ihr Glück vollkommen gönnt, sich daran sonnend, ein ähnliches wünscht. Pierre Clermont aber hat ein Pathenkind — der zweite Liebling des liebenswürdigen Ehepaares — die schöne, begabte und wenn auch eigenwillige, so doch reizend originelle Sylvie. Amélie ist die Erste, die daran denkt, das eigene Eheglück in den beiden Freundeskindern verjüngt zu sehen. Ihr Gatte ist von dem Plane entzückt, und alsbald ist es auch Jacques von Sylvie, die mit der besten und nachgiebigsten aller Tanten lebt. Das junge Mädchen aber macht von dem Rechte moderner Weiblichkeit, launenhaft zu sein, allzu eifrigen Gebrauch und der arme Jacques pendelt zwischen dem Zenith höchster Glückeshoffnung und der Verzweiflung der Hoffnungslosigkeit recht erbarmungswürdig einher, bis Clermont der Sache ein Ende macht und seinem Pathchen auseinandersetzt, daß dieses Benehmen sich eigentlich nicht zieme, daß es einen Entschluß fassen heiße. Doch der Sermon wirkt eigentlich gar nicht, als aber der Herr Pathe bemerkt, daß es ihm Freude machen würde, sie mit Debrancy vermählt zu sehen, gibt Sylvie schleunig ihre Einwilligung zu dem Bunde. Doch ist Jacques nur kurze Zeit der „Glücklichste der Sterblichen“, wie die offizielle Bräutigamsphrase lautet, denn eines Tages, nachdem Sylvie durch unvorsichtig wildes Kutschiren bald der ganzen Gesellschaft den Hals gebrochen hätte, erklärt sie, seine Gattin nicht werden zu können; sie sei nicht gut genug für ihn. Und da wird der bisher nicht eben übermäßig scharfsinnige Pathe inne, daß er das Idol in diesem Mädchenherzen ist. Er wird von der Empfindung, die er so unabsichtlich eingeflößt, mit fortgerissen; eben ihre absolute Idealität und ihre Unausgesprochenheit beschwichtigt seine Skrupel und er gibt sich in dem Bewußtsein, nichts Unrechtes zu thun, dem köstlich verjüngenden Gefühlsrausche hin. Daß die feinfühlige, liebevolle Amélie darunter bitter leiden müsse, fällt ihm nicht ein. Und wie empfindet diese Frau den Schiffbruch ihrer Glückssicherheit! Noch bitterer aber wird ihr Leid, als sie ihr eigenes Herz erkalten fühlt dem Gatten gegenüber, in dem so viele Jahre lang ihr ganzes Sein aufgegangen, dem sie es für ewig verschmolzen geglaubt. Sie hat auch nicht den Schatten eines Vorwurfes für ihn, sondern nur freundschaftliches Mitleid. Er, Clermont, sucht sich nicht bewußt zu werden und Sylvie ist's, der zuerst die bleichen Wangen und rothen Augen der gemüthsvernachlässigten Frau auffallen, die dadurch zur Erkenntniß des Unrechtes in ihrem idealen Traum geführt wird und dem Pathen dafür die Augen öffnet. Ein Augenblick allzu großer Wärme seinerseits wird entscheidend. Bei Beiden aber heißt ihre Pflicht klar erkennen, sie auch um jeden Preis erfüllen wollen, und Beide verreisen sie nach entgegengesetzten Richtungen. Einstweilen gereichen sich die verlassene Amélie und der verlassene Jacques zum Troste, und allmälig so sehr, daß sie plötzlich gewahren, daß sie einander das Glück seien. Doch fassen auch sie ihre Liebe im idealsten Sinne. Amélie's vornehmster und nichtalternder Reiz ist die Gabe, das Leben anmuthig edel zu gestalten, und Debrancy verlangt, nur wenige Minuten täglich in ihrer Nähe zu weilen, um zu seinem Heil diesem Zauber zu unterliegen. Als aber Clermont mit überwundener Leidenschaft heimkommt und in der Liebe der Gattin das Mittel zur vollen Heilung sucht, da werden auch sie, wollen sie ihre Pflicht erfüllen, der Nothwendigkeit vollster Entsagung inne und Amélie spart ihrem Gatten sorglich das bittere Gefühl auch nur einer Eifersuchtsahnung. Auch Sylvie kehrt liebesgeheilt vom Lande wieder, und Clermont's Plan, die Situation vollständig zu klären, indem er das einstige Brautpaar endgültig verbindet, findet nach kurzem innerem Widerstreben Jacques' und Amélie's allgemeinen Anklang. Am Ende des Buches sehen wir das alte wie das junge Paar erneutem und dießmal von der Verfasserin patentirtem Liebesglück entgegengehen. Die gute Madame Gréville hat vielleicht in aller Naivität ehrlich vermeint, durch diese Variante den Grundgedanken der Wahlverwandtschaften zu moralisiren, und dabei ganz übersehen, daß einzig die Unüberwindlichkeit der Macht einer Empfindung ihr in solchem Falle Existenzentschuldigung gewährt, indem sie das tragische Verhängniß darstellt, gegen das der ankämpfende Wille nicht aufzukommen vermag. Diese vier edlen Franzosen, deren Gefühle sich, an der Laune eines jungen Mädchens anknüpfend, so opportunitätsgemäß verschieben, bringen zuletzt einen unabsichtlich erheiternden Eindruck hervor.

Ein ganz ungemein liebenswürdiges Buch ist jenes, in dem Ernest Daudet unter dem Titel: „Mon frère et moi“, seines berühmten Bruders Alphonse und seine eigene Jugendgeschichte erzählt. Warm und wahr tritt da in jeder Zeile die Freude an der Talentüberlegenheit des jüngeren Bruders hervor und es liegt ein beinahe mütterlicher Zug von Zärtlichkeit in dem herzensfrohen Hervorheben aller Vorzüge, die Alphonse schon im frühen Knabenalter aufgewiesen und die mit ihm herangewachsen, gar manchen ungünstigen Umständen zum Trotze. Wie freudig sind schon die ersten Erfolge des recht unregelmäßigen Studenten verzeichnet, und wie ehrlich ist sein wildes, eine Zeitlang allzu buntes Treiben angedeutet als ein Gährungserforderniß seiner üppigen Künstlernatur! Karoline Pichler, die einst so hochgefeierte und nun so gründlich vergessene Schriftstellerin, hat in der ehrlichen Thatsächlichkeit ihrer bürgerlichen Natur Goethe seine „Wahrheit und Dichtung“ gar sehr verübelt. Sie behauptete, sich nicht nur in Unbehagen versetzt, sondern auch geradezu verletzt zu fühlen durch eine für den Leser nicht zu unterscheidende Mischung von Thatsächlichem mit Fiktivem. Mit Ernest Daudet's Jugendbericht würde sie von ihrem absolut praktischen Standpunkt aus vollkommen zufriedengestellt sein. Er hat eben auch nur ganz schlicht einen solchen bieten wollen, und daß er der Absicht, einfach zu sein, treu geblieben, bildet den Hauptreiz seiner Mittheilungen, welchem wir entnehmen, wie schwer Armuth und Sorge die Jugendzeit der Brüder überschattet hat. Die echte Empfindung, die es durchwärmt und belebt, bildet den Hauptreiz des Buches, das uns den Verfasser ungleich werther macht, als er uns durch seine etwas matten und unbedeutenden Romane gewesen.

Des Grafen Miot de Melito «Mémoires» bilden eigentlich eine Leidensgeschichte Joseph Bonaparte's, der als König von Spanien, wie früher als König von Neapel, nur ein willenloses und in der Art, wie er sich dennoch an den Thron geklammert, auch würdeloses Werkzeug Napoleon's gewesen. Miot, der, vom Kaiser seinem Bruder zugewiesen, erst durch seine Verdienste um die Administration Neapels seinen Grafenrang und den Namen Melito erworben, war dem Monarchen, dem er bis an's Ende so treu gedient, persönlich innig befreundet und er schätzte in ihm den Mann von Bildung und Kunstsinn. Beide im Verein thaten sie im Königreich beider Sizilien, wie es Eugen Beauharnais in der Lombardei gethan, dem Vandalismus der Franzosen Einhalt, bemüht, die Kunstwerke intakt an Ort und Stelle zu erhalten. So warm und echt war das Freundschaftsgefühl, das König Joseph und Melito verband, daß Letzterer, ein schon bejahrter Mann, welcher in der Jugendzeit den ersten Aufruhrszenen in Versailles beigewohnt, den Fürsten zehn Jahre nach seinem Sturze noch in Amerika besuchte. Wie haben wohl in dem Exil diesen Beiden die Erinnerungen das Herz bewegt!

Mr. Claude, der Chef der Sicherheitspolizei unter Napoleon III., dessen Memoirenwerk wir schon erwähnt, hat, durch den Erfolg desselben verlockt, den vier schon angezeigten Bänden noch zwei weitere folgen lassen. Diese haben jedoch nur für Freunde des „großen Pitaval“ oder für Pessimisten von Schrot und Korn Werth. Sie enthalten nämlich eine lange Reihenfolge der schwärzesten Verbrechen und zugleich den Nachweis, daß Dame Justitia unter dem modernsten französischen Imperator stockblind gewesen. Jedem ehrlichen Menschen muß sich die Seele im Innersten empören bei diesen vielfachen Fällen, in welchen hohe Protektion den Uebelthätern förmliche Freibriefe auszustellen schien; manchmal möchte man beinahe glauben, Mr. Claude müsse seiner Phantasie einige Mitwirkung gestattet haben bei Aufzeichnung seiner Memoiren. Bietet sich uns hier gleichfalls „Wahrheit und Dichtung“, dann theilen wir in diesem Falle die Empfindung der guten Karoline Pichler. Wo es sich um das öffentliche Leben handelt, da haben wir das Anrecht, nur lauterste Wahrheit zu verlangen.

Rudolf Baumbach.

(Hiezu das Porträt S. 688.)

Unseren Tagen fehlt die lyrische Stimmung. Wir leben in dem Zeitalter, in dem man stets auf überraschende Effekte wartet, die Sinne und der Verstand vorherrschen und das Gefühl, die Gemüthsthätigkeit in den Hintergrund gedrängt ist. Man darf wohl sagen, daß das elektrische Licht uns den Mondschein und die Dampfpfeife den Gesang der Nachtigallen vergessen läßt. Aus diesem Grunde macht sich unser Geschlecht nicht viel aus der Lyrik, demgemäß sind auch die Poeten dieses Genres selten und die Wenigen kämpfen schwer mit den herrschenden Mächten des Tages. Zu den hervorragendsten Liederdichtern der neuesten Zeit möchten wir den Mann zählen, dessen Porträt eine Seite unserer heutigen Nummer schmückt.

Rudolf Baumbach ist ein Thüringer und zu Kranichfeld am 28. September 1841 geboren. Als Sohn eines hervorragenden Arztes am Meininger Hofe erhielt er eine klassische Bildung und studirte dann Naturwissenschaften in Leipzig, Würzburg, Heidelberg, und endlich verschlug ihn das Schicksal nach Oesterreich, wo er an mehreren Lehranstalten thätig war, zuletzt als Professor an einem Gymnasium zu Triest. Baumbach machte dann größere Reisen nach Italien und Griechenland und jetzt lebt er ausschließlich der Schriftstellerei in Triest. Man darf es als ein Glück betrachten, daß der Poet in das sonnige Oesterreich versetzt worden ist, denn seine Muse hat einen südlich deutschen Charakter, aus ihrem Auge leuchtet, blüht und lacht südlich heiterer Sinn, südliche Lebensfreude und Lebenslust — auch hie und da etwas südlicher Leichtsinn, und gerade all' das macht sie in unserer schweren, trüben, ernsten, von Maschinenrasseln durchtönten Zeit so überaus köstlich. Die Lieder dieses Poeten lassen uns die Schwere des Daseins vergessen, sie führen jubilirend wie auf Lerchenschwingen der Sonne entgegen, über blühende Getraidefelder, Wald und Wiese, Garten und Dorf, über Fluren, wo ein ewiger Frühling und Sommer leuchtet und glüht, die Vögel singen, als gäbe es keine Eisenbahnen, die sie aufschrecken könnten, und die Menschen lieben und kosen, als gälte es nicht, um die harte Nothdurft des Lebens bitter zu ringen. Der Dichter Baumbach zieht als fahrender Sänger durch's Land, seine Mandoline öffnet ihm die Thüre des Wirthshauses, die Fenster holder Mägdlein, die ihm Rosen zuwerfen, sie bethört die schöne Wirthin, daß sie den Sänger gar nicht mehr fortlassen will, seine Lieder bewirken, daß Feld und Flur, Hag und Busch alle ihre Blüten vor ihm öffnen, um ihm mit Duft zu lohnen. Das ist der Grundcharakter von Baumbach's Lyrik. Die Töne, welche er in seinem Epos „Zlatorog“ anschlug, hoheitsvoll ernst und gewaltig, sie zeigen, daß Baumbach auch ein genialer Maler gigantischer Gebirgsnatur ist, jedoch hierin liegt wohl der spezifische Schwerpunkt von Baumbach's Dichternatur nicht. Ein Zauberer ist dieser Poet nur durch seine Lieder. Wie überraschte dieser Lyriker zuerst durch sein „Enzian“, ein Gaudeamus für Bergsteiger, aus welchem ein so lustig toller und doch feinwitziger Humor sprudelt, dann folgten die „Spielmannslieder“, die „Lieder eines fahrenden Gesellen“, sämmtlich im Verlag von Liebeskind, Leipzig, und fast jedes Jahr erfreut nun Baumbach seine Verehrer durch ein neues Bändchen, nicht dickleibig, das entspricht dem Charakter seiner Muse nicht, sondern mit einem kleinen, eng und fein gedruckten Heftchen, das man leicht und bequem in der Tasche tragen kann. Baumbach ist bei den Minnesängern in die Schule gegangen, von ihnen hat er gelernt, eine reichgebaute Strophe spielend leicht zu behandeln, musikalisch einschmeichelnd und scharf pointirt in den Reimen, auch in seiner Lebens- und Weltanschauung ist er mit den besten dieser verwandt. Von den fahrenden Sängern des Mittelalters hat er die Keckheit und ungebundene Lebenslust, aber daneben lebt in seinen Liedern ein gewisses Etwas, das den scharfen Zug der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts entschieden fühlen läßt, jedoch weht dieser aus seinen Versen uns an wie der Duft der Theerosen, die ja auch ein Gärtnerkunststück der neuen Zeit sind, und das macht diese Lieder besonders reizvoll. Baumbach hat auch erzählende Gedichte geschaffen, wie „Harand und Hilda“, ein altnordisches Motiv, ferner „Frau Holde“, eine reizende Gabe in Versen wie Harfenklang, und in der neuesten Zeit eine Sammlung origineller, fein humoristischer Märchen, „Sommermärchen“ betitelt, von denen unsere Leser einige in diesem Journal, wo sie zuerst erschienen, kennen gelernt haben. Der Poet ist noch jung, und wenn ihm das Leben so weiter lächelt, als er es bisher in seinen Liedern abspiegelt, dürfte noch viel Schönes von ihm zu erwarten sein und er wird unsere der Lyrik feindliche Zeit zwingen, an jenen Quell zu pilgern, um, von allem Wust entladen, sich dort gesund und frisch zu baden. R.-B.

Gräfin Egmont im Betzimmer ihres Gemahls.

Gemälde von E. Seeldrayers.

(Hiezu das Bild S. 685.)

Auf der Grande Place von Brüssel war am 5. Juni 1568 die Hinrichtung des Grafen Lamoral von Egmont und des Grafen von Hoorn auf Befehl Alba's vollzogen worden. Noch am Tage vorher hatte sich Egmont's Gemahlin, die Schwester des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, um ihres Gatten Leben flehend, dem Herzog Alba zu Füßen geworfen und den perfiden Trost von ihm erhalten: sie möge sich zufrieden geben, morgen werde ihr Gatte aus dem Gefängniß gehen. Auch Bischof Rithof hatte sich vergeblich für ihn verwandt. Sein Haupt fiel auf dem Blocke. Hoorn und achtzehn Edle des Landes theilten sein Schicksal. Egmont hinterließ seiner Wittwe Sabine elf unmündige Kinder, Alba rieth dem König Philipp, Sabine nach Spanien zu locken und sie mit ihren Töchtern dort zu zwingen, den Schleier zu nehmen, ihren Söhnen aber eine standesgemäße Erziehung geben zu lassen. Philipp ging nicht darauf ein: er konfiszirte sämmtliche Güter des Grafen und Sabine zog sich mit ihren Kindern in das Kloster La Cambre zurück, wo sie still und eingezogen nur der Erziehung derselben lebte. Erst acht Jahre nach dem Tode ihres Gemahls erhielt sie von Philipp einen Theil ihrer Güter zurück und nun eilte sie nach ihrem Schlosse in Brüssel, wo sie so glückliche Tage an Egmont's Seite verlebt hatte. Mit welchen Empfindungen betrat sie ihr altes und nun neues Heim! Ihr erster Gang war nach dem Betzimmer ihres Gemahls, wo sie so oft an seiner Seite gekniet, und nun lag sie wieder, eine verlassene Wittwe, mit ihren Töchtern im Gebet vor Gott, inbrünstig ihren Herrn und Gemahl seiner Gnade befehlend. Der Maler hat diesen ergreifenden Moment für sein Bild gewählt. Die Gräfin ist von ihrem Sohne Philipp, der im Kampfe gegen Heinrich IV. von Frankreich bei Ivry fiel, und von ihren Töchtern Leonore und Christine umgeben, von denen die Aeltere den Grafen Georg von Hoorn, die Jüngere zuletzt den Grafen Karl von Mansfeldt geheirathet, nachdem sie schon zweimal vermählt gewesen. Der Maler des Bildes, das die belgische Regierung zur Ausstellung nach Philadelphia gesandt, E. Seeldrayers, ist ein Belgier, studirte in München unter Strählhuber, dann in Düsseldorf unter Sohn und v. Gebhard und kehrte endlich nach seiner Heimat Brüssel zurück, wo ihm die eben erwähnte Ehre widerfuhr.

Spruch.

Das Schicksal nimm
So wie es kommt,
Und ist es schlimm,
So denk', es frommt.

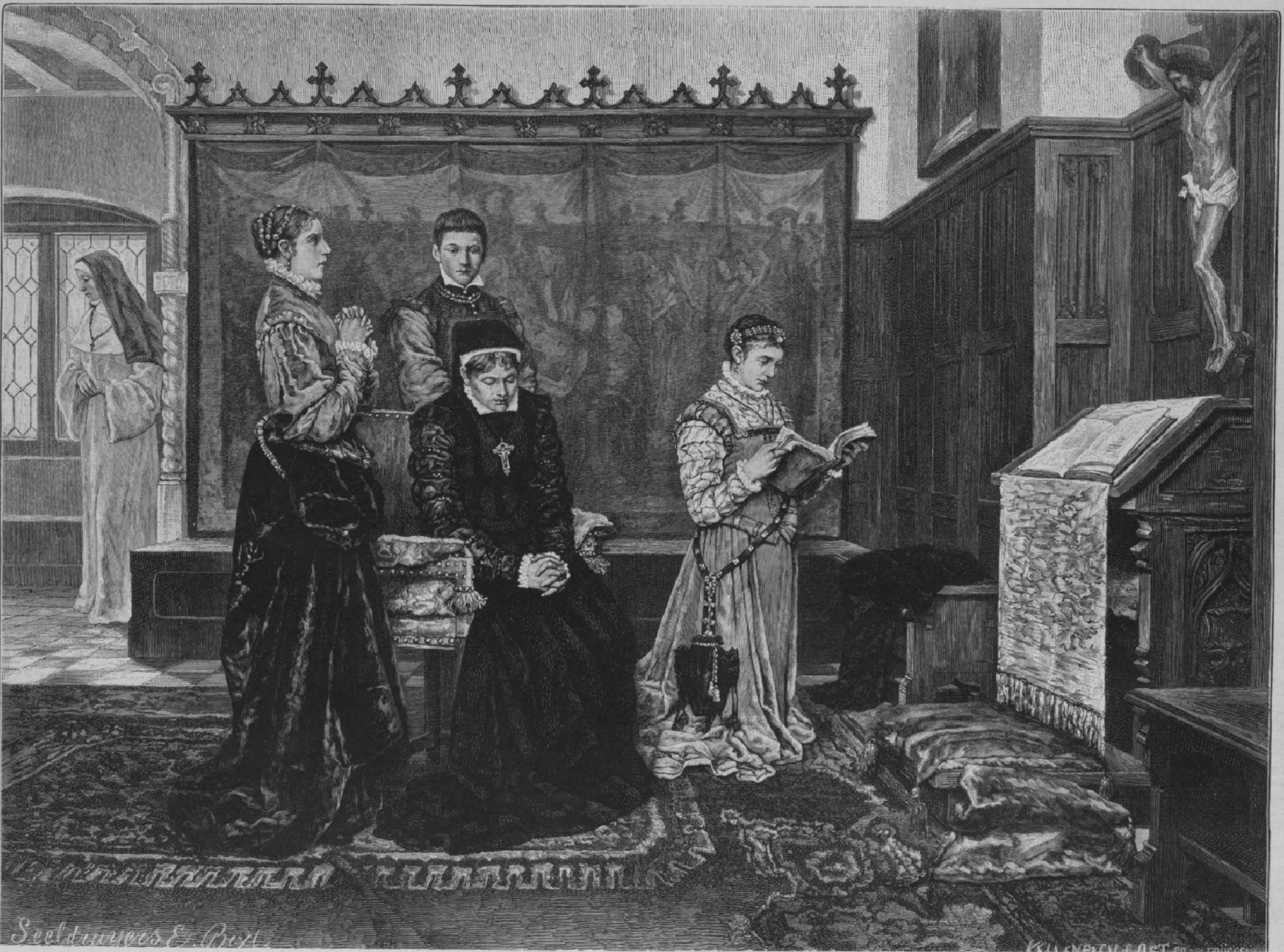
Doch wenn es zart
Und milde sich
Dir offenbart,
So freue dich.

Dann lebst du leicht
Und fromm dazu,
Bis du erreicht
Die letzte Ruh'.

Sigmund Kolisch.

1. Ploen von Lange's Anlagen gesehen. — 2. Ploen, Altstadt. — 3. Blick von der Halbinsel (Schloßgarten). — 4. Partie im Schloßgarten. — 5. Schloß, Westseite. — 6. Ploen, Neustadt. — 7. Südliche Schloßterrasse (Weinberg).

Ploen. Originalzeichnung von G. Franz.



Gräfin Egmont im Betzimmer ihres Gemahls. Nach einem Gemälde von E. Seeldrayers.

Um den Halbmond.

Roman

von

Gregor Samarow.

(Fortsetzung.)

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

achdem der Platz vor der Medresse leer geworden war, verließ Hassan Hairullah die Moschee der Hagia Sophia und begab sich durch die immer noch von bewegten Gruppen gefüllten Straßen, demüthig und bescheiden die Grüße Derer, die ihn kannten, erwiedernd, nach dem Palast des Justizministeriums, welches von dem vielgewandten Midhat Pascha, dem Günstling Fuad Paschas und Führer der türkischen Reformpartei, verwaltet wurde.

Midhat Pascha hatte seit lange den Plan gefaßt und laut ausgesprochen, durch gründliche Reform der inneren Verwaltung nach westeuropäischem Muster der Türkei neue Lebenskraft zu geben und sie in den Stand zu setzen, ohne fremde Hülfe und Vormundschaft ihren Platz unter den europäischen Mächten wieder zu erringen und zu behaupten. Er war einmal schon auf kurze Zeit Großvezier gewesen, hatte aber mit seinen reformatorischen Ideen weder bei dem Sultan, noch bei seinen einflußreichen Kollegen durchdringen können, obwohl er als Wali von Bulgarien und von Bagdad gezeigt hatte, daß er Willenskraft und Fähigkeit zur Durchführung gründlicher und heilsamer Verwaltungsreformen in nicht geringem Maße besitze; da man jedoch seine ausgebreiteten Kenntnisse und seine Gewandtheit anerkannte, auch seinen weitreichenden Einfluß auf die jungtürkische Partei fürchtete, so war er als Minister ohne Portefeuille abermals in die Regierung berufen und dann zum Justizminister ernannt, wobei der Einfluß der englischen Botschaft maßgebend mitgewirkt hatte, denn Midhat's Absichten, durch Verwaltungsreformen nach europäischem Muster, ja selbst durch parlamentarische Regierungsformen der Türkei neue Kraft und Selbstständigkeit zu geben, hatte vorzüglich bei der englischen Regierung großen Beifall gefunden. Eine solche innere Erstarkung der Türkei mußte, wenn sie durchführbar war, am sichersten den russischen Einfluß, welcher sich auf die despotische Gewalt des Sultans gründete und derselben in allen ihren Wünschen und Launen schmeichelte, brechen, sowie auch den fortwährenden Klagen der christlichen Unterthanen der Pforte Abhülfe schaffen und dadurch die Einmischung Europas und die Vorwände zu orientalischen Verwicklungen beseitigen.

Der englische Einfluß würde, so rechnete man im Auswärtigen Amte zu London, unter solchen Verhältnissen nicht geschwächt, vielmehr noch gründlicher befestigt und noch weiter ausgedehnt werden, denn wenn die Türkei in ihrer Regierung liberale und parlamentarische Grundsätze einführte, so war es natürlich, daß sie sowohl nach außen als bei den im Innern erwachsenden Schwierigkeiten vor allen Dingen den Rath und die Unterstützung Englands, der vorzugsweise liberalen und parlamentarischen Macht in Europa, aufsuchen mußte, und gerade die Verwirrung, welche die Einführung parlamentarischen Lebens in den bisher so rein despotischen Staatskörper nothwendig hervorrufen mußte, würde dann der englischen Diplomatie einen tiefeingreifenden Einfluß auf alle Verhältnisse gegeben haben, da die zur Führung des öffentlichen Lebens berufene liberale Partei der Jungtürken vor Allem in der englischen Macht ihre Gegner unter den Parteien und in der Regierung suchen mußte.

Midhat Pascha, welcher aus seinen Anschauungen niemals ein Hehl gemacht hatte, hielt sich, obgleich dieselben mit dem herrschenden Regierungssystem so vollständig im Widerspruch standen, äußerst vorsichtig zurück und beschränkte sich darauf, in der ihm speziell übertragenen Justizverwaltung so viel moderne Ideen als möglich einzuführen, ohne im Uebrigen sich ungefragt in irgend eine der politischen Tagesfragen einzumischen.

Als Hassan Hairullah in das Thor des Justizministeriums eintrat, wurde er von dem Thürsteher und den zahlreichen, auf dem Korridor wartenden Dienern ehrerbietig begrüßt und schritt in jener demüthigen Haltung, welche doch zugleich das volle Bewußtsein seiner geistlichen Würde ausdrückte, bis zu dem Vorzimmer vor, wo er den bis auf den türkischen Fez ganz europäisch gekleideten Kammerdiener des Ministers ersuchte, ihn zu melden. Die Art und Weise, wie der erste Diener des Palais den Scheik begrüßte und sich sofort beeilte, ihn seinem Herrn zu melden, bewies, daß Hassan Hairullah im Palais des Justizministeriums eine gern gesehene und hochgeachtete Persönlichkeit sein müsse. Schon nach wenigen Augenblicken kehrte der Kammerdiener zurück und öffnete diensteifrig die innere Thür, den Gemeldeten in das Kabinet des Ministers eintreten zu lassen.

Das Kabinet war vollkommen nach europäischem Geschmack eingerichtet, hohe Repositorien mit Büchern standen an den Wänden, und eine davor befindliche Leiter auf Rollfüßen bewies, daß diese Handbibliothek eifrig gebraucht würde. Vortreffliche Oelbilder und Kupferstiche, alte Bronzen und Marmorwerke zeugten in ihrer Auswahl von feinem Kunstsinn und von jenem freien Geschmack, der, ohne ängstliche Systematisirung, wie sie in einem Museum am Platz ist, die Kunstwerke zur Ausschmückung eines behaglichen Wohnraumes benutzt, um dem von der Arbeit aufschauenden Auge stets den Anblick der Schönheit zu gewähren.

Vor einem großen, mit Papieren und Büchern bedeckten Schreibtisch, der in der Nähe des Fensters frei im Zimmer stand, saß Midhat Pascha. Er war damals einundfünfzig Jahre alt; seine Gestalt, deren etwas weiche, unsichere Formen der weite schwarze, mit einer Reihe von Knöpfen bis zum Halse geschlossene Rock, wie ihn die türkischen Würdenträger in neuerer Zeit tragen, noch biegsamer und fast kraftlos erscheinen ließ, war ein wenig vorgebeugt und richtete sich nur zuweilen im Eifer des Gesprächs elastisch auf, meist in einer plötzlichen und unerwarteten Bewegung, welche ein wenig an die emporschnellende Schlange erinnerte. Der Ausdruck seines Kopfes, der mit dem einfachen rothen Fez bedeckt war, schien mit seiner schmiegsamen, bequemen und zuweilen fast ängstlich schüchternen Haltung nicht im Einklang zu stehen, denn in seinen Zügen lag lebhafte, beinahe unruhige geistige Beweglichkeit, und zugleich blitzte aus seinen scharfen dunklen Augen eine feste und muthige Willenskraft hervor, ja seine Blicke nahmen zuweilen den fast erschreckenden Ausdruck einer kalten Grausamkeit an, welche stark genug und entschlossen ist, alle Gegner niederzuwerfen und über sie hin zu dem vorgesteckten Ziele zu schreiten. Den unteren Theil seines Gesichts bedeckte ein kurzer und nicht sehr starker Vollbart, um die Lippen lag fast unausgesetzt ein leichtes, verbindliches Lächeln, welches sich jedoch zuweilen durch einen hämischen, feindlichen Zug entstellte. Die Augen sprachen dafür, daß dieser Mann mit rücksichtsloser Zähigkeit und Energie einen einmal gefaßten Plan immer wieder aufnehmen und trotz aller Hindernisse verfolgen werde; der Mund mit seinem unstät zitternden Lächeln aber ließ voraussetzen, daß er die Hindernisse lieber listig umgehen als gewaltig niederschmettern werde, und daß ihm die Mittel der List und Intrigue vielleicht zusagender seien und sicherer scheinen möchten, als diejenigen des offenen Kampfes. Man hatte beim Anblick Midhat Paschas das Gefühl, daß es gefährlich sein müsse, ihn zum Feinde zu haben, daß aber auch seine Freundschaft keinen festen Boden des Vertrauens darbiete.

Beim Eintritt des Scheiks erhob sich Midhat Pascha und trat ihm halb ehrerbietig, halb sorglos vertraulich entgegen, wobei jedoch in seinen Blicken scharf lauernde Beobachtung lag. Hassan Hairullah grüßte auf türkische Weise, Midhat verbeugte sich europäisch und streckte erst, als er den unwilligen und mißbilligenden Blick des Scheiks bemerkte, die rechte Hand gegen den Boden aus, um auch seinerseits die mohammedanische Form des Grußes zu beobachten.

„Wie freut es mich, daß Du mich besuchst, mein weiser und gelehrter Freund," sagte der Minister, indem er Hassan Hairullah zu einem an der Wand stehenden Divan führte und zugleich in die Hände klatschte, um das Zeichen zu geben, daß dem Gaste der Tschibuk und der Kaffee gebracht werden möge; „es thut so wohl, sich nach der ernsten Arbeit durch heitere und lehrreiche Gespräche, deren Du Meister bist, zu erfreuen, das ist für die Seele des Menschen wie ein frisches Wasser für den Baum; wenn die Wurzeln des Wesens neue Erfrischung und Nahrung saugen, so wird der Stamm stärker, die Blüten schöner und die Frucht nützlicher."

Schon hatten die Diener die kleinen, eierförmigen Kaffeeschalen in den Bechern von zierlicher goldener Filigranarbeit und die Tschibuks mit der brennenden Kohle herbeigebracht; Hassan Hairullah schlürfte das duftige Getränk, blies einige Ringe aus dem mit Gold und Edelsteinen besetzten Tschibuk in die Luft und schüttelte dann so ernst den Kopf, daß Midhat ihn betroffen ansah.

„Ich komme nicht," sagte er, nachdem die Diener sich entfernt hatten, „um über die Werke unserer Dichter und Weisen oder über die wichtigen Fragen des menschlichen Lebens mit Dir zu sprechen, erlauchter Pascha, dazu ist es jetzt nicht Zeit, denn schwarze Wolken ziehen herauf über das Reich der Kinder des Propheten, und aller Gläubigen Sache ist es, zu beten und zu arbeiten, daß das Wetter über unseren Häuptern unschädlich vorüberziehe und statt des tödtlichen Verderbens fruchtbaren Segen zu guter und heiliger Ernte bringe."

Midhat zuckte die Achseln.

„Weiser und frommer Scheik," sagte er mit gleichgültiger Ruhe, „jene Wetter, die an den Grenzen unseres Reiches grollen, sind nicht gefährlich, wenn auch freilich nicht die rechte Kraft aufgeboten wird, ihnen zu begegnen; ein fester und energischer Schlag gegen den Aufstand würde viel Blut ersparen, das nun aus langer offener Wunde dem Körper des Reiches entzogen wird. Schlimmer als jenes Wetterleuchten an den Grenzen sind die trüben, giftigen Nebel, welche hier im Mittelpunkt des Reiches selbst ihren Herd haben und gegen welche wir, wie Du weißt und wie wir oft beklagt haben, ohnmächtig sind."

„Ich spreche nicht," erwiederte Hassan Hairullah eifrig, „von jenen Aufständen an den Grenzen des Reiches, sie sind wie die Krankheiten der äußeren Theile des Körpers, die von dem kranken Gehirn stammen und mit der Heilung des Gehirns auch geheilt werden — ich spreche eben von diesen giftigen Nebeln, die über Stambul lagern, Allah hat Erbarmen mit seinen gläubigen Kindern und sendet einen frischen Sturmwind und einen Blitz seiner Erleuchtung, um die Luft zu reinigen und jene Nebel zu vertreiben."

„Und wie das, mein frommer und weiser Scheik," fragte Midhat in seinem gleichgültigen ruhigen Ton, indem ein durchdringender, forschender Seitenblick aus seinen Augen auf das lebhaft bewegte Gesicht Hassan's herüberschoß, „woher sollte ein solcher reinigender Sturmwind kommen, da die Höhe, von welcher das Licht über alle Gläubigen herabstrahlen soll, niedergesunken ist und zum faulenden Sumpf geworden?"

„Daher," erwiederte Hassan Hairullah feierlich, „woher alles Licht und alles Heil kommt! Allah hat die Wächter und Hüter seines heiligen Gesetzes zu Werkzeugen der Rettung auserkoren, die Lehrer und Schüler der Medresse sind erfüllt vom Geiste des Zorns, den Allah in ihre Herzen goß; sie wollen es nicht mehr dulden, daß Hassan Fehmi Effendi das Gesetz nach den Launen derselben Willkür auslege, die ihn zum Scheik ul Islam erhoben, um sich ein gefügiges Werkzeug ihrer Laune zu schaffen, sie wollen es nicht mehr dulden, daß der Moskowiter, den sie eben mit dem Sadri-Asam nach dem Palast von Dolmabagdsche fahren sahen, den Padischah in seiner Verblendung bestärke, um dadurch Herr in Stambul zu werden."

„Und wie könnten sie dieß verhindern," fragte Midhat, der mit immer größerer Spannung zugehört hatte, ohne daß das kalte, gleichgültige Lächeln von seinen Lippen verschwand, „wie hätten die armen Ulemas und Softas die Macht, dem Willen des Padischah und des Zaren zu widerstehen?"

„Sie werden diese Macht haben," rief Hassan Hairullah, indem fanatisches Feuer in seinen Augen aufblitzte, „denn Allah ist mit ihnen! Sie bewaffnen sich in diesem Augenblick, sie vereinigen sich mit den Kriegsschülern von Harbije Mekteb, um hinzuziehen zum Palast des Padischah und von ihm zu fordern, daß er die Mißbräuche abstelle, welche dem Gesetz des Propheten zuwiderlaufen, und die Regierung des Reiches in die Hände von Gott wohlgefälligen Männern lege."

Midhat sprang auf.

„Jetzt," rief er, seine Gleichgültigkeit und Zurückhaltung völlig abwerfend, „jetzt, in diesem Augenblick — wohin soll das führen? Alles wird verloren sein — die Garden sind für Yussuf Izzedin gewonnen, man wird die Softas entwaffnen, die Medresse schließen und jeder Weg der Rettung wird für immer verschlossen sein; das Alles hätte ruhiger vorbereitet und überlegt werden müssen."

„Wird der Sturmwind überlegt? wird der Blitz vorbereitet?" sagte Hassan Hairullah, während Midhat in äußerster Erregung auf und nieder ging, „und dennoch zerschlägt der Blitz die Felsen und der Sturm entwurzelt die mächtigen Bäume, weil sie vom Geist und Willen Allah's des Unsterblichen bewegt werden. Ich sage Dir, erlauchter Pascha, diese armen, niedrigen Softas werden siegen und den verblendeten Padischah dem Willen des heiligen Gesetzes unterwerfen, denn mit ihnen ist dieselbe Macht, welche einst den Propheten alle seine Feinde zu seinen Füßen niederwerfen ließ — an uns aber ist es und an allen Gläubigen, bereit zu sein, um einzugreifen in die Bewegung, die nichts mehr zurückhalten kann, und Alles zum rechten Ziele zu führen."

„Was ist zu thun," sagte Midhat, indem er sich ängstlich die Hände rieb; „der englische Botschafter muß unterrichtet werden, wir müssen seinen Rath hören und uns an ihm wenigstens eine Stütze sichern, wenn die Sache unglücklich sich wendet."

„Allah ist meine Stütze," sagte Hassan Hairullah ruhig, „nach seinem Willen ist das Kismet für uns Alle bestimmt und sein Wille wird geschehen. Heute aber öffnet sich die Zukunft vor meinen Blicken und ich sehe, daß das Reich der Gläubigen erlöst werden soll von seiner Noth und daß es den Moskowitern noch nicht bestimmt ist, zu herrschen an den Ufern des Bosporus — dem Engländer aber auch nicht, und wenn wir ihn auch benutzen können als Feind der Russen, so müssen wir doch seinem Rath nicht trauen, denn er ist ein Giaur und ein Feind des Glaubens wie die Anderen."

Während er sprach, hatte Midhat Pascha an seinem Schreibtisch ein Billet geschrieben; er eilte selbst in das Vorzimmer und befahl dem Kammerdiener, den Brief durch einen ganz sicheren und zuverlässigen Boten nach dem englischen Botschaftshotel bringen und ihn Sir Henry Elliot selbst ohne Verzug übergeben zu lassen.

„Es ist unmöglich — ganz unmöglich," sagte er, indem er wieder in das Zimmer zurückkehrte, halb für sich, halb zu Hassan Hairullah, „diese unvorbereitete Erhebung wird nichts erreichen, die Softas werden auseinandergetrieben werden und der letzte Einfluß, den wir noch festhielten, wird unseren Händen entgleiten, die letzte Hoffnung wird für immer verschwinden."

Der Kammerdiener trat ein.

„Ein Offizier ist draußen," meldete er, „welcher den erlauchten Pascha unverzüglich zu sprechen wünscht."

„Was will er," fragte Midhat erbleichend, „wer ist es — ein Adjutant des Padischah?"

Der Kammerdiener sah mit einem fragenden Blick auf Hassan Hairullah.

„Sprich," sagte Midhat ungeduldig, „sprich! der fromme Scheik darf Alles wissen, was bei mir vorgeht."

„Er nennt sich Hassan Bey," erwiederte der Kammerdiener, „und gehört zum Dienst von Hussein Awni Pascha, dem hohen Wali von Khudaveüdighiar."

„Er kommt aus Brussa," rief Midhat, „er bringt Depeschen von Hussein Awni! Laß ihn eintreten — schnell! Hussein Awni," sagte er, nachdem der Kammerdiener hinausgegangen war, zu Hassan Hairullah, „gehört zu den Treuen, welche man entfernt hat; er muß einen wichtigen Grund haben, wenn er mir eine Botschaft sendet."

„Allah wählt seine Werkzeuge," erwiederte Hassan ruhig, „und wendet die Schicksale der Menschen nach seinem Rathschluß."

Hassan Bey trat ein. Er trug die Majorsuniform der türkischen Armee, den Fez auf dem Kopfe, den Säbel an der Seite. Er war ein noch junger Mann von hoher, muskelkräftiger Gestalt; sein starker dunkelbrauner Bart bedeckte die Hälfte seines wettergebräunten Gesichts von alttürkischem Schnitt mit stark vorspringender, leicht gekrümmter Nase; in seinen etwas tiefliegenden Augen glühte ein düsteres Feuer, ein Ausdruck von ungezähmter Wildheit lag auf seinen Zügen, dieser Mann schien gemacht, an der Spitze eines Streitkorps die Steppen zu durchfliegen oder in Bergschluchten zu lauern.

Er grüßte Midhat Pascha militärisch, beugte sich dann, die Hand gegen den Boden ausstreckend, vor Hassan Hairullah, als er dessen geistliche Tracht erkannte.

„Nun," sagte Midhat, mit einer gewissen hochmüthigen Ueberlegenheit den Gruß des Offiziers erwiedernd, „welche Botschaft sendet mir mein Freund Hussein Awni, den Allah beschirmen möge?"

Der Major Hassan erwiederte mit einer rauhen, harten Stimme, welche mehr gewohnt schien, den Truppen militärische Kommandos zuzurufen, als sich zum Flüsterton der Salonunterhaltung zu dämpfen:

„Meine Botschaft ist für den erlauchten Midhat Pascha allein."

„Der fromme Scheik Hassan Hairullah," erwiederte Midhat ungeduldig, „kann hören, was Du mir zu sagen hast. Sprich also immer und verliere keine Zeit, denn die Augenblicke sind kostbar."

„Hassan Hairullah," sagte der Major, indem er den Scheik noch einmal und noch ehrerbietiger als zuvor grüßte, „ja, vor ihm kann ich sprechen, ihn hat mir der erlauchte Hussein Awni Pascha ebenfalls genannt, auch zu ihm sollte ich gehen und ihm dasselbe sagen, was ich Dir zu sagen habe."

„Hussein Awni," fuhr er dann fort, „ist eine Stunde vor der Stadt in seinem Landhause."

„Er ist hier — er hat es gewagt!" rief Midhat.

„Allah wählt seine Werkzeuge und sendet sie im rechten Augenblick an den rechten Ort," sagte Hassan Hairullah.

„Hussein Awni," fuhr der Major fort, „ist überzeugt, wie so viele Gläubige, daß das Reich dem Untergange verfällt, wenn nicht schnell mit aller Kraft der Aufstand der Giaurs niedergeschlagen wird und die moskowitischen Lockungen zurückgehalten werden von dem Ohre des Padischah, den böse Rathgeber verblenden; auch in Kleinasien zeigen sich deutlich die Spuren der moskowitischen Verführungen und Bestechungen, und ebenso wie im Norden des Reiches wird auch dort der Aufstand vorbereitet. Hussein Awni hat sich entschlossen, hieher zu kommen und dem Padischah selbst Bericht zu erstatten, damit die Wahrheit an sein Ohr dringt; aber zuvor wollte er sich überzeugen, wie es hier in Stambul steht und ob er nicht sein Leben gefährde durch ein kühnes Wort zur Rettung des Reiches, darum ist er auf seinem Landhause zurückgeblieben und hat mich in die Stadt gesendet, um vorsichtig Kundschaft einzuziehen.

„Ich habe die Stadt durchstreift, wie er es mir befohlen, ich habe gesehen, daß überall Zorn und Erbitterung herrscht gegen die schlechte Regierung, welche nicht die Kraft hat, die Giaurs niederzuschlagen, und welche den Rathschlägen des Moskowiters Gehör gibt, so daß es fast den Anschein hat, als ob der Zar in Stambul herrsche an Stelle des Padischah."

„Wahr, wahr," seufzte Hassan Hairullah, „aber Allah wacht, Allah wird helfen."

„Ich habe gesehen," fuhr Hassan Bey fort, während Midhat Pascha regungslos lauschte, „daß die Ulemas und Softas sich in der Moschee von Suleimanieh versammeln und bewaffnen, um nach dem Palaste zu ziehen — ich bin in den Kasernen der Garden gewesen —"

„Sie lieben den Padischah," rief Midhat unruhig, „und seinen Sohn Yussuf Izzedin —"

„Aber," fiel der Major Hassan ein, „sie hassen den Moskowiter und sind empört über die Schwäche der Regierung, welche ohnmächtig ist gegen die rebellischen Giaurs. Was die Softas verlangen, ist auch ihr Wunsch, und sie werden auch ihre Stimme ertönen lassen zur Rettung des Glaubens und des Reiches der Kinder des Propheten."

„Ist das wahr," rief Midhat lebhaft, indem er heftig bewegt die Hand des Majors ergriff, „ist das wahr? Du glaubst, daß die Truppen die Softas nicht auseinandertreiben werden?"

„Sie werden es nicht wagen, ihre Waffen zu erheben gegen die frommen Schüler, welche von heiligen Männern unterrichtet werden, um das Gesetz des Propheten auszulegen und zu verkünden; sie werden verlangen, was jene verlangen: daß der Sadri-Asam abgesetzt werde, welcher mehr dem russischen Zaren gehorcht als dem Padischah, und daß der Scheik ul Islam entfernt werde, welcher ein ungetreuer Ausleger des Gesetzes ist."

„O," rief Midhat, dessen ängstliche Unruhe sich plötzlich in triumphirende Freude verwandelte, „dann ist Alles gewonnen, dann gehört uns die Zukunft, dann ist das Reich gerettet, und wir werden seine Retter sein. Du hast Recht, frommer Scheik," sagte er, sich vor Hassan Hairullah verneigend, „Du hast Recht, Allah will den Gläubigen gnädig sein, an uns ist es jetzt, zu wachen und zu arbeiten, daß die Zukunft sich glücklich wende. Du aber," fuhr er zu Hassan Bey gewendet fort, „nimm das schnellste Pferd aus meinem Stall, eile zu Hussein Awni zurück und sage ihm von mir, daß er auf den Flügeln des Windes hieherkommen möge, Alles sei bereit, und wenn er da ist, er, an dem die Truppen hängen, so werden wir in wenigen Stunden die Herren von Stambul sein, und der Padischah wird unserem Rath folgen zu seinem eigenen Heil. Du aber, mein weiser Hassan Hairullah," sagte er, als der Major Hassan sich nach militärischem Gruß entfernt hatte, „Du wirst der Scheik ul Islam sein an Stelle des ungetreuen Hassan Fehmi, Du wirst uns erklären und verkünden, was das Gesetz uns vorschreibt, und in Deine Hand wird es gegeben sein," fügte er mit eigenthümlicher Betonung und listig forschenden Blicken hinzu, „auch die höchsten Häupter zu beugen, wenn sie wider das Gesetz sich erheben; denn Deinem Wort zu gehorchen ist die Pflicht aller Gläubigen und selbst der Nachfolger des Khalifen —"

„Es gibt keinen Khalifen," sagte Hassan Hairullah streng und kalt, „das ist eine Erfindung, die dem Gesetz widerstreitet und die man gemacht hat, um menschliche Willkür über das Gesetz zu stellen. Der Padischah soll der Schützer des Glaubens sein, aber nicht sein Herr und Meister, das war allein der Prophet, der keinen Nachfolger auf Erden hat; über dem Padischah soll das Gesetz stehen, die treuen Ausleger des Gesetzes sollen frei sein von der Furcht vor irdischer Gewalt."

„So soll es sein," rief Midhat freudig, „dann wird das Reich sich zu neuer Blüte erheben und ganz Europa wird sich wieder in Furcht und Bewunderung vor uns neigen, so wirst Du sprechen, mein weiser Hassan Hairullah, wenn das hohe Amt des Scheik ul Islam in Deinen Händen ruht."

„Ich werde sprechen, wie es der Geist mir eingibt," erwiederte Hassan Hairullah, „und ob mich Allah würdig finden wird des hohen Amtes, sein Gesetz und den Willen des Propheten auszulegen und zu verkünden, das überlasse ich ruhig und demüthig seinem hohen und weisen Rathschluß. Ich weiß es wohl," sagte er, die Arme über die Brust kreuzend, „daß ich unwürdig bin, der Unwürdigsten einer unter den Dienern des Gesetzes, aber auch in unwürdigen Werkzeugen kann Allah Großes und Herrliches vollenden, wenn er sie erfüllt mit seinem Geist und mit seiner himmlischen Erleuchtung. Warten wir ab, was geschehen wird, und nehmen wir unser Kismet hin, wie es auch fallen möge."

Midhat klatschte in die Hände; abermals brachten die Diener Kaffee und Tschibuks. Hassan Hairullah blickte so ruhig den ringelnden Dampfwolken nach, als dächte er über ein gelehrtes Problem nach, oder als forme er einen jener kunstvollen Verssprüche, welche die tiefen und klaren Gedanken der orientalischen Lebensphilosophie in das schimmernde Gewand einer bilderreichen Sprache einhüllen.

Midhat aber fuhr fort, ungeduldig im Zimmer umher zu gehen, zuweilen trat er lauschend an das geöffnete Fenster und verfolgte sorgfältig prüfend das dumpfe Geräusch, welches von der Stadt heraufstieg und sich in der That mehr und mehr zu verstärken schien, als ob unruhige Menschenmengen sich auf den Straßen bewegten.

Eine kurze Zeit war so vergangen, als schnell dem Kammerdiener auf dem Fuße folgend der englische Botschafter eintrat. Sir Henry George Elliot, dem Hause der Grafen von Minto als jüngerer Sohn entsprossen, war damals neunundfünfzig Jahre alt und zeigte in der Haltung seiner hohen, schlanken und kräftigen Gestalt das sichere Wesen des vornehmen Engländers und des weltgewandten Diplomaten, der von Jugend auf an den verschiedenen Höfen Europas gelebt hatte. Sein längliches, scharf geschnittenes Gesicht war von einem vollen grauen Backenbart umrahmt, kurzes, ebenfalls stark ergrautes Haar bedeckte seine hohe Stirn; seine Züge waren scharf und edel geschnitten, seine hellen klaren Augen zeigten meist jene ruhige phlegmatische Ueberlegenheit, welche den Engländern so häufig das Bewußtsein der unnahbaren Weltstellung ihres Vaterlandes einflößte, und welche insbesondere den englischen Diplomaten als Maske zur Verhüllung ihrer Gedanken und Empfindungen dient.

Sir Elliot trug einen einfachen schwarzen Ueberrock; er näherte sich eilig mit freundschaftlich vertraulichem Gruß dem ihm entgegentretenden Midhat Pascha und rief, indem er die Hand desselben schüttelte, mit einer mehr als gewöhnlichen Lebhaftigkeit in ziemlich reinem und accentlosem Französisch:

„Ich habe Ihr Billet erhalten, mein theurer Freund, und beeile mich, zu kommen, auch anderweitig war mir schon Kunde gebracht worden, daß ernste Dinge sich vorbereiten. Ich sah zahlreiche und lebhaft sprechende Gruppen auf den Straßen, und in der Moschee von Suleimanieh, sagte man mir, seien die Ulemas und Softas versammelt."

Er bemerkte jetzt erst den Scheik und grüßte denselben auf das Verbindlichste; Hassan Hairullah erwiederte den Gruß mit kalter Zurückhaltung und finsteren Blicken.

„Mein würdiger Freund dort versteht nicht Französisch," sagte Midhat Pascha, auf den fragenden Blick des Sir Elliot antwortend, „übrigens ist er gleich mir überzeugt von der Verderblichkeit der jetzigen Regierungsweise."

Der Botschafter neigte den Kopf mit der Miene eines Mannes, dem das, was er hört, nichts Neues ist.

„Glauben Sie," sagte er dann eifrig, sein Gespräch wieder aufnehmend, „daß dießmal etwas Entscheidendes geschehen wird, glauben Sie, daß man vom Sultan die Entlassung dieses Mahmud Pascha erlangen werde, daß endlich Sie und Ihre Freunde die Macht zur Rettung Ihres Vaterlandes gewinnen werden?"

„Ich glaube es," erwiederte Midhat, „weil mein frommer Freund dort es glaubt, der besser als irgend Jemand weiß, was in der Stadt vorgeht, und auch besser als jemand Anderes die Spannkraft der eben beginnenden Bewegung abmessen kann."

Er wiederholte die Frage des Botschafters in ürkischer Sprache, und Hassan Hairullah neigte mehrmals mit feierlicher Miene den Kopf.

„Nun denn," rief Sir Elliot, „einen besseren Augenblick hätte der gute Genius der Türkei nicht wählen können, um eine solche Entscheidung herbeizuführen, denn in der That die höchste Gefahr schwebte über dem ottomanischen Reich, und ihre besten Freunde würden kaum im Stande gewesen sein, dieselbe abzuwenden, wenn diese Bewegung nicht gerade jetzt die verderblichen Einflüsse, welche Ihren Souverän umlagern, zu brechen vermöchte. Soeben erhalte ich die Nachricht, daß Fürst Gortschakoff und Graf Andrassy sich in Berlin nicht damit begnügen werden, ihre Meinungen über die Frage des bosnischen Aufstandes auszutauschen, sondern daß sie ein vollständiges Programm aufstellen und dasselbe den übrigen Mächten zum Beitritt vorlegen."

Erschrocken schüttelte Midhat den Kopf.

„Und Ihre Regierung —?" fragte er.

„Wird den Beitritt einfach ablehnen," erwiederte Sir Elliot; „wie könnte," fuhr er mit hochmüthigem Achselzucken fort, „England ein Programm acceptiren, das ohne seinen Beirath aufgestellt und ihm völlig fertig mitgetheilt würde? — aber allein daß dieß möglich ist, daß dieß geschehen kann, beweist, wie stark man sich in Petersburg fühlt, und die Lage wird dadurch ernst und bedenklich. Denken Sie, mein lieber Freund, wenn der Sultan das in Berlin fabrizirte Programm annähme, wie es ihm Mahmud Pascha jedenfalls rathen wird, wenn er sich mit Rußland über die Ausführung desselben verständigt, wenn auf Grund dieser Verständigung und unter Mitwirkung Rußlands die Verhältnisse der aufständischen Provinzen in der That neu geordnet würden, was wären wir dann noch im Stande für Sie zu thun! Rußland würde, wenn auch nicht als Mandatar Europas, wie man es in Petersburg so lebhaft wünscht, im Namen der drei Kaisermächte sprechen und der General Ignatieff würde hier als der Vertreter einer gewaltigen Koalition dastehen; jede Einmischung unsererseits würde dann völlig isolirt bleiben und wenigstens die moralische Gegnerschaft von Oesterreich und Deutschland finden. Das darf nicht geschehen, die Pforte muß jene Zumuthungen zurückweisen, den Aufstand mit aller Energie niederwerfen und ihr Hausrecht vertheidigen, dann können wir wirksam für sie eintreten, dann wird Rußland, wenn es seine Pläne verfolgen will, zum Kriege gezwungen, wir können ihre Verbündeten sein, während wir andernfalls gegen sie selbst uns wenden müßten. Thun Sie Alles, Alles, was in Ihrer Macht steht, um eine Entscheidung herbeizuführen."

„In diesem Augenblick," erwiederte Midhat seufzend, indem seine Fingerspitzen sich unruhig zuckend bewegten, „kann ich nichts thun als warten und den zuversichtlichen Worten meines Freundes Hassan Hairullah vertrauen; wenn es gelingt, Mahmud Pascha zu entfernen, dann wird für uns die Zeit des Handelns gekommen sein, an den Softas ist es, die Bresche zu machen, durch welche wir zum Ziel gelangen werden."

Ungemeldet trat ein großer, starker Mann in der türkischen Generalsuniform, den Fez auf dem Kopf und den Säbel an der Seite, in das Kabinet. Sein Gesicht mit dem starken, leicht ergrauenden Vollbart drückte kräftige Energie aus, seine dunklen Augen funkelten von wilder, leidenschaftlicher Erregung.

„Hier bin ich," rief er, „meinen Arm und meinen Säbel zur Verfügung zu stellen, wenn es ernst wird, die Rebellen niederzuschlagen und der Welt wieder Achtung und Furcht vor der Fahne des Propheten einzuflößen, und ernst wird es werden. Ich habe die Ulemas und Softas in langem Zuge nach dem Palast von Dolmabagdsche ziehen sehen, sie sehen muthig und entschlossen aus, sie werden nicht nachgeben, und alles Volk begleitet ihren Zug und jubelt ihnen zu voll freudiger Hoffnung — und die Truppen werden sie nicht auseinandertreiben, dafür bürge ich; dießmal wird der feige Mahmud, der uns an den Moskowiter verräth, zu Boden geworfen werden! Macht im Innern, was ihr wollt, ich werde die Armee rüsten, daß sie tüchtig sein soll, diese elenden Giaurs zu zerschmettern."

Er hatte türkisch gesprochen, Hassan Hairullah neigte mehrmals zustimmend das Haupt, Midhat Pascha lausch e einen Augenblick nach dem Fenster hin, durch welches immer lauter die von fern her brausenden Stimmen herantönten.

„Mein Freund, Hussein Awni," sagte er dann in französischer Sprache, auf Sir Elliot deutend, „hier ist der Botschafter Ihrer Majestät der Königin von Großbritannien, mit welchem ich soeben über die Nothwendigkeit sprach, die verhängnißvollen Fehler in der bisherigen Regierung zu verbessern."

„Ah, mein Herr Botschafter," sagte Hussein Awni Pascha, indem seine Züge sich verfinsterten, „ich bitte um Verzeihung, daß ich Sie nicht sogleich bemerkte; wir befinden uns im Augenblick großer Entscheidungen, Sie werden meine Aufregung erklärlich finden."

Er grüßte Sir Elliot artig, aber mit kühler Zurückhaltung.

„Ich bin," sagte der Botschafter, „ein zu treuer und ergebener Freund der Türkei, als daß ich in einem so wichtigen Augenblick, wie der gegenwärtige, mich nicht an die Seite des Mannes stellen sollte, den ich für den größten Staatsmann Ihres Vaterlandes halte, und ich freue mich, auch Euer Excellenz hier zu sehen, da es in der That noth thut, daß alle Patrioten sich vereinigen."

Hussein Awni Pascha verneigte sich schweigend, er schien nicht gestimmt, das Gespräch fortzusetzen, ein tiefes Stillschweigen herrschte in dem Gemach; Midhat stand lauschend am Fenster, Hassan Hairullah hatte den Kopf auf die Brust geneigt und schien in tiefes Sinnen oder in fromme Gebete versunken.

Plötzlich schwollen die Stimmen, welche von der Stadt her klangen, zu jenem gewaltigen unheimlichen Brausen an, welches man in den Zeiten großer Volksbewegungen vernimmt und welches dem Brüllen des gereizten Löwen gleicht; dann trat wieder eine plötzliche Stille ein — abermals folgten darauf noch lautere, noch furchtbarere Rufe, die höchste Spannung zeigte sich auf allen Gesichtern. Auch Hassan Hairullah erhob den Kopf, und wenn auch seine Züge kalt und ruhig blieben, so funkelte doch die innere Erregung aus seinen Blicken hervor. — Der Kammerdiener meldete den Polizeiminister Abdul Kerim Pascha, und Midhat eilte dem alten, würdigen und etwas schwerfälligen Herrn entgegen, dessen bärtiges Gesicht selbst in der Aufregung dieses Augenblicks nicht die würdevolle Ruhe verloren hatte, mit welcher der echte Türke alten Schlages allen Schicksalswendungen entgegentritt.



Rudolf Baumbach.

„Was geht vor da draußen," rief Midhat, „was bringst Du, mein verehrter Freund?"

„Die Softas sind vor den Palast von Dolmabagdsche gezogen," sagte Abdul Kerim ruhig, „der Sadri-Asam hat mir den Befehl gesendet, sie zu zerstreuen und in die Medresse einzuschließen — aber das ist unmöglich, das Volk umgibt sie, und um diese Massen auseinander zu treiben, müßte man ein Blutbad anrichten und das wäre Sünde, denn sie verlangen nichts Böses, sie sprechen nur aus, was jeder Patriot denkt; auch wäre es unmöglich, dem Befehl des Sadri-Asam zu gehorchen, denn die Polizeimannschaften und die Truppen stehen auf Seiten der Softas, sie würden den Gehorsam verweigern; dann aber würde Alles aus den Fugen gehen und alle Ordnung würde sich lösen."

„Und was wollen sie," fragte Midhat, „was begehren sie vom Padischah?"

„Sie rufen Deinen Namen," erwiederte Abdul Kerim, „sie verwünschen Mahmud und Hassan Fehmi, sie verlangen, daß Hassan Hairullah zum Scheik ul Islam erhoben werde — das habe ich vernommen und ich bin hieher geeilt, um Dir, mein verehrter Freund, die Versicherung meiner Ergebenheit zu bringen und Dir zu sagen, daß Du auf mich zählen kannst, wenn Du berufen wirst, unser Vaterland vom Abgrund zu retten und zu neuem Glanz zu führen."

„Ich danke Dir," sagte Midhat mit einem hochmüthig herablassenden Lächeln, dann beugte er sich wieder lauschend nach dem Fenster hin, um auf das immer höher anschwellende Tosen der aufgeregten Stimmen zu lauschen.

Der Kammerdiener öffnete die Thür, bleich und aufgeregt trat der Adjutant des Sultans, Hussein Pascha, in das Zimmer.

„Der Padischah befiehlt mir," sagte er ohne Einleitung und nach flüchtigem Gruß zu Midhat, „Dich sogleich zu ihm zu bescheiden."

Midhat schnellte aus seiner gebückten, lauschenden Stellung mit jener ihm eigenthümlichen, schlangenartigen Bewegung empor, er schien fast um einen Kopf größer zu werden, seine Augen blitzten und wie unwillkürlich streckte er die Hand aus, als wolle er der Menge, deren Stimmen durch das Fenster hereintönten, Schweigen gebieten.

Hussein Pascha bemerkte den ruhig auf seinem Divan sitzenden Hassan Hairullah. „Auch Dich soll ich rufen," sagte er, „mein frommer und weiser Scheik, der Padischah verlangt nach Dir, und es ist eine glückliche Fügung, daß ich Dich hier finde," fügte er mit einem Anklange bitterer Ironie hinzu.

„Meinen Wagen," rief Midhat, indem er selbst die Thür des Vorzimmers öffnete, dem unmittelbar hinter der-



Down Court, Darwin's Wohnsitz in der Grafschaft Kent. Nach einer Skizze von L. Buob.

selben lauschenden Kammerdiener zu, „meinen Wagen! Der fromme Scheik wird mich begleiten, und Du, mein Freund Hussein Awni, erwarte mich hier, wir werden Deiner bedürfen.“

Der Adjutant ging nach kurzem Gruß hinaus.

Sir Elliot sagte, Midhat die Hand reichend:

„Nicht Ihnen, mein theurer Freund, wünsche ich Glück, sondern Ihrem Vaterlande; in diesem Augenblick bricht der fast schon verschwundene Stern seines Glückes wieder siegreich durch die finsteren Wolken.“

Midhat erwiederte schweigend seinen Händedruck, zu gewaltig schienen die Gedanken unter seiner Stirn zu arbeiten, als daß er in diesem Augenblick ein Wort der Erwiederung hätte finden können — aber er stand jetzt vor dem Botschafter nicht mehr in der halb ängstlichen, halb traurig resignirten Haltung wie vorher, von seinem Gesicht leuchtete das Bewußtsein, daß er der Herr der Situation sei und daß auch der Vertreter des stolzen England um seine Gunst werben müsse.

Ehrerbietig ließ er Hassan Hairullah den Vortritt, um zu seinem Wagen herabzusteigen.

Sir Elliot folgte ihnen, nachdem er sich mit kalter Höflichkeit von Hussein Awni Pascha verabschiedet hatte, auch von seinem sonst so ruhigen und kalten Gesicht leuchtete stolzer Triumph.

„Das Spiel ist gewonnen,“ sagte er leise, indem er die Stufen herabstieg, „dieser siegesgewisse Ignatieff ist geschlagen, in seiner Berechnung war ein Fehler; er hat den Sultan selbst zu seinem Werkzeuge gemacht, aber er hatte vergessen, daß man dieses Werkzeug zerbrechen kann.“

(Fortsetzung folgt.)

Vor und nach der Hochzeit. II.

Nach Skizzen von **Max Scholtz.**



Gewitterregen, Sturm und Blitze,
Sie kommen mehr und mehr in Fluß,
Und immer größer wird die Hitze,
Weil man den Mann doch zeigen muß.



Die Knitterwochen, ja, die Herzen,
So sehr sie sich auch zugethan,
Bereiten sich jetzt nur noch Schmerzen,
Trotz führt nicht auf die rechte Bahn.



Die Splitterwochen — immer trüber,
Nur Splitter sieht man in dem Aug';
Sie sagt ihm höhnisch: „Geh', mein Lieber,
Ich seh', daß ich nicht für dich taug'.“



Die beiden Mütter mischen glücklich
Versöhnend sich in's böse Spiel,
Und kommt man auch nicht unverzüglich,
Man kommt doch endlich an das Ziel.



Abbitterwochen wiederbringen
Den Sonnenschein der Flitterzeit,
Man hört die alten Laute klingen
Und bittet ab und wird gescheidt.



Mit Fütterwochen schließt das Märchen:
Sie schmieden fest das Eheband,
Man füttert wie ein Taubenpärchen
Das Junge, das uns Gott gesandt.

Notiz-Blätter.

Literatur.

— **Niederländische Literatur ist lange Zeit von unseren Literatur**historikern unverantwortlich vernachlässigt worden, erst neuerdings hat man angefangen, die Schätze zu heben und dieselben in den Bereich unseres internationalen Interesses zu ziehen. Namentlich hat Hellwald sich ein Verdienst um das holländische Theater, Glaser ein solches um den modernen Roman erworben, letzterer wenigstens auf praktischem Weg, durch die Vermittlung des Besten. Dem Stolz der Nation, dem Dichter „Joost van den Vondel“ (Freiburg, Herder), setzt nun Alexander Baumgartner durch eine ausführliche Biographie und Charakteristik seiner Werke ein würdiges Denkmal. Vondel (geb. 1587), der als Kölner durch seine Geburt Deutschland angehört, aber seiner Erziehung und seinem Wesen nach ganz Holländer war, repräsentirt die Literatur dieser Nation im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert so eminent, daß die Kenntniß dieses Dichters, der in erster Linie Dramatiker war, uns die ganze Richtung jener Zeiten vollständig vor Augen führt, und das geschieht auch durch die Biographie dieses Lieblings der Holländer, auf deren Bühne er namentlich in seinen patriotischen Werken noch heimisch ist. Aber auch die geistlichen Dichtungen des vom Anabaptismus zum Katholizismus übergetretenen Dichters sind beim holländischen Volke unvergessen und es lohnt sich wirklich, eingehend mit einem Dichter sich zu beschäftigen, der eine Nation so lebendig repräsentirt.

— **Munter und frisch zu erzählen versteht Eugen Salinger in** seinen „Allerlei Herzensgeschichten“ (Frankfurt a. M., Kolvitzer). Der gut ausgestattete Band enthält fünf Erzählungen, die eine kecke Hand im Ergreifen des Stoffes bekunden und stylistisch glatt durchgearbeitet sind. Die heiteren Stücke scheinen uns in dieser Sammlung gelungener als die ernsten, welche oft etwas zu starke Gefühlsamkeit zeigen. „Der Bund der Zimmergesellen“ und „Eine Geschichte in zwei Stunden dreißig Minuten“ athmen liebenswürdigen Humor. Während Salinger Idealist in Anschauung und Darstellung ist, sucht Ernst v. Waldow in seinen Skizzen und Erzählungen „Aus dem Leben der Armee“ (Leipzig, Friedrich) durch Realismus zu wirken. Der Autor beobachtet scharf und hat wohl manche Vorfälle aus der Wirklichkeit entnommen. Die Darstellung ist nicht übel, dieser Stoffkreis jedoch verträgt einen so starken Realismus nicht; hier wäre etwas wehmüthiger und rührender Humor die nothwendige Nüance gewesen, um diesen Skizzen einen künstlerischen Hauch zu geben: uninteressant sind diese Skizzen jedoch nicht.

— **Der Roman „Raskolnikow“ von Dostoyewsky hat in Ruß**land Aufsehen erregt, es sind in kurzer Zeit vier Auflagen davon erschienen. Jetzt liegt dieses Werk in Uebersetzung von Wilhelm Henke uns vor (Leipzig, Friedrich). Wenn man von einem Roman eine mit künstlerischer Ueberlegung komponirte Erzählung verlangt mit einer Verwicklung und Lösung der Fabel, so dürfte dieß Werk eine große Enttäuschung verursachen, denn es weist davon absolut nichts auf. Es ist eine mit gleicher düsterer Einförmigkeit fortlaufende Schilderung russischen Studentenelends, der Armuth, des Verbrechens, des Lasters. Das ist allerdings mit großer Anschaulichkeit und leidenschaftlicher Glut geschildert; auch tauchen einzelne frappante Figuren und Situationen aus diesem Meer düsterer, bitterer, verzweifelter Stimmung hervor. Die Einzelheiten sind meistens interessant, das Werk als Roman jedoch befriedigt nicht. Der Held, der einen brutalen Doppelraubmord begeht, kommt in den ganzen drei Bänden aus dem Delirium des Verhungerns nicht heraus. Er ist unzurechnungsfähig durch Elend und Leiden, um ihn gruppirt sich ein wüster Haufe von angefressenen Charakteren und widerlichen Menschen, die Frauentypen sind erbarmungswürdig in ihrem Unglück, in ihrer Verkommenheit. Das Buch macht den Eindruck, als wäre es von einem großen Talent halb im Fieberwahn geschrieben. Es ist eine interessante, aber unerquickliche und ermüdende Lektüre.

— **Eine unterhaltende Sammlung von Erzählungen ist: „Aus** dem Leben“ von Ernst Wichert (Leipzig, Reißner). Der Autor kennt das Leben und versteht es zu schildern. Zwar geht er in diesen kleinen Geschichten nicht tief, stellt sich auch nicht die Aufgabe, Probleme zu lösen, aber er gibt ein gut Stück realistisch geschauten Lebens und zeichnet mit derben, kraftvollen und auch charakteristischen Strichen Menschen und Verhältnisse. Die erste Erzählung: „Das Gewissen“, hat einen kriminalistischen Anstrich und einen gewissen hausbackenen Humor, der oft an Kotzebue erinnert. Die zweite, „Die Annektirten“, zeichnet feiner das vielgestaltige Leben unserer Tage. „Entgleist“ ist eine hübsche Eisenbahnfahrt-Novellette. Der zweite Band bringt zwei große Erzählungen: „Aus der Briefmappe der Freundin“ und „Ihr Dank“. Auch diese beiden sind gesunde, angenehm sich lesende Stücke, ohne eigenthümlichen novellistischen Reiz, aber reich an feineren psychologischen Zügen. Im Ganzen genommen ist „Aus dem Leben“ ein gutes Buch für jene Familienkreise, die eine kräftige Kost in der Literatur lieben.

— **In dem Augenblick, wo die Wahl eines Bades oder eines** Luftkurorts für den Sommer in den Vordergrund tritt, dürfte der Hinweis auf ein zwar zunächst für Aerzte berechnetes, aber durch seine populäre Fassung und praktischen Winke sich auszeichnendes Werk: „Der Bäder-Almanach“ (Frankfurt, Mosse), von Werth sein. Das Buch, das fortan jedes Jahr erscheinen soll und von einem Arzte (Dr. Thilenius in Soden) redigirt ist, bringt Mittheilungen aus den Bädern, Luftkurorten und Heilanstalten in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz, welche auf authentischen Mittheilungen der Kurortsvorstände beruhen und sowohl die medizinische als die praktische Seite des Badelebens (Unterkunft, Kosten und geselliges Leben &c.) behandeln. Die Anleitung zur Auswahl der Kurorte nach den verschiedenen Krankheiten dient als Einleitung, dieser folgen die Beschreibungen der einzelnen Kurorte. Beigelegt ist ein hygieinischer Wegweiser, eine Sammlung von Bezugsquellen für den praktischen Arzt. Das Buch zeichnet sich vor den übrigen balneologischen Werken wesentlich dadurch aus, daß es jedes Jahr erscheint und so den neuesten Standpunkt jedes Bades in seinen Einrichtungen zur Kenntniß bringt.

— **Von Professor Sepp in München sind jüngst zwei interessante** Bücher erschienen; das eine, gemeinsam mit seinem Sohne Dr. Bernhard Sepp geschriebene, vindizirt als Streitschrift gegen den k. preußischen Oberbaurath Adler in Berlin unter dem Titel: „Die Felsenkuppel, eine Justinianische Sofienkirche &c.“ (mit 42 Illustrationen, bei M. Kellerer, Fr. de Crignis) den Bau dem Kaiser Justinian, sich auf das Gutachten hervorragender Münchener Sachverständiger stützend und bereit, sich einem Superarbitrium von Fachleuten und Gelehrten zu unterwerfen. Gleichzeitig setzen die Verfasser einen namhaften Geldpreis für Denjenigen aus, der ihre Ansicht zu widerlegen vermag. Das zweite Buch führt den Titel: „Ein Volk von zehn Millionen oder der Bayernstamm, Herkunft und Ausbreitung über Oesterreich, Kärnthen, Steyermark und Tyrol. Kampfschrift wider Czechen und Magyaren“ (München, Max Kellerer), und fordert darin der Verfasser die Deutschösterreicher zum Aushalten gegen ihre Widersacher auf.

— **Eine gewichtige literarische Zeitschrift Frankreichs, welche** nunmehr festen Fuß gefaßt: «Le Livre» (Paris, Quentin), verdient, daß auch wir auf sie nachdrücklich hinweisen. Diese Revue der literarischen Welt, welche jeden Monat in einem stattlichen Lexikonformat auf dem prächtigsten Papier gedruckt erscheint, macht auf den ersten Anblick den Eindruck, als ob sie nur für den Bibliographen und Bibliophilen von Fach bestimmt wäre — ihre erste Abtheilung beschäftigt sich auch mit den in Frankreich so sehr beliebten bibliographischen Studien und fördert auf diesem Gebiete die werthvollsten Essays zu Tage; die zweite Abtheilung gibt jedoch ein vollständiges und eingehendes Bild der literarischen Bewegung der Kulturvölker in Korrespondenzen und Besprechungen einzelner Werke aus der Feder gediegener Literarhistoriker und Kritiker. Namentlich sind die Korrespondenzen ganz vorzügliche Orientirungsmittel über die bedeutendsten Erscheinungen, und was nicht in den genannten beiden Zweigen vertreten ist, findet seine Erledigung in einem reichen Notizenfeuilleton. Zahlreiche Illustrationen (Stiche, Radirungen, Holzschnitte) erläutern und ergänzen den Text. Das Ganze aber, das jedem Freund der Literatur empfohlen sei, macht einen ebenso eleganten als gediegenen Eindruck, sowohl nach außen wie nach innen.

— **Dr. Wollheim da Fonseca läßt demnächst im Otto Janke'schen** Verlag in Berlin eine Uebersetzung der „Nordenskjöld'schen Reisen“ erscheinen. Ein besonderes Interesse dürften auch die „Memoiren“ des geschätzten, weit umher gewanderten Polyhistors erregen. Dieselben erscheinen unter dem Titel „Indiskretionen“ in einem anderen Berliner Verlage.

— **Darwin hat, wie das Londoner „Athenäum“ berichtet, eine** Autobiographie hinterlassen.

— **Am 15. Mai feierte Leopold Kompert, der populäre öster**reichische Schriftsteller, dessen „Geschichten einer Gasse“ und „Zwischen Ruinen“ weit über sein österreichisches Vaterland hinaus beim Lesepublikum beliebt sind, seinen sechzigsten Geburtstag. Zu Ehren dieses Abschnittes im Leben des bedeutenden Erzählers hat die Wiener Verlagsbuchhandlung von Louis Gerschel (Gustav Goßmann) eine Ausgabe seiner „Gesammelten Schriften“ erscheinen lassen, deren erste Lieferungen bereits vorliegen.

— **Der Versuch, eine deutsche Zeitung in Rom zu gründen, ist** auch jetzt, wie schon früher einmal, mißglückt. Die „Italienischen Blätter“ sind mit der zehnten Nummer entschlafen.

— **Zola's „Pot-Bouille“ hat im „Figaro“ durch Albert Wolff** eine vernichtende Kritik erfahren, die mit den Worten endet: „Zola gleicht wahrhaftig schon den ‚Nachtkönigen‘, die auch allmälig den Geruchsinn verlieren. Er hat vollkommen verlernt, was der Anstand erfordert. Eine Literatur, die bei solchen Zielen anlangt, ist gerichtet. Die Schüler hatten schon begonnen, den Meister zu übertreffen, vielleicht ergriff ihn Neid, daß Andere tiefer in den Schmutz zu waten wagten als er selbst; er wollte zeigen, daß er immer noch vorangehen könne, und er hat es gethan … Ich bestreite Zola keine seiner glänzenden Fähigkeiten. Er ist ein großes und kritisches Talent, aber es fehlt ihm an geradem Menschenverstand. Er bemißt nicht, was die nachsichtigsten Leser ertragen können. Ich beklage Zola aufrichtig, er wandelt auf abschüssigen Bahnen; es gilt, ihn zu warnen, es handelt sich um seine Zukunft. Er muß sich entscheiden. Mit einem Buche wie die ‚Eroberung von Plassans‘ erzwingt man den Eintritt in die Bibliotheken, ein Buch wie ‚Pot-Bouille‘ gehört in die namenlosen Orte.“

Bildende Künste.

— **In Antwerpen findet alle drei Jahre eine Ausstellung statt,** welche vom k. Verein zur Beförderung der schönen Künste veranstaltet wird. Der Verein ladet zur dießjährigen 23. Ausstellung ein, welche Maler-, Bildhauer-, Bau-, Gravir-, Radir- und Zeichenkunst in sich fassen wird. Die Ausstellungsgegenstände müssen bis 15. Juli eingesandt sein. Die Ausstellung beginnt am 13. August und endet Anfangs Oktober.

— **In der letzten Generalversammlung der Münchener Künstler**genossenschaft wurde einstimmig der Beschluß gefaßt, die schon so lange gehegte Idee der Erbauung eines Künstlerhauses zu verwirklichen. Mit überwiegender Majorität wurde alsdann beschlossen, ein Künstlerhaus in weiterem Sinne zu erbauen, in welchem Gebildete aller Stände, die mit der Künstlerschaft Fühlung haben wollen, als außerordentliche Mitglieder Zutritt haben sollen, ferner das von der Künstlerhauskommission vorgelegte und von v. Schmädel redigirte Programm als Basis anzuerkennen, auf welcher weitergearbeitet werden soll. Weiter wurde der Beschluß gefaßt, daß jedes Mitglied der Künstlergenossenschaft auch Mitglied des zu obigem Zwecke zu gründenden Künstlerhausvereins werden müsse und daß mit den eigentlichen Operationen nicht früher zu beginnen sei, als bis über eine genügend hohe Summe verfügt werden könne. In gehobener Stimmung wurde dieser erste Schritt zur That begrüßt und große Freude herrschte ob verschiedener, schon jetzt an die Genossenschaft ergangener Schenkungen.

— **Eduard Grützner in München hat in seinem neuesten Bilde:** „Eingefädelt“, wieder seinem köstlichen Humor die Zügel schießen lassen. Es zeigt eine schmucke Kellnerin, eben damit beschäftigt, ihre Nadel einzufädeln, während ihr zwei junge Männer zu beiden Seiten den Hof machen. Im Hintergrunde sieht man die Wirthin und den Wirth mit zwei Gästen Karten spielen. Charakteristik und Farbengebung lassen die gleiche Meisterschaft erkennen. Die Gruppe im Vorgrund ist in reizendem Helldunkel gehalten, jene im Hintergrunde von goldenem Lichte umflossen, ein Gegensatz, der auf's Anmuthigste wirkt.

— **Albert Keller in München, der Maler der eleganten Welt** der Gegenwart, hat sich in seiner „Kaiserin Agrippina, das Orakel erwartend“, auch als feiner Kenner des klassischen Alterthums erwiesen. Die Szene spielt im Fortunatempel zu Präneste, in dessen Atrium Agrippina des Ausspruches des Orakels harrt, das die Priesterin in der anstoßenden Cella gibt. Von seltener Schönheit ist das Kolorit des Bildes, das uns mitten in das antike Leben versetzt. Was das Orakel anlangt, so sollte es der Kaiserin sagen, wie sie sich der Liebe zu einem Gladiator entledigen könnte: es lautete dahin, derselbe solle getödtet werden und sie sich mit dessen Blute waschen.

— **Professor J. L. Raab in München, der berühmte Stecher** und Radirer, dessen großes Werk: „Die Gemäldegalerie in München, die Pinakothek“ (Verlag von Käser in München), in Kunstkreisen außerordentliches Aufsehen erregt, ist in der letzten Zeit wiederholt auch als Aquarellist aufgetreten und hat jüngst in einem lebensgroßen Kniestückporträt seiner Tochter Doris, die sich unter seiner Leitung zu einer überaus tüchtigen Stecherin und Radirerin herangebildet hat, ein Werk geliefert, welches ihm einen Platz unter den ersten Aquarellisten unserer Zeit sichert. Abgesehen von sprechender Aehnlichkeit zeichnet sich das Blatt durch Noblesse der Haltung wie durch ungewöhnliche Freiheit der Behandlung der so überaus schwierigen Technik bei aller Strenge der Zeichnung auf das Vortheilhafteste aus.

— **Die bayerische Staatsregierung hat durch Erwerbung von** des Professors Adolf Lier in München neuestem Werke: „Die Bavaria mit der Ruhmeshalle“, einen überaus glücklichen Griff gethan. Das Bild, eine Stimmungslandschaft im besten Sinne des Wortes, muß den vorzüglichsten Arbeiten des hochverdienten Künstlers beigezählt werden und erscheint namentlich die geistreiche Behandlung der den Vorgrund bildenden Ebene (Theresienwiese) höchst beachtenswerth.

Bühne.

— **Am 3. Mai waren hundert Jahre seit der Geburt Pius** Alexander Wolff's vergangen. Die deutsche Nation hält sein Andenken in Ehren als das des Dichters der „Preciosa“, jenes stimmungsvollen Ausdrucks der deutschen Romantik, der, freilich zu nicht geringem Theil durch die bezaubernden Töne Karl Maria's v. Weber, uns heut noch menschlich zu rühren versteht, wo die Romantik doch längst von der Bühne geschwunden ist. Mit lebhafter Phantasie, tiefem Gefühl, sinnendem Ernste, feiner Beobachtungsgabe, einem umfangreichen Sprachorgan und überdieß mit edler Gestalt ausgerüstet, ging er 1804 nach Weimar zum Theater, wo er in jener Zeit als ein Mann von Geist und Talent — er wollte ursprünglich Gelehrter werden — vielfache Gelegenheit fand, sich zum wahren Künstler auszubilden. Wolff strebte, indem er sich besonders der Tragödie zuwendete und jugendliche Helden oder ernste, tiefe und erhabene Charaktere darstellte, nach schöner und belebter Gestaltung des idealen Menschen. Später zeichnete er sich auch im Komischen aus, wozu ihn seine reiche, leicht bewegliche Phantasie und sein feiner Beobachtungssinn befähigten. Goethe zählte ihn zu seinen besonderen Schützlingen. Im Jahre 1816 folgte er einem Rufe an das k. Theater in Berlin, als dessen Mitglied und Regisseur er am Geburtstage Goethe's 1828 starb. Aus der Zahl seiner Bühnenwerke sei noch das Lustspiel „Der Kammerdiener“ hervorgehoben, welches früher, zu den Zeiten Döring's, durch dessen und Frau Frieb-Blumauer's unvergleichliches Spiel zu den beliebtesten Repertoirestücken gehörte. Im vergangenen Jahre widmete Max Martersteig Pius Alexander Wolff eine eingehende Lebensbeschreibung und künstlerische Würdigung. Die Feier in Weimar vollzog sich in würdigster Weise am Grabe auf dem dortigen Friedhofe unter Theilnahme des Hoftheaters und vieler hervorragender Persönlichkeiten.

— **Das vieraktige Lustspiel „Um ein Nichts“ von Oskar Blumen**thal und Otto Girndt ist im Residenztheater zu München einer freundlichen Aufnahme begegnet. Weniger in der Aktion als in allem Beiwerk liegt die Hauptstärke des Lustspiels; die geistvollen Aperçus und manch' schlagendes Witzwort sind herzlich und aufrichtig belacht worden. Frau Ramlo und die Herren Possart und Häusser setzten mit Erfolg ihre künstlerischen Kräfte ein.

— **„Rheingold“ ging außerhalb der Heimat Richard Wag**ner's, in London in Szene. „Her Majesty's Theater“ war glänzend besetzt. Die Elite des Publikums von London wohnte der Aufführung bei. Ehe das Vorspiel begann, wurde die englische Nationalhymne gespielt, welche das Publikum stehend anhörte. Die Aufführung war vortrefflich und dieser erste Abend der Nibelungendarstellungen hatte einen großen Erfolg zu verzeichnen.

— **Amerika macht endlich Gegenvisite. — Nachdem so ziemlich** alle unsere deutschen Theaterberühmtheiten jenseits des Ozeans ihre Visitenkarte abgegeben und dafür erklecklich viel Dollars eingeheimst haben, macht uns Edwin Booth, der bekannte amerikanische Tragöde, den längst angekündigten Gegenbesuch. Ob er eine annähernd so reiche Ernte findet, wie sie unsere deutschen Bühnenkünstler drüben machen, ist freilich zweifelhaft. Man erzählt sich erstaunliche Dinge über die Summen, die namentlich die Geistinger und Haase heimbringen. Die Patti soll sogar 150,000, sage hundertundfünfzigtausend Dollars aus Amerika heimgebracht haben. Kein Wunder also, daß sie nächsten Winter wieder in das Land der Dollars zurückkehren will.

— **Die fünfhundertste Aufführung von Barrière's „La Vie de** bohème“ im Pariser Ambigutheater verband sich mit einer Gedächtnißfeier für den Dichter, dessen marmorne Büste auf offener Bühne mit dem Lorbeer geschmückt wurde. Die Pariser Blätter knüpfen an diese Feier die Erzählung von allerlei charakteristischen Anekdoten über den geistvollen Mann, dessen Bonmots in Paris ebenso bekannt waren, wie seine Menschenfeindlichkeit und besonders sein Haß gegen Dumas, auf dessen Erfolge er nicht wenig eifersüchtig war. Barrière wurde es in seinem Leben nicht so leicht gemacht, wie seinen glücklicheren Konkurrenten Sardou und Dumas. Er mußte erst eine ganze Anzahl seiner mehr als fünfzig Stücke schreiben, ehe er mit den «Filles de marbre» seinen ersten größern Erfolg errang.

— **In Portsmouth ist das Princeßtheater am 25. April nieder**gebrannt.

— **Die Opéra populaire in Paris, mit deren Gründung man** jetzt dort beschäftigt ist, soll Raum für 4120 Zuschauer enthalten und ganz und gar elektrisch beleuchtet werden.

Kultur und Wissenschaft.

— **Graf Tolstoy wurde zum Präsidenten der Petersburger Aka**demie der Wissenschaften ernannt.

— **Kürzlich ist zu den zahlreichen Sammlungen Münchens eine** neue, höchst werthvolle hinzugekommen: das k. bayerische Armeemuseum im Hauptzeughause zu München. Bislang hatte ein Aufseher durch dasselbe geführt, nun aber ist ein solcher von Joseph Würdinger, Oberstlieutenant a. D., erschienen, demselben bekannten Kriegshistoriker, der das Museum einrichtete. Das kleine Buch enthält eine Fülle des schätzbarsten geschichtlichen Materials.

— **Die letzte der in der französischen Akademie bestehenden Va**kanzen wird am 25. Mai durch die Aufnahme Victor Cherbuliez' ausgefüllt werden. Auch dießmal wird Ernst Renan, zur Zeit Direktor der Akademie, den «récipiendaire» im Namen der erlauchten Körperschaft begrüßen. Die ganze geistige Richtung Cherbuliez' bietet eine Reihe von Momenten, die sich mit den Neigungen des Verfassers des Lebens Jesu begegnen. Victor Cherbuliez entstammt einer im staatlichen, wissenschaftlichen und kirchlichen Leben der Republik Genf vielfach hervorgetretenen kalvinistischen Familie. Er steht im Anfang der sechsten Dekade seines Lebens und gehört zu den am meisten genannten Romanschriftstellern des gegenwärtigen Frankreich. Sein vor zwanzig Jahren erschienener Roman «Le comte Kostia» trug seinen Namen über die Grenzen seines jetzigen Vaterlandes hinaus, spätere Romane, insbesondere der eine: „Samuel Brohl“, dienten dazu, diesen Ruf zu festigen. Seit einer Reihe von Jahren hat sich Cherbuliez auch auf dem Gebiete der Publizität weiteren Kreisen bekannt gemacht und zwar unter dem Pseudonym G. Valbert. Die zumeist in der «Revue des deux mondes» erschienenen und mit jenem Namen unterzeichneten Aufsätze wandten sich mit Vorliebe deutschen Fragen zu, für deren Beurtheilung dem Verfasser in erster Linie seine vollständige Kenntniß der deutschen Sprache zu Statten kam. Er zeigt sich in diesen Artikeln als ernsthafter Beobachter unserer Verhältnisse, wenn auch sein Auge durch einen ausgeprägten Chauvinismus oft sehr getrübt wird. Seine Anerkennung ist nie frei von einem säuerlichen Beigeschmack, man merkt, wie sehr es ihm «contre coeur» ist, das etwaige Gute bei uns anzuerkennen. Daß er es aber dennoch thut, ist ihm anzurechnen. Von seinen publizistischen Arbeiten ist es besonders die „Monsieur de Bismarck“ gewidmete Schrift, welche sich vielfach Beachtung erwarb.

Erfindungen.

— **In England werden jetzt Versuche damit gemacht, kurze** Brücken aus Glas herzustellen. Der Erfinder, Siemens, läßt nämlich Platten von Glas schlechtester Sorten anfertigen, die nach einer von ihm angegebenen Methode gehärtet werden. Die mit diesen Glasplatten zur Erprobung ihrer Haltbarkeit angestellten Versuche sollen überraschende Resultate geliefert haben. Stücke von 10—15 Centim. Dicke, welche an den Enden so unterstützt waren, daß sie in einer Länge von ca. 1 Meter frei schwebten, zerbrachen erst bei einer lediglich auf den Mittelpunkt wirkenden Belastung von 5000 Kilogr. Bei gleichmäßiger Vertheilung der Last trugen sie mehr als das Doppelte. Ferner wurden Platten von 500 Quadratcentim. Fläche und 28 Millim. Dicke in Bezug auf ihre Haltbarkeit gegen Stöße geprüft. Die Platten wurden dazu auf sandigen Boden flach aufgelegt und man ließ ein Gewicht von 500 Kilogr. darauf fallen, und zwar zunächst aus einer Höhe von 1 M. Da die Platten diese Stöße ohne jegliche Veränderung aushielten, wurde die Fallhöhe nach und nach vergrößert. Erst bei einem Fall des Gewichts aus einer Höhe von 6 M. zerbrachen die Platten, während Gußeisenplatten von gleichem Umfang und gleicher Stärke bei einer viel geringeren Fallhöhe des Gewichtes zerbrachen. Gegenwärtig sind für eine Tramwaybahn bei Strasford mehrere Brücken aus dem genannten Material hergestellt worden, die bis 1 M. Spannweite besitzen. Zum Einlegen der Schienen befinden sich in den Glastafeln Rinnen. Wenn der Stoß zweier Schienen auf die Brücke fällt, ist eine Metallunterlage vorgesehen, um das Entstehen von Löchern in dem Glase zu verhindern, welche seine Haltbarkeit beeinträchtigen würden. Der Preis der Glasbrücken soll geringer sein als derjenigen von Holz und Eisen, namentlich in Rücksicht darauf, daß das Glas weder durch Fäulniß noch durch Rost leidet. Ob die Erfindung jedoch eine praktische Bedeutung erhalten wird, muß erst die weitere Erfahrung lehren.

— **Die elektro-technischen Versuche im k. Glaspalast in München** finden vom 16. September bis 15. Oktober statt. Bei denselben wird auf elektrische Straßenbeleuchtung spezielle Rücksicht genommen werden, da der Stadtmagistrat eine Kommission niedergesetzt hat, welche die Frage: ob und in wie weit das elektrische Licht für die öffentliche Beleuchtung zur Einführung in München sich empfehle, in nähere Erwägung ziehen soll, und deren Berathungen nach Beendigung der elektrotechnischen Versuche beginnen. Da der Gaspreis in München im Verhältniß zu anderen Städten ziemlich bedeutend ist, dürfte die Einführung des in jeder Beziehung vortheilhaften elektrischen Lichtes große Wahrscheinlichkeit besitzen. Die Wasserkräfte der reißenden Isar bieten zur Erzeugung des nöthigen elektrischen Stromes die günstigste Gelegenheit und hat sich deßhalb auch schon ein Konsortium gebildet, welches 3000 Pferdekräfte, die zur Zeit ganz unbenützt unmittelbar an München vorüberfließen, im Falle dieselben nicht von der Stadtgemeinde selbst ausgenützt werden sollten, zu fassen beabsichtigt, und sind die hiefür nöthigen Vorarbeiten bereits vollendet.

— **Das internationale Patent- und technische Bureau von J. Brandt & G. W. v. Nawrocki** hat jüngst sein Jubiläum gefeiert, nämlich das des 5000. Patents, das durch sein Bureau vermittelt wurde.

— **Oberbaurath Hansen in Wien soll nun das Geheimniß der** pompejanischen Wandmalerei wirklich entdeckt haben. Der Grund ist stucco lustro, Weißkalk mit Marmorstaub. Griepenkerl hat auf Hansen's Einladung mit Erdfarbe darauf ein Madonnenbild gemalt, nach dessen Vollendung das Bild gebügelt wurde — und der Glanz der pompejanischen Wandmalerei soll fertig gewesen sein. Im Reichsrathsgebäude sollen einige Gemälde in ähnlicher Weise ausgeführt werden.

— **Die Herren Zeh. Scherzer & Comp., Inhaber der Porzellanfabrik** zu Rehau, schreiben in der Absicht, durch eine Konkurrenz für keramische Arbeiten zur Hebung des Kunstgewerbes beizutragen, folgende Preise aus: 1) Für den gezeichneten Entwurf eines Tafelservices für Porzellan 300 Mark. 2) Für den gezeichneten Entwurf eines Kaffeeservices für Porzellan 200 M. 3) Für den gezeichneten Entwurf eines neuen Gegenstandes, in Porzellan ausführbar, 100 M. Die betreffenden Arbeiten sind bis zum 10. Oktober d. J. an das „Bayerische Gewerbemuseum" in Nürnberg einzusenden. Die preisgekrönten Entwürfe fallen der Firma Zeh, Scherzer & Comp., Porzellanfabrik in Rehau, als Eigenthum zu. Das Preisgericht wird aus sechs von vorstehender Firma in Uebereinkommen mit der Direktion des Bayerischen Gewerbemuseums zu bestimmenden Personen zusammengesetzt.

Sport.

— **Das Wiener Aprilmeeting brachte in 7 Renntagen 39 Rennen,** von denen 16 über Hindernisse, zum Austrag. Unter den siegreichen Pferden steht Aneroid des Grafen Nikolaus Esterhazy mit 7045 fl. Gewinn obenan, dann folgt Pierrot des Baron Alex Bethmann mit 6210 fl., Camilla des Grafen Henkel mit 4007½ fl. Die angegebenen Summen wurden jedesmal in 3 Siegen erfochten, während Taurus des Herrn Mayer 3795 fl. in einem Rennen heimbrachte. Mit 3 Siegen sind ferner noch Ludowica, der Mrs. Day-Hengst und der Steepler Trompeter zu verzeichnen. Unter den Gewinnern hat Graf Nikolaus Esterhazy 12,385 fl. zu buchen, es folgt Baron Bethmann mit 6210, Graf Schlick mit 6155, Baron Springer mit 5967½, Herr Mayer mit 4685, Graf Henkel mit 4127½ fl. 2c. Von den Jockeys ritt Butters 14mal, erfocht 7 Siege und wurde 4mal Zweiter. **Metcalf** hat mit 11 Ritten 5 Siege, Madden mit 12 Ritten, Philipps mit 11 Ritten und Sayers mit 16 Ritten ein jeder 4 Siege zu verzeichnen. Unter den Vätern der siegreichen Pferde ist Cambuscan mit 10,264 fl. allen übrigen weit voraus. Barometer figurirt mit 7045 fl., Laneret mit 6660 fl. und Buccaneer mit 5365 fl.

— **Das Rennen um die 2000 Guineen gewann des Herzogs** von Westminster F. St. Shotover, die nach diesem Siege zum Favoriten für das Derby erwählt wurde. Nachdem die Stute aber in dem 1000-Guineen-Rennen von St. Marguerite geschlagen wurde, trat sie vom ersten Platz ab. Unter den 6 Konkurrenten um dieß letztere Rennen fanden sich 3 Sprößlinge des Hermit, welche sämmtlich plazirt wurden.

— **Die Buchmacher- und Totalisateurfrage ist nunmehr** für Deutschland endgültig entschieden, indem diese Art der Wetten vom Reichsgericht in Leipzig als gewerbsmäßiges Glücksspiel und für strafbar erklärt wurde. Nach dieser Entscheidung des Reichsgerichts scheint es schwer glaublich, daß in Hamburg und Lübeck dieser Betrieb weiter geduldet werden kann. Das Einschreiten auch der dortigen Behörde steht zu erwarten.

— **Gramotiej, ein in Rußland gezogener Sch. H., heute der** beste Traber des Kontinents, hat in Paris im Prix de Vincennes die Distanz von 5000 Meter bei tiefem Boden in 8 Min. 46 Sek. zurückgelegt, wobei er den besten französischen Traber „Bedouin" mit Leichtigkeit schlug.

— **Hanlan, der beste Ruderer der Welt, welcher vor Kurzem** den besten Ruderer Englands glänzend besiegte, hat nunmehr auch den Australier Tricket in demselben Style geschlagen.

Mode.

— **Aus Paris werden dem „Berl. Fr.-Bl." einige neue Haarfrisuren** avisirt, die lebhaft an eine Rückkehr zu früheren Formen erinnern. Die Haarfranse bleibt dabei bestehen, doch ist das Vorderhaar bereits wieder in eine obere und eine untere Hälfte getheilt. Letztere wird leicht toupirt und, einmal lose nach oben gedreht, hinter das Ohr zurückgenommen; erstere wird stark wellig gerippt, genau in der Mitte getheilt und nach beiden Seiten einmal nach unten gedreht und dann mit der untern Strähne vereint nach hinten geschlagen, wo von dem gesammten Vorderhaar ein loser Zopf geflochten wird (wenn nöthig, kann hiebei schon durch die Kunst nachgeholfen werden, da der Zopf stark sein muß). Das gebundene Hinterhaar wird zur glatten Schlange gerollt und in Form einer 8 aufgesteckt und zwar so, daß der Zopf des Vorderhaares unter der 8 hervorquillt und gerade herunterhängt. Diese Coiffüre ist für eine Balltoilette mit ausgeschnittener Taille bestimmt; ein feiner Blütenkranz umschließt die 8 und zieht sich unter dem hängenden Zopf hindurch. Bei einer andern ähnlichen Frisur wird das Vorderhaar ebenso arrangirt, dagegen nachher mit dem Hinterhaar zu zwei starken Zöpfen geflochten, die erst einmal auf dem Hinterkopf zum Kranz gesteckt sind und dann gleichfalls herabhängen, unten aber je in einer starken Locke enden. Natürlich wird auch bei dieser Frisur nachgeholfen werden müssen, da sie nur schön und kleidsam ist, wenn sie voll aussieht. Zu letzterem Haararrangement gehört ein kleines, dreieckiges Blütenparé aus feinen Blümchen in der Mitte von zwei großen Rosen, welches, mit seiner einen Spitze an den Scheitel stoßend, auf der einen Seite des Kopfes ruht und bis an die hinteren Flechten reicht. Beide Coiffüren sind sehr kleidsam sowohl für ganz junge, als auch für ältere Damen.

— **Ein neues Collier, welches eigentlich seinen Namen un**berechtigt trägt, da es nicht am Halse, sondern auf der Brust ruhen soll, ist zur Vervollständigung der Parüren in Paris gefertigt worden. Es besteht, wie die alten Colliers, in einer Kette, einem Bandeau oder einer Schlange aus Gold, Silber, Steinen oder beliebiger Arbeit und ist so lang, daß es von einer Schulter zur andern reicht und, wenn es auf der Mitte vorn befestigt ist, noch in zwei Bogen festonartig hängt. Zum Zwecke der Befestigung ist es mit drei größeren Agraffen versehen, welche dazu bestimmt sind, auf den Enden und in der Mitte das Schmuckstück festzuhalten. Besonders in den ägyptischen, griechischen und indischen Formen wird dieser Schmuck sehr schön aussehen und jedenfalls den Glanz einer großen Toilette sehr erhöhen. Ob es sich empfiehlt, ihn in billigerer Ausführung von Silber auch auf einfacheren hohen Kleidern anzulegen, das möchten wir entschieden verneinen, besonders für junge Damen würde damit nur der Effekt des Ueberladenseins erreicht werden. Sehr graziös sind dagegen die aus Knöpfen, Ohrringen, Broche und zwei Hutagraffen bestehenden Parüren, in echtem und Phantasiefabrikat, leichtesten, durchbrochenen Genres, die nur zur Sommertoilette bestimmt sind. Die Knöpfe sind allerdings nur in Dutzenden zu haben und nur in zwei Größen, sehr klein und sehr groß, da man für eine solche, beinahe mit einer Eintagsfliege zu vergleichende Novität nicht ein zu großes Auswahlassortiment erwarten kann.

Gestorben.

— Historienmaler M. L. Detouche, Schüler Delaroche's, 67 Jahre alt, am 30. April.

— Generalarzt Dr. Treiber, der Arzt Byron's, Ende April, in Athen, 86 Jahre alt.

— Graf Napoléon de Champagny, Mitglied der Akademie, Historiker, am 4. Mai, 78 Jahre alt, in Paris.

— Nikolaus Egorowitsch Frh. v. Tornauw, k. russischer Geh. Rath, Reichsrath, Präsident des obersten Gerichts in Charkow, Gründer der transkaspischen Handelsgesellschaft in Baku und Einführer der Gabelsberger'schen Stenographie in Rußland, 70 Jahre alt, in Dresden, am 4. Mai.

— Lord Frederick Cavendish, Staatssekretär für Irland, in Dublin, am 6. Mai.

— Thomas Burke, Unterstaatssekretär für Irland, in Dublin, am 6. Mai.

— Graf Giuseppe Massimo della Scala, der letzte der Scaliger, 65 Jahre alt, in Verona, Anfangs Mai.

— Frh. Robert v. Seckendorf-Gutend, verdient um das Salinenwesen Deutschlands, in Dresden, Anfangs Mai.

— Generalmajor Frh. v. Meerheimb, bek. Militärschriftsteller und Herausgeber der „Militärliteratur-Zeitung", am 7. Mai, in Berlin.

Von den Boulevards.

Von

P. v. M.

(Nachdruck verboten.)

Die elegante Welt hat sich in den letzten Wochen fast ausschließlich mit Skandal beschäftigt und den Beweis erbracht, daß Zola mit seinen Sitten- oder Unsittenschilderungen von Paris doch nicht ganz so im Unrecht ist, als man glaubt. Wir wollen aber diese Mystères, diese Chronique scandaleuse mit einem Schleier und einem recht dichten Schleier bedecken, um bei unseren gesitteten deutschen Leserinnen nicht anzustoßen. — Sprechen wir von Anderem.

Neben dem Skandal bildete eine Hauptbeschäftigung der eleganten Welt der Besuch des Concours Hippique, welcher namentlich in den Nachmittagsstunden immer ein ebenso zahlreiches als elegantes Publikum anzieht. Der Concours Hippique, der, während in den Sälen bereits mit dem Hängen der Bilder für den „Salon" begonnen wird, alljährlich um diese Zeit in dem riesigen Innenraume des Palais d'Industrie stattfindet, soll in erster Linie dazu dienen, den jüngeren Offizieren Anlaß zu geben, sich mit größerer Aufmerksamkeit der Vollendung im Steeplechasen zuzuwenden, da die Durchschnittsleistungen im Allgemeinen in dieser Beziehung nur wenig befriedigender Art sind. An der Spitze der Sache stehen der Marquis de Morny und der General v. Galiffet, doch haben die Herren, obwohl es ihnen sicher weder an gutem Willen, noch an vollständiger Kenntniß dessen, was nothwendig wäre, mangelt, noch lange keine zufriedenstellenden Erfolge erzielt, und ein Reiter, der die Bahn, welche 716 Meter lang ist und sechs Hindernisse — zwei Hürden, eine Doppelhürde, eine Hürde mit Wassergraben, eine Mauer und eine Barrière — enthält, zweimal macht, ohne eines der Hindernisse beim Springen niederzureißen oder wenigstens zu streifen und ohne das Pferd in der Pfütze, welche den Wassergraben vertritt, ein Fußbad nehmen zu lassen, gehört zu den vielbeklatschten Ausnahmen. Da man aber le tout Paris, die Herzogin und die Cocotte, die reiche Bürgersfrau und die Künstlerin, den eleganten Sportsman aus dem Faubourg St. Germain und den kleinen Spekulanten von der Börse, die Haute Finance und den Maler à la mode, dort findet, setzt man sich über die Langeweile, vierzig bis fünfzig Herren durch mehrere Stunden dieselben Sprünge exekutiren zu sehen, hinaus und macht es wie alle Welt: man geht hin.

Die zweite Hälfte des Monats war durch zahlreiche Bälle und Konzerte ausgefüllt, von denen ich aber nur den Ball, der zu Gunsten des Asyls für Obdachlose gegeben wurde und durch die nach den Originalplänen hergestellte Umwandlung eines der Säle des Hôtel Continental in einen Ballsaal unter Ludwig XV. ungeheure Sensation erregte, ferner den von der allervornehmsten und elegantesten Gesellschaft von Paris besuchten Ball der Prinzessin von Sagan, die Konzerte eines jungen russischen Pianisten Namens Wladimir v. Pachmann, der hier einen seltenen Erfolg hatte und den man für einen zweiten Rubinstein erklärt, und endlich ein im Trocadero zu Gunsten des Waisenhauses für die hinterlassenen Kinder französischer Landwirthe gegebenes Konzert, bei welchem mitwirkte, was Paris an ersten Künstlern besitzt, so zwar, daß das Erträgniß 56,000 Franken betrug, erwähne, um noch von dem großen künstlerischen Ereignisse des Momentes, der ersten Aufführung von Ambroise Thomas' neuer Oper „Françoise de Rimini", sprechen zu können.

Seit Monaten wurde an der Oper studirt, die Première war unzählige Male verschoben worden, von der Generalprobe hatte man unter dem Vorwande, es könnten noch in der letzten Minute Streichungen nothwendig sein und man wolle das Werk nur ganz fertig der Kritik preisgeben, die Publizistik ausgeschlossen, kurz, man hatte nichts versäumt, was der Oper die, ich gestehe es ja gerne zu, selbst für das größte Meisterwerk heute leider unumgängliche Reklame machen konnte, und doch erzielte „Françoise de Rimini" kaum mehr als einen Achtungserfolg. Das Verschulden trifft in erster Linie die Autoren des Buches, die Herren Barbier und Carré, welche aus der kurzen Erzählung, die Paolo dem von Virgil geführten Dante von dem Kusse macht, den er bei der Lektüre der Geschichte des Lancelot der geliebten Francesca gegeben und der ihnen Beiden das Leben kostete, eine Oper in vier Akten und einem Vorspiele fabrizirten, die an langweiliger Breite und Mangel jeden dramatischen Lebens ihresgleichen sucht. Der Musik zu diesem Textbuche, an welcher Thomas zehn Jahre gearbeitet hat, fehlt es, wie dieß ja bei einem Musiker von seinem Talent nicht anders möglich ist, nicht absolut an Schönheit und an Größe, sie wird auch in Deutschland, wo Opernaufführungen von fünfstündiger Dauer die ausschließliche Domäne Richard Wagner's sind und „Françoise de Rimini" auf die normale Dauer von drei Stunden wird zusammengestrichen werden müssen, weit mehr gefallen als hier, wo die ungeheuerlichste Langeweile die Erkenntniß der etwas zerstreuten Schönheiten der Musik nicht zum Durchbruche kommen ließ. Den nachhaltigsten Erfolg hatte, abgesehen von einem Duo und dem Finale im ersten Akt, einem Trio, einem Pagen- und dem Hochzeitschor im zweiten Akt, dem Gesange von dem Buche im vierten Akt, die wirklich reizende Balletmusik des dritten Aktes, die weitaus zu dem Schönsten gehört, was Ambroise Thomas je geschrieben hat. Die Mise en scène und, was in der Pariser Oper nicht immer selbstverständlich ist, die Aufführung waren glänzend, freilich hatte man, um letztere zu ermöglichen, Fräulein Salla speziell aus St. Petersburg hieherberufen müssen, um die Rolle der Francesca durch sie kreiren zu lassen.

Ein gefährlicher Führer.

(Hiezu das Bild S. 677.)

Wenn man nicht weiß, welchen Weg man einschlagen soll, begrüßt man mit Freuden jeden Fingerzeig, der Einem die Richtung bezeichnet, selbst junge Damen, in diese Verlegenheit gerathen, zögern dann nicht, die Führerschaft irgend eines Wegkundigen, sei er auch noch so jung und schön, anzunehmen, und lassen, wenn die Nothwendigkeit gebietet, auch wohl seine Begleitung sich gefallen; diese ist ja besonders unverfänglich — wenn der verirrten Damen drei sind. Nun kann es aber sich ereignen, daß der junge, schöne Führer kein Bauer ist, sondern den gleichen höheren Ständen wie die Verirrten angehört, und der so seltsam spielende Zufall kann es fügen, daß eine dieser Damen von dem hülfreichen Geiste schon lange angebetet wird — die beiden anderen jungen Damen wissen das, und es reizt sie, die Freundin in Verlegenheit zu setzen, welch' günstige Konstellation der schöne, elegante Führer mit klugem Geiste schnell ausnützt, — dann — ja dann ist dieser Führer nicht nur ein lebendig gewordener Wegweiser des Kreuzweges — der Weg ist gefunden, aber das Herz kann auf diesem verloren gegangen sein — der Führer hat es schnell aufgehoben und seines dafür untergeschoben. Solch' ein pikantes Reiseabenteuer zeigt unser liebenswürdiges Bild.

Die Gotthardbahn.

(Hiezu die Bilder S. 680 u. 681.)

Die beiden großen Bilder, welche eine Vogelschau der Gotthardbahn von Luzern bis Mailand umfassen, gehören wohl zu dem Gelungensten, was in dieser Art geleistet worden; denn wenn auch die Vogelschau ein mathematisch genaues Bild der Erdoberfläche nicht gestattet, indem sie, wie jede Ansicht, die Perspektive berücksichtigen muß, so ist doch auf diesen Bildern der Zusammenhang der ganzen von der Gotthardbahn durchschnittenen imposanten und interessanten Gegend möglichst anschaulich dargestellt. Das eine der beiden Bilder zeigt die Strecke im Norden des großen Gotthardtunnels, aufgenommen von einem über dem Zugersee schwebenden Punkte, — das andere die Strecke im Süden jenes Tunnels, aufgenommen von der Gotthardhöhe selbst. Im Vordergrunde des ersten Blattes sehen wir den lieblichen Zugersee und den großartigen Vierwaldstädtersee mit seinen merkwürdigen Krümmungen, zwischen ihnen das mächtige, jetzt von der Kultur mit Eisenbahnen und Gasthöfen überdeckte Rigigebirge, hinter welchem die Bahn in mehreren Tunneln am rechten Ufer der Urnerbucht das Reußthal erreicht und in dessen enger Sohle zwischen himmelhohen Bergwänden ansteigt, bei Wasen in seltsamen Windungen und Kehrtunneln die furchtbarsten Wildnisse durchschneidet und sich bei Göschenen in ihr unterirdisches Bett verliert, das die künftige Hauptverbindung zwischen deutscher und wälscher Zunge bilden wird. Auf dem zweiten Blatte sehen wir die Bahn bei Airolo wieder hervortreten und das Tessinthal hinuntereilen, das die Erhabenheit der Alpen mit italienischer Natur verknüpft. Hinter Bellinzona, wo sich das Thal erweitert, theilt sich die Bahn in zwei und bald darauf in drei Zweige, von denen die letzten zwei an beiden Ufern des Lago Maggiore hinziehen, der erste über den Monte Cenere hinansteigt, einen Tunnel durch denselben bricht, nach dem wundervollen Lugano, dem schweizerischen Neapel, hinabsteigt, den zauberhaften Luganosee überschreitet, bei Como den schönsten See der Welt streift und dann durch die einförmige, aber fruchtbare lombardische Ebene das stolze Mailand erreicht.

Darwin's Heim.

(Hiezu das Bild S. 688.)

Auf dem gesegneten Boden der Grafschaft Kent, der seiner Fruchtbarkeit und Lieblichkeit wegen der Garten Englands genannt worden ist, steht das Haus, welches vierzig Jahre lang — von 1842 bis vor wenigen Tagen — der Wohnsitz des berühmten Naturforschers Darwin*) war. Hier widmete er sich seinen vielfältigen Beobachtungen und Studien, und hier schrieb er seine jetzt in alle modernen Sprachen übersetzten Werke. Down-Court hat seinen Namen von dem nahegelegenen Dörfchen Down, das mit seiner alten Kirche und dem mit Taxusbäumen bepflanzten Kirchhof ein Bild der ländlichen Stille gewährt. Ueberhaupt trägt die Gegend das Gepräge der Ruhe und Abgeschiedenheit; selbst die Eisenbahn ist in ziemlicher Entfernung geblieben: bis zur nächsten Station sind es etwa fünf englische Meilen. Vom Hause aus hat man im Hintergrund die Aussicht auf die bewaldeten Hügel der Grafschaft Surrey, während der Blick auf weiten Strecken von Wiesen, Kornfeldern und Gruppen von schönen alten Bäumen ruht. Die unmittelbare Umgebung des Hauses

*) Bild und Biographie des berühmten, am 20. April verstorbenen, Naturforschers brachten wir schon früher Bd. 26, Nr. 50. Die Red.

bildet ein wohlgepflegter großer Rasenplatz, in welchen Blumenbeete von den verschiedensten Formen eingeschnitten sind und der sich bis unter die Fenster der Wohnzimmer ausdehnt. Viele von den Blumen waren Darwin's besondere Pfleglinge und durften von Niemanden berührt werden, indem er täglich seine Beobachtungen daran anstellte. Von der Allee auf der linken Seite des Bildes führt ein Weg den Gärten entlang nach den Gewächshäusern. Diese beherbergen eine Fülle von tropischen und einheimischen seltenen Pflanzen, namentlich auch Farnkräuter und Orchideen. Schon am frühen Morgen, sogar im Winter, pflegte Darwin seine Gänge dahin zu machen, wie er überhaupt gewohnt war, seine Arbeitsstunden durch kurze Spaziergänge zu unterbrechen. Seine schwächliche Gesundheit erheischte die einfachste und regelmäßigste Lebensweise; selbst den Genuß des gesellschaftlichen Verkehrs, für den er vermöge seines köstlichen Humors und einer ausgezeichneten Konversationsgabe sehr empfänglich war, mußte er, um seine Kräfte zu erhalten, auf ein geringes Maß beschränken. Nur ein- oder zweimal des Jahres begab er sich auf kurze Zeit mit seiner Familie nach London zu seinem Bruder, wo er zahlreiche Besuche von Männern der Wissenschaft empfing.

Das Haus, welches keine architektonischen Schönheiten aufzuweisen hat, macht doch schon von außen den Eindruck eines geräumigen und angenehmen Wohnsitzes. Das Innere ist mit jenem geschmackvollen Luxus ausgestattet, der sich weniger durch Pracht bemerkbar macht, als durch das Gefühl der Behaglichkeit den feinen Sinn der Bewohner verräth. Das Speisezimmer, der Salon und die Bibliothek, welch' letztere in die Vorhalle und Korridore überfließt, deren Wände mit Büchern bedeckt sind, liegen im Erdgeschoß. — Beim Diner, in der Abendstunde, war Darwin der liebenswürdigste Wirth, den man sich denken kann. Eine ungezwungene Heiterkeit belebte die Tischgesellschaft und man konnte ihn dann Anekdoten aus dem Thierleben und andere unterhaltende Dinge über seine Lieblinge erzählen hören. Nach dem Essen versammelte man sich im Salon, der eher ein Saal genannt werden konnte. Dieser ist mit Allem versehen, was den verschiedenen Geschmacksrichtungen der Anwesenden zur Unterhaltung dienen und ihr Interesse erwecken kann. Darwin zeigte der Schreiberin dieses ein kolossales Album, das er zu seinem siebenzigsten Geburtstage erhalten hatte. Es enthält die photographischen Porträts einer großen Anzahl von deutschen Gelehrten, seinen begeisterten Verehrern. Auf losen Blättern, die dem Album als Anhang beigefügt sind, ist die meist in Versen geschriebene Widmung jedes einzelnen der Geber zu lesen. Zuweilen setzte sich auch Mrs. Darwin, die eine gute Klavierspielerin ist, an den Flügel und forderte auf diese Weise einen musikalischen Gast zum Spiel oder Gesang auf.

Das Studirzimmer Darwin's liegt über einer Treppe und ist ein großer, schöner Raum. Ein ungeheures Mikroskop dominirt den in der Mitte des Zimmers stehenden Tisch, wie überhaupt ein Blick den Eintretenden überzeugen konnte, daß er sich in einem dem unermüdlichen Schaffen gewidmeten Raume befinde.

Ploen.

(Hiezu das Bild S. 681.)

Wer von Altona aus mit dem Dampfroß nach Norden eilt, gelangt bald hinter Pinneberg, einer der Sommervilleggiaturen der Hamburger, in eine einförmige, reizlose Gegend. Noch schweift wohl anfangs der Blick des Reisenden hie und da westwärts nach der Marsch hinüber, hinter welcher die Elbe ihre stolze Bahn zieht; bald aber wendet sich der Zug dem schleswig-holsteinischen Mittelrücken zu, auf dem er seine trostlose Fahrt fortsetzt bis über die jütische Grenze. Wenige und kleine Dörfer, zerstreute Gehöfte, darunter zuweilen ein Herrenhaus, Aecker und Wiesen, Knicks und Alleen, Moor- und Haideland, dort in der Ferne ein den Horizont begrenzender Wald: das ist der Charakter der einförmigen Gegend. So erreichen wir den fröhlich emporblühenden Mittelpunkt Holsteins, das fabrik- und gewerbreiche Neumünster, wo wir die Hauptbahn verlassen. Hinter der Station Ascheberg breitet sich vor dem Auge des freudig überraschten Reisenden die glitzernde Fläche eines wald- und höhenbekränzten Sees aus, die allerdings durch Anhöhen, welche der Zug durchschneidet, von Zeit zu Zeit wieder verdeckt wird, bald aber, nachdem das hochbeschattete Thor eines prächtigen Parkes passirt ist, dem entzückten Beschauer frei und offen entgegenlacht. Und siehe, da liegen sie vor uns, die Wahrzeichen der Gegend auf Meilen in der Runde, der schlanke spitze Kirchthurm und das doppelthürmige Schloß: wir sind in Ploen.

In dem Diadem von Bergen, Wäldern und Seen, welches, bisher allgemein unter dem Namen „uralisch-baltischer Landrücken“ bekannt, die deutsche Ostseeküste von Danzig bis nach Hadersleben umsäumt, ist Ploen und seine Umgebung vielleicht der schönste Edelstein. Alle die landschaftlichen Reize jenes Höhenzuges finden sich hier im östlichen Holstein auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume vereinigt.

Inmitten all' der Herrlichkeiten liegt, zum größten Theil auf einer schmalen Landenge zwischen dem großen und kleinen Ploener See, insofern allerdings ein nordisches Interlaken, das kleine Städtchen, dessen Bild dem freundlichen Leser in dieser Nummer vorgeführt wird. Ploen gehört zu den ältesten Ortschaften des Landes, wir bleiben aber, statt uns in die graue Vergangenheit zu versenken, in der frischen, grünen Gegenwart, und wo lachte uns dieselbe wohl freundlicher als hier bei Ploen in der Frühlingszeit?

Mit dem ersten Morgenstrahle betreten wir jenen Hügel, der uns nach Südwest den herrlichen Anblick bietet, welchen unser Hauptbild darstellt. In vollen Zügen genießen wir der thaufrischen, sonnigen Frühe. Noch trägt der Ascheberg den Morgenschleier, in duftiger Bläue dämmern Gremsmühlens Höhen, weit glitzert der See, und freundlich grüßt Bosaus Kirchlein aus der hellen Ferne. Zu unseren Füßen dampft das Thal, zu Häupten singt die Lerche uns ihr schmetternd Lied. Und dort liegt Ploen im Maiengrün, umwogt von der Flut des Morgenlichtes, blinkende Wellen küssen den Saum seines Gewandes. Eine schimmernde Feste ragt das Schloß, und seines Mantels Schleppe beginnt zu grünen in viel tausend schwellenden, springenden Knospen. Ein entzückendes Bild! Aber bei Weitem nicht das einzige von solcher Schönheit. Man mag hinaustreten aus der Stadt, wo man will, die Anhöhe hier oder jene dort besteigen, am Ufer der Seen entlang wandeln oder in das geheimnißvolle Waldesdunkel tauchen, überall reizvolle Abwechslung und neue Schönheiten. Der Freund von Rund- und Fernsichten überschaut von den Schloßthürmen aus — sie sammt dem Schlosse und der schlanke spitze Kirchthurm sind die Wahrzeichen der Gegend auf Meilen in der Runde — den größten Theil des östlichen Holsteins. Es mag wenige Erziehungsanstalten in der Welt geben (denn das Schloß dient seit 1867 den Zwecken des Kadettenkorps), welche einer so herrlichen Lage sich zu erfreuen haben, und von den vielen hundert preußischen Offizieren, die hier den Grund zu ihrer Ausbildung legten, denkt wohl keiner, wenigstens soweit es die Gegend angeht, mit anderen Gefühlen als denen der Freude an Ploen zurück. Uebrigens besteht der charakteristische Reiz dieser Gegend nicht in solchen Fernsichten, sondern der liegt in der reichen Fülle kleinerer Landschaftsbilder von entzückender Lieblichkeit, wie deren einige, wenn auch leider nur wenige, auf unserer Illustration Platz finden konnten. Es ist unmöglich, hier auch nur oberflächlich eine Reihe derselben zu schildern. So viel ist gewiß: der Blick auf Ploen von der halben Höhe des Lange'schen Berges, also der mittlere Theil unseres Hauptbildes, oder der vom großen See her auf Schloß und Stadt (das Mittelbild rechts) oder gar die Ansicht von der Rott'schen Gärtnerei und Badeanstalt aus, das sind Bilder, die an Anmuth der Formen und Linien, an Schönheit der Gruppirung und Farben von keiner Landschaft übertroffen werden, ja die geradezu Kunstwerke genannt werden müssen.

Aus dem Gesagten und unserer Illustration wird hervorgehen, daß gerade Ploen für einen Sommeraufenthalt sich ganz besonders eignet. Abgesehen von dem prächtigen, zwischen beiden Seen gelegenen Schloßpark bietet die Stadt selbst und die nächste Umgebung eine reiche Fülle wenig anstrengender, aber außerordentlich lohnender Spaziergänge. Natürlich findet auch der Badefreund, der Angler, der Ruderer und Segler vollauf seine Rechnung. Vorzüglich aber ist auch unsere Stadt Solchen als Operationsbasis zu empfehlen, die das ganze östliche Holstein kennen lernen wollen. Ascheberg und Nehmten mit ihren herrlichen Parks, Bosau mit der ältesten Kirche des Landes, das liebliche, stille Eutin, das idyllische Gremsmühlen mit Malente, dem Schauplatz der Voß'schen „Luise“, der melancholische Ugleisen, der Bungsberg und der Hessenstein, der Selenter See mit der Blomenburg, Preetz und die fruchtbare Propstei, das herrliche Schwentinethal bis zum Kieler Hafen und der letztere selbst — Alles ist in halb- oder eintägigen Touren zu erreichen. Und kehrt man zurück von solchen Ausflügen, so findet man ein warmes, gemüthliches Nest vor, über welches selbst wir jetzt zum Schluß noch ein paar Worte sagen wollen.

Ploen hat etwas mehr als 3000 Einwohner, ist aber mit nichten die kleinste unter den Städten des Landes, wenn man das geistige Leben unter den Menschen höher schätzt als ihre Zahl. Graf Adelbert Baudissin in seinem „Schleswig-Holstein“ findet allerdings das Städtchen, dessen wundervolle Lage er nicht genug rühmen kann, so „unermeßlich langweilig“, daß er absolut nicht begreift, wie es möglich sei, es darin auszuhalten. Dieß Urtheil ist heutzutage unzutreffend, wie schon ein Blick in's Konversationslexikon und auf die Eisenbahnkarte zeigen kann. Der Schreiber dieser Zeilen (beiläufig bemerkt, kein Schleswig-Holsteiner, sondern ein Altpreuße) kann wenigstens nicht finden, daß in Ploen mehr „geklönt“ würde, als irgend sonstwo im deutschen Reiche, und die bekannte Klausel im Dienstkontrakt, anderwärts auf Lachs angewendet, daß man sich ein häufigeres als zwei- oder dreimaliges Vorsetzen von Aal in der Woche nicht gefallen zu lassen brauche, ist schon längst gegenstandslos geworden. Wohl werden die seit Jahrhunderten berühmten Ploener Aale, ebenso wie Barsche, Brachsen, Schleie und Hechte, noch in großen Massen gefangen, aber die lieben Ploener bekommen das Wenigste davon zu schmecken: den Löwenantheil nehmen die großen Nachbarstädte, vor allen Hamburg-Altona, für sich in Anspruch; ja bis nach Mittel-, sogar Süddeutschland werden die wohlschmeckenden Fische versendet. Dadurch braucht sich jedoch Niemand von einem Besuche unseres Städtchens abschrecken zu lassen: für die Fremden behält der Ploener immer noch das Beste zurück. Und so schließen wir denn mit dem Wunsche, daß in diesem und allen künftigen Jahren recht Viele ihre Schritte, sei es zu einem kürzeren oder längeren Aufenthalte, hieher lenken möchten. Keiner wird, das hoffen wir zuversichtlich, ohne das aufrichtige Gefühl wehmüthigen Bedauerns scheiden von dem östlichen Holstein und dessen schönster Perle, unserem Ploen.

R. Macke.

Lotterieziehungen im Monat Juni.

Am 1. Oesterreichische-100-Gulden-Loose vom Jahre 1864, höchster Preis 200,000, niedrigster 200 fl., zahlbar am 1. September 1882 (83. Ziehung). — Kurhessische 40-Thaler-Loose vom Jahre 1845, Prämienziehung am 1. Juli 1882. — Türkische 400-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1869, höchster Preis 300,000, niedrigster 400 Fr. (74. Ziehung). — Gothaer 5 % Prämienpfandbriefe à 100 Thlr. vom Jahre 1870, Prämienziehung am 1. Oktober 1882. — Badische 100-Thaler-Loose à 4 % vom Jahre 1867, höchster Preis 100,000, niedrigster 100 Thlr., zahlbar am 1. August 1882 (15. Ziehung). — Stadt Antwerpen 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1867, höchster Preis 30,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. September 1882 (46. Ziehung). — Stadt Triest 100-Gulden-Loose à 4½ % vom Jahre 1855, höchster Preis 20,000, niedrigster 100 fl., zahlbar am 8. Juni 1882 (27. Ziehung). — Köln-Mindener Eisenbahn-100-Thaler-Loose à 3½ % vom Jahre 1870, Prämienziehung am 1. August 1882. — Amsterdamer Industriepalast 2½-Gulden-Loose vom Jahre 1869, jedes Loos 3 fl., zahlbar am 2. Juni 1882 (14. Ziehung). — Stadt Neapel 150-Franken-Loose à 4⅔ % vom Jahre 1868, höchster Preis 20,000, niedrigster 150 Fr., zahlbar am 1. November 1882 (42. Ziehung). — Am 5. Stadt Gent 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1880, höchster Preis 10,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 15. Juni 1882 (8. Ziehung). — Am 10. Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1872, höchster Preis 25,000, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. April 1883 (57. Ziehung). — Am 15. Stadt Paris 500-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1865, höchster Preis 150,000, niedrigster 500 Fr., zahlbar am 1. August 1882 (68. Ziehung). — Ansbach-Gunzenhausen Eisenbahn-7-Gulden-Loose vom Jahre 1857, höchster Preis 14,000, niedrigster 10 fl., zahlbar am 15. Dezember 1882 (51. Ziehung). — Stadt Ofen 40-Gulden-Loose vom Jahre 1859, höchster Preis 20,000, niedrigster 60 fl., zahlbar am 15. Dezember 1882 (29. Ziehung). — Stadt Lüttich 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1879, höchster Preis 10,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. Oktober 1882 (9. Ziehung). — Oesterreichische Bodenkreditanstalt 100-Gulden-Prämienpfandbriefe à 3 % vom Jahre 1880, 500 Stück, jedes Loos à 100 fl., zahlbar am 1. Dezember 1882 (9. Ziehung). — Oesterreichische Bodenkreditanstalt 100-Gulden-Prämienpfandbriefe à 3 % vom Jahre 1880, 4 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 1000 fl., zahlbar am 1. Dezember 1882 (9. Ziehung). — Suezkanal 500-Franken-Loose à 5 % vom Jahre 1867, höchster Preis 150,000, niedrigster 500 Fr., zahlbar am 1. Juli 1882 (56. Ziehung). — Am 25. Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1879, höchster Preis 100,000, niedrigster 150 Fr., zahlbar am 15. Juni 1883 (19. Ziehung). — Am 30. Stadt Venedig 30-Franken-Loose vom Jahre 1869, höchster Preis 25,000, niedrigster 30 Fr., zahlbar am 1. November 1882 (44. Ziehung). — Badische 35-Gulden-Loose vom Jahre 1845, höchster Preis 1000, niedrigster 61 fl., zahlbar am 1. Oktober 1882 (146. Ziehung).

ASTRONOMIE

Juni 1882.

Ende des Monats Mai und Anfangs Juni wird der nördliche Theil des Himmels Gegenstand vielfacher Betrachtung sein, da sich dort voraussichtlich ein Komet von seltener Pracht zeigen wird. Die Figur zeigt den Nordhimmel, wie er im Juni ungefähr 9 Uhr Abends erscheint, wenn man gegen Norden hin sieht; in der Höhe um das Zenith der große Bär mit den bekannten sieben Sternen und dazu noch neun Sternen dritter Größe, links ein Theil des Sternbilds des großen Löwen, worin α oder Regulus ein Stern erster Größe ist. Wenn man die zwei Sterne β und α im Bären verbindet und die Linie auf das Vier- bis Fünffache verlängert, so trifft man den Polarstern, α im kleinen Bären, der außerdem noch einen Stern zweiter und einen dritter Größe enthält. Zwischen beiden Bären und noch weiter nach rechts zieht sich das Sternbild des Drachen mit acht Sternen dritter und einem zweiter Größe hin. Unter dem letzten ist das Bild des Cepheus mit fünf Sternen dritter Größe. In ihm stand der Komet am 8. Mai; wieder weiter unten, nahe dem Horizont, ist die Cassiopeja mit drei Sternen zweiter und zwei dritter Größe. In der Nähe der letzten ist der Komet Mitte Mai. Dieser geht nun zwischen den uns von früher bekannten Bildern des Perseus (rechts unten sind noch zwei Sterne zweiter Größe der Andromeda zu sehen) und des Fuhrmanns hindurch zum Sternbild des Stiers. Dort kreuzt die Kometenbahn die Sonnenbahn am 9. Juni (die drei Ringe mit Punkt in der Mitte geben die Lage der Sonne am 7., 10. und 13. Juni), der Komet geht einige Sonnenbreiten südlich der Sonne vorüber und ist dann nur noch 800,000 Meilen oder acht Sonnenhalbmesser vom Sonnenmittelpunkt entfernt. Wegen dieser großen Annäherung ist zu erwarten, daß die Entwicklung des Schweifes eine sehr beträchtliche werden wird. Die Bahn biegt dann um, geht südlich vom Sternbild der Zwillinge vorüber und nähert sich dem Aequator. Beinahe den ganzen Monat Mai geht der Komet nicht unter, ist also die ganze Nacht zu beobachten.

Die Venus geht vom Sternbild der Zwillinge im Juni bis halbwegs zu Regulus und ist als Abendstern zu sehen; Mars ist den ganzen Monat in der Nähe des Regulus, Jupiter und Saturn gehen vor der Sonne unter.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Schachbriefwechsel.

Zur Aufgabe Nro. 171. Außer der sehr fein intendirten Lösung des berühmten Autors mit 1) K. H 8 — G 8 läßt dieselbe eine zweite zu, welche mit 1) S. C 3 — A 4 † beginnt. Auf letztere haben uns die Herren Dr. G. in G. und L. in Bremerhafen aufmerksam gemacht. — Hrn. E. H. in Hamburg; v. Z. in Boitzenburg; J. B. in Hedewigenkoog; W. B. in Prag und mehreren Herren-Korrespondenten. Dagegen führt 1) L. F 7 — G 6 nicht zum Ziel, weil S. H 3 n. F 4 geschieht. Auf 2) D. B 2 — F 2 † folgt dann K. D 4 — E 5 oder auf 2) S. C 3 — E 2 †, K. D 4 — D 5. — A. R. (Schachklub) in Grünstadt. Ueber Nro. 171 siehe vorher. Aufgabe wird geprüft werden. Freundlichen Gruß. — E. O. in Hannover. In Nro. 171 würde auf 1) D. B 2 — D 2, C 6 — C 5; 2) S. F 1 — H 2, S. H 3 — G 5 das Matt hindern. — O. T. in Hamburg. Auf 1) L. F 7 — H 5 folgt S. H 3 n. F 4, worauf nach 2) S. C 3 — E 2 † im nächsten Zuge kein Matt erzwungen wird.

Hrn. Hauptm. v. L. in Ludwigslust; A. H. in Fürth; L. in Bremen. In Nro. 172 geschieht nach 1) T. A 5 — D 5, F 6 — F 5 und nach 2) S. D 6 — E 4 hindert L. F 7 — E 8 das Matt. — B. S. A. in Harburg. Auf 1) S. D 6 — B 7 folgt z. B. L. F 7 — G 8. — M. (Café Pöll) in Graz. Nro. 173 R. — Fr. H. in München. Wir bitten um gefällige Angabe Ihrer Adresse. Nro. 173 R. — E. M. in Gelsenkirchen. Aufgabe erhalten.

Aufgabe Nro. 179.

Von G. C. Carpenter.

Schwarz.

A B C D E F G H

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 174:

Weiß.	Schwarz.
1) S. F 4 — E 2. Es droht S. D 7 — C 5 † und S. E 2 — D 4 Matt.	1) L. D 3 n. E 2.
2) D. G 3 n. F 3 †	2) K. E 4 oder L. E 2 n. F 3.
3) L. B 3 — D 5 oder — C 2 Matt.	
A)	
1)	1) F 3 n. E 2.
2) D. G 3 n. D 3 †	2) K. E 4 n. D 3.
3) S. D 7 — C 5 Matt.	

Auf 1) . . . 1) L. H 6 — E 3; 2) S. E 2 — D 4 ꝛc.; auf 1) . . . 1) S. G 4 n. F 2; 2) S. D 7 — C 5 † ꝛc.; auf 1) . . . 1) T. G 6 — C 6; 2) D. G 3 n. F 4 †, H 5 n. G 4; 3) S. E 2 — G 3 Matt

Kartenspiele.

(Redigirt von A. Hertefeld.)

Spiel-Briefwechsel.

B. Henrich in Höchst. ad 1 richtig, ad 2 dürfte an den Handkarten des Spielers keine Veränderung gemacht werden. Mit diesen Karten, die er kennt, hat er das Spiel entrirt, mit denselben Karten muß er gewinnen oder verlieren.

Ohne Namen aus Berlin. Durch ein Malheur erschienen drei gestrichene Karten.

Frhr. v. Stn. in Berlin. Lösung richtig! Für Zusendung besten Dank. Wird benützt.

Fritz, stud., in Kiel. Sie haben Recht — sehr ärgerlich! Solche kleine Versehen muß man mit Geduld tragen.

Hippopotamus in Hamburg. Alles sehr scharfsinnig! — So war aber die Aufgabe nicht gestellt.

J. F. in Siegen. Besten Dank. Wird gebracht. Lösung richtig.

Cand. med. R. L. in Helmstädt. Ihre Lösungen sind richtig. Worauf hin soll der dritte Spieler Revolution ansagen? Auf seine Schellen-Force hin? Das wäre doch leichtsinnig.

P. M. Itschert, cand. jur., in Ballendar. Besten Dank. Aufgabe wird gebracht. Lösung richtig.

Hrn. G. R. E....bach in Pulsnitz. Wenn vier Roth in der Vorhand sitzen, ist das Spiel herum, wenn überhaupt Roth gebracht wird. Die Zehne auszuspielen, war nicht einmal nöthig und so riskirt, daß man an gute Augen glauben muß. Wenn Sie aber den dritten Spieler auf's Eis führen wollten, so mußten Sie erstens nicht Eichel-Wenzel, sondern grünen Ober, hierauf Schellen-Wenzel spielen, dann hätten Sie sicher eines der Asse bekommen; zweitens durften Sie nicht Roth-Acht, sondern Sie mußten, um den Gegner irre zu führen, Roth-Ober spielen. Auf die Achte fällt Keiner herein, das war sehr unpolitisch. Besten Dank! Wir werden die Aufgabe verwenden. Ihre Lösung richtig.

Heinrich Grimm. Lösung richtig! Besten Dank. Deutsche Karten müssen besonders geschnitten werden. Dieselben sind in Arbeit.

Hrn. Cornils in Meldorf. Richtig! Bitte um Auflösung!

Alter Skatspieler in der Post zu Römhild. Richtig. Besten Dank. Wird benützt, allein etwas Geduld.

H. L., cand. jur., in Sch. bei Annaburg. Besten Dank! Erster Theil der Lösung richtig.

Hrn. Revierförster Michaelis. Sehr richtig! Dießmal hat aber der Setzerteufel falsch gezählt. Lösung richtig! Besten Dank für Zusendung, wird benützt.

R. H. in F. Ihre Lösung stimmt. Besten Dank für gütige Zusendung. Wir werden die Aufgabe benützen und aus derselben Nutzanwendung ziehen.

A. Hitschf... in Frankf. a. d. O. Lösung richtig. Zusendung stets erwünscht.

H. Jentzr... in Leipzig. Lösung ist richtig, nicht aber Ihre Eventualität, diese beruht auf demselben Fehler, der Ihnen den Grand verlieren ließ. Besten Dank!

Julius Haberland in Brandenburg. Besten Dank! Die Aufgabe bildet die Grundregel des Grand und ist von uns bereits für die nächste Zeit geplant. Versuchen Sie es mit anderen Aufgaben.

W. Hinckb. in Altenbruch. Sie haben die Aufgabe wohl nicht zu Ende gelesen? Die von Ihnen zur Richtigstellung angegebenen Karten sind gerade die falschen, mit denen die Lösung unmöglich ist.

St—w in Oderberg. Der erste Theil der Lösung ist richtig, der zweite Theil nicht. Spieler ist nicht in Vorhand. Zusendung wird benützt.

F. Löwenstein in Berlin. Wie viel Atout-Zehnen haben Sie denn? Sie stechen mit derselben Karte zweimal.

E. W. in Ovelgönne. Besten Dank für die Zusendung. Lösung ist richtig!

Hrn. Emil Reimann. Lösung richtig. Kommen Sie nur erst auf den Geschmack, so wird das Interesse noch wachsen.

Hrn. A. Weber in Lipine o. S. So spielt kein guter Spieler.

Hrn. Karl Heil in Soerabaja, Java. Ihre Postkarte kam derart beschädigt hier an, daß es unmöglich war, zu ergründen, welche Aufgabe Sie meinten. Ein ganzes Drittel der Karte war mit der Marke aus Java von einem internationalen Briefmarken-Marder abgerissen. Die Beschädigung war als fait accompli amtlich vermerkt. Ohne Ihre Stampiglie wäre der Absender nicht zu eruiren gewesen.

Moritz (unleserlich) in Breslau. Skat-Lösung richtig, nicht aber Piquet.

Abonnent A. W. in Gera. Lösung richtig. Wir bitten um die Lösung Ihrer Aufgabe.

Richtige Lösungen sandten ein: J. Hoffmann in Berlin. Feodor Richter in Helmstädt. Muttel's Skattisch in Liegnitz. C. Z. in Frankf. a. d. O. G. M. Cr. in Gohlis. Max A. in Leipzig. Heinrich Schramm in Haiger.

Rösselsprung Nro. 11.

des	blü-	ge-	glei-	den-	glei-	und	fer-
schach-	das	aus	pel-	gleich	ne	er-	det
te	sprin-	che	bie-	ches	run-	der	gleich
fügt	gern	dop-	che	in	ne	fin-	ten
gers	zur	te	sich	de	sich	ge-	in
en-	an's	rei-	nen	ger-	he	wei-	de
ver-	räth-	che	auch	zum	auf	der	sellt
glei-	auf	schlung'-	sel-	nä-	sich	bun-	dem

Auflösung des Rösselsprungs Nro. 9:

Mit Blut und mit Eisen, so hast du gesagt;
Mit Blut und mit Eisen hast du's gewagt;
Mit Blut und mit Eisen ist dir's geglückt,
Da hast du den Mainstrom kühn überbrückt.
Mit Blut und mit Eisen hast du gebannt
Den Franzmann so fest in's fränkische Land.
Mit Blut und auch mit Eisen zugleich
Hast du aufgerichtet das deutsche Reich.
Drum preist dich auch mit Alt und Jung,
Fürst Bismarck, dieser Rösselsprung.

Charade.

Die ersten Zwei sind deiner Schritte Schirm und Schutz.
Gib Acht, daß nicht zur Neige du sie leerest!
Die gute Art, das Wort du sonst verkehrest
Und faselst jene Beiden, dir zum Schimpf und Trutz.
Doch fügest du dich ihrem Drucke mit Geduld,
So bist du, ach! der Eitelkeit das Dritte.
Die Drei vereint erlösen deine Schritte;
Drum greife zu, sonst trifft dich selbst die Schuld.

Auflösung des Zifferräthsels in Nro. 32:

Kreis	Lazareth
Alarich	Meise
Iti	Darm
Seele	Eremit
Eismeer	Raserei
Reis	Erde
Weide	Radiesz
Ismid	Seidel
Leder	Trüffel
Halle	Emma.
Eider	

Kaiser Wilhelm der Erste allzeit Mehrer des Reichs.

1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.	11.	12.	13.	14.	15.	16.
l.	h.	e.	m.	d.	r.	s.	t.	a.	z.	i.	ch.	w.	k.	ü.	f.

Bilderräthsel 34.

Auflösung des Bilderräthsels 32:

Die helle Sonne leuchtet
Auf's weite Meer hernieder,
Und alle Wellen zittern
Von ihrem Glanze wieder.

Du spiegelst dich wie die Sonne
Im Meere meiner Lieder,
Sie alle glühn und zittern
In deinem Glanze wieder.

Fr. Bodenstedt.

Briefmappe.

Hrn. F. W. in Crefeld. Wir freuen uns, daß Ihre Anfrage: ob eine illustr. Prachtausgabe von Goethe zu erwarten sei, mit dem ersten Hefte, das die Deutsche Verlags-Anstalt eben ausgibt, zusammentrifft. Anzengruber's Gesammelte Dorfgeschichten sind Leipzig 1879 erschienen.

Hrn. E. St. P. in S. Der Gedanke, daß Ihre Knaben gerne mit deutschen Knaben korrespondiren möchten, um sich im Deutschen zu üben, wogegen die deutschen den Vortheil hätten, sich im Französischen zu üben, ist recht hübsch und gerne veröffentlichen wir ihre Adresse: Paul Larguier et Louis Lombard chez Mr. St. Paul, Pasteur, Sommières, Gard, France.

Frl. C. W. in D. Das ist Schwindel: lassen Sie sich nicht bethören.

Hrn. Apoth. B. in Z. Von verschiedenen Seiten kam uns die Mittheilung zu, daß „Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft" von Schleiermacher, nicht von Saphir sei. Wurzbach schreibt das Wort Grillparzer zu. Büchmann läßt es ungewiß.

Hrn. A. B. in Leipz. Stahlstiche von Stockflecken zu reinigen, lege man das Bild auf eine Glasplatte, welche einige Zoll größer als dasselbe ist, und gieße gleichmäßig, etwa eine Linie hoch, reines destillirtes Wasser darauf, lasse mehrere Stunden stehen, gieße es dann ab und neues darauf und wiederhole dieß mehrere Male. Dann lasse man gut abtropfen und gieße nun ebenso recht gutes Eau de Javelle darauf, welches aber höchstens nur $^3/_4$ Stunde einwirken darf. Dann spüle man wieder mit destillirtem Wasser nach und wiederhole nach Bedürfniß das Begießen mit Eau de Javelle. Schließlich spüle man mit einer sehr verdünnten Auflösung von unterschwefligsaurem Natron und zuletzt mit sehr viel reinem Wasser nach. Nun stelle man die Glasplatte senkrecht auf Löschpapier und lasse das Bild langsam und vollständig trocknen. Daß dazu einiges Geschick und Vorsicht gehört, damit das Bild sich nicht von der Glasplatte hebe oder gar herabgespült werde, versteht sich von selbst.

Hrn. O. St. in E. Das hält schwer, weil die Zahl der Ue. Legion ist. Sie müssen sich mit einem bestimmten Werke an einen Verleger wenden oder im Buchhändlerbörsenblatt durch einen Buchhändler inseriren lassen.

Frl. Minna Mr. in H. In fast jeder Nummer unserer Briefmappe finden Sie das Mittel angegeben.

Hrn. O. B. in Köln. Das Bandoneon ist eine Ziehharmonika besserer Art: ob Ihnen das genügt und Ihnen nicht zu sentimental ist? Zither wäre doch immer noch geeigneter.

Abonn., der sich für den Briefkasten interessirt, G. L. Das ist eine öfter schon vorgekommene und beobachtete Erscheinung — es sind sogenannte Sinnestäuschungen.

Langj. Abonnentin in T. Ziff. angenommen.

Neugierige in Sch. T. Wir können Ihnen leider kein Mittel an die Hand geben, das dauernd, d. h. über ein paar Stunden helfen würde. Diese Naturanlage kann eben nicht aufgehoben werden. Ist es denn eine gar so schlimme Sache? Wir glauben nicht. Ebensowenig als wir begreifen können, daß Sie sich über Ihre braunen Haare beklagen: Sie haben sich viel leichter zu kleiden und zu schmücken, als eine Blondine, und es gibt doch genug Männer, die das Braune dem Blonden vorziehen. Und schön sind Sie gewiß!

Hrn. C. F. B. in Messina. Das österreichische Offiziersbegrüßungswort Tschau stammt natürlich von Schiavo (Servus), nicht von Chiavo. Ihr Namensvetter hatte auch so geschrieben.

Hrn. Notar Z. in F. Versuchen Sie es mit den waschbaren Schwammeinlagesohlen von A. Wagner, Berlin O., Wallnertheaterstr. 12, einer neuen, wie uns scheint, recht nützlichen Erfindung. Zwischen Leinwandblätter sind Abfälle von Badeschwamm eingenäht. Es geht sich sehr angenehm auf diesen Einlagen, der Fuß ist warm und trocken verwahrt. Schweißfüßigen besonders zu empfehlen.

Varia. Rothschild's Taschenbuch für Kaufleute. Leipz., O. Spamer. — Regensburg und Gießen.

Hrn. E. F. in Düsseldorf. Das ist allerdings Charakteranlage und verschwindet oft in späterem Alter.

O. Weh am Ostseestrand. Ottilie bedeutet die Glückliche, Häusliche; Rudolph, der Rathgeber.

S. in Barmen. P. P., praetermissis praemittendis, d. h. mit Auslassung der voranzustellenden Titel, oder auch praemissis p., nach Vorausendung der ꝛc., was dasselbe ist.

Hrn. Apoth. F. in A. (Bras.) Adressen aller Länder, die gesammte chemische Industrie und verwandte Zweige betreffend, kann Ihnen die Chemiker-Zeitung in Köthen, Red. Dr. G. Krause, verschaffen.

Hrn. Dr. E. T. in W. Wir können Ihnen leider die Adresse der schönen Nordländerin nicht verschaffen.

Hrn. A. St. in W. Ein Buch über das G. gibt es nicht. Dagegen wird Ihnen jedes Handbuch der Mnemotechnik (Reventlow u. A.) nützliche Dienste leisten.

Hrn. J. B. in Paris. Es hilft Sie nichts. Das muß Alles nachgeholt werden. Wenden Sie sich an das Militär.-liter. Bureau von Pavel in Berlin.

Gänseblümchen in Z. Sie können es so gestalten, wie Sie es wünschen. Das ist eine bedenkliche Frage. Wollen Sie denn Ihren künftigen Mann tyrannisiren?

Frl. M. A. in Gosl. Wir haben das Buch früher besprochen: es enthält die neuesten Gedichte unserer hervorragenden Lyriker; für den speziellen Zweck dürfte es sich aber weniger eignen.

Hrn. Jg. Schw. Wenn Sie unter Chromsäure für Zinkkohlenelemente die zu letzteren erforderliche Flüssigkeit verstehen, dann kann Ihnen nachstehende Vorschrift dienen: Sie nehmen 40 Gramm doppelt chromsaures Kali, lösen dasselbe in $^1/_2$ Liter destillirtem Wasser (oder Regenwasser), setzen 20 Gramm Schwefelsäure hinzu und mischen das Ganze gut durch. Das Glas muß bis Dreiviertel gefüllt werden. Das chromsaure Salz beziehen Sie von jeder Apotheke.

Hrn. E. B. in W. Der Uebersetzer des Sergius Panin macht für die Wahl des Namens geltend, daß es im Original Serge Panine heißt und der Autor als Franzose damit einen Namen für seinen polnischen Fürsten ausgeheckt habe, der unbezweifelt russisch klingt. Auf Deutsch könne man nun diesen Russen oder Polen nicht wohl französisch aussprechen und sei deßhalb Sergius zu benamsen. Das stumme e am Ende des Eigennamens diene dazu, daß er nicht Panin mit nasalem Auslaut ausgesprochen werde.

Hrn. E. F. K. in B. Der Inhaber jenes Instituts hatte sich in letzter Zeit vor Gericht zu verantworten. Wir kennen ein Anderes nicht.

Hrn. B. J. in K. Ob H. sich noch damit beschäftigt, wissen wir nicht, wohl aber beurtheilt Handschriften der k. bayer. Bahnoffizial Sittl in München.

Hrn. Mal. E. B. in München. Sie fragen, welcher Dichter oder Gelehrte einsam und verlassen an seinem Arbeitstisch gestorben. Das eine oder das andere der Zeitwörter will auf die nicht passen, die uns beigefallen.

Emma in Leobsch. Die reizenden Vogel-Idyllen von Giacomelli sind schon vorige Weihnachten in Buchform erschienen und ist der stattliche Prachtband mit Goldschnitt für den sehr mäßigen Preis von 10 ℳ durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Frl. N. N. in K. Wenden Sie sich an die Association of german governesses in England, 16 Wyndham Place, London W.

Hrn. H. A. S. Wenn Sie das Abiturientenexamen machen können, wird es genügen.

Else. Besten Dank. Wie Sie gesehen, bereits erledigt.

X. in B. Die Halsbänder für Hunde (Nro. 28, S. 566) sind vom Erfinder, John W. Ricker, Chelsea Mass., Ver. St., zu beziehen; die in gleicher Weise wirkenden von der chem. Fabrik Falkenberg in Grünau bei Berlin.

Hrn. E. v. St. in H. Wir werden bei der ersten Aufführung gerne davon sprechen.

Hrn. Steuerr. D. in B. Weßhalb 1867 in Bayern Thaler geprägt wurden mit dem Bildniß Ludwig II. und auf der Rückseite mit Maria und dem Jesuskinde, umrahmt von Patrona Bavariae, weiß vielleicht ein Numismatiker unter unseren Lesern.

Hrn. G. C. W. in B. Die Biographie der Ziegler brachten wir 1869 in Nro. 41.

Sprachbeflissener aus H. Du bist wohlerzogen, drum bleib' ich dir gewogen.

Hrn. C. M. in Schwerin. Sander, Sprüchwörterlexikon. Büchmann's Geflügelte Worte.

Hrn. Robert Rodrigue in H. Nein, es ist nicht nöthig, daß Sie um des Herrn willen zuerst Besuch machen. Die Dame wird Sie schon vorstellen und das genügt.

Hrn. J. K. in Köln. Liszt's ungarische Rhapsodieen, namentlich die zweite, stehen in der allgemeinen Achtung und Werthschätzung so fest, daß eine Betrittelung derselben mindestens als überflüssig erscheinen muß.

Hrn. E. B. in Kirschs. Bleistiftzeichnungen schützt man, indem man weißes Wachs schabt, mit rektifizirtem Terpentinöl aufweicht, und die weiche Masse ähnlich wie Politur durch leichtes Reiben auf der betreffenden Zeichnung vertheilt.

Hrn. A. M. in München. Schreiben und Lesen unserer Tonschrift, sowie die Kenntniß der Tonleitern und Hauptakkorde finden Sie sehr praktisch gelehrt in der neuen „Notenfibel“ von O. Tiersch (Berlin, Oppenheim). Auch ist bei Joh. André, Offenbach a. M., ein „Notenlotto“ erschienen und so kann man also auch spielend die Kenntniß der Noten sich aneignen.

Hrn. S. G. in Prag. Händel's 16 Klaviersuiten sind in neuer Bearbeitung von W. Krüger bei Zumsteeg in Stuttgart erschienen — ein höchst zeitgemäßes und wohlgelungenes Werk, wodurch jene prächtigen Stücke zu neuem Leben erweckt wurden.

Hrn. J. B. in S. Die Notenbeispiele zu der Musikgeschichte von Ambros (Leipzig, Leuckart) sind nunmehr komplet. Sie umfassen 35 Tonsetzer des 16. und 17. Jahrhunderts mit 84 Tonstücken und repräsentiren einen werthvollen Schatz mittelalterlicher Vokalmusik.

Hrn. Dr. G. in E. Warten Sie auf die demnächst erscheinende Auflage von Kiepert's ausgezeichnetem „Atlas antiquus“ in 12 Karten (Berlin, Dietrich Reimer).

Hrn. v. O. in Mysore (Indien). Die Expedition unseres Blattes will Ihnen gern unser Journal wöchentlich direkt unter Kreuzband übersenden. An Abonnementspreis nebst Frankatur ꝛc. hätten Sie pro Jahrgang ℳ 20. — vorauszubezahlen. Bei einem Domizilwechsel wollen Sie die neue Adresse dann rechtzeitig aufgeben. Zahlung am einfachsten durch Anweisung auf ein deutsches Bankhaus.

Sin. α + cos. β. Sie haben keinen Verstoß begangen, namentlich da beide Mütter dabei waren.

Langj. Leser in Am. (Schweiz). Betreffs der beiden Bücher kann Ihnen das „Schweizer Antiquariat“ in Zürich Auskunft geben. — Im Othello von Hauff höchst wahrscheinlich.

Amor. Ihr Herz scheint Ihnen viel zu schaffen zu machen. Der Kuß in Ehren hat mit Liebe wenig zu thun. Auf die Hand — bedeutet Ehrfurcht, Achtung. In Beziehung auf den M. sind wir ganz Ihrer Meinung. Wer sagt Ihnen, daß es bei dem Mann eine Grenzscheide gibt und daß es bei ihm nicht so tief gehen kann? Er ist nur in der glücklichen Lage, daß er sich aussprechen darf, während das Mädchen erst auf das Geständniß warten muß. Dadurch vertieft sich vielleicht ihre Liebe.

Hrn. A. J. K. in N. Es ist absolut nicht nöthig, daß Sie die Vorgesetzten einladen. Besuche nach der Hochzeit nur bei Bekannten und Verwandten.

Gesundheitspflege.

Hrn. B. M. in Augsburg. Der Madurafuß ist eine in Ostindien weit verbreitete Krankheit parasitärer Natur. Der Fuß der Leidenden wird von schwarzbraunen Massen durchwuchert, welche sich unter dem Mikroskope als Pilze erweisen und allmälig Muskeln, Sehnen und Knochen des Fußes zerstören. Nur eine Amputation des Fußes kann den Befallenen vor dem Tode retten. Aehnliche Krankheiten kommen auch in Europa vor und dürfte die Wissenschaft manche Formen von Knochenfraß auf Pilzwucherungen schließlich zurückführen.

Marg. v. R. in Nordenburg. Es gibt keine Mittel, um Haare wachsen zu machen, auch nicht für die Augenwimpern. Sie müssen sich mit dem, was Ihnen die Natur verliehen, begnügen.

Hrn. K. v. R. auf R. Die neueste Entdeckung auf dem Gebiete der Lehre von den Krankheitsursachen, welche der Regierungsrath im Reichsgesundheitsamte, Herr Dr. Koch, vor einigen Wochen auf dem medizinischen Kongresse zu Wiesbaden den versammelten Fachgenossen vortrug, betrifft den Nachweis kleiner mikroskopischer, stäbchenförmiger Gebilde, sogenannter Bacillen, als Krankheitsursache für die so sehr verbreitete Lungenschwindsucht. Der Vortrag fand die ungetheilte Zustimmung aller anwesenden Fachgenossen. Es ist damit erwiesen, daß die menschenmordende Tuberkulose auf einer faßbaren Ursache beruht. Inwieweit diese Entdeckung zur Verhütung und Heilung des Leidens selbst beitragen wird, muß die Zeit erst lehren und lassen sich in dieser Hinsicht heute Regeln noch nicht einmal in Aussicht stellen. Wir können daher Ihre weitgehende Frage in Betreff der Heilbarkeit des Leidens auf Grund der Koch'schen Entdeckung auch noch nicht beantworten. **Dr. St.**

Redaktion: Dr. Edmund Zoller in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.



48. Band.
Vierundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1881—1882.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Ein Mann.

Novelle

von

Johannes van Dewall.

(Fortsetzung.)

Elftes Kapitel.

Hinter dem Comptoir in der breiten Straße hatte Vetter Salzmann ein kleines, behagliches Privatzimmer mit wattirten Thüren und dunklen Vorhängen.

In demselben treffen wir etwa acht Tage nach der Hochzeit seines Kindes den Stadtrath mit seinem Verwandten. Auf dem Tische standen zwei Flaschen und Gläser und daneben auf einem Brett goldgelbe Butter, Kaviar, Brod und Citronen. Die Augen des Millionärs strahlten, während er eifrig, beinahe in Hast den guten Sachen zusprach, und Vetter Salzmann, ein kleines, schmalbrüstiges Männchen, mit einem schlauen, treuherzigen Gesicht, von welchem die beinahe durchsichtigen Ohren wie zwei Henkel rechts und links hinausstanden, am Schreibtisch neben dem Fenster lehnte und mit dem Federhalter leise, aber erregt auf das große Foliobuch pochte.

„Meine Marie hat noch keine Ahnung davon," sprach der Stadtrath während des Kauens, in der Sprache ganz Schlesier heute, „wenn sie es wüßte, sie machte mir am Ende gar einen Querstrich durch die Rechnung."

„Wäre noch lange nicht das Dümmste, was sie gethan hat, nach meiner Rechnung," versetzte die dünne, näselnde Stimme des Bankiers in reinstem Berliner Dialekt. „Wozu willst Du Dich ankaufen — wozu das schöne Geld aus dem Geschäft ziehen, gerade jetzt, wo der Zauber hier losgeht? Sticht Dich der Hafer, Junge?! Hast Du die heutige Kursliste gesehen? Stroußberg und Frensdorf —"

„Ich habe ihn gelesen ... verdirb mir das Frühstück nicht, alte Unke. Das ist Alles überlegt, und hat's auch ein bischen Schwierigkeiten, das auf einmal baar herauszuziehen — die Hundertundfünfzigtausend werden mobil gemacht und damit basta!"

„Na — meinetwegen gib Deinem Affen Futter; — ich sehe schon, wo Du 'raus willst; das einfache Herr Klapproth genügt Dir nicht mehr ... Du wirst hochmüthig, Vetter Karl."

„Dummes Zeug!" versetzte der Stadtrath lachend und schenkte sich ein neues Glas ein. „Von Hochmuth ist gar keine Rede, aber Klappern gehört zum Handwerk. Jetzt ist eine Zeit, um zuzugreifen — wer's läßt, ist ein Thor."

„Na ja — Motive gleichgültig — also kommt's doch darauf heraus, wie ich sage: Herr von Klapproth ... Klapproth von Klapperstorch. — Na, meinetwegen. Ich denke, 's Geschäft ging auch so ... aber der adelige Schwiegersohn und die vornehmen Bekanntschaften und die Herren vom Hofe, die bei Dir jetzt ein und aus laufen, das ist's."

„Nun — etwas muß man doch für seine Mühe haben, Du närrischer Kerl ... Komm' her und iß und trink'," versetzte in vorzüglicher Laune der Stadtrath.

„Na ja — dann trinke ich auf das Wohl der Familie Derer von Klapproth-Klapperstorch und möge ihr Schatten immer länger und ihr Name immer größer werden!"

„Schon gut, Du altes Blasenpflaster."

Sie stießen an, sahen sich in die Augen und lachten Beide zugleich, Herr Salzmann etwas bittersüß, der Andere lustig.

„Wenn Deine Frau das herauskriegt, daß Du da hinauswillst, dann, sei versichert, dann macht sie Dir keinen Strich durch die Rechnung — aber die Leute werden sagen, Du hast 'nen Nagel, und an der Börse werden sie sprechen ..."

„Laß sie reden, Vetter, und halt' den Mund und verdirb mir die Laune nicht, denn ich sage Dir, ich bin heute ganz besonders bei Stimmung."

Er griff in seine Brusttasche und zog zwei Briefe aus derselben hervor.

„Aus Paris; einer von Lehnchen dabei. Na — da ist Alles Rosmarin und Thymian."

„Kann mir's denken. So 'n verliebtes junges Volk, das frißt sich gegenseitig auf vor purer Zärtlichkeit."

„Was weißt Du davon? — Ihr Mann trägt seine Frau auf Händen."

„Ist meistentheils so in den ersten vier Wochen."

„Und dieser hier von Schneidewind, — Alles ist entzückt, von Lehnchen sowohl wie von Golzow."

„Leben wohl so recht in Saus und Braus? Wenn ich die Schwäche einmal beginge ... na, ich verbrächte meine Flitterwochen wo anders als in Paris, das sage ich Dir! So 'n stiller, netter Ort ..."

„Das kannst Du halten, wie Du Lust hast, Vetter; — so leicht nimmt Dich übrigens Keine."

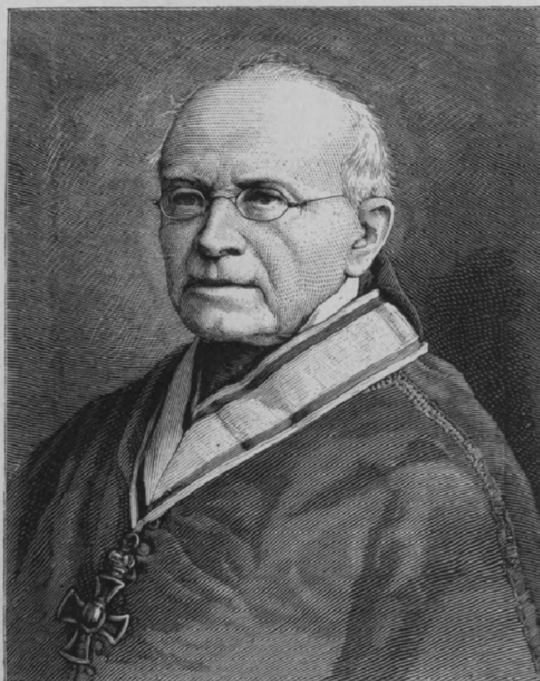
„Oho ... das wollte ich doch 'mal sehen!"

„Na, das beiseite; — die Leute in Paris bleiben förmlich auf der Straße stehen, wenn Lehnchen kommt; sapperment! das ist 'was Anderes — so ein kerniges deutsches Mädel, wie die geschminkten Bathsebas dort, und wo sie in Gesellschaft kommt, da reißt man sich förmlich um sie."

„So? Und ich Thor dachte mir immer, die Liebe suche die Einsamkeit!"

„Eines paßt sich eben nicht für Alle!"

„Ganz wohl, Herr von Klapproth."



Johann Baptist Orbin, Erzbischof von Freiburg i. B.

„So ist's, Du Schandmaul! Wenn ich übrigens nur wüßte, womit ich dem Golzow eine Freude anthun könnte; es ist so schwer, so einem Menschen beizukommen."

„Na — wird wohl auch nicht anders sein wie andere Leute."

„Da bist Du dieses Mal sehr im Irrthum; in dem Hauptmann steckt Rasse, der ist aus anderem Schrot und Korn als wir Beide und die meisten anderen Leute."

„Das war vor der Ehe — hinterher kommt's anders, dann hört die Ziererei ganz von selbst auf. Schenk' ihm das Rittergut und ich wette, er sagt nicht Nein."

„Das wäre ein bischen zu viel auf einmal; aber vernünftig gesprochen, wenn Dir's möglich ist, — ich muß mir das überlegen, eine Ueberraschung muß ich ihm machen."

„So warte doch, Klapproth, bis der Klapperstorch kommt, und revanchire Dich dann für diese Kleinigkeit. Uebrigens, bei all' seiner Zimperlichkeit — dumm in Geschäftssachen ist Dein Herr Schwiegersohn gerade nicht, das hat er Dir bewiesen bei der Konsensgeschichte: lieber mehr sicheres Kapital als große Zinsen, Sicherheitskommissarius."

Herr Klapproth hatte kaum auf das gehört, was Jener sagte, denn er überlegte. Plötzlich erhob er sich, trank sein Glas aus und trat zu seinem Vetter.

Ein guter Einfall schien ihm gekommen zu sein, er sah beinahe übermüthig aus, als er diesem die Hand auf die Schulter legte.

„Na, also — ich schließe ab."

„Du schließt ab?"

„Bestimmt."

„Na, dann gratulire ich."

„Danke. Wegen des Kaufgeldes sage ich morgen Bescheid. 's ist gut. Na, denn Adieu."

„Adieu, Vetter!"

Zwölftes Kapitel.

Die Stadträthin befand sich in einem Zustande kaum beschreiblicher Aufregung: heute gegen Abend wurde das junge Paar von seiner Hochzeitsreise zurückerwartet und es war noch Tausenderlei deßhalb zu thun und zu ordnen.

Wäre es nach Golzow gegangen und seiner holden Frau, sie hätten sich alle Empfangsfeierlichkeiten bei ihrem Eintreffen verbeten; sie hatten denn auch gar keine Ahnung, in welcher Weise die Ihrigen beschäftigt waren.

Die Wohnung der Neuvermählten lag ein wenig abseits, die Kaserne von Golzow's Regiment befand sich unglücklicherweise im Mittelpunkt der Altstadt, — daß sie in dem großen Hause am Gendarmenmarkt geblieben wären, davon war bei dem bekannten Eigensinn des Ehemannes gar keine Aussicht vorhanden, denn natürlich wollte der Helene ganz für sich haben. Das Quartier war also klein und abgelegen, sehr zum Aerger der Räthin, aber man hatte es in der Abwesenheit der jungen Leute von vorn bis hinten restaurirt, gebohnt und tapeziert, alle Tage war Jene dort gewesen und hatte die Räume gemustert, den Kopf geschüttelt und bald hier, bald dort etwas verbessert oder hinzugefügt; das Schlafzimmer und namentlich das Boudoir Helenens waren zwei Schmuckkästchen und selbst an das Zimmer des Herrn hatte sie sich gewagt: gegen alles Dreinreden Heinrich's, des Burschen, hatte sie das alte Pult des Herrn Hauptmanns entfernen und dafür ein anderes, schön geschnitztes hinstellen lassen.

Auch der Stadtrath kam bisweilen, brachte Oelbilder mit und andern Wandschmuck, silberne Brodkörbe und dergleichen, was er gerade irgendwo in einem Laden gesehen und was ihm gefallen hatte. Das Geld spielte dabei keine Rolle, denn der Mammon lag ja jetzt auf der Straße und er war ganz der Mann dazu, ihn aufzuheben.

Gestern Abend war der Brief eingetroffen; — eine schlaflose Nacht für die Räthin! Sie kamen von Hannover mit der Lehrter Bahn. Bei Tagesgrauen schon war Jene munter und machte das ganze Haus mobil. Sie hatte überlegt, wer zum Empfang eingeladen werden müßte, denn natürlich sollte dieser ein glänzender sein — Helene war ihre Tochter, ihre privaten Gefühle mußten nachstehen.

Ein sehr verkehrtes Noblesse oblige, was sie mit: die höhere Weltstellung legt höhere Pflichten auf, übersetzte, beherrschte ihre geschraubte Einbildungskraft.

Vor Allem also die Generalin von B., Herr von P. und Graf M., welche Beide bei Hofe verkehrten, ihre einflußreichsten Bekannten — die Verwandten brauchten dieses Mal, den Onkel und Vetter Salzmann ausgenommen, nicht gebeten zu werden, dazu war der Raum zu klein. Aber die Kameraden, den Oberst, den Major, Derstorps, Rammins und die Uebrigen mußte man bedenken. Was es geben würde, wurde überlegt, und wie Alles zu arrangiren sei. Der erste Eindruck ist entscheidend. Frau von Beauvilliers, welche leise Einsprache erheben wollte, wurde heute überstimmt, denn auch der Stadtrath wollte Staat machen mit seinen Kindern. Er stellte kostbare Cigarren bereit, die feinsten Weine und schrieb einen langen Brief an Borchard in der französischen Straße, er ging sogar nachher selbst noch einmal zu dem Berliner Chévet, damit ja Alles in Ordnung wäre.

Seit Mittag war die Stadträthin in der neuen Wohnung thätig, wohin die Zofe mit der Garderobe nachkommen sollte.

Das ganze Quartier prangte im Schmuck der Blumen, die verschwenderisch überall aufgestellt waren, es duftete wie in einem Feengarten — es war Alles in Gala, bis — ein wirklich unverzeihlicher Strich durch die Rechnung — auf die Burschen.

Die allmächtige Schwiegermutter im vollsten Staat, das ganze Haus geschmückt und gerüstet, die Gäste im Anmarsch, und da standen die Beiden, Heinrich, ein großer blondhaariger Grenadier, und Potozki, der Pferdebursche, der Eine in seinem blauen Waffenrock, der Andere sogar noch in der gemüthlichen Drillichjacke inmitten alles dieses Luxus.

„Aber vorwärts, — so kleidet euch doch an! Warum seid ihr noch nicht in Livrée?" herrschte die Räthin heranrauschend ihnen zu und runzelte imperatorisch die hoch geschwungenen Brauen.

Der Pferdebursche, der weniger intelligentere von Beiden, ein stämmiger Polack, mit einem breiten, pfiffigen Gesicht und kleinen Schweinsaugen, der sich zu Ehren des Tages sein dunkelbraunes, militärisch kurzgeschnittenes Haar mit Seifenwasser glänzend und starr gestriegelt, oben über der Stirn aber dasselbe zu einer borstigen Tolle gedreht hatte, rieb sich die Hände auf den Schenkeln und versetzte mit einem breiten Grinsen:

„Livrée, Madame, haben wir keine."

„Wie, — keine Livrée?" rief diese ganz entsetzt und ungläubig, gleich darauf aber zog sie ein anderes Register auf: „Warum nennen Sie mich Madame? Wissen Sie sich nicht passender auszudrücken? Gnädige Frau heiße ich!" sprach sie mit Nachdruck und runzelte sehr ungnädig die Stirn gegen den Frechen.

Was dieser Mensch für abscheuliche Manieren hatte — ihre Entrüstung schien ihn höchlich zu amüsiren obendrein. Sie würde natürlich mit ihrem Schwiegersohn darüber sprechen, sich beschweren; sie war daran gewohnt, daß man ihr mit Hochachtung begegnete. Dann aber plötzlich rief sie abermals mit ganz ungläubiger Miene:

„Keine Livrée, Heinrich? Wie ist das möglich?!"

Der lange blonde Grenadier legte schnell den kleinen Finger an die Hosennaht und erwiederte stramm:

„Der Herr Hauptmann haben uns noch keine machen lassen, gnädige Frau."

„Keine machen lassen? Das ist ja aber ganz unglaublich!" rief die Räthin in heftiger Erregung. „Der Wagen fährt gleich vor und Sie ... in diesem Anzuge können Sie doch unmöglich mit zur Bahn fahren! ... Hier haben Sie Geld, nehmen Sie schleunig eine Droschke und eilen Sie zu mir nach Haus, der Kammerdiener soll Ihnen andere Kleider geben. Du lieber Himmel ... wenn man aber auch nicht an Alles denkt!"

„Gnädige Frau verzeihen, — das darf ich nicht," versetzte Heinrich, ein wenig erröthend unter seinen blonden Haaren und keine Hand ausstreckend nach dem Geldstück, welches die Räthin ihm hinreichte.

„Wie? Das dürfen Sie nicht ... wenn ich es Ihnen befehle?!"

„Der Herr Hauptmann würde es am Ende nicht gern sehen, denn wenn wir Livrée tragen sollten, hätte er uns welche angeschafft," sträubte sich der Bursche tapfer.

Die Räthin wurde sehr roth — dieser Widerspruch, diese Nichtachtung ihrer Befehle seitens eines solchen Menschen!... diese Frechheit! ... in der That, ihr Herr Schwiegersohn hatte seine Leute gut gezogen! Aber der Wagen konnte gleich kommen, und ihr Mann wollte persönlich zur Bahn fahren, selbst kutschiren — es war das eine Ueberraschung — es blieb also bei der Hartnäckigkeit dieser Menschen nichts übrig, als den eigenen Diener, welchen sie zur Aushülfe mitgenommen hatte, zur Bahn zu schicken und allein ihre Gäste zu empfangen, denn diese Klötze da konnten so natürlich nicht zum Vorschein kommen. Außerdem, die Menge von Menschen und nur ein Diener; ihr Mann mußte schleunig Jemand noch nach Haus schicken und Sukkurs holen.

„Sie entschuldigen, gnädige Frau — ich muß jetzt zur Bahn," unterbrach sie Heinrich in ihren Reflexionen.

„Sie — zur Bahn und in diesem Aufzuge?" ließ sie ihn heftig an.

„Der Herr Hauptmann haben es befohlen. Potozki kann hier bleiben, gnädige Frau," versetzte Jener stramm stehend.

„Unerhört!" rief die empörte Dame. „Ganz unglaublich!"

„Der Herr Hauptmann haben es mir geschrieben," fügte Heinrich hinzu.

Um ein Haar wäre dem Herrn Hauptmann jetzt im Zorn ein sehr unschickliches Prädikat angehängt worden von der zürnenden Schwiegermama, welche es in einer kaum glaublichen Weise reizte, daß der Herr Hauptmann selbst abwesend hier Alles, sie aber gar nichts galt, — sie bezwang sich aber noch zur rechten Zeit, wandte den dummen Menschen kurz den Rücken und sprach im Fortgehen:

„Nun, — dann thun Sie, was der Herr Hauptmann befohlen hat!"

Sie rauschte davon in die schönen, festlich geschmückten Zimmer, aber ihre Festfreude war dahin. Sie rief ihren Diener ab, der noch mit dem Decken der Tafel beschäftigt war, und gab ihm einen Befehl — der wenigstens gehorchte unverzüglich.

Erst als die Stunde näher kam, die lieben Gäste erschienen, gewann die Freude auf das Wiedersehen mit ihrem theuren Kinde wieder mehr Raum in ihrer Brust und sie konnte trotz der kleinen Störung Jenen ein freundliches Gesicht entgegentragen.

Frau von B. war unter den Ersten, welche erschienen. Sie hatte große Toilette gemacht, das heißt das vielgeliebte und getragene Kleid von lila Moiré mit Blonden angelegt und den großen Topasenschmuck, den sie stets bei außerordentlichen Gelegenheiten trug. In rascher Reihenfolge kamen dann die anderen Befreundeten, welche mit Entzücken die schöne Wohnung und das herrliche Arrangement bewunderten und in ihrem Lobe unerschöpflich waren, nur die Kameraden fehlten.

„Sehr schön ... sehr comme il faut, meine Liebe," sprach Frau von B., mit der Lorgnette herumfuchtelnd und die gelben Zähne weisend, „Alles großartig, Ihren Verhältnissen entsprechend ... die lieben Kinder werden sehr glücklich sein."

„Ein ganzer Blumenhain," bemerkte Vetter Salzmann. „Aber, liebe Marie, was hast Du denn da für eine seltsame Staffage in Deinem Feengarten?"

Die Räthin sah und erbleichte. Aller Augen wandten sich dorthin, wo dicht am Eingange unter Palmen und Blumen der biedere Potozki stand und mit seinem freundlichsten Grinsen herüber schaute.

Dem braven, von der Civilisation noch wenig beleckten Polacken war nämlich eingefallen, daß unten im Schrank vom Sommer her noch eine gestreifte Drillichjacke hing, welche sein Vorgänger in den heißen Monaten benützt hatte. Gutmüthig und vielleicht auch ein wenig eitel, wie er war, hatte er die mit Leder besetzten Reithosen, die er beim Pferdeausreiten trug (ein ausrangirtes Paar von dem Herrn Hauptmann, ziemlich strapazirt und grau auf dem Leder), nebst Stulpenstiefeln und jene Jacke angezogen, welche dem breitschulterigen Menschen bedeutend zu eng war, hatte sein Haar noch einmal reichlich mit Seifenwasser gestriegelt und präsentirte sich jetzt also der erstaunten Menge, offenbar nicht wenig stolz über den Effekt, den er hervorbrachte.

Die Räthin knirschte, — etwas Derartiges war ihr in ihrem ganzen Leben noch nicht vorgekommen; das überstieg denn doch das Maß des Erträglichen.

„Hinaus!" herrschte sie ihm zu und durchbohrte ihn mit ihren Augen. „Hinaus, Elender! Hinunter in den Stall, wo Sie hingehören!" Sie ergriff sogar den ganz verdutzten Menschen persönlich beim Arm, schob ihn eigenhändig hinaus und warf die Thüre hinter ihm in's Schloß.

Es ist wahr — Potozki sah sehr lächerlich aus in diesen Prunkgemächern, unter Palmen und Rosen, er hinterließ außerdem einen merklichen Stallgeruch, welcher wenig zu dem Duft hier drinnen paßte, aber die Räthin ging doch zu weit; sie that dem wackern Menschen ein bitteres Unrecht und gab den Gästen Stoff zu allerhand Reden und Bemerkungen. Sie war klug genug, das hinterher auch einzusehen und wieder einzulenken, aber dieser doppelte Aerger blieb und der Eindruck auch, und so war denn von Hause aus ein sehr häßlicher Mißton in die freudige Empfangsstimmung gekommen,

der im Laufe des Abends noch recht oft wieder anklingen sollte.

Mittlerweile kutschirte der Stadtrath höchst eigenhändig den neuen Wagen mit den beiden hübschen preußischen Dunkelbraunen hinaus nach dem Lehrter Bahnhofe, seinen eigenen Kutscher neben sich. Sein Antlitz strahlte vor Stolz und Freude, er konnte die Zeit gar nicht erwarten, wo er sein Lehnchen und den Schwiegersohn umarmte; etwas Anderes noch: er war ein Herr, der gerne leben ließ, gutherzig und generös, der ein Vergnügen daran fand, wenn es ihm gut ging, auch Anderen eine Freude zu machen, und er hatte heute etwas Besonderes in petto.

Von seinem Bock herunter sah er beinahe übermüthig auf das Gedränge herab. Im Knopfloch vorn hatte er eine Rose, ein Korb mit Blumen stand drinnen im Wagen und unter dem Paletot war er in Gala, in Frack und weißer Kravate. Die Paillehandschuhe staken in der Tasche. Er wollte sie aufladen und dann im Sturm nach Hause und zu den Gästen führen.

Der Wagen rollte vor die Halle, der Stadtrath sprang herunter und sah mit Verwunderung einen Theil seiner Gäste bereits hier am Bahnhofe stehen, fast sämmtliche Kameraden mit ihren Frauen, Herr von P. und Kammerherr von Kitzing. Das war eine Ueberraschung. Eine zweite war die, daß die Herren und Damen in gewöhnlicher Straßentoilette gekommen waren.

Der joviale Stadtrath fand das äußerst charmant und behaglich — er begrüßte die Herrschaften in der glücklichsten Laune, nahm dann die Blumen herunter und trat auf den Perron, denn der Zug war bereits signalisirt.

Etwas weiter untenan stand Heinrich, der treue Mensch, ebenso erwartungsvoll wie die Anderen, und schaute unverwandt die blanken Schienen entlang.

Der Zug lief ein, ein Händewinken und Tücherschwenken; aus dem Fenster des Coupés schaute Helenens hübsches Gesicht, ganz strahlend und glücklich, unter dem grünen Reiseschleier hervor. Sie winkte und nickte; hinter ihr stand Golzow in Civilkleidern und winkte ebenfalls.

Die junge Frau fiel dem Vater um den Hals, während ihr bedächtigerer Ehemann erst die Reisetaschen und Schachteln herauslangte, welche Heinrich in Empfang nahm, ehe er sich seinen Gefühlsäußerungen überließ; dann gingen sie Beide aus einer Hand in die andere. Zuletzt kam der Bursche an die Reihe, dem die Freude, seinen Herrn gesund wieder zu haben, deutlich auf dem Gesicht geschrieben stand.

„Nun, wie sieht's aus zu Hause, was machen Potozki und die Lise?“ frug ihn Golzow.

„Alles gesund, Herr Hauptmann,“ versetzte Jener und berührte dann mit einiger Scheu auch die schmale Hand der gnädigen Frau, welche diese ihm entgegenstreckte.

„Wie geht's der Mama und was macht Klementine?“ war die erste Frage.

„Sie erwarten Dich Beide zu Haus, mein liebes Kind, — es ist Alles zu Deinem Empfange bereit! — Meine Herrschaften, wenn es gefällig ist,“ drängte der stolze Vater, der sich am Anblicke seiner Tochter weidete.

„Und die herrlichen Blumen — sind die für mich?“

„Alles für Dich, mein Lehnchen; — gib mir Deinen Arm.“

Freudestrahlend führte der Stadtrath die blühende Frau Hauptmännin den Perron hinunter, die Anderen mit Golzow folgten.

„Aber was ist das — ein neuer Wagen?“ sprach Jene erstaunt, als sie ihren Fuß auf das Trittbrett gesetzt hatte, und wandte sich um.

„Still doch! — er gehört Deinem Manne,“ versetzte der Stadtrath mit einem schlauen, lustigen Augenzwinkern.

„Papa!“

„Ich wollte ihm eine kleine Ueberraschung bereiten, weil er meinen Liebling gar so glücklich macht — eine größere noch habe ich für Dich in petto!“

Helene machte ein etwas eigenthümliches Gesicht; sie wurde plötzlich ernst. Sie kannte ihren Mann genau; dieses Geschenk würde ihn in eine große Verlegenheit setzen. Sie hatten so oft unterwegs ihr Budget besprochen, überlegt und berechnet, wie sie Alles eintheilen wollten, — von einer Equipage stand nichts darin.

Sie hatte aber ihren Vater zu lieb, um ihm augenblicklich die Freude zu trüben.

„Wie allerliebst! — Du bist wirklich sehr gütig,“ sprach sie, und gewiß würde Jener den Mangel an Enthusiasmus bemerkt haben in ihren Worten, wenn nicht eben die übrige Gesellschaft herzugekommen wäre, welche er in den schnell herbeigerufenen Droschken unterzubringen sich beeilte.

Der Schwiegersohn, der Major und Frau von Derstorp mußten sich zu Helene setzen, er selbst schwang sich mit beinahe jugendlicher Leichtigkeit auf den Bock, ergriff die Leinen und fuhr im Triumph davon.

Erich von Golzow war sehr erfreut über den Empfang, der ihm seitens der Kameraden und des Schwiegervaters zu Theil wurde, allerdings konnte er nicht ahnen, wen er Alles daheim finden würde, und daß er in seinem eigenen Wagen fuhr.

Er saß in seinem einfachen Reiseanzuge seiner hübschen Frau gegenüber, froh, wieder daheim zu sein, zur Ruhe zu kommen und seinen Dienst wieder zu thun, denn solch' ein junger Kompagniechef ist von einem kaum glaublichen Eifer beseelt.

Seine Ueberraschung war außerordentlich groß, als der Schwiegerpapa, vor dem Hause angelangt, befahl, der Wagen solle auf den Hof fahren, und mit dem glücklichsten Gesicht von der Welt ihm sagte, daß er ihn bitte, denselben als ein schwaches Zeichen seiner Liebe von ihm anzunehmen. Auf einen Blick von Helene erst vermochte er seinen Dank auszusprechen, so bestürzt war er im ersten Moment. Beider Schrecken war aber dann ein gemeinsamer, als sie oben auf der Treppe hinter der Mama die lila Robe der Generalin und die anderen Gäste erblickten, den ganzen offiziellen Empfang, sie, die beiden einfachen Menschen, welche sich am meisten nach Ruhe sehnten nach der Fahrt, und ihr Erstaunen und Mißbehagen wuchs, als sie die verschwenderische Pracht der Zimmer und alle die Vorbereitungen bemerkten. — Das war ein Fest, was die Mutter nicht ihnen, sondern sich selbst gab.

Es kostete Beiden große Mühe, ihre Enttäuschung zu verbergen. Sie hatten auf einen gemüthlichen Abend gerechnet, nun kamen sie in große Gesellschaft.

Auch die Kameraden stutzten; — sie waren Alle, die Damen inbegriffen, in einfachen Kleidern, und nun standen da oben die Stadträthin und die Uebrigen in großer Toilette. — Es ist das allezeit ein peinliches, verlegenes Gefühl. Sie hatten geglaubt, eine Tasse Thee zu trinken, und nun gab es ein Souper.

Kaum hatte die Räthin ihre Kinder umarmt, so begann man sich gegenseitig zu entschuldigen. Der Hauptmann rief nach Heinrich, aber dieser war mit dem Gepäck noch nicht da, und so erschien denn etwas verschüchtert Potozki, noch immer in seiner gestreiften Jacke und den Reithosen (denn er ahnte nicht, daß diese an seiner Ausweisung aus dem Paradiese schuld waren) und mit der wehmüthig derangirten Tolle über der Stirn, der nach einigen Schwierigkeiten denn auch den Waffenrock und die übrigen Bestandtheile des Anzuges für seinen Herrn zusammenfand. Es war glücklicherweise Alles spiegelblank. Aber nun fehlte jeder Raum, um sich umzukleiden, denn die Räthin ließ es sich nicht nehmen, die Gäste überall herumzuführen, die vielen Leute überschwemmten alle Zimmer.

In der Bedientenstube mußte er schließlich Toilette machen; — dort entdeckte er mit Schrecken auch seinen alten, treuen Schreibsekretär, den er aus seiner Junggesellenwirthschaft mit herübergenommen hatte und in welchem alle seine wichtigen Papiere lagen.

Ein zorniger Schein flog über sein Gesicht, der den armen Pferdeburschen noch mehr einschüchterte; erst als der Hauptmann nun frug, was dem Menschen sei, und dieser begann, in seinem harten polnischen Dialekt zu erzählen, daß er keine Livrée hätte, wie Madame sehr böse gewesen sei und ihn hernach hinausgeschickt hätte, glitt ein eigenthümlicher, launiger Schimmer über seine Züge — der erste in seinem neuen Hause. Er tröstete Potozki, befahl ihm, seinen Waffenrock anzuziehen, und begab sich dann in Gala zu seiner Gesellschaft zurück.

Ein lukullisches, fast zu luxuriöses Abendbrod beschloß diesen langen Tag, der Champagner floß in Strömen, und erst spät nach Mitternacht kamen die Neuvermählten in ihrem eigenen Hause zur Ruhe.

Wie es begonnen hatte, so klang es aus: zornroth war die Räthin, beim Nachhausefahren versicherte sie, es sei unmöglich, daß Vetter Salzmann jemals wieder in ihre Gesellschaft käme, denn er hätte sich abominabel benommen. — Thatsächlich war es, der kleine Bankier paßte mit seinen Sarkasmen und seiner schlechten Aussprache allerdings in keiner Weise in diese Gesellschaft, und er hatte sich heute außerdem noch zur Feier des Tages einen tüchtigen Haarbeutel angetrunken, welcher ihn zu allerhand täppischen Thorheiten reizte, die den Zorn der Räthin ebenso erregten, wie die Lachlust oder den Spott der Uebrigen.

Man hatte die Gäste und namentlich die Kameraden Golzow's verblüfft durch einen übertriebenen Luxus, die Neuvermählten um die ganze Ankunftsfreude gebracht, sich selbst aber in die übelste Stimmung versetzt, und das Alles mit großen Kosten und Mühen.

Während der Stadtrath seinen kleinen Vetter nach Möglichkeit entschuldigte und damit Oel in's Feuer goß, lehnte Frau von Beauvilliers schweigsam und nachdenklich in der Wagenecke und sah durch die Scheiben hinaus auf die dunklen und öden Straßen.

„Gottlob, daß wir endlich allein sind,“ sprach Helene daheim, sah ihrem Gatten tief in die Augen und fiel ihm zärtlich um den Hals. Das Gefühl, mit dem geliebten Manne im eigenen Hause zu sein, trat jetzt erst so recht warm und beglückend in ihre Seele. Wie wollte sie Alles thun, um ihm dasselbe zu einem Paradiese zu machen, und wie innig bat sie Gott, ihr darin beizustehen!

„Geht Alle schlafen,“ befahl der Hauptmann, blies die letzten Lichter aus und ging zu Bett.

(Fortsetzung folgt.)

Der Säntis.

Ein Gebirgsbild

von

W. Fronmüller.

(Nachdruck verboten.)



Wer an dem schönen Bodensee wohnt, hat viel vor den Bewohnern des mittleren und nördlichen Deutschlands voraus. Im Osten und Süden dieses herrlichen Sees steigen Berge, zum Theil mit Schnee bedeckt, empor. Etwas südwestlich vom schönen Lindau aus ragt über die Rorschacher Berge der „Hohe Säntis“, der König des Bodensees, und neben ihm steht (wie Viktor v. Scheffel in seinem „Ekkehard“ sich ausdrückt) „der ‚Alte Mann‘, sein Kanzler und Busenfreund, und alle die anderen Gesellen von gleichem Schrot und Korn“.

Der Säntis ist bekanntlich die höchste Erhebung des Alpsteingebirges, häufiger Säntisgruppe genannt, welches eine für sich bestehende Alpengruppe und den größten Theil des Appenzeller Halbkantons Innerrhoden bildet. Vom Hochthal des anmuthigen oberen Toggenburg erhebt sich dieses prächtige Gebirge gleich zu seinen höchsten Höhen, dem Säntis und Alten Mann. Von ihnen lassen sich im Osten drei Hauptketten unterscheiden.

Die südliche zieht sich in einem schönen Bogen mit steilen Abhängen gegen das Rheinthal über Roslenalp, Furglenfirst, Stäubern, Hohekasten und schließt mit dem Kamor, beziehungsweise, sich nach Westen umbiegend, mit dem Fähnern, der nur eine Höhe von 1507 Meter erreicht, während der Säntis zur stattlichen Höhe von 2504 Meter aufsteigt.

Die mittlere Kette streicht vom Säntis und Alten Mann über den Hundstein zur Maarwies und Boghartenfirst und endigt mit der schönen Siegelalp, 1730 Meter hoch.

Die nördliche Kette, und dieß ist die Hauptkette, beginnt im Osten mit der bekannten Ebenalp und zieht sich über den Schäfler und weitere Berge zur Gyrenspitz, dem nördlichen Gipfel des Säntis, dann hart am Hohen Säntis vorbei und setzt sich von da an als Nebenkette über die Silberplatte und Lütlisspitz in's Toggenburgische fort.

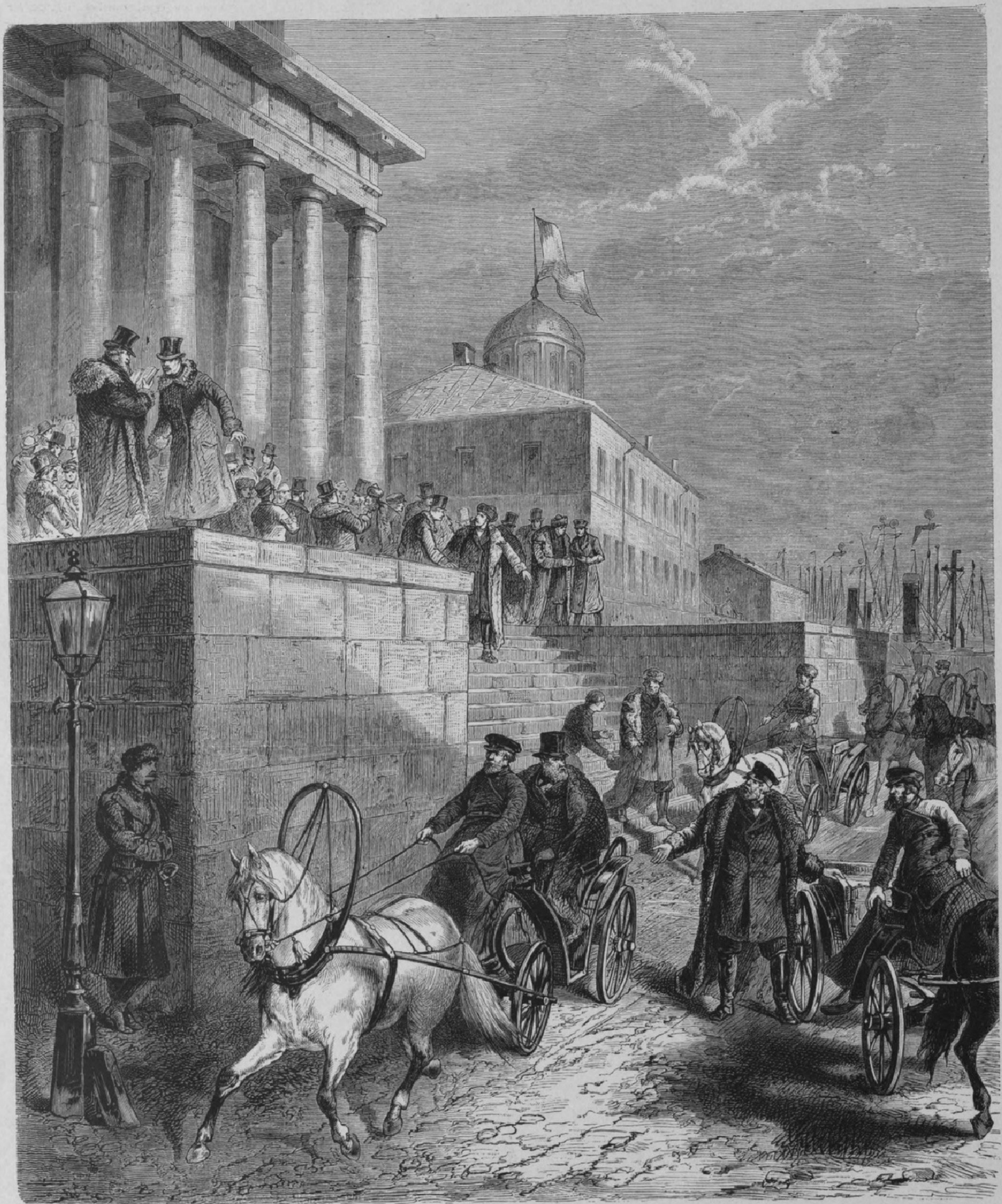
Zwischen der südlichen und mittleren Kette sammeln sich die Gewässer im Fählensee und Säntissee. Der Fählensee liegt, 1455 Meter hoch, in wildromantischer Umgebung; er ist von nackten Felsenwänden eingeschlossen, den steilen Abdachungen des Roslen gegen Süden und dem sonderbar geformten Hundstein gegen Norden. Unendlich tief, dunkel und glatt, ist sein Wasser so kalt, daß nur noch eine Fischart, die „Groppe“, darin vorkommt. Er ist etwa 30 Minuten lang, kaum 5 Minuten breit und gehört zur Fählenalp, von der er seinen Namen hat. Der Säntissee, in den sich der zuerst unterirdische Abfluß des Fählensees ergießt, befindet sich in einer Höhe von 1210 Meter zwischen den hinteren Wänden der langgestreckten Siegelalp und dem gegenüber aufsteigenden Stäubern. Er ist ebenfalls nur klein und gehört zur Säntisalp, der ältesten Alpe der ganzen Säntisgruppe. Er soll unter der Gebirgskette nach dem Rheinthal abfließen, so sagen die Bewohner der Almen; wahrscheinlicher ist, daß der unweit davon entspringende Brüllbach in ihm seine Quelle hat. Zwischen der mittleren und nördlichen Kette der Säntisgruppe, unter den steil abfallenden Wänden der Ebenalp lagern sich (1142 Meter hoch) die spiegelnden Wasser des höchst romantischen „Seealpsees“, dem der Hauptfluß des Appenzeller Ländchens, die reißende Sitter, ihren Hauptquellbach verdankt, den Schwendibach.

Wenn die Säntisgruppe auch in orographischer Beziehung eine selbstständige Gruppe bildet, so ist dieß, was die Natur der Steine betrifft, keineswegs der Fall. Großes Verdienst um die Erforschung der Säntisgruppe, besonders in geologischer Beziehung, hat sich der berühmte Schweizer Escher von der Linth erworben. Er hat auch eine ganz vorzügliche Karte dieses Gebirges herausgegeben. Die ganze Gebirgsgruppe, mit Ausnahme des niedrigen Fähnern, besteht aus Kalkstein, der in sechs deutlich geschiedenen Stufen vorkommt. Besonders häufig ist der durch räumliche Ausdehnung und eigenthümliche Beschaffenheit sich auszeichnende Urgon- oder Schrattenkalk. Es ist dieß ein harter, weißgrauer Kalk mit zahlreichen, durch Auswaschung des Wassers entstandenen oberflächlichen Rinnen, die durch scharfe Hervorragungen, zuweilen mit schneidenden Kanten, getrennt sind. Nicht selten treten auf den Gesteinsflächen auch zahlreiche Muschelschalen hervor, welche der Verwitterung besser widerstanden haben, und es erhält so das Gestein eine höchst

eigenthümliche und gefurchte Oberfläche. Solche Flächen, unter dem Namen „Karrenfelder“ auch anderwärts bekannt, lassen sich sehr schön am Wege zwischen der Meglisalp und dem Säntis beobachten.

Die Säntisgruppe erreicht in keinem ihrer Gipfel die Schneelinie, welche in der Schweiz mit circa 2600 Meter ihren Anfang nimmt. Dennoch hat sie ewigen Schnee aufzuweisen und ihre Schneefelder sind auch von Lindau aus schon wahrnehmbar. Dieselben sind von größerem oder kleinerem Umfang, je nachdem der Sommer wärmer oder kühler ist. Sie befinden sich rechts und links von der Säntisspitze und reichen weit herunter. Das Schneefeld rechts heißt der blaue Schnee, das Schneefeld links der große Schnee und dieses zieht sich fast bis zur Meglisalp herab.

Von den niederen Säntisbergen werden häufig besucht der Hohekasten (1799 Meter) und der Kamor (1782 Meter). Man

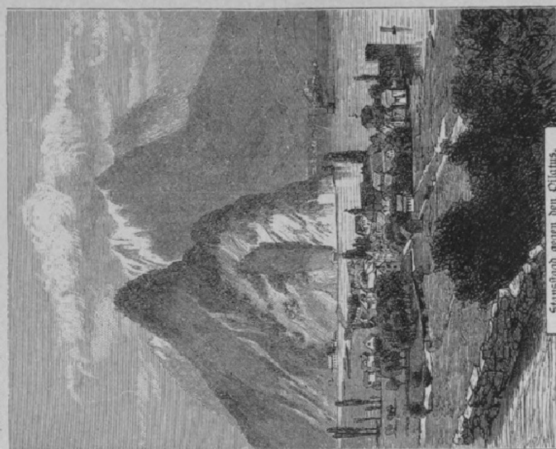


Vor der St. Petersburger Börse bei Frühjahrsbeginn. Originalzeichnung von G. Broling.

besteigt den Hohekasten am bequemsten vom bekannten Weißbad aus. Schon hier ist die Aussicht wundervoll, und der Gipfel, auf welchem ein anständiges Wirthshäuslein steht, gewährt den schönsten und besten Ueberblick auf die drei Gebirgszüge des Säntisgebirges.

Sehr viel besucht, ebenfalls von Weißbad aus, wird die Ebenalp und das 100 Meter tiefer liegende, wie ein Schwalbennest an den senkrecht abfallenden Kalkwänden angeklebte Wildkirchli. In zwei Stunden steigt man auf gut gebahntem Wege aufwärts. Der Weg führt zunächst über grüne, duftige Matten, an verschiedenen Alphütten vorbei, dann durch Wald, und man steht nach einer guten Stunde Gehens am Fuße der schroffen Felsenwände der Ebenalp. Steiler und rauher wird der Pfad. Schwere Wassertropfen fallen von dem überhängenden Kalkgestein auf den Wanderer. Bald ist man an dem ersten Bergwirthshause,

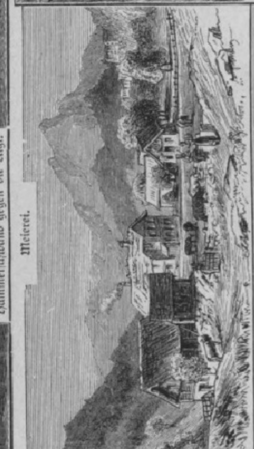



Stansstad gegen den Pilatus.

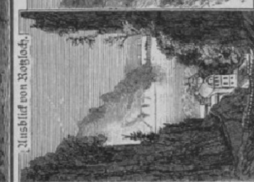
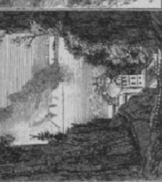

Hammetschwand gegen die Rigi.



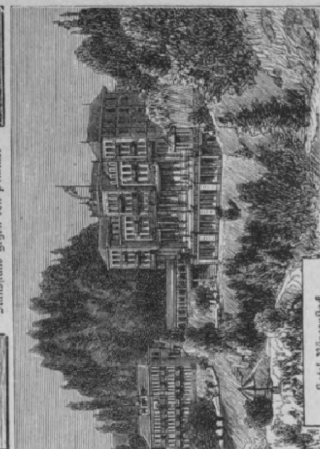
Kotzloch.



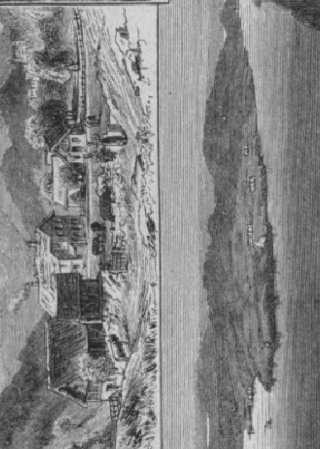
Meierei.



Ausblick von Kotzloch.


Hammetschwand gegen Gersau.



Hotel Bürgenstock.




Am Vierwaldstätter See. Originalzeichnungen von J. Weber.

„Zum Escher“ genannt. Dort ist es schon reizend, eine wundervolle Bergeseinsamkeit: über und unter sich die gelbgrauen Felswände; in der Tiefe ein Silberstreif im Grün des Thales, der Schwendibach, und scheu versteckt im Tannendunkel der meerfarbige kleine Spiegel des lieblichen Seealpsees. Und gegenüber, gepanzert und gewappnet, die Schaar der Bergesriesen. Doch hier ist unseres Bleibens nicht. Ein schmaler, aber fester Steg mit Geländer führt über eine schauerliche Felsenkluft zu dem am Eingang einer Grotte liegenden Wildkirchli mit einem kleinen Wirthshause. Die Grotte selbst ist zu einer gar primitiven Kapelle eingerichtet worden, und zwar von einem gewissen Paulus Ullmann, gestorben 1680. Nach ihm war die Klause der Aufenthalt mehrerer Eremiten, von denen bis in die dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts etwa vierzehn gezählt werden. An die Stelle des vor Zeiten nebenan stehenden Bruderhäusleins ist ein kleiner Neubau — eben das Wirthshäuslein — im Berner Styl getreten. Durch des Dichters Scheffel Roman „Ekkehard“ ist das Wildkirchli mit der Ebenalp auch in den weitesten Kreisen bekannt geworden.

Um zur Ebenalp zu gelangen, muß man durch eine kleine schöne Tropfsteinhöhle. Sie ist circa 200 Schritte lang, führt aufwärts und kann nur mit Fackeln begangen werden. Seltsam geformte Tropfsteingebilde hängen von der Decke nieder. Bald hat man die Höhle durchschritten und man tritt hinaus auf die blumenreiche Ebenalp, auf der verschiedene Alphütten zerstreut liegen und wiederum ein Wirthshaus steht. Von der Ebenalp ist die Aussicht noch schöner und ausgedehnter als vom Escherwirthshaus. In erhabener Majestät steht gerade vor Einem der Hohe Säntis und der Alte Mann und rechts vom Säntis ist der sogenannte blaue Schnee.

Der Glanzpunkt der Säntisgruppe bleibt der königliche Säntis selbst. Er ist am bequemsten in sieben Stunden von dem am Eingang in's Schwendithälchen gelegenen kleinen Gebirgsdörfchen Schwendi zu besteigen. Der Weg ist ziemlich steil, mühsam, aber nirgends, wenn man nur einige Vorsicht anwendet, gefährlich. Ein Führer ist zwar angenehm, jedoch nicht nöthig.

Es war ein prächtiger Septemberabend, als wir, von Lindau kommend, unter dem Klange der Abendglocke des Schwendikirchleins in Schwendi einzogen. Am andern Morgen — das Wetter war zweifelhaft geworden — traten wir die eigentliche Bergfahrt an. Wir wandelten zuerst im Thale des Schwendibaches gegen drei Viertelstunden. Links sieht man die Gipfel des Kamor und des Hohekasten und die gewaltigen Mauern der Siegelalp, zu deren Füßen sich die schönsten Matten, mit vielen Alphütten bedeckt, „Auen“ genannt, ausbreiten. Das herzliche „Gute Tag gebi Gott!“ und „Wünsch' Glück!“ der uns Begegnenden versetzte uns bald in eine fröhliche Stimmung, obwohl feiner Regen auf uns herabrieselte. Als wir in der Mitte des Schwendithales ankamen, zog am Fuße der Felsen des Wildkirchli ein niedriger, kaum thurmhoher Felsen unsere Aufmerksamkeit auf sich. Eine mehr denn fußhohe Inschrift glänzt vom Felsen herüber über den Bach und bald erkennt man die Worte: „Escher von der Linth“. Ein einfach würdiges Denkmal, welches hier am Eingang in die Säntisgruppe dem Erforscher dieses herrlichen Gebirges gesetzt worden!

Endlich geht es am sogenannten Katzensteig links steil aufwärts durch Wald, zur Rechten braust ein herunterstürzender Bach, den man überschreitet. Man gelangt zur Hüttenalp, und immer aufwärts auf steilem, schmalem Felsenpfade, vorüber an den links aufsteigenden Wänden der „Maarwies“ und den vorspringenden Köpfen der „Gloggern“ zur Meglisalp, bereits 1480 Meter hoch. Von Schwendi bis zur Meglisalp braucht man gute drei Stunden. Drei Viertelstunden vor derselben befindet man sich in einem wahrhaft großartigen Panorama: rechts in schwindelnder Tiefe der Seealpsee, über demselben oben das Escherwirthshaus, Wildkirchli und die Ebenalp. Im Hintergrund steigt der Alte Mann und ein Theil des Säntis auf. Die Meglisalp liegt inmitten eines malerischen Hochgebirgsthales und befinden sich dort eine Menge der primitivsten Alphütten und ein nicht sehr großes Wirthshaus, das bescheidenen Ansprüchen völlig genügt, in dem man sich stärken und ausruhen kann. Der Weg von hier zur Säntisspitze, noch gegen dreieinhalb Stunden, steigt ziemlich stark an der linken Hochthalseite aufwärts und zieht dann am Fuße der Felsen der „Roßmaad“ hin, anfangs gut gebahnt, dann aber viel über die ausgewaschenen Felsstufen des grauweißen Schrattenkalkes. Links in der Tiefe erblickt man mehrfach kleine Schneeflecken. Am Felsen der sogenannten „Wagenluke“ angelangt, hat man die Hälfte erreicht. Weithin finden sich in den Karrenfeldern Tausende von Muscheln; die farbenreiche Blumenwelt verschwindet, nur noch der Alpenknoblauch mit seinen schönen Blüten wächst aus den Felsen hervor. Immer steiler geht es aufwärts, zum Theil über Schnee. Den „großen Schnee“ links lassend, klettert man über eine Stunde aufwärts über ein großartiges steinernes Meer, bis man endlich hoch oben die Säntispyramide und unter derselben das freundliche Wirthshaus erblickt und nun auch bald erreicht. Mit hellem Jauchzen stiegen wir die letzten Felsenstufen empor. Es ist ein ganz stattliches Wirthshaus, und die Besitzer, Dörig und seine Frau, sind gefällige Wirthsleute. Bei ihnen ist gut sein. Alles, was man oben bekommt, Kaffee, Milch, Wein, Suppe, Eierspeisen, Schinken, ist schmackhaft und verhältnißmäßig billig. Die Betten sind vorzüglich und reinlich, und wenn man bedenkt, daß man über 2000 Meter über die Menschen des Thales erhaben seine müden Glieder in einem guten Bette strecken und ausruhen und sicher schlafen kann, der Preis für das einmalige Uebernachten — 3 Franken — nicht zu hoch. Im Wirthshaus sind gegen dreißig Betten (in jedem Zimmer zwei bis vier) und können sonst noch über hundert Personen ein leidliches Nachtlager finden.

Gegen Abend, als die Sonne einer gewaltigen Leuchtkugel gleich untergegangen war, verschwanden auch die Nebel, die den Tag über auf den Bergen lagen. Die Konturen der unzähligen Bergkolosse hoben sich scharf vom dunkelblauen, mit Sternen übersäten Firmament ab. Der Blick in die tiefen Thäler Appenzells, aus denen Tausende von Lichtern heraufglänzten, war überraschend schön. Am andern Morgen um 5 Uhr standen wir, eingehüllt in unsere Shawls, auf dem Gipfel des Säntis, wohin vom Wirthshaus in sechs Minuten ein zwar sehr steiler und unangenehmer, aber, weil mit festen Eisengeländern versehen, ganz ungefährlicher Stufenpfad emporführt. Der Himmel war ganz rein und alle Berge sichtbar. Wir erwarteten den Aufgang der Sonne, die denn auch herrlich im Osten erschien und mit ihren goldenen Strahlen die Hunderte und Aberhunderte von Bergesgipfeln verklärte.

Es war ein überwältigender Anblick. Die Aussicht ist großartig, sie dehnt sich weit aus über die nördliche und östliche Schweiz, über den Bodensee und Zürichersee, über Theile von Schwaben und Bayern, über das bayerische Gebirge, über die Allgäuer, Tyroler und Vorarlberger Alpen, über die Berge von Graubünden und der Urkantone, über die Glarner und Berner Alpen. Gewaltig imponirend ist der Blick auf die nächsten Säntisberge selbst und auf die scharf ausgezackten Sieben Kurfürsten. Und dann: wie anmuthig breitet sich das Appenzeller Ländchen nördlich vom Säntis aus mit seinen reizenden Dörfern und unzähligen Alphütten, und südlich vom Säntis das liebliche Hochthal Toggenburg! Ueber Deutschland lag meist Nebel; Lindau aber, die schöne Inselstadt, präsentirte sich bald, wenn auch winzig klein, und grüßte freundlich aus des glänzenden Bodensees Fluten herauf zu den Säntishöhen. Lange waren wir im Anblick all' der Herrlichkeit versunken und es wurde uns schwer, zu scheiden; doch es mußte sein:

„Leb' wohl, du schöner Säntis!
Im Anschau'n deiner Pracht,
Der Fülle deiner Wunder,
Hat mir das Herz gelacht.
Hab' Dank für deine Spenden,
Ich steig' zurück in's Thal
Und grüße dich von unten
Von nun an tausendmal.“

So oder ähnlich klang es in unseren Herzen. Auf fast halsbrecherischem, schwindelndem Pfade stiegen wir in's Toggenburgische hinab und von hier heimwärts zum prächtigen Bodensee.

Die ganze Säntisgruppe ist reich an lieblichen Alpenblumen aller Art. Man macht vom Bodensee aus die Tour auf den Säntis bequem in drei Tagen. Dieser herrliche Berg gehört seit einigen Jahren mit zu den besuchtesten höheren Bergen der Schweiz und man rechnet im Durchschnitt auf circa 3000 Personen, die jährlich im Wirthshause einkehren.

Naffka.

Eine Thier- und Kindergeschichte

von

Sacher Masoch.

(Nachdruck verboten.)



Das war ein schwerer Tag im Edelhofe zu Nowiny, Naffka sollte fort, ganz fort, und für immer.

Es gab jedes Jahr junge Hunde im Edelhofe, und jedes Jahr spielten die Kinder mit ihnen, und wenn die Hunde ein Jahr alt waren, verschenkte sie Herr Krasicki, ohne daß die Kinder sich sonderlich grämten, aber dießmal war es ganz anders.

In Nowiny gab es zwei große Wolfshunde, einen grauen Hund Betyar, der wie ein echter wilder Wolf aussah mit seinen bei Nacht glühenden Augen, und eine schwarze Hündin Tschorna. Ihre Sprößlinge waren auch stets grau oder schwarz. Um so größer war die Neugierde und Aufregung der Kinder, als der Kutscher eines Morgens meldete, Tschorna liege im Stalle und habe ein Junges, ein einziges, dieses aber sei ganz weiß, wie ein Täubchen.

Naffka, so wurde die kleine Hündin genannt, war schon der Liebling der Kinder, als sie noch, weiß und rund wie ein Schneeballen, im Stalle und im Hofe herumkugelte, wie sie aber erst zu laufen und zu springen begann, wurde sie ihr bester Spielkamerad und aß und schlief mit ihnen und ging ihnen nicht mehr von der Seite. Wenn sie dasaß und mit ihren kleinen, leuchtenden Augen aus dem dicken Fell hervorblinzelte, die rothe Zunge zwischen den weißen Zähnen zeigte und die kleinen Ohren spitzte, glich sie auf ein Haar einem kleinen Eisbären, und wenn sie zu bellen begann, klang ihre Stimme wie eine kleine Glocke, tief und schön.

Und jetzt sollte sie ihre Freunde für immer verlassen.

Herr Krasicki hatte Naffka bereits verschenkt, als sie erst zwei Wochen alt war, jetzt that es ihm selbst leid, aber er hielt sein Wort, und der Kosak des Herrn Borkowski hatte sie bereits an der Schnur. Die Kinder umarmten und küßten sie unter heißen Thränen, aber Naffka wedelte ganz lustig und lachte und bellte, als wollte sie sagen: Es ist nicht der Mühe werth, wir sehen uns bald wieder!

Es war dieß ein großes Geschenk, das Herr Krasicki seinem Freunde gemacht hatte; denn es waren zwei Heldengeschlechter, die Hundefamilie so gut wie die adelige, die seit Jahrhunderten zusammen in Nowiny hausten. Die Krasicki hatten in allen Kriegen der ehemaligen Polenrepublik gar tapfer und ritterlich gekämpft. Einer von ihnen hatte bei Zolkiew einen Tatarenchan mitten entzwei gehauen, ein anderer bei dem Entsatz von Wien, unter König Sobiesky, einen Pascha vom Pferde gestochen, ein dritter war in der Schlacht bei Somma Siera mit seinen Ulanen im Kartätschenhagel den Berg emporgesprengt und hatte die feindlichen Geschütze genommen, von anderen Thaten gar nicht zu reden.

Die Hunde, die ihnen gehörten, hatten, wie die Chronik der Familie Krasicki berichtete, einen wirklichen Wolf zum Stammvater. Jeder von diesen Hunden hatte auch seit undenklichen Zeiten irgend eine heroische That verrichtet, und deßhalb boten die Edelleute der Umgegend Alles auf, um einen von ihnen zu erhalten.

Von diesen Thaten wurde gleichfalls in der Chronik berichtet, und wie man die Vorfahren der Krasicki, ritterliche Männer im kriegerischen Schmuck und schöne Frauen in kostbares Pelzwerk gehüllt, in den Sälen und Korridoren des kleinen Schlosses, aus prächtigen Rahmen von den Wänden blicken sah, so war auch ab und zu einer der schönen, muthigen Wolfshunde durch den Pinsel eines Malers verewigt.

Also, das war nicht mehr zu ändern, Naffka war fort, und Herr Borkowski wünschte sich Glück zu ihrem Besitze.

Tschorna hielt jetzt die Wache im Wirthschaftshofe und Betyar im Herrenhause.

Es waren nur wenige Tage seit der Trennung von Naffka vergangen, als sich Nachts ein seltsames Wimmern und Kratzen vor der Thüre des Zimmers, in dem der Gutsherr ganz allein und abseits schlief, vernehmen ließ. Krasicki machte Licht und öffnete. Da schleppte sich Betyar, der große graue Wolfshund, mühselig herein, streckte sich zu den Füßen seines Herrn aus und verendete nach wenigen Augenblicken.

Der Hund war offenbar vergiftet worden und war gekommen, um noch sterbend seinen Herrn vor irgend einem schändlichen Anschlag zu warnen.

Krasicki lud auf der Stelle die beiden Pistolen, die über seinem Bette hingen, stellte das Licht auf den Ofen, so daß das Zimmer nur mäßig erhellt war, und legte sich dann halb angekleidet nieder.

Es währte nicht lange, so ging die Thüre sachte auf und der Kosak mit einer Hacke und der Kammerdiener mit einem Messer bewaffnet traten ein.

„Was wollt ihr,“ rief Krasicki, „ihr wollt mich morden, was?“ Er richtete die Pistole auf sie und zog zugleich die Glocke.

Die beiden Elenden sanken in die Kniee und baten um Gnade. Es währte nicht lange, so kamen die anderen Leute herbei, banden die Räuber und überlieferten sie noch in derselben Nacht dem Gerichte.

Der treue Betyar wurde im Garten unter einer Weide begraben. Alle trauerten um ihn, und wenn auch noch Tschorna da war, die jetzt im Edelhofe Wache hielt, so war diese doch schon etwas bequem, und so sagte Einer zum Andern: Wie schade, daß Naffka fort ist, wäre nur Naffka da.

Und wieder war es Nacht, da ließ sich ein lautes Bellen vor dem Thore vernehmen, das klang so tief und schön, und Tschorna gab Antwort mit einem Winseln, das einem freudigen Weinen glich.

„Der Teufel soll mich holen,“ rief der alte Kutscher aus, „wenn das nicht unsere Naffka ist!“

Während er aufstand und öffnete, gerieth das ganze Haus in Aufruhr, sogar die Kinder sprangen aus den Bettchen und kamen im Hemdchen und barfuß herbeigelaufen. Es war wirklich Naffka, die zurückgekehrt war, einen abgerissenen Strick um den Hals und mit blutigen Füßen; während die Kinder sie jubelnd begrüßten, wedelte sie freundlich: „Habe ich euch nicht gesagt, daß ich zurückkommen werde?“

Jetzt war keine Rede mehr davon, Naffka wieder fortzuschicken, und hätte man sie fortgeschickt, sie wäre ja doch wieder gekommen.

Es währte nicht allzu lange und Naffka war der Liebling Aller, die das Schlößchen von Nowiny bewohnten, und wie hätte es auch anders sein können, war sie ja doch ebenso treu und klug, muthig und liebenswürdig, als sie schön war. Außer ihrer schwarzen Nase hätte Niemand nur ein Fleckchen an ihr entdecken können, das nicht blendend weiß war. Wenn Frau Krasicka ihren Fuß auf Naffka setzte, versank er in dem dichten Fell derselben wie im Schnee. Ihr prächtiger Kopf mit den gutmüthigen Augen, die bei Nacht förmlich zu brennen schienen, war von einer Art großer Halskrause eingerahmt. Sie lief wie ein Rennpferd, sprang wie ein Löwe und schwamm wie eine Fischotter.

Mit Herrn Krasicki ging sie auf die Jagd, während sie dessen junge, schöne Frau gerne begleitete, wenn diese durch die Felder ritt, um die Arbeiter zu beaufsichtigen.

Wenn der Abend kam, das Thor geschlossen war und Naffka im Hofe auf und ab ging, hätte sich Niemand für hundert Dukaten in denselben gewagt.

Die Kinder dagegen konnten mit Naffka die tollsten Possen treiben, von ihnen ließ sie sich Alles gefallen.

Naffka hatte eine ganz eigene Stimme, wer diese nur einmal gehört hatte, erkannte sie gewiß wieder, und diese Stimme schien jedes Ausdrucks fähig, sie konnte mit ihr ebenso zornig drohen, wie von ganzem Herzen jubeln oder zärtlich schmeicheln.

Abends bellte kein Hund im Dorfe, ehe Naffka nicht anfing. So lange sie schwieg, herrschte ringsum tiefe Stille, sobald sie aber das Signal gab, antwortete es hell und freudig von allen Seiten und nahm das Gebell kein Ende vor dem Morgen.

Im nächsten Jahre hatte Naffka die ersten Jungen, ein wolfsgraues und ein schwarzes. Stolz wie eine Löwin lag sie mit ihnen im Stall und schlug nur so leicht mit dem Schweif die Erde, wenn Jemand hereinkam. Da siedelten sich denn die Kinder förmlich in dem Stall an, und es war prächtig anzusehen, wie die kleinen Hunde und die kleinen Kinder zusammen spielten und durcheinanderkugelten.

Kaum konnten ihre Jungen laufen, hielt Naffka auch schon mit ihnen die Wache und nahm das Gekläff kein Ende. Es hörte sich fast an, als gebe sie ihren Sprößlingen Singstunde.

In demselben Jahre verließ Leander, der älteste Sohn des Gutsherrn, Nowiny, um in der Kreisstadt das Gymnasium zu besuchen. Als die Ferien heranrückten, freuten sich Alle auf seine Rückkehr, nur Naffka blieb gleichgültig, obwohl die anderen Kinder auch ihr die freudige Botschaft zu wissen thaten. Eines Nachmittags aber erhob Naffka, die in der Sonne lag, plötzlich ihre Nase, sprang auf, begann laut und freudig zu bellen, drehte sich im Kreise herum und schoß dann zum Thore hinaus.

Nach einer Weile kam sie im Carrière zurück und alarmirte das ganze Haus und zugleich erblickte man in einer Staubwolke den leichten Wagen, in dem Leander in das Vaterhaus zurückkehrte.

Daß dieses glückliche Wiedersehen nicht das letzte war, dankten indeß der kleine Student und seine Eltern nur Naffka's Treue, Muth und Kraft.

Leander fuhr einmal in einem kleinen Kahn über den Dniester, um zu fischen. Der Kahn schlug um und der Knabe versank in den Wellen.

Da war aber auch schon Naffka mitten in dem reißenden Flusse. Sie faßte den Ertrinkenden mit ihren furchtbaren Zähnen und brachte ihn nach schwerem Kampfe mit den Wellen glücklich an das Ufer.

Im Herbst desselben Jahres geschah es, daß Herr Krasicki

auf die Jagd ging, während seine Frau mit den größeren Kindern zu dem Grafen Fredro fuhr, wo ein Kinderball stattfand.

Nur das jüngste Mädchen, das nicht viel über ein Jahr zählte, die kleine Bella, ließ Frau Krasicka in der Obhut ihrer Amme zurück. Nachdem die Letztere lange Zeit mit dem Kinde gespielt hatte, fand sie es nöthig, noch ein wenig für ihre Zerstreuung zu sorgen, und begab sich in die Backstube, wo die Dienstleute Karten spielten oder dem Stubenmädchen zuhörten, das zur Guitarre allerhand Lieder sang.

Die kleine Bella blieb in dem Saale zurück, dessen offene Thüre auf eine kleine Terrasse und von hier in den offenen Park führte. Sie unterhielt sich auf dem großen Bärenfell, das für sie über den Estrich gebreitet war, so gut mit ihrer Puppe, ihren Töpfchen und Schüsselchen, daß sie die Amme gar nicht vermißte und sich weder von den Ahnenbildern, noch den gerüsteten Männern an den Wänden, ja nicht einmal vor der hereinbrechenden Dunkelheit fürchtete.

Ein Zufall wollte, daß Herr Krasicki nicht durch den Hof, sondern durch den Park heimkehrte. Als er die Stufen der Terrasse emporstieg und in den Saal trat, blieb er wie erstarrt stehen. Auf dem Bärenfell saß Naffka, den Kopf stolz erhoben, mit unheimlich glühenden Augen, neben ihm das Kind, die kleinen Arme um ihren mächtigen Nacken geschlungen, das Köpfchen an ihrer Schulter bergend, und zu Naffka's Füßen lag erwürgt ein riesiger Wolf.

Es war dieß weder Naffka's einzige, noch ihre letzte Heldenthat. Leander war etwa vierzehn Jahre alt, als er, in den Ferien bei seinen Eltern weilend, eines Tages nach dem Essen die Flinte nahm, um in den Wald zu gehen. Sofort kam Naffka, die ihn noch nie auf die Jagd begleitet hatte, und ohne viel Umstände zu machen, ohne um ihn herumzuspringen oder nur einen Ton von sich zu geben, ging sie mit ihm.

„Was sie hat!" sagte der alte Kutscher, „umsonst geht die nicht mit. Unsere Hunde riechen es, sozusagen, wenn Jemandem aus der Familie ein Unglück droht. Wenn nur dem jungen Herrn nichts zustößt." Er seufzte und mit ihm seufzte seine kurze Pfeife, die er fest in den Zähnen hielt.

Dießmal schien der Alte, der ein großer Traumdeuter und Wetterprophet war und auch Räuber- und Geistergeschichten haarsträubend zu erzählen verstand, Recht zu behalten.

Es wurde Abend, man versammelte sich schon in dem kleinen Saal, um den Thee zu nehmen, und Leander war noch nicht zurückgekehrt. Frau Krasicka seufzte von Zeit zu Zeit, oder stand auf und blickte durch das Fenster.

„Wozu sich ängstigen," sagte Herr Krasicki, „wenn man mit der Flinte im Walde ist, vergißt man, auf die Uhr zu blicken, man sieht nicht einmal die Sonne untergehen."

Indeß wurde es Nacht und Leander war noch immer nicht daheim. Herr Krasicki ging im Hofe auf und ab, er begann jetzt selbst unruhig zu werden.

„Wenn ihm was geschehen wäre," sagte er, „so wäre Naffka schon da."

Der alte Kutscher schüttelte den Kopf.

„Wenn dem jungen Herrn etwas zugestoßen ist," sprach er ernst, „dann kommt Naffka nicht lebendig zurück."

Endlich ließ Frau Krasicka ihr Pferd satteln.

„Warte doch," sagte ihr Mann, „wir wollen ihn Alle zusammen suchen."

Die Pferde wurden rasch vorgeführt, der Herr und die alten Diener bewaffneten sich, Fackeln wurden angezündet, man war im Begriffe aufzubrechen, als ein Bauer eilig in den Hof hereinkam. „Herr!" rief er von Weitem schon, „Gott behüte uns, aber es heult ganz fürchterlich im Walde, dort, wo das Kreuz steht. Ich meinte zuerst, es müsse ein Wolf sein, aber diese Stimme hat kein Thier, als die Naffka."

Krasicki gab seinem Pferde die Sporen und sprengte, Allen voran, in die Nacht hinaus. Als er sich dem Walde näherte, hörte er Naffka, er brauchte jetzt nur ihrer Stimme zu folgen, und merkwürdig, er wurde von Minute zu Minute immer ruhiger. Das war nicht das herzzerreißende Klagen eines Hundes, der um einen Todten trauert, das war ein Ton wie Trompetenklang nach siegreicher Schlacht.

Und wirklich, als Krasicki endlich beim fahlen Licht des Mondes seinen Sohn und ihm zur Seite Naffka fand, da lächelte der Erstere wohl ein wenig schmerzlich, und Beide bluteten, doch war Keines gefährlich verwundet, vor ihnen aber war ein großer Bär ausgestreckt, den sie zusammen nach schwerem Kampfe erlegt hatten.

Johann Baptist Orbin,

Erzbischof von Freiburg.

(Hiezu das Porträt S. 697.)

Durch die kürzlich vollzogene Wahl des Erzbischofs von Freiburg ist einem langen Interregnum ein Ende gemacht, — daß der Erzbischof **einstimmig** gewählt wurde, möge als günstiges Omen betrachtet werden. Der neue Erzbischof, Johann Baptist, wurde am 22. Dezember 1806 als der Sohn trefflicher Bürgersleute zu Bruchsal geboren. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt absolvirt, vollendete er seine Vorstudien am Lyzeum zu Rastatt, welches damals unter der Direktion des trefflichen Loreyn in hoher Blüte stand. Die Wahl seines Berufes stand ihm vollkommen frei, aus Herzensneigung widmete er sich dem Studium der Theologie, und zwar zu Freiburg im Breisgau, woselbst er auch am 6. August 1830 die Priesterweihe empfing. Seinen Talenten, Kenntnissen und Leistungen entsprechend war auch seine Carrière. Nachdem er ganz kurze Zeit Vikar gewesen, treffen wir ihn schon im Jahre 1832 als Verwalter der Stadtpfarrei Weinheim an der schönen Bergstraße. Bereits im Frühling 1834 funktionirte er als Stadtkaplan in Mannheim. Bald wurde er daselbst Verwalter der obern Stadtpfarrei, auch Dekanatsverweser, am 5. Februar 1844 aber als Stadtpfarrer investirt. Kaum vierzig Lebensjahre hat Orbin gezählt, als er in das Domkapitel nach Freiburg berufen wurde. Am 20. Februar 1847 trat er eine Würde als Domkapitular an. Im Jahre 1856 feierte die Hochschule Freiburg ihren vierhundertjährigen Bestand und Domkapitular Orbin gehörte zu den Wenigen, welche bei diesem Anlasse die Doktorwürde erhielten. Am 14. April 1868 starb der fünfundneunzigjährige Erzbischof Hermann v. Vicari. Es ist hier nicht der Ort, auseinanderzusetzen, weßhalb Orbin nicht schon damals Erzbisthumsverweser wurde, in welchem Falle die definitive Besetzung des erzbischöflichen Stuhles schwerlich lange auf sich hätte warten lassen. Er wurde erzbischöflicher Offizial. Nachdem am 2. August 1881 der Tod den Kapitelsvikar und Weihbischof Lothar v. Kübel von seinen Kümmernissen und Leiden erlöst hatte, wurde am 10. desselben Monats Orbin mit Einhelligkeit zum Erzbisthumsverweser erwählt und fast gleichzeitig Domdekan. Schon Bischof Lothar hat sein Möglichstes geleistet, um die Streitaxt zu begraben, welche auf dem kirchenpolitischen Felde lange genug geschwungen wurde. Im Frühling 1881 kehrten die jungen Priester heim, welche vom Jahrgange 1874 ab faktisch aus der Erzdiözese verbannt gewesen; die Besetzung von Pfarreien konnte vor sich gehen, Aushülfe durch Geistliche, welche der Erzdiözese Freiburg nicht angehörten, war wiederum ermöglicht Die Wahl Orbin's bedeutete das entschiedene Einlenken in friedliche Bahnen. Nachdem in jüngster Zeit Monsignore Spolverini einige Wochen in Karlsruhe unterhandelt, erschien derselbe in Freiburg, und aus der Wahl des Domkapitels ging Orbin als Erzbischof am 2. Mai einstimmig hervor. Wenige Tage darauf kam die Bestätigung aus Rom; am 24. Juni, an seinem sechsundsiebenzigsten Namensfeste, wird der neue Erzbischof konsekrirt. Daß der hohe Herr Herzen zu gewinnen versteht, lehrt unter Anderem die Thatsache, daß er seinen früheren Pfarrkindern in Mannheim unvergeßlich geblieben. Von jeher sein Leben zwischen Arbeit und Gebet theilend, ist Erzbischof Johannes alt geworden, dabei aber rüstiger geblieben als die feine, schmächtige Gestalt vermuthen lassen sollte.

Eine der ersten Amtshandlungen war ein äußerst glücklicher Griff, nämlich die Ernennung des Pfarrers Dr. Knecht, eines ebenso tüchtigen Schulmannes als selbstständigen Charakters, zum Domkapitular; Dr. Knecht dürfte in sehr kurzer Zeit Weihbischof sein, wenn auch vorläufig noch nicht Koadjutor mit dem Rechte der Nachfolge. Möge Erzbischof Johannes noch recht lange keines Nachfolgers bedürfen!

Auf den Bürgenstock am Vierwaldstättersee.

Reiseplauderei

von

M.-H.

(Hiezu die Bilder S. 701.)

Vierwaldstättersee, du wundervolles Zauberwort! Wie wunderbar süß-schaurig muthet es mich an, wenn ich jetzt — nach etwa zwanzig Jahren — zurückdenke an meine erste Fahrt auf diesem prächtigsten aller Seen und an meine erste Rigibesteigung! Wie thaute damals das poesievolle Herz des Primaners auf, wie jauchzte es der so lachend vor ihm liegenden schönen Welt entgegen, wie schwellte sich die Brust vor Lebenslust und Lebenskraft.

Inzwischen bin ich alt geworden, nur du, mein Lieblingssee, bliebst immer jung und immer frisch und bietest fort und fort noch neue Reize, je näher man dich kennen lernt, bis dereinst, nach den bekannten mathematisch genau fixirten zehntausend Jahren, des Gletschers Hauch dich wieder küßt.

Noch immer strahlt der prachtvolle Bergeskranz im Sonnenlicht und macht in Verbindung mit dem See und den eben jetzt im vollen Blütenschmucke prangenden Hügeln und Halden den wahrhaft paradiesischen Fleck Erde aus, der alljährlich von Tausenden und Abertausenden von Pilgern besucht wird, welche dann ihr Entzücken in alle Welttheile und zu allen Nationen tragen. Chateaubriand, der berühmte Reisende, stellt Luzern bei Aufzählung der schönsten Punkte der Welt in die vierte Reihe: Neapel, Goldenes Horn, Rio de Janeiro, Luzern; ich aber ertheile ihm — nota bene bei schönem Wetter! — unbedenklich den ersten Preis. Und als sich nun „mein Ambros" und der jugendliche Held Alberto zu mir gesellten, behufs Besprechung einer kleinen Bergtour, da war am schönen Wetter nicht mehr zu zweifeln, denn unser Reisewetter ist immer ebenso schön, wenn auch nicht gerade sprüchwörtlich wie das der Hohenzollern!

Die Wahl fällt Einem schwer bei der Mannigfaltigkeit der vielen schönen Aussichtspunkte, lauschigen Plätzchen, imposanten Parks und Wälder und — was unser Kleeblatt hoch anschlägt — guten, ja ausgezeichneten Hotels. Für dießmal traf das Loos den Bürgenstock, und dem Beschlusse sollte gleich die That folgen. Da es aber laut berühmten Autoritäten durchaus ungesund sein soll, eine schöne Gegend mit leerem Magen zu betreten, begaben wir uns vorerst in's Café Stadthof, dessen Garten gar einladend herüberwinkte. Beim Eintritt in diese luftigen Hallen genoß ich mit vollen Zügen das stille Glück der Erinnerung, denn hier hatte ich einmal vor langer Zeit — brillant dinirt. Sodann folgte natürlich die nahe Bierhalle Muth, welche so sauber, so anheimelnd, so Durst erregend ist, daß selbst Gambrinus, der alte Zecher, sich hier wohl fühlen müßte. Drum ist denn auch Muth mit seinem Prinz-Bier und prima Service so weltberühmt wie Luzern selbst.

Mich wundert's noch heute, daß wir trotz alledem endlich doch glücklich auf's Schiff gelangten, das uns unserem Ziele rasch entgegentrug. Nach einer angenehmen einstündigen Fahrt an Richard Wagner's ehemaligem Tusculum vorbei erreichten wir Stansstaad mit dem altersgrauen Wartthurm, darüber das Stanserhorn als mächtiger Wächter. Von der Straße nach Stans in diejenige nach dem Bürgenstock links abschwenkend, kommt man anfänglich durch schattigen Wald mit lieblichen Durchblicken gegen den Pilatus und den Alpnachtersee, mäßig ansteigend erreichten wir bald freies Wiesengelände, das jetzt mit seinen waidenden, munter läutenden Kühen schon ganz den Charakter der Alpenlandschaft trug. Bei der Kapelle von Obbürgen links abbiegend, führt die Straße wiederum im Waldesschatten in kurzer Zeit unmittelbar vor das Hotel Bürgenstock, wo sich dem überraschten Wanderer plötzlich eine großartige Aussicht eröffnet. Am Fuße des Berges das liebliche, stille Gelände von Kehrsiten und der berühmte Kreuztrichter des Vierwaldstättersees, nach Westen Luzern mit seinen grünen, von Thürmen und Villen übersäten Hügeln, nach Norden Küßnacht und Meggen, nach Osten der Seearm von Weggis und Vitznau bis an die beiden Nasen und darüber der liebliche Rigiberg mit seiner luftigen Eisenbahn. Weiter hinaus erblickt man den Spiegel des Sempachersees, den Baldegger- und Hallwylersee. Rückwärts blickend entfaltet sich die imposante Bergkette der Glarner, Schwyzer, Urner und Unterwaldner Alpen bis zu den himmelanstrebenden Gipfeln des Berner Oberlandes: Eiger, Mönch und Jungfrau. Fast müde geworden von all' der Herrlichkeit wenden wir uns endlich wieder dem Hotel zu, um uns zu stärken für die weitere Wanderung. Dasselbe wurde 1872 im modernen Styl sehr geschmackvoll und comfortabel erbaut mit prachtvollen Sälen und Terrassen und bietet mit seinen Dependancen für circa 300 Gäste Raum. Zufolge seiner geschützten Lage und den bis unmittelbar an das Haus sich anschließenden großen Buchen- und Tannenwäldern ist Bürgenstock längst einer der angenehmsten klimatischen Kurorte geworden mit fortwährend steigender Frequenz. Das Etablissement soll jährlich von circa 1100 Gästen mit längerem Aufenthalt und von circa 2500 sogenannten Passanten besucht werden.

Von den vielen und prachtvollen Aussichtspunkten in der Nähe des Hotels, zu denen meistens schöne, theils ebene Waldwege führen, erwähne ich namentlich die Hametschwand, 3500 Fuß über dem Meere, drei Viertelstunden entfernt. Ein wundervoller Rundblick eröffnet sich dem Auge auf diesem höchsten Gipfel des Bürgengebirges. Der Grat ist etwas vorgeneigt und mit Grauen schaut man hinunter in den über 2000 Fuß tiefen Abgrund, wo dunkle Tannen und jung ergrünende Buchen sich spiegeln in des Sees Fluten, die bald grünlich gelb, bald bläulich aufleuchten, als ob die Nixen hier ihre buntfarbigen Schleier spülten.

In Schauen und Sinnen versunken ließen wir das großartige Bild auf uns einwirken, bis von Buochs herauf ein glockenheller, lustiger Jodler uns daran erinnerte, daß wir nicht allein auf der Welt seien. Und das ist uns auch ganz recht und unseren Kulturbedürfnissen entsprechend, so schön es sonst sein möchte, hier oben Hütten zu bauen.

Nach kurzem, aber ziemlich steilem Abstieg gelangen wir in die Egg, eine große Waldlichtung, welche wiederum eine kostbare Aussicht auf den Arm des Vierwaldstättersees von Buochs bis Brunnen bietet. Imposant erhebt sich gerade gegenüber der wunderschön geformte Frohnalpstock und auf dessen unterster Alpenterrasse am äußersten, nördlichen Ende das stolze, schloßähnliche Kur- und Pensionshaus Axenstein. Still und vornehm liegt dort links am See der Waldstätterhof, von Gersau winkt gar einladend das reichbeflaggte Hotel Müller, welches — weil auch Winterkurort — seit Langem schon belebt, jetzt von Gästen angefüllt ist. Es kostet Ueberwindung, nicht gleich auf dem nächsten Wege dahin zu eilen, da gerade von unserem Aussichtspunkte aus eine neue, gut angelegte Fahrstraße nach Buochs hinunterführt, welches nunmehr vom Bürgenstock aus fast ebenso rasch erreicht werden kann wie Stansstaad. Wir aber haben beschlossen, auf dem gleichen Wege, den wir gekommen, nach Luzern zurückzukehren, um dann dem obern oder innern See später unsere Aufwartung zu machen. So kehren wir denn zurück auf der ebenen, schönen Straße, welche in circa 40 Minuten theilweise durch Wald und Parkanlagen zum Hotel zurückführt. Der idyllisch im Wiesengrunde nahe der Straße gelegenen Meierei wird natürlich auch ein Besuch abgestattet von wegen der Milch der frommen „Redensarten", und die bekommt man hier wirklich köstlich frisch und erlabend, denn die in der Nähe liegenden ergiebigen „Alpen" ernähren den Sommer über mindestens hundert Kühe, die es dann natürlich an Molken, Milch und Butter nie fehlen lassen.

Als wir auf die große Terrasse des Hotels zurückkamen, senkte sich die Sonne gerade gegen das ferne blaue Juragebirge herab und bot einen unvergleichlich schönen Sonnenuntergang. Die Spitzen der Berge und Gletscher baden sich noch in rosigem Licht, wie in Feuer vergoldet, während der Dämmerung Schleier sich schon über das Thal legt und da und dort vereinzelte Sterne aufleuchten.

Was kann es uns da kümmern, wenn wir das letzte Schiff abfahren sehen, denn wenn uns auch leider nicht vergönnt ist, für längere Zeit diese balsamische, stärkende Berg- und Waldluft zu genießen und uns nebenbei an all' diesen ergreifenden Wundern der Allmacht zu erfreuen, so hat ja das Hotel elegante Wagen und flinke Rappen, denen wir uns ruhig anvertrauen dürfen, und solch' eine Mondscheinspazierfahrt vom Bürgenstock nach Luzern, das ist gerade nach unserem Geschmack und bildet einen würdigen Schluß des herrlichen Tages. Drum munter eingespannt und munter fort, den Berg hinab. Leb' wohl, o Bürgenstock, nie wende sich dein Glück; leb' wohl, du heimeliges, fruchtbares Unterwaldner Ländchen, Gott segne deine Fluren!

Vor der St. Petersburger Börse.

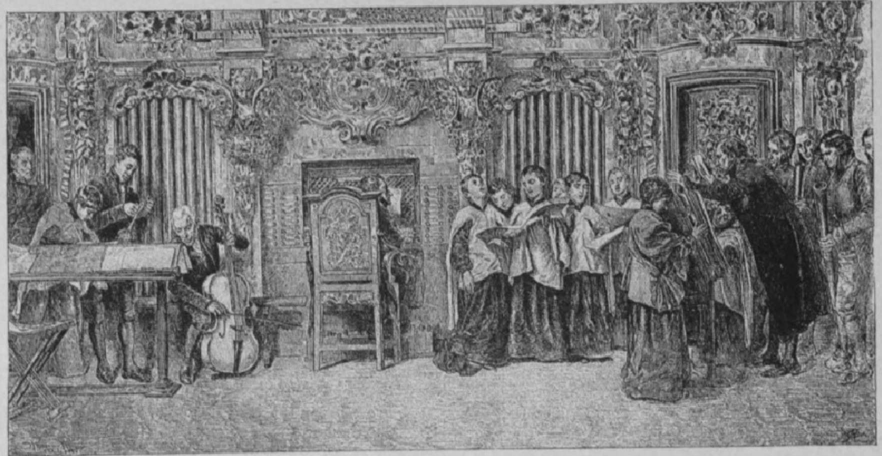
(Hiezu das Bild S. 700.)

In die Börse ist der Frühling eingezogen, oder sagen wir richtiger: der Frühling hat die Börsenbesucher vor das Portal hinausgelockt, denn drinnen ist es kalt und feucht, und bei schönem Wetter macht der St. Petersburger seine Geschäfte gern draußen auf der Freitreppe oder an der Frontsäulenreihe des Börsengebäudes ab, um die lang entbehrten warmen Sonnenstrahlen zu genießen. Allein diese ersten warmen Sonnenstrahlen sind in St. Petersburg nur selten warm genug, um die schweren Winterpelze lästig oder unnöthig zu machen. So hat denn auch auf unserem Bilde Alles noch sein Winterkostüm an: oben die Börsenmänner in lebhaftem Durcheinander über Fragen des wahren und unwahren Werthes; auf der Treppe unten ein reicher Kaufmann, welcher, wie es scheint, von einem Fuhrmann in der eigenthümlich schmeichelnden Weise dieser Leute eingeladen wird, dessen Fuhrwerk zur Heimfahrt zu benützen; weiter unten die Abfahrenden in und bei ihren eleganten Droschken mit engem Sitz (gewöhnlich Egoistka benannt, weil nur Einer darauf Platz findet) und ihren stolzen Kutschern mit den unvermeidlichen langen Faltenröcken, welche die armen Pferdelenker im strengen Winter doch nur sehr ungenügend schützen können gegen die bittere Kälte, die sie während des langen Wartens auf ihre Herren auszustehen haben. Das Börsengebäude, ein imposanter Monumentalbau, liegt auf der Wasiliinsel am Ufer der Newa, unweit der Stelle, wo die hölzerne, auf mächtigen Booten ruhende Palaisbrücke zum stolzen Winterpalais hinüberführt.

Die Wiener internationale Kunstausstellung.

Originalzeichnungen der Künstler nach ihren Bildern.

Die verschiedenen Disziplinen der bildlich darstellenden Kunst erfordern ganz spezielle Naturbegabungen und Ausbildung. Es ist eigenthümlich, daß mancher vortreffliche und berühmte Maler nur mit größter Schwierigkeit eine Zeichnung mit einigem praktischen Effekt herzustellen in der Lage ist, während ein anderer Künstler, wenn dessen Farbe auch nicht wenig zu wünschen übrig läßt, doch mit Leichtigkeit die „schwarze Kunst" vortrefflich zur Geltung bringt. Diese Thatsachen und Gesichtspunkte rechtfertigen es, wenn viele der vorzüglichen Bilder und Künstler der Wiener internationalen Kunstausstellung nicht in jenen Zeichnungen vertreten sind, welche einen illustrirten Katalog derselben zu schmücken bestimmt wurden. Die Wiedergabe mittelst der Buchdruckerpresse beschränkte zudem die verschiedenen Manieren und es mußten die Bilder in jener praktischen Weise hergestellt werden, welche die heutige Schnellpresse verträgt, deren Hülfsmittel jedoch eine noch vor einem Jahrzehnt ungeahnte Mannigfaltigkeit und Vorzüglichkeit erreicht haben. —



Matth. Moreno: Orgelrepetition.

Nachdem wir dieß zur Verständigung vorausgesendet, ist uns die Erklärung erleichtert, weßhalb von der internationalen Kunstausstellung vorliegende Bilder, denen noch Serien in den nächsten Nummern folgen, vornehmlich ausgewählt erscheinen. — Aus den Originalzeichnungen, welche besonders aufgeforderte Künstler einsendeten, sehen wir vorerst „Die Orgelprobe" von Matth. Moreno, einem in Madrid geborenen und an der Toledaner Schule wirkenden Künstler. Die geistlichen und weltlichen Kräfte, das Alter und die Jugend, welche da für den Erfolg des musikalischen Gottesdienstes zusammenwirken, sind vorzüglich zur Geltung gebracht, mit ansprechender, deutlicher Charakteristik. Die Farbe im Oelgemälde ist südlich brillant, aber etwas schwer.

Da man von Spanien beim Eingang in die Kunstausstellung sogleich nach Deutschland gelangt, sind wir auch hier ganz folgerichtig sogleich bei Michael Max' „Waldidylle". Dem Titel nach vermuthet man ein landschaftliches Bild, während uns das schelmische Gesicht, die lachenden Augen eines Waldkindes



Hans Makart: Porträt Sr. Exc. des Grafen Edmund Zichy.



Theophile Lybaert: Die heilige Elisabeth von Ungarn.



Em. Michel: Dezember.



Thorwald Niß: Herbsttag im Jägersborger Thiergarten.



Max Michael: Waldidylle.



Carl Karger: Oelgemälde im Charakter eines altdeutschen Glasbildes.

entgegenblitzen, das wenig von Toilette weiß, aber auch nicht, daß es gerade ohne dieselbe so idyllisch reizend ist. Die Lässigkeit, mit welcher sich das Mädchen rückwärts an den Stangenzaun lehnt, die unabsichtliche Koketterie mit den ausgebreiteten Armen dürfte einen muntern Wanderer, welcher dieselben so offen erblickt, leicht verlocken, in diese hineinzugerathen. Wie aber die Aufnahme und der Dank dafür sein dürften, darüber läßt uns der Trotzkopf und der kräftige Bau der Muskeln nicht im Zweifel! Der Name Max Michael gehört einem geborenen Hamburger und Professor an der Berliner Kunstschule an; es ist herzlich zu wünschen, daß er uns öfter in so ausgezeichneter Weise durch Schlichtes und zugleich Prägnantes wirkend erscheine.

Ueber Makart bei solchem Anlasse zu sprechen, ist uns wohl erlassen: Thatsache ist, daß das Bild des Grafen Edmund Zichy, welcher zudem Präses des Komites der internationalen Kunstausstellung ist, das wahrste und sprechendst getroffene unter den bisher gesehenen des Künstlers ist. Die beiden Landschaften: August Schäffer's, Direktor-Stellvertreter der Wiener Belvederegalerie, „Partie aus Laxenburg" und François Emile Michel's in Paris „Dezember", sind nicht nur in der Farbe trefflich wirkende Bilder, sondern auch geradezu in den hier wiedergegebenen Zeichnungen, welche durch Feinheit und Sicherheit der Linien, Schärfe der Naturcharakteristik uns jene feinempfundene Stimmung vermitteln, welche den österreichischen wie den französischen Künstler anregten.

Eine höchst interessante Komposition im Style der Renaissance ist das „Widmungsblatt" von Carl Karger, einem geborenen Wiener, welcher in München lebt. Die Zeichnung ist hier um so sicherer und deutlicher wirksam, weil das Bild selbst absichtlich eine leichtere Behandlung der Farbe zur Schau trägt und die Linien vorwaltend wirken läßt: der Titel belehrt uns allein schon über des Künstlers Absicht bei diesem anmuthigen und reichen Arrangement. — Des Belgiers Theophile Lybaert, der in Gent lebt, „Heilige Elisabeth" ist eines der allersorgsamst, fein und stylvoll gemalten Bilder der Ausstellung. Die scharfen, deutlichen Linien sind auch ein Behelf des Bildes, das nach älterer Weise damit neben der Farbe wirkt, und sie präsentiren sich hier entschieden zu vorzüglicher Geltung. — Der „Orienalische Markt in Venedig" ist eine Leistung des in Wien geborenen und lebenden Ernst Berger, der sich damit als ein Künstler von bedeutender Zukunft darstellt. Streng richtige Zeichnung, maßvolle Haltung und lebhafte, aber gewählte Farbe verdeutlichen uns den klaren Vorgang, welcher auch in der schönen Zeichnung nichts von seiner sprechenden Verständlichkeit verliert. — Josef Büche ist auch ein Wiener, welcher aber in dem reizenden südtyrolischen Meran lebt. Dort hält er seit Jahren die Typen des Volkes in seinen Bildern fest und erwirbt sich dadurch ein bleibendes Verdienst um das Volk und auch für die Kunst, denn er weiß das charakteristische Menschenmaterial vorzüglich zu wählen und so markant wiederzugeben, daß man immer mit Vergnügen seinen jungen und alten südtyrolischen Gestalten auf den Kunstausstellungen begegnet. — Des Dänen Thorwald Niß in Kopenhagen „Herbsttag im Jägersborger Thiergarten" ist in der Zeichnung sicher, in der Farbe kräftig und so glücklich aus der Szenerie der Natur gewählt, daß er selbst in der eintönigen Farbe der Schwarzkunst seine Wirkung nicht verfehlt.

S.



Ernst Berger: Orientalischer Markt beim Fondaco de' Turchi in Venedig.

Beobachtetes und Gedachtes.

Von B. Culot.

Einen Kussographen sollte uns Edison erfinden, in welchem sich auf einer beliebigen Stanniolplatte die Empfindungen des ersten Kusses fixirten. Freilich, wenn alle diese Lippenflammen sich dann in einen einzigen Funken konzentrirten, der sich aus der Maschine entlüde, so wäre das genügend, einen Mann zu erschlagen.

*

Glückliche Liebe: Ein Krug, der so lange zum Freudenbrunnen geht, bis er bricht.

*

Ein Mensch, der die Gewohnheit hat, die ihm zum Schütteln dargereichte Hand mit seinen beiden Händen zärtlich zu umfassen, ist gewöhnlich falsch.



Josef Büche: Pusterthaler Bauer.



Aug. Schäffer: Partie aus Laxenburg.

Um den Halbmond.

Roman

von

Gregor Samarow.

(Fortsetzung.)

Dreiundzwanzigstes Kapitel.



Der Sultan hatte den Palast von Dolmabagdsche verlassen und war im scharfen Trabe eine kleine Strecke auf der am Bosporus hinführenden Straße weiter gefahren. Er saß, in finsteres, unmuthiges Sinnen versunken, in die Kissen des Wagens zurückgelehnt da; der herrliche Blick über die Stadt und die mit Schiffen und Fahrzeugen aller Art bedeckte Wasserfläche vermochte nicht seine sorgenvollen und finsteren Züge aufzuheitern, und ohne den Glanz des Wagens und der Geschirre, ohne die militärische Eskorte und den am Schlage galoppirenden Adjutanten hätte wohl kaum Jemand vermuthen mögen, daß dieser Mann mit den müden, feindlich scheuen Blicken, mit der finster bewölkten Stirn und dem schlaff zusammengesunkenen Körper der Herrscher und Gebieter über diese schönste Stadt der Erde sei, welche den Glanz zweier Welttheile in sich vereinigt.

Die Straße war fast leer und die Wenigen, welche dem Wagen des Sultans begegneten, neigten sich zwar zur Erde herab, aber ihre Mienen drückten kalte Gleichgültigkeit oder feindliche Gehässigkeit aus und nirgends ertönte einer der Freudenrufe, mit denen das Volk sonst den Beherrscher der Gläubigen und den Statthalter des Propheten zu begrüßen pflegte.

Abdul-Aziz bemerkte das Alles nicht, er war zu tief in seine düsteren Gedanken versunken, und wenn zuweilen sein Blick eine der kleinen Gruppen am Rande der Straße streifte, so blitzte aus seinem Auge eine drohende, zornige Flamme hervor, seine Hand ballte sich und hätte er den Blitzstrahl in seiner Hand geführt, so würde er ihn vielleicht auf die Häupter seiner Unterthanen geschleudert haben, von denen er wußte, daß sie seinem Willen widerstrebten und seinen geliebten Sohn von der Nachfolge auf den Thron zurückdrängen wollten zu Gunsten des verhaßten Abkömmlings seines Bruders; da aber der Blitzstrahl des alten Zeus, der einst an diesen Ufern von den Wolkenhöhen herab über die Menschen herrschte, nicht in seiner Hand lag, da er die Macht, deren äußerer Glanz ihn umgab, sich entschlüpfen fühlte, so dachte er mit wildaufkochendem Grimm an den Augenblick, in welchem er mit Hülfe seines Verbündeten, des russischen Zaren, alle Widerspenstigen zerschmettern und seine Macht und Herrschaft für alle Zukunft neu befestigen werde. Alle Bedenken, die sein mohammedanischer Stolz noch gegen ein solches Bündniß gehegt hatte, verschwanden, finster spannten sich seine Finger um den Griff des auf seinem Schooße liegenden Säbels, und fast sehnsüchtig schweiften seine Blicke nach dem Bosporus hinüber, dessen Fluten ihm die Truppen seines alten Gegners zuführen würden, welche so oft Konstantinopel bedroht hatten und welche künftig die Stützen seines Thrones werden sollten.

Plötzlich stockte der Zug. Die vorreitenden Saptiehs parirten ihre Pferde und der Wagen hielt an. In kurzer Entfernung wurde eine dichte Menschenmasse sichtbar, welche die ganze Breite der Straße ausfüllte und von welcher lautschallende Rufe herübertönten.

„Was ist das?“ fragte Abdul-Aziz, sich vorwärts beugend, „was bedeutet das Gewühl dort, sehen sie nicht, daß ich komme — warum machen sie die Straße nicht frei?“

Hussein Pascha blickte besorgt auf die dichte Menge, welche langsam näher kam und in welcher er die Turbane der Ulemas und Softas erkannte. Er befahl zweien der Palastgendarmen, voran zu reiten und Platz für den Wagen des Sultans zu machen. Als die beiden Soldaten die Menge erreicht hatten, stand dieselbe still, die Stimmen verstummten, man schien einen Augenblick auf die Worte der Saptiehs zu hören — dann aber brach plötzlich ein neuer Sturm aus, wüthendes Geheul und furchtbare Verwünschungen dröhnten herüber.

„Man soll umdrehen,“ rief Abdul-Aziz, „und nach dem Palast zurückfahren, es sind wüthende, gottvergessene Rebellen, die Garden sollen ausrücken, um sie auseinander zu treiben.“

Der Kutscher wendete die Pferde, aber kaum war diese Bewegung von der langsam immer näher kommenden Menge bemerkt worden, als dieselbe unter betäubendem Geschrei heranstürmte; vergebens versuchten sich die beiden entgegengesendeten Soldaten den andringenden Massen zu widersetzen, sie wurden mit fortgerissen und hatten die äußerste Mühe, sich auf den Pferden zu erhalten — in wenigen Augenblicken hatten die vordersten Reihen der Herandrängenden den Wagen erreicht. Hussein Pascha befahl den Saptiehs, sich dicht zusammenzuschließen und um jeden Preis eine Annäherung an den Sultan zu verhindern. Die Soldaten bildeten einen engen Kreis um den Wagen, die blanken Säbel in der hochgehobenen Rechten, die Linke an den Sattelpistolen, bereit, den Ersten niederzustrecken, der es versuchen würde, ihre Reihen zu durchbrechen. Noch fuhr der Wagen weiter, der Kutscher wollte eine letzte Anstrengung machen, um durch die Schnelligkeit der Pferde einen Vorsprung zu gewinnen, aber schon war ein Theil der Softas vorausgeeilt und auch vor dem Wagen bildete sich eine immer mehr sich verdichtende Menschenmauer.

Abdul-Aziz saß in finsterem Schweigen in seinem Wagen; er hatte den Säbel halb aus der Scheide gezogen und aus seinen matten Augen blitzte der fatalistische Muth, welcher allen Türken eigen ist und ihnen in den Augenblicken höchster und unvermeidlichster Gefahr die ruhige Ergebung in den Schluß des Kismet gibt.

Hussein Pascha, welcher sich dicht am Schlage gehalten hatte, ritt ein wenig aus der Linie der Saptiehs hervor.

„Was wollt ihr,“ fragte er drohend, „wißt ihr nicht, daß ihr den Tod verdient, da ihr so die Ehrfurcht vor dem Padischah verletzt und euch seinem Wege entgegenstellt!“

Ein Ulema von hoher, kräftiger Gestalt mit gebräuntem Gesicht, schwarzem Bart und kühn blitzenden Augen trat dicht an das Pferd des Adjutanten heran und antwortete mit weithin tönender Stimme, bei deren Klange sogleich eine tiefe Stille in der nächsten Umgebung eintrat:

„Wir wollen nicht die Ehrfurcht gegen den erhabenen Padischah verletzen, wir wollen ihm eine Bitte vortragen und ihm die Wahrheit sagen über die Lage des Reiches. Dazu sind wir ausgezogen nach seinem Palaste hin, und das ist unser Recht als Bewahrer des Geistes der heiligen Gesetze, die über allen Gläubigen und über dem Padischah stehen — der Prophet selbst hörte den Rath seiner Getreuen und die Bitten des Volkes.“

Hussein Pascha maß den kühnen Sprecher mit drohenden Blicken, jener aber wich nicht einen Schritt zurück und schlug seine flammenden Augen nicht nieder; ringsum ertönte ein lauter, brausender Ruf der Zustimmung, der sich weithin fortsetzte über dieß unübersehbare Meer von Menschenköpfen, das den Wagen des Sultans umwogte.

„Sie sollen hier herantreten,“ sagte Abdul-Aziz, der die Worte des Sprechers gehört hatte, „hier an meinen Wagen in den Kreis der Saptiehs — aber nur Einer allein, ich bin bereit, ihre Bitten zu hören, da sie sich auf das Beispiel des Propheten berufen.“

„Du hörst es,“ sagte Hussein Pascha zu dem großen Ulema, „der Padischah erlaubt Dir, zu ihm zu sprechen — tritt heran.“

Furchtlos und ohne Zögern trat der Mann, welchen der Zufall in diesem Augenblick zum Vertreter des Volkes der Hauptstadt und zum Führer einer für das ganze Reich entscheidenden Bewegung machte, zwischen den Pferden der eng aneinander geschlossenen Saptiehs hindurch in den engen Raum neben den Wagen.

„Ihr wollt mir eine Bitte vortragen,“ sagte Abdul-Aziz mit dumpfer Stimme, „ich bin bereit zu hören.“

„Großmächtiger Padischah,“ sagte der Ulema, „Du bist umgeben von schlechten und verrätherischen Rathgebern, welche Dich den Feinden des Reiches in die Hände liefern wollen. Wir, die Gläubigen und Getreuen, sind gekommen, um die Wahrheit zu Deinen Ohren dringen zu lassen, damit der heilige Glaube und das Reich der Kinder des Propheten gerettet werde.“

„Und wer sind jene falschen und schlechten Rathgeber?“ fragte der Sultan.

Ohne einen Augenblick zu zögern, antwortete der Ulema unter athemloser Stille, welche nur durch das Schnauben und Schütteln der Pferde unterbrochen wurde:

„Der erste von ihnen ist der Scheik ul Islam, Hassan Fehmi Effendi, er ist kein treuer Wächter des Gesetzes, er sagt Dir nicht die Wahrheit und fälscht die Gebote der heiligen Bücher; und der zweite, großmächtiger Padischah, ist Dein Sadri-Asam Mahmud Nedim Pascha, der das Reich dem moskowitischen Zaren in die Hände liefern will in Feigheit und Thorheit oder in wohlbedachtem Verrath, dessen wir keinen Gläubigen anklagen wollen, bevor wir ihn überführen können.“

„Und wenn ich,“ fragte der Sultan, indem seine Stimme nur erstickt aus seiner schwerathmenden Brust hervordrang, „wenn ich euch glauben würde — habt ihr andere Männer zu nennen an der Stelle jener Beiden, die ihr so schwer anklagt?“

„Es gibt nur Einen, erhabener Padischah,“ erwiederte der Ulema, „der würdig wäre, das hohe Amt des Scheik ul Islam zu führen, die Gesetze der heiligen Bücher zu erklären und auszulegen, und dieser Eine ist der fromme und weise Scheik Hassan Hairullah, und unter Deinen Bezieren kennen wir auch nur Einen, der würdig ist, an Deiner Seite zu stehen als Dein Sadri-Asam, nur Einen, der geschickt ist, dem Reiche neue Kraft zu geben, und der treu und muthig den Lockungen und Drohungen des Moskowiters widerstehen wird, und dieser Eine ist der erlauchte Midhat Pascha.“

„Ja, ja,“ rief es aus der Menge, „so ist es, Midhat Pascha soll Sadri-Asam sein und Hassan Hairullah Scheik ul Islam!“

Immer weiter pflanzte sich der Ruf fort, immer lauter und lauter anschwellend, und über den Platz und die nächsten Straßen hin klangen von tausend und tausend Lippen die Namen Midhat und Hassan Hairullah.

Die Hand des Sultans, welche den Griff seines Degens umspannt hielt, zuckte — ein Blitz jähen Zornes flammte in seinen Augen auf — die funkelnde Klinge blitzte halb aus der Scheide hervor, es schien, daß er seine Waffe zu tödtlichem Streich gegen das Haupt des kühnen Sprechers erheben wollte — und vielleicht hätte im nächsten Augenblick eine That aufwallender Leidenschaft die zahllose Menge zu furchtbarer Rache entflammt.

Der Ulema sah die Bewegung des Sultans, hätte er Furcht gezeigt, so wäre er verloren gewesen, denn die Furcht reizt den vom Zorn entflammten Menschen ebenso wie das Raubthier zum Angriff; aber er kreuzte ruhig die Arme über der Brust, blickte starr in die Augen des Sultans und sagte, während ein Lächeln voll Verachtung über seine Lippen glitt, mit leiser, nur in nächster Nähe verständlicher Stimme:

„Mein Leben steht in Allah's Hand, er wird mein Haupt schützen und jene Tausende dort,“ fügte er noch leiser hinzu, „werden mich rächen.“

Der Sultan zuckte zusammen, sein Haupt senkte sich wie überwältigt von dem ruhig klaren, durchdringenden Blick des Ulema; langsam schob sich die Klinge seines Säbels wieder in die Scheide zurück, während weithin immer noch die Rufe erschallten:

„Midhat Pascha soll Sadri-Asam sein und Hassan Hairullah Scheik ul Islam!“

Der Sultan winkte mit der Hand, in der unmittelbaren Nähe des Wagens stellte sich die Ruhe wieder her:

„Ich habe eure Bitte und euren Rath gehört,“ sagte Abdul-Aziz mit matter Stimme, „und ich will sie in Erwägung ziehen — aber das kann nicht hier geschehen, ich will die Männer, zu denen ihr so viel Vertrauen habt, nach meinem Palaste rufen und euch meine Entschließungen kund thun. Gebt den Weg frei,“ fügte er halb gebieterisch, halb ängstlich zögernd hinzu.

„Du sprichst weise und gute Worte, großmächtiger Padischah,“ erwiederte der Ulema, „wir wollen Dich bis zu Deinem Palast begleiten und dort Deinen Entschluß erwarten; wir sind gewiß, daß er zum Heile des Reichs führen wird, wenn Du jene erleuchteten und frommen Männer zu Rathe ziehst.“

Der Sultan blickte vorwärts auf die dichte Menschenmenge, welche vor den Pferden seines Wagens die Straße versperrte, — er zögerte, den Befehl zum Weiterfahren zu geben, denn ein unmittelbarer Zusammenstoß hätte die Folge davon sein müssen, und seine schwache Bedeckung war außer Stande, diesen Tausenden von Bewaffneten die Spitze zu bieten. Der große Ulema hatte den fragenden Blick des Sultans bemerkt, er trat vor die Pferde und winkte der dichtgedrängten Menge, Platz zu machen; sein Wink fand unmittelbar Gehorsam, eine breite Gasse öffnete sich, der Ulema schritt durch dieselbe voraus, der Wagen des Sultans, von den Saptiehs dicht umgeben, folgte in langsamem Schritt, die Softas gingen in dichten Reihen zu beiden Seiten und so bewegte sich dieser sonderbare Zug langsam, feierlich und schweigend vorwärts, nur aus der hinten nachdrängenden Volksmenge ertönten immer noch laute Rufe des Vertrauens für Midhat und Hassan Hairullah und der Verwünschung gegen Mahmud Nedim Pascha und Hassan Fehmi.

Der Sultan saß mit niedergeschlagenen Augen unbeweglich, bleich wie ein Wachsbild, auf den Polstern seines Wagens, endlich hatte man das Thor des Palastes von Dolmabagdsche erreicht, die Wache trat in das Gewehr, auf dem innern Hofe sah man Gruppen von Palastbedienten, welche scheu und erschrocken durch das Thor hinausblickten.

Der Ulema, welcher den Zug geführt hatte, trat wieder an den Wagenschlag und sprach:

„Du wolltest die Männer zu Dir rufen lassen, großmächtiger Padischah, welche das Vertrauen Deines Volkes besitzen; wir werden hier warten, bis Du uns Deinen Entschluß kund thust, und wir bitten Dich, das Thor Deines Palastes offen zu lassen, denn es sind treue Unterthanen, die vor demselben Deiner Botschaft harren.“

So demüthig und ehrfurchtsvoll diese Worte waren, so ließ sie der Ton, in dem sie gesprochen wurden, doch mehr wie eine Forderung als wie eine Bitte erscheinen. Der Sultan schlug die Augen nicht auf, er antwortete mit leicht zitternder Stimme:

„Euer Wunsch sei gewährt. Reite hin, Hussein,“ befahl er seinem Adjutanten, „suche meinen Bezier Midhat Pascha und den frommen Scheik Hassan Hairullah und bringe ihnen meinen Befehl, sogleich vor mir zu erscheinen.“

Die Menge öffnete dem Adjutanten einen Weg, die Nächststehenden hatten die Worte des Sultans gehört und theilten sie schnell weiter mit; laute Freudenrufe erklangen rings umher und begleiteten Hussein Pascha auf seinen Weg. Langsam fuhr der Wagen des Sultans durch das Thor des Palastes und verschwand in den inneren Höfen, die Wachen zogen sich zurück, in finsterem Ernst, halblaut mit einander sprechend, umgaben die Softas das offene Thor, während ringsumher immer mehr Volk zusammenlief.

Der Sultan war, mit raschen Schritten die Vorgemächer durcheilend, in sein Zimmer zurückgekehrt, bereits erwartete ihn hier seine Mutter und der Prinz Yussuf Izzeddin. Abdul-Aziz verlor hier in der Einsamkeit seines Gemaches, wo keine fremden beobachtenden Blicke auf ihm ruhten, die mühsam bewahrte Selbstbeherrschung; seine Augen rollten in wildem Zorn, seine Lippen bebten, er schüttelte die geballten Hände und rief, indem er unsicher und fast taumelnd hin und her stürmte:

„So weit ist es gekommen! — solche heillosen Früchte

hat die Saat der tückischen Rathschläge getragen, welche mir die heuchlerischen, falschen Freunde, unter denen dieser glatte, lächelnde Engländer der schlimmste ist, gegeben haben und welche ich zu meinem Unheil befolgte, indem ich die verwünschten Einrichtungen der Giaurs einführte und es duldete, daß man Zeitungen druckte und dem Volke zu lesen gab! Diese Elenden wollen mir vorschreiben, was ich thun soll; sie wollen meine treuen Rathgeber, meine bewährten Freunde vertreiben, sie wollen mir jenen tückischen Midhat aufdrängen, bei dessen Anblick mich ein kalter Schauer erfaßt, als ob eine Schlange mir nahe."

Er sank auf seinen Divan nieder und sein ganzer Körper zuckte in konvulsivischen Bewegungen.

„Aber," rief er dann, plötzlich wieder aufspringend, „ihre Vermessenheit soll bestraft werden — furchtbar bestraft werden, wie mein Vater die Frechheit der Janitscharen bestrafte. Yussuf Izzeddin, mein Sohn, gehe durch eine Seitenthür des Palastes hinaus und eile nach den Kasernen meiner treuesten Garderegimenter, führe sie her, bringe eine Batterie mit Kartätschen mit und vertreibe die frechen Aufrührer, die draußen vor dem Thore meines Palastes stehen; sie sollen fühlen, daß ich der Herr bin, und dann, dann soll schnell und ohne Verzug der Vertrag mit dem Zaren geschlossen werden, damit seine Truppen hier landen und Niemand mehr zu murren wagt."

Der Prinz Yussuf Izzeddin sah den Sultan mit thränenden Blicken an, tiefer Schmerz lag auf seinem jugendlichen Gesicht:

„O, mein erhabener Herr und Vater, die Zunge sträubt sich auszusprechen, was ich Dir doch sagen muß — als ich den Tumult auf den Straßen hörte, bin ich in die Kaserne der Garden geeilt, ich wollte vor Allem die Artillerie hieher führen, um das Thor des Palastes zu decken; ich wollte ein Kavallerieregiment selbst Dir zuführen, um Dich sicher hieher zurück zu geleiten — aber, mein Vater," fuhr er mit bebender, unsicherer Stimme fort, „ich fand die Truppen, die mir doch sonst stets ihre Anhänglichkeit gezeigt und ihren Gehorsam bewiesen haben, von finsterem Geiste erfüllt, ich hörte Verwünschungen gegen Mahmud Pascha und gegen den General Ignatieff in ihren Reihen, und treue Offiziere beschworen mich, die Sache nicht weiter zu treiben und keine offene Empörung hervorzurufen, denn es würde unmöglich sein, die Truppen gegen die Softas zu führen; das Einzige, was man erreichen könne, sei, sie in den Kasernen zu halten und zu verhüten, daß sie sich den Empörern anschlössen."

Der Sultan sah seinen Sohn einen Augenblick mit großen Augen an, als vermöge er nicht zu begreifen, was dieser ihm sagte; dann aber verfiel er in einen neuen Ausbruch unbändiger Wuth, seine Augen färbten sich blutig, Schaum trat auf seine Lippen und eine Zeitlang vermochte er nur unartikulirte Laute auszustoßen, ähnlich dem Brüllen eines gereizten Raubthiers; dann eilte er zur Thüre des Vorzimmers und rief mit heiserer, schauerlich klingender Stimme:

„Fabri, Fabri, mein Kämmerer!"

Fabri Bey, der erste Kämmerer des Sultans, ein Mann von geschmeidiger Gestalt, mit schmalem, bleichem Gesicht, kurzem, dunklem Bart und funkelnden, stechenden, halb von den Lidern bedeckten Augen, in der Hausuniform der Palastbeamten, eilte auf den Ruf des Sultans, vor dessen Anblick die Diener in den Vorzimmern entsetzt zurückwichen, herbei.

„Schnell," befahl Abdul-Aziz, „bringe mir den Fez mit den Reiherfedern und das große Band, und laß mein Pferd in den Hof führen, ich will selbst hingehen zu den pflichtvergessenen Garden und will sehen, ob sie es wagen werden, dem Padischah den Gehorsam zu verweigern, wenn sie mich vor sich sehen und meine Stimme hören."

Schwankend, wie vom Schwindel erfaßt, kehrte er in sein Zimmer zurück und sank auf den Divan nieder, indem er die Hände vor seine Stirn drückte, als wolle er das zu seinen Schläfen aufsteigende Blut zurückdrängen. Yussuf Izzeddin sank neben seinem Vater auf die Kniee nieder und flehte ihn an, von seinem Vorhaben abzustehen und sich so großer Gefahr nicht auszusetzen; die Sultanin Valide aber setzte sich neben ihren Sohn, schlang den Arm um seine Schulter und sagte, indem sie ihre Stimme dämpfte und ihren Mund dem Ohre des Sultans näherte:

„Höre mich, mein Sohn, höre das Wort und den Rath Deiner Mutter, die Dich unter ihrem Herzen trug und die nur glücklich ist in Deinem Glück und keinen Gedanken hat als Deinen Ruhm und Deine Größe."

Der Sultan ließ seine Hände schlaff herabsinken und sah mit matten Blicken in das Gesicht seiner Mutter; der furchtbare Anfall hatte seine Kraft erschöpft, er schien gebrochen an Geist und Körper.

„Allah gab den Menschen," fuhr die Sultanin fort, „zwei Mittel, um seine Feinde zu überwinden: die Gewalt und die List — die Gewalt zerschmettert sie und führt zu schnellem, unmittelbarem Siege, die List umspinnt sie mit feinen, unsichtbaren Fäden, bis ihre Arme gelähmt sind, bis ihre Füße straucheln, daß sie machtlos zu unseren Füßen niedersinken und in unsere Hand gegeben sind; die List reift im Schooße der Zeit, sie führt langsamer zum Siege, aber dafür um so sicherer und gewisser, und vielleicht ist sie die bessere Waffe. Die Waffe der Gewalt, mein Sohn, ist in diesem Augenblick in Deiner Hand gebrochen, würdest Du sie dennoch brauchen wollen, Du würdest in die Macht Deiner Feinde gegeben werden, die in diesem Augenblick stärker sind als Du; nimm die zweite Waffe zur Hand, die List, die Niemand zerbrechen, Niemand Dir entwinden kann, die ich kenne und zu führen weiß; die Scheide dieser Waffe ist die Verstellung, welche ihre blitzende Klinge so lange verbirgt, bis es Zeit ist, sie in das Herz des wehrlos umgarnten Feindes zu tauchen."

In den müden Augen des Sultans leuchtete ein Blitz des Verständnisses auf.

„Sprich, meine Mutter — sprich weiter," sagte er leise, „ich höre Dich!"

„Wenn Du mich hörst, mein Sohn," sagte die Sultanin, „so wirst Du mich verstehen, ich habe kaum nöthig, Dir noch mehr zu sagen. Laß jene Männer kommen, welche die Aufrührer Dir aufdrängen wollen, hüte Dich, daß ihre Blicke nicht in Deine Seele dringen, thue was man von Dir verlangt, schicke Deinen Sadri-Asam Mahmud Nedim fort und laß jene gottvergessenen Empörer glauben, daß Alles nach ihrem Willen geschehen soll. Das wird sie sicher und übermüthig machen, und die Sicherheit und der Uebermuth sind die Stricke, welche dem Stolz und dem Hochmuth die Hände binden. Gewinne die Zeit, damit sie die List in ihrem Schooße groß ziehe; wir werden dann sehen, was zu thun ist, und glaube mir, wir werden siegen. Was Du jetzt gewährst und versprichst jenen frechen Empörern, das verpflichtet Dich zu nichts; folge meinem Rath, wir werden sie Tag für Tag fester einspinnen in das Gewebe, zu dem ihre eigene Verblendung uns die Fäden liefern wird, und wenn sie sich angekommen glauben am Ziele ihres vermessenen Strebens, wird die Rache sie sicher und tödtlich treffen."

„Ja," rief der Sultan, indem er seine Mutter umarmte und sein Haupt einen Augenblick zärtlich an ihre Schulter schmiegte, „ja, so soll es sein, ja, ich will sie täuschen mit trügerischen Worten, wie sie mich getäuscht haben — Dank, meine Mutter, Dank für Deinen Rath! Wie Du mir einst das Leben gegeben hast, so erhältst Du es mir jetzt, und wenn meine Feinde niedergeworfen sind, wenn die Schlange der Empörung unter meinem Fuße zertreten sein wird, dann, meine Mutter, soll nichts zu herrlich, nichts zu kostbar sein in Asien und Europa, um Dich für Deine Liebe und Treue zu belohnen."

Er schlang nochmals seine Arme um den Hals seiner Mutter und ruhte einen Augenblick an ihrer Brust, während die Sultanin sanft seine Wangen streichelte, als ob er noch wie einst in kindlichen Träumen an ihrem Herzen ruhte.

Fabri Bey trat, leise die Portière emporhebend, ein. Er trug den Fez mit den drei Reiherfedern und der strahlenden Agraffe von Diamanten in der Hand, über seinem Arm hing das grüne, rothgeränderte Band des Osmanieh-Ordens.

„Geh'," sagte der Sultan aufblickend, „geh', ich habe anders beschlossen, ich will —"

„Hüte Dich auch vor ihm," flüsterte die Sultanin leise in das Ohr ihres Sohnes, „laß ihn nicht in Deine Seele blicken — die Waffe der List wird stumpf, wenn sie vor der Zeit die Scheide verläßt."

„— Ich will hören," fuhr der Sultan fort, „was sie zu wünschen und zu bitten haben, und wenn sie Allah erleuchtet zu gutem Rath, so will ich denselben befolgen."

Fabri Bey verneigte sich, noch dichter verschleierten die herabsinkenden Augenlider seine Blicke; kaum hatte er, unhörbar über den Teppich hingleitend, das Zimmer verlassen, als der Adjutant Hussein Pascha eintrat und mit finsteren Blicken meldete, daß er Midhat Pascha und Hassan Hairullah den Befehl des Sultans überbracht habe und daß Beide sogleich im Palast erscheinen würden.

Abdul-Aziz hatte den Rath seiner Mutter befolgt; sein immer noch bleiches und erschöpftes Gesicht zeigte ruhige Heiterkeit, und der Adjutant schien erstaunt über die so plötzliche und vollständige Veränderung, welche mit seinem Herrn vorgegangen war.

„Ich habe auch Hussein Awni in Midhat's Haus gesehen, den Wali von Brussa," sagte er mit besonderer Betonung.

Einen Augenblick zuckte erneuter Grimm über das Gesicht des Sultans — er wollte auffahren — drohendes Feuer sprühte aus seinen Augen — aber die Sultanin Valide drückte leise seine Hand, er senkte den Blick zu Boden, ein wundersames, bleiches Lächeln, wie man es auf einzelnen Porträts der Katharina von Medicis sieht, spielte um seine Lippen; sanft, mit ruhiger Stimme sagte er:

„Hussein Awni wird gekommen sein, um mir über eine wichtige Angelegenheit seines Vilajets Bericht zu erstatten — er hat Recht, man kann in einer Stunde mehr besprechen, als in einem Jahre schriftlich abmachen."

Der Adjutant zuckte unmerklich die Achseln und preßte unmuthig die Lippen zusammen.

Lautes Geschrei tönte von unten herauf.

„Was ist das?" fragte der Sultan unruhig.

„Midhat Pascha und Hassan Hairullah werden in den Palast fahren," sagte Hussein, „das Volk begrüßt sie mit Jubel."

„Eile ihnen entgegen," sagte der Sultan, ohne daß ein Zug seines Gesichtes sich änderte, „und führe sie zu mir her."

Der Adjutant ging hinaus. Als er durch die Vorzimmer schritt, in denen die Diener ängstlich mit einander flüsterten, spannte sich seine Hand fest um den Griff seines Säbels und knirschend sprach er vor sich hin.

„Er ergibt sich, er beugt sich dem Gebot der Empörung! Nun, wenn der Padischah sich unterwirft, warum sollten seine Diener muthiger sein als er, warum sollte ich nicht meinen Platz behalten auch unter der neuen Ordnung!"

In dem großen Vorsaal begegnete er Midhat Pascha und Hassan Hairullah, welche von den Beamten des Palastes ehrerbietig geleitet wurden.

Midhat schritt stolz und siegesgewiß einher, Hassan Hairullah ging demüthig gebeugt an seiner Seite.

Hussein Pascha begrüßte sie mit dem Ausdruck tiefster Ehrfurcht, der finstere Unmuth, welcher auf seinem Gesicht in Midhat's Hause gelegen hatte, war verschwunden und ebenso diensteifrig, als ob er dem Sultan selbst voranschreite, führte er die beiden Männer, welche so plötzlich auf die Höhe der Situation gehoben waren, nach dem Gemach seines Herrn.

Die Sultanin Valide hatte mit dem Prinzen Yussuf Izzeddin ihren Sohn verlassen, nachdem sie ihm noch einmal eingeschärft, seine Maske festzuhalten und Niemand ahnen zu lassen, was in seinem Innern vorging.

Abdul-Aziz trat den Beiden freundlich entgegen und erwiederte ihren Gruß, indem er die nach innen gekehrte Hand zu seinem Fez erhob.

„Ich habe Dich rufen lassen, mein Vezier Midhat," begann er sogleich, „und Dich, mein frommer Scheik Hassan Hairullah, weil die Stimme meiner getreuen Unterthanen mir euch genannt hat als die würdigsten und weisesten Männer, welche allein im Stande seien, mein Reich gegen die Gefahren zu schützen, welche dasselbe von allen Seiten bedrohen. Mein Volk hat Vertrauen zu euch, und die Ulemas und Softas, die ja mehr als die Anderen erleuchtet sind, haben mir gesagt, daß die ersten Rathgeber, welche bisher an meiner Seite standen, nicht fähig seien, unseren Feinden kräftigen Widerstand zu leisten.

„Ich bin entschlossen, der Stimme meines Volkes Gehör zu geben und euch an meine Seite zu berufen. Du, mein Vezier Midhat, sollst von heute an mein Sadri-Asam sein, und Du, mein frommer Hassan Hairullah, sollst an Hassan Fehmi's Stelle in das hohe Amt des Scheik ul Islam eintreten."

Hassan Hairullah kreuzte demüthig die Arme über seiner Brust.

„Allah erhöht und erniedrigt," sagte er, „nach seinem weisen Willen; er wird mich erleuchten, mein hohes Amt zu seinem Ruhm zu führen und Dein Vertrauen, erhabener Padischah, zu rechtfertigen."

Midhat Pascha sagte zwar ehrerbietig, aber doch in einem Ton, welcher deutlich das Bewußtsein erkennen ließ, daß seine Vorschläge in diesem Augenblick für den Sultan unabweisbare Dekrete seien:

„Erhabener Padischah, es ist zwar meine Pflicht gegen das Vaterland, zu jeder Zeit an die Stelle zu treten, auf welche Dein Wille mich im Dienst des Staates beruft; aber ich glaube Dir besser dienen zu können, wenn ich nicht auf dem obersten Platze stehe, sondern meine Stelle nehme mitten in dem Treiben der Geschäfte, wo ich besser eingreifen kann zur Durchführung aller der Veränderungen und Reformen, welche zur Rettung des schwerbedrohten Reiches nöthig sind. Ich bitte Dich deßhalb, mich zum Präsidenten des Schuraï-Devlet Deines Staatsraths zu ernennen, welchem die Ausarbeitung der Gesetzentwürfe, die Aufstellung der Einnahmen und Ausgaben des Staates obliegt; dort werde ich dem Reiche mehr nützen können, unmittelbar unter meiner eigenen Aufsicht Alles ausarbeiten lassen, was in der Gesetzgebung, der Verwaltung und dem Finanzwesen des Reiches noth thut, um ohne Verzug die Entwürfe festzustellen, die dann Deiner hohen Sanktion unterbreitet werden sollen."

Der Sultan sah ihn verwundert an, ein bitteres Lächeln flog einen Augenblick kaum merkbar über seine Lippen.

„Du hast Recht, mein Vezier," sagte er, „und Du bist vorsichtig, der höchste Platz ist dem Wetterstrahl am nächsten."

Midhat blickte betroffen auf, aber das Gesicht des Sultans zeigte die vollkommenste, freundlichste Ruhe, und fragend wie ein Schüler, der die Entscheidung seines Meisters erwartet, sprach er weiter:

„Und wer soll Sadri-Asam sein, da doch Mahmud Nedim nicht das Vertrauen meines Volkes und nicht die Fähigkeiten zur Rettung des Reiches besitzt?"

„Ich werde Deiner erhabenen Majestät," erwiederte Midhat, „Mehemed Ruschdi Pascha Müterdschim dazu vorschlagen. Er ist ein weiser und gelehrter Mann, ruhig und besonnen, er kennt die Einrichtungen und Verfassungen der europäischen Staaten und hat viele Werke der Franken in unsere Sprache übersetzt; er hat die Achtung und das Vertrauen des Volkes und wird würdig den hohen Posten des Sadri-Asam ausfüllen."

Abermals flog jenes bittere, spöttische Lächeln über das Gesicht des Sultans, aber ebenso ruhig wie vorher sagte er:

„Es sei, wie Du sagst; Mehemed Ruschdi Müterdschim wird willig seine Hand zu allen Verbesserungen und Veränderungen bieten, die Du für nöthig hältst."

Es trat eine augenblickliche Pause ein, während welcher der Sultan nachdenkend zu Boden sah.

„Und was," fragte er, „würdest Du mir zur Kräftigung des Reiches rathen?"

„Die Ulemas und Softas, erhabener Padischah," erwiederte Midhat, „verlangen, daß Deine Majestät aus Deinem Privatschatz, der durch die Steuern des Staates gefüllt ist, fünf

Millionen Pfund Sterling an die vollkommen geleerten Staatskassen abgebe, damit die Beamten und die Truppen bezahlt und der Aufstand in den Provinzen mit nachhaltiger Kraft niedergeworfen werden könne. Sie verlangen ferner, daß für den Unterhalt Deines Hofes eine Summe von einer Million Pfund Sterling jährlich festgesetzt werde; sie verlangen," fuhr er ein wenig zögernd fort, als ob er einen heftigen Ausbruch von Seiten des Sultans fürchte, „daß Du die Würde des Khalifen ablegest und einen vom Volke gewählten Nationalrath berufst, um seine Stimme über die neuen Gesetze abzugeben und die Steuern zu genehmigen."

Der Sultan wurde todtenbleich, seine Finger zitterten, er schwankte einen Augenblick auf seinen Füßen — aber der Ausdruck seines Gesichts blieb unverändert ruhig und mit sanfter, freundlicher Stimme antwortete er:

„Du bist der Meinung, mein Vezier, daß das Verlangen jener Softas gerechtfertigt sei, daß durch die Erfüllung desselben das Reich gerettet werden könne?"

„Ich bin dieser Meinung, erhabener Padischah," rief Midhat, „und werde meine ganze Kraft daran setzen, die nothwendigen Maßregeln durchzuführen und dadurch Deinen Namen für alle Zeiten mit unvergänglichem Ruhm zu umgeben."

„Nun also," sagte Abdul-Aziz, „so überlege das Alles, bereite vor, was nöthig ist, ich werde Alles prüfen, wenn es zur Entscheidung reif ist. Geh' jetzt, Dein Amt anzutreten, und auch Du, mein hoher Scheik ul Islam, in einer Stunde wird der Ferman ausgefertigt sein, der Mahmud und Hassan Fehmi ihrer Aemter enthebt und euch und den neuen Sadri-Asam Mehemed Ruschdi in euren Würden bestätigt."

Er erhob grüßend die Hand, Midhat und Hassan Hairullah gingen hinaus, und in den Vorzimmern beugten sich die Diener und Beamten so tief vor ihnen, als ob der Padischah selbst vorübergegangen wäre. Als sie die Treppe zu den Höfen hinabstiegen, legte Hassan Hairullah seine Hand auf Midhat's Achsel.

„Seine Worte sind Trug," sagte er leise, „er denkt nicht, wie er spricht, er sinnt Böses gegen uns; sobald er es vermag, wird er uns vernichten."

Das Lächeln, welches auf Midhat's Lippen schwebte, wurde noch kälter, noch grausamer, als es sonst war.

„Nun denn," antwortete er ebenso leise, „so wird er seinen eigenen Untergang besiegeln. Steht nicht der Scheik ul Islam noch über dem Padischah? — Hat er nicht das Recht, ein Fetwa abzugeben, das Jenen für unfähig zur Regierung erklärt, und würde nicht, wenn Deine Hoheit ein solches Fetwa abgibt, das Volk sich gläubig demselben beugen?"

Hassan Hairullah antwortete nicht, sein Haupt senkte sich tief auf die Brust hinab, es wäre schwer zu bestimmen gewesen, ob diese Bewegung dem Nachdenken über einen so ernsten Fall gelte, oder die Zustimmung zu den Worten des neuen Präsidenten des Staatsraths bedeute.

(Fortsetzung folgt.)

Englische Briefform.

Von

Wilh. F. Brand.

(Nachdruck verboten.)

Das Land, welches nicht nur in geographischer Beziehung, sondern auch in Hinsicht auf zahllose Sitten und Gebräuche unter allen europäischen Ländern am isolirtesten dasteht, England, das insonderheit für den geselligen Verkehr mancherlei Regeln und Bräuche anerkennt, die anderswo keine Geltung haben, geht auch in Bezug auf den brieflichen Verkehr seinen eigenen Weg. Mag uns da auch Manches absonderlich erscheinen, so gibt es doch auch wieder viele Punkte auf diesem Wege, deren Zweckmäßigkeit leicht einleuchten dürfte.

Hinsichtlich der äußeren Form der Briefe fällt es zunächst auf, daß die Briefbogen durchweg um ein gutes Drittheil kleiner sind, als die z. B. in Deutschland gewöhnlich zur Verwendung kommenden. Das ist kein Zufall, das kleinere Format hat sich eingeschlichen, weil man in England allgemein kürzere Briefe schreibt als anderswo — kurz und ohne Umschweife. Eine löbliche Gewohnheit! Dagegen ist das leidige Laster der absoluten Schreibfaulheit hier nur mäßig im Schwange. Man schreibt kurz, aber auch meistens recht flüchtig, achtet wenig auf den Styl oder auf Interpunktion, macht selten einen Absatz und läßt nie einen Rand. Dazu kommt, daß die Engländer meistens eine recht kräftige Hand schreiben und sich überdieß vielfach der breiten J- oder gar R-Federn bedienen. Die vermittelst derselben hervorgebrachten Züge, eher den Spuren eines tanzenden Besenstiels als denen eines winzigen Federchens vergleichbar, enthalten ein solches Quantum von Tinte, daß wenn man das Löschpapier nicht mit Vorsicht darauf legt, die Schrift mehr ausgewischt als ausgelöscht wird. Eins wird aber bei aller Flüchtigkeit nicht unterlassen: allemal die Adresse des Absenders auf dem Briefe selbst anzugeben. Das ist von wesentlichster Bedeutung, vollends für London, wo man die oftmals so langen Adressen aller seiner Korrespondenten doch nicht im Kopfe haben kann. Man vergißt auch wohl einmal, dieselben in seinen Adreßkalender einzutragen. Auf alle Fälle spart uns die Adresse auf dem zu beantwortenden Briefe die Mühe des Nachschlagens und außerdem hat dieses System den Vortheil, daß es die Postbehörde in den Stand setzt, den Brief, im Falle er aus dem einen oder andern Grunde nicht an den Adressaten befördert werden kann, wieder an den Absender zurückzusenden. Geschäftsleute haben natürlich auch hier ihre Adresse in derselben Weise auf dem Briefpapier gedruckt, wie das in Deutschland geschieht, und Privatleute haben vielfach statt der bunten Initialen, oder auch mit diesen zusammen, Straße und Hausnummer in farbigen Lettern auf dem Papier; das macht sich ganz hübsch, erspart die Zeit, die Adresse niederzuschreiben, und hat für den Briefempfänger noch den wesentlichen Vortheil — daß er die Adresse stets lesen kann!



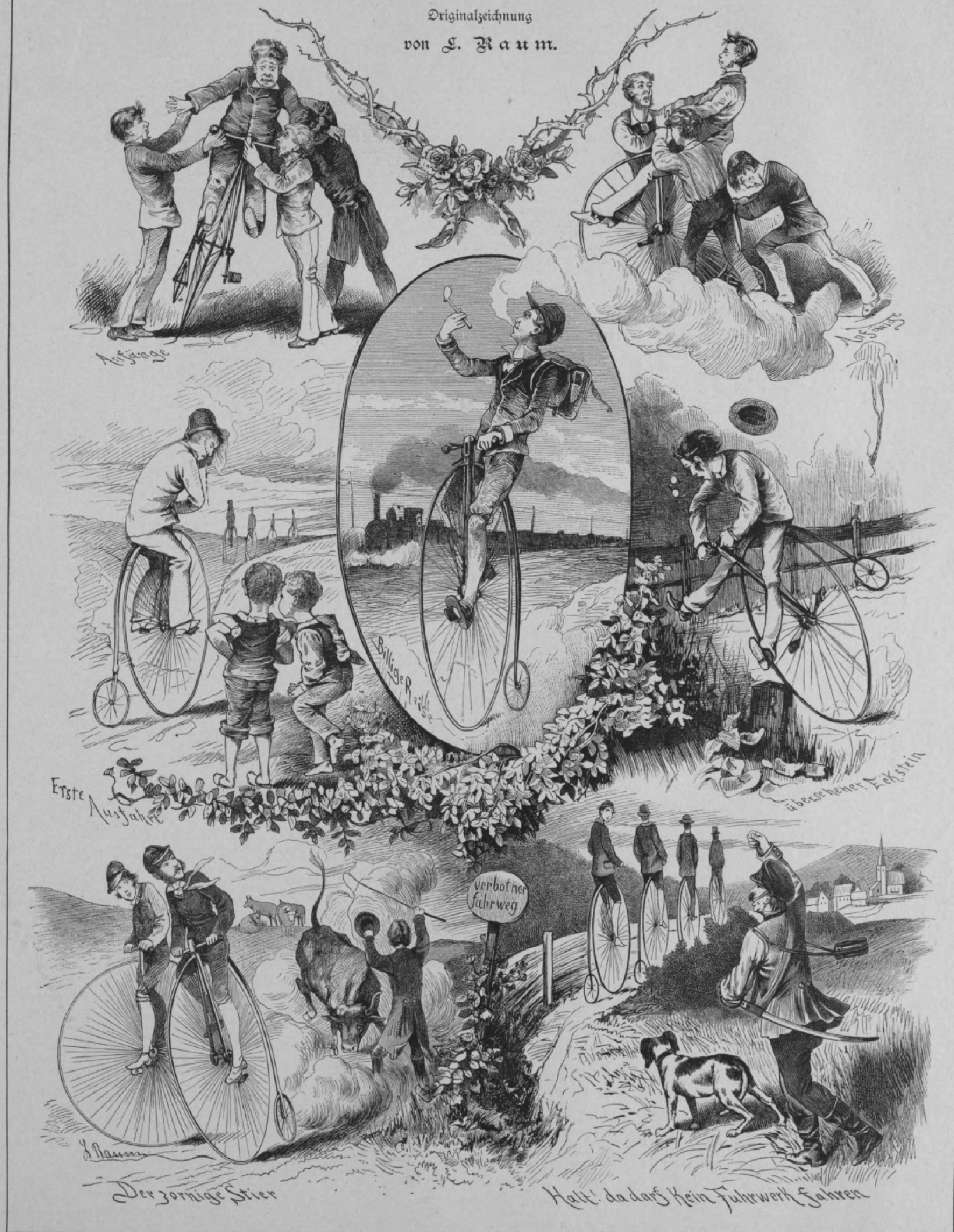
Das Einsetzen der Riesenschlangen in das Aquarium von Berlin. Nach einer Skizze von R. Knötel.

Was die Anrede anbelangt, so bleibt dieselbe in der steifsten Briefform ganz weg. Diese ist, wie im Alterthum geschah, in der dritten Person gehalten und gewöhnlich mit den Worten eingeleitet: Mr. A. presents his compliments to Mr. B., eine Phrase, die aber von Manchen jetzt als veraltet angesehen wird. In dem Falle bringt Mr. A. sofort vor, was er zu sagen hat, und beginnt etwa so: „Mr. A. erlaubt sich Mr. B. zu benachrichtigen, daß er ihm die übersandten — 2c." Da aber der Schreiber sowohl wie der Empfänger des Briefes in der dritten Person genannt werden, so ist es an manchen Stellen schwer genug zu ersehen, wer jedesmal mit „er" und wer mit „ihm" und den übrigen Kasusformen der dritten Person des persönlichen Fürworts gemeint ist. Diese Schreibweise kommt regelmäßig für jedwede Einladung und deren Beantwortung in Anwendung, gewöhnlich auch in Zuschriften an Krämer und Handwerker, sonst aber nur zwischen Leuten, die sich einander ganz und gar fremd sind.

Fast ebenso förmlich ist die schöne Anrede von «Sir» und «Madam». Wir haben nichts in der deutschen Sprache, was den beiden einfachen und doch so bezeichnenden Worten entspräche. Die Grammatiker lehren uns zwar, «Sir» mit „Mein Herr" wiederzugeben, und das mag dem Worte auch am nächsten kommen. Aber wer braucht es denn, vollends als Anrede in einem Briefe! Für «Madam» scheint sich, wenn wir von dem undeutschen „Madame" absehen, die „gnädige Frau" und das „gnädige Fräulein" wenigstens im persönlichen Umgang immer allgemeiner einzubürgern. Das mag für gewisse Kreise angemessen sein, aber die gar zu allgemeine „Einbürgerung" solcher hochklingenden Formen macht sie geradezu lächerlich. Uebrigens wird die Anrede «Madam» auch in England nur in Briefen und sonst nur von Dienstboten und den niederen Klassen überhaupt gegen höher gestellte Damen angewandt. Auch der Gebrauch von «Miss» im absoluten Sinne, ohne Hinzufügung des Namens, ist nicht wohl zulässig, ein Versehen, das vielfach von Ausländern, z. B. von verschiedenen deutschen Schriftstellern ersten Ranges gemacht wird.

Doch sobald man nur ein wenig genauer mit dem Korrespondenten bekannt wird — und die Bekanntschaft mag immer nur noch eine briefliche sein — ja gewöhnlich schon beim zweiten Briefe verwandelt sich jene einfache, vernünftige Anrede in das

Freuden und Leiden des Velociped-Sports.



alberne «Dear Sir» und «Dear Madam». Einen Schritt weiter heißt es «My dear Sir», dann kommt «Dear Mr. —» mit Nennung des Namens oder des Namens und Titels. Doch sind Anreden wie «Dear Captain X.» oder «Dear Lord Z.» noch keineswegs Zeichen besonderer Vertrautheit, — das ist kaum immer der Fall, wenn die Anrede lautet: «My dear Doctor Smith» oder «My dear Mrs. Robinson». Welche Albernheit, welche Heuchelei! möchte man ausrufen. Doch gemach, — gemach! Was soll denn ein Engländer sagen, wenn ich „Ew. Hochwohlgeboren“ ersuche, „mir die Versicherung meiner aufrichtigsten Hochachtung und Ergebenheit zu genehmigen?“ „Das ist ja schon mehr Meineid!“ rief ein junger Engländer neulich erstaunt aus, als er einer solchen Phrase ansichtig wurde. „Ein solcher Schwatz, ohne etwas der Art dabei zu denken! Das ist eines freien Mannes unwürdig! Das ist sklavisch!“

Herren, die mit einander befreundet sind, reden sich in England sofort einfach an mit «Dear Jones» oder «My dear Brown» und zwar schon da, wo noch die Freundschaft auf dem Stadium sich befindet, daß man in Deutschland noch lange in der Schablone des „Hochgeehrten“ und der „hochachtungsvollen Ergebenheit“ schwelgen würde. Anreden, wie sie unter den eifrigsten Korrespondenten, den Verliebten, gäng und gebe sind, bedürfen hier wohl keiner Anführung. Ihre Einleitungen sind meistens ebenso albern, wie sie mannigfaltig sind, und unterscheiden sich daher wenig von ihresgleichen in anderen Ländern.

Jedwede Anrede ist mehr oder weniger wechselseitiger Natur. Nicht daß Verschiedenartigkeit des Alters oder gar der Lebensstellung zwischen den Korrespondenten keinerlei Einfluß auf die Form der Anrede ausübte, indessen geschieht dieses längst nicht in dem Grade, als es in Deutschland der Fall ist. Aus allem dem wird leicht erhellen, daß, wie gern man auch dort die Engländer übergroßer Formalität und Steifheit im sozialen Verkehr zeiht, — ein Vorwurf, der an sich schon in den meisten Fällen lächerlich übertrieben ist, — in Bezug auf den brieflichen Verkehr derselbe durchaus ungerechtfertigt wäre.

Der formelle Schluß eines Briefes wird gewöhnlich eingeleitet durch «I am» oder «I remain», „Ich bin“ oder „Ich verbleibe“. Dann wird noch einmal die im Eingang gebrauchte Anrede gesetzt. Darunter kommt gewöhnlich «Yours» mit einem Adverb wie «truly» oder «faithfully» und darunter der Name. Eine andere Wendung ist mit «Believe me», den Schluß anzufangen, eine Phrase, die sich im Deutschen so kurz nicht wiedergeben läßt. Eine Engländerin, die mich vor Kurzem mit einem deutschen — oder doch deutsch sein sollenden! — Geschreibsel beehrte, aber mit deutschen Briefformen offenbar wenig genug vertraut war, schloß, indem sie jene Redensart zu übertragen suchte, folgendermaßen:

„Glauben Sie mich,
lieber Herr,
Ihre wahrlich
N. N.“

Der Briefumschlag ist regelmäßig von demselben Papier wie der Briefbogen selbst und das Format gerade halb so groß als jener, so daß der Bogen nur eines einmaligen Umschlagens bedarf, um in den Umschlag hineinzupassen. Das ist ja auch anderwärts Brauch, aber hier wird strenger darauf gehalten. Die Aufschrift an Damen lautet einfach Miß A. oder Mrs. B. Was für eine hohe Stellung der Gemahl auch einnehmen mag, seine Frau nimmt niemals Antheil an seinem Titel. Nur bei Damen der Aristokratie schreibt man den vollen Rang. Aber auch Herren haben in England fast nur dann einen Titel ihres Berufs, den man in der Anrede oder auf dem Briefumschlag gebraucht, wenn sie dem geistlichen oder dem Militärstande angehören. Etwas wie einen deutschen „Rath“ mit seinen mehr als hundertfachen Abstufungen kennt man hier gar nicht. Wie würden die zahllosen Frau Räthinnen in Deutschland sich in einen solchen Zustand schicken? — Ja, würden nicht schon die jungen Herrchen, die sich „Sextaner“ tituliren, gegen Einführung solcher Sitte im „Lande der Titel“ energisch Protest erheben? — Allein auch die englischen Herren haben der Sucht nach einem Titel nicht ganz und gar widerstehen können. Sie hängen sich einander den Titel „Esquire“ an, der gewöhnlich in „Esq.“ abgekürzt wird. Derselbe stammt von dem lateinischen «Scutifer» ab und war ursprünglich nur den „Schildträgern“ von Fürsten und Rittern eigen. Von Rechtswegen gebührt er heute nur den jüngeren Söhnen der Adeligen, denn der Adelstitel selbst erbt hier bekanntlich nur auf den ältesten Sohn fort. Außerdem haben nur noch Offiziere und alle Diejenigen, die einen Universitätsgrad besitzen, einen rechtmäßigen Anspruch darauf. Thatsächlich aber gebraucht man denselben für alle Herren, die für Gentlemen gelten. Und wer bedünkte sich hier dieser Bezeichnung nicht würdig! Jedermann von Bildung und — was hier vielleicht noch mehr gilt — von Manieren, sowie nicht gar zu niedriger Lebensstellung hält sich für einen Gentleman. Doch diese Eigenschaften sind ein gar unbestimmter Begriff und ihre Grenze wird von den verschiedenen Standpunkten aus gar verschieden gezogen. Je weiter man dieselbe ausdehnt und je mehr man den „Esq.“ dem Adressaten anhängt, desto sicherer ist man natürlich, Niemand vor den Kopf zu stoßen.

Für Ausländer braucht der Engländer mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit die jeweilige nationale Bezeichnung von Signor, Monsieur, Herr, und das ist ebenso höflich, wie es angesichts des internationalen Lebens, das insonderheit in vielen Londoner Kreisen herrscht, von praktischem Werthe ist. Freilich muß man nun auch nicht noch obendrein verlangen, daß er „Herr“ nach deutscher Weise zu dekliniren oder ein Wort wie „Fräulein“ je richtig zu schreiben lernte. Er adressirt, selbst wenn er des Deutschen einigermaßen mächtig ist, unfehlbar „Herr“ oder „Fräulein“.

Nur die lieben Leute in der Heimat bedenken uns regelmäßig mit «Mr.» oder «Esq.» — oder gar mit beiden Formen zugleich — und stempeln uns damit zu Ausländern. „Nein, das ist gewiß nicht ihre Absicht,“ wird man einwenden, „sie wollen nur dem vermeintlichen Landesgebrauche nachkommen.“ Aber es ist eben nicht Landesgebrauch. Und redet man denn in Deutschland nicht auch allgemein von «Mr. —» und «Monsieur —» in Bezug auf Ausländer? Warum will man uns hier nicht einer ähnlichen Vergünstigung würdig erachten? Kein Zweifel, das Nationalgefühl ist bei den Deutschen im Allgemeinen jetzt ebenso stark, als bei irgend einer andern Nation. Ja die Engländer geben uns Schuld, wir hätten sie sogar in Bezug auf nationale Eitelkeit bereits überflügelt. Wir müßten demnach schon ein Erkleckliches in dieser widerwärtigsten und gefährlichsten aller Eitelkeiten leisten. Allein bei allem Selbstgefühl hat das Fremde doch einen wunderbaren Reiz für den Deutschen. Warum soll ein Deutscher, der in Deutschland einen deutschen Brief an einen Deutschen im Auslande schreibt, diesem einen ausländischen Titel anhängen? Höflichkeitsbezeugungen, wie «Mr.» oder «Esq.», „Hochwohlgeboren“ oder „Herr“, gehen doch nicht sowohl den Briefboten oder das Dienstpersonal, als den Adressaten selbst an.

Allein ich will mich nicht weiter unterfangen, für Abfassung deutscher Briefe Anleitung zu geben. Schon in Hinsicht auf die englischen Briefe habe ich der Vollständigkeit halber Manches angeführt, was allgemein genug bekannt sein dürfte, und in den englischen Grammatiken enthalten — sein sollte, so selten es freilich wirklich darin enthalten ist. Deutsche Grammatiker sind groß darin, spitzfindige Regeln mit noch spitzfindigeren Ausnahmen in äußerst systematischer Form an einander zu reihen; aber für praktische Winke haben sie wenig Raum. Das dürfte Mancher schon erfahren haben, der die Fülle ihrer grammatikalischen Gelehrsamkeit eingesogen und dieselbe mit sich in das Ausland geschleppt hat. Es kamen mir kürzlich auch Briefe von Deutschen an Engländer zu Gesicht, die verhältnißmäßig in recht gutem englischem Style gehalten waren, an Formlosigkeit aber dem deutschen Briefe der oben erwähnten Engländerin nichts nachgaben. Solche Briefe werden vielleicht täglich geschrieben, das ist meine Entschuldigung, warum ich mich vermessen, an dieser Stelle englische Grammatiken um ein Kapitelchen zu ergänzen!

Notiz-Blätter.

Literatur.

— **Die „Gedichte“ von M. E. delle Grazie (Herzberg, C. F. Simon)** lassen bei der Lektüre sofort zwei besondere Richtungen ihrer poetischen Natur erkennen. Die eine geht auf das gemüthlich-elegische Gestimmtsein, wie es Jugend, Liebe und Schmerz erregen, die andere, und darin besteht der Dichterin Hauptstärke, auf Anschauung großer Züge in Geschichte, Menschenherz und Natur. Dichtungen wie „Adam und Eva“, „Der Nil“ u. a. bezeugen so tiefe Auffassung, so viel odischen Schwung, daß wir der Erfinderin eine bedeutende literarische Zukunft weissagen zu dürfen glauben.

— **Rudolph Baumbach, dessen Porträt und Biographie unsere** jüngste Nummer brachte, tritt uns in seinem „Mein Frühjahr“ (Leipzig, Liebeskind) wieder in neuem, anmuthigem Gewande entgegen. Der Verleger hat die Gedichte Baumbach's, welche im „Enzian“ standen, gesammelt, aber die ausgeschieden, welche sich auf Alpenvereinsangelegenheiten beziehen und darum nicht das dauernde Interesse haben, wie seine köstlichen Lieder aus der ersten Zeit seines poetischen Schaffens, die uns ein so großes Talent ankündigten, das sich in seinen späteren Dichtungen auf's Glänzendste bewährt hat. Wir haben heute, nachdem wir allerjüngstens den Dichter charakterisirt, nur zu sagen, daß das überaus elegante Büchlein, das die Quintessenz seines Enzian enthält, ein Schmuck für jede Bibliothek und ein lieber Reisebegleiter für jeden Naturfreund werden wird.

— **Eine seltsame, aber anziehende Mischung von schwärmerischer** Idealität und einer Realität, die ganz schlicht und treu Wirkliches zu berichten scheint, finden wir in dem kleinen Roman: „Johannes“ von Gustav Kraft (Frankfurt a. M., Könitzer). Die zwei Hauptpersonen, Johannes und die sich aufopfernde Margarethe, die nur in anderer Menschen Glück lebt, sind fein und tief erfaßt gezeichnet. Die Briefe der Heldin — wir lernen sie fast nur aus diesen kennen — mahnen uns an die gefühlsselige Zeit unserer Voreltern. Spannung in modernem Sinne besitzt dieser Roman nicht, die Entwicklung einer edlen Frauenseele ist jedoch so gut geschildert und weckt ein solches Interesse, daß wir den Anreiz einer bewegten Handlung nicht vermissen. — In entschiedenem Gegensatz zu diesem Büchlein steht Klara Parse's Roman: „Manuela“ (Leipzig, Greßner & Schramm). Das ist ein Buch, welches dem Bedürfniß des Publikums nach Unterhaltung durch Handlungsreichthum entgegenkommt. Es ist auf den Effekt, mitunter grell ausgemalter Szenen, berechnet und sucht durch die Lebhaftigkeit der Schilderung uns vergessen zu machen, daß die Autorin nicht in die Tiefe geht; die Fülle der farbig gezeichneten Personen jedoch in Verbindung mit einer gut komponirten Handlung machen den Roman ganz lesbar für solche Kreise, die einige Stunden gut unterhalten sein wollen und weiter nichts von einem Roman verlangen.

— **Adolf Rosenberg, der unter den Kunstkennern und Kunsthistorikern** in erster Reihe steht, hat die ebenso schwierige als verdienstliche Arbeit unternommen, eine eingehende „Geschichte der modernen Kunst“ (Leipzig, Grunow) zu schreiben. Wer in den Grenzboten die kunstgeschichtlichen Serien aus seiner Feder gelesen, wird sich freuen, sie zu einem Totalbilde verarbeitet und auf einem neuen Hintergrunde zu sehen. Denn der Verfasser geht in dem Werke, von dem die erste der zehn Lieferungen vorliegt, bis auf die französische Revolution zurück, zieht also fast ein Jahrhundert in den Kreis seiner Besprechung: während er die erste Hälfte dieser Zeit in größeren Zügen darstellt, wird er die neuere Zeit in abgerundeteren Künstlerbildern behandeln, und wenn auch die Malerei wesentlich in den Vordergrund tritt, doch auch der gleichzeitigen Architektur und Plastik sein Augenmerk schenken. Ueberall schöpft er aus eigenen Studien, nirgends richtet er sich nach dem Urtheil Anderer, und den Muth der Ueberzeugung hat er in seinen journalistischen Essays genugsam an den Tag gelegt, um uns eine durchaus unabhängige, eigenthümliche Arbeit erwarten zu lassen. Er versteht es meisterhaft, das Charakteristische jedes Künstlers so in's Licht zu setzen, daß sie uns plastisch entgegentreten, namentlich aber auch, daß eben dieses Charakteristische uns sich unvergeßlich einprägt. Darum sind seine Arbeiten vom höchsten instruktiven Werth, und dabei ist seine Darstellungsform eine wahrhaft meister- und musterhafte. Das erste Heft behandelt den Klassizismus während der Revolution und des ersten Kaiserreichs, den Naturalismus und die Romantik, sowie die Anfänge der historischen Schule, die sich in einem überaus klaren und farbig belebten Tableau vor uns aufrollen. Der Verleger hat das Werk prächtig ausgestattet — ohne Bilder, was wir nicht bedauern — aber mit elegantem typographischem Schmuck nach Zeichnungen von Schaumann: so daß das Ganze nach der Vollendung unserer Literatur wirklich Ehre machen wird.

— **Moritz Willkomm hat uns schon früher den Beweis an die** Hand gegeben, daß nur der Reisende uns das richtige Bild von einem Lande gibt, der nicht um des Reisens willen, sondern mit einem ganz bestimmten wissenschaftlichen Zweck irgend welcher Art ein Land besucht. Ein solches Buch bietet uns der berühmte Botaniker wieder in den Naturschilderungen, Erlebnissen und Erinnerungen „Aus den Hochgebirgen von Granada“ (Wien, Gerold's Sohn). Während wir uns von dem gewöhnlichen Touristen gerne etwas vorplaudern lassen und auch dieß und jenes Körnlein Welt- und Menschenkenntniß davontragen, wächst hier unser Wissen durch die eingehende Art, wie der Forscher Alles besichtigen muß, durch den Verkehr mit allen Kreisen der Gesellschaft, zu dem er gezwungen ist, um sich die genaue Lokalkenntniß für seine Studien zu erwerben, ganz in's Unendliche. Während er nur seinen speziellen Zwecken nachzugehen scheint, sieht er mit seinen geübten Forscheraugen alles Andere, namentlich er, ein Botaniker, der daran gewöhnt ist, aus den feinsten Staubfäden die Pflanzen zu klassifiziren. Willkomm führt uns — gegenüber den zahlreichen Schilderungen von Städten, Bauwerken und Volkstypen — in eine ganz neue Welt von Naturschönheiten, die den früheren Reisenden völlig entgangen sind. Sein Zweck nöthigte ihn, in die romantischen Thäler der majestätischen Sierra Nevada einzudringen und ihre Gipfel zu erklimmen. Das ist mit den größten Anstrengungen und Entbehrungen verknüpft und solches scheut der moderne Tourist — aber welcher Reichthum von Herrlichkeiten erschließt sich unseren Blicken! Der Leser fürchte nicht, es mit einem ausschließlich gelehrten Werke zu thun zu haben — der Verfasser versteht es, so lebendig zu schreiben, das Interesse so zu wecken und festzuhalten, daß wir ihm mit wirklichem Genusse folgen und auch einmal an den Bauwundern der Alhambra vorübergehen, um ihm in das Gebirge zu folgen.

— **Wie schnell wir leben, zeigt charakteristisch das Werkchen:** „Aus der Messias- und Wertherzeit“ von S. M. Richter (Wien, Rosner). Wie weit entlegen ist diese Kulturperiode unserem Fühlen und Denken, wie anders sind wir und die Zeit nach allen Richtungen hin geworden, wie wunderlich muthen uns die Briefe von Leuten aus jener Zeit an, die jedenfalls zu den feinsten und auserlesensten Köpfen gehörten — das führt uns dieß streng literarhistorisch gehaltene Werk vor Augen; dann ist es jedoch noch besonders interessant durch den Einfluß, welchen Klopstock's „Messias“ und Goethe's „Werther“ auf das lebenslustige Wien ausgeübt. Was wir darüber hier erfahren, ist in hohem Grade interessant und macht dieß Buch zu einem wichtigen Beitrag für die Kulturgeschichte jener Zeitepoche. Das Wien zur Zeit des „Messias“ und des „Werther“, und wie diese epochemachenden Dichtungen in der Stadt des harmlosen Phäakenthums, denn das war Wien damals, aufgenommen und von den Zeitgenossen geistig verarbeitet wurden, zeichnet der Autor an der Hand von charakteristischen Aktenstücken ganz vortrefflich.

— **Der riesige Verkehr, der in allen Zweigen des Geschäftslebens** sich angebahnt, spricht sich vielleicht in nichts mehr aus, als in den Firmenadreßbüchern, die wir jetzt für jeden Zweig der Industrie und des Wissens haben: es ist dieß selbst wieder ein Industriezweig geworden. Für Berlin, das eine so riesige Ausdehnung gewonnen, ist ein solches „Kaufmännisches Adreßbuch“ (Berlin, W. und S. Löwenthal) ein dringendes Bedürfniß und das genannte erfüllt in seiner übersichtlichen, klaren Anordnung und seiner Reichhaltigkeit vollständig den Zweck. Fabriken und Handlungen, nach Branchen geordnet, Behörden, Korporationen, Vereine für Handel, Industrie und Landwirthschaft, Zeitungen und Zeitschriften, Sehenswürdigkeiten und Straßenverzeichniß bilden den Inhalt des hübsch ausgestatteten Buches.

— **Der bayerische Verkehrsbeamte Hans Moninger in München** hat ein Menschenalter nach Friedrich v. Gärtner's Ableben dessen künstlerischen Nachlaß an Studien, Skizzen, Entwürfen 2c. gesammelt und systematisch geordnet. Diese höchst interessante Sammlung enthält 1762 Zeichnungen, Aquarelle, Studien, 68 Lithographieen, 6 Radirungen, 335 Skripten, Briefe, Kostenvoranschläge 2c. theils von des Künstlers eigener Hand, theils in seinem speziellen Auftrage ausgeführt, im Ganzen 2174 Nummern. Dazu kommen 602 Zeichnungen, Pläne, Studien, Aquarelle und 63 Lithographieen, zusammen 665 Nummern von seinen bedeutenderen Schülern und seinem Vater Andreas Gärtner, so daß sich die respektable Gesammtsumme von 2839 Nummern ergibt, welche 26 Mappen füllen. Die hochinteressante Sammlung ergänzt die im Besitze der Stadtgemeinde München befindliche Maillinger'sche, welche über und von Gärtner nichts aufweist, auf's Glücklichste. Moninger hat die Sammlung unter dem Titel: „Friedrich v. Gärtner's Originalpläne und Studien“ katalogisirt und das Buch mit einem gut radirten Porträt Gärtner's (von A. Schultheiß), einer Biographie desselben von C. A. Regnet, dann mit biographischen Notizen über Gärtner's Vater und bedeutendsten Schüler versehen, im Selbstverlage herausgegeben.

Bildende Künste.

— **Zur Erinnerung an den vor drei Jahren verstorbenen berühmten** Baumeister Gottfried Semper wird in Wien die Aufstellung seiner Büste, sowie die Gründung einer Stiftung geplant, welche jungen Architekten die Möglichkeit bieten soll, ihre Ausbildung durch Reisen zu vollenden. In dem Komite, welches sich zu diesem Behuf gebildet hat, befinden sich außer dem Präsidenten, Graf Hans Wilczek, Männer wie Professor Billroth, Makart, Wilbrandt, Paul Heyse, Professor A. Thiersch und Richard Wagner.

— **Im kommenden Jahre feiert die Pariser Künstlerwelt einen** bedeutenden Gedenktag. Im Jahre 1883 ist ein Säkulum verflossen, seit der „Salon“, die alljährliche Pariser Gemäldeausstellung, begründet wurde. In der letzten Vereinigung der „Freien Gesellschaft der französischen Künstler“ lenkte ein Mitglied, Tony Robert Fleury, die Aufmerksamkeit auf jenes bevorstehende Jubiläum, für das man schon jetzt umfassende Vorkehrungen zu treffen sich entschlossen hat. Unter lebhafter Akklamation der Versammlung wurde die folgende Resolution gefaßt: es soll eine retrospektive Ausstellung der bedeutendsten Werke berühmter Künstler veranstaltet werden, die im Verlauf des verflossenen Jahrhunderts an den Wänden des „Salon“ geprangt haben. Außerdem wird sich die Elite der französischen Künstlerschaft vereinigen, um an dem Jubiläumstage in Paris ein großes Künstlerfest zu feiern. Diese Feier wird den Charakter eines Kostümfestes haben, und historische Aufzüge in Kostüm werden ihm einen besonderen Reiz geben.

— **Das Denkmal des Geh. Oberhofbauraths Strack in Berlin** ist nicht, wie viele Architekten wünschten, auf einem öffentlichen Platze, sondern über dem Grabe des am 13. Juni 1880 verstorbenen Meisters auf dem Dorotheenstädtischen Kirchhofe errichtet worden. Das Denkmal hat die Form eines offenen dorischen Tempels, dessen Vordergiebel, reich mit Akroterien, Palmetten und Grabesrosen geziert, durch zwei freistehende Säulen getragen wird, während die dunkler gehaltene Rückwand mit ihren nur wenig vortretenden Pfeilern die von Calandrelli aus karrarischem Marmor hergestellte Büste Strack's mit der einfachen Inschrifttafel umschließt. Durch dieses Denkmal, das, wie man hört, von dem Architekten H. Strack nach einer Skizze des Verewigten komponirt ist, erhält dieser Friedhof, auf dem wir Stüler, Hitzig, Schinkel und Beuth beisammen finden, ein edles, auch durch die vorzügliche Ausführung beachtenswerthes Kunstwerk.

— **Der begabte Bildhauer Karl Echtermeyer hatte bekanntlich** den Auftrag erhalten, das Treppenhaus der neuerbauten Gemäldegalerie zu Kassel mit 8 Idealfiguren in Marmor zu schmücken, welche die 8 hervorragendsten Kunstländer versinnlichen. Die von ihm zuerst angefertigten und bereits an ihrem Bestimmungsort aufgestellten Statuen: Griechenland, Rom, Frankreich und England hatten sich in ihrer lebensvollen Charakteristik und Formenschönheit einer sehr beifälligen Aufnahme zu erfreuen. Gegenwärtig hat der Künstler auch die 4 übrigen Statuen: Deutschland, Niederlande, Italien und Spanien fertig gestellt, welche sich nicht minder gelungen und ansprechend erweisen werden.

— **Der dießjährige Pariser „Salon“ enthält 5612 Objekte,** darunter 2722 Gemälde und 886 Skulpturen.

— **Albert Brendel ist Direktor der Weimarer Kunstschule geworden.**

Musik.

— **Das in Oldenburg zum ersten Mal aufgeführte Oratorium** von L. Meinardus: „Simon Petrus“, hatte sich eines schönen Erfolges zu erfreuen. Mit biblischen Worten werden die Begebenheiten der Jünger Jesu, „Der Fischzug“, „Auf dem Wasser“, „Petri Bekenntniß“, „Die Verleugnung“, „Die Wiederberufung“, „Am Pfingstfest“ von einer Erzählerin mitgetheilt; diese Mittheilungen werden unterbrochen durch die Schilderungen und Betrachtungen der Chöre und die Handlungen und Stimmungsausdrücke der einzelnen Personen, Petrus, Jesus, einzelner Jünger und Gemeindemitglieder. Dramatische Vorgänge, Stimmungsbilder, Betrachtungen und Schilderungen geben daher einen reichen Wechsel von Tonbildern, die, einzeln interessant, im Ganzen ein weihevolles Gemälde voll Leben, Bewegung und verschiedenartigem Ausdruck liefern. Daß Meinardus verstanden, durch der Töne Reichthum, der Tonformen Mannigfaltigkeit, der Tonkunst weites Reich, die verschiedenen Lebensbilder zu illustriren und ihnen eine höhere und zu Herzen dringende Weihe zu geben, hat er bei der Wiedergabe des Werkes vollauf bewiesen; sowohl der thematische, kunstvolle Aufbau der Chöre, die deklamatorisch-eingehende Durchführung der Rezitation, als die stimmungsvolle und melodiereiche Gestaltung der Arien dokumentirten den schaffenden Tonmeister und reich begabten Tondichter.

Bühne.

— **v. Wildenbruch's Stücke machen nicht nur auf der Bühne** Sensation, sondern finden auch im Buchhandel großen Absatz. Bekanntlich kauft man nicht gerne Theaterstücke, sondern sieht sie lieber auf der Bühne. Von „Harold“ aber wurden in zwei Monaten 1500 Exemplare abgesetzt. Neuestens ist ein älteres, vom Dichter umgearbeitetes Stück: „Väter und Söhne“, am Burgtheater in Wien angenommen.

— **Der Herzog von Meiningen hat einen neuen Beweis für** seine werkthätige Theilnahme an der Bühne gegeben, indem er den Schülern der am 1. Oktober d. J. in Meiningen zu eröffnenden dramatischen Schule der vormaligen dramatischen Künstlerin Franziska Ritter, einer Nichte Richard Wagner's, die Vergünstigung des freien Zutrittes zu den Aufführungen und Proben des herzoglichen Hoftheaters, sowie die zeitweilige Ueberlassung der Hofbühne behufs Abhaltung dramatischer Uebungen gewährte. Auskunft über das Institut ertheilt und Anmeldungen nimmt entgegen die k. bayerische Hofmusikalienhandlung von A. Ritter in Würzburg.

— **Für die im Juli und August in Bayreuth stattfindenden** „Parsifalaufführungen“ sind sämmtliche Künstler endgültig gewonnen. Die musikalische Leitung haben die bayerischen Hofkapellmeister Levi und Fischer. Als Parsifal wechseln die Herren Vogl (München), Jäger (Bayreuth), Winkelmann (Hamburg), Gudehus (Dresden) ab. Als Kundry die Damen Brandt, Materna (Wien), Malten (Dresden). Als Gurnemanz die Herren Scaria (Wien), Siehr (München), Reichmann (München), Fuchs (München). Den Amfortas vertritt Hill (Schwerin). Den Klingsor Kindermann (München). Den Chor stellt die Münchener Hofoper.

— **Die richtigen Primadonnen begnügen sich längst nicht mehr** mit dem Einkommen und dem Comfort gewöhnlicher Fürsten. Adelina Patti, welche in dieser Richtung eine Bahnbrecherin für ihre Kolleginnen ist, erhält bekanntlich bei ihrer nächsten Tournée durch Amerika von ihrem Impresario für jedes Auftreten 917 Pfd. Strl. Als Garantie sind bereits 9170 Pfd. Strl. bei ihrem New-Yorker Bankier deponirt. Außerdem hat Frau Patti Verfügung über einen Pulman'schen Reise- und Schlafwagen mit Salon und Eßzimmer, Küche und Schlafgelegenheit für ihre Dienerschaft, zu der unter Anderem zwei Köche gehören.

— **Das Palais-Royaltheater in Paris gab zum ersten Male:** «La brebis égarée» (Das verirrte Lämmlein), Lustspiel oder wohl richtiger Posse in vier Akten von Eugène Grangé und Victor Bernard. Die junge Angèle de Lissan hat ein unüberwindliches Vorurtheil gegen einen ihr übrigens unbekannten jungen Mann aus der Provinz, der ihr als Bräutigam zugedacht ist, und entläuft daher eines Abends der Bonne, die sie aus der Pension abholt. Sie wandte sich an den ersten besten Vorübergehenden, Pomerol, einen etwas blasirten Lebemann, mit der Bitte, sie zu einer kürzlich verheiratheten Schulfreundin zu führen. Diese befindet sich aber leider auf einer Hochzeitsreise und so bleibt Pomerol nichts übrig, als das junge Mädchen in seine Junggesellenwohnung mitzunehmen. Hier findet sich unter anderen Gästen auch gerade der junge Prosper, welchen Angèle nach dem Willen ihres Vormunds heirathen soll. Man erinnert sich, daß diesen Abend der Künstlerball in der Großen Oper ist; die ganze Gesellschaft bricht dahin auf und nun entspinnen sich auf dem Balle die üblichen Quiproquos, in denen Angèle immer mehr in's Gedränge geräth, glücklicherweise aber auch ihren Bräutigam als einen gutmüthigen und treuherzigen Provinzialen kennen und lieben lernt, wodurch alle Schwierigkeiten behoben sind. Zu den wahrscheinlichsten gehört diese Geschichte aber nicht; das bedarf kaum einer Ausführung. Auch verhielt sich das Publikum gegen die Exposition sehr spröde; den in die späteren Akte eingestreuten Späßen aller Art konnte es aber nicht widerstehen, und namentlich die komische Figur der Bonne, einer geharnischten Picarde, welche, obgleich episodisch angelegt, das ganze Stück zusammenhält, übte die ergötzlichste Wirkung.

— **Der zweite Abend des Nibelungencyklus in Her Majesty's** Theatre in London brachte die „Walküre“ mit folgender Besetzung der Hauptrollen: Siegmund — Albert Niemann; Hunding — Heinrich Wiegand; Wotan — Emil Scaria; Sieglinde — Anna Sachse-Hofmeister; Brünhilde — Therese Vogl; Fricka — Hedwig Reicher-Kindermann. Das Theater war gut gefüllt. Die Musik der „Walküre“ sprach mehr an als die des „Rheingold“. Die Liebesszene zwischen Sieglinde und Siegmund, sowie der hochdramatische Walkürenritt gefielen am meisten. Die langen Monologe verfehlten indeß nicht, eine ermüdende Wirkung auf die Zuhörerschaft auszuüben. Die mise-en-scène blieb etwas hinter den rege gemachten Erwartungen zurück, und auch die Kostüme, Rüstungen u. s. w. ließen Manches zu wünschen übrig. In musikalischer und dramatischer Hinsicht war die Aufführung aber eine recht gute und erfolgreiche.

Kultur und Wissenschaft.

— **Im Auswärtigen Amte in Berlin sind gegenwärtig nicht** weniger als fünf Schriftsteller angestellt, nämlich Lothar Bucher, Rudolph Lindau, E. v. Wildenbruch, von Szelisky und Griesebach.

— **Die von Schweden ausgerüstete physikalisch-meteorologische** Expedition, welche in diesem Sommer nach Spitzbergen abgeht, um an internationalen wissenschaftlichen Arbeiten theilzunehmen, hat an den Dr. Ruß die Frage gerichtet, ob es möglich wäre, durch Brieftauben eine Verbindung mit den Polarländern herzustellen, um auf diesem Wege Nachrichten von der Polarexpedition zu übermitteln. Die Sache sei sowohl für diese als für alle zukünftigen Expeditionen von größter Wichtigkeit. Dr. Ruß hat diese Frage im Verein „Pfeil“ diskutirt und im Einverständniß mit den Sachverständigen des Pfeil dieselbe verneinen müssen. Die Tauben verlieren durch die nothwendig lange Einkerkerung ihre Flugkraft und können nicht 400—500 Kilometer über das Polarmeer fliegen. Auch fehlen überhaupt Anhaltspunkte über das Orientirungsvermögen der Tauben auf offener See.

Industrie, Handel und Verkehr.

— **Die Eröffnung der Nürnberger Ausstellung, welche nach allgemeinem** Urtheil eine sehr gelungene sein soll, fand am 15. Mai im Auftrag des Königs durch Prinz Luitpold statt, nachdem Frh. von Strohmer die Begrüßungsansprache, der Ehrenpräsident der Ausstellung, Frh. v. Pfeufer, die Eröffnungsrede gehalten. Die Ausstellung ist die größte der bisher in Deutschland abgehaltenen. Sie umfaßt Gewerbe- und Industrieerzeugnisse, mit Rohprodukten, Halbfabrikaten, Veredelungs- und Herstellungsmitteln zusammengestellt, Verkehrswesen, Fachgewerbliches, Bildungswesen, Maschinen und bildende Kunst. Der Ausstellungsplatz hat 120,000 Quadratmeter Grundfläche; auf demselben sind vier Ausstellungsgebäude für Kunst-, Bildungs- und Verkehrswesen, Maschinen, Gewerbe und Industrie errichtet. Der von Gebäuden bedeckte Raum umfaßt 33,000 Quadratmeter. Der Katalog der Ausstellung, welcher vom bayerischen Gewerbemuseum in Nürnberg verfaßt wurde, ist nunmehr erschienen und zwar in drei Abtheilungen, um ihn handlicher zu machen. Er gibt über die einzelnen Geschäfts- und Gewerbebranchen ein vollständiges, erschöpfendes Bild der bayerischen Industrie und Gewerbethätigkeit und ist mit äußerster Sorgfalt im Einzelnen gearbeitet. Neben diesem Katalog hat Rudolf Mosse einen offiziellen Führer durch die Ausstellung herausgegeben, welcher außer kleinen Bildern von den einzelnen Ausstellungsgebäuden eine eingehende Schilderung der Ausstellungsräumlichkeiten und alles für den Besucher Wichtige gibt, was ihn in den Stand setzt, die Ausstellung sich mit Nutzen, Bequemlichkeit und wenigen Kosten anzusehen. Den Katalog muß man haben, den Führer kauft ein kluger, auf seinen Vortheil bedachter Besucher.

— **In Eisenach hat eine Generalversammlung des Vereins** deutscher Nähmaschinenfabrikanten im Mai stattgefunden.

— **Australischen Berichten ist zu entnehmen, daß die Goldgewinnung** während der verflossenen Jahre sich wie folgt stellte: 1875 1,064,418 Unzen, 1876 963,760 Unzen, 1877 809,653 Unzen, 1878 758,040 Unzen, 1879 758,947 Unzen, 1880 829,121 Unzen und 1881 858,146 Unzen.

— **Der „Sidney Mail“ zufolge ist in den Temora-Goldfeldern** der größte Goldklumpen, den man kennt, ausgegraben worden. Er wurde in einer Tiefe von nur 14 Fuß gefunden und besitzt ein Gewicht von etwas über 153 Unzen.

— **Die Karl Stangen'schen „Orient-Gesellschaftsreisen“ haben** in diesem Jahre wiederum eine größere Ausdehnung erfahren. Die Reisen wurden von dem Unternehmer, der von seiner zweiten Weltreise zurückgekehrt war, und von seinem Sohne theils vereint, theils getrennt ausgeführt. Der Letztere, Ernst Stangen, hat im vorigen Jahre fast ganz Europa bereist und die Führung der fünfmonatlichen Orientreise, welche in Aegypten bis zum zweiten Nilkatarakt (Wadi Halfa), nach Suez, Jerusalem, Hebron, Nazareth, Karmel, Damaskus, Baalbek, nach den Cedern des Libanon, Smyrna, Athen und Konstantinopel ausgedehnt war, übernommen. Alle Theilnehmer der Reise erfreuten sich des besten Wohlseins. Das Stangen'sche Reisebureau hat jetzt alle seine Reisen so eingerichtet, daß immer nur 8 bis 12 Theilnehmer in einer Gruppe reisen, damit Ueberfüllungen von Hotels und Schiffen vermieden werden. Außer den bereits annoncirten Gesellschaftsreisen in diesem Sommer nach Schweden, Norwegen und Dänemark beabsichtigt das Bureau verschiedene neue Touren nach dem Ausland in das Programm aufzunehmen.

— **Die Himalayabahn ist kürzlich vollendet worden.** In der bei der Eröffnung gehaltenen Rede nahm Sir Ashley Eden für dieses Unternehmen das Verdienst in Anspruch, „ein Problem gelöst zu haben, welches unerreicht in der Geschichte der Eisenbahnen dastehe“. „Unseres Wissens,“ bemerkt das ‚Journal de la Flotte‘ dazu, „existirt in der That keine Bahnlinie, welche auf 80 Kilom. Länge eine Höhe von 2255 Meter ersteigt, d. i. ungefähr 80,20 M. auf den Kilom., oder bei welcher Gefälle von 0,047 M. bis 0,050 M. auf den Meter und Kurven von 21,33 M. Radius vorkommen. Nach Aussage der englischen Ingenieure hat die Linie in Folge ihrer Gestalt das Aussehen einer Schlange, welche sich in den Wolken verliert.“ Man ist im Stande, die Reise von Kalkutta bis zum Endpunkte der Linie in 24 Stunden zurückzulegen, und man hat in dieser Zeit eine Entfernung von ungefähr 580 Kilom. durchlaufen. Der Endpunkt in Darjeeling ist 2345 M. über dem Meeresspiegel belegen. Die Arbeiten sollten nach dem ursprünglichen Plan innerhalb 18 Monaten beendet sein, die Dauer derselben ist indeß eine bei Weitem längere gewesen. Die Arbeiten begannen im Jahre 1879 und im Mai desselben Jahres wurde die erste Schiene gelegt. Der letzte zwischen Jore Bungalow (Höhe 2377 M.) und Darjeeling belegene Theil ist im Monat Juni 1881 fertig gestellt worden. Der Schienenweg hat eine Breite von 0,61 M. Als Zugkraft benützt man gegenwärtig eine kleinere Art von Tendermaschinen. Diese Maschinen ziehen äußerst leichte Waggons, ähnlich denjenigen, welche von einzelnen Pferdebahngesellschaften während der warmen Jahreszeit eingestellt werden.

Sport.

— **Der Verein zur Hebung der Vollblutzucht in Oesterreich hat** in den Jahren 1875—81 für 3445 Pfd. Strl. Zuchtmaterial in England angekauft und nach Oesterreich übergeführt. Außerdem erkaufte derselbe im Inlande für 10,515 fl. Oe. W. Vollblutmaterial, den Hengst Przedswit um 2000 Pfd. Strl. und den Hengst Gamecock im Verein mit dem Ministerium für Ackerbau &c. Beim Wiederverkauf an die Züchter löste der Verein für das in England angekaufte Material die Summe von 21,280 fl. und mußte somit ca. 13,000 fl. (ohne Agioberechnung) zuschießen. Das inländische Material brachte beim Verkauf 7430 fl., also 3085 fl. weniger als verauslagt worden. Przedswit wurde für den Einkaufspreis an die k. k. Regierung abgegeben.

— **Die Frühjahrssaison dieses Jahres naht ihrem Ende und sind** die wichtigen Entscheidungen des Jahres bereits gefallen. Wir wollen hier kurz die hervorragenden Turfereignisse der letzten Zeit erwähnen. City and Suburban: Lord Roßmore's vierjähriger brauner Hengst Passaic. Poule d'Essai zu Paris: Baron Rothschild's dreijähriger brauner Hengst Barbe Bleue. Staatspreis II. Klasse zu Wien: Herrn Baltazzi's dreijähriger Fuchshengst Taurus. 2000 Guineen zu Newmarket: Herzogs von Westminster dreijährige Fuchsstute Shotover. Kisberrennen zu Wien: Baron Springer's dreijähriger Fuchshengst Cambusier. 7000 Guineen zu Newmarket: Mr. Crawfurd's dreijährige Fuchsstute Marguerite. Prix Daru zu Paris: Monsieur P. Aumont's dreijährige Fuchsstute Mademoiselle de Senlis. Grand Poule des Produits zu Paris: Herrn Delamarre's dreijähriger dunkelbrauner Hengst Vigilant. Staatspreis IV. Klasse: Herrn v. Tepper-Laski's dreijähriger brauner Hengst Valerius. Wiener Klubpreis: Graf N. Esterhazy's dreijährige braune Stute Aneroïde. Chester Cub: Lord Roseberry's fünfjähriger Fuchshengst Prudhomme. Belgische Derby zu Brüssel: Vicomte de Buisseret's dreijähriger brauner Hengst Boraine. Goldene Peitsche zu Berlin: Herrn v. Tepper-Laski's dreijähriger brauner Hengst Valerius. Staatspreis III. Klasse: Baron Oppenheim's vierjähriger brauner Hengst Durchlaucht. Nemzeti-dij zu Budapest: Graf Henkel's dreijähriger brauner Hengst Grand Buccaneer. Hazafi-dij zu Budapest: Herrn v. Blascovic's dreijährige Fuchsstute Gyöngyvirag. Großes Wiener internationales Trabfahren: Herrn Breda's a. schwarzer Hengst Benefici. Internationales Trabfahren zu Tonndor: Herrn Decker's Prigochij. Henckelrennen zu Berlin: Graf Tschinschky-Renard's dreijähriger Fuchshengst Trachenberg. Adonisrennen zu Berlin: Prinz Hatzfeldt's dreijährige braune Stute Najad. Prix de Diane (franz. Oaks) zu Chantilly.

Mode und Haushalt.

— **Die Verbindung von Weiß und Schwarz ist wieder mehr** denn je en vogue, doch nicht in einem Stoff. In einigen der jetzigen Gesellschaften, denen ein eigentlicher Charakter fehlt und die eine beständig wechselnde Physiognomie zeigen, da ein ununterbrochenes Kommen und Gehen herrscht, sah man mehrfach weiße Surrah- und Atlaßröcke, kurz oder mit Schleppen gearbeitet, und über den eigenen Stoff Plissés und Volants mit schwarzen spanischen oder Chantillyspitzen garnirt und zwar bis zum Taillenschluß hoch, so daß sich nirgends das Weiß ganz rein zeigte. Die Ueberkleider mit Schleppe bestanden dazu aus schwarzem Atlaß, Damast oder Moiré, entweder ganz glatt oder mit der am Rock verwendeten Spitze garnirt. In die Taillen waren kleine, spitzenbedeckte weiße Plastrons oder Westen eingeschoben, um auch hier Harmonie mit dem Rock herzustellen. Große bunte Blumenarrangements, die augenblicklich bereits die Dimensionen von förmlichen Echarpes angenommen haben, zieren die Taillen und reichen von der Schulter bis in den Taillenschluß. Ein kleineres Bouquet schmückt den Kopf. Man trägt mit Vorliebe stets die Blumen der Saison, ob natürlich oder künstlich ist gleichbedeutend, und ist auch in der Wahl der Arten vorsichtig, da ihre Sprache nur zu bekannt ist. Tausendschön bedeuten Unschuld, Primeln Unbeständigkeit, Stiefmütterchen Treue, Iris Liebesbotschaft, Alpenveilchen Herausforderung, Anemone Verlassen &c.

— **Die Pariser Promenaden sind besät mit crêmefarbenem und** weißem Kaschmir, Mousseline de laine, Voile de veuve, Alpacca &c., Röcken von runder, kurzer Form, über denen einfarbige, kontrastirende Plüschkasacks oder Habits getragen werden. Es ist dieß eine sehr kleidsame Tracht für junge Damen, bei der man, wenn man mehrere Ueberkleider besitzt, auch die nöthige Abwechslung kann walten lassen. Die Röcke sind außer Stoffplissés, Volants und Puffen noch mit groben weißen und grün-gelben Spitzen besetzt, die bunten Ueberkleider haben keine andere Garnitur als schöne Knöpfe aus Metall, deren künstlerische Vollendung sie zu einem sehr kostbaren Artikel macht. Ein schwarzer Basthut mit bunter, mit dem Ueberkleid harmonirender Blume, schwarzer Schirm, ebenso geschmückt, und schwarze schwedische Handschuhe kompletiren den ebenso koketten als praktischen Anzug.

— **Der Hut für das Land, Seebad oder die Reise ist von sehr grobem** Stroh, verziert mit einem breiten Band oder eine Windung in Gaze.

— **Für den Sommer werden sehr viel kleine, runde Kragen in** Chenille oder spanischer Spitze, reich mit Schmelz verziert, getragen.

— **Auf das in Berloques, Ohrgehängen und allerhand anderen** Schmuckgegenständen genugsam verewigte Schwein ist zuerst der Hund, dann die Schlange, Eidechse und Kröte — jetzt die Katze gefolgt. Einer Pariser Laune ist das Dekret entstammt, und unsere Berliner Juwelierläden, die Galanteriewaarenhändler, die Album-, Etui- und Feuerzeugfabrikanten beeilen sich, dem Edikte zu folgen. Mit gekrümmtem Buckel und gesträubtem Haar sieht man sie in Reliefpressung auf Cigarrentaschen, Portefeuilles und Portemonnaies, als Griffe der Spazierstöcke und Regenschirme, als Federwischer, Bonbonnièren und Nippesfiguren. Hier ist der Kolossalkopf eines riesigen Katers in oxydirtem Silber mit goldenen Augen und goldglühendem, weit geöffnetem Rachen, der als Tabakbehälter dient; dort klettern an einem Kuchenteller aus polirtem Nickel zwei Katzen empor, um eine kleine Maus, die in der Mitte läuft, zu erhaschen; eine andere steht auf den Hinterbeinen und zerrt an dem Faden aus einem silbernen Knäuel, und wieder eine leckt die Milch aus einer Schale, welche als Aschenbecher benützt werden soll. In Schmucksachen ist die Variation nicht minder reich: Armspangen, an denen der Kopf mit Saphiraugen das Schloß, der Leib und Schweif das Armband selbst bilden; Katzen, grünlich emaillirt, mit den als „Katzenaugen“ bereits bekannten Steinen als Schmuck des Kopfes, zur Brosche und Berloques, und endlich als Agraffen für die leichten Sommerhüte der Damen das Lieblingsthier der alten Jungfern in phantastischer Ausschmückung.

— **In der Parfümerie ist eine für die Reise namentlich empfehlenswerthe** Neuigkeit das „Seifenbuch“. Ein Blatt ist genügend für eine Toilette. Das Buch ist in der Größe sehr verschieden; das schmale ist nur für die Hände und ist nicht breiter als ein Notizbuch; auch hat man sie bereits als Blockbuch zum Abreißen. Das Blatt wird drei Sekunden in einem Becken mit Wasser eingeweicht, es bleibt auf der Oberfläche; alsdann vergeht es durch eine leichte Reibung vollständig und wird schäumend.

— **Das von dem Pariser Parfümeriehause Violet in die Welt** geschickte neueste Parfüm „Kadsura“ entstammt einem in Japan und auf Java einheimischen Strauchgewächse mit tausend blaßgoldenen Blüten, welche einen starken und zugleich feinen Duft ausströmen.

— **Daß man bei einem großen Essen jeder Dame ein schönes** Sträußchen gibt, ist nichts Neues, aber in der Art, es zu geben, bringt die Mode eine Veränderung. Die Neuheit liegt darin, daß man die Blumen nicht mehr bindet, sondern in eine kleine, längliche Blumenvase steckt und an den Platz stellt. Am Schluß des Essens muß der Herr, der zur Rechten sitzt, die Blumen der Dame anstecken, so daß sie entweder auf den Ausschnitt oder bei einem hohen Kleid zwischen Hals und Schulter fallen.

— **Eine neue Zierde für die Tafel sind die neuen Porzellanserviettenringe.** Dieselben sind aus sehr feinem Musselinporzellan, stellen die schönsten Blumen dar, und um die Serviette durchzuziehen, muß man die Blume öffnen; Abends, hauptsächlich bei Beleuchtung, stellen sie sehr viel vor.

Denkmäler.

— **Eine Büste Charles Darwin's soll dem „Athenäum“ zufolge** in der Westminsterabtei aufgestellt und, wenn es die Fonds gestatten, ein seinen Namen tragendes Stipendium zu Förderung wissenschaftlicher Forschungen gestiftet werden.

— **In Paris ist vor einiger Zeit eine Subskription für die Errichtung** einer Statue Alexander Dumas' des Vaters eröffnet worden. Dem Komite, das sich zu diesem Behuf gebildet hat, gehören die ersten Vertreter des literarischen und künstlerischen Frankreich an. Mit der Herstellung des Werkes ist Gustav Doré betraut worden. Das von diesem Künstler angefertigte Modell hat den Beifall des Komites gefunden und hat sich Doré in Folge dessen sofort an's Werk gemacht. Es zeigt Alexander Dumas in seinem Arbeitskostüm in einem Lehnstuhl sitzend. Das Hemd bauscht sich auf und ist zerknittert, der zurückgeschlagene Hemdkragen läßt den starken, muskulösen Hals Dumas' hervortreten. Die Aehnlichkeit des Gesichtes ist frappirend. Dem Künstler sind zahlreiche Porträts und Photographieen aus dem Dumas'schen Familienarchiv zur Verfügung gestellt worden, die er sehr glücklich verwerthet zu haben scheint. Der Sockel des Dumas-Denkmals wird eine Hautreliefgruppe, ebenfalls von der Hand Gustav Doré's, schmücken. Diese Gruppe veranschaulicht den lebhaften Eindruck bei der Lektüre eines Dumas'schen Werkes. Die Statue wird auf der Place Malesherbes aufgestellt werden; man hofft, bereits im nächsten Jahre zur Enthüllung des Denkmals schreiten zu können.

— **In Lissabon ist am 7. Mai der hundertjährige Gedenktag** des Todes Sebastian Carvalhos Marquis de Pombal mit der Enthüllung eines Denkmals desselben gefeiert worden.

— **Das große Nationaldenkmal auf dem Niederwald soll diesen** Herbst noch eingeweiht werden.

Gestorben.

— **Chalim Pascha**, vorm. ägyptischer Kriegsminister, in Neapel, Anfangs Mai.

— François Guessard, Mitglied der Academie des belles lettres, Sprachforscher (altfranz. Dichter, Molière), 68 Jahre alt, in Blesnil-Durant, am 7. Mai.

— Dr. Theodor Beuthner, 23 Jahre Chefredakteur der „Kreuzzeitung“, am 10. Mai, in Lübben.

— Dr. Wilhelmi, nassauischer Landesbischof, 85 Jahre alt, in Wiesbaden, am 11. Mai.

— Dr. Hüter, Professor der Chirurgie und Direktor der chirurgischen Klinik in Greifswalde, Reichstagsabgeordneter, 43 Jahre alt, am 12. Mai.

— Dr. Willy Böhm, Vorsitzender der historischen Gesellschaft in Berlin, am 12. Mai, 36 Jahre alt.

— Smargiasti, ber. Maler, in Neapel, am 12. Mai.

— Geh. Hofrath C. Bork, vorm. Kabinetssekretär des Kaisers, Senior des eisernen Kreuzes, 88 Jahre alt, am 13. Mai, in Berlin.

— James Morris, Gouverneur und Direktor der Bank von England, 88 Jahre alt, in London, Mitte Mai.

— Rudolf Haase, Schauspieler, vorm. ein Liebling des Berliner Publikums, 60 Jahre alt, in Berlin.

Das Jubiläum des Konservatoriums für Musik in Stuttgart.

Von

E. Fors.

(Nachdruck verboten.)

Am 15. April waren es fünfundzwanzig Jahre, daß oben genanntes Institut, das seitdem einen Platz unter den ersten derartigen Anstalten errungen hat, unter dem Namen „Stuttgarter Musikschule" in's Leben trat. Das Verdienst, den Gedanken zur Gründung dieses Instituts angeregt zu haben, gehört dem noch jetzt an demselben wirkenden Professor Dr. Sigmund Lebert. Dieser bewog im Herbst 1856 zwei damals in Ulm lebende Kunstfreunde, Dr. Brachmann und Ed. Laiblin, sich an die Spitze des Unternehmens zu stellen, und veranlaßte mit denselben die Herren † Boch, Debuysère, Faißt, † Gantter, Keller, Levi und † Pischek — diese sämmtlich aus Stuttgart (die mit † bezeichneten sind leider nicht mehr am Leben) — sowie die Komponisten Speidel aus Ulm und Stark aus München, sich durch Uebernahme von Lehrämtern an der Gründung der Anstalt zu betheiligen. Ein aus angesehenen Kunstfreunden Stuttgarts zusammengesetztes Ehrenkomite förderte das weitere Gedeihen des Unternehmens. Als Unterrichtsfächer wurden zunächst aufgenommen: Elementar-, Chor- und Sologesang, Klavier-, Violin-, Violoncell- und Orgelspiel, Tonsatzlehre, Aesthetik und Geschichte der Musik und italienische Sprache. Die Anstalt sollte nicht bloß dem angehenden Musiker von Fach Gelegenheit bieten, sich in den betreffenden Zweigen seiner Kunst zum Künstler auszubilden, sondern auch zu allgemeiner Gründung eines gediegenen musikalischen Geschmackes und Verständnisses, zur Hebung der Tonkunst in allen ihren Gebieten den Weg bahnen. Dabei fußte sie nicht auf einseitigen oder ausschließlichen Prinzipien, beschränkte sich nicht pedantisch auf abgeschlossene Kunstepochen, sondern nahm zwar die klassische Musik als Ausgangspunkt, vermied aber durch Hereinziehung der neueren und neuesten Errungenschaften jede Einseitigkeit, was sich vor Allem durch die warme und dauernde Sympathie bekundete, womit auch die vorgeschrittensten Meister, wie Fr. Liszt u. A., das Institut auszeichneten.

An die Spitze des Instituts trat Professor Dr. J. Faißt, der berühmte Komponist und Orgelvirtuos. Organisation und Lehrplan war zum größten Theile das Werk Sigm. Lebert's, der auch die Einweisung der übrigen Klavierlehrer in ihre Funktionen übernommen hatte. Seine Methode, die in der mit Ludw. Stark verfaßten und bei J. G. Cotta bereits in zahlreichen Auflagen erschienenen großen Klavierschule niedergelegt ist, trug das Meiste zu dem Weltrufe bei, welchen nunmehr das Stuttgarter Konservatorium genießt. Die beiden Verfasser erhielten vom Könige von Württemberg, der das Protektorat desselben gnädigst übernommen hatte, mit mehreren anderen ihrer Kollegen den Professortitel, von Tübingen den Doktorgrad honoris causa. Auch der Vorstand Dr. Faißt, viele der übrigen Lehrer, z. B. die königl. Hofpianisten Pruckner und W. Krüger, Hofkonzertmeister Singer, Musikdirektor Linder und Professor E. Koch, sind im Besitz ehrender Auszeichnungen.

Wie viele Zöglinge nun die Anstalt zählt und wie weit dieselben zum Theil herkommen, welche neuen Lehrfächer inzwischen dazugetreten sind und durch welche Namen sich die Lehrerschaar verstärkt hat, all' das ist den jährlichen Berichten und Anzeigen zu entnehmen, so daß wir es hier nicht zu wiederholen brauchen. Einige davon hat bereits wieder der bittere Tod hinweggerafft; wenige Andere gründeten eigene Schulen, aber mit Beibehaltung der Methode des Konservatoriums.

Noch ist der zahlreichen Zöglinge der Anstalt zu gedenken, welche deren Ruhm im Ausland begründeten, befestigten und verbreiteten, so vor Allem im Klavier: Anna Mehlig, Anna Bock, Wilhelmine Marstrand, Irma Radecki-Steinacker, Cäcilie Gaul, Lilly Oswald, Johanna Schulz-Klinkerfuß, Karl Herrmann, C. Stasny u. A., als Komponisten: † W. M. Puchtler, Th. Forchhammer in Wismar, A. Adam, der Stipendiat der Mozartstiftung u. A., als Organisten: Fr. Walter in Edinburg, Glaus in Basel, Barner in Karlsruhe, Armbrust in Hamburg &c., als Sängerinnen: die Damen L. Orth-Jaide in Darmstadt, E. Hartmann in Hannover, Reiser-Koning in Mannheim, Deinet-Possart in München u. A., dazu verschiedene Geiger und Cellisten. Viele frühere Schüler sind geschätzte Mitglieder namhafter Orchester, oder Musikdirektoren in mehr oder minder bedeutenden Städten.

Vom Staate genießt die Anstalt einen dankenswerthen Zuschuß, deßgleichen vom königl. Hofe und von der Stadt Stuttgart. Bis jetzt wußten ihr die beiden langjährigen Vorstände, Prof. DD. Faißt und Scholl, auch die volle Selbstständigkeit zu erhalten, in richtiger Erkenntniß der Lebensbedingung, welche für die Kunstpflege in der schönen Freiheit liegt.

Die Stiftungsfeier findet am 30. und 31. Mai und 1. und 2. Juni statt.

Das Einsetzen der Riesenschlangen in das Aquarium von Berlin.

(Hiezu das Bild S. 708.)

Kürzlich fand im Berliner Aquarium das Einsetzen von etwa zwölf Riesenschlangen in die betreffenden Behälter statt. Diese Kollektion umfaßt eine Anzahl von Schlangen, wie sie von solcher Größe bisher in Europa noch nicht gezeigt wurden. Wir verdanken diese neuen Erscheinungen abermals der rührenden Thätigkeit des Herrn Hagenbeck aus Hamburg.

Die Prozedur vollzog sich in folgender Weise: Die Schlangen befanden sich in Säcken, welche in einer Kiste placirt waren. Erstere wurden nach der gewöhnlichen Oeffnung des Schlangenbehälters geschafft und durch dieselbe dem aufrecht stehenden Herrn Hagenbeck zugereicht. Die Schlangen glitten meist eilig und schnell nach Lösung der den Sack zusammenhaltenden Schnur in den Käfig hinab; ihre Länge betrug bis zu $4\frac{1}{2}$ Meter. Drei Säcke mit den größten Exemplaren konnten jedoch die gewöhnliche Oeffnung nicht passiren. Es wurde deßhalb die große Oeffnung an der Decke geöffnet, um durch diese die Riesenexemplare in den Käfig hinabgleiten zu lassen. Es war dieß der interessanteste Moment der Prozedur. Hagenbeck, auf einer Leiter im Behälter stehend, öffnete die Schnur eines dieser großen Säcke, ergriff den Kopf der Schlange, schob ihn durch die Oeffnung des Sackes und half dann dem Thiere allmälig nach. Letzteres suchte nach einer Stütze, fand solche aber für's Erste nicht, fuhr in Folge dessen stets mit dem Kopf nach oben, und erst als es den Boden erreicht hatte, begann es sich lebhafter zu bewegen und seinen noch oben an der Oeffnung befindlichen Schwanz nachzuziehen, — ein höchst aufregender Moment, dessen Bedeutung jedoch durch die eiserne Ruhe Hagenbeck's durchaus paralysirt wurde. Die Thiere sind schöne, große Exemplare von $6\frac{1}{4}$ Meter Länge und 15 Centimeter Durchmesser; das größte Exemplar mißt 7 Meter und hat ein Gewicht von 160 Pfund. Alle Schlangen zeigten sich, nachdem sie „den Boden unter den Füßen fühlten", lebhaft und lebendig und unterscheiden sich hiedurch, abgesehen von ihrer phänomenalen Länge, sehr vortheilhaft von den sonst zur Schau gestellten Exemplaren.

Ueber den Fang solcher Schlangen können wir folgende authentische Notizen geben. Ihre Heimat ist Kalkutta; dort leben sie in den Dschungeln und sumpfigen Gegenden. Der abzujagende Theil derselben wird mit einem im Röhricht ausgehauenen Wege umzingelt; an der äußeren Seite dieses sind circa 1 Meter hohe dichte Netze aufgestellt; der umzingelte Theil wird dann entzündet: die Schlangen, durch das Feuer beängstigt, eilen nach außen, werden aber hier durch die Netze aufgehalten, um dann von hiezu besonders geeigneten Eingeborenen in langen Säcken aufgefangen zu werden. Besonders kommt es darauf an, der Schlange den Kopf zu verhüllen. Ist sie erst einmal mit demselben im Sack, so treibt ein Schlag sie sofort hinein. Giftige Schlangen werden nicht gefangen, sondern sofort getödtet. Das Personal, welches, aus Eingeborenen bestehend, zum Einfangen der hier ausgestellten Riesenschlangen benützt wurde, betrug circa 500 Mann. Nach Kalkutta transportirt, wurden die Schlangen in entsprechend starke Kisten verpackt und nach Europa verfrachtet. Der Preis der Riesenschlangen variirt je nach der Länge zwischen 2500 und 3500 Mark. Ihre Nahrung besteht in Berlin in Hämmeln, welche ihnen lebendig „präsentirt" werden.

Die neue Ausstellung der Riesenschlangen im Berliner Aquarium hat mit Recht das höchste Interesse des Publikums auf sich gezogen, denn sie besteht thatsächlich aus Riesenschlangen. In hohem Grade aber muß Hagenbeck Beifall gezollt werden, weil er es allein versteht, dem Zuschauer diejenige Sicherheit und Ruhe einzuflößen, die ihn in den Stand setzt, unbeängstigt solchen gefährlichen Prozeduren zuzuschauen.

F.



Juni.

Die Luft weht durch die Felder,
Die Aehren wogen sacht,
Es rauschen leis' die Wälder
In schöner klarer Nacht.



Der traditionelle „wunderschöne Mai" hat in letzter Zeit moderne Mucken wie eine kokette alte Jungfer gekriegt und wartet uns stets mit allerhand Ueberraschungen auf. Auch dießmal haben die alten und neuen kalten Heiligen mit den grausigen lateinischen Namen ihren Spuk getrieben. Jetzt wären wir ja glücklich durch, wenn auch mit etwas geschundenem Balg, und man kann sich an Gottes herrlicher Natur ohne Eis- und Schneegedanken erfreuen.

Der Rehbock, welcher in diesem Jahre schon Ende April (schwächere Anfangs Mai) verfegt hatte, legte im vergangenen Monate auch das Winterkleid ab und präsentirt sich dem Jäger als gut jagdbar. Die beste Abschußzeit für den Rehbock ist der Juni und der Juli. Dieß edle Wild schon im Mai mit oft halbgefegtem Gehörn und halbgefärbter Decke voll Engerlingen niederzuknallen, ist niemals weidgerecht.

Da lobe ich mir das württembergische und bayerische Gesetz, nach denen der Bock erst im Juni jagdbar wird. Im Königreich Sachsen beginnt der Abschuß des Bockes erst am 1. Juli, weil der Gesetzgeber sehr weise die Schonung der Ricken im Auge hatte und dem ganzen Handel mit Rehwildpret einen gesetzlichen Riegel vorschieben wollte. Damit ist auch der Schwindel mit den gebockten Ricken lahm gelegt. Der Wilddieb schlägt nämlich der gestohlenen Ricke die Hirnschale aus, schneidet das Gesäuge und die Schürze fort, näht einen künstlichen Pinsel an und die gebockte Ricke ist fertig. Da man von unseren Beamten die Kenntniß aller dieser Gauner- und Diebsstreiche nicht verlangen kann, so wandert die Ricke frank und frei in die großen Städte und hängt offen in den Läden zum Verkauf aus.

Außer dem Rehbock ist in diesem Monate nur noch die Jagd auf junge Wildgänse zulässig. Zu diesem Behufe werden Schneisen in das Schilf geschnitten, die auch später für die Entenjagd zu verwenden sind. Bei uns ist es fast nur die große Graugans (Anser cinereus), die hier brütet. Meist sucht dieselbe unwirthliche Sumpfgegenden auf. Sie kommt aber auch auf größeren Seen vor, wo sie sich im Rohr und Schilf verbirgt. Um aber die ebenfalls dort brütenden Enten nicht unnöthig zu stören, warte man bis zum Aufgang der Entenjagd, die in Preußen, Bayern und Sachsen am 1. Juli, in Württemberg am 16. Juli beginnt. Wir werden auf dieß interessante Federwild im nächsten Monate zurückkommen. Alles übrige Wild beansprucht Ruhe, Schonung und sorgfältige Bewachung. Dahingegen bitten wir den Jäger, seine Schießlust an Raubzeug aller Art zu kühlen.

Fuchsbaue müssen noch fleißig revidirt werden, denn gerade jetzt wandert die Feh gern, und wenn sie in einem Baue gestört wird, zieht sie mit dem ganzen Gewölf um und kehrt dem ungastlichen Reviere den Rücken. Daher kommt es dann, daß der Jäger plötzlich einen alten Bau frisch befahren findet. Frau Ermelyne hat sich mit der ganzen hoffnungsvollen Jugend auf dem neuen Reviere zu Gaste geladen. Die „Neue deutsche Jagdzeitung" erzählte kürzlich einen solchen Fall aus der Gegend bei Nauen, wo die Feh mit dem ganzen Gewölf zwei Kilometer weit verzogen war. Sie hatte Schlafstelle bei einer Frau Gevatterin bezogen. Die Jäger waren aber Mitglieder des deutschen Jagdklubs, die ihre prämirten Hunde ungern rosten lassen, auch die Schliche derer von Reineke genau kennen. Die Sippe wurde richtig ausgemacht und die ganze Kaffeegesellschaft von zehn Stücken jugendlicher Schinderhännesse ausgehoben. Die Horste der Bussarde, sowie ihrer noch gefährlicheren Vettern und Basen müssen ausgeschossen werden. Auch die jungen Reiher können auf den Horsten erlegt werden.

Vom 18. bis 22. Mai wurde in Hannover die zweite internationale Hundeausstellung abgehalten. Gleichzeitig war ein Kynologentag ausgeschrieben zur Vervollständigung der Rassekennzeichen. Wir müssen den Bericht darüber bis zur nächsten Nummer aufsparen.

Rübezahl, emer. Berggeist.

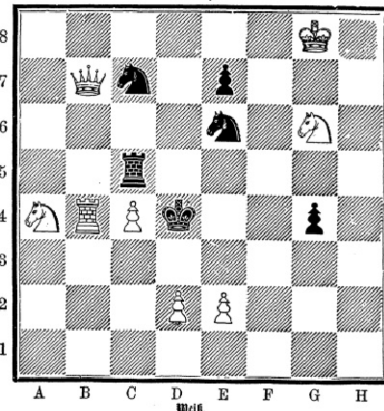


(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 180.

Von Fritz Hofmann in München.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 175:

Weiß.	Schwarz.
1) T. F 6 — F 2	1) T. B 1 — H 1.
2) D. C 3 — A 1	2) Beliebig.
3) Dame oder Thurm setzt Matt.	
A)	
1)	1) L. E 3 n. F 2.
2) D. C 3 — F 3	2) Beliebig.
3) Dame setzt Matt.	
B)	
1)	1) G 5 — G 4.
2) T. F 2 — H 2 †	2) L. E 3 — H 6.
3) T. H 2 n. H 6 Matt.	

Schachbriefwechsel.

Hrn. P. M..g in Münden. Die sogenannten Schachautomaten werden selbstverständlich von Spielern geleitet, die in geschickter Art darin versteckt werden.

Hrn. A. W. in Buenos Ayres; O. T. in Hamburg; W., stud. in Wien. Die eingesandten Aufgaben sind zu leicht lösbar. — A. R. in Grünstadt. Recht artig, bietet jedoch zu wenig Schwierigkeit. Versuchen Sie gefälligst Weiteres. — E. M. in Gelsenkirchen. Wird geprüft werden.

Hrn. A. M. in Gablonz. Fragen, welche die Anfangsgründe betreffen, beantwortet das „Kleine Lehrbuch des Schachspiels" von J. Dufresne, Leipzig, Verlag von Ph. Reclam, Preis 1 ℳ. In Nro. 172 folgt nach 1) S. D 6 — B 7, L. F 7 — G 8; 2) S. B 7 — D 8 †, K. E 6 — D 7; 3) T. A 5 — A 7 †, K. D 7 — E 8. — H. N. in Komorn. Nro. 169 und 170 R. In Nro. 171 nach 1) L. F 7 — G 8, C 6 — C 5; 2) S. C 3 — E 2 † geschieht K. D 4 — E 4. — G. H. in Troppau. Nro. 170 und 171 R. — P. F. in Memel. Nro. 169 und 170 R. — S. B. in Schmallenberg. Nro. 170, 173 und 175 R. — J. E. in Ruhrort. In Nro. 175 folgt auf 1) S. E 7 — F 5, T. A 8 — E 8 †. — H. A. in Tarnow. In Nro. 172 kann nach 1) T. A 5 — D 5, F 6 — F 5; 2) S. D 6 — E 4, L. F 7 — E 8 kein Matt folgen. — D. in Gr.-Zössen. Nro. 172–175 R. — G. Gr. in Stralsund. Nro. 169 R. — P. in Pozega. Nro. 172 R. — O. in Hannover. Nro. 173 R. Ueber Nro. 172 siehe vorher.

Hrn. M. v. H. in Jablonowo; Th. Sch. in Kl.-Tinz; Dr. B. in Wolfenbüttel; S. S. und A. in Harburg; E. W. in Zürich. Nro. 173 R. — C. Sch. in Mülhausen. Nro. 170 R. In Nro. 171 wird 1) L. F 7 — G 6 durch S. H 3 n. F 4 widerlegt. — Sch. in Guttentag. Nro. 174 R. — H. Schr. in Hamburg. Nro. 172 und 173 R. — Laie in Bremerhafen. Bitte Ihre Lösung von Nro. 173 noch einmal zu prüfen — Fr. Lb. in Wien und G. v. G. in Ortofta. Nro. 175 R.

Hrn. v. G. in Frankfurt a. M. und mehreren Herren Korrespondenten. Die Partieen des großen dießjährigen Wiener Schachwettkampfes werden sämmtlich in der trefflichen Schachzeitung: „Oesterreichische Lesehalle" mit Erörterungen veröffentlicht. Das Blatt, das wir allen Schachfreunden empfehlen, ist zu beziehen durch den Redakteur desselben, Herrn Hermann Lehner in Wien, III, Siegelgasse 1. Preis jährlich 10 ℳ. Einzelne Nummern 50 Kreuzer.

Kartenspiele.

(Redigirt von A. Hertefeld.)

Aufgabe Nro. 36.

Whist.

Treff ist Atout.

Was spielen Sie in der Vorhand an?

Auflösung der Aufgabe Nro. 35:

Skat.

Ad 1) Die Atouts sitzen günstig vertheilt, sonst hätte man Ihnen nicht das Spiel gelassen. Jeder der Spieler hat zwei Jungen und zwei Atouts. Das Atout-Daus kann Ihnen nichts nützen, ebensowenig der König, während Schellen-Zehne einen Stich machen kann, sobald Schellen vertheilt ist. Sie drücken also Atout-Aß und -König.

Ad 2) Die Vorhand ist am Spiel. Dieselbe kann also nur Grün, Roth oder Atout spielen. — Auch Roth und Grün müssen gut vertheilt sein, sonst wären Sie nicht an's Spiel gekommen. In Roth fällt wahrscheinlich die Zehne. Sie machen daher zwei Stiche in Grün (König fällt) = 25, Roth-Daus und -Zehne = 21 Points und Sie haben das Spiel mit 61 Augen gewonnen. (15 Points im Skat.)

Spielt die Vorhand anstatt Grün Atout, so wird die Mittelhand coupiren und nachbringen oder Farbe bringen. Sowie aber Farbe kommt, ist das Spiel wie oben gewonnen, wenn die rothe Zehne blank sitzt und der grüne König fällt. Verloren ist es, wenn die Vorhand die rothe Zehne hat, die Mittelhand den letzten Atout ausspielt und die rothe Zehne gewimmelt wird.

Spiel-Briefwechsel.

A. Breitung in Markirch i. Els. Besten Dank! Soll Verwendung finden.

Rose in Berlin. Atout ziehen wäre falsch. Der Spieler muß auch ohnedem verlieren.

Schlufeohr in Neuwegersleben. Die Aufgabe haben Sie freilich gelöst. Ihr Urtheil, daß nur ein schwacher Spieler mit einer solchen Karte verlieren kann, zeigt, daß Sie selbst nicht sehr stark sind. Mit dieser Karte und zehn Matadoren ist das Spiel wohl zu verlieren und das vom besten Spieler.

J. in Uxleben, Schw. R. Sie wollen wohl sagen, das Spiel ist nicht zu gewinnen. Zusendung erwünscht.

Hrn. Lieutenant H. in Waldbroel. O nein! Der Spieler wird auch mit zehn Matadoren nicht gewinnen. Dieß wollten wir freilich als eine ganz aparte Aufgabe behandeln.

Hrn. Lehrer H. Schlegel in Schlüchtern. Zusendungen erwünscht. Besten Dank! Die Lösung ist aber auch mit zehn Matadoren möglich.

Auch ein Pechvogel. Das Spiel ist nicht wohl zu verlieren und zwar bei richtigem Spiel. Das Ihrige wäre fehlerhaft.

Eine Partie Bezigue in Bauenhof. Mit Küssen überzeugt man selten, besonders wenn die Geküßte im Recht ist. Freilich sind auch Sie nicht im Unrecht, denn es gibt zwei Arten von Bezigue und zwar das gewöhnigliche Bezigue und Bezigue sans retourne. Letzteres ist heute das beliebtere und amüsantere. Nach den Regeln des gewöhniglichen Bezigue sind Sie im Recht, nach den Regeln des letzteren ist es die Dame. Die Dame sagt Mariage in Pique an, bekommt einen zweiten Pique-König, spielt den ersteren fort, legt den zweiten aus und sagt nochmals Mariage in Pique an. Das ist völlig richtig! Gleichzeitig kann sie die Familie im Atout aufdecken, auch ohne vorher Mariage angesagt zu haben. Sie spielt nun jede beliebige Karte der Familie fort, legt eine andere Karte dafür ein und zählt jedesmal von Neuem 250 Points. — Das sind die neueren, heute allgemein gebräuchlichen Regeln. Sie spielen nach einem Spielbuch. Leider sind wir in diesem Artikel miserabel berathen. Man begnügt sich, aus alten Schmökern abzudrucken. So macht es auch das neueste Illustrirte Spielbuch.

Rösselsprung Nro. 12.

zie-	im	freut	ein	ern-	ler	fahr-	dem
er-	schö-	zum	halb	bens-	schach-	im	ar-
spie-	le	glückt	dar-	al-	ste	auf	ten
nes	ich	le	langt	feld	le-	ten	halb
so	ge	bild	niß	auf	ger	wohl	die
ge	zieh'n	und	sei-	ge-	kreuz	ger	sprin-
we-	zieht	Hemm-	so	quer	den	quer	dem
mit	le-	ne	kreuz	und	der	mein	fin-

Auflösung des Rösselsprungs Nro. 10:

O Waldesluft, wie gehst du bang!
Hast bald zum Spiel kein Blättchen mehr,
Und keines einz'gen Vögleins Sang
Schwebt leicht und fröhlich auf dir her.

Ich bitte dich! Komm', bleib' bei mir,
Erzähl' mir was vom letzten Mai!
Ich sag' von Laub und Lied auch dir,
So trösten wir uns alle Zwei.

O. v. Redwitz.

Zifferräthsel.

5. 2. 3. 7. 8. 16. 2. 1. Theologische Wissenschaft.
15. 17. 2. 8. 4. 14. 17. 15. 10. Amerikanischer Gebirgszug.
14. 15. 9. 9. 15. 7. Preußische Provinz.
17. 18. 19. 8. 18. 16. 16. 18. 8. Berühmter Maler
3. 8. 15. 16. 1. 4. 8. 11. Beförderungsmittel.
2. 12. 13. 2. 10. 8. 15. 3. 18. 9. Athenischer Feldherr.
8. 7. 11. 2. 14. 9. 3. 18. 2. 14. Meister der Tonkunst.
4. 8. 15. 14. 16. 18. 14. Südfrüchte.
5. 15. 6. 11. 18. 8. 3. 2. 14. 2. Italienisches Adelsgeschlecht.

Die Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten und von unten nach oben bilden ein an Naturschönheiten reiches Land und dessen Hauptstadt.

Auflösung des Räthsels in Nro. 32:

Gabelweihe.

Auflösung des Bilderräthsels 33:

Einzig Geliebte!

Kannst du bezweifeln meine Treue für dich? Fünfmal hast du Briefe erhalten, ohne das Extrazettelchen, das du durch den Boten am siebenten April empfangen. Was macht denn der Kleine in Neunkirchen? Wird er bald Zähnchen haben? Doch, 's kann nichts helfen, ich muß meinen Brief beenden, es schlägt Zwölf.

Briefmappe.

Hrn. R. K. in Gr. Wir danken für Ihre Mittheilungen zu S. 599, nach welchen Steyermarks zweite Stadt Marburg und nicht Cilli, erstere mit 15,726, letztere mit 5000 E., ist. Ihr Anerbieten wird gelegentlich benützt.

Fr. F. B. bei H. (Schles.). Gösche, die Alhambra, Berlin 1854. Denkmäler der Kunst von Jos. Lange, Wien, Hölzel (mit großen Farbenbildern). Señor. Don immer in der Verbindung mit dem Vornamen; Contesa, Dueña.

Hrn. W. G. in B. Solche Vermittlungen besorgen nur kleine englische Unterhaltungsblätter, in Deutschland sucht man's in den Annoncen.

Hrn. K. A. in St. Wir haben davon großen Vorrath.

Frau v. K. in F. Das Gedicht: Si vous n'avez rien, ist auch von E. Geibel übersetzt.

Perle des Quarnero Fiume. Die „Sprüche für das Album“ sind noch nicht gesammelt.

Der kleine Eisbär sendet besten Gruß und herzlichen Dank allen liebenswürdigen Auskunftgebern und Geberinnen.

Jacob in Posen. In der Briefmappe ist als Mittel gegen das Schnarchen schon öfter eine Binde, welche um das Kinn und den Kopf läuft, angegeben worden.

Hrn. M. H. und L. H. in Lübeck. Cigarrenabschnitte sammelt der Lahrer hinkende Bote für ein Reichswaisenhaus, ebenso Pastor Krabbe in Ludwigslust zum Zwecke der Heilung skrophulöser Kinder im Soolbad Sülze.

O. L. Wie viel diese und jene Fabrik Arbeiter hat, können wir unmöglich wissen. — Der deutsche Generalkonsul in Wien heißt J. Ritter von Mallmann. — Wenn er in Frankreich naturalisirt ist, tritt er natürlich in die französische Armee ein. — Werder, span. Gramm., Leipz., Brockhaus. Marq. Sauer's ital. Konvers.-Gramm., Heidelb., Groß. — Schaben und Schwaben sind zwei verschiedene Thiere, letztere durch persisches Insektenpulver.

Hrn. Dr. med. Petzold. Wir haben Ihre Adresse notirt.

Junge Frau. Kennen Sie das Panamaholz? Wenn Sie solches in kleiner Quantität dem Waschwasser beimischen, erhalten Sie ungemein weiße Wäsche und außerdem geht die Wäsche nicht ein. Panamaholz ist in jeder Droguenhandlung, auch in Spezereiläden zu haben.

Gemeindelehrerin in Berlin. Eine Geschichte der Philosophie wäre wohl für Ihr Studium das geeignetste: etwa die von Baur, und außerdem Delff, Grundlehren der philos. Wissenschaft, Husum 1869.

Herda meint in Beziehung auf die Frage nach Hase und Ei zu Ostern, beide seien der Frühlingsgöttin geheiligte Attribute, und damit das dem Hasen untergelegte Ei erklärlich.

C. L. in Dresden. Sie haben die Auflösung mitzusenden versäumt.

Hrn. G. M. in B. Franz Clouth, Vorstadt Nippes bei Köln, wird solche Verschlüsse liefern; auch Stahl & Krummenacker in Stuttgart.

Hrn. W. in N. O. Nur durch Ausraufen.

Hrn. M. H. in N. Wenn wir solche Mittheilungen brächten, würde das endlose Konsequenzen nach sich ziehen. Wir müssen Sie auf die Annonce verweisen.

Hrn. A. v. W. in M. Bei großem Vorrath können wir wenig H. in Aussicht stellen. Immerhin einsenden.

Eitle Thurmschwalbe. Guimauve-Seife und Lufahfaser. Ob S. gut, können wir nicht beurtheilen.

Apollo und Helene. Beide Fragen sind wir leider zu beantworten außer Stande.

Abonn. in Gießen. Hessen hat nach der neuesten Volkszählung 936,340 Einwohner.

Langjähr. Abonnentin in Zwickau. Die beiden Mittel sind uns nur dem Namen nach, nicht durch Gebrauch bekannt.

Frl. M. Ph. A. in Straßb. Durch Annoncen werden Sie immer am meisten erreichen; auch können Sie sich an den Letteverein in Berlin wenden.

Hrn. A. Sch. in Wien. Sollten damit nicht die schwedischen Zündhölzer gemeint sein, welche sich als „ohne Schwefel und Phosphor“ anzeigen?

Bittende in H. Für die A. gibt es kein Mittel. Ueber S. weiter unten — auch kein Mittel. Endlich für r. Z. nur die Zeit.

Hrn. R. H. in Raab. Wir danken für die Belehrung.

Hrn. Jos. P. in Graz. Hrn. Richard Sch. in Köln. Fhr. M. F. in London. Hrn. J. P. in L. Fr. K. v. O. in Ms. Hrn. R. W. in Stralsund. Hrn. Sch. in Hannover. Frl. G. B. in Frkf. a. M. Fr. K. G. O. in St. Hrn. A. W. in Dresd. Frl. J. Th. in B. Hrn. R. G. in G. Hrn. B. M. in Gr. Hrn. Dr. A. G. in Bonn. Hrn. H. R. Hrn. O. G. in Heidelb. Hrn. G. K. in E. Heinrich in D. 7. Hrn. E. B. in S—t. Einer, den die Götter hassen. Hrn. Jos. R. in Wien. Hrn. E. K. in Berlin. Hrn. A. W. in Mars. N. N. in N. (Böhm.). Theo. in Budapest. Hrn. Herm. H. in B. Hrn. O. K. in Old. Verf. von „Rauher, eisiger Winter“ u. A. Leider für uns ungeeignet, ohne daß wir damit ein Urtheil aussprechen würden.

Hrn. R. B. in M. Flüssig und hübsch, aber zu wenig neu und originell im Gedanken.

Agnes Elisabeth in Hamburg. Quasimodo am Zürichberg. Rudolf K. in Strehlen. A. Drosten in Bützow. C. Pister in Neapel. K. in Minden. Marie Goltermann in Hannover. Cohna in Samotschin. Schleger in Grafenberg. Christine Svarskovics in Deliblat (Banat). M. Igs. in Bromberg. Lina und Rosa Fabian in Tucheb. Maria Büchenhorst in Fritzlar. Max Storch in Gotha. N. W. in Bremen. Joh. Loß in Riga. Frau Anna Wichmann in Hannover. Lulu und Elisabeth in Hamburg. Fr. Y. in Lüchow. Maria Koch in Höxter. Hermann in Hamburg. Aurelie chocol. in Witkowo. Ed. Lindemann in Berlin. R. R. in Köln. Robert Zaffke in Oranienburg. Waldemar Potyka in Breslau. Jakob der Schnarcher in Posend. F. Janzen in Hamburg. Fanny Kufner in München. Th. Zvreytinger in Hüttensteinach. G. Sch. in Antwerpen. Ed. Klinge in Haiger. Hulda Rawitz in Schmieheim. L. Ostberg in Bocholt. A. Tange in Brüssel. Agnes Graetz in Sommerfeld. L. Siegel in X. Marie N. in Bremen. Josephine Kalfuß in Wien. R. Mintz in Riga. Ilse und Hugo in Prag. Fr. J. L. in Nakel. L. H. in Bruck. Adolfine von Stengel in Meran. Alfred Schaupp in Gmunden. Ernst Loth in Halberstadt. Marie Dürst in Röderhof. Reinhardt in Zörbig. Flämmchen in Bremen. Adolf Ehrenfried in Breslau. Zwei Schwestern in Schwiebus. Hermann Weber in Hamburg. Base Jenny und Muhme Rele in Witkowo. H. Rosenow in Breslau. Gabriele Mischke und Bertha Martin in Wien. E. Jachnow in Zechin. Jakob in Posend. Richtige Lösungen.

Bilderräthsel 35.

Gesundheitspflege.

Hrn. C. B. in D. Auskunft über Ihre erste Frage finden Sie in dem Werkchen von Ammon, Mutterpflichten, 24. Auflage, 1881. — Ueber die gesundheitsmäßigen Erfordernisse einer guten Wohnung Ausführliches in dem Werke von Erismann, Gesundheitslehre für Gebildete. 2. Aufl., 1879.

Hrn. L. S. in Königsberg. Von dem betr. Geheimmittel ist entschieden abzurathen!

Hrn. A. H. in Dresden. Wenn Sie sich einige Monate lang die Fingernägel nach Rath Ihres amerikanischen Doktors mit Glycerin einreiben, so werden allerdings die weißen Fleckchen schwinden, weil der Nagel fortwährend nach oben wächst und die Fleckchen dadurch allmälig sich vorschieben und schließlich abgeschnitten werden. Der Rath Ihres Amerikaners ist mindestens recht spaßhaft!

Sconsigliato in Wien. Ihre Anfrage finden Sie in Nro. 32 d. Bl. beantwortet.

Hrn. M. L. in G. Derartige Schuhe können unbedenklich getragen werden.

Frl. Dora F. in Dresden. Sommerflecken sind deßhalb nicht leicht zu vertreiben, weil die Färbung nicht in der blut- oder nervenlosen Oberhaut (Epidermis), sondern tiefer, in der lebensthätigen zweiten Hautschicht, ihren Sitz hat. Man hat schon vielfach scharfe Aetzmittel zur Vertreibung der lästigen Flecken benützt, ohne radikalen Erfolg, aber mit der Beigabe einer lästigen, schmerzhaften Hautentzündung. Das Beste ist, Sie ergeben sich mit Resignation in Ihr geflecktes Schicksal.

Frl. N. S. in Corbach. 1) Ausdrücken der Mitesser ist das beste Heilmittel. 2) Folgen Sie dem Rathe Ihres Zahnarztes!

Hrn. N. P. in Apolda. Von einem gesundheitsschädlichen Einflusse des Velocipedfahrens haben wir bis jetzt noch nichts gehört; wir halten im Gegentheil jede gymnastische Leibesübung, wozu wir auch obigen Sport zählen, für gesundheitsfördernd. Wenn übrigens die betreffende Anstrengung nicht vertragen wird, so dürfte jeder Vernünftige solche von selbst unterlassen.

Hrn. A. B. in Köln. 1) Zahnstein kann nur mittelst geeigneter Instrumente durch einen Zahnarzt entfernt werden. 2) Uebermäßiger Genuß sehr fettreicher Würste verdirbt den Magen.

Hrn. O. W. in Berlin. Unsere Rubrik dient dem Leser nicht, um den Arzt zu sparen, sondern zu allgemeiner Belehrung und Aufklärung über gesundheitliche Dinge. Ihre persönliche Anfrage wird in der Sprechstunde eines jeden Arztes in zwei Minuten ihre Erledigung finden.

Hrn. H. M. in Berlin. 1) Das Brennen der Haare hat auf deren Wachsthum gar keinen Einfluß. 2) Das Eau de Quinine ist ein recht gutes Waschmittel für die Kopfhaut.

Hrn. L. K. in Leipzig. Derartige Bücher gibt es nicht.

Hrn. H. C. L. B. in Altona. Der ätherische Wurmfarrenextrakt ist auch uns als eines der besten Abtreibungsmittel gegen den Bandwurm bekannt, jedoch muß das Präparat (Extractum filicis maris aethereum) aus frischen, aus Gebirgsgegenden bezogenen kräftigen Wurzeln bereitet sein.

Hrn. Inspektor K. in G. Gegen Facialis-Lähmungen hat sich in den meisten Fällen der elektrische Strom vortrefflich bewährt. Aber selbst solchen anzuwenden, ist durchaus nicht rathsam, da dessen Anwendungstechnik spezielle ärztliche Erfahrungen erheischt. Der Mißerfolg dürfte daher wohl, wie in so sehr vielen ähnlichen Fällen, in welchen Laien die Applikation elektrischer Ströme in die Hand gegeben wird, in der mangelhaften oder verkehrten Handhabung des Apparates zu suchen sein. Am besten wäre es, Sie würden sich, da Heilung immer noch möglich, an einen tüchtigen Spezialisten für Elektrotherapie wenden.

Dr. St.

Redaktion: Dr. Edmund Zoller in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.



48. Band.
Vierundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1881—1882.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Ein Mann.

Novelle von

Johannes van Dewall.

(Fortsetzung.)

Dreizehntes Kapitel.

Dort oben im Norden kommt der Herbst zeitig in's Land. Es war noch leidlich grün, als das junge Paar zurückkehrte, in den stürmischen Oktobertagen aber fiel das Laub wie Spreu, die Bäume standen kahl und reckten die geplünderten Aeste frostig in die graue, neblige Atmosphäre. Es ist aber eine kräftige Luft, die dort weht, und gegen den Frost schützen die dichten Wände und die warmen, praktischen Oefen, von denen man im Süden gar keine Ahnung hat.

Warm und traulich saß denn auch das junge Paar in seinem Neste, die Honigwochen waren nicht entschwunden mit der kurzen Hochzeitsreise, in ihren Herzen grünte und blühte es fort, und immer neue Blumen und Blüten ersproßten, immer neue Reize und Vorzüge entdeckten sie aneinander.

Es war eine Freude, zu sehen, wie Helene sich in die Pflichten der Hausfrau fand und mit welchem glücklichen Ernst sie sich derselben annahm. Golzow hatte seine stille Lust daran, ihr zuzusehen bei ihrem hausmütterlichen Schalten und Walten, und zu beobachten, wie frisch und praktisch sie Alles angriff, wie sie mit den Leuten so resolut und sorglich verkehrte, wie sie für Alles ein Auge hatte, gar nicht wie das verzogene Kind reicher Leute, sondern als wäre sie beim Wirthschaften groß geworden.

Es ging Alles bei ihr wie am Schnürchen, — nicht vierzehn Tage und wer von den Leuten, Heinrich und Potozki mit inbegriffen, ein Anliegen hatte, der wandte sich an die gnädige Frau.

Sie hatte eine so verständige Manier, das Leben anzufassen, sie that es so frisch, mit so guter Laune, daß Jedes gern und spielend unter ihrer Leitung arbeitete.

Mehr noch als das aber freute es Golzow, zu sehen, wie sie in seine Interessen und sein innerstes Wesen einging; jeden Gedanken, jede Freude und Sorge suchte sie mit ihm zu theilen. Das schöne, geistige Band schlang sich täglich enger und herzlicher: sie sah nach seinen Sachen, sie ging in den Stall, sie paßte auf die Ordonnanz mit der Mappe und den Feldwebel mit seiner umfangreichen Brieftasche. Während er mit diesen dienstliche Geschäfte verhandelte, saß sie im Nebenzimmer, aber die Thür war ein wenig geöffnet und sie hörte auf jedes Wort, anfangs mehr amüsirt nur über das Neue, später mit einem natürlichen Verständniß, das sich bisweilen in Fragen Luft machte und das ihren Gatten in Entzücken versetzte.



Das Verlöbniß. Gemälde von Matth. Schmid.

Nach einer Photographie im Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Sie ward mit jedem Tage mehr eine richtige kleine Soldatenfrau in des Wortes schönster Bedeutung; sie bekam einen Begriff jetzt erst von dem inneren Getriebe und eine Ahnung von der hohen Achtung, welche dieser Stand verdient. Das Pflichtgefühl ihres Gatten und das Interesse für jeden einzelnen Mann, der ihm anvertraut war, flößten ihr täglich einen größeren Respekt und innigere Sympathie ein.

Sie kannte bald eine Menge Namen und die bösen oder guten Eigenschaften ihrer Besitzer, ja, wenn ihr Gatte fort war, las sie heimlich sogar in seinen Reglements. — Sie ließ es sich nicht nehmen, mußte er auch noch so früh heraus, ihm eigenhändig den Kaffee zu kochen; das Gefühl der Liebe, aber auch das der Pflicht trieben die Verwöhnte aus dem Bette. Und kam er naßgeregnet heim, dann lagen die trockenen Sachen alle in seiner Stube aufmarschirt, und gewiß hielt sie dann einen warmen, kräftigen Trunk und ein gutes Frühstück für ihn bereit.

Sie empfing die Kameraden mit einfacher Herzlichkeit und hatte ein so fröhliches, bescheidenes Wesen den Damen gegenüber, daß sie, die einst mit Mißtrauen betrachtete Tochter des Millionärs, bald allgemein beliebt und gesucht war, die jungen Herren sich immer häufiger ansagten und die Frauen alle Augenblicke bei ihr vorsprachen.

Der gestrenge Herr Hauptmann trug sein junges Weib auf Händen und strahlte nur so vor Glück; es war ordentlich herzerhebend, ihn zu beobachten, so daß Frau von Derstorp meinte, nun würde es wohl nächstens keine Junggesellen mehr im Regiment geben, denn so etwas

steckte an. Sie überraschte die Beiden eines Sonntags, wie Helene in einem hübschen Hausrocke neben ihrem Gatten saß mit ihrem Ausgabenbuche und ihm mit tiefem Ernste die einzelnen Posten vorlas, die sie in der Wirthschaft verausgabt hatte.

Sie hatte alle Mühe, nicht laut herauszulachen.

„Lenchen — hier hast Du aber verschwendet!“ sprach er mit seinem gewohnten freundlichen Ernst, indem er aufmerksam in das Buch sah und den Bart mechanisch durch seine Finger gleiten ließ. „Hier am Vierundzwanzigsten ... die Butter ist sehr theuer, und es ist auch viel zu viel.“

„Glaubst Du wirklich?“

„Du hast die Woche dreiundzwanzig Thaler gebraucht, das macht auf den Tag drei Thaler und beinahe acht Silbergroschen, da kommst Du nicht aus.“

„Das ist richtig!“ erwiederte sie kleinlaut und legte ihren Arm um seinen Nacken; „ich will es nicht wieder thun, Erich.“

„Du hast auch nicht richtig addirt,“ fuhr er fort, nachdem er ihre Hand an seinen Mund gedrückt hatte, „auf dieser Seite sind es nicht acht Thaler neun Groschen, sondern sieben Thaler neunundzwanzig.“

Sie nickte mit dem Kopfe und gewahrte nun erst im Spiegel die lachende Frau von Derstorp.

„Welch' ein Tyrann!“ rief Jene belustigt. „Das leiden Sie?!“

„O — kein Tyrann!“ sprach Helene aufspringend und auf sie zueilend, „er ist mein lieber, herziger Mann! ... Er thut nur seine Pflicht ... Ich muß lernen ordentlich sein!“

Diese Geschichte machte natürlich die Runde im ganzen Offizierkorps und erhöhte noch die Achtung vor den beiden Gatten.

Sie lebten wie im Himmel, aber selbst dieser ist bekanntlich nicht ohne Wolken.

*

Es war zu Anfang November; wie ehemals gingen die Beiden mit Frau von Beauvilliers im Thiergarten spazieren, die lange Charlottenburger Chaussee hinunter, aber nicht wie sonst weit voraus, sie führten die mütterliche Freundin zwischen sich. Es handelte sich um eine Frage von Wichtigkeit, um das Besuchemachen.

„Es ist für uns platterdings unmöglich, in zwei Kreisen zu leben,“ sprach Golzow im Laufe des Gesprächs, „so leid es mir thut, wir müssen uns bestreben, der Mutter diese Ueberzeugung beizubringen.“

„Es ist gewiß kein Stolz, wie Mama meint, denn Keines von uns ist so engherzig, und am allerwenigsten Erich,“ kam ihm Helene zu Hülfe; „aber einerseits ist es unmöglich, alle die verschiedenen Elemente zusammenzubringen, aus ganz natürlichen Ursachen, und sie Alle einzeln einzuladen, das kostete zu viel Zeit und auch zu viel Geld; wir müssen uns eben einrichten.“

Trotz alles Ernstes lächelte Frau von Beauvilliers.

„Die Mama möchte doch das nur bedenken und zurückblicken, wie sie es selbst einst machen mußte. Unser Kreis ist das Regiment.“

„Ganz natürlich. — Ich werde ihr das vorstellen.“

„Wir werden allerorts, wo die Eltern es wünschen, Visite machen, aber Einladungen anzunehmen ist uns unmöglich, denn wir sind nicht im Stande, sie zu erwiedern. Auch möchten wir doch nicht jeden Abend in Gesellschaft sein.“

„Nein, — dazu haben wir gar keine Lust.“

„Ich stehe mit meinen Gefühlen vollständig auf Ihrer Seite.“

„Ich bitte, — geh' Du 'mal ein bischen voraus!“ fiel ihr Helene in's Wort und nickte ihrem Gatten zu.

Er war kaum außer Hörweite, dann begann sie von Neuem und dieses Mal mit einem fast besorgten Gesicht:

„Und sagen Sie auch so schonend wie möglich der Mama ... sie kommt alle Tage schon am Morgen unter dem Vorwande, mir das Haar zu machen, und geht dann durch's ganze Haus und kramt und kritisirt und ordnet an, und sieht gar nicht einmal, daß die Domestiken das hören ... sie möchte das doch nicht thun, — ich, ihre Tochter, kann es ihr doch nicht gut sagen, trotzdem ich sehe, wie es meinen Mann verdrießt. — Oft nöthigt sie mich auch, mit ihr stundenlang in die Läden herumzufahren, oder sie preßt uns für Gesellschaften. — Sehen Sie, liebe Klementine, ich bin so gern zu Haus, wenn Erich heimkehrt, damit er nicht auf's leere Nest kommt, und bin so gern mit ihm allein.“

„Ich werde auch hierüber mit der Mutter sprechen, doch fürchte ich, daß ich auf lebhaften Widerstand stoßen werde, und daß ihr altes Vorurtheil, Dein Gatte wolle Dich Deinen Eltern entfremden, neue Nahrung erhält.“

„Aber das wäre ja furchtbar! — Er denkt ja gar nicht daran! — Ueberhaupt, mein Mann ist der beste, ehrenwertheste Mann von der Welt, er handelt nur nach bestem Wissen und nach seinen Grundsätzen. Die Mama thut ihm bitter Unrecht!“

„Laß mich mit ihr sprechen; — ich werde versuchen, was in meiner Macht steht; sie an ihre eigene Jugend erinnern.“

„Ich bitte, thun Sie das, und leiden Sie nicht, daß sie so etwas denkt, sonst komme ich selbst und sage es ihr.“

„Es ist besser, ich thue das; es soll geschehen, bei der nächsten passenden Gelegenheit, verlaß Dich fest darauf.“

„Ich danke Ihnen tausendmal ... Kein Wort zu meinem Mann! — Lieber Erich, nun kannst Du wieder kommen.“

Sie gingen bis zum Kanal und machten dann Kehrt.

Der Hauptmann hatte noch Einiges auf dem Herzen. Er war nicht wenig eifersüchtig auf seine Stellung als Hausherr, und es verdroß ihn deßhalb vor Allem die Wagenangelegenheit. Den Stall für die Kutschpferde, den Hafer und die Remise bezahlte der Stadtrath, — das war ihm peinlich. Auch hatte die Räthin allerhand Bemerkungen gemacht über die neuen Livréen, welche er hatte anfertigen lassen; sie nannte sie „unwürdig“, trotzdem es dieselben waren, die beim Regiment allgemein getragen wurden. Sie hatte außerdem schon etliche Male die Burschen ausgezankt, Gegenbefehle gegeben und dergleichen mehr, was der Disziplin schadete; auch verlangte sie wiederholt, er sollte den Pferdeburschen abschaffen, trotzdem er ein guter, zuverlässiger Mensch war, nur, weil er nicht höflich genug wäre und seine Person ihr mißfiel. — Hiegegen erhob der Hauptmann Einsprache (und unter uns, um so mehr, weil Potozki in der Front eine schlechte Figur abgab) und besprach nun mit der Vertrauten der Mutter, wie man diese bestimmen könnte, das künftig zu unterlassen, überhaupt sich nicht in ihre wirthschaftlichen Angelegenheiten zu mischen.

„Ich habe schon gedacht, mich offen an sie selbst zu wenden; ein gutes Wort findet ja eine gute Statt, aber ich wollte doch erst Ihre Meinung hören, gnädige Frau, im besten Sinne, da Sie dieselbe am besten kennen und zu nehmen wissen,“ schloß er diese Mittheilung.

„Ich bitte, haben Sie Nachsicht mit der Mutter und mit der etwas verwöhnten Frau,“ versetzte Frau von Beauvilliers mit Wärme; „mit der Zeit werden Sie sich immer mehr zusammen einleben und diese kleinen Reibungen fallen dann fort. Ich verspreche Ihnen, Alles zu überdenken und zu erwägen, und — da ich Ihnen vollkommen beipflichte, nach Möglichkeit meinen Einfluß zu Ihren Gunsten geltend zu machen. Nur haben Sie Geduld, denn ich fürchte, wir stoßen hier auf bedeutende Schwierigkeiten. Das Alles will mit der größten Schonung behandelt sein.“

Vierzehntes Kapitel.

Aber auch der Schwiegervater machte Golzow Sorge, wenngleich in einer ganz andern Weise, denn der stand allezeit auf der Seite der Neuvermählten bei diesen kleinen Differenzen, leider war sein Einfluß auf seine Frau ein außerordentlich geringer.

Wie erwähnt, nährte der Stadtrath ehrgeizige Pläne. Der Ankauf der Besitzung Koppenrade war perfekt geworden zu einem Preise von zweimalhundertundfünfzigtausend Thalern, wie man an der Börse sagte. Dort und in den kaufmännischen Kreisen erregte es einige Sensation, daß ein Emporkömmling wie er ein so großes Kapital dem Geschäft entziehen konnte und in Grundbesitz anlegte, der höchstens drei Prozent abwarf. „Er muß ein Heidengeld verdient haben an den Grundstücken vor dem Landsbergerthor und im Thiergarten. — Er ist ein feiner Kopf“, hieß es dort. Als der Stadtrath aber bald darauf auf seine Visitenkarten setzen ließ: „Klapproth-Koppenrade“, und die Stadträthin nur noch von ihrer Butter, ihren Putern sprach, zuckte man lächelnd die Achseln, machte seine Glossen und meinte: „Da haben wir's — der adelige Schwiegersohn ist dem guten Manne zu Kopf gestiegen.“ — Vetter Salzmann sagte nie anders wie Herr von Klapproth seitdem.

Der Stadtrath ließ sie lachen und ging ruhig seinen Weg.

„Nun — Koppenrade ist so ziemlich herausgeschlagen, liebe Marie,“ mit diesen Worten kam er eines Mittags übermüthiger wie je nach Hause. „Laß kalt stellen und schicke nach den Kindern; ich habe heute ein gutes Geschäft gemacht.“

Es war das in jenen Tagen, als die Bauwuth so große Dimensionen annahm in Berlin und die Werthe über Nacht sich verdoppelten — zu Anfang der Epoche der wilden Spekulation, der Gründerzeit unseligen Angedenkens.

Mit dem Erwerbe jenes Gutes und dem Doppelnamen auf seinen Visitenkarten war der Stadtrath aber noch lange nicht zufrieden, er trachtete noch nach anderen Ehren und war nicht eben blöde in der Art, sie zu erlangen.

Durch seinen Schwiegersohn war er mit einer Menge von Leuten bekannt geworden, welche im Stande waren, diese Wünsche realisiren zu helfen, und er zögerte nicht, das Eisen zu schmieden.

Es war da vor Allem der Kammerherr von W., ein intimer Freund von Golzow, mit dem er beinahe jede Woche zusammenkam, entweder bei seinen Kindern oder in seinem eigenen Hause; der Vater desselben war Minister in M. Mit einiger Geschicklichkeit konnte es daher nicht schwer halten, einen M.'schen Orden zu bekommen, welcher der öden Leere in seinem Knopfloche ein Ende machte. Dann war da der Oberstlieutenant im Generalstabe, Baron Langen, dem er Einfluß genug zutraute, ihm einen preußischen Orden zu verschaffen; er war bereit, abermals eine größere Summe für den Invalidenfonds zu opfern.

War ihm das gelungen und hatte er erst ein wenig von sich reden gemacht und die nöthigen Hebel angesetzt, so konnte er direkt um die Vergünstigung einkommen, in den Adelstand erhoben zu werden. Vielleicht gelang es ihm auch, in seinem Kreise seinen Namen auf die Liste der Kandidaten für das Abgeordnetenhaus zu setzen und einen Sitz zu erringen.

Mit Geld und Schlauheit, so kalkulirte er, ist Alles möglich auf dieser Welt, es liegt so Vieles am Wege, man muß nur verstehen es aufzuheben.

Mit seinem Schwiegersohn war nichts zu machen, der hatte Grundsätze, aber nicht Alle dachten so wie er.

Ehe der Hauptmann es noch ahnte, hatte Helene, welche ihren Vater genau kannte, es schon bemerkt, daß dieser etwas im Schilde führte. Sie beobachtete, daß er mit dem Kammerherrn häufig lange Gespräche hatte und daß er diesen mit Aufmerksamkeiten überschüttete. Sie hörte auch eines Abends, wie er zu dem Oberstlieutenant gewandt mit lauter Stimme es beklagte, daß nicht viel mehr noch für die wackeren Kämpfer von 1866 und 70 geschähe, welche ihr Blut vergossen hätten für Deutschlands Größe und Einigkeit. Es sei die Pflicht eines jeden Besitzenden, nach Kräften für sie und ihre Hinterbliebenen zu sorgen. Er war mit einem Male gewaltig patriotisch, ihr Vater, und bemühte sich, diese Gesinnung möglichst offen zur Schau zu tragen.

Helene lächelte im Stillen über diese Wandlung und zerbrach sich den Kopf, was Jener mit diesem Gebahren eigentlich bezwecke; erst als der Stadtrath eines Tages zu ganz ungewöhnlicher Zeit vor's Haus gefahren kam, früh Morgens um zehn Uhr schon, und seinen Mantel auseinanderschlug, bekam sie Klarheit hierüber, auf seinem Oberrock prangte nämlich ein rothes Bändchen und ein Orden.

Der Vater lachte, umarmte sie, als sie ihm gratulirte, und erzählte ihr, im Scherze anscheinend, in Wirklichkeit aber nicht wenig stolz und erfreut, daß er für einige kleine erwiesene Gefälligkeiten vom Herzog von M. mit dem Ritterkreuze seines Hausordens beschenkt worden sei. — In Wirklichkeit hatte er die etwas verwickelten Geschäfte eines M.'schen Prinzen mit geschickter Hand und zur Zufriedenheit des Fürsten geregelt. — Das war der Dank.

Der erste Schritt war geglückt.

Viel schwerer hielt es, in den Besitz eines preußischen Ordens zu gelangen, auf welchen der Stadtrath nun lossteuerte — endlich erhielt er einen; aber die Freude war keine ganz reine, denn anstatt des erhofften rothen Adlerordens bekam er nur den Kronenorden.

Es ging dem guten Herrn wie vielen anderen Leuten: hat man keinen Orden, so möchte man einen haben, und erhält man ihn, so glaubt man für seine Verdienste immer noch viel zu wenig erhalten zu haben.

Trotzdem war Herr Klapproth in den Stadtrathssitzungen allezeit überaus konservativ und sprach bei allen Gelegenheiten mit den Ausdrücken tiefster Verehrung von dem Fürsten Bismarck, vom Grafen Moltke, von der tapferen Armee und vor Allem von dem kaiserlichen Hause.

Erst im Sommer führte er den großen Schlag: nachdem er eines seiner Grundstücke zu einem wirklich generösen Preise zum Bau eines neuen Lazareths her-

gegeben hatte, kam er um die Vergünstigung ein, in den Adelstand erhoben zu werden, und hatte die große Genugthuung, sein Gesuch bewilligt zu sehen. — Seitdem war er der Herr von Klapproth-Koppenrade, Aristokrat vom Scheitel bis zur Zehe.

Diese Eitelkeit war wohl zu entschuldigen, nur paßte sie zu den häufigen Bemerkungen seiner Gattin recht übel, welche nach wie vor, das heißt, bevor sie nobilitirt wurde, ihr Steckenpferd ritt und häufig gerade am unrechten Platze ihre Ansichten über den Seelenadel auskramte. Ein junger, durch seine witzigen Erwiederungen bekannter Offizier hatte ihr eines Abends darauf geantwortet, er wäre ganz ihrer Meinung, nur fände er einen Rock darum nicht schlechter, wenn er außer einem warmen Futter auch noch ein gutes Obertuch hätte.

Die Räthin fand das abgeschmackt und naseweis, aber auf allen ihren Karten, ihrem Silber und ihrer Wäsche prangte trotzdem hernach das „von" und die Krone, und sie hob die Nase um ein ganzes Theil höher noch, seit sie Frau von Klapproth war, und fand eine abermalige Reduktion der Leute, welche bei ihr Zutritt hatten, für angezeigt.

Weder in dem kleinen Kreise, der bei Golzow verkehrte, noch im gesammten Offizierkorps gewann die Dame große Sympathieen auf diese Weise, man wurde gleich um einige Grade kühler, wenn sie erschien, und auch der Stadtrath konnte sich in der Gunst jener Leute nicht recht festsetzen, denn bei aller Bonhomie hatte er etwas Zudringliches und fiel bisweilen arg aus der Rolle.

Es gab daher Momente, wo Golzow sich durch seine Schwiegereltern auf das Peinlichste berührt fühlte, und er fühlte das jetzt doppelt, denn er fühlte für Zwei. So kam es, daß er fortwährend auf der Hut und in Sorge war ihretwegen und häufig in Gesellschaft einen schnellen Blick auf Helene warf und sich die größte Mühe gab, Alles zu entfernen, was irgendwie zu einem Anstoße Veranlassung geben konnte.

Was die Mission der Frau von Beauvilliers anbetrifft, so war das Resultat derselben beinahe gleich Null, denn die Stadträthin war eine so lebhafte Dame, daß sie im geeigneten Moment fast immer vergaß, was sie sich vorgenommen hatte: sie kam alle Tage nach wie vor, erlaubte sich dieselben Eingriffe in die Wirthschaft, schalt Mädchen und Burschen und verlangte, daß ihre Kinder, und namentlich Helene, ihr einen ganz unverhältnißmäßig großen Theil ihrer Zeit widmeten.

Nur in Bezug auf die Einladungen hatte sie, wenn auch widerwillig, nachgegeben.

Das Hauptresultat war leider das, daß ihr Mißtrauen gegen ihren Schwiegersohn wieder erheblich gewachsen war und sie nur mit der größten Mühe den Drang unterdrückte, ihren Gefühlen einmal — wie es ihm gebührte — Worte zu geben.

Indessen, wo ein Gefäß so voll ist, genügt ein ganz leichter Anstoß, um es zum Ueberlaufen zu bringen, und so kam denn auch bald die Gelegenheit, wo zum ersten Male dieses künstliche, äußere Einvernehmen auf eine empfindliche Weise gestört werden sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Plaudereien am Kamin.

Von

Paul v. Weilen.

(Nachdruck verboten.)

Vierte Serie.

III.



och in den letzten Tagen," begann Frau von Ramberg, als sie den Thee servirt hatte und die leichten Einzelgespräche verstummten, — „noch in den letzten Tagen bin ich in die Ausstellung der Bilder von Wereschagin gegangen, um dieselben doch auch wenigstens gesehen zu haben und aus eigener Anschauung darüber urtheilen zu können. Ich bin im Allgemeinen, wie ich gestehen muß, eine entschiedene Feindin aller sogenannten Tendenzbilder, wie überhaupt aller tendenziösen Absichtlichkeit in der Kunst; da die Journale so lange und theilweise recht langweilige Artikel über die Tendenz der Bilder von Wereschagin brachten, so erschien mir diese ganze Sammlung fast wie ein Bilderbuch für Kinder, das auf jedem Blatt eine moralische Nutzanwendung und Erläuterung zeigt, und ich wollte sie eigentlich gar nicht sehen, nun ich aber dort war, muß ich doch in der That gestehen, daß ich überrascht, tief ergriffen und fast zur Tendenzmalerei bekehrt worden bin, wenn dieselbe so ausgeübt wird, wie es Wereschagin mit unerreichter Meisterschaft verstanden hat."

„Ich freue mich über dieß Urtheil, gnädige Frau," sagte Doktor Landen, „denn ich gehöre zu den aufrichtigsten Bewunderern Wereschagin's, nicht nur was seine großartige Kompositionskraft und unübertreffliche Technik betrifft, sondern auch in Bezug auf seine Tendenz; man darf doch wohl nicht jedes Bild, das eine solche durchblicken läßt, gleich ohne Weiteres unter die Bilderfibeln der Kinder rangiren, denn es muß jedem wahrhaft künstlerischen Bilde irgend eine Idee zu Grunde liegen, und wenn wir nun in den Bildern eines Meisters dieselbe Ideenrichtung in einer Reihe seiner Werke fortgesetzt finden, so ist das eben eine Tendenz seines Schaffens, die man darum doch nicht verwerfen kann, weil sie den Menschen in seinen Werken wiederspiegelt, — müßte man dann nicht auch Rafael einen Tendenzmaler nennen, denn in allen seinen Schöpfungen verkörpert sich ja die christliche und speziell die katholische Glaubensrichtung, ganz insbesondere die Inkarnation des göttlichen Welterlösers in die menschliche Form durch die von Gott erwählte Jungfrau. Wenn man eine zusammenhängende Sammlung der Bilder Rafael's veranstalten könnte, so würde man dieselbe ebensogut eine Tendenzgalerie nennen können, als die Schöpfungen Wereschagin's; einen Vorwurf würde man daraus nur begründen können, wenn die Tendenz eine falsche, den Idealen der Kunst widerstrebende wäre oder wenn sie in mangelhafter Ausführung oder in ermüdend sich wiederholender Manier zu Tage tritt; das aber ist bei Wereschagin doch gewiß nicht der Fall. Er will den Krieg als eine Geißel der Menschheit darstellen, er will ihn von seinem poetisch anlockenden Nimbus entkleiden, Abscheu und Widerwillen gegen die Menschenschlächtereien erwecken, welche so furchtbare Leiden in ihrem Gefolge haben. Eine solche Tendenz ist edel, sie entspricht den Lehren des Christenthums wie den Grundsätzen der philosophischen Humanität und ist gewissermaßen nur ein anderer Ausfluß desselben hohen und reinen Lichtes, dessen Strahlen uns aus Rafael's Bildern entgegenleuchten, und was die Ausführung betrifft, so wird die schärfste Kritik kaum etwas an Wereschagin's Bildern zu tadeln finden können, sie sind in Zeichnung und Kolorit mustergültig und von ergreifender Naturwahrheit und Kompositionsausführung."

„Ich freue mich, Herr Doktor," erwiederte Frau von Ramberg, „daß Sie mir den Eindruck, den die Sammlung auf mich gemacht, so treffend erklären und mir gewissermaßen den Verdacht gegen mich selbst nehmen, als hätte ich mich durch die Geschicklichkeit des Malers in eine falsche Geschmacksrichtung hinein fortreißen lassen, — aber," sagte sie mit sinnendem Kopfschütteln, „dennoch will dieser Verdacht gegen mich selbst nicht so ganz in meinem Innern verstummen, dennoch bleibt mir in dem Eindruck, den ich empfangen, immer noch etwas Unbefriedigtes, etwas wie ein Fragezeichen, zu dem ich die Lösung nicht finden kann, und ich kann zu einer wirklichen Bewunderung, zu einer wirklichen Hingebung an den Eindruck der Bilder Wereschagin's nicht kommen, denn dieser Eindruck bleibt mir trotzdem peinlich und unbefriedigend, was doch bei einem wahrhaften Kunstwerk nicht der Fall sein soll, selbst dann nicht, wenn es uns wehmüthig und traurig berührt."

„Auch ich habe die Ausstellung besucht," sagte Doktor Heilborn, „und ich kann, wie die gnädige Frau ja weiß und mir häufig etwas ungnädig vorhält, den medizinischen Beruf nicht ganz abstreifen, ich bleibe Materialist, selbst wenn ich die geheiligten Tempel der idealen Kunst betrete. Von diesem Standpunkt aus habe ich nun Wereschagin's Bilder in der That auf das Höchste bewundert. Der Mann muß wirklich sehr tiefe Studien in den Lazarethen und in den Sezirsälen gemacht haben, man könnte fast pathologische und chirurgische Vorträge vor seinen Bildern halten — das hat mich wirklich in hohem Grade interessirt und noch niemals habe ich Aehnliches gesehen. Ob nun freilich der russische Meister seinen Zweck erreichen wird, der Menschheit durch seine Bilder den Krieg zu verleiden, das ist mir allerdings sehr zweifelhaft; wohl alle Offiziere und Soldaten, die jemals einen Feldzug mitgemacht, haben das, was Wereschagin so kunstvoll mit seinem Pinsel wiedergibt und in der wirklichen Naturwahrheit doch wohl noch abschreckender und schauerlicher ist, gesehen, und dennoch werden sie alle bei dem nächsten Kriege ebenso frisch und fröhlich, ebenso voll Ehrgeiz und Siegeshoffnung wieder in's Feld ziehen. Der Mensch ist eben, wie der alte Hobbes sagt, das böseste und schlimmste Raubthier in der Schöpfung, dessen Wildheit nur durch die stärkere Kraft im Zaum gehalten werden kann; der Tiger tödtet nur, weil seine Natur ihn zwingt, seine Nahrung zu suchen, der Mensch, den er verschlingt, ist für ihn nur das, was für uns ein Beefsteak ist, nur mit dem Unterschied, daß wir den Ochsen vorher abseits schlachten lassen und sein Fleisch fein säuberlich am gedeckten Tisch mit Messer und Gabel verspeisen, während wir dabei gar zarte und empfindsame Tischgespräche führen, — das Raubthier tödtet aus dem Bedürfniß der Selbsterhaltung, der Mensch aus unüberwindlicher Mordlust und Zerstörungswuth, und darum wird auch trotz aller Bilder Wereschagin's der Krieg so lange dauern wie das Menschengeschlecht selbst."

„Gräßlich," rief Frau von Ramberg halb lachend, „Sie sind der unverbesserliche Pessimist und vielleicht deßhalb, weil Sie immer nur den kranken Menschen sehen."

„Kaum darum, gnädige Frau," erwiederte der Doktor, „das müßte mich im Gegentheil zum Optimisten machen, denn der kranke Mensch ist sanft, bescheiden, ja er versteigt sich sogar so weit, seinem Arzte Dankbarkeit zu heucheln, während er, kaum genesen, wieder in die alten Erbfehler seines Geschlechts, den Uebermuth, die Grobheit und die Undankbarkeit, verfällt."

„Gleichviel," sagte Frau von Ramberg immer noch lachend, „ich weiß ja schon, daß ich mit Ihnen nicht streiten kann, Sie haben sogar Recht, wenn Sie vorhin von Wereschagin's ausgeprägten anatomischen Studien sprachen, die aus seinen Bildern in peinlicher Weise hervorblicken. Doch ist es das nicht, was mir bei dem Anblick der Bilder den künstlerischen Genuß störte, es hat ja auch Horace Vernet in manchen seiner Bilder furchtbare Blut- und Leichenszenen gemalt, entsetzlich ist das Schlachtfeld von Hastings, und doch habe ich bei seinen Bildern immer eine harmonische Befriedigung trotz aller schauerlich schmerzlichen Eindrücke empfunden, ähnlich wie bei manchen klassischen Trauerspielen, in denen ich den Helden in tief schmerzlicher Bewegung fallen sehe und dennoch ein Gefühl ästhetischer Harmonie mit mir davontrage, das mir erlaubt, ja mich dazu drängt, mich in die Erinnerung des Gesehenen und Gehörten zu vertiefen, während ich manche von Wereschagin's Bildern gern aus meiner Erinnerung verlöschen möchte und unwillkürlich entsetzt die Augen schließe, wenn ich an sie denke."

„Vielleicht, meine gnädigste Frau," sagte der alte Graf Sternfeldt lächelnd, „kann ich Ihnen behülflich sein, das Räthsel zu lösen, das Ihnen jene Bildersammlung hinterlassen hat. Ich habe sie meinerseits mehrmals gesehen, auch ich habe die Technik des Malers und die Großartigkeit seiner Kompositionen bewundert, aber auch ich habe denselben Eindruck der Unbefriedigung empfunden wie Sie, ich aber glaube mir völlig klar über die Ursachen desselben zu sein."

„O," rief Frau von Ramberg, „sprechen Sie — sprechen Sie, ich bin begierig, die Erklärung meiner eigenen Empfindungen zu erhalten, die ich nicht abweisen kann."

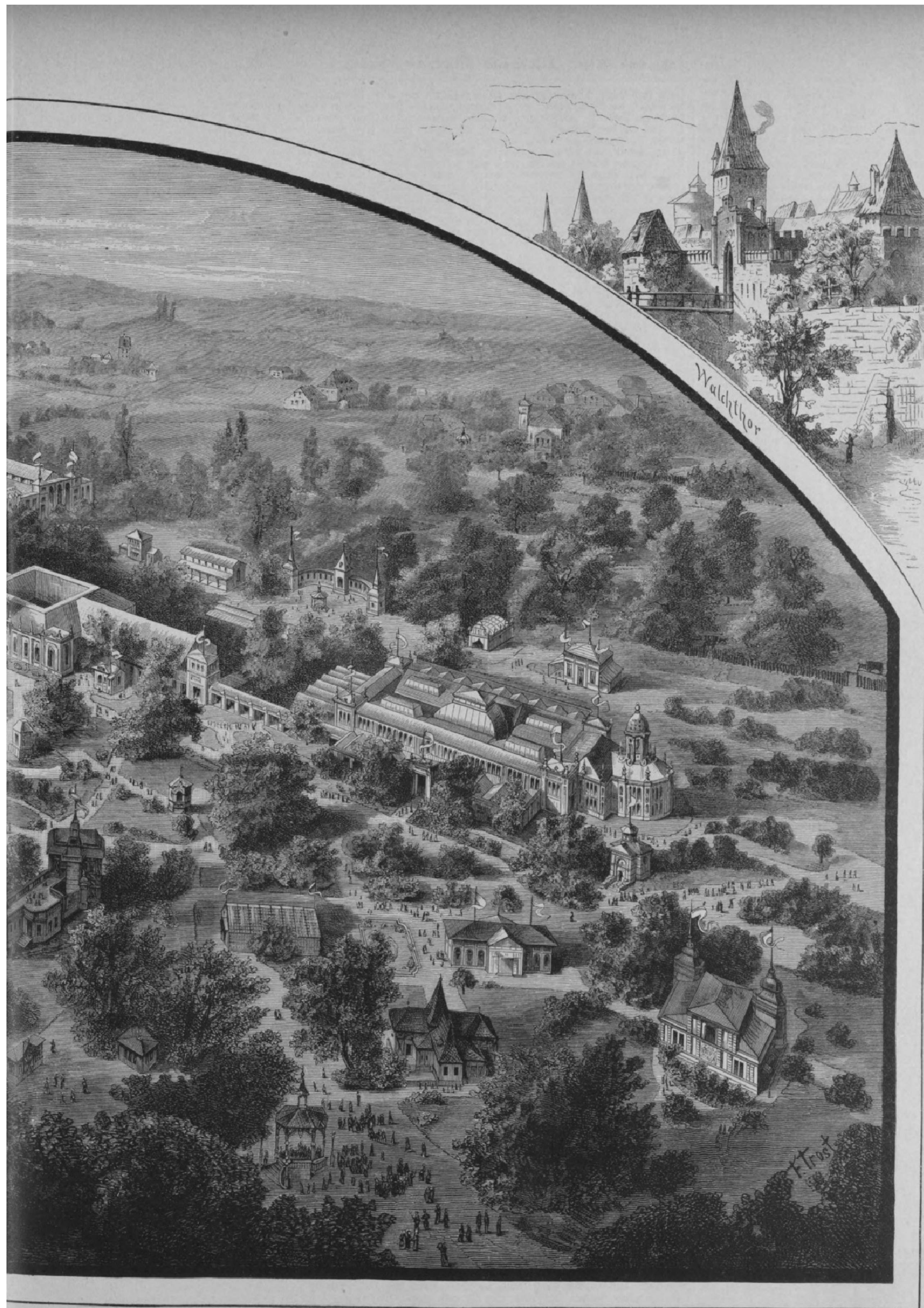
„Mir scheint," sagte der Graf, „daß die Bilder Wereschagin's deßhalb eine Unbefriedigung hinterlassen müssen, weil ihre künstlerische Tendenz, die ich allerdings in Uebereinstimmung mit dem Herrn Doktor Landen nicht ohne Weiteres verurtheilen möchte, eben eine falsche ist, weil der Künstler sich nicht, wie das die Aufgabe der hohen Kunst ist, zum Uebersinnlichen erhebt, sondern uns in das Sinnliche herabzieht und auf uns durch die Schwäche der sinnlichen Natur, durch die Furcht, wirken will, — Rafael's Tendenz, uns in irdischer Form und Gestaltung das höchste Geheimniß der christlichen Offenbarung anschaulich zu machen und zu erläutern, hebt uns gerade weit über die sinnliche Welt empor, während Wereschagin uns zu derselben herabstößt, indem er uns den Krieg nur von der niedrig sinnlichen Seite der körperlichen Leiden malt, welche derselbe in seinem Gefolge hat; er thut damit nach meiner Ansicht dem Kriege Unrecht, sowohl von der ästhetischen wie von der moralischen Seite. Gewiß ist der Krieg ein Uebel, das in einer zur höchsten sittlichen Verklärung erhobenen Welt keinen Platz mehr finden dürfte, aber zu einer solchen Verklärung ist unser Geschlecht noch nicht erwachsen, und es ist Unrecht, den Krieg, wie dieß der Doktor thut, nur aus der angeborenen Mordlust und Zerstörungswuth des menschlichen Geschlechts erklären zu wollen: der Krieg ist wie ein Sturmeswetter, das furchtbar und zerstörend über die Welt hinzieht, aber auch die giftigen Dünste vertreibt und neue, frische Fruchtbarkeit über die Erde ausgießt, — sollen wir vor einer Rose, die der Sturm entblättert, vor einer Eiche, die er gebrochen, klagend stehen bleiben und darum den reinigenden Sturm und das befruchtende Wetter aus der Ordnung der Natur wegwünschen? Würde ein so thörichter Wunsch Erhörung finden, so würden wahrlich mehr Blüten und Stämme verfaulen und verdorren, als der wildeste Sturm in seinem Toben zu zerstören vermag. Der Krieg hat doch zwei Seiten, ebenso wie der Wettersturm, und die eine davon hat der russische Maler völlig zurückgestellt. Wenn der Krieg die Mordlust und Wildheit, die leider ja im Menschengeschlecht schlummert, weckt und nährt, so erzeugt er auf der andern Seite auch die höchste Entwicklung der edelsten menschlichen Tugenden, und nach meiner Ueberzeugung tritt die ideale Seite der Menschennatur gerade im Kriege noch deutlicher und schärfer hervor als die Bestialität; wollten wir aus unserer deutschen Geschichte die großen Kämpfe von 1813 streichen, wie viel Heldenthum und Opfermuth würde uns verloren gehen! Doch ich will gar nicht von den Kriegen allein sprechen, die zur Vertheidigung des Vaterlandes oder idealer Güter des geistigen und moralischen Lebens geführt werden, auch der wirkliche Eroberungskrieg gehört doch wahrlich nicht ausschließlich der Mordlust und Zerstörungswuth an, auch in solchen Kriegen zeigt sich eine der edelsten Kräfte der Menschennatur, das ist die selbstverleugnende, schmerzen- und todverachtende Hingebung an ein übersinnliches Prinzip; auch der Soldat, der einem Eroberer auf das Schlachtfeld folgt, setzt den Inbegriff aller sinnlichen Güter, das Leben selbst, in bewußter Selbstverleugnung ein für das Prinzip des Ruhmes und der Ehre. Mag man nun auch den moralischen Werth des Ruhmes und der Ehre in Zweifel ziehen, mag man beide Begriffe vielleicht sogar vom Standpunkte der Religion verurtheilen, so wird man doch niemals leugnen können, daß sie ideale und übersinnliche Begriffe sind, und das Opfer des Lebens, das Ertragen schwerer Leiden für ideale und übersinnliche Güter bleibt immer groß und erhaben. Napoleon I. zum Beispiel war doch gewiß der reine Eroberer, seinen Kriegen fehlte das sittliche Motiv, und dennoch ist sein heroischer Sturmlauf nach der Weltherrschaft groß und erhaben, und in der Hingebung seiner tapferen Soldaten zeigt sich dennoch eine ideale Verklärung der Menschennatur; und was würde aus der Welt wohl geworden sein, wenn das reinigende Wetter der napoleonischen Kriege nicht über unsern Erdtheil hingezogen wäre und das versumpfende Völkerleben zu neuem Aufschwung erweckt hätte? Darin, meine gnädigste Frau, liegt der Fehler von Wereschagin's Tendenz und Darstellung, daß er die ideale Seite des Krieges völlig ignorirt und seinen Kreuzzug gegen den Krieg nur auf die Feigheit der Menschennatur begründet. Alles menschliche Ringen und Streben würde sich auf dieselbe Weise abschreckend darstellen lassen, denn Alles ist mit Leiden und Kampf verknüpft, und je höher der Preis, um so heftiger der Kampf, um so schwerer das Leiden. Ebenso gut könnte ein Maler auf die Idee kommen, einen verschütteten Schacht mit den verstümmelten Leichen der Bergleute darzustellen, um die Menschen davon abzuschrecken, daß sie mit Gefahr des Lebens die Schätze der Tiefen zu heben versuchen; ebenso gut könnte er einen entgleisten Eisenbahnzug mit all' seinen Schrecken malen, um die Menschheit zurückzuführen von dem beflügelten Verkehr auf den Eisenschienen, welcher in schnellem Austausch die Früchte der geistigen und materiellen Arbeit der Völker zum Gemeingut der ganzen Menschheit macht, — der bloße Pessimismus ist keine Tendenz, die künstlerischen Strebens werth wäre, jede Kunst verlangt das Gleichgewicht zwischen Licht und Schatten, und auch der Krieg hat sein Licht, mag es nun im blutigen Flammenglanz des Meteors seine Strahlen über die zitternde Welt schießen oder mag es die Herzen erfüllen mit dem milden Schimmer der wohlthätigen Wärme der christlichen Nächstenliebe, welche ebenfalls gerade im Kriege sich reiner, schöner und aufopfernder entwickelt als jemals sonst."

„Sie haben Recht — Sie haben Recht," sagte Frau von Ramberg, „das ist es, was mir gefehlt hat, und ich danke Ihnen, daß Sie mir das klar gemacht haben. Ich erinnere mich jenes prächtigen Bildes, in welchem Napoleon I. noch als General Bonaparte mit der Fahne in der Hand die Brücke von Arcole stürmt, auch dort liegen Sterbende in ihrem Blut am Boden, auch dort sind die Schrecken des Krieges gemalt, aber hoch über die



Die Bayerische Landesindustrie-, Gew

Nach dem Stich im Verlag der Franz Schemm'schen Kun



=und Kunst=Ausstellung zu Nürnberg.

ürnberg für den Holzschnitt gezeichnet von Friedrich Trost.

on.

Gefallenen hinweg dringt der kühne Feldherr, leuchtende Begeisterung im Blick, gegen den Feind vor, der Genius des Ruhmes schwebt über den Schreckensbildern am Boden, und das versöhnt uns mit diesen Schrecken, das ruft einen tragisch großartigen Eindruck hervor, während man bei Wereschagin's Bildern nur Abscheu und Schauder empfindet."

„Auch ich danke Ihnen für die Vertheidigung des Krieges, Herr Graf," sagte der Oberst von Fernon, „ich muß aufrichtig sagen, daß ich mich über Wereschagin's Bilder in ihrer Weichlichkeit geärgert habe, aber ich hätte kaum so wie Sie die Worte gefunden, um zu sagen, was ich empfand, und fast fürchtete ich, mich durch einen Angriff gegen die Tendenz des russischen Malers in den Ruf eines rohen Landsknechts zu bringen, wie ja die überfeinerte Humanität unserer Zeit so gern geneigt ist, den Soldaten nur als eine gedankenlose Zerstörungsmaschine zu betrachten, wenn sie nicht so weit geht wie der Doktor Heilborn, ihn als mordlustigen Kannibalen hinzustellen."

„Ich habe nicht von den Soldaten gesprochen," sagte der Doktor Heilborn, „sondern von den Menschen im Allgemeinen, und da kann ich mich leider nicht überzeugen, daß der alte Hobbes Unrecht hat, — auch Talleyrand, der ein großer Menschenkenner war, sagte, daß wenn man auf die Menschen wirken wolle, man immer ihre schlechten Eigenschaften in Rechnung stellen müsse, denn mit ihren Tugenden werde man sich immer verrechnen."

„Nun," erwiederte der junge Graf Sternfeldt, „Talleyrand hat wohl längst aufgehört, den Staatsmännern und Diplomaten ein Muster zu sein; mit seiner List und Verschlagenheit verstand er es wohl, sich selber stets auf der Oberfläche zu erhalten — Großes aber hat er niemals erreicht und geschaffen. Sehen Sie dagegen den größten Staatsmann und Diplomaten des Jahrhunderts, unsern Fürsten Bismarck, an, er hat ohne Lüge, ohne pessimistische Spekulation auf die schlechten Eigenschaften der Menschennatur wirklich Großes geschaffen und erhalten, und wo würde unser deutsches Volk heute noch stehen, wenn er wie Wereschagin den Krieg nur mit weichlich schauderndem Abscheu betrachtet hätte. All' diesen Bildern, mit so viel Genialität sie auch komponirt und mit so viel technischer Kraft sie ausgeführt sein mögen, möchte ich einfach das Reiterlied unseres großen Schiller entgegensetzen:

Im Felde da ist der Mann noch was werth,
Da wird das Herz noch gewogen;
Da tritt kein Anderer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein." —

„Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein!"

fiel der Lieutenant von Hochfeld feurig und mit einem Ernst ein, der ihm sonst nicht eigen war. „Was sollte aus dem armen Sekondelieutenant werden, wenn er so dächte, wie dieser Herr Wereschagin malt. Sein Leben ist ja oft Alles, was er besitzt, und wenn er fällt, rauscht der Strom der Zeit über ihn hin, schnell seinen Namen und das kleine Atom von Ruhm, das auf ihn fällt, fortspülend, und doch möchte er auch dieses Atom nicht missen, doch sieht er über all' diesen weichlich traurigen Bildern des sentimentalen Malers den hellen Stern der Ehre, und ich glaube, gerade in dem Augenblick, in welchem er sein Leben einsetzt und die Feigheit der menschlichen Natur in den Staub tritt, wird er am schönsten entschädigt für alle Rüffel der hohen Herren Vorgesetzten, mit denen sein Leben im Frieden so reich gesegnet ist."

„Und die er doch wohl immer verdient hat," sagte der Oberst von Fernon.

„Zu Befehl, Herr Oberst," erwiederte Herr von Hochfeld in dienstlichem Ton.

(Schluß folgt.)

Aus dem Musikleben der Gegenwart.

Von

H. Ehrlich.

(Nachdruck verboten.)

XI.

Daß der Talmud jemals Stoff zu einer komischen Oper geben würde, hatten dessen gelehrte Verfasser wohl nicht gedacht. Und dennoch ist dem so! Die Fabel der jüngst hier gegebenen italienischen komischen Oper «Crispino e la Comare» ist einer Legende des Talmuds entnommen, die wir hier zum Ergötzen unserer Leserinnen und Leser wiedergeben wollen. (Ich bürge für den Sinn der Erzählung, nicht für die Richtigkeit jedes einzelnen Satzes.) Vor Gottes, des Herrn Thron kam der Engel des Todes mit einer Klage, daß der weise König Salomo ihn bei den Menschen herabgewürdigt habe; in seinen „Sprüchen", die aller Orten als die tiefste Wahrheit gelten, habe er gesagt: „Ein böses Weib ist schlimmer als der Tod"; nun fürchteten die Menschen ihn weniger als jenes, sein Respekt sei gesunken. Der Herr ließ den König Salomo vor seinen Thron bescheiden, auf daß er sich verantworte, doch der Weise bestand auf seinem Spruch, ja er behauptete, der Engel des Todes selbst müsse ihm Recht geben; er solle doch einmal ein böses Weib nehmen und entscheiden, ob der von ihm angegriffene Spruch wahr sei oder nicht. Der Tod ging auf den Vorschlag ein und begab sich auf die Erde, um ein böses Weib zu nehmen. Als er hinabkam, begegnete er einem jungen Schriftgelehrten, der war ein Sonntagskind, erkannte Geister, daher auch den Tod — und sank zitternd auf die Kniee. Doch der Engel beruhigte ihn und meinte: „Ich will nicht Dich holen, vielmehr Deinen Rath hören; wo gibt es hier recht böse Frauenzimmer? Ich will eines zum Weibe nehmen!" „Wenn Du sonst nichts begehrst, da kann ich Dir sehr leicht helfen. Eine bösere als meine Schwester kannst Du weit und breit nicht finden, nimm sie und sei glücklich." Der Todesengel feierte seine Hochzeit mit dem ihm angetragenen Mädchen. Nach der ersten Flitterwoche kam er zu seinem Schwager, um sich zu verabschieden. „Der König Salomo hat nicht ganz Unrecht," meinte er, „ich will lieber nach Hause kehren, Dir aber doch ein Gutes thun für den Schreck, den Du bei unserer ersten Begegnung ausgestanden. Werde ein Doktor!" „Todesengel, ich glaube, meine Schwester hat Dich um den Verstand gebracht; wie soll ich ein Doktor werden, da ich nichts von Medizin verstehe?" „Ist ganz gleichgültig. Künde Dich an als unfehlbarer Doktor. Ruft man Dich zu einem Kranken und Du siehst mich zu seinen Füßen stehen, dann magst Du verschreiben was Du willst, er wird genesen, und wenn ihn alle Doktoren der Erde aufgegeben haben. Stehe ich ihm aber zu Häupten, dann ist er verloren, und mag er auch nur einen leichten Schnupfen haben, Du kannst ihn aufgeben." Der junge Mann befolgte den Rath, ward ein berühmter Arzt und ein reicher Mann. Weit drang sein Ruf, bis zu einem großen König, der sehr krank lag; dieser ließ ihn rufen, und der Doktor eilte, denn es war eine große Summe zu verdienen. Als er an den Hof kam, ward ihm die wenig erfreuliche Kunde, der mächtige König habe schon zwei Aerzte hängen lassen, weil sie ihm nicht geholfen hatten — und ein noch größerer Schreck ward ihm, als er in das Zimmer des Kranken trat und der Tod zu dessen Häupten stand. Vergebens ließ er das Bett wenden, der Gefürchtete wandte sich ebenfalls. Nach langer Ueberlegung erklärte er, man müsse ihm Zeit gewähren, ein Mittel zu bereiten, und ihn nach Hause gehen lassen. Es ward ihm erlaubt, aber ein Dutzend Trabanten begleiteten ihn, auf daß er nicht entwische. Der Arme fühlte schon den Strick um den Hals. Nach einigen Stunden kam er wieder und brachte die Medizin, „doch nur eine Frau könne sie mit Erfolg eingeben", und vor das Bett des Königs trat die Schwester des Arztes. Als der Tod seine Frau erblickte, lief er davon. Der Kranke war gerettet, des Doktors Ruf aber erscholl in allen Landen! Im «Crispino e la Comare», den die neue italienische Operngesellschaft im „Skating-Rink" als Neuheit vorgeführt hat, erscheint der Todesengel in Frauengestalt einem armen Schuster, der, von Gläubigern gedrängt, sich in einen Brunnen stürzen will, und fordert ihn auf, Doktor zu werden, damit die Heilkünstler, die da glauben, daß sie durch ihre Weisheit allein die Kranken retten, eine Lehre bekommen; und die Kennzeichen unfehlbarer Rettung oder unvermeidlichen Ablebens, da der Todesengel in jener Erzählung des Talmud seinen Schwager angibt, kündet die Comare (Pathin) dem Schuster; dieser wird auch ein berühmter und reicher Mann, zuletzt übermüthig gegen seine Frau und Verwandten, selbst gegen seine Beschützerin, so daß diese ihn auf eine Viertelstunde nach der Unterwelt führt, damit er daselbst sehe, daß sein Lebenslämpchen dem Verlöschen nahe, in sich gehe, Besserung gelobe und die Hoffnung auf eine Verlängerung seiner Tage mit auf die Oberwelt nehme.

Zu diesem sehr einfachen Texte haben zwei Brüder Ricci die Musik geschrieben, und recht brüderlich hat Keiner dem Andern zu wehe gethan durch besonders hervorragende Leistung. Ein Terzett, in welchem ein Apotheker-Doktor den Schuster-Asklepiaden verlacht, ihn an das Draht- und Lederziehen, Sohlenklopfen und Pechschmieren erinnert, dieser dagegen mit den gleichen Bewegungen das Salbenbereiten, die Thätigkeit mit dem Mörserkolben persiflirt, während der Hauptarzt des Ortes vergeblich die Beiden zu beruhigen sucht, wirkt durch die Sachlage selbst sehr komisch, und die Musik ist gut gerathen, sonst aber kann man die nicht langweiligen Nummern auf den Fingern einer Hand abzählen. Die Aufführung war im Ganzen eine recht gute. Die Italienische Operngesellschaft zählt einige treffliche Mitglieder, die Primadonna Signora Adini-Arandura ist eine sehr gute dramatische Sängerin und eine schöne Bühnenerscheinung. Ihre Gestalt überragt allerdings die aller Männer, selbst ihres Gemahls, des Heldentenors; und in der „Traviata" mußte man die Einbildungskraft sehr anstrengen, um diese vollkräftig gebaute Dame mit dem imposanten Wuchse, zu welcher der sehnsüchtige Spieltenor hinanblicken mußte wie zu einer Kirchthurmuhr, sich als schwindsüchtig zu denken — dagegen war sie als Lucrezia Borgia durch Gesang, Spiel und Erscheinung allein im Stande, die gleichnamige abgeleitete unausstehliche Oper anhörbar zu machen. Ihr Gemahl, Signor Arandura, ist ein Heldentenor zweiten Ranges, mit sehr schöner und starker Stimme, aber wenig musikalischer Bildung. Die vorzüglichsten Mitglieder sind Brogi, der Baritonist, der den bedeutendsten Künstlern beigezählt werden muß, aber durch die großen Erfolge und durch die Verhätschelung des Publikums verleitet, sich alle möglichen Unarten der Empfindelei und des hervordringlichen Vortrags angeeignet hat; dann der vorzügliche Buffo Caraccioli und der Bassist Gasperini, der Einzige, der nie tremolirt. Die Vorstellungen sind in diesem Jahre weniger besucht als im verflossenen, weil die Musikzeit in diesem Winter zu viel gebracht hat und das Publikum sehr ermüdet ist, auch weil die Direktion die Thorheit begangen hat, die Preise zu erhöhen, und weil die «stagione» mit dem obenerwähnten „Crispino 2c." und „Polinto" (alias die Märtyrer) von Donizetti eröffnet wurde, in welchem Signora und Signor Adini glänzten, nicht aber die Musik, die zu den langweiligsten Donizetti's gehört, also gleich der Beginn ungünstige Erfolge herbeiführte. Aber allgemein wird das treffliche Zusammenwirken anerkannt. Die zweiten und dritten Partieen sind immer sehr gut besetzt (in unserer Königl. Oper dienen sie öfters als tragikomisches Zwischenspiel) und alle Glieder wetteifern in Feuer, Lust, Aufmerksamkeit und Genauigkeit. Das Frühjahr ist zwar bei uns von jeher die schlimme Zeit der Gastspiele, die ein Tohuwabohu in die Oper bringen, aber so schlimm wie in diesem Jahr ist's doch noch nicht bestellt gewesen; es wurden unbezeichenbare Aufführungen der Opern geboten, denen allüberall die größte Pietät geweiht wird; den Mitgliedern der Bühne, welche im Italienischen oder Französischen zweite Partieen ausfüllen, waren die Hauptrollen der größten deutschen zugetheilt. Aber die künstlerischen Klagen sind ganz nutzlos; das Opernhaus ist fast immer gefüllt, und günstige Kassenberichte enthalten ein so schön klingendes Lob, daß der Tadel eines idealistischen Griesgrams gar wenig zu bedeuten hat. Ja selbst der Umstand verschwindet, daß wir eine ganze Masse von Sängerinnen angeworben haben, die nur sehr selten oder gar nicht singen, für eine derselben war eine vierte Zigeunerinrolle in „Carmen" geschaffen worden, deren Funktion darin bestand, daß sie im zweiten Akte mit dem Toreador ihr Glas anstieß (historisch!). Diese vierte Zigeunerin scheint mit dem Ende des Engagements der Dame eingegangen zu sein, ich habe bei der letzten Vorstellung nurmehr drei gesehen, als Fräulein Regine Klein, die einstige festeste Stütze der Operette, die graziöseste Darstellerin des „Boccaccio" und derartiger Rollen, sich in der Wandlung des höheren Genres zeigte. (Man kann jetzt nicht mehr sagen, sie habe „den Soccus mit dem Kothurn vertauscht", da die höheren Absätze in der Operette getragen werden!) Fräulein Klein hat unbestreitbares Talent auch für die wirkliche Oper gezeigt, und das ist immer sehr viel, besonders wenn man bedenkt, wie wenig Erwartungen gewöhnlich einem solchen Uebergange, besonders bei nicht mehr jugendlichem Alter der Wandelnden, entgegensehen. Aber, wie es scheint, sind jetzt die Wandlungen überall beliebt, sie sind eben von der Welt auf die Bretter, die die Welt bedeuten, versetzt. Da hatten wir jetzt einen Tenoristen, Herrn v. Sylva, hier, einen Herrn in gereiften Mannesjahren, der bisher immer nur auf französischen Bühnen, zuletzt in der Pariser Großen Oper gesungen hat, den überkam mit einem Male die Idee, auch in Deutschland deutsch zu singen — er lernte einige Monate eu, ai, au u. s. w. richtig aussprechen, und siehe da! eines Tages trat er in der königl. Berliner Oper auf als Vasco de Gama in der „Afrikanerin" und „machte Furore", wie das im Theater-Kauderwälsch heißt. Ich habe ihn als Eleazar in der „Jüdin" gesehen und muß gestehen, trotz mancher Fehler — von denen das Tremoliren in der Mittellage der störendste ist, da Uebertreibung bei solchen Partieen als Schwäche zu betrachten — ist Herr v. Sylva ein sehr interessanter Sänger mit starker, besonders in der Höhe wohltönender und reiner Stimme und sehr wirksamer Darstellung. Wie bei fast allen französischen Künstlern — die Ausnahmen bestätigen die Regel — ist sein Feuer ein mehr glänzendes als erwärmendes. Neben diesem durch und durch geschulten Tenoristen hat jetzt ein junger Mann im Kroll-Theater die allgemeine Aufmerksamkeit erregt, der kaum drei Vierteljahre auf der Bühne wirkt, aber wenn er so fortfährt, nicht in falsche Geleise einlenkt, eine glänzendste Laufbahn durchlaufen wird. Herr Oberländer (ein vom Kaufmann zum Sänger Umgewandelter) besitzt eine selten schöne, echte Tenorstimme, schlägt das hohe Wachtel-C mit größter Leichtigkeit an und wird dabei von einem vortheilhaften Aeußeren unterstützt. Was mir am schätzenswerthesten erscheint, das ist ein ganz gesunder, etwas steifer, aber immer natürlicher Vortrag.

Möge ein günstiges Geschick ihm diese Gabe bewahren, ihn von Uebertreibung fern halten und zu tüchtigen Studien führen, dann wird er ein großer Sänger! Aber der Kaiserstadt Berlin genügen solche zwei Tenoristen nicht zur Auswahl, es sind deren noch zwei da, welche werth sind, gehört zu werden, der Italiener Arandura, von dem ich schon im Anfang gesprochen, und Herr Siechen, ebenfalls am Kroll-Theater. Dieser Herr erregte zwar im Anfange die Aufmerksamkeit eines Theiles des Publikums nur aus dem Grunde, daß er der Bruder des berühmten Mannes ist, bei welchem das beste Bier in Berlin getrunken wird und in dessen Gasthause sich die meisten singenden Größen versammeln und sich sehr behaglich fühlen. Aber er bietet doch auch Nichtbiertrinkern, zu denen ich gehöre, das Interesse eines tüchtig gebildeten Musikers mit guter Tenorstimme. Und daß seines Bruders treffliches Bier selbst in Zeitungen dazu benützt ward, seiner Stimme den richtigen Tenor (Accent auf die erste Sylbe!) zu verleihen, wer woll'e darob schmählen? Schon im verflossenen Jahrhundert lernten die jungen Hühner von ihren Müttern zu gackern, noch bevor sie das Ei gelegt hatten, und die Descendenz bildete die Gabe in der Weise aus, daß auch die höher organisirten Wesen vor dem Ei gackern. Es ist nun schon eine geraume Zeit, daß ich über Musik schreibe, aber noch heute begreife ich die Wichtigkeit der Reklame nicht (vielleicht weil mir die Gabe, sie geltend zu machen, immer ganz versagt war), aber sie muß doch von größter Wichtigkeit sein? Als unlängst einem sehr bedeutenden Künstler vorgestellt wurde, er solle irgend etwas nicht thun, das würde ihm nicht nützen, meinte er: „Die Leute werden schimpfen, aber von mir reden!" Soll ich da meinen alten Freund Mischka Hauser tadeln, der in keiner Stadt spielte, in welcher nicht vorher von den Zeitungen verkündigt worden war, daß er vor der Königin Pomare gegeigt hatte? Als ich ihm eines Tages (d. h. vor zwanzig Jahren) vorstellte, er wäre doch ein tüchtiger Künstler, der Mozart'sche Kompositionen vortrefflich spielte, und sollte solche geistlose Reklame nicht überall vorbringen lassen, fuhr er mich an: „Was verstehen denn Sie? Gute Geiger gibt's genug, aber keinen, der bei der Königin Pomare gespielt hat." Der Mann hatte Recht, ich verstehe noch heute nichts davon!

Aus der Bayerischen Landesindustrie-, Gewerbe- und Kunst-Ausstellung zu Nürnberg.

Von

K. A. Regnet.

(Hiezu das Bild S. 720 u. 721.)

Wir glauben unsere Leser auf keine bessere Weise in die Räume der Bayerischen Landesindustrie-, Gewerbe- und Kunst-Ausstellung zu Nürnberg einführen zu können, als durch eine Reproduktion des köstlichen, von J. Geyer nach den Originalentwürfen von A. Gnauth und anderen Architekten gezeichneten und gestochenen Blattes, mit welchem die Kunstanstalt des Herrn Franz Schemm in Nürnberg die Freunde der Ausstellung beschenkt hat.

Allerdings ist das große Werk bereits unter dem Krachen der Böller und dem Geläute sämmtlicher Glocken auf den zahlreichen Thürmen der altehrwürdigen Reichsstadt der Oeffentlichkeit übergeben worden, aber, wie das auch anderwärts bei gleicher Gelegenheit der Fall war, es bleibt in den nächsten Tagen noch Manches zu ergänzen, manche Lücke auszufüllen. Darum wollen wir uns heute nur mit der Besichtigung des Ausstellungsplatzes beschäftigen, die ja schon allein Stunden in Anspruch nimmt.

Es ist ein wunderbares Bild, das sich vor unseren Augen entrollt. Für die heitere, helle Farbendekoration der Ausstellungsbauten läßt sich kaum eine schönere Folie denken, als das Frühlingsgrün weitschattender Kastanien, Linden und Ulmen. Selbst der Nürnberger Eingeborene kennt kaum sein altes Marfeld wieder, so gründlich hat es sich unter der kunstgeübten Hand des Stadtgärtners verändert.

Vom Süden her durch den Haupteingang kommend, finden wir uns zuvörderst dem schmucken Empfangsgebäude gegenüber — auf unserem Bilde in der unteren Ecke rechts. Nicht weit davon erhebt sich der Kunstpavillon, uns mit seinem halbrunden Abschlusse wie ein kirchlicher Bau anmuthend. Weiterhin übt die altdeutsche Weinstube in ihrem mittelalterlichen Gewande längst bewährte Anziehungskraft. Aber noch widerstreben wir derselben und nähern uns durch die Hauptavenue, welche den Ausstellungsplatz in zwei ungleiche Hälften theilt, dem stattlichen Pavillon für Unterricht und Verkehr, welcher mit dem Kunstpavillon durch einen gedeckten Gang verbunden ist. Vor ihm schauen aus dem Grün der Gartenanlagen mehrere Annexbauten, darunter der der Schemm'schen Kupferdruckerei, in welchem das unserem Schnitt zu Grunde liegende Blatt vor den Augen des Publikums gedruckt wird.

Nun stehen wir vor der imposanten Front des Hauptgebäudes des Pavillons für Industrie und Gewerbe. Wollen wir den Eindruck derselben nach Form und Farbe so recht auf uns wirken lassen, so nehmen wir unsern Platz am besten halbwegs zwischen ihr und der mächtigen Fontäne, deren flüchtige Säule im Sonnenlicht alle Regenbogenfarben wiedergibt. Von dem Gelbgrau des Grundes heben sich die weißen Gypsornamente mit ihrer sparsam auftretenden Vergoldung und dem noch sparsamer verwendeten Blau und Roth gar lustig ab.

Wenden wir uns, von der Fassade wegtretend, westlich, um unsern Rückweg anzutreten, so laden uns die elegant eingerichtete Restauration und die zierlichen Bierhallen zu einem Besuch ein, der einen zweiten in der im altdeutschen Style durchgeführten Bierhalle der ersten Kulmbacher Aktien-Exportbierbrauerei keineswegs prinzipiell ausschließt.

Halten wir uns dagegen östlich, so tönt uns aus den Maschinenhallen lautestes Leben entgegen, und wir gelangen darauf, wenn wir unsere Wanderung nach Süden fortsetzen, zum Annex des Kaiserslauterer Eisenwerkes und weiterhin zum Café und zum eleganten Eisenbau des Pavillons der Maxhütte. Und wie nach dem bekannten Sprüchwort alle Wege nach Rom führen, so führen sie uns hier nach kurzer Zeit zu den Restaurationsgebäuden, den Reif'schen Bierhallen und Schuh's Bratwurstküche. Den Schluß auf dieser Seite des Ausstellungsplatzes aber bildet der hübsche kleine Pavillon des Bäckervereins von Nürnberg. Nach so vielen geistigen Genüssen wäre es unbillig, unser leiblich Theil außer Betracht zu lassen.

Daß auf dem 120,000 Quadratmeter umfassenden, bis in den letzten Winkel praktisch ausgenützten Ausstellungsraum auch ein Musikpavillon nicht fehlt, versteht sich von selbst, überraschend aber wirkt immerhin der niedliche Teich, an dessen Ufer sich der Pavillon bayerischer Bauindustrieller erhebt. Wer unter Palmen wandeln will, der kann ungehindert seine Lust büßen, und wer Verlangen darnach trägt, sich über die Entstehung der Ausstellungszeitung zu unterrichten, der mag sich Dr. jur. Eberhard vorstellen, welcher sich im Pavillon der Ausstellungszeitung niedergelassen hat und von dort aus der Welt verkündet, was hier zu sehen und zu hören.

Und dort und da taucht aus dem Grün eine Vase, eine Schale, eine Statue und Gruppe, ein Brunnen und ein kleiner Kiosk oder Pavillon auf, sie alle sind nicht bloße Dekorationen zum Schmucke des Platzes, sie sind sammt und sonders Erzeugnisse der Kunst oder des Kunstgewerbes.

So viel für heut, wo es zunächst galt, sich auf dem Terrain zu orientiren, auf dem wir uns nun wiederholt zu bewegen haben werden, und damit auf Wiedersehen!

Das Trabwettfahren in Wien.

(Hiezu das Bild S. 728.)

Das Trabwettfahren ist allmälig aus einem schüchternen Sport zu einem allgemeinen Vergnügen, sowohl der höheren Stände wie aller Volksschichten, herangewachsen. Wenn es sich früher auf wenige Touren beschränkte, die rasch zur ungelegenen Vormittagsstunde abgethan wurden, um den etwas belästigten Prater wieder zum allgemeinen Besten zu befreien, so besitzt jetzt dieser „Sport“ eine eigene großartige Rennbahn in der Nähe der Weltausstellungsrotunde, ja die Gesellschaft konnte sich zu großartigen Tribünen aufschwingen, die, im letzten Frühling erbaut, ebenso eine Zierde des Platzes wie ein vortrefflicher Schutz- und Schauplatz in allen Wechselfällen sind. Zwischen den Tribünen steht ein „Totalisateur“, ein Hütten- und Kassenbau, dessen fremdartiger Titel eine Einschreibe- und Zahlstelle für Wetten bedeutet. Und denselben gegenüber befinden sich die Standplätze für die Merker und Vorstände.

Nun kommen die Einspänner mit den riesigen Rädern, zwischen denen ein „Jockey“ oder Kutscher nur mühselig sitzt und hinter denen er aussieht wie eine im Spinnennetze gefangene Fliege — da kommen die Zweispänner mit allerlei zierlichen Wagen — dann kommen die wettrennenden feinen Viergespanne — und schließlich fahren die Fiaker auf, echte, unverfälschte Wiener Standplatz- und taxenverächterische Fiaker, mit Pferden und Wagen, die aber auch wissen lassen, weßhalb eine Taxe zu umgehen sei.

Wenn nun das Trabwettfahren an Nachmittagen beginnt, wenn es gute drei Stunden dauert, abseits dem Getriebe der Pratermenschheit, die sich weniger aufregend amüsiren will, wenn es Adel, Pferdebesitzer aller Arten und Stände, wenn es zuletzt alles Wienerthum versammelt, welches theils am Rennwesen und Fiakerthum selbst betheiligt ist oder sich theilnehmend verhält, so kommt im unabsehbaren Raume eine Volksmenge zusammen, die nach Zehntausenden zählt und mit gierigen Augen jede Bewegung der Läufer verfolgt. Sagen wir Läufer, nicht „Renner“, denn Galoppiren ist verboten und bringt um den Sieg. Dreimal im Mai findet das Trabrennen statt und jedesmal war die Riesenarena vortrefflich besetzt, und jedesmal gab es der Aufregung und der Bejubelten wie der „Abgeblitzten“ zum allgemeinen Vergnügen mehr denn genug. Da es sich hier wesentlich um ein Maß von Schnelligkeiten und Thierwerthen handelt, welche zumeist das praktische Leben beeinflussen, so ist die vollste Blüte dem Unternehmen zu wünschen und sie scheint ihm nach allen bisherigen Erfahrungen gesichert.

S.

Das Verlöbniß.

Gemälde von Matth. Schmid.

(Hiezu das Bild S. 717.)

Die beiden jungen Eheleute haben in einem frommen Drange ihres Herzens ihr Erstgeborenes in seinem Wägelchen weit von ihrem hoch in den Bergen gelegenen Häuschen nach der Kirche gebracht, um es der heiligen Jungfrau zu verloben. Das Kleine hat ihnen schon so manche Sorge gemacht: anfangs schwach und krank, ist es jetzt erst zu Kräften gekommen, und nun wollen sie es dem Schutze der Mutter Gottes befehlen, damit sie das Kind stärke und ihnen den kostbaren Schatz und das ganze Glück ihres einsamen Hauses erhalte. Während die Mutter glücklich zuschaut, wie das Kind die Aermchen nach dem Bilde ausstreckt und es küßt, ist die Wolke über des Mannes Stirn noch nicht verflogen, wenn sich auch um den Mund ein Lichtblick des Lächelns über die heilige Unschuld zeigt. Es ist eine alte Sitte in der katholischen Kirche, Kinder durch solches „Verlöbniß“ unter den Schutz eines Heiligen oder der Mutter Gottes zu stellen, — ein „Verlöbniß“, das häufig noch die tiefere Bedeutung hat in der frommen Ueberzeugung, ein gutes Werk zu thun, das Kind von Jugend an dem besondern Dienste Gottes im Priester- oder Ordensstand zu weihen, zu „verloben“, — irrig aber wäre es, zu glauben, daß ein solches Kind unverbrüchlich an dieses Verlöbniß gebunden sei, denn die Kirche verlangt ausdrücklich die volle Freiheit der Entschließung als erste Bedingung für den Eintritt in den Ordens- und Priesterstand. Das rührende Bild des Tyroler Meisters, der von der religiösen Malerei zum Genre übergegangen, verbindet die tief religiöse Stimmung mit der vollen Anmuth eines liebenswürdigen Genrebildes, das zu dem Köstlichsten zählt, was der Künstler geschaffen.

Aus meinem botanischen Garten.

Von Karl Lehmann.

Waldmeister.

Laß dich von mir nicht bemeistern, nein, bleibe du selber der Meister!
Kann erheitern dich wohl, aber betäuben dich auch.

Sonnenthau.

Nehmt euch, ihr Fliegen, in Acht! das Gasthofsschild ist verlockend ·
Denkt ihr zu speisen allhier, werdet ihr selber verspeist.

Das Passionsspiel in Lumbrein.

Von

Dr. Hörrmann.

(Hiezu das Bild S. 725.)

Anfangs April dieses Jahres durchlief unsere rhätischen Blätter die Manchen überraschende Nachricht, daß in Lumbrein im Lugnez, einem rechten Seitenthal des Vorderrheins, ein Passionsspiel aufgeführt werde. Zwar hatte schon 1881 die durch Herrn Dr. C. Decurtins im Druck veröffentlichte, im rhäto-romanischen Dialekt des Oberlands geschriebene Passiun de Sumvitg (Fribourg, imprimerie catholique suisse), die Aufmerksamkeit auf die ehrwürdigen Reste jener Volksspiele gelenkt, die in früheren Jahrhunderten über die ganze Alpenwelt verbreitet waren, in besonders mannigfachen Formen in Graubünden zur Aufführung kamen, jedoch in der Schweiz heutzutage bis auf schwache Nachklänge im Kanton Wallis verschollen sind. Im Zusammenhang mit der Passion von Somvix, die übrigens seit sechzig Jahren nicht mehr über die Bühne kam, hörte man in eingeweihteren Kreisen wohl auch der Passion von Lumbrein Erwähnung thun, die, ebenfalls im Oberländer Romanisch geschrieben, zwar nur im Manuskript vorliegt, dagegen in Folge pietätvollerer Anhänglichkeit der Lumbreiner an die Sitte der Väter sich über zwei Jahrhunderte im Volke als zeitweise wiederkehrendes Spiel erhielt und noch in diesem Jahrhundert wiederholt zur Aufführung kam. Und so konnte sich die mit originaler Poesie nur dürftig ausgestattete rhäto-romanische Literatur zweier ganzer Passionen rühmen, und dem Kanton, der sich ohnedem so gerne als eine Schweiz in der Schweiz betrachtet, fehlte zu seiner Welt im Kleinen auch ein bescheidenes Oberammergau nicht. Wir fuhren zu dem seltenen Spiele rheinaufwärts über Reichenau, Bonaduz, sodann der neuen, geologisch interessanten Straße nach über Versam und Valendas und erreichten mit der einbrechenden Nacht, welche den tiefen Einschnitt des Lugnezer Thals in die dunkle Gebirgsmasse linker Hand kaum erkennen ließ, Ilanz, die „erste Stadt am Rhein“. Mit dem ersten Morgengrauen des Elften brachen wir von Ilanz auf, begleitet von einem ortskundigen Herrn des Städtchens und einem während der Nacht aus Chur nachgekommenen Photographen, der Momentbilder in Lumbrein aufnehmen sollte und ohne Zweifel der erste Photograph war, der das Lugnez betreten. Der Kunstpionnier war ein blonder Germane aus Berlin, der sich jedoch von seiner Mission in Lumbrein nicht viel Erbauliches versprach. Der Weg führte ziemlich steil aufwärts an der Burg der in der bündnerischen Geschichte bekannten Herren von Castelberg vorbei zu der klassischen Stelle der Porclas, wo eine mehrere hundert Fuß hohe, schroff hervortretende Kante des Gebirges die Straße beherrscht. Hier war es, wo im Jahr 1352 die wehrhaften Weiber von Lugnez ihrem unerschrockenen Muth ein bleibendes Denkmal setzten. Wir gelangten bald nach Cumbels, das trotz seiner hohen Lage über dem Meer (1145 Meter) noch Obst baut, und gegen 7 Uhr in das überaus malerisch gelegene Villa, wo wir im Hause der Demont einen Imbiß nahmen. Wir schlugen, da hier die Kunststraße ausging, mit der immer zahlreicher werdenden Volksmenge den hart gefrorenen Fußpfad über Aecker, Wiesen, Riede und steile, fast unwegsame Tobel ein. Um so erfreulicher war der Blick über das nun immer weiter sich öffnende Thal, das, auch in landschaftlicher Beziehung eine wahre Perle unter den Bündner Thälern, mit Unrecht bisher vom Touristen und Maler unbeachtet geblieben ist, trotz der anziehenden Schilderung, die Professor Theobald in seinem „Bündner Oberland“ von diesem jungfräulichen Stück Erde gegeben. Unter Betrachtungen über die Natur, die in ihren Formen unser sonst an bündnerische Gebirgsszenen gewöhntes Auge überraschten, waren wir in die Nähe Lumbreins gekommen. Der Zug der Wallfahrer war immer dichter geworden, und wir befanden uns unversehens in einer wahren Pilgerkarawane der buntesten Färbung: Männer in ihrem Haustuch, echte „Pumpaluser“ (von pannus pilosus), einzelne alte Weiber in Landestracht (wollenem Rock von Haustuch mit wollener Jacke und einer Haube [schlappa] von Crêpe, deren Vorderrand mitten auf dem Kopf in die Höhe gesteift ist), Weiber in halbmoderner Kleidung, zum Theil mit ihren Säuglingen auf dem Arm, zartere Damen in modischer Robe und zahlreiche katholische Weltgeistliche und Patres. Der Menschenschlag weist im Ganzen nicht sowohl große, als sehnige Gestalten auf mit auffallend kurzer Schädelform und dunklem Teint. In Lumbrein angekommen, nahmen wir uns ein Billet erster Klasse, präsentirten uns im Vorbeigehen bei dem würdigen Pfarrherrn Casanova, dem das Hauptverdienst am Zustandekommen der heurigen Passion gebührt, und begaben uns eiligst auf den Schauplatz. Wir hatten kaum noch Zeit, uns die Bühne anzusehen, auf welcher uns von Bauern der tragische Lebensabschluß des größten aller Dulder vergegenwärtigt werden, und einen Blick auf den gewaltigen Rahmen der erhabenen Gebirgswelt zu werfen, die ein stummer Zeuge des Kampfspiels göttlicher Hoheit mit menschlicher Leidenschaft sein sollte. Die Bühne, unmittelbar über dem Dorf an einem sanft ansteigenden, jedoch noch Stunden weit sich in die Höhe erhebenden Bergabhang errichtet, ruhte auf einem rohen Holzunterbau und war im Wesentlichen ein einziger Plankenboden, etwa 7 bis 8 Fuß über der Erde, der sich vor dem oberhalb sitzenden Publikum 70 Fuß in die Breite und 50 Fuß in die Tiefe ausdehnte. Der vorderste, dem Publikum zugekehrte Theil dieses Bodens, auf etwa 10 Fuß gänzlich frei gelassen und durch Brücken auf beiden Enden mit dem Freien verbunden, war als Proszenium, wie sich nachher zeigte, hauptsächlich für das Auftreten des jüdischen Pöbels bestimmt. Die übrige Breite des Bodens nahmen drei durch Coulissen getrennte Bühnenräumlichkeiten in gleicher Flucht ein, von welchen die mittlere, etwa 30 Fuß im Gevierte, mit Dach und Aufzug, die beiden mit Brettern eingefriedigten Seitenbühnen mit Gardinen gegen die Zuschauer versehen waren. Hinter dem Zuschauerplatz oben am Berg waren sieben mit Tannen bezeichnete und durch Täfelchen numerirte Leidensstationen angelegt. Für den größten Theil des auf behauenen Balken theils sitzenden, theils stehenden Publikums (zweiter Platz 50, dritter Platz 25 Centimes) bildete, wenn es über das Schaugerüst hinwegsah, die weit von der Tiefe bis hoch in die Wolken sich erhebende, noch ganz mit Schnee und Eis bedeckte, gewaltige Gebirgsmasse des Piz Regina und des Piz Aul einen Hintergrund, wie ihn schwerlich jemals ein griechisches oder römisches Theater gesehen.

Es war 9 Uhr geworden; Böllerschüsse verkündeten den Anfang, und eine kleine Blechmusik aus Pitasch schien durch den Vortrag des Kreutzer'schen „Das ist der Tag des Herrn“ andeuten zu wollen, in welcher Absicht uns das Schauspiel geboten werde. Herr Pfarrer Casanova begrüßt vom Proszenium aus die zahlreich (3000 Köpfe) erschienene Menge, die sich eingefunden habe, um Zuschauer der bewundernswürdigen Tragödie (da questa admirabla tragedia) zu sein, nennt den Tag ein Fest der Freude (ina festa d'allegria), weil das Publikum durch sein zahlreiches Erscheinen beweise, daß unter dem Materialismus der Zeit noch nicht aller Sinn für die Ideale des Christenthums verschwunden sei, bezeichnet den Zweck der Aufführung als den eines Gottesdienstes, der uns das Leiden Christi menschlich näher bringen und daher weder zur bloßen Unterhaltung dienen solle, noch einen künstlerischen Genuß bieten könne.

Das Zeichen einer Glocke ertönt und in der Mittelszene zeigt sich der versammelte hohe Rath (il ault synedrium), im Hintergrund in glänzendem, orientalisirendem Priesterornat Hannas und Kaiphas, die Hohenpriester (aults sacerdots) auf Thronsesseln, imposante Gestalten, links und rechts nach vorn, im Bogen sitzend, je acht Schriftgelehrte in weißen Strümpfen, schwarzem Mantel (wahrscheinlich dem Sonntagsstaat der Lumbreiner) und hohen schwarzen Baretten. Es entspinnt sich unter den großentheils bejahrten Gesetzesfanatikern von theilweise typischem Gesichtsausdruck ein lebhafter Gedankenaustausch über die verderblichen Eingriffe des „Galiläers“ in die heiligen Gesetze Mosis (las sontgias leschas da Moises); es wird der Beschluß gefaßt, sich der Person Christi zu bemächtigen, wofern es ohne zu großes Aufsehen geschehen könne. Zwei Wechsler, denen Christus im Tempel die Tische umgeworfen, erscheinen zu eben gelegener Zeit und verlangen Genugthuung vom hohen Rath; dieser verspricht seinerseits eine reiche Belohnung, wenn sie zur Gefangennahme Christi die Hand bieten, was natürlich angenommen wird (erste Szene). — Zweite Szene: Christus tritt aus der linken Seitenbühne auf die Hauptszene, eine schmächtige, ältere Gestalt, bartlos, mit gescheiteltem langem Haar in hochrothem Chiton und himmelblauem Mantelkragen, gefolgt von seinen Jüngern (giuvnals), unter denen besonders ausdrucksvoll der schön profilirte Kopf des Johannes hervorsticht, eines zarten Jünglings von dunklem Teint, mit wallendem schwarzem Lockenhaar; unter den übrigen, in grauen Leibrock und orientalische Teppiche gekleideten Jüngern machen sich noch Petrus und besonders Judas bemerklich, der nachdrücklich die Leere seines Beutels beklagt. Christus beweint Jerusalem und verkündet seinen nahen Untergang. Judas, auf der Bühne zurückgeblieben und von den beiden Wechslern aufgesucht, wird durch sie von dem Vorhaben des Synedriums in Kenntniß gesetzt und durch Aussicht auf Belohnung zur Mitwirkung beredet; es entwickelt sich dabei eine lebhafte Szene mit eingestreuten komischen Elementen. Judas zeigt sich furchtsam und bezweifelt, den durchdringenden Blick seines Meisters ertragen zu können, die Wechsler müssen ihm Muth zusprechen: „Curascha, Judas!“ — Dritte Szene: Christus, das Abschiedsmahl mit seinen Jüngern feiernd, schneidet das Brod und bietet es umher; ein

gemischter Chor hinter der Szene trägt unter Harmoniumbegleitung ein Lauda Sion vor. Fußwaschung. Die Jünger setzen sich und es erfolgt die nach Leonardo da Vinci's Gemälde gruppirte Abendmahlsszene; ein Männerquartett von sonoren Stimmen singt im Hintergrunde das Panis angelicus; Christus segnet und vertheilt das Brod: „Prendei tuts e mangei, quei ei miu tgierp (corpus).“ Die Jünger, bei den nur halb verstandenen Worten des Meisters von bangen Ahnungen ergriffen, empfangen in andachtsvoller, lautloser Stille den vom Herrn gesegneten Kelch: „Prendei tuts e buvei, quei ei miu seung (sanguis).“ Die mit vieler Würde gegebene Szene macht einen tiefen Eindruck auf das gesammte Publikum. Judas entfernt sich. Christus eröffnet den Jüngern, daß Judas ihn verrathen werde, und erhebt mit ihnen einen lateinischen Chorgesang.

Vierte Szene: Die zwei Wechsler bringen Judas vor das Synedrium. Man wird um dreißig Silberlinge einig, die in feierlicher, fast komischer Weise vom Rath verabfolgt werden. Joseph von Arimathia, ein Jüngling von gewinnendem Aeußern, und Nikodemus protestiren energisch gegen die immer kecker zu Tag tretende Absicht des Synedriums, Christum zu tödten; Nikodemus fährt erbittert über Judas los und schilt ihn einen erbärmlichen Wicht (miserabel crastiaun), daß er seinen Meister verrathe; doch umsonst. Joseph und Nikodemus entfernen sich. Der Rath kommt auf den Gedanken, sich für seine Pläne des Arms der römischen Machthaber zu bedienen und Pilatus in sein Vorhaben hereinzuziehen, denn „er muß sterben (el sto morir, el sto morir)!“ — Fünfte Szene: Christus auf dem Oelberg (mittlere, mit Tannen dekorirte Bühne) fleht den Vater für seine Jünger an, die er als Waisen auf der Erde zurücklassen müsse; er entfernt sich mit Johannes, Petrus und Jakobus auf die Seite der Bühne und kniet in heißem Gebete nieder. Zurückgekehrt, findet er die Seinen schlafend. Er wirft sich betend zur Erde. (Das Publikum zeigte sich durch die ganze Szene, obwohl der Darsteller der schwierigen Aufgabe nicht völlig gewachsen war, sichtlich ergriffen und blieb auf dem Platz, trotzdem ein heftiges Schneegestöber eingetreten war.) Christus wirft sich in Todesangst zum dritten Mal auf die Erde: „Vater, ist es nicht möglich, daß dieser Kelch von mir gehe (bab, bab, eis ei bucca posseivel, che quest calisch passi daven da mei)?“ Ein Engel erscheint, dem Erlöser Trost einzusprechen, erhebt ihn von der Erde und gibt ihm aus einem Kelch zu trinken. Christus kehrt zu den Jüngern zurück; seine Stunde ist gekommen, Böllerschüsse verkünden das Herannahen des jüdischen Pöbels, der, etwa 50 bis 60 Köpfe stark, in buntem Faschingsaufzug unter Anführung eines riesigen Kommandanten und begleitet von römischen Soldaten, tumultuarisch vom Freien her über die Brücke auf das Proszenium und theilweise in die Bühne stürzt. Es folgt der Auftritt mit Malchus, der Verrath des Judas und die geräuschvolle Gefangennahme Christi. — Eine längere Pause gewährt dem Publikum einige Erholung. Es war halb 11 Uhr geworden und so abscheuliches Schneewetter eingetreten, daß es einen Augenblick zweifelhaft schien, ob das Spiel zu Ende geführt werden könne. Allein wann hätte unsere stahlharten Gebirgsmenschen ein Unwetter abgeschreckt? — Die nun folgenden drei Szenen, in mehrere Nebenszenen getheilt, stellten die langen Kreuz- und Querzüge vor Hannas, Kaiphas, Pilatus, Herodes und wieder Pilatus dar; der Verlauf der Handlung ist im Wesentlichen der von den Evangelien vorgezeichnete, jedoch mit szenischer Ausweitung einzelner Momente, zum Beispiel der Verleugnung des Petrus, der verzweiflungsvollen Rückkehr des Judas vor das Synedrium, seiner Erhängung, der Verspottung und Geißelung Christi, wobei der Rohheit des jüdischen Pöbels und der römischen Kriegsknechte ein übergroßer Raum gestattet wurde. Interessant war ein melodramatischer Auftritt des Johannes und befriedigend für das Auge die Szene vor dem in stattlichem Königsornat auf dem Thron sitzenden Herodes, einer hohen Gestalt, und besonders die letzte Massenszene vor Pilatus, wo er in modernisirt römischer Imperatorengewandung, umgeben von seiner entsprechend uniformirten Kohorte, die Hauptszene einnimmt und theils von dem auf der linken Seite des Proszeniums auftretenden Synedrium, theils von dem Pöbel auf der rechten Seite desselben bestürmt wird, der Unthat das Siegel des Rechts aufzudrücken. Der Darsteller verstand es gut, den schwankenden Charakter des römischen Prokonsuls wiederzugeben. Nach einem letzten Versuch, durch Vorführung des Barrabas, eines entsetzlichen Scheusals, den Unschuldigen zu befreien, wobei die Menge in ein furchtbares Geschrei ausbricht: „Crucifigei el, crucifigei el! Dai a nus Barrabam liber!“ weicht Pilatus dem Sturm; seine Hände in Unschuld waschend, befiehlt er, zu dem in den drei letzten Szenen von aller Welt verlassenen Dulder die beiden Uebelthäter zuzugesellen, und bricht unter deutschen Hochrufen seiner Umgebung den Stab über sie. — Neunte Szene: Christus und die beiden Schächer, mit dem Kreuze beladen, werden von der Mittelszene über das Proszenium und die Brücke in's Freie geführt; es bildet sich ein Zug, voran ein römisches Vexillum und ein römischer Centurio zu Pferd, dann die römische Kohorte mit Trommel, das Synedrium, dann der Pöbel mit den Verurtheilten; der Zug kommt an den obengenannten sieben Stationen vorbei nach Golgatha. — Dieser Gang in's Freie auf den Kalvarienberg ist ein Rest der früheren Darstellungsweise, wobei sich die Lumbreiner Passion auf zwei verschiedenen Hügeln und drei getrennt errichteten Podien abspielte. — Der Zug kehrt zurück auf die Bühne; hinter herabgelassenem Vorhang werden die beiden Schächer an's Kreuz gebunden und ihr Kreuz aufgerichtet; Christus, in eng anliegendem, weißem, mit Blutmalen bedecktem Anzug, die Dornenkrone auf dem Haupt, liegt, ein caput cruentum, auf sein Kreuz geschlagen; die Szene öffnet sich, das Kreuz mit Christus wird aufgerichtet, und es spielen sich neben erneuerten Lästerungen des Pöbels jene Auftritte ab, die durch die sieben Worte gekennzeichnet sind; mit dem Ausruf: „Bab, en tes mauns recommand jeu miu spirt.“ stirbt der Erlöser, wobei eine tiefe Rührung die Zuschauer ergreift. Lauter Geschützdonner im nahen Tobel und das Geläute der neuen Glocken des Dorfes verkünden, als Ersatz eines Erdbebens, den Tod des Gottessohnes. Der jüdische Pöbel erkennt sein Verbrechen und eilt bestürzt über das Proszenium nach Hause.

Nikodemus und Joseph von Arimathia sind mit Johannes, Petrus und den Frauen am Kreuz zurückgeblieben und gewinnen es über den herbeigeeilten, auf die Hälfte zusammengeschmolzenen Sanhedrin, daß ihnen der Leichnam des Herrn gelassen wird. Die beiden Schächer werden weggetragen, Nikodemus und Joseph führen mit vielem Geschick in weihevoller, nur durch leise Gebete unterbrochener Stille im Beisein der mater dolorosa und Aller, die dem Erlöser treu geblieben sind, die Szene der Kreuzesabnahme durch, bei der schwerlich Jemand eine tiefe Bewegung des Herzens zu bewältigen vermochte. Christus wird in's Grab gelegt. — Die letzte, zehnte Szene der Auferstehung, wodurch das Stück gleichzeitig zu einem Osterspiel werden sollte, jedoch ohne die sonst übliche komische Rolle der Grabeswächter, war weniger gelungen, trotzdem die Darsteller es an Aufwand ihrer Kräfte nicht gebrechen ließen; es fehlten, wie begreiflich, entsprechende technische Bühnenmittel; auch fiel nunmehr der Schnee in solchen Massen, daß das Publikum, dem theilweise, wie uns selbst, noch eine weite Reise zu Fuß im Unwetter bevorstand, sich auflöste. Wir verließen den Platz, um es zu gestehen, mit bewegtem Herzen und einem Gefühl hoher Achtung vor der ebenso religiösen als intelligenten Bevölkerung von Lumbrein, die in der szenischen Darstellung jenes hohen Gegenstandes der Passion Christi, nicht unterstützt von künstlerischer Seite, aber getragen von innerer Hingabe an die Sache, durch die daraus hervorquellende Wärme des Vortrags und ausgestattet allerdings mit einem den Romanen angeborenen mimischen Talent, trotz aller Mängel im Einzelnen in hohem Grad jene Wirkung auf das menschliche Herz erreichte, deren der hohe Gegenstand noch heute fähig und bei Allen sicher ist, die nicht gänzlich verhärtet sind. Auch die physischen Leistungen einzelner Darsteller, wie zum Beispiel des Christus, sind staunenswerth. Ein Besuch bei Kaiphas (Präsident Capaul) und dem Regisseur (Pfarrer Casanova), wo wir uns in geheizter Stube bei reichem Mahl und perlendem Veltliner erfrischten, brachte uns die Bekanntschaft des Apostels Johannes und mehrerer Hauptrollenträger, die sich als Lehrer, Handwerker, Bauern 2c. entpuppten. Auch erfuhren wir Einzelheiten über die beiden letzten Aufführungen, bei denen noch manche der Anwesenden mitgewirkt, über die Geschichte des gegenwärtigen Textes und die Einführung des Passionsspiels in Lumbrein überhaupt. Die Tradition versetzt sie in eine Pestzeit, speziell in das Jahr 1663, was indessen mit den Notizen der Ortschronik und sonstigen Angaben unserer Chronisten nicht in Einklang zu bringen war.



Der Brand der Hygieine-Ausstellung in Berlin. Originalzeichnung von Gustav Broling.



1. Kreuzigungszug. — 2. Partie aus Lumbrein. — 3. Gefangennahme des Herrn. — 4. Christus und seine Jünger. — 5. Pilatus, Herodes, Schriftgelehrter, Hoherpriester. — 6. Kreuzigung. — 7. Verleugnung. — 8. Verspottung. — 9. Kaifa. — 10. Abendmahl. — 11. Judas verzweifelt. — 12. Lumbrein. — 13. Hin- und Herführen des Herrn von Pilatus zu Herodes. — 14. Das obere Thor von Ilanz. — 15. Denkmal zu Ehren der Frauen des Lugnezerthals. — 16. Dorf Villa.

Das Passionsspiel in Lumbrein. Nach einer Skizze von Jean Renggli.

Um den Halbmond.

Roman

von

Gregor Samarow.

(Fortsetzung.)

Vierundzwanzigstes Kapitel.



Während die sonst so wenig beachteten Softas, an deren Existenz man vor einiger Zeit noch am Hofe des Padischah kaum gedacht hatte, auf so entscheidende Weise in die Schicksale des osmanischen Reiches eingriffen, herrschte tiefe Stille in dem nach einem besonderen Theil der Gärten hinausliegenden Flügel des Palastes, der von den beiden Neffen des Sultans Abdul Aziz, Mehemed Murad Effendi, welcher als präsumtiver Thronfolger nach dem türkischen Gesetz den Titel Sultan führte, und Abdul Hamid Effendi bewohnt wurde.

Die Gemächer dieser beiden Prinzen befanden sich in einer Art von Souterrain des Palastes, das sein Licht durch hohe, unter der Zimmerwölbung liegende Fenster erhielt, aber im Uebrigen mit großer Eleganz und Bequemlichkeit eingerichtet war und vor den Gemächern des oberen Stockwerks den Vorzug einer frischen Kühle voraus hatte. Jede dieser Wohnungen hatte ihren besonderen Harem, welcher, wenn auch weit eingeschränkter als der des Sultans und der großen Pascha des Reiches, doch für die Frauen der Prinzen ausreichende und mit allem orientalischen Luxus geschmückte Räume bot.

Der Prinz Mehemed Murad befand sich in seinem großen, ganz europäisch eingerichteten Wohnzimmer. Die nach dem tiefschattigen Garten hinausgehenden Fenster waren geöffnet, der Duft der Blumen drang in das Zimmer und unmittelbar vor dem Fenster stieg der sprudelnde Wasserstrahl eines Springbrunnens empor, in welchem sich die goldgrünen Reflexe des durch die Baumkronen fallenden Sonnenlichtes spiegelten: es wäre unmöglich gewesen, einen Ort zu finden, der von tieferer Ruhe umgeben und geeigneter gewesen wäre, das den Orientalen so besonders süße und zum glücklichen Wohlbehagen unentbehrliche träumende Sinnen und Grübeln zu befördern.

An den Wänden des Zimmers hingen vortreffliche Oelbilder und englische Kupferstiche, mit Geschmack und Kunstverständniß ausgewählt, auf den Marmortischen, den Divans und Fauteuils und selbst auf dem Teppich, welcher den Boden bedeckte, lagen theilweise aufgeschlagen und unordentlich durcheinander geworfen Bücher von verschiedenen Größen in prachtvollen, modernen Einbänden, daneben Folianten in schwerem dunkelbraunem Leder mit alten goldenen und silbernen Beschlägen, sowie auch Pergamente mit türkischer und persischer Schrift; man sah, daß der Bewohner dieses Zimmers überall geistige Nahrung und Anregung suchte, dabei aber in unstätem Schwanken sich von einem Gegenstande zum andern bewegte, ohne sich in seinen Beschäftigungen von dem Geiste systematischer Ordnung leiten zu lassen.

Der Prinz Mehemed Murad, welcher damals sechsunddreißig Jahre alt war, ruhte in halb liegender Stellung auf einer breiten Chaiselongue von pariser Arbeit, auf dem Schreibtisch vor derselben lagen ebenfalls einige Bücher und zahlreiche Papierbogen, welche sämmtlich theilweise mit französischen und türkischen Schriftzügen bedeckt waren und auf welche der Prinz die gelegentlich in ihm aufsteigenden verschiedenartigen Gedanken niederzuschreiben pflegte. Mehemed Murad, welcher den schwarzen türkischen Rock trug, war von schlanker, eleganter Gestalt, seine Haltung und seine Bewegungen waren vornehm und natürlich anmuthig, doch war ihnen der Stempel körperlicher Schwäche und eines unsicher schwankenden Geistes aufgedrückt; sein bleiches, kränklich mattes Gesicht mit den dunklen, tiefliegenden Augen, die bald mißtrauisch forschten, bald träumerisch in weite Fernen zu blicken schienen, zeigte den Ausdruck eines regen geistigen Lebens; seine schönen Züge berührten sympathisch durch den über dieselben ausgebreiteten Schleier einer tiefen Melancholie. Der rothe Fez bedeckte sein kurz geschnittenes Haar und in seiner feinen weißen Hand hielt er ein Buch in blauen Sammet gebunden, in welchem er leicht die Lippen bewegend las.

„Es ist schwer," sagte er seufzend, indem seine Hand mit dem Buche auf seinen Schooß niedersank, „es ist schwer, diese so wunderbar erhabenen Gedanken in unserer Sprache wiederzugeben, und ebenso edle, hochtönende und dabei doch so klare Worte für dieselben wiederzufinden, als sie dem großen Shakespeare sich so leicht und natürlich darbieten, und doch finde ich in keinem Werke der europäischen Dichter so viel Verwandtschaft mit dem Geiste des Orients in seiner tiefsinnigen Philosophie und seiner so zarten und glühenden Poesie, als in diesem Hamlet, für den die Bande des Bluts, welche die menschlichen Herzen in Liebe verbinden sollen, zu glühenden Ketten werden, die seine Seele in den Abgrund der Nacht des Wahnsinns ziehen, und der in peinvoller Qual umherschwankt zwischen dem Vater, dessen Geist von ihm Rache fordert, und der Mutter, vor welcher die kindliche Ehrfurcht seine bewaffnete Hand niedersinken läßt. Und doch möchte ich so gern dieses herrliche Werk übersetzen, so übersetzen, daß die Worte meiner Sprache den Geist des Dichters völlig wiedergeben, daß ich dann einmal den Genuß haben könnte, dieses ganze Trauerspiel wie ein zusammenhängendes Kunstwerk in mich aufzunehmen, ohne daß das fremde Wort, das Grübeln über seinen Sinn den rauschenden Strom der Dichtung unterbricht. Bin ich nicht Hamlet — trage ich nicht wie jener Dänenprinz die hohe Begeisterung für Ruhm und Ehre, für Größe und Schönheit in mir, und bin ich nicht dennoch verurtheilt, wie ein unmündiger Knabe, zu leeren Kinderspielen, die männlichen Geistes und männlicher Kraft unwürdig sind? Fließt nicht auch in meinen Adern königliches Blut, das Blut der Khalifen, vor denen das Morgen- und Abendland zitterte, und bin ich nicht dennoch verurtheilt, zu sehen, wie das Reich, an dessen Aufbau so große Geister gearbeitet, zerfällt und in seiner Ohnmacht und Schwäche zum Spott der Welt wird, ohne daß ich im Stande bin, meinen Arm zu erheben zu seiner Rettung, zu seinem Wiederaufbau, und ohne daß mir etwas Anderes übrig bleibt, als in bitterer, von Niemand verstandener Selbstqual darüber nachzugrübeln, was meine gefesselte Hand nicht ändern kann. Müßte nicht mein Platz der nächste neben dem Throne sein, müßte ich, der Erbe des Reiches, nicht der Erste im Rath sein und der Erste an der Spitze der Waffenmacht meines Landes, anstatt mich hier in trostloser Einsamkeit zu begraben, und selbst in dieser Einsamkeit noch jedem neuen Tage mit Zittern und Furcht entgegenzusehen? Wäre mein Vater," sagte er finster, „der alten Sitte des Hauses Osman gefolgt, so wäre Jener, der heute das Reich Mahmud's und Selim's dem Abgrunde zuführt, in dunkle Nacht versunken, kaum hätte die Welt seinen Namen gehört und ich wäre heute der Padischah, ich führte heute den Säbel des Khalifen und die Fahne des Propheten, ich könnte heute die Kraft, die ich in mir fühle und die sich in Fiebergluten schmerzlich und nutzlos verzehrt, für die Größe meines Reiches und den Ruhm meines Namens wirken lassen."

Er ballte die Hand, einen Augenblick blitzte es wild und drohend in seinen Augen — dann aber sank er wieder schlaff zurück, Müdigkeit und trübe Wehmuth legten sich auf sein Gesicht, er blickte in das Buch und sagte mit trüber Stimme:

„To be or not to be — ich finde immer keinen Ausdruck, der mir genügt, um diese grübelnde Klage Hamlet's wiederzugeben, und doch empfinde ich sie so tief, doch liegt ja in diesen Worten das ganze Geheimniß, die ganze Frage auch meines Lebens; auch ich weiß nicht, ob ich bin oder nicht bin, ob ich lebe oder nicht lebe, ob nicht der Tod mit seinem Schlaf und selbst mit den Träumen, welche Hamlet fürchtet, tausendmal besser ist als dieß Leben, das kein Leben ist, dem die Ruhe des Schlafes fehlt und das sich doch nicht aufraffen kann zur Kraft des Willens und zur Freude der That."

Lange lehnte er schweigend in den Kissen seines Divans. Seine auf die aufgeschlagenen Seiten des Buches gehefteten Blicke wurden immer starrer und finsterer, unruhige Athemzüge stiegen aus seiner schwer arbeitenden Brust auf: „To be or not to be," stöhnte er leise — „sein oder nicht sein — leben oder nicht leben — denken oder nicht denken — — nein, nein," rief er dann heftig, das Buch fortwerfend — „nein, ich will nicht länger suchen, ich will nicht länger nachdenken, mein Geist verirrt sich nach dem Abgrunde hin, in den Hamlet versank und in den ich nicht versinken will, nicht versinken darf."

Er richtete sich auf, schlug einen großen, starken und prächtig verzierten Band auf, welcher auf seinem Schreibtisch lag, und vertiefte sich ebenso eifrig in die Heldensagen des alten persischen Dichters, wie er eben vorher noch das unsterbliche Trauerspiel des großen Briten durchforscht hatte.

Während er über das Buch gebeugt dasaß, trat durch eine mit schweren Teppichen verdeckte Thür, welche nach den inneren Räumen des Harems führte, eine junge und schöne Frau in dem prachtvollen und kleidsamen Kostüm, welches die Türkinnen im Innern des Hauses tragen. Ihre feine, schlanke Gestalt war eingehüllt in den weiten Entari mit langer Schleppe, der Chalwar, das weite Beinkleid, fiel über die Füße herab und ließ nur die Spitzen der goldgestickten Sammetpantoffeln sehen; um die Hüften schlang sich ein Gürtel von Kaschmir und den Kopf bedeckte die gewundene mützenartige Binde. Der weite Entari von blauem Damast war mit reichen Goldstickereien bedeckt und mit feinen Spitzen besetzt, Diamantringe glänzten auf den Fingern der schlanken Hände, und große Diamanten schmückten die Ohrringe. Trotz dieses ganz orientalischen Kostüms hatte die junge Frau in ihrer ganzen Erscheinung, in ihrem Gange und ihrer Haltung etwas durchaus Europäisches; ihr zartweißer Teint, die feinen Züge ihres etwas langgeschnittenen Gesichts, die blauen Augen und die hellblonden Haare, welche in Ringellocken zu beiden Seiten des Kopfes herabfielen, zeigten den Typus der Engländerinnen, und in der That entstammte Fatima, die Gemahlin des Prinzen Mehemed Murad, dem nordischen Insellande, wo sie einst als Miß Tomkins in dem berühmten Etablissement der Putzmacherin Madame Elise in der Regentstreet Directrice gewesen war. Sie hatte sich später in Konstantinopel etablirt, dort die Aufmerksamkeit des Prinzen Murad erregt und sich entschlossen, in dessen Harem einzutreten, wo sie bald einen hervorragenden Einfluß erwarb und sich zur Stellung der Gemahlin des Prinzen emporschwang. An der Hand führte sie ein Mädchen von etwa fünf bis sechs Jahren, ganz ähnlich gekleidet wie sie, nur daß das Gewand des Kindes kürzer war und der Chalwar weniger tief auf die Füße herabhing. Die Kleine hatte die blonden Locken ihrer Mutter, aber in ihren Augen flammte etwas von der unstäten Glut, welche man in den Blicken des Prinzen Murad bemerkte. Trotz der Jugend des Kindes lag in den noch so zarten, feinen Gesichtszügen ein Ausdruck von wilder, trotziger Entschlossenheit, und alle ihre Bewegungen zeigten ein gewisses Ungestüm. Sie trug in der Hand eine kostbar geschmückte Puppe von orientalischer Tracht und machte sich beim Eintritt in das Zimmer von der Hand ihrer Mutter los, um zu dem Prinzen hinzueilen und sich zärtlich an dessen Seite zu schmiegen.

Murad blickte von seinem Buche auf, ein freundliches Lächeln erhellte einen Augenblick sein finsteres Gesicht, er küßte die Stirn des Kindes und reichte der jungen Frau freundlich die Hand.

„Es ist schön, daß Du kommst, Fatima, und mir das Kind bringst," sagte er, „trübe Gedanken quälten mich und es that wohl noth, daß ich an einem freudigen Anblick mich erquickte. Ihr bringt mir Freude, ihr seid mir treu, ihr liebt mich," sagte er mit glücklich strahlenden Blicken, „denn ihr habt ja niemand Anderes als mich," fügte er mit schnell sich verändernden Gesichtszügen hinzu, indem sein Auge finster und mißtrauisch auf Fatima ruhte, „mein Arm, so schwach er auch sein mag, ist doch euer einziger Schutz, darum müßt ihr mich wohl lieben, denn was sollte aus euch werden, wenn ich nicht mehr da wäre!"

Die junge Frau schüttelte mehr traurig und schmerzlich als unmuthig das Haupt.

„Und nur darum," sagte sie, „sollte ich Dich lieben, mein theurer Gebieter? Hätte ich denn in der Freiheit da draußen bleiben können, wenn mein Herz mich zu Dir geführt, um mit Dir diese Einsamkeit zu theilen, die für eine freierzogene Frau unerträglich sein müßte, wenn sie nicht durch die Liebe erleuchtet und erwärmt würde? Du gibst mir diese Edelsteine und diese prachtvollen Stoffe — aber was nützt mir das, da meinen Schmuck Niemand bewundert und Niemand beneidet! O, glaube doch," sagte sie, sich zu ihm herabbeugend und ihren Arm um seine Schultern legend, „glaube doch, daß ich Dich liebe, daß ich Dich immer lieben würde, auch wenn Du mir keine Edelsteine geben würdest, auch wenn Du nicht der künftige Sultan wärst."

„Der künftige Sultan," sagte Murad leise; er lehnte sein Haupt zärtlich an Fatima's Schulter, aber seine Blicke blieben trübe und düster und der schmerzlich bittere Zug verschwand nicht von seinem Gesicht.

„Du mußt mich auch lieben, mein Vater," rief das Kind, ganz glücklich über die Veränderung in dem Ausdruck des Prinzen, „und Du mußt mir eine Bitte gewähren, mit der sie mich Alle zurückweisen, auch meine Mutter und die gute alte Refia, meine Dienerin, die Du ja kennst und die mir so schöne Märchen erzählt."

„Nun und was willst Du, meine kleine Fehime," sagte Murad, dessen finstere Schwermuth bei dem freundlichen Geplauder des Kindes fast ganz verschwunden war, „was verweigern sie Dir so hart und unfreundlich, daß Du mit Deinem Wunsch zu mir kommen mußt; sage es mir, Du sollst mich heute nicht umsonst bitten."

„Sieh' hier," fuhr sie eifrig fort, „man gibt mir diese Puppe und lehrt mich, sie an- und auszukleiden und sie in ihr Bett niederzulegen, und das will ich nicht," sagte sie trotzig den Kopf aufwerfend und mit dem kleinen Fuß auf den Boden tretend, „denn das ist ein Spiel für ein kleines Mädchen, aber ich will kein Mädchen sein, ich will ein Knabe sein und ein Mann werden wie Du, mein Vater, und wie all' die großen Padischahs es waren, von denen ich abstamme. Dieß Spielzeug will ich nicht," sagte sie, die Puppe zornig in einen Winkel des Zimmers werfend, „ich will einen Säbel und ein kleines Pferd sollst Du mir geben, damit ich mich jetzt, da ich noch klein bin, üben und stärken kann, um einst hinauszureiten gegen den Feind und sie niederzuschlagen, wenn ich ein Mann sein werde, wie es die großen Sultane Bajazid und Mahmud gethan, von denen Refia mir erzählt."

Murad's Gesicht war todtenbleich geworden, entsetzt starrte er das Kind an, das mit erhobenem Arm vor ihm stand, als wolle es jetzt schon das Schwert im Kampfe schwingen und sein Schlachtroß gegen den Feind spornen.

„Schweig', mein Kind, schweig'!" rief er mit bebender Stimme, „niemals wieder dürfen solche Worte über Deine Lippen kommen; verlangst Du Edelsteine oder Blumen oder Vögel, oder zierliche Sachen, Du sollst sie haben, aber niemals darfst Du verlangen, was Dir nicht ziemt. Du bist ein Mädchen, Säbel und Pferde gehören nicht den Frauen — schweig'," sagte er so rauh und heftig, daß das Kind ängstlich zurückwich und Thränen in seine Augen traten, „schweig' und laß mich nie wieder solche vermessene Bitten hören."

„Wer um Gottes willen," sagte Murad in englischer Sprache, „hat solche Gedanken in den Kopf des Kindes gebracht."

„Es ist die Natur, welche aus dem Kinde spricht; der kleine Saladin bricht durch die Hülle der Fehime, und gegen die Natur," sagte sie seufzend, „ist alle Vorsicht ohnmächtig. Wäre es nicht besser, wenn wir selbst das Geheimniß ent-

hüllten, daß dieß Kind ein Knabe ist, und je lauter wir es enthüllen, je weiter es in die Welt dringt, um so weniger Gefahr wird dabei sein; man kann doch heute nicht mehr, da die Augen von ganz Europa hieher gerichtet sind, die Knaben erdrosseln, wie man es vor hundert Jahren zur Zeit der finsteren Barbarei that."

„Um Gottes willen, nein, nein," rief Murad, „das darf nicht sein, verbanne solche Gedanken aus Deiner Seele, verschließe Deine Lippen mit undurchdringlichem Siegel, denn bei dem Allmächtigen, das Wort, welches dem Padischah die Kunde von dem Geschlecht dieses Kindes brächte, würde das Todesurtheil des armen, unschuldigen Wesens sein. Schon fürchtet er mich, die Güte, die er mir früher bewies, ist verschwunden, mehr und mehr sucht er meinen Verkehr mit der Welt einzuschränken; wüßte er, daß ich einen Sohn hätte, so würde dieser Sohn nicht ein Jahr mehr am Leben sein."

„Aber, mein Gott," sagte Fatima ängstlich zitternd, aber doch noch ungläubig, „wie soll sich dieses Geheimniß bewahren lassen? Bald wird das Kind selbst in seiner Haltung, in seinen Blicken, in seinen Mienen sein Geschlecht verrathen, es wird unmöglich werden, die anderen Frauen von ihm fern zu halten, und wenn dann das Geheimniß entdeckt wird, würde dann dem theuren Leben nicht größere Gefahr drohen, als wenn wir jetzt mit kluger Ueberlegung den Schleier lüften?"

Ein düsteres Feuer glühte in Murad's Augen; er zog Fatima zu sich heran und sagte:

„Du bist nicht wie die Sklavinnen hier, die ruhig und gleichgültig aus einer Hand in die andere gehen und ihren Herrn wechseln wie ein Gewand, die nicht das Bewußtsein haben, daß ihre Seelen von Gott geschaffen sind — Dir kann ich sagen, was Du doch wissen mußt, um mit aller Sorgfalt das Geheimniß zu bewahren, an welchem das Leben unseres Kindes hängt. Wohl wird es nicht immer möglich sein," fuhr er noch leiser fort, „dieß Geheimniß zu bewahren, aber es wird eine Zeit kommen, und vielleicht wird sie bald kommen, da das nicht mehr nöthig ist. Der Padischah lebt in wilder Aufregung, Furcht und Argwohn untergraben seine Kräfte, vergiften sein Blut, und im Rausch der schweren Weine sucht er sich zu betäuben. Er ist krank, ich weiß es, lange kann er der Zerrüttung nicht widerstehen, die schon ihr Werk begonnen hat, und vielleicht wird noch früher, ehe sein Körper gebrochen ist, die Stunde schlagen, die den Thron frei macht. Unzufriedenheit gährt überall, Erbitterung erfüllt alle Herzen über die Niedrigkeit und Schwäche der Regierung, welche nicht die Kraft hat, die rebellischen Provinzen niederzuschlagen, und in ihrer Verblendung die eigenen Truppen nicht bezahlt, welche sie doch gegen die äußeren Feinde und gegen die Erbitterung des eigenen Volkes schützen müssen. Ich weiß das Alles, ob man mich auch abzuschließen sucht von aller Welt, es kommen doch Freunde, die mir sagen, was draußen vorgeht; Freunde," fuhr er mit bitterem Hohnlachen fort, „sind es freilich nicht, es sind Feinde der Regierung, es sind Verräther an dem Sultan, und wenn ich einst an seiner Stelle sein werde, werde ich damit beginnen, ihnen den Kopf vor die Füße zu legen, denn sie würden auch gegen mich thun, was sie gegen Abdul Aziz gethan. Doch genug, ich weiß, daß die Erbitterung nur noch einen Grad höher zu steigen nöthig hat, um die Macht, die sich heute für unumschränkt hält und allem Recht und Gesetz glaubt trotzen zu können, zu zerschmettern und in's Nichts herabzustürzen — dann aber," sagte er, sich stolz aufrichtend, „bin ich der Padischah, dann wird mein Sohn sich nicht mehr unter Weiberkleidern verstecken dürfen, dann wird er erzogen werden, wie es einem Prinzen vom Blute Osman's gehört. Ich werde nicht wie Abdul Aziz darnach trachten, die alte Erbfolge unseres Hauses umzustürzen, aber ich werde alle Prinzen meines Blutes theilnehmen lassen an der Arbeit für das Wohl und den Ruhm des Reiches; jeder soll an seinem Platze stehen, jeder soll seine Pflicht kennen lernen und sie erfüllen, wie das Sitte ist in den Regentenhäusern des Abendlandes. Das aber, meine Fatima, wird kommen, lange bevor die Natur selbst unser Geheimniß enthüllen wird, darum sei ruhig, sorge nicht für die Zukunft, aber hüte Dich, jetzt mit einem Wort oder einem Blick das Geheimniß zu verrathen; denn noch hat der Padischah die Macht, dem Mord zu gebieten, das Haupt unseres Kindes dem Verderben zu weihen."

„Ich begreife, mein Freund," sagte Fatima, „und ich werde schweigen!"

„Du wirst schweigen," sagte Murad in dumpfem, rauhem Ton, indem seine Augen einen unheimlichen Glanz annahmen, „Du wirst schweigen, denn beim heiligen Namen des Propheten, bei dem Blute meines Hauses schwöre ich Dir, daß mein eigener Säbel Dein Haupt vor meinen Augen in den Sand rollen lassen wird, wenn das Geheimniß, an dem das Leben Deines Sohnes hängt, ein fremdes Ohr erreicht. Wenn Abdul Aziz sich das Recht anmaßt, meinen Sohn zu erwürgen, so wird er auch mir das Recht lassen, ein ungetreues Weib zu bestrafen."

Immer drohender waren seine Worte geworden, immer wilder funkelten seine Augen; Fatima wich entsetzt zurück, sie zog das traurig im Winkel sitzende Kind an sich, als wolle sie dasselbe schützen vor dem drohenden Ausbruch der Wuth, welche Murad's Züge entstellte. Seufzend beugte sie das Haupt, kreuzte demüthig die Arme über der Brust und sagte, indem sie wieder zu ihm herantrat und die Kniee vor ihm beugte:

„Sei gewiß, mein Herr und Gebieter, daß ich auch nicht mit dem Hauch eines Gedankens gegen Deinen Willen mich auflehnen werde."

„Ich weiß es," sagte Murad, schnell besänftigt, „ich weiß es, aber auch Du mußt wissen, wie groß die Gefahr ist, die über dem Haupte Deines Kindes schwebt."

Er beugte sich zu ihr herab, schlang seinen Arm um ihre Schultern und drückte seine Lippen auf ihr blondes Haar. Auch das Kind kam heran, es hatte die in englischer Sprache gesprochenen Worte nicht verstanden, aber es suchte instinktmäßig seinen Platz an der Seite seiner liebevoll umschlungenen Eltern.

Fabri Bey, der Kämmerer des Sultans, trat in das Gemach, erschrocken fuhr Murad auf, Fatima verdeckte ihr Gesicht mit den weiten Aermeln ihres Gewandes.

„Was willst Du?" rief Murad heftig, während auf seinen Wink Fatima mit dem Kinde sich entfernte, „wie kannst Du es wagen, hier einzutreten, ohne Dich anzumelden, elender Sklave, hast Du vergessen, daß in meinen Adern das Blut der Khalifen rollt? Hast Du vergessen, daß ein Tag kommen wird, an welchem ich Dein Herr sein werde?"

„Der großmächtige Padischah sendet mich," erwiederte Fabri Bey, der noch mit einer Hand die Thür nach dem Vorzimmer geöffnet hielt, „ich kenne keinen andern Herrn als ihn."

Murad machte eine Bewegung, als ob er sich auf den so hochmüthig sprechenden Diener stürzen wolle; dieser aber schloß die Thür, trat schnell zu ihm heran und sprach schnell, indem sein Gesicht die Miene tiefster Unterwürfigkeit annahm:

„Ich vergesse nicht, was ich Dir schuldig bin, hoher Sultan, ich vergesse nicht, daß Du berufen bist, nach dem Gesetz des Propheten eines Tages mein Herr zu sein, und ich wünsche nur, daß Du, wenn einst dieser Tag kommt, Dich Deines demüthigen Dieners Fabri Bey erinnern mögest, der nur den Wunsch hat, Dir zu dienen."

Erstaunt sah Murad den plötzlich so vollständig verwandelten Kämmerer an.

„Und Deine Botschaft?" sagte er.

„Der Padischah hat mir befohlen, Dich sogleich zu ihm zu rufen," erwiederte Fabri Bey, „und ich, hoher Sultan, rathe Dir — ein guter Rath ist mehr werth als ein schnelles Pferd und ein schneidiger Säbel — ich rathe Dir fest zu halten, was man auch immer von Dir verlangen möge, fest zu halten vielleicht nur noch auf kurze Zeit. Und da ich weiß, daß Du sanftmüthig und weich bist und leicht bewegbar durch Bitten und Drohungen, so nimm Deinen Bruder Abdul Hamid Effendi mit Dir, denn er ist fest und unbeugsam, sein starker Sinn wird auch Deinen Muth aufrichten."

„Und was," fragte Murad, „was geht vor, was soll ich? worin soll mein Bruder mir beistehen?"

„Meine Zeit ist zu Ende, erhabener Sultan," erwiederte Fabri Bey, „auch die Wände haben Ohren und Deine Diener draußen zählen die Minuten, die ich bei Dir bin. Nimm Deinen Bruder Abdul Hamid mit und sei fest und stark."

Ehe Murad noch einmal fragen konnte, war der Kämmerer leise fortgleitend verschwunden.

Lange stand Murad sinnend da.

„Sollte das, was ich kommen sehe, was soeben in unvorsichtiger Wallung über meine Lippen trat, sich schon erfüllen? Nun denn, ich will meinem Schicksal entgegentreten, — Allah bestimmt das Kismet. Dieser Fabri Bey verräth seinen Herrn, er muß fühlen, daß dessen Macht schwankt, der Rath, den er mir gibt, wird aufrichtig sein."

Er gürtete seinen Säbel um, den er von einem Waffengestell nahm, steckte einen Dolch in seinen Rock und ging dann durch das Vorzimmer nach dem Gange hin, welcher seine Wohnung mit der seines Bruders, des Prinzen Abdul Hamid Effendi, verband.

Das Zimmer, das dieser Prinz bewohnte, war in Allem das Gegentheil von Murad's Gemach. Kein Teppich bedeckte den Parketboden, an den Wänden hingen statt der Oelbilder und Kupferstiche große Landkarten von allen Ländern Europas; streng geordnet nach den verschiedenen Materien standen Bücherreihen auf einfachen Gestellen, aber unter all' diesen zahlreichen Bänden war die schöne Literatur und die Kunst kaum vertreten, man sah nur militärische, geographische, mathematische Werke, und sie waren alle so systematisch geordnet, so genau numerirt, daß man jeden Band nach Bedürfniß ohne mühsames Suchen im Augenblick finden konnte.

Abdul Hamid, einige Jahre jünger als sein Bruder Murad, glich demselben in seiner schlanken, anmuthig gewachsenen Gestalt, aber seine Haltung war gerade aufgerichtet, streng und gemessen. Sein feines orientalisches Gesicht, das für ein nordisches Auge an den jüdischen Typus erinnerte, zeigte kalte Verschlossenheit, das geistige Leben schien mehr nach innen gekehrt und der gerade vorwärts gerichtete Blick seiner dunklen Augen schien bestrebt zu sein, ebensosehr die eigenen Gedanken zu verhüllen, als die fremden zu durchdringen. Die Spitze seiner gekrümmten Nase bog sich ein wenig über die Oberlippe herab, welche von einem schwarzen Schnurrbart beschattet wurde. Auch er trug den Fez und den einfachen türkischen Rock. Er saß auf einem hölzernen mit Stroh geflochtenen Lehnstuhl vor einem breiten Tisch, auf welchem eine große Karte ausgebreitet war, daneben lag aufgeschlagen die Geschichte des Krieges von 1870, und der Prinz war beschäftigt, sich durch Nadeln mit farbigen Köpfen die Stellungen und Bewegungen der Armeen zu vergegenwärtigen. Er erhob sich, als sein Bruder eintrat, und ging ihm mit freundlichem, aber mehr artigem und verbindlichem als innig herzlichem Gruße entgegen.

„Der Padischah hat mich rufen lassen," rief Murad, „ich weiß nicht, was er will — Gutes kaum nach der Behandlung, die wir in der letzten Zeit von ihm erfahren."

„Du mußt es hören," erwiederte Abdul Hamid, „und darnach überlegen, was Du zu thun hast."

„Ueberlegen!" rief Murad heftig, „wird er erlauben zu überlegen, wenn er befiehlt, da er den Gehorsam verlangen kann?"

„Es gibt Augenblicke," sagte Abdul Hamid, „in denen dem Befehl die Macht fehlt, den Gehorsam zu erzwingen, und in denen dann also dennoch die Ueberlegung möglich und darum geboten ist."

„Ein solcher Augenblick," sagte Murad, „ist es nicht, wenn ich allein vor Abdul Aziz stehe, wenn ein Wink seiner Hand genügt, mich seinen Saptiehs auszuliefern."

„Und dennoch," erwiederte Abdul Hamid, „scheint mir gerade jetzt der Augenblick da zu sein, in welchem es für uns, für Dich insbesondere, wohl an der Zeit ist zu überlegen, ob wir den Befehl des Padischah ausführen sollen oder nicht. Hast Du den Lärm gehört?"

„Welchen Lärm?" fragte Murad, „ich war in meinem Zimmer."

„Draußen vor dem Palast," erwiederte Abdul Hamid, „die Stimmen drangen brausend hieher."

„Ich hörte es von fern," sagte Murad, „es wird viel Volk auf den Straßen gewesen sein."

„In der That," sagte Abdul Hamid, „es muß viel Volk versammelt gewesen sein, denn das Geschrei war groß und ich unterschied die Worte: ‚Nieder mit Mahmud Paschah! — Nieder mit Hassan Fehmi!‘ Ich hörte die Namen Hassan Hairullah und Midhat; Hassan Hairullah kenne ich, es ist ein gelehrter Scheik, der es niemals erlauben würde, daß die alte Erbfolge unseres Hauses geändert würde zu Gunsten Yussuf Izzeddins, wie es der Padischah beabsichtigt."

„Ah," rief Murad, weit die Augen öffnend, „das ist also Aufruhr — was wird geschehen?"

„Was geschehen würde," erwiederte Abdulð Hamid, „wenn ich an Stelle des Padischah wäre, das weiß ich: ich würde fallen oder die Aufrührer zerschmettern — jetzt aber wird man mit ihnen verhandeln und ihnen nachgeben, indem man zugleich den Plan faßt, sie später zu überlisten, und Du begreifst, mein Bruder, daß es in solchem Augenblick für Dich wohl gerathen ist zu überlegen, ob Du einem Befehl gehorchen sollst oder nicht; sei gewiß, daß man es nicht wagen wird, jetzt gerade, da sich manches Auge nach Dir wendet, Gewalt zu gebrauchen."

„Ja, ja, Du hast Recht," rief Murad, „der Rath war doch gut."

„Welcher Rath?" fragte Abdul Hamid schnell.

„Fabri Bey, der mir den Befehl des Padischah brachte, rieth mir, Dich zu bitten, daß Du mich begleiten mögest."

„Fabri Bey," sagte Abdul Hamid kopfschüttelnd — „dann steht es schlecht um die Macht des Padischah. Hätte ich nicht die tausendstimmigen Rufe da draußen vor dem Palast gehört, so würde ich böse Tücke in diesem Rathe suchen, ich könnte die Absicht vermuthen, uns Beide auf einmal in eine Falle zu führen — aber das wagt man heute nicht. Da Du es also wünschest, mein Bruder, so will ich Dich begleiten, aber ich bitte Dich, sei fest, und wenn Dein Herz schwanken sollte vor Drohungen oder Versprechungen, so höre auf meine Worte, folge meinem Rath."

„Ich verspreche es," sagte Murad, während Abdul Hamid seinen Säbel anlegte, um sich dann mit seinem Bruder nach den Gemächern des Sultans zu begeben.

Fabri Bey empfing die beiden Prinzen im Vorzimmer mit der hochmüthig gleichgültigen, fast herablassend beleidigenden Miene, welche dieser vertraute Diener des unumschränkten Souveräns auch den höchsten Würdenträgern gegenüber beibehielt, nur drückte er durch ein flüchtiges, kaum bemerkbares Augenblinzeln dem Prinzen Murad seine Zufriedenheit darüber aus, daß dieser den ihm ertheilten Rath befolgt habe.

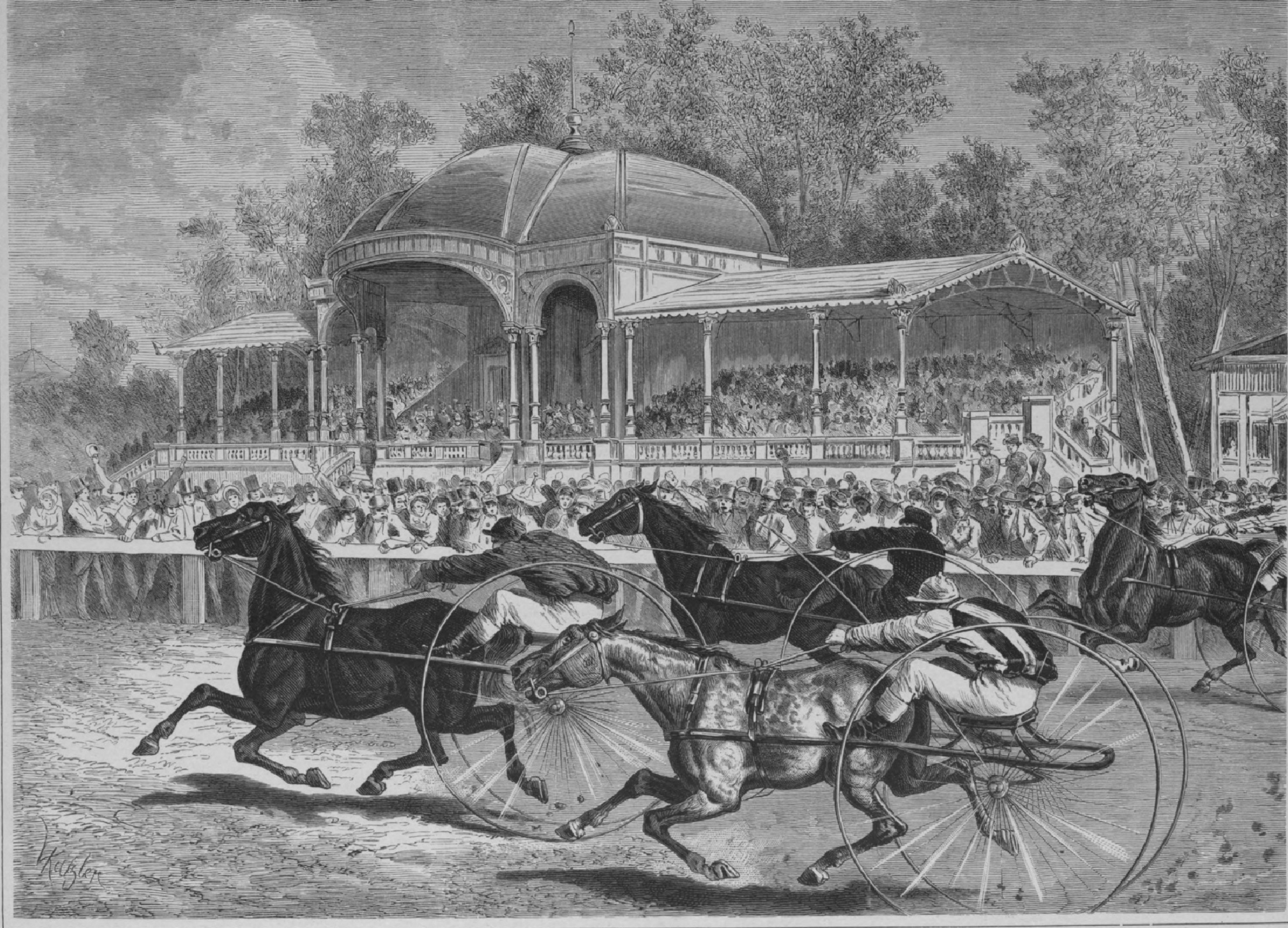
Er führte die beiden Brüder in das innere Gemach des Sultans.

Abdul Aziz war allein und erhob sich, als seine Neffen ihn ehrfurchtsvoll auf türkische Weise begrüßten, von seinem Divan, um ihnen entgegen zu gehen. Er stutzte, als er Abdul Hamid erblickte.

„Ich hatte Dich rufen lassen, Mehemed Murad," sagte er, indem seine Augenbrauen sich finster zusammenzogen, „und erinnere mich nicht, von Deinem Bruder Abdul Hamid gesprochen zu haben."

„Ich aber," erwiederte Murad mit festem Ton, aber doch ein wenig befangen von der Scheu, die er seinem Oheim gegenüber stets empfand, „ich habe meinen Bruder gebeten, mich zu begleiten; es scheint mir, daß es sich für ihn ziemt, ebenfalls anzuhören, was Deine Majestät mir zu sagen hat, da er nach mir der Nächste ist zur Erbfolge im Reich und berufen ist, an meine Stelle zu treten, wenn Allah mich vorzeitig abrufen sollte."

Das Gesicht des Sultans färbte sich dunkelroth, heftiger Zorn loderte in seinen Blicken auf — da bewegte sich die



Das Trabwettfahren auf dem neuen Trabrennplatz in Wien. Originalzeichnung von V. Katzler.

schwere Portière an der Thür nach den inneren Gemächern, als ob ein Zugwind vom Fenster her sie gestreift habe, der Sultan hörte das Rauschen der Falten, schnell veränderte sich sein Gesicht und nahm wieder seinen früheren freundlichen Ausdruck an. Auch Abdul Hamid hatte das Auge nach dem Thürvorhang hingewendet, er glaubte zu bemerken, daß unter einer Falte desselben sich ein kleiner Streifen eines andern Seidenstoffes hervorschiebe, und ein flüchtiges Lächeln glitt eine Sekunde lang über seine Lippen.

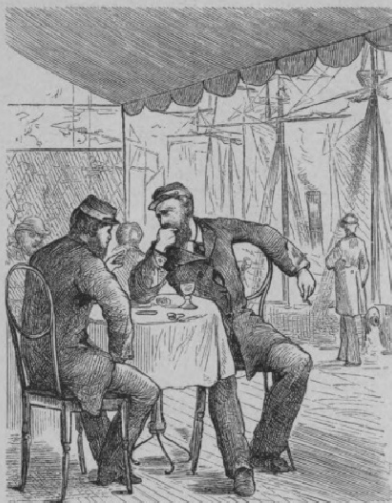
„Gut," sagte der Sultan, „da er hier ist, so mag er bleiben, es ist vielleicht besser so, und Deine Worte erinnern mich, daß das, was ich Dir zu sagen habe, auch ihn betrifft. Du sprachst," fuhr er fort, während Murad in höchster Spannung aufhorchte und Abdul Hamid kalt und fast theilnahmlos zu Boden blickte, „von der Erbfolge unseres Hauses, die nach dem alten Gesetze Dir zusteht. Ich habe indeß überlegt, wie viel Unsicherheit diese Art der Erbfolge, welche stets den Haß der einen Linie gegen die andere erweckt, in unser Reich und in unser Haus bringt, wie viel fester und besser geordnet die Verhältnisse in den europäischen Staaten sind, in denen die Herrschaft vom Vater auf den ältesten

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



„Ah so, da steht mein Regenschirm! Mein Herz will ich Ihnen lassen, aber meinen Regenschirm nicht, mein Fräulein!"



Kapitän W.: Denken Sie sich, hat da neulich einer meiner besten Matrosen den Seedienst quittirt, um eine Stellung an der städtischen Steuer anzunehmen.

Kapitän K.: Oho, so schnell hätte ich ihn doch nicht zum Steuermann avanciren lassen.



Regisseur (zur Theaterbrandwache): Sollte zum Beispiel eine Dame durch irgend einen Zufall in Flammen gerathen, so werfen Sie sofort die nasse Decke über sie und drücken sie fest an sich!

Feuerwache (für sich): Herrgott! Wenn sie nur ein bissel anbrennen thät'!

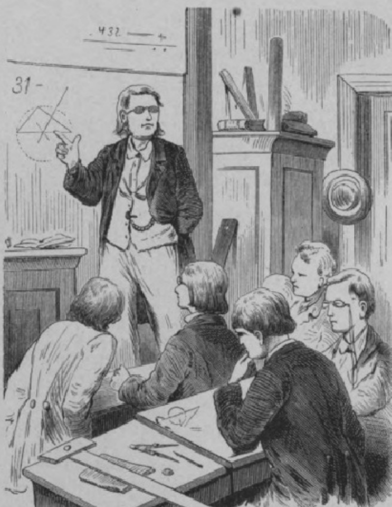


A.: Na, sage, wie gefällt Dir die Tochter unseres neuen Rektors?

B.: Bedaure, habe sie immer nur bekneipt gesehen.

A.: Was? Fräulein Selma ist immer bekneipt gewesen?

B.: Nee, die nich, aber ich!



Professor der Mathematik: Sie haben durchaus nicht nöthig, diese Hülfslinie zu ziehen, es ist dieß eine sogenannte Eselsbrücke, die augenblicklich nur ich benütze!



(Student hat stark geklingelt.)

Dienstmädchen: Zu wem wollen Sie denn?

Student: Ich? Zu Niemanden — hier aber steht: „Man bittet, stark zu klingeln." Na, diesen Gefallen konnte ich Ihnen schon thun!

Sohn übergeht und in denen das natürliche Gefühl, die natürliche Ordnung der Familie mit dem Staatsgesetz der Regierungsfolge im Einklang steht. Ich habe es deßhalb für richtig erachtet, auch in meinem Reiche und in unserem Hause diese Erbfolge vom Vater auf den Sohn einzuführen, und der Scheik ul Islam hat mir bestätigt, daß eine solche Aenderung den heiligen Gesetzbüchern nicht zuwider läuft.

„Ich könnte," fuhr er, streng in Murad's von innerer Bewegung zuckendes Gesicht blickend, fort, „das neue Gesetz aus meiner Machtvollkommenheit als Nachfolger der Khalifen und Stellvertreter des Propheten erlassen, aber ich liebe auch Dich, mein Neffe, ich will auch nicht den Schein auf mich nehmen, als ob ich hart und ungerecht gegen Dich sei, darum habe ich beschlossen, mit Dir zu sprechen und Dir selbst den Fall vorzulegen. Du wirst wie ich begreifen, wie viel unser Reich und unser Haus an Sicherheit und Festigkeit wie an innerem Frieden gewinnen würde, wenn jedesmal der Sohn auf den Vater folgte und in dessen Sinn und Geist weiter regierte; ich will keinen Machtspruch thun, wie es mir zusteht, sondern ich bitte Dich aus Liebe für das Reich unserer Vorfahren, auf Dein Erbfolgerecht zu verzichten und der neuen

Ordnung der Dinge Deine Zustimmung zu geben, wie ich auch dieselbe Bitte an Deinen Bruder Abdul Hamid richte."

„Nein!" rief Murad, der kaum abzuwarten vermocht hatte, bis der Sultan schwieg — „nein, niemals werde ich auf mein heiliges und unanfechtbares Recht verzichten! Ich bin Dein Diener, großmächtiger Padischah, und habe Dir zu gehorchen, so lange Du lebst — aber das Recht der Zukunft, das zugleich eine schwere Pflicht gegen das Reich und das Volk der Gläubigen ist, werde ich niemals aufgeben."

„Und ich, erhabener Padischah," sagte Abdul Hamid, „freue mich, daß ich in diesem Augenblicke nicht gezwungen bin zu antworten, denn ich würde dieß nicht thun können, bevor ich nicht lange in ernstem Gebet Allah um Erleuchtung angefleht hätte, denn nicht menschliches Wissen und menschlicher Rath vermag eine solche Frage zu entscheiden. Aber für mich liegt der Augenblick solcher Entscheidung fern, mein Bruder Murad ist der Nachfolger auf Deinem Thron und so lange er sein Recht nicht aufgibt oder Allah nicht über seine Tage beschließt, besitze ich kein Recht und kann auch nicht über dasselbe verfügen."

Abermals wallte der Zorn in dem Sultan auf, abermals aber rauschten die Falten des Thürvorhanges und noch deutlicher sah Abdul Hamid den schmalen, anders gefärbten Streifen unter demselben sich bewegen — wieder überwand der Sultan seine Aufwallung und sagte freundlich und ruhig, wenn auch mit leicht zitternder Stimme:

„Höre mich an, Mehemed Murad. Das Recht, das Du für das Wohl des Reiches aufgeben sollst, ist für Dich von zweifelhaftem Werth; Du stehst mir im Alter nicht so fern, wie es der Vater dem Sohne thut; ich fühle mich stark und kräftig und wenn Allah seine schützende Hand über meinem Haupte hält, so kann ich mein Leben fortführen, bis Du ein alter Mann bist, und wenn Du dann zur Herrschaft gelangst, so hat sie vielleicht kaum noch einen Werth. Wenn Du aber freiwillig auf Deine Rechte verzichtest, wenn Du der neuen Ordnung, welche für immer die Herrschaft vom Vater auf den Sohn vererben soll, Deine Zustimmung gibst, so will ich Dich reich belohnen, wie es ein solches Opfer für das Wohl des Reiches verdient. Der Palast soll Dein eigen sein, den Du Dir selbst wählst; Du selbst magst die Summe bestimmen, die ich Dir zum freien Vermögen übergeben werde; Du sollst Muschir sein und den ersten Rang nach meinem Thronfolger im Reiche haben, und wenn sonst noch ein Wunsch in Deinem Herzen lebt, so sprich ihn aus und er soll erfüllt werden."

Einen Augenblick schien Murad geblendet von den glänzenden Aussichten, welche die Worte des Sultans ihm eröffneten; er drückte die Hand vor die Augen, das Bild seines kleinen Sohnes Saladin stieg vor ihm auf, ein schwerer Seufzer stieg aus seiner Brust empor. Der Sultan sah mit freudiger Ungeduld die Bewegung seines Neffen, Abdul Hamid beobachtete mit kalten, prüfenden Blicken.

„Auch für Dich soll gesorgt werden, mein Neffe Abdul Hamid, für Dich läge ja die Möglichkeit des Erbrechts noch ferner; aber auch Du und Deine jüngeren Brüder sollen reich bedacht werden und eine Ausstattung erhalten, wie sie den Prinzen meines Hauses geziemt, unter denen fortan, wenn erst das neue Gesetz ausgeführt ist, nicht mehr Haß, Mißgunst und Furcht, sondern Liebe und Vertrauen und gleiche Sorge für das Wohl unseres Hauses und des Reiches herrschen soll."

Abdul Hamid neigte das Haupt so tief, daß es unmöglich war, den Ausdruck seines Gesichts zu erkennen. Murad aber rief laut:

„Nein, großmächtiger Padischah, nein, ich kann es nicht, mein Gewissen verbietet mir, das heilige Recht aufzugeben, das meine Geburt mir gegeben. Allah hat mich zum Herrscher auserwählt, das ist mein Kismet, und dem Kismet darf Niemand widerstreben, Jeder muß es auf sich nehmen mit allem Ruhm und aller Ehre und aller Last und aller Arbeit, die es bringt."

Die Adern auf der Stirn des Sultans schwollen an, aber dennoch hielt er zurück und sagte mit einer Stimme, welche durch ihre gewaltsam festgehaltene Ruhe beängstigend klang:

„Dein Kismet war es, längst im Grabe zu ruhen; denn hätte ich gehandelt, wie unsere Vorfahren handelten, so wäre Dein Leben beendet gewesen an dem Tage, an welchem ich das Schwert des Khalifen umgürtete. Und nun wagst Du mir zu trotzen, Undankbarer," sagte er, seinen Zorn unterdrückend, mit fast bittendem Ton, „Du willst das Recht einer ungewissen, fernen Zukunft nicht Deinem Hause und Deinem Vaterlande opfern, obgleich ich doch für dieses Recht Dir so hohen Preis biete, daß Du der Erste sein sollst neben dem Thron?"

„Nein, erhabener Padischah, nein," rief Murad, „es gibt keinen Preis in der Welt, für den ich mein Recht hingeben möchte, das höchste und herrlichste Recht, das Allah einem seiner Söhne geben kann. Behalte Deine Paläste und Dein Gold, ich will die Hoffnung behalten, einst siegreich das Schwert des Khalifen zu führen und das Reich Saladin's und Soliman's wieder zu seiner alten Größe hinaufzuführen."

Die Züge des Sultans verzerrten sich auf entsetzliche Weise.

„Ha," rief er, „jetzt kenne ich Dich, Elender, das ist der Dank dafür, daß ich Dein Leben geschont habe! Ja, jetzt weiß ich es, Du bist im Bunde mit jenen Aufrührern, die sich gegen meinen Willen empören, Du wartest auf die Erbschaft meiner Herrschaft — aber beim Propheten, sie soll Dir niemals zu Theil werden. Was ich versäumt habe, soll nachgeholt werden; Dein Leben, das verwirkt war, das ich bis jetzt geschont, soll der Sicherheit meines Thrones zum Opfer fallen; Dein Trotz soll gebrochen werden, Du sollst nicht länger meine Feinde zum Ungehorsam gegen mich aufreizen!"

Er hatte den Säbel aus der Scheide gerissen und stürzte taumelnd vor Wuth und nur noch unverständliche Laute ausstoßend gegen Murad vor. Dieser wich zurück, er war todtenbleich, wilder, unbändiger Haß flammte in dem Phosphorglanz seiner Augen, im Nu hatte er den Dolch aus seinem Rock gerissen und erwartete mit erhobenem Arm den Angriff des Sultans, bereit, den funkelnden Stahl in dessen Brust zu versenken — da aber öffneten sich die Falten des Thürvorhangs, die Sultanin Valide erschien hinter denselben, sie warf sich ihrem Sohn entgegen; auf die Gefahr hin, von der erhobenen Klinge seines Säbels getroffen zu werden, schlang sie die Arme um ihn und riß ihn rückwärts. In demselben Augenblick hatte auch Abdul Hamid Murad's Arm erfaßt und hielt seinen Bruder, trotz der verzweifelten Anstrengung, mit welcher dieser sich zu befreien versuchte, fest.

Abdul Aziz und Murad standen keuchend und sich mit den Blicken durchbohrend gegenüber.

„Sei ruhig, mein Sohn," sagte die Sultanin, „hat er sich vergangen und die Ehrfurcht gegen Dich vergessen, so werden Deine Richter sein Urtheil sprechen; Deiner Würde ziemt es nicht, die Hand gegen ihn zu erheben, Du darfst nicht Dein eigener Henker sein."

„Ich erwarte das Urtheil," rief Murad, „das die Diener seiner Willkür und seines Hasses über mich fällen mögen; über uns steht ein höherer, ein gerechter Richter, er wird von ihm für mein Blut Rechenschaft fordern, Rechenschaft fordern von ihm für das Elend des Reiches, das er verschuldet, für die Schmach und die Schande, die er über den Namen Osman's gebracht."

Die Sultanin Valide hatte ihre Hand auf die Stirn ihres Sohnes gedrückt, es schien, als ob ihr ein magnetischer Einfluß entströmte; des Sultans glühendrothes Gesicht wurde bleicher und bleicher, seine zuckenden, schäumenden Lippen preßten sich fest auf einander, finstere Drohung lag in seinen Blicken.

„Du hast Recht, meine Mutter," sagte er mit rauher, harter Stimme, „dem Padischah ziemt es nicht, mit eigener Hand die Aufrührer und Verräther zu strafen. Ich will den Schwur nicht brechen, den ich bei dem heiligen Namen des Propheten meinem sterbenden Bruder geleistet, das Leben seiner Kinder soll erhalten werden, aber ich will mich schützen gegen ihren tückischen und verbrecherischen Sinn."

Er klatschte in die Hände und befahl dem sofort erscheinenden Kämmerer, seinen Adjutanten zu rufen.

Hussein Pascha trat ein und blickte erstaunt auf diese so außergewöhnliche Szene, denn noch immer hatte die Sultanin Valide ihre Arme um Abdul Aziz geschlungen, welcher den blanken Säbel in seiner Hand hielt, noch immer hielt Abdul Hamid Murad's mit dem tödtlichen Dolch bewehrten Arm.

„Rufe sechs Mann von meinen Saptiehs!" befahl der Sultan, und als nach wenigen Augenblicken die Palastgendarmen mit klirrenden Waffen eintraten, fuhr er fort:

„Sultan Mehemed Murad Effendi soll in seine Wohnung zurückgeführt werden, ohne daß er mit Jemand ein Wort wechselt. Vor dem Eingange seiner Zimmer werden Doppelposten aufgestellt, Niemand wird zu ihm eintreten, Niemand wird aus seiner Thür hinausgehen ohne meine eigene Erlaubniß. Die Wachen sind mit ihrem Kopf für die strengste Ausführung meines Befehls verantwortlich."

Er winkte mit der Hand, die Gendarmen umgaben den Prinzen, der kein Wort mehr sprach und keinen Widerstand leistete, und führten ihn hinaus.

„Ich werde seine Tücke unschädlich machen," sagte der Sultan zu Abdul Hamid; „geh' zurück und lerne an seinem Beispiel, welche Folgen der Ungehorsam gegen meinen Willen nach sich zieht."

Abdul Hamid, dessen Gesicht keine Bewegung zeigte, verneigte sich tief, berührte mit der rechten Hand die Erde und folgte seinem Bruder durch die mit zitternden Dienern gefüllten Vorzimmer.

„Du siehst, meine Mutter," sagte Abdul Aziz, indem er erschöpft auf den Divan niedersank, „wohin die Güte führt und wie schwach die Waffe der List ist. Schon ist der Trotz und Ungehorsam bis zu diesem sonst so schwachen und unterwürfigen Murad gedrungen, der es bisher nicht wagte, in meiner Gegenwart die Augen aufzuschlagen, und vielleicht habe ich jetzt wieder Unrecht, wenn ich sein Leben schone — aber fort soll er, fort nach einer fernen Festung in Südarabien, Niemand soll seinen Aufenthalt kennen und keine Kunde aus der Welt der Lebenden soll zu ihm dringen."

„Warte, mein Sohn, warte," sagte die Sultanin, „die Mutter der List ist die Geduld, beruhige Dich, denn aus der Ruhe des Geistes entspringen die guten Gedanken."

„Beruhigen," seufzte Abdul Aziz, „hat die Ruhe Platz, wo ringsumher Verrath und Mord lauert? Ja," rief er dann, „ja, ich will die Ruhe suchen in der Vergessenheit."

„Fabri," befahl er dem auf sein Händeklatschen erscheinenden Kämmerer, „bringe mir jenen schäumenden Most der Franken, der das Blut leicht macht und Heiterkeit in die Seele gießt; laß die besten Tänzerinnen meines Harems hieher kommen, ich will alles Elend und alle Sorge von heute vergessen, um mit neuer Kraft dem Kampf entgegen zu treten, die das Morgen bringen wird."

In wenig Augenblicken hatte Fabri eine Marmorplatte vor den Divan des Sultans gestellt, auf welcher von Eisstücken umgeben ein mächtiger Krystallkrug, mit Champagner gefüllt, sich befand. Der Kämmerer füllte eine weite Schale mit dem schäumenden Wein, und durstig leerte Abdul Aziz ihren Inhalt bis auf den letzten Tropfen.

„Fort mit der ängstlichen Sorge," rief er, „mögen sie ihr Gift in den Wein mischen, ich bedarf des Vergessens und vielleicht wäre der Tod besser als dieß Leben voll Angst und Sorge."

Sechs Tänzerinnen, in weite, dichte Schleier gehüllt und von den Eunuchen des Palastes geführt, traten ein. Die Sultanin Valide verschwand durch die innere Thür, Fabri zog sich in das Vorzimmer zurück.

Die Odalisken warfen ihre Schleier ab und standen in leichten Gewändern von Silbergaze da.

Der Sultan winkte mit der Hand, und die sechs Mädchen begannen einen jener wundersamen anmuthigen orientalischen Tänze, welche in ihren Verschlingungen und Biegungen allen Zauber entfalten, mit welchen weibliche Schönheit die Sinne bestricken kann. Aber auf den Sultan schien der Reiz dieses Tanzes keinen Eindruck zu machen; er saß, in die Kissen seines Divans zurückgesunken, in düsterem Brüten da und schien kaum die vor ihm auf und nieder schwebenden Gestalten zu sehen. Wieder und wieder füllte er die große Schale und leerte sie in durstigen Zügen; endlich schlossen sich seine Augen, und nach einigen Augenblicken zeigten seine tiefen, schweren Athemzüge, daß der Schlaf sich auf sein Haupt gesenkt und ihm das ersehnte Vergessen gebracht batte.

Die Odalisken hielten mit ihrem Tanz inne, sie hüllten sich wieder in ihre Schleier und schwebten in das Vorzimmer zurück, wo die unmittelbar an der Thür wartenden Eunuchen sie in Empfang nahmen, um sie nach dem Harem zurückzuführen.

Fabri Bey trat leise in das Gemach und blickte auf den schlafenden Sultan.

„Es ist vorbei mit ihm," flüsterte er, „er hat nicht die Kraft gehabt, der Empörung zu widerstehen; sie sind listiger und tückischer als er — da er sie nicht vernichtet hat, werden sie ihn vernichten, es wird Zeit sein, mit der Zukunft zu rechnen."

Während er noch sinnend mit finsteren Blicken den schwerathmenden Sultan betrachtete, trat die Sultanin Valide wieder durch die innere Thür; ehrerbietig zog sich der Kämmerer zurück und die Sultanin setzte sich neben dem Divan nieder, den Schlaf ihres Sohnes bewachend und zuweilen in leisem Selbstgespräch die Lippen bewegend. Draußen aber auf den Straßen von Konstantinopel herrschte lauter Jubel, und wo ein Zug von Softas über die Straße ging, wurde er von allem Volk mit freudigem Beifall begrüßt — alle Welt träumte von schönen, herrlichen Zeiten, von Wohlstand, Glück und Sieg, die goldenen Tage des alten Glanzes mußten ja nun über dem Reiche der Gläubigen wieder aufgehen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Brand der Hygieine-Ausstellung in Berlin.

(Hiezu das Bild S. 724.)

Die Ausstellung, welche am 16. Mai in Berlin eröffnet werden sollte und für die seit Jahr und Tag so viele Hände emsig beschäftigt waren, um ein Bild alles Dessen zu geben, was in der Welt für das leibliche Wohl der Menschheit geschieht, ist in weniger als zwei Stunden am 12. Mai ein Raub der Flammen geworden. In zehn Minuten stand das ganze Gebäude, ein Bretterbau von großen Dimensionen, in vollem Feuer und eine riesige Rauchsäule wälzte sich von Nordwesten über Berlin, das durch dieß Flammenmeer, welches vom Nordostwinde immer heftiger aufgewühlt wurde, herbeigelockt, nach der Brandstätte eilte. Kaiser Wilhelm erschien schon in der ersten halben Stunde ohne Begleitung in einer offenen Viktoria auf der Brandstätte, die er indeß, nachdem er sich eingehend und theilnehmend nach Allem erkundigt, da kein anfeuerndes Wort mehr Rettung bringen konnte, bald wieder verlassen mußte. Das Hauptgebäude mit den großen und kleinen Annexen südlich von der Stadtbahn, welche die Ausstellung durchschneidet, war den Flammen zum Opfer gefallen. Nur die in den Bogen der Stadtbahn untergebrachten Gegenstände blieben verschont. Aber das Gros der Ausstellung ist verbrannt. Hunderte von nicht mehr zu ersetzenden Gegenständen, die mit liebevollem Eifer geschaffen waren, liegen in Schutt und Asche. Zwei Millionen Mark sind verloren. Die Versicherung läßt eben eine Menge Dinge nicht wieder erstehen, und es ist eine merkwürdige Ironie des Schicksals, daß das feuersichere Theater, die Apparate und Stoffe zur Herstellung der Unverbrennlichkeit, wie endlich die Gruppe des Rettungs- und Feuerlöschwesens mit zu Grunde gingen. Das Einzige tröstet, daß die Veranstalter der Ausstellung den Muth nicht verloren, sondern sofort den Beschluß gefaßt haben, die Ausstellung dennoch stattfinden zu lassen, wenn auch erst im nächsten Jahre, und der sie in diesem kühnen, aber erfreulichen Gedanken kräftig unterstützte — das war der deutsche Kronprinz.

Notiz-Blätter.

Literatur.

— **Stephan Milow ist ein Lyriker, der Beachtung verdient.** Die bei Bonz in Stuttgart erschienene Gesammtausgabe seiner Gedichte lassen in diesem Autor ein tieffühlendes und formgewandtes Talent erkennen. Unser Poet nimmt das Leben nicht leicht, seine Anschauungen sind ernst und sein Ton ist gedämpft, und damit stimmt eine gewisse Farbenmonotonie überein, aber gerade das verleiht dem Lyriker Milow Charakter. Er macht nicht Verse, um zu reimen, seine Lieder sind keine Libellen, die im Sonnenlicht dahingaukeln. Es sind männliche Gedanken — männlich ernstes, tiefes Fühlen, das der Poet in durchgearbeiteten, oft wuchtigen Versen ausspricht. Vortrefflich nach Form und Inhalt sind namentlich die „Sonette“ und aus der vierten Abtheilung des schön ausgestatteten Bandes die Elegieen, originell ferner „Die Hymnen der Liebe“, da hier in diesen dithyrambisch gestalteten Poesieen die Sonne der Liebe sozusagen nur durch dämmerige Nebelschleier seltsam schimmert. Die Gedichte haben Charakter und zeigen uns einen wirklichen Poeten, wenn auch das Ueberwiegen der Molltöne den Wunsch nach helleren Stimmungen aufkommen läßt.

— **Die Rittergeschichten der Autoren unserer Tage unterscheiden** sich sehr wesentlich von denen, welche die romantische Schule angeregt; die neuen legen weniger Werth auf die Erscheinung der Helden im Harnisch mit den Reiherfedern auf dem Helm und mit den klirrenden Sporenstiefeln. Heut gilt es, ein Zeitbild, ein kulturgeschichtliches Gemälde aufzurollen und dieß bis in die kleinsten Einzelheiten des vielgestaltigen Lebens genau und wahr zu rekonstruiren; das ist unleugbar ein großer Fortschritt, und wenn sich hiemit die Lösung fein gestellter psychologischer Probleme verbinden wird, so darf man sich solche Ritterromane wohl gefallen lassen. Einigermaßen kommt diesem Ideal Ernst Harmening's „Matthias Overstolz“ (Mülhausen, Bufleb) nahe. Der Roman spielt zu Köln 1258. Er schildert Kölns Vergangenheit mit dem bunten Treiben der Junker, Bauern, Bürger und der Geistlichkeit recht anziehend, der Held selbst, wie auch sein Sohn, sind sympathische und originelle Erscheinungen, ebenso Hermann von Vitenkoven, die Frauen Louisa, Blanda, Clothilde, Lizzi offenbaren ein feineres Seelenleben. Die Beziehungen dieser Personen sind nicht ohne Reiz. An Ritterromantik, die oft poetisch kolorirt ist, fehlt es auch nicht. Die Handlung erregt Spannung, und so darf man diesen Roman als einen guten seines Genres wohl zur Lektüre empfehlen.

— **Julius Rodenberg hat „Heimaterinnerungen an Franz** Dingelstedt und Friedrich Oetker“ (Berlin, Paetel) herausgegeben. Die beiden Gefeierten sind Landsleute und Jugendfreunde, und der Feiernde, ebenfalls ihr Landsmann, stand ihnen im Leben freundschaftlich verbunden nahe. Er führt die beiden Jugendfreunde, deren Lebenswege so weit auseinander gegangen sind, deren Charaktere so grundverschieden waren, nach ihrem Tode wieder zusammen. Der groß angelegte, talentvolle Dichter und Dramaturg, der, mit den höchsten Ehren bekleidet, aber doch im Innersten mit seinem Schicksale unzufrieden, weil es ihm das höchste Loos, das er sich gewünscht, den ersten Intendantenposten des deutschen Reiches, nicht bot, in Wien gestorben ist, und der freisinnige Kämpfer für seines Volkes Rechte, der immer nur an diese, nie an sich dachte, und zuletzt einsam im Augustaspital zu Berlin seinen letzten Hauch ausathmete — diese beiden grundverschiedenen Menschen, die ein Jugendfreundschaftsband zusammenhielt, hat Rodenberg in liebenswürdigster Weise wieder vereinigt, indem er, die alten Heimaterinnerungen auffrischend, sie durch ihr Leben begleitet und ihre Charaktere mit feiner Hand darzulegen und aus ihnen ihre Lebensschicksale zu erklären sucht. Die Liebenswürdigkeit Dingelstedt's hat es ihm vielleicht zu sehr angethan, die Farben sind wärmer, als der „Mensch“ in ihm es verdient, aber wir folgen dem geistvollen Panegyriker mit dem höchsten Interesse von dem stillen Rinteln bis auf die Höhen des Wiener Burgtheaters, fast aber mit noch wärmerer Theilnahme der trefflichen Schilderung des „Charakters“ Oetker, den uns Rodenberg erst in's volle Licht gestellt hat. Ueberall aber fesselt auch der historische Hintergrund, der Schauplatz der hessischen Heimat aller Dreie, den Rodenberg so genau kennt und so lebendig zu schildern verstanden hat.

— **Edmondo de Amicis, einer der hervorragendsten unter den** modernen Italienern, wird nach und nach einer der Unsrigen. Die Uebersetzer erwerben sich hier wirklich ein Verdienst: im vorigen Jahre konnten wir ihn durch Spanien begleiten, nunmehr durch „Konstantinopel“ (übersetzt von Agnes Burchard, Rostock, Werther). Sein Buch über die Hauptstadt des osmanischen Reiches hat in Italien bereits zwölf Auflagen erlebt, und obgleich uns der Vorwurf desselben durch zahllose Schilderungen der letzten zwanzig Jahre ein sehr vertrauter geworden, hat Amicis uns doch durch die Schärfe der darin niedergelegten Beobachtungen, durch das liebevolle Eingehen in die Eigenthümlichkeiten von Land und Volk, durch das verständnißvolle Hervorheben alles Originellen überrascht und durch die anmuthvolle Darstellung, die ihn zu einem der ersten Reiseschriftsteller unserer Zeit macht, erfreut. Wenn wir allein auf die Schilderung der türkischen Frauen, die wahrlich oft genug geschildert sind, in der Darstellung von de Amicis hinweisen, so haben wir genug des Guten von seinem Buche gesagt, denn das ist ein kleines Meisterstück von Sittenschilderung. Die Uebersetzung ist flüssig, die Ausstattung sauber.

— **Alfred Noack hat seinen prächtigen Bildern von der Certosa** bei Pavia nunmehr eine zweite Serie solcher folgen lassen, nämlich die „Pilasterfüllungen der Fassade der Certosa“ (Leipzig, Theodor Schüller). Durch solche Detailaufnahmen wird die Kunstgeschichte unendlich gefördert und der Herausgeber erwirbt sich ein bedeutendes Verdienst. War durch die erste Sammlung von Bildern der architektonischen Seite der Certosa ihr Recht widerfahren, so tritt uns nun der plastische Schmuck des herrlichen Baues in um so lebendigerer und anschaulicherer Weise entgegen, und wir thun einen vollen Blick in die italienische Bildhauerei des 15. und 16. Jahrhunderts, welche an diesen Fassaden, an denen sich die Dekorationslust jener Zeiten recht prägnant manifestirt, durch die Hand der Antonio Amadeo, Angelo Marini, Ciro Siculi, Ang. Busti, M. A. Agrete, Giac. della Porta und Montegazza thätig war. Auch diese zwanzig Blätter sind mit großer Sorgfalt in den Photographieen behandelt und durch die äußere Ausstattung neben ihrem wissenschaftlichen Werth zu einem Schmuck jeden Salons, wo künstlerische Neigungen zur Geltung kommen, gemacht worden. Ungern haben wir textliche Erläuterungen vermißt.

— **„Rafael's sämmtliche Werke in vier Bänden Lichtdrucktafeln“,** also eine vollständige einheitliche Künstlerausgabe mit den Mitteln der neuesten reproduktiven Technik, wie man längst moderne einheitliche Goethe-, Schiller- und andere Dichterausgaben hatte — das ist ein so glänzender Gedanke gegenüber den bisherigen bloßen Auswahlausgaben der Künstlerwerke, daß die Firma Ad. Gutbier in Dresden, der dieser Gedanke entsprungen und die denselben in ihrem „Rafael-Werk“ in wahrhaft vollendeter Weise realisirt vorlegt, sich dadurch den wohlverdienten Ruhm einer schöpferischen That auf dem Gebiete der Kunstpublikation erworben hat. In vier splendid ausgestatteten Quartbänden, auf 184 Tafeln, in virtuosem Lichtdruck (von M. Rommel) nach den kostbarsten Stichen (Abzügen vor der Schrift) oder Originalphotographieen die sämmtlichen vorhandenen und kritisch gesichteten Tafelbilder, Fresken, Loggien und Tapeten mit Ornamenten, kurz, den ganzen Rafael in gleichem Format, gleichmäßig reiner, künstlerisch vollbefriedigender Wiedergabe mit einem fünften, gleich ausgestatteten biographischen und erläuternden Textband von Lübke erwerben zu können, ist eine nie dagewesene Gelegenheit zu einem distinguirten, hochfeinen Besitz, welchen sich das kunstsinnige, bemittelte Haus, die vornehme Familie für den Salontisch, der Gelehrte und Künstler für Studirstube und Atelier, welchen sich Lehranstalten, Kunstschulen, Kunstgewerbevereine, Bibliotheken ꝛc. nicht dürfen entgehen lassen. Das prachtvolle Werk ist ein solches Unikum im deutschen wie ausländischen Kunsthandel, es führt dem Kenner und Liebhaber den göttlichen Meister in einer bisher noch gar nirgends gebotenen Gesammtrepräsentation vor, es ist von mannigfachster Verwendbarkeit, von überwältigender Schönheit und sei allen Kreisen hiemit ganz besonders nachdrücklich empfohlen!

— **Ein sehr empfehlenswerthes Werkchen für junge Mädchen** und Frauen ist die „Anleitung zum Zuschneiden von Tisch-, Bett- und Leibwäsche“, herausgegeben von Lydia Layer, Lehrerin an der Frauenarbeitsschule in Calw (Stuttgart, Nitzschke). Der stattliche Folioband enthält 85 Seiten Modelle und Schnittmuster, die, ebenso wie der Text, durch Deutlichkeit und instruktive Klarheit sich auszeichnen. Dadurch, daß auch stets die Größe genau in Centimetern angegeben ist, auf die Stoffbreite berechnet und alle übrigen Details zum Ab- und Zuschneiden nicht fehlen, so dürfte dieses Werk wirklich eine Lücke in dieser Literatur des Frauengemaches ausfüllen. Das Buch dürfte sich noch besonders für solche Mädchen und Frauen eignen, denen es nicht möglich war, eine Frauenarbeitsschule zu besuchen, um sich in dieser so durchaus wichtigen häuslichen Kunst auszubilden. Die Ausstattung dieser Anleitung ist einfach, aber sauber und vor Allem praktisch, wie das ganze Werk uns dieß erscheint.

— **Die deutsche Badezeitung „Union“ hat am 19. Mai ihr** fünfundzwanzigjähriges Jubiläum gefeiert, bei welchem dem um die Bäder und die Landwirthschaft verdienten Redakteur Rudolph Rentwig vielfache Ovationen dargebracht wurden, namentlich erhielt er von den deutschen Badeverwaltungen eine silberne dorische Säule mit Inschrift verehrt.

— **Richard Lesser und Richard Oberländer in Leipzig werden** unter dem Titel: „Ueber's Meer“ eine Taschenbibliothek für deutsche Auswanderer herausgeben, welche einen praktischen Wegweiser von der alten zur neuen Heimat, englische, spanische und portugiesische Dolmetscher, einen Rathgeber in den Rechtsverhältnissen der Vereinigten Staaten und Grundregeln für Bodenbau und Viehzucht u. s. w. enthalten soll.

— **Der norwegische Landtag hat einstimmig beschlossen,** über den Antrag, daß den Dichtern Björnson und Ibsen das Gehalt aus der Staatskasse auf 1000 Kronen erhöht werden solle, in diesem Jahre noch nicht zu verhandeln. Darüber ist Björnson sehr zornig geworden und so weit gegangen, in einem offenen Briefe an „Dagbladet“ die Linke des „Pfuschens“ zu bezichtigen.

Bildende Künste.

— **Im Industriepalast in Paris fand die Abstimmung über die** Vertheilung der drei Ehrenmedaillen statt, welche auf dem dießjährigen „Salon“ zur Vertheilung gelangen. Bekanntlich ist für jede Sektion der Ausstellung: Malerei, Skulptur und Gravirkunst, nur eine Medaille bestimmt und die ausstellenden Künstler selbst stimmen darüber ab, welchem von ihren Kollegen diese höchste Auszeichnung zu Theil werden soll. Der Architekt Paulin erhielt die für Baukunst. Die Maler sprachen mit erheblicher Majorität ihre Ehrenmedaille Puvis de Chavannes zu, für seine beiden Gemälde «Ludus pro patria» und «Doux pays». In der Sektion für Bildhauer wurde keine absolute Majorität erzielt. Die relativ meisten Stimmen vereinigten die Bildhauer Lançon (43) und Mercié (36) auf sich, von denen der Erstere am Eingang der Ausstellungsräume Stimmzettel mit seinem Namen vertheilen ließ, ein Verfahren, das in Künstlerkreisen großes Aufsehen und viel Aergerniß erregt hat. In der „Section de Gravure“ siegte der Kupferstecher Waltner mit 55 Stimmen.

— **Die k. Akademie der Künste zu Berlin, nach dem Testamente** des verstorbenen Assessors v. Rohr hiezu berufen, hat unter sechzehn Konkurrenten dem Architekten Joh. Gustav Julius Knoblauch zu Frankfurt a. M. den Preis zuerkannt. Das Stipendium beträgt 4500 Mark.

— **Die von der Stadt Ulm zur Begutachtung berufenen Dom**baumeister haben die Erklärung abgegeben, daß dem Ausbau des Münsterthurms keine Hindernisse entgegenständen.

— **Das Denkmal für den berühmten Augenarzt Albrecht von** Graefe, welcher im Jahre 1870 in dem jugendlichen Alter von 42 Jahren nach einer kurzen, aber überaus segensreichen Thätigkeit gestorben ist, wurde am 22. Mai in Berlin enthüllt. Das Denkmal erhebt sich, wie uns unser dortiger Kunstberichterstatter schreibt, in der Luisenstraße an einer abgestumpften Ecke des Charitégartens, so daß die dichtbelaubten Bäume desselben einen wirkungsvollen Hintergrund bilden. Die Denkmäler der Königin Luise und Goethe's im Berliner Thiergarten haben uns gelehrt, wie viel die landschaftliche Umgebung dazu beiträgt, ein Werk der Plastik zu vollster Geltung zu bringen. Bei dem Graefe-Denkmal ist der Schöpfer desselben, Rudolf Siemering, so vollständig von dem herkömmlichen Typus abgewichen, daß schon allein aus diesem Grunde sein Werk große Beachtung verdient. Nach seinem Entwurfe hat die Architektenfirma Gropius & Schmieden eine Wand aus Sandstein geschaffen, welche aus einer oben halbkreisförmig abgeschlossenen Nische und zwei niedrigen Flügeln besteht, so daß das Ganze ungefähr wie ein mittelalterlicher Flügelaltar aussieht. In der Mitte der Nische, die mit farbig glasirten, altgelben Majolikaplatten ausgelegt ist, steht ein antiker Bronzesessel, von welchem sich der gefeierte Arzt und Lehrer eben erhoben hat. Während sich die Linke noch auf die Lehne des schön ornamentirten Sessels stützt, hält die Rechte den Augenspiegel, mit dessen Hülfe Graefe bekanntlich den grünen Staar entdeckt hat. Der Künstler hat auf den Nothbehelf des Mantels verzichtet und den liebenswürdigen, bescheidenen Mann so schlicht und einfach dargestellt, wie er zu doziren und zu operiren pflegte. Siemering hat damit zugleich bewiesen, daß das moderne Herrenkostüm durchaus nicht so unplastisch ist, wie allgemein behauptet wird. Er hat demselben sogar eine malerische Wirkung abgewonnen, indem Rock und Beinkleider der 9 Fuß hohen Bronzestatue dunkler gehalten sind, während am Gesicht und an den Händen die Bronze leicht vergoldet worden ist. Ist hier also schon ein farbiger Effekt angebahnt, so steigert sich derselbe zu vollster Polychromie in zwei Majolikareliefs, welche in die Vorderflächen der beiden Seitenflügel, rechts und links von der Statue, eingelassen sind. Auf der linken Seite sieht man den Zug der Blinden und Augenkranken mit ihren Führern zu dem großen Arzte wallen, rechts die Geheilten, welche dem Lichte wiedergegeben sind und nun ihren Dankesgefühlen Ausdruck geben, die Einen laut jubelnd, die Anderen noch zweifelnd und unsicher tastend, weil sie ihr Glück noch nicht zu fassen vermögen. Die in Flachrelief ausgeführten Figuren, Greise, Invaliden, Handwerker, Frauen und Kinder, zeugen von feiner Beobachtung und ordnen sich so vollkommen den Gesetzen des Reliefstyls unter, daß man an die besten klassischen Muster erinnert wird. Diese beiden Reliefs sind nun vollkommen polychrom gehalten. Nach jahrelangen Versuchen hat der Emailmaler Bastanier eine Methode gefunden, welche ihm gestattet, die Farben so auf den Thon aufzutragen, daß sie bei der darauf erfolgenden Glasur keine Veränderung erleiden, und dadurch haben die Figuren ein vollkommen natürliches Aussehen erhalten. Der erste Eindruck ist freilich ein fremdartiger, und es wird noch geraumer Zeit bedürfen, bis das Publikum sein Auge an farbige Denkmäler gewöhnt. Es ist aber endlich der erste Schritt gethan worden, der sich gegen die moderne Farbenfeindlichkeit wendet, und dieß Wagniß müssen wir dankbar anerkennen.

— **Der Historienmaler Paul Händler in Berlin, welcher zu den** wenigen Künstlern gehört, die noch ausschließlich die religiöse Malerei kultiviren, hat kürzlich ein großes Gemälde für die Aula des Domgymnasiums in Magdeburg vollendet. Dasselbe, in Wachsfarben ausgeführt, stellt die Predigt des Apostels Paulus auf dem Areopag in Athen nach dem Berichte der Apostelgeschichte dar. Um die hehre Gestalt des Apostels ist eine große Zuhörerschaft in zahlreichen Gruppen versammelt, unter welchen die aus der Apostelgeschichte bekannten Personen vertreten sind, die später den Kern der christlichen Gemeinde in Athen bildeten. Unter den Zuhörern bemerkt man ferner die Repräsentanten der philosophischen Systeme, welche damals noch Anhänger hatten, Cyniker, Stoiker und Epikuräer, letztere mit Rosen bekränzt, eben von einem Gastmahle heimkehrend. Der Gegensatz der neu emporsteigenden christlichen Weltanschauung zur absterbenden Kultur des Heidenthums ist von dem Künstler ergreifend zum Ausdruck gebracht worden.

— **Der künstlerische Nachlaß des Genremalers Karl Ziermann,** welcher im vorigen Jahre in jugendlichem Alter zu Berka bei Weimar starb, ist von pietätvoller Hand vereinigt und im Lokale des Berliner Künstlervereins zur Ausstellung gebracht worden. Ziermann hatte seine Ausbildung auf der Kunstschule in Weimar durch Gussow, Hagen und Baur erhalten und sich unter dieser Leitung zu einem ebenso tüchtigen Genre- wie Landschaftsmaler entwickelt, dessen Schöpfungen zu den schönsten Hoffnungen berechtigten, die der Tod nun freilich für immer vernichtet hat, nachdem der liebenswürdige Künstler etwa ein Dutzend Bilder geschaffen. Seine Studien und Skizzen legen ein ehrenvolles Zeugniß von dem rastlosen Eifer ab, mit welchem er sich in die Schönheiten seiner waldigen Heimat Thüringen versenkte. Ein Naturforscher kann den Riesen des Waldes, dem moosbewachsenen Gestein, dem Gras- und Pflanzenwuchs nicht liebevoller und scharfblickender gegenüberstehen, als es Ziermann gethan hat, dessen Bilder uns die stillen Geheimnisse des Waldes mit unwiderstehlichem Zauber erzählen. Er liebte es, die Einsamkeit des Waldes nur mit wenigen, aber höchst fleißig ausgeführten und fein beobachteten Figuren zu beleben: ein paar Holzfäller, ein Förster, der einen kleinen Vogeldieb erwischt, ein Handwerksbursche, der sein Brod mit einem Hunde theilt, ein vereinzelter Spaziergänger, ein Botaniker, der am Rande eines sumpfigen Gewässers hockt und mit der Krücke seines Stockes eine seltene Pflanze zu erlangen sucht, das war die Staffage seiner Bilder, über welchen ein feiner, liebenswürdiger Humor sein mildes Licht ausbreitete. Für den „Botaniker“ erhielt er in Berlin die kleine goldene Medaille.

Musik.

— **Unter der neuesten französischen Kunstliteratur zeichnet sich** ein Buch von dem geschätzten Klavierprofessor A. Marmontel am Conservatoire, betitelt «Virtuoses contemperains» durch eine wohlthuende Werthschätzung deutscher Leistungen aus, wovon der Passus über das Stuttgarter Konservatorium Zeugniß gibt. Da heißt es u. A.: „Dasselbe nimmt in Deutschland eine Stellung ersten Ranges ein, und der Unterricht im Klavier ist sowohl vom technischen wie vom ästhetischen Standpunkt aus sehr geschätzt. Ueber 10,000 Exemplare der großen Klavierschule von Stark und Lebert sind in ganz Europa und Amerika verbreitet. Dieser unerhörte Erfolg, der dem Werthe des Werkes, der ausgezeichneten Zusammenstellung aller seiner Elemente zuzuschreiben ist, kommt auch auf Rechnung des wohlverdienten Rufes der Verfasser, welche es verstanden haben, die Uebungen, Etüden, die technischen Formeln, die Vorschriften über Betonung, Ausdruck und Styl so kunstvoll zu gruppiren. Die angegebenen klassischen Tonwerke bilden das nothwendige Ergänzungsmaterial für sämmtliche Unterrichtsstufen. Der vierte Theil der Methode enthält in seiner zweiten Abtheilung die Etüden zeitgenössischer Meister, speziell für diese Schule geschrieben, welche den höchsten Grad der Virtuosität umfassen.“

— **Der bekannte Liederkomponist Friedrich v. Wickede hat in** neuerer Zeit auch mit Orchesterwerken, unter Anderem einer Ouvertüre «Per aspera ad astra» und mit einer (dem Andenken Garfield's gewidmeten) Tragischen Phantasie, in Leipzig und anderen Orten entschiedene Erfolge errungen. Von den Liedern des Genannten sind als besonders beliebt hervorzuheben: „Meeresabend“, „Das Schloß am Meer“, „Vergiß für mich die Rose nicht“, „Süßer Abendfriede“, „Edelweiß“, die „Lieder des Troubadour Raoul le Preux“, „Mignon“, „Du schaust mich an“ und „Herzensfrühling“, letzteres ein Konzertlied von hinreißender Wirkung.

Bühne.

— **Wir merken es an den Theatern Wiens, daß wir uns am** Schluß der Saison befinden. Volle Häuser nur noch in der Großen Oper, wenn drei oder vier Gäste auf dem Zettel stehen. Sänger aller großen Städte Deutschlands scheinen sich in diesem Augenblick auf der Bühne des Kärnthnerthors ein Rendezvous gegeben zu haben. Frau Wild, Frln. Brandt, Frln. Lili Lehmann, die Herren Riese, Stritt und noch ein halbes Dutzend andere Vertreter der verschiedenen Gesangsfächer gastirten hier sämmtlich während des Mai. An Wohllaut und Kraft der Stimme ist Frau Wild noch immer die Unvergleichliche. Bewunderungswürdig ist die Technik bei Frln. Lili Lehmann entwickelt, an dramatischer Gestaltungskraft bleibt die Künstlerin allerdings hinter Pauline Lucca zurück. In dieser Beziehung ist die Lucca so unvergleichlich wie die Wild in der Stimme. — Vom Burgtheater ist nichts Neues zu berichten, die in diesem Winter fortwährend eintretenden Störungen haben auch die Aufführung des „Richters von Zalamea“, der man mit großer Spannung entgegensieht, hinausgeschoben. An allen übrigen Theatern herrscht mit Ausnahme kalter oder verregneter Sonntage bereits Leere. Das Stadttheater wiederholt die Stücke in einem bunten Durcheinander, die während des Winters einigermaßen Glück gemacht hatten. An der Wien hat man es noch mit einer Novität versucht: „Die lustigen Weiber von Krems“, Posse mit Gesang in drei Akten von Wilken und Justinus. Trotz des wirkungsvollen Spiels von Girardi und Knaack, der seine Stellung am Karltheater aufgegeben, gelangte das Stück nur zu einem matten Erfolg. Der Stoff, Philister, die sich aus der Provinz nach der Residenz aufmachen, um da ein paar Tage die verfluchten Kerls zu spielen, und denen ihre Weiber heimlich nachkommen, ist zu verbraucht, um noch zu zünden. Ihn mit Girardi dem Wiener Publikum aber ohne Couplet zu liefern, ist doppelt riskirt.

— **Die Schauspieler des Berliner Wallnertheaters haben während** eines längeren Gastspiels in Amsterdam einen Sieg errungen, welcher dem deutschen Namen zu hoher Ehre gereicht. Ihre Leistungen fanden nicht nur an und für sich bei Publikum und Presse die höchste Anerkennung, sondern sie trugen auch in einem Wettkampfe mit einer holländischen und einer französischen Gesellschaft nach dem Urtheil der dortigen Kritik die Palme davon. Fast gleichzeitig mit der ersteren führten sie Bürger's „Jourfix“ auf. Während die Holländer mit großer Mühe kaum einen Achtungserfolg zu Stande brachten, wurden die Deutschen, unter denen sich besonders Lebrun, Kurz und Frau Carlsen mit Ruhm bedeckten, nach jedem Akte stürmisch gerufen. Noch glänzender war der Sieg über die französische Gesellschaft, welche mit der bekannten Operettensoubrette Madame Theo Sardou's übermüthigen Schwank „Cyprienne“ zur Darstellung brachte. Die Franzosen erregten durch ihr frivoles Spiel das entschiedene Mißfallen der Amsterdamer, während in den Deutschen die Grazie, Decenz und Noblesse ihres Spiels höchlich gerühmt wurde. Die Amsterdamer „Eloquencia“ nennt das Personal des Wallnertheaters eine «model-gezelschap», eine Mustergesellschaft.

— **Die Münchener Volksschauspieler vom Gärtnerplatztheater** haben während des Monats Mai ein Gastspiel in Berlin absolvirt, wo sie seit einigen Jahren gern gesehene und immer wieder hochwillkommene Gäste sind. Auch in diesem Jahre waren die schauspielerischen Erfolge, in die sich die Herren Hofpauer, Neuert und Albert, und die Damen Frau Schönchen und Frl. Bach theilten, sehr bedeutend. Aber sie wurden in den alten Stücken ihres Repertoires, in dem „Herrgottschnitzer von Oberammergau“ und in dem „Prozeßhansl“ erzielt, während die mitgebrachten Novitäten: „Johannisfeuer“ von Arthur Müller und „Barfüßele“, nach Auerbach's Erzählung von Philipp Weinberger bearbeitet, nicht die Sympathieen des Publikums fanden. Der Letztere hatte die anmuthige Novelle des Dichters so mißhandelt, daß einzelne Figuren auf der Bühne gar nicht wiederzuerkennen waren.

Kultur und Wissenschaft.

— **Ein Beispiel von wahrhaft fürstlicher Liberalität, wie sie** außerhalb Amerikas kaum angetroffen werden dürfte, **hat Enoch Pratt**, ein Geschäftsmann in Baltimore, gegeben. Derselbe hat sich für Gründung einer von der ganzen Bevölkerung der Stadt zu benützenden Bibliothek zu einer Gabe von einer Million Dollars (4,000,000 M.) erboten. Der liberale Mann hat auch bereits ein feuerfestes Gebäude in Auftrag gegeben, welches im Sommer des nächsten Jahres fertig sein soll, 225,000 Dollars (1,000,000 M.) kosten und Raum zur Aufnahme von 200,000 Bänden bieten wird. In dem der Stadtverwaltung gemachten Anerbieten hat jedoch der praktische Amerikaner ausdrücklich bemerkt, daß er die noch übrig bleibende Summe erst dann zahlen werde, wenn die Bibliothek durch die Stadt mit einer jährlichen Summe von 50,000 Dollars (200 000 M.) unterstützt wird. Die Summe ist groß, aber das in der Blüte begriffene Baltimore wird sie ohne zu große Zumuthungen an die Steuerzahler aufbringen können.

— **Die J. B. Metzler'sche Buchhandlung in Stuttgart feierte** am 20. Mai ihr zweihundertjähriges und ihr Chef, Herr Werlitz senior, sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum.

— **Ernst Renan wird in nächster Zeit eine Orientreise antreten** und namentlich in Palästina längere Zeit verweilen.

— **Vor Kurzem hat der Oberstlieutenant Blum in Moskau in** einer Sitzung der kaiserlichen Gesellschaft zur Förderung der russischen Handelsschifffahrt seinen Bericht über die Verbindung des Asow'schen Meeres mit dem Kaspisee gelesen. Der von Blum vorgeschlagene Kanal soll eine Breite von 52 Faden oben und von 40 Faden unten bei einer Tiefe von 3 Faden haben. Nach der Ueberzeugung des Unternehmers wird das Wasser im Kaspisee durch den Kanal um 12 Faden gehoben, wodurch ganz von selbst eine Verbindung des Kaspisees mit dem Kessel des Sees Sara-Kamisch herbeigeführt und somit die Leitung des Amu-Darja aus dem Aralsee in den Kaspisee bewirkt werden würde.

— **Die von W. Siemens angeregte Idee, an den technischen** Hochschulen Lehrkanzeln für Elektrotechnik zu errichten, ist zuerst in Stuttgart verwirklicht worden, indem an der dortigen technischen Hochschule Elektrotechnik bereits als selbstständiger Vortragsgegenstand eingeführt wurde.

— **Die Pariser geographische Gesellschaft hat dem Afrikareisenden** Dr. Lenz in Wien die goldene Medaille verliehen.

Industrie und Verkehr.

— **Die internationale Kunst- und Gewerbeausstellung in Rom** 1885 scheint gesichert. Dr. Georg Siemens, Direktor der deutschen Bank zu Berlin, ist für den deutschen Theil zum Generalsekretär ernannt.

— **Die bekannte Berliner Modefirma Rudolph Herzog hat für** ihre Kunden eine elegante „Agenda für 1882" herstellen lassen, welche in großem Lexikonoktav einen Einschreibekalender bietet, dessen Fließblätter die bedeutendsten Gebäude und Pläne der Reichshauptstadt, namentlich auch die Theater mit ihrem Interieur, auf denen jeder Platz numerirt ist, zur Anschauung bringen. Auch sonst bietet die 190 Seiten starke „Agenda" eine Menge nützlicher Instruktionen, die für Damen von Interesse sind, namentlich wenn sie mit jenem jetzt so viel genannten Hause zu thun haben, das die Konkurrenz der französischen Häuser mit seinen Katalogen aus dem Felde zu schlagen sucht.

— **In Berlin erscheint jetzt eine elegant ausgestattete „Deutsche** Konsulatszeitung", handelspolitische Wochenschrift für Deutsche im Auslande und zugleich Organ für die Interessen des deutschen Ausfuhrhandels.

— **Die ursprünglich für den 1. Juni d. J. anberaumte Kon**ferenz zur Feststellung von völkerrechtlichen Grundsätzen über die Eigenthumsfrage und den Schutz submariner Telegraphenleitungen wird voraussichtlich erst am 1. Oktober d. J. in Paris eröffnet werden. Den Sitzungen derselben werden fachverständige Delegirte der betheiligten Staaten beigezogen werden, die sich mit der Ausarbeitung des sachlichen Theiles der Vereinbarungen zu befassen haben werden, während den diplomatischen Vertretern die formelle Ausfertigung der gefaßten Beschlüsse obliegen wird. Wie verlautet, soll den Berathungen ein von der französischen Regierung eventuell im Einvernehmen mit der bei der Frage am meisten interessirten Regierung Großbritanniens ausgearbeiteter Vertragsentwurf zu Grunde gelegt werden.

Denkmäler.

— **In Berlin ist an dem Hause an der Ecke der Dorotheen-** und der Universitätsstraße, in welchem Karl Gutzkow geboren wurde, eine einfache Gedenktafel angebracht worden. Auf dem Marmor liest man: „Dem Andenken Karl Gutzkow's, geboren am 17. März 1811. Die Stadt Berlin 1881." Der Verein „Berliner Presse" ist es, auf dessen Anregung das Andenken des Dichters in dieser Art geehrt wurde.

— **Andreas Sigismund Marggraf ist sicher kein allzu bekannter** Mann, — und doch soll Andreas Sigismund Marggraf ein Denkmal erhalten, für das eben jetzt gesammelt wird, und dieses Denkmal soll sogar in Berlin errichtet werden, sobald die Sammlungen ein hiezu ausreichendes Kapital ergeben. Andreas Sigismund Marggraf ist am 7. August 1782 gestorben und deßhalb wird eben jetzt zu jenem Zweck gesammelt. Er war zur Zeit Friedrich's des Großen Chemiker in Berlin, und er war es, der in den Runkelrüben den Zuckergehalt entdeckte und dadurch zum Begründer einer der bedeutsamsten modernen Industrieen wurde. Bis zu Marggraf's Zeiten gab es nur den Zucker, der aus dem Zuckerrohr gewonnen und der von jenseits des Meeres eingeführt wurde. Die Industrie aber, welche heute in so vielen unserer preußischen Provinzen Tausende ernährt, deren Produkt uns täglich das Leben „versüßt", hat er durch seine Entdeckung begründet, und daher die Sammlungen für das Monument, das er verdient.

— **In Brescia wird demnächst die Statue Arnold's von Brescia** enthüllt werden. Der Rath der Stadt hat für die Betheiligung an den bei dieser Gelegenheit stattfindenden Feierlichkeiten 10,000 Lire ausgesetzt.

Statistik.

— **Die Bevölkerungsstatistik der Vereinigten Staaten gibt ganz** interessante Daten über die Zunahme der Städte. Unter denen, welche über 200,000 Einwohner zählen, wuchs die Bevölkerung New-Yorks von 942,292 Köpfen im Jahre 1870 auf 1,206,299 im Jahre 1880 an; diejenige Philadelphias von 674,022 auf 847,170; die Brooklyns von 396,090 auf 569,663; die Chicagos von 298,177 auf 503,185; die Bostons von 250,526 auf 362,839; die von St. Louis von 310,864 auf 350,518; die Baltimores von 267,354 auf 332,313; die Cincinnatis von 216,329 auf 255,139; die San-Franziskos von 149,473 auf 233,959; die von New-Orleans von 191,418 auf 216,090. In allen Städten des Ostens und Südens und in Cincinnati, Indianapolis, Milwaukee, Detroit, Peoria, Davenport, Dubuque, Salt-Lake, Quincy und Springfield von den Städten des Westens überwiegt die weibliche Bevölkerung die männliche. In Chicago, St. Louis, Kansas City, Minneapolis, St. Paul, Denver, Omaha und Des Moines ist das Verhältniß umgekehrt. In New-York gibt es 25,271 Frauen mehr als Männer, in Philadelphia 35,220, in Brooklyn 22,167, in Boston 18,302, in Baltimore 17,522, in Washington 10,673, in New-Orleans 17,306, in Louisville 5794. In Chicago überragt die männliche Bevölkerung die weibliche um 10,705 Köpfe, in St. Louis um 8522, in Kansas City um 8213, in Denver um 7440, in St. Paul um 3249, in Omaha um 3690. In die Bevölkerung New-Yorks sind 731 Chinesen, 16 Japaner und 46 Indianer einbegriffen; in diejenige Philadelphias 78 Chinesen, 1 Japaner und 30 Indianer; in diejenige Brooklyns 121 Chinesen und 20 Indianer; in diejenige Chicagos 171 Chinesen, 2 Japaner und 37 Indianer; in diejenige Bostons 118 Chinesen, 3 Japaner und 19 Indianer; in diejenige von St. Louis 56 Chinesen und 15 Indianer; in diejenige San Franziskos 21,745 Chinesen, 45 Japaner und 45 Indianer; in diejenige Denvers 238 Chinesen und 1 Indianer; in diejenige Oaklands, Kal., 1947 Chinesen, 8 Japaner und 7 Indianer; in diejenige Sakramentos 1981 Chinesen und 4 Indianer. Die Gesammtbevölkerung der Städte mit mehr als 20,000 Einwohnern zählt 8,010,614 Köpfe oder nahezu 16 Prozent der Einwohnerschaft des ganzen Landes.

Gestorben.

— Generallieutenant Leonidas Smolenitz, vorm. k. griechischer Kriegsminister, 76 Jahre alt, in Athen, am 3. Mai.

— Hofrath Zwierlein, Begleiter Karl August's von Weimar zum Wiener Kongreß, 90 Jahre alt, am 12. Mai, in Weimar.

— J. Löwenthal, Redakteur des „Oesterr. Lloyd" und der „Oesterr. Zeitung", 76 Jahre alt, in Wien, am 15. Mai.

— Charles Lefebvre, Historienmaler, 77 Jahre alt, Mitte Mai, in Paris.

— Jean Wallon, Historiker, Uebersetzer Hegel's, 61 Jahre alt, Mitte Mai, in Paris.

— General Kaufmann, Generalgouverneur von Turkestan, der Eroberer von Samarkand und Kiwa, 64 Jahre alt, in Taschkend, am 16. Mai.

— Dr. Karl Johann Greith, Bischof von St. Gallen, 75 Jahre alt, am 17. Mai, in St. Gallen.

— Frh. v. Lindelof, vorm. großherzoglich hessischer Justizminister, 88 Jahre alt, am 19. Mai, in Darmstadt.

— Theobald Frh. v. Riza, Senatspräsident des obersten Gerichtshofes, ausgezeichneter juristischer Schriftsteller, 73 Jahre alt, am 19. Mai, in Wien.

— Fürst Semen Michaelowitsch Woronzoff, General, Kommandirender der russischen Truppen in der Krim während des Feldzugs von 1877, der Letzte seines Stammes, am 20. Mai.

— Stadtdirektor Rasch, Mitglied des preußischen Herrenhauses, in Hannover, am 23. Mai.

— Dr. Edmund Hoefer, Romanschriftsteller, 63 Jahre alt, am 23. Mai, in Cannstatt bei Stuttgart.

— Karl Aubel, der Erfinder des nach ihm benannten Aubeldrucks (Ueberdruckverfahrens) und Verfasser von „Ein Polarsommer", in Köln, 45 Jahre alt, am 27. April.

Des alten Dumas' letztes Werk.

Von

E. M. Vacano.

(Nachdruck verboten.)

Von des großen französischen Romanciers glänzenden Anfängen weiß alle Welt, von seinem Ende wissen nur Wenige, weil es eben in die großartige Tragödie des deutsch-französischen Krieges fiel. Ein beinahe tragisches Schicksal ereilte diesen eingefleischten Pariser, daß er fast sterbend aus seinem Paris flüchten und unter dem Donner der Kommune in einem fernen Landstädtchen enden mußte, unbeachtet, fast ungekannt.

Aber auch sein literarisches Ende ist dem weiteren Publikum nicht bekannt geworden, und doch dürfte dasselbe gar Manchen interessiren um der glänzenden Vergangenheit des Mannes willen, mit der selbst die Gebildetsten rechnen müssen.

Es ist ein recht klägliches Ende, das sein Wirken und sein Schaffen nahm; ein so großes Schweigen nach so großem Lärm, nicht einmal von seiner nächsten Umgebung beachtet, nachdem er die ganze Welt in Bewegung gesetzt hatte.

Wie glorreich und sieghaft war sein Entrée gewesen, da er mit den Unsterblichkeiten der neueren französischen Literatur gleichsam fraternisirte; sein Henri III. und seine Christine waren points de départ der späteren Triumphe einer Mars und einer Georges und ihre Unsterblichkeit vereinigte sich mit der des jungen Romanciers. Dann begann er die Pracht seiner Phantasie in Romanen zu entfalten vor der Welt, und sein Ruf ward universell, seine Popularität überflügelte sogar die eines Sue und Paul de Kock. Er beherrschte im buchstäblichen Sinne des Wortes nicht nur den Büchermarkt, sondern auch den Markt des gesellschaftlichen Styls.

Zuletzt, als die Kunde von seinen Mitarbeitern, denen er nur die Unterschrift gab, allzu laut wurde, und als man ihm allzu schrill seine Anleihen bei vergessenen Werken der ausländischen Literatur vorwarf (ein Vorwurf, den ich aber beinahe in ein Lob verwandeln möchte, denn wenn irgend ein nicht mehr gelesenes Buch Lafontaine's oder Iffland's in glänzender neuer Form auftauchte, so war das für diese Werke fast eine Rettung!), begann sein Prestige zu sinken. Der alte Herr hatte auch angefangen, etwas exzentrisch zu werden, und er spielte schon eine mehr komische als liebenswürdige Figur; seine Verschwendung brachte ihn ebenfalls in verschiedene zweideutige Lagen; sein Verhältniß mit der «belle Menken» und die seltsamen Bilder, auf welchen er mit dieser genialen Künstlerin erschien, gaben der Welt fast ein Recht, ihn — nicht mehr ernst zu nehmen.

Das Schlimmste für ihn war aber wohl der immer glänzender aufgehende Stern seines eigenen Sohnes, der so eigene, siegreiche Bahnen ging, daß darüber die immer mehr in's Banale verflachende Popularität des Vaters verblaßte.

Dann kam das große Kriegsjahr. Seine Vorbereitung traf Frankreich im Taumel des Siegesbewußtseins. Alle Welt fraß die Preußen förmlich auf dem Kraute. Man dichtete Jubelhymnen, ehe noch ein Schuß gefallen, die arme Kaiserin Eugenie erfand schon Toiletten à la Jeanne d'Arc, der hübsche, fröhliche Lulu sollte sich die Generalsepauletten verdienen. Maler, Dichter, Schauspieler, Börsenmänner. Schwindler, Cocotten, Alles, was nur in der Oeffentlichkeit lebte und webte, zog seinen Vortheil aus der Situation und machte Lärm mit derselben. Es war ein echter Hexensabbath.

Wen mag es Wunder nehmen, daß auch der alte Dumas aus der „Sache" Nutzen ziehen wollte? Er war halb vergessen. Er war verschuldeter als je und kein Verleger wollte ihm mehr einen Sou vorstrecken. Denn wer las in solchen Zeiten leichte Romane, wenn sie selbst der aus der Mode gekommene Dumas gezeichnet hätte?

Da dachte denn das „praktische alte Kind" daran, den Zeitpunkt auf seine Weise auszunützen, und affichirte rasch den glühendsten Patriotismus und schrieb ein Stück — ein wildbegeistertes Stück mit den geläufigsten — Phrasen; eine Art Prophezeiung für den bevorstehenden Krieg, geschöpft aus den Kämpfen der Revolution gegen Deutschland. Natürlich nahm er auf seine Deutschenvernichtung und seinen Patriotismus sogleich einen Tausend-Franken-Vorschuß in Gestalt von Wein und Trüffelpasteten, und sandte seinen Schuster mit der Rechnung zum Direktor des Châtelettheaters, welcher das Stück acceptirt hatte.

Es ist natürlich ein historisches Stück. Ich habe es gesehen, als ich zu jener Zeit durch Paris flog. Ob es gedruckt worden ist, weiß ich nicht. Es hieß: «Les blancs et les bleus» und behandelte eine fabelhafte Episode aus dem Krieg des revolutionären Frankreich.

Es spielt zuerst in Straßburg. Vor Allem erscheint eine Wirthin, die Madame Deutsch, was ebensoviel als Madame Deutschland heißen sollte und in welcher allegorisch ganz Elsaß gemeint war. Sie ist rasend verliebt in alle Franzosen, und vorzüglich in den Sergeanten Augereau, den sie beköstigt und kleidet — natürlich freiwillig, aus Liebe; den sie umarmt, und der sich ihrer vor den Leuten schämt. Sie ist selig darüber, daß der französische General Perrin sich bei ihr verkleidet, um seinen Verfolgern zu entgehen, und begehrt keinen Sou für das Logis, da ihr jeder Franzose „eine Ehre" ist. Kurz, diese gute Madame Deutsch, die eigentlich mit der ganzen Handlung nichts zu thun hat, ist glücklich darüber, Franzosen um sich und über sich zu haben.

Dann erscheint der sechzehnjährige Charles Nodier (eine Hosenrolle), welcher der Erste ist, der hier ein Trinkgeld gibt, als echter Franzose von Paris! Er hat dabei mit dem ganzen Stück ebenfalls nichts zu thun. Alles ist nur Phrase, deren Refrain lautet: Elsaß ist selig, französisch zu sein, und wenn wir wollen, läuft ganz Deutschland in unsere rettenden Arme.

Der junge Nodier ist eine Art Gelehrtenlehrling und kommt zu einem Verwandten, einem Deutschen Namens Eulogius Schneider, seines Zeichens ein Spion, ein Angeber, ein Verräther, ein Henker. Jede Phrase des Stückes sagt eben: „Hurrah! Geben wir den armen Deutschen französische Beamte! Elsaß schwärmt für uns, machen wir Preußen ebenso glücklich!"

Dann kommt ein Unbekannter, welcher Alles in Erstaunen setzt, da er einen jungen Adeligen faßt, welcher allen Gefahren trotzt, um den adeligen Vater seiner Braut Klotilde Brumpt nach Deutschland zu schmuggeln.

Dann kommt ein elender deutscher General Eisenberg, der in französischen Diensten steht und im Hemde entflieht vor seinen eigenen Landsleuten; während er sich bei der Bürgerin Deutsch vollißt, wird er von dem „Unbekannten" belauscht und als Landesverräther und elender Feigling zu Boden geschmettert.

Ach, wie glänzend und leicht rettete der arme alte Dumas Deutschland!

Und als man endlich den Unbekannten fragt, wer er sei, antwortet er:

„Ich bin Der, welchen Frankreich an seine Grenzen gesandt hat, um den Deutschen zu sagen: ‚Nicht weiter!' ... Ich bin Der, welcher berufen ist, um die Feigen und die Verräther zu vernichten! Ich bin Napoleon der Dritte!" ... nein, ich bitte den Leser um Verzeihung! er sagt: „Ich bin der Mann der Gerechtigkeit, ich bin St. Just!"

Dann sagt Pichegru zu einem französischen Delinquenten:

„Um Dein Leben zu retten, mache zwei Preußen zu Gefangenen."

„Soldaten oder Offiziere?" fragt der Delinquent leicht.

„Offiziere wären besser, aber Soldaten genügen," lautet die Antwort.

„Man wird sein Möglichstes thun! Wenn ich aber nur Einen bringe?"

„Dann wird Dir nur Eine Epaulette zu Theil."

„Ach, dann bringe ich lieber Zwei."

Ist das nicht prächtig naiv? fast antik-groß? ...

St. Just sagt:

„Frankreich ist die Verwirklichung der Nationen. Sobald wir den Sieg beschließen, siegen wir."

Und zum Schlusse sagt er:

„Jetzt haben wir Deutschland und Preußen, Franzosen! Jetzt machen wir uns an den Po und an die Donau!"

*

Bald nach dieser glorreichen Tirade floh der arme alte Dumas aus Paris, den Tod im Herzen. Auf dem Landhause seines Sohnes angekommen, fielen drei Dukaten aus seiner Westentasche.

„Mit Einem Dukaten bin ich vor so und so viel Jahren nach Paris gekommen," sagte das alte Kind lachend, „und jetzt habe ich drei! Und da sagen die Leute, ich sei ein Verschwender!"

Bald darauf verlöschte er unbemerkt. Sein letztes Wort war vielleicht sein bestes.



(Redigirt von Jean Dufresne.)

Wiener internationales Schachturnier.

Baron Albert von Rothschild eröffnete in dem Bankett, das er am 9. Mai sämmtlichen Mitkämpfern gab, nach schwungvoller Rede die Reihe der Toaste durch ein Hoch auf Se. Majestät den Kaiser von Oesterreich und theilte den Anwesenden mit, daß der Kaiser für das Turnier einen besondern Ehrenpreis von 2000 Gulden ausgesetzt habe. Das Fest nahm den freundlichsten Verlauf. — Gleich der Anfang des am folgenden Tage beginnenden Kampfes führte zu einer überraschenden Niederlage, die Steinitz durch Zukertort erlitt. Freilich hatte er als Anziehender ein Kieseritzki-Gambit gegen den in dieser Eröffnung sehr bewanderten Meister zu spielen gewagt. Dagegen gewann Steinitz nach langwierigem, ermüdendem Streit durch Uebergewicht zweier frühzeitig eroberter Bauern gegen Blackburne. Der russische Meister Winawer besiegte sowohl Zukertort als auch Blackburne, verlor aber die folgende Partie, die bereits sehr günstig für ihn stand, gegen den Amerikaner Kapit. Mackenzie.

Partie Nro. 19.

Spanische Eröffnung.

Weiß — Mackenzie.	Schwarz — Winawer.
1) E 2 — E 4	1) E 7 — E 5.
2) S. G 1 — F 3	2) S. B 8 — C 6.
3) L. F 1 — B 5	3) S. G 8 — F 6.
4) D 2 — D 4	4) E 5 n. D 4.
5) 0—0	5) L. F 8 — E 7.
6) E 4 — E 5	6) S. F 6 — E 4.
7) T. F 1 — E 1	7) S. E 4 — C 5.
8) S. F 3 n. D 4	8) S. C 6 n. D 4.
9) D. D 1 n. D 4	9) 0—0.
10) S. B 1 — C 3	10) S. C 5 — E 6.
11) D. D 4 — E 4. Gut gespielt	11) C 7 — C 6.
12) L. B 5 — D 3	12) G 7 — G 6.
13) L. C 1 — H 6	13) T. F 8 — E 8.
14) T. A 1 — D 1	14) F 7 — F 5.
15) D. E 4 — F 3	15) D 7 — D 5.
16) E 5 n. D 6	16) L. E 7 n. D 6.
17) L. D 3 — C 4. Ein Versehen, das Weiß mindestens einen Bauer kostet.	17) L. D 6 n. H 2 †.
18) K. G 1 — F 1	18) D. D 8 — H 4.
19) L. C 4 — B 3	19) D. H 4 n. H 6. Hier mußte L. H 2 — C 7 geschehen.
20) G 2 — G 3	20) D. H 6 — F 8. Wenn Schwarz mit D. H 6 — H 3 † Abtausch der Dame erzwingt, gewinnt Weiß nicht nur die verlorene Figur zurück, sondern auch ein durch T. D 1 — D 6 fortgesetzter Angriff gegen S. E 6 wäre für Schwarz höchst gefährlich.
21) K. F 1 — G 2	21) L. H 2 n. G 3.
22) D. F 3 n. G 3	22) K. G 8 — H 8.
23) T. E 1 — H 1	23) T. E 8 — E 7. Hier scheint D. F 8 — G 7 stärker zu sein.
24) T. D 1 — D 6	24) F 5 — F 4.
25) D. G 3 — D 3	25) F 4 — F 3 †.
26) K. G 2 — F 1	26) D. F 8 — F 5.
27) T. D 6 — D 8 †. Entscheidend.	27) K. H 8 — G 7.
28) D. D 3 — D 6	28) D. F 5 — G 5.
29) T. H 1 — G 1	29) D. G 5 — C 5. Wir lassen nunmehr den Schluß als Aufgabe folgen.

Aufgabe Nro. 181.

Schwarz.

8 7 6 5 4 3 2 1

A B C D E F G H

Weiß.

Weiß zieht und gewinnt. Durch welche Züge?

Nachtrag.

Am 26. Mai standen Blackburne, Mackenzie und Winawer am besten mit je 9 Gewinnpartieen.

Auflösung der Aufgabe Nro. 176:

Weiß.	Schwarz.
1) K. A 8 — A 7	1) K. D 4 — E 5.
2) D. H 1 — A 8	2) Beliebig.
3) D. A 8 — H 8, S. H 6 n. F 7, S. E 1 — F 3, — D 3 Matt.	

Kartenspiele.

(Redigirt von A. Hertefeld.)

Aufgabe Nro. 37.

Skat.

Sie haben in zweiter Hand:

Im Skat liegen:

und spielen Eichel-Solo. Sie werden geschnitten und die Gegner erhalten 95 Points. — Wie sitzen die Karten und wie wurde gespielt?

Spiel-Briefwechsel.

Hrn. Dr. H. in Dresden. Wenn die Vorhand, ohne gestraft zu werden, mit den zunehmenden Stichen bis 30 zählt, macht sie den Sechziger. Sie muß also zählen. Die 3 Points des letzten Stiches können daher nie den Sechziger machen. 29 + 3 macht dann natürlich 32.

Der bekannte Unbekannte mit drei Jungen in Castel. Wir haben natürlich das Versehen sofort erkannt, sind Ihnen aber recht dankbar dafür, denn es hat eine ganz interessante Kombination ermöglicht. Gewonnen kann das Spiel nur durch Wimmeln der falschen Farbe werden.

Lemgoer Statkränzchen Nullo. Aufgabe Nro. 13 ist eine Piquetaufgabe, keine Skataufgabe.

A. B. Rensefeld. Lösung richtig. Im Null rangirt der Wenzel in seiner Farbe hinter Ober, nur im Ramsch behält er seinen Werth. Eine entgegengesetzte Regel ist falsch. Besten Dank für Zusendung, wird benützt.

F. A., S. E. W. in Grabow. Das Spiel kann auch mit Zehn verloren werden. Ihre Lösung ist gegen die Intension.

Rich. Lindner. Das ist keine Aufgabe. Der Eichel-Solo kann auch mit zehn Matadoren verloren werden. Lösung richtig.

Heinrich Grimm. Besten Dank, wird benützt.

F. K. a H—th in Geisingen. Welchen Vortheil hoffen Sie denn von der Coeur-Dame? Die Careau-Acht kann dagegen recht nützlich werden. Ihr Plan scheint einer à la Benedeck.

Frau Helene Falsch. Das Resultat ist freilich dasselbe, indeß ist Ihr Spiel nicht korrekt.

Frl. D. 15 in Kemnitz. Wir freuen uns über die rege Betheiligung der Damenwelt. Gehen Sie aber nicht gar so barsch mit den armen Männern um.

Abonnent D. in Bielefeld. Sie scheinen „Ueber Land und Meer" nicht sonderlich aufmerksam zu lesen, sonst würden Sie nicht fragen, wo die Auflösung und wo Antworten auf die Einsendungen zu finden sind.

Karl Bienen in Rheinberg. Die Redaktion erhält täglich ca. hundert Briefe und mehr. Wie soll sie jeden direkt beantworten? Um diesem Uebel abzuhelfen, wurde der Briefkasten erfunden. Der „Ober" ist die Dame der französischen Karte.

v. Bauchet-Muchau ... (leider unleserlich). Die Postkarte, welche Sie erwähnen, haben wir nicht erhalten. Senden Sie uns, bitte, die Auflösung.

Hrn. Conrad Helmrich in Berlin; F. M. in Koblenz; Abonnent in Dorum. Besten Dank, wird benützt werden.

Hrn. F. M. in Koblenz; Ernst Schmidt in Berlin; —d in Plauen. Die Auflösung in Nr. 31 entspricht genau der gestellten Aufgabe. Die von Ihnen gewünschte Lösung bedingt eine andere Fragestellung, die wir in einer besondern Aufgabe bringen werden.

Schwink in Lapsau. Lösung richtig, doch nicht im Sinne der Aufgabe.

J. Gutsch. Spieler verliert auch in der Vorhand.

Major G... in Löwitz. Besten Dank.

Richtige Lösungen sandten ein: Hauptmann Frhr. v. H. in Frankfurt. Christoph Vogel-Voitersreuth. Skatbruder Mirwald in Straßburg. E. Z. in Frankfurt. Statklub der Frauen. Erwachsene vor dem Dammthore in Hamburg. A. Teuscher. E. M. in Wilhelmshafen. A. P. in Leipzig. J. G. in Elberfeld. Graf D. in Pillau. P. R. F. in Johannesburg. Skaterin in Crefeld. G. Schade in Hausbreitenbach b. Berka. Unter in Grimthal. Statklub in Gleiwitz. Abonnent D. in Bielefeld. Alte Eiche in Saarlouis. Backfisch in Stargard. P. D. F. in Berlin. Gitschineck. Alb. Sch. in Breslau. Max Cohn in Berlin. J. Hoffmann in Berlin. Fritzchen in Wiesbaden.

Auflösung des Rösselsprungs Nro. 11:

Gleich und gleich gesellt sich gerne;
In der Nähe, in der Ferne
Findet Gleiches sich zum Bunde
Auf dem weiten Erdenrunde. —
Auch auf engem Schachgebiete
Fügt das Gleiche sich an's Gleiche
Zur verschlung'nen Doppelblüte
Aus des Springers Räthselreiche.

Dreisylbige Charade.

1.

Wir lieben sie, wie man die Mutter liebt,
Und sie erfreut uns mit den reichsten Gaben.

2. 3.

Der Sommer bringt's, der schöne Wald es gibt,
Daß klein' und große Kinder sich dran laben.

1. 2. 3.

Des Ganzen aromat'scher Duft ergötzt
Gleich sehr, wie's den verwöhnt'sten Gaumen letzt.

Auflösung der Charade in Nro. 34:

Stiefelknecht.

Bilderräthsel 36.

Auflösung des Bilderräthsels 34:

Wenn man praktische Zwecke verfolgt, kann man phantastische Träumer nicht gebrauchen.

Briefmappe.

Dr. R. in Kbg. Sie bestellen den laufenden Jahrgang der „Deutschen Romanbibliothek" am besten bei Ihrer Buchhandlung oder der nächsten Postanstalt; die erschienenen Nummern werden Ihnen nachgeliefert.

Hrn. O. K. in H. Vermittelst Aufblasens von pers. Insektenpulver.

Hrn. Max H. in Z. Ihr Gedächtniß ist ja bewundernswerth. Es war uns interessant, darauf aufmerksam gemacht zu werden, daß die 1868 in unseren Blättern erschienene Erzählung von B. Krüger: „In der Dachkammer", eine interessante Parallele von Irland und der russ. Regierung biete, welche gerade jetzt nach den beiden Attentaten interessant sei.

Kasino Speyer. Das „Volkslied" von Mosenthal existirt nicht apart, sondern nur in den Ges. Werken, Stuttg., Deutsche Verlags-Anstalt.

Hrn. F. J. in Barmen. Auf beide Fragen — nein.

Neugierige in Chicago. Bei P. Facsy in Wien, aber auch bei einer deutschen Handlung in New-York.

Unerfahrener Backfisch. Die Lufahfaser können Sie nebst Anweisung z. B. in der Parfümeriehandlung von Schott in Stuttgart, Königsstr., erhalten. Einfaches Provenceröl, in das man ein Parfüm mischt. Sprechen Sie offen mit dem Herrn: Ihnen wird er glauben.

Abonnentin in Z. Weder auf Hofbällen, noch auf anderen Bällen tanzen Offiziere mit Sporen.

Frl. E. W. in Bresl. Leider nicht geeignet.

Hrn. J. F. in Würzb. Wenden Sie sich an die Verwaltung der Akademie Hohenheim (Württ.).

Hrn. W. F. K. in Amsterd. Velocipeden fertigt unter Anderen F. H. Dissel in Dortmund.

Hrn. A. R. 1882 Prag. Neumann, Das deutsche Reich. Berlin. Neueste Aufl. Post- und Eisenbahnkarte des deutschen Reichs, bearb. vom Kursbureau des kais. Generalpostamts. 12 Bl. Berl. 1873—76.

Marguerite in L. O. Da scheint Ihnen zur Gesellschafterin und Reisebegleiterin eben noch viel zu fehlen. In Berlin gibt es Gelegenheit genug, sich in Sprachen üben zu können. Wenden Sie sich an den Vorstand der Humboldts-Akademie, der Ihnen wenigstens rathen kann.

Jeanne E. in B. Der Gedanke ist zu wenig originell.

Hrn. Jos. D. in L. Fortwährend wiederholt sich die Frage, wie man Ameisen aus Häusern vertreiben könne. Alle die von uns angegebenen Mittel scheinen nicht gründlich geholfen zu haben: wir wenden uns daher an die unserer Leser, die in diesem Punkte Erfahrung haben, uns doch für ihre Mitleser ein gründlich helfendes Mittel angeben zu wollen.

Hrn. C. H. in Hirschberg. Das Zeitungsblatt lag nicht bei.

Fr. Ch. O. Das Lied ist aus Weber's „Preciosa", von P. A. Wolff gedichtet und heißt: „Einsam bin ich, nicht alleine, Denn es schwebt ja süß und mild Um mich her im Mondenscheine Dein geliebtes theures Bild." — Sie können den Offizier ebensogut zum Ablegen auffordern. — Es heißt: „Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange Ist sich des rechten Weges wohl bewußt" — aus „Faust" von Goethe, Prolog im Himmel.

Hrn. H. G. in D. In den „Blättern für Geflügelzucht", Dresden, finden Sie Besprechungen über die Leistungen von Brutapparaten. Wir möchten Ihnen empfehlen, dieselben zu lesen oder bei der Redaktion dieses Blattes Rath zu erbitten.

Eine Deutsche im Ausland. Wir verweisen Sie auf unsere Anzeige in Nro. 29 dieses Blattes, woraus Sie ersehen werden, daß die Jahrgänge 1875 und 1876 des „Illustrated Magazine" an Abonnenten von „Ueber Land und Meer" zum Preise von je M. 2. — abgegeben werden. Das Porto nach dorten beträgt 50 ₰.

Hrn. O. B. in Z. Wenn Ihnen das kaufmännische Buchführungs- und Rechnungswesen, wie es gewöhnlich gelehrt wird, für Ihre Zwecke nicht passend scheint, so versuchen Sie es mit der „Kombinirten Buchhaltung", die Herr Emanuel Häberle, Handelslehrer in Weingarten (Württemberg), bearbeitet hat.

Hrn. W. J. L. in B. Das kleine Buch über „Thüringen" (Lpz., Bibl. Institut) wird Sie die beste Wahl treffen lassen und Ihnen auch bei Exkursionen dienlich sein.

Hrn. A. W. in Berl. Klavier wird immer noch am leichtesten sein, wenn Sie nicht vielleicht ein Blaseinstrument, wie Flöte, wählen.

Alter treuer Abonn. 1) Die erste Frage ist für uns unbeantwortbar. 2) Der Vater kann den Sohn nur auf den Pflichttheil setzen. Warum haben Sie nicht den Ergänzungskonsens bei Gericht eingeholt? Klencke, Das Weib als Gattin. Lpz., Kummer. Capponi, Gesch. von Florenz, deutsch von Dütschke. Lpz. 1876.

Fr. Emma R. Kinkel lebt in Zürich als Universitätsprofessor. Nicht separat erschienen.

Junger Abonnent in B. An wen man Malerfederchen verkauft? Vielleicht weiß es einer unserer Leser.

Abonnentin in Berlin (M. S.). Die Verse auf Justinus Kerner's Grabmal sind von dem verewigten geistvollen Konsistorialpräsidenten Köstlin, einem Freunde des Kerner'schen Hauses.

Roby in Frkf. a. M. Biernatzki, Billardspiel. Leipz., Weber.

Hrn. L. B. in R. bei Z. Die Krankheiten der Sprache und ihre Heilung von Spracharzt Gerdts in Bingen a. Rh.

Hrn. Ch. B. in Karls. Die Sängerin Bianchi heißt ursprünglich Schwarz. Jener Lapsus wurde seinerzeit berichtigt.

Hrn. L. P. in Büd. Die Notiz war einem andern Blatte entlehnt. Da wir nicht Fachmann sind, so können wir auch nur auf Ihr Wort hin glauben, daß in Glashütte bei Dresden die besten Taschenuhren fabrizirt werden. Wir danken für Ihre Mittheilung. Eckstein ist 1845 geboren, Lenau starb 1850, Heine wird 1886 frei.

Hrn. W. K. in Schlesw. Wir bitten, über Ihr Mjk. zu verfügen.

Hrn. R. M. in Recende (Brasilien). In Pribyl, Geflügelzucht (Verlag von Wiegandt, Hempel & Parey, Berlin, 2½ M.), wird als bestes Mittel gegen Ungeziefer bei Hühnern ꝛc. empfohlen: größte Reinlichkeit in den Ställen, womöglich tägliches Auskehren, jährlich zu wiederholender Kalkanstrich und Gewährung von reichlichen Staub-, Sand- und Aschenbädern. Weitere Mittel, medizinische, finden Sie in genannter Schrift.

„Zwei Unwissende vom Lande" und „Drei wilde Rosen". Auf dem Bilde in Nro. 31 ist die Stehende die Erzherzogin Valerie, die Sitzende die Prinzessin Auersperg.

Hrn. C. W. in Bremen. Sie scheinen die zahlreichen Erklärungen, die wir von „Ab nach Kassel" gebracht, übersehen zu haben.

Saarlouiser Ruderklub. Die „Sportzeitungen" beschäftigen sich neuerdings sämmtlich auch mit dem Rudersport, namentlich die „Allgem. Sportzeitung" von Silberer, Wien.

Hrn. A. K. in Dr. Bei der Notiz über die Uhrenfabrikation, die einer andern Zeitung entnommen war, muß statt Wallis natürlich Waadt als Kanton stehen, in welchem Uhren fabrizirt werden.

Abonnenten in Texas. Der Noten bediente man sich schon im Alterthum; der Erfinder kann nicht bezeichnet werden, so wenig als wer das erste Stück komponirt hat.

Hrn. E. Hoffmann in Kloesitz (Bessarabien) und der fleißigen Leserin in Dülmen besten Dank.

Hrn. A. N. in San Franzisko. Die Nußschalen werden klein geschnitten und mit Alkohol destillirt. Das können Sie aber nicht selbst machen: ein Apotheker bereitet Ihnen das viel billiger.

Hrn. R. B. in San Franzisko. Nach eingezogenen Erkundigungen lebt die Dame unvermählt mit ihrer jüngeren Schwester bei ihrem Vater. Sie war längere Zeit auswärts bei Verwandten. Noch ist also nicht alle Hoffnung verloren.

Fr. Marie P. in B. Eine Absicht war dabei sicher nicht, da der Verfasser selbst ein Ue. ist; die Ansicht, die er vertritt, hörten wir allgemein aussprechen.

Fr. L. de M. in R. (Kurland). Der von Ihnen mit Ungeduld erwartete Roman hat in Nro. 31 der R.-B. begonnen, welche längst in Ihren Händen sein sollte, wenn Sie Abonnentin und nicht bloß Leserin sind.

Frl. H. A. in Wien. Sie haben uns den wohlthätigen Zweck nicht genannt, für den Sie gebrauchte Briefmarken sammeln. Als weitere Sammelstellen wurden uns genannt: Der Verein Fechtschule in Görlitz für Bekleidung von Kindern, Frau Dr. Weber in Salzburg für Anschaffung eines Pianos für ein bedürftiges Mädchen (1 Million nöthig). Hr. Löwenthal in Kassel für das syr. Waisenhaus in Jerusalem, der Verein der Ferienkolonieen in Dresden, der Deutsche Reichsfechtverein für das Reichswaisenhaus in Lahr.

Hrn. C. L. Sartorius in Ronbach. Wir notiren dankend Ihre Ableitung des Wortes Glacis von dem mittellateinischen Glatia — Ebene.

Efra Vasarhely in Siebenb. Die Kuhn'sche Fabrik in Berg bei Stuttgart wird solche Arbeiten übernehmen können.

Hrn. G. P. im Rheingau. Mit Nußschalenextrakt, ob dauernd, ist eine Frage.

Frau A. Sch. Alle Haarfärbemittel sind für die Gesundheit schädlich. Begnügen Sie sich mit dunklem Fixateur.

Hrn. Schuldir. P. in A. Sehr hübsche und instruktive Nachbildungen der Pilze, — ein für die Schule, wie Sie richtig sagen, so werthvolles Material können Sie von Kommerzienrath Arnoldi in Gotha beziehen.

Frau K. v. O. in M. Nicht geeignet für uns.

Gänschen von Buchenau. Wir denken, die Erklärung ist die: Bei dem süßen Himmelstraum, in den Du, während wir mit einander gehen, versunken bist.

Die kleine Liebenswürdige in Köln. Die Wunderkrämerei seiner Zeit und besonders Cagliostro's abenteuerliches Wesen gaben ihm Anlaß; er bleibt ein ungelöstes Räthsel und hat, wie Goedecke richtig sagt, nur als solches Werth. Fortsetzungen finden Sie in jeder Leihbibliothek.

Hrn. A. A. in Halle. Die „Industrieblätter" in Berlin können Ihnen Adressen geben. Ueber diesem Theil der Psychologie schwebt noch ein tiefes Dunkel.

Ludwig Maier in Stuttgart. R. W. in Bremen. Robert Zaffke in Oranienstein. Wilhelm Beese in Berlin. Auguste Sperber, Julie und Regina Schaffner in Suczawa, Bukowina. Kornelius Peter in Hamburg. Otto Ackermann in Auerbach. Helbling-Tschudy in Zürich. Elise Lenz in Koblenz. Eugen Haerle in Havre. Moritz Jenny. Colitzer in Bielitz. K. L. in Viersen. Regina Aufricht in Kaschau. B. Bodler in Eltersdorf. F. v. Belli in München. Reinhardt in Zoerbig. Heinrich Hensohn in Langendiebach. Max Braunstein in Radautz. Rich. Günzel in Dresden. Anna K. in Neuenhaus. Klementine Schloß in X. F. Wrede in Frankfurt a. d. O. Anna Mahlmann in Hannover. N. N. in Neugradiska. Paula P. in Graz. Frau A. R. u. Sohn in Hamburg. Karl Wiesmann in Bochum. Paula und Antonia Blum in Klünontz. Richtige Lösungen.

Gesundheitspflege.

Abonnentin in B. und Hugo S. in Langenbielau. Ohne persönliche ärztliche Untersuchung zu beurtheilen unmöglich.

Hrn. S. E. in Geldern. Warzen an den Händen können sowohl durch scharfe Aetzmittel als durch Operation (Ausschneiden) entfernt werden. In beiden Fällen soll man sich an einen tüchtigen Arzt wenden, da das Wegätzen, sowie das Wegschneiden kunstgerecht vorgenommen werden muß.

Hrn. Dr. N. N. in O. Sowohl in den von Deutschen vielfach bevölkerten Distrikten des Kaplandes, als auch im Westen der nordamerikanischen Union finden tüchtige deutsche Aerzte lohnende Praxis. Einige Kenntniß der englischen Sprache ist wünschenswerth, Haupterforderniß aber Ausrüstung mit einem in jeder Hinsicht genügenden Instrumentarium für Chirurgie und Geburtshülfe, sowie Besitz einer reich assortirten Privatapotheke.

Hrn. A. in R. Ihr Leiden ist ein Augenübel, welches entschieden Beachtung verdient. Es handelt sich um sogenannte Mouches volantes oder Sehen fliegender Mücken. Diese Erscheinungen haben zumeist ihren Grund in einem abnormen Zustande des Glaskörpers im Auge oder der Blutzufuhr zu demselben. Konsultiren eines Augenarztes ist entschieden am Platze.

Hrn. Arthur K. in Amberg. Entschieden abzurathen!

Hrn. R. L. in Wien. Ueber die „Bantingkur" finden Sie alles Wissenswerthe in dem Werkchen des verstorbenen Prof. Vogel zu Halle, betitelt: „Korpulenz". Verlag von Denicke in Berlin.

Hrn. Paul R. in K. Die Ursache der Heiserkeit läßt sich nur durch Untersuchung mit dem Kehlkopfspiegel richtig herausfinden und darnach eine Heilmethode bestimmen.

Frl. D. O. in Leipzig. Das fragliche Mundwasser und dessen Zusammensetzung ist uns nicht bekannt.

Dr. St.

Redaktion: Dr. Edmund Zoller in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.



48. Band.
Vierundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1881—1882.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Ein Mann.

Novelle von

Johannes van Dewall.

(Fortsetzung.)

Fünfzehntes Kapitel.

Die Räthin hatte verlangt, daß ihre Kinder den Hofrath von Ort, ihren eigenen Arzt, auch zu ihrem Hausarzt machen sollten, während Golzow darauf bestand, daß der Stabsarzt Schulz sie behandelte, den alle Familien des Regiments hatten, der ein sehr tüchtiger Arzt und außerdem sein intimer Jugendfreund war. Nur widerstrebend hatte die Räthin nachgegeben, aber sie grollte und haßte jenen Stabsarzt Schulz.

Gleich nach Neujahr trat an die jungen Eheleute, welche der Reihe nach von ihren Kameraden und Befreundeten eingeladen worden waren, die Pflicht heran, ihre erste größere Gesellschaft zu geben.

Die Vorbereitungen hiezu beschäftigten nicht nur diese und namentlich Helene lebhaft, sondern vor Allem die Frau Stadträthin.

Sie wollte, ihre Tochter sollte glänzen, alle Anderen in den Schatten stellen — es war das ein ziemlich vulgäres Verlangen, aber das Sichüberheben lag nun einmal tief in ihrem Charakter, und auf ihre Tochter war sie womöglich noch eitler als auf sich selbst.

Frau von Beauvilliers, welche ihre Autorität schon etwas abgenützt hatte zu Gunsten des jungen Paars, predigte dieses Mal völlig tauben Ohren. Helene hatte sich taktvoll in allen Gesellschaften und bei allen anderen Gelegenheiten einfach, aber annuthig gekleidet, dieses Mal nun wollte man ganz bestimmt dafür sorgen, daß das Kind nicht wieder das Aschenbrödel spielte. Man hatte extra für diese Gelegenheit einen Anzug komponirt, einfach natürlich, denn die Frau vom Hause mußte einfach erscheinen, sie wußte das recht wohl, aber trotz dieser Einfachheit sollte man den Geschmack und das Gediegene heraus erkennen. Die gute Räthin, sie konnte dem Kitzel nicht widerstehen, den Neid der Anderen zu erregen, und ahnte nicht, wie weit Helene von solchen kleinlichen Wünschen entfernt war.

Der erste Schuß fiel aber nicht hier, sondern schon bei den Einladungen. — Der Gatte war im Dienst, die Schwiegermama kam vorgefahren mit etwas verstimmter Miene. Bis zur Stunde hatte Helene ihr noch nicht einmal die Liste der Gäste gezeigt und ihren Rath verlangt. Es war das eine Zurücksetzung, die natürlich ihre besonderen Gründe hatte und an der niemand Anderes als der Herr Schwiegersohn schuld war. — Im Vorzimmer schon und ehe sie noch ihre Tochter gesehen hatte, zog sie ein Centimetermaß aus der Tasche.



Sarah Bernhardt.

„Gehen Sie!“ herrschte sie Heinrich an, der in der gemüthlichen Drillichjacke ihr geöffnet hatte.

Sie trat in den Speisesaal und begann denselben auszumessen; bei dieser Beschäftigung traf sie Helene.

„Bemühe Dich nicht umsonst, liebe Mama,“ rief diese ihr zu und küßte sie dann, „es sind neun Meter Länge auf sechs Meter Breite!“

„So!“ versetzte Jene beinahe barsch und sah Helene an.

„Wir haben Alles ausgerechnet, vierzig Personen können hier im Saal sitzen und zehn am Trompetertisch nebenan, das junge Volk…“

„Und die Uebrigen?“

„Mehr sind es nicht, Mama; für Weitere wäre kein Raum.“

„So? — Dann ist ja wohl Alles hier fix und fertig, und ich bin völlig überflüssig!“ versetzte die Stadträthin, welcher die helle Röthe in's Gesicht stieg.

Helene wußte genau, wo das hinaus sollte, und war darauf gefaßt. Es war gut, daß das Aussprechen kam, während Golzow nicht zu Haus war; einmal mußte es ja doch geschehen, denn so ging das nicht weiter. Es that ihr leid, sie hatte auch Herzklopfen dabei und ihr gutes, kindliches Herz kämpfte einen schweren Kampf, aber ein offenes Wort findet ja eine gute Statt, hatte Erich gesagt, und es war Pflicht. Also muthig darauf los! —

„Liebe Mama, überflüssig bist Du durchaus nicht,“ begann sie, ihre freundlichen Augen ernst und bittend auf Jene richtend (sie sah so bestechend aus mit dem Morgen-

häubchen auf den dunklen, glänzenden Locken). „Wir werden auch gewiß nicht ermangeln, Dich um Deinen Rath zu bitten, — nur die Einladungen wollten wir gern selbst bestimmen."

„So!"

„Ich hoffe, Du findest das in der Ordnung," fuhr Helene tapfer fort. „Es ist dieß unsere erste und gewissermaßen offizielle größere Gesellschaft . . ."

„Ich bitte, schenke mir die Fortsetzung — und da brauchen Dein Herr Gemahl und Du natürlich keine anderweitigen Einmischungen; ich kenne das . . . ich bin bereits avertirt."

„Deine Art, diese Sache aufzufassen, thut mir herzlich leid, Mama, noch mehr aber die Weise, wie Du von Erich sprichst; ich bitte Dich herzlich" (hier versuchte sie die beringten Hände zu ergreifen), „nicht so bitter gegen uns zu sein. Du machst es ihm so sehr, sehr sauer, Dich lieb zu haben!"

„So? Ich danke! Das ist wirklich seltsam! . . . Ich mache es ihm schwer, mich lieb zu haben? Nun . . . doch schweigen wir. Lehre lieber Deinen Gatten, die nöthigen Egards vor seiner Schwiegermutter zu haben. Mag Dein Vater kommen . . . ich werde eurer Soirée fern bleiben!"

„Das wirst Du nicht, liebe Mutter, das redest Du nur so im Zorn! Ach, könnten wir doch im Frieden mit einander leben! Ich war so stolz auf meine erste Gesellschaft und nun . . ."

Die Räthin bewegte heftig die Schultern und stieß einen kurzen, abwehrenden Ton heraus.

„Also fünfzig Personen?" sprach sie mit plötzlich veränderter Stimme, als wünschte sie diese Gefühlsergüsse beendet zu sehen.

„Ja, liebe Mama, genau fünfzig."

„Und ist es gestattet, die Liste der Eingeladenen zu sehen?"

„Ganz gewiß."

Die erzürnte Frau riß die Liste Helene beinahe aus der Hand und trat mit derselben an's Fenster.

„Aber willst Du denn nicht erst ablegen, Mutter?"

Sie bekam gar keine Antwort. Hochroth, mit blitzenden Augen wandte sich die Mutter nach einer Weile zu ihr herum, das Papier in ihren Händen zitterte.

„Nun . . . wahrhaftig, das ist stark! Und das ist ein fait accompli!?" rief sie empört. „Am Ende ist es ja wohl eine Gnade für uns, daß Dein Herr Gemahl uns von dem Tische mit essen läßt, den wir bezahlt haben?"

„Mutter!" rief die junge Frau mit bebender Lippe und indem sie sich verfärbte.

„Schweig' still, Du Gans! Doch wahrhaftig, ich vergesse mich."

„Das thust Du in der That," versetzte hochathmend, mit blitzendem Auge Helene, welche auch ein wenig von dem Temperament ihrer Mutter in sich fühlte in diesem Moment.

Die Räthin biß sich auf die Lippen und schwieg, Helene maß mit großen, unregelmäßigen Schritten das Zimmer.

Gerade in diesem ziemlich ungünstigen Moment steckte Potozki das breite, gutmüthige Gesicht durch den Thürspalt herein.

„Ich wollte man sehen, ob der Herr Hauptmann drin ist; der Thierarzt ist unten," sprach er grinsend.

Die Räthin schleuderte ihm einen wahrhaft vernichtenden Blick zu, während Helene sich gewaltsam faßte und mit einem beinahe sanften: „Er ist nicht hier — gehen Sie hinunter," antwortete.

Die Thüre schloß sich — ein unheimliches Schweigen herrschte im Zimmer. Plötzlich näherte sich Helene ihrer Mutter, kniete nieder und erfaßte ihre Hand.

„Mutter — liebe Mutter; ich möchte gern mit Dir sprechen; ich habe etwas auf dem Herzen — es handelt sich um mein Glück!" rief sie, in Thränen ausbrechend.

„Sprich!" herrschte Jene ihr zu, ohne sie anzusehen oder sie aufzuheben.

Helene begann mit herzlichen Worten sich an sie zu wenden, ihr Alles zu sagen, was sie auf der Seele hatte, sie zu bitten, sie doch recht zu verstehen und besonders ihren Mann. Es fehlte ja nur eine ganze Kleinigkeit daran und sie lebten Alle in Glück und Frieden, sie möchte doch nur ihren Mann recht beurtheilen und sich nicht in ihre kleinen häuslichen Angelegenheiten mischen, das wäre gegen ihren Stolz und seine Ehre und thäte nicht gut. Sie sprach so lieb, so einfach und herzlich — es begann doch mächtig zu arbeiten und zu pochen in dem Innern der Räthin, es klopfte an ihr Gewissen. Aber die Bitterkeit ließ die besseren Gefühle nicht recht zum Durchbruch kommen.

„Steh' auf," sprach sie und drückte ihr flüchtig die Hand. „Ich thue Niemandem absichtlich Unrecht und erkenne die guten Seiten Golzow's recht wohl an; ich begreife auch ganz gut eure Laune . . . Junge Leute sind eifersüchtig auf ihre neuen Rechte . . . ganz gut! . . . Wem aber Gott seinen natürlichen Beistand ließ, der soll ihm danken dafür und ihn achten, das bedenke, mein Kind. Dein Mann ist ein Ehrenmann, aber er ist schroff, seine sogenannten Grundsätze wurzeln im Eigensinn und in Standesvorurtheilen. Diese Herren Militärs besitzen einen Hochmuth und einen Kastengeist, der sie fast unerträglich macht für Andere, weil sie sich für etwas Besseres halten. Ich aber kümmere mich nicht um dieses Cliquen- und Kastenwesen, ich verlange einfach, daß man mich respektirt!"

Hier erhob sich die Räthin.

„Und wenn ich mir erlaube, ab und zu ein Wort mit hineinzureden, — soll ich denn immer den Mund halten, wenn ich so etwas sehe? Der Bursche öffnet mir in der Stalljacke . . ."

„Sie klopfen Decken aus, Mama, es ist Mittwoch."

„Schweig'! Der andere Lümmel kommt herein, ohne anzupochen."

„Das darf er nicht, Mama!"

„Horreur! Ihr lebt ja wie Bettelleute, ohne auch nur im geringsten die äußeren Formen zu wahren. Noblesse oblige, mein Kind . . . Der Vater schenkt euch einen Wagen und bezahlt das schwere Futter und ihr fahrt in Miethkutschen."

„Weil der Peter lahmt . . . Ueberhaupt, liebe Mama, die Kutsche wären wir am liebsten ganz wieder los . . . Doch da kommt mein Mann."

Der Hauptmann war soeben hereingetreten, gestiefelt und gespornt, wie er vom Dienst kam. Als er seine Schwiegermutter erblickte, zogen sich seine Brauen unwillkürlich, obwohl kaum bemerkbar zusammen, gleich darauf aber, in Folge einer inneren Reflexion, legte er sein Gesicht in freundliche Falten, trat näher, küßte seiner Schwiegermutter die Hand und umarmte Helene.

Das Auge der jungen Frau eilte schnell von dem Gatten zur Mutter und von dieser wieder zu Jenem zurück.

„Wir sprachen soeben von unserem Fest," begann sie mit einem hübschen, auffordernden Lächeln. „Die Mama ist gekommen, um uns zu helfen."

„Sie sind sehr freundlich, liebe Mutter," versetzte der Hauptmann.

„Es ist das erste Mal, da dürfen wir keine Fehler machen," half ihm Helene.

Der Hauptmann nahm ihre Hand, behielt sie in der seinen und blickte sie an mit einem glücklichen Lächeln; sie sah so gut und reizend aus mit ihrem einfachen, etwas schiefen Häubchen auf dem schönen Haar.

„Ich denke doch nicht, — wir machen es wie die Anderen," sprach er.

„Wie die Anderen? Wie ist das zu verstehen?" frug die Stadträthin gereizt, deren Nerven durch den scheinbar gleichgültigen Ton ihres Schwiegersohnes sogleich wieder in Schwingung geriethen.

„Erich meint, wir thun Alles so, wie es hier im Regiment Sitte ist."

„Laß doch Deinen Mann für sich selber sprechen, liebes Kind; er braucht keinen Advokaten, wie ich ihn kenne."

Der Hauptmann blickte auf; — hier war irgend etwas nicht in Ordnung. Er sah seine Frau an und dann die Räthin, und während seine Brauen sich abermals näherten, versetzte er, sich zusammennehmend, mit der ausgesuchtesten Höflichkeit:

„Helene will damit nur sagen, was wir gemeinsam berathen und besprachen, daß wir nämlich uns in den Grenzen bewegen müssen, die im Regimentskreise Sitte sind; das heißt, es gibt zwei Gerichte und Kuchen oder Eis, zweierlei Wein und Bowle."

Die Stadträthin holte tief Athem, aber sie hielt gewaltsam an sich.

„So ist es altes Herkommen bei uns; selbst der Oberst gibt nicht mehr, liebe Mutter, es würde Anstoß erregen, thäten wir anders."

„Es sei fern von mir, eine so geheiligte Sitte anzutasten," erwiederte die Stadträthin spöttisch und sah zum Fenster hinaus. „Darf man wissen, liebes Kind, was ihr beschlossen habt?"

„Ich hatte mir vorgenommen, mit Dir darüber zu sprechen."

„Ich danke Dir — es ist allerdings ein wenig spät."

„Ich denke das nicht, liebe Mama, da man hier Alles so leicht haben kann."

„Wir haben die Liste bereits entworfen."

„Eben sprachen wir hierüber, lieber Sohn. Sie verübeln es mir nicht, wenn ich Ihnen bemerke, ich war beim Durchlesen derselben nicht wenig frappirt."

„Darf ich fragen, wieso?"

„Nun, — um offen zu sein — Sie nehmen doch gar zu wenig Rücksicht auf Ihre Schwiegereltern! Ich brauche ja wohl nicht hinter dem Berge zu halten?"

„Durchaus nicht."

Helene zupfte heimlich ihren Mann am Rock; sie bemerkte, wie die große Ader auf seiner Stirn sichtbar wurde.

„Sie haben da lediglich Ihre Kameraden und Ihre Freunde eingeladen. Ich sagte vorhin schon zu Helene, daß mein Mann und ich es uns in Folge dessen wohl zu einer ganz besonderen Ehre anrechnen müssen, wenn wir nicht ebenfalls beiseite gesetzt wurden."

„Ich rechne Sie zu meinen besten Freunden," sprach Golzow, sich mannhaft bezwingend seiner Frau zuliebe und in einem herzlichen Ton. „Ich betrachte das nur als einen Scherz Ihrerseits, denn ich werde niemals vergessen, was ich Ihnen schuldig bin. Ich bin hier weniger von meinen Wünschen abhängig, als von der Pflicht und dem Herkommen."

„Und dieses zwang Sie, unsere besten und einflußreichsten Freunde auszuschließen und uns dieselben zu verfeinden?" frug die Räthin gereizt.

„Das wäre mir in der That sehr leid. Ich legte unserer Gesellschaft durchaus keine so hohe Bedeutung bei, und der Raum setzt neben manchen anderen Rücksichten, die eben in meiner Stellung liegen, unseren Wünschen eine sehr natürliche Schranke."

„Ich weiß, Sie handeln so aus Rücksicht für Ihre Kameraden, der militärische Kastengeist erstreckt sich selbst in diese häuslichen Beziehungen . . ."

„Gewiß, liebe Mutter."

„Gewiß! — Du bist sehr rücksichtsvoll, aber dabei hat ein großer Theil Deiner Kameraden noch nicht einmal die Rücksicht gehabt, uns seinen Besuch zu machen."

„Das ist nicht Mangel an Höflichkeit; ihre Mittel gestatten ihnen einfach nicht, ihre geselligen Pflichten so weit auszudehnen."

„O charmant! Aber ich schenke ihnen gern ihre zwei Schüsseln — ich verlange nur die nöthigen Egards."

„Gestatte mir zu bemerken: sie würden sich dieselben aber nicht schenken lassen, und die Meisten sind gezwungen, zu rechnen."

„Gewiß — Sie haben Recht, — wie immer!"

„Liebe Mama!"

„Rechnet ihr auch so engherzig, daß es euch auf zwei oder drei Plätze ankommt?"

„Nein!"

„Warum luden Sie dann die Generalin von B. nicht ein?" rief die heftige Frau mit einem sprühenden Blick.

Golzow wurde mit jeder Sekunde vornehmer, je mehr dieselbe sich vergaß.

„Sie würden mich verpflichten, wenn Sie mir eine Antwort auf diese Frage erließen," versetzte er außerordentlich höflich.

„Und wenn ich trotzdem auf derselben bestehe?"

„Liebe Mutter, dann wäre ich zu meinem Leidwesen gezwungen, Ihnen eine unangenehme, aber nothwendige Wahrheit zu sagen."

„Nun — da bin ich doch wirklich begierig."

„Frau von B. paßt nicht in unsere Gesellschaft."

„Wie? Das ist unerhört!"

„Weil ihr Ruf ein solcher ist, daß meine Kameraden an der Dame Anstoß nehmen würden und mit Recht."

„Bei Gott, das ist eine Beleidigung . . . mir offen in's Gesicht!" rief die Räthin und erhob sich ganz empört.

„Wenn die Wahrheit beleidigt . . . ich erinnere Sie daran, daß Sie selbst mir befohlen haben, zu sprechen."

„Eine Dame, die bei Hofe verkehrt, so anzutasten — abscheulich!"

„Nicht bei Hofe, — nur in Hofkreisen. Das Vorleben der alten Dame ist sehr dunkel, es kann Ihnen das selbst nicht unbekannt geblieben sein."

„Das sind Lügen, nichtswürdige Verleumdungen, die man sich erzählt!"

„Ich erlaube mir zu bemerken, daß ich solche zu verbreiten für unwürdig halten würde, und daß ich bitten muß, mir zu glauben, daß ich nur nach reiflicher Information urtheile."

Die Stirnader schwoll sehr hoch. Auch Helene hielt kaum noch an sich.

„Erlassen Sie mir die Details — noch einmal, zu

meinem Bedauern, eine Dame, die mit den Kammerfrauen der hohen Damen Trödelgeschäfte treibt und gelegentlich Geld zu hohen Zinsen herleiht, kann ich unmöglich in meinem Hause sehen."

Die Räthin ging in unbeschreiblicher Aufregung im Zimmer auf und ab. Sie war auf allen Linien geschlagen. Sie hatte allerdings schon Aehnliches gehört, wie ihr Schwiegersohn ihr soeben berichtete, und bemerkt, daß sich viele Personen von der Generalin fern hielten, aber das einzugestehen, auch nur sich selbst, nachdem sie so intim mit derselben verkehrt hatte, war doch gar zu demüthigend für die hochfahrende Frau.

„Ich bitte, Frau von B. uns zu schenken deßhalb. — Ihre ferneren Wünsche werden wir hoffentlich im Stande sein zu erfüllen."

„Ich danke — Sie sind allzu freundlich."

„Liebe Mutter — nicht wahr, Du meinst den Grafen Alicante?" frug Helene gutmüthig.

„Ich meine Niemanden, ich bitte nur um meinen Wagen," sprach diese in hohem Maße gereizt.

„Es sollte mir aufrichtig leid thun, wenn Sie mir zürnten, liebe Mutter, aber Sie sind zu klug und zu gerecht, um bei eingehender Erwägung nicht milderen Regungen Raum zu geben. — Die Festfreude wäre uns sehr getrübt."

Die Räthin antwortete nicht sogleich, zog aber auch die Hand nicht fort, welche Golzow ergriffen. Erst als Helene sie umarmen wollte, erwachte ihr Zorn noch einmal mächtig, sie stieß sie unsanft zurück und verlangte zum zweiten Male gebieterisch nach ihrem Wagen.

„Ich bedaure die Auffassungsweise der Mama — sag' aber selbst, wie konnte ich anders handeln?" frug Golzow, als sie fort war.

„Du warst sehr lieb und thatest nur Deine Pflicht. — Die Mama war gereizt und schlechter Laune ... Ach Gott! ... Ich will Dir Alles abbitten für sie."

„Du, mein Liebling!"

„Ach — wäre doch nur so Manches anders hier, wie glücklich könnten wir leben!"

Sechzehntes Kapitel.

„Laßt nur, Kinder, laßt nur; sie wird sich schon besinnen und wieder gut werden. — Du kennst sie ja, Lenchen, es sind ihre Nerven, und dann, sie ist gewohnt, zu kommandiren wie ein General. Sie ist ein verzogenes Kind ... Ich habe ja auch meine liebe Noth manchmal mit ihr, und mit den Jahren nimmt das zu ... Sie wird schon kommen, ich verspreche es euch ... mein Wort darauf! Ich werde meinen ganzen Einfluß in die Wagschale legen ... Thorheiten! ... Natürlich kommen wir."

Also sprach der Stadtrath, indem er in dem Hinterzimmer bei Vetter Salzmann beweglich auf und ab ging, die Miene ein wenig verdüstert bei aller ausgesprochenen Zuversicht, und lebhaft mit den Händen gestikulirend.

Die beiden jungen Eheleute hatten ihn dort überfallen, um gewiß zu sein, ihn allein zu sprechen. Die Mama hatte wieder einmal Nervenaffektionen; sie hatte ein Billet geschrieben, daß es ihr nicht möglich sein würde, ihrer Einladung Folge zu leisten, sie fühle sich zu abgespannt. Sie hatte sogar ein großes Diner bei dem Geheimen Oberfinanzrath von Schreiber deßhalb abgesagt.

Dagegen aber hatte sie das bewußte Kleid geschickt, eine überaus kostbare Robe von blauem Drap de Lyon, einfach, aber gediegen, das heißt hoch, nur mit einem herzförmigen Ausschnitt, aber von einem Stoffe, wie ihn nur eine Prinzessin oder die Tochter eines Millionärs tragen kann. Es war Helene ganz unmöglich, es in ihrer Gesellschaft anzuziehen, sie wäre als Wirthin die von Allen am kostbarsten Gekleidete gewesen.

Sie hatten soeben darüber dem Vater ihr Herz ausgeschüttet, — das war seine Antwort.

Am Fenster blieb derselbe stehen, während die Kinder mit besorgten Gesichtern auf ihren Stühlen saßen und ihn anschauten. Er trommelte leise gegen die Scheiben und wandte sich dann plötzlich herum.

„Und mit dem Kleide — ist es denn ganz unmöglich?" frug er, sie anschauend.

„Ganz unmöglich!" versetzten Beide zugleich.

„Hm! ... Na, wir wollen sehen, wir wollen schon sehen. Seid nur recht freundlich gegen sie; sie hat das beste Herz, aber es sind ihre Nerven ... ihre Muttereitelkeit kommt auch mit in's Spiel."

„Ich bin so betrübt, Papa, sie verdirbt uns die ganze Freude."

„Wird nicht so warm gegessen, wie es auf den Tisch kommt. — Also am Mittwoch? ... Werde mich pünktlich einstellen und noch einen von den Dienern schicken zum Serviren."

„Wir haben schon die beiden Tischordonnanzen."

„Aha! — Schön, schön ... nu ja."

Es war ersichtlich, der Stadtrath wollte sie los sein; er hatte nämlich Geschäfte im Kopfe, — drinnen im Comptoir warteten zwei Herren auf ihn.

Golzow und Helene erhoben sich und sagten Adieu.

„Adieu, Kinder ... verlaßt euch ganz auf mich; wir kommen."

Er küßte Helene auf die Wange, drückte Golzow die Hand und machte die Thüre hinter ihnen zu.

„Ist's gefällig, meine Herren!" rief er durch die Nebenthüre.

*

Das Fest fand am Mittwoch statt, es war Alles sehr einfach und hübsch, bis auf die Schwiegermutter, welche zwar in Schwarz kam, aber mit kostbaren Spitzen und Brillanten geschmückt, und die sich alle Mühe gab, der stolzen Kaste zu imponiren, und bis auf den Stadtrath, welcher dem Kammerherrn und dem Oberstlieutenant vom Generalstabe nicht von der Seite wich nach dem Speisen, — der ein bischen sehr klebrig war, wie man das zu nennen pflegt.

Sie bildeten Beide offenbar ein fremdes Element in diesem einfachen, vornehmen, gewissermaßen geschlossenen Kreise.

Dagegen gefiel Helene ungemein, denn sie machte mit einer Grazie und natürlichen Liebenswürdigkeit die Wirthin, die ihr um so höher angerechnet werden mußten, als ihr das Herz sehr schwer war.

Sie hatte heute Morgen ihren ersten Streit gehabt mit ihrem Manne. In der Frühe schon war der Stadtrath nämlich gekommen und hatte mit freudestrahlender Miene verkündet, daß die Mama das Schmollen aufgegeben habe und am Abend pünktlich erscheinen würde. Wie immer generös, hatte er bei dieser Gelegenheit eine große Gänseleberpastete und eine ganze Tonne prächtigsten, großkörnigen hellgrauen Sterletkaviar mitgebracht.

Sie hatte gesehen, wie Golzow die Stirn beim Anblick dieser Sachen in ernste Falten legte. Ihre Freude ward augenblicklich wieder gedämpft hiedurch. In seiner höflichen, aber bestimmten Weise hatte Jener — sie dachte es sich gleich — dem Vater erklärt, er könne unmöglich den Gebrauch von diesem Geschenk machen, den Jener wünsche, und ihn gebeten, das nicht übel zu nehmen.

Sie sah, wie ihr Vater nur mit Mühe seinen Aerger verbiß, und zum ersten Male in ihrem Leben stand sie nicht auf Erich's Seite, denn da der Vater sich so viele Mühe gegeben hatte für sie, und man ihnen fast allen Willen gethan, so konnte Erich ihm den einen Wunsch jetzt füglich erfüllen, so dachte sie. In seiner geschmeidigen Weise war der Vater über diese Weigerung leichthin fortgegangen, aber sie bemerkte recht wohl, wie sehr es ihn verdroß.

Alle Gründe, welche ihr Mann nachher für seine Handlungsweise angab, erschienen ihr nicht stichhaltig genug — sie nannte ihn schroff und eigensinnig ... war er es nicht bisweilen in der That?

Sie gab diesen Gefühlen Worte, denn sie glaubte, es sei ihre Pflicht, es zu sagen, und nun waren sie Beide verstimmt, und die erste Wolke trübte den Himmel ihres sonst so glücklichen Zusammenlebens. Im Stillen weinte sie ihre bittersten Thränen, denn Golzow ging mit einem seltsamen Ausdruck im Gesicht herum, der sich selbst während der Gesellschaft nicht ganz verlor.

Sie hätte ihm abbitten mögen, aber konnte sie es denn, ohne ihn zu belügen!?

In ihrem ganzen Leben hatte sich die junge Frau noch niemals so unglücklich gefühlt, als gerade an diesem Tage.

Die Gäste waren fort, die Lichter erloschen. — Es sei Alles reizend bei ihnen gewesen, hatten die Frauen ihr gesagt, man schied in der fröhlichsten Laune. Sie sah Erich's ernstes Gesicht, und ihr wollte das Herz brechen.

„Wollen wir so einschlafen, Helene?" frug dieser hernach, indem er sich über sie beugte. Sie schaute in sein gutes, treues, bekümmertes Auge, ein Moment noch und sie reckte ihre Arme zu ihm empor und umschlang mit Schluchzen seinen Hals.

„Du gibst mir Unrecht ... Mir wurde es schwer, sehr schwer, Deinem Vater so zu danken, aber unterwirf Dich meinem besseren Urtheil und glaube mir, ich that nur wie ich mußte."

Nach wenigen Tagen schon bekam Helene vollen Grund, ihrem Manne abzubitten, als sie gelegentlich eines Besuchs eine Aeußerung der Oberstin vernahm.

„Vor Allem fand ich es außerordentlich taktvoll von Frau von Golzow, daß diese uns, trotz ihres Reichthums, denselben in keiner Weise fühlen ließ," sprach Jene in der Nebenstube.

„O, sie ist charmant ... sie hat so viel natürliche Liebenswürdigkeit ..." Hier wurde sie bemerkt und so entging ihr das Uebrige. Ganz in Purpur getaucht trat sie ein.

Dem Tage folgte eine Reihe doppelt glücklicher, und mit Erröthen und Erblassen konnte die Ueberglückliche ihrem Gatten nach wenigen Wochen schon das süße Geheimniß in das Ohr flüstern, welches die Seele des Weibes erbeben läßt wie kein anderes.

Siebenzehntes Kapitel.

Die Mutter wußte noch nichts von dieser Quelle höchsten Glücks, nur für die Ehegatten war sie zum Mittelpunkt alles Denkens und aller Hoffnungen geworden. Dennoch war die Stadträthin nach jener Gesellschaft mit ihrem Schwiegersohne so ziemlich wieder ausgesöhnt, ohne daß sie ein Wort darüber gesprochen hatte: Helene hatte so bildhübsch ausgesehen in ihrem einfachen Kleide, sie hatte so reizend die Wirthin gemacht — o, man braucht dazu nicht von Adel zu sein! — man hatte ihr so viele Artigkeiten über ihr Kind gesagt, das hatte einen großen Eindruck auf ihr Herz gemacht; sie war eben die Mutter, und eine eitle Mutter obendrein.

Es kam hinzu, daß Golzow's hübsche, männliche Gestalt und sein einfaches, vornehmes Wesen den guten Eindruck vermehrten und daß er in seinem Hause voller Rücksichten für sie gewesen war. Vervollständigt wurde derselbe dadurch, daß sie glaubte, ebenfalls keine üble Rolle gespielt zu haben. Der Oberst, der sie zu Tische führte, hatte ihr die zartesten Elogen gesagt, ihre Hände mit denen Aurora's verglichen und ihren Anzug bewundernswürdig gefunden.

Auch mit den Arrangements gab sie sich nachträglich zufrieden: es war ja im Grunde nur ein einfaches Familienfest gewesen; keine von den Damen war dekolletirt, und welche erbärmlichen Fähnchen einzelne von ihnen trugen!

Sie war so liebenswürdig in der ganzen nächsten Zeit, wie seit Langem nicht, der Stadtrath profitirte ebenfalls von dieser Laune.

Das große Ereigniß konnte aber natürlich nicht lange verborgen bleiben, und nun begann mit einem Male eine ganz neue Luft zu wehen — die Schwiegermama war seitdem nur noch Großmutter, nannte den Hauptmann nie anders als ihren lieben Sohn.

„Wenn's ein Junge wird, so bekommt er 'mal Koppenrade," sagte der angehende Großvater zu Jedem, der es hören wollte.

Der Frühling kam, mehr wie je war Golzow im Dienst, denn die Vorstellungen begannen und mit ihnen kam manche Sorge und manche Freude über den eifrigen Kompagniechef. Die Räthin kam häufiger als jemals in's Haus ihrer Kinder, Helene wäre sonst so viel allein gewesen, aber sie schien hinterdrein die Vorstellungen der Frau von Beauvilliers erwogen zu haben, sie mischte sich jetzt weniger in die häuslichen Angelegenheiten, dafür aber beschäftigte sie und Helene die Aussteuer für den kleinen zu erwartenden Weltbürger um so lebhafter.

Das war eine glückliche Zeit.

Dann kam der Mai. — Der Stadtrath brannte darauf, nach Koppenrade hinauszuziehen und eine Weile dort zu wohnen. Im Sommer wollte man etliche Monate draußen residiren, um nach Art der großen Grundbesitzer unbeschränkte Gastfreundschaft zu üben — das war der Ehrgeiz des neuen Besitzers und der Traum seiner Frau. Seit die Jahreszeit es erlaubte, waren Architekten und Handwerker dort beschäftigt, dem Schloß ein würdiges Aeußere zu geben; ganze Fuhren mit kostbaren Möbeln gingen dort hinaus. Trotz seiner vielen Geschäfte fand der Millionär die Zeit, das Alles zu planen und zu überwachen.

Der Hauptmann erbat sich einen achttägigen Urlaub, Relaispferde wurden vorausgeschickt, und in dem großen, bequemen Wagen fuhren sie Alle dann hinüber die sechs Meilen nach Koppenrade. Der Stadtrath und sein Schwiegersohn saßen abwechselnd auf dem Bock, die drei Damen im Innern. Die schönsten Leckerbissen und feinsten Weine hatte man mitgenommen; die Fahrt war eine der angenehmsten, die man sich denken konnte.

Glücklicher noch als ihr Vater war Helene, welche



Das Hussitenfest in Bernau. Originalzeichnung von E. Hosang.



Galileo Galilei vor dem Inquiſitionstribunal.

Von Niccolò Barabino.

Freskobild im Palaſte Celeſia in Genua.

sich herzlich darauf freute, ihren Gatten einmal ganz für sich zu haben.

Auch die sandige Mark hat ihre Reize im Lenz, nur gleicht sie einer Schönen, deren zarte Formen nicht einem Jeden gleich gefallen, die sich vornehm suchen läßt; es gehört schon ein feinerer Sinn dazu, um dieselben zu finden und zu würdigen nach Gebühr.

Aus dem Gewirr der Straßen und Vorstädte heraus fuhren sie in's Freie; einige große Dörfer noch mit beinahe städtischem Ansehen, dann kamen die weiten Felder mit ihrem frischen, zarten Grün, sanft geschwungene Hügelreihen am Horizont und dunkler Föhrenwald, in den sich das heitere Grün und die glänzend weißen Stämme der Birken malerisch hineinwoben.

Aber auch stattliche Eichen und grüne Buchen standen am Wege, und hübsche Häuser ab und zu. Hinter dem Walde hervor ragten die Spitzen der Kirchthürme, und auf sandigen Höhen drehten sich munter die Flügel der Windmühlen.

Das Alles überspannte ein blauer, sommerlicher Himmel, von dem die Sonne freundlich herabschien, die Fluren und Wald mit ihrem Goldglanze überhauchte.

Je weiter sie sich von der großen Stadt entfernten, desto stiller und einsamer wurde es: anstatt der Lastwagen und Omnibusse erblickte man jetzt nur noch ländliche Fuhrwerke; Landleute waren überall beschäftigt im Felde mit Pflug und Egge, und das Lied der frohen Lerche, die über dem hellen Grün und der gelben, duftenden Rapssaat, welche soeben in vollster Blüte stand, sich zum hellen Himmel emporschwang, drang belebend zu ihnen herüber.

Eine frische, balsamische Luft wehte hier draußen, die den Stadtkindern wohlthat und die Hitze linderte; in ihrem Athemzuge bewegten die wehenden Birken ihre hellen Zweige wie zum Gruße und flüsterte das junge Laub.

Abermals ein stattliches Dorf, dann entschwanden die Thürme und Kuppeln Berlins, über denen ein graubrauner Duft sich lagerte, ihren Blicken, von der großen Heerstraße bogen sie ab und tauchten hinein in die Haide, deren dunkles Grün sie aufnahm.

Fast eine Meile weit fuhren sie in den weichen, sandigen Geleisen, dann tauchte plötzlich der breite Spiegel eines bläulich schimmernden Havelsees zwischen den zackigen Kronen der Kiefern auf — so ein echt märkisches Bild lag in aller seiner stillen Anmuth vor ihnen ausgebreitet wie durch Zauberei und entlockte Helene einen lauten Ruf des Entzückens. Ein breiter, schimmernder Spiegel zog sich da unten vor ihren Blicken hin, schimmernd im Sonnengolde, umkränzt von steilen Abstürzen, die erglänzten wie helles Metall, umkrönt von dunklem Wald.

Wo die Schluchten hinunterstiegen zum Wasser, lagen malerisch in dieses Bild hineingestreut kleine Ortschaften mit schlanken Kirchthürmen, Fabriken, Landhäusern und Mühlen, und vor diesen, quer durch die Wasserfläche, zogen Kähne mit hellen, viereckigen Segeln ihre silbernen Streifen. Dann kamen größere Hügel, die ihre steilen, bewaldeten Flanken ihnen zukehrten, das Bild war verschwunden.

Bald wechselten Wald und See, immer neue pittoreske Aussichten, über die Eisenbahn ging's, menschliche Wohnungen tauchten neben ihnen auf am Wege, sie wurden dichter und dichter, die Pferde fielen in einen lebhafteren Trab, als witterten sie den Stall. — Abermals Kuppeln und Thürme, Gewühl und Geräusch — sie erreichten die Vorstadt von Potsdam. — Hier wechselten sie die Pferde. Ohne Aufenthalt fuhren sie dann durch die Stadt und hinter Sanssouci vorbei in ein flaches, reizloses Gelände. Auf der platten Chaussee flog der Wagen dahin in schnellerem Fluge, bis sie kurz nach zwei Uhr wieder die weite Wasserfläche vor sich liegen sahen, in deren Fluten sich der stolze Bau des Koppenrader Schlosses, umgeben von einem stattlichen Park und dem freundlichen Dorfe, schon von Weitem malerisch wiederspiegelte.

(Fortsetzung folgt.)

Vermuthung.

Der Falter steuert im Morgenroth,
Um Blüten und Duft sich aufzulesen,
Am Abend, da liegt er matt und — todt.
Ich glaub', es ist eine Hoffnung gewesen.

Sigmund Kolisch.

Plaudereien am Kamin.

Von

Paul von Weilen.

Vierte Serie.

III.

(Schluß.)

„Also es bleibt beim Kriege," sagte Frau von Ramberg, indem sie dem Lieutenant freundlich zunickte, „trotz des Herrn Wereschagin gemalter Predigt. Ganz anders, muß ich sagen," fuhr sie fort, „wie diese lange Galerie der russischen Kriegsbilder, hat mich das große Bild von Gabriel Max ergriffen, welches den Tod des Erlösers am Kreuze darstellt. Ich bin überhaupt eine große Verehrerin von Gabriel Max, trotz Allem, was die Kritik gegen ihn vorbringt. Sein Christuskopf mit den wunderbar aufblickenden Augen, seine ‚Kindsmörderin' und sein ‚Gretchen' haben unauslöschlichen, erschütternden Eindruck auf mich gemacht, ohne jenes unbefriedigte peinliche Gefühl des bloßen Entsetzens zurückzulassen. Aber alle jene Bilder stehen für mich doch weit zurück hinter diesem Christus, von dessen Lippen soeben das gewaltige Wort verklungen ist: ‚Es ist vollbracht!', dieses Wort, das in seinem Todeshauch des irdischen Leibes zugleich der ganzen ringenden und verzagenden Menschheit die göttliche Botschaft des ewigen Lebens entgegenträgt. Das ist ein Bild, vor dem man unwillkürlich die Kniee beugen möchte und vor dem eine große Gemeinde in Andacht niedersinken könnte, wenn es vor einem Altar seinen Platz hätte statt in einem Kunstsalon, nicht in formeller Anbetung, sondern gebeugt und erhoben zugleich durch die großartige und erschütternde Enthüllung des höchsten Geheimnisses unserer Religion; ich möchte dieß Bild in seiner Bedeutung und in seiner Wirkung den Madonnen Rafael's an die Seite stellen."

„Ganz recht, ganz recht," sagte der Präsident Reimann lebhaft, „Rafael zeigt uns das Herabsteigen des Geistes der göttlichen Liebe in die menschliche Gestalt, — in diesem sterbenden Christus von Max sehen und empfinden wir die ganze überwältigende Schwere des göttlichen Opfers, aber zugleich auch die ganze welterlösende Kraft desselben. Ich bin," fuhr er, über seine eigene Erregung lächelnd, fort, „ein trockener Geschäftsmann, wie die Herrschaften wissen, aber vor diesem Bilde ist mir das Herz weit aufgegangen und es hat mich tiefer erschüttert als irgend ein anderes Kunstwerk."

„Nun," sagte Doktor Landen, „wenn selbst der Herr Präsident Reimann durch diesen Christus ein so warmer Vertheidiger von Gabriel Max geworden ist, so beweist das freilich, daß der Maler es überaus geschickt verstanden hat, seine Effekte zu berechnen. Ich habe mich zu solcher Begeisterung nicht erheben können, vielleicht bin ich zu sehr gewöhnt, mit dem Auge des Kritikers zu sehen, es ist eben gerade das Jagen nach dem Effekt, das zu deutlich in dem Bilde hervortritt, was mich verstimmt und die Wirkung verhindert. Die grelle, realistische Darstellung der Sonnenfinsterniß, welche über Jerusalem liegt und durch welche man rückwärts die im Lichte liegenden Höhen fast wie eine Schneelandschaft erblickt, das Alles zeigt eine Absichtlichkeit, eine Berechnung, die, wie mir scheint, der wahre Künstler vermeiden muß."

„Ich muß mich auch jetzt wieder auf die Seite der gnädigen Frau stellen," sagte der alte Graf Sternfeldt, „denn auch ich habe denselben mächtigen Eindruck von dem Bilde erhalten wie sie und der Präsident Reimann. Wie will man denn das Streben nach Effekt und die Berechnung des Effekts an einem Künstler tadeln, wenn die Absicht erreicht wird und der Effekt im höchsten Grade und gerade in der beabsichtigten Weise vorhanden ist! Der Maler soll durch das Bild seinen Gedanken und seine Empfindung ausdrücken, wie der Dichter durch die Sprache; und gerade wie der Dichter die Worte wählt und berechnet, um das, was in ihm selbst lebt, auch Anderen genau in derselben Weise anschaulich zu machen, so muß es der Maler mit den Formen und Farben thun. Der Tadel der sogenannten Effekthascherei richtet sich heutzutage so oft von Seiten des mittelmäßigen Unvermögens gerade gegen Diejenigen, welche es wirklich verstehen, große Wirkungen hervorzubringen, und zu diesen gehört Gabriel Max vor Allen. Muß denn nicht der große Schauspieler, der doch nur der Interpret des Dichters ist, nach Effekt haschen und den Effekt in jeder Miene, in jedem Tonfall scharf und kalt berechnen, während er doch zugleich von dem Feuer der Begeisterung für die Gesammtheit der Dichtung durchglüht sein muß, wenn er das Höchste erreichen will! Ebenso ist es mit dem Maler, dem Bildhauer; jeder Pinselstrich, jeder Schlag auf den Meißel muß mit kalter Berechnung geführt werden, und doch muß das Ideal, das die irdische Kraft freilich nie ganz herauszuarbeiten vermag, in seinem vollen Zusammenhang in jedem Augenblick vor der Seele des Künstlers stehen. Wenn ihm nun die Berechnung des von ihm beabsichtigten Effekts gelingt, wenn er wirklich durch ein Werk die Wirkung hervorruft, das, was er in sich trug, was er mit seinem geistigen Auge sah, ebenso von dem Beschauer erblicken zu lassen, dann hat er eben die höchste Aufgabe seiner Kunst erreicht und sein Werk steht um so höher, je größer und erhabener der Gedanke ist, den dasselbe verkörpern soll. Gabriel Max hat nun seine Kraft an den höchsten Vorwurf gesetzt, den die Kunst überhaupt finden kann, und so gut wie irdische Kraft den Tod des Welterlösers darstellen kann, so gut hat er nach meinem Gefühl ihn dargestellt. Es ist," fuhr er fort, „ein wenig — wir müssen uns das gestehen — deutsche Manier, sofort von Effekthascherei zu sprechen, wo ein außergewöhnliches Wagen und Können auf dem Gebiete der bildenden oder dichtenden Kunst sich zeigt; die Cliquen, welche in beschränkter, mühsamer Schaffenskraft den Kunstmarkt, um mich so auszudrücken, beherrschen, nehmen es übel, wenn irgend eine geniale Kraft in eigenartiger Weise Außerordentliches schafft, man verlangt ja fast von einem Schriftsteller, daß er langweilig sein solle, und spricht mit pedantischem Naserümpfen von Sensationshascherei, wenn er es wagt, sich über die konventionelle Langeweile zu erheben, ebenso wie man des Malers gewaltige Wirkung mit dem kritischen Schlagwort der Effekthascherei abzufertigen glaubt, — an dem Haschen nach Effekt fehlt es wohl keinem Maler, aber am Können mangelt es, sie vermögen eben die Wirkung nicht zu erreichen, und darum soll dieß Können, wo es sich zeigt, als Fehler verurtheilt werden. Ich möchte allen Kritikern den Rath geben, es Gabriel Max nachzumachen, ich glaube, unsere Kunst würde dabei nicht verlieren; aber freilich ist das nicht so leicht, denn: ‚Non ex quovis ligno fit Mercurius.'"

„Das heißt?" fragte Frau von Ramberg.

„‚Nicht aus jedem Holze kann man einen Merkur schneiden,' sagten die Alten."

„Sie sind hart gegen unsere Kritik und unsere Künstler in Wort und Bild, Herr Graf," sagte der Doktor Landen; „ganz Unrecht kann ich Ihnen freilich nicht geben, wir kranken ja am Cliquenwesen, und daß die unvermögende Mittelmäßigkeit bei uns die Langeweile und Trivialität zur Regel erheben möchte, ist auch nicht zu leugnen. Ich glaube mich aber von diesem kritischen Fehler frei zu fühlen und bin übrigens auch weit entfernt, Gabriel Max eine große, außerordentliche Begabung und eine edle Gedankentiefe abzusprechen, aber ich kann mich dennoch nicht des Eindrucks erwehren, daß er wirklich darnach strebt, Abnormes zu schaffen, um nur neu und originell zu sein. Sie werden doch zum Beispiel kaum vertheidigen können, daß er am Fuße des Kreuzes, aus dem Rahmen des Bildes heraus, eine Anzahl von gefalteten, gerungenen, bittend erhobenen Händen angebracht hat, bei denen die dazu gehörenden Menschen fehlen und die geradezu die Grenze des Komischen streifen."

„Nun," erwiederte Graf Sternfeldt, „gerade diese Hände möchte ich im Gegentheil ganz besonders vertheidigen und ich halte sie für eine der großartigsten und glücklichsten Ideen des Künstlers. Die einfache Würde und Gewalt des Bildes würde beeinträchtigt werden, wenn Menschengruppen den Blick von dem Heiland am Kreuze abzögen; der Künstler hat den Erlöser eben allein zwischen Himmel und Erde inmitten der-unter der Gewalt der Berührung der Gottheit erbebenden Natur darstellen wollen und meiner Ansicht nach auch darstellen müssen, wenn er eben wirklich die ganze Macht und Bedeutung des Augenblicks verständlich machen wollte; menschliche Figuren am Fuße des Kreuzes würden den Gekreuzigten vor unserem Blick in die engeren Kreise einschließen, in denen sein Erdenwallen sich bewegte, während doch der Augenblick, in welchem das vollendete Schlußwort des göttlichen Erlösungswerkes von den Lippen des Heilands tönt, der ganzen Menschheit gehört, die der Künstler doch nur symbolisch darstellen kann, und welches Symbol hätte er ästhetisch und religiös richtiger, sprechender und ergreifender wählen können, als die Hände, welche die Menschen aller Zungen und Rassen aus ihrer irdischen Noth betend zu Gott erheben, und wie deutlich zweifellos, jedem Menschenblick und jedem Menschenherzen verständlich, drücken die Hände auf dem Bilde Alles aus, was das Menschengeschlecht in seinem erlösungsbedürftigen Leiden, Ringen und Sehnen bewegt. Die Idee ist richtig, groß gedacht und tief empfunden; freilich gehört zu ihrer Ausführung eine Meisterhand, Hunderte von anderen Malern würden in noch so zahlreichen Menschengruppen nicht vermocht haben, das auszudrücken, was Gabriel Max in seinen wenigen Händen so ergreifend dargestellt hat. Er hat freilich diesen Effekt gewollt und berechnet, aber daß er ihn erreichen konnte, das eben ist das Große und Bewunderungswürdige in seiner gottbegnadeten Künstlernatur."

„Gabriel Max," sagte Doktor Landen, „hat in Ihnen, Herr Graf, einen warmen Verehrer, ja einen siegreichen Vertheidiger."

„Ich kenne ihn nicht," fiel Graf Sternfeldt ein, „ich urtheile nur nach seinen Bildern, aus ihnen schließe ich, was er gewollt, und sehe, was er erreicht hat."

„Ich bin in der That irre geworden", sagte Doktor Landen, „ob ich nicht dennoch von dem allgemeinen Geiste der Kritik ein wenig angesteckt bin. Was Sie über die symbolische Bedeutung der Hände und über die künstlerische Berechtigung eines solchen Symbols sagten, kann ich kaum bestreiten. Ich werde das Bild noch einmal von Ihrem Gesichtspunkte ansehen, Herr Graf, und vielleicht werden Sie mir ein tieferes Verständniß und dem Künstler einen neuen Verehrer gegeben haben."

„Und das wird mich von Herzen freuen," sagte Frau von Ramberg, „denn was die Kritik auch sagen mag, vor den Bildern von Gabriel Max treten mir die Thränen in die Augen, und doch habe ich das Gefühl wohlthuender, harmonischer Befriedigung. Doch," fuhr sie fort, „unsere ganze Tagesordnung darf nicht allein der Kunst gehören. Ich möchte mir erlauben, an den Doktor eine wissenschaftliche Frage zu richten."

„Ich werde der gnädigen Frau gewissenhaft antworten," erwiederte Doktor Heilborn; „aber," fügte er mit ironischem Lächeln hinzu, „ich zweifle, ob meine Antwort befriedigen wird."

„Und warum nicht," fragte Frau von Ramberg, „haben Sie so wenig Vertrauen zu Ihrer Wissenschaft?"

„Ich habe wenig Vertrauen zu der Wißbegierde der Damen," erwiederte Doktor Heilborn, — „ihr Element ist die anmuthige Dämmerung des Lebens, welche die poetische Illusion ernährt, die Wissenschaft ist klar und kalt, darum findet sie wenig Verständniß und Liebe bei den Damen, und wenn dieselben sich ihr dennoch zuwenden, so geschieht es nach meiner Erfahrung, um das Unmögliche von ihr zu verlangen, denn auch die Wissenschaft steht vor vielen ungelösten Problemen, die weibliche Neugierde aber kennt keine Grenze und will keine Beschränkung anerkennen."

„Sie sind boshaft wie immer," erwiederte Frau von Ramberg, „und ich danke für die gnädige Strafe; aber dießmal," fuhr sie fort, „sollen Sie sich nicht über eine zu ausschweifende Neugier beklagen, denn meine Frage wird die Grenzen der Wissenschaft nicht überschreiten. Ich habe neulich gelesen, daß ein Professor in Paris eine spiritistische Vorstellung gegeben hat."

„Nun," rief der Doktor mit unwilligem Achselzucken, „und das soll innerhalb der Grenzen der Wissenschaft liegen?"

„So hören Sie doch," sagte Frau von Ramberg, „dieser Professor nun hat mit einer Somnambülen alle diejenigen Experimente gemacht, welche ein spiritistischer Magnetiseur kurze Zeit vorher zum höchsten Erstaunen der Pariser Gesellschaft vornahm, und endlich hat er auch mit einer langen, spitzen

Dolchklinge ihren Arm durchstochen, ohne daß sie eine Empfindung davon hatte, ohne daß ein Tropfen Blut floß und ohne daß nachher eine Wunde sichtbar war."

„Unsinn!" sagte der Doktor derb.

„Am Ende der Vorstellung dann," fuhr Frau von Ramberg fort, „erklärte der Professor, daß er nicht Magnetiseur und daß die von ihm vorgeführte Dame nicht somnambül sei; er erklärte den ganzen Spiritismus für Taschenspielerei und setzte den Zusammenhang der Experimente durch geheimes Einverständniß oder durch allerlei vorbereitende Einrichtungen auseinander."

„Sehr vernünftig," sagte der Doktor, „das wird aber doch wohl die Welt, welche nach dem Uebernatürlichen jagt, von dem Glauben an den Spiritismus nicht heilen."

„Sie unterbrechen mich," sagte Frau von Ramberg, „und das ist unparlamentarisch; hören Sie zu Ende. Bei der Erklärung der Kunststücke, so erzählt das Pariser Journal, in dem ich die Sache las, hat nun der Professor auseinandergesetzt, daß es an dem menschlichen Arm eine den Anatomen genau bekannte Stelle gebe, an welcher man ohne allen Schaden, ohne allen Blutverlust und ohne eine zurückbleibende Spur eine Eisenklinge durchstoßen könne; er hat, so berichtet das Journal weiter, dasselbe Experiment auch bei einem Herrn aus der Versammlung der Zuschauer vorgenommen. Nun frage ich Sie, ist das möglich?"

„Nein," rief der Doktor, „das ist absolut unmöglich, und wenn jener Herr Professor das behauptet und vorgemacht hat, so ist er ein ebenso großer Schwindler und Taschenspieler als der Spiritist, den er hat entlarven wollen. Wohl kann man, wenn man die Arterien und die großen Muskeln vermeidet, ohne großen Schaden einem Menschen eine Klinge durch den Arm stoßen, so daß die Wunde bei gesunden Säften schnell und leicht heilt, — aber immer muß doch dabei die Haut und eine große Anzahl kleiner Gefäße zerstört werden, so daß Schmerz, Blutung und eine sichtbare Wunde ganz unvermeidlich sind. Wenn jener Professor das Experiment wirklich vor den Zuschauern gemacht hat, so hat er jedenfalls den Arm nicht durchstochen, sondern eines jener Taschenspielerinstrumente angewendet, welche diese Künstler der Fingerfertigkeit ja sich auch häufig mit täuschender Naturwahrheit durch die Brust stoßen."

„Nun," sagte Frau von Ramberg lachend, „es ist mir lieb, daß meine weibliche Neugier diese Befriedigung gefunden hat, denn ich muß Ihnen gestehen, daß ich ein wenig Sympathie für den Spiritismus habe und daß es meine Schadenfreude erregt, wenn ich sehe, daß die Wissenschaft, welche ihn widerlegen will, ebenfalls auf einem kleinen Betrug ertappt wird."

„Die Wissenschaft," sagte der Doktor, „gibt sich überhaupt gar nicht die Mühe, den Spiritismus widerlegen zu wollen, sie würde damit zu viel zu thun haben, bei den Vernünftigen ein überflüssiges und bei den Unvernünftigen ein vergebliches Beginnen. Es gibt überhaupt unter dem Schein der Wissenschaft manchen Hokuspokus, der sehr überzeugend erscheint und doch einfach nicht wahr ist, wie zum Beispiel jene Anekdote von der Königin Elisabeth beweist, welche Sir Walter Raleigh, der den Tabak nach Europa brachte, einst fragte, wie viel der Rauch einer Cigarre wiege. Sir Walter wog eine Cigarre in Gegenwart der Königin, rauchte dieselbe dann auf und wog abermals die Asche; er zog dann das Gewicht der Asche von dem Gewicht des Tabaks ab und erklärte nun, die Differenz sei das Gewicht des Rauches. Die Königin war befriedigt, der ganze Hof klatschte Beifall, das Exempel stimmte und doch ist die ganze Sache ein haarsträubender Unsinn."

„Wie das Rauchen überhaupt," rief Frau von Ramberg, — „wenn, wie mein ‚Berliner Tageblatt' sagt, das Monopol den Tabak wirklich bis zum Unerschwinglichen vertheuern sollte, so bin ich eine noch lebhaftere Vertheidigerin des Reichskanzlers und seiner Pläne."

„Die Politik, meine gnädige Frau," sagte der alte Graf Sternfeldt, — „bleiben wir von der Politik, — für die Indianer ist der Tabak ein Friedensblatt, bei dessen freundlichem Dampf sie ihre Bündnisse schließen und das Kriegsbeil ihrer Feindschaften begraben, — bei uns aber scheint das bisher so unschuldige Kraut in der That zum Kampfe Aller gegen Alle aufzureizen. Bleiben wir also dieser bösen Giftpflanze fern."

„Von Herzen gern," rief Frau von Ramberg, — „ich will von dem Tabak in keiner Gestalt etwas wissen, bis ich einmal als alte Frau meine Finger in eine kleine goldene Spanioldose tauchen werde, was sich zu weißen Locken sehr gut und sehr würdevoll ausnimmt, — doch da bringt mich das Tabakmonopol durch eine ganz besondere Ideenkombination auf eine Frage, die ich an den Doktor stellen wollte. Einer der größten Gegner des Reichskanzlers und also auch des Monopols beschäftigt sich ja mit besonderer Vorliebe damit, die Köpfe aller zahmen und wilden Menschen und Thiere zu messen, und dabei fällt mir ein, daß die englischen Hutmacher, wie ich in einem Londoner Journal gelesen, die bedenkliche Entdeckung einer stetigen Abnahme des menschlichen Kopfmaßes gemacht haben wollen. In den letzten fünfundzwanzig Jahren seien die Hüte im Durchschnitt um eine ganze Nummer kleiner geworden. Eine Kritik erklärt diese Wahrnehmung mit einer durch ungesunde Lebensweise und durch die verdorbene Luft der großen Städte verursachten mangelhaften Ernährung und Verkrüppelung des Gehirns, — ist das nun wohl richtig und sollen wir wirklich durch die Verpestung unserer Luft mit Gas- und Kohlendunst der Gefahr einer allmäligen Darwin'schen Zurückbildung bis zum gehirnlosen Magenthier ausgesetzt sein?"

„Nun," lachte der Doktor Heilborn, „ich würde das ziemlich ruhig mit ansehen, denn von der ganzen heutigen Welt dürfte wohl kaum noch ein Atom übrig sein, wenn diese merkwürdige Rückbildung sich vollzogen haben wird, — aber selbst wenn man mit Pythagoras an unser periodisches Wiedererscheinen auf Erden glaubte, so würde es vielleicht gar kein übler Tausch sein, einmal als mikroskopisches Magenthier wieder aufzuleben, das keine Kopf- und Zahnschmerzen, keine Migräne kennt, — aber ich glaube Ihnen die Versicherung geben zu können, daß unser Geschlecht einer solchen Gefahr nicht ausgesetzt ist. Wir haben alte Helme und Kopfbedeckungen aus sehr alten Zeiten, in denen der Sage nach Riesen gelebt haben sollen — und alle stimmen mit den heutigen Kopfmaßen überein, — auch die antiken Statuen, die doch auch schon über zweitausend Jahre alt sind, zeigen dieselben Größenverhältnisse wie unsere heutigen Menschengestalten. Es wird also auch wohl künftig beim Alten bleiben und die Beobachtung der Londoner Hutmacher wird wohl darauf beruhen, daß heute die Mehrzahl der Männer kurzes Haar trägt, während man früher alle möglichen künstlichen Frisuren trug."

„Oder vielleicht wird das Haar mit der Zeit ganz verschwinden," sagte der Oberst von Fernon lächelnd, indem er mit der Hand über die weit zurückgehende Stirn strich, — „die Köpfe unserer Generation zeigen eine immer bedenklichere Neigung, durch die Haare hindurchzuwachsen."

„Das ist ein Vorzug unserer Zeit und beweist den Ernst und die Tiefe unseres Nachdenkens," sagte der Lieutenant von Hochfeld, indem er prüfend seinen Kopf berührte.

„Und worüber denken Sie zum Beispiel so tief nach, Herr von Hochfeld, — wenn es nicht indiskret ist, darnach zu fragen?" sagte Frau von Ramberg.

„Ueber den Dienst, gnädigste Frau," erwiederte der Lieutenant mit so feierlicher Würde, daß die ganze Gesellschaft laut lachend sich erhob, um, dem Wink der Gräfin folgend, sich in den Speisesaal zu begeben.

Sarah Bernhardt.

(Hiezu das Porträt S. 737.)

Sarah Bernhardt, gegenwärtig die berühmteste, jedenfalls die genannteste Schauspielerin der französischen Bühne, ist zu Paris am 22. Oktober 1844 geboren. Die Tochter einer holländischen Jüdin, erhielt sie, getauft, ihre Erziehung in einem Kloster. Dem Zwang frommer Nonnen, ich weiß nicht auf welche Weise, früh entzogen, trat sie bereits im Jahre 1858, also noch ein halbes Kind, in das Pariser Konservatorium. Eine Schülerin von Provost und Samson, Beide gleich ausgezeichnet als Lehrer wie als Schauspieler, errang sie einen zweiten Preis in der Tragödie und bald darauf einen gleichen in der Komödie. Demungeachtet erregte ihr erstes öffentliches Auftreten keine besondere Aufmerksamkeit. Weder ihre Debüts am Théâtre-Français noch am Gymnase machten viel von sich sprechen. Nachdem auch ein Engagement an der Porte Saint-Martin zu keinem Ruhme verholfen hatte, gelang es der Künstlerin endlich, sich am Odeon einen Namen zu machen. Der durchschlagende Erfolg mit einigen Rollen an dem sogenannten zweiten Théâtre-Français führte zu einem festen Engagement an der ersten Bühne Frankreichs. Schnell stieg hier das Ansehen der Künstlerin und mit der Donna Sol in Viktor Hugo's „Ernani" errang sie einen Triumph, der sie zur gefeiertsten Schauspielerin des französischen Theaters machte. Ihr Ruf verbreitete sich jetzt mit einer selbst für das Zeitalter des Dampfs und der Elektrizität ungewöhnlichen Schnelligkeit über alle Länder Europas. Die Zeitungen diesseits und jenseits des Ozeans hatten fortwährend von Sarah Bernhardt zu berichten. Ihre Extravaganzen, ihre Bizarrerieen außer der Bühne, die Unbegrenztheit ihres künstlerischen Triebs, der sie auch zu Pinsel und Meißel greifen ließ, lieferten dazu noch unerschöpflicheren und pikanteren Stoff, als die Behandlung ihrer einzelnen Rollen und die Eigenthümlichkeiten ihrer schauspielerischen Individualität. Das originell Urwüchsige in dem Wesen der Sarah Bernhardt von dem Gemachten, für die Reklame Berechneten zu unterscheiden, wird dem Fernstehenden nicht gelingen. Selbst in Paris gehen in den Theaterkreisen die Meinungen darüber sehr auseinander. Der Streit, den die Künstlerin mit ihrer Direktion über eine Rolle erhob, und der sie veranlaßte, im Jahre 1879 ihr Engagement aufzugeben und den Einladungen zu Gastspielen in aller Herren Länder Folge zu leisten, weckt allerdings den Verdacht, daß die Künstlerin mit ihren Seltsamkeiten auf die Neugier des Publikums spekulirte, daß sie, die reklamebedürftige Zeit im Auge, dieselben mehr affektirte, als aus innerem, zwingendem Drange ausführte. Wenn man Sarah Bernhardt aber in verschiedenen Rollen gesehen hat, wenn man jetzt mit einiger Aufmerksamkeit ihren weltausmessenden Tournées gefolgt ist, so neigt man sich doch der Ansicht zu, daß das Raffinement an den Excentrizitäten der Künstlerin nur geringen Antheil hat, daß sie wirklich von einem Dämon getrieben wird, von einem Dämon, dem sie folgen muß, wenn er ihr auch selbst Verderben und Untergang bereitete. Dieses rastlose Spielen, dieses Rasen von Ort zu Ort, das Auftreten an jedem Abend, es wird den Schauspielern so verdacht, es wird als unkünstlerisch getadelt, der Geldgier allein zugeschrieben. Wie falsch, wie so ganz irrthümlich doch bei Schauspielern, die aus echtem Holze geschnitzt! Wer schilt den Maler, der jeden Tag, an dem er nicht mit Pinsel und Farbe geschaffen, für einen verlorenen hält? Es ehrt den Künstler, in der Ausübung seiner Kunst den größten Genuß, die einzig vollkommene Befriedigung zu finden. Warum sollte der Schauspieler nicht an jedem Abende spielen, wie der Maler und Bildhauer an jedem Tage malen und meißeln? Zu der vollen Wonne des künstlerischen Schaffens gehört allerdings die leichte Handhabung einer sehr entwickelten Technik. Nur dem, der sie in großem Umfange beherrscht, wird zu heiterem Spiel, zu frohem Feste, was jedem Andern mühevolle Arbeit, lästiges Geschäft. Sarah Bernhardt ist innerhalb der Grenzen ihrer Natur eine vollendete Meisterin der Technik. Gibt sie der Rede nicht, wie es wohl im Tragischen bei ihr geschieht, einen unangemessenen, die Beschaffenheit und Stärke ihrer Stimme überschreitenden Grundton, so ist ihre Sprache einer dem geringsten Drucke nachgebenden Flüssigkeit vergleichbar. Nicht der leichteste Accent, nicht der schnellste Wechsel des Tempos, dem sie sich nicht fügte. Jeder leisesten Regung des Gefühls gibt diese Sprache Ausdruck. Die hellsten, die dunkelsten Farben stehen ihr in gleichem Grade zu Gebote. Der Freude wie dem Schmerze schmiegt sich die Stimme mit vollendeter Wahrheit: in den verschiedensten Schattirungen und Abstufungen, — in langen Perioden, in dem Vokal, den einzelnen Sylben einer Interjektion. Kontraste kommen mit bewunderungswürdiger Wahrheit und erschütternder Wirkung zur Erscheinung. Wie kann das Alles in der Stimme sich dem Ohre in so überzeugender Weise vollziehen, wenn das Gesicht nicht zugleich dem Auge des Zuschauers verkündete, was in der Seele der Sprechenden vorgeht! Die Eigenschaft, welche das entscheidende Merkmal für den echten Menschendarsteller ist: innigste Durchdringung von Rede und Spiel, Uebereinstimmung zwischen Ton und Geberde, besitzt Sarah Bernhardt im höchsten Grade. Wir verstehen sie ganz, haben zu uneingeschränkter Bewunderung keinen fremden Standpunkt einzunehmen, so lange die Künstlerin, wie schon gesagt, ihre Stimme nicht forcirt. Innerhalb des modernen Salonstückes geschieht das nur äußerst selten: in der „Kamelliendame", ihrer vollendetsten Rolle, nur an zwei Stellen, in „Frou Frou" bei den letzten Worten einer langen, in schwindelndem Tempo von den Lippen gleitenden Rede, in der „Sphinx" kein einziges Mal. Anders gestaltet sich aber die Sache im leidenschaftlichen Ausdruck des Heroischen, im tragischen Verse. Hier vermag ihr der Deutsche nur eine sehr getheilte Bewunderung zu zollen. Nur zu oft wird in diesen Rollen der Ton kreischend, kommt bei der Geste die Kralle zum Vorschein und nimmt der Vers etwas konventionell Feierliches an. Schon in „Ernani" tritt das Konventionelle des französischen tragischen Styls für uns sehr störend hervor, in «Rome vaincue» steigert es sich bei der Künstlerin für uns bis zur Verzerrung.

Im modernen Drama, das die gegenwärtigen Zustände der französischen Gesellschaft schildert, ist Sarah Bernhardt jedenfalls am hervorragendsten. Den Ruf, der ihr vorausgeht in jeder Stadt, wo sie in Stücken dieser Gattung auftritt, wird man vollständig gerechtfertigt finden.

In Italien hat sich Sarah Bernhardt mit dem ersten Liebhaber der sie auf ihren Reisen begleitenden Gesellschaft vermählt. Das sehr günstig aufgefaßte Bildniß läßt die Magerkeit, über die sich ihre Landsleute in endlosem Spotte ergehen, nicht hervortreten. Die Formen des Gesichts scheinen sich etwas mehr gerundet zu haben.

Emil Pürde.

Galileo Galilei vor dem Inquisitionstribunal.

Gemälde von Niccolò Barabino.

(Hiezu das Bild S. 741.)

„Eppur si muove."

Der kühne Pisaner Forscher Galilei hatte durch seine Entdeckung von der Achsendrehung der Sonne dem ptolemäischen Weltsystem den Todesstoß gegeben und so mächtige Beweise für die Richtigkeit der kopernikanischen Lehre beigebracht, daß die Inquisition ihre Blicke auf den Neuerer richtete, der nichts davon wissen wollte, daß die Erde das Centrum der Welt sei. Man berief ihn am 23. September 1632 nach Rom, nachdem er dem Befehl des heiligen Offiziums, „die kopernikanische Lehre ganz und gar aufzugeben", nicht gehorcht und damit sich gegen diese hohe Instanz empört. Vergeblich hatte man Alles versucht, diese schwere Prüfung von ihm abzuwenden. Nach vier Jahren langte er endlich in Rom an, wo er dreiundzwanzig Tage im Inquisitionspalaste gefangen saß. Man drohte ihm mit der Tortur; sie wurde zwar nicht angewendet, aber er schwor feierlich die kopernikanische Lehre ab — nach furchtbaren inneren Kämpfen, die ihn mehr quälten, als die furchtbarste Tortur es hätte thun können. Diesen Moment inneren Ringens vor dem großen Entschlusse hat der berühmte Historienmaler Niccolò Barabino zum Vorwurf seines für den Palazzo Celesia in Genua bestimmten und auf der letzten Turiner Kunstausstellung prämiirten Freskobildes gewählt — ein Bild voll Leben und edler Auffassung wie kraftvoller Ausführung in Disposition und Farbe. Der einsame Geist, der einer ganzen Welt von Macht gegenübersteht und halb erblindet unter der Wucht der Verhältnisse zusammenbricht, ist vom Künstler großartig aufgefaßt und wiedergegeben — jeder Kopf, jede Gestalt des überaus glücklich komponirten und in seinen Gegensätzen mächtig wirkenden Bildes ein Meisterstück. Barabino ist 1833 zu Pier d'Arena bei Genua geboren, machte seine Studien in Florenz, wo er 1859 sein erstes Bild: «Consolatrix afflictorum», malte, das ihm Ruf verschaffte. Nachdem er noch einige Zeit der kirchlichen Wandmalerei gewidmet, brachte er sein großes Bild: „Die letzten Augenblicke des heiligen Bonifaz", das wie seine übrigen Arbeiten eine reiche Erfindungsgabe, korrekte Zeichnung und kräftiges Kolorit zeigt, Vorzüge, welche sich auch bei seinen jüngsten Bildern: „Galilei in Arcetri", „Archimedes" und unserem Freskogemälde, manifestiren.

Juni.

(Hiezu das Bild S. 744.)

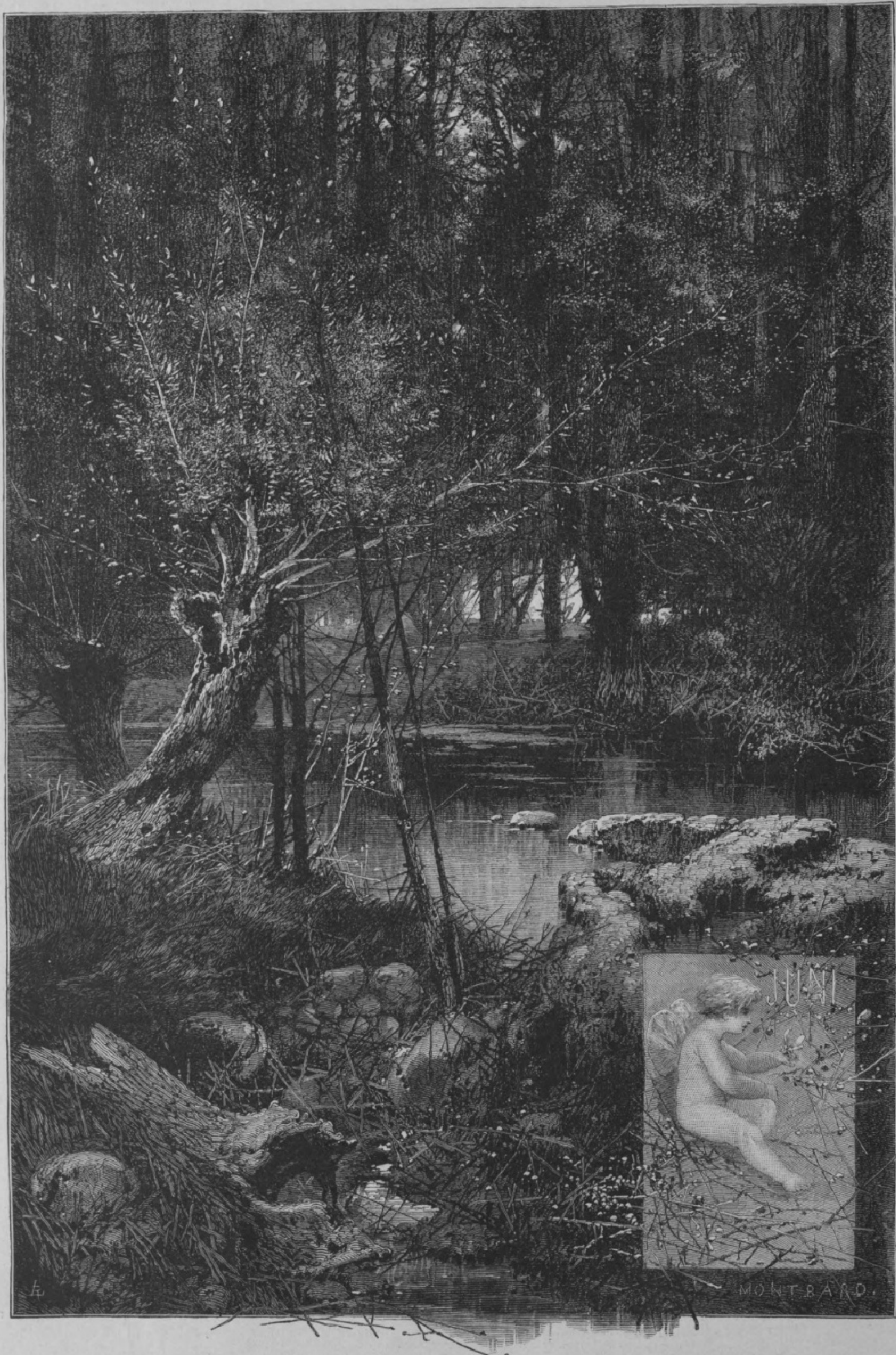
Willkommen, traute Frühlingstage,
Erfüllt von Rosenduft und Glanz,
Wie eine holde Märchensage
Umschwebt die Welt ein Blütenkranz.

Und schau' den Wald in seinem Frieden
Von zauberischem Grün umlacht,
Was kann Natur noch Süß'res bieten,
Als diese stille Wunderpracht!

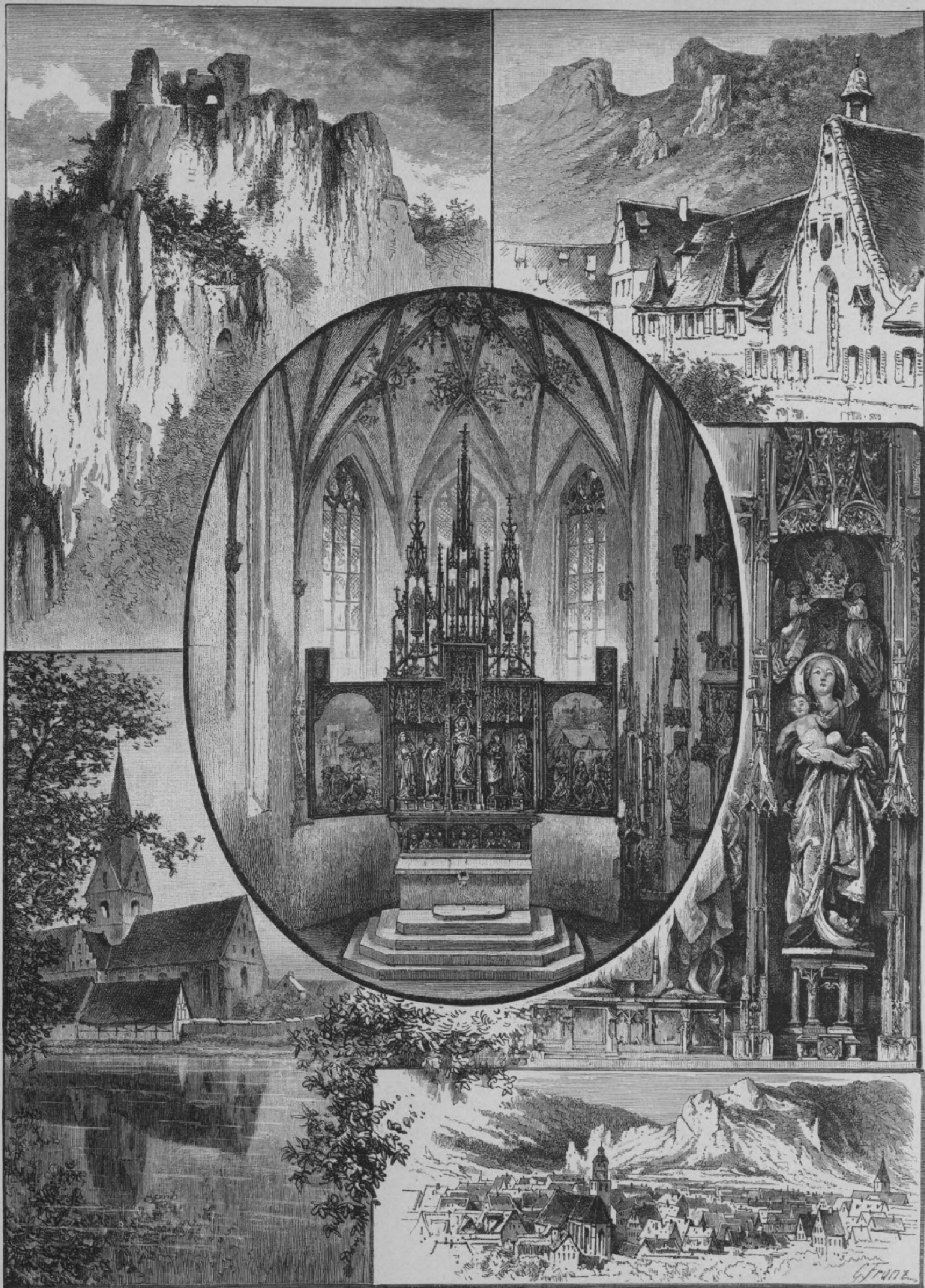
Sie hebt das Herz zu neuem Leben
Und schläfert alle Leiden ein,
Was bang dich drückte, wird entschweben,
Und du wirst wieder glücklich sein.

Dir sagt's die stille Waldesrose,
Du darfst nur ihren Duft verstehn:
Zufrieden sei mit deinem Loose,
Dann wird dein Glück auch nie vergehn.

Fr. Xav. Seidl.



Die Monate. Nach Zeichnungen von Montbard. IX. Juni.



Rusenschloß. Klosterkirche von Norden. Hochaltar. Stadt von Osten. Seminar.

Stadt und Kloster Blaubeuren. Originalzeichnung von G. Franz.

Um den Halbmond.

Roman

von

Gregor Samarow.

(Fortsetzung.)

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

anz Berlin befand sich am 11. Mai des Jahres 1876 in einer merklichen Aufregung. Der Kaiser Alexander von Rußland sollte auf der Durchreise von Ems eintreffen und zwei Tage als der Gast des Kaisers Wilhelm in der Hauptstadt des deutschen Reiches verweilen. Dieß allein war schon Grund genug, um die Berliner Bevölkerung Unter den Linden und auf den nach dem Ostbahnhofe führenden Straßen hin und her wogen zu lassen, denn die russischen Besuche waren noch von den Zeiten des Königs Friedrich Wilhelm III. her mit einer gewissen traditionellen Popularität umgeben und der Kaiser von Rußland, welcher als Hausbesitzer seines Unter den Linden liegenden Palais der Liste der Bürger von Berlin angehörte, wurde trotz jeweiliger politischer Strömungen persönlich immer als zur Residenz und zum königlichen Hause gehörig betrachtet. Die so überaus freundliche Stellung, welche gerade der Kaiser Alexander persönlich während des französischen Krieges den deutschen militärischen Erfolgen gegenüber eingenommen hatte, trug noch mehr dazu bei, diese althergebrachte Sympathie der Berliner Bevölkerung für das russische Kaiserhaus, dessen Mitglieder man in Berlin auch stets nur in den Uniformen ihrer preußischen Regimenter sah, neu zu beleben.

Aber es war nicht dieß allein, was alle Gemüther bewegte; der Kaiser Alexander kam dießmal nicht wie sonst lediglich als Familiengast seines Oheims, er war begleitet von seinem Reichskanzler, dem vielgewandten Fürsten Gortschakoff, dem undurchdringlichsten unter den undurchdringlichen russischen Diplomaten, und am Tage vorher war von Wien der Graf Andrassy angekommen. Die Minister der drei Kaisermächte sollten während der persönlichen Anwesenheit des Kaisers Alexander die Mittel berathen und feststellen, durch welche die im Orient auflodernden Flammen eines orientalischen Krieges beschworen und der Friede Europas erhalten werden könne.

Diese Thatsache war wohl geeignet, die Berliner mit nicht geringem Stolz zu erfüllen und ihr ohnehin stark entwickeltes Selbstgefühl auf die höchste Höhe emporzuschrauben; denn während früher die fünfte Großmacht Preußen bei den Berathungen über die orientalischen Angelegenheiten immer nur mit einer gewissen zögernden Höflichkeitsrücksicht hinzugezogen ward, während man zu solchen Berathungen sich immer nur in den Residenzen der großen westlichen Flottenmächte, in London oder Paris zusammenfand, so erschienen dießmal die Kanzler von Rußland und Oesterreich in Berlin, obgleich gerade Deutschland an der orientalischen Frage unmittelbar nicht das geringste Interesse hatte. Dieß war der schlagendste Beweis dafür, daß das neue deutsche Reich durch seinen großen Kanzler und seinen heldenmüthigen, überall siegreichen Kaiser in der That auf den ersten Platz unter den europäischen Mächten emporgehoben sei, und daß der deutsche Kaiser in der That und in Wahrheit auf sich selbst das Wort Friedrich's des Großen anwenden konnte: „Wenn ich König von Frankreich wäre, so dürfte ohne meine Erlaubniß kein Kanonenschuß in Europa fallen."

Die Könige von Frankreich waren von ihrem Lilienthron herabgestürzt, auch die Macht der Cäsaren, welche ihnen folgte, war zerschellt an den deutschen Grenzen, aber das neue Reich war emporgestiegen und ohne die Erlaubniß seines Kaisers durfte nun in der That kein Kanonenschuß in Europa fallen. Und mehr noch, die drei Mächte, deren Vertreter sich in der deutschen Residenz versammelten, hatten zu ihren Berathungen Niemand weiter eingeladen. Frankreich, dessen Kaiser noch vor wenigen Jahren durch seine mystischen Neujahrsreden ganz Europa in ängstliche Spannung versetzte, England, dessen Minister es für ihr gutes Recht hielten, sich mit zudringlichen Rathschlägen in die Angelegenheiten aller anderen Länder zu mischen, dessen Parlament und dessen Presse in hochfahrend überlegenem Ton die Politik der Kontinentalstaaten zu meistern sich unterfingen — diese beiden Westmächte, welche im Jahre 1855 die orientalische Frage allein in ihre Hände genommen hatten, wurden jetzt nicht einmal zu den Berathungen über dieselbe zugezogen. Oesterreich und Rußland kamen nach Berlin, um dort zu entscheiden, was im Orient zu geschehen habe, die drei Kaisermächte hatten sich als europäischer Areopag konstituirt, und in diesem höchsten politischen Gerichtshof führte Deutschland den Vorsitz, kein Wunder also, wenn dießmal mehr noch als je vorher der Besuch des Kaisers Alexander das höchste Interesse in Berlin erregte und wenn immer dichtere Menschenmassen auf den Straßen umherwogten.

Die Fenster der Beletage des russischen Palais, welche nur den Mitgliedern des kaiserlichen Hauses zur Wohnung geöffnet wird, waren von ihren Jalousieen befreit; durch die mächtigen Spiegelscheiben erblickte die unten harrende Menge prachtvolle Vasen, große Etagèren mit blühenden Blumen und Blattpflanzen. Die Thorflügel der großen Einfahrt waren weit geöffnet, Alles war bereitet, um das Haus Unter den Linden zur würdigen Residenz seines Besitzers zu machen, welcher in unumschränkter Macht über so viele Völker Asiens und Europas gebot und es dennoch nicht verschmähte, unter den Berliner Bürgern seinen Platz einzunehmen. Hofequipagen fuhren geschäftig hin und her, bereits rückte die Ehrenkompagnie des Kaiser-Alexander-Grenadierregiments mit der Regimentsmusik in großer Parade vor das Palais, um die Wache bei ihrem allerhöchsten Chef zu übernehmen, und einen Augenblick zog sich die dichtgedrängte Menge von dem russischen Palais weiter hinauf nach dem Schlosse zu, denn dort mußte sich jetzt die Gelegenheit finden, die hohen Herrschaften zu sehen, welche nach dem Bahnhof zum Empfange des Kaisers Alexander hinausfuhren.

Bald fuhr denn auch der Kronprinz in der großen russischen Feldmarschallsuniform mit dem blauen Bande des St. Andreas-Ordens über den Platz, und kaum waren die Hurrahrufe, welche ihn begrüßten, verhallt, als auch schon unter brausendem Jubel, überall mit hocherhobenen Hüten begrüßt, der Kaiser Wilhelm im offenen zweispännigen Wagen von der Rampe herabfuhr. Auch der Kaiser trug die russische Uniform mit dem großen gelb und schwarzen Bande des St. Georgs-Ordens. Der hohe Herr sah heiter und glücklich aus und grüßte herzlich nach allen Seiten hin die bei seinem Anblick freudig erregte Menge; war es ihm doch immer eine wahre Herzensfreude, seinen kaiserlichen Neffen, den Sohn der geliebten Schwester, in Berlin zu empfangen, es knüpften sich ja seine schönsten Jugenderinnerungen an jene Zeit des Königs Friedrich Wilhelm III., als der Ruf: „Die Russen kommen!" Freude am Hof und in der Stadt verbreitete; auch er trug die Mahnung Friedrich Wilhelm's III., daß niemals Preußen und Rußland sich trennen mögen, in seinem Herzen. Der Kaiser Alexander hatte die Freundschaft treu gehalten, und die beiden letzten großen Kriege hatten es von Neuem bewiesen, daß Preußen unüberwindlich ist, wenn Rußland ihm den Rücken deckt. Um so froher fuhr daher der greise Monarch zum Empfange seines Neffen hinaus; persönliche Neigung vereinigte sich hier — was so selten geschieht — mit der politischen Berechnung und Rücksicht, und darum war der Kaiser um so glücklicher über die jubelnden Grüße der Bevölkerung, welche an seiner Freude theilzunehmen schien, darum unterhielt er sich um so heiterer mit dem an seiner Seite sitzenden General à la suite Grafen von Lehndorf.

Auf der Schloßbrücke hielt plötzlich die kaiserliche Equipage zum großen Erstaunen der Nächststehenden, welche neugierig und unruhig herandrängten, irgend einen Unfall an dem Wagen oder den Pferden befürchtend; aber der Kaiser beugte sich lächelnd hervor und rief einen auf dem Trottoir der Brücke stehenden Hoflakai heran. Er hatte noch etwas für die Ausschmückung der Zimmer seines Gastes vergessen und ertheilte dem zufällig vorübergehenden Lakai den betreffenden Befehl. Der Wagen fuhr weiter und der Lakai flog, ganz glücklich im Bewußtsein der Wichtigkeit des unmittelbaren allerhöchsten Befehls, wie ein Sturmwind davon, rechts und links die Menge zur Seite drängend.

Der Kaiser hatte sich umgewendet und blickte ihm lächelnd nach. Da plötzlich hielt zum noch größeren Erstaunen des Publikums der Wagen abermals, der Leibjäger sprang vom Bock und stürmte dem pfeilschnell davon eilenden Lakai nach; abermals drängte Alles neugierig heran, denn es mußte sich ja um eine hochwichtige Angelegenheit handeln. Man verstellte dem Lakai den Weg und vernahm, als der Leibjäger ihn erreicht hatte, aus dessen Munde die Worte:

„Majestät wünschen, daß Sie sich nicht überlaufen mögen."

Der Lakai starrte den Ueberbringer dieses Befehls sprachlos an, trocknete sich die Stirn, machte dann stumm und militärisch Kehrt und setzte seinen Weg in dem befohlenen langsameren Tempo fort; das Publikum aber konnte seine Heiterkeit nicht unterdrücken, auch der Leibjäger lachte, als er nun seinerseits eiligst zu dem Wagen zurückkehrte, um seinen Platz auf dem Bock wieder einzunehmen, und auch der Kaiser winkte freundlich lachend mit der Hand, um für die Jubelrufe zu danken, in welche das Volk mit erneuter Kraft ausbrach beim Anblick dieser rührenden Güte des erhabenen Herrn, der auf seinem Wege anhielt, um einem seiner unteren Diener eine unnütze Anstrengung zu ersparen.

Während so überall auf den Straßen Jubel und freudige Erwartung herrschte, während am Ostbahnhof die Equipagen der hohen Herrschaften, der Generalität und der Mitglieder der russischen Botschaft vorfuhren, war vom Pariser Platz her durch die zahlreichen Gruppen hindurch ein schlanker Mann in elegantem Morgenanzug nach der Wilhelmstraße eingebogen, ohne die Aufmerksamkeit der Menge zu erregen, welche ihre Blicke in gespannter Erwartung nach dem russischen Palais hin richtete. Dieser Mann schien nach der vornehm sicheren und leicht ungezwungenen Haltung seiner geschmeidigen Gestalt höchstens dreißig Jahre alt zu sein, allein wenn man die Züge seines bleichen, etwas gelblichen, scharf und kühn geschnittenen Gesichts ansah, so mußte man die Linien bemerken, welche das nach einem vielbewegten Leben beginnende Alter gezogen hatte, wenn auch auf diesen ein wenig welk gewordenen Gesichtszügen immer noch der Ausdruck jugendlichen Feuers und jugendlicher Kraft lag. Ein schwarzer Backenbart hing von den blassen, etwas eingefallenen Wangen herab, ein wohlgepflegter schwarzer Schnurrbart bedeckte die Oberlippe, ein kleines Bärtchen, eine sogenannte Fliege, hing von der vollen Unterlippe über das Kinn herab. Dichte schwarze Locken quollen unter dem Filzhut hervor, und die ein wenig tiefliegenden Augen blickten bald sinnend und gedankenvoll, bald spöttisch herausfordernd auf die nach dem russischen Botschaftshotel hindrängende Menge. Er trug ein kleines Stöckchen in seiner mit einem tadellosen grauen Handschuh bekleideten Hand und ging so sorglos, leicht und heiter über das Trottoir hin, als käme er von einem Morgenspaziergange im Thiergarten zurück und als sei er nur mit der Sorge beschäftigt, wie er den übrigen Theil des Tages am angenehmsten und heitersten zubringen könnte.

Vor dem Hause der Wilhelmstraße Nr. 76, welches damals noch der Reichskanzler Fürst Bismarck bewohnte, blieb dieser Mann stehen, zog die Glocke und trat dann durch das schnell sich öffnende Thor in die große Einfahrt. Er stieg, ohne eine Frage an den Portier zu richten, die breite, gewundene Treppe hinauf und folgte dann durch den großen Vorsaal dem Kammerdiener des Fürsten, welcher bei seinem Anblick sich tief verneigte und ihm schnell vorauseilend die Thür zu dem Kabinet seines Herrn mit den Worten öffnete:

„Seine Excellenz Graf Andrassy."

Der Reichskanzler, welcher an seinem in der Mitte des Zimmers stehenden Schreibtisch gesessen hatte, mit einem großen Bleistift seine Bemerkungen auf die eingegangenen Schriftstücke setzend, deren Inhalt er mit schnellen, sicheren Blicken durchflog, erhob sich und trat dem ersten Minister des Kaisers von Oesterreich entgegen, um ihm mit herzlichem Gruß die Hand zu reichen und ihn zu dem neben seinem Schreibtisch stehenden Lehnstuhl zu führen.

Groß war die äußere Verschiedenheit dieser beiden Männer, welche es unternommen hatten, Deutschland und Oesterreich nach so schwerer Erbitterung und langer Trennung wieder freundlich einander näher zu führen und mit einander zu gemeinsamer Arbeit für den Frieden zu verbinden. Die hohe Gestalt des Fürsten Bismarck in dem Ueberrock des magdeburgischen Kürassierregiments überragte den Grafen Andrassy fast um eines Kopfes Länge; der weißgewordene Bart, die stärkere Körperfülle und das von den Furchen des Alters bereits durchzogene Gesicht verstärkten noch den Ausdruck eherner, unerschütterlicher Festigkeit, welcher in der ganzen Erscheinung des großen Staatsmannes lag, der so gewaltige Umwälzungen vollbracht hatte, indem er seinen Fuß stützte auf das feste Gefüge der streng militärischen Ordnung und seinen Hebel ansetzte auf den rocher de bronze der preußischen Monarchie.

Der Graf Andrassy zeigte in seinen Blicken und seiner Haltung jenes unstät lodernde Feuer, welches die Magyaren zu gewaltigem Aufschwung begeistert, welches dann aber auch eben so schnell wieder herabsinkt und lange Zeit kaum bemerkbar unter der Asche fortglimmt, bis es wieder einmal die Gelegenheit findet, seine Gluten verzehrend auflodern zu lassen. In diesen beiden Männern wohnte mächtige Kraft und hohe Begeisterung, aber die Kraft des Fürsten Bismarck war einem festen, klaren, unbeugsamen Willen unterthan, seine Begeisterung verbreitete helles Licht in ihm und vor ihm, so daß er über alle Hindernisse hin in militärisch festem Schritt sein Ziel erreichte; die Kraft des Grafen Andrassy war unbändig und wild, wie der Wein und die Pferde Ungarns, sie gehorchten dem Willen nicht, sondern zwangen denselben, ihr zu folgen — seine Begeisterung war glühend und flammend, aber von Rauch umhüllt, den eigenen Blick trübend und die Welt ringsum mit falschem Schein beleuchtend. Darum hatte der Graf Andrassy seine Jugend nutzlos der ungarischen Revolution geopfert, er hatte es nicht vermocht, von innen heraus das alte bröckelnde Oesterreich auseinander zu sprengen, er hatte, zum Tode verurtheilt, in die Verbannung hinausziehen müssen, während der Fürst Bismarck, dessen klarer, weltumfassender Geist sich auf die geordnete, früher so oft verspottete preußische Militärmacht stützte, Oesterreich und Frankreich auf seinem ruhig unaufhaltsamen Wege niedergeworfen und auf den Trümmern der vor Kurzem noch für unantastbar geltenden europäischen Ordnung das neue Reich aufgerichtet, in welchem sich deutscher Geist und preußische Kraft mit einander vereinigten. Nun war des Grafen Andrassy Kraft ruhiger, seine Begeisterung klarer geworden, aber dafür hatte er auch nicht mehr den ersten, frischen Jugendmuth dem neuen Werke entgegen zu bringen, das er übernommen, Oesterreich wieder aufzurichten von dem schweren Schlage von 1866 und von den sonderbaren Experimentalkuren, welche Herr von Beust nach einander an dem habsburgischen Kaiserstaate vorgenommen.

Die Augen des Fürsten Bismarck ruhten mit einer gewissen sympathischen Theilnahme auf dem Gesicht des Grafen, aber zugleich lag in seinem Blick ein Anflug von mitleidigem Bedauern, vielleicht mochte er in seinen innersten Gedanken zweifeln, ob es dem ritterlichen Magyaren besser gelingen werde, der österreichischen Monarchie neues Leben einzuhauchen, als dem bureaukratisch listigen, formelgewandten sächsischen Staatskünstler, und die offene, kräftige Natur des Fürsten empfand wehmüthiges Mitleid mit einem Manne, der die ganze Kraft eines reichbegabten Lebens an ein vielleicht unmögliches Werk setzte.

„Der Kaiser Alexander kommt an," sagte Graf Andrassy, „bald werden wir unsere Berathungen beginnen, und ich

habe es mir nicht versagen können, noch einmal zu Eurer Durchlaucht zu kommen, um mich im letzten Augenblick vollkommen der Gesichtspunkte zu vergewissern, welche wir gemeinschaftlich festhalten wollen."

„Seien Sie ganz ruhig, mein lieber Graf," erwiederte Fürst Bismarck, mit feinem Lächeln mehr auf den zurückgehaltenen Gedanken, als auf die ausgesprochenen Worte des österreichischen Ministers antwortend, „ich habe ein sehr gutes Gedächtniß und eine sehr zähe Konsequenz, wo es sich um die Interessen Deutschlands — und," fügte er mit verbindlicher Neigung des Kopfes hinzu, „der Freunde Deutschlands handelt. Was wir besprochen haben, steht fest, und an meinem Standpunkt zu den schwebenden Fragen wird alle diplomatische Kunst des alten Gortschakoff nichts ändern. Ich habe," fuhr er fort, „als Vertreter Deutschlands kein unmittelbares Interesse an den eigentlichen orientalischen Fragen, ich muß zunächst nur, wie alle europäischen Mächte, dringend wünschen, daß der Orient nicht eine fortwährende Bedrohung des europäischen Friedens bildet und daß endlich dort etwas Definitives, mindestens für eine Reihe von Jahren Ausreichendes und Beruhigendes geschaffen werde; übrigens stimmen ja unsere Wünsche und Interessen durchaus überein."

„Vollkommen!" erwiederte Graf Andrassy.

„Vielleicht hat Rußland andere Wünsche," fuhr Fürst Bismarck fort, „ich will es nicht behaupten, aber es wäre immerhin möglich, daß die russische Politik geneigt wäre, halbe und unfertige Zustände im Orient zu erhalten, um dort immer die Gelegenheit für Intriguen und Einfluß zu besitzen und um sozusagen eine Lunte am europäischen Pulverfaß in der Hand zu behalten."

„Ja, ja, so ist es," rief Graf Andrassy.

„Ich sage nicht, daß es so ist, mein lieber Graf," fiel Fürst Bismarck ein, „ich sage, es könnte so sein, und wenn es so wäre, so würde es unsere Sache sein, gemeinschaftlich dahin zu wirken, daß die schwebenden Fragen auf eine möglichst definitive und beruhigende Weise gelöst würden, wozu ja in den von Ihnen im Dezember aufgestellten Bedingungen die Grundlage gegeben ist."

Der Graf Andrassy verneigte sich zustimmend, in seinen Zügen spiegelte sich die Genugthuung darüber, daß die von ihm aufgestellten Gesichtspunkte als Basis der europäischen Aktion angenommen werden sollten.

„Um auch hierüber," sagte Fürst Bismarck, „noch einmal unser Einverständniß zu konstatiren, handelt es sich um die unverkürzte Religionsfreiheit, die Abschaffung der Verpachtung der Steuern, die Bürgschaft, daß der Ertrag der direkten Steuern nicht nach Konstantinopel abgeführt, sondern zum Besten der Provinzen selbst verwendet werde, und die ehrliche Ausführung der von dem Sultan selbst verkündeten Reform, sowie endlich die Verbesserung der wirthschaftlichen Lage der Bevölkerung auf dem platten Lande. Es werden nun noch einige Garantieen gefunden werden müssen, damit diese Forderungen auch wirklich ausgeführt werden, denn wenn dieß erreicht wird, so wird die orientalische Frage in der That vielleicht für eine Generation Ruhe haben und es werden sich auf der Balkanhalbinsel einigermaßen dauernde und gesicherte Zustände anbahnen lassen. So viel über die praktische Lösung der unmittelbar vorliegenden Streitfragen, bei welchen also unsere Interessen identisch sind, indem sie darin bestehen, den drohenden europäischen Brand fern zu halten und uns, die wir so viel Anderes auf den Schultern haben, die Zeit zur Besorgung unserer eigenen Angelegenheiten zu lassen.

„Was sonst bei der orientalischen Frage in Betracht kommt," fuhr er fort, den Grafen Andrassy mit dem klaren Blick seiner stahlgrauen Augen fixirend, „so hat ja Deutschland nur noch zwei Gesichtspunkte, in denen sich seine Interessen nach meiner Ueberzeugung ebenfalls mit denen Oesterreichs vollständig decken."

Das Gesicht des Grafen Andrassy drückte gespannteste Aufmerksamkeit aus, es schien, daß er jedes Wort des Fürsten nach seiner Form und seinem Inhalt scharf zu erfassen und seinem Gedächtniß einzuprägen bemüht sei.

„Wir haben da zunächst," fuhr Fürst Bismarck fort, „in handelspolitischer Beziehung das Interesse der Donauschifffahrt, an welcher zwar Deutschland nur als Hinterland, aber doch in ganz gleicher Weise betheiligt ist wie Oesterreich; wie auch immer die Verhältnisse auf der oberen Hälfte der Balkanhalbinsel sich gestalten mögen, die Donau muß in ihrem ganzen Laufe und in ihren Mündungen —"

Graf Andrassy bestätigte durch lebhaftes Kopfnicken.

„— Und in ihren Mündungen," fuhr Fürst Bismarck scharf betonend fort, „vollkommen frei von jedem hemmenden Einfluß gehalten werden; die Donau muß ein österreichischer Strom bleiben und weder direkt noch indirekt darf russischer Einfluß diese Lebensader Oesterreichs, diese alte Wasserstraße des deutschen Handels unterbinden.

„Endlich," fuhr der Fürst dann fort, während auf des Grafen Gesicht sich die lebhafteste Befriedigung über diese so klar und bestimmt ausgesprochene Versicherung ausdrückte, „endlich gibt es noch ein allgemeines politisches Interesse, in welchem wir aber, ich glaube, ebenfalls völlig übereinstimmen. Dieß besteht darin, daß die russische Macht im Osten nicht zu übergewaltig werde und Europa in seiner ganzen Ausdehnung vom Norden zum Süden umspanne. Nicht daß ich russische Eroberungsgelüste fürchte," fuhr er achselzuckend fort, „sie haben schon jetzt an fremden Elementen mehr als sie brauchen können, und ich glaube nicht, daß jemals ein russischer Kaiser auf den Gedanken kommen könnte, deutsches Gebiet erobern zu wollen. Auch stehen wir ja jetzt vortrefflich mit den Russen und weder die Russenfeinde hier, noch die Deutschenfresser in Rußland werden die guten Beziehungen erschüttern, welche auf der treuen Freundschaft zwischen meinem Herrn und dem edlen, vortrefflichen Kaiser Alexander beruhen. Aber diese Beziehungen können, eben weil sie auf persönlicher Basis beruhen, auch eines Tages mit den Personen verschwinden und dann würde ein den ganzen Osten Europas umfassendes, von Konstantinopel bis Petersburg herrschendes Rußland zu einer großen Gefahr werden."

„Ganz recht, ganz recht," rief der Graf Andrassy lebhaft, „wir würden dann vielleicht Beide zusammen diesem Koloß nicht widerstehen können."

„Beide zusammen," erwiederte Fürst Bismarck lächelnd, „daran zweifle ich nun wohl nicht; allein für jeden von uns würde ein so übermächtiges, von allen orientalischen Sorgen befreites Rußland eine große Gefahr werden. Wir sind jetzt gute Freunde," fuhr er treuherzig fort, „aber Sie werden mir zugeben, daß es bei Ihnen denn doch immer noch Leute gibt, welche das neuerstandene deutsche Reich scheel ansehen und jeden Augenblick bereit wären, den Kampf von 1866 noch einmal aufzunehmen."

„Sie haben keinen Einfluß," rief Graf Andrassy, „und werden nie wieder Einfluß erlangen."

„Mein lieber Graf," erwiederte Fürst Bismarck lächelnd, „Sie sollten am wenigsten einen solchen Satz mit solcher Bestimmtheit aussprechen; denn was würde man wohl im Jahre 1849 etwa über einen Mann gesagt haben, der damals vorher verkündet hätte, daß Sie, mein verehrter Freund, mir heute als österreichischer Minister gegenüber sitzen würden."

„In der That," sagte Graf Andrassy, ebenfalls lächelnd, „man würde einen solchen Mann für wahnsinnig erklärt haben — auch fand sich Niemand, der eines solchen prophetischen Wahnsinns fähig gewesen wäre."

„Nun denn," sagte Fürst Bismarck, „so zeigen wir uns heute desselben fähig, wir, die wir berufen sind, für die unseren Händen anvertrauten Völker die Fundamente einer sichern und glücklichen Zukunft zu bauen; ziehen wir Fälle in Betracht, welche heute von dem Publikum als ebenso wahnsinnige Hypothesen behandelt werden würden, wie es im Jahre 1849 mit Ihrer Anwartschaft auf das Portefeuille des Ministers des kaiserlichen Hauses und des Aeußern geschehen wäre. Nehmen wir an, daß eine Zeit kommen könnte, in welcher die Feinde des deutschen Reiches in der Wiener Hofburg und am Ballhausplatz wieder entscheidenden Einfluß gewinnen, vergessen wir auch von der andern Seite nicht, daß es auch in Deutschland Leute genug gibt, daß Alles, was deutsch ist und was einst zum römisch-deutschen Reiche gehörte, auch für das neue Deutschland gewonnen werden müsse —"

„Das sind Hypothesen," fiel Graf Andrassy ein, „von denen ich weder an die eine noch an die andere glauben mag."

„— Und welche auch nicht eintreten werden," sagte Fürst Bismarck, „so lange wir Beide da sind, welche wir aber dennoch in Erwägung ziehen müssen, da wir eben sichere politische Grundmauern für die Zukunft bauen wollen. Wenn es also," fuhr er fort, „einmal dazu käme, daß entweder Oesterreich die alte Tradition und den alten Kampf wieder aufzunehmen geneigt wäre, oder daß bei uns die Richtung mächtig würde, welche Alles, was in deutschem Geiste denkt und empfindet und in deutscher Sprache redet, dem deutschen Reiche gewinnen möchte, dann würde für jeden von uns ein übermächtiges Rußland ein gefährlicher Gegner werden, um so gefährlicher, als er auch der Meister Desjenigen bleiben würde, der in solchem Kampfe mit seiner Hülfe den Sieg davontrüge."

Graf Andrassy schwieg, er erkannte die klare Logik der Worte des Fürsten an und vermochte dem Zukunftsbilde, das derselbe vor ihm aufrollte, die Möglichkeit, ja vielleicht die Wahrscheinlichkeit nicht abzusprechen.

„Nun denn," fuhr der Fürst fort, „es liegt also hienach in unserem beiderseitigen Interesse, ein überwältigendes Anwachsen des Einflusses unseres östlichen Nachbars zu verhüten, damit wir nicht an unseren Grenzen eine Macht sich aufrichten lassen, welche, wenn sie jemals der Verbündete des einen oder des andern von uns werden sollte, zugleich der Schiedsrichter und Herr über Beide sein würde. Ich bin offen und ehrlich dafür, daß Rußland seinen berechtigten Einfluß im Orient, das heißt den Schutz der Christen gegen den türkischen Uebermuth, gewinne und festhalte; dieser Einfluß, der sein Recht ist und den man auch im Interesse der europäischen Civilisation nur wünschen kann, wird der russischen Politik dort zu thun geben und sie stets abgeneigt machen, sich aktiv in die Angelegenheiten Europas zu mischen — wäre aber Rußland der unbestrittene Herr des Orients, würde es das byzantinische Kaiserthum wieder aufrichten, so würde es dort keine politischen Interessen mehr haben und das Schiedsrichteramt in Europa anstreben, zu welchem ihm dann auch die überwältigende Macht zu Gebote stünde."

„Aber wie ist das zu verhindern?" rief Graf Andrassy; „wenn wir jetzt an der Seite Rußlands stehen, werden wir ihm nicht selbst den Weg zu seinem Ziele öffnen?"

„Zu dem Ziele, das die russische Politik ausspricht — vielleicht," sagte Fürst Bismarck, „nicht aber zu dem Ziele, das sie im Herzen trägt nach jenem fabelhaften Testament Peter's des Großen, welches, ob es existirt oder nicht, für eine große Partei in Rußland und vielleicht für die künftig maßgebende Richtung ein politisches Glaubensbekenntniß ist. Die unumschränkte Herrschaft Rußlands über den Orient wird zunächst am sichersten verhindert werden, wenn wir den Krieg verhindern; denn ich möchte wohl glauben, daß Rußland jetzt, da Frankreich darnieder liegt und keine Armeen in den Orient ausschicken wird, mit den Türken fertig werden und nach Konstantinopel vordringen möchte. Wenn es also gelingt, eine wirklich befriedigende Lösung für die unmittelbaren Streitfragen zu finden, so wird für eine Generation wenigstens der Krieg und damit die mögliche Eroberung Konstantinopels durch die Russen ausgeschlossen sein. Ich meinerseits erkenne an, daß Rußland als Fürsprecher der orientalischen Christen in erster Reihe berufen ist, das Programm aufzustellen, nach welchem eine Lösung der Streitfragen erfolgen soll; es wird das eine Konzession sein, die dem nationalen Stolz Rußlands und dem persönlichen Selbstgefühl des alten Gortschakoff schmeichelt, zugleich aber auch," sagte er mit feinem Lächeln, „eine Fessel, welche die russische Politik bindet und welche es ihr unmöglich machen wird, über die aufgestellten und von uns acceptirten Forderungen hinaus zu gehen; damit wird eine völkerrechtliche Basis gewonnen werden, von welcher auch die russische Politik sich so leicht nicht wird entfernen können."

„Aber," sagte Graf Andrassy kopfschüttelnd, „wenn die Bedingungen von der Pforte angenommen werden, so wird Rußlands Einfluß maßgebend in den Balkanprovinzen werden. Die Nachrichten aus Konstantinopel lauten bedenklich, General Ignatieff beherrscht den Sultan und den Großvezier, man spricht davon, daß mit Genehmigung des Sultans ein russisches Korps am Bosporus landen soll."

„Nun," rief Fürst Bismarck lebhaft, „dann würde Rußland die Aufgabe zufallen, den Sultan gegen den Willen der Türkei auf seinem Throne zu erhalten, und wenn es seine Kraft an eine solche Aufgabe setzte, dann würde man in Europa auf lange Zeit nicht mehr mit dem Kabinet in Petersburg zu rechnen nöthig haben. Vielleicht wäre dieß das sicherste Mittel, um Europa von der Furcht vor russischem Uebergewicht zu befreien; was aber den Einfluß in den Balkanprovinzen betrifft, so sind wir ja einig, die Donau für sie frei zu halten."

„Ja," sagte Graf Andrassy ein wenig zögernd, „aber wir dürfen den russischen Einfluß, ob er sich direkt oder mittelbar durch Serbien und Montenegro geltend mache, niemals in Bosnien sich festsetzen lassen, das würde unser schmales dalmatinisches Küstenland wirthschaftlich isoliren, ja dessen politische Sicherheit bedrohen."

„So nehmen Sie Bosnien," sagte Fürst Bismarck leichthin, „Sie sind ja vollständig berechtigt, dort einen maßgebenden Einfluß in Anspruch zu nehmen, und die Beunruhigung Ihrer Grenzen gibt Ihnen ja vollgültige Veranlassung zur Okkupation; wir werden nichts dagegen haben und auch Rußland wird kaum Einsprache erheben."

„Nein, nein," rief Graf Andrassy lebhaft, „das wäre ein Beispiel, das verhängnißvoll werden könnte, wenn es von Rußland auf anderen Gebieten nachgeahmt würde."

„Und doch," sagte Fürst Bismarck, „werden Sie auf die Dauer nicht darum hinkommen; Sie bedürfen des bosnischen Hinterlandes für Ihr Dalmatien, vielleicht wäre es besser, damit anzufangen, womit man schließlich doch vielleicht wird enden müssen."

„Es ist jetzt unmöglich, ganz unmöglich," sagte Graf Andrassy lebhaft. „Sie wissen, daß das ganze ungarische Volk nichts so tief, so fanatisch haßt als Rußland — es hat wohl Recht dazu," fügte er bitter hinzu, „und dieser Haß gegen Alles, was russisch ist, hat selbst die alten Traditionen der Türkenkriege verschwinden lassen. Ganz Ungarn trägt der Türkei seine Sympathieen entgegen, nur weil die Türken Feinde der Russen sind. Die österreichische Wehrkraft beruht zum großen Theil auf Ungarn, wie man es bitter genug im Jahre 1865 empfunden hat; es würde unmöglich sein, gegen die Sympathieen Ungarns Politik zu machen, jeder feindliche Schritt gegen die Türkei würde in Ungarn für eine Unterstützung Rußlands angesehen werden, und eine Okkupation von Bosnien würde einen Sturm im ungarischen Parlament und in der ungarischen Presse hervorrufen. Nein, nein, das ist unmöglich, Oesterreich bedarf für seine auswärtige Politik der sympathischen Zustimmung des ungarischen Volkes und deßhalb müssen wir uns auf das Strengste in den Grenzen der völkerrechtlichen Befugnisse bei jeder Intervention in den orientalischen Angelegenheiten halten."

Wieder schimmerte in den Augen des Fürsten jenes mitleidige Bedauern für den österreichischen Minister, welcher eine so schwere und verhängnißvolle Aufgabe übernommen, ohne sich von den Fesseln befreien zu können, die von allen Seiten her die freie Entfaltung seiner Kraft einengten und lähmten.

„Ich begreife das," sagte er mit einem Ton, aus welchem etwas von seiner Empfindung hervorklang, „ich begreife es noch mehr für Sie, da Sie ja vor Allem die feste Stütze Ihrer Landsleute bedürfen, um aller feindlichen Elemente in Wien Herr zu bleiben. Nun denn, so verschieben Sie das, was meiner Ueberzeugung nach doch früher oder später eintreten muß, bis die Verhältnisse es unabweislich

machen, und beschränken wir uns für jetzt darauf, der Insurrektion durch die Garantie der Ausführung eines vernünftigen und befriedigenden Reformprogramms ein Ende zu machen. Wir sind ja einig und Sie wissen, daß Deutschland in allen unmittelbaren Lebensinteressen Oesterreichs im Orient fest und treu hinter Ihnen steht."

Graf Andrassy schien trotz dieser Versicherung nicht völlig beruhigt, er sah sinnend zu Boden, während die Blicke des Fürsten scharf beobachtend auf ihm ruhten.

„Und wenn die Beruhigung, an der wir arbeiten," sagte er endlich, „dennoch nicht gelänge — die Berichte, welche ich aus Konstantinopel erhalten, sprechen von tiefer Erregung, von meuterischer Verstimmung in allen Kreisen der Bevölkerung, sie schließen die Möglichkeit einer Revolution auf der Straße oder im Palaste nicht aus, wenn ein Ereigniß, wie es ja in der Türkei nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, einträte, wenn dennoch die Reformen abgelehnt werden sollten — England wird daran arbeiten —"

„Dann, mein lieber Graf," erwiederte Fürst Bismarck, „würde freilich nach meiner Ueberzeugung der Krieg ausbrechen, ein ernster, erschütternder Krieg, dessen Chancen und Wechselfälle wir vorher nicht berechnen können, für welchen es unmöglich ist, ein Programm aufzustellen; wo die Kanonen sprechen, muß eine Zeitlang die Diplomatie schweigen, aber je ruhiger, je gesammelter, je unparteiischer wir dastehen, um so mehr werden wir in der Lage bleiben, unserer Stimme, wenn es sein muß, wieder Gehör zu schaffen. Wie auch die Würfel des Krieges fallen mögen, ich geben Ihnen mein Wort, daß die Lebensinteressen Oesterreichs niemals gefährdet werden sollen und daß Sie stets auf mich rechnen können, wo es gilt, für Sie einzutreten.

„Man hat mich viel angegriffen und gescholten in Wien, weil ich einst Oesterreich den Rath gegeben habe, seinen Schwerpunkt nach Pest zu verlegen; nun, daß Sie heute im Namen Oesterreichs mit mir sprechen, beweist, wie Recht ich dennoch hatte und wie wohl man gethan hätte, wenn man meinem Rathe ohne so gewaltsame und verhängnißvolle Erschütterungen gefolgt wäre — indeß man ist ihm gefolgt; meine Pflicht ist es, Oesterreich in der Stellung, die ich für seine Macht und sein künftiges Wohl empfohlen habe, mit aller Kraft in Wahrheit und Treue zu unterstützen. Lassen Sie den Krieg kommen, wenn er nicht zu verhindern ist, wir werden sehen, wohin er führt, und darnach unsere Entschlüsse fassen. Rußland wird unser Freund sein, und je fester wir zusammenhalten, um so weniger wird es irgend etwas thun können, dem wir unsere Zustimmung versagen. Würde Rußland in einem ernsten Kriege gegen die Türkei geschlagen werden, was ich nicht glaube, so würden wir es retten, seine Stellung erhalten und damit Herren der Situation werden; würde es siegen, so wird der Sieg Opfer genug kosten, und in unserer Hand wird es liegen, dafür zu sorgen, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen."

„Und England —" sagte Graf Andrassy zögernd, „Disraeli ist nicht der Mann, der bei einem Kriege unthätig bliebe — wäre es nicht dennoch vielleicht besser, auch mit England eine Verständigung zu suchen?"

„England," sagte Fürst Bismarck achselzuckend, „Rußland und England — das ist der Bär und der Haifisch, die einander nichts thun können, so grimmig auch der eine am Ufer brummen mag und so wild auch der andere die Wellen peitscht. Was hätte England dem Kaiser Nikolaus in der Krim gethan, wenn nicht der Haifisch den französischen Adler zur Seite gehabt hätte, der mit seinen scharfen Fängen auf den Bären niederstieß; nein, nein, England wird nichts thun, als wenn es zu einer Liquidation im Orient kommt, ganz still an ein gutes Geschäft denken, um auch seinerseits ein Stück der Beute heimzutragen; es wird auf den Gang der Dinge keinen Einfluß haben und an uns wird es immer sein, das letzte Wort zu sprechen. Viribus unitis," sagte er lächelnd, „werden wir suum cuique zur Wahrheit machen und ich, mein lieber Graf, werde es für meine heiligste Pflicht halten, dafür zu sorgen, daß auch Oesterreich das Seine erhalte — aber mit England, das stets bereit ist, die Revolutionen zu unterstützen, und jetzt sich so empfindlich besorgt zeigt für die Unantastbarkeit der Souveränität des Sultans — nein, nein," sagte er kopfschüttelnd, „wohin sollte das führen, das wäre verlorene Zeit und Mühe, wir würden zu keinem Resultat kommen oder nur nichtssagende Phrasen zu Tage fördern. Fassen wir vor Allem unsere Beschlüsse und überlassen wir es ihnen dann, sich uns anzuschließen; es ist wohl Zeit," sagte er, stolz den Kopf emporwerfend, „der Welt zu zeigen, daß wir Politik machen und eine Meinung aussprechen können, ohne vorher in London um Rath oder um Erlaubniß zu fragen."

Der Kammerdiener trat ein und meldete:

„Seine Majestät der Kaiser von Rußland ist soeben im Botschaftshotel eingetroffen."

Graf Andrassy erhob sich.

„Wir sind also einig," sagte er, dem Fürsten die Hand reichend.

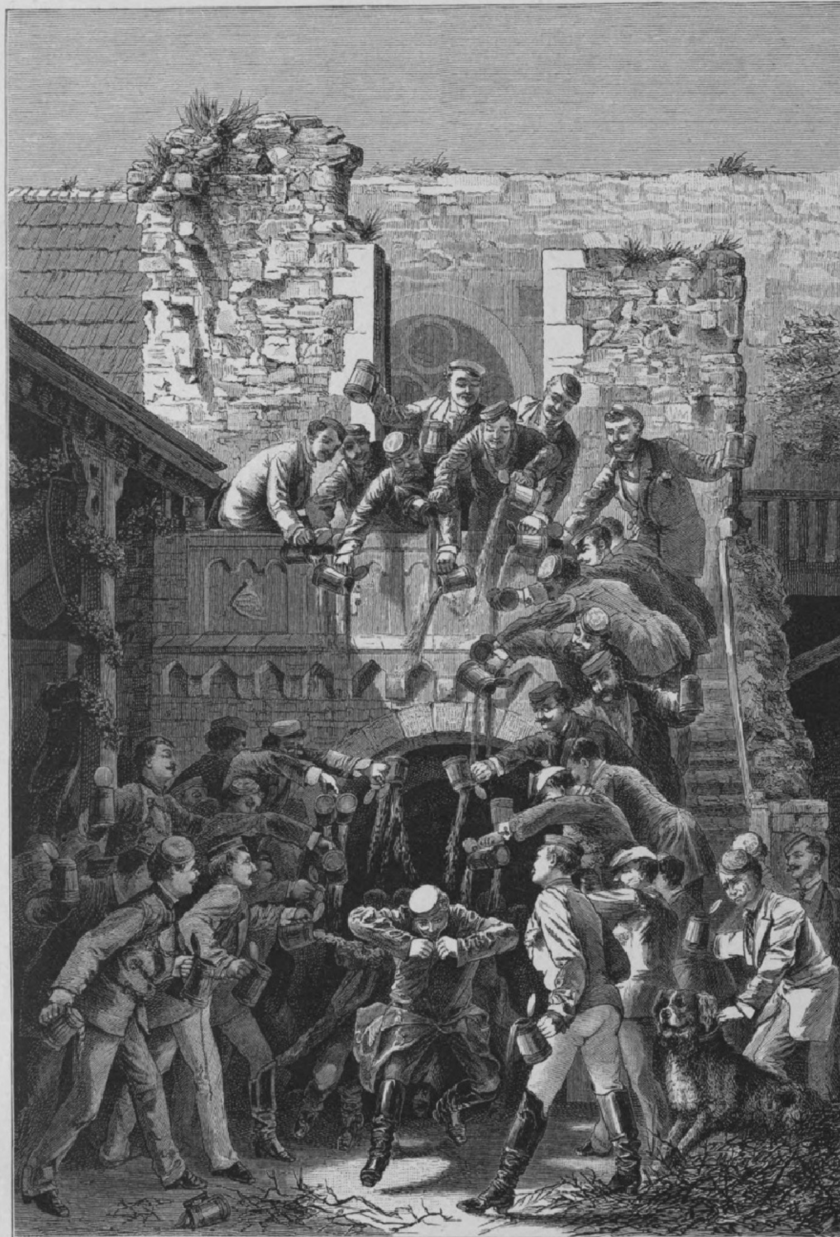
„Einig, mein lieber Graf," erwiederte Fürst Bismarck, die dargebotene Hand kräftig schüttelnd, „und mögen es die Minister von Deutschland und Oesterreich zu allen Zeiten sein wie wir, zum Heil ihrer Kaiser und ihrer Völker."

Er begleitete den Grafen bis zur Thür und befahl dann dem Kammerdiener seine Uniform mit dem Helm und dem russischen Andreasorden zu bringen.

„Schade, schade," sagte er, gedankenvoll nach der Thür blickend, durch welche Graf Andrassy hinausgegangen war; „er wird sich aufreiben bei seinem undankbaren Geschäft, Oesterreich von seinem Fall wieder aufzurichten. Vielleicht gelänge es ihm, wenn er ganz offenes Spiel spielte, aber dazu hat man eben nicht den Muth, nicht das rechte Vertrauen; da wird nun wieder jenes überfeine diplomatische Spiel beginnen, in welchem Jeder seine Karten verdeckt, um endlich durch scheinbare Ueberraschung wie zufällig das zu erreichen, wonach er strebte. So erreicht man nicht die großen Ziele, ich habe immer deutlich gesagt, was ich wollte, sie haben es mir niemals geglaubt und haben dann später, wenn das geschah, was ich lange vorher verkündet, laut geschrieen und geklagt, daß ich sie überlistet hätte; hätte ich ihnen nicht die Wahrheit gesagt, vielleicht wären sie dann mehr auf ihrer Hut gewesen und ich hätte mein Ziel nicht erreicht. Nun, ich bleibe bei meiner alten Taktik: ich sage, was ich denke, und halte, was ich gesagt habe. Ihr eigener Schade wird es sein, wenn sie auch dießmal nicht glauben."

Er warf den blauen Ueberrock ab, legte die weiße Uniform des siebenten magdeburgischen Kürassierregiments mit den großen Generalepauletten an, auf welcher die Sterne des preußischen schwarzen Adler- und des russischen St. Andreasordens befestigt waren; dann warf er das breite blaue Band des russischen Ordens über die Schulter, schnallte den Pallasch um und drückte den blanken Stahlhelm tief in den Nacken, um nach der russischen Botschaft zu fahren und sich bei dem Kaiser Alexander zu melden.

(Fortsetzung folgt.)



Pfingsten auf der Rudelsburg: Der Sturm der „Füchse". Originalzeichnung von F. Lindner.

Das Hussitenfest in Bernau.

(Hiezu das Bild S. 740.)

In den Apriltagen des Jahres 1432, in der Marterwoche, drangen hussitische Heerschaaren unter Prokop's Anführung sengend und mordend in die Mark Brandenburg mit der Absicht ein, auf die Entschließungen des in Basel versammelten Konzils und speziell auf den Kurfürsten Friedrich I. von Brandenburg, den ersten Rathgeber des Kaiser Sigismund, eine Pression zu üben. — Alle in der Marschrichtung der Taboriten liegenden Dörfer wurden ein Raub der Flammen; ein gleiches Schicksal traf die Städte, die mit stürmender Hand genommen wurden. So erging es Lebus, Müncheberg, Straußberg und Altlandsberg. Schrecken und Entsetzen lief vor den Böhmen her, das Landvolk flüchtete in die festen Städte, die sich, auf die eigenen Kräfte angewiesen, schnell in Vertheidigungszustand setzten.

Ein solcher hussitischer Mordbrennerzug unter Wilhelm Koska's Führung traf auch am 21. April 1432 vor Bernau, einem freundlichen, in nächster Nähe Berlins gelegenen Städtchen, ein und versuchte es, mit stürmender Hand die mit Thürmen, Mauern und Wallgräben befestigte Stadt zu nehmen.

Dreimal stürmten die Böhmen vergeblich. Unter Führung ihres Bürgermeisters und der Herren vom Rath leisteten die geängstigten Einwohner, Männer wie Frauen, verzweifelten Widerstand. Und besonders erfolgreich erwies sich hiebei die Mitthätigkeit der Bernauerinnen, welche den stürmenden Feind mit „heißem Brei", mit kochend heißem Biere begossen und verbrühten. Sämmtliche Stürme wurden abgeschlagen. Aber erbittert, die kleine Stadt nicht erobert zu haben, machte der Feind keine Miene zum Abzuge, sondern schien den Sturm erneuern zu wollen, dem die durch die bisherigen Anstrengungen ermatteten Bürger mit Schrecken entgegensahen.

Da sollte eine Kriegslist helfen.

Der Sohn des Stadtsyndikus, der Brauer Guido Bütten, schlug nämlich vor, mehrere Wagen mit dem damals berühmten städtischen Biere zu beladen, das Getränk jedoch vorher mit einschläfernden Substanzen zu versetzen und den Transport derart aus der Stadt zu leiten, daß er den Feinden in die Hände fallen mußte. Diese würden dann, so folgerte Bütten, von dem Genusse des Bieres ermildet, leicht überfallen und niedergemacht werden können.

Die beabsichtigte List gelang vollkommen. Die berauschten Böhmen wurden überfallen und Alles zusammengehauen, was sich nicht durch schnelle Flucht retten konnte. Das ganze Lager wurde eine Beute der Sieger, und die noch heute aufbewahrten Beutestücke, der Sattel und die Bratenschüssel des Koska, 38 Küraße und andere Rüststücke liefern den Beweis, wie reichhaltig die Beute gewesen sein muß. Die feindlichen Leichen wurden verbrannt, und mit Stolz konnten die Bernauer auf ihre That zurückblicken, durch welche die anderen Städte der Mark vor der Vernichtung verschont blieben. Damals entstand der alte Spruch:

„Der bernauisch' heiße Brei
Macht die Mark hussitenfrei."

Das Erinnerungsfest an diesen durch die Kraft und List wackerer Bürger und Bürgerinnen herbeigeführten Sieg ist alljährlich gefeiert worden, und wurde in diesem Jahre, an dem 450jährigen Gedenktage, in Gegenwart des deutschen Kronprinzenpaars und der Prinzeß Viktoria in besonders feierlicher Weise begangen.

Der Bürgermeister Pätzold von Bernau und Dr. Emil

Leiden eines Commis Voyageur. I.

Originalzeichnungen von Gustav Heine.



Mit vereinten Kräften.



Noch fünf von meiner Branche!



Ich brauche nichts!



Der Herr ist verreist.



Liegt zur Disposition.



Diese Firma existirt nicht mehr.

Jacobson, der bekannte Chemiker und humoristische Poet, der lange in Bernau seine Wohnung aufgeschlagen hatte und während dieser Zeit einen starken Lokalpatriotismus für seinen neuen Heimatsort in sich reifen ließ, hatten sich an die Berliner Künstler gewendet, um diese zur Mithülfe und thätigen Theilnahme einzuladen. Und mit freudiger Bereitwilligkeit hatten dieselben, Alt und Jung, der an sie ergangenen Aufforderung Folge geleistet, und so entstand — vor Allem durch ihre Betheiligung — ein Fest, das in seiner Eigenart zu dem Gelungensten gehört, was jemals in dieser Art geschaffen wurde, das durch die Echtheit des Kostüms die berühmten „Meininger“ selbst übertrumpft hat.

Hervorragende Kunstkenner und Maler, wie Professor Weiß, Röchling, Donischke und Skarbina, zeichneten die Figurinen für Brandenburger und Hussiten, für böhmische Prediger und Bernauer Bürger. Die Haufen theilten sich und schufen sich das Kostüm selbst. Berliner Sammlungen lieferten Waffen und echte Rüstungen; eine ganze Abtheilung unter Anführung des „brandenburgischen Kurprinzen“ machte sich beritten, doch auch die Hussiten schufen sich ihre Sensenreiter; ochsenbespannte Streitwagen wurden gebaut, echte „Schnabelschuhe“ gearbeitet, Berliner Schneider nahmen Maß zu „Kittel mit Zaddeln“ und zu „Gugel“ oder Kapuze; Bildhauer Thomas, selbst im Kostüm eines Bernauer Bürgers von 1432, im Schurzfell, mit dem Schmiedehammer bewaffnet, organisirte das Bernauer Volk. Die Hussitenprediger halfen mit — und zuletzt, doch nicht die Letzten unseren Herzen, überaus reizende Bernauer Damen legten das Kostüm ihrer Vorvorgängerinnen vor vier und einem halben Säkulum an, um am Tage des Festes das deutsche Kronprinzenpaar feierlichst zu empfangen.

Der Morgen des Festtages wurde durch ein in seiner Art großartiges „Hussitenfrühstück“ eingeleitet. Die fast 400 Mann zählende Künstlerschaar dejeunirte im Hause des Dr. Jacobson, wobei Bernauer Damen dem Büffet vorstanden. Die Damen „schnitten Schinken“ und brandenburgische Krieger zapften den Willkommentrunk. Unser Künstler hat diese Szene gezeichnet.

Als Hussitenführer Koska erschien Maler Lessing, der Sohn des berühmten Malers. Seinen Kopf beschattete ein breitkrämpiger, heller, mit einem Adlersittig geschmückter Filzhut; gerüstet war er mit schwarzem Brustpanzer über tiefrothem Wamms, mit breitem Schwert und dem Streithammer. Um die ganze prächtige Gestalt war keck der weiße Schafpelz geworfen.

Nach der Begrüßung des Kronprinzenpaars durch die Jungfrauen Bernaus, nach dem Festgottesdienst und der Besichtigung der am Mühlenberge gelegenen Kapelle des St. Georgenhospitals begann der Festzug vor dem Rathhause vorbei, an dessen Portal der Kronprinz sich von dem als „Ziska“ kostümirten Dr. Jacobson einige Erläuterungen geben ließ.

Mit Trompetengeschmetter nahte das brandenburgische Hülfsheer, an dessen Spitze, hoch zu Roß, der „brandenburgische Kurprinz“ mit seinen Reisigen einzog. Die brandenburgischen Fußtruppen, mit farbigen Kapuzen, Wämmsern, Strumpfhosen und Schnabelschuhen bekleidet, bewehrt theils mit Armbrusten, theils mit Speer, Schwert und Dolch am Gürtel, den Adlerschild über den Rücken gehängt, schritten hinter der gewaltigen Gestalt ihres Hauptmanns mit Eisenhaube, Kettenpanzer und langer blauer Tunika. Im Vorbeiziehen bei dem Kronprinzen senkten sich die Speere und Schwerter, wurden die Banner geschwungen und lauter Hurrahruf ertönte.

Den Brandenburgern folgten die bürgerlichen Vertheidiger Bernaus. Zunächst die hohe Obrigkeit mit dem Stadthaupt an der Spitze, den Rathsherren und Richtern, bei ihnen der rothe Henker; darnach die wackeren, gerüsteten Bürger im Schurzfelle und den stachelbewehrten eisernen Morgenstern schwingend, Schützen und Keulenträger. Die Kraft und Wucht der Germanen marschirte vorbei.

Dann nahte Pfeifen und Johlen und heiseres Gekreisch. Wilde Sensenreiter tummelten ihre schnellen Rosse; Fiedler und tambourinschlagende Weiber tanzten heran, — die Hussiten kamen.

Die Zusammensetzung der Letzteren, die Erscheinung der hervorragendsten einzelnen Gestalten spottet in dem malerischen Reiz und der Seltsamkeit ihrer Kostüme jeder Beschreibung.

Da fuhr der ochsenbespannte Troßwagen mit den Hussitenweibern; auf einem andern fuhr der Bannerträger, der die große rothe Fahne führte, auf welcher der weiße Kelch gemalt war. Im Wagen saß der finstere, tiefschwarz gekleidete Hussitenprediger. Der prächtige „Troßwaibel“ beschloß mit einem Leiterwagen voll frechen braunen, schwarzhaarigen Weibern (von Künstlern gleichfalls dargestellt), ferner mit leichtverwundeten Kriegern den Hussitenzug.

Der deutsche Kronprinz sprach Allen seine Freude und seinen Dank aus, er trat beim Abschiede mitten unter die Künstlerschaar, erkundigte sich nach Einzelnen, scherzte mit ihnen und verabschiedete sich.

Die Künstler aber hielten eine prächtige Nachfeier im Schloßpark von Lanke und in den Buchenwäldern von Uetzdorf. Hier unter dem üppigen Blätterdache ruhten sie beim schäumenden Biere von den Strapazen der Bernauer Feier aus, bis die Musik zum Tanz aufspielte und auf dem glatten Waldboden ein lustiger Ball die prächtige Feier beendete. **Dominik.**

Stadt und Kloster Blaubeuren.

(Hiezu das Bild S. 745.)

Die an landschaftlichen Bildern reiche schwäbische Alb, in deren Gebiet die Marksteine der Geschichte der Hohenzollern und Hohenstaufen gehören, umschließt in dem tief in die südliche Abdachung des Gebirgszuges einschneidenden Blauthale, dort, wo sich dieses mit dem Achthale vereinigt und einen weiten Kessel bildet, Stadt und Kloster Blaubeuren. Tritt der Besucher, mit der Bahn von Ulm oder Sigmaringen kommend, vor den Bahnhof, der — wie Fraas lebhaft schildert — „auf der Sehne des großen Felsenbogens liegt, welcher sich um die Hauptquelle der Blau gelegt hat, so steht er recht mitten drin in der typischen Weiß-Juralandschaft, die in die Felsenmasse der Dolomite, darüber der Marmore und der Zuckerkalke eingenagt ist. Diese selber heben sich in pittoresken Gestalten theilweise bis zu 60 Meter senkrechter Höhe, Thürmen mit Zinnen oder phantastischen Thier- und Menschengestalten vergleichbar, auf dem grünen Grunde des üppigen Laubwaldes in lichtgrauer Farbe ab und beleben das Thal mit wunderschönen Sagen. Im Osten schaut das Rusenschloß (Hohengerhausen) von der Höhe nieder, unter dessen höchstem sonnigem Gipfel das nächtliche Dunkel einer Felsengrotte in Sicht liegt, der geheimnißvolle Eingang zu den Riesen, die im Berge hausen“. Ein mächtiges Geschlecht war es einst, welches dort auf dieser Felsenfeste hauste, die Grafen von Gerhausen, die Herrscher über den Flinagau, am glänzendsten repräsentirt durch ihren letzten männlichen Sprossen, den Grafen Hartmann († 1121), der zugleich die Rammagaugrafschaft innegehabt.

Gegenüber dem Frauenberge, der das Rusenschloß trägt, getrennt durch das Blauthal, lagert sich der Ruckenberg wie eine Riesenmuschel zwischen Ach- und Blauthal, auf ihm das Ruckenschloß, dessen Gründer dem mächtigen Dynastengeschlechte in Hohenrhätien angehörten, ein trotziges Gegenüber dem Rusenschloß. „Hüt' dich, Ruck, daß dich Gerhausen nicht verdruck!“ sagt von ihm der Volksmund. In der nächsten Nähe der Metzgerfelsen, 60 Meter von der Thalsohle in die Luft ragend, von dem das schwer zu sprechende Wort kommt: „'s leit a Klötzle Blei glei bei Blaubeura.“

Es ist ein wunderbar schönes Bild, wenn zur Frühlings- oder Herbstzeit in den Abendstunden der Rucken mit seinen Felsen schon tief beschattet ist und die scheidende Sonne nochmals mit ihren glühenden Strahlen die dahinterliegende überragende Bergeshöhe übergießt. Wie in bengalischem Feuer prangend erscheint der Berg — ein Alpenglühen eigener Art — und als Krone des Ganzen strahlt darin das Rusenschloß.

An den Frauenberg mit dem Rusenschloß reihen sich Blauberg und Klosterberg in weitem, nördlich und westlich verlaufendem Halbkreise an, schließend mit malerischen Felsenpartieen, auf deren obersten in altersgrauer Zeit der Blauenstein, eine Warte zur Deckung der Straße nach Ulm, stand.

Hart am Fuße dieser Gruppe, unten an der steilen Albwand, liegt die Quelle mit ihrem tiefblauen Spiegel, überschattet von mächtigen Baumriesen. Ueberrascht und verwundert bleibt der Wanderer stehen, wenn er all' die Pracht und den Zauber sieht, die hier vereinigt sind. Unbeschreiblich großartig ist die wunderbar tiefblaue Färbung des trotzdem krystallhellen Wassers und seine verborgene Tiefe. Ganz dem Geist alter Zeiten entspricht es, wenn der „Blautopf“ als heiliger Born verehrt und gefürchtet wurde und wenn die Sage ihn bewohnt sein ließ von Nymphen und Nixen mit ihrer schönen „Lau“. Manchmal hätten — so geht die Sage — diese Wasserkobolde ihre krystallene Wasserbehausung verlassen und den Umwohnern, besonders den ernsten Insassen des nahen Klosters sich gezeigt und ihnen wohl auch wie in jugendlichem Uebermuthe manch' lustigen Streich gespielt. — Und scheint es nicht auch noch heute, als hätte die „schöne Lau“ es ihm angethan, wenn der Beschauer, versenkt in den prächtigen Anblick, sich kaum von der Stelle zu trennen vermag und es ihn fort und fort anzieht, in dieses Bergesauge zu blicken? Nicht immer ist die Quelle so geheimnißvoll glatt und ruhig. Wenn Märzenstürme brausen und Frühlingsahnen die Natur durchzittert und der Schnee rasch von den Bergen weicht, schwillt sie hoch an, wie in Unmuth und Aufregung verfärben sich ihre Wasser schmutziggelb und in hohen Wogen überströmt ihr Bett. Im Jahre 1641 soll er so hoch gestiegen sein, daß die Bewohner des Klosters und der Stadt in Prozession unter Glockengeläute zu ihm gezogen seien und ihm zwei goldene Becher geopfert haben. Nachdem die Becher ihm unter bangem Harren der geängstigten Wallfahrer zugeworfen waren, habe er sich besänftigt und ruhig seien seine Wasser verlaufen. Der Blautopf, lange für unergründlich gehalten, hat eine Tiefe von 20 Meter, sein Durchmesser beträgt 37 Meter.

Ganz in der Nähe des Blautopfs, so daß die Mauern sich darin spiegeln, steht das Kloster. Seine Gründung fällt in das elfte Jahrhundert, seine Glanzperiode, aus der die noch vorhandenen Kunstschätze herrühren, in die Regierung der Aebte Heinrich Faber (Schmid) und Gregorius Rösch (1475 bis 1500), welche die Kirche um- und in den schönen Formen der Spätgothik aufbauten. Ihr stattlicher Thurm mit der schlanken Bedachung steht über der Vierung, das prächtig gewölbte Schiff mit dem schön mit Steinfiguren aus Syrlin's Hand geschmückten Hauptportal trennend von dem Chor, der den Hochaltar, diesen „köstlichen Altar, so von den Frembden mit Verwunderung gesehen wird“, enthält. „Einzig in seiner Art“ — schreibt Eduard Paulus — „erscheint der Osttheil der Kirche, der kühn gesprengte, vieleckig schließende, von hohen Fenstern erhellte Chor. Seine Gewölbe strahlen in reich skulptirten Schlußsteinen zusammen und in allen Maschen der Netzgewölbe ranken wieder, al fresco gemalt, wunderbar üppig und schön in immer wechselnden Mustern wildwachsende Pflanzen. Wo die Gewölberippen sich herabsenken an die Wände, treffen sie auf zwölf zart gedrehte Halbsäulen, die dreifach wieder durch herrliche Steinskulpturen unterbrochen sind. Hoch oben, wo die Gewölberippen ansetzen, ziehen sich die Brustbilder der zwölf Söhne Israels (der sogenannte Jakobssegen) umher, weiter unten stehen an den Halbsäulen unter Baldachinen die zwölf überlebensgroßen Bildsäulen der Apostel, und die zwölf Konsolen, auf denen sie stehen, sind selbst wieder mit den bärtigen Brustbildern der alten Propheten geschmückt. Alles Werke von höchster Schönheit, zweifellos vom jüngeren Syrlin vollbracht. Darunter ziehen sich an den Langseiten und an der Westwand jene Chorstühle hin, jetzt wiederhergestellt in ihrer Pracht, geziert mit Intarsien, mit Blätter- und Blumengerank und den ausdrucksvollen Brustbildern der Stifter des Klosters, inschriftlich ein Werk des jüngeren Syrlin. Ostwärts aber erhebt sich vor dem Blick bis hinauf an die palmenhohen Gewölbe der durchsichtige Wunderbau des Hochaltars, bedeckt mit Bildwerken und Malereien edelsten Styls, zum großen Theil von Syrlin dem Aelteren und Barth. Zeitblom. Zweimal mit kolossalen Flügeln sich auseinander breitend und allemal eine Fülle heiliger Darstellung entrollend, zeigt er innen im Schrein die holdselige Gestalt der Gottesmutter in goldig strahlendem Gewand, zu Seiten die ebenfalls ausgeschnitzten Gestalten der beiden Johannes, des heiligen Benediktus und seiner Schwester, der heiligen Scholastika, nach oben aber steigt und strebt und gipfelt sich in überströmendstem Reichthum Blumen- und Rankenwerk, durchflochten von Engeln und Heiligenbildern. Eine ganze Welt innigster, tiefster Versenkung in das Reich überirdischer Größe und Reinheit.“

In den so stillen Räumen des Klosters, wo nur Freunde edler Kunst sich einfinden, um sich an den schönen Gebilden zu erfreuen, entwickelt sich je am 2. Juli reges Leben; an diesem Tage pilgert eine große Menschenmenge aus nah und fern herbei, um dem Marienbilde mit dem Jesuskinde ihre Verehrung darzubringen. Es ist der Tag von Mariä Heimsuchung, an welchem eine allgemeine Wallfahrt zum Hochaltar an seine frühere Bestimmung erinnert.

Anschließend an die Kirche breiten sich die übrigen Klostergebäude aus, die wie dieselbe unter Mitwirkung der größten Meister der damaligen Zeit von den Benediktinern „zu einer wahren Rüstkammer der mittelalterlichen Kunst“ gemacht wurden. Statt der Benediktiner ist aber jetzt ein heiteres Geschlecht eingezogen und hat in den früheren Zellen und Sälen Quartier genommen. Es sind die Zöglinge des evangelisch-theologischen Seminars, in welches die von Herzog Christoph von Württemberg nach der Brenz'schen Ordnung eingerichtete Klosterschule im Jahre 1818 umgewandelt wurde.

Blaubeuren, die Stadt, ist vom Kloster durch eine Mauer getrennt und dehnt sich von ihm gegen Süden und Südwesten aus. Ihr Uranfang fällt wohl schon vor die Zeit der Klostergründung, denn es sei schon vorher hier ein „Fleck oder Dorf“ gewesen; ihre Geschichte ist eng mit der des Klosters verbunden. An Württemberg brachte sie Graf Ludwig 1447 durch Kauf von den Helfensteinern.

Im südlichen Theile der Stadt steht hart neben dem großen Spital auf einem freien Platze die frühere „Marien“-, jetzige Stadt-Kirche, die neben manchem Schönen einen von M. Neubronner in Ulm gestifteten Flügelaltar enthält, ein Kunstwerk ersten Ranges und ein seltener Zeuge von der Kunsthöhe Barth. Zeitblom's, der die Flügelbilder, und Alb. Altdorfer's, der das Mittelbild gemalt hat.*)

Die Mauern und Thürme, welche der Stadt zur Befestigung dienten, sind bis auf wenige Reste gebrochen; die Neuzeit hat auch hier ihren Einzug gehalten und größtentheils an den alten Gebäuden die Spuren verwischt, welche sonst unseren Städten ihr eigenes romantisches Gepräge verleihen. Eines ist geblieben: es sind die Felsen und die Berge, welche heute noch wie vor Jahrhunderten fest und ewig schön um die Stadt, die im Laufe der Zeit manchmal ihr Aussehen gewechselt haben mag, sich lagern, heute noch wie früher den Naturfreund ergötzend durch den Wechsel der Szenen bei jedem Schritt hinaus in Blaubeurens herrliche Umgebung. **Carl Baur.**

*) Die Restaurirung dieses Altars, sowie die Restaurationsarbeiten im Kloster hat Maler Fr. Dirr in Ulm in meisterhafter Weise ausgeführt.

Notiz-Blätter.

Literatur.

— **Alexander Ziegler, der berühmte Reisende, durch dessen An**regungen und unermüdliche Bemühungen dem Dichter Ludwig Storch in seiner Heimat Ruhla in diesen Tagen ein Denkmal errichtet worden, hat ihm zugleich ein anderes, literarisches, durch die Herausgabe seines „Poetischen Nachlasses“ (Eisenach, Jacobi) gesetzt, und Storch verdient diese Wiederauffrischung in der Erinnerung seiner Nation: er ist ein echt patriotischer Dichter, dem ein warmes Herz in der Brust schlug, und ein Volksdichter im besten Sinne des Wortes. Deutschland und seine engere Heimat Thüringen haben in ihm einen begeisterten Sänger gefunden, namentlich hat er Thüringen durch seine prächtigen Landschaftsbilder, durch seine historischen Balladen verherrlicht. Endlich ist er besonders Meister in der Dialektdichtung und seine Ruhlaer Gedichte gehören zu dem Besten, was wir auf diesem Boden besitzen. Derber Humor gibt diesen Dichtungen ihr eigenthümliches Gepräge und sichert dem Dichter ein Fortleben im Munde seines Volkes. Es war darum ein Verdienst des um die Dichter seiner weiteren Heimat so verdienten Gelehrten, dem deutschen Volke die poetische Hinterlassenschaft Storch's in so fein geordneter Sammlung zu bringen und damit zugleich der Wittwe des Dichters, welcher der Ertrag zufällt, eine Gabe der Anerkennung ihres Gatten zu spenden.

— **Es scheint, als ob das Mittelalter nicht nur in kunstgewerb**lichen Nachbildungen, sondern auch in der Romanliteratur Mode werden soll, denn die Romane, welche uns in alte Burgen und in die Bürgerhäuser wehrhafter, thurmumgebener Städte führen, mehren sich auffallend. So liegt uns jetzt eine Geschichte aus dem fünfzehnten Jahrhundert: „Das Rusenschloß“ von Paul Lang (Stuttgart, Bonz), vor. Der Autor schildert ganz hübsch — das alte Blaubeuren mit seinen Kalkfelsen und das oben auf den steilen Höhen trotzig thronende Schloß, welches dem Roman seinen Titel gegeben, werden uns anschaulich vorgeführt, die handelsrührige und gewerbfleißige Bürgerschaft der alten Stadt, das Geschlecht der Grafen Helfenstein, eine Anzahl wackerer Frauengestalten, wie das Ritterfräulein Magdalena Elisabeth, dann der Buchdrucker Konrad, ein Schüler Gutenberg's, der Junker Johannes, all' das sind Figuren, die von sauberer Gestaltungskraft Zeugniß ablegen. Der kleine Roman liest sich gut und ist auch ganz belehrend. Er sei besonders jüngeren Leuten und jungen Mädchen empfohlen. Die Ausstattung des Buches ist hübsch.

— **Der vorzügliche Vertreter des Seeromans der Gegenwart,** Rosenthal-Bonin, bietet uns in seinem „Gold des Orion“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) eine eigenartig hervorragende Publikation, gewissermaßen ein neues Genre: einen psychologisch-ethischen Seeroman, der in befriedigendster Weise die oft ventilirte bedeutungsvolle völkerrechtliche Frage löst, ob das eigenthümliche Behalten von Strandgut mit den Anforderungen der Ethik vereinbar sei oder nicht. Der Verfasser hat dabei zur Evidenz bewiesen, daß er auch pädagogisch-instruktiv schreiben und mit interessewerkender Gewandtheit auf philosophischen Gebieten sich bewegen kann. Seine Figuren sind dem Leben entnommen und sprechen ungemein an; seine Handlung ist stimmungsvoll, farbenreich, dramatisch belebt; seine psychologische Motivirung ist geistvoll; seine Idee erhält ihre Symbolisirung durch den Sieg des Guten; seine Schilderung ist objektiv, einfach, präzis. Nicht eine Sylbe des Ueberspannten, Unnatürlichen, Ungesunden enthält dieser Roman, den man getrost und ohne Scheu auch der Jugend in die Hand geben darf; er behält vielmehr durchweg ein ideales, ethisches, menschenwürdiges Ziel: die Versöhnung des Realismus mit dem in demselben wurzelnden lebensfähigen Idealismus. Wir zweifeln nicht, daß diese gediegene Leistung einer dichterischen „Federkraft“ den Leserkreis des beliebten Erzählers um ein Bedeutendes erweitern wird.

— **Der Wandsbecker Bote ist eine der liebenswürdigsten, an**muthendsten Erscheinungen der deutschen Literatur und jeder gute Deutsche kennt wenigstens das Lied von ihm: „Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher“. Aber es lohnt sich, ihn besser kennen zu lernen. Karl Gerok hat ihn in einem anziehenden Vortrag einem größeren Kreise zuzuführen gesucht. Dieser Vortrag bildet die Einleitung zu einem hübschen Buch, das unter dem Titel: „Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote, Aus-

wahl aus seinen Werken" (Gotha, F. A. Perthes) erschienen ist. Neben der Biographie von Herbst, welche ebenfalls das Schönste und Beste aus Claudius enthält, aber mehr für's Volk berechnet ist, ist die vorliegende Wahl von Gerok und die Biographie eine solche für die gebildetere Lesewelt, und sie ist wirklich dazu angethan, dem Gebildeten den Dichter nahe zu bringen, ihm alles das vor Augen zu legen, was ihn uns kennen und lieben lehrt. Vor Allem aber hat es Gerok verstanden, uns ein Lebensidyll zu zeichnen, das an sich schon eine reizvolle Lektüre bildet, durch die treffliche Wahl des Gebotenen aber ein Ganzes geschaffen, wie wir es von recht vielen unserer vergessenen Literaturgrößen vergangener Zeiten besitzen möchten.

— **Die Sportbibliothek, welche im A. Hartleben'schen Verlage** in Wien erscheint, vervollständigt sich mehr und mehr und es scheint kaum noch etwas übrig zu bleiben, was unter den strikten Begriff des Sport gehört, wenn wir darunter nicht überhaupt jede Liebhaberei rechnen wollen. Von dem ersten Band, dem „Handbuch des Rudersport" von V. Silberer, liegt die zweite Auflage, welche wesentlich erweitert und ergänzt ist, vor. Als achter Band präsentirt sich uns das „Handbuch des Hundesport" von Oskar Horn, eine ganz vorzügliche Arbeit, welche zunächst alle vorhandenen Hunderassen durch 28 Bilder nach den ersten Hundemalern vor Augen führt und sie in ihren charakteristischen Eigenschaften darstellt, und zwar nicht bloß den Jagdhund, sondern auch den Haus-, Stuben- und Damenhund. Die Behandlung ist eine so eingehende und interessante, namentlich aber so umfassende, wie wir sie noch nirgends gefunden. Die Bestrebungen der Vereine zu Züchtung edlerer und reiner Rassen bilden den werthvollen Nachtrag. — Ein völliges Novum ist das „Handbuch des alpinen Sport" von Julius Meurer, dem Präsidenten des Alpenklub Oesterreich. Das hochelegant ausgestattete Buch behandelt die Art des Reisens im Gebirg, die Wahl des Aufenthalts, die Eintheilung der Gebirgsreisen nach den verschiedenen Neigungen der Touristen, die Auswahl und das Ausmaß der Touren; namentlich aber gibt das Buch ausführliche Rathschläge für Hoch- und Gletschertouren und schließt daran die alpinen Korporationen. Ueberall erkennt man den vielgewanderten Praktiker, in dessen Händen die Erfahrungen zahlloser Touristen zusammenkommen, die er hier auf's Uebersichtlichste verwerthet hat.

— **Wolf's Vademecums der Literatur sind ein ganz treffliches** Mittel, sich über das Schriftenthum einzelner Wissenszweige rasch zu unterrichten, und bilden deßhalb eine wesentliche Ergänzung jeder Bibliothek. Die einzelnen Bände bieten eine alphabetische und systematische Zusammenstellung der neueren und besseren Literaturerscheinungen des In- und Auslandes auf dem Gebiete der denselben gewidmeten Bände. Die Bücher sind nach dem Alphabete geordnet, die einzelnen Zweige der Wissenschaft aber wieder bei dem betreffenden Worte besonders aufgeführt und dann nur die Namen der Autoren genannt, unter denen man das Buch zu suchen hat, so daß jeder Laie sich rasch zurechtfinden kann. Die Preise sind den Büchern beigefügt. Das neueste Heft ist ein „Naturwissenschaftlich-mathematisches Vademecum" (Leipzig, Kößling).

— **Joseph Chavanne's eben erschienene, prächtig ausgeführte** „Karte von Centralamerika und Westindien" (1 : 6,500,000) umfaßt das Gebiet der Südstaaten der Union und der Südpacificlinie bis zum Amazonenstrom Südamerikas und von der Halbinsel Kalifornien bis an die Bahamainseln und kleinen Antillen (Wien, Hartleben). Die sorgfältige Behandlung des Ganzen, durch leichtes und gefälliges Kolorit gehoben, das bequeme Format, in das es gebunden, macht die Karte zu einer gewiß sehr willkommenen.

— **Die Briefe von Charlotte v. Kalb an Jean Paul und dessen** Gattin, die Jahre 1796 bis 1821 umfassend, werden demnächst von Paul Nerrlich herausgegeben werden und so eine Ergänzung zu den von Palleske veröffentlichten Memoiren Charlottens bilden, welche mit dem Jahre 1791 abschließen.

Malerei.

— **Der Maler Matejko hat sein neuestes Bild: „Die Huldigung** Preußens", in Krakau zur Besichtigung ausgestellt. Dasselbe ist sammt dem Goldrahmen 965 Centim. lang und 618 Centim. hoch und stellt den feierlichen Akt der Huldigung dar, die der letzte Großmeister des deutschen Ritterordens, Herzog Albrecht von Brandenburg, seinem Oheim, dem Polenkönig Sigmund I., von welchem er die preußischen Ostprovinzen in Lehen nahm, aus diesem Anlasse am 10. April 1525 auf dem Krakauer Hauptring unter freiem Himmel geleistet hat.

— **Ein ganz neues und eigenartiges Kunstgeschäft ist für Berlin** von einem unternehmenden Geschäftsmanne projektirt, um in allernächster Zeit schon in's Leben gerufen zu werden. Oelbilder kaufen ist bekanntlich eine sehr kostspielige Liebhaberei, welcher nicht Jeder, der sonst vielleicht großes Interesse und Verständniß für die Kunst besitzt, fröhnen kann. Um nun solchen Personen, welche gern ihre Wohnungen mit guten Kunstsachen anstatt mit Oeldruckbildern rc. schmücken möchten, jedoch nicht in der Lage sind, größere Summen Geldes auszugeben, Gelegenheit zu geben, ihre Wünsche zu erfüllen, will der qu. Unternehmer ein großes Kunstverleihinstitut einrichten, in dem Kunstwerke gegen jährliche Zahlung von vielleicht 6 bis 7 Prozent ihres Werthes leihweise zu haben sind. So seltsam das Unternehmen auch im ersten Augenblick erscheint, so haben sich nach reiflicher Ueberlegung doch jetzt schon eine Anzahl der namhaftesten Berliner Künstler entschlossen, demselben ihre Hülfe und Unterstützung angedeihen zu lassen, in der Erwägung, daß dadurch die Zahl der Käufer keineswegs verringert werde, daß dagegen auf diese Weise ein Kapital, das oftmals jahrelang todt lag, nunmehr ganz gute Zinsen tragen werde. Die Künstler hoffen eben durch diese „Bilderleihbibliotheken" einen leidlichen Ersatz für den spärlichen Verkauf zu finden.

— **Ein neues Panorama, die Schlacht bei Champigny darstellend,** wird dieser Tage in Paris, Rue de Berry, dem Publikum eröffnet werden. Die beiden berühmtesten Schlachtenmaler Frankreichs, A. de Neuville und Détail, haben sich zusammengethan, um das mächtige Bild fertigzustellen, welches den siegreichen Ausfall Ducrot's am 30. November 1870 dem Beschauer vorführt. Das Gebäude des Panoramas umfaßt 1656 Quadratmeter Flächenraum.

Musik.

— **Bei dem in Hamburg zusammengetretenen Komite, welches** im Jahre 1880 eine „Preiskonkurrenz für Kompositionen für Violoncell und Pianoforte" ausgeschrieben hatte, sind 98 Konkurrenzkompositionen eingelaufen; die Preise sind nach dem Votum der Herren Preisrichter folgenden Werken zugesprochen worden: Sonate von G. H. Witte in Essen, Sonate von Gustav Jensen in Köln, drei Stücke von Konrad Heubner in Waldpark bei Dresden, drei Stücke von G. H. Witte in Essen, Leichtere Sonate in G von Ludwig Fraatz in Hamburg, drei Stücke von Louise Adolpha Le Beau in München.

— **Richard Wagner soll, kaum daß er den „Parsifal" beendet** hat, und noch mitten in den Vorbereitungen zu der Aufführung des Werkes begriffen, bereits eifrig an der Komposition eines neuen Musikdramas sein, das er schon früher begonnen und jetzt der Vollendung entgegenführen will. Dasselbe soll den Titel „Der Sieger" führen, der Stoff ist den brahmanischen Büßersagen entnommen.

— **Hans v. Bülow, dessen Wunderlichkeiten seiner Genialität** zum mindesten die Wage halten, sagt in einem skandinavischen Reisebriefe unter Anderem Folgendes: „Ich bin so ketzerisch, lieber eine Auber'sche oder Halévy'sche Oper zu hören als eine Marschner'sche; an der ‚unkeuschen' Balletmusik im ‚Robert' mehr Gefallen zu finden, denn an der ‚keuschen' im ‚Rienzi'; durch den berüchtigten Prophetenmarsch minder behelligt zu werden, als durch den ‚berühmten' Philadelphiamarsch Richard Wagner's u. s. f." Diese Konzertreiseskizzen sind soeben als Separatabdruck aus der „Allgem. Deutschen Musikzeitung" im Verlage des Herausgebers, Otto Leßmann in Charlottenburg, erschienen. Manchen werden sie aufregen, denn Stacheln und Spitzen sind in ihnen nicht gespart, Jeden jedoch anregen, und das ist für die Sommermonate immerhin etwas werth.

— **Die Tonkünstlerversammlung des Allgemeinen deutschen** Musikvereins (Vorstand Professor Stern-Dresden, Professor Riedel-Leipzig) findet in den Tagen vom 9. bis 12. Juli in Zürich statt. Am Sonntag, den 9. Juli, Nachmittags 4 Uhr, wird Liszt's Oratorium: „Die Legende von der heil. Elisabeth", zur Aufführung gelangen. Am Montag, den 10. Juli, wird das zweite Konzert und zwar Abends stattfinden, in welchem Albert Becker's B-moll-Messe und die „Nänie" von Brahms aufgeführt werden sollen. Dinstag, den 11. Juli, werden am Vormittag um 11 Uhr ein Kammermusikkonzert und Nachmittags ein Orgelkonzert, am Mittwoch, den 12. Juli, endlich eine zweite Kammermusikmatinée gegeben und Abends ein großes Konzert, mit der Tell-Sinfonie von Hans Huber, zwei Sätzen, den „Fackeln des Nero" und dem „Bacchanal" aus der „Nero"-Sinfonie von Munzinger, St. Saëns' Kantate «La lyre et la harpe» und einem Scherzo von J. L. Nicodé, das Fest beschließen.

— **Im Monat August soll in dem belgischen Bade Spaa ein großes** Musikfest unter der Leitung von Saint-Saëns stattfinden. Fragmente der großen, für nächsten Winter in Paris versprochenen Oper desselben: „Henri VIII.", sollen darin zur Aufführung kommen.

— **Der große zweijährige Musikpreis der Stadt Paris ist bei** der kürzlich stattgehabten Entscheidung einer Partitur der Brüder Paul und Lucien Hillemacher zugefallen, Söhne des bekannten Vaters, welche Beide ihrerzeit bereits den grand prix de Rome errangen und zur Zeit in Rom leben.

Bühne.

— **Am 30. Mai, nach wiederholten Hinausschiebungen, ist der** „Richter von Zalamea" von Calderon am Burgtheater in Wien wirklich zur Aufführung gelangt. Der Erfolg war ein außerordentlicher, Wilbrandt scheint mit seiner Bearbeitung in der That eine dauernde Erwerbung für das deutsche Repertoire gelungen. Hundert Jahre waren alle Versuche, diese Perle spanischer Poesie dem Publikum annehmbar zu machen, vergeblich gewesen. Viele Umstände kamen dem Unternehmen heute zu Statten. Die Franzosen haben uns gewöhnt, auf dem Theater mehr zu ertragen als vor zwanzig und dreißig Jahren. Und was wir in den plastischen Künsten, in der Malerei z. B., jetzt dort auf der internationalen Ausstellung zu sehen bekommen, übersteigt doch dasjenige, was uns Calderon in seinem Richter von Zalamea zumuthet. Die Hauptursache des Gelingens schreiben wir aber der sprachlichen Behandlung der Dichtung zu. In richtiger Würdigung der nationalen Bühne hat Wilbrandt statt der wechselnden spanischen Versmaße den fünffüßigen Jambus zur Anwendung gebracht. Seitdem ihm durch Schiller und Goethe eine der vollendetsten Prosa gleiche Beweglichkeit zu Theil geworden, schmiegt er sich jedem feinsten Wechsel der Empfindung an, leistet er Alles, was wir im Drama vom Dialoge verlangen. Mit Auslassung einer einzigen Szene am Schlusse des zweiten Aktes ist Wilbrandt ganz der Handlung des Originales gefolgt. Die Kürzungen beschränken sich auf die langen Reden, auf die zu üppig darin aufschießende spanische Bilderpracht. Die äußere Ausstattung war in Dekorationen und Kostümen geschmackvoll, charakteristisch und durch die südliche Farbenpracht stimmungsvoll. Die mise-en-scène war der Wirkung so förderlich, wie bei den Meiningern z. B. in Shakespeare's „Was ihr wollt". Der zweite Akt förderte ganz besonders das Verständniß der sich gleichzeitig abspielenden Ereignisse durch die Art und Weise, wie Haus, Garten und Straße auf der Bühne zur Anschauung gebracht waren. Die glücklichste Wahl bei Besetzung der Hauptrollen sowohl als der zweiten Ranges ist aber für das Schicksal des Richters von Zalamea, das nun endlich auf so befriedigende Weise in Erfüllung gegangen, von nicht geringerer Bedeutung gewesen, als seine zweckmäßige Bearbeitung. Baumeister hatte mit dem Richter einen ähnlichen Erfolg wie die Wolter mit der Elektra. Vorzüglich war Gabillon als General, und warmes Lob verdienen auch Robert als Hauptmann und Fräulein Wessely als Isabella. Lewinsky in der kleinen Rolle Philipp II. muß hervorgehoben werden. Die Herren Thiemig, Arnsburg, Hübner und Schöne brachten sämmtlich ihre Rolle zu schöner Wirkung. Die erste Saison unter der Leitung Wilbrandt's hat einen bedeutungsvollen Sieg zu verzeichnen.

— **Paul Heyse's „Weiber von Schorndorf" sind nun auch in** Mannheim zur Aufführung gelangt und hatten einen günstigen Erfolg. Ein Bericht sagt: „Das Werk enthält so echt deutschen Humor, so kerntüchtige Charaktere, jede einzelne Individualität, die es vorführt, ist so klar umrissen, daß man es zweifellos mit einem Dichtwerke zu thun hat, welches Anregung in Hülle und Fülle bietet. Die Aufführung war, vom Hofrath Dr. Werther sehr sorgsam vorbereitet, eine vorzügliche im Zusammenspiel wie in den Einzelleistungen."

— **Wie alljährlich, schreibt man der „N. Fr. P.", mußten** auch dießmal die Direktoren der subventionirten Theater von Paris vor der Budgetkommission Rede stehen. Am schlimmsten kam Perrin, der Direktor des Théâtre-Français, weg, dessen artistische Leitung als unbefriedigend, als zu gewinnsüchtig bezeichnet wurde. Das Théâtre-Français, beklagten sich die Herren von der Kommission durch den Mund des Unterrichtsministers, verlasse fast gänzlich das klassische Terrain und trachte nur Geld zu machen, erschöpfe wegen der Kasse den Erfolg eines jeden Stückes und sorge nicht für einen tüchtigen Nachwuchs im Personale. Direktor Perrin entgegnet, er müsse dem Laufe der öffentlichen Meinung folgen. Das Théâtre-Français müsse die Produktion fördern und Repertoires für die Zukunft vorbereiten. Die modernen Stücke machen den Erfolg des Theaters, jedes Theater strebe aber nach Erfolg. Der Direktor führt Stücke auf, wie man sie ihm bietet, mag er auch höhere Ideale haben. So? entgegnet der Chef der Radikalen, Dr. Clémenceau, wenn es sich bloß um Erfolghascherei handle, dann brauche der Staat nicht 240,000 Franken Subvention zu geben. Wenn er zu letzterer doch einwilligt, so wünscht er eben, daß die klassischen Meisterwerke der französischen Literatur ihrer würdig dargestellt werden. Im Uebrigen ist der Abgeordnete vom achtzehnten Bezirke neugierig zu wissen, wie groß der Antheil eines jeden Societärs am Théâtre-Français in diesem Jahre ist? „40,000 Franken," antwortet Perrin, „bloß als Gewinn, die Gage abgerechnet." Das schien den Herren etwas stark, und da die Ausführungen Perrin's nichts weniger als gefallen haben, beantragt der Pariser Abgeordnete Gatineau einen strafweisen Abstrich von der Subvention von 40,000 Franken. Perrin behauptet dagegen, die Mitglieder des Théâtre-Français beziehen trotz alledem nicht so viel wie die berühmten Schauspieler der Privattheater. Von einer Reduktion will er gar nichts hören, lieber stelle er die Kabinetsfrage. Nach ihm erschien der ernste Beaucorbeil von der Großen Oper. Ihm wird vorgeworfen, daß er noch keine Vorstellungen zu herabgesetzten Preisen gegeben und daß die Darstellung ungenügend sei. Das bringt Beaucorbeil aus dem Häuschen. Er stellt die Situation der Oper als geradezu kritisch dar. So sehr ist das Budget überlastet, daß er gar keine neuen Engagements machen, geschweige zu ermäßigten Preisen spielen könne. Gegenwärtig besitze das Theater Ausstattung zu 26 Opern. Bald werden neue Magazine nothwendig sein. Das Material häufe sich zu sehr. Zur elektrischen Beleuchtung sei eine Maschine von 800 Pferdekräften nothwendig, mit deren Unterbringung der Architekt sich jetzt beschäftige. Der Direktor des Odéon ist ein armer Mann, und arme Leute erfüllen gewöhnlich ihre Pflicht; mit ihm muß also die Kommission zufrieden sein. Auch mit dem Direktor der Komischen Oper, Carvalho, ist man sehr zufrieden. Denn erstens wirft sein Theater, was es früher nicht that, einen Ueberschuß ab, und zweitens gibt er, woran den Herren vom Parlamente am meisten gelegen ist, für's Volk Vorstellungen — und gute Vorstellungen zu ermäßigten Preisen. Doch . . . einen Wunsch hat man ihm gegenüber. Warum schließt Carvalho im Sommer angesichts so guter Resultate? Weil, antwortet er, in der heißen Zeit lächerlich kleine Einnahmen gemacht werden und er die Kontrakte mit dem Personal so zu ändern genöthigt wäre, daß daraus ein Defizit nothwendigerweise entstehen müßte. Um den Herren nur einen Begriff zu geben, wie jetzt Alles theurer geworden, führe er an, daß die Sänger früher 30,000 Franken, jetzt 61,000 Franken für den Monat, die Choristen früher 3000, jetzt mehr als 9000 Franken monatlich kosten. Die Parlamentsherren überlegten, bewilligten schließlich alle Subventionen, behielten sich aber vor, im Berichte an die Kammer ihre kritischen Bemerkungen über die Führung einzelner Theater anzubringen.

Kultur und Wissenschaft.

— **Man erinnert sich noch an den von dem verstorbenen Bankier** Isaak Pereire in Paris ausgeschriebenen Konkurs für die beste Beantwortung verschiedener wirthschaftlicher und sozialer Fragen. Vor Kurzem fand die Zuerkennung der Preise statt. Es zeigte sich nun, daß eine Arbeit über „die Ausrottung des Pauperismus", welcher ein Preis von 10,000 Franken zuerkannt war, namenlos eingelaufen. In dem Couvert, welches die Adresse des Autors hätte enthalten sollen, lag nur ein Zettel, der das Motto der Arbeit wiederholte. Da der Umschlag den Poststempel Boston trug, so ließ Camille Sée, Präsident der Kommission, in den amerikanischen Zeitungen die Bitte an den Verfasser veröffentlichen, sich nennen zu wollen, und kürzlich ist nun ein Brief eingetroffen, in welchem Fräulein Ladreyt, eine dort ansässige Französin, sich als Verfasserin bekennt. Sie hatte ihren Namen nicht angegeben, weil sie fürchtete, daß, wenn man erführe, der Autor sei eine Dame, dieß eine Voreingenommenheit gegen die Arbeit verursachen würde.

— **Der Literarische Kongreß, der in Rom tagte, berieth allerlei** über den Schutz des literarischen Eigenthums, — wobei allerdings zu wünschen wäre, daß all' diese Berathungen endlich einmal über fromme Wünsche hinauskommen. Der bekannte italienische Advokat de Marchi hielt einen Vortrag über den Schutz des literarischen Eigenthums in Italien. Lermina aus Paris schlug vor, daß die Autoren jeder Nation aus ihrer Mitte ein Komite ernennen mögen, das sich mit Vorschlägen zur Regelung des Schutzes von literarischem Eigenthum zu beschäftigen hätte. Der Literarische Kongreß möge Prinzipien für die einheitliche Gestaltung dieser Bedingungen aufstellen und endlich soll in Bern eine Konferenz der Delegirten der Verlagsbuchhändler und der Autoren eines jeden Landes stattfinden.

— **In der Pariser Akademie fand die Einführung von Victor** Cherbuliez durch Erneste Renan statt. Der Kandidat ist für uns insofern besonders interessant, als Cherbuliez, ein geborener französischer Schweizer, während eines längeren Aufenthalts auf deutschen Universitäten, in Bonn und Berlin, sich mit deutschem Geistesleben vertraut gemacht und von dieser Vertrautheit namentlich in den 1873 erschienenen «Etudes de littérature» erfreuliche Proben abgelegt hat. Seine vielen Romane, von denen „Ladislas Bolski" und namentlich „Samuel Brohl & Comp." auch in Deutschland großen Anklang gefunden haben, fesseln durch ebenso geistvolle wie konsequent durchgeführte Psychologie. Weite Reisen haben seinen Blick erweitert und geschärft; aber seine Neigung geht merkwürdigerweise immer wieder nach Deutschland, das er sowohl in seinen politischen («L'Allemagne politique») wie in seinen artistischen («Hommes et choses de l'Allemagne») Beziehungen immer wieder mit dem liebevollen Auge des Dankbaren zu betrachten bemüht ist.

— **Der reichste Mann in Rußland, Fürst Jussupow, Hofmeister** des kaiserlichen Hofes, hat 6000 Rubel bestimmt für das beste Geschichtswerk über Alexander II. Die Summe ist im vorigen Monat in der Reichsbank eingetragen und soll mit den dazu geschlagenen Zinsen im Jahre 1900 dem Autor des preisgekrönten Werkes zukommen. Die Entscheidung fällt die kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

— **Edmund Hoefer hat eine bedeutende Bibliothek hinterlassen,** nicht sowohl der Zahl der Bände, sondern dem Werthe nach. Er war ein großer Verehrer Goethe's und hat in einer bestimmten Richtung alles auf ihn Bezügliche gesammelt, namentlich ist sein Briefwechsel glänzend vertreten, und für den Goethebiographen hat er die werthvollsten Kollektaneen angelegt. Wir wollen hoffen, daß die Sammlung in Deutschland bleibt und nicht nach England oder Amerika wandert.

Handel und Verkehr.

— **Ein großartiges Institut, das neue Musée et Passage du Nord** in Brüssel, ist soeben feierlich eröffnet worden. Im lebhaftesten Theile der Stadt gelegen, gereicht es demselben in architektonischer Beziehung zu nicht geringer Zierde. Schöne Läden nehmen das Erdgeschoß und das Zwischenstockwerk ein. Der ganze übrige Theil ist dem Museum gewidmet. Es ist da von Allem etwas zu finden. Im großen Konzertsaale spielt jetzt das ungarische Orchester unter Giulay. In der Industriehalle werden vor dem Publikum interessante Gegenstände fabrizirt. Es kommen dann die Hallen der modernen Erfindungen, der Kunstausstellung, der Kuriositäten, der Alterthümer, der chemischen und physikalischen Experimente, das Lesezimmer, der Depeschensaal mit den letzten Telegrammen, der Wintergarten, die Halle mit den neuesten Spielen, das Kindertheater und ein großes Café, von dessen Balkon man eine schöne Aussicht auf den neuen Boulevard hat.

— **Der neue Eddystone-Leuchtthurm, zu welchem am 19. August** 1879 der Grundstein gelegt worden, wurde vom Herzog von Edinburgh unter entsprechender Feierlichkeit seinem Beruf übergeben. Der Herzog bestieg die Spitze des Thurmes, zündete die Laternen an und setzte die Maschine in Bewegung, welche die große Nebelglocke läutet.

— **Die Eröffnung der Lübeck-Travemünder Eisenbahn fand am** 15. Mai statt.

— **Die zwischen Nürnberg und Fürth bestehende Eisenbahn ist** bekanntlich die älteste Deutschlands. Eine eigenthümliche Ironie des Schicksals will nun, daß dieser ältesten Bahn eine äußerst empfindliche, fast vernichtende Konkurrenz durch ein Verkehrsmittel niederern Ranges, die zwischen den genannten Städten erbaute Pferdebahn, bereitet wird. Im Monat März hatte die Eisenbahn wieder eine Mindereinnahme von 5000 M., so daß sich das Minus des dießjährigen ersten Quartals auf rund 12,000 M. erhöhte. Dem gegenüber macht die Pferdebahn glänzende Geschäfte und es scheint nicht zweifelhaft, daß dieselbe dauernd Siegerin in dem Konkurrenzkampfe bleiben wird.

Feste und Versammlungen.

— **Der deutsche Juristentag wird vom 11.—13. September in** Kassel abgehalten.

— **Der dießjährige deutsche Schriftstellertag findet vom 9. bis** 11. September in Braunschweig statt.

— **Der Kongreß der Apotheker Deutschlands findet vom 6. bis** 9. September in Berlin statt und verspricht stark besucht zu werden.

Sport.

— **Am 28. Mai wurde das Grand Steeple Chase de Paris um** 50,000 Franken auf dem Rennplatz Auteuil ausgefochten. Der Monat Juni bringt, außer mehreren kleineren, die beiden wichtigen Meetings von Berlin und Hamburg. Am 4. Juni schließt das Pariser Sommermeeting und wird an diesem Tage der Grand Prix de Paris die europäische Sportwelt im Bois de Boulogne versammeln.

Statistik.

— **Die Zeitungsstatistik kann uns einen ungefähren Begriff von** der Verbreitung und zugleich der geistigen Bethätigung der Kultursprachen der Erde geben, der in Ermanglung anderer Anhaltspunkte seinen Werth hat. Nach derselben scheint sich die englische Sprache mehr und mehr auszubreiten. Die Kürze, die sie gegenüber anderen Sprachen besitzt, hat sie schon lange zur internationalen Sprache der Telegraphie gemacht, und die Anzahl der in englischer Sprache herausgegebenen Zeitungen erreicht beinahe die Hälfte aller veröffentlichten Journale. Nach der Statistik im «Newspaper and Bank Directory by Hubbard», Jahrgang 1881, erscheinen im Ganzen 34,000 Zeitungen mit einer Auflage von 116,000,000 Exemplaren oder etwa 11,000 Millionen Exemplaren jährlich. Von diesen Zeitungen werden 16,500 in englischer, 7600 in deutscher, 3650 in französischer und 1600 in spanischer Sprache gedruckt. Das Debit von Zeitungen in den Vereinigten Staaten von Amerika beträgt mehr als 2600 Millionen, in Großbritannien und Irland 2260 Millionen Exemplare.

Mode.

— **Für die Reisesaison empfiehlt das „B. Fr.-Bl." ein hübsches** Reisekleid, dessen Farbenkomposition nun freilich dem Geschmack und der Individualität einer jeden Trägerin gemäß hergestellt werden muß. Der Stoff ist das sogenannte weiche Schäferplaid, in zwei kontrastirenden Tönen, hell und dunkel. Das Devant des runden Rockes besteht aus schwarzem Sammet, der unten eingeklappt und mit schwarzem Atlasvorstoß umrändert ist. Unter dieses Devant schiebt sich ein schmales Randplissé des Stoffes, das um den ganzen Rock läuft und auf welches ein breites, in Tollfalten gelegtes, gerades Volant folgt, das zu beiden Seiten unter dem Sammet endet. Das Unterkleid, eine lange Kasake, endet hinten in einer leicht gerafften Bahn, an welche sich zu beiden Seiten ein Doppelschooß anschließt. Der untere Schooß besteht gleichfalls aus schwarzem Sammet mit feinem Atlasabschluß, der obere Schooß ist an die Stofftheile angeschnitten. Dieselben gehen jedoch vorn graziös rund auseinander, so daß der schwarze Sammet wie eine Unterkasake erscheint. Die Aermel aus Stoff reichen nur etwas über den Ellenbogen, von hier aus schiebt sich ein etwa handbreiter schwarzer Sammetärmel an, der mit schwarzen Spitzen an der Hand abschließt. Die einfache Ausstattung macht dieß Kleidchen äußerst praktisch, das ungemein distinguirt aussieht und für jede nur einigermaßen gute Figur auch sehr kleidsam ist. Die Farbenwahl bleibt, wie gesagt, jeder Dame überlassen.

Denkmäler.

— **Für das Denkmal, welches dem Dichter Friedrich Rückert** am 16. Mai 1888, seinem hundertsten Geburtstag, in Schweinfurt errichtet werden soll und dessen Herstellung nach einem Modell von Eberlein in Berlin etwa 30,000 M. kosten wird, sind bei dem Komite bis jetzt nur 5500 M. eingegangen.

— **Am 4. Juni wurde in Florenz im Saale des „Cinquecento"** die von den Italienern dem Märtyrer Girolamo Savonarola errichtete Marmorstatue feierlichst enthüllt. Savonarola hat am 4. Juni 1482 mit seinen epochemachenden Kirchenpredigten begonnen, und es wurde ihm daher zur vierten Säkularfeier dieses Ereignisses ein Denkmal geweiht. Die Aufschrift auf dem Denkmal lautet: «A Girolamo Savonarola dopo trecentottanta equatro anni L'Italia Redenta IV. Giugno. A. MDCCCLXXXII.» („Dem Girolamo Savonarola nach dreihundertvierundachtzig Jahren das befreite Italien. 4. Juni 1882.")

Gestorben.

— Joseph Cohn, Begründer der „Deutschen Zeitung", in New-Orleans, am 13. Mai, 68 Jahre alt.

— Friedrich Vetterli, Erfinder des schweizerischen Repetirgewehrs, 60 Jahre alt, in Neuhausen, am 22. Mai.

— Karl C. L. Grimm, Harfenvirtuos, am 23. Mai, 62 Jahre alt, in Berlin.

— Maria Arndts von Arnesberg, Dichterin und Komponistin, am 23. Mai, in München, 59 Jahre alt.

— Graf Clemens August v. Korff-Schmising, Mitglied des Herrenhauses, in Münster, am 25. Mai, 78 Jahre alt.

— Geh. Hofrath Adolph Schöll, Oberbibliothekar, Archäolog und Kunstschriftsteller, 77 Jahre alt, in Weimar, am 26. Mai.

— Professor Friedrich Siebert, Direktor der Irrenanstalt und Dozent an der Universität Jena, am 28. Mai, 53 Jahre alt.

— Dr. Hermann Hettner, Direktor der Antikensammlung und Professor der bildenden Künste an der Akademie in Dresden, Literarhistoriker, 61 Jahre alt, am 29. Mai. (Bild u. Biogr. Bd. 45, Nro. 25.)

— Doris Devrient, geb. Böhler, Gattin Emil Devrient's und einst berühmte Schauspielerin, 82 Jahre alt, am 29. Mai, in Blasewitz.

— Kaufmann Albert Rosenthal, hochverdient um die deutsche Nordpolforschung, in Bremerhaven, Ende Mai.

Die Schwiegermütter.

Aphorismen eines Vorurtheilslosen.

Von

Ernst Eckstein.

(Nachdruck verboten.)



Was dem deutschen Märchen die allbekannte Figur der bösen Stiefmutter, das bedeutet unserem Sarkasmus innerhalb und außerhalb des modernen Salons die Schwiegermutter. Zwar singt bereits Juvenal in seiner sechsten Satire:

«Desperanda tibi salva concordia socru ...»

Zu Deutsch:

„Lebt dir die Schwiegermama, so mußt du verzichten auf Eintracht ..."

Auch gibt er im weiteren Verlauf seiner Darlegung ganz erkleckliche Proben von der Leistungsfähigkeit einer solchen „Störerin des häuslichen Friedens" — selbstverständlich im Kolorit seiner Zeit, echt römisch-kaiserlich, und daher wenig geeignet, an dieser Stelle verdeutscht zu werden. — Solche Ausfälle gegen die Schwiegermütter sind jedoch, wie es scheint, ziemlich vereinzelt; und wenn mir auch kein Fall bekannt ist, daß ein lateinischer Autor seine Schwiegermama in ähnlicher Weise glorifizirt hätte, wie der Geschichtsschreiber Tacitus seinen Schwiegervater Agricola, so darf man doch überzeugt sein, daß eine ähnliche tendenziöse und systematische Verunglimpfung, wie sie in späteren Jahrhunderten, und ganz besonders im neunzehnten, zur Hauptbethätigung des Volkshumors wie des individuellen Esprits gehört, dem Alterthum fremd war.

Dieß beruht schwerlich nur in der sozialen Stellung der altklassischen Frauenwelt: denn der Umstand, daß die Römerin der früheren und frühsten Epoche einen gewissen Grad der Unmündigkeit bis an ihr seliges Ende nicht überwand, schloß ja nicht die Bethätigung jener häuslichen Tyrannei aus, in deren Schilderung die moderne Satire so unerschöpflich ist.

Doch kommt hier unzweifelhaft die Thatsache in Betracht, daß im Alterthum das Leben überhaupt nicht so überwiegend innerhalb der vier Pfähle gelebt wurde wie heutzutage; daß der Mann mehr in die Oeffentlichkeit trat und sich demgemäß vom Verkehr mit den weiblichen Insaßen des Hauses vielfach entfernter hielt. Die Gewohnheiten der antiken Welt, zumal der hellenischen, boten weniger Anlaß zu Konflikten und Reibungen mit der Schwiegermutter als die unsrigen, denn die Obliegenheiten des Ehemannes und der Ehegattin waren strenger geschieden.

Hätte eine Griechin jemals die Neigung bekundet, sich in die Rechtsstreitigkeiten oder die politischen Agitationen ihres Gemahls wider Gebühr einzumischen, — der Mann hätte ihr höchst vergnügt in's Gesicht gelacht und wäre kurzer Hand hinausgetreten auf den menschenwimmelnden Markt; den Hut — dieß moderne Symbol verstimmt enteilender Männlichkeit — hätte er nicht einmal aufzusetzen brauchen, denn die alten Hellenen gingen barhaupt. Schüchtern auftretende Emanzipationsgelüste, die man heute ernsthaft diskutirt, verspottete Aristophanes in seinen „Ekklesiazusen" mit der genialsten Ulkhaftigkeit, die sich denken läßt. Item, es gab weniger Anlaß zum häuslichen Zwist, also auch weniger Anlaß zum Einmischen der «kedestria», wie die Griechen, beziehungsweise der «socrus», wie die Römer ihre Schwiegermamas zu benennen pflegten.

Es sei hier beiläufig eine höchst geistvolle Unterscheidung im hellenischen Sprachgebrauche, eine äußerst feinsinnige Nüance erwähnt, die trotz ihrer psychologischen Wichtigkeit unserem neuhochdeutschen Idiom vollständig abgeht. Unser Wort „Schwiegermutter" kann nämlich sowohl die Mutter der Frau, wie die Mutter des Mannes bedeuten, während doch der Begriff Schwiegermutter, wie er im Laufe der Jahrhunderte groß geworden, die letzterwähnte Deutung vollständig ausschließt. Die Schwiegermutter par excellence, die „böse" Schwiegermutter im Sinn der Satire, ist jedesmal nur die Mutter der Gattin. Dementsprechend besaß der Grieche — der doch weit weniger Veranlassung hatte, in dieser Beziehung eine Trennung zu statuiren, als der schwiegermutterfeindliche Deutsche — ein besonderes Wort für die Mutter des Mannes; er nannte sie «hekyra». Daß der deutsche Volkshumor unter „Schwiegermutter" in der That beinahe ausschließlich die Mutter der Frau versteht, erklärt sich sehr ungezwungen. Einmal sind es ja vorzugsweise die Männer, die in Satire und Sarkasmus produziren; dann aber waltet auch naturgemäß zwischen der Frau und der Mutter des Mannes ein — wie soll man sagen? — kollegialeres Verhältniß ob, als zwischen dem Mann und der Mutter der Frau. Hier kommt nicht nur der Unterschied der Geschlechter in Betracht, sondern die nicht zu leugnende Thatsache, daß bei Differenzen die Mutter der Frau oft geneigt ist, für ihre Tochter gegen den Mann Partei zu ergreifen, während es weit seltener vorkommt, daß die Mutter des Mannes zu Gunsten ihres Sohnes gegen die Schwiegertochter Front macht. Sehr häufig findet vielmehr das Umgekehrte statt, indem die geistige und gemüthliche Verwandtschaft zwischen Weib und Weib als eine mächtigere Triebkraft erscheint denn die Rücksicht der Mutter auf ihren Sohn. Zudem weiß die «hekyra», daß ihr Sohn schließlich „Manns genug" ist, um sein Recht zu vertheidigen, während das arme Frauchen, die Repräsentantin des schwachen Geschlechts, der Unterstützung bedarf und diese in Ermanglung einer eigenen Mutter nirgends naturgemäßer beanspruchen kann, als bei der Mutter Dessen, dem sie ihr ganzes Dasein in die Hände gelegt hat ...

Doch wir gerathen vor der Zeit in den Ton ernster Erwägung. Einstweilen haben wir es noch mit der „Schwiegermutter" im Sinne unserer modernen Satire zu thun.

Im Alterthum — so behaupten wir — sind die Ausfälle auf die Schwiegermutter noch ziemlich vereinzelt. Später mehren sie sich zusehends. In Spanien verfaßt man kunstgerechte „Rezepte gegen Schwiegermütter"; in Frankreich redet man mit sauersüßem Lächeln von der belle-mère, als dem Inbegriff alles Anspruchsvollen; in Deutschland sagt man der bösen „Schwieger" in kernigen Sprüchlein derb die Wahrheit, — ebenso derb wie dem „bösen Weib", das anfangs über die „Schwieger" noch literarisch den Vorrang behauptet, wie die massenhaften Sprüche im Styl des bekannten:

„So Einer ein böses Weib hat,
Der thu' sich ihrer bei Zeit ab" ꝛc.

zur Genüge beweisen. Bald aber spielt die Schwiegermutter im literarischen und nichtliterarischen Deutschland die oben gekennzeichnete Rolle: wie die Stiefmutter des Märchens.— nur minder pathetisch — ist sie das böse Prinzip in der Komödie des Lebens; aller Verdruß, alle häuslichen Streitigkeiten, alles Unheil ist auf ihre „Einmischungsgelüste", auf ihre Herrschsucht, ihre „Tücke und Bosheit" zurückzuführen; Roderich Benedix schreibt sein Lustspiel „Der Störenfried": kurz, es reift jene Epoche heran, deren Existenz im Punkte des Witzes, der Konversation und der Literatur bedroht erschiene, wenn es keine Schwiegermütter mehr gäbe. In jeder Posse, die es einigermaßen gestattet, muß die unglückselige Schwiegermama herhalten; bei jeder geschilderten Landpartie ist sie das fünfte Rad am Wagen; die humoristischen Zeitschriften vollends beziehen von der Existenz der Schwiegermutter namhafte Renten. „Meine Schwiegermutter ...", das klingt nachgerade so, als wenn Einer hinzufügen müßte: „Mit Respekt zu sagen ..." Ja, es gilt in gewissen Kreisen für einen Mangel an Bildung, wenn ein Ehemann die Mutter seiner Gemahlin mit verwandtschaftlichen Gefühlen behandelt. Ein Witz über die Schwiegermutter findet sofort seine dankbaren Lacher; ein Witz über die Schwiegermutter stempelt Den, der ihn macht, zum routinirten Weltmann, ja, ich möchte fast sagen, zum freisinnigen Philosophen! Sonderbar!

„Schwiegermütter und Champagner sind am besten kalt," sagt der schmunzelnde Bonvivant. Und seine junge Frau sitzt dabei und hört's und wird nicht einmal böse. Sie muß also doch wohl — trotz alledem — denken, daß die Sache so schlimm nicht gemeint sei ...

Nach dem Vorbilde „Wie das Volk spricht" zitirt ein Anderer die beklommenen Worte seines jung verheiratheten Freundes:

„Das ist im Leben häßlich eingerichtet,
Daß bei den Rosen gleich die Dornen stehn!

sagte Professor Müller; da erblickte er seine hübsche Frau an der Seite der Schwiegermutter."

Ein Dritter schlägt gar den Ton prophetischer Klage an:

„Wenn ich so selig in süßem Verlangen
Sehe ein Paar sich liebend umfangen,
Ach, wie mein Herz dann blutet und trauert!
Sorglose Kinder! Beim Küssen und Kosen
Denken sie nimmer, daß unter den Rosen
Heimlich die Schwiegermutter schon lauert!"

Ja, in das feierliche Gewand der Ottave-Rime hat man die Angstgefühle gekleidet, die den Schwiegersohn jählings beschleichen, sobald er Kunde erhält, daß die gefürchtete Obertyrannin seines Hauswesens auf so und so viel Ellen in Sicht sei. Es gibt einen „Denkspruch in das Album eines Unverheiratheten", der also lautet:

„Flink läuft man, seinen Knotenstock zu holen,
Wenn auf der Straße Prügellärm erschallt;
Flink läuft man, wenn man Silberzeug gestohlen,
Vor eines Schutzmanns dräuender Gestalt;
Und wenn zum Ball der König uns befohlen,
Da hält uns keine irdische Gewalt,
Wild fiebernd in ein Shlipsgeschäft zu laufen
Und zitternd eine Binde uns zu kaufen.

Doch schneller als der Fürstengast, der stolze,
Und schneller als der angstgepeitschte Dieb,
Auch schneller als der Jüngling zum Geholze
In seiner Kampflust unbezwungnem Trieb,
Jäh, gleich dem schroffen, stahlgespitzten Bolze,
Der hoch dem Aar das Todesurtheil schrieb,
Stürmt man hinweg auf angstumwölktem Pfad,
Sobald es heißt: Die Schwiegermutter naht!"

Bekannt ist auch die wunderbare Geschichte von dem Nathan, der mit seiner Schwiegermutter Sarah in der Wüste einherwandelt und nun von der treuen Pflegerin seiner thaufrischen Rebekka gefragt wird, was er wohl anfangen würde, wenn „jetzt ein Tiger geloffen käme". Der weise Nathan ist rasch mit der Antwort bei der Hand:

„... Käm' ein Tiger,
Sagt' ich: Das ist meine Schwieger-
Mutter. — Ich bin überzeugt,
Daß das Unthier dann entfleucht."

Ueberhaupt, kein zweites Thema wird mit einer ähnlichen Freude am Hyperbolischen behandelt wie dieses. Es liegt hier eine Wollust der Grausamkeit vor, die etwas Neronisch-Domitianisches hat.

Noch vor wenigen Monaten ging als glänzender Beleg für diese Charakteristik die grausenhafte Geschichte von dem Weltweisen durch alle Blätter, der, am Flußufer stehend, einen Mann über die Brüstung springen sieht und den halb schon Ertrinkenden rettet ...

„Was veranlaßte Sie zu diesem entsetzlichen Schritte?" fragt er den Unglücklichen.

„Ach, ich bin über alle Begriffe bejammernswerth! Ich besitze eine Schwiegermutter, die ..."

Kaum vernimmt der Weltweise das Wort Schwiegermutter, als er den eben Geretteten mit den Worten: „Sie haben ja so Recht!" wieder in's Wasser wirft ...

Noch liebloser gestaltet sich diese hyperbolische Neigung des Volkshumors in der nachstehenden herben Geschichte, die noch dazu einem „gemüthlichen Sachsen" in den Mund gelegt ist — was natürlich die Herbheit in's Diabolische steigert; denn wenn ein „gemüthlicher Sachse" solche Gesinnungen hegt, dann müssen kolossale Motive obwalten.

„Mit'n großen Loose is mir'sch ämal eigendhimlich gegangen," erzählt der Bäckermeister Dietchen aus Oschatz. „Ich gehe eenes Abends ä Stickchen auf der Schosseh spazieren, da kommt Nachbarsch Fritze angeloofen un brillt schon von Weiten: ‚Herr Dietchen! Herr Dietchen! Sie sollen gleich nach Hause kommen, der Kollekteur Uhmann is da — Sie haben 's große Loos gewonnen!' Schwerebrett, ich in meiner Freide schenk'n ä Finfneigroschenstickchen un hetze wie verrickt heeme. Wie ich hinkomme — is kee Kollektehr nich da, un iberhaupt kee Wort nich wahr an der Geschichte. Hatte sich der eefält'ge Narr enn gemeinen Spaß mit mir gemacht! — Na, dich krieg' ich schon ämal, denk' ich bei mir, un richtig! Ä paar Dage drauf, wie ich gerade bei Binkerten ä Stehdebbchen drinke, kommt ooch mei Fritze wieder auf mich zugesterzt un ruft: ‚Herr Dietchen, loofen Se geschwinde nach Hause — Ihre Schwiegermutter hat der Schlag gerihrt!' — ‚So,' sag' ich, un kriege den Mosjeh beim Schlafittchen zu fassen, ‚also ich soll nach Hause kommen? Scheen, mei Jingelchen! Ich werde jetzt nach Hause gehen; aber Du kommst mit — verstehste! — 's kennte wieder wie mit'n großen Loose sein!' — Un damit pack'ch'n bei den Schweinsohren un nähm'n mit mir. — Aber wie mer nach Hause kamen, war'sch werklich so: de Schwiegermutter hatte der Schlag gerihrt. Na, un da hab' ich'n ooch weiter nischt gedahn. ‚'s is Dei Glick, Fritze,' sagt' ich. ‚Wenn's nich wahr gewesen wäre, hättste ä paar geheerige hinter de Leffel gekriegt!'"

Sapienti sat! Die Schwiegermutter ist und bleibt in diesen spaßhaften Elukubrationen das böse Prinzip, an das der fromme Christ und Bürger in erster Linie zu denken pflegt, wenn er bittet: Herr, erlöse uns von dem Uebel!

(Schluß folgt.)

Pfingsten auf der Rudelsburg.

(Hiezu das Bild S. 748.)

„Wie schrecklich — anständige Menschen — Studenten, die sich mit Bier begießen!" wird die Frau Mama sagen, welche mit Grausen daran denkt, daß vielleicht der eigene Sohn unter den Begießenden oder Begossenen ist. „Das gute Bier!" sagt wohl die brave Hausfrau, welche mit dem Groschen zu rechnen pflegt, wobei sie allerdings einen vom studentischen wesentlich verschiedenen volkswirthschaftlichen Standpunkt einnimmt. „Seht die deutschen Barbaren!" sagt vielleicht der Franzose, welcher mit Tissot annimmt, daß jeder deutsche Student zum Schutz gegen den Kater stets einen eingesalzenen Häring in der Tasche mit sich herumträgt.

Nun mag man solchen Auffassungen gegenüber gern zugestehen, daß die auf unserem Bilde dargestellte Aktion nicht gerade die idealste Seite des studentischen Lebens zeigt, es muß aber zugleich hinzugefügt werden, daß es nur ein letzter schwacher Rest aus der mit dem Pennalismus der früheren Jahrhunderte zusammenhängenden Fuchstaufe und hier speziell die übermüthige Zugabe zu einem Kommers der Korpsstudenten auf der Rudelsburg ist, welche diese unter dem Namen des „Fuchssturmes" kennen. Er findet in der Weise statt, daß der Eingang zur Burg mit Reisigbündeln verbarrikadirt und das ganze Innere des Hofes mit bier-

bewaffneten Korpsburschen besetzt wird, während die Sturmkolonne der Füchse sich draußen an der stattlichen Säule formirt, welche die Korps den 1870 gefallenen Korpsstudenten errichtet haben.

Mit Hurrah beginnt der Angriff, der nach Wegräumung der Hindernisse zweimal den Burghof zu durchkreuzen hat — das Uebrige sagt zur Genüge unser Bild. Der mit diesem Fuchssturm verbundene Kommers ist aber nur der fidele Abschluß des alljährlich zu Pfingsten in Kösen stattfindenden Kongresses aller deutschen Korpsstudenten, des sogenannten Kösner Seniorenkonventes.

Es ist vor Kurzem in diesen Blättern von gewandter und berufener Feder eine eingehende Darstellung der studentischen Institutionen und speziell auch des Korpslebens gegeben worden, so daß wir uns hier eine solche ersparen, dafür aber in knapper Form die Antwort auf eine Frage geben wollen, welche, oft gestellt und ventilirt, auch die außerakademischen Kreise interessirt: Was ist es, das dem deutschen Verbindungsleben, wie es sich in den Korps auf den deutschen Hochschulen besonders deutlich und scharf ausgeprägt hat, in dem mächtigen politischen und sozialen Wechsel dieses Jahrhunderts eine ungeschwächte Lebenskraft erhalten hat?

„Das Nationale, das echt Deutsche im Studentenleben!" — Das ist schon richtig, aber für das Verständniß, für den Zusammenhang mit unserem nationalen Leben ist damit noch keine Erklärung gegeben — vor Allem auch nicht dafür, wie es kommt, daß noch der Greis von zweihundert Semestern mit Wärme zur alten Farbe steht. Jeder Frühling und Herbst bringt uns nicht nur in der Reichshauptstadt — und hier in entsprechend großartiger Weise — sondern allenthalben in den verschiedensten Städten und Gegenden des Reiches solenne Kommerse alter Korpsstudenten, welche einen Kreis der angesehensten Männer aus allen Berufsklassen des wissenschaftlichen Standes vereinigen und bei denen die anwesenden ältesten Semester oft hoch an jene zweihundert heranreichen.

Man pflegt zu sagen, diese Anhänglichkeit werde namentlich dadurch begründet, daß die Studienzeit für den Studirten die schönste Zeit seines Lebens sei. Das ist denn doch etwas übertrieben, und man kann im Ernst nicht behaupten, das Leben der wissenschaftlich gebildeten Kreise sei in seinen späteren Partieen so arm, daß der Einzelne seinen Blick auf jene frühe Zeit als die einzig schöne zurückwenden müsse. Anders gefaßt liegt aber ein richtiger Gedanke zu Grunde: die Unsterblichkeit der Jugend. Wer nach langer Zeit in seiner Universitätsstadt und bei seinem Korps wieder vorspricht, dem versinken die zwischen dem Einst und Jetzt liegenden Jahre wie in den Boden, seine Jugend steht in lachender Frische vor ihm und im Kreise der die gleichen Farben tragenden späteren Generation ist er sofort zu Hause, als hätte er die Hochschule noch nie verlassen.

Hiezu tritt jedoch noch ein Anderes. Der mit den akademischen Verhältnissen nicht Vertraute sieht nur das Aeußerliche des farbengeschmückten, den geselligen Freuden huldigenden Studio — aber das ist gerade das echt Nationale im deutschen Studenten, was ihn von demjenigen der anderen Nationen scharf unterscheidet und ihm zu hoher Zierde gereicht, daß er den geselligen Freuden und ihren Genüssen nicht allein um ihrer selbst willen sich hingibt, sondern daß sie die Schale zu einem ernsten, ethischen Kern bilden, zu welchem — das bleibt festzustellen. Bei jedem andern Volke wäre dieß eine schwierige Aufgabe — bei dem deutschen ist sie eine verhältnißmäßig leichte, denn wir können hier an ein anderes, Allen vertrautes Institut, an das nationale Heer, anknüpfen. — Wir pflegen in unseren Kulturverhältnissen bei der Beurtheilung eines Mannes vor Allem seine männliche Tüchtigkeit in Bezug auf seine Berufserfüllung als das zunächst Entscheidende gelten zu lassen. Es gibt aber noch ein Anderes, das zwar nicht unmittelbar damit zusammenhängt, wohl aber die Gestalt des Mannes harmonisch abrundet — das ist die tüchtige Männlichkeit.

Es ist das große Geheimniß der Hohenzollern gewesen, durch welches sie siegreiche Armeen schufen, daß sie im Einzelnen den Mann, den strammen, seiner Männlichkeit bewußten und darauf stolzen Mann zu erwecken wußten. Nicht der Patriotismus, sondern das bewußte Einsetzen der eigenen Person ist es, welches die Leistungsfähigkeit unserer Armee begründet — und dieser Geist, welcher aller Disziplin zu Grunde liegt, wie er z. B. überaus drastisch in dem von dem Ausland thörichterweise oft verspotteten Parademarsch zu Tage tritt, der Geist, der uns ein Offizierskorps gegeben, wie es keine andere Nation besitzt, dieser nämliche ist es, welcher auch jenen nationalen Kern des studentischen Lebens bildet, wie er in den Korps zur Erscheinung kommt, bei denen es sich gleichfalls um das stramme, selbstlose Einsetzen seiner Persönlichkeit einer im Korps verkörperten Idee gegenüber handelt — dieß ist das geistige Band, welches noch im späteren Leben die „alten Herren" mit den jungen Generationen eng verbindet.

Und welch' stattliche Reihe von Männern könnten wir hier aufzählen, welche einst das dreifarbige Band trugen und den Schläger schwangen!

Wenn wir hier den einen und den andern allgemein bekannten Namen herausgreifen, wie er uns gerade einfällt, so richtet sich zuvor der Blick naturgemäß nach jenem Mann, auf den die Augen nicht nur aller Deutschen, sondern aller anderen Nationen gerichtet sind, auf unsern Reichskanzler, von dem es Jedermann bekannt ist, daß er einst ein strammer Korpsbursch war, wie man in der That bei seinem schneidigen Vorgehen parlamentarischen Angriffen gegenüber oft an den einstigen Korpsstudenten erinnert wird. Von den gegenwärtig die höchsten Staatsämter begleitenden Männern sind die Minister v. Goßler und Lucius alte Korpsstudenten, so auch der Polizeipräsident Berlins v. Madai — ihnen schließt sich eine endlos lange Reihe von Beamten bis zum jüngsten Referendar an — ebenso eine sehr große Zahl der Parlamentarier von den allerverschiedensten Parteirichtungen, wie z. B. v. Bennigsen, v. Forkenbeck, Braun-Wiesbaden, der streitbare Hofprediger Stöcker u. A., endlos ist die Reihe der Männer aus den verschiedensten Berufsklassen, deren Namen weit im Vaterlande bekannt sind — um nur Einige derselben herauszugreifen, so z. B. die beiden großen Philologen Lachmann und Ritschel, der Sinolog v. d. Gablentz, der Physiolog Ludwig Brehm, der Verfasser des Thierlebens, der Anthropolog Kollmann, der Geolog Credner, der Aegyptolog und Romanschriftsteller Georg Ebers, Friedrich Bodenstedt, Gustav Freytag, Gustav zu Putlitz, der Ethnograph Bastian, der Geograph Richard Andree, die Afrikareisenden Nachtigal und Güßfeld u. s. w.

Gewiß ist es ein nicht minder interessantes Zeichen für die innere Bedeutung dieser studentischen Korporationen, daß in denjenigen Korps, welche seit Ende vorigen Jahrhunderts bestehen, die Fälle nicht vereinzelt sind, daß der Großvater, der Vater und der Enkel demselben Bunde angehören.

Haben wir hier kurz angedeutet, was das studentische Leben mit dem Gesammtleben der Nation verbindet und ihm die zähe Lebenskraft verleiht, so würden wir uns des Undanks schuldig machen, wenn wir zum Schluß nicht noch eines gedächten, der, wie er den Deutschen weder im Kampf um's Dasein daheim, noch im Kampf gegen den Feind an der Grenze verläßt, so auch ein treuer Freund des deutschen Studios ist — wir meinen den deutschen Humor — den man für das gesellige Leben des Studenten geradezu, um ein Wort Friedrich des Großen zu gebrauchen, „das Oel vor die ganze Maschine" nennen kann — und so dürfen wir am Schluß wieder zum Anfang unserer Darstellung zurückkehren — denn der Fuchssturm ist eine drastische Geburt dieses Studentenhumors.

F. Lindner.



(Redigirt von A. Hertefeld.)

Patience.

Grundkarten heißen diejenigen Karten, welche dem Legen einer Patience zu Grunde gelegt werden und auf die sich die Patience aufbaut.

Jede Karte im Spiel kann, wenn es die Regel verlangt, Grundkarte werden.

Aß, König oder Zwei als Grundkarten nennt man Hauptkarten. — Stamm oder Familie ist eine Reihenfolge von Karten einer Farbe, welche entweder beim Aß beginnt und beim König endigt, oder beim König beginnt und mit dem Aß endigt. — Auch die Zwei gilt als Anfang oder Ende einer Familie.

Hierarchie ist eine Reihe von aufeinander folgenden Karten in aufsteigender oder in absteigender Ordnung von gleicher Farbe.

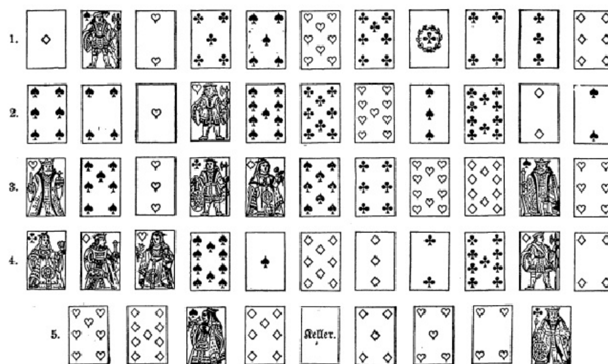
Reihenfolge ist eine Anzahl aufeinander folgender Karten in auf- oder absteigender Ordnung, ohne Rücksicht auf die Farbe. Ist die Reihenfolge von einer Farbe, so wird es eine Hierarchie.

Das Bild wird durch die Karten gebildet, welche zur Herstellung der Patience auf dem Tisch ausgebreitet werden. Wir werden meistens das Bild durch Kartentypen dem Leser verständlich zu machen suchen.

Talon sind die Karten, welche nach aufgelegtem Bild in der Hand übrig bleiben. — Todte Karten sind diejenigen, welche, nachdem sie ihre Schuldigkeit gethan, während der Patience entfernt werden.

Lenormand-Patience.

(Ein Spiel Whistkarten.)



Die erste Karte aus dem Spiel bildet mit den dreien von gleichem Werth die Grundkarten zu den vier Hierarchieen. Man legt nun das ganze Spiel in der Weise aus, wie die Abbildung zeigt, die Grundkarten, so wie sie kommen, in die Mitte, in senkrechter Linie, die anderen Karten zu beiden Seiten, immer abwechselnd fünf Karten rechts und fünf Karten links (die beiden untersten Reihen erhalten nur vier Karten), bis sämmtliche Karten ausgelegt sind. Um den Raum etwas zu beschränken, kann man die Blätter in horizontaler Linie zur Hälfte aufeinander legen. Der Raum unter der letzten Grundkarte bleibt frei und heißt Keller. Man sucht nun zuerst eine der horizontalen Reihen entweder zur rechten oder linken Seite der Grundkarten frei zu machen, indem man Karten von gleicher Farbe in auf- und absteigender Folge an eine entsprechende Endkarte provisorisch anreiht und die passende Karte auf die Grundkarte, hier aber nur in aufsteigender Folge, legt und so die Hierarchie bildet. Hat man auf diese Weise eine horizontale Reihe frei bekommen, so kann man die hindernden Karten in diese Reihe legen, natürlich eventuell auch in auf- und absteigender Folge. Man sucht nun immer mehr freie Reihen zu machen, bis alle Karten auf die Stammkarte geordnet sind.

Sollte es nicht gelingen, eine Reihe frei zu bekommen, so legt man, wenn nur eine Karte dieß verhindert, diese in den Keller, wo sie indeß nicht hinweggenommen werden darf, bevor die erste Reihe rechts und links vom Keller leer ist. Sollten mehrere Karten das Freiwerden einer der zehn Reihen verhindern, so geht die Patience nicht auf.

Bei der beigelegten Abbildung ist zunächst die fünfte Reihe links frei zu bekommen. Man legt Coeur-Sieben an Coeur-Sechs in der dritten Reihe rechts, Careau-Neun auf Careau-Acht im Stamm, Treff-Dame an Treff-König; alsdann legt man Careau-Aß (erste Reihe links) an den König in der vierten Reihe und kann nun Pique-Dame an den freigewordenen Pique-Buben in der ersten Reihe links legen. Careau-Sieben endlich findet in der ersten Reihe rechts an Careau-Sechs einen Platz. — Ist der Keller und eine Reihe frei, so ist das Gelingen der Patience so gut wie gesichert. Wie ist der weitere Lauf der Patience?

Auflösung der Aufgabe Nro. 36.

Whist.

Eine Farbe, in der man Aß und Dame oder König und Bube hat, spielt man nicht gern an, weil, wenn sie von anderer Seite gebracht wird, man Gelegenheit zum Schneiden erhält, auch in der Hinterhand stets zwei sichere Stiche macht. Sie haben also keine Wahl und müssen auf Careau-König invitiren.

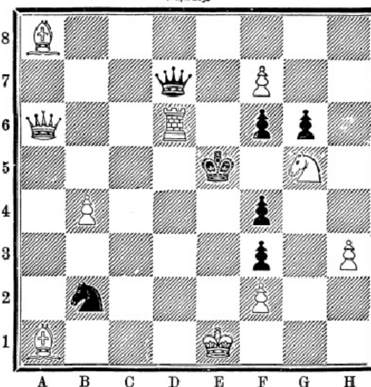


(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 182.

Von Eylmann in Göttingen.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 177:

Weiß.	Schwarz.
1) D. F 7 — H 7 †	1) K. F 5 — G 4.
2) T. E 7 — E 4 †	2) T. E 3 n. E 4.
3) D. H 7 n. E 4 †	3) K. G 4 — H 5.

4) K. H 2 — H 3 der allein entscheidende Zug. Schwarz hat keine Vertheidigung mehr. Nur Damenopfer kann Matt in zwei Zügen verhindern.

Sylbenräthsel.

Aus nachfolgenden einundzwanzig Sylben sollen sieben Worte zusammengesetzt werden, deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen eine Heldensage nennen, während die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen den Illustrator desselben Werkes ergeben.

tei, ko, pal, re, os, ro, ke, les, el, non, e, ko, rech, ce, hard, la, lau, te, da, dy, mus.

1) Kürzlich verstorbener Schriftsteller.
2) Ausdruck im Whistspiel.
3) Bauwerk in Hellas.
4) Geistliches Lied.
5) Bezeichnung für eine Dame.
6) Berühmter Mönch.
7) Name eines Zeitalters.

Auflösung des Zifferräthsels in Nro. 35:

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14.
k. i. t. o. l. m. u. r. s. c. b. p. h. n.
15. 16. 17. 18. 19.
a. g. d. e. f.

Liturgik	Iphicrates
Adirondac	Rubinstein
Nassau	Orangen
Defregger	Lambertini.
Tragkorb	

Bilderräthsel 37.



Auflösung des Bilderräthsels 35:

Lese ich im Zeitungsblatte,
Wer da als gestorben ist:
Hier der beste Freund und Gatte,
Dort der beste Mensch und Christ,
Hier der Frömmste aller Frommen,
Dort der Patrioten Zier —
Denke ich oft still bei mir:
Woher mag es wohl auch kommen,
Daß auch nicht ein Böser stirbt? —
Bleibt nur das leicht're Zeug auf Erden,
Wer mag wünschen alt zu werden?

Briefmappe.

Frl. H. B. in Kr. Wir sind leider außer Stande zu rathen, nur glauben wir, daß Sie entschieden einen falschen Beruf gewählt.

Hrn. J. N. in Salzb. Ihre Fragen wird nur die Redaktion der „Hansa", Hamburg, beantworten können.

Hrn. Baum. K. in N. Hofrath Dr. v. Hochstetter in Wien ist in Ihrer Angelegenheit kompetent.

Hrn. O. B. in Pforzh. Das Blatt heißt La Industria alemana. Hamb., Große Reichenstr. 7.

Abonn. M. in Magdeb. Ged. lagen nicht bei.

Hrn. B. C. in St. Petersburg. Solch' technische Fragen, wie das Verzinken von Blech, sollte man nicht an ein Unterhaltungsblatt richten.

Hrn. Jos. G. in W. Ruff, Ill. Gesundheitslexikon. Straßb., Schultz. 4 Eier, ja, auch zur Milch. Gichtkette unbekannt.

Hrn. S. N. in Berl. Leider uns zu spät bekannt geworden.

Niederländer. Dieses Sprachmysterium dürfte nur unser Reichspostmeister Dr. Stephan enthüllen können. Richtig.

Vorsichtige Käuferin in N. Schneiden Sie ein schräges Stück vom Sammet ab, und wenn er sich sofort rollt, können Sie beruhigt sein. Hertzog in Berlin, Breite Straße 15, wird Ihnen das Gewünschte liefern.

Hrn. Marine-Comm. J. in Pola. Besten Dank für Ihre Mittheilung: Sie hatten recht mit den 100.

Frl. M. Ch. in K. Allerdings waren Viele zuvorgekommen.

Carmen aus Ungarn. Wenn Sie sagen: „Sie scherzen," so bleiben Sie in den Grenzen der Bescheidenheit und weisen die Sache doch von sich ab. Das Rothwerden ist eine lästige und häufig sehr peinliche Sache, aber thun läßt sich nichts dagegen. Das ganze Benehmen wird übrigens jedes Bedenken ausschließen.

Günther. Das Besuchmachen kommt zuerst an die Jüngeren. Ihre zweite Frage läßt sich gar nicht entscheiden: populärer vielleicht S.

Hrn. Dr. H. Z. in L. nennt uns als weitere Abgabestelle für Briefmarken zu wohlthätigen Zwecken den Pastor Jos. Stein in Königseggwald, Oberamt Saulgau, Württemberg.

Hrn. E. L. in Hamb. Die Münzenhandlung von Ad. Heß in Frankfurt a. M. wird Ihnen sicher die gewünschte Münze, wenn eine solche existirt, verschaffen können.

Rabau in D. „Nichts für ungut" — aber es war doch nicht Ihre Ansicht, daß wir das coram publico verhandeln könnten. Schlagen Sie „Binder, Sprüchwörterschatz, 1873" nach.

Abonn. in Pos. Man hat für die Unterscheidung der Echtheit keine sicheren Merkmale; nur der Kenner weiß solche aus langer Beobachtung zu unterscheiden. — Ihr Wunsch betreffs der Unterschriften kann vielleicht beim neuen Jahrgang erfüllt werden. Bezüglich der Georgsthaler wollen Sie sich an Ad. Heß, Münzenhandlung in Frankfurt a. M., wenden.

„Unwissende auf dem Lande". Die Parfümeriehandlungen von Lohse in Berlin oder Schott in Stuttgart, Königsstraße, liefern Ihnen die echte Lufahfaser.

Hrn. P. B. in B. Das Zerstäuben von echtem persischem Insektenpulver oder Einlegen von Kampherstücken — letzteres stark und unangenehm riechend — dürfte entsprechend sein.

Hrn. Eug. Sch. in N. N. Wir halten mit Ihnen jene Kußanekdote, die durch die Zeitungen lief, für eine Erfindung, und namentlich ganz unmöglich, daß sich eine Braut zu einem solchen Experimente hergegeben haben sollte.

Treuer Abonn. in Haida. Wir kennen keine Adresse einer deutschen Handelsschule in Paris: vielleicht ein Leser?

Verlegener Dichter in Hamburg. Lesen Sie Freytag's „Technik des Dramas", die Ihnen überhaupt dienlich sein dürfte. Der Zufall darf keine Rolle spielen.

Hrn. G. R. in Alt. Ein gebildeter Mensch kleidet sich einfach, nicht strikt nach der Mode, aber auch nicht gegen die Mode. Ein Mann muß in erster Linie darauf sehen, daß er nicht auffällt.

Jakobine. Wenn man die Stiele in heißes Wasser taucht, so beleben sich die Blumen wieder, aber nur um so rascher gehen sie zu Grunde. Es hat eben Alles seine Zeit.

Hrn. B. B. in E. Wenn der Gegenstand nicht genannt wird, so haben wir immer gute Gründe, es soll aber Ihr Wunsch so viel wie möglich beachtet werden.

Frau Bürgermeister M. in W. Das Buch ist gut, sonst würden wir's nicht empfohlen haben. — Wenn der Marmor angegriffen ist, muß er eben polirt werden, sonst könnten die Flecken dadurch beseitigt werden, daß man sie mit warmem Wasser aufweicht, das Wasser wegwischt, die Flecken mit Chlorwasser betupft und dann mit reinem Wasser abwascht.

A. K. W. 500. Für unsere Blätter wird sich Ihr erster Versuch wohl nicht eignen: beginnen Sie mit einem Lokalblatte, vielleicht in einer benachbarten Stadt.

Frl. M. in L. Eine Geberdensprache für Liebende gibt es wohl nicht. Ihr hübsches Gesicht wird deutlich genug sprechen, auch ohne Anleitung.

Hrn. R. S. in Alt. Noest, Baumwolle und Baumwollenkultur, Bremen. Penz, Baumwolle, Wien 1874. Ueber R. gibt es keine spezielle Schrift.

Naturforscher in Oliva. Unsere literar. Hülfsmittel geben uns über den Betreffenden keine Auskunft: die Verlagshandlung von Meyer in Köln wird Näheres wissen.

Hrn. E. P. in B. Der internationale Briefmarkenanzeiger „Merkur", von welchem Sie sprechen, kommt weder im offiziellen Postverzeichniß, noch in Hinrichs.

Hrn. Alfr. F. in N.-York. Besten Dank.

Hrn. H. P. in Zefra (Spanien). Wir danken für Ihre Mittheilung, die wir hier zum Abdruck bringen. Vielleicht haben Andere auch Erfahrungen darüber. „Zur Frage der Osterhasen: Ich habe seit 15 Jahren die spanische Mode — vielleicht existirt dieselbe auch im Orient — gesehen und selbst geprüft. Junge, im Felde aufgegriffene Häschen werden mit einer Haus-Kaninchenmutter befreundet; sie kommen auf im Stall und werden von den Hennen respektirt im April und Mai; sie suchen, sobald sie größer geworden, dunkle Ecken auf, wo die Hennen verborgene Schlupfwinkel (den Hasenbetten im Feld ähnlich) zum Legen haben, dann setzen sie sich, um sich zu verbergen, womöglich auf ein Nest mit Eiern von den Hühnern. Dieß sind meine durchschnittlichen Erfahrungen mit den Hasen zur Osterzeit."

Hrn. J. A. in B. Marquart Sauer's ital. Konversationsgrammatik.

Achilles im Orkus. Ein Brief von L. H. liegt für Sie bei uns.

Hrn. W. K. in B. W. Ein solches Buch gibt es nicht. Flügel's Handelskorrespondenz dürfte Ihnen aushelfend dienen, da sie alle üblichen Phrasen angibt.

Frl. J. Br. in Br. Weil eben kein Centralpunkt des polit. oder künstlerischen Lebens. Dann und wann eine Notiz willkommen.

Hrn. Dr. H. in Cz. Ob Ihre Idee zu einem Wegmesser praktisch verwerthet werden kann, wollen wir den Eddisons unter unseren Lesern überlassen: „Durch ein an einem solid gearbeiteten, genau abgemessenen Rade eines kleinen Wagens angebrachtes Zahnrad läßt man einen Mechanismus treiben, der die Umdrehungen des Rads angibt, so daß man den zurückgelegten Weg leicht bemessen könnte."

Der neugierige Posener. In den ersten zwei Punkten sind wir ganz Ihrer Ansicht: typographische Gründe bestimmen uns leider dazu. Ihre Provinz soll in's Auge gefaßt werden.

Jötus in Breslau. Besten Dank. An O. gesandt.

Otto Haack in Dresden. Marie Vollbrecht in Harburg. Paul Bollermann. Kathi und Toni Roth in Geisenheim. M. Hillesen in Rüdesheim. Theodor und Stephanie in Hamburg. Hans Huckebein und Tante Lolle in X. Alfred Schaupp in Gmunden. Abonnentin in Grünau. Reinhardt in Zörbig. Robert Gleffe in Frankfurt a. M. Mathilde Höflinger in Darmstadt. Fr. J. L. in Nakel. A. Brech in Wloclawek in Polen. Marie Goltermann in Hannover. L. R. in Riga. Carl Wiesmann in Bochum. Stammtisch Erholung zu Eisenach. Richard Günzel in Dresden. B. Bodler in Eltersdorf. F. Schaadsvitte. Karl Hanckel in Hirschberg. Richtig gelöst.

Redaktion: Dr. Edmund Zoller in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.



48. Band.
Vierundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1881—1882.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Ein Mann.

Novelle von

Johannes van Dewall.

(Fortsetzung.)

Die Räder rasselten über das Pflaster die breite Lindenallee hinunter, durch das offene Gitter und hinein in den weiten Hof. Eine elegante Kurve, ein sanfter Ruck und vor dem Portal, auf der Rampe hielten die Renner still.

Ein Diener öffnete den Schlag, andere eilten aus dem Hause herzu — die neue Herrschaft war angekommen und begab sich in's Haus.

Ein gutes Mittagsbrod — Diner nannte es die Stadträthin — wartete bereits auf sie; in dem großen Speisesaale war angerichtet. Nach dem Speisen ging es hinauf und hinunter, um Alles zu besichtigen vom Boden bis zum Keller, selbst die Scheunen und die Ställe wurden eingehend inspizirt.

„Lenchen, das kriegt einmal Dein Aeltester," sprach der Stadtrath heimlich zu seiner Tochter mit dem vergnügtesten Gesicht von der Welt.

Die junge Frau lächelte und wurde ein wenig roth.



Sommerlust. Nach einem Gemälde von H. Breitbach.

Wie schön war es nicht hier auf dem Lande! Diese reine, frische Luft, diese Stille und dann das Grün und die Blumen, der See und das leise Rauschen der Blätter über ihrem Haupte, akkompagnirt von dem Murmeln der Wellen, welche bis an ihren Fuß heranspielten.

Sie wandte sich um — er stand hinter ihr und schaute nachdenklich über die weite Wasserfläche. Was er dachte, ahnte sie nicht: ein altes Geschlecht saß einst hier, jahrhundertelang . . . nun hatte es weichen müssen einem Fürsten der Börse . . . Und wer würde später hier hausen nach diesem?

„Erich!"

Er blickte hin und sah ihr Auge voller Glück, Bitte und Zärtlichkeit auf ihn gerichtet, er trat zu ihr und nahm sie in seine Arme. Sie begannen, eng verschlungen, unter den Bäumen auf und ab zu gehen, sie sprachen leise und angelegentlich mit einander, Auge in Auge und Hand in Hand. Sie traten dann hinaus auf die steinerne Terrasse, welche weit in den See hineinragte, und an die zierliche Balustrade gelehnt, schauten sie Beide schweigend hinaus auf das schimmernde Wasser.

Zwei große Havelkähne zogen, Schwänen gleich, mit vollen Segeln in der Ferne vorüber, hell von der tiefstehenden Sonne beschienen; von den Thürmen nah und fern klang Glockengeläut feierlich über den breiten Spiegel — es war Sonnabend, sie läuteten den Sonntag ein.

Ein tiefer, melancholischer Zauber lag über diesem Bilde ausgebreitet, jener eigenthümliche Reiz der Ebene, des weiten, unbegrenzten Fernblicks; — ergriffen von demselben, standen die beiden Gatten da Hand in Hand.

Plötzlich stieß sie ihn leise an.

„Weißt Du was, lieber Schatz?" sprach Helene, aus ihrem Nachdenken erwachend, mit einem Aufblitzen ihres freundlichen Humors.

„Nun?"

„Das Alles bekäme einmal unser Aeltester, sagte vorhin der Papa."

Der Hauptmann antwortete nicht sogleich; waren diese Worte nicht eine Ergänzung zu seinen schwermüthigen Betrachtungen von vorhin, und spiegelte sich in dieser Reihenfolge nicht ein ganzes Stück Zeitgeschichte wieder?

„Du sagst ja nichts! Freut's Dich nicht?"

Er wollte erwiedern: „Ich dachte an Die, welche es vordem besaßen, und an den Wechsel alles Irdischen," aber er besann sich; warum sollte er sie betrüben?

„Bis dahin soll hoffentlich noch viel Wasser durch diesen See hier laufen," versetzte er und küßte sie und trat mit ihr den Heimweg an, denn es wurde kühl und man würde sie vermissen. Die Gesellschaft war klein und die Mama war ängstlich um Helenens Gesundheit besorgt.

*

So schön wie Helene es sich geträumt hatte, kam es nun freilich nicht, denn nachdem das Feld und das Schloß und Scheunen und Ställe, Felder und Wald besichtigt worden waren, stellte es sich alsbald heraus, daß das Beste hier fehlte, die Menschen.

Um sich auf dem Lande zu gefallen, muß man dort geboren sein, muß man Interesse nehmen am Boden, an den Untergebenen und am Thier, muß man thätig eingreifen, seinen bestimmten Wirkungskreis und seine Sorgen haben; für solche verwöhnten Großstädter war das nichts und namentlich nicht für die Frau Stadträthin mit ihren überfeinen Instinkten und ihren Prätensionen. Schon am zweiten Tage gähnte sie und wußte nicht wohin mit ihrer Zeit, am dritten aber bekam sie wieder Nerven.

Hätte sie sich nicht geschämt, sie wäre unverzüglich nach Berlin zurückgekehrt.

„Eine schnurrige Herrschaft!" sprachen die Leute auf dem Hofe. „Die Madame geht mit seidener Schleppe in den Butterkeller und fragt so komische Sachen; und der Herr! . . ." Sie stießen sich an und lachten. Und sie lachten mit Recht, denn wenn Madame nur frug, so redete der Herr von Allem mit, als wüßte er Bescheid, es war aber Alles Unsinn.

Ein Glück, daß sie einen tüchtigen Amtmann hatten und nicht selbst wirthschafteten.

Auch Andere bemerkten diese kleine Schwäche.

Wenn man den Stadtrath hörte, so war er über Nacht nach dem Sprüchwort: „Wem Gott gibt ein Amt, dem gibt er auch den Verstand," ein gewiegter Landwirth, ein Nimrod und ein Sportsman geworden.

Oft wußte Golzow nicht, was er erwiedern und wo er hinsehen sollte, wenn sein Schwiegervater anfing, diese verschiedenen neuzugelegten Steckenpferde vor ihm zu tummeln.

Zum ersten Male lebte der Hauptmann jetzt mit seinen Schwiegereltern so eng beisammen, er sah sie hier zum ersten Male gewissermaßen im Negligé und es kann durchaus nicht gesagt werden, daß hiedurch seine Achtung vor denselben zunahm.

Ein Gefühl der Trauer, des Unmuths, ja oft des Zorns kam mehr und mehr über ihn; der gerade, ehrenwerthe Mann, er fühlte sich deplacirt, denn er erkannte mit jeder Stunde deutlicher, welch' eine tiefe Verschiedenheit in der Gesinnungsweise und in der Auffassung des Lebens lag zwischen ihnen und ihm. Welch' ein Wunder war es, daß Helene in dieser Umgebung zu dem geworden, was sie war!

Auch Helene fühlte sich nicht froh, sie sah jetzt doch Manches mit anderen Augen an wie früher, sie hatte anders empfinden und urtheilen gelernt und war der Weise der Ihren mehr entwöhnt; ein leichter Druck erst und dann ein bleiernes Gewicht legte sich schwer auf ihre Brust und trübte ihre Stimmung. Ein Gefühl der Beschämung kam bisweilen über sie, worüber ihr kindliches Herz sich gleich darauf die bittersten Vorwürfe machte.

Es war ein Zwiespalt in ihrem Innern, eine große Unruhe und Erregtheit in ihrem Wesen, so daß die besorgte Mutter erklärte, Helene sei krank, sie müsse sich auf das Aeußerste schonen, vor Allem die Abendluft meiden und die feuchten Dünste am See.

Sie ließ sie kaum noch von ihrer Seite und das um so weniger, weil sie selbst sich langweilte, und Helene, ein gutes, treues Wesen, wie sie war, benützte diese Stunden des Beisammenseins, um von Golzow zu sprechen, von seiner Gesinnung und seinen Grundsätzen — instinktiv, mit der unbewußten Absicht, durch Vorhalten eines solchen Beispiels wohlthätig und umformend auf die Mutter einzuwirken.

Schon am dritten Tage fuhr der Stadtrath nach Berlin — er hatte Geschäfte.

So war denn der Hauptmann fast ganz auf Frau von Beauvilliers angewiesen, und die langen Spaziergänge durch den Wald und im Mondenschein am See machten zumeist nicht Helene und er, sondern er und die Erzieherin.

Wo zwei gleich besaitete Naturen in nahe Berührung mit einander kommen, da gibt es ganz von selbst einen harmonischen Klang, jedes Wort findet einen Wiederhall in der Brust des Andern — es war das eine Verwandtschaft der Geister, deren Entdeckung dazu verführte, immer tiefer einzudringen und immer weiter zu erforschen.

Wenn nach dem Abendessen die verzärtelte Stadträthin ein Kaminfeuer anbrennen ließ und sich fröstelnd in die weichen Falten der Mantille wickelte und Helene neben ihr saß, mit einer jener Arbeiten beschäftigt, die Frauen zu solchen Zeiten kaum aus der Hand legen, dann schritten die Beiden durch die weiten Bogengänge des Parks oder dem Rand des Wassers entlang in halblautem, eifrigem Gespräch, die zierliche Gestalt der Französin in ihrer dunklen Gewandung neben dem hohen, schlanken Offizier.

Auf jenen Spaziergängen knüpfte sich das innige Band der Freundschaft, welches die Seelen dieser Beiden von da an für alle Zeiten umwand.

Sie sprachen hauptsächlich von Helene, die sie Beide, ein Jedes auf seine Weise, zärtlich liebten, seltener von den Eltern und am wenigsten von sich selbst. Es war die junge Frau ein unerschöpfliches Thema des Gesprächs, von welchem ausgehend dieses sich weiter spann und mehr und mehr vertiefte.

Golzow machte dabei die Entdeckung, daß die frühere Erzieherin betreffs der Eltern ähnliche Empfindungen hegte wie er selbst. Sie fühlte das Band zwischen der Stadträthin und ihr von Tag zu Tag sich lockern, denn mit dem wachsenden Reichthum und der Ueppigkeit war mit den Gatten eine allmälige Umwandlung vorgegangen, welche zu verhindern Jene nicht die Mittel besaß. Nur auf dringende Bitten war sie bis jetzt in den alten Beziehungen geblieben; sie ging aber mit dem Plane um, ein Institut zu gründen, um ihre Selbstständigkeit wieder zu erlangen.

An solchen Abenden trat auch Golzow manchmal das Herz auf die Zunge, er sprach seine Befürchtungen für die Zukunft offen aus, auch, daß er es für alle Theile und namentlich für Helene, um ihr peinliche Kämpfe zu ersparen, für am besten hielt, wenn er versuchte, einen größeren Raum zwischen sie und ihre Eltern zu bringen.

Achtzehntes Kapitel.

Es war ein lauer Sommerabend, der Wind war nach Südwesten herumgegangen und blies mit warmem Athem leise über die entschlummernde Erde.

Der Stadtrath war zurückgekehrt, aber er saß in seinem Zimmer und schrieb. Helene häkelte in einer Sophaecke, während die Räthin, in einem niedrigen Sessel bequem ausgestreckt, in der Nähe der Thüre lag, durch welche das Mondlicht hell hereinfiel, und hinaus sah in die Nacht.

Die junge Frau hatte Golzow hinunter getrieben vorhin, sie wußte, wie sehr er an Bewegung gewöhnt war. Am liebsten wäre sie natürlich mit ihm gegangen, aber so sehr es sie auch zog, die gehorsame Tochter blieb bei der Mutter. Sie sprachen Beide von dem Gegenstande aller ihrer Sorgen und Gedanken; mit einer Wichtigkeit, von der nur Mütter eine Ahnung haben, berieth man, wie es heißen sollte.

In ihrem Eifer bemerkte Helene nicht, daß ihre Mutter heute von einer gewissen Unruhe beherrscht war, — sie war ja so häufig nervös.

Die Stadträthin hatte zuerst sich einige Male halb aufgerichtet aus ihrer bequemen Stellung und den Hals gereckt, dann lauschte sie, bog sich wieder zurück und spähte und lauschte wieder. Etwas Unerhörtes: sie war aufgestanden und hatte die Balkonthüre geöffnet.

„Welch' eine angenehme Wärme draußen, und wie das duftet!" hatte sie nach rückwärts gewandt in die Stube hinein gesprochen.

„Du verdirbst Dir die Augen, Kind, komm' doch ein wenig heraus; ich meine . . . ja, ich höre die Nachtigall und der Mond scheint so hell."

Helene stand schon neben ihr und schlang ihre Hände um ihren Arm.

„Welch' ein köstlicher Abend!" sprach sie ergriffen.

„Köstlich . . . köstlich!" versetzte die Räthin zerstreut. „Hörst Du?"

„Ich höre nichts . . . doch, doch, jetzt fängt sie wieder an . . . o, wie bezaubernd!"

Sie sah auch den seltsamen, forschenden Blick nicht, den die Mutter auf sie richtete, sie lauschte angespannt hinaus in die Maiennacht, auf die langgezogenen, süßklagenden Noten der Nachtigall, deren Liebeszauber sie mächtig ergriff.

„Wie schön das riecht!"

„O, höre doch, Mama!"

Die Räthin horchte, dann blickte sie plötzlich nach der andern Seite, wo zwischen dem Gebüsch im Scheine des Mondes zwei menschliche Gestalten erschienen und gleich darauf wieder verschwanden.

„Ich meine, liebes Kind, eine kleine Promenade durch den Park könnte uns Beiden nicht schaden," hub sie an und bog sich vor, „es ist so warm heute wie im Juli, die Luft auch weniger feucht."

„O, liebe Mutter — das thust Du mir zuliebe!" rief Helene mit klopfendem Herzen.

„Nimm ein warmes Tuch und komm'!"

Wie freundlich das war . . . die Mutter trieb sie ordentlich. Sie ahnte ihre Sehnsucht. Rasch eilte sie in ihr Zimmer, warf einen Shawl um die Schultern und kehrte zurück.

Sie schritten die breite steinerne Treppe hinab und traten auf die Veranda. Wie das duftete, berauschend förmlich! Im Mondenscheine sahen sie die schweren Dolden des Flieders zwischen dem Grün und die gelben Trauben des Goldregens.

„Wie so herrlich ist es doch auf dem Lande!"

Die Mutter antwortete nicht, sie schaute über die Boskets hinweg an dem plätschernden Springbrunnen vorbei und ging dann lebhaft vorwärts.

Helene brach einen Zweig ab, roch daran und befestigte ihn an ihrem Busen; die Hälfte davon war für ihn. Sie schritten nicht den großen, geraden Weg, die Lindenallee hinunter, sondern verfolgten einen schmaleren Pfad, der zum Bootshause führte.

Sie kamen zum Ufer, an welchem sich der breite, gewundene Pfad hinzog. Helenens Auge schweifte eine Sekunde lang über die weite, mondbeschienene Wasserfläche und suchte dann den Geliebten. Er stand aber nicht auf der Veranda, wie sie glaubte, dieselbe war leer.

Sie wollte eben ihre Stimme erheben und ihn rufen, da traten Frau von Beauvilliers und er nicht weit von ihnen aus dem tiefen Schatten der alten Bäume heraus auf den hellen Rand.

„Still, still, mein Kind!" sprach die Räthin und legte ihre Hand fest auf Helenens Arm, ihren schon gehobenen Fuß also zurückhaltend. Neben der dunklen,

mädchenhaften Gestalt der Gouvernante, mit ihrem zierlichen Gang, schritt Golzow's hohe Gestalt. An ihren Bewegungen und Gesten bemerkte man deutlich, daß sie sich lebhaft mit einander unterhielten.

Soeben blieben sie stehen; — er ergriff ihre Hand, nein, beide Hände, er hielt sie eine Weile in den seinen und ließ sie dann wieder los, wie widerstrebend. Sein Gesicht war dabei im Dunkel, aber aus ihrem hell beschienenen Antlitz schaute das Auge unverwandt in das seine.

Ein „Ah!“ entfuhr dem Munde der Räthin — ein gedehntes, vielsagendes, häßliches „Ah!“ Sie zog ihre Mantille fester um die Schultern, hob den Kopf und bewegte die Brauen.

„Da sind sie, Mama — o, laß uns sie überraschen,“ flüsterte Helene arglos.

„Thue das lieber nicht, meine Tochter,“ versetzte die Räthin sarkastisch.

Helene stutzte, sah der Mutter starr in's Gesicht und brach dann in ein helles, fröhliches Gelächter aus.

„Mama ... o, liebe Herzensmama ... ich glaube wahrhaftig, Du bist eifersüchtig!“ rief sie.

„Still!“ herrschte die Räthin. „Du bist ein Kind ... was weißt Du von solchen Dingen! Die Beauvilliers ist sechsunddreißig Jahre!“

Sie wurde unterbrochen, denn gleich dem sehnsüchtigen Tone der Nachtigall rief Helene ein langgezogenes, melodisches „Erich!“ über das Wasser zu ihm hinüber und lief dann eilenden Fußes den Pfad entlang und lag gleich darauf an seiner Brust.

Neunzehntes Kapitel.

Am andern Morgen gingen Golzow und Helene am Wasser entlang, draußen auf den Wiesen. Der Himmel war leicht beflort, der West trieb die erfrischende Luft, die der See abkühlte, zu ihnen herüber. Es war so ein rechter Frühlingstag, an welchem Einem das Herz aufgeht, so weit, man weiß selber nicht wie, an dem man Schwingen haben möchte, um hinaufzufliegen zum blauen Aether. Buntgefleckte Rinder waideten rechts und links, und unten am Wasser in der Einfriedigung standen die Mutterstuten, um die die Füllen mit lustigen Kapriolen herumsprangen.

Außer dem Kuhjungen und einem Fischer, der in der Ferne seine Netze auswarf, war keine Menschenseele zu sehen weit und breit.

Hand in Hand, wie die Schulkinder, schlenderten die Beiden neben einander her, nicht sehr gesprächig, weil ihre Herzen zu voll waren, aber glückselig und eins miteinander. — Unter dem leichten Tuch hervor, welches Helene über den Kopf geworfen hatte, schaute aus dem warmen Halbschatten ihr Auge selig-träumerisch bald über den weiten Wasserspiegel, bald auf ihren Gatten.

Am Rande des schmalen Pfades, welcher sich durch die Wiesen zog, stand ein Stein. Golzow nahm auf demselben Platz, zog sie auf sein Knie und schlang seinen Arm um ihren Nacken.

Sie saßen so eine Weile mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt. Zwei Sommervögel umflatterten sie, neben ihnen zirpte ein Heimchen — sonst war es still.

Plötzlich wandte Helene sich um, sah dem Gatten tief in die Augen, legte ihre Hand auf seine Schulter und frug: „Du hast mich sehr, sehr lieb, Erich?“

„Sehr, sehr lieb. — Warum fragst Du mich das?“ erwiederte er mit tiefer, klangvoller Stimme.

„Ich wollte es gern noch einmal von Dir hören.“ Sie küßte ihn zärtlich, mit einem glücklichen Lächeln. „Die Mutter will mich nämlich eifersüchtig machen; sie sagte gestern Abend, Du machtest Klementine den Hof.“

Ueber die Stirn des Hauptmanns zog ein leichter Schatten, sein Auge blickte unwillig.

„Deine Mutter sollte so etwas nicht sagen; sowohl Frau von Beauvilliers wie ich selbst sind über einen solchen Verdacht erhaben.“

„Wie Du das sagst, Schatz ... es war ja nur ein Scherz!“ rief sie, ihm die Wange streichelnd.

„Doch ernst genug, daß Du eben noch eine solche Frage an mich stelltest. — Sieh', Helene, es ist mit solchen Worten ein eigenes Ding: einem Tropfen trüben Wassers gleichen sie, den man auf einen Spiegel spritzt; er dringt nicht ein in den Krystall, aber er hinterläßt dennoch einen Flecken.“

„Du hast ihn weggewischt — der Spiegel ist ganz wieder klar, mein süßer Schatz — so verstehe doch Spaß.“

„Ich würde es im Ernst niemals glauben und niemals vergessen, wenn Du an meiner Liebe zweifeltest. Noch einmal, die Mutter sollte so etwas nicht sagen, und am wenigsten von einer Frau, die so hoch steht wie Klementine und die keine andere Stütze hat als sie.“

„Hätte ich gedacht, daß Du einen Spaß so ernst nehmen würdest, ich hätte geschwiegen,“ versetzte Helene ein wenig herabgestimmt.

„Ich nehme das ernst, weil ich im Leben häufig genug die Folgen eines leichtsinnig gebrauchten Wortes gesehen habe, und benütze die Gelegenheit, Dich zu warnen. Du wirst selbst bemerkt haben, daß eine Erkältung zwischen der Mutter und Klementine Platz gegriffen hat.“

„Du hast das also auch beobachtet?“

„Gewiß ... da ist eine Bemerkung wie diese von doppeltem Gewicht.“

Golzow brach ab, um nicht mehr zu sagen. Er fühlte recht wohl heraus, daß die stolze Stadträthin einen Grund suchte, um mit Klementine zu brechen. Nachdem Helene aus dem Hause war, war ihre Stellung verändert: die ehrenhafte Frau gewahrte, wie die Entfernung zwischen ihr und der Räthin in Fühlen und Denken mit jedem Tage größer wurde, und hielt es deßhalb für Pflicht, ein Verhältniß zu lösen, das zur Unnatur wurde und für sie demüthigend werden konnte. Die Räthin ahnte das, ihr kleinlicher Stolz gebot ihr, Klementine zuvorzukommen, ehe Jene ihr den Stuhl vor die Thüre setzte.

Der Tochter konnte der Hauptmann natürlicherweise das nicht sagen, denn „Ehret Vater und Mutter“ ging ihm über alle anderen Gebote.

Jetzt lag ein Schatten auch auf Helenens Stirn, sie wendete sich ab und blickte schweigsam über den See.

„Wie warm er sie vertheidigt!“ dachte sie, dann aber erröthete sie über sich selbst — wahrhaftig, er hatte Recht; war das nicht ein häßlicher Flecken, welcher auf dem Spiegel ihrer Seele zurückgeblieben war? ... Sie, eifersüchtig auf Golzow und Klementine!? — Freilich ... Klementine war trotz ihrer sechsunddreißig Jahre mit ihrer zierlich vollen Gestalt und ihren schönen Augen noch immer eine Frau, die einem Manne wohl gefährlich werden konnte; dazu ihr Geist, ihre Lebhaftigkeit und ihre Gabe zu unterhalten.

„Woran denkst Du, Helene?“ frug der Hauptmann.

Sie erröthete abermals ... Wo waren doch ihre Gedanken wieder hingerathen? Ahnte er, was in ihr vorging? Plötzlich kam sie sich vor wie behext — das Alles war ja so ungeheuerlich, wie konnte sie nur eine Minute lang an so etwas denken ... Erich, ihr Erich mit seinen treuen, lieben Augen, und Klementine, eine Frau, die so hoch stand? Sie warf sich lachend in seine Arme.

„Wahrhaftig, — Du hast Recht, so ein Wort ist wie die Seeschlange, es ringelt sich ohne Ende.“

Er sah ihr besorgt und voller Liebe in's Gesicht und legte seine Rechte auf ihren Scheitel.

„Was würdest Du sagen, wäre ich einmal eifersüchtig auf Dich?“ sprach er ernst, beinahe vorwurfsvoll.

„Auf mich?! Das ist Dein Ernst nicht, Erich, — ich liebe Dich wie mein Leben!“

„Ich zweifle nicht daran, denn ich liebe Dich ebenso!“

„Sag' kein Wort zur Mutter,“ bat sie hernach, als sie neben einander den Heimweg antraten.

„Gewiß nicht, mein Herz, am besten, das Alles bleibt unerwähnt und wird vergessen.“

Unter dem Siegel der Verschwiegenheit theilte er ihr dann mit, daß Klementine beabsichtige, ihre Mutter zu verlassen und eine selbstständige Stellung einzunehmen. Helene erschrak zuerst — seit sie denken konnte, gehörte Klementine zu ihnen, aber sie verstand und ehrte deren Gründe und konnte ihr nur Recht geben, — trotzdem war sie überrascht und peinlich berührt, denn sie dachte an ihre Mutter und an die Gründe, welche Jene aus den alten Verhältnissen trieben, auch that es ihr leid, sie weniger oft zu sehen und ihr vielleicht ferner zu stehen in der Zukunft.

Als sie den Park erreichten, sahen sie Wagen fahren, zwei Potsdamer Droschken ... es kam Besuch.

„Ich dachte, diese acht Tage würden sie uns zum wenigsten allein lassen,“ sprach Helene unangenehm überrascht.

„Die acht Tage sind morgen zu Ende.“

Helene wollte es dünken, als läge kein Bedauern in Golzow's Worten. — Es war Frau von B., welche gekommen war, ihre liebe Stadträthin zu sehen und die neue Herrschaft, sie brachte, wie sie das gewöhnlich that, einige andere Personen mit, welche sie auf Kosten Anderer sich verpflichtete. Man traf die Gäste hernach bei Tisch und war gezwungen, ihnen freundliche Gesichter zu machen.

Am nächsten Abend fuhr Golzow allein nach Haus, denn Helene blieb auf dringendes Bitten ihrer Mutter noch für fernere acht Tage auf Koppenrade.

(Fortsetzung folgt.)

Reminiscenzen

aus meinem Badeleben.

Von

Friedrich Plastenius.



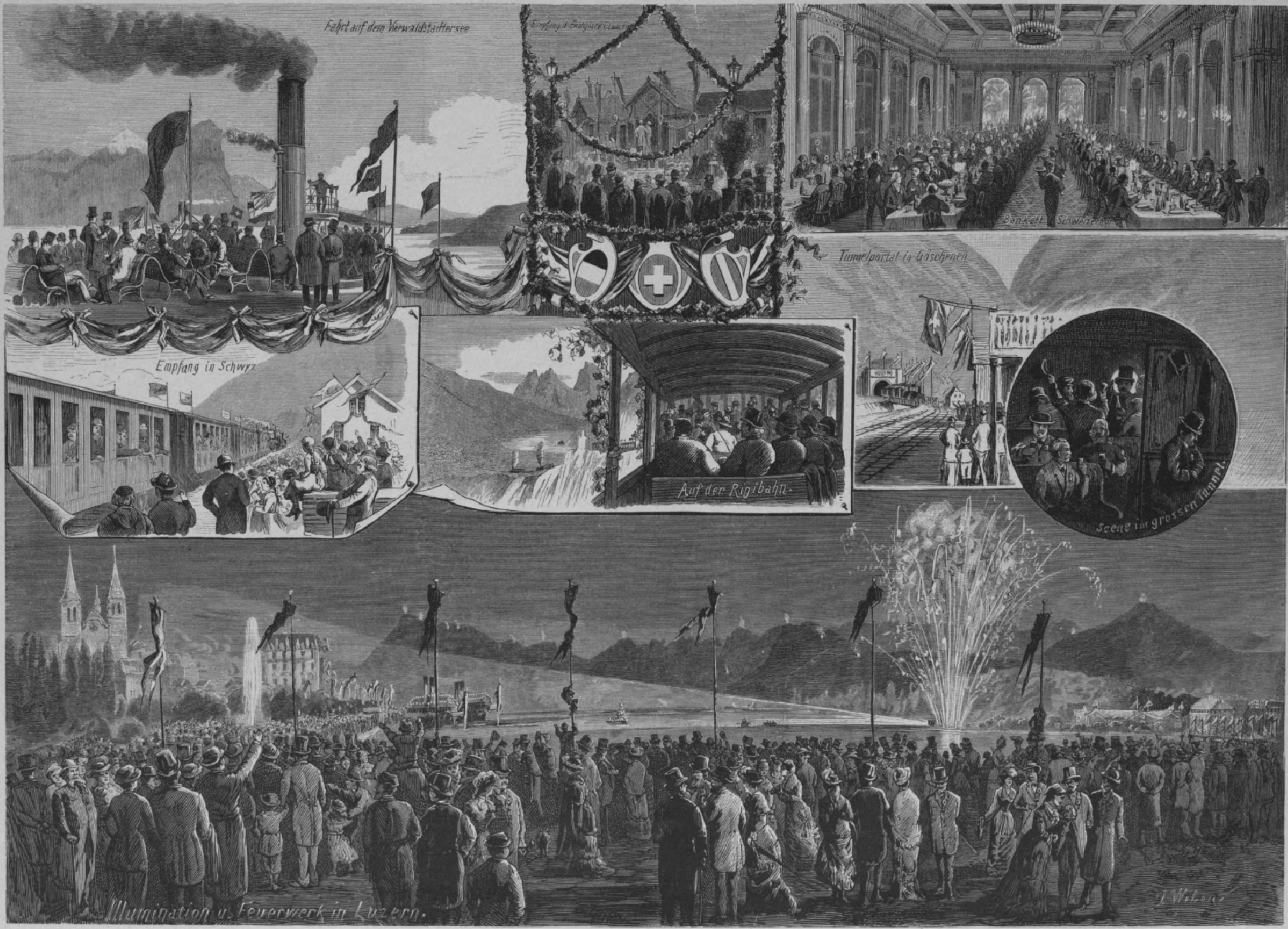
er Zug pfiff und hielt, die Thüre meines Coupés wurde aufgerissen, und der Zuruf: „Alles aussteigen!“ weckte mich vollends aus meinem Morgenschlummer.

So war ich denn wirklich in Homburg? Und hatte die schöne Strecke von Frankfurt a. M. an, wo ich mich auf Geheiß meines Bädeker's auf die linke Seite des Wagens gesetzt, um die schönen Taunushöhen recht bewundern zu können, richtig verschlafen? Ich fand jedoch bald eine Entschuldigung für meine Müdigkeit in dem Umstande, daß ich bereits seit dem vorigen Abend, wo ich das in der Hundstagshitze schmachtende Berlin verlassen hatte, unterwegs war, daß ich während der Nachtfahrt in einem unerträglich heißen Nachtcoupé, in welches die durch das geöffnete Fenster nur spärlich eindringende schwüle Luft eine kaum merkliche Erfrischung brachte, kein Auge geschlossen hatte, und daß daher ein bald nach dem Verlassen Frankfurts mein Coupé erfüllender kühlerer Luftzug, durch den der Taunus sich mir offenbar bemerklich machen wollte, diese beabsichtigte Wirkung auf mich natürlich vollständig verfehlte und mich vielmehr durch sein sanftes Fächeln sofort angenehm einlullte. Da riß mich plötzlich der gellende Ruf des Schaffners aus meinen Träumen, ich rieb mir die Augen und versuchte, mich in der Welt der Wirklichkeit umzusehen. Doch was war das? Träumte ich noch oder hatte ich schlafender Weise, statt die halbstündige Fahrt von Frankfurt nach Homburg zu machen, den Kanal überschritten und war in England gelandet? Fast wollte es mir so scheinen: hörte ich doch rings um mich ein ausländisches Idiom, das sich als Englisch erwies, redete mich doch der Gepäckträger, der mir den Gepäckschein aus der Hand nahm, Englisch an, forderte mich doch der Führer einer jener eleganten Droschken dort in englischer Sprache auf, in seinem Gefährt Platz zu nehmen. Mechanisch folgte ich der Aufforderung des Rosselenkers und dirigirte ihn zum Viktoriahotel. Hier wiederum wurde ich von einem eleganten englischen Wirth in grauem Cylinder empfangen, der als echter Engländer nur mit einiger Mühe seine Hand aus der Hosentasche hervorzog, um sie zum Hute zu führen, und mir mit lautschallender Stimme im routinirtesten Londoner Jargon eröffnete, daß sein Haus bis unter das Dach besetzt sei, und mich in die gegenüberliegende Dependance verwies, wo sich denn auch ein passendes Zimmer für mich fand. Hier wurde mir auch die einigermaßen beruhigende Mittheilung gemacht, daß ich mich wirklich in Homburg vor der Höhe befände, daß jedoch jetzt in der sogenannten high-season (von Mitte Juli bis Ende August) Alt- und Neu-England diesen Kurort fast ausschließlich als ihr Erbtheil in Anspruch nähmen, und daß daher jeder neu ankommende Badegast in dubio für einen Sohn Albions oder einen Fremdling von jenseits des großen Wassers gehalten werde. So erklärten sich mir die englischen Anreden, deren ich mich zu erfreuen gehabt hatte, und fast fühlte ich mich — meinem echt deutschen Naturell entsprechend — geschmeichelt in dem Gedanken, daß man auch mich für einen Ausländer, vielleicht gar für einen reichen Lord oder dergleichen angesehen habe.

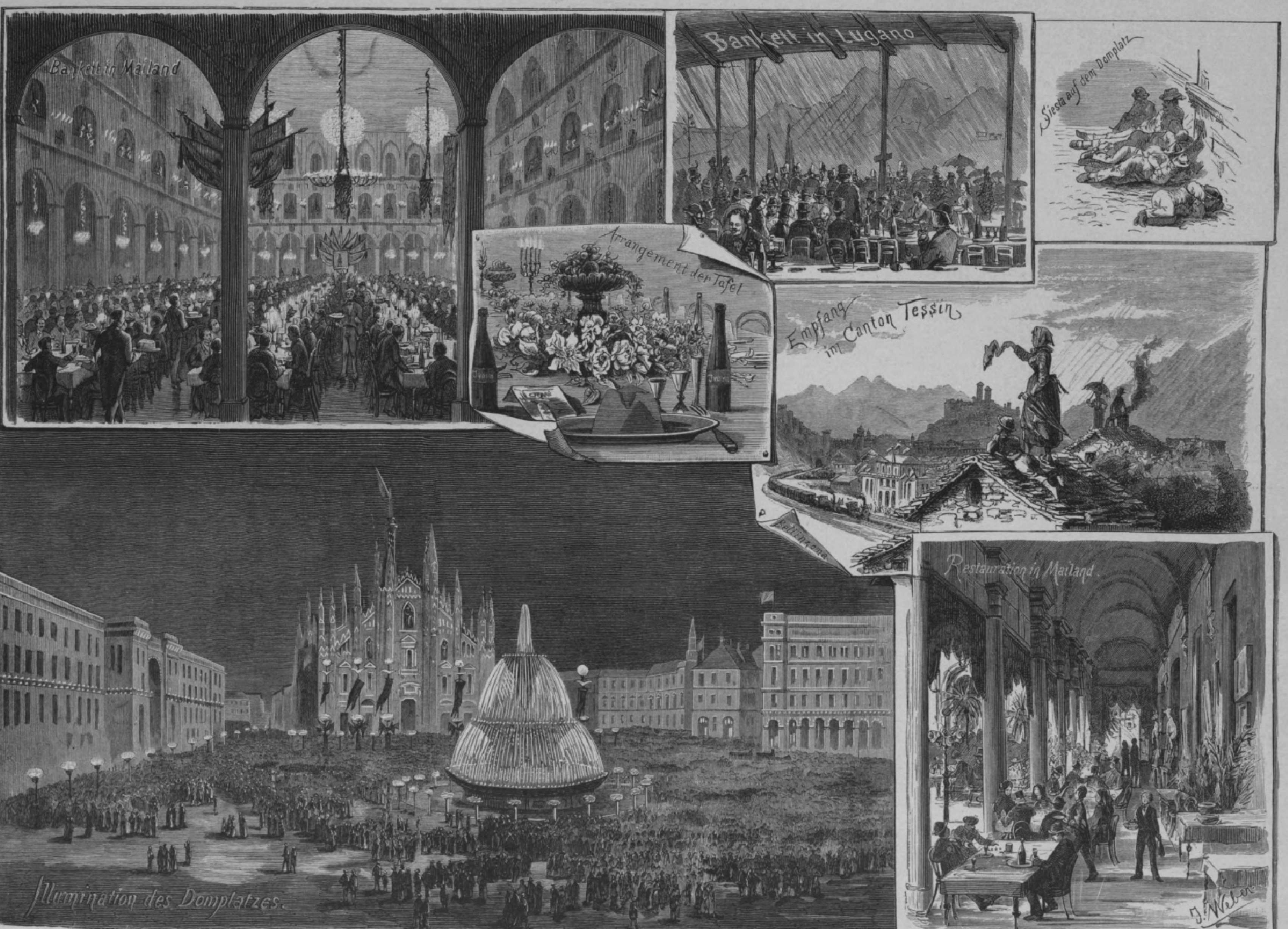
Mein erster Gang in Homburg führte mich durch die breite, schöngebaute Luisenstraße, in der meine Dependance lag, nach dem Kurhause, woselbst in den „goldenen Zeiten Homburgs“, wie die Homburger sie zu nennen pflegen, Louis Blanc mit seiner Suite Heerschau hielt über Alle, welche von nah und fern in die fürstliche Residenzstadt zusammenströmten, um am Spieltisch ihr Glück zu suchen, oder aber auch, wie dieß wohl meistens geschah, ihr Unglück, wenn es ihnen nicht gelang, sich noch rechtzeitig von der fesselnden Roulette loszureißen und nur mit einem blauen Auge davonzukommen.

Stolz ragt noch der röthliche Palast zum Himmel empor, stolz schauen noch die Marmorsäulen der gold- und krystallstrahlenden Säle den Besucher an; aber das eigenartige Leben, das hier einst pulsirte, ist verschwunden, an die Stelle des Rollens des Goldes ist das eintönige Schnurren einer toupie hollandaise getreten, und wo sonst das heimliche lüsterne Jauchzen des glücklichen Gewinners und der unterdrückte Schmerzenslaut des Vernichteten erscholl, da wird die Stille nur unterbrochen durch das Geknister der gelesenen Tagesblätter und ab und zu durch den Naturlaut eines über eine unerwartete Nachricht der „Times“ überraschten Engländers.

Mit einem gemischten Gefühl der Bewunderung und des Mitleids betreten wir diese Räume. Man mag über die größere oder geringere Berechtigung der Spielbanken urtheilen wie man wolle; so viel steht fest, daß der Gott Mammon, der an ihnen thronte, neben manchen Lastern, denen er Vorschub geleistet hat, indem er die Plätze, an denen er seine Herrschaft aufrichtete, zu Stätten der grenzenlosesten Verschwendung, des unerhörtesten Luxus und einer daraus entspringenden allgemeinen Frivolität machte, doch auch manche wahrhaft große und dauernde Schöpfungen hervorgerufen hat, denen eben dieselben Plätze ihre Entwicklung und ihre Blüte verdanken. Was wäre Baden-Baden, was Wiesbaden, was wäre endlich Homburg ohne Spielbank geworden? Man mag sich an dem letztgenannten Orte auf die herrliche Kurhausterrasse stellen und seine Blicke schweifen lassen über die grünen Rasenmatten und künstlerischen Baumgruppen, die die Kuranlagen zieren, oder unter schattigen Bäumen einer vortrefflichen Kapelle lauschen, deren rauschende Klänge sich harmonisch mit dem Plätschern des Springbrunnens vereinen, oder man mag seine Schritte durch die Alleen des Parks in die Gewächshäuser und Orangerieen lenken: man wird gestehen müssen, daß nur eine gewaltige Hand, die ein großer leitender Gedanke führte und der unbegrenzte Hülfsmittel zu Gebote standen, solche gemeinnützigen Werke, die immer von Neuem zahlloser Menschenkinder Herz und Sinn erfreuen, schaffen konnte, und man wird in vorurtheilsfreier Stimmung dem Wirken des Mannes, der alle diese Herrlichkeiten aus einem Nichts erstehen ließ, nicht jegliche Anerkennung versagen.



Die Eröffnung der Gotthardbahn. Originalzeichnung von J. Weber.



Die Eröffnung der Gotthardbahn. Originalzeichnung von J. Weber.

Gegen 7 Uhr Morgens beginnt das eigentliche Badeleben an den Heilquellen. Es gibt deren fünf in Homburg, von denen die Elisabethenquelle, die in ihren Wirkungen dem Kissinger Wasser nahe kommt, die besuchteste ist. Auf und ab strömt hier unter den Klängen des Kurorchesters, das allmorgendlich sein Konzert mit einem Choral beginnt, die Menge Derer, die für ihre nennbaren und unnennbaren Leiden und Leidchen von dem frischen, aus der Erde sprudelnden Wasser Heilung erstreben, oder die auch nur nach Homburg gekommen sind, um sich während einiger Wochen an der schönen, nervenstärkenden Bergluft zu laben und sich zu gleicher Zeit 'mal recht harmlos zu amüsiren.

Wir lassen uns auf einer der die breiten Alleen zwischen dem Kaiser- und Elisabethenbrunnen bordirenden Bänke nieder und beobachten den bunten Strom der hier die obligate Brunnenpromenade absolvirenden Fremden. In gesprächigen Gruppen ziehen sie an uns vorüber und wir bemerken hier zum ersten Male, daß auch noch in anderen Zungen, als allein in englischer, in Bad Homburg geredet wird: treffen doch französische, holländische, russische, schwedische, deutsche Töne unser Ohr.

Unsere Sprachstudien werden unterbrochen durch die Ankunft zweier Herren, die unser Interesse auf sich ziehen. Der Eine, dessen hohe, stattliche Gestalt, dessen distinguirter Gang und eine bis in die kleinsten Details durch einfache Vornehmheit sich auszeichnende tadellose Kleidung beim ersten Blick so sehr den Aristokraten verrathen, daß selbst der Chroniqueur der Vie Parisienne (obgleich er wußte, daß jener Fremde ein Deutscher war) sich nicht enthalten konnte, eine seiner Homburger Skizzen, die eben jenen hohen Gast darstellte, mit den Worten zu begleiten: „Grand personnage de haute mine — la boutonnière toujours fleurie et vêtu avec une suprême élégance," — stützt sich leicht auf den Arm eines kleineren Herrn, der trotz seines hohen Filzhutes ihm nur wenig über die Schulter reicht. Es ist dieß sein Adjutant, er selbst aber ein regierender Fürst Deutschlands, der hier im freundlichen Taunusbade Erholung von den Staatsgeschäften sucht. Ehrfurchtsvoll macht dem dahinschreitenden Paar die Menge Platz, ehrfurchtsvoll verneigen auch wir uns vor dem gekrönten Haupt.

Weitere Gruppen folgen ihnen. Unter denselben fällt uns besonders ein Schwesternpaar auf, das in enganschließendem Matrosenkostüm Arm in Arm durch die Menschenwogen hindurchsteuert. Sie wiegen sich in ihren Hüften und ihr Gang wird dadurch zu einem gleichmäßig hin und her schwankenden: — wie wahre Matrosen, denkt der harmlose Beobachter, bis er von einem Eingeweihteren erfährt, daß es sich hier um die Imitation einer von Pariser Damen des beau-monde in die Mode gebrachten Gangart handelt.

Ich verlasse jetzt meine Bank und trete zu einer Gruppe mir bekannter Engländer. Da es lauter Herren sind, so findet nach englischer Sitte eine Begrüßung durch Abnahme der Kopfbedeckung nicht statt; man salutirt vielmehr nur militärisch oder begnügt sich mit einem shake-hands, es sei denn, daß man vielleicht gerade einen alten Herrn anredet, in welchem Falle man mit den Fingerspitzen die Hutkrämpe zart berührt, dieselbe aber sofort, als sei sie im höchsten Grade zerbrechlich, wieder losläßt. Tritt aber eine Dame auf uns zu mit einem Gruß (der nach englischer Sitte immer zuerst von ihr ausgeht, während der Herr ihn nur zu erwiedern hat), so lüftet man als Zeichen seiner unbegrenzten Hochachtung vor dem weiblichen Geschlecht den Hut so, daß die etwa unter demselben befindliche Glatze immerhin noch nicht sichtbar wird. Von Aufstehen (falls man nämlich sitzt) ist nicht die Rede; ebenso können die Beine, die man der Bequemlichkeit halber auf einen zweiten Stuhl ausgestreckt hat, ruhig in dieser Position verbleiben, ohne daß dieser nach unseren deutschen Begriffen erhebliche Mangel an Rücksicht irgendwie mißfällig bemerkt wird.

Diese englische Nonchalance, die sich nicht allein in der zweiten Gesellschaft findet (von der ich hier ganz abstrahire), sondern auch in der allerersten, hat in mancher Beziehung auch ihre guten Seiten. So bringt die Sitte, sich in Gesellschaften (ja selbst bei kleineren Privatdiners) nicht allen Gästen vorstellen zu lassen, sondern nur denjenigen, mit denen man in näheren Verkehr zu treten wünscht, die Annehmlichkeit mit sich, daß man am nächsten Tage beim Begegnen dieser oder jener ganz gleichgültigen Person, die man jedoch irgendwo bereits gesehen zu haben meint, sich nicht den Kopf darüber zu zerbrechen braucht, ob man ihr vorgestellt sei, ob man sie demgemäß grüßen solle oder nicht, damit man nur keinen faux pas begehe u. s. w. Die Engländer denken darüber leichter. Man hat sich vielleicht noch am Abend vorher gesehen, hat vielleicht am selben Tische gesessen, sogar mit einander gesprochen — aber Tags darauf kennt man sich nicht mehr, wenn man sich eben nicht kennen will. Von irgendwelchem Uebelnehmen dieses oder jenes scheinbaren gesellschaftlichen Verstoßes kann aber dementsprechend keine Rede sein.

Man mag von diesen englischen Gebräuchen halten was man wolle: falsch ist es jedenfalls, wenn man sich (wie dieß häufig geschieht) bei Beurtheilung derselben auf den rein einseitigen deutschen Standpunkt stellt und dann kurzweg den Stab über jene Eigenthümlichkeiten bricht, ohne zu bedenken, daß wiederum dem Engländer von seinem Standpunkte aus unsere tiefen Verbeugungen, unser Hutabziehen bis zur Erde, unser Herumrennen bei Gesellschaften, um nur ja Keinem die hohe Freude entgehen zu lassen, unsern Namen von uns unverständlich vorgeplappert zu hören, kurz, alle diese gewiß auch berechtigten Eigenthümlichkeiten affektirt und lächerlich vorkommen müssen.

Ueberhaupt werden die Engländer von uns Deutschen meist falsch beurtheilt, indem man nämlich bei uns jene Klasse der den Kontinent bereisenden englisch redenden Individuen ganz allgemein als die Prototypen der englischen Gesellschaft ansieht. Man befindet sich dabei in einem bedauerlichen Irrthum, da jene Exemplare durchaus nicht den soliden und anständigen Stamm des englischen Volkes darstellen, sondern zum weitaus größten Theil aus reichen Emporkömmlingen bestehen, die durch arrogantes Auftreten sich in der Fremde die Stellung zu verschaffen suchen, die ihnen in ihrer Heimat nicht eingeräumt wird. Hat man dagegen den Vorzug, durch Konnexionen oder Empfehlungen (auf die der vornehme Engländer viel gibt) oder durch andere Umstände mit der wirklich guten englischen Gesellschaft in nähere Berührung und intimeren Umgang zu kommen, so wird man bald die Kluft wahrnehmen, die diese von der vorbeschriebenen Spezies trennt, und man wird sich des unbefangenen Urtheils nicht enthalten können, daß die englische firstrate-Gesellschaft nicht nur ihrem Namen, sondern auch ihren Anschauungen und ihrem ganzen Auftreten nach das Urbild der Vornehmheit repräsentirt. Ich schließe von diesem Lobe höchstens den Theil jener jungen «boys» aus, die in Eton, Cambridge oder Oxford noch mit ihrer Ausbildung beschäftigt, von einem maßlosen Dünkel erfüllt sind, der jedoch mit zunehmendem Alter an Intensivität verliert.

Glücklicherweise war die Zahl dieser jungen Helden in Homburg eine beschränkte. Dafür aber — und zwar als reichlicher Ersatz für sie — die weibliche Jugend in um so stärkerem Grade vertreten. — Man kann sich kaum einen angenehmeren Umgang denken, als mit einer jungen hübschen englischen Miß: so frei erzogen und doch so naiv, so frisch und heiter, so harmlos und natürlich! Wie leicht knüpft sich mit ihr eine Konversation an, die, wenn sich auch zuerst um die so echt englischen «topics» drehend, doch anregend und interessant ist! Zu solchen sogenannten topics gehört vor Allem natürlich das Kurtrinken, wobei uns unsere schöne Begleiterin auf der Brunnenpromenade auseinandersetzt, daß sie das Elisabethenwasser «very nasty» findet, daß Dr. Deetz (der erste Arzt Homburgs) ihr gerathen hat, zunächst mit einem Glase anzufangen und dann das Quantum jeden Morgen um so und so viel zu erhöhen. Dann wird zum Wetter übergegangen, dann auf Homburg im Allgemeinen, das so ganz «like an English watering place» sei, und wo — im Gegensatz zu London, das beständig «foggy» und «dusty» wäre, Alles «awfully nice, awfully pretty» (spr. putteh!) sei.

Auch von einem edlen wissenschaftlichen Drange sind diese jungen Damen beseelt; kein größeres Vergnügen für sie, als unter Leitung eines jungen deutschen «gentleman» auf irgend einer schattigen Bank der Kuranlagen in den langen Stunden, die zwischen dem «lunch» um halb Eins und dem «dinner» um halb 7 Uhr liegen, deutsche Grammatik zu studiren, wofür sie ihrem freundlichen Lehrmeister (der sich jedoch nur zu gern der Mühe dieses eigenartigen Unterrichts unterzieht) als Gegendienst die Kunst des „Flirtens" beibringen (einer exklusiv englischen Beschäftigung, der unser Courmachen nur unvollkommen entspricht).

Nach der Brunnenpromenade begibt sich Jedermann in seine vier Wände, um sich aus dem trotz des reichlichen Wassergenusses noch recht fühlbaren nüchternen Zustande in einen etwas behaglicheren zu versetzen. Nichts mundet besser, als eine Tasse Kaffee, genossen nach solchem 1—2stündigen nüchternen Morgenspaziergange; und ich möchte fast glauben, daß Mancher sich nur aus dem Grunde einer Brunnenkur unterzieht, um sich jenen köstlichen Genuß nach vollbrachter Askese bereiten zu können. Bei dieser dampfenden Tasse Kaffee (der auch bei den Engländern während der Kur meistens an Stelle des Thees tritt) werden dann die „Times" durchstudirt. Jedem einigermaßen gebildeten Engländer folgt nämlich sein Leibblatt auch in's Bad, obgleich dasselbe doch hier in mehrfachen Exemplaren von Kurdirektionswegen aufliegt. Aber allerdings ist es „comfortabler", die eigene Zeitung zu seiner Disposition zu haben; und die Comfortabilität ist nun einmal für den Engländer das Haupterequisit eines erträglichen Lebens.

Ich hatte bereits vorhin auf eine Beschäftigung hingewiesen, die den «afternoon» schnell und angenehm verstreichen läßt, nämlich auf den Unterricht in der deutschen Sprache, resp. in dem englischen Flirten; es gibt jedoch noch eine andere und zwar weit allgemeinere, nämlich das lawn-tennis-Spiel.

Seitdem Croquet und Football mehr oder weniger aus der «fashion» gekommen sind, hat sich dieß eigenthümliche Spiel eine rapide Verbreitung in England verschafft und ist sodann auch auf dem Kontinent überall dorthin verpflanzt worden, wo nur irgend ein weiches «th» in unnachahmlicher Reinheit ertönt. Daß es auch in Homburg, diesem Centralpunkt englischen Sommerlebens, einen lawn-tennis-ground (Platz), einen lawn-tennis-club gibt, versteht sich darnach wohl von selbst. Und was für einen Platz gar? Er ist der beste auf dem Kontinent, und selbst auf dem ganzen „Royal-Island" sollen nur wenige mit ihm konkurriren können. Ich hebe dieß besonders hervor, weil es bei dem Spiel auf die größere oder geringere Güte des Platzes hauptsächlich ankommt. Derselbe muß nämlich ein durchaus ebener Rasenboden sein, auf dem jede auch noch so geringe Erhöhung vom Uebel ist. Nicht allein wird daher an jedem Morgen die ganze weite Rasenfläche, die sich in den Kuranlagen in unmittelbarer Nähe der Brunnen befindet und rings von schattigen Bäumen eingerahmt ist, mit der peinlichsten Sorgfalt vermöge einer großen Pferdewalze geebnet, sondern manche enragirte Spieler lassen es sich nicht nehmen, den Schauplatz ihrer «matches» selbst noch zu vervollkommnen. So konnte man beispielsweise allmorgendlich ein hervorragendes Mitglied der englischen Aristokratie, Lord N., beobachten, der — zum Theil wohl aus Spleen, zum guten Theil jedoch auch aus Interesse für die Sache — höchst eigenhändig eine kleine Handwalze vor sich herschob und damit die liliputartigen Bodenerhebungen zu planiren suchte, oder auch mit einer kleinen Mähmaschine die vorlauten Spitzen der kleinen Gräser zu köpfen sich bemühte.

Auf diesem großen Platze nun herrscht theils schon in den Vormittagsstunden, hauptsächlich aber von 2 Uhr an das regste Leben. Der eigentliche Kampfplatz wird von den Spielern eingenommen, die, Herren wie Damen, mit einem ebenso originellen wie praktischen weißen Flanellkostüm und enormen Hüten versehen, mit rastlosem Eifer trotz der stärksten Sonnenglut ihre Bälle über die aufgespannten Netze hin und her zu schlagen sich bemühen, während das Gros der Anwesenden als Zuschauer unter den Bäumen oder aufgeschlagenen Zelten sitzt und mit so gespannter Aufmerksamkeit den Wechselfällen des Spiels folgt, daß man glauben möchte, es handle sich hier um ernste Kämpfe, um Sein und Nichtsein. Und selbst auf Nichtengländer scheint sich dieß Interesse am lawn-tennis-Spiel zu übertragen: habe ich doch öfters auch deutsche junge Herren hier stundenlang sitzen sehen; — allerdings, das muß ich hinzufügen, saß dann gewöhnlich (natürlich rein zufällig) eine hübsche junge Miß neben ihnen.

Nachdem das Diner gegen 7½ Uhr beendet, begibt sich die ganze Gesellschaft auf die Kurhausterrasse, und die Kapelle beginnt in dem nahen Musiktempel ihre Weisen ertönen zu lassen. Herrlich dringen die vollen Akkorde durch die Nacht und phantastisch hüpfen die Wasser des Springbrunnens in den Strahlen des Mondes. Dann aber kommt auch 'mal ein Abend, an dem dieß nächtliche Landschaftsbild verschwindet. In Tausenden von farbigen Flammen und Flämmchen strahlen die belaubten Gänge und die Rasenplätze vor der Terrasse, Raketen steigen in die Luft, Feuerräder rasseln; gigantisch aber zeichnen sich gegen dieß Meer von Licht die bergigen Umrisse des finsteren Hardtwaldes ab.

Das Feuerwerk hat mit einem mächtigen feurigen Sprühregen, der sich über den Park ergossen, seinen Abschluß erreicht und man will nun nach Hause. Doch halt: dort vom Goldsaal her dringen die munteren Klänge eines Strauß'schen Walzers an unser Ohr und schon drehen sich die Paare im Tanze. Es ist Reunion. Zu ihr hat jeder anständige Badegast Zutritt, und reges Leben herrscht an den beiden Abenden der Woche, die für dieses Vergnügen angesetzt sind, in den geräumigen Ballsälen des Kurhauses, wenn auch die eigentliche Lebhaftigkeit des Tanzens dank der englischen Manier, Alles nach der Schablone eines unendlich langsamen Walzers zu tanzen, bei dem sich die Paare wie träge Rotationsmaschinen auf dem Parket bewegen, verloren geht. Allerdings hält man es auf diese englische Art bedeutend länger aus, als wenn man beispielsweise in einem feurigen russischen Galopp durch den Saal stürmt, und nur so ist es zu erklären, daß manche Paare den ganzen Tanz von Anfang bis zu Ende durchtanzen können, fast ohne zu pausiren. Von Konversation keine Spur: „Schweigen ist Gold" scheint die Devise der englischen Jünger Terpsichorens zu sein.

Von Zeit zu Zeit finden größere Ballfestlichkeiten privaten Charakters statt. So hatte sich während meiner Anwesenheit in Homburg ein Komite konstituirt, bestehend aus einem Engländer, einem Amerikaner und einem Deutschen (meiner Wenigkeit), das die Sache in die Hand nahm und mit wirklich lobenswerthem Eifer sich den tausend Umständen, die mit allen derartigen Arrangements stets verbunden sind, unterzog. Großartige Erfolge krönten dafür aber auch jedesmal die Mühen. Eine auserlesene Gesellschaft, in der jedes Land nur durch die „Crême" seiner in Homburg weilenden Mitglieder vertreten war, füllte die schön dekorirten oberen Säle des Kurhauses, und originelle, geschmackvolle und kostbare Toiletten rauschten in buntem Gewirr über das glatte Parket. Ich entsinne mich noch deutlich einer allgemein auffallenden Toilette, die die stattliche Gestalt einer schönen jungen Frau, der Tochter des ehemaligen englischen Botschafters am Berliner Hofe, Lord Loftus, schmückte und die jene drei eben bezeichneten Vorzüge in sich vereinigte. Es war ein Kostüm à la diplomate, dessen Hauptbestandtheil ein richtiger Diplomatenfrack aus hellbraunem Sammet war, den reiche Goldstickerei zierte.

Unter den Kavalieren, die an jenem Abende dem Ballsport huldigten, zeichnete sich oder vielmehr wurde besonders ausgezeichnet ein schmucker Hofgeismarer Dragonerlieutenant, für den die jungen Misses bei ihrer hervorragenden Vorliebe für alles „Schneidige" von vornherein dadurch eingenommen waren, daß er nicht die Mühe und Anstrengung gescheut hatte, sich von dem mehrere Meilen entfernten Manöverschlachtfelde direkt in den Ballsaal zu begeben, um mit ihnen zu tanzen. Er vervollständigte durch seine Erscheinung, und zwar nicht am wenigsten durch seine kleidsame Uniform, die Eroberung der Herzen der besagten Misses so sehr, daß diese am nächsten Tage, an dem sich der junge Offizier selbstverständlich bereits wieder auf dem Kriegsschauplatze befand, in echt englischer Naivität, zum Theil wohl auch, weil sie den mit mehreren Konsonanten ausgestatteten deutschen Namen nicht recht aussprechen konnten, nur noch von «the lovely blue creature» sprachen.

Ueberhaupt haben die Engländerinnen ein besonderes «tendre» für die geschmackvollen Uniformen unserer Kavallerie; und es waren daher auch die Herren Husarenoffiziere aus Bockenheim, die dank der Nähe dieser ihrer Garnison häufig unsere Gäste sein konnten, so oft sie erschienen, die Helden des Tages — oder richtiger gesagt des Abends.

*

So vergingen die Tage und Wochen unter mancherlei Kurzweil, die noch durch Ausflüge in die Umgegend, nach dem Feldberg, nach Schloß Falkenstein und Königstein und wie alle jene herrlich gelegenen Orte heißen, an Mannigfaltigkeit und Abwechslung gewann, und kaum merkte ich, daß die Saison zu Ende ging und daß die Tausende, die noch vor Kurzem Homburg bevölkert hatten, sich allmälig in ein immer kleineres Häuflein verwandelten. Da trat denn auch an mich die „Scheidungsfrage" heran, ich faßte einen schnellen Entschluß, packte meinen Koffer, rief den wenigen Bekannten, die noch zurückblieben, ein herzliches Lebewohl und good-bye zu und verließ Homburg, nachdem ich mich noch am Bahnhofe mit einem letzten warmen Händedruck von dem Leiter des Badeortes, Kurdirektor Schultz-Leitershofen, verabschiedet hatte, einem Manne, den ein seltenes organisatorisches Talent, ein hoher Kunstsinn und eine große weltmännische Bildung in hervorragender Weise befähigen, an der Spitze eines Weltbades wie Homburg zu stehen, und dem daher die Fremden wesentlich zu verdanken haben, daß sie das liebliche Taunusstädtchen verlassen nicht allein körperlich gestärkt und gekräftigt, sondern auch geistig erfrischt und erquickt durch einen duftigen Kranz schöner Erinnerungen, die sie mit in die Heimat nehmen.

Die Eröffnung der Gotthardbahn.

Von

Otto Henne am Rhyn.

(Hiezu die Bilder S. 760 u. 761.)

Ein Zeitpunkt von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist die Eröffnung der Weltbahn über die Centralalpen, ein Werk von nicht genug zu würdigender Großartigkeit diese Bahn selbst, der kürzeste Weg nicht nur von Westdeutschland nach Italien, sondern geradezu aus Großbritannien nach seiner wichtigsten Besitzung Indien! Es ist daher nicht zu verwundern, daß das Fest der Eröffnung dieses hervorragenden Verkehrsweges, das vom 21. bis 25. Mai in Luzern und Mailand gefeiert wurde, die bedeutendsten Vertreter der Politik, der Finanz und der Technik Deutschlands,

Italiens und der Schweiz zusammenführte. Doch der Rausch des Festes ist nur ein rasch verflogener Traum; sprechen wir vor Allem von dem Werke selbst.

Der Gotthard ist kein alter Alpenpaß. Die Römer, welche das Hauptgebirge Europas so vielfach überschritten, kannten ihn nicht; sie zogen rechts und links an ihm vorüber durch Rhätien und das Wallis. Das gewöhnliche lokale Bedürfniß der Umwohner schuf nach und nach einen bescheidenen Weg hinüber. Erst im dreizehnten Jahrhundert wird er erwähnt, und erst im vierzehnten erhielt er seinen jetzigen weltgeschichtlichen Namen durch die Kapelle eines Mailänder Heiligen San Gottardo (der in der lombardischen Hauptstadt selbst eine Kirche besitzt), welche Kapelle Herzog Azzo Visconti um 1330 auf der nördlichen Grenze seiner Herrschaft errichtete. Das berühmte Gotthardhospiz nahm seinen Anfang etwa hundert Jahre später, indem zur Verpflegung der aus Italien nach dem Konzilium zu Basel reisenden Geistlichen auf der Paßhöhe eine Pfründe gestiftet wurde. 1775 zerstörten Lawinen und 1799 die Franzosen im Kriege mit Oesterreich und Rußland das Hospiz, das seit 1803 dem Kanton Tessin gehört, der es dann aus den Händen der Kapuziner in diejenigen des wackern Bürgers Lombardi aus Airolo übergehen ließ, eines wahren „Vaters der Armen", welcher, unterstützt durch freilich spärliche Beiträge, bis in die letzte Zeit jährlich 60,000 Reisende bewirthete und davon etwa 18,000 Arme mit Speise und Kleidung beschenkte. Als die Alpenstraßen in Graubünden errichtet wurden (1818 bis 1823) und dem Gotthardwege viel von seinem Verkehre wegnahmen, sahen sich die Kantone Luzern, Uri und Tessin genöthigt, auch über den Gotthard eine fahrbare Straße in Angriff zu nehmen, welche 1820 bis 1830 vollendet wurde. Aber die Neuzeit schreitet schnell. Das erste Projekt der Gotthardbahn datirt von 1853, die Agitation für dasselbe von 1861, wobei sich namentlich Basel und Luzern betheiligten. Tessin schwankte noch zwischen dem Gotthard und dem Lukmanier, zwischen welchen der heftige Federkampf fortdauerte. Nachdem sich 1863 aus den Vertretern von fünfzehn Kantonen, sowie der schweizerischen Central- und Nordostbahn eine „Gotthard-Vereinigung" gebildet, entschied sich 1866 die italienische Regierung für den Gotthard; nun mußte auch Tessin nachfolgen, und 1869 schlossen sich Preußen, Baden und Württemberg dem Plane an, welchen ein Staatsvertrag zwischen der Schweiz und Italien krönte, dem dann 1871 das neue deutsche Reich beitrat. Man darf also wohl sagen, daß die Ereignisse, welche 1860 und 1870 die Einheit Italiens und Deutschlands herbeiführten, auch das Gotthardunternehmen besiegelt haben, neben dem nun keine weitere Alpenbahn in der Schweiz mehr aufkommen konnte. Die Gotthardbahngesellschaft konstituirte sich Ende 1871 und im folgenden Jahre begannen bereits die Arbeiten, vornehmlich am großen Tunnel von Göschenen bis Airolo (14,9 Kilometer Länge) und an den tessinischen Thalbahnen, welche schon Ende 1874 eröffnet wurden. Daß das Gotthardunternehmen durch die vielen baulichen und finanziellen Schwierigkeiten, die sich gegen dasselbe aufthürmten, glücklich hindurch gelootst wurde, dankt es wohl kaum einem Andern in so hohem Maße wie dem gewesenen Bürgermeister und Regierungspräsidenten von Zürich, Alfred Escher.

Die Gotthardbahn beginnt bei Rothkreuz und zieht sich am Fuße der Rigi hin, durchschneidet die Bergbahn von Arth auf die Rigi bei Goldau, zieht sich am idyllischen Lowerzersee mit seinen zwei Inselchen hin, hat den mächtigen, trotzigsteilen Doppelkegel des Mython im Gesichte und erreicht bei Brunnen den Vierwaldstättersee, an dessen südlichstem Arme sie, fast mehr in Tunnels als im Freien, unterhalb der romantischen Axenstraße, gegenüber dem Rütli und neben der Tellskapelle, bis Flüelen zur Seite hinzieht. Hier betritt die Bahn das Reußthal, geht rechts an Altdorf, dem Hauptorte von Uri, vorbei und beginnt bei Erstfeld bergan zu steigen. Bei Amsteg fangen ihre Bauten an imposant zu werden. Es folgen sich schwindelnde Brücken und in den Felsen hineingegrabene Kehrtunnels, und ein Glanzpunkt technischer Thätigkeit ist in dieser Beziehung die Strecke bei dem Dorfe Wasen, wo die Bahn, um die höhere Thalstufe zu gewinnen, nach einander drei Stockwerke ersteigt und den wilden Zufluß der Reuß, die Maienreuß, dreimal überschreitet. Nun geht es indessen nicht mehr lange, und der Zug erreicht das schnell bekannt gewordene Göschenen, um sich in den größten Tunnel der Erde zu versenken, den er in 23 Minuten durchsaust, während die Straße das Gebirge auf imposantem Wege überschreitet, den gewiß noch mancher Wanderer lieber gehen wird, um die Teufelsbrücke, das Urnerloch, das sonnige, aber baumlose Urserenthal, die ergreifende Einöde des Hospizes und den imposanten Absturz des Val Tremola zu sehen, als daß er sich blind, in undurchdringlicher Finsterniß, durch den unheimlichen Leib des Gebirges führen läßt. Doch, weiter nach Italien! Obschon Airolo noch in rauher Alpengegend liegt, so fangen doch bald die Anzeichen südlichen Klimas und üppiger Vegetation an, den Reisenden zu erlaben.

Nachdem man die wilde Schlucht Dozio grande und neue großartige Kehrtunnels hinter sich hat, zeigt uns das lachende Thalgelände von Faido bereits erstaunlichen Reichthum an Kastanien, Maulbeerbäumen, Mais und Wein. Die Berghänge des Thales sind mit zahlreichen Dörfern, Kirchen und Kapellen besetzt, oft in so schwindelnder Höhe, daß es unbegreiflich erscheint, wie Menschen auf den Einfall kommen konnten, sich da oben anzusiedeln. Zahllose Wasserfälle stürzen von jenen steilen Höhen herab und bilden die mannigfaltigsten Figuren. Bei Biasca öffnet sich das Blagno-, bei Arbedo das Misoccothal, beide wildromantisch und mit den überraschendsten Szenerieen. Man ist hier bereits in der Tiefe der Thalsohle und die Bahn zieht sich eben und ohne Schwierigkeiten hin. Die Hauptstadt des Tessin, Bellinzona, liegt vor uns, klein, aber hübsch und malerisch, auch fest durch ihre drei Bergschlösser, die das Thal sperren und nach den ehemaligen drei Herren des Landes: „Uri", „Schwyz" und „Unterwalden" heißen. In der nun beginnenden tiefen, heißen und sumpfigen Tessinniederung gabelt sich die Bahn. Ein Zweig führt rechts über den Tessin an das wonnige, im Sinne der üppigsten Pracht des Südens fruchtbare und an milder Lage mit Nizza wetteifernde Nordufer des Lago Maggiore bei dem reizend und imposant zugleich gelegenen Locarno, der zweite über Magadino dem linken Ufer des Sees entlang, um künftig auf italienischem Gebiete die leichteste Verbindung mit Mailand darzubieten. Für jetzt muß man, um dahin zu kommen, den dritten Zweig benützen, der in langsam steigender Linie den Monte-Cenere erklimmt, diesen Querriegel zwischen dem nördlichen, konservativen und dem südlichen, radikalen Theile des Tessin, ihn durch einen bedeutenden Tunnel überwindet und dann in dem hübschen Agnothale Lugano erreicht, vielleicht den göttlichsten Punkt im Innern des europäischen Kontinentes. Es ist, als ob der Platz des Bahnhofes von Lugano von einem feinsinnigen Landschafter ausgewählt wäre, er thront hoch erhaben über der hübschen Stadt, vor welcher der von mäßig hohen Bergen und grünen mit Dörfern besäeten Geländen eingerahmte See in seiner klaren Bläue hingezaubert glänzt. Die Bahn erreicht am Fuße des mächtigen, eine der herrlichsten, ohne Anstrengung zu genießenden Aussichten darbietenden Monte Salvatore das Seeufer, überschreitet den See auf dem Brückendamm von Melida, welcher schon der Landstraße diente, überbrückt die beiden Arme, in welche sich der See hier gabelt, und verläßt ihn bei Capolago. Die nun beginnende Gegend von Mendrisio bis Chiasso ist, wenn auch fruchtbar, ja paradiesisch, doch in der Szenerie einförmig, weil ohne Gewässer, und in ihr enden bei Chiasso zugleich das Schweizergebiet und die Gotthardbahn. Eine neue Welt ist's, die wir nun betreten; die gartenähnliche, aber berglose lombardische Ebene ist etwas himmelweit Verschiedenes von der reichen Abwechslung der Berge und Thäler, die wir bis Como kennen gelernt haben, und ihre Befahrung durch des Dampfes Mächte ist schon ältern Datums.

Und nun das Fest! Es war im Ganzen ein schönes, erhebendes, wenn auch nicht frei von Versehen und selbst von Mißtönen, welche natürlich jede Nationalität der andern schuld gibt. Ein Fest, an welchem die deutschen, italienischen und schweizerischen Minister, Parlamentarier, Diplomaten, Finanzmänner, Techniker u. a. mit der Gotthardbahn irgendwie zusammenhängenden oder an ihr irgend welches Interesse besitzenden Persönlichkeiten theilnahmen, konnte nicht wohl anders als Fragen der Etikette wachrufen, welche denn auch eine große Rolle gespielt und viel Staub aufgeworfen haben. Halten wir uns indessen an unsere an Ort und Stelle aufgenommenen Illustrationen! Der Korrespondent und der Illustrator von „Ueber Land und Meer" haben ununterbrochen, vom Strande der Limmat bis an den der Olona, über Gebirge und Seen zusammengehalten und zusammenberathen und können daher einander gegenseitig ergänzen.

Der Abend des 21. Mai führte erst die italienischen und dann die deutschen und schweizerischen Gäste nach Luzern, wo sie auf dem festlich geschmückten Bahnhofe, den unser Bild zeigt, mit ihren Nationalhymnen empfangen wurden. Es war schon ziemlich dunkel; erkennen konnte man kaum Jemanden; wir wollen nur erinnern, daß der 82jährige Senatspräsident Tecchio, von seinen Dienern geleitet, die Minister Baccarini und Acton, daß der Minister v. Bötticher, der Reichstagspräsident v. Levetzow und sein Bureau, der Seehandlungspräsident Rötger, die gegenseitigen Botschafter und bevollmächtigten Minister der Schweiz, Deutschlands und Italiens, der schweizerische Bundesrath und viele Mitglieder der Bundesversammlung, sowie Vertreter der Kantone, dann Vertreter vieler Eisenbahn- und Handelsgesellschaften, sowie der Presse erschienen sind, welche Letzteren aber wohl die meiste Ursache hatten, über etwas stiefmütterliche Behandlung zu klagen, was aber die Presse ja gewohnt ist und durch ihre Rücksichtslosigkeit oft nicht anders verdient.

Einen herrlichen Genuß bot der 22. Mai, nämlich eine besonders für die ausländischen Gäste berechnete Fahrt auf die Rigi mittelst Dampfboot und Eisenbahn. Es war ein entzückender Morgen auf dem See im Salondampfer Germania; man war noch ruhig, noch nicht aufgeregt vom Feste, noch anspruchslos und unbefangen und überließ sich den gewaltigen Eindrücken der Natur. Schon aufregender und namentlich für die Italiener neu war die Bergbahnfahrt von Goldau nach Rigikulm. Unser Bild zeigt einen Ausblick von dem Rücksitze eines Waggons die schwindelnde Höhe hinab auf den Lowerzersee mit seinem Inselchen Schwanau legendenhaften Andenkens und hinüber auf die kolossalen Pyramiden der Mythen. Von dem Kulm, wo ein wackerer Lunch auch der Materie Rechnung trug und die Aussicht nach Verdienst bewundert wurde, ging die Fahrt nach Vitznau hinab und dann nach Luzern zurück. Eine Stunde nach der Ankunft, Abends 6 Uhr, begann das große offizielle Banket im Prachtsaale des „Schweizerhof". Die Theilnehmer waren in großer Toilette erschienen; das Menü bot das Feinste, was sich denken läßt, und dennoch platzten die Nationalitätsgeister heftig auf einander, — wie? das haben die politischen Blätter vielfach erörtert! Schöner gewiß als dieß geistige Feuerwerk war dasjenige im eigentlichen Sinne nach Einbruch der Dunkelheit am See. Es war ein feenhafter Anblick. Strahlen elektrischen Lichtes erhellten nacheinander die einzelnen Partieen des Kai, und das Feuerwerk zeigte außer den gewöhnlichen Rädern und Sonnen in kunstvoller Ausführung den Dom von Mailand, die Tunneleingänge am Gotthard, die Kreuze Italiens und der Schweiz, den deutschen Reichsadler u. s. w. Eine zahllose Menschenmenge wandelte auf und ab, und auf dem See fuhren kleine Schiffe, mit glänzenden Lampions überladen, während auf einem Boot die Festmusik erhebende Weisen ertönen ließ, auf den Bergen ringsumher aber, nach alter Schweizersitte, die Feuer, jetzt Friedenszeichen, gegen hundert an der Zahl, zum dunklen Sternenhimmel emporloderten.

Der Festfahrt auf der Gotthardbahn, der ersten vollständigen von Norden nach Süden (die entgegengesetzte Richtung hatten ja bereits die Italiener zurückgelegt), war der 23. Mai gewidmet. Sie fand in drei dichtbesetzten Zügen statt, deren Vertheilung leider dem Zufall und der Willkür überlassen war. Eine weihevolle Erwartung hatte sich wohl aller Gemüther bemächtigt. Rührend war der begeisterte Empfang der Züge durch die Schuljugend in Schwyz, etwas trübend dagegen die völlige Theilnahmlosigkeit der Bevölkerung von Uri, welche wohl noch nicht über das Bewußtsein der Schädigung mancher Interessen durch das neue Werk hinausgekommen ist. Dazu paßte der heftige Regen, der die Festfeiernden in Göschenen empfing, so daß wohl Wenige, weil Alles für des Magens Heil sorgen mußte, dazu gekommen sind, den bekränzten Tunneleingang zu betrachten. Der Wein aber erregte die Geister und in der tiefen Finsterniß im Innern des Berges mag wohl in manchem Waggon eine der von uns abgebildeten ähnliche Szene sich abgespielt haben, bei der man im Dämmerlicht der Wagenlampe mit Flaschen ohne Gläser die unterirdische Kameradschaft und die Gotthardbahn hoch leben ließ.

Aber der Empfang im italienischen Sprachgebiet, im Kanton Tessin und in Italien überstieg alle Erwartungen. Das von herrlichem Klima genährte Blut überwallte vor Enthusiasmus. Auf die Dächer stiegen die Leute, um die ersten Gotthardzüge zu sehen. Auf den Bahnhöfen waren weißgekleidete, mit Blumen und Nationalfarben geschmückte Mädchen, uniformirte Schüler mit Musik, Vereine mit wehenden Fahnen, selbst Gendarmen und Militär in Parade aufgestellt und der Evvivas, des Hut- und Tücherschwenkens war kein Ende! Unser Bild zeigt diesen Empfang in Bellinzona, wo er wohl einer der herzlichsten war. Nicht minder begeistert war er in Lugano, aber er wurde dort durch das in einer offenen Halle neben dem Bahnhofe gespendete Banket verdunkelt, aus dem wir eine Szene mit dem herrlichen Ausblick nach dem See bringen. Ein heftiges Gewitter mit Platzregen störte einigermaßen die Gemüthlichkeit des Mahles, aber nicht auf die Dauer, da Redner und Musik für Auffrischung der Geister sorgten. Glänzend war auch der Empfang in Como und besonders der in Mailand selbst. Es ist ein eigenthümliches Gefühl, in einer großen Stadt anzukommen, von der man schon viel gehört, die man aber noch nicht betreten hat, namentlich Nachts. Man sieht beleuchtete Gebäude, Promenaden mit Wagen und Fußgängern, hochragende Thore, aber noch nichts in deutlichen Umrissen. Man macht sich Erwartungen davon, wie man dieß Alles am Tage finden werde, und lebt sich in die entzückendsten Träume hinein, die Einen nicht zur Nachtruhe kommen lassen. Den möchten wir aber sehen, der noch so spät des Abends in Mailand angekommen, nicht wenigstens noch einen Blick auf den herrlichen Dom und in die Galerie Viktor Emanuel werfen möchte, geht auch der Weg dahin durch die halbe Stadt. Und dieser erste Blick, so unvollkommen auch im Halbdunkel des Domplatzes, wie unvergeßlich ist er nicht! Wer fühlte aber nicht das Bedürfniß, sich nach Empfang dieser ersten Eindrücke etwas zu sammeln, und wo geschähe dieß passender als in einer echt italienischen Restauration in den Säulengängen des Gartens eines alten Hauses? Unser Bild zeigt eine solche Szene.

Die Reisenden haben ausgeruht und der 24. Mai hat ihnen in Mailand das erste Tageslicht geschenkt. Der Tag muß nothwendig vorzugsweise dem Dome gehören. Nachdem man das weihevolle halbdunkle Innere mit der Legion von Glasgemälden, von Altarbildern, mit seinen Säulenhallen und der wundervollen Decke, nachdem man die noch dunklere Krypta mit ihrem echt katholischen geheimnißvollen Bau und dem berückenden Weihrauchduft in sich aufgenommen, — fühlt man sich da nicht gedrungen, zum Lichte emporzusteigen, zu dem die Hunderte von Thürmchen emporzuweisen scheinen, die Hunderte von Stufen emporzuklettern, auf den Marmorplatten des Daches zu wandeln, endlich, immer weiter hinauf, den schmächtigen Bau des Hauptthurmes zu ersteigen und von der höchsten erreichbaren Höhe die halbe Lombardei und den unermeßlichen Kranz der Hochalpen anzustaunen! Doch, wozu der Worte? Man ist berauscht vom Gesehenen, zuletzt abgespannt und fühlt eine Erleichterung, zwecklos auf dem Domplatze, der jetzt herrlich erweitert und ein wirklich imposantes mächtiges Viereck von Prachtbauten bildet, zu flaniren und die glücklichen Proletarier zu beneiden, die unter Italiens Himmel auf den Domstufen ihre Siesta halten, wie unser Bild zeigt. Denn auf den Abend, da steht noch Arbeit bevor! In dem prachtvollen hohen Saal des Pavillons der „öffentlichen Gärten" hat der Gemeinderath von Mailand den Festgästen ein Banket hergerichtet, das wohl mit dem in Luzern wetteifern durfte. Der Prinz Amadeus präsidirte; die höchsten Würdenträger Italiens, Deutschlands und der Schweiz umgaben ihn; etwa 6—700 Gäste speisten mit. Die Ecken des Saales prangten mit den mächtigen Flaggen der drei Staaten und der Stadt Mailand, während, auch ohne das Fest, die Wappen der italienischen Städte die Wände schmückten. Nach dem Banket aber, das ohne Mißton verlief, staunte eine wohl in die Hunderttausende zählende fröhliche Menge, ohne die geringste Unordnung, die wunderbare, feenhafte Beleuchtung des Domes mit weißem, rothem und grünem Lichte an; auch nach dem Verfließen dieses zauberhaften Anblicks bot der Domplatz in seinen Millionen architektonisch vertheilter Gasflammen, die in der Mitte des Platzes eine herrliche Fontäne und an den Fassaden geschmackvolle Gruppirungen bildeten, ein wirklich magisches Bild dar. Damit war das Fest beendet; die Heimfahrt am 25. Mai war nur noch eine für die Gäste nothwendige Ergänzung, aber immerhin ein Anlaß zu fröhlichem Austausch der Gedanken über eine bereits lieb gewordene Erinnerung.

Bilder aus der Wiener internationalen Kunstausstellung.

Zweite Serie.

(Hiezu die Bilder S. 764.)

Aus der Reihe der Zeichnungen, welche die Künstler für den illustrirten Katalog eingesendet, heben sich nach denen, welche wir bereits vorgeführt, besonders hervor: Friedrich Friedländer's (Wien) „Weinvertheilung an Invaliden". Dieses Bild hat der Kaiser von Oesterreich sofort beim ersten Besuch angekauft und der bewegende Grund ist gerade der ungesuchte, aber fein naturalistische Ton, welcher Friedländer charakterisirt, der noch die unübertroffene Genreschule Meister Waldmüller's genossen und wie im Ausklange fortsetzt. Seine Invaliden sind Typen, welche als genaue Spiegelbilder ihrer Zeit stets durch inneren Werth wie durch ihre eigene Malweise gewinnen werden. Und im Zusammenhange stimmt Ludwig Mayer's „Madonnenbild für die Dorfkirche" förmlich wehmüthig. Wie ein erratischer Block einer Vorzeit liegt das an Umfang wohl kleine, aber an Gehalt bedeutungsvolle Bild in der Sandfläche der Erfindungslosigkeit und Gedankenleere seiner Umgebung. Jede Figur spricht, deutet etwas, selbst wenn ihr Rücken dem Beschauer zugekehrt ist, und der Vorgang, der in der Bezahlung des Malers durch den Pfarrer gipfelt, ist so dramatisch sprechend, daß er weiter keiner Erläuterung bedarf. Die Farbe ist so schlicht, daß die Fruktifikateure der Regenbogenfarben auf der Palette eine heilsame Lehre und irgend ein wohlthätiges Gedankenerwecken verspüren mögen. — Der Franzose Ed. Danhan ist leicht verständlich, indem er das Modell frühstücken läßt, das üppige weibliche Modell mit gerade genügender Bekleidung, um auch die Damen verweilen und den Herrn Maler sammt seinen Atelierutensilien kokett betrachten zu lassen. — Sein Kollege und Landsmann Bauverie, „Erbsenernte", begnügt sich nur mit nach Erbsen Lüsternen, und die Erntenden halten die wohlthätige Mitte zwischen armen Arbeitern und gesunden frischen Menschen, welche eine erquickliche Arbeit in der schönen Natur vollführen; ein ziemlich anmuthendes Bild.

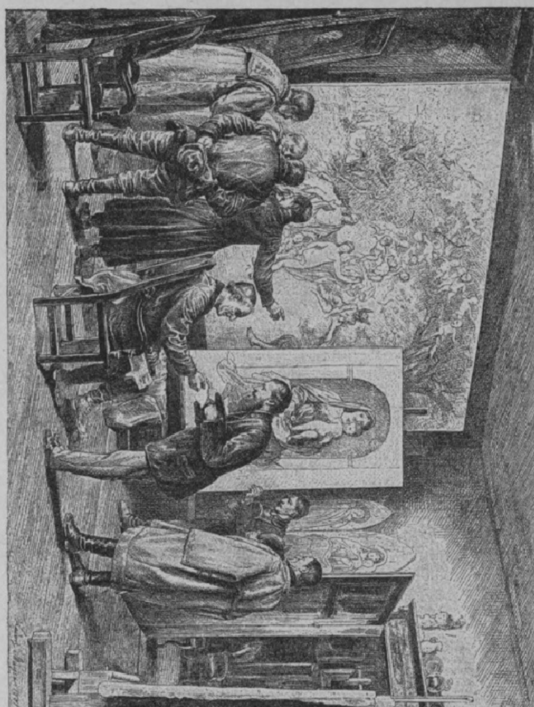
Originalzeichnungen der Künstler nach ihren Bildern in der Wiener internationalen Kunstausstellung.



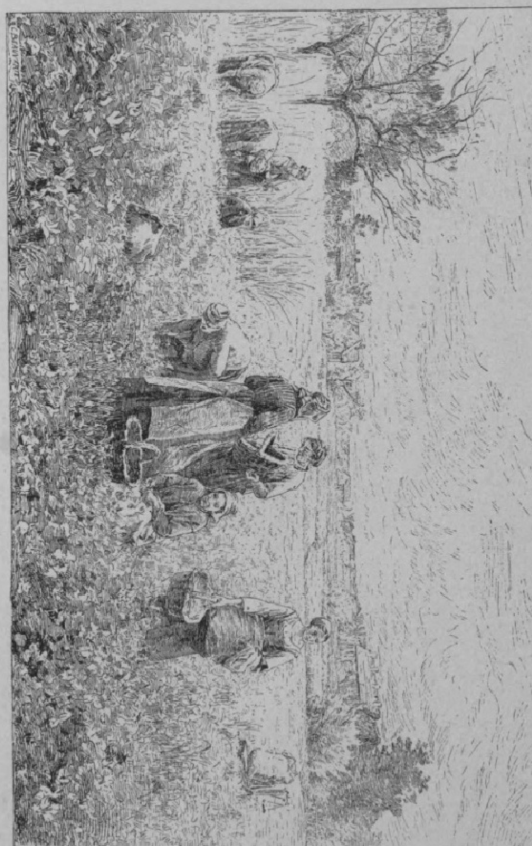
Friedr. Friedländer: Weinvertheilung an Invaliden.



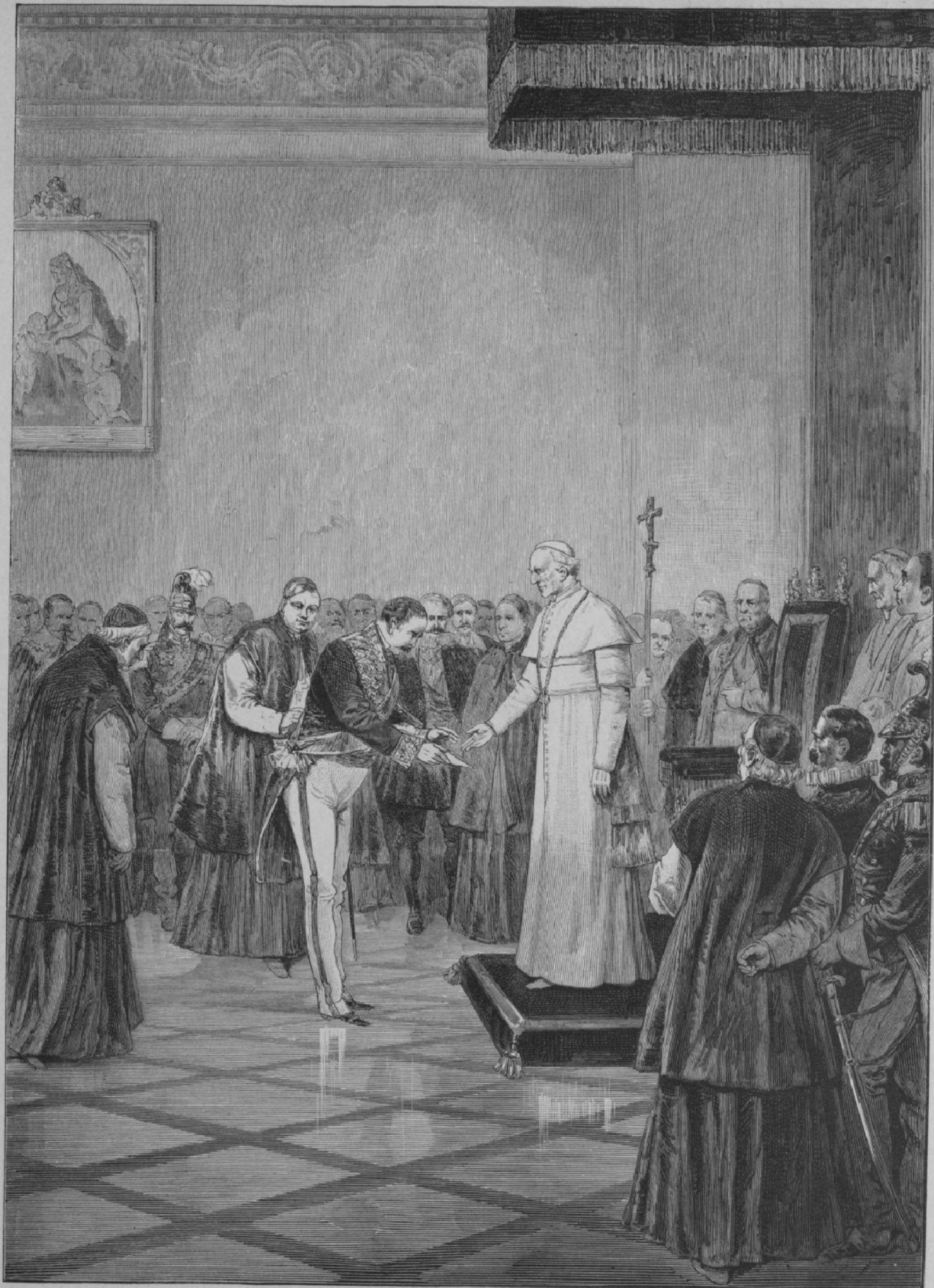
Eduard Josef Dantan: Das Frühstück des Modells



Ludwig Mayer: Das Madonnenbild für die Dorfkirche.



Charles Josef Beauverie: Erbsenernte in Auvers.



Empfang des preußischen Gesandten Schlözer bei Leo XIII. in Rom. Nach einer Skizze von Scipione Vannutelli.

Um den Halbmond.

Roman

von

Gregor Samarow.

(Fortsetzung.)

Sechsundzwanzigstes Kapitel.



Vor dem russischen Palais waren inzwischen die Menschenmassen immer dichter und undurchdringlicher geworden und mit Mühe nur hielten die berittenen Schutzleute die Straße für die Anfahrt der Herrschaften frei. Nach einander fuhren die Kronprinzessin und die Prinzessin Friedrich Karl von Preußen vor, um sich in die Gemächer des ersten Stockwerks zur Begrüßung des Kaisers Alexander zu begeben. Immer unruhiger, immer erwartungsvoller wurde die Menge, bis endlich aus der Ferne heranbrausende und sich immer mehr nähernde Jubelrufe die Ankunft der Kaiser verkündeten.

Die Ehrenkompagnie des Kaiser-Alexanderregiments trat in Paradeaufstellung, die Damen der russischen Botschaft erschienen unter dem Thor des Hotels, die schöne Frau von Arapow in einer Robe von taubengrauer Seide, daneben Frau von Benkendorf und Frau von Kotzebue, prachtvolle Blumenbouquets in den Händen, um ihren Souverän sogleich bei dem Eintritt in sein Berliner Haus zu begrüßen — noch einige Augenblicke und die Vorreiter ritten im scharfen Trabe heran. Ihnen folgte unmittelbar der offene, vierspännige Wagen, in welchem neben dem Kaiser Wilhelm der russische Selbstherrscher in der Uniform des Kaiser-Alexanderregiments mit dem großen Orangebande des schwarzen Adlerordens saß.

Kaiser Alexander sah bleich und etwas leidend aus, und obwohl er sich lebhaft mit seinem erhabenen Oheim unterhielt, so trat doch auf seinem schönen, edlen Gesicht jener Ausdruck träumerischer Melancholie, welcher ihm selbst in früher Jugend schon eigenthümlich war, noch mehr als sonst hervor.

Der Wagen hielt dicht vor dem Portal. Die beiden Kaiser stiegen aus, während ein betäubender Hurrahruf durch die Luft zitterte. Die Ehrenkompagnie präsentirte, die Musik intonirte die russische Nationalhymne, und während der Wagen schnell fortfuhr, um dem nachfolgenden Kronprinzen Platz zu machen, der schnell aus dem Schlage heraussprang, trat der Kaiser grüßend an die Ehrenkompagnie heran, um an der Seite des Kaisers Wilhelm, der strahlend vor Freude auf den seinem Herzen so nahe stehenden Neffen und den treuen Freund Deutschlands blickte, die Front abzuschreiten.

Die Wagen mit dem Gefolge hatten in einer kurzen Entfernung vor dem Portal gehalten, so daß vor demselben ein freier Platz offen blieb, den die jubelnde Menge neugierig umdrängte. Aus dem ersten der nachfolgenden Wagen stieg ein alter Herr mit blassem, geistvollem, freundlich lächelndem Gesicht, dessen scharfe, lebhafte Augen durch eine goldene Brille verdeckt wurden. Sein Haar war weiß, seine Haltung etwas unsicher und gebrechlich; er hüllte sich in einen warmen Mantel und stützte sich auf den Arm des russischen Botschaftsraths von Arapow, der ihn an dem äußersten Rande des freigebliebenen Platzes hin in das offenene Portal geleitete, wo er die dort harrenden Damen flüchtig und, wie es schien, mit einem heiteren Scherzwort begrüßte, um dann in dem Aufgange zu den Parterreräumen zu verschwinden.

Es war der Reichskanzler Fürst Alexander Michaelowitsch Gortschakoff, der undurchdringliche und unermüdliche Leiter der russischen Politik, dessen unverwüstlich lächelnde Heiterkeit der europäischen Diplomatie schon so viele Räthsel aufgegeben hatte.

Die beiden Kaiser hatten inzwischen die Front der Ehrenwache abgeschritten; Kaiser Wilhelm wendete sich zu dem weit offenen Eingange des Botschaftspalais und begrüßte mit der ihm eigenen verbindlichen Artigkeit die dort harrenden Damen — Kaiser Alexander aber trat schnell zurück vor die Front der Kompagnie, zog den Degen und kommandirte mit lauter Stimme:

„Mit Zügen rechts schwenkt — marsch!"

Mit musterhafter Präzision wurde das Kommando ausgeführt.

„Halt!" rief der Kaiser mit klarer, weithin schallender Stimme.

„Parademarsch in Zügen, Parade — marsch!"

Die Musik intonirte den Parademarsch und der Kaiser führte die Kompagnie seines Regiments seinem erhabenen Oheim, dem ersten Soldaten der Welt, so musterhaft vor, als ob er die Details des preußischen Exerzierreglements zum Gegenstande seines hauptsächlichsten und eifrigsten Studiums gemacht hätte. Stolz leuchteten die Augen der Soldaten, als sie, von dem mächtigsten Herrscher zweier Welttheile geführt, an ihrem siegreichen Kaiser und König vorbeimarschirten. Freudige Rührung zuckte über das Gesicht des Kaisers Wilhelm, er verneigte sich tief, indem er die Hand an den Helm legte, und als der Kaiser Alexander, nachdem er die Spitze der Kompagnie vorübergeführt, nun wieder zu ihm herantrat, öffnete er die Arme und drückte seinen Neffen bewegt an die Brust, während die Züge der Kompagnie den Vorbeimarsch vollendeten.

Die beiden Kaiser grüßten noch einmal das Publikum und verschwanden dann, nachdem Kaiser Alexander mit kurzen Dankesworten die Begrüßung der Damen der Botschaft entgegengenommen hatte, nach dem ersten Stockwerk hinauf, wo die Prinzessinnen sie erwarteten.

Lange noch blieb die Menge vor dem russischen Hause versammelt, lebhaft sprechend, jede Erscheinung an den Fenstern beobachtend und kommentirend. Der Jubel wiederholte sich, als nach kurzer Zeit der Kaiser und die sämmtlichen preußischen Herrschaften das Palais wieder verließen, und ganz allmälig zog ein Theil der dicht zusammengedrängten Menge nach den verschiedenen Richtungen hin sich zurück.

Während so auf der Straße die Menschenwogen auf und ab strömten und im Palais selbst jenes unruhig bewegte und doch so leise, glatte, jedes laute Geräusch ausschließende Treiben sich bemerkbar machte, welches stets den Mittelpunkt eines großen Hofes umgibt, saß Fürst Gortschakoff in einem stillen, behaglichen Kabinet, das die Reihe der glänzenden Gemächer abschloß, welche der russische Botschafter von Oubril zur Wohnung für seinen Chef eingerichtet hatte. Der greise Kanzler hatte flüchtig Toilette gemacht, einen leichten, bequemen Rock angelegt und seine Augen glänzten so klar, sein Gesicht war so frisch und sein Lächeln so heiter, als sei die Reise von Petersburg nach Berlin an dem achtundsiebenzigjährigen Herrn spurlos vorübergegangen. Der Fürst saß in einem bequemen Lehnstuhl neben dem Schreibtisch, auf welchem die Flut von Briefen und Papieren, welche sonst bei dem Kanzler des weiten russischen Reiches zusammenströmte, sich noch nicht angesammelt hatte, und auf welchem nur die große Reisemappe geöffnet lag.

Vor dem Reichskanzler stand sein vertrautester Mitarbeiter, der Geheimerath und Staatssekretär von Hamburger, ein Mann von schlanker, geschmeidiger Gestalt mit außerordentlich feinem, klugem Gesicht, dessen ausdrucksvolles und bedeutsames Mienenspiel jedes seiner Worte begleitete; sein charakteristischer Kopf saß ein wenig tief in den leicht gekrümmten Schultern — seine Erscheinung wurde dadurch noch pikanter und origineller.

„Nun, mein lieber Hamburger," sagte Fürst Gortschakoff, indem er sich ganz vergnügt die Hände rieb, „was meinen Sie — wie wird es gehen — werden wir hier auf dem eigenen Gebiet des stürmenden Achill's der europäischen Diplomatie einen Sieg erfechten — wird die Klugheit dennoch ihren Platz behaupten neben der übersprudelnden, Alles durcheinander werfenden Kraftaufwallung, welche in den letzten zehn Jahren den Ausschlag gegeben hat?"

„Ich zweifle nicht daran, Durchlaucht," erwiederte Herr von Hamburger, „und was bis jetzt geschehen, läßt mich immer wieder zu dem Glauben zurückkommen, daß der weise und wohlüberlegende Nestor dennoch auf die Dauer sicherer den Weg zum Ziele findet, als der wildvorstürmende Achill. Eure Durchlaucht haben es verstanden, ihn für uns arbeiten zu lassen, und ohne daß es uns einen Rubel oder einen Mann gekostet, haben wir jenen unglückseligen Paragraphen des Pariser Traktats von 1856, der uns das schwarze Meer verschloß, aus dem europäischen Völkerrecht entfernt, und wenn das Glück ferner der Klugheit und vorsichtigen Berechnung günstig ist, so werden wir jetzt ohne die gewaltige Erschütterung und die unberechenbaren Wechselfälle des Krieges die nächste Etappe unserer Politik erreichen: den Orient zu beherrschen als Retter und Beschützer der christlichen Provinzen und der Türkei zugleich. Indem wir Deutschland schmeicheln und ihm gewissermaßen das Schiedsrichteramt in Europa in die Hände legen, indem wir durch Deutschland Oesterreich zu unserem Verbündeten machen und von jeder freien Aktion zurückhalten, isoliren wir England und überlassen es seinem ohnmächtigen Grimm."

„Mein alter, guter Freund Disraeli," sagte der Fürst, ganz vergnügt lachend, „wird nicht wenig zornig sein; er hätte gefährlich werden können, wenn wir ihm nicht jede kontinentale Allianz abgeschnitten hätten; jetzt wird ihm wohl nichts Anderes übrig bleiben, als sich mit uns abzufinden und zu theilen, da er bei all' seinem romantischen Eifer doch klug genug ist, nichts Unmögliches zu unternehmen. Für alle Fälle ist es gut, daß wir in Afghanistan eine zündkräftige Lunte an das Pulverfaß der indischen Kolonieen gelegt haben. Wir werden die Welt durch unsere Mäßigung in Erstaunen setzen, wir werden die Zustimmung Europas zu unserem Programm erlangen und," fügte er, sich abermals die Hände reibend, hinzu, „da die Pforte selbst unser Programm annimmt und die Garantie für die Ausführung desselben in unsere Hände legt, so wird Alles in Ordnung sein."

„Wobei wir," fügte Herr von Hamburger mit trockener Ironie und leichtem Achselzucken hinzu, „nur diejenigen Summen von Rubeln werden in Rechnung zu stellen haben, welche bestimmt sind, als kleine Geschenke die Freundschaft mit den türkischen Vezieren zu unterhalten."

„Ça ne compte pas," warf der Fürst leicht hin, „was will das bedeuten gegen die Kosten eines Krieges — Sie wissen, mein lieber Freund," sagte er dann ernst, „wie gering ich das Geld anschlage im Vergleich mit dem Werth des Menschenblutes. Millionen, die man für einen großen Zweck ausgibt, lassen sich leicht wiederschaffen, ja sie bringen auch hundertfache Zinsen, aber unser weites Reich ist arm an Menschen, wir bedürfen ihrer noch unendlich viele, um innerlich den anderen Mächten gleich zu stehen, und die Menschenopfer eines Krieges, und hätte er den vollständigsten Sieg, bringen uns auf lange Jahre rückwärts. Ein Land wie Deutschland kann sich einen großen Krieg erlauben, es ist in dem Entwicklungsalter angelangt, in welchem die Natur überschüssige Kraft abstößt; wir können Alles verschwenden, aber wir müssen noch lange mit den Menschenleben geizen."

„Und doch," sagte Herr von Hamburger, indem er mit dem Ausdruck inniger Verehrung in das Gesicht des Fürsten blickte, „gibt die Welt uns Schuld, daß wir stets bereit stehen, die Brandfackeln in den Zündstoff des Orients zu werfen."

„Lassen Sie das gut sein, mein lieber Freund," erwiederte der Fürst freundlich, „es ist besser, über seinem Ruf zu stehen, als unter demselben, je mehr Kriegslust uns die Welt zutraut, um so mehr wird sie uns fürchten, um so leichter wird sie uns in dem vorsichtig berechneten Spiel unterstützen, das uns sicherer und wohlfeiler zum Ziele führt. Doch," sagte er, „wir sprechen von Sparsamkeit und verschwenden das Kostbarste, was dem Menschen auf Erden gegeben ist, die Zeit. Sind die Herren da, die ich sehen wollte? — bevor ich mit dem siegesstolzen Bismarck und dem verschmitzten Andrassy verhandle, möchte ich ein wenig das Terrain sondiren."

„Herr Wesselitzki und der montenegrinische Senatspräsident Petrovic erwarten die Befehle Eurer Excellenz," erwiederte Herr von Hamburger.

„Führen Sie sie her, führen Sie sie her," sagte der Fürst, „die Augenblicke sind gemessen."

Herr von Hamburger ging hinaus und kehrte nach wenigen Augenblicken zurück, indem er zwei Herren vor sich in das Kabinet treten ließ. Der eine derselben war ein noch junger, schlanker und eleganter Mann mit schwarzem Haar; das feine, geistig bewegte Gesicht von slavischem Schnitt zeigte listige Verschlossenheit, scharfe Beobachtung und dabei doch das Feuer mächtig zurückgehaltener und nur zuweilen hervorbrechender Leidenschaft, dieß war Herr Wesselitzki Bojidavic, einer der geschicktesten und eifrigsten Agenten des bosnischen Aufstandes. Neben ihm schritt hochaufgerichtet die kräftige Gestalt des montenegrinischen Senatspräsidenten Bocidar Petrovic einher. Seine Erscheinung ließ auf ein Alter von etwa fünfzig Jahren schließen, seine Haltung vereinigte die ruhige Würde und die jugendliche Elastizität, welche den Söhnen der schwarzen Berge charakteristisch ist; sein Kopf mit dem dunkelblonden Haar und Bart zeigte schöne, ernste, klassisch edle Züge. Er war nach französischer Mode gekleidet, doch sah man es seiner Haltung deutlich an, daß diese ungewohnte Kleidung ihm Zwang auflegte.

Fürst Gortschakoff erhob sich bei der Begrüßung der beiden Herren einen Augenblick und lud dieselben dann mit einer verbindlichen Handbewegung ein, auf den Sesseln Platz zu nehmen, welche Herr von Hamburger herbeibrachte.

„Ich freue mich, Sie hier zu sehen, meine Herren," sagte der Fürst in französischer Sprache, „besonders auch Sie, mein Herr Präsident. Wenn mir auch Ihre Wünsche im Allgemeinen bekannt sind, so wird es mir doch angenehm sein, dieselben noch einmal von Ihnen selbst präzisirt zu hören, bevor ich mit dem Fürsten Bismarck und dem Grafen Andrassy die Konferenz beginne."

„Was mein Vaterland betrifft," erwiederte Bocidar Petrovic, „so lassen sich unsere Wünsche sehr kurz zusammenfassen. Was wir verlangen, ist zunächst die Anerkennung unserer vollen Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von der türkischen Oberhoheit, welche wir zwar stets mit unserem Blute vertheidigt und siegreich behauptet haben, welche aber dennoch immer noch nicht die Sanktion der europäischen Mächte erhalten hat."

Fürst Gortschakoff neigte das Haupt mit der Miene vollständiger Billigung.

„Wir wünschen ferner," fuhr Petrovic fort, „eine Erweiterung unseres Gebiets nach Albanien hin, um die Ufer des Sees von Skutari für die wirthschaftliche Existenz unseres Volkes nutzbar zu machen. Endlich, wie Euer Durchlaucht wissen müssen, geht unsere ganze Sehnsucht dahin: einen Hafen im adriatischen Meer zu gewinnen, damit wir eine Pforte besitzen, welche unser eingeschlossenes Bergland mit der Welt draußen verbindet, und unser Handel die Freiheit hat. Wir haben nie gezögert," fuhr er fort, „für diese unsere Wünsche, die wir nie aufgeben können, da sie die Lebensbedingungen unserer Existenz in sich schließen, die Waffen zu erheben; — aber Seine Majestät der Kaiser, Eurer Durchlaucht allergnädigster Herr, der uns stets ein gnädiger Freund und Beschützer war, hat meinem Fürsten den Wunsch ausgesprochen, daß wir in diesem Augenblick uns von jeder Betheiligung am Kampfe zurückhalten und den günstigen Augenblick zum erfolgreichen Handeln erwarten möchten. Dieser Wunsch des Kaisers ist dem Fürsten Befehl gewesen; er hat keinen Schritt gethan, obgleich die Mordthaten von Podgoritza noch nicht gesühnt sind und obgleich zahlreiche Grenzverletzungen der Türken Veranlassung zur Klage gegeben haben. Der Fürst hat das unumschränkteste Vertrauen, daß Seine Majestät der Kaiser im Rath der europäischen Mächte ein gewichtiges Wort für unsere Forderungen und Wünsche sprechen werde, und ist gern bereit, das Schicksal unseres Landes in die Hände seines gnädigen Freundes und

Beschützers zu legen. Deßhalb, Durchlaucht, bin ich hieher gekommen, um zu fragen, was für uns geschehen kann, und ob der Kaiser, wenn Europa uns nicht zu helfen vermag, uns nun erlauben will, selbst für uns einzutreten."

Fürst Gortschakoff wiegte einige Augenblicke den Kopf hin und her, indem er den ernsten, würdevollen Montenegriner mit Blicken voll sympathischer Theilnahme ansah.

„Mein Herr Präsident," sagte er dann, „die Unabhängigkeit, deren Anerkennung Sie verlangen, die Gebietsausdehnungen, welche Sie wünschen, werden, dessen kann ich Sie versichern, von meinem erhabenen kaiserlichen Herrn als vollkommen berechtigt anerkannt. Ich bin gewiß, daß Seine Majestät selbst Ihnen während Ihres Aufenthaltes hier diese Versicherung wiederholen wird; allein der gegenwärtige Krieg, welcher von Seite der bosnischen Provinzen völkerrechtlich immer eine Empörung gegen den von Europa anerkannten Souverän ist, erscheint nicht als ein geeignetes Mittel, Ihre Wünsche zur Erfüllung zu bringen. Der Kaiser wünscht deßhalb auch jetzt noch, daß Sie sich von jeder militärischen Aktion zurückhalten."

Das Gesicht des Montenegriners verfinsterte sich.

„Doch," fuhr Fürst Gortschakoff schnell fort, „um so sicherer glaubt der Kaiser und glaube ich, Ihren Wünschen Erfüllung versprechen zu können. Wir stehen im Begriff, hier die Bedingungen festzustellen, welche die Pforte ihren christlichen Provinzen gewähren soll."

„Ich habe," fiel Herr Wesselitzki lebhaft ein, „Eurer Durchlaucht ein Memoire mitgebracht, in welchem die Forderungen der Aufständischen präzisirt sind; die österreichische Note vom Dezember kann, auch wenn die Türkei die in derselben aufgestellten Gesichtspunkte annehmen sollte, die Aufständischen niemals veranlassen, die Waffen niederzulegen, so lange nicht wirkliche feste und unerschütterliche Bürgschaften da sind, daß die Pforte nicht jene Note, wie so viele andere vorher, als ein werthloses Papier unter ihren Akten begräbt. Dießmal, das kann ich Eurer Durchlaucht versichern, wird das Volk in Bosnien und der Herzegowina sich lieber bis auf den letzten Mann tödten lassen, als sich mit türkischen Versprechungen begnügen."

Er hatte ein Memoire aus der Tasche gezogen und überreichte dasselbe dem Fürsten. Dieser durchblätterte flüchtig das ziemlich starke Heft und sagte dann:

„Nun, mein Herr, die Forderungen, welche dieses Memoire enthält, sind so ziemlich dieselben, welche ich zunächst den Ministern von Deutschland und Oesterreich, und dann mit diesen gemeinschaftlich den europäischen Mächten vorschlagen will. Außer den allgemeinen Reformen, welche ja schon häufig von der Pforte bewilligt, aber bisher niemals zur Ausführung gebracht worden sind, halte ich, um die gegenwärtig so verwirrten und hochgespannten Verhältnisse wieder zu ruhiger Ordnung zurückzuführen —"

„Das wird niemals möglich sein," fiel Herr Wesselitzki lebhaft ein, und auch Petrovic schüttelte bedenklich den Kopf.

„— Halte ich es für nothwendig," fuhr der Fürst ruhig fort, ohne die Unterbrechung zu beachten, „daß der Bevölkerung der aufständischen Provinzen die Materialien zum Wiederaufbau der Häuser und Kirchen, sowie genügende Lebensmittel geliefert werden. Diese Lieferungen sollen zur Vertheilung kommen durch eine Kommission unter dem Vorsitz eines christlichen Vertrauensmannes aus der Herzegowina; die türkischen Streitkräfte sollen zurückgezogen und an näher zu bestimmenden Punkten konzentrirt werden; den Christen soll überall das Recht des Waffentragens zugestanden werden; sowohl die Ausführung sämmtlicher Reformen als die Rückkehr der Flüchtlinge in ihre Heimat soll fortdauernd durch die Vertreter der Mächte überwacht werden."

„Welche Mächte?" fragte Bocidar Petrovic ruhig.

„Natürlich zunächst nur diejenigen," erwiederte Fürst Gortschakoff, „welche meine Vorschläge sich aneignen und die Ausführung derselben von der Türkei verlangen werden, in erster Linie also von den Vertretern Deutschlands, Oesterreichs und von dem unsrigen."

„Ich fürchte, daß man in Bosnien und der Herzegowina," sagte Wesselitzki finster, „diesen Modus nicht annehmen wird."

„Und ich fürchte," fügte Petrovic hinzu, „daß mein Fürst das montenegrinische Volk durch die Vertröstung auf Kommissionen nicht wird vom Kampfe zurückhalten können."

„Und dennoch, meine Herren," sagte der Fürst, „muß ich Sie ernstlich bitten, Ihren ganzen Einfluß dahin zu verwenden, daß sowohl Montenegro als die aufständischen Provinzen sich den Beschlüssen der Mächte unterwerfen. Wenn man sich unserer Führung vertrauensvoll überläßt, verspreche ich, daß alle berechtigten Wünsche volle Erfüllung finden sollen. Um den Beweis des ernsten Willens der nachdrücklichen Vertretung Ihrer Sache zu geben, werde ich einen zweimonatlichen Waffenstillstand beantragen; während dieser zwei Monate sollen die Verhandlungen geführt werden, und wenn sie dann nicht zu Ihrer vollen Zufriedenheit abgeschlossen sind, so werden Sie das Recht haben zu schlagen, und Sie werden dann mit der vollen Unterstützung Rußlands den Kampf wieder aufnehmen."

„Das ist etwas, Durchlaucht," rief Wesselitzki, „mit dieser Bedingung können wir einverstanden sein, ich glaube für die Annahme derselben durch die Aufständischen bürgen zu können."

„Und die anderen Mächte?" fragte Petrovic.

„Vielleicht," erwiederte Fürst Gortschakoff, „wird es der Mitwirkung derselben nicht bedürfen. Der Sultan," warf er leicht, wie beiläufig hin, „scheint geneigt, sich mit Rußland zu verständigen und eine aufrichtig gute Nachbarschaft der feindlichen Stellung vorzuziehen, in welche ihn die Westmächte gedrängt haben, ohne ihm Schutz gegen die Verlegenheiten gewähren zu können, welche ihn in seinem eigenen Reiche bedrohen. Vielleicht wird der Sultan sich besser stehen, wenn er die Ausführung der nothwendigen Reformen und die Neugestaltung der Verfassungs- und Verwaltungsverhältnisse in den christlichen Ländern des Orients der freundschaftlichen Hand Rußlands überläßt; wir unsererseits werden wenigstens von Deutschland und Oesterreich durch die Annahme meiner Vorschläge zu einer so schweren und ernsten, aber auch schönen und dankbaren Aufgabe bevollmächtigt sein."

In Wesselitzki's Augen leuchtete ein Blitz des Verständnisses auf.

„Wenn," sagte er, „diese Voraussetzung Eurer Durchlaucht zur Wahrheit wird, dann glaube ich allerdings, daß alle Verwirrungen ihre Lösung, alle unsere Wünsche ihre Erfüllung finden werden."

Petrovic schüttelte den Kopf.

„Sie zweifeln an unserem guten Willen?" fragte Fürst Gortschakoff.

„Nicht an dem Ihrigen," erwiederte Petrovic, „aber die übrigen Mächte scheinen wenig geneigt, sich zu erinnern, daß in den schwarzen Bergen ein Volk wohnt, welches auch seinen Antheil in Anspruch nehmen darf an der Freiheit, an dem geistigen und wirthschaftlichen Fortschritt, welche unser Jahrhundert allen Völkern entgegenbringt."

„Sie haben Gründe für eine so pessimistische Ansicht?" fragte Fürst Gortschakoff aufmerksam.

„Ich habe," erwiederte Petrovic, „schon vor Eurer Durchlaucht Ankunft Gelegenheit gehabt, mit den leitenden Staatsmännern von Deutschland und Oesterreich zu sprechen. Fürst Bismarck hat meine ganze Bewunderung und Verehrung gewonnen, er versteht unsere Wünsche und Bedürfnisse, aus seinem ganzen Wesen athmet eine gewisse Verwandtschaft mit meinem Volk, und wäre er in den schwarzen Bergen geboren, er wäre wohl einer der kühnsten und unerschütterlichsten Vorkämpfer für unsere Freiheit und unser Recht geworden; seiner Sympathie glaube ich gewiß sein zu können, aber sein Arm reicht nicht unmittelbar bis zu uns hin; wenn auch seine Sympathie schwer wiegt in der Entscheidung über die Schicksale Europas, so hat er doch so viele andere ernste und wichtige Rücksichten zu nehmen, — Graf Andrassy aber —"

„Nun?" fragte Fürst Gortschakoff lebhaft.

„Graf Andrassy," fuhr Petrovic fort, „hat mir wenig Hoffnung auf das Wohlwollen Oesterreichs erweckt."

„Er hat Ihre Wünsche zurückgewiesen?" fragte Fürst Gortschakoff.

„Vielleicht," erwiederte Petrovic, „wäre mir eine ernste, begründete Zurückweisung lieber gewesen, als das hochmüthige Hinweggleiten über Fragen, welche die heiligsten Gefühle meines Volkes berühren. Graf Andrassy ließ mich fühlen, daß wir nichts sind in den Erwägungen der Wiener Hofburg und daß man uns dort für lästige Ruhestörer ansieht."

„Ja," sagte Herr Wesselitzki lebhaft, „denselben Eindruck habe auch ich gehabt, Durchlaucht, aus der ganzen Art und Weise des Grafen Andrassy habe ich den Eindruck empfangen, daß man in Oesterreich sehr unwillig über die Unruhe ist, welche die Bewegung in den Balkanländern den Bureaux der Staatskanzleien verursacht, und daß man wohl geneigt wäre, wenn man sich als christliche Macht dessen nicht schämte, uns wieder in die türkische Sklaverei zurückzuschicken mit der Lektion, daß wir künftig nicht so impertinent sein möchten, die europäische Diplomatie in ihrer behaglichen Ruhe zu stören."

Er hatte bitter und heftig gesprochen. Fürst Gortschakoff nickte mehrmals in lächelnder Zustimmung mit dem Kopfe.

„Nun," sagte er dann mit der Miene harmloser Gutmüthigkeit, „daß für Oesterreich mit seinen so vielfach gemischten Volksstämmen die Bewegung an seiner Südgrenze mannigfache Verlegenheiten hervorruft, daß man in Wien wohl vor allen Dingen Grund hat, sich nach Ruhe zu sehnen, das möchte vielleicht für Sie beunruhigend sein können," fügte er mit feinem Lächeln hinzu, „wenn wir noch zu den Zeiten Metternich's lebten — allein heute besitzt Oesterreich nicht mehr die hemmende Schwerkraft, um die Sympathie Deutschlands und unsere energische Thätigkeit, die ich Ihnen verspreche, für Ihre Sache wirkungslos zu machen. Vertrauen Sie also meinem Wort, warten Sie und halten Sie jede vorschnelle Bewegung zurück, es ist schon zu viel Blut geflossen; ich hoffe, daß dießmal die Feder der Diplomatie Ihre Sache zum Siege führen wird."

Er entließ die beiden Herren, welche sich mit dem Geheimerath von Hamburger zurückzogen.

„Ich glaube es wohl," sagte der Fürst, welcher einen Augenblick die Augen geschlossen hatte, als ob er über das Gehörte nachdächte, „ich glaube es wohl, daß dieser Andrassy verstimmt ist über die neue orientalische Frage und über die Form, in der sie wieder auftritt, welche Oesterreich zwingt, politisch Stellung zu nehmen. Er sieht ganz gut, daß, wie die Dinge jetzt sich auch immer wenden mögen, Rußland die Leitung der orientalischen Politik in seine Hand nehmen wird, und," fügte er zufrieden schmunzelnd hinzu, „er weiß noch nicht, was sich am goldenen Horn vorbereitet, er weiß noch nicht, daß, während uns hier die Vollmacht als Mandatar Europas ausgestellt wird, der Sultan sich anschickt, uns zu seinem Vormunde zu ernennen und uns Konstantinopel in die Hände zu liefern. Wenn diese Frucht langer Arbeit reif wird, so werden wir doch nicht den Schlüssel zum Hause Oesterreich, wie der Fürst Schwarzenberg die Donaumündungen nannte, in unseren Händen haben — mögen sie immerhin diesen Schlüssel behalten, wir haben ihn nicht nöthig; denn wenn das schwarze Meer uns gehört, so werden sie ihre Hausthür an der Donau nicht öffnen können, wenn wir es nicht erlauben, denn wir werden davor stehen und Niemanden heraus und herein lassen."

Er zog aus seiner Mappe einen bei der Botschaft in Berlin für ihn eingegangenen Bericht des Generals Ignatieff aus Konstantinopel hervor und vertiefte sich eifrig und zuweilen zufrieden mit dem Kopfe nickend in die Lektüre desselben, während von der Straße her das dumpfe Rollen der an- und abfahrenden Equipagen heraufgönte.

*

Am nächsten Tage schon traten die leitenden Minister der drei Kaisermächte in dem einfachen Konferenzzimmer des Hotels in der Wilhelmstraße, in welchem vom Jahre 1863 an alle entscheidenden Wendungen der europäischen Politik sich vorbereitet hatten, zu der Konferenz zusammen, auf welcher erwartungsvoll und unmuthig zugleich die Augen von ganz Europa ruhten und welche die in Berlin akkreditirte Diplomatie vor Allem in fieberhafte Aufregung versetzte; denn bis zum letzten Augenblick hatten die Botschafter von England, Frankreich und Italien vergebens auf eine Einladung zu den Berathungen gewartet, welche ein Gebiet betrafen, auf dem bisher die westlichen Seemächte ausschließlich das Recht der Entscheidung in Anspruch genommen hatten und auf welches man selbst Oesterreich nur in zweiter Linie mit einer gewissen hochmüthigen Duldung zugelassen hatte. Diese Einladung war nicht erfolgt, und so vollzog sich das Ungeheure, daß die englische Diplomatie und die englische Presse geduldig abwarten mußten, was die unter Deutschlands Vorsitz zusammengetretenen Kontinentalmächte des Ostens über die Dinge im Orient beschließen würden, und so drohende Noten auch die englische Regierung schreiben mochte, so herausfordernd auch Englands Flotten auf den Meeren umherfuhren, die drei Männer, welche in dem Konferenzzimmer der Wilhelmstraße beisammen saßen, repräsentirten eine solche Macht, daß ihren einigen Beschlüssen selbst gegen den Willen der Ausgeschlossenen die Sicherheit der Ausführung zur Seite stand.

Man war übrigens bald einig. Die Vorschläge des Fürsten Gortschakoff waren so präzis ausgearbeitet, sie boten so sichere Befriedigung der berechtigten Wünsche der christlichen Völker, und der russische Reichskanzler zeigte sich so geneigt, allen Interessen Oesterreichs, welche der Fürst Bismarck offen und energisch vertrat, Anerkennung und Sicherung zu gewähren, daß selten vielleicht so schnell ein völliges Einverständniß in einer diplomatischen Konferenz hergestellt worden ist, als es damals der Fall war.

Schon hatte der Kaiser Alexander Berlin wieder verlassen, um sich zur Kur nach Ems zu begeben, als die drei Minister das Memorandum unterzeichneten, welches dann den Vertretern der übrigen Mächte als völlig fertiger und unabänderlicher Beschluß zum Beitritt zugefertigt werden sollte.

„Die alte heilige Allianz ist wieder erstanden," sagte Fürst Bismarck lächelnd, aber doch mit einem gewissen feierlichen Ernst, als er die Feder, mit welcher er das Memorandum unterzeichnet hatte, wieder auf den Tisch legte — „möchten alle Fehler, die ihr einst anhafteten, in der Vergangenheit begraben sein; aber möge es ihr gelingen, das Ziel zu erreichen, nach dem einst unsere Vorgänger strebten, um Europa den Frieden zu erhalten. Es ist ein glückliches Wahrzeichen, daß wir gerade unter meinem Dache uns zu so bedeutungsvollem Werk vereinigen, mein Wappen zeigt das Kleeblatt und führt die Umschrift: ‚In trinitate robur,' möge auch unsere Trinitas ein Kleeblatt friedlichen Glückes für die Welt werden — das gebe Gott, und an uns ist es, dafür zu sorgen, daß es an robur nicht fehle."

Er reichte den beiden anderen Herren seine Hände. Fürst Gortschakoff ergriff artig und verbindlich die rechte, Fürst Bismarck faßte in kräftigem Druck die Hand des Grafen Andrassy mit seiner linken, indem er, sich zu demselben hinüberneigend, leise sagte:

„Die Linke kommt vom Herzen."

Fürst Gortschakoff war nach dem russischen Botschaftshotel zurückgekehrt. Er ließ Herrn von Hamburger rufen und hob mit dem Ausdruck triumphirender Freude das unterzeichnete Exemplar des Memorandums empor.

„Mein lieber Hamburger," sagte er, „wenn Sie mir irgend welche Personalien vorzulegen haben, für welche Sie eine günstige Erledigung wünschen, irgend eine Beförderung, eine Auszeichnung, so thun Sie es jetzt. Ich weiß ganz gut," fügte er mit dem Finger drohend hinzu, „daß Sie so etwas von meinen Launen abhängig machen, denn Sie behaupten ja, ich hätte Launen; nun denn, meine heutige Laune ist jedenfalls die rosigste, die mir seit langen Jahren geblüht hat, und wenn Sie über irgend eine Personalfrage eine recht zufriedenstellende Entscheidung wünschen, so tragen Sie mir dieselbe jetzt vor."



Das Nest der Wasseramsel. Zeichnung von H. Giacomelli.

„Um Dienste zu belohnen," sagte Herr von Hamburger, „sind Eure Durchlaucht immer gerecht genug."

„Nun denn," sagte der Fürst heiter, „da wir jetzt unsere europäische Position genommen und fest gesichert haben, so lassen Sie uns die Sache mit unseren kleinen Schützlingen in Ordnung bringen. Sind die Herren Wesselitzki und Petrovic da?"

„Sie warten in meinem Zimmer und ich habe sie vorbereitet, so daß sie fast schon von der Richtigkeit unserer Rathschläge überzeugt sind. Eurer Durchlaucht wird es leicht gelingen, ihre letzten Zweifel zu beseitigen."

„Halten Sie einen zuverlässigen Kurier bereit," sagte Fürst Gortschakoff, „um ihn an den Fürsten von Serbien und den General Tschernajew zu senden, denn auch sie müssen warten und die Revanche für die Schlacht auf dem Amselfelde noch verschieben. Ist Neues eingegangen?" fragte er, während Herr von Hamburger bereits einen Schritt zur Thür hin gemacht hatte.

„Ein Telegramm aus Konstantinopel," erwiederte Herr von Hamburger, „das ich sogleich in das Bureau zum Dechiffriren gegeben habe; ich hoffe, es wird den Abschluß des Vertrages mit dem Sultan melden, durch welchen unseren Truppen Konstantinopel geöffnet und die Verhandlungen mit den Balkanländern unserer Vermittlung übergeben werden."

„Vortrefflich, vortrefflich," sagte Fürst Gortschakoff, „diese Meldung könnte zu keiner günstigeren Stunde kommen. Der gute Andrassy wird nicht sehr davon erbaut

Leiden eines Commis Voyageur. II.

Originalzeichnungen von **Gustav Heine.**



Jetzt wieder an's Geschäft.



Ein freundlich Wort der Ladnerin.



Notiren Sie in Gottes Namen!



Aus Dankbarkeit für die Kinder.



Ausverkauf statt Zahlung.



Abends beim Spiel.

sein, allein seine Unterschrift steht unter dem Memorandum; so lange wir in den Grenzen desselben bleiben, kann er nichts dagegen haben, wenn wir zugleich im Namen der Mächte und als Vertrauensmandatar des Sultans handeln. Rufen Sie die Herren."

Als Herr von Hamburger die Thür öffnete, stieß er auf einen Beamten des Bureau, welcher ihm einen Bogen mit dem dechiffrirten Text der Depesche überreichte, von welcher er soeben seinem Chef Meldung gemacht hatte.

Er überreichte das Blatt dem Fürsten.

Dieser hatte kaum einen Blick auf die in großer, deutlicher Kanzleischrift geschriebenen Zeilen geworfen, als sein eben noch so heiter lächelndes Gesicht den Ausdruck starren Entsetzens annahm; er schwankte zu einem Sessel, sank in denselben nieder und schloß einen Augenblick die Augen, als ob ein Schwindel ihn überwältigt habe.

Aengstlich besorgt trat Herr von Hamburger heran, er schien einen Nervenzufall zu befürchten; aber mit energischer Willenskraft schlug der Fürst die Augen wieder auf und las die Depesche zu Ende. Dann sank seine Hand schlaff herab und mit tonloser Stimme sagte er: „Es ist stets mein Grundsatz gewesen, daß ein Diplomat immer das Schlimmste, das Ungünstigste, das Unmöglichscheinende in's Auge fassen müsse, um niemals erschreckt und niemals überrascht zu werden. Dießmal hatte ich mich zum Optimismus hinreißen lassen, die Strafe folgt auf dem Fuße — dieß freilich konnte ich nicht erwarten."

Er reichte das Blatt Herrn von Hamburger, und auch dieser wurde bleich, das Papier zitterte in seiner Hand, während er den Inhalt der Depesche durchflog.

„Alle unsere Pläne sind durchkreuzt, alle unsere Berechnungen umgestoßen,“ sagte Fürst Gortschakoff tonlos, „eine Revolution in Konstantinopel — der Sultan gezwungen, Mahmud Pascha zu entlassen — Midhat die Seele der neuen Regierung — Hussein Awni, der fanatische Türke, Kriegsminister — o,“ sagte er bitter, „dießmal hat der schlaue Disraeli dennoch feiner gespielt als wir. Ich glaubte Herr der Situation zu sein, weil ich den Sultan in meiner Hand hielt, ich hatte vergessen, daß das Aß der Revolution über den König geht, und der alte Fuchs in London hat dieß Aß in seine Hand gebracht.“

„Vielleicht,“ sagte Herr von Hamburger, „ist Alles noch zu repariren, wenn wir jetzt schnell unsere Truppen von Odessa nach dem Bosporus bringen, dem Sultan neue Kraft zu geben, er wird den Zwang von sich werfen.“

„Nein,“ sagte Fürst Gortschakoff, „lassen Sie uns den verhängnißvollen Optimismus nicht fortsetzen — davon ist keine Rede mehr; glauben Sie, daß unsere Feinde daran nicht auch denken, daß sie thöricht genug sind, unsern Gegenzug zu erwarten? Dieser Midhat ist nicht der Mann, auf halbem Wege stehen zu bleiben, die Revolution in Konstantinopel kann, einmal entfesselt, keinen Pakt mit dem Sultan Abdul Aziz schließen. Es ist eine Frage der Zeit, einer sehr kurzen Zeit, wie lange dieser arme Padischah noch seine Scheinregierung führen, wie lange er noch leben wird.

„Ich wollte den Frieden erhalten,“ sagte er schmerzlich, „das ist jetzt vorbei, dieses Memorandum ist ein leeres Stück Papier, denn von heute ab regiert Disraeli in Konstantinopel durch jenen verschmitzten Midhat Pascha. Zeus hat die Loose geschüttelt, würde der alte Homer sagen, und das Loos des Krieges ist aus der Urne geflogen. Sie sagten eben,“ fuhr er mit einem wehmüthigen Lächeln fort, „daß die Diplomaten meiner Schule keinen Fehler machten, für den Sie meine nachsichtige Beurtheilung in Anspruch zu nehmen hätten; nun, mein lieber Freund, dort in Konstantinopel ist der größte Fehler gemacht, der jemals begangen werden konnte.“

„Der General Ignatieff,“ sagte Herr von Hamburger, „hat Alles nach Eurer Durchlaucht Befehlen, ja über Ihr Erwarten hinaus durchgeführt — der Schlüssel der Dardanellen lag in seinen Händen — Euer Durchlaucht können ihm diesen unerwarteten Zwischenfall nicht als Fehler anrechnen.“

„Nicht als Fehler!“ rief der Fürst lebhaft, „und ist es kein Fehler, daß er nicht gesehen hat, was sich vorbereitete, denn ohne Vorbereitung hat dieß nicht geschehen können; es nicht gesehen zu haben in Konstantinopel, wo jedes Geheimniß einen goldenen Schlüssel hat, wo man Derartiges sehen muß, wenn nicht übermüthige Siegeszuversicht den Blick verblendet? Wir müssen den Schlag hinnehmen, aber wir dürfen nicht die Augen vor der so völlig veränderten Lage verschließen. Rufen Sie die Herren.“

Nach wenigen Augenblicken führte Herr von Hamburger Herrn Wesselitzki und den Senatspräsidenten Petrovic in das Kabinet.

Der Fürst hatte sich aus seinem Sessel erhoben und trat ihnen ernst, fast feierlich entgegen.

„Meine Herren,“ sagte er, „ein großes Ereigniß hat sich vollzogen — Midhat Pascha und Sir Elliot regieren in Konstantinopel. Die Tage sind gezählt, während welcher Abdul Aziz noch den Namen des Sultans führen wird; in kurzer Zeit wird der Prinz Murad Effendi den Thron besteigen, sein weicher, träumerischer Charakter wird von unseren bittersten Feinden gelenkt werden. Die Bedingungen, welche ich für Sie gestellt habe, sind von Deutschland und Oesterreich angenommen, hier ist das Dokument; aber jetzt bin ich gewiß, daß England sich feindlich zurückhält und daß die Pforte jede Vermittlung zurückweist oder ausweichend wirkungslos machen wird. Das Schwert muß entscheiden,“ fuhr er nach einer augenblicklichen Pause traurig, aber fest und entschlossen fort, „zunächst das Ihrige — endlich das unsrige. Was ich Ihnen früher sagte, hat seine Bedeutung verloren. Gehen Sie zurück — sagen Sie den Aufständischen in Bosnien und der Herzegowina, mein Herr Wesselitzki, daß sie sich zum äußersten Widerstande rüsten, und Sie, mein Herr,“ sprach er zu Petrovic gewendet, „sagen Sie Ihrem Fürsten, daß er jede Verhandlung mit der Pforte, die ihn vielleicht zu gewinnen und unschädlich zu machen suchen wird, zurückweisen und den Krieg erklären möge. Ich bürge dafür, daß auch bei ungünstiger Wendung, die ich nicht hoffe, Ihnen an Ihrer Freiheit und Unabhängigkeit nichts verkümmert werden soll; die Erfüllung Ihrer Wünsche ist von nun an Rußlands Sache. Reisen Sie so schnell als möglich ab, meine Herren, denn jeder Augenblick ist kostbar.“

„Wir waren bereit,“ rief Herr Wesselitzki mit freudig strahlender Miene, „im Vertrauen auf Eurer Durchlaucht Rath zu warten, aber dennoch bin ich glücklich, daß es so gekommen ist.“

„Auch ich freue mich dessen,“ sagte Bocidar Petrovic, in dessen ruhig würdevollem Gesicht helle Freude schimmerte, „unser Element ist der Krieg, den Krieg kennen wir, dem Kriege vertrauen wir, und da Gott uns den Krieg gibt, so wird er auch endlich uns und allen unseren christlichen Brüdern den Sieg geben. Gott segne den großen Zaren, der unser Schützer und Befreier sein wird!“

Beide verbeugten sich ehrerbietig vor dem Fürsten und verließen freudig bewegt das Zimmer.

„Setzen Sie die Instruktionen an den Staatsrath Kartsow für den Fürsten Milan und den General Tschernajew auf,“ sagte Fürst Gortschakoff, immer ernst und traurig, „Serbien muß mit aller Kraft und Energie den Krieg aufnehmen, jetzt gilt es, den Augenblick vorzubereiten, der uns das Recht gibt, mit unserer ganzen Macht den großen, lange vorbereiteten Entscheidungskampf aufzunehmen — und senden Sie die Depesche an Seine Majestät nach Ems.“

Als Herr von Hamburger sich entfernt hatte, blieb Fürst Gortschakoff eine Zeitlang schweigend mit gefalteten Händen stehen.

„Der unerforschliche Willen, der die Welt lenkt,“ sagte er dann, den Blick aufwärts richtend, „verlangt also dennoch blutige Opfer! Ich darf nicht zögern, nicht zurückweichen, so bang und schmerzlich sich auch mein Herz zusammenschnüren mag; ich habe eine große, heilige Pflicht für mein Land, für die christliche Civilisation zu erfüllen, und wenn auch die Hoffnung meines Lebens, diese Pflicht in friedlicher Arbeit zu erfüllen, verloren ist, wenn auch an meinen Namen sich der Jammer und das Elend dieses Krieges heftet, so werde ich dennoch die Verantwortung tragen und ruhig dereinst vor den ewigen Richter treten.“

Er befahl seinen Wagen, um die Abschiedsbesuche zu machen, und als er dann, auf den Arm des Botschafters Baron Oubril gestützt, aus dem Portal des russischen Hauses trat, neugierig betrachtet und ehrerbietig begrüßt von den Vorübergehenden, da schwebte auf seinen Lippen wieder das ruhig heitere, freundliche Lächeln, das sich wie ein lichter Schleier über alle in seiner Brust ringenden finsteren Sorgen breitete.

(Fortsetzung folgt.)

Sommerlust

von H. Breitbach.

(Hiezu das Bild S. 757.)

Wir fühlen uns ordentlich in die Luft eines heißen Badesommers hineingetragen durch das köstliche Bild, das unsere Blicke durch die reichen Details so lange fesselt und unserer erläuternden Feder so ganz und gar entrathen kann. Von dem Künstler, dem wir es verdanken, werden aber ein paar Worte am Platze sein. Breitbach ist 1833 zu Berlin geboren, studirte an der dortigen Akademie und malte dann unter Couture's Leitung in Paris, worauf er große Reisen durch Frankreich, England und Deutschland machte. Anfangs ganz nur Landschafter, holte er seine Motive vorzüglich aus der Mark Brandenburg, Westphalen, den deutschen Alpen und der Umgebung von Paris, namentlich durch das Stimmungsvolle seiner Bilder fesselnd. Von der Landschaft schweifte er zum Porträt ab, das er mit Glück behandelte: seine größten Erfolge errang er jedoch durch seine Genrebilder mit landschaftlichem Hintergrunde, von denen unser Bild eine glänzende Probe ist, wobei ihn namentlich ein prächtiger Humor unterstützt. Zu seinen besten Arbeiten zählen: „Der Mittagssegen“, „Die Kirmeßlust“ und „Das Kirmeßleid“, vor Allem aber „Die Dorfparade“.

Die Schwiegermütter.

Aphorismen eines Vorurtheilslosen.

Von

Ernst Eckstein.

(Schluß.)

Nun aber den Spaß und die Hyperbel beiseite!

Wie stellt sich der Unbefangene zu dieser sonderbaren Erscheinung? Daß es im Dunstkreise unseres mangelhaften Planeten thatsächlich Schwiegermütter derbsten Kalibers gibt, läßt sich schwerlich in Abrede stellen; das Gleiche gilt jedoch von den Vertretern aller übrigen Positionen innerhalb der Familie. Einer unmaßgeblichen Wahrscheinlichkeitsrechnung zufolge ist beispielsweise die Zahl der Söhne, die ihren Eltern Kummer und Sorge machen, erheblich größer als die der unerträglichen Schwiegermütter. Warum paukt nun Alles mit flottester Unverfrorenheit auf die armen Schwiegermamas und ihre wirklichen oder angeblichen Unthaten los, während der deutsche Humor den bitterbösen Bengeln und Taugenichtsen, bei denen oft genug, wie man zu sagen pflegt, die Gemüthlichkeit aufhört, eher lyrische Kränze flicht, als Dornen- und Distelkronen?

Unserer Ueberzeugung nach ist die ganze Erscheinung lediglich Modesache. Sarkastische Witze über die Schwiegermutter macht so und so viel Mal auch Derjenige, der mit seiner Schwiegermutter vollkommen zufrieden ist. Solche Scherze verleihen dem ironisirenden Witzbold ein je ne sais quoi von Welterfahrung und pythischer Weisheit, oft auch eine Nüance von Hartherzigkeit und Radikalismus, die der eigenthümlichen Gemüthsverfassung eines zärtlich liebenden Flitterwöchners ebenso adäquat ist, wie das Poltern und Wettern dem alten Haudegen, wenn er merkt, daß die Rührung ihn übermannen will.

Im Uebrigen ist die Zahl Derer, die unter dem Joch ihrer Schwiegermama wirklich seufzen, weit geringer als die der Pantoffelhelden, und dieß Verhältniß erklärt sich ganz natürlich auf mathematischer Grundlage. Tyrannisirt werden nur solche Männer, die es von Gottes und Rechts wegen gründlich und nach allen Dimensionen verdienen. Da nun die Zahl derjenigen Männer, die sich im Bereiche der Botmäßigkeit einer Ehegattin befinden, größer ist als die Zahl Derer, über die eine Schwiegermutter das Szepter schwingt, so ergibt sich die oben behauptete Thatsache a priori und ohne Appell an die Leistungen der Statistik.

Ferner, man wird finden: je tüchtiger und charaktervoller ein Mann ist, um so besser steht er mit seiner Schwiegermutter; der eigentliche „Drache“ der Legende existirt nur da, wo der Mann ein Zwerg ist. Daß es hier Ausnahmen gibt, ändert nichts an der Regel.

In der That, mein sarkastischer Ankläger der deutschen Schwiegermama, überlege dir doch einmal, wie sehr deine These von der allgemeinen Bedenklichkeit der Schwiegermutter gegen die gesunde Vernunft sündigt! Du hast ein reizendes junges Mädchen kennen gelernt; ihr ganzes Wesen, jede ihrer Bewegungen, jedes Wort aus ihrem blühenden Munde hat dich entzückt. Im weiteren Verkehr hast du wahrgenommen, daß in dem schönen Körper eine liebenswürdige Seele wohnt; daß dieses holde Geschöpf, dem nun dein Herz stürmisch entgegenfliegt, ebenso klug als bescheiden, ebenso unterrichtet als anspruchslos, ebenso wohlerzogen als frisch und natürlich ist. Bei wem und in wessen Schutz ist sie dieß Alles geworden? In den Armen ihrer Mutter, die ihr einst ähnlich war, die ihr noch gleicht wie der Spätsommer dem Frühling; in dem Hauswesen, das diese Mutter geleitet, dem sie den Charakter ihrer Persönlichkeit aufgedrückt hat. Und diese nämliche Frau, die ein solches Wunder geschaffen, die ein Wesen herangebildet, das du in den hochüberschwenglichen Ergüssen deiner verborgenen Lyrik tausendfältig als Engel und Göttin preisest, diese nämliche Frau soll nun, sobald das Ziel eurer sehnsüchtigen Wünsche erreicht ist, sobald der Priester eure Hände ineinander gelegt hat, plötzlich zur bedrohlichen Gegnerin eures Glücks werden? Der Gedanke ist ja absurd! Mehr noch: alle Welt sieht seine Absurdität ein! Aber die Mode ist mächtiger als die Erkenntniß, und so werden die deutschen Schwiegermütter nach wie vor herhalten müssen als geduldige Zielscheibe für die Pfeile unserer Satire ...

Was von den „Schrecknissen“ der Schwiegermutter erübrigt, beschränkt sich auf Kleinigkeiten, die nur Demjenigen das Leben verbittern, der es nicht besser verdient. Die sogenannten „Einmischungen“ der Schwiegermutter werden keinen Mann, der da weiß, was er soll, kann und will, ernstlich belästigen. Zur rechten Zeit tolerant, offen, energisch, wie es ihm die Situation zu gebieten scheint, wird er sehr bald mit der Schwiegermama „fertig“ werden und sich in ihr eine vortreffliche und treue Freundin erwerben; denn ganz im Gegensatz zu der landläufigen Meinung ist die Schwiegermutter a priori geneigt, ihren Schwiegersohn zu vergöttern ... Er muß nur auch halbwegs darnach sein. So ein Gatte, der sich in seiner Würde als Hausherr und Familienvater verletzt fühlt, wenn die Schwiegermutter dem jungen Frauchen vielleicht allzu lebhaft vorgetragene Rathschläge und Winke ertheilt, sollte sich doch, ehe er sich verstimmen läßt, einfach die Frage vorlegen: Bedeutet dir jene „Einmischung“ etwas Erhebliches oder nicht? Im ersteren Fall genügt von Seiten des Schwiegersohnes, der sich von Anfang an die richtige Stellung geschaffen hat, ein ruhiges und, wenn erforderlich, energisches Veto; im andern Fall übe er Nachsicht und erwäge in seinem souveränen Philosophengehirn, daß ein Verhältniß, wie das zwischen Mutter und Tochter, sich nicht im Handumdrehen löst und vergißt; daß es ohnehin für die Mutter einen Verlust bedeutet, ihr geliebtes Kind so plötzlich aus ihren Armen zu geben, — und wisse sie es noch so glücklich aufgehoben am Herzen des Gatten; daß die reichere Erfahrung der Mutter in zehn Fällen neunmal für die Tochter wirklich von Werth ist und daß man demgemäß auch ein zehntes Mal, wo sich vielleicht eine überlebte Anschauung geltend macht, ruhig in den Kauf nehmen kann, ohne sich bei dem schließlichen Facit schlecht zu stehen. Erhebt die Schwiegermama Prätensionen, verlangt sie seitens des Schwiegersohnes Aufmerksamkeiten und Rücksichtsnahmen, die vielleicht mit der Bequemlichkeit des Hausherrn im Widerspruch stehen, so gilt das Gleiche: entweder man füge sich freudigen Herzens und ohne Groll, oder man spreche gleich zu Anfang mit ruhiger Gelassenheit: Bis hierher und nicht weiter! — «Patti chiari, amicizia lunga,» sagt der Italiener; wenn die gegenseitigen Verpflichtungen klargestellt sind, hat die Freundschaft Aussicht auf lange Dauer.

Daß die Schwiegersöhne vielfach in Kleinigkeiten wirklich intolerant sind gegen die Mutter ihrer Ehegenossin, hat zum Theil auch darin seinen Grund, daß die Ehen aus Neigung neuerdings in Abnahme begriffen sind, im Vergleich mit den Konvenienz-, respektive Geldheirathen. Der Gatte, der seine Frau wirklich liebt, fühlt sich naturgemäß zu der Mutter dieser Frau sympathisch hingezogen; es müßte denn sein, daß diese Mutter in gar zu schroffem Kontrast stünde mit dem Wesen der Tochter. Wer aber nur eine Anzahl von Werthpapieren geheirathet hat, und dazu nebenher eine Frau, dem ist diese Frau gleichgültig, wo nicht langweilig und fatal, und demgemäß hat er noch weniger Wohlwollen für die Mutter dieser überflüssigen Gattin. Da nun jedoch die Schwiegermama noch so und so viel Hunderttausende im Hintergrunde hat, um deren willen man sie beileibe nicht verletzen oder beleidigen darf — sie könnte ja den verwünschten Einfall bekommen, ein sehr unangenehmes Testament aufzusetzen — so lebt der Schwiegersohn in fortwährendem Kampf zwischen seinen wahren Empfindungen und dem, was er zur Schau tragen muß. Ein derartiges Komödienspiel ist allerdings im höchsten Grad unbequem; das erkünstelte Lächeln, die Verbindlichkeiten, die Rücksichten jeglicher Art werden als ebensoviele Ketten empfunden; schließlich wird der Schwiegersohn, der sich nebenbei wenigstens instinktiv der Unwürdigkeit dieser Situation vollkommen bewußt ist, seiner Schwiegermama gegenüber geradezu nervös, und die einfachsten Pflichten einer alltäglichen Höflichkeit erscheinen ihm als ein Frohndienst, für dessen Druck die unglückliche Schwiegermutter verantwortlich gemacht wird. Solche Schwiegersöhne sind es, die das hohe Lied von der ewigen Nörgelei der Schwiegermutter zuerst gesungen haben. Die Sache klang amüsant — und sie ward populär, — populär, wie so manche poetische Leistung, die einer ernsteren Analyse nicht Stand hält.

Ihr aber, die ihr euer Frauchen wirklich aus ritterlicher Minne vor den Altar geführt und gleichsam nur um des landläufigen Tones willen eurer Schwiegermama Dinge verübelt, die ihr jedem andern Menschen verzeihen würdet, bedenkt doch auch Eines! Ihr habt jetzt ein allerliebstes Töchterchen, eure ganze Freude, euer Stolz, eure Hoffnung. In zehn, zwölf, fünfzehn Jahren wird nun irgend ein Jüngling aus Nord, Süd, Ost oder West, ein Kavalier, der euch vorläufig nicht das Geringste

angeht, mehr oder minder beklommen eure Schwelle betreten und zu euch sprechen: „Ich liebe eure Helene, Marie, Martha, Elisabeth, oder wie sie sonst heißen mag, — werde wieder geliebt und bitte um euren Segen!" — Macht dir nun, du jugendlicher Papa, der Gedanke nicht Pein, dein hübsches blondes Weibchen, das, so Gott will, in zehn, zwölf und selbst in fünfzehn Jahren noch ganz acceptabel aussieht, von diesem Jüngling aus der Fremde als Schwiegermutter benasrümpft und bekrittelt zu sehen? Möchtest du nicht jetzt schon im Geiste diesem vielleicht noch in Tertia sitzenden Zukunftsritter rechts und links hinter die Ohren schlagen, wenn du dir vorstellst, besagter Bursche könne demnächst die Frechheit haben, deinem Töchterchen anzudeuten, diese ewige Mama sei ihm recht lästig, die „Alte" möge ihn doch mit ihren konstanten Visiten verschonen u. s. w. u. s. w.? Ueberlege dir's und sage mir dann, ob du das nächste Mal nicht weit weniger ungehalten sein wirst, wenn deine Schwiegermama den Wunsch äußert, dein junges Frauchen zum Nachmittagskaffee bei sich zu sehen, obgleich du allerdings den bestimmten Vorsatz hattest, mit ihr, dem Frauchen nämlich, spazieren zu fahren oder ein hübsches Buch zu lesen ...?

Wir bleiben dabei und wiederholen es nachdrücklich und vor allem Volk: Wenn der Schwiegersohn mit der Schwiegermutter nicht harmonirt, so liegt die Schuld fast immer auf der Seite des Schwiegersohnes. „In der Wahl seiner Eltern kann man nicht vorsichtig genug sein," sagt ein alter Studentenwitz. Das trifft bei den Schwiegereltern buchstäblich ein. Die Wahl aber findet hier auf indirektem Weg statt. Wähle dir eine wahrhaft liebenswürdige Gattin, so wird auch die Schwiegermutter keine lernäische Hydra sein, — denn Rosen wachsen nur auf dem Rosenstrauch, nicht im qualmenden Sumpfschlamme.

NOTIZ-BLÄTTER.

Literatur.

— **Schiller, Shakespeare und Goethe — die drei Heroen der** Literatur in einer großen, prachtvollen, von den bedeutendsten Künstlern illustrirten Ausgabe dem deutschen Volke zu bieten, das war eine herrliche Aufgabe, die sich die Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger) gestellt, und die nun mit Goethe, von dem soeben die ersten Hefte erschienen sind, ihren glänzenden Abschluß finden wird. Goethe bietet dem Illustrator einen fast überreichen Stoff für das Bild und es gilt hier maßvoll zu wägen, um nicht den Illustrator den Dichter überwuchern zu lassen — aber wenn wir die schönen Blätter dieser ersten Lieferungen aufschlagen, so dürfen wir sagen, es hat ein weises Maß das Richtige getroffen. Das Ganze macht vor Allem einen vornehm prächtigen Eindruck: das glänzende, in feinem Elfenbeintone gehaltene Papier, die geschmack- und stylvollen Kopfleisten und Initialen, die stattlichen Vollbilder, wie die kleineren Illustrationen und Vignetten, Alles athmet einen edlen Geist, der dem Ganzen sein Gepräge gegeben; namentlich möchten wir auf die zahlreichen Stimmungsbilder hinweisen, die ein tiefes Verständniß des Dichters verlangen, während das Genre schon leichter dem Künstlerstifte Stoff und Lust zum Fabuliren bietet. Wo eben nicht Ein Künstler den ganzen Stoff bewältigt, wie es bei Shakespeare von Gilbert der Fall war, da müssen auch vielerlei Manieren zur Geltung kommen, aber das Ganze macht doch einen wesentlich einheitlichen Eindruck und das Bild wirkt anregend auf die Lektüre. Doch last not least noch ein Wort vom Texte: der bekannte Goetheforscher, Heinrich Düntzer, hat die Redaktion des neuen Goethe übernommen, d. h. die Wahl des Textes, wo es zu wählen gab, und die Reinigung und Richtigstellung desselben. Der Herausgeber der Kommentare zu Goethe's Werken war, wie kaum ein Anderer, zu dieser bedeutenden und wichtigen Aufgabe die richtige Autorität: er gibt dem Ganzen, das sich so prächtig und elegant präsentirt, auch noch das volle Gepräge des Gediegenen und zeigt, daß die Verlagshandlung nicht durch den Reichthum der Ausstattung und die Bilder bestechen, sondern wirklich ein des großen Dichters würdiges, gediegenes, der deutschen Literatur Ehre machendes Werk schaffen wollte.

— **Unter dem neuen Titel: „Rheinische Novellen" von Hermann** Presber, sind bei Th. Thomas in Leipzig vier Erzählungen erschienen, in denen wir alten lieben Bekannten aus der Mitte der fünfziger Jahre begegnen, welche den Verfasser von „Ideal und Kritik", „Wolkenkukuksheim", „Ein Anempfinder", „Rudolf" &c. ehrenvoll in unsere Literatur einführten. Und wie damals viele unserer ersten kritischen Namen den jungen Dichter als „Rheinischen Humoristen" freudig willkommen hießen, so wird ihm auch heute die gleiche freudige Anerkennung gezollt werden und das Publikum sich an dem frischen poetischen Duft seiner Erzählungen erfreuen, den sie noch immer athmen: schöne, unvergängliche Blüten eines begeisterten Dichterherzens, eines lebendigen, aus dem Vollen schöpfenden, phantasievollen Humors. Presber ist, wie Fr. Kreyßig in einem größern Aufsatz treffend bemerkt, ein echter Sohn jenes wundervollen Fleckchens deutscher Erde, Rheingau genannt, in dem seine Wiege stand, mitten in dem paradiesischen Rebgelände Rüdesheims, dessen reiche, freundliche, überall gemäßigte, den Extremen meist fernbleibende Natur in ihm ihren sympathischen Vertreter und Dolmetscher findet. Seine Grundstimmung ist die des heiteren, durch eine seltene Geistesbildung und hohen Schönheitssinn geläuterten maßvollen Humors; oft neckisch, gelegentlich auch nicht ohne Schärfe, aber niemals bitter, niemals bis zur Weltschmerzlichkeit und beißenden Satire verstimmt. Eine echte, rheinische, gesunde Sinnlichkeit, eine glückliche Beobachtungsgabe und eine ideale Lebensanschauung führen ihm eine Fülle jener kleinen, frischen Einzelzüge zu, welche jedem Kunstwerk zu seiner Verlebendigung und dauernden Wirkung unerläßlich sind.

— **Karl Baron v. Malortie, welcher als Adjutant des öster**reichischen Generals Thun während der Regierung des unglücklichen Kaisers am Hofe von Mexiko weilte, hat unter dem Titel: „Mexikanische Skizzen", Erinnerungen an Kaiser Max (Leipzig, Greßner & Schramm) herausgegeben, welche uns durch die Frische und Anschaulichkeit der Darstellung, durch die Wärme des Tones und durch die Fülle des Neuen, was er uns in dem engen Rahmen bietet, recht lebendig in jene Zeiten und an den interessanten Hof des geistig so hoch stehenden Fürstenpaares versetzen. Es sind drei größere Tableaux, die der Verfasser vor uns aufrollt: der Hof in „Cuernavaca" (Sommerresidenz des Kaisers), „Juan Francisco", ein Besuch bei dem gefürchteten Cuatecomanchenchef, und „Ein transatlantisches Drama", der Ueberfall der belgischen Gesandtschaft. Der Einblick in das Stillleben des Hofes, dem der Verfasser anzugehören so glücklich war, macht einen unendlich wohlthuenden Eindruck, während der Besuch bei dem stolzen und ehrenhaften Juan Francisco, die Jagd auf seinem Gebiete, das Friedensbündniß mit ihm und der Gegenbesuch im kaiserlichen Lager ein prächtiges Bild des Indianerlebens und der österreichischen Truppen bietet, und das dritte Bild einen tief ergreifenden Eindruck vom „Anfang des Endes" macht.

— **A. Hartleben in Wien scheint für die österreichischen Länder** die Bädeker'sche Mission übernommen zu haben. Seinen fünf früher herausgegebenen Führern läßt er drei weitere folgen, welche in geschmackvoller Ausstattung und reich illustrirt sich sehr anziehend präsentiren. Joseph Rabl, den wir schon aus seinem Glocknerführer schätzen lernten, bietet uns einen „Führer durch das Pusterthal und die Dolomiten mit Ausflügen in die Glockner-, Venediger-, Rieser-, Ferner- und Zillerthalergruppe". Als Basis des Buches gilt die Eisenbahnstrecke zwischen Lienz und Bozen, von der es nach allen Seiten in die prächtigen Berge und Thäler hineingeht, in eine der schönsten Alpenwelten, welche jetzt auch zu den besuchtesten zählt (Cortina allein sah im letzten Jahr 22,000 Fremde) und es wahrlich verdient. Alle Vorzüge seines früheren Führers bietet auch der neue, stattliche Band; auf der Basis strenger Wissenschaftlichkeit anziehende, farbenreiche Darstellung der Alpenwelt, neben praktischer Anleitung zu geschickter Einrichtung der Touren und Ausnützung aller Gelegenheiten, welche Natur und Menschen geschaffen. — Zwei andere Führer öffnen uns ein neues Terrain: Ungarn. A. Hecksch's „Führer durch Budapest und Umgebungen" erschließt uns die Hauptstadt des Magyarenreichs in all' ihrem Reichthum und ihren Schönheiten, belebt durch zahlreiche Illustrationen und Karten, welche das Auffinden erleichtern. Die Angaben beruhen alle auf authentischen Mittheilungen und eigenen Beobachtungen, und namentlich ist auch den überaus reichen Sammlungen durch eingehende Schilderung Rechnung getragen, dem des Ungarischen nicht Kundigen mancherlei Hülfe geboten. Weitere Kreise zieht desselben Verfassers „Führer durch Ungarn und seine Nebenländer Siebenbürgen, Kroatien, Slavonien und Fiume", ganz neues Terrain für die Bädekerliteratur, denn es gab bis jetzt ein allgemeines Reisehandbuch über Ungarn überhaupt nicht: es waren diese Länder nur Ausläufer der österreichischen Führer. Der Verfasser ist ein genauer Kenner dieser Länder und hat sie zuletzt noch einmal mit dem ausdrücklichen Zweck für diesen Führer bereist. Diese Autopsie tritt uns Seite auf Seite entgegen. Und so mag denn der Touristenzug auch dahin seine Richtung nehmen — diese rothen Bücher sind die weltlichen Missionäre, welche die Wege suchen und bahnen.

— **Die deutsche Lexikographie hat in den letzten Zeiten große** Fortschritte gemacht, obgleich wir noch immer nicht den universellen Charakter unserer Bildung auch auf diesem Theil des Sprachgebietes vollauf bethätigt haben. Mit Freuden begrüßen wir darum jede gediegene Leistung, wie uns eine solche in dem „Vollständigen Wörterbuch der italienischen und deutschen Sprache" von H. Michaelis (Leipzig, Brockhaus) vorliegt. Die Beziehungen zu Italien sind neuerdings so lebendige geworden, die italienische Sprache wird jetzt so eifrig betrieben, daß dieß allein schon Anlaß zu einem Lexikon für das größere Publikum hätte werden müssen, aber gerade an einem solchen, das über das Taschenwörterbuch hinausreicht und andererseits nicht den ganzen Ballast des Wissens bringt, fehlte es im Wesentlichen bislang und hier trifft das vorliegende in zwei Bänden von 640 und 720 dreispaltigen Seiten gerade das Richtige. Bekanntlich haben die Italiener eine reiche Auswahl von Wörterbüchern: aus diesen hat der Verfasser mit sicherer Hand gewählt, was für den täglichen Gebrauch wichtig, namentlich aber auch den Handel, die Gewerbe, Wissenschaften, das Kriegs- und Seewesen, die Politik — kurz die Fächer, in welchen die Sprache sich täglich neue Ausdrücke schafft, in's Auge gefaßt. Wir haben das Buch an der Hand von anderen vorzüglichen neueren Arbeiten fremder Sprachen geprüft und überall von großem Reichthum befunden. Der Druck ist sauber und klar und für rasches Auffinden praktisch. Brockhaus hat damit seinem praktischen „Flügel" (englisches Wörterbuch) ein ebenso tüchtiges italienisches Lexikon zur Seite gestellt.

— **Ein sehr hübsches Buch, das sich besonders zu Geschenken** für junge Leute und Freunde der Botanik eignet, ist „Unsere Pflanzen" von H. Reling und J. Bohnhorst (Gotha, Thienemann). Die beiden Autoren, tüchtige Pädagogen, haben den Versuch gemacht, durch Vers und Prosa lebhafteres Interesse für unsere Pflanzen zu erwecken, sie wählten deßhalb vor Allem Gedichte aus, welche die deutschen Volksnamen, die Stellung der Pflanzen in der Mythologie, im Volksglauben, in Sitte, Sage, in Geschichte und Literatur zum Inhalt haben, und man darf sagen, daß dieser Versuch vortrefflich gelungen. Man wird kaum einen bekannten deutschen Dichternamen in dieser Sammlung vermissen. Der poetische Gehalt des Werkes ist ganz überraschend und ebenso anziehend wie belehrend. Die Prosastücke mehr botanischen Charakters sind kurz gehalten, gut geschrieben und zeigen bedeutendes Lehrtalent. Das Buch wird Anklang finden.

— **Ein äußerst interessantes Buch ist kürzlich in Stockholm er**schienen. Es führt den Titel: „Das Buch des Marco Polo, Facsimile eines in der k. Bibliothek in Stockholm aufbewahrten Manuskripts, herausgegeben mit einer Vorrede von A. Nordenskjöld". Das Originalmanuskript, welches aus der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts datirt und aus der Bibliothek des Königs Karl V. von Frankreich stammt, enthält einen höchst werthvollen Bericht über die Reisen des durch seine Erforschung des innern Asiens berühmt gewordenen Venetianers. Von dem in Quartformat gehaltenen Werke sind nur 200 Abzüge genommen worden.

Bildende Künste.

— **Am Kölner Dom werden die letzten Arbeiten in Angriff** genommen, die Halle zwischen den beiden Westthürmen einzudecken und den hölzernen Dachstuhl am hohen Chor zu beseitigen und durch einen aus Eisen zu ersetzen. Außer diesen Arbeiten am Dach wird der Boden neu mit Platten belegt und an den drei Portalen werden neue, stylgerechte Thüren eingesetzt.

— **Professor Karl Keil in Berlin hat eine Reiterstatuette des** Kaisers vollendet. Sie stellt den König in schlichtem Interimsrock, auf dem Schlachtfelde 1870 haltend, dar. Das Pferd, eben zum Stehen gebracht, verräth deutlich die Spuren der Erregung durch das Schlachtgetöse. Der Blick des Königs ist gespannt in die Ferne gerichtet, seine Rechte hält den Krimstecher, dessen Futteral auf der rechten, Landkarten und Notizbuch enthaltenden Satteltasche befestigt ist. Die Statuette wird jetzt in Gladenbeck's Kunstgießerei in Bronze ausgeführt und voraussichtlich auf der dießjährigen akademischen Kunstausstellung erscheinen.

— **Vom tessinischen Bildhauer Vela in Mailand ist der Entwurf** zu einem Zwingli-Denkmal gefertigt und im Atelier des Künstlers ausgestellt worden. Er stellt Zwingli dar, wie er beim Beginn der Reformation zum Volke spricht. Die Statue erhebt sich auf einem Sockel mit vier Flächen. Auf der einen zeigt sich die allegorische Figur der Reformation, auf der andern und der dritten befinden sich Darstellungen aus dem Leben des Reformators und Helden, auf der vierten sehen wir das Schweizer und Züricher Wappen, von einem Lorbeerkranz umschlungen. Das Ganze macht einen harmonisch schönen und künstlerisch gefälligen Gesammteindruck und erregt bei allen Besuchern und namentlich bei den Künstlern große Bewunderung.

— **Der Bildhauer Professor Schilling in Dresden ist unter die** Zahl der stimmfähigen Ritter des Ordens pour le mérite aufgenommen worden.

— **Professor Ferdinand Keller in Karlsruhe, der in jüngster** Zeit einen Ruf als Professor der Malerei nach Wien erhalten hat, stellte ein für ein Privatpalais bestimmtes kleines „Musenmuseum" aus — die neun Musen. Die neun einzelnen, fast lebensgroßen Bilder sind zur Friesausschmückung bestimmt und gehören wohl zu den besten Werken des begabten Malers. Man muß die Freiheit der Konzeption, die Mannigfaltigkeit der Gestaltung, den geschmackvollen, von jeder Aufdringlichkeit sich fernhaltenden Reiz der Farbengebung als durchaus wohlgelungen anerkennen. In der Gestaltung der einzelnen Figuren, des Gesichtsausdrucks steht ja begreiflich nicht Alles auf gleicher Höhe; bei allegorisch anklingenden Bildern ist ja da ein weiter Spielraum gegeben und man könnte darüber fast endloser debattiren als über das Tempo bei Musikstücken. Die Hauptsache ist, daß Keller durchweg schöpferisch und technisch ein Werk gab, das seinen vollen künstlerischen Werth hat. Der Preis des Schönheitsranges wird wohl allseitig der Klio zugestanden werden, einer wundervollen, jugendlich ahnungsvollen Mädchengestalt, mit einem Antlitz von vollendeter Anmuth, auf dem sich zugleich eine ernste, sinnige Sprache des Gedankens ausprägt.

— **König Ludwig von Bayern hat der Mutter des verstorbenen** Malers Anselm Feuerbach die in dem Nachlaß ihres Sohnes befindlichen Gemälde und Skizzen gegen eine Leibrente abgekauft.

Musik.

— **In den letzten Tagen des Mai ist Kapellmeister Franz Abt** aus seiner fast dreißigjährigen Wirksamkeit am Hoftheater in Braunschweig geschieden. Sowohl von der Intendanz als den Kapellmitgliedern wurde der Scheidende mit allen Zeichen der Anerkennung geehrt, die Kapellmitglieder widmeten ihrem langjährigen Dirigenten einen silbernen Lorbeerkranz. Eine schwere Krankheit hat bei dem bis dahin rüstig Schaffenden so nachhaltige Folgen hinterlassen, daß derselbe seinem Wirkungskreise entsagte und Aufenthalt in einem südlicheren Klima nehmen will. Auch mag der Tod seines hoffnungsvollen Sohnes Alfred auf Körper und Geist niederbeugend gewirkt haben. Franz Abt, der sein Mannesalter größtentheils in Braunschweig verlebt hat, wird in gutem Andenken bleiben.

Bühne.

— **Das Stadttheater ist die einzige Bühne Wiens, die außer** der „Burg" und der Oper während des Juni noch spielt. Die Direktion hätte, gestattete es der Kontrakt, gewiß schon gleich den anderen Privattheatern seit vierzehn Tagen geschlossen, denn der Besuch ist so schlecht, daß er die Tageskosten nicht zu decken im Stande ist. Was für Anstrengungen muß die Oper machen, um volle Häuser zu erzielen! Jeden Abend prangen auf dem Zettel die stolzen Namen von drei oder vier Gästen. Am 4. Juni hat auch Niemann sein Gastspiel mit dem „Tannhäuser" eröffnet. Auch in Wien gelang es ihm wieder, durch die Macht seiner Darstellung das Publikum so hinzureißen, daß es darüber, was der Sänger dem Ohre bei einzelnen Stellen schuldig blieb, gar nicht zu bemerken schien. Die Gäste, welche das Burgtheater im Fache der jugendlichen Liebhaberinnen vorgeführt, hatten nur geringen Erfolg, und die Lücke, welche der Abgang Fräulein Heese's verursacht, kann durch keine dieser beiden Damen ersetzt werden. Noch drei Wochen und Wien ist mit dem Theaterbesuch auf die kleinen Bühnen im Prater beschränkt. Bei schönem Wetter will das nicht viel sagen. Was machen die Fremden aber in einer Stadt von einer Million, wenn man nicht in's Freie kann! Ist es zu verwundern, daß die Fremden im Sommer nach Wien nicht kommen? Der Besuch der Internationalen Kunstausstellung ist geradezu kläglich.

— **Der Herzog von Koburg-Gotha hat den Entschluß gefaßt,** für die Zeit vom 1. Oktober bis Ende März wieder eine eigene Oper in's Leben zu rufen, jedoch die Bedingung daran geknüpft, daß der Magistrat zu Koburg die im vorigen Jahr für die Gastspiele der Nürnberger gezahlte Subvention von 5000 M. dem Unternehmen auch ferner zur Verfügung stelle. Da dieser Beitrag im vorigen Jahr auf drei Jahre bewilligt worden, ist es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß der Magistrat auf diese Bedingung eingehen wird.

— **Das Trauerspiel von Ernst v. Wildenbruch: „Der Mennonit",** hatte an der Münchener Hofbühne bei der ersten Aufführung einen außergewöhnlich glänzenden Erfolg. „Demselben entsprach ganz und voll die innere Bedeutung der Novität. Ein echt tragischer Stoff ist hier mit hoher dramatischer Kraft behandelt. Im Mittelpunkt steht ein tiefer, vom Dichter psychisch vertiefter Konflikt, ein wirklicher Konflikt des Lebens und der Lebensanschauung. Den Hintergrund bildet eine große Periode unserer vaterländischen Geschichte. Das Historische und Menschliche ist in der glücklichsten Weise zur dramatischen Handlung verschmolzen. Die Sprache ist lebendig-dramatisch, sich im gegebenen Moment zu erhabenem Schwung, zu poetischem Ausdruck erhebend, wenn auch vielleicht zuweilen die Schönheitslinie überschreitend, die Charakterzeichnung tüchtig und psychologisch interessant. Das Stück, das eine Reihe schöner, wirkungsvoller und ergreifender einzelner Szenen enthält, fesselt bis zum Schluß."

— **Madame Adele Ristori will auf ihre alten Tage englische** Komödie spielen. Sie wird in der Saison 1883—84 nach New-York kommen, und zwar soll dieß unter der Direktion des Signor Majeroni geschehen. Die berühmte Künstlerin — oder vielmehr das, was von derselben noch übrig ist — wird dann nur englisch spielen. Vielleicht wird die Ristori-Gesellschaft im Dollarlande mehr Glück haben, als es die verschiedenen anderen Virtuosengesellschaften im vergangenen Winter erringen konnten. Die englischen Operettengesellschaften z. B., welche in dieser Saison die Vereinigten Staaten bereist, haben fast alle Geld zugesetzt. Mahn soll mit seiner Gesellschaft beinahe 50,000 Pfd. Strl. verloren haben, manche andere Truppe dieser Art nicht viel weniger, und die Boston Ideal Co. soll die einzige sein, die einen Gewinn aufzuweisen hat. Freilich gesteht man jetzt ziemlich allgemein zu, daß die letzte Saison, die man früher für so brillant ausgeschrieen hat, sehr ungünstig gewesen ist. Verhältnißmäßig am besten kamen noch die deutschen Theater weg und auch da mehr die berühmten Gäste als die Unternehmer.

— **Viktor Hugo's Trauerspiel „Torquemada", das dieser Tage** im Buchhandel erschienen ist, hat vier Akte und einen langen Prolog. König Ferdinand, der Gatte Isabellens der Katholischen, verfolgt in ein Kloster den noch ganz jungen Don Sancho, welchen der Kardinal Vicomte d'Orthez als König von Burgos salben will. Auf diese Weise würde ein Stück von Spanien, Burgos, mit dem Cahorslande vereinigt werden, während Ferdinand durch Sancho Cahors, also ein Stück von Frankreich, an sich brächte. Der König von Spanien würde also in die Krönung des jungen Sancho willigen, wird aber von einer Leidenschaft für die sechzehnjährige Donna Rosa d'Orthez ergriffen, welche in einem Liebesverhältnisse zu Sancho steht. Aus politischen Gründen möchte Ferdinand die Krönung, aus Eifersucht den Tod Sancho's. Dieser ist aber nur ein Bastard. Er hat zum Großvater den alten Marquis von Fuentel, eine Kreatur des Königs. In seiner Verschlagenheit räth Fuentel dem König, Sancho tödten zu lassen, wohl wissend, daß Ferdinand aus Mißtrauen in seinen Rath gerade das Gegentheil thun wird. In der That sagt sich der König, daß Fuentel an der Ermordung Sancho's ein Interesse haben müsse, und läßt den Jüngling leben. Sancho und Rosa, beschließt er, sollen in ein Kloster gebracht werden; von dort werde er das Mädchen leicht entführen und in ein verschwiegenes Landhaus bringen lassen können. Fuentel wird mit der Entführung beauftragt; er aber nimmt nicht nur Rosa, sondern auch Sancho aus dem Kloster, läßt ihren Bund einsegnen und rettet sie nach Frankreich, wo sie frei und glücklich leben sollen. Und Torquemada? wird man fragen. Hier eben, im Augenblicke der Lösung, erscheint der Inquisitor. Der Bischof von Urgel hatte ihn einst als gefährlichen Schwärmer verurtheilt, lebendig in ein Grab eingemauert zu werden; Sancho und Rosa hatten das Grab erbrochen und Torquemada dem Tageslichte zurückgegeben, der ihnen zum Dank schwor, sie stets zu beschützen und vor Gefahr zu retten. Er hält jetzt Wort. Er entreißt Sancho und Rosa dem König, dem sie auf der Flucht in die Hände gefallen sind. Da erzählt ihm Sancho, welches Werkzeuges er sich bedient hatte, um den Grabstein zu erbrechen: es war ein verrostetes eisernes Kreuz, das er von der nächsten Mauer herabgerissen hatte. „Himmel, sie sind verdammt," ruft Torquemada, „und um sie meinem Versprechen getreu zu retten, kann ich nichts Anderes thun, als sie für das Heil ihrer Seelen auf den Scheiterhaufen zu schicken." Er thut es, und das Stück, welches in der Nähe eines in pace begonnen hatte, schließt mit dem Erscheinen des schwarzen Paniers Torquemada's: ein Todtenkopf mit zwei überkreuzten Gebeinen, über den Kapuzen der weißen und schwarzen Pönitenzbrüder schwebend.

Kultur und Wissenschaft.

— **Aurelien Scholl, der geistvolle Mitarbeiter des Pariser** „Evénement", hat die von dem französischen Ministerium des Ackerbaues gestiftete goldene Medaille des Pariser Thierschutzvereins erhalten und zwar als Anerkennung für eine gegen die Ausschreitungen der Vivisektion gerichtete Erzählung.

— **Im Britisch Museum in London sind soeben über 300 be**schriebene Thontafeln angelangt, welche von einer griechischen Firma in Bagdad käuflich erworben wurden. Eine derselben gibt eine fragmentarische Geschichte Babylons vom 14. bis zum 9. Jahrhundert v. Chr.

— **Die Heraldische Ausstellung in Berlin ist am letzten Mai in** aller Stille geschlossen worden. Trotzdem der Besuch derselben nur ein verhältnißmäßig geringer gewesen ist — die Einnahmen beziffern sich auf etwa 14,000 M. — haben die Veranstalter doch erfreulicherweise kein Defizit zu beklagen.

Erfindungen.

— **Ein Riesenprojekt, um die Kosten des elektrischen Lichtes** und der bewegenden Kraft zu vermindern, hat der bekannte Erfinder Bessemer ausgearbeitet. Er will London mit dem nächstgelegenen Kohlenfelde mittelst einer zollstarken Kupferstange verbinden, welche Elektrizität von 80,000 Pferdekräften durchlassen würde. Jede Pferdestärke soll mit 3 Pfund Kohle hergestellt werden können, so daß also per Jahr 1 Million Tonnen erforderlich wären. Diese Kohlen könnten nun sämmtlich am Schachte verbrannt werden und würden nur $^1/_{12}$ des Preises kosten, den sie gegenwärtig in London haben. Bessemer berechnet die Kosten einer einzölligen Kupferstange auf 500—550 Pfd. Sterl. pro englische Meile. Unter der Annahme, daß die nächsten Kohlenfelder 120 englische Meilen entfernt seien, würden die fünfprozentigen Interessen der Anlagekosten weniger als 1 Penny pro Tonne Kohle ausmachen.

— **Die Erfindung des Herrn van Rysselberghe in Brüssel, den** Telegraphendraht gleichzeitig telephonisch und elektrisch zu benützen, welche sich schon einmal bei einer Probe zwischen Brüssel und Paris bewährte, hat wieder eine Probe bestanden, indem von der Sternwarte zu Brüssel nach dem Telegraphenamt in Ostende zugleich telephonisch gesprochen und durch den Morse-Apparat telegraphirt wurde. Der Versuch gelang ganz vollkommen.

Industrie und Handel.

— **Die Berner Gewerbeausstellung wurde am 4. Juni eröffnet.**

— **Um einen Begriff von der großartigen Ausdehnung der An**lagen der Firma Friedrich Krupp in Essen zu geben, theilen wir mit, daß dieselbe 439 Dampfkessel, 450 Dampfmaschinen von zusammen 18,500 Pferdekraft, 82 Dampfhämmer von 100 bis 50,000 Kilogramm, 21 Walzenstraßen, 1622 Werkzeugmaschinen, 1556 verschiedene Oefen, darunter 14 Hochöfen, 25 Lokomotiven und 5 Schraubendampfer von zusammen 78,000 Tonnen (à 20 Centner) Tragkraft besitzt. Die Jahresproduktion beträgt ungefähr 130,000 Tonnen Stahl und 26,000 Tonnen Eisen. Die Krupp'sche Arbeiterstadt ist bevölkert von beiläufig 15,700 Arbeitern.

— **Wir verbrauchen tagtäglich so viel von „Jönköpings Tändstickor"**, daß es wohl von Interesse sein wird, etwas über die weltberühmte Fabrik, in welcher dieselben hergestellt werden, zu vernehmen. Die Fabrik wurde im Jahre 1845 von J. E. Lundström gegründet, um die damals allgemein üblichen Phosphorzündhölzchen herzustellen. Das Unternehmen war erfolgreich, und Lundström konnte die Bestrebungen zur Verbesserung der Zündhölzer verfolgen, wie sie von Preschel, Kopp, Schrötter u. A. ausgingen. Auf Grund der von diesen Männern angestellten Forschungen wandte Lundström statt des gewöhnlichen (weißen) Phosphors rothen (amorphen) Phosphor an; theilte auch die Ingredienzen der Zündmasse, so daß die Hölzer nur zünden, wenn sie auf der entsprechend präparirten Schachtelfläche gerieben werden. Diese Verbesserungen verschafften der Fabrik einen großen Aufschwung; es wurde ein Etablissement nördlich vom Wettersee gebaut, das sich seit 1857 in den Händen einer Gesellschaft von 11 Theilhabern mit einem Kapital von 4 Millionen schwedischer Kronen befindet. Die Anzahl der beschäftigten Arbeiter beträgt 872, wovon 533 Männer und 339 Frauen sind. Im Jahre 1881 wurden in dieser Fabrik 202,841,070 Tausend Zündhölzchen hergestellt, deren Gewicht 66,416 Centner, deren Werth 2,806,744 Kronen beträgt. Das Etablissement hat 8 Dampfmaschinen von zusammen etwa 119 Pferdekraft im Betriebe, welche 250 Arbeitsmaschinen der verschiedensten Art in Bewegung setzen. Die Maßregeln gegen Feuersgefahr sind so gut getroffen, daß die Fabrik gegen verhältnißmäßig niedrige Prämien versichert ist. Die Jönköping-Zündhölzchen werden aus Espenstämmen hergestellt, die sorgfältig sortirt und in Blöcke von anderthalb Fuß Länge geschnitten werden. Nach Entfernung der Rinde werden die Blöcke eine gewisse Zeit hindurch in Wasser gelegt, um das Holz zäher und biegsamer zu machen. Sodann werden die Blöcke in dünne Bänder geschnitten, deren Breite und Stärke der Länge der Zündhölzchen entspricht; diese Bänder werden in Bündeln von je 50 in einer Maschine geschnitten, die in der Stunde eine Million Zündhölzchenstöcke liefert. Sie werden dann in warmer Luft getrocknet und endlich in die Zündmasse getaucht und in Schachteln verpackt, die zum größten Theil von Insassen der Strafanstalten Stockholms gemacht werden.

Sport.

— **Die erste Hälfte der Rennsaison des Jahres 1882 liegt hinter** uns. Die wichtigen Entscheidungen sind bereits gefallen und treten wir Anfangs des nächsten Monats (Juli) in die kurze Ruhepause, welche der Herbstcampagne vorhergeht und die in Deutschland durch die Breslauer Jubiläumsfeier und durch Meetings kleiner Rennplätze ausgefüllt wird, während Oesterreich-Ungarn nach dem Lemberger Meeting feiert.

— **Die Interessen der Sportwelt konzentrirten sich im Mai auf** die Ausgänge der verschiedenen Derbys. Das österreichische Derby gewann Taurus, ein Sohn des Scottish Chief a. d. Chilham des Herrn Baltazzi gegen Baron Bethmann's Pierrot von Lanceret a. d. Arrogante. Der Buccaneer-Enkel Lebetetlen von Waisenknabe wurde dritter. Das französische Derby zu Chantilly endigte mit einem todten Rennen zwischen Graf Lagrange's Fuchshengst Dandin von Gabier a. d. Dulce Domum und Herrn Ephrussi's braunem Hengst Saint James von Le Petit Caporal a. d. Apparition. Der Favorit Comte Alfred blieb unplacirt. Auch im englischen Derby zu Epsom war der Favorit nicht viel glücklicher und konnte Bruce nur den vierten Platz erringen. Das blaue Band trug die Fuchsstute Shotover des Herzogs von Westminster heim, welche bereits die 2000 Guineen Stakes gewonnen, aber launig, wie die Damen nun einmal sind, in den 1000 Guineen den Vorrang ihrer Halbschwester Marguerite überlassen hatte. Wie in den 2000 Guineen fertigte sie den braunen Hengst Quicklime des Lord von Bradford mühelos ab. Dritter wurde des Amerikaners Lorillard Fuchshengst Sachem.

— **Am 23., 25. und 26. Juni wird das große Sommermeeting** auf dem Horner Moore bei Hamburg abgehalten und veranstaltet der Norddeutsche Regattaverein am 24. seine große Alster Ruderregatta.

— **Am 1., 2. und 3. Juli folgt das große Meeting des Han**nover'schen Vereins und am 15. beginnt die Jubiläumsfeier zu Breslau.

— **Auch auf dem Gebiete des Wassersports hat sich in letzter** Zeit reges Leben entfaltet. Auf die Regatten zu Wien und Berlin folgte am 11. Juni die Regatta zu Koblenz und die Alster Segelregatta zu Hamburg, am 18. die Regatta zu Frankfurt a. M. und die große Regatta des Berliner Seglerklubs.

— **Die Hundeausstellung zu Hannover wurde mäßig beschickt** und excellirte nur in Vorstehhunden und deutschen Doggen. Unter den Schweißhunden und Dachshunden fanden sich schöne Exemplare, die übrigen Klassen waren stark vernachlässigt.

— **Das englische Derby wurde seit seinem 103jährigen Bestehen** in diesem Jahre erst zum dritten Male von einer Stute gewonnen. Nachdem im Jahre 1801 Eleanor als erste Stute das blaue Band heimgebracht, ließen sich die Hengste über ein halbes Jahrhundert lang die Siegespalme nicht entreißen. Erst 1857 trug Blink Bonny und jetzt Shotover des Herzogs von Westminster das wichtige Rennen heim. Zweiter wurde Quicklime, der kurz darauf den Epsom Grand Prize errang. Shotover, welche in den 1000 Guineen von St. Marguerite geschlagen worden war, wurde für die The Oaks Stakes zu Gunsten ihrer Stallgefährtin „Geheimniß" zurückgezogen. Diese Tochter des Rosicrucian a. d. Nameleß im Besitz des Lord Stamford, welche für besser als die Derbysiegerin gehalten wurde, rechtfertigte das in sie gesetzte Vertrauen und fertigte die Hermit, Tochter St. Marguerite's, spielend ab.

— **Die große Steeplechase von Paris, welche zu Auteuil aus**gefochten wurde, gewann die vierjährige dunkelbraune Stute Whisper Low des Mr. Cahill, und das große Hürdenrennen des Herzogs von Hamilton fünfjähriger brauner Hengst Marc Antony.

— **In Amerika nehmen die Sportverhältnisse Dimensionen an,** welche nach unseren Begriffen an das Fabelhafte grenzen. Nachdem ein Master Balch zu seinem Privatvergnügen 40,000 M. als Preis für ein zweispänniges Trabfahren ausgesetzt, offerirt jetzt ein anderer Sportsman, Mr. O'Neil aus Baltimore, 50,000 Dollars (200,000 M.) als Kaufpreis für ein Pferd, welches den Record der Maud S. (2 Min. $10^1/_4$ Sek.) schlagen kann. Gleichzeitig bietet er eine Wette von 20,000 Dollars an, daß sich bis Ende des Jahres 1883 wirklich ein Pferd findet, welches die Schnelligkeit der Maud S. übertrifft.

Mode.

— **Die „Erste Moden- und Trachtenausstellung" zu München, die** am 15. September l. J. in den oberen Räumen der Centralsäle eröffnet wird, verspricht eine sehr interessante und nützliche zu werden. Neben einer allgemeinen Prämiirung hervorragender Ausstellungsobjekte schreibt die Redaktion der „Blätter für Kunst in der Mode" als Veranstalterin der Ausstellung eine Konkurrenz aus für ein stylvolles und hauptsächlich praktisches Damenreisekleid und einen Touristenanzug. Die eben genannte Redaktion hat sich außerdem mit dem Historienmaler Rudolf Seitz, der sich im Kostümfach einen wohlverdienten Ruf erworben hat, in Verbindung gesetzt und läßt unter dessen Mitwirkung Kostüme anfertigen, ohne sich an der Konkurrenz betheiligen zu wollen. Bei der Wichtigkeit der Ausstellung erscheint eine lebhafte Beschickung von Seiten der betheiligten Kreise in hohem Maße wünschenswerth. Anmeldegesuche sind bis zum 1. Juli spätestens an obige Redaktion einzusenden.

— **Die Mode fordert solide Eleganz, nicht auffallende Pracht.** Es ist darum erfreulich, auf der Straße und Promenade auch wieder einfache, aber sehr hübsche Kostüme zu sehen. Mit dem kleinen Carré streiten sich die mächtigen Würfelmuster um den Vorrang, auch die Streifen treten dazu, und wer weiß, ob nicht am Ende gerade sie den Sieg davontragen. Starke Damen wählen zu karrirten Röcken besonders gern die einfarbigen Taillen, die für Jugend und Alter für Wolle und Seide, am wenigsten vielleicht für Waschstoffe, so überaus modern sind. Wie chik sieht aber auch ein fußfreier Rock aus leichtem Kaschmir oder glänzendem Taffet im Genre Anglais mit einer Taille von, je nach dem hervorstechendsten Farbenton des Rockes gewähltem braunem, blauem, dunkelgrünem oder schwarzem Tuch aus! Zum Unterkleid sei die beliebte Fasson, Plisséerock mit Rüschenabschluß und Panierarrangement, gewählt. Die vorn oder seitlich geknöpfte Corsage hat einen hohen, engen Offizierskragen mit feinen Soutacheverzierungen daran, wie um die knappen Aermel; zuweilen sind auch auf den Schultern epaulettenartige Klappen angebracht und die Vordertheile mit sogenannten „Brandenbourgs" à la hussard verziert.

— **Die neuesten Sonnenschirmmodells aus Paris sind ziemlich** schreiender Art, sowohl in ihren Farben als auch in ihrer Ausstattung. Weißer und rosaseidener Moiré sind für die Bezüge gewählt, schwere Seidenfransen in weiß oder rosa bilden den Abschluß, und auf die Oberfläche der Schirme sind einzelne, etwa handgroße Maraboutkouffes in weiß oder rosa aufgeheftet, oder oben nahe der Spitze große Blumenbouquets. In letzterem Falle besteht denn auch die Franse nicht aus Seide, sondern aus Blumen. Noch auffallender ist ein Schirm aus hochrothem Atlaß, der durch ein Sonnenblumenbouquet in natürlicher Größe verschönert werden soll. Jedenfalls ist den Trägerinnen so auffallender Toilettenstücke auf's Ernstlichste der Besuch des Landes abzurathen, denn sonst möchten Stiere, Puter und Pferde in Wuth gerathen und die Modedamen nebst ihren Modeneuheiten in Gefahr bringen.

— **In Paris macht ein neues Juwel Furore. Es ist eine große** fleur de lys de St. Louis aus emaillirtem Silber mit der Inschrift: «C'est mon principe». Die Blume wird von einer Krone und dem Buchstaben H in Gold getragen. Aehnlich ist eine andere Broche, bei welcher noch einige Marguerites in antikem ciselirtem Silber eingefügt sind, zu Ehren der Gräfin v. Chambord. Besonders tragen die Damen der exklusiven Aristokratie dieses neueste Schmuckgenre mit Vorliebe.

— **Für Ohrringe, Knöpfe, Agraffen** ꝛc. **sind Nägel in den ver**schiedensten Größen und Formen das Neueste. In Silber und Gold, mit runden und flachen Köpfen mit Perlen, Diamanten und bunten Steinen besetzt, figuriren sie, und selbst als Breloques sind sie in der verschiedensten Ausführung zu haben.

Denkmäler.

— **Am 4. Juni hat in Pavia die feierliche Einweihung eines** Denkmals für Christoph Columbus stattgefunden, der sich in der altberühmten Universitätsstadt mehrere Jahre Studien halber aufgehalten hat.

— **Am 31. Mai wurde an dem Geburtshause Ludwig Tieck's,** Roßstraße 1 in Berlin, eine gußeiserne Gedenktafel angebracht mit der Inschrift: „Dem Andenken Ludwig Tieck's, welcher am 31. Mai 1773 in diesem Hause geboren wurde. Die Stadt Berlin. 1882." Eine besondere Feierlichkeit fand dabei nicht statt, wohl aber ließ der jetzige Besitzer des Hauses, Möbelfabrikant A. S. Ball, die Tafel mit einer Guirlande bekränzen und das Haus beflaggen.

Gestorben.

— Dr. jur. K. Remis, Naturforscher (Astronom), 45 Jahre alt, in Bamberg, am 28. Mai.

— Kaspar Peter Paludan-Müller, Professor der Geschichte an der Universität, Alterthumsforscher und Historiker, in Kopenhagen, am 1. Juni, 77 Jahre alt.

— Joh. Zeltner senior, Besitzer der weltbekannten Ultramarinfabrik, am 1. Juni, in Nürnberg.

— Dr. Karl Hattendorf, Professor der Mathematik an der technischen Hochschule in Aachen, am 1. Juni.

— Dr. B. J. T. Biarowsky, bek. Theologe, in Erlangen, am 2. Juni, 68 Jahre alt.

— Giuseppe Garibaldi, der italienische Patriot, 72 Jahre alt, am 2. Juni, auf Caprera.

— Karl Clauß, Direktor der k. Porzellan- und Gefäßsammlung, am 2. Juni, in Dresden.

— Dr. Quäbiker, ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität Königsberg, am 2. Juni.

— Narciß Lecomte, ber. Kupferstecher, 88 Jahre alt, in Paris, Anfangs Juni.

— Dr. Reinhold Pauli, Professor der Geschichte an der Universität Göttingen, am 3. Juni, in Bremen, 59 Jahre alt.

— Christian Wilberg, Landschaftsmaler (aus Berlin), in Paris, am 3. Juni, 42 Jahre alt.

— Joseph Ritter v. Romako, oberster Schiffsbauingenieur der österreichischen Marine, am 5. Juni, in Reichenau.

Johannis.

Von

Gustav Raatz.

(Nachdruck verboten.)

Schon in jenen grauen, kaum historisch zu nennenden Zeiten finden wir die Feste an den Gang der Sonne geknüpft. Wie anders auch? Ist doch der Mensch ein Theil der Schöpfung, als welcher er sein Fühlen und Denken nach dem ewigen Kreislauf der Natur mit ihrem Werden und Vergehen, mit ihrem Blühen und Hinsterben und mit ihrem Wiederkommen und Scheiden regelte, somit alle früheren Feste von Bedeutung nicht auf eine beliebige Entschließung und Wahl zurückzuführen sind, sondern für eine natürliche Folge des Eindrucks und bestimmenden Einflusses von außen her gehalten werden müssen.

Gleich anderen Naturfesten deutet das Johannisfest auf einen asiatischen Ursprung hin und haben sich von der ehemaligen Feier einzelne Ueberreste und Spuren in den Gegenden des Kaukasus bis auf den heutigen Tag erhalten.

An diesem Tage hat die Sonne ihren höchsten Stand erreicht; von nun an muß sie von ihrer triumphirenden Höhe weichen und dem ewigen Naturgesetze nach abnehmen, während sie zur Zeit der Wintersonnenwende sich aus ihrer Niedrigkeit erhebt und zunimmt. Die abnehmende und die wachsende Sonne! Es ist wohl kein Zufall, wenn die Kirche diese Gegensätze mit Johannes und Christus personifizirt („Er muß wachsen, ich muß abnehmen") und sie das Wintersonnenwendefest in Christus und das Sommersonnenwendefest in Johannes hat aufgehen lassen. Denn so wie das Weihnachtsfest das Fest „der Geburt des natürlichen und geistigen Lichts, der natürlichen und geistigen Sonne, der Erde und des Himmels ist, ist auch jetzt das christliche Johannisfest das Fest des Todes der Sonne und der Blumen und des Todes des Johannes, des geistigen Vorläufers und Verkündigers Christi".

Die Blume des Johannistags ist die Rose. Denn sie symbolisirt so recht die Höhe des Sonnenlebens und deutet auf die reichste Entfaltung der Blumen und Blüten hin, erinnert aber auch gleichzeitig an die hinwelkende und vergehende Zeit. Höchste Wonne über das herrlichste Frühlingsleben einerseits und der Schmerz über die Vergänglichkeit andererseits grenzen also, wie die Rose spricht, an dem Johannistage gar scharf aneinander und erfüllen das Gemüth mit Freude und Klage, mit Beidem zugleich.

Diesen Gedanken verspüren wir mehr oder minder in vielen Bräuchen, welche von altersher mit dem Johannistage (Sommersonnenwendefest) in naher Beziehung stehen. So weist unter Anderem Mannhardt in den „Germanischen Mythen" darauf hin, wie die flandrische Jugend eine Rosenkrone über den Weg zu hängen und unter derselben Reigentänze mit Liedern aufzuführen pflegt. Auch an anderen Orten, wie in Thüringen und Sachsen, herrscht dieselbe Sitte. Namentlich in Halle ziehen die Kinder früh am Johannismorgen Schnüre von Laub und Blumen mit einer Krone über die Straße, worauf sie zu tanzen anfangen und Vorübergehenden durch Herablassen der Blumengewinde den Weg versperren, der ihnen erst nach einer Gabe wieder freigegeben wird.

In dem oberharzischen Bergdorfe Lerbach wiederum putzen die Kinder kleine Tannenbäume aus, welche sie von links nach rechts (wie die Sonne geht) drehen und dabei singen: „Die Jungfer (die Sonne) hat sich 'rumgedreht." Aehnliche Umdrehungslieder und Kinderspiele kennt man auch in anderen Harzgegenden, wo man zudem große Tannenbäume mit bemalten Eiern und Blumen ausschmückt. Ebenfalls deutet es auf die Sonnenwende hin, wenn es in Liedern heißt, daß die Sonne über den Rain, die Grenze, fliegt. Der Brauch steht in Deutschland nicht vereinzelt da, brennende Räder von den Höhen in's Wasser rollen zu lassen oder sie in einem Bogen hineinzuwerfen und dabei zu singen:

„Scheib' aus, Scheib' ein
Flieg' über den Rain."

Diese symbolische Vornahme soll nichts Anderes besagen, als daß die Sonne (die Scheibe, das Rad) zu Johannis ihren höchsten Punkt (die Grenze, den Rain) erreicht hat und von nun an wieder niedersteigen und gleichsam im Wasser verlöschen muß.

Eine besondere Bedeutsamkeit erhielt das Sommersonnenwendefest bei den alten Germanen durch die gemeinsamen Opfermahle mit den damit verbundenen Trankopfern und auch Minnetränken zum Gedächtniß oder zur Erinnerung an die Abwesenden und Verstorbenen. (Solche Opfermahle kamen indeß auch am Jul-, Ostara- und dem herbstlichen Aequinoktialfeste vor.) Wie Maurer berichtet, mußte sich zu den gemeinsamen Opfermahlzeiten jeder Freie seinen Antheil an Speise und Trank mitbringen. Hatte man die Opferthiere geschlachtet, die Götterbilder, Altäre und Tempelgebäude mit Opferblut bestrichen und das Volk damit besprengt, wurde das Fleisch in Kesseln gekocht und verzehrt. An die Speise schloß sich der Trunk an. Zu beiden Seiten der Feuer, über denen die Kessel hingen, saß das Volk und trank sich über die Flammen weg zu. Dem Vorsitzenden, welcher den vornehmeren der beiden Hochsitze einnahm, lag es ob, die Opferspeise und den Opfertrunk zu weihen und feierliche Trinksprüche auszubringen. Man trank Odin's Becher um Sieg und Macht, Njörd's und Freyr's Horn um ein gutes Jahr und Frieden, auch wohl ein Horn für Thor, für Freyja oder zur Erinnerung an die nahen Verstorbenen. Minne nannte man solches Trinken und jeder einzelne Becher wurde als Full bezeichnet. Das ganze Opfer nimmt durch diesen gemeinsamen Genuß von Speise und Trank den Charakter eines Gastmahls an. Als das Christenthum sich im Norden ausbreitete, mußten sich die Uebergetretenen von diesen Opferschmausereien loskaufen, wie Adam von Bremen erzählt, bis die Könige selbst Christen wurden, aber die Sitte, große Gastmähler und Gelage zu veranstalten, fortbestehen ließen. Als das Heidenthum fast ausgelöscht war, wurden die Becher, die vormals Odin und anderen Göttern galten, nunmehr zu Ehren Gottes und bevorzugter

Heiligen geleert. Weil die Opfergelage Anlaß zu Ausschweifungen und Unordnungen gaben, wurden sie von Karl dem Großen verboten.

Wie zu anderen Zeiten, so glaubt man auch am Johannistage erfolgreich gegen das Hexenwerk und mancherlei Krankheiten vorgehen zu können. So badet man sich in der Normandie im Thau, um der Krätze vorzubeugen, und in der Bretagne und in den Pyrenäen gegen das Fieber in einem bethauten Haferfelde. Dabei ist aber zu bemerken, daß diese romanischen Bräuche germanischen Ursprungs sind und man dort den Johannistag mit unserem ersten Mai vertauscht hat. Von heilsamer Wirkung gegen offene Schäden soll es sein, wenn man sich vor Sonnenaufgang stillschweigend mit Eichenholz den Körper bestreicht. Um das Hexenwerk zu entkräftigen, backt man in Tyrol einen Kuchen aus Brennnesseln, oder schlägt sich in anderen Gegenden gegenseitig mit solchen.

Auch andere Pflanzen sollen nach dem Volksglauben in der Johannisnacht eine ungewöhnliche und namentlich heilwirkende Kraft entfalten, so das Gottesgnadenkraut, die Mannstreue, die Mistel, das Liebstöckel, das Eichenlaub und die Herrgottsäpfel. Allen voran steht aber das Johanniskraut, da dasselbe alle angezauberten Krankheiten vertreibt. Man flicht aus ihm Sonnenwendegürtel und Johanniskronen, die man, nachdem man unter ihnen getanzt hat, in's Johannisfeuer wirft. Solche Johannisfeuer, welche auf den höchsten Stand der Sonne hinweisen, werden noch heutigen Tages hie und da am Abend vorher angezündet. Man veranstaltet um sie einen singenden Reigen und springt, um sich von allen anhaftenden schädlichen Stoffen zu befreien und zu reinigen, durch die Flammen. Auch Blumen und bestimmte Kräuter wirft man in's Feuer, wodurch angedeutet werden soll, daß alles Unglück in Rauch aufgehen möge, und thut ein Gleiches mit Pferdeknochen und Knochen von anderen Thieren, welche einst als Opferthiere vorgeschrieben waren.

Nach dem Volksglauben ist es Auserwählten beschieden, in der Johannisnacht jene kerzenhelle Blume erblühen zu sehen, vor der die Erde ihre Schätze offenbart, auch soll man in ihr den unsichtbar machenden Farnsamen finden. Stellt man sich auf eine Kreuzstraße, so kann man in das Innere der Erde blicken und überdieß versunkene Städte aus dem Wasser steigen sehen. Wegen solcher Annahmen haben sich die Schatzgräber in dieser Nacht immer recht rührig gezeigt.

Während man sonst den Johannistag mit seiner Nacht als einen heilvollen Tag hält, da an ihm allerlei Uebel mit der schwindenden Sonne in ein Nichts vergehen, steht er im Elsaß und in Rheinhessen insofern in keinem guten Rufe, als an ihm gewisse Seen und Flüsse einen Menschen und namentlich ein Kind verlangen. Jedenfalls erklärt sich dieser Glaube aus den Menschenopfern uralter Zeit.

Auch die Geister suchen sich in der Johannisnacht. Denn sobald vom Straßburger Münster die Mitternachtsstunde niederhallt, steigen die alten Meister, Gesellen und Lehrlinge, welche an ihm gebaut haben, mit ihren Werkzeugen aus den Grüften heraus, begrüßen sich mit traulichem Handschlag und geben ihre Freude ob des Wiedersehens kund. Das ganze Münster füllt sich mit Geistern, dann strömt der lange Zug zum Portale hinaus und umzieht und umschwebt den herrlichen Bau. Dabei umkreist die Jungfrau Sabina (die Lieblingstochter Erwin's von Steinbach) in weißer Hülle und mit dem Meißel in der Linken und dem Hammer in der Rechten den Vorderbau und erhebt sich, abwechselnd auf- und niedersteigend, bis zu dessen höchster Spitze. Wenn aber die erste Morgenstunde schlägt, kehren alle diese Geister bis zur nächsten Johannisnacht wieder in ihre Gräber zurück.

Eine eigenthümliche Sitte herrscht am Johannistage in Stoole bei Downpatrick im nördlichen Irland. Man schreibt nämlich dreien Quellen und mehreren zerstreut liegenden Steinhaufen, welche in der Ebene des dem heiligen Patrick geweihten Berges liegen, besondere Kräfte zu. Bei eintretender Mitternacht läuft Alles, was nur irgend kann — die Männer sogar ohne Rock und statt des Hutes mit einem Taschentuch auf dem Kopfe und andere Andächtige mit nackten Beinen — siebenmal um die Steinhaufen herum. Unter Bekreuzen küßt man den Boden und rutscht mit bloßen Knieen den steilen und holperigen Weg nach dem Berge hinan. Nicht Wenige halten bei dieser anstrengenden Prozession die Hände auf den Rücken und Andere beladen sich dazu noch mit schweren Steinen. Siebenmal wiederholen sich diese Bußgänge und dann erst naht man sich unter abermaligem Bekreuzen dem Heiligen dort oben und läßt sich von einem alten Manne, der dessen Stelle vertritt, dreimal herumdrehen. Während dieser Prozession suchen die Lahmen, Krüppel, Blinden, Hautkranken u. a. m. die drei Quellen zu erreichen und sich durch Waschungen gesund zu machen.

Richard Wagner war es vorbehalten worden, den Johannistag in seinen „Meistersingern" musikalisch zu verherrlichen und diesem beliebten sonnigen Volkstage ein erhöht poetisches Gepräge zu geben.

Das Nest der Wasseramsel.

(Hiezu das Bild S. 768.)

Zu den merkwürdigsten Erscheinungen im Bereich der heimischen Vogelwelt gehört unser Vogel, der seinem ganzen Bau und Wesen nach eine Amsel, seinem dichten Gefieder und seiner Lebensweise nach aber als ein Wasservogel zu betrachten ist. Die liebsten Aufenthaltsorte dieses munteren Vogels sind die über Felsblöcke herabstürzenden Gebirgsbäche, und wo diese aufhören, die künstlichen Wasserstürze der Mühlen und Wehre. Ueberall, wo das Wasser am wildesten braust, ist die Heimat des auch Wasserstaar genannten Vogels zu suchen. Hier sieht man ihn, mit der Kühnheit eines Tauchers, sich in den Wellenstrudel hinabstürzen und, auf dem Grunde angelangt, sogar ganze Strecken weit behende fortlaufen, um kleine Krebse und Wasserinsekten zu fangen, bis ihn der entschwundene Athem nöthigt, an der Oberfläche wieder zu erscheinen. Es gewährt einen ebenso unterhaltenden wie belehrenden Anblick, dem unermüdlichen Treiben dieses interessanten Vogels zuzusehen. Nicht minder anziehend ist sein lieblicher Gesang, den er nicht bloß im Frühjahr, sondern sogar im Winter, von der Spitze eines Pfahles, eines Felsblocks oder vom Rand der Eisdecke hören läßt, denn auch die Kälte vermag es nicht, den Humor des allezeit fröhlichen Gnomen zu stören. Schon Ende März fängt das Weibchen an, die Wiege seiner Nachkommen zu begründen, und sucht dafür am liebsten die Höhlungen eines überhängenden und vom Sturzwasser überschütteten Rinnsales eines Baches, und wo diese fehlen, die Radstuben der Wasserwerke, Brückenköpfe u. s. w. aus, um das ziemlich große, tiefmuldige Nest aus Reisern, Wurzeln und Grasstengeln für seine vier bis fünf weißen Eier zu erbauen. Hier sucht das Männchen durch seinen liebreizenden Gesang das brütende Weibchen zu erfreuen und mit seinen Taucherkünsten zu unterhalten.

An diesem harmlosen Treiben so hochbegabter Naturkinder konnten unsere Väter sich noch ungestört erfreuen. Jetzt ist dieß anders. Die einseitigen Lehren des materiellen Fortschrittes haben alle Schichten der gegenwärtigen Menschheit fieberhaft durchsetzt und drohen alle naturgemäßen Verhältnisse zu zerstören, um sie alsdann durch künstliche zu ersetzen. Ein durchgreifender Schutz der Vogelwelt wird so lange auf sich warten lassen, bis uns die Ueberhandnahme des Ungeziefers dazu zwingt.

Den früheren Fischreichthum unserer Gewässer haben wir durch unverständige Bewirthschaftung, sogar durch die Abwasser zahlloser Fabriken zerstört und nun treten allerorts Vereine für künstliche Fischzucht auf, welche ihre Weltbeglückung wieder mit dem Zerstören einer Menge unschuldiger Thiere beginnen, unter die denn auch unsere Wasseramsel gehört, die per Kopf mit 50 Pfennig bezahlt wird. So wird in kurzer Zeit an die Stelle eines erhaltenden freien Naturlebens bald die trostlose Einöde menschlicher Kurzsichtigkeit treten, die schon angefangen hat, Flur und Wald und Berg und Thal mit dem modernen Geschmack der Teppichgärtnerei zu beglücken, und der erhabene Genius Schiller's behält Recht, wenn er sagt:

„Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual!"

L. Martin.

Empfang des preußischen Gesandten Schlözer bei Leo XIII. in Rom.

(Hiezu das Bild S. 765.)

Zehnjähriger Konflikt zwischen der päpstlichen Kurie und der preußischen Regierung hatte endlich seinen Abschluß gefunden. Zur Wiederanknüpfung der Verbindung war der deutsche Gesandte in Washington, Herr v. Schlözer, ausersehen worden, welcher auch die Verhandlungen so glücklich leitete, daß der König die Gesandtschaft am päpstlichen Hofe, welche seit 1872 aufgehoben war, restituiren konnte, und eben Herr v. Schlözer war es, dem dieß hohe Amt übertragen wurde. In feierlicher Audienz überreichte der neue Gesandte seine Kreditive. Papst Leo XIII. saß, von seinem ganzen Hofstaat, dem Majordomus, dem Oberceremonienmeister, der Nobelgarde und der Palastwache umgeben, unter einem Baldachin. Der Gesandte, von dem Kardinal-Staatssekretär eingeführt, überreichte seine Kreditive mit einer offiziellen Ansprache, und Seine Heiligkeit gab in ihrer Erwiederung der Freude über die Wiederanknüpfung der diplomatischen Beziehungen warmen Ausdruck. Nachdem die Hofstaaten entlassen waren, hatte Herr v. Schlözer noch eine halbstündige Privataudienz. Nach derselben stattete der Gesandte dem Kardinal-Staatssekretär Jacobini seinen Besuch ab.

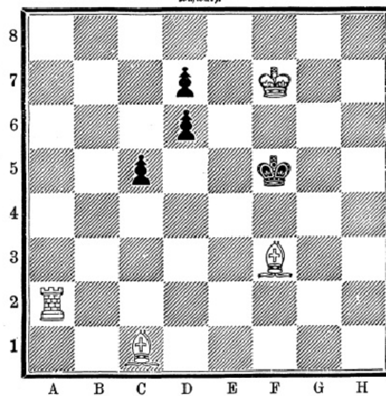


(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 183.

Von Ph. Richardson in New-York.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 178:

Weiß.	Schwarz.
1) L. G 2 — E 4	1) Beliebig.
2) Dame oder Springer setzt matt.	



(Redigirt von A. Hertefeld.)

Skat.

Zur Aufgabe Nro. 31.

In der Aufgabe Nro. 31 war gesagt: Die Vorhand spielt ihre beiden Asse, worauf der Spieler seine beiden blanken Zehnen geben muß, während der dritte Mann natürlich Schellen-Aß und Zehne talgt (wimmelt).

Hierauf konnte nur die in Nro. 31 von „Ueber Land und Meer" gegebene Lösung folgen, denn der dritte Mann kann nicht zweimal wimmeln, weil er nicht in beiden Farben renonce sein kann.

Wir stellen aber nunmehr die Aufgabe:

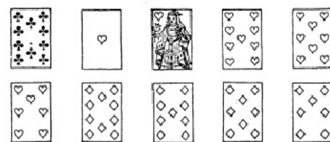
1) Wie ist der Eichel-Solo mit zehn Matadoren mit der in Aufgabe Nro. 31 gegebenen Karte: acht Atouts in der Hand, zwei im Skat und zwei blanke Zehnen, zu verlieren; 2) wie muß gespielt werden? — Wir bemerken hiezu, daß einige unserer Leser die Auflösung der Aufgabe Nro. 31 in obigem Sinne bereits einsandten. Ein großer Theil der Einsender erklärte jedoch eine Lösung mit zehn Matadoren für unmöglich.

Auflösung der Aufgabe Nro. 37:

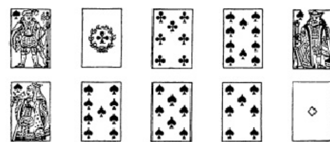
Skat.

Die Karten sitzen wie folgt:

Vorhand:



Hinterhand:



Das Spiel ist leicht ersichtlich. Die Gegner erhalten 95 Augen.

Räthsel.

Ich führ' ein gar behaglich Leben,
  Denn was ich brauch', verdien' ich leicht
Mit Schneiden. Was es Schönes geben
  Im Leben mag, mir wird's gereicht.
Doch was besonders mir gefällt,
  Man mag mich vor- und rückwärts lesen,
Ich bleib' derselbe in der Welt
  Und änd're weder Schein noch Wesen.

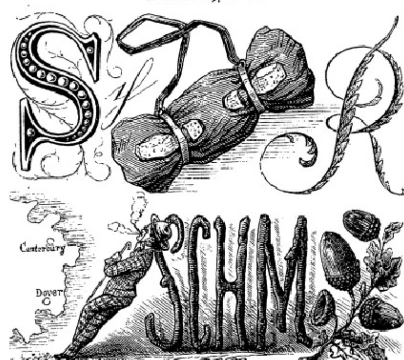
Auflösung der dreisylbigen Charade in Nro. 36:

Erdbeere.

Auflösung des Rösselsprungs Nro. 12:

Halb im Ernste, halb im Spiele
Zieh'n mit Hemmniß aller Arten
Kreuz und quer die Lebensfahrten:
Wohl Dem, der gelangt zum Ziele! —
So zieht kreuz und quer mein Springer
Auf dem Schachfeld seine Wege:
Glückt ein schönes Bild, so lege
Ich erfreut darauf den Finger.

Bilderräthsel 38.



Auflösung des Bilderräthsels 36:

Auch ein Fisch.

Briefmappe.

Merkator. Wir werden Ihre Bemerkungen aufmerksam in's Auge fassen. H. hat nie etwas mit der Wahl zu schaffen gehabt.

Hrn. Dr. W. K. in Meran. Sachs-Villatte hat den Ausdruck so: parler français comme une vache espagnole — radebrechen.

Mehrere Abonnenten in London. Natur kommt von dem Lateinischen natura — hat aber volles Bürgerrecht.

Einer, der es gerne richtig machen will. Sie senden demjenigen Theil, der Ihnen die Anzeige gesandt, zwei Karten, eine für die Braut, eine für den Bräutigam.

Vorsichtige Käuferin. Schneiden Sie ein kleines Stück ab: wenn es sich rollt, ist es gut. Aus Lyoner Fabriken.

Kindergartenfreundin. Unser Artikel über Fröbel sollte Sie von unserer Unparteilichkeit überzeugt haben.

Abonnent in G. (Norwegen). Wenn der Arsengehalt von 2 mg auf 440 □cm zuverlässig in der Tapete konstatirt ist, so muß Ihnen der Händler und diesem der Fabrikant für neue Tapeten sammt den anderen Unkosten aufkommen.

Abonnentin in Bunzlau. Neben größter Akkuratesse bei den einzelnen Operationen ist folgende Appretur zu empfehlen: 400 Gramm Wasser, 100 Gramm Stärke, 10—20 Gramm Tournantöl, 10—20 Gramm Chlorbaryum und Glaubersalz in hinreichender Menge, um durch chemische Wechselwirkung das Chlorbaryum vollständig in fein vertheilten schwefelsauren Baryt zu zersetzen. Zu 10 Gramm Chlorbaryum verwendet man 13,16 Gramm Glaubersalz. Die Körper werden zusammengemischt und erhitzt, um den Kleister zu bilden.

Hrn. G. H. in Leipzig. Ihr Vogel ist krank. Ruß' „Kanarienvogel", ein Büchlein, das Sie in jeder Buchhandlung haben können, wird Sie darüber belehren.

Langjähriger Abonnent. Rötscher's „Kunst der dramat. Darstellung", Berlin, Thomas; Benedix: „Der mündliche Vortrag", Leipzig, Weber.

Abonnent in Dänemark. 6300. Schreiben Sie künftig nur dänisch.

Hrn. K. in Metz. Sie leiten Bärenhäuter, entgegen unserem Erklärer, von den alten Deutschen her, welche auf der Bärenhaut der Ruhe pflagen, und wenn sie dieß zu lange thaten, Bärenhäuter genannt worden seien; ferner Rudolph, dessen Bedeutung wir in der Briefmappe mit Rathgeber bezeichneten, von Rud = stark und olf = Wolf. Edmund = der glückliche Mann, Robert = der Rathgeber, ebenso Ruprecht; Otto = der Hausvater, Wilhelm = der Beschützer — so finden wir sie in einem Namenbüchlein gedeutet.

Hrn. H. B. in R. „Meinen Goethe trag' ich in der Rechten, Meinen Schiller drück' ich an die Brust" — von wem das, wer weiß es?

Abonn. in Jägernd. Wir glauben doch kaum, daß das auf brieflichem Wege zu erreichen ist, und empfehlen Ihnen, sich an den Direktor der höheren Handelsschule in Stuttgart, Herrn Röhrich, zu wenden.

P. M. Stal. 7. Sie müssen uns eben die Artikel einsenden: im Vorhinein läßt sich das nicht bestimmen.

Hrn. Postsekr. H. in X. Die Frage wegen der 101 Kanonenschüsse bei der Geburt eines Kronprinzen ist in unserer Briefmappe schon öfter aufgeworfen, aber noch nie genügend beantwortet worden.

Abonn. L. in O. Allerdings kann das aus frischen Rosen gemacht werden, doch wird das reinste und beste Rosenwasser durch Destillation getrockneter und eingesalzener Rosenblätter gewonnen. Das Einsalzen geschieht dadurch, daß man 96 Theile frisch gepflückter Rosenblätter mit 16 Theilen Kochsalz in einem steinernen Topf mit einer hölzernen Keule zum gleichmäßigen Brei stampft. Mit Rindsblase fest verbunden, erhält sich diese Konserve sehr lang. Davon 3 Theile mit 5 Theilen Wasser übergossen und 4 Theile davon überdestillirt, gibt vorzügliches Rosenwasser.

Henrica in Hamburg. Der Herr wird natürlich der Dame zuerst vorgestellt.

P. W. in Breslau. Die Ameisenfrage ist eben erst in der Briefmappe gestellt worden: E. S. empfiehlt Chlorkalt in Keller und an Wände zerstreut.

Abonnentin L. W. in Aachen. B. W. ist ein Pseudonymus, dessen Alter wir nicht kennen, dem wir gerne Briefe vermitteln. Sie können ruhig schreiben.

Abonnentin J. H. B. in Berlin. Dem Zeichner mitgetheilt.

Hrn. Lehrer H. in Riedl. Für solche Zwecke empfehlen wir Ihnen als sehr billig und doch reichhaltig die Jahrgänge 1870 und 1872 von „Zu Hause", welche Sie zum sehr ermäßigten Preis von nur 4 ℳ für die beiden broschirten Jahrgänge beziehen können.

Victoria Caravia in Braila. J. G. C. in New-York. Ella vom Rath in Magnitz. K. in Clotten. Carl Gigler in Cilli. Marie Goltermann in Hannover. Salomon H. in Russo. Dr. Krauße in Fisilhausen. E. H. in Bärwalde. Hermann Stock in Stockhausen. H. Moser in Berlin. R. Librowicz in X. Noessell in Frankfurt a. M. Alexander Krotoschin in Berlin. Henriette Helbling-Tschudy in Zürich. Max Taubenheim in Leipzig. Verehrer von Aurelia in Wittowo. Fritz Buchmüller in Linz. W. Potyka in Breslau. Adolph Rosenthal in Lodz. Max Storch in Gotha. O. Nettelbeck in Breitenau. Jul. Brucker in Wallhalben. Ernst Loth in Halberstadt. Gabriele Mischke und Bertha Martin in Wien. Jacques Goulbier in Berlin. E. Ringer in Wien. G. Sch. in Antwerpen. Alfred Schaup in Gmunden. Hermann Weber in Hamburg. Naubitschek in Wien. Ein langjähriger Abonnent in Hamburg. Marie N. in Bremen. Margarethe in Magdeburg. Frau Elise Schmitt und E. Brunnemann in X. Josephine Kalfuß in Wien. F. Hosak in Retz. A. Lange in Brüssel. Louise W. in Lüchow. Reinhardt in Zörbig. Frau Marie Haack in Dresden. Richtig.

Gesundheitspflege.

Frl. Natalie H. in Budapest. 1) Durchaus nothwendig. 2) Niemals von uns angerathen! 3) Unschädlich. 4) Franzbranntwein mit Wasser gemischt ist ebenfalls ein unschädliches Waschmittel für die Kopfhaut.

Frau Amalie S. in W. Ihre Vorsicht und Aengstlichkeit in Bezug auf die Impfung Ihres Kindes mit menschlicher Lymphe ist wohl begründet, da die Uebertragung erblicher Krankheiten durch Impfstoff selbst von anscheinend blühend aussehenden gesunden Kindern schon mannigfach konstatirt wurde. Dagegen ist die Impfung mittelst animalischen Impfstoffs, d. h. von thierärztlich untersuchten, zu diesem Zwecke geimpften Kälbern oder jungen Stieren entnommener Lymphe, bezüglich der Uebertragung von Krankheiten, gefahrlos. Wenn Ihr Arzt keinen derartigen Stoff an seinem Wohnorte erhalten kann, so ist solcher von verschiedenen Impfinstituten in den Sommermonaten theils täglich, theils von Woche zu Woche frisch erhältlich, so z. B. von Dr. Voigt aus der Staatsimpfanstalt zu Hamburg, von Dr. med. Sigismund in Weimar, von Dr. Leonhard zu Frankfurt a. M., von Dr. H. Protze zu Elberfeld, von Dr. Oestreich in Düren, von Dr. Pissin zu Berlin und aus anderen Orten. Man wählt zum Bezuge das dem Wohnorte des Impflings zunächst gelegene Impfinstitut, da die Thierlymphe nicht lange ihre Uebertragungsfähigkeit behält.

Dr. St.

Redaktion: Dr. Edmund Zoller in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.



48. Band.
Vierundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1881—1882.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Ein Mann.

Novelle

von

Johannes van Dewall.

(Fortsetzung.)

Zwanzigstes Kapitel.

Herr von Klapproth-Koppenrade ging im August zum zweiten Male hinaus nach dem Gut, so lange hatte es gedauert, bis Alles dort zu seinem Empfange und dem seiner zahlreichen Gäste bereit war. — Es war alles Mögliche geschehen, um aus diesem Faktum ein kleines Ereigniß zu machen: die Zeitungen brachten Schilderungen von dem Landsitz, von Schloß und See, von Gewächshäusern, den Zimmern und ihrer Einrichtung, zählten die Gäste auf, die geladen waren, und sprachen von den Diners und Festen, welche dort gegeben werden würden.

Es war draußen Alles auf einem großen, beinahe fürstlichen Fuß eingerichtet und ebenso lebte man: sechzehn Pferde, ein eigener Stallmeister, vier Kutscher und ein Troß von Dienerschaft, das fand man in den Berliner Zeitungen aufgezählt; dahinter stand dann: „Graf X. mit Gemahlin, der Kammerherr von Z. und so weiter sind heute nach Koppenrade gefahren, um die Hühnerjagden mitzumachen.“ Man lachte über diese etwas vulgäre Reklame, aber der kleine, gewandte Stadtrath erreichte mit derselben doch seinen Zweck, nämlich den, von sich reden zu machen. Jedesmal, wenn er sich in der Zeitung las als von Klapproth und das, was von seinem Schlosse, seinen Jagden, Equipagen und Diners in denselben gesagt war, überlief seinen Rücken ein angenehmes Gefühl ... Vor wenigen Jahren noch war er ein kleiner, unbedeutender Bankier gewesen, — jetzt Herr von Klapproth, großer Grundbesitzer und Millionär, — sein Name gehörte der Oeffentlichkeit an ... Und das Alles aus eigener Kraft!

Hier ... hier oben, da saß es!

Das Geld, was es ihn kostete, haufenweise lag es auf der Straße, toller wie je — man mußte nur den nöthigen Grips haben und ein bischen Courage ... die nöthige Vorsicht auch, mußte abschnappen zur rechten Zeit, klaren Blick behalten in dem Wirrwarr, denn über kurz oder lang mußte natürlich ein Umschlag erfolgen, obgleich Vetter Salzmann das Gegentheil behauptete. Ein Stück mitgehen, so lange es stieg, dann losschlagen und in Sicherheit bringen, wieder mitlaufen und wieder realisiren, das war das Vernünftigste in solcher Zeit. Er dachte an die Fabel mit dem Hunde, der, ein Stück Fleisch im Maul, im Wasser schwimmt, und an die Moral von der Geschichte:

„Ein Gieriger wird nimmer satt,
Und so verliert er oftmals, was er hat.“

Er wußte es genau, der Umschlag mußte kommen, und freute sich auf den Moment, wie dann die Dummen purzeln würden; wie Viele, die jetzt groß waren, würden dann ganz, ganz klein werden!

Mittlerweile übte er dort draußen verschwenderische Gastfreiheit, wie ein Grandseigneur, und seine Gattin machte die Honneurs; sie waren da Beide so recht in ihrem Fahrwasser. Doch das Alles war nicht ohne einige Bitterkeiten — Licht und Schatten, wie überall. Vor Allem wurmte es die Beiden, daß es ihnen nicht gelungen war, gewisse hochstehende Persönlichkeiten zu gewinnen, auf welche sie sich Rechnung gemacht hatten, durch die Koppenrade einen ganz besonderen Nimbus erhalten haben würde. — Die Herrschaften zeigten sich spröde, Diejenigen, welche sie ihnen hatten zuführen wollen, brachten Ausflüchte anstatt der Erwünschten.

Der Stadtrath dachte, auf einen Hieb fällt kein Baum, im nächsten Jahre werden sie schon kommen, seine hochmüthige Gattin aber empfand diesen Refus als eine tiefe Beleidigung — der Stachel saß tief in ihrer Seele.

Noch Anderes kam hinzu: vor sechs Wochen hatte Klementine ihr Haus verlassen; abgesehen davon, daß jene Undankbare ihr das Prävenire gespielt hatte, fühlte die Räthin mit einem Gefühle der Demüthigung, welches sie sich einzugestehen schämte, wie sehr ihr dieselbe jetzt überall fehlte. Es kamen Verstöße über Verstöße vor, seit der gute Geist des Hauses gewichen war, der Glaube an die eigene Unfehlbarkeit litt vollständig Schiffbruch. Gräfin B. war am nächsten Morgen schon wieder abgereist, beinahe ohne ein Wort der Entschuldigung, weil ihr die Gesellschaft da draußen doch ein wenig gar zu gemischt war und so weiter.

Es war wahr, es drängten sich eine Menge Leute an sie heran, die gar nicht zu den Uebrigen paßten — der Reichthum lockt ja die Parasiten an wie der Honig die Fliegen, und es gibt unverschämte Menschen, die sich überall einfinden; aber was will man machen? Man kann sie doch nicht hinauswerfen.

Dazu der Aerger mit ihren Kindern! Der Hauptmann hatte sich geweigert, schon wieder Urlaub zu nehmen, das fand



Arabi Pascha.

sie sehr rücksichtslos, und Helene hatte bestimmt erklärt, ihren Gatten in der Zeit, wo er so schweren Dienst hätte, nicht verlassen zu wollen, auch mache ihr Zustand sie unbrauchbar für Koppenrade. Nun fehlten gerade Die, auf welche man am meisten gerechnet hatte! Daß man doch den größten Kummer und die schreiendste Undankbarkeit gerade an seinen Kindern erlebt! Man hatte Staat machen wollen mit ihnen und nun hielten sie sich fern — grundsätzlich fern!

O! die Stadträthin ahnte recht wohl, was Golzow abhielt, — die Gesellschaft war ihm nicht exklusiv genug ... der hochnäsige Aristokrat kam wieder mit seinen Grundsätzen in's Gedränge, und Helene war jetzt ebenfalls so voller Grundsätze, daß die Wünsche und Befehle der leiblichen Mutter für sie ein Nichts waren.

Das war die Schattenseite dieses Glanzes, die die Räthin zum wenigsten desselben nicht froh werden ließ. Außerdem, die feiner organisirte Frau, sie fühlte es recht wohl heraus trotz aller sonstigen Verblendung, daß ihre unbegrenzte Gastfreundschaft nebst aller Reklame sie im Grunde doch nur in großartigem Style lächerlich machte — wenn sie sich auch mit aller Macht dagegen sträubte, das Furchtbare sich einzugestehen. Wenn ihr Mann so herumging, von der Jagd, dem Sport und der Landwirthschaft sprach, als wäre er darin groß geworden, wenn er nach einem lukullischen Diner sich zum Grafen Soundso und dem Baron Y. setzte und mit „wir" zu sprechen anfing, dann sah das scharfe Auge recht wohl die sarkastischen Gesichter, bemerkte es das Flüstern und Gelächter.

Außerdem, wer verkehrte denn eigentlich bei ihnen? Die Liste wurde mit jeder Woche auserwählter, zuletzt blieb eine Gesellschaft übrig, welche hier that wie zu Hause, ohne sich viel um den Wirth und die Wirthin zu kümmern, welche sich gerirte wie in einem Wirthshause, den Dienern befahl, Champagner zu bringen, das Beste aus den Schüsseln aß und sich obendrein über sie lustig machte.

Auch der Stadtrath wurde zuletzt übler Laune und zeigte ein finsteres Gesicht: für vieles Geld nichts als Aerger und Mißerfolge, Streit unter den Gatten zuletzt und gegenseitige Vorwürfe.

Wer brachte denn dieses Gesindel eigentlich in's Haus, das alle anständigen Leute daraus vertrieb und sie zum Gespött machte? Wer anders als die Dame, die bei Hofe verkehrte, das heißt auf den Hintertreppen dort heimlich hinaufstieg. Nach einer sehr belebten Szene zwischen Mann und Frau kam der Eklat, Frau von B. bekam einen deutlichen Wink, nach ihr verschwand auch ihr Anhang.

Nun trat Oede ein, die prächtigen Räume standen beinahe leer, — die großen Feldtreiben und Hetzjagden mußten abbestellt werden aus Mangel an Schützen, zuletzt schlief selbst die Reklame ein, nachdem der Bach derselben immer seichter geworden war, — kurzum, dieser erste Versuch einer Gastlichkeit im Style der Lords endigte mit einem kläglichen Fiasko.

Die Räthin bekam plötzlich Nerven, das Schloß wurde geräumt, aus Gesundheitsrücksichten siedelte man vor der Zeit nach Berlin zurück.

Golzow und Helene erfuhren nur zu bald, in welchem Maße ihre Eltern sich bloßgestellt hatten, und litten namenlos unter der Blamage, besonders Helene, welche recht wohl fühlte, wie sehr das Betragen ihrer Eltern ihren Gatten kränken und zum Schaden gereichen mußte.

Ihre Pflicht gebot ihr aber auch zugleich, mit ihrem eigenen Urtheil zurückzuhalten und vor Allem in diesem Augenblicke zu ihren Eltern zu stehen. Als ihr Gatte zum Manöver ging, siedelte sie zu ihren Eltern über und lebte unter deren Dache.

Es gelang ihr allmälig, die Empörung der Mutter gegen Golzow einzudämmen, welche sich so weit verstieg, daß sie diesem den ganzen Koppenrader Mißerfolg in die Schuhe schob.

„Welches Licht mußte es auf uns werfen, wenn sich mein eigener Schwiegersohn systematisch von uns fern hält?" sprach sie mit tiefem Groll.

„Das war einmal und nie wieder," fuhr sie dann fort, „die Welt ist undankbar, wir haben das erfahren. Ich bedaure nur die Summen, die wir verschleudert haben, aber das vornehme Gesindel mag nun gehen und sich anderswo satt essen."

Der Stadtrath trug es leichter, lachend.

„Hol' die dummen Kerle alle miteinander der Teufel!" dachte er und ging an die Börse, und war mehr wie je bei Vetter Salzmann in der kleinen Stube. „Rede nicht solch' ein Zeug," sprach er, wenn seine Frau ihrer Bitterkeit Worte gab, „dieses dumme Weib, die B., ist an Allem schuld, weiter Niemand. Hat die Person uns da eine Menge Volks in's Haus gebracht, daß es niemand Anderes bei ihnen aushalten konnte. Nun, sie ist besorgt und aufgehoben. Was räsonnirst Du über den Schwiegersohn? Der war der Hellste von uns Allen, und Lenchen that ganz recht, bei ihm zu bleiben, denn die Frau gehört zum Manne."

Mit einem wirren, dumpfen Gefühl der Demüthigung und der Sorge hörte die junge Frau diesem Gerede zu; — das Uebel lag tiefer: was sie dachte, sie durfte es nicht einmal sich selbst eingestehen, sie durfte so niedrig von ihren Eltern ja nicht denken — das war Sünde.

„Vergeßt es, und halten wir Alle recht eng zusammen," bat sie, „was gehen uns jene Menschen an! Laßt uns in Frieden leben miteinander!"

Einundzwanzigstes Kapitel.

Was Golzow litt, vergrub er um seines jungen, angebeteten Weibes willen tief in seinem Herzen, aber er hätte Flügel haben mögen, um hinfort zu ziehen aus der Eltern Nähe. Wie viel Schweres hatte er doch getragen um sie? — Wenn er das Alles las und hörte, wenn er sah, wie man bisweilen plötzlich schwieg oder den Stoff des Gesprächs änderte, sowie er hinzutrat, wie die Besuche der Kameraden und ihrer Frauen seltener wurden in seinem Hause und Mancher wohl ganz fort blieb, — es blutete seine Seele. Die wahre Liebe aber überwindet Alles, wie konnte er es ihr nachtragen, was sie nicht verschuldete? Und trotz alledem, niemals trat eine Spur von Bedauern in seine Seele, daß er Helene zu seinem Weibe gemacht hatte, denn zärtlicher wie je hing er an ihr, und Alles, worüber ihr Fuß hätte straucheln können oder was ihr Sorge machte, räumte er vorsichtig aus dem Wege.

Im Oktober traten zwei Ereignisse ein, welche ihn allen diesen Kummer vergessen ließen: Helene schenkte ihm einen Knaben, einen blonden, kleinen, gesunden Kerl, der alsbald das ganze Haus auf den Kopf stellte, und wenige Tage später bekam er seine Berufung in den großen Generalstab; damit waren seine beiden größten Erdenwünsche erfüllt.

Seit der kleine Georg geboren war, besserte sich das Verhältniß zu seinen Schwiegereltern abermals in erheblicher Weise, bei der Taufe strahlten die Gesichter der jungen Gatten wie die des Stadtraths und seiner Frau vor Stolz und Befriedigung.

Golzow und Helene meinten, daß nun das wahre Leben eigentlich erst beginne, und der neue Großvater vor Allem wußte in seiner Freude kaum, was er anfangen sollte.

Dem kleinen Enkelkind legte er eine Verschreibung in die Wiege, das es nach seinem Ableben zum Erbherrn von Koppenrade machte, und Helene überhäufte er mit Geschenken und Zärtlichkeiten.

Für eine Weile war die Räthin völlig Großmutter; sie hatte sich sogar auf Wochen zu der Wöchnerin hinüber quartiert — eben nicht zu Golzow's Freude, — aber auch sie zog endlich wieder nach dem Gendarmenmarkt, und die jungen Eltern mit dem kleinen krähenden Sprößlinge gehörten sich wieder selbst an. Alle die tausend kleinen, stillen Freuden begannen nun, welche eine solche junge Erdenpflanze in das Haus trägt, der erste Schritt, wenn Golzow kam, gehörte dem Jungen, und strahlend ging er zum Dienst, so daß alle Menschen ihm das Glück von der Stirne ablesen konnten.

Mit einem Liebreiz und einer Pflichttreue ohnegleichen lag Helene ihren Mutterpflichten ob und gedieh dabei und blühte auf wie eine Rose.

Frau von Beauvilliers war ein häufiger und gern gesehener Gast im Golzow'schen Hause gerade in jener Zeit, und obgleich sie mit ihren Stunden jetzt zu geizen gezwungen war, aber ihre warme Freundschaft für Helene und ihren Mann und die Freude an dem kleinen Sprößling waren so groß, daß sie jede freie Minute benützte, um dieselben aufzusuchen und ihr Glück zu theilen.

Frau Klementine hatte ihren Vorsatz verwirklicht, sie hatte ein Pensionat gegründet in einer ruhigen, anständigen Straße im Westen der Stadt; mit dem ihr eigenen Geschick und Takt war es ihr binnen Kurzem gelungen, eine Anzahl junger Damen aus guten Familien zu sich in's Haus zu ziehen.

Sie sprach gern von diesem Unternehmen und fühlte sich glücklich in ihrem neuen Wirkungskreise, die kleinen Ereignisse in ihrem Heim bildeten eine unversiegbare Quelle der Unterhaltung, denn Golzow und Helene interessirten sich lebhaft für Alles, was sie anging.

Was der Stadtrath mit klugem Blicke vorausgesagt hatte, es traf schon in diesem Winter ein: Lasker hielt jene Warnungsrede im Parlament, welche gleich einem furchtbaren Naturereignisse wirkte. Ueber Nacht sank das Vertrauen, machte einer unerhörten Panik Platz, die Werthe schwanden, wie Seifenblasen platzten die Gründungen, es fielen die Papiere, es schrumpften die Dividenden zusammen. Ein nationales Unglück kam über ganz Deutschland, der Krach; als Bettler standen nach wenigen Wochen Leute da, die vor Kurzem noch für Millionäre galten, ganz, ganz klein wurden Menschen, die vorher den Kopf so hoch trugen und die Welt von oben herab ansahen. Zu Fuß ging, wer eben noch auf Gummirädern fuhr, und Mancher nahm sich das Leben oder wanderte in's Irrenhaus.

Mit den Händen auf dem Rücken wanderte der Stadtrath in dem kleinen, gemüthlichen Hinterzimmer auf und ab, wo er so manches schöne Geschäft abgeschlossen und heimlich so manches leckere Frühstück verzehrt hatte, und der kleine blonde Vetter hatte seinen ganzen Sarkasmus plötzlich eingebüßt und sagte nicht ein einziges Mal, wie sonst, Herr von Vetter oder Herr von Klapperbein-Koppenrade, denn wäre Jener nicht gewesen, es stände jetzt wohl nicht besser um ihn wie um die Anderen, während er so mit einem blauen Auge davon kam.

Herr von Klapproth-Koppenrade, der Mann mit dem großen Schlosse und zwei kleinen Orden, ging aus den drei fetten Jahren mit einem sicheren Vermögen hervor, das verschieden, auf fünf bis zehn Millionen geschätzt wurde, und mehr wie je stand er hoch in der Achtung der Geschäftsleute. Er war ein feiner, umsichtiger Spieler und ein kühler, verschlagener Kopf, der sein Schäfchen in's Trockene zu bringen verstanden hatte in dieser furchtbaren Zeit und nicht ein Geschäft hatte er gemacht, bei dem ihn ein Makel traf.

Seinen Ehrgeiz und seine kleinen Lächerlichkeiten verzieh man ihm in Folge dessen gern, und es öffneten sich ihm nun die Häuser, welche früher dem Parvenü verschlossen geblieben waren, — er hielt seinen Einzug in die Kreise der alten, erblichen, fest begründeten Haute-Finance. Im nächsten Winter waren seine Salons gefüllt, wenngleich es wiederum ein beinahe neuer Kreis war, der hier verkehrte.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Seit Klementine von Beauvilliers nicht mehr veredelnd und vermittelnd an der Stadträthin Seite stand, gewannen deren niedere Instinkte mehr und mehr die Oberhand, ihre Sucht zu herrschen artete häufig geradezu in Tyrannei aus. Die Gastfreiheit des Hauses wurde zu einem Schaustellen des Reichthums, der edlere Naturen verletzen mußte und fern hielt. Der Hauptmann kam bei ihr immer mehr in den Ruf eines krassen Aristokraten, weil er, soviel es anging, ohne die äußere Form zu verletzen, sich abseits hielt von dem neuen Kreise und den Festen seiner Schwiegereltern.

Gegen Helene wagte er aus Rücksicht für deren kindliche Gefühle von dem, was er empfand, nicht zu sprechen, aber war ihm das Herz gar zu voll manchmal, dann schüttete er es in den Freundesbusen Klementinens aus und fand dort Theilnahme, Verständniß und guten Rath.

Helene, so vertieft in ihr Mutterglück sie auch war, konnte es kaum entgehen, was dem Gatten die Stirn verdüsterte und was ihn manchmal launisch und mißgestimmt erscheinen ließ; sie litt darunter, und um so mehr, als auch ihr feineres Gefühl sich verletzt fühlte im elterlichen Hause und sie mit Schmerzen die zunehmende Sucht zu glänzen und zu herrschen an der Mutter wahrnahm und sie gern in der trauten Kinderstube oder mit Erich und mit seinen Freunden und Kameraden allein geblieben wäre.

Aus treuem Pflichtgefühl aber und um die Eltern nicht zu kränken, folgte sie häufiger den Einladungen der Ihren, putzte sie sich, wie die Mutter es wünschte, und bewog auch Golzow, es ruhig zu tragen. Sie wollte ihm das Alles ja danken durch doppelte Liebe. Das Mißverhältniß zwischen ihnen und den Eltern nahm aber trotzdem eher zu als ab, denn diese fühlten es recht gut heraus, daß der Hauptmann sich Zwang auferlegte, und erblickten hierin eine Kritik ihres eigenen Benehmens.

Diese wachsende Entfernung hielt aber die Schwiegermutter nicht ab, in der Kinderstube zu befehlen, und auch der Stadtrath trat jetzt fester auf, seit er der Herr von Klapproth-Koppenrade war und die ersten Familien der Haute-Finance bei ihm ein und aus gingen. Fast

täglich kam der Großvater jetzt in's Haus, um nach dem Jungen zu sehen, und niemals kam er mit leeren Händen, vom ersten Tage seiner Geburt an wurde der kleine Georg von ihm auf alle nur mögliche Weise verzogen.

Kam der Hauptmann vom Dienst nach Hause und fand er die Beweise jener Besuche, so runzelte er die Stirn und nur mit Mühe hielt er an sich. Sein Kind war ihm heilig, es zu erziehen, zu einem tüchtigen und verständigen Menschen zu machen, war seine vornehmste und ernsteste Pflicht.

„Laß doch gut sein, lieber Erich," bat dann Helene in ihrer liebenswürdigen, vermittelnden Weise, „ich lege das Alles auf den Boden und baue es den armen Kindern zu Weihnachten auf. Sieh' nicht so ernst drein; die Eltern wollen doch auch ihre Freude an ihrem Enkelchen haben."

Er sagte nicht Ja noch Nein, nahm seinen Jungen, betrachtete ihn mit Sorge und legte ihn Helene in den Schooß.

„Solch' ein kleines Bäumchen muß zeitig angebunden werden," sprach er ernst, „denn die ersten Eindrücke sind die bleibendsten, und was Einer früh nicht lernt, das muß er hernach mit Schmerzen und Entbehrungen einholen."

„Ich weiß es, Erich, — wir sind Gott verantwortlich für dieses große Geschenk; ach! meine Lage ist nicht leicht zwischen den Pflichten zu ihm und zu den Eltern."

„Die Liebe der Großeltern ist zumeist eine übertriebene; wir sind da, um dem zu steuern. Wir können nachgiebig sein, soweit es uns selbst betrifft, hier aber nur, soweit es verständig ist und wir es verantworten können."

Seine Stimme klang beinahe wie ein Vorwurf, sie sah ihn an und ihr Auge füllte sich mit Thränen.

Eines Tages kam der Hauptmann früher nach Hause wie gewöhnlich.

„Warum ist der Junge noch nicht gebadet?" frug er.

Die Wartefrau trat nahe an ihn heran und flüsterte:

„Die Frau Räthin haben es verboten, das kalte Wasser thäte nicht gut."

Er ging ohne ein Wort zu erwiedern in die Nebenstube und rief Helene; mit ihr zugleich erschien die Schwiegermutter in der geöffneten Thüre.

„Warum ist Georg noch nicht gebadet?" frug er, seinen Zorn nur mühsam bezwingend.

Helene schwieg und sah zu Boden.

„Ich habe es befohlen," sprach an ihrer Statt die Räthin und erhob majestätisch das Haupt. „Dieses kalte Baden der Kinder ist eine moderne Unsitte, welche ich durchaus verwerfe."

„Erlauben Sie mir die Bemerkung," versetzte der Hauptmann, noch mehr gereizt durch Ton und Miene, „daß Sie mit Ihren Kindern verfahren mögen, wie Sie es für gut halten — mein Junge wird behandelt werden genau so, wie der Doktor es befiehlt, es gelten keine anderen Gebote hier als die seinen und die unseren, liebe Mutter."

„Erich!" rief Helene tödtlich erschrocken, — sie lief herzu und ergriff seinen Arm.

„Ich bitte, laß doch, — diese Herren vom Militär sind so daran gewöhnt zu kommandiren, daß darüber alle Rücksichten und guten Manieren vergessen werden," so schnitt die erzürnte Räthin mit spitzer Zunge der Tochter die Rede ab.

In der ersten Hitze schien der Hauptmann etwas erwiedern zu wollen, aber er bezwang sich und schluckte die Beleidigung hinunter. Er verneigte sich, ging hinaus und schloß die Thüre.

„Da siehst Du Deinen Gatten im rechten Lichte, liebes Kind! — O, ich habe es immer geahnt!" rief die Räthin sarkastisch hinter ihm drein.

Gleich darauf plätscherte drüben das Wasser, und der kleine, dralle Bursch schrie hell auf, als der Strahl desselben sein frisches Fleisch berührte.

„Barbarisch!" rief die erboste Frau. „Das Kind mag zu Grunde gehen, wenn der eigensinnige Herr nur seinen Willen hat. Nun, ich wasche meine Hände in Unschuld!"

Helene war schon längst nicht mehr neben ihr, sie stand in ihres Mannes Stube, ein Raub der heftigsten und widerstrebendsten Empfindungen.

Also offener Bruch! ... O! sie hatte ja immer geahnt, daß es eines Tages so weit kommen würde. Auf wessen Seite sollte sie sich nun stellen — was gebot ihr die Pflicht?! Sie weinte bitterlich, die junge Frau, und rang die Hände ... In der Sache hatte ihr Gatte ja Recht, aber in der Form ... wie hatte er die Mutter angelassen soeben!

Freilich war Jene es, welche hinter seinem Rücken seine Wünsche und Anordnungen beharrlich durchkreuzte, und es war sein Kind — das war empfindlich, ein Unrecht sogar, aber trotzdem — wie konnte er so zu ihrer Mutter sprechen!

Dann fiel ihr ein, daß sie selbst schuld sei an diesem Streit, daß es ihre Pflicht gewesen wäre, ihrer Mutter ernstlichere Vorstellungen zu machen; der Doktor hatte streng befohlen, der Junge sollte täglich kalt gewaschen werden ... Ihre Thränen flossen reichlicher und sie eilte zurück in die andere Stube, um der Mutter das zu sagen, aber diese war verschwunden, ohne auch nur ihren Wagen abzuwarten, zu Fuß war sie fortgeeilt ... zu Fuß ... ihre Mutter! Ganz verwirrt stand sie da ... Was sollte nun werden?

Sie sank in einen Sessel, erhob sich aber gleich darauf und ging mit großer Unruhe und dennoch zögernd in die Kinderstube.

Dort stand er, die Aermel zurückgestreift, und badete seinen Jungen, der jetzt freudig krähte, die Hände fest in des Vaters Bart geklammert, und es vergnüglich litt, daß der kalte, triefende Schwamm ihm über das rosige, dralle Fleisch fuhr.

Das Bild übermannte sie; sie eilte herzu und legte ihren Arm um Golzow's Nacken. Sie sagte kein Wort, aber sie half den Knaben abtrocknen, dann zog sie ihn an und legte ihn in sein Bettchen. Dabei überraschte sie der Stadtrath. Er war seiner Frau unterwegs begegnet, er wußte also bereits, was sich ereignet hatte.

„Du hast ihr den Kopf gewaschen, mein Sohn," sprach er mit etwas forcirter Laune, „nun, das passirt ihr nicht oft. Sie ist Dir übrigens die Antwort nicht schuldig geblieben — da geht Eins in's Andere. Habe auch oft meine liebe Noth mit ihr, — ja ... die Weiber kommandiren uns Alle. Aber ich gebe Dir Recht — völlig Recht; bei Deinem Jungen hast Du allein zu befehlen — es war ein unberechtigter Eingriff in Deine Bestimmungen, um so mehr, als der Doktor auf Deiner Seite steht. Hättest ihr das sagen müssen, Lenchen ... Ich habe dem Jungen hier auch etwas mitgebracht."

Ein ganzes Paket Spielzeug wurde hervorgeholt, lauter bunter Tand, gänzlich unpassend für ein Kind von etlichen Monaten. Helene wehrte ihm, es dem Jungen zu geben.

„Er muß schlafen," sprach sie energisch, „es ist seine Zeit, rege ihn nicht auf."

Der Vater lachte, nahm es anscheinend nicht übel, beugte sich über das Bett und nickte dem Kleinen zu, der ihn mit großen Augen ansah und lächelte. Er strich ihm leise über Gesicht und Haar und entfernte sich dann auf den Zehenspitzen.

Als er fort war, ging Golzow hinaus. Er hatte zu arbeiten, er wollte ungestört sein; Helene wußte, daß er zürnte, und fühlte ein namenloses Weh.

Er saß über den Büchern und Papieren, aber er arbeitete nicht, er brütete mit finsterer Miene, — er dachte nach über seine eigenthümliche Lage und erwog, was er zu thun hätte.

Zuletzt ergriff er einen Briefbogen und schrieb an die Räthin, nicht um sich zu entschuldigen, sondern um sie von der Auffassung seiner Vaterpflichten in Kenntniß zu setzen und sie zu bitten, ihn künftig der unangenehmen Nothwendigkeit zu überheben, in einer solchen bestimmten Weise mit ihr sprechen zu müssen wie heute Morgen. Den Eindruck dieses Schreibens auf die stolze Dame kann man sich bei ihrer Sinnesart deutlich genug vorstellen.

Zwischen Helene und ihrem Gatten lag eine Wolke, und zum ersten Mal in ihrem Leben wich diese nicht in den nächsten Stunden schon, sondern sie blieb und verdichtete sich noch und quälte sie Beide über die Maßen. Gern hätte Helene ein versöhnendes Wort gesprochen, aber daß er noch jenen Brief geschrieben hatte, das setzte seinem Benehmen die Krone auf und zeigte ihn ihr in einem ganz neuen Lichte.

Zuletzt hielt die junge Frau diesen Zwiespalt im Herzen nicht länger aus — sie fuhr zu Klementine, um sich bei dieser Raths zu holen. Der Schritt wurde ihr nicht leicht, sie ahnte vielleicht im Voraus, dieselbe würde auf Golzow's Seite stehen, auch — die Moral mit dem Flecken auf dem Spiegel war nur gar zu wahr, Helene ertappte sich öfters bei einer eifersüchtigen Regung. Hatten ihre Gefühle gegen die langjährige treue Freundin eine Trübung erlitten? Ihr Gatte sprach von dieser manchmal mit einem wahren Enthusiasmus, und ein Mann soll doch nur Augen und Gefühl haben für seine Frau. Noch mehr, mit Klementine besprach ihr Mann häufig Sachen und Dinge, die er ihr verschwieg, schon einige Male hatte sie bemerkt, daß Jene verstummten, wenn sie hinzutrat. Ihre Phantasie spiegelte ihr die beiden Gestalten vor, wie sie zusammen im Mondenschein am See spazieren gingen damals... Aber pfui! Das war eine unedle, schlechte Regung, — nein, ihre Eifersucht war ja nur rein geistiger Natur: Erich sollte vor ihr keinen einzigen verborgenen Gedanken haben.

Die junge Frau konnte nicht ahnen, daß Golzow und Klementine nur schwiegen, wenn sie von ihr selbst gesprochen hatten, damit ihr Lob sie nicht roth machte, oder wenn er ihr das Herz ausschüttete über seine Schwiegereltern und den Konflikt in Helenens Innern, den er ihr so gern erspart gewußt hätte.

Ihn ergriff es, wenn er Helenens blasses Gesicht sah, wie sie um ihn herumging, Gram, Zweifel und Vorwurf in ihren Mienen und wenn er sie manchmal heimlich seufzen hörte. Wäre er seinem guten Herzen gefolgt, er hätte sie an seine Brust gezogen und sie gebeten, Alles zu vergessen und zu vergeben, aber wie er sie kannte, war das in einem so wichtigen Falle nicht wohlgethan; — es handelte sich um ihr Kind. So etwas konnte sich wiederholen und war dann mit jedem Male peinlicher und schwerer auszugleichen. Die feste Ueberzeugung, daß er nur nach seiner Pflicht handelte und daß sie ihm beipflichten müsse, es müsse aus eigenem Nachdenken, das bestimmte ihn, auszuharren. Er kannte Helene, sie war eine gewissenhafte und vernünftige Frau, er wußte, sie würde kommen über kurz oder lang, sich an sein Herz schmiegen und ihm sagen: „Du thatest recht, Du durftest nicht anders!"

Und sie kam. Als sie von Klementine zurückkehrte, war sie ganz blaß und verwirrt; sie warf sich ohne Zögern an seine Brust. Die Freundin hatte ihr die Augen geöffnet, schonend, aber mit völliger Deutlichkeit. Sie hatte ihr den Gatten hingestellt, so wie sie ihn kannte, wie sie ihn erfunden hatte in jeder Lebenslage, ihr auch gesagt, wie sie ihn verehrte und jeder Mensch, der mit ihm in Berührung kam. So schonend wie möglich hatte sie ihr dann von den Schwächen ihrer Eltern gesprochen und sie verwiesen auf ihre Pflicht als Mutter und Gattin. „Du sollst Vater und Mutter verlassen und ihm anhängen!" hatte sie ihr zugerufen. Der lange Faden seiner Geduld war ihm endlich gerissen, dem rücksichtsvollsten, ehrenhaftesten Manne, als er in seinem Kinde angegriffen wurde, er hatte sein gutes Recht und seinen Erstgeborenen vertheidigt, weiter nichts. Wenn sie jemals wieder im Zweifel wäre, was sie zu thun hätte — sie solle blindlings ihrem Manne folgen.

So hatte Klementine zu ihr geredet. Jedes Wort drang in ihr Herz wie die Spitze eines Dolches und doch wie Balsam ... Wie hatte sie jemals an Erich zweifeln können? Eine Andere erst mußte kommen und ihr das sagen, — ihr, seinem Weibe!

Sie eilte fort, so schnell sie ihre Füße tragen wollten, zu ihm!

Er zog das theure Kleinod an sein Herz — je mehr er um sie litt, desto mehr fühlte er seine Liebe wachsen, er sprach kein Wort als: „Gottlob, das wäre überstanden!" Er führte sie an die Luft, im Wagen fuhren sie hinaus in den Thiergarten, und Hand in Hand, Auge in Auge, glücklich wie die Kinder, wandelten die Beiden dort dieselben Wege, die sie so oft als Brautleute durchmessen hatten. So glücklich und so mit und in sich eins wie heute waren sie Beide fast noch niemals gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Arabi Pascha.

(Hiezu das Porträt S. 777.)

Immer und immer wieder taucht die orientalische Frage auf und Europa scheint nicht zur Ruhe kommen zu sollen, bis sie auf die eine oder andere Weise gelöst wird. Kaum war der türkisch-russische Krieg zu Ende, der in den Grenzstreitigkeiten sein langes Nachspiel hatte, so loderte es in Tunis auf, und kaum hatte diese Frage an brennendem Interesse verloren, richteten sich die Blicke nach Aegypten, wo sich so verschiedene Interessen begegnen, daß es selbst dem gewiegten Politiker schwer wird, den rothen Faden in der Hand zu behalten. Der Ursprung dieser Bewegung ist in der ägyptischen Nationalpartei zu suchen, welche in jüngster Zeit eine hervorragende Rolle zu spielen begonnen. Diese Partei sucht nicht allein die Fremdherrschaft in den Nillanden abzuwerfen und namentlich dem Einfluß entgegenzuarbeiten, welchen die Franzosen und Engländer durch die finanzielle Mißwirthschaft gewonnen, sondern möchte sich auch von der Obervormundschaft der Pforte befreien. „Aegypten für die Aegypter!" ist die politische Parole



Das Maifest in Katharinenhof bei St. Petersburg. Originalzeichnung von G. Broling.



Flitterwochen. Nach einem Gemälde von Albert Schröder.

dieser Partei. An der Spitze derselben steht Arabi Pascha, ein Mann von ungefähr fünfundvierzig Jahren. Er ist in der Provinz Charkira in Unterägypten geboren und hat die in wohlhabenden ägyptischen Familien übliche Erziehung genossen. Leute, die mit ihm in Berührung gekommen sind, rühmen seine Vertrautheit mit dem Koran und seine Beredsamkeit. Neunzehn Jahre alt wurde er Soldat und brachte viele Jahre in den subalternen Offiziersgraden zu. Der frühere Khedive, Ismail Pascha, lernte ihn als einen kritisirenden Offizier kennen, der möglicherweise unbequem werden konnte, und ließ ihn deßhalb nicht avanciren. Erst als Tewfik Pascha zur Regierung kam, wurde Arabi Oberst und kommandirte das 4. Garderegiment bis zum 2. Februar vorigen Jahrs, an welchem Tage die von ihm hervorgerufenen Unruhen ausbrachen. Obgleich strenger Islamite, versäumte er doch keine Gelegenheit, als aufgeklärter und toleranter Mann aufzutreten. Nur gegen die Ausbeutung des Landes durch die Engländer und Franzosen, wie gegen die Bestrebungen der Pforte, als souveräne Macht sich in die inneren Angelegenheiten Aegyptens zu mischen, trat er mit rücksichtsloser Energie auf. Und dadurch kam er auch als Ministerpräsident in ein gespanntes Verhältniß zum Khedive. Eine Anzahl tscherkessischer Offiziere, welche im ägyptischen Heere dienten und mit ihren Kameraden nicht auf sonderlich gutem Fuße standen, waren wegen einer ihnen schuldgegebenen Verschwörung gegen Arabi's Leben zum Tode verurtheilt worden. Die Sache schien jedoch Tewfik Pascha nicht ganz sauber und er verweigerte seine Zustimmung zu dem Urtheil, indem er die Frage dem Sultan vorlegte, der das Todesurtheil in eine Verweisung aus Aegypten verwandelte. Arabi und seine Partei erklärten dadurch die Würde des Khedive und des Landes verletzt, da die Entscheidung einzig dem Ersteren zukomme. Auf den Rath Arabi's beschloß das Ministerium, den Khedive für abgesetzt zu erklären. Die nationale Partei sah aber bald ein, daß sie zu weit gegangen und damit nicht bloß die Pforte, sondern auch die europäischen Mächte herausgefordert habe. Da die Truppen überdieß keine Miene machten, Arabi zu folgen, und die Westmächte mit einer kombinirten Flotte zur Beschützung der Europäer drohten, so machte das Ministerium Kehrt und bat den Khedive um Vergebung, um im Amte zu bleiben. Die nationale Partei wußte es durchzusetzen, indem sie durch Demonstrationen und Deputationen eine immer mächtigere Pression auf den Khedive ausübte, daß Arabi wieder als Kriegsminister eingesetzt wurde trotz Sultan und Westmächten. Der Sultan aber schickte eine türkische Kommission nach Aegypten, und damit war eine isolirte türkische Operation in Szene gesetzt, welche wiederum nicht im Sinne der Westmächte war. Dieß ist in Kurzem der Ursprung des Konfliktes, der in der Mitte Juni zu einem Zusammenstoß in Alexandrien führte, dessen weitern Verlauf unsere Leser in den politischen Zeitungen verfolgen müssen, da bis unsere Blätter die Presse verlassen, die Situation sicher einen noch akuteren Charakter angenommen haben wird.

Aus Nürnbergs Mauern.

(Hiezu das Bild S. 785.)

„Wenn Einer Deutschland kennen
Und Deutschland lieben soll,
Wird man ihm Nürnberg nennen,
Der edlen Künste voll;
Dich, nimmer noch veraltet,
Du treue, fleiß'ge Stadt,
Wo Dürer's Kraft gewaltet
Und Sachs gesungen hat."
Max v. Schenkendorf.

In unseren Tagen fällt es Niemand ein, eine Stadt zu ehren, indem man deren Ursprung von den Römern ableitet. Auch unser kerndeutsches Nürnberg mußte sich vordem diese Ehre anthun lassen; wir Epigonen wissen besser, woran wir sind. Nürnberg reicht nicht über den Anfang des elften Jahrhunderts zurück und es mag wohl Konrad II. aus dem Hause der salischen Franken durch den Bau der Burg den ersten Anlaß dazu gegeben haben; der aber regierte von 1024 bis 1039. Was der Stadt ältester Name Nurrenberc bedeutet und woher er kommt, darüber sind wir völlig im Unklaren. Daß sie mit ihren Gassen und Gäßchen sich halbkreisförmig um die Burg legte, lehrt uns noch heut ein Plan der Stadt.

Auch das über der Burg liegende Dunkel ist bis heute nicht aufgeklärt und uns gänzlich unbekannt, wie Jahrhunderte hindurch sie in ihrer ganzen Ausdehnung vom äußersten Felsengipfel im Westen bis zum fünfeckigen Thurme gestaltet gewesen und wie die einzelnen Gebäude nach und nach entstanden und welche Kaiser diesen oder jenen Bau angeordnet. Wenn uns der Stammvater der bayerischen Geschichte, Johann Thurmayer, nach seiner Heimat Aventinus geheißen, von dem gegen die Ungarn gerichteten Reichstage des Jahres 1050 erzählt, daß damals auf der Burg eine Menge Bischöfe, Herzoge, Grafen und andere Herren anwesend gewesen, so können wir daraus auf einen mächtigen Umfang der Baulichkeiten schließen.

Schon früh war Nürnberg ein wohlbefestigter Ort mit starken Mauern, tiefen Gräben und vielen Thürmen und so zum Widerstand wohl geeignet. Aber die Burg war noch um Vieles stärker: als Heinrich V. die seinem Vater treugebliebene Stadt belagerte, nahm er sie nach zwei Monaten, die Burg aber konnte er nicht erobern. Friedrich Barbarossa soll dieselbe erweitert haben und sie mag wohl damals im Allgemeinen ihre heutige Gestalt erhalten haben. Aus dieser Zeit stammt wohl auch der romanische Heidenthurm mit seinen grotesken Figuren und die an ihn angebaute Doppelkapelle der heil. Margaretha. Vom Heidenthurm und der Kapelle zog sich nun die kaiserliche Burg mit ihren Gemächern an den südwestlichen Abhängen der Felsen herum. Trat man durch den Thorbogen in den Burghof ein, so hatte man zur Linken die Hauptwohnung, den Pallas mit dem großen Kaisersaal, sich gegenüber die Kemenate oder Frauengelasse und zur Rechten den Gesindebau mit der Küche. Die schöne uralte Linde im Burghof soll von Kaiser Friedrich III. im fünfzehnten Jahrhundert gepflanzt worden sein, der Sage nach aber von der Kaiserin Kunigunde schon im elften, und der auf unserem Bilde sichtbare runde Thurm als Bergfriet oder Wachtthurm gedient haben. Einen weitern Bergfriet aber hatte die Burg des Burggrafen im fünfeckigen Thurm aufzuweisen. So trug der Fels also zwei Burgen, die kaiserliche ganz oben und die burggräfliche, tiefer gelegene. Die Burghut aber reichte bis nach Böhmen hinüber und war der Burggraf oberster Kriegsführer und Richter und Rentenverwalter und er selbst zählte zu den Dynasten.

Fast alle deutschen Kaiser schlugen, wenn auch nur vorübergehend, auf der Burg ihre Wohnung auf und es ging dort oft gar hoch her, namentlich als König Heinrich, Friedrich II. Sohn, dort 1221 sein Beilager mit Margaretha von Oesterreich hielt.

Die Stadt aber verzog sich bis an die Pegnitz. Handel und Gewerbe standen in schönster Blüte und 1478 sah man von der Burg auf 4000 Häuser herab. Um diese Zeit begann auch Zwist und Hader zwischen der Stadt und dem Burggrafen, der sie verlassen und das Schloß Kadolzburg bezogen hatte. In Folge dessen kam die ganze Burg an die Stadt und innerhalb deren Ringmauern. Zu der Doppelkapelle war inzwischen die Walpurgiskapelle hinzugekommen.

Der dreißigjährige Krieg machte auch den Stern Nürnbergs erlöschen, bis endlich nur noch der Name der alten Reichsfreiherrlichkeit übrig blieb.

Unter den großen Plätzen Nürnbergs nimmt der Aegidienplatz oder Dielinghof eine der ersten Stellen ein, namentlich auch deßhalb, weil er schon von Anfang an, ohne zu einem bestimmt wiederkehrenden Gebrauche bestimmt zu sein, so geräumig belassen wurde, wie er noch heut ist, während der Marktplatz erst durch Niederreißen der Häuser der vertriebenen Juden entstand. Seinen Namen hat der Platz von der St. Aegidienkirche und dem ältesten Kloster in Nürnberg, dessen Erbauung mit Sicherheit auf 1140 zurückgeführt werden kann. Seine Bewohner haben sich nie durch wissenschaftliche Thätigkeit hervorgethan, dagegen wurde gleich nach Einziehung des Klosters in Folge der Reformation ein Gymnasium in seine Räume gelegt, das Melanchthon mit einer Festrede eröffnete. Vor dem Gymnasium steht, auf unserem Bilde nicht mehr sichtbar, die aus Sandstein gehauene Bildsäule Philipp Melanchthon's, vor der Kirche aber wurde in alter Zeit, als es noch üblich war, unter freiem Himmel zu richten, bisweilen das Landgericht gehalten. Die großen massiven Steingebäude, welche den Platz umgeben, das Fernebleiben lärmender Gewerbe und die in den großen Räumlichkeiten sich bequem bewegende verhältnißmäßig geringe Anzahl von Bewohnern verleihen dem Aegidienplatz einen gewissen aristokratischen Charakter. Da sind die Wohnhäuser der Plattner, Imhofe, Stramer, Hutten, Peller, Holzschuher, Tetzel, der Haller, Tucher und anderer Geschlechter.

Die Hofräume solcher alter Geschlechtersitze Nürnbergs bieten häufig eine Fülle architektonischer und malerischer Schönheiten. Das gilt namentlich von dem Hofe des Tucherhauses an der Hirschelgasse, welche sich im östlichen Theile der Stadt von dem Treibberg aus gegen das Lauferthor hinzieht. Ein am Eingang in die Gasse gemalter Hirsch trägt zwar die Umschrift:

„Der Hirsch ist munter auf dem Land,
Zur Hirschelgaß wird's hier genannt,"

gleichwohl aber trägt die Gasse ihren Namen von einem Geschlecht, das in früherer Zeit durch den Handel reich und später durch die mit Auszeichnung betriebene Kunst des Glasmalens berühmt ward, nämlich von den Hirschvogeln. Ursprünglich standen die Hauptgebäude nicht direkt an der Straße, sondern im Innern eines Hofraumes oder Gartens, wie man das namentlich auch an der Tucher'schen Behausung wahrnehmen kann. Hier tritt zwar das Hauptgebäude auch bis an die Straße heraus, aber die — auf unserem Bilde leider nicht sichtbare — Hauptfront mit dem thurmartigen Stiegenhaus wendet sich dem Hofe zu. Das Haus befindet sich seit fünf Jahrhunderten ununterbrochen im Besitze der Familie Tucher und ist, wie vordem ein Reichslehen, ein Lehen der Krone Bayern, welche in alle Rechte des römischen Reiches deutscher Nation eintrat. Der Hof bildet ein ziemlich regelmäßiges Viereck. Dem Eingang gegenüber schließt eine Mauer den höher liegenden Garten ab und malerische Bauten begrenzen die westliche und südliche Seite. Der Tragbalken, auf dem der hölzerne Gang ruht, zeigt die Jahreszahl 1559.

Viele malerische Partieen bieten die Stadttheile an der Pegnitz, der meist die Rückseiten der Wohnhäuser mit ihren unregelmäßigen Bauten zugewendet sind, die sich in den trüben Fluten des Flusses spiegeln, welcher heute die Stadt in zwei Theile scheidet.

Die von unserem Zeichner gewählte Ansicht am Mohrenthor gewährt uns einen Blick auf die epheuumwachsenen alten Stadtmauern und den tiefen Stadtgraben, über den hier eine kleine Brücke mit doppeltem Bogen springt, im Hintergrunde die mächtige Kaiserberg. Partieen wie diese werden bald nur mehr der Vergangenheit angehören.

K. A. Regnet.

Das Maifest in Katharinenhof bei St. Petersburg.

(Hiezu das Bild S. 780.)

In der schönen, wanderlustigen Jahreszeit des Mai feiert das russische Volk nach alter guter Sitte seine Gartenfeste, welche nach obrigkeitlicher Verordnung in der Regel an den Sonn- und Feiertagen der zweiten Hälfte des Monats in öffentlichen Gärten, Anlagen, je nach örtlicher Gelegenheit, abgehalten werden. Die reizenden Umgebungen von St. Petersburg nach allen Richtungen hin, mit den zahlreichen kaiserlichen Lustschlössern, Villen, Gärten, ausgedehnten Parkanlagen, bieten günstige Tummelplätze für diese Volksbelustigungen. Einige dieser kaiserlichen Grundstücke werden dem Volke auch regelmäßig zu den Maifesten eröffnet; Militärkapellen der verschiedenen Garderegimenter erhalten Befehl, während bestimmter Stunden der Festtage ihre Musik in den Maifestgärten ertönen zu lassen; Privatunternehmer erhalten Erlaubniß, daselbst ihre Zurüstungen zu billigem Volksvergnügen zu veranstalten.

Ein solches Maifest ist das in Katharinenhof (kaiserliches Lustschloß bei St. Petersburg), welches zugleich ein Erinnerungsfest sein soll zu Ehren eines im Mai 1711 von Peter dem Großen über die Schweden erfochtenen Sieges. Nach früherem Brauch pflegte wohl auch der Kaiser, von glänzender Suite umgeben, den Festort zu durchreiten; in unseren Tagen ist als Rest davon nur so viel erhalten, daß die Offiziere einiger Garde-Kavallerieregimenter zu Pferde und in voller Paradeuniform auf dem Maifest in Katharinenhof zu erscheinen haben.

Fassen wir nun die Einzelheiten des Bildes in's Auge, so sehen wir zunächst verschiedene Gruppen des Volks, welche abgesondert von dem Gedränge der dichten Menschenmassen, doch immer in der Hörweite der Militärmusik, jede in besonderer Art, ihre Maifreuden kosten:

Drei Bauern haben sich zu einer Kartenpartie in's Grüne gesetzt und scheinen in ihrem komischen Spieleifer total zu vergessen, was um sie her vorgeht; ein vierter, der wohl schon über den Durst getrunken, steht nahe bei ihnen, an einen Baum gelehnt, und verfolgt das Spiel mit pfiffigem Lächeln.

Zwei von Liebeslust entbrannte Pärchen haben sich ebenfalls in's Gras gelagert, um bei trauten Plaudereien und duftenden Getränken ihre Zeit zu verbringen. Sie haben ihren Samowar (zu Deutsch Selbstkocher, ein Apparat zu längerem Erhalten des Wassers im Siedepunkt) mitgebracht, um sich nach Belieben ihren Thee und Punsch zu bereiten. Der jüngere Mann krönt seine Mailust mit einem stürmischen Kuß, den er seiner Liebsten applizirt.

Männer, Weiber, lockere Burschen, — leider immer sehr viele — haben zur Ehre des Tages wieder einmal doppelt so viel Schnaps getrunken, als sie vertragen und verantworten können. Nun taumeln sie armverschlungen mit einander daher und führen ihren Rausch mit schrecklichem Singen und der dummseligsten Miene von der Welt spazieren.

Ein Bierverkäufer — wenn er gutes Bier hat, wahrscheinlich ein Deutscher — verschenkt aus mächtigem Faß sein erquickendes Getränke, das in Rußland leider bisher noch wenig populär geworden. Uebrigens scheint der Mann bei dieser Gelegenheit nicht Wenige von seinem „inneren Werth" zu überzeugen.

Ein Naschwerk verkaufender Knabe und seine Käufer, wartende Leute an der Straßensperre, welche die vorüberfahrenden und reitenden Herrschaften und die kostbaren Pferde, Equipagen, Uniformen derselben bewundern, und die elegante Welt auf der Fahrstraße — bilden den Abschluß der vorderen Gruppen.

Im Hintergrunde erblicken wir die sich weit in den Park hineinziehenden Anstalten zu billigen Volksfreuden, und endlich, im Centrum des Festraumes, den Orchesterpavillon. Letzterer ist immer von Menschen umdrängt und verdient auch, der vortrefflichen Gardemusik zulieb, die volle Aufmerksamkeit; allein der bei solchen Gelegenheiten unvermeidliche wüste Lärm aus der Volksmenge läßt die oft meisterhaft ausgeführten Solopartieen kaum gehörig zur Geltung gelangen.

Heinrich Düntzer's Lessing.

(Hiezu die Bilder S. 788.)

Der Tag, an welchem vor einem Jahrhunderte der begeisterte Kämpe für edle Aufklärung und geistige Freiheit heimgegangen, ist in den deutschen Landen nach Gebühr gefeiert worden; durch ein seltsames Spiel des Schicksals sollte er mit einer fanatischen Aufregung zusammenfallen, die den schärfsten Hohn gegen die von Lessing mit so reinem Verstande wie mit fein fühlendem Herzen gelehrten Aussprüche geläuterter Menschheit bilden. An lebhaften Schilderungen von Lessing's großartiger Wirkung hat es im vergangenen Jahre ebensowenig gefehlt, als an bitter feindseliger Verleumdung und frommer Verzerrung im sogenannten Lichte christlicher Wahrheit, aber es ist auch der Versuch gemacht worden, das schöne Menschenbild Lessing's im treuen Spiegel seines Lebensganges Allen aufzuzeigen, die innigen Antheil an einem der reichbegabtesten deutschen Geister nehmen, der für seine Ueberzeugung mit seinem Leben eingestanden ist und einen guten Kampf unter den drückendsten Verhältnissen treu durchgeführt. Außer der zweiten Ausgabe des bahnbrechenden, aber äußerst schwerfälligen Werkes von Daniel und Guhrauer, die leider keineswegs aller gerechten Anforderung entsprach, brachte das vergangene Jahr „Lessing's Leben von Heinrich Düntzer. Mit authentischen Illustrationen: 46 Holzschnitte und 8 Facsimiles", Leipzig 1882, Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe), in ganz ähnlicher Bearbeitung, wie die in den beiden früheren Jahren von demselben Verfasser gelieferten Arbeiten über Goethe und Schiller.

Das Hauptbestehen dieser Lebensdarstellungen ist auf strenge Wahrheit gerichtet; es galt, aus dem kritisch gesichteten ungeheuren Stoffe die Züge zu gewinnen, aus denen sich ein lebendiges Bild des Lebens und des in diesem hervortretenden, zugleich durch dieses bestimmten Wesens, der vollen Persönlichkeit vor den Augen des Lesers gestaltet. Die neuerdings nicht unbedeutend vermehrten Quellen mußten auf das Sorgsamste untersucht und einsichtig benützt werden, wonach sich die Unrichtigkeit oder Bedenklichkeit mancher gangbaren Angaben herausstellte. Die Darstellung selbst mußte auf dem Hintergrunde der Zeit und der Oertlichkeit ruhen, wie es bisher kaum geschehen, und neben Lessing selbst waren die Bilder Derjenigen anschaulich vorzuführen, mit denen er in freundliche oder feindliche Berührung gekommen. Auch auf den äußern Rahmen des Lebensbildes war besonderes Augenmerk zu richten, damit dasselbe als ein übersichtliches, sich zusammenschließendes Ganzes den Leser feßle, wobei vor Allem auf geschickte Gruppirung und wegweisende Vor- und Rückblicke bei einfacher, klarer, sich dem Gegenstande anschmiegender, nur wo dieser es forderte, sich schwungvoll erhebender Sprache die Aufmerksamkeit zu richten war. Mußte auch die Entstehung aller Werke und ihre allgemeine Würdigung gegeben werden, so schloß sich doch von selbst eine genaue Analyse und Geschichte der bedeutendsten Erzeugnisse Lessing's aus, welche den ruhig fortschreitenden Gang gesprengt haben würde.

Einen besondern Vorzug des treu fleißigen Buches, das die Lebenszüge anschaulich, ohne Schönfärberei überliefert, Lessing so gibt, wie er leibte und lebte, dachte, fühlte und strebte, bilden die zahlreichen beigegebenen Holzschnitte und Facsimiles, die alle urkundlich treu sind. Wir entnehmen dem schönen Werke eine Anzahl derselben. Von Lessing selbst bietet das Buch außer der als Titelbild dienenden Büste, die Krell gleich nach dessen Tod anfertigte, der Kindergruppe (Gotthold und Theophilus) und der Todtenmaske drei Vollbilder aus den Jahren 1758, 1766 und 1771. Das erstere, oben in der Mitte, zeigt den frischen, von Muth glühenden Kritiker während seines dritten Aufenthaltes zu Berlin mitten im Wogen des siebenjährigen Krieges, der ihn persönlich so theuer zu stehen kam. Das zweite, unten in der Mitte, ließ Gleim während Lessing's Anwesenheit in Halberstadt für seinen Freundschaftstempel malen. Es ist dasselbe, welches Goethe, der, durch leidigen Zufall, Lessing nie persönlich kennen lernen sollte, als er im Jahre 1805 Halberstadt sah, sich auf einige Zeit aus-

hat und mehrere Wochen über seinem Arbeitstische hängen hatte, wo er sich denn der ernst-tüchtigen Züge herzlich erfreute. Die Todtenmaske ist nach einem Abdrucke im Besitze des Herrn Landgerichtsdirektors Rob. Lessing in Berlin gegeben. Von Lessing's Verwandten finden sich auf unserem Tableau (das Buch enthält außer ihnen noch das bedeutende Bild des väterlichen Großvaters und zweier Brüder), zur Seite der Todtenmaske, Gotthold's Vetter, der Justizamtmann Theophilus Lessing, und dessen Gattin Rahel Christiane, „die schöne Weidlich", die Eltern des sächsischen Generals Heinrich August v. Lessing, der in einer ehrenvollen Nachkommenschaft fortlebt. Von weiblichen Bekanntschaften erhalten wir in dem Buche die seiner ganz würdige Gattin, die treu innige Freundin Elise Reimarus und die Schauspieldirektorin Neuber, die seinen „Jungen Gelehrten" auf der Bühne einführte. Für Lessing's späteres Leben war von außerordentlicher Bedeutung der Erbprinz (spätere Herzog) Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, der leider den großen Mann auf unwürdige Weise in seinem Netze zappeln ließ. Der Holzschnitt ist, wie viele im Buche, nach einem Gemälde der Gleim'schen Sammlung gemacht. Von der großen Anzahl Abbildungen der Freunde und Bekannten Lessing's geben wir den gutmüthigen, aber doch gegen Lessing nicht ganz herzlichen, seine volle Tüchtigkeit nicht fühlenden Gleim und den heldenhaften Kleist, die reinste und treueste, Lessing's vollen Werth tief fühlende Seele. Aber auch Lessing's Gegner waren für sein Leben zu wichtig, als daß sie in dem Buche ganz hätten fehlen dürfen. Wir erhalten die Bilder von Gottsched, Göze und Klotz; den letztern, den lockern, früh zu den höchsten Würden gelangten, freilich begabten, aber jedes sittlichen Haltes und jedes ernsten Strebens entbehrenden gemeinen Gegners, den Lessing zerschellte, geben wir nach einem Gemälde, das ihn in seinem achtunddreißigsten Jahre darstellt.

Abbildungen von Oertlichkeiten, die mit Lessing's Leben in Verbindung stehen, fehlen bei Düntzer nicht; Lessing's Siegel erscheint hier zum ersten Mal. Von Facsimiles nennen wir nur den berühmten „tragischen" Brief, den er nach dem Tode seines Kindes am Todesbette der Gattin schrieb, und die höchst ergreifende Mittheilung an Elise Reimarus vom 9. August 1778, die uns einen tiefen Blick in seine traurige Lage eröffnet.

Aus dem Skizzenbuche eines Weltumseglers.

Von

Karl von Rother.

XII.

Singapore und Ceylon.

Der „Glanz des Südens" ist in unseren Augen Singapore, das indische „Viktoria" der Engländer. Die ersten Bilder von Singapore sah ich vor Jahren im Hause eines liebenswürdigen Hamburger Kaufmanns, der sich in der Mark Brandenburg, inmitten einer bescheidenen Landschaft von Wald, See und Hügeln, einen reizenden Landsitz hergerichtet hat. Er war früher hamburgischer Konsul in Singapore gewesen und besaß, zur Erinnerung an die dort verlebte Zeit, eine reiche Photographieensammlung. Paläste mit exotischen Zuthaten von Veranden, Säulenhallen und Balkons, hervorschimmernd aus dem üppigsten Grün und dem Blütenschmuck von wald- und gartenbedeckten Hügeln — das ist der Charakter der Kolonie.

Die photographische Wiedergabe wird aber noch weit übertroffen durch die Wirklichkeit, die zu den schönen Formen die Farbenpracht fügt. Singapore oder Singha-pura, die Löwenstadt, ist erst 1819 von den Engländern gegründet, hat aber als Freihafen einen rapiden Aufschwung genommen und zählt heute schon an 100,000 Einwohner. Sie liegt am Südende der Halbinsel Malakka auf einer nur wenige Quadratmeilen großen Insel. Ein herrliches Klima begünstigt das Gedeihen, die wunderbar glückliche Lage den Handel. Eine Musterkarte von Völkerschaften hat sich hier zusammengefunden; sie enthält Malayen, die Ureinwohner, Chinesen, Araber, Bengalen, Siamesen, Javaner, Armenier, Parsis, Neger und die merkwürdigen Klings, Angehörige eines stattlichen indischen Küstenstammes, dessen braune, dunkeläugige Mädchen und Frauen oft bildschön sind. Die Engländer, einige Franzosen, Portugiesen, Holländer und — last not least — deutsche Landsleute machen den europäischen Bevölkerungstheil der kleinen, herrlichen Kolonie aus. Die Vegetation ist eine vollkommen tropische. Hier erst begreift man die Bedeutung des Wortes „Unter den Tropen" vollständig. Dicht aneinander schießen die schlanken Kokospalmen empor und bilden mit ihren breiten, saftig-grünen Blättern ein undurchdringliches Dach. Unter der Blätterkrone aber hängen nahe aneinandergedrängt die Früchte, groß wie Kinderköpfe. Auch die prachtvolle Wanderpalme und der Banganbaum, dem man in Vorderindien wieder begegnet, gedeihen auf's Ueppigste und hüllen mit ihren Fächern, Blättern, Aesten und Luftwurzeln den Wald in ein dunkelgrünes Zwielicht. Vor der Besitznahme durch die Engländer bildete die ganze, nur an den Küsten bewohnte Insel einen undurchdringlichen Urwald, der zahllosen Tigern zum Zufluchtsorte diente. Man berechnete, daß jährlich 360 Menschen den wilden Bestien zum Opfer fielen, die oft mit ihrer Beute nach dem nahen Festlande hinüberschwammen. Heute sind sie ausgerottet, sollen aber noch ab und zu vom Festlande aus Besuche abstatten. Noch immer gibt es Partieen auf dem kleinen Eilande, welche bisher kein menschlicher Fuß betreten hat. Freilich schränkt wohl die rastlos vordringende Kunst und Kultur sie immer mehr ein. Die Villen und Gärten der reichen Kaufleute, der fremden Konsuln machen alljährlich ihre Fortschritte. Die entzückendsten Anlagen schmücken schon die hervorragenden Punkte der Küste. Dampfbootverkehr verbindet sie und das Festland bei Dschohore, der Residenz desselben Sultanats, dem einst auch Singha-pura angehörte.

Man darf auch nicht denken, daß in den asiatischen Kolonieen nur die Europäer Kulturträger sind. Unter den angesehensten Leuten in Singapore befindet sich zum Beispiel ein Chinese, Herr Whampoa, Konsul für China und Rußland, ein gelehrter Mann, der die schönsten Gärten, auserlesene Sammlungen und einen Palast mit allen erdenklichen Merkwürdigkeiten besitzt. Namentlich sind seine seltenen Gartengewächse, die er den Fremden gern selbst zeigt, höchst sehenswerth.

Ehe wir die immergrüne Löweninsel verlassen, auf welcher das Laub niemals seine Frische verliert und „Staub" ein unbekannter Begriff ist, müssen wir noch eines exotischen Gewächses gedenken, — nämlich der malayischen Wohnungen in den Palmenwäldern. In der That sehen sie zwischen den schlanken kerzengeraden Stämmen aus, als seien auch sie vom Boden emporgewachsen. Sie erheben sich auf 10 bis 12 Fuß hohen, dünnen Pfählen, luftig gebaut, wie ein moderner Kiosk aus Eisen, sind länglich-viereckig und mit hohem Dache aus Kokosblättern und Baumfasern versehen. Leitern mit Geländern führen hinauf; eine kleine Veranda fehlt auch hier nicht. Das Innere ist sehr primitiv, fast ohne jede Ausstattung. Oft wohnen mehrere Familien beisammen, durch Holzwände getrennt, in Zellen; eine jede jedoch hat in einer andern Ecke des Hauses ihre Kochstätte. Die gerechte Besorgniß vor wilden Thieren, Schlangen und giftigem Ungeziefer aller Art hat diese malayischen Pfahlbauten erzeugt, über welche sich einst, wenn die Tiger und Krokodile verschwunden sein werden, die Archäologen der Zukunft vielleicht die Köpfe zerbrechen werden, wie jetzt über die Pfahlbauten in den Schweizer Seen. Allerdings dürften von den zierlichen Bambus- oder Palmholzhütten nur wenig Spuren übrig bleiben.

*

„Der Garten Indiens" — „die Königin der Inseln", so nennen die Eingeborenen Ceylon, und sie haben Recht damit. Auf der Rhede von Point de Galle liegt unser Dampfer und vor uns breitet sich das herrlichste Panorama aus. Ungeheure Kokoswaldungen umklammern die Hafenstadt und steigen bis zu den tiefblauen Fluten hinab, welche tosend gegen die Küste rauschen. Das ganze Gemälde hat für den Europäer etwas Fremdartiges, Malerisches, Tropisches und fesselt ihn ungemein. Die Palmenwälder von Ceylon sind die schönsten der Welt. Ein unendliches Wirrsal aller tropischen Bäume, Schlingpflanzen, Blütensträucher ist hier durcheinander geworfen und die überall wuchernden Banyanbäume durchdringen das Ganze mit ihren von oben herabhängenden Luftwurzeln. Dunkle Schatten liegen unter den hundert Fuß hohen, dünnen Säulen und den rauschenden Wedeln. Dichtes Unterholz und blühendes Gestrüpp, über welches junge Palmen ihr saftiges Grün auf düsterem Hintergrund emporschießen lassen, bedecken den Boden oft derart, daß es leichter erscheint, sich oben auf dem Laubdach von Wipfel zu Wipfel als unten fortzuarbeiten. Zimmet- und Kaffeesträucher wuchern üppig. Allerlei Blühendes keimt und sprießt hervor, obgleich man nicht mehr zu begreifen vermag, wie es noch Platz für sein Wachsthum findet. — Singhala ist der eigentliche Name der Insel. Birmesisch wird sie Zehoo Tanasserim, „Land des Behagens", genannt, und ein solches ist sie gewiß; denn ihr Mutterschooß gewährt dem Menschen Alles, dessen er irgend bedarf. Trotz der tropischen Lage haben die Küsten von Ceylon ein mäßiges Klima, meist nur eine Temperatur von 19 bis 25 Grad Réaumur. Häufiger Regen erfrischt die Vegetation und erhöht die Fruchtbarkeit. „Die Schönheit der Landschaft steigert sich von Minute zu Minute," so schildert einer unserer Reisegenossen den Ausflug in's Innere, „sie spottet jeder Beschreibung, und selbst der hervorragendste Maler würde hier weder Anfang noch Ende finden, wollte er uns ein wahrheitsgetreues Panorama von so viel Schönem vor Augen führen. Man muß im Paradiese gewesen sein, um begreifen zu können, wie schön Ceylon ist — wer kann das beschreiben!?" So ist es also wohl natürlich, daß Wischnu, der Gott des blauen Himmels, der blühenden Natur und des milden, befruchtenden Regens, sich in seiner siebenten Inkarnation vom Festlande nach Ceylon hinüber die Adamsbrücke baute und beide in Verbindung brachte. Ließ doch Buddha gar seinen „Schatten" dort zurück, der noch jetzt als Reliquie von den buddhistischen Priestern sorgsam gehütet, „aber Fremden nicht gezeigt wird". Auch ein Backzahn des indischen Zeus ruht dort, und daß Buddha selbst die Insel betreten, dafür legt seine fünf Schuh lange Fußspur Zeugniß ab, die auf der Höhe des Adamspiks zu sehen ist.

Das Innere von Ceylon ist ein von Gebirgsketten rings umgebenes Tafelland; doch füllt dieses mehr den südlichen Theil aus. Der Norden besteht aus flachen Geländen. Die höchsten Spitzen, wie der Pedrotallagalla, erheben sich bis zu 7000 und 8000 Fuß. Droben ist das Klima natürlich ein vollkommen gemäßigtes, und das Gebirge besitzt in Newara Ellia einen berühmten klimatischen Kurort. Der Reiz der Landschaften aber wird durch die Gebirgswelt noch außerordentlich erhöht.

Ceylon ist nicht, gleich Singapore, aus der Urwildniß neu entstanden. Die Insel, welche die Größe hat wie die preußische Rheinprovinz, Westphalen und Hessen-Nassau zusammengenommen, trägt die Spuren alter Kultur. Sie war den Griechen und Römern als das an Edelsteinen reiche Taprobane bekannt. Ein prachtliebendes, hochgebildetes Volk bewohnte sie im Alterthum. Monumente, wie das unserer Skizze, welches im Walde an der Küstenstraße zwischen Point de Galle und Panadura steht, trifft man oft auf Wegen und Stegen an. Tempelruinen und Reste schöner Baudenkmäler werden indessen mehr und mehr von der unerschöpflich wuchernden Vegetation verschlungen. Ein Zeitalter wächst hier gleichsam über das andere fort. Die Trümmerstadt Anuradhapura war einst der alte Königssitz der Singhalesen, welche die Ureinwohner, die Veddas, von denen nur noch wenige in den großen Wäldern des Südostens leben, verdrängten. Später wurde Kandy die Hauptstadt und war es noch, als die Briten im Jahre 1815 dem einheimischen Königthum ein gewaltsames Ende bereiteten. Vikrama Singha, der letzte Singhalesenkönig, angeblich der hundertundsiebenzigste seiner Dynastie, ward damals entthront, seine Residenz erobert. Bis 1802 hatten die Holländer die Küstengebiete Ceylons inne, vor ihnen Portugiesen und noch früher Araber. Von diesen rühren die großen Wasserbauten her. Im ersten Mittelalter war die Insel der Berührungspunkt für die ostasiatische und die occidentale Welt. Erst zur Zeit der Portugiesen und Holländer begann der Verfall und die Verwilderung. Alle verschiedenen Perioden aber haben ihre Spuren zurückgelassen, zu denen jetzt die neuenglische Epoche die ihrigen fügt.

Heute lebt ein etwa $2\frac{1}{2}$ Millionen zählendes Völkergemisch auf Ceylon. Die Masse davon machen aber noch immer die Singhalesen aus, ein schlank gebautes, kaffeefarbiges Volk mit schwarzen Augen und schönem Haarwuchs. Runde, elastische Formen zeichnen Männer und Frauen aus, und die Mädchen, die man an der Küste sieht, sind oft von überraschender Schönheit. Im Paradiese kann die Kleidung nicht anders als paradiesisch sein. So besteht sie denn auch meist nur aus dem bunten oder feuerrothen Sarron oder dem Lendentuche und aus einer orangegelben Schürze. Diese malerische Tracht, die braune Haut, die schlanken Glieder auf dem Hintergrunde saftigsten Grüns gewähren oft einen sehr fesselnden Anblick. Originell sind die Gefährte der Singhalesen. Sie spannen den Zebuochsen in leichte, mit Blätterdach versehene Wagen, und frisch und munter wie ein kleines Pferd trabt das Thier dahin. Das Lebendigste von allem Lebendigen, das Munterste vom Munteren auf Ceylon sind aber die singhalesischen Kinder. Wo man geht und steht, ist man von einem zwitschernden Kinderschwarm umgeben. Den Fremden, der den Fuß an's Land setzt, nimmt sofort eine Schaar fast vollkommen nackter Knaben und Mädchen in Beschlag — und er kann sicher sein, sie nicht wieder los zu werden. Sie tanzen, singen und springen ihm voran in's Hotel, produziren Kunststücke, schlagen Rad und schießen Purzelbäume, reden ihn englisch, französisch oder wohl gar holländisch und portugiesisch an, und harren mit unerschütterlicher Treue sein, sobald er in das Haus getreten ist. Er steigt zu Pferde, sie laufen mit diesem um die Wette; er setzt sich in einen Wagen, sie verlassen ihn nicht. Ihre Ausdauer, ihre Gewandtheit und Lebhaftigkeit ist unglaublich. Nicht minder muß man über die Intelligenz staunen, mit welcher sie sich dem Reisenden nützlich machen. Das Eine geht neben ihm und fächelt ihm mit einem großen Palmblatt Kühlung zu, das Andere trägt eine glimmende Kohle nach, um zur Hand zu sein, wenn er rauchen will. Sie bringen ihm die schönsten Blumen und wohlriechendes Holz; sie machen ihn auf merkwürdige Gewächse aufmerksam und zeigen ihm die besten Wege. Ja, ein halberwachsener Junge bringt gar eine Schale voll Edelsteinen heran. Sie sehen sehr werthvoll aus und sollen doch nur 100 Rupien *) kosten. Am Ende, wenn man handelt, werden sie für eine Kupfermünze hergegeben, und wenn man sie gar nicht kauft, fortgeworfen; denn sie sind unecht und liegen überall umher. Ob man schnell oder langsam hinschreitet, die kleinen Begleiter richten ihr Tempo nach dem der Sonne, die sie umkreisen. Sie machen ein paar Sprünge mehr und schlagen im Takt die nackten Glieder, sie dehnen das Konzert auf ihren Rohrpfeifen etwas länger aus und eilen auch wieder, sobald man es selber thut.

Doch hat diese klettenhafte Anhänglichkeit nichts von der dummdreisten Unverschämtheit unserer lieben Straßenjugend aus den großen Städten. Die kleinen Geschöpfe bleiben bescheiden, und sie sind bei ihrem fanatischen Eifer, im Schweiße des Angesichts eine Kupfermünze zu verdienen, so drollig, daß man ihnen nicht böse sein kann. Ja, man beobachtet sie in ihrer natürlichen Grazie und Körpergewandtheit am Ende mit großem Vergnügen. Die Meisten sind recht hübsch; der offene, treuherzige Ausdruck, die großen kohlschwarzen, naiv dreinblickenden Augen — Alles steht ihnen gut. Jungen und Mädchen tragen das Haar lang und schlingen es hinten zu einem Knoten auf, so daß sie sehr schwer voneinander zu unterscheiden sind. Die weichen Gesichtszüge geben auch den Knaben etwas Mädchenhaftes.

Als Führer sind sie — selbst abgesehen von ihren Sprachtalenten — äußerst brauchbar. Sie kennen alle sie umgebenden Gegenstände genau, die Bäume und die Pflanzen sogar nach Namen und Eigenschaften. Auch ist ihr Talent, sich verständlich zu machen, geradezu bewundernswerth. Die Regierung thut jetzt viel für die Bildung der singhalesischen Jugend; sie unterhält an 150 Lehranstalten, während daneben eine zehnfache Zahl von einheimischen Schulen besteht. Freilich mag der Unterrichtsfond der indischen Krone damit nicht allzu sehr belastet werden. Die Schulgebäude sind der primitivsten Art. Sie bestehen aus einem Dache und sind von niedriger Mauer eingefaßt, etwa wie in unseren Dörfern Brunnen und Tränkstellen.

Eine 171 Meilen lange Straße läuft um die ganze, glückliche Insel herum. Landwege kreuzen sich im Innern. Kandy ist mit Kola-ambu oder Colombo an der Westküste durch eine Eisenbahn verbunden; von dort wird diese zur Zeit am Strande entlang nach Point de Galle weitergeführt. Bis Panadura ist sie schon im Betrieb. Bald muß der Verkehr nach allen Theilen Ceylons ohne jede Schwierigkeit sein. Sehr erleichtert ist er durch die an allen Straßen errichteten Regierungs-Bongalows, etwas Aehnliches an den Chausseen und Wegen, wie bei uns zu Lande die Wartehallen an den Eisenbahnen. Man kann dort rasten, speisen und erhält selbst ein einfaches Nachtquartier. Das Ganze ist schlicht und primitiv, aber dennoch den Gasthöfen vieler unserer Landstädtchen vorzuziehen.

Point de Galle hat wenig Sehenswürdigkeiten. Nur das Straßenleben ist interessant, wie überall in Indien. Dann besucht man das Buddhistenkloster nahe der Stadt. Ein liegender, an 20 Fuß langer Buddha ist sein Heiligthum. Treue Bonzen bewachen dieses und führen in ihren Zellen, welche aussehen wie alle Klosterzellen der Welt, ein beschauliches Leben. Die heiligen Bücher sind ihre Gefährten. Höchst sonderbar ist deren Gestalt. Sie bestehen nämlich aus gebundenen Palmblättern, in welche die Schriftzeichen mit dem Stift geritzt sind. Der Inhalt ist dem profanen Auge natürlich ein unlösbares Räthsel.

Den Glanzpunkt von Galle bildet die Umgebung. Sowie man die letzten Häuser und Villen hinter sich hat, sieht man sich mitten in einer nie geahnten Tropenwelt. Wakhwella wieder gilt als die Perle darin. Von der Veranda des Gasthofs genießt man die entzückendste Aussicht und trinkt dazu — ein treffliches Bier. Wie lange wird es noch dauern und dieses deutsche Kulturmittel hat die Welt erobert!

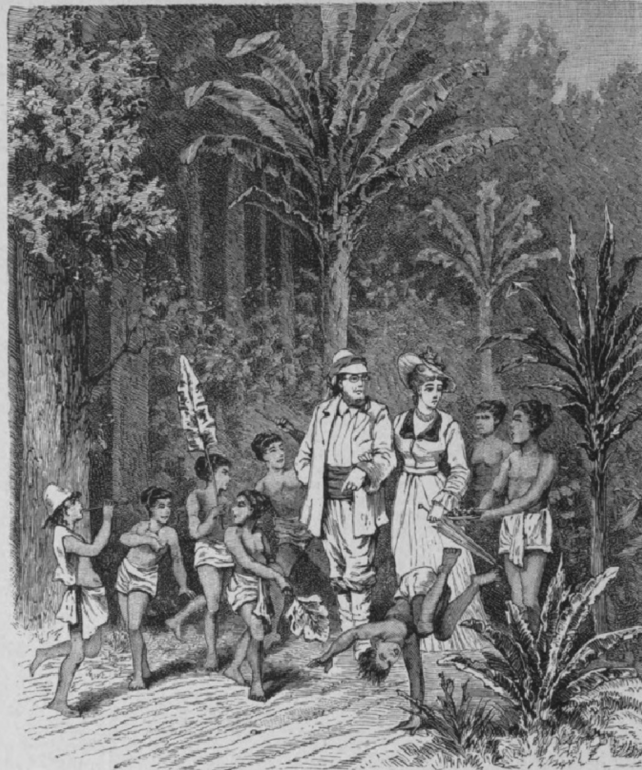
Ein Omnibus mit acht flinken Ponies führt uns die Straße nach Panadura in schnellem Trab und Galopp dahin.

*) Ein Rupie = 1 Mark 80 Pfennig.

Zur Linken breitet sich das Meer, zur Rechten der Palmenwald aus; es ist eine Fahrt, so schön, wie nur Ceylon sie bieten kann. —

Auch hier, wie in Singapore, lagert kein Stäubchen auf dem ewig frischen Grün, dem blendend farbigen Blütenschmuck. Man athmet eine balsamische Luft und vom Meere herüber weht gerade so viel Kühle, als nothwendig ist, die tropische Hitze zu dämpfen. Freilich wird man die achtstündige Fahrt kaum jemals machen, ohne von einem Regenguß überrascht zu werden. Aber es kommen nur leichte Schauer, die ebenso geschwind vergessen werden. Nach einstündiger Bahnfahrt sind wir in Kola-ambu oder Colombo, der heutigen singhalesischen Großstadt, seit Kurzem auch dem hauptsächlichsten Handelsplatze der Insel. Es zählt schon an 100,000 Einwohner und beginnt sich vollkommen zu einem glänzenden anglo-indischen Emporium zu entwickeln. Verwaltungs- und Justizpaläste, Banken, großartige Geschäftshäuser, ein modernes Riesenhotel, Konsulatsgebäude, ein Museum, Kasernen sind schon vorhanden oder entstehen eben. Die Bahnverbindung wird den Verkehr noch steigern und die Stadt verdiente wohl eine kurze Schilderung, hätten wir nicht noch Madras, Kalkutta, Benares und Bombay vor uns, die in derselben Art doch mehr zu bieten vermögen. Einen besonderen Vorzug besitzt Kola-ambu in den schönen Menschengestalten mit hübschen Gesichtern, die man in den Straßen sieht und die das Ebenmaß ihrer Körperformen fast unverhüllt zur Schau tragen. Uns zieht es in's Innere nach Kandy, das mit der Eisenbahn in kaum fünf Stunden zu erreichen ist. Das Flußthal des Maha-oya oder Kaljani hinauf eilt der Zug zunächst zwischen Wiesen und Reisfeldern hin, dann durch die üppigsten Kokoswaldungen. In diesen beginnt er sich an malerischen Schluchten, an tiefen Abstürzen, durch Tunnel und über Viadukte zur Paßhöhe emporzuwinden. Die landschaftliche Schönheit erreicht hier den Brennpunkt. In der Vegetation sucht Eines das Andere zu überbieten und herunterzudrücken; Mimosen, Sträucher, Farnkräuter, Knollen, Blüten und Fächerblätter umdrängen die Wurzeln der Palmen, Schmarotzergewächse schlingen und ranken sich um den Stamm bis zur Krone hinauf. Die Dörfer der Eingeborenen werden selten sichtbar, so ganz versteckt liegen sie im grünen Wald, und nur an dem Treiben der Menschen ist zu erkennen, daß man durch bewohnte Gegenden fährt.

In Kandy nimmt uns Queenshotel in den telegraphisch vorher bestellten Zimmern gastlich auf. Dicht vor unseren Augen breitet sich in sarazenischem Bauschmuck ein Wasserbassin aus, dahinter liegt ein Hügel, von dessen Kuppe man das ganze „Num" (die Stadt), wie die Eingeborenen den alten Königssitz nennen, zu überschauen vermag. Der Blick ist wieder ein reizender. Er vereinigt die Lieblichkeit mit dem Großartigen, wenn auch vom ehemaligen Glanze viel verschwunden ist. In den Königspalästen hausen jetzt die englischen Behörden und in Vikrama Singha's Audienzhalle tagt ein Gerichtshof. Auch das Innere der Buddhistentempel, die man besucht, enthält nicht viel Spuren der alten Pracht mehr. Das Allerheiligste halten die Priester überdieß verschlossen. Berühmt ist der botanische Garten, wo man die indische Natur im Auszuge genießen kann. Eine Seltenheit sind dort die Bambusrohrstauden von einem Fuß Durchmesser. Alte Bekannte aus dem Norden grüßen uns in der Gestalt unzähliger Eichhörnchen, die aber, da sie zu viel Schaden anrichten, von lärmenden Kindern immer wieder verscheucht werden. Die Kleinen sind dazu angestellt und ziehen so aus ihrer natürlichen Lebendigkeit wirklichen Nutzen; denn Spektakel zu machen, wird ihnen nicht schwer.



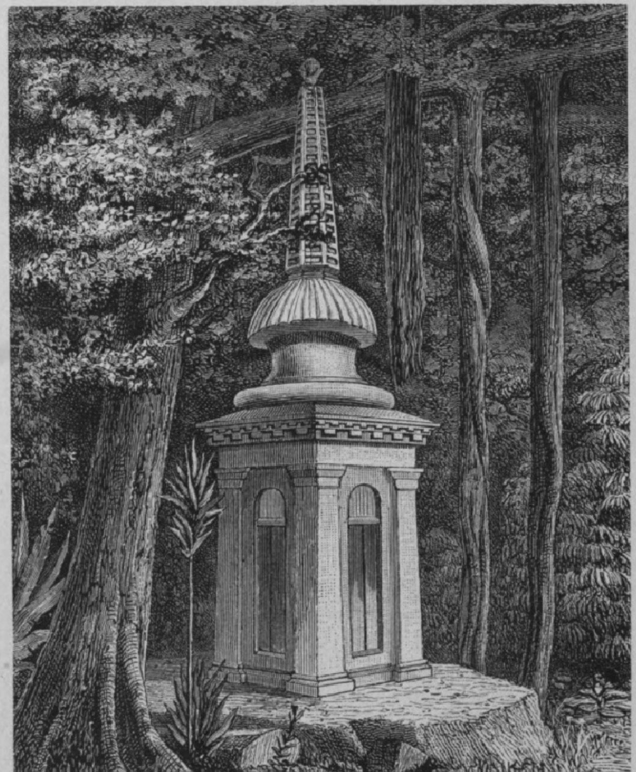
Ein Spaziergang auf Ceylon.

Lohnend ist eine Fahrt durch die Kaffeeplantagen rings um Kandy. Ueberall bieten sich dem Auge die herrlichsten Landschaften dar. Ueber den Mahawali-ganga, den Fluß von Kandy, führt eine Brücke, von der die Sicht in's Gebirge besonders fesselnd ist. Gewiß wäre ein Ausflug nach dem Adamspik schön, von wo aus man die Insel weithin übersieht. Allein noch liegt ganz Indien vor uns Globetrotters und macht Ansprüche an unsere Zeit. Die gegenüberliegenden kahlen Küsten versprechen nicht viel. Sie bilden vielmehr den grellsten Kontrast gegen die Gestade der ewig grünen Insel. Allein das erhöht gerade unser Verlangen, schnell in das Innere des Wunderlandes vorzudringen.

So verlassen wir das irdische Paradies, Ceylon genannt, auf dem nämlichen Wege, auf dem wir gekommen, über Kola-ambu, Panadura und Point de Galle, und wenden ihm den Rücken. Wir thun es mit herzlichem Bedauern, daß wir nicht länger verweilen konnten, mit einem Gefühl von stillem Neid wegen all' der Schönheit, aber auch mit einer gewissen Wehmuth, daß es seine alte freie Kultur nicht hat erhalten können. Sie stand sicherlich in schönerer Uebereinstimmung mit der tropischen Natur, und ob die neue Zeit jemals eine der alten gleiche Blüte hervorbringen wird, scheint trotz der Chausseen und Eisenbahnen noch zweifelhaft. Nicht die Schönheit, sondern die Einträglichkeit ist die Parole der Gegenwart und insbesondere der englischen Kolonialpolitik.



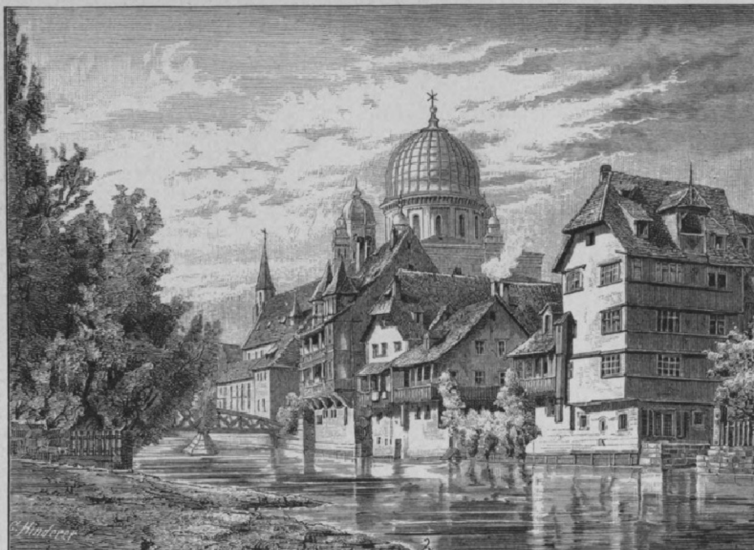
Malayischer Pfahlbau in Singapore.



Grabmonument auf Ceylon.

Aus dem Skizzenbuche eines Weltumseglers. Nach Skizzen von A. Wanjura.



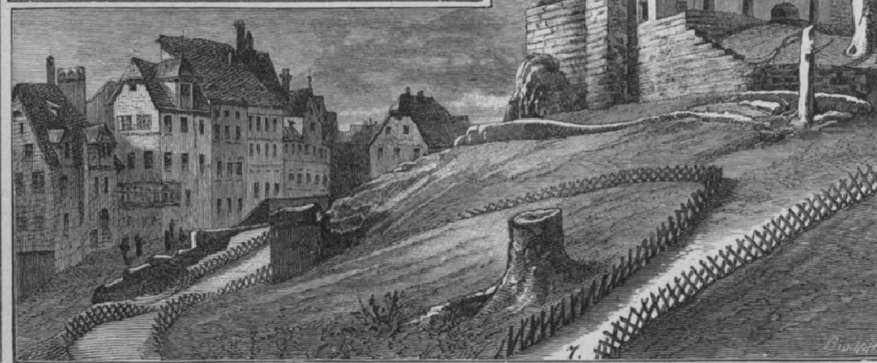












1. Am Mohrenthor. — 2. An der Pegnitz. — 3. Ansicht gegen den Neuthorthurm. — 4. Aegidienplatz. — 5. Auf der Burg. — 6. Hof vom Tucherhaus (Hirschelgasse) — 7. Partie an der Burg.

Aus Nürnbergs Mauern. Nach Skizzen von Geyer, Hinderer und Bischoff.

Um den Halbmond.

Roman

von

Gregor Samarow.

(Fortsetzung.)

Siebenundzwanzigstes Kapitel.



Lebhafte Thätigkeit herrschte im ganzen Lande der schwarzen Berge — aber es war nicht die Thätigkeit, wie sie sonst der Frühling bringt zur Bestellung der Gärten und Felder. Wohl sah man in den frühen Morgenstunden die Männer beschäftigt mit den schwersten Arbeiten, welche die Bereitung des Bodens für die künftige Ernte erforderte — dann aber überließen sie den Frauen die leichteren Mühewaltungen und zogen hinaus in die Schluchten und auf die freien Plätze der Thäler und Abhänge, um Marsch- und Gefechtsübungen auszuführen. Alle diese Exerzitien wurden still ausgeführt — man hörte nur die Kommandoworte und das Klirren der Waffen, und wenn sie die Gewehre anlegten, so fiel kein Schuß auf das Kommando: „Feuer", denn das arme Land mußte sparsam sein mit der Munition, welche nur schwer und mühsam in die unwegsamen Berge gebracht werden konnte, und die Montenegriner bedurften keiner Schießübungen, da sie selbst mit ihren alten, langen Feuersteingewehren sicher den Vogel im Fluge zu treffen wußten.

Auch die Regierung war in unermüdlicher stiller Thätigkeit begriffen. Man wußte ja, daß die Entscheidung herannahe, welche endlich das Volk der schwarzen Berge und alle christlichen Bruderstämme für immer von dem türkischen Joch befreien sollte, daß der große Zar in Petersburg mit seiner ganzen Macht hinter den Kämpfern für den Glauben und die Freiheit stand, und daß es nun galt, die volle Kraft einzusetzen, um endlich den Preis des edlen Blutes zu erringen, das durch so viele Jahrhunderte hindurch immer von Neuem wieder vergossen war. Durch die Serdare und die angesehensten Vertrauenspersonen in den einzelnen Ortschaften war allem Volke kund gethan, daß der Fürst zum Kriege rüste und daß alle Männer der schwarzen Berge sich bereit zu halten hätten, um dem Heergebot Folge zu leisten, sobald die Stunde gekommen sein werde — überall hatte diese Botschaft willigen und unbedingten Gehorsam gefunden — Niemand mehr zog davon, um den Kämpfern in Bosnien und der Herzegowina beizustehen, wenn auch manches Herz in bitterem Schmerze sich zusammenzog bei der Kunde neu heranziehender türkischer Heere und von harter Bedrängniß der Kämpfer für die Freiheit und den Glauben — Alle rüsteten sich für den heiligen Krieg unter dem eigenen Fürsten, zu dem Jeder das Vertrauen hatte, daß er sein Volk zum Siege führen und seiner Vorfahren würdig die lange Reihe heldenmüthiger Kämpfe abschließen werde. Lebhafter noch als in den übrigen Ortschaften der schwarzen Berge ging es im Rjekathal und in Rjeka selbst zu. Hier war ja der Weg, auf welchem die Türken so oft schon versucht hatten, in das Innere der schwarzen Berge vorzudringen, jeder Engpaß in den Felsenthälern war gedüngt mit dem Blute der ungläubigen Barbaren und leider auch mit dem Blute so vieler treuer Söhne des Vaterlandes — hier mußte man den ersten und heftigsten Angriff erwarten, sobald der Krieg ausbrechen würde, und darum mußte man hier am sorgfältigsten die Vertheidigung rüsten.

Der Mittelpunkt der ganzen lebhaften Bewegung in Rjeka war das Haus des alten Marco Petrovic, das so lange Zeit von allem Verkehr abgeschlossen gewesen war und dessen Thüren jetzt oft gastlich sich öffneten, um die Männer der Umgegend zu langen Berathungen über ihre kriegerischen Uebungen und Vorbereitungen aufzunehmen. Ganz Rjeka war voll Verwunderung über die merkwürdige und vollständige Veränderung, welche mit dem Hause des alten Marco vorgegangen, und nicht am wenigsten machte sich diese Verwunderung geltend unter den jungen Mädchen, den Gespielinnen der schönen Marica, für welche jenes früher so einsame Haus den Gegenstand des höchsten Interesses und der lebhaftesten Neugier bildete. Und in der That waren auch dort merkwürdige Dinge genug vorgegangen, welche wohl geeignet erschienen, in dem einfachen patriarchalischen Leben eines kleinen, von dem großen Weltverkehr so weit abliegenden Ortes lebhafte Theilnahme zu erregen.

Der Graf Wladimir Ossipowitsch war mit Marco Petrovic und Nikola Martinovic von Cettinje fortgeritten, nachdem der Fürst ihn aus seiner eigenen und seines Adjutanten Garderobe mit prachtvollen nationalen Anzügen und Waffen ausgerüstet hatte.

Der junge Mann war immer mehr entzückt von seiner Sendung, welche ihm durch das Vertrauen des Kaisers und durch die Gelegenheit, sich auszuzeichnen, eine glänzende Zukunft eröffnete und ihn zugleich in eine so poetische, märchenhafte Welt versetzte, die ihn bei seinem ersten Eintritt mit wundersam bewegenden Empfindungen erfüllte, als ob alte Heldenlieder nach alten längst vergessenen Melodieen in seiner Seele klängen. Diese wilden Felsenklüfte, welche nur bestimmt schienen, den Geistern des Sturmwindes zur Wohnung zu dienen — dazwischen das verzauberte Schloß mit der eleganten Behaglichkeit des fürstlichen Hofhalts — diese Männer, welche in sich die Würde der Patriarchen und den feurigen Stolz der homerischen Helden mit der Harmlosigkeit frommer Kinder vereinigten — das Alles berührte ihn so überraschend fremd und muthete ihn doch wieder so heimisch vertraut an. — Und er selbst in dieser so fremden und doch so malerisch schönen und ritterlichen Tracht kam sich wie vom Zauberstabe eines Magiers berührt vor.

Er verständigte sich mit seinen Begleitern immer besser. Der illyrische Dialekt der serbischen Sprache, welchen die Montenegriner in großer Reinheit sprechen, hat eine so große Verwandtschaft mit dem Russischen, und der junge Mann besaß, wie alle seine Landsleute, eine so außerordentliche Sprachempfänglichkeit und Sprachgewandtheit, daß er sehr bald dahin kam, nicht nur Alles zu verstehen, was er hörte, sondern auch seine Fragen und Bemerkungen seinen Begleitern verständlich zu machen.

Die beiden Montenegriner waren voll dienstfertiger Aufmerksamkeit für den Gastfreund, den ihr Fürst ihnen übergeben, und der aus dem großen, mächtigen Rußland kam, um an ihren Sorgen, Arbeiten und Kämpfen theilzunehmen. — Der alte Marco stieg selbst ab, um an besonders steilen und gefährlichen Stellen des Weges das Pferd des Grafen zu führen, und Nikola Martinovic war unerschöpflich, ihm auf alle seine Fragen Auskunft zu geben und ihm die Worte, die er nicht verstand, durch Umschreibungen zu erklären, bis er ihm den Sinn begreiflich gemacht hatte. Nikola war wie verwandelt. Der finstere, ernst und kalt verschlossene Mann, welcher sonst jede Annäherung fast drohend zurückwies, war von einer übersprudelnden, fast ausgelassenen Heiterkeit, die sein ganzes Wesen wie mit hellem Sonnenschimmer überleuchtete und verklärte. Seine Blicke strahlten in kindlich reiner Freude, seine Lippen öffneten sich zu frohem Lachen, und häufig schien es, als müsse er sich Zwang anthun, sein Pferd auf dem Steingeröll der engen, abschüssigen Wege im Schritt gehen zu lassen, als sehne er sich darnach, in wildem Ritt die freie Ebene zu durchjagen, um sein wallendes Blut im sausenden Luftzug zu kühlen. War doch Alles von ihm genommen, was sein Leben belastet hatte — waren doch die blutig düsteren Schatten der Vergangenheit gesühnt und war doch der Traum, der sein Herz mit Furcht und Zweifeln erfüllt hatte in unerreichbar scheinenden Bildern, plötzlich zu lieblicher, entzückender Wirklichkeit geworden.

Sie ritten auf dem Felswege dahin — Wladimir tauchte seine strahlenden Blicke in diese wunderbare Natur, welche so starr und todt schien in ihren übereinander gethürmten und durcheinander geworfenen Felsenmassen, welche doch zugleich in ihrer wild romantischen Schönheit ihm wie die Pforte zu einem neuen, geheimnißvoll lockenden Leben erschien. Hoch über den aufwärts steigenden Bergen ragte, immer dem Blick sich wieder zeigend, eine Spitze empor, auf der höchsten Höhe mit blinkendem Schnee bedeckt, umzogen von dichten weißen Wolken, welche sich in eigenthümlichen Bildungen über einander schichteten.

Wladimir betrachtete eine Zeitlang das wunderbare Schauspiel dieser Wolkenbildungen und wendete bei einer Biegung des Weges den Kopf rückwärts, als könne er sein Auge nicht von dem Bilde trennen, das so anmuthig und großartig zugleich war.

„Das ist der Lowschen, Herr," sagte Nikola, „der höchste Berg in der Gegend — von allen Seiten kann man ihn sehen, und auch von seiner Höhe herab blickt man weithin in die Thäler der schwarzen Berge. Dort oben," fuhr er ernst, mit ehrfurchtsvoll scheuem Blick hinaufschauend, fort, „wohnen die Vilas, die Schutzgeister der Menschen, die ganz besonders dem Lande der schwarzen Berge gnädig sind und die feindlichen Geister abwehren, die aus den bösen Bergen von Albanien das Land bedrohen."

„Ah," sagte Wladimir, „sie haben sich eine schöne, glänzende Wohnung erwählt, eure Schutzgeister, nur," fügte er heiter lachend hinzu, „muß es ein wenig kalt dort oben sein im ewigen Schnee — ich würde an ihrer Stelle lieber herabgestiegen sein auf blumige Wiesen und in grüne, frische Wälder."

Sein fröhliches Lachen klang in hellem Echo aus einer Felsschlucht am Wege wieder.

Erschrocken fuhr Nikola zusammen — der alte Marco aber sagte ernst und feierlich:

„Lacht nicht über die Vilas, Herr — sie sind gut und hülfreich, aber wenn die Menschen über sie spotten oder ungläubig ihre Macht bezweifeln, dann können sie auch zornig werden und feindlich Diejenigen treffen, die sich gegen sie vergangen haben. Hört Ihr," sagte er, nach der Felsschlucht deutend, aus welcher das Echo erklungen war, „schon frohlockt die Vada, daß Ihr den Zorn der mächtigen Vilas erregt habt. Sie ist böse und tückisch, jedoch ohnmächtig, selbst zu schaden — aber sie freut sich, wenn den Menschen Uebles widerfährt — sie äfft die Stimme der Menschen nach, höhnend, wenn der Zorn der Vilas sie trifft — lockend, wenn es gilt, irrende Mädchen dem in den Höhlen lauernden Vukodlak zuzuführen."

„In der That, ich wollte nicht spotten," sagte Wladimir, indem er ein flüchtig über seine Lippen zuckendes Lächeln schnell wieder unterdrückte, „eure Bergklüfte, die so todt und einsam scheinen, sind ja reich bevölkert in wunderbar geheimnißvollem Leben — die Vada — auch die alten Griechen," sagte er halb für sich, „machten ja das Echo zu einer irrenden Nymphe, und das ist wohl schöner als die kalte, wissenschaftliche Lehre von der Brechung der Schallwelle. Aber der Vukodlak, von dem Ihr spracht," fragte er dann, „was ist es damit? Erzählt mir von den Geistern, die eure Berge bewohnen, auch mit ihnen muß ich vertraut werden, da ich ja unter euch wohnen soll und auf die Ehre hoffe, vielleicht einst an eurer Seite in den Kampf zu ziehen."

„O Herr," sagte der alte Marco, „es ist nicht gut vom Vukodlak zu sprechen — am allerwenigsten hier in der Nähe der Höhlen, in denen er zuweilen lauert. Habt Ihr nie gehört, daß es Seelen gibt, die zur Strafe für ihre Sünden verurtheilt sind, die Welt zu durchirren in blasser Leichengestalt? Sie fühlen die eisige Kälte des Todes in sich, ohne sie überwinden zu können, und ein gieriger Durst quält sie nach dem warmen Herzblut der Menschen, um damit das volle Leben einzusaugen, das sie doch niemals wieder gewinnen können. Sie überfallen die Wanderer und Hirten, sie folgen den Kriegern in die Schlacht — aber am gierigsten sind sie nach dem Blut junger Mädchen, das am wärmsten durch ihre leeren, kalten Adern rinnt — darum sitzen sie in den Höhlen der Berge, und die Vada läßt ihre lockende Stimme ertönen, um die Opfer vom Wege abzubringen und dem schrecklichen Jäger zuzuführen. Lange, lange treiben sie ihr furchtbares Wesen, bis es gelingt, sie zu entdecken und zu fassen in ihrem Grabe, in das sie stets um die Mittagsstunde zurückkehren müssen, und ihr ruheloses Herz mit glühendem Eisen zu durchbohren."

Der Weg ging hart an einer finstern Höhle vorbei, über welche dürres Gestrüpp herabhing. Ein großer schwarzer Rabe flog aus dem Gestrüpp auf, strich über die Köpfe der Reitenden hin und verfolgte sie dann, auf einer verkrüppelten Tanne sitzend, mit seinem heiseren Geschrei. Der alte Marco machte das Zeichen des Kreuzes auf seiner Stirn, Nikola Martinovic trieb sein Pferd schneller vorwärts und auch Wladimir fühlte einen leichten Schauder bei dem unheimlichen Krächzen des Vogels.

„Und Ihr glaubt wirklich an die Vukodlaks?" fragte er ein wenig zögernd, indem er verwundert in das Gesicht des ernsten, würdigen Mannes blickte, der in seiner Unterhaltung ihm so viele Beweise einer mannigfaltigen Bildung und einer klaren Lebensphilosophie gegeben hatte.

„Sprecht nicht weiter, Herr — sprecht nicht weiter," sagte Marco fast heftig, indem er nochmals das Zeichen des Kreuzes machte und sich ängstlich nach dem schreienden Raben umsah, der wieder nach der finstern Höhle zurückgeflogen war, „es thut nicht gut, von den bösen Geistern zu sprechen, deren finstere Macht schon manchen tapfern Sohn der schwarzen Berge in's Verderben gestürzt hat, wenn er die Warnung verachtete oder der Lockung folgte und es vergaß, gläubig den Beistand der heiligen Schutzmächte zu erflehen."

„Nun," sagte Wladimir, „so erzählt mir von den Vilas, die dort oben auf der lichten Höhe des Lowschen wohnen; von ihnen zu sprechen, muß ja Glück bringen, und ich möchte doch nicht eure Felsenschluchten durchziehen, ohne die Geister, die sie bewohnen, kennen zu lernen — erzählt mir von den Vilas."

Nikola sah noch einmal nach dem Lowschen zurück, um dessen Gipfel sich die weißen Wolken wie ein zweites phantastisches Gebirge aufthürmten, und sagte:

„Die Vilas, Herr, sind so alt als das Menschengeschlecht. Adam — so lehrt uns die alte Sage — hatte mit Eva, der Mutter der Menschen, dreißig Söhne und dreißig Töchter. Gott der Herr fragte ihn eines Tages nach seinen Kindern, und Adam schämte sich seiner vielen Töchter, weil doch von dem Weibe der Sündenfall gekommen war. Er verheimlichte drei seiner Töchter und nannte dem Herrn nur siebenundzwanzig. Darüber zürnte Gott, er nahm die drei schönsten der Töchter Adam's, erhob sie von der Erde, auf welcher ihr Vater sie verleugnet hatte und die sie nie wieder betreten sollten, und wies ihnen die Luft zum Element an; — er rüstete sie aus mit hohen Kräften und Gaben, öffnete ihrem Blick die Zukunft und gab ihnen die Freiheit, über die ganze Erde hinzuschweben, sich ihrer Schönheit und ihrer Blütendüfte zu freuen und den guten Menschen Stärkung zu bringen in Gefahr und Noth. So schweben die Vilas dahin durch den Aether, unsterblich, so lange das Menschengeschlecht dauert, an Allem sich freuend, was zu der Menschen Freude geschaffen ist, und frei von aller Sorge, die Menschenherzen bedrückt. In die Arche Noah's flogen sie mit der Luft ein, klagend über den Untergang der Menschen und bereit, dem neuerstehenden Geschlecht wiederum ihren Beistand zu gewähren. Sie trugen unsichtbar auf ihren Armen die Taube fort, bis sie den Oelzweig fand, der aus der verrinnenden Flut auftauchte, und führten sie zurück mit der Botschaft der Freude und Hoffnung, und unter dem strahlenden Bogen der Versöhnung sangen sie Gott ihr Dank- und Loblied für die Rettung des Menschengeschlechts, von dessen Blut sie stammten, dessen Leiden sie bekümmerten und dessen Freude sie mitfühlten.

„Und als der göttliche Erlöser auf Erden erschien, das abermals in Sünde und Schuld versunkene Menschengeschlecht durch das Opfer seines Blutes loszukaufen, da umschwebten sie demüthig anbetend, lobend und preisend die heilige Krippe zu Bethlehem — sie folgten dem Sohne Gottes auf seinen Wegen und küßten, das Kreuz auf Golgatha umschwebend, weinend die Wunden seiner Füße und

Hände, aus denen sein unschuldiges Blut floß für die Schuld der Menschen. Und dann schwebten sie weiter über die Erde hin — überall die Menschen segnend und ihnen beistehend, wo sich das Kreuz aufrichtete und wo man die Gemeinschaft des Opferblutes des Heilands annahm. Aber als sie in das Land der Slaven kamen, nach Serbien, wo damals die großen Zaren regierten, da wollten sie nicht weiter umherschweifen, da wollten sie bleiben und eine Heimat behalten, denn sie fanden, daß das Land dem Paradiese glich, aus welchem ihre Eltern vertrieben waren und durch dessen verschlossene Pforten sie bewundernd und sehnend geblickt hatten, — sie fanden, daß die Menschen in diesem Lande gut und treu und fromm waren, wie nirgend anderswo auf der Erde.

„Verzeiht, Herr," sagte Nikola, welcher immer lebhafter und feuriger gesprochen hatte, „so erzählt es die Sage — ich muß wohl glauben, was sie von meinem Lande und meinem Volke sagt — Ihr aber dürft es wohl hören, ohne daß meine Worte Euch kränken, denn Ihr seid ja ein Russe und in Euch fließt ja auch das fromme und treue slavische Blut, das uns verwandt ist."

„Sprecht weiter, sprecht weiter," rief Wladimir, indem er sich vom Sattel herüberbeugte und Nikola's Hand drückte, „Ihr glaubt nicht, welche Freude es mir macht, hier aus Eurem Munde unter dem strahlenden Gipfel des Lowschen diese alte Sage zu hören — wir Slaven sind ja alle Glieder einer großen Familie — und," fügte er seufzend hinzu, „unter allen Brüdern desselben Blutes seid ihr die Ersten, ihr, die ihr in Kampf und Noth die Treue und den Glauben bewahrt habt. Wir in Rußland sind verirrt und krank an fremdem Wesen, das wir verblendet nachahmen, statt an der Sitte und dem Glauben der Väter festzuhalten."

„Was bei euch gefehlt sein mag, Herr," sagte Nikola treuherzig, „das wird gesühnt werden, wenn euer Zar und euer Volk sich erhebt, um das Kreuz wieder aufzurichten über der Hagia Sophia, — das Blut, das ihr für den Glauben und die Freiheit des großen Slavenvolkes vergießet, wird euch wieder reinigen von allen Flecken des fremden Wesens und des Unglaubens."

Wladimir seufzte noch tiefer als vorher und ließ schmerzlich seinen Kopf auf die Brust sinken. Diese Männer eines Volkes, das jahrhundertelang in schweren Kämpfen gerungen, das in rauher Einfachheit in seinen Bergen lebte, alle Genüsse der verfeinerten Welt entbehrend und nur auf neue Kämpfe für den Glauben und die harte Erde des Vaterlandes sinnen, das ihnen nur das Nothdürftigste bot, dieses Volk blickte voll Hoffnung und Vertrauen auf das stammverwandte Rußland!

Nikola Martinovic schwieg, während sie langsam weiter ritten, — er mochte glauben, daß die Erzählung der alten Sage den fremden vornehmen Herrn aus der großen Welt langweile, — bald aber richtete sich Wladimir lebhaft auf und rief:

„Erzählt weiter, mein Freund, — diese Sage von den Vilas ist so schön, so lieblich und anmuthig, daß man unwillkürlich weiter träumt und glauben möchte, die zarten, duftigen Töchter des Aethers schwebten um unser Haupt."

„Und vielleicht thun sie es, Herr," sagte der alte Marco, indem er mit einem schwärmerischen Blick, der wunderbar in seinem strengen, verwitterten Gesichte aufleuchtete, über die Felszacken hin zum Himmel aufblickte, — „vielleicht thun sie es, — denn wo treue und tapfere Männer von slavischem Blute zu gutem Werke sich vereinen, da sind die Vilas bereit, segnend und schützend zu ihnen sich herabzuneigen. Sprich weiter, Nikola Martinovic — von den guten Geistern zu reden bringt Glück und sie freuen sich, wenn sie hören, daß wir sie ehren."

„Die Vilas," fuhr Nikola fort, „waren einsam und beneideten die Menschen um die Liebe, die das Glück verklärt und die Noth in gemeinsamem Dulden zur Freude verkehrt. Sie bauten sich einen Palast von Wolken, da ihr Fuß die Erde nicht berühren darf, auf die Spitzen der Berge gestützt. Der Palast der Vilas hat drei Thüren, — die eine glänzt wie Gold, — die andere schimmert wie Perlen und die dritte flammt in rother Purpurglut. Aus dem goldenen Thor tragen sie Glück, Sieg und Reichthum den Menschen zu, — aus dem Perlenthor schweben sie herab, um die tröstende Wohlthat der Thränen den Unglücklichen und Leidenden zu bringen, und vor dem Purpurthor sitzen sie und schauen herab auf das Spiel der Blitze, welche in den Wetterwolken zu ihren Füßen durcheinander zucken.

„Aber sie waren einsam in ihrem Palaste und sehnten sich nach der Liebe, die ihr Leben verherrlichen möchte und erwärmen, wie sie das Leben der Menschen erwärmt und verherrlicht. Und Gott hatte Mitleid mit ihrer Sehnsucht, er erlaubte, daß jede von ihnen einen tapfern und frommen Helden des Slavenvolkes zu ihrem Gemahl erwählen und ihm erscheinen dürfe in sichtbarer Gestalt, und wenn er ihr dann freiwillig folgen wolle, so solle er mit ihr wohnen in ihrem Wolkenpalaste. Die Vilas flogen dahin über das Slavenland und jede wählte einen schönen, tapfern und frommen Jüngling aus edlem Geschlecht, — sie erschienen den Erwählten, ihnen voranschwebend, als sie auf einsamer Jagd die Berge durchstreiften, und die Jünglinge folgten den schönen Wunderjungfrauen, welche immer weiter aufwärts schwebten und sie endlich zu dem herrlichen Wolkenpalaste führten, wo sie in ihre Arme sanken und sie mit unnennbarer Wonne beglückten. Ihre Sehnsucht war gestillt und in seliger Freude lebten sie mit ihren Erwählten in reiner Aetherhöhe über dem Treiben der Erde, und reizende Töchter erwuchsen ihnen aus ihrem Liebesbunde, scheu und rein wie sie — ebenfalls wie sie an den Aether gebunden, mächtig wie sie, die Menschen zu schützen und zu erquicken mit Kraft zum Kampfe und mit Trost im Leiden. Aber sie vergaßen den Menschen in ihrem Glück, sie vergaßen zu wachen über dem Slavenvolke, sie stiegen nicht mehr hinab, es zu stärken in Glauben und Frömmigkeit, die goldene und die Perlenpforte blieben geschlossen in ihren Palästen und sie saßen mit ihren Geliebten vor dem Purpurthor tändelnd und kosend und hinabschauend auf das Spiel der Blitze. Da zogen die Türkenheere heran, die Serben hatten die alte Kraft des Glaubens verloren und zur Strafe dafür ließ Gott es zu, daß die Heiden das Land überwältigten. Auf dem Amselfelde brach die Herrlichkeit der serbischen Zaren zusammen und das Blut der Helden färbte den Boden.

„Das Donnergetöse der Schlacht drang hinauf bis zu den Wolkenpalästen und erweckte die Vilas aus ihrer Liebesträumerei. Erschrocken schwebten sie hinab durch die zuckenden Blitze und sahen, wie die Kreuzesfahne zurückwich und wie die wilden Horden des Halbmonds mordfreudig immer weiter vordrangen. Da rüsteten sie ihre geliebten Helden aus mit lichtstrahlenden Waffen und sendeten sie hinab, den Bedrängten beizustehen. Gott aber hatte sich von ihnen gewendet — die Helden fielen im Kampf und ihre gewaltige Waffenarbeit vermochte nichts weiter mehr, als einem kleinen Häuflein der serbischen Streiter einen Ausweg zu öffnen aus den rings sie umwogenden Türkenschaaren, auf dem sie sich in kämpfender Flucht hieher nach den schwarzen Bergen retteten, wo sie nun seit Jahrhunderten wohnen, eine Zuflucht des Glaubens und der Treue erhaltend, inmitten der türkischen Herrschaft, die alles Land ringsum unterworfen, kämpfend um die Freiheit und in Ergebung erwartend, daß Gottes Zorn sich wende und daß der Tag der Befreiung aller christlichen Völker aus slavischem Stamme anbreche. Die Vilas aber schwebten lange klagend über dem blutgetränkten Schlachtfeld und deckten Wolkenschleier über die Leichen ihrer Geliebten, bis deren Gebein zu Staub versank. Dann aber verließen sie das Land und folgten den trauernden Flüchtlingen nach dem Lande der schwarzen Berge, wo sie einen Wolkenpalast auf dem Gipfel des Lowschen erbauten, den sie mit all' ihren Töchtern nun bewohnen. Auch dieser Palast hat die drei Thore, — aber das goldene Thor und das Purpurthor bleiben geschlossen, — die Vilas freuen sich nicht mehr des Spieles der Blitze — sie streuen nicht mehr Gold und Reichthum auf die Menschen nieder, sie steigen nur aus dem Perlenthor herab, um die Leidenden zu trösten, den verzagenden Herzen die gläubige Ergebung und den brennenden Augen die tröstende Thräne zu bringen. Nur von Zeit zu Zeit öffnet die älteste der Vilas, Raviola, deren Beruf es vor Allem ist, die Helden im Kampf mit siegreicher Kraft zu stärken, vorsichtig die goldene Thür, um auszuspähen, ob das leuchtende Kreuz noch nicht im Aufgange der Sonne emporsteigt, welches als herrliches Zeichen einst verkünden wird, daß Gottes Zorn versöhnt ist und daß die Heere der Brüder zur Befreiung heranziehen. Und wenn der Tag kommt, — wenn Raviola, die Vila des heiligen Kreuzes, das herrliche Zeichen erblickt, dann werden sich alle Pforten des Wolkenpalastes weit aufthun, — aus dem goldenen Thore werden die Vilas herabschweben, die Waffen der slavischen Helden in Flammenstrahlen zu hüllen, vor denen die Feinde geblendet zusammenstürzen, — vor dem Purpurthor werden sie die Blitze aufraffen, um sie auf die Häupter der Ungläubigen niederzuschmettern, und vor der Perlenpforte wird sich der Regenbogen des Sieges und der Versöhnung Gottes aufbauen, dessen Enden sich auf die heilige, wiederbefreite Stadt Konstantinopel und auf die Residenz des russischen Zaren stützen und dessen Wölbung alle Slavenvölker überspannt.

„Das sind die Vilas, Herr," sagte Nikola tief aufseufzend, als ob eine herrliche Vision vor seinen Blicken verschwände, — „dort oben wohnen sie auf dem Lowschen, der sogleich bei der Wendung unseres Weges zum Thale hin verschwinden wird, — und Gott gebe, daß bald die goldene Pforte sich öffne, und daß sie unter den siegreichen Strahlen des Kreuzes zu uns herabschweben mögen."

„Das ist schön — sehr schön!" rief Wladimir, indem er noch einmal nach dem Lowschen zurückblickte, um dessen schneeblinkenden Gipfel sich die dichten weißen Wolken gerade jetzt so wunderbar zusammenballten, daß man in der That eine phantastische Burg mit hochragenden Thürmen und Zinnen im gelbrothen Licht der allmälig sinkenden Sonne zu sehen glaubte. „Fast möchte ich glauben," fuhr er, herzlich Nikola's Hand drückend, fort, „daß viele Jahrhunderte rückwärts an mir vorübergegangen seien, eine solche hohe, reine und edle Poesie weht mir aus diesen Bergen entgegen, die Seele mit neuer Jugendkraft erfrischend nach den dumpfen, parfümirten Salons von Petersburg, in denen Alles sich mit Mienen und Worten belügt, so daß man endlich dahin kommt, sich selbst zu belügen und den Glauben an sich selbst zu verlieren."

„Nun," sagte Marco Petrovic, — „um Jahrhunderte mögen wir hier freilich in unseren Bergen zurückgeblieben sein, gegen die übrige Welt da draußen, wir haben keine Zeit übrig zum Lesen und Lernen, da wir in harter Arbeit den Felsen unsere Nahrung und in harten Kämpfen den Türken unsere Freiheit abringen müssen, — aber dafür haben wir auch den alten Glauben behalten und die alte Treue."

Das Thal öffnete sich — die drei Männer ritten nach Rjeka hinab, — näher als bisher folgten ihnen die Diener mit dem auf die Handpferde geschnallten Gepäck. Die Sonne sank tiefer hinab, — die Einwohner von Rjeka gingen auf den Kais am Hafenbassin auf und nieder oder saßen vor den Kaffeehäusern. Alle blickten erstaunt auf den kleinen Zug, — seit Jahren hatte Niemand den alten Marco außerhalb seines Gehöftes gesehen, — Jedermann wußte, daß er und Nikola Martinovic in Blutfehde standen, und wenn auch das Gebot des Fürsten Gehorsam fand und die persönliche Rache unterdrückt wurde, so schloß doch ein solches Verhältniß jeden Verkehr und jede Gemeinschaft aus.

Wenn es nun schon nicht wenig neugierige Verwunderung erregte, den alten Marco Petrovic so freundschaftlich mit dem Sohne des Mannes einherziehen zu sehen, der einst seinen Bruder erschlagen, so war alle Welt nicht weniger erstaunt, in der Begleitung der Beiden den jungen Mann zu sehen, der die reiche Tracht der Vornehmen des Landes der schwarzen Berge trug, der aber Allen unbekannt war und dessen Gesichtsbildung, Miene und Haltung ihn fremd erscheinen ließen.

Alle Bekannten von Marco oder Nikola traten grüßend heran — die Beiden reichten ihnen die Hände, sagten ihnen, daß sie die Feindschaft zwischen ihren Häusern aufgegeben hätten, und stellten ihnen den Fremden als einen russischen Stammesbruder und Gastfreund des Fürsten vor. Wladimir gewann die Herzen aller dieser Männer durch die offene Herzlichkeit, mit welcher er ihre Grüße erwiederte und die in ihren Augen einen um so höheren Werth hatte, je mehr vornehme, stolze Sicherheit in seinem ganzen Wesen lag. Wenn nun auch die allgemeine Neugier durch die kurzen Worte, welche man mit den Vorüberreitenden wechselte, sehr wenig befriedigt wurde, so genügte doch die Thatsache, daß Marco Petrovic und Nikola Martinovic mit einander bei dem Fürsten in Cettinje gewesen waren und daß sie von dort einen vornehmen Russen mitbrachten, der ein Gast in Marco's Hause sein würde, um all' den Gruppen auf der Straße und in den Kaffeehäusern bis zum späten Abend Stoff zu eifrigen Gesprächen zu geben, und wie die Bewohner der schwarzen Berge Alles in ihrem einfachen, harten und strengen Leben mit dem Haß und dem Kampf gegen den türkischen Erbfeind in Zusammenhang brachten, so war man nun auch allgemein überzeugt, daß die Entscheidung nahe und daß der geheimnißvolle Fremde ein Bote des großen Zaren der Russen sei, an den Fürsten gesendet, um den großen gemeinsamen Krieg vorzubereiten. Die allgemeine Sympathie aller Herzen flog dem willkommenen Boten entgegen, und man wunderte sich nur, daß er so jung und so zart war und neben dem gewaltigen Nikola Martinovic aussah wie ein junges Mädchen in Männerkleidung.

Die beiden Männer, deren Ankunft so viel Aufregung in ganz Rjeka verursacht hatte, waren inzwischen durch die kleine Stadt bis zu Marco's Haus geritten. Sie stiegen ab, und Marco ergriff die Hand seines Gastfreundes, um ihn über die Schwelle zu führen, während Nikola, mühsam seine ungeduldigen Schritte zurückhaltend, folgte und mit glücklich strahlenden Blicken nach den oberen Fenstern des Hauses spähte, an deren einem sich leicht der zugezogene Vorhang bewegte.

Man trat in die Halle mit dem leicht flackernden Kaminfeuer, und Wladimir blickte verwundert auf die so behagliche Sauberkeit des einfachen Wohnraumes, die ihn hier in dem fern abgelegenen Bergthal fast noch mehr überraschte, als die ausgesuchte europäische Eleganz in dem Palais des Fürsten.

Aber ein leiser Ruf des höchsten Erstaunens klang von seinen Lippen, als im nächsten Augenblick sich die innere Thür öffnete und Marica eintrat, um ihren Vater zu begrüßen. Sie war bleich und die Erschöpfung von all' dem Ueberraschenden und Erschütternden, das ihre Seele bewegt hatte, lag auf ihrem zarten kindlichen Gesicht. Wie aber der matte Schimmer der unruhigen Sorge der frischen Jugendschönheit einen höheren, geheimnißvoll anmuthenden und anziehenden Reiz verleiht, so erschien auch Marica heute schöner als je vorher, wie sie halb freudig bewegt, halb ängstlich scheu ihrem Vater entgegentrat. Das Licht der eben den Horizont berührenden Sonne fiel durch das Fenster gerade auf das junge Mädchen hin, seine Strahlen vergoldeten ihr reiches blondes Haar und schienen aus dem feuchten Glanz ihrer großen blauen Augen zurückzuschimmern. Die reiche malerische Tracht, die gestickte Capa, welche ein wenig schräg auf den blonden Flechten saß — das Alles umgab sie mit einem märchenhaften Zauberschein, der den jungen Offizier blendete und ihm das junge Mädchen wie ein Bild aus einer fremden Welt voll entzückender Poesie erscheinen ließ.

Marica hielt die Augen fest auf ihren Vater gerichtet, — sie schien Nikola's brennende Blicke vermeiden zu wollen — wohl hatte sie flüchtig hinter ihrer Fenstergardine hervorspähend einen Fremden bemerkt — aber sie war schnell herabgeeilt, den Vater zu empfangen, und wagte nicht, den unbekannten Gast anzusehen.

Nikola aber konnte seine ungeduldige Freude nicht mehr zurückhalten, er eilte auf Marica zu, ergriff heftig ihre Hand und flüsterte ihr zu:

„Wir sind versöhnt, — wir sind Freunde, Marica, — Dein Vater und ich — die blutige Vergangenheit ist ver-



Johann Wilhelm Ludwig Gleim.
Nach dem Gemälde in der Gleimstiftung.



Gotthold Ephraim Lessing.
Nach dem Gemälde von Tischbein in der Berliner Nationalgalerie.



Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig.
Nach einem Gemälde in der Gleim'schen Sammlung.



Theophilus Lessing.
Nach einem gleichzeitigen Gemälde.



Lessing's Todtenmaske.
Nach einem im Besitz des Herrn Landgerichtsdirektor Lessing in Berlin befindlichen Abdruck.



Rahel Christiane Lessing.
Nach einem gleichzeitigen Gemälde.



Ewald Christian von Kleist.
Nach dem Gemälde von Hempel (1749) in der Gleim'schen Sammlung.

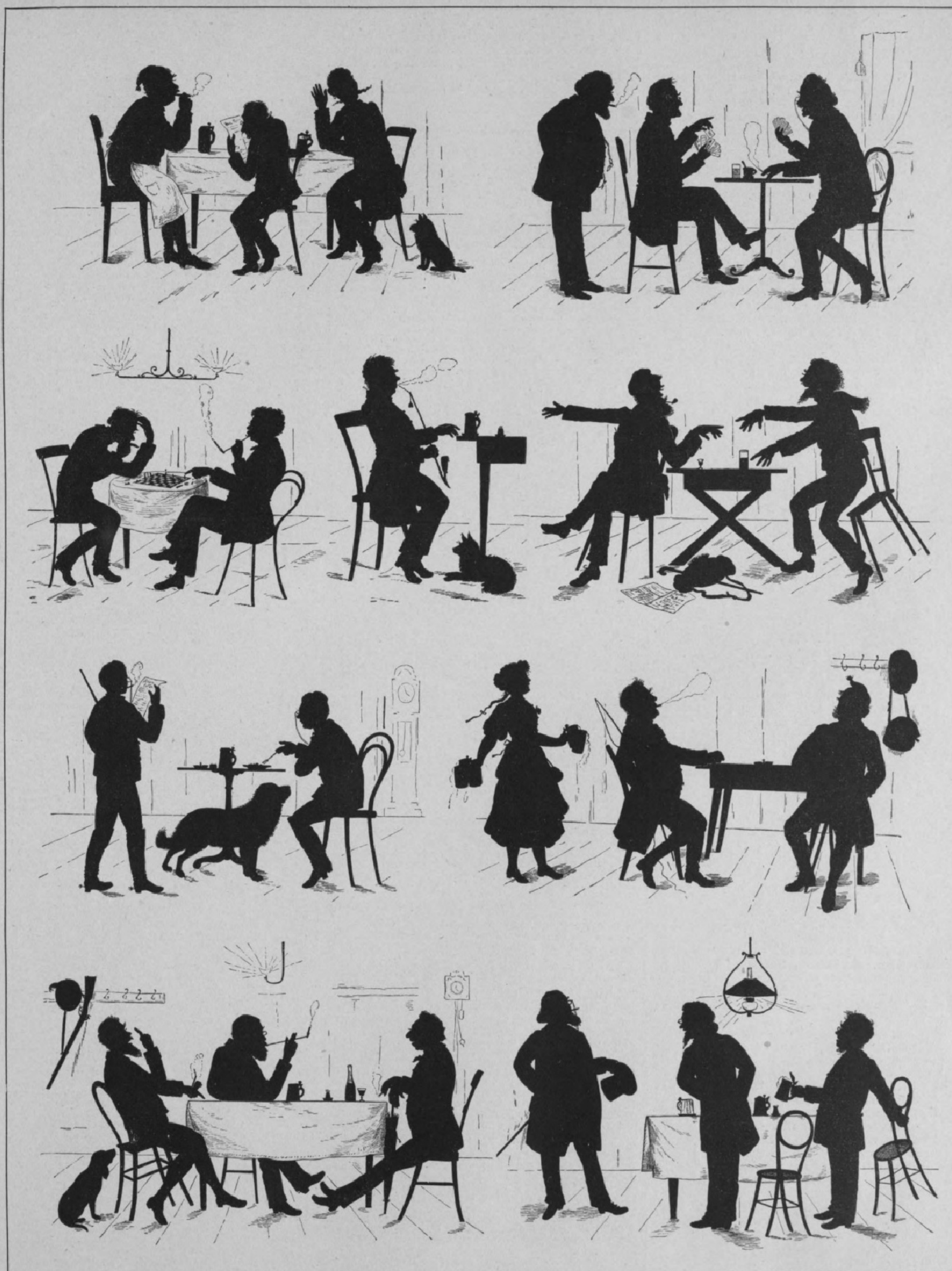


Gotthold Ephraim Lessing.
Nach dem Gemälde von May (1766) in der Gleim'schen Sammlung.



Christian Adolf Klotz.
Nach einem Gemälde von 1770 in der Gleim'schen Sammlung.

Aus „Lessing's Leben" von H. Düntzer (Verlag von Ed. Wartig in Leipzig).



Wirthshausstudien. Silhouetten von L. Fehrenbach.

gessen, — der Fürst hat Deinen Vater überzeugt — o Marica, wie glücklich bin ich!"

Sie schauderte zurück, als er ihre Hand schmerzhaft heftig in die seine preßte, und zitternd senkte sie ihr Auge vor seinen flammenden Blicken zu Boden.

Da trat ihr Vater heran, er führte sie zu Wladimir.

„Hier, mein Kind," sagte er, „bringe ich einen lieben Gast in unser Haus — bereite ihm eine Wohnung und sorge, daß es ihm an nichts fehlt — er ist der Gastfreund unseres Fürsten und soll so aufgenommen werden, als ob der Fürst selbst unser niederes Haus mit seinem Besuch beehrte. Wladimir Ossipowitsch ist sein Name, — so wirst Du ihn nennen, ohne weiter zu forschen, und Du wirst auf keine Frage antworten, die man über ihn an Dich richten wird."

„Wladimir Ossipowitsch," sagte Marica leise und schüchtern, „seid willkommen im Hause meines Vaters!"

Langsam schlug sie die Augen auf und streckte die Hand aus, um sie dem Gastfreund zu reichen, — aber wie erstarrt blieb sie stehen, als sie diesen so schönen, so zarten jungen Mann vor sich sah, der so ganz anders war als die Männer, die sie in den schwarzen Bergen gesehen und vor denen sie furchtsam zurückgeschreckt war. Als er mit seiner weichen weißen Hand die ihre ergriff, als seine entzückten Blicke sich tief in die ihren tauchten, da durchzuckte sie ein wunderbar süßes Gefühl, das sie alle Erinnerungen ihres jungen Lebens, alle Sorge und Furcht vergessen ließ, — helle Purpurröthe flammte auf ihren Wangen, sie blickte wie gebannt in sein Gesicht, und in sanftem Druck schmiegten sich ihre Finger um seine Hand.

Wladimir aber rief begeistert:

„Ihr habt mir von den Vilas erzählt, die eure Berge bewohnen, — hier sehe ich die schönste, die lieblichste von ihnen vor mir, — so muß sie aussehen, die herrliche Naviola, wenn sie herabschwebt aus dem goldenen Thor, den Helden im heiligen Kampfe den Sieg zu bringen."

Erschrocken zog Marica ihre Hand zurück und erhob sie abwehrend — doch vermochte sie nicht ihr Auge abzuwenden von dem schönen, voll Entzücken und Bewunderung zu ihr herabgebeugten Gesicht des jungen Mannes.

„Frevelt nicht, Herr," sagte Marco ernst, — „ich weiß wohl, daß es Sitte ist in der Welt da draußen, den Weibern höfliche Schmeicheleien zu sagen — aber Ihr dürft kein Mädchen mit den Vilas vergleichen, — das würde den Zorn der Mächtigen auf sie herabrufen. Geh', Marica, sorge für die Wohnung unseres Gastes, — doch zuvor reiche uns das Salz und das Brod, daß wir nach alter Sitte das heilige Band knüpfen."

Jetzt senkte Marica, noch höher erröthend, ihre Blicke, — schnell eilte sie zu einem Wandschrank und brachte dann auf zinnernem Teller Brod und Salz. Marco und Nikola aßen davon und Wladimir folgte mechanisch ihrem Beispiel, mit seinen Blicken dem schönen Mädchen folgend, das hinaus eilte, um dem Befehl seines Vaters gemäß für die Bequemlichkeit des Gastes zu sorgen und das Fremdenzimmer auf der hinteren Seite des Hauses mit der Aussicht nach den Bergen hin herzurichten. Neugierig fragten die Mägde, — aber sie schüttelte den Kopf und nannte ihnen nur den Namen des Fremden — leise aber flüsterte sie, während sie das Leinenzeug herausgab aus dem alten tiefen Schrank:

„— Eine Vila — o — wenn ich eine Vila wäre, — wenn ich die herrliche, mächtige Naviola wäre, — wie wollte ich über seinem Haupte schweben, — ihm Glück und Sieg zu bringen! Aber er bedarf der Vila nicht, — aus seinen Augen strahlt der Sieg — von seinen Lippen lächelt das Glück!"

Sinnend — träumend stand sie da vor dem offenen Schrank — bis die Mägde herankamen, nach ihren Befehlen zu fragen.

Auch Nikola hatte Marica's schlanke Gestalt mit seinen Blicken verfolgt und darum das Entzücken nicht bemerkt, das aus Wladimir's Augen hervorblitzte. — Als das Mädchen verschwunden war, trug Marco feierlich einen Stuhl in die Mitte des Zimmers, stieg auf denselben und nahm das blutige Linnen von der Decke herab. Er trug dasselbe zum Kamin, warf es in die Flammen und sah mit düsteren Blicken zu, wie es zu Asche verglühte.

Dann reichte er Nikola die Hand und sagte:

„Die Schuld ist gesühnt, — bete mit mir zu Gott, daß der Geist meines Bruders Ruhe finde und freundlich auf uns herabblicke."

Er zog den jungen Mann, dessen Augen sich vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben mit Thränen füllten, an seine Brust und küßte ihn auf die Wangen.

Dann wurde ein einfaches Abendessen aufgetragen — man trank den rothen Wein aus dem Lande der Sonne, aber die Unterhaltung war einsylbig — Jeder war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, und Wladimir erwartete vergeblich, daß Marica wieder erscheinen möchte.

Man trennte sich bald — Nikola, der ebenfalls vergeblich hoffte, Marica noch ein Wort des Abschieds zu sagen, ging nach seinem Hause und Marco führte seinen Gast in dessen Zimmer, das mit eleganter Behaglichkeit hergerichtet war und auf dessen Spiegeltisch ein grüner Epheuzweig in einem Wasserglase stand, — denn der Epheu bringt Glück und hält die bösen Geister ab, — und Marica hatte nicht vergessen, die Wohnung des Gastes mit diesem heilbringenden Zeichen zu schmücken.

Glücklich, in süßem Rausch befangen von all' dem Wunderbaren, das er gesehen, sank Wladimir auf sein Lager nieder. In diesem Märchenlande der Felsen und Klüfte, von lichten Geistern und finsteren Dämonen bewohnt, war ihm die holde Zauberblume erblüht, deren Duft seine Sinne mit süßem Vergessen der fernen Welt erfüllte, in der doch vor Kurzem noch sein ganzes Leben wurzelte.

(Fortsetzung folgt.)

Notiz-Blätter.

Literatur.

— **Das Bibliographische Institut in Leipzig hat im Anschluß** an seine Klassikerausgaben nun auch „Nikolaus Lenau's sämmtliche Werke" gebracht — eine Ausgabe, die sich von allen übrigen ganz wesentlich unterscheidet und vor ihnen auszeichnet. Ganz abgesehen von dem sorgfältig gereinigten Texte hat der Herausgeber sein Augenmerk namentlich auf die Entstehungsgeschichte der einzelnen Dichtungen, wie auf die Beziehungen zu den Ereignissen des Lebens des Dichters und der Personen, die in seinen Verkehr traten, gerichtet und dadurch nicht nur mancher Dichtung einen neuen Reiz gegeben, sondern auch zur Erklärung der Situation und Stimmung wesentlich beigetragen. So ist die Biographie des Dichters mit besonderer Sorgfalt behandelt, mancher dunkle oder absichtlich in's Dunkel gerückte Punkt seines Lebens aufgehellt und ein anziehendes Totalbild desselben gegeben, das sich fast wie ein Roman liest und darum doppelten Reiz hat. Aber auch in den Einleitungen der einzelnen Dichtungen ist ungemein viel Neues zum Verständniß beigebracht, und in den Anmerkungen werden überall erhellende Lichter vertheilt, vorzüglich aber die Zeit der Abfassung der einzelnen Gedichte festgestellt. Die historischen Einleitungen zu Faust, Savonarola und den Albigensern werden besonders willkommen sein. Ein interessanter Anhang sind die Auszüge aus Lenau's Briefen und Mittheilungen aus Gesprächen, welche für den Dichter überaus charakteristisch sind und das Bild desselben in der vorangeschickten Biographie wesentlich ergänzen. Eine so reiche Ausgabe von Lenau's Werken ist das schönste Denkmal, das ihm gesetzt werden konnte.

— **Emy v. Dincklage ist eine Schriftstellerin, die vom großen** Publikum noch viel zu wenig gewürdigt wird. Vor Allem ist sie — bei einer Autorin eine Seltenheit — durchaus originell. Sie findet eigenartige Stoffe und schildert ganz besondere Menschen. Es ist ein hartes, wetterfestes und tief fühlendes Geschlecht, ihre Leute vom Emslande, deren Leben, Lieben, Hassen und Ringen sie zeichnet. Ihre Art zu schreiben hat, möchten wir sagen, etwas Emsländisches. Fest, scharf, knorrig wie ein Eichenstamm, jedoch bedeckt mit dem frischesten, üppigsten, grünsten Laube. Hie und da läßt sie ihre dörflichen Erzählungen etwas absonderlich, immer jedoch interessant; diese Gedanken erweckt uns das neueste Werk dieser Schriftstellerin, das den Titel „Wir", Geschichten aus dem Emslande (Leipzig, Friedrich) trägt. Der Band enthält vier Novellen, die sämmtlich durchaus fesselnd und oft von tief ergreifender Wirkung sind; den Preis möchten wir jedoch der letzten, „Der Zipfel vom Mantel" ist sie überschrieben, zuertheilen — das ist eine durch Charakterschilderung, Stoff, Stimmung und Lösung des interessanten Problems in gleicher Weise hervorragende Dorfgeschichte.

— **Der liebenswürdige italienische Novellist Edmondo de Amicis** ist bekanntermaßen auch ein trefflicher Reiseschilderer und wir hatten vor nicht langer Zeit Gelegenheit, sein Buch über Spanien an dieser Stelle zu rühmen. Ein nicht minder interessantes Buch — und das will bei einem so vielbehandelten Stoffe schon etwas sagen — erhalten wir nun in seinem von Agnes Burchard übersetzten „Konstantinopel" (Rostock, Werther). Das Buch hat in Italien bereits eine Reihe von Auflagen erlebt und verdient eine nicht minder freundliche Aufnahme in Deutschland. Der Verfasser, der ein selten offenes Auge für alles dem Lande und den Leuten, die er schildert, Eigenthümliche und Charakteristische hat, versteht nicht nur dieß präzis und klar in's Licht zu stellen, er schildert auch so frisch und lebendig, mit so warmen Farben, so anziehend und fesselnd, daß man ihm mit wahrem Vergnügen auf seinen Wanderungen und Spaziergängen folgt, überall neue Eindrücke in sich aufnimmt, auch wo man schon gut orientirt zu sein glaubt, und das Buch nicht nur angenehm unterhalten, sondern wirklich reich belehrt aus der Hand legt. Sehen wir uns das Inhaltsverzeichniß an, so sind uns das lauter längst bekannte Dinge, — lesen wir uns aber in das Buch hinein, so finden wir, daß wir sie eben so noch nicht gesehen, daß es ein neues Bilderbuch ist, das hier vor uns aufgeschlagen.

— **Asmus Jakob Carstens, der Schleswiger, einer der Wieder**erwecker der echten Kunst zu Ende des vorigen Jahrhunderts, hat in seinem Freunde Fernow einen trefflichen Biographen gefunden: doch hat dieser vorzüglich die späteren Lebensjahre des Künstlers in's Auge gefaßt und fußt nur hier auf sicherem Boden. August Sach erzählt uns nun in seinem „Asmus Jakob Carstens' Jugend- und Lehrjahre" (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses) die Entwicklungszeit des großen Künstlers nach urkundlichen Quellen. Es ist ein interessantes Bild schweren Ringens eines bedeutenden Geistes, der fast ganz aus sich geworden, was er geworden; die Jugend und die Sturm- und Drangjahre des Künstlers ziehen in lebendigem Bilde an uns vorüber und nicht bloß der Künstler selbst, sondern auch die Zeit in ihren künstlerischen Strömungen sucht der Verfasser in sein Bild aufzunehmen, um zu zeigen, wie sie auf ihn, er auf sie eingewirkt. Namentlich sind die Kopenhagener Tage und die italienische Reise von höchstem Interesse. Auch seinem dichterischen Schaffen ist ein Kapitel gewidmet, so daß wir jetzt ein volles Lebensbild des mehr durch seinen Einfluß, als durch seine eigenen Schöpfungen in der Kunstgeschichte wichtigen Künstlers besitzen.

— **Meyer's Fachlexika haben einen überaus werthvollen Zu**wachs in dem „Lexikon für Theologie und Kirchenwesen" von H. Holtzmann und R. Zöpffel (Leipzig, Bibliographisches Institut) erhalten, das in keinem Augenblick zeitgemäßer sein könnte, als in dem jetzigen, in dem der Kampf zwischen Staat und Kirche, Ueberlieferung und Wissenschaft ein so akuter geworden. Das umfangreiche Buch faßt nicht nur die Glaubenslehre und den Kultus, sondern auch die Kirchengeschichte und das Kirchenrecht in sich und ergänzt sich durch einen großen Reichthum von Biographieen. Die Arbeit zweier wissenschaftlicher Autoritäten gemäßigter Richtung, zeichnet sie sich namentlich durch eine große Objektivität aus, was sich nicht nur in den Artikeln der Glaubenslehre, sondern namentlich auch in den Lebensbeschreibungen und Charakteristiken der einzelnen Theologen ausspricht. Ueberall erkennt man, daß das Buch nicht in erster Linie für den Fachmann geschrieben ist, sondern ganz wesentlich im Hinblick auf die Bedürfnisse des Laien, der sich in theologischen und kirchlichen Dingen unterrichten will, das leuchtet namentlich auch aus der Leichtfaßlichkeit der Darstellung hervor, die dem einfachsten Verständniß entgegenkommt, was heutzutage, wo auch das Laienelement in das Kirchenregiment hereingezogen worden, von besonderer Bedeutung ist.

— **„Das k. k. Schloß Ambras in Tyrol. Beschreibung des Gebäudes und der Sammlungen von Dr. Albert Ilg und Wendelin** Böheim" (Wien, A. Holzhauer) gibt eine interessante historische Vorgeschichte des Baues, welcher auf Befehl des Kaisers von Oesterreich in den letzten Jahren wieder hergestellt und innerlich mit einer kunsthistorischen Sammlung ausgestattet wurde. Die eingehende Kenntniß jedes Details, sowohl der antiken Arbeit wie die Hinblicke auf das Leben und Schaffen der Meister, verleihen dem Büchlein einen besondern Reiz und Werth, so daß es nicht nur als Führer, sondern dauernd zur Kunstbelehrung dienen kann. Die eingestreuten Monogramme und das Verzeichniß der Künstler und Kunsthandwerker sind hochschätzbare Ergänzungen.

Bildende Künste.

— **Für das deutsche Reichstagsgebäude ist bekanntlich eine neue** Konkurrenz ausgeschrieben worden. Nicht weniger als 194 Pläne sind bis zum Termin eingegangen. Die Zahl der Blattzeichnungen beträgt 6000.

— **Die Gemäldesammlung des Germanischen Museums in Nürn**berg ist jetzt geordnet. Dieselbe umfaßt mit den 164 Nummern aus der Morizkapelle zusammen 800 Gemälde.

— **Das Panorama der Schlacht von Wörth für Hamburg rückt,** dank der rastlosen und hingebenden Arbeit seines Schöpfers Otto von Faber du Faur, welcher emsig unterstützt wird von mehreren gewiegten Künstlern, allgemach seiner Vollendung näher. Faber du Faur's Wörth-Panorama wird einen Vergleich mit dem St. Privat-Panorama in Berlin in keiner Weise zu scheuen haben. Trotz der außerordentlich großen Figurenmenge, welche die Arbeit des Künstlers zu einer so ungemein mühsamen macht, ist die Anordnung auf allen Punkten eine klare, die Disposition eine auch jedem Laien völlig verständliche und zugleich sachverständige. Als ein für die fesselnde Gesammtwirkung des Rundgemäldes sehr wichtiges Moment macht sich die anziehende, höchst malerische bergige Landschaft geltend, die in ihrer naturwahren und charakteristischen Wiedergabe ganz vollendet genannt werden muß. Wirkt in dieser Beziehung das Wörth-Panorama unweit günstiger, als das Berliner Rundbild mit dem leicht welligen, ziemlich monotonen Terrain der Metzer Umgebung, so steht der figürliche Theil des Faber'schen Gemäldes an Interesse zum mindesten dem Berliner Bilde gleich, übertrifft dasselbe vielmehr durch die aller Orten stattgehabte Verwendung von Reitern, die, bis auf wenige höhere Offiziere, auf dem ausschließlich Infanterie aufweisenden Berliner Panorama gänzlich fehlen. Auf der einen Seite gewahrt man französische Artillerie in lebhaftester Bewegung, zersprengte französische Kürassiere, zahlreiche höhere Offiziere, darunter Mac Mahon mit seinem Stabe in der brennenden Dorfgasse von Fröschweiler, dem Mittel- und Glanzpunkt der ganzen Komposition, auf der andern Seite unterbrechen wiederum der deutsche Kronprinz mit seinem Stabe und viele Generale und Regimentskommandeure überall die im Vormarsch gegen das Dorf Fröschweiler begriffenen langen Kolonnen der deutschen Truppen auf wirksame Weise. Wohin das Auge im weiten Rund des Panoramas schweift, herrscht Leben und Bewegung, das seinen Höhepunkt in den Gruppen der auf Fröschweiler in voller Verwirrung zurückgeworfenen, von preußischen, bayerischen und württembergischen Truppen angegriffenen Franzosen erreicht.

— **Im Münchener Kunstvereine machten jüngst Bilder von R.** S. Zimmermann, Lüben, Knabl und Xylander gerechtes Aufsehen. Zimmermann wählte in zwei mit viel Humor durchgeführten Gemälden die Schuster- und die Schneiderwerkstätte in einem „Klosterwaisenhaus" zum Gegenstande der Darstellung, Ad. Lüben zeigte in einem überaus köstlichen Bilde die Heimkehr nach der Taufe, wobei er das Glück des Vaters und die stille Ahnung künftiger Mutterfreuden der jungen, hübschen Pathin in liebenswürdigster Weise zum Ausdruck brachte. Knabl zeigt einen Isarfloß mit zwei Flößern, einem jungen Mädchen und einem wettergebräunten alten Oberländer, einen der bekannten „Fälle" oberhalb Langgries herabschießend. Die Wirkung ist eine außerordentlich lebhafte und die Charakteristik der Personen eine schlagende. Xylander brachte in seiner „Fregatte in stürmischer Mondnacht" eines seiner bedeutendsten Werke. — Wilhelm Trübner's Gemälde: „Tilly reitet während der Schlacht bei Wimpffen (1623) in die dortige Ortskirche, um sich vom Priester segnen zu lassen", ist mit ungewöhnlicher Originalität komponirt, die Figur des Feldherrn und seines Gefolges nicht minder durch Charakteristik fesselnd, als die zu dem Eroberer bang aufschauende Volksmenge, das Intérieur der Kirche, die Glasfenster, Decken und Kirchenstühle mit brillanter Technik gemalt, so daß man an der Schöpfung Trübner's, welcher lange eigene, aber stets originelle Wege wandelte, seine aufrichtige Freude haben kann und wird. — Gabriel Max ist mit einem neuen Bilde: „Santa Helena", beschäftigt.

— **Der Festsaal des Erfurter Rathhauses ist, wie uns unser** Berliner Korrespondent schreibt, welcher zur Feier von Seiten des dortigen Magistrats geladen worden war, am 3. Juni durch ein Festdiner eingeweiht worden, an welchem auch die preußischen Minister v. Puttkamer, Dr. Lucius und v. Goßler und die Geheimeräthe Schöne und Jordan theilnahmen. Letztere Beide haben sich seit ihrem Eintritt in die preußische Kunstverwaltung u. A. die Aufgabe gestellt, die monumentale Kunst, welche seit Cornelius' Tod ein klägliches Dasein fristete, wieder zu ihrer früheren Bedeutung emporzuheben. Es ist nothwendig, daß der Staat bei Ausführung monumentaler Aufgaben mit seinen großen Mitteln helfend eintritt, und so hat die Regierung auch zu den Kosten, welche die Ausschmückung des Erfurter Rathhauses erforderte, die größere Hälfte beigetragen, da der Baufonds erschöpft war. Das Rathhaus ist in den Jahren 1870 bis 1875 von dem damaligen Stadtbaurath Sommer mit Benützung der Entwürfe seines Vorgängers, des jetzigen Bauraths Tiede in Berlin, aus Sandstein in gothischem Style erbaut worden. Aus der Fassade tritt ein Mittelbau heraus, dessen unteres Geschoß die Zufahrtshalle bildet, während das obere, durch sechs hohe Bogenfenster geöffnete Geschoß von dem 14 Meter breiten und 16 M. langen Festsaale eingenommen wird. Das Innere des Gebäudes ist von dem jetzigen Stadtbaurath Spielhagen, dem Bruder des Dichters, in geschmackvollster Weise und mit feinstem Verständniß für malerische Wirkung dekorirt worden. Den Mittelpunkt der ganzen Anlage bildet aber der Saal, welchen Professor Peter Janssen in Düsseldorf mit neun in Wachsfarben auf die Wand gemalten Bildern geschmückt hat, welche die Hauptmomente aus der Geschichte Erfurts in lebensvollen, zum Theil dramatisch erregten Szenen vor Augen führen. Janssen hat es meisterhaft verstanden, den Ansprüchen des modernen, eine tiefe und eingehende Charakteristik und großen Farbenreichthum verlangenden Realismus zu genügen, ohne die Würde des monumentalen Styls zu verletzen. In leuchtender Farbenpracht blicken uns von diesen Wänden hohe Frauen- und Männergestalten aus den verschiedensten Epochen der Weltgeschichte an, welche die Kraft des Malers so lebensvoll und lebenskräftig gestaltet hat, daß man sich gleichsam von dem Odem der Weltgeschichte umweht glaubt. Hier fällt Bonifacius die Göttereiche im Angesicht der Landleute, welche zagend, bestürzt, zum Theil schon gläubig, zum Theil aber noch dem kühnen Mönche drohend, den Ort der That umringen. Auf der andern Seite demüthigt sich Heinrich der Löwe vor Friedrich Barbarossa im Erfurter Peterskloster, und zwischen beiden Kompositionen bilden der heil. Martinus von Tours und die heil. Elisabeth von Thüringen, Beide hoch zu Roß, den Uebergang. Im Hintergrunde sieht man, als charakteristisches Symbol für das Zeitalter frommer Mystik, den Kinderkreuzzug, dem ganz in der Ferne auf goldenem Grunde Jerusalem wie eine unerreichbare Fata Morgana erscheint. Das vierte Bild führt uns in die Zeit des Friedensbringers Rudolf von Habsburg, der auch mit den Erfurtern auszog, um die Burgen der Raubritter zu brechen, welche den Kaufleuten — die große Handelsstraße ging damals über Erfurt — gefährlich waren. Während sich der Zug der Sieger aus der eroberten Veste entfernt, legen Andere Feuer an das Raubnest. Ueber und neben der Thüre sieht man darauf eine Personifikation der Universität Erfurt, von zwei weiblichen Gestalten umschwebt, welche auf Schriftbändern die Worte «Epistolae obscurorum virorum» tragen. Von Erfurt ist nämlich jene unter dem Namen der „Briefe der Dunkelmänner" bekannte Satire gegen die verderbten Sitten der Geistlichkeit ausgegangen. Unten steht auch ihr vermeintlicher Verfasser Eobanus Hesse und neben ihm Luther als Vertreter der theolo-

gischen Fakultät, auf der andern Seite der Jurist Henning Göde und der Mediziner Amplonius de Fago. Ehe es zu der hohen Blüte der Universität kommen konnte, mußte die Stadt Jahre furchtbaren Aufruhrs und roher Ungesetzlichkeit durchleben. Im Jahre 1509 stürmte der Pöbel das Rathhaus, in welchem gerade die Rathsherren versammelt waren, und bemächtigte sich der Häupter der Stadt, insbesondere des Obervierherrn Kellner, der den Zorn des Pöbels am meisten gereizt hatte und der später dafür mit dem Leben büßen mußte. Diesen Moment hat der Maler zum Gegenstand einer höchst dramatischen Darstellung gemacht. Es folgt dann der Einzug des Kurfürsten Johann Philipp von Mainz, welcher damit definitiv von der Stadt Besitz nahm, bis sie 1802 an die Krone Preußen fiel. Das nächste Bild stellt die Huldigung der Stände vor Friedrich Wilhelm III. und Luise dar, und den Schluß bildet der Tag der Freiheit, der 6. Januar 1814, an welchem die Preußen als Sieger einzogen und der französischen Fremdherrschaft ein Ende machten. Das Volk steckte an diesem Tage den Obelisken in Brand, welcher von den Franzosen zu Ehren Napoleon's mit der prahlerischen Inschrift: „Napoleon dem Großen", errichtet worden war. Aus den Lünetten der Deckenwölbung blicken die Bildnisse der achtzehn brandenburgisch-preußischen Herrscher, von Kurfürst Friedrich I. bis Kaiser Wilhelm, dessen Statue neben der Friedrich Barbarossa's auch an der Fassade des Rathhauses steht, auf die bildliche Darstellung der wechselvollen Geschicke der Stadt herab. Die Decke, mit dem Erfurter Wappen in der Mitte, ist von dem Maler Schaper in Hannover mit einer phantasievollen Ornamentik überzogen worden. An der den Fenstern gegenüberliegenden Wand erheben sich zwei in Holz geschnitzte, bronzirte Statuen der Gerechtigkeit und Tapferkeit von Bildhauer Janssen in Rom, welche Minister Dr. Lucius, Kommerzienrath Lucius in Erfurt und Dr. Eugen Lucius in Frankfurt a. M. gestiftet haben, während die vier schmiedeeisernen Kronleuchter, welche von der Decke herabhängen, eine Schenkung der Kommerzienräthe Stürcke und Benary in Erfurt sind. Kunst und Handwerk im Verein haben in diesem Saal ein Werk geschaffen, welches auch auf diesem friedlichen Gebiete die Erinnerung an alte deutsche Herrlichkeit wachruft.

Musik.

— **Michel William Balfe, so ziemlich der einzige englische Tonsetzer,** der sich mit der Komposition von Opern einen berühmten Namen gemacht hat, soll in der Westminsterabtei zu London, der Ruhmeshalle der englischen Nation, eine Gedenktafel erhalten. Angeregt wurde der Gedanke durch eine dem Dechanten von Westminster eingereichte Denkschrift, unterzeichnet von Musikprofessoren der Universitäten, Dirigenten, Direktoren, Organisten und anderen musikalischen Kapazitäten in England, in welcher es heißt, daß dieß geschehen solle „zur Erinnerung an einen Musiker, dessen Genie und Talente ihm während seiner Lebenszeit einen hohen Ruf nicht allein unter seinen Landsleuten, sondern auch auf dem europäischen Festlande erworben". In der That hat sich Balfe, richtiger William Balphe — geboren den 15. Mai 1808 zu Limerick in Irland, gestorben am 21. Oktober 1870 zu Romney — namentlich mit zweien seiner dramatischen Werke: „Die vier Haimonskinder" und „Die Zigeunerin", durch eine ungemeine Fülle von Melodieen und den leichten Fluß seiner halb französischen, halb italienischen Musik in der Bühnenwelt einen weithin klingenden Namen gemacht.

— **Die Mozartstiftung zu Frankfurt a. M., welche die Unterstützung** musikalischer Talente zum Zwecke ihrer Ausbildung in der Kompositionslehre beabsichtigt, hat ein Stipendium zu vergeben. Unbescholtene Jünglinge aus allen Ländern deutscher Sprache können diese Unterstützung in Anspruch nehmen, vorausgesetzt, daß sie besondere musikalische Befähigung nachweisen. Erscheinen die deßfalls vorgelegten Zeugnisse genügend, so wird dem Bewerber die Komposition eines vom Ausschuß der Stiftung bestimmten Liedes, sowie eines Instrumentalquartettsatzes aufgegeben. Ueber die eingelieferten Arbeiten haben drei Musiker von anerkannter Autorität als Preisrichter zu erkennen. Der erwählte Stipendiat wird nach Wahl des Ausschusses, wobei jedoch der Wunsch des Schülers möglichst berücksichtigt werden soll, einem Meister in der Kompositionslehre zum Unterricht überwiesen. Gesuche von Reflektanten sind bis zum 1. September 1882 bei dem Oberlandesgerichtsrath Dr. Eckhard in Frankfurt a. M. einzureichen.

Bühne.

— **Das neue Lustspiel von Oskar Blumenthal und Otto Girnd:** „Um ein Nichts", fand bei seiner ersten Aufführung am Wiener Burgtheater nur mäßigen Beifall. Eine Novität, die noch so kurz vor dem Schluß der Saison in Szene geht, hat beim Publikum immer einen schweren Stand. Das Sujet des Stückes kam demselben übrigens sehr zu statten; es behandelt nämlich die Duellfrage, und da gegenwärtig in Wien Alles mit der Affäre Wahrmann beschäftigt ist, so erregte der Gegenstand gerade jetzt besonderes Interesse. Wenn die schließliche Entwicklung so befriedigend wäre, wie die Einfädelung amüsant und der Dialog stellenweise anmuthend und witzig, so würde der Erfolg ein ungleich größerer gewesen sein. So erkaltete das Publikum, das die Verfasser nach dem zweiten Akte lebhaft, nach dem dritten Akte aber schon etwas matter gerufen hatte, gegen den Schluß immer mehr, und nach dem letzten Fallen des Vorhangs regten sich nur ein paar Hände. Ein junges Mädchen, das auf der Ausstellung (der erste Akt spielt nämlich in dem „Salon") über ein Gemälde Achenbach's absprechende Bemerkungen macht, wird von einem in der Nähe stehenden Herrn zurechtgewiesen und veranlaßt darauf durch einen Jüngling, der sich um ihre Gunst bewirbt, dessen Forderung. Die weitere Handlung zeigt uns die Unheilstifterin mit der Verhinderung des Zweikampfs beschäftigt. Statt der ihrem Beleidiger zugedachten Kugel reicht die vorlaute junge Dame demselben schließlich ihre Hand. Außer der weiblichen Hauptrolle zeichnen sich von den männlichen Figuren die episodisch gehaltenen am meisten durch Originalität aus: einer der Sekundanten und ein verkannter Maler, dem noch nie das Glück zu Theil wurde, ein Bild zu verkaufen. Das Ensemble war nicht ganz auf der Höhe des Burgtheaters. Im ersten Akte, im Saale der Ausstellung, vergaßen die Schauspieler zuweilen etwas zu sehr, wo sie sich befanden. Vorzüglich war Herr Meixner in der Rolle eines alten Gelehrten, dem Großvater des jungen Mädchens; Fräulein Hohenfels in der Hauptrolle munter, reich an guten Einfällen, im einfachen, ruhigeren Tone die Aussprache aber nicht fein genug. Herr Krastel ließ es an Lebendigkeit nicht fehlen, aber die eigentliche Lustspielader ist bei ihm nicht vorhanden. Sein Humor, wenn er nicht der des reinen Naturburschen, ist gemacht. Die übrigen Rollen, selbst die des Herrn Hartmann, bieten dem Darsteller keine Gelegenheit, sich sehr hervorzuthun.

— **Eine neue Oper: „Hamlet" von A. Stadtfeld, ist dieser** Tage in Weimar zur ersten Aufführung gelangt. Die Bezeichnung „Novität" trifft allerdings kaum noch zu bei einem Werk, das vor etwa 30 Jahren und mehr geschrieben worden ist. Stadtfeld war der Sohn eines nassauischen Infanteriekapellmeisters und lenkte schon als Knabe die Aufmerksamkeit Leopold's I. von Belgien auf sich, der ihn im Brüsseler Konservatorium ausbilden ließ. Stadtfeld bewährte sich als ein ungewöhnlich begabter Musiker, ist aber leider 1853 im Alter von 27 Jahren gestorben, noch ehe sein Talent zu vollständiger Reife gelangt war. Seine Oper „Hamlet" ist ein hervorragendes Werk, besonders die Ouvertüre ist ein treffliches Musikstück, das längst auf dem Repertoire der Konzerte in Belgien und Paris steht, während die Oper selbst zum ersten Male kürzlich aufgeführt ward. Der Text entfernt sich erheblich von dem Drama Shakespeare's; die äußeren Umrisse sind nur insoweit beibehalten, als Hamlet durch den Geist seines Vaters aufgefordert wird, ihn an der verbrecherischen Gattin und dem Bruder zu rächen, und Hamlet die Aufführung durch die Schauspieler benützt, die Schuld Jener festzustellen. Sein Versuch, den König zu tödten, wird vereitelt; dieser gibt scheinbar den Bitten der Mutter nach und schenkt ihm das Leben, sucht ihn aber durch vergifteten Wein zu beseitigen. Hamlet's Mutter, die von tiefer Reue ergriffen ist, rettet den Sohn, und während sie sich selbst tödtet, besteigt er, nach der Besiegung seines Oheims, den Thron; Ophelia hat nur eine nebensächliche Bedeutung in der Oper. Die Musik ist natürlich wesentlich im Style der Komposition jener Zeit gehalten und muthet oft recht meyerbeerisch an, dagegen lassen Einzelheiten eine bemerkenswerthe Selbstständigkeit des Autors erkennen. Die Oper fand, wie die „Nat.-Ztg." schreibt, eine günstige Aufnahme seitens des Publikums, die Aufführung selbst war eine gute, zum Theil vorzügliche.

— **Das Münchener Sängerpaar Vogl wird sich an den Parcivalaufführungen** in Bayreuth nicht betheiligen. Damit hat langjährige künstlerische Freundschaft ein Ende.

— **Hedwig Rolandt, die bekannte Sängerin, welche ihren Ruf** unter Jahn's Direktion in Wiesbaden begründete, ist, nachdem sie sich bei der Viardot Garcia weiter ausgebildet, für die Opéra Comique in Paris engagirt worden.

— **Die Leitung des russischen Theaters in St. Petersburg hat** im Prinzip beschlossen, für die Artisten sowohl die Benefize als auch das Spielhonorar abzuschaffen und statt dessen eine feste Jahresgage einzuführen. Nach derselben zerfallen die Artisten in verschiedene Kategorieen; sie werden nicht über 7200 Rubel und nicht unter 1200 Rubel jährlich erhalten. Eine Ausnahme macht man nur mit Frau M. G. Ssawina, welche 12,000 Rubel erhalten soll und nur zweimal wöchentlich auftreten muß. Tritt sie außerdem auf, so erhält sie dafür jedesmal 200 Rubel.

— **Das Savoytheater in London ist nunmehr mit Edison'schen** Glühlampen beleuchtet worden. Der Zuschauerraum ist mit 114 Lampen in Gruppen zu je drei geordnet, Ankleidezimmer, Korridore und Eingänge mit 220, die Bühne mit 824 Glühlichtlampen erhellt. Die Beleuchtung ist in hohem Grade befriedigend, glänzend, ohne zu blenden, das Licht selbst reiner und weißer als Gaslicht und von vollkommener Gleichmäßigkeit und Beständigkeit. In besonders zufriedenstellender Weise hat sich hier auch die für theatralische Wirkungen nothwendige Abschwächung und Steigerung der Beleuchtungsgrade durch Einschalten von Widerständen in die Leitung durchführen lassen. Zur Zeit beabsichtigt man, das im Bau begriffene Theater in Brünn mit elektrischer Beleuchtung zu versehen. Die Glühlichtlampen sind durchaus feuergefahrlos. Die Kosten der Anlage ausschließlich der Bauherstellungen und der dekorativen Ausstattung der Beleuchtungskörper sind auf 80,000 fl. veranschlagt. Es ist ermittelt, daß sich die elektrische Beleuchtung billiger als das Gaslicht stellen wird.

— **Frau Gallmeyer wird vom 1. Oktober bis 30. April auf** allen deutschen Bühnen der Vereinigten Staaten spielen. Ebenso hat nun auch Mitterwurzer ein viermonatliches Engagement für Amerika angenommen.

Kultur und Wissenschaft.

— **In Weimar hat, statt wie sonst an Shakespeare's Geburtstag,** dem 23. April, die 18. Generalversammlung der Deutschen Shakespearegesellschaft am 11. Juni stattgefunden. In der Zahl der Mitglieder ist keine wesentliche Veränderung vorgegangen. Das Jahrbuch, das den Katalog der Bibliothek enthält, hat einen guten Absatz; nur der Vorstand hat im letzten Jahre mehrere Mitglieder durch den Tod verloren. Die nächste Versammlung findet am 23. April k. J. in Weimar statt.

— **Graf Hans Wilczek hat in Folge der ungünstigen Eisverhältnisse** die von ihm geplante Nordpolexpedition für dieses Jahr aufgeben müssen.

Industrie.

— **Die Einweihungsfeier der russischen Kunst- und Industrieausstellung** in Moskau fand am 1. Juni statt. Der Platz, welchen sämmtliche Gebäude, Anlagen, Pavillons, Park und Garten in den beiden inneren Höfen einnehmen, bildet ein Quadrat, dessen Seite 230 Faden mißt. Dieser Platz liegt jedoch in einer öden Fläche, und was auch in diesem Frühjahr geschehen ist, der Umgebung der Gebäude und den Höfen durch Anpflanzung von Hunderten von Bäumen und Sträuchern ein freundliches Ansehen zu geben, das dürftige Laub derselben scheint noch mehr dazu beizutragen, die traurige Oede der unabsehbaren Fläche ringsum hervorzuheben. Dem nationalen Charakter der Ausstellung entspricht auch der altrussische oder besser gesagt byzantinisch-architektonische Styl der Hauptfassade mit der bunten Freskomalerei an den Hauptportalen; die Thürme, Thürmchen, geschweiften Dächer und sonstigen Originalitäten bei den Pavillons und vielen Gebäuden im Innern haben weniger Altrussisches und sehen eher wie chinesische Pagoden aus. Das Herz der ganzen Ausstellung ist der große Centralkreis am Haupteingange. Derselbe hat einen Durchmesser von 130 Faden und steht durch Seitengalerieen mit zwei Flügeln in Verbindung, von welchen jeder 90 Faden lang und 25 breit ist.

— **Binnen 14 Tagen wurden in England allein 16 Aktiengesellschaften** für elektrische Beleuchtung gegründet, deren Gesammtkapital sich auf 5,380,000 Pf. Sterl. oder etwa 108,000,000 M. beläuft. Zwei von den neuen Gesellschaften, darunter diejenige, welche die Swan'sche Lampe ausbeuten will, figuriren in der Liste mit je 25,000,000 M. Kapital; daneben kommen auch kleine Gesellschaften vor, die die Beleuchtung einer einzelnen Ortschaft zum Gegenstande haben. Gewiß ein erfreuliches Zeichen.

— **Eine Ausstellung eigenthümlicher Art soll im Laufe des Juni** in Rochester (Vereinigte Staaten) eröffnet werden. Dieselbe wird die nationale Begräbniß-Industrieausstellung genannt. Die Ausstellungsgegenstände werden aus Leichenwagen, Trauerkutschen, Särgen, Einbalsamirungsstoffen, Trauerlivréen, geistlichen Gewändern, Trauerpferdegeschirren, Immortellenkränzen u. s. w. bestehen.

Mode.

— **Der Nagel ist der neueste Schmuck, den man in Paris verwendet.** Man trägt ihn aus Gold, Silber, mit Diamanten, Perlen und bunten Steinen besetzt. Der neueste Ohrring trägt den Namen trous-trous, und zwar weil er gleichfalls aus einem Nagel besteht, der durch das Ohrläppchen hindurch geschraubt ist. Auch die breiten goldenen Halsbänder werden wie mit einem goldenen Nagel zusammengeschraubt getragen.

— **Einer der beliebtesten Kleiderstoffe ist der feine, rein wollene,** fast transparente Voile, der bisher eigentlich nur in hellen Farben vorhanden war, jetzt aber auch in einem schönen Bordeauxroth, Marineblau 2c. vorräthig ist, so daß man daraus auch praktischere Kleider anfertigen kann. Unter den bunten, zur Garnirung verwendeten Materialien ist ein sehr hübsches, in fingerbreiten ombrirten Streifen gearbeitetes, dessen hellster Ton durch einen starken Goldfaden hergestellt ist, während sich nach beiden Seiten die Töne in Bronze bis zum tiefsten Braun, Blau oder Grün verdunkeln, von welchen je zwei Fäden den Abschluß des Streifens bilden. So sah Schreiber dieser Zeilen eine junge Dame in einem Anzug aus blauem Voile und dem gestreiften Stoff komponirt. Der runde, fußrechte Rock war unten mit einem gekräuselten schrägen Volant aus Voile besetzt, welches seinerseits eine gestreifte Einfassung hatte. Darauf fiel bis auf den Kopf des Volants ein ungefütterter zweiter blauer Rock, der oben in gleichmäßige Falten gelegt war und unten in acht ganz gleiche flache Festons gerafft war. Die lange Schneppentaille bestand nebst den Aermeln aus dem gestreiften Stoff, schloß aber am Halse und an den Handgelenken mit blauem Stehkragen und Manschetten ab. Die echarpeartig arrangirte Tunique hing auf der rechten Seite herab und war links mit großer, hängender blauer Atlaßschleife hoch aufgerafft, so daß der Ansatz der Schleife auf der Hüfte ruhte. Die Echarpe selber bestand aus zwei Stoffbahnen, blau und gestreift, und zwar sprang der blaue Stoff unter der gestreiften Taille hervor, so daß sich überall der Farbenkontrast zeigte. Der Hut, Königin Luise in Petit net, war mit gekräuseltem blauem Sammet gefüttert und umrändert und darauf fielen zwei Volants aus Crême-Spachtelstickerei in feinen Tollfalten, welche in der Mitte von einer blauen Atlaßschleife gekrönt wurden, aus welcher eine Touffe von hochgelbseidenen Goldknöpfchen fiel.

Denkmäler.

— **In Landsberg a. W. hat sich ein Komite zur Stiftung einer** Gedenktafel am Geburtshause des berühmten Philologen und Literarhistorikers Gottfried Bernhardt gebildet. Freunde und Verehrer des Gelehrten mögen ihre Beiträge an Buchhändler Hermann Schönrock in Landsberg einsenden.

— **Die Gedenktafel, welche an Gutzkow's Geburtshaus in** Berlin angebracht worden, ebenso wie die an dem von Tieck, verdankt man der Anregung des Allgemeinen deutschen Schriftstellerverbandes.

— **Das Denkmal des Dichters Julius Hammer, welches der** Bildhauer Kintz angefertigt, wurde am 7. Juni in Pillnitz bei Dresden mit einer Rede von Gustav Kühne und einer prachtvollen Dichtung von Robert Waldmüller feierlich enthüllt.

Gestorben.

— Herzog von Osuña, vorm. spanischer Botschafter am russischen Hofe, auf Schloß Beauraigne in Belgien, Anfangs Juni.

— M. Ortiz-Zaratz, der einzige karlistische Abgeordnete in der Deputirtenkammer, am 6. Juni, in Madrid.

— Dr. Anton Philipp Edzardi, Professor der altgermanischen und nordischen Sprachen an der Universität Leipzig, 33 Jahre alt, am 7. Juni.

— General der Infanterie z. D. v. Kessel, Präses der Generalordenskommission, 65 Jahre alt, in Berlin, am 7. Juni.

— Dr. August Mullach, Professor der Philologie an der Universität Berlin, am 8. Juni, 76 Jahre alt.

— Scott Russell, der Erbauer des „Great Eastern" und der Riesenkuppel der Wiener Weltausstellung, am 10. Juni, in London.

— General Ziegler, Ordensmeister der großen Landesloge, am 12. Juni, in Berlin.

— Angelbert Göbel, Porträtmaler, in Frankfurt a. M., Mitte Juni, 61 Jahre alt.

Von den Boulevards.

Von

P. v. M.

(Nachdruck verboten.)

Salon und Grand Prix: das sind die Merksteine der Pariser Frühjahrssaison. Leider läßt sich heuer von denselben, ganz besonders aber vom Salon wenig Gutes berichten.

Die französischen Künstler haben seit zwei Jahren, nach harten Kämpfen mit dem damaligen Unterstaatssekretär für die schönen Künste, Herrn Turquet, die, wie sie behaupteten, bis dahin gänzlich verfehlte Leitung des „Salon" selbst in die Hand genommen und haben dieselbe einer alljährlich neu zu wählenden großen Kommission übertragen, welche die materielle Seite des Unternehmens allerdings in einer für die Herren überaus befriedigenden Weise gehoben, — denn jetzt erwachsen den ausstellenden Künstlern sehr bedeutende Benefizien aus den Einnahmen, — die künstlerische Seite aber heuer eher verschlimmert als gebessert hat. Heute entscheidet eben pure Kameraderie über Annahme oder Ablehnung eines Kunstwerkes, und so kommt es, daß, da nur die Schöpfungen jener Künstler, welche noch bei keinem Salon prämiirt wurden, die Aufnahmekommission zu passiren haben, während die Werke Jener, welche je irgend eine Medaille erhalten, de jure im Salon aufgenommen werden, selbst wenn sie noch so unbedeutend sind, sich im Salon sehr viele Kunstwerke befinden, welche Alles eher verdienen als diese Bezeichnung. Der junge Nachwuchs hat wenig Gutes gebracht, und wenn sich auch unter den „Alten" die ersten Künstler Frankreichs befinden, so hindert das nicht, daß, da gerade diese oft, nur zu oft, sich am Salon nicht mehr betheiligen, die platte Mittelmäßigkeit die Oberhand gewinnt. Zu der einzig richtigen Neuerung, sämmtliche Kunstwerke, welche im Salon zur Ausstellung gebracht werden sollen, durch eine unparteiische Vorjury passiren zu lassen, um so die Anhäufung des Mittelmäßigen und Schlechten zu vermeiden, haben sich die Künstler nicht entschließen können, da ihnen bei dem ganz außerordentlich ausgebildeten Selbstgefühl, über welches die Mehrzahl unter ihnen gebietet, die Erkenntniß der Mittelmäßigkeit der letzten Ausstellungen noch immer nicht kommen will, weil andererseits durch das Cliquenwesen unter ihnen jede derartige Reform zu endlosen Kämpfen führen würde, und endlich, weil die Herren, welche den verschiedenen Kommissionen und Subkommissionen angehören, sich sehr gerne nach jedem fünften Worte Herr Präsident, Herr Vizepräsident oder, wenn's nicht anders geht, ganz einfach Herr Kommissär tituliren lassen, auch die durch ein solches Amt bedeutend gesteigerte Aussicht auf ein rothes Bändchen freudigst begrüßen, vor der allerdings grauenerregenden Aufgabe aber, 8—10,000 Kunstwerke zweimal durchzuprüfen, zurückschrecken.

Die Folgen des unrichtigen Vorgehens bei der Zulassung der Kunstwerke ist auch heuer wieder außerordentlich fühlbar. Daß unter den 6000 Nummern, aus denen die Ausstellung besteht, sich vieles Gute, ja geradezu Ausgezeichnete befindet, ist selbstverständlich; welche Mühe und Ausdauer aber dazu gehört, dieses Gute oder Ausgezeichnete aus dem Wuste der übrigen Croûte *) herauszufinden, davon kann man sich nur schwer eine richtige Vorstellung machen. Ich will auch die Leser nicht damit langweilen, ihnen an dieser Stelle eine Kritik des Salon vorzusetzen, die hervorragenden Kunstwerke sind ihnen aus den Berichten der Tagesblätter bekannt und das Uebrige hat für sie kein Interesse.

Der Schlußstein der Saison, der Grand Prix, der in mondainer Beziehung heuer zu den schönsten gehörte, die je gesehen wurden, hat in sportlicher Hinsicht nur wenig befriedigen können. Es erschienen nur sieben Pferde am Pfosten und das Resultat war so bekannt und so gewiß, daß kaum mehr Wetten abgeschlossen wurden und nur die kleinen Leute, jene Tausende von kleinen Beamten, Studenten, Commis, Ladenmädchen und Putzmacherinnen, für welche der Grand Prix ein großer Festtag ist, gewonnen oder verloren haben, während die eigentliche Sportwelt — d. h. eine merkwürdige Mischung von Geburts- und Geldaristokratie, von Bürgerthum und Kunstwelt, von anständigen Frauen und Cocotten, von Gentlemen und Industrierittern — ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit sich den Buchmachern gegenüber ziemlich kalt gezeigt hat. Zu Be-

*) Wörtlich Brodrinde; im übertragenen Begriffe Sudelei.

ginn des Rennens war freilich ein Moment, wo es den Anschein hatte, als sei dieß ein Fehler gewesen, denn der Favorit „Bruce" überließ die Führung, welche er nur kurze Zeit gehabt hatte, einem „Outsider", so daß man thatsächlich glauben konnte, er werde sich nicht einmal placiren. Bei der Distanz aber führte F. Archer, der sieggewohnte Jockey, der „Bruce" ritt, die Stute, deren Kräfte er vorsichtig geschont hatte, ihren fast ausgepumpten Konkurrentinnen mit Leichtigkeit vor und gewann wie er wollte. Ein donnerndes Hurrah empfing Roß und Reiter, und von allen Seiten wurde der Besitzer, einer der ersten Londoner Pferde-Auktionskommissäre Namens Rymill, auf's Wärmste beglückwünscht, wenn auch von Seite der Franzosen, die seit 1879, wo Charles Blanc's „Nubienne" den Sieg errang, den Grand Prix stets an Ausländer abgeben müssen, diese Glückwünsche nicht ganz von Herzen kamen. Die mondaine Seite des Tages war, wie gesagt, die weitaus gelungenere. Das Wetter war Morgens ganz prächtig gewesen und den Lockungen des schönen Frühlingstages folgend, waren Tausende schon in früher Stunde in eleganten Viererzügen oder in bescheidenen Droschken, per Bahn oder per Schiff nach der Richtung des Longchamp ausgezogen, um den heiteren Tag mit einem Dejeuner im Freien zu beginnen. Als auch ich mich gegen ein Uhr auf den Weg machte, konnten wir uns in den Champs Elysées, welche in ihren Gehalleen von einer dichten Menschenmenge besetzt waren, die gekommen war, die Toiletten und Wagen der sich nach dem Rennplatze Begebenden zu bewundern und zu kritisiren, und in der Avenue du Bois de Boulogne nur mit großer Mühe fortbewegen, obwohl der Mail, auf welchem einer unserer Freunde einige Angehörige der durch den Krach im vergangenen Winter so bedauerlicher Weise auseinander gesprengten und noch immer nicht vollständig rekonstituirten Tafelrunde vom Café de la Paix nach dem Longchamp fuhr, wahrlich groß und umfangreich genug war, um sich den nothwendigen Raum zu erzwingen. Das Wagenchaos ist unbeschreiblich. Ich glaube wirklich, daß keine Spezies von Wagen da unvertreten war: vom Dogcart bis zum Mail, von der Droschke bis zum Omnibus; die an den Eingängen des Bois vorgenommenen Zählungen haben auch ergeben, daß über 50,000 Wagen nach dem Longchamp gefahren sind! Ganz Paris, halb London und halb Brüssel waren draußen, ich werde es daher gar nicht versuchen, alle die berühmten oder wenigstens bekannten Männer, alle die schönen oder schön sein wollenden Frauen zu zitiren, denen man auf Schritt und Tritt begegnete; ebensowenig kann ich, obwohl ich es auf Ehre gerne thäte, um bei meinen liebenswürdigen Leserinnen wenn schon nicht einen Stein, so doch ein Steinchen im Brette zu haben, die Toiletten beschreiben, weil mir leider dazu die Fähigkeit mangelt; doch sei konstatirt, daß man ganz auffallend viel Pompadourstoffe sah und daß die Hüte heuer noch größer getragen werden, als voriges Jahr.

Aus der Gesellschaft ist wenig zu berichten. Der Monat Mai war zwar überreich an Festen aller Art, von denen die Mehrzahl auch ganz gelungen war, ohne aber etwas Außergewöhnliches zu bieten. Eine Ausnahme bildete nur die Soirée, welche Baron und Baronin Gustav Rothschild anläßlich der Unterschrift des Ehekontraktes ihrer Tochter Lucy mit Herrn Lambert, dem Vertreter des Hauses Rothschild in Brüssel, gaben. Dreitausend Einladungen waren gemacht worden und die ganze vornehme Gesellschaft von Paris war gekommen, um durch ihre Anwesenheit der Familie Rothschild ihre Freundschaft zu beweisen.

Von den theatralischen Ereignissen der letzten Zeit muß vor Allem die Wohlthätigkeitsvorstellung erwähnt werden, welche der „Figaro" zu Gunsten der Wittwe des Dekorationsmalers Chéret gab, der, obwohl er ein Künstler ersten Ranges gewesen, starb, ohne daß er seiner Frau und seinen Kindern auch nur das zum Leben Allernothwendigste hinterlassen hätte. Man glaube nun ja nicht, daß Chéret schlecht gewirthschaftet habe, aber während sich das unbedeutendste Bild eines halbwegs bekannten Malers in Paris sehr leicht für 8—10,000 Franken verkauft, wurden ihm die Meisterwerke, welche er für fast sämmtliche große Pariser Theater schuf, so schlecht bezahlt, daß er kaum von täglichen Sorgen frei war, geschweige denn etwas zurücklegen konnte. Der „Figaro" nahm sich der armen Wittwe an und dank dem Zusammenwirken der Pariser Künstler und der Bereitwilligkeit Sarah Bernhardt's, welche speziell zu dieser Vorstellung nach Paris kam, gelang es ihm, dem verwöhnten Pariser Publikum eine Première der allerinteressantesten Art bieten zu können. Man gab «La Dame aux Camélias» mit Sarah, welche man in Paris als Marguerite noch nicht kannte, in der Hauptrolle, und ihrem Gatten, der sich als ein noch etwas kalter, aber sehr talentvoller Künstler entpuppte, in der Rolle des Armand. Der Erfolg war ein immenser und die Reineinnahme betrug nach Abzug der sich auf 15,270 Franken belaufenden Kosten die respektable Summe von 43,412 Franken. Für Jene, welche der Betrag der Kosten überrascht, lasse ich die vom „Figaro" vor wenigen Tagen veröffentlichte Verrechnung folgen:

Autorenhonorar an Herrn A. Dumas .	7,023
Armensteuer	500
Miethe des Gaitétheaters	2,000
Plakatirungen	500
Ausbesserungen an Dekorationen . . .	841
Diverse Ausgaben	4,406
Total Fr.	15,270

Als diese Abrechnung bekannt wurde, entstand ein Sturm von Entrüstung. Die Armenrechte waren in Anbetracht des wohlthätigen Zweckes von circa 6000 Franken auf 500 Franken reduzirt worden, sämmtliche zu irgend einer Leistung herangezogenen Personen hatten dieselben unentgeltlich gemacht oder nur die Selbstkosten berechnet, nur Alexander Dumas streicht sein Autorenhonorar ein, als ob die Wohlthätigkeitsvorstellung zu seinen Gunsten stattgefunden hätte! Der Millionär hat vergessen, daß Chéret nicht nur zu vielen seiner Stücke, sondern auch zu vielen Stücken seines Vaters die Dekorationen geliefert, und daß selbst erste Schriftsteller sich von dem, was Menschen, die weniger schön von Herz und Gemüth zu reden verstehen, Beides aber in Wahrheit besitzen, Dankbarkeit zu nennen pflegen, anständigerweise nicht lossagen dürfen. Vor Kurzem die Geschichte mit dem Maler Jaquet, jetzt diese Affäre; Herr Dumas, der bei aller Anerkennung, welche man seinem großen Talente zollt, in der Gesellschaft ohnedieß nicht sehr beliebt ist, thäte gut, der Welt einige Zeit hindurch keine weiteren Proben seines — Geschäftsgeistes zu geben.

Im Uebrigen sind, neben einer glänzenden Reprise von Mozart's „Hochzeit des Figaro", welche eine enthusiastische Aufnahme fand und Herrn Carvalho, dem Direktor der Komischen Oper, viele Anerkennung eintrug, nur zwei kleinere Novitäten, welche im Français zur Aufführung kamen, bemerkenswerth.

Der verifizirte Einakter des Marquis de Massa: «Service en campagne», wurde von den Sozietären der Comédie zuerst im Cercle des Mirlitons aufgeführt und errang dort einen so durchschlagenden Erfolg, daß man beschloß, das reizende Stückchen dem großen Publikum nicht vorzuenthalten. Dieser strenge Richter hat denn auch das Urtheil des Freundeskreises des Marquis de Massa, der übrigens zahlreiche andere Sachen geschrieben hat, so namentlich eine seinerzeit in Compiègne mit großem Beifall gegebene Revüe: «Le Commentaire de César», vollinhaltlich bestätigt. «Service en Campagne» spielt während der großen Feldmanöver im Herbst 1879. Kapitän Graf des Issards hat Befehl erhalten, das Schloß Greux zu besetzen und dem Feind von dort aus den Uebergang über den Fluß zu wehren. In Ausführung der ihm gewordenen Befehle läßt er es nichtsdestoweniger an der gebotenen Höflichkeit nicht fehlen und macht der Schloßherrin, der Baronin Greux, einer reizenden jungen Wittwe, seinen Besuch, um sich der Ungelegenheiten halber, welche er ihr verursacht, zu entschuldigen. Die Baronin, wie so viele andere Damen, hatte während des großen Krieges Dienste als Krankenpflegerin geleistet. Eine Szene aus jener Zeit war ihr besonders in Erinnerung geblieben und sie hatte sie in einem Bilde, welches sie selbst darstellt im Begriffe, einen verwundeten französischen Offizier zu verbinden, festzuhalten gesucht, da sie, ohne es sich selbst zu gestehen, eine tiefe Neigung für den von ihr geretteten Offizier, dessen Name ihr nicht einmal bekannt war, gefaßt hatte. Das Bild stellte sie in ihrem Salon auf und als Kapitän des Issards eintritt, schaut ihm sein wohlgetroffenes Porträt entgegen. Auch er hat eine innige Liebe für die unbekannte Retterin gefaßt und der Etikettebesuch geht bald in ein Liebesduo über. Inzwischen hat aber der Feind, nicht so angenehm beschäftigt wie unser Kapitän, den Fluß überschritten und die Position von Greux ist ernstlich bedroht. Der kommandirende General selbst kommt auf's Schloß und Graf des Issards muß es sich gefallen lassen, in Gegenwart der Geliebten tüchtig gerüffelt zu werden. Da zeigt es sich aber, daß rasch gegebene Befehle die Position gerettet haben und daß der Kapitän davonkommt, ohne in kriegsgerichtliche Untersuchung gezogen zu werden. Der General selbst war es, der, sich seiner Jugend erinnernd, den Fehler des verliebten Kapitäns gutgemacht und so das Hinderniß, welches sich seiner Vereinigung mit der Baronin hätte in den Weg stellen können, behoben hat. Das Stück ist in schöner, fließender Sprache geschrieben und zeichnet sich durch die außerordentliche Natürlichkeit, mit welcher sich die Personen darin bewegen, aus.

Das andere Stück, von welchem ich nur spreche, weil es eben dem großen Publikum bisher unbekannt war, ist «Les Portraits de la Marquise», drei kurze Akte von Octave Feuillet. Der Graf Nozan hat sich vor Antritt einer großen Seereise ohne Liebe verloben lassen. Auf der Reise verliebt er sich aber und heirathet, kann also, zurückgekommen, das gegebene Wort nicht halten. Er verfällt nun darauf, seine „Braut" in einen seiner Freunde, den Marquis de Lude, einen untröstbaren Wittwer, verliebt zu machen, was ihm denn auch bei dem romantischen Charakter derselben gelingt und dazu führt, ihn von ihr zu befreien, da der untröstbare Marquis sich doch trösten läßt und sie heirathet. Das Ganze ist nicht ohne Geist und Witz, man merkt aber doch, daß es nicht ursprünglich für die Bühne des Théâtre-Français bestimmt war, und Octave Feuillet hat groß Unrecht gethan, sich von den Erfolgen, welche das Stück vor Jahren in Compiègne, — denn dort wurde auch dieses zum ersten Male gespielt, — und vor Kurzem bei einer Wohlthätigkeitsvorstellung am Trocadero hatte, verleiten zu lassen, es im Français zur Aufführung zu bringen.

Vor wenigen Tagen ist Victor Hugo's Buchdrama „Torquemada" erschienen. Ich behalte mir die Besprechung dieses Werkes, welches ein eingehendes Studium erfordert, für ein andermal vor.

Das Lieblingslied.

(Hiezu das Bild S. 781)

Es handelt von einer Rose, die vom Erker eines prächtigen Patrizierstadthauses herab einer feinen weißen Hand entfiel und einen vorüberschreitenden Edelmann traf. Das Fräulein schaute erschreckt hinab und der junge Edelmann heiter hinauf. Heftiges Erröthen und Aufleuchten der Augen folgten — die Blicke hatten sich getroffen und die Herzen flogen einander zu. Es war das Lieblingslied des jungen Edelmanns und glücklichen jungen Gatten, weil es fast seinen Liebesroman, der nach mancherlei Kämpfen zu einem glücklichen Ende führt, wortgetreu wiedergab, und die junge Frau kannte die Macht dieses Liedes über ihren ritterlichen Gatten und sang es oft zur Laute, wenn er eine trübe oder auch schwärmerische Stunde hatte, und sie war mit dem Erfolg ihres Vortrags stets zufrieden. Sie selbst spielte ja eine Rolle darin. Der Zufall hatte so hold gewaltet, und das Glück, als hätte eine Fee ihr zur Pathin gestanden, mit Zauberhänden Alles so herrlich gefügt, und er sah, wenn seine schöne junge Gattin das Lied sang, die fröhliche, selige, erwartungsvolle und kecke Fehdezeit vor sich erstehen, in welcher in sein Herz zum ersten Mal die wahre, tiefe Liebe, die Liebe für's Leben eingezogen und er mit Vetter und Basen von uraltem Wappen gekämpft, um die reiche Patriziertochter heimzuführen. Das ungefähr mögen die Gedanken gewesen sein, welche dem Maler dieses stimmungsvollen, anziehenden Bildes, Albert Schröder, vorgeschwebt haben. Der Künstler ist ein Schüler Ferdinand Pauwel's und lenkte zuerst die Aufmerksamkeit durch eine Szene aus dem Leben der heiligen Eugenie auf sich. Dann erwies er sich als hervorragender Genremaler, wie er sich als solcher auch auf unserem Bilde zeigt.



Juli 1882.

Abends bei Eintritt der Dunkelheit stehen gegen Süden vom Aequator bis zum Zenith die Sternbilder des Herkules und des Bärenführers, zwischen ihnen die Krone. Die letzte mit einem Stern zweiter Größe, sonst nur vierter und weniger, ist in der Mitte unserer Skizze, rechts der Bärenführer mit dem gelblichen Stern erster Größe Arktur, α in der Zeichnung, dazu noch ein Stern zweiter und fünf dritter Größe. Herkules links von der Krone hat zwei Sterne α und β zweiter Größe, außerdem acht dritter Größe. Unter der Krone ist ein Theil des Sternbilds der Schlange mit dem Stern α zweiter Größe und drei Sternen dritter, links unterhalb Herkules ein Theil des Schlangenträgers zu sehen. Rechts unten steht das Sternbild der Jungfrau mit dem Stern α, Spica genannt, erster Größe, und drei dritter. Rechts oben zwei Sterne des großen Löwen, in der Mitte oben der Schwanz des großen Bären und



links davon ein Theil des Drachen. Links in der Ecke zwei Sterne des Schwanen (β ist Deneb) und darunter etwas nach rechts die Leier mit dem glänzenden Stern α, genannt Wega.

Die Venus ist nun Abends gleich nach Sonnenuntergang zu sehen und geht gegen 10 Uhr unter. Mars nähert sich den oben genannten zwei Sternen im Löwen, er geht noch etwas später unter als die Venus. Jupiter und Saturn sind am Morgenhimmel zu suchen.

Daß die glänzende Erscheinung des Kometen ausgeblieben ist, liegt nach den spektroskopischen Beobachtungen daran, daß er ein starrer Körper ist, wie die Fixsterne, nicht ein Gasball, wie alle seit 1864 beobachteten Kometen. Sein Spektrum besteht nicht aus drei hellen Streifen, den sogenannten Kometenstreifen, sondern ist kontinuirlich. Daß ein starrer Körper bei Annäherung an die Sonne weniger Aenderung erleidet, als ein Gasball, ist erklärlich. Er erreichte bloß den Glanz eines Sternes fünfter Größe.



Juli.

Wenn Sankt Hubertus mir geneigt,
Den Hirschen hat gestellt,
Und von dem sichern Blei erreicht,
Die edle Beute fällt:
Dann hebt sich freudig meine Brust,
Leicht wird mein freier Sinn;
Ich fühl' es froh mit Herzenslust,
Daß ich ein Weidmann bin.



Der Juli ist gekommen und mit ihm naht die Zeit, wo der Jäger die Büchse zur Hand nimmt, um den edlen Hirsch in Diana's heiligen Hallen aufzusuchen.

Unsere mangelhafte Gesetzgebung überantwortet den König der Wälder mit Beginn des Monats (in Bayern schon vom 25. Juni an) dem Abschusse. Der getreue Jünger des heiligen Hubertus schießt indeß keinen Hirsch im Bast. Er wartet ruhig das Fegen des Geweihes ab, welches von starken Hirschen in der zweiten Hälfte des Monats, von schwächeren erst im August beendet wird. Auch nimmt der Hirsch, den der Haarwechsel und die Engerlinge heruntergebracht haben, jetzt täglich an Wildpret und Feist zu. Ein Hirsch mit unverfegtem Geweih ist nicht jagdbar und es ist nicht weidgerecht, einen solchen zu erlegen. Der Abschuß der braven Hirsche wird daher erst in der zweiten Hälfte dieses Monats beginnen können und muß die eigentliche hohe Jagd auf den August, also bis zur Feistzeit des Hochwildes, verschoben werden. Der Weidmann beschränke sich daher auf den Abschuß der Rehböcke, die jetzt in der Feistzeit stehen und gut jagdbar sind. Der Abendanstand und die Frühpürsch sind die besten Jagdarten. Der Morgenanstand wird selten günstige Resultate bringen. Das Wild bleibt jetzt meistens die ganze kurze Nacht hindurch draußen und wird der Jäger schwer seinen Stand erreichen, ohne bemerkt zu werden. Haben aber die Böcke das Geringste vernommen, so schleichen sie so lange umher, bis einer oder der andere vom Schützen Wind bekommt, und dann geht das Morgenkonzert los.

Mir ist es in voriger Woche mehrfach so ergangen. Ich hatte auf dem sauber gehaltenen Pürschpfade glücklich meinen Stand an einer Lichtung erreicht. Die ersten Dämmerungslichter fielen auf die Wiese, und schon glaubte ich Wild zu erkennen, als die Musik losging. In fünf Minuten hatte ein alter Urian mir die ganze Wiese verschmält. Natürlich fiel das übrige Rehzeug sofort in choro ein und aus 28 Kehlen (so viel Rehe standen in der Regel auf der Wiese) begann ein wahres Höllengeläute. Das ärgert natürlich den Schützen weidlich — schön ist es aber doch und viele Jäger werden so etwas in der heutigen Zeit der Aasjägerei nicht erleben.

Von Flugwild ist es besonders das Wasserwild: Gänse, Enten und Bekassinen, die den Jäger interessiren. Die Brutbekassine hat sich bei uns schon recht rar gemacht und zieht sich alljährlich mehr und mehr auf die großen Brüche zurück. Die Ente ist jedoch ein recht dankbares Wild, wenn man ihre Brut im Frühjahre gegen die Eiersucher geschützt hat. Die Entenjagd ist für viele Jäger eine wahre Leidenschaft und ist diese Vorliebe leicht erklärlich. Vor Allem sind es die Süßwasserenten, welche unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, und die sich durch die fehlenden Lappen am Hinterzehen von den See-Enten unterscheiden. Von diesen sind es fünf Spezien: 1) die große Märzente (Anas boschas), 2) die Krickente oder Krückente (Anas crecca), 3) die Knäckente (Anas querquedula), 4) die Spießente, auch Fasanenente oder Pfeilschwanz genannt (Anas acuta) und die Löffelente (Anas oder Rynchaspis clypeata), welche bei uns heimisch sind.

Von den Salzwasserenten brüten die Brandente (Anas oder Vulpanser tadorna), die Tafelente (Anas oder Fuligula ferina) und die Pfeifente (Anas Penelope) auf einzelnen großen Binnenseen in Norddeutschland.

Stockente und Kricke sind die hauptsächlichsten Bewohner unserer heimischen Gewässer. Stockente und Löffelente ähneln unseren dunklen Hausenten, deren Größe sie auch erreichen. Der Erpel der Stockente zeigt im Prachtkleide Kopf und Hals in schwarzgrünem, goldschimmerndem Schmuck. Der Spiegel (auf den Mittelschwingen) ist stahlblau, ober- und unterseits schwarz und von weißen Binden eingefaßt. Die Ente reihet im März, legt Ende März oder April in der Regel zwölf Eier und brütet dieselben in 24—26 Tagen aus.

Die Krickente ist bedeutend kleiner als die Stockente. Der Spiegel ist goldgrün, hinten ohne Querbinde. Der Erpel ist im Prachtkleide an dem goldgrün glänzenden Flecke um das Auge und über der Schläfe zu erkennen.

Die Knäckente ist nur wenig größer als die Kricke. Der Spiegel ist grünlich-grau, oben und unten weiß gesäumt. Ueber dem Auge zieht sich ein weißer Strich nach dem Nacken; am untern Theil des Halses zeigt sich im Prachtkleide ein dunkler Ring.

Die Spießente hat die Größe der Märzente und ist an dem langen Schwanze, dessen Mittelfedern ca. 13½ cm lang sind, leicht erkenntlich. Unterhals ist weiß.

Die Löffelente steht an Größe zwischen Stockente und Kricke und unterscheidet sich von der Hausente nur durch den breiten, löffelartigen Schnabel und durch den Spiegel. Unterhals und Kropf ist weiß.

Die interessanteste der Salzwasserenten ist die rostfarbene Brandente, welche in Erdlöchern (Bauen), die sie sich meistens selbst gräbt und oft mit dem Dachse oder dem Fuchse theilt, seltener in hohlen Bäumen, brütet. Zu den sonderbarsten Erscheinungen im Haushalte der Natur gehört, daß weder der Dachs noch der Fuchs die sonderbare Nachbarin belästigt. Man glaubt, ihr Muth schüchtere den rothen Räuber ein, dieß ist jedoch kaum anzunehmen und würde auch bei Grimbart nicht zutreffen. Uebrigens schmeckt sie thranig, liefert aber vortreffliche Eier und Daunen und wird von den Bewohnern der Nordsee-Inseln wie ein Hausthier gehegt und beschützt.

Rübezahl, emerit. Berggeist.

Lotteriezichungen im Monat Juli.

Am 1. Oesterreichische 250-Gulden-Loose à 4 % vom Jahre 1854, Prämienziehung am 1. Oktober 1882. — Stadt Bordeaux 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1863, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. November 1882 (38. Ziehung). — Stadt Mailand 45-Franken-Loose vom Jahre 1861, höchster Preis 1000, niedrigster 47 Fr., zahlbar am 1. Januar 1883 (72. Ziehung). — Donau-Dampfschifffahrt 100-Gulden-Loose à 4 % vom Jahre 1857, höchster Preis 50,000, niedrigster 100 fl., zahlbar am 2. Januar 1883 (28. Ziehung). — Hamburger 100-Mark-Banko-Loose vom Jahre 1846, Prämienziehung am 1. September 1882. — Schaumburg-Lippe'sche 25-Thaler-Loose vom Jahre 1846, höchster Preis 15,000, niedrigster 50 Thlr., zahlbar am 1. Oktober 1882 (30. Ziehung). — Kurhessische 40-Thaler-Loose vom Jahre 1845, höchster Preis 36,000, niedrigster 80 Thaler, zahlbar am 2. Januar 1883 (47. Ziehung). — Stadt Wien 100-Gulden-Loose vom Jahre 1874, höchster Preis 200,000, niedrigster 130 fl., zahlbar am 1. Oktober 1882 (33. Ziehung). — Sachsen-Meiningen 7-Gulden-Loose vom Jahre 1870, Prämienziehung am 1. August 1882. — Raab-Grazer E.-B.-100-Thaler-Loose à 4 % vom Jahre 1871, Prämienziehung am 1. Oktober 1882. — Stadt Amiens 100-Franken-Loose à 4 % vom Jahre 1871, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. November 1882 (28. Ziehung). — Braunschweigische 20-Thaler-Loose vom Jahre 1868, Prämienziehung am 31. August 1882. — Stadt Madrid 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1869, höchster Preis 30,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 2. Januar 1883 (38. Ziehung). — Am 2. Stadt Schaerbeek 50-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1873, höchster Preis 7500, niedrigster 50 Fr., zahlbar am 2. Januar 1883 (18. Ziehung). — Am 5. Stadt Salzburg 20-Gulden-Loose vom Jahre 1872, höchster Preis 10,000, niedrigster 30 fl., zahlbar am 5. Januar 1883 (27. Ziehung). — Am 10. Stadt Bari 100-Franken-Loose vom Jahre 1869, 25 Stück, jedes Loos à 150 Franken, zahlbar am 10. Januar 1883 (53. Ziehung). — Stadt Bari 100-Franken-Loose vom Jahre 1869, höchster Preis 100,000, niedrigster 50 Fr., zahlbar am 10. Januar 1883 (53. Ziehung). — Stadt Paris 400-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1871, Prämienziehung am 20. Juli 1882. — Am 13. Russische 100-Rubel-Loose à 5 % vom Jahre 1864, höchster Preis 200,000, niedrigster 500 Rb., zahlbar am 13. Okt. 1882 (35. Ziehung). — Russische 100-Rubel-Loose à 5 % vom Jahre 1864, 3500 Stück, jedes Loos à 125 Rubel, zahlbar am 13. Oktober 1882 (35. Ziehung). — Am 15. Fürst Salm-Reifferscheid 40-Gulden-Loose vom Jahre 1855, höchster Preis 20,000, niedrigster 60 fl., zahlbar am 15. Januar 1883 (60. Ziehung). — Stadt Gent 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1868, höchster Preis 10,000, niedrigster 110 Fr., zahlbar am 2. Januar 1883 (55. Ziehung). — Graf Waldstein-Wartemberg 20-Gulden-Loose vom Jahre 1847, höchster Preis 20,000, niedrigster 30 fl., zahlbar am 15. Januar 1883 (68. Ziehung). — Holl. Kommunalkredit-100-Gulden-Loose à 3 % vom Jahre 1871, höchster Preis 6000, niedrigster 100 fl., zahlbar am 15. Februar 1883 (39. Ziehung). — Stadt Antwerpen 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1874, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 15. August 1882 (47. Ziehung). — Stadt Paris 400-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1869, höchster Preis 200,000, niedrigster 400 Fr., zahlbar am 31. Juli 1882 (53. Ziehung). — Am 20. Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1874, höchster Preis 25,000, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. Mai 1883 (51. Ziehung). — Stadt Paris 400-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1871, höchster Preis 100,000, niedrigster 400 Fr., zahlbar am 5. August 1882 (43. Ziehung). — Am 30. Fürst Clary 40-Gulden-Loose vom Jahre 1856, höchster Preis 25,000, niedrigster 60 fl., zahlbar am 30. Januar 1883 (56. Ziehung).

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Wiener internationales Schachturnier.

Einer der denkwürdigsten Schachwettkämpfe, die jemals stattgefunden, geht seinem Schluß entgegen. Hervorzuheben ist, daß sämmtliche Mitkämpfer sich als Meister ersten Ranges bewährt haben; selbst Denjenigen, welche die geringsten Erfolge errangen, gelang es in einzelnen Glanzpartieen gefeierte Autoritäten zu besiegen. So mußte nach heißer Schlacht vor dem Amerikaner Ware selbst Steinitz das Knie beugen.

Obwohl Letzterer anfangs, vielleicht manchen Gegner unterschätzend, einige Partieen theils durch strategische Mißgriffe, theils durch starke Fehler zur großen Ueberraschung der Schachwelt verloren hatte, stellte sich im weitern Verlaufe des Kampfes von Tag zu Tag immer deutlicher heraus, daß seine außerordentliche Spielstärke während der letzten neun Jahre, in denen er an Turnieren sich nicht betheiligt, keineswegs abgenommen hat. Er bedurfte eben nur der Uebung im öffentlichen Spiel. Jenen Niederlagen folgte Sieg auf Sieg, und nachdem etwa drei Wochen vergangen waren, sehen wir ihn auf dem ihm gebührenden Ehrenplatz an der Spitze der Sieger. Das Wiener Turnier bot auch dem trefflichen Winawer seit mehreren Jahren die erste große Gelegenheit, die Tiefe und Gründlichkeit seiner Spielweise wiederum in das glänzendste Licht zu stellen. Nach dem 29. Gange hatten Mason und Steinitz 19, Winawer 18, Mackenzie und Zukertort 17½, Blackburne 16 Gewinnpartieen.

Die folgende Partie gehört zu den merkwürdigsten des Wettkampfes.

Partie Nro. 20.

Kieseritzkigambit.

Weiß — Steinitz. Schwarz — Zukertort.

1) E 2 — E 4 . . . . 1) E 7 — E 5.
2) F 2 — F 4 . . . . 2) E 5 n. F 4.
3) S. G 1 — F 3 . . . . . . 3) G 7 — G 5.
4) H 2 — H 4 . . . . 4) G 5 — G 4.
5) S. F 3 — E 5 . . . . . . 5) S. G 8 — F 6.
6) L. F 1 — C 4 . . . . . . 6) D 7 — D 5.
7) E 4 n. D 5 . . . . 7) L. F 8 — G 7. Besser als L. F 8 — D 6.
8) S. B 1 — C 3. Hier ist D 2 — D 4 vorzuziehen. 8) 0—0.
9) D 2 — D 4 . . . . 9) S. F 6 — H 5.
10) S. C 3 — E 2 . . . . . . 10) C 7 — C 5. Beste Fortsetzung.
11) C 2 — C 3. Am besten . . 11) C 5 n. D 4.
12) C 3 n. D 4 . . . . 12) S. B 8 — D 7. Dieser starke Zug verschafft Schwarz eine sehr günstige Angriffsentwicklung.
13) S. E 5 n. D 7. Auf S. E 5 n. G 4 würde Schwarz durch S. D 7 — B 6 eine Figur gewinnen, auf S. E 5 — D 3 folgt auch vortheilhaft für Schwarz S. D 7 — B 6. Ebenso wäre S. E 2 n. F 4 nachtheilig wegen S. H 5 — G 3 . . . 13) L. C 8 n. D 7.
14) D. D 1 — D 3. Dieser Zug, den Steinitz schnell machen mußte, um die Zeitfrist nicht zu überschreiten, verschlechtert die mißliche Lage des weißen Spiels erheblich; besser war jedenfalls D. D 1 — B 3. 14) T. A 8 — C 8. Ein guter Zug. Noch stärker scheint jedoch T. F 8 — E 8 zu sein.
15) S. E 2 n. F 4 . . . . . . 15) T. F 8 — E 8 †.
16) K. E 1 — D 1. Das Spiel ist bereits unhaltbar. Auf K. E 1 — F 1 würde D. D 8 — F 6 gewinnen. 16) B 7 — B 5. Entscheidend.
17) S. F 4 n. H 5. Wenn L. C 4 zieht, gewinnt T. C 8 n. C 1 † mit nachfolgendem S. H 5 n. F 4 . . 17) B 5 n. C 4.
18) D. D 3 — A 3. Es drohte L. D 7 — A 4 †. 18) L. G 7 n. D 4.
19) L. C 1 — D 2 . . . . . . 19) D. D 8 — B 6.
20) L. D 2 — C 3 . . . . . . 20) T. E 8 — E 3.
21) T. H 1 — E 1 . . . . . . 21) L. D 4 n. C 3.
22) T. E 1 n. E 3 . . . . . . 22) D. B 6 n. E 3.
23) B 2 n. C 3. Auf D. A 3 n. C 3 gewinnt L. D 7 — A 4 † die Dame.

Wir lassen hier die Stellung als Aufgabe folgen:

Aufgabe Nro. 184.

Schwarz.

Weiß.

Schwarz zieht und gewinnt. Durch welche Züge?

Schachbriefwechsel.

Vierschachklub in Gnadenfrei. Die gewünschte Auskunft ertheilt „Enderlein's Anweisung zum Vierschach, 3. Auflage, Leipzig, Verlag von Veit & Co." — Fr. Sch. in Ehrenbreitstein. In Nro. 178 ist 1) C 6 n. D 7 unrichtig, weil S. B 2 — D 3 † folgt. Also doch nicht zu leicht! — A. P. in Graz und E. F. in Homburg. Ebenso wird 1) L. G 2 — F 1 durch L. D 7 n. C 6 widerlegt. — R. in Heide. In Nro. 169 berücksichtigen Sie nicht, daß auf 1) D. E 1 — F 1, F 7 — F 5 folgen kann. Nro. 168 und 173 R. — J. E. in Langenfelde. Aufgaben müssen aufgezeichnet eingeschickt werden. — Postdirektor M. Gr. in Insterburg. In Nro. 174 würde nach 1) S. F 4 n. D 5, L. D 3 — C 4 folgen. — Em. B. in Florenz. In Nro. 178 geschieht nach 1) S. C 7 — B 5 †, T. B 8 n. B 5; 2) D. H 3 — H 8 †, K. D 4 — D 3 †. — J. M. in München. In Nro. 172 wird 1) T. A 5 — D 5 durch F 6 — F 5 widerlegt. — E. Gr. in Stralsund. In Nro. 171 kann nach 1) L. F 7 — G 8, C 6 — C 5; 2) D. B 2 — G 2, S. H 3 n. F 4 folgen. Nro. 166 und 170 R.

Hrn. Hauptm. v. L. in Neumühl; Sch. in Cassel; K. in Chemnitz; A. S. in München; M. R. in Schmieheim; L. F. und J. B. in Wien; J. H. in Itzehoe. Nro. 178 R. — H. M. in Branitz; O. T. in Hamburg. Nro. 174—178 R. — A. v. E. in München. Nro. 173—175 R. Bitte Nro. 172 genauer zu prüfen. — Fr. H. in München. Nro. 179 R. — R. H. in Berlin. Nro. 173 R. — H. R. in Komorn. Nro. 172—175 R.

Kartenspiele.

(Redigirt von A. Hertefeld.)

Aufgabe Nro. 38.

Skat.

Einer unserer Abonnenten sendet uns folgende Notiz: Bei einem Kaffee-Skat tournirte ich einmal den rothen Jungen und spielte, da ich sonst keine Grandkarte hatte, Farbe. Nachdem der Skat gelegt, hatte ich:

Roth ist Atout.

Gelegt hatte ich zwei kleine Schellen. Ich saß in der Vorderhand, hoffte Schneider zu machen und verlor das Spiel. Wie war dieß möglich?

Spiel-Briefwechsel.

Albert Schunke in Berlin. Bereits erledigt.

C. K. in Wittenberg. Das Publikum, welches sich für L'Hombre interessirt, ist zu klein. — Durch die Aufgaben werden Sie schwerlich das Spiel kennen lernen. Beide Lösungen richtig.

Jos. Höhnel in Itzehoe. In Nro. 24 gewinnt Spieler ohne Zehn. Das scheint uns doch schwach genug. Das Ihrige, für das wir übrigens bestens danken, ist nur ohne Neun.

Louis W. in Berlin. Die grüne Zehn kann Ihnen viel nothwendiger sein, als der Eichel-König; sonst richtig.

Kenilworth, Cand. phil. Leider wird Boston, dieses schöne Spiel, jetzt nur noch verhältnißmäßig wenig gespielt.

Haigerer Skat-Gesellschaft. Das wäre doch etwas zu naiv.

Paul Hermann in Dresden. Ihre freundliche Offerte wird mit Dank acceptirt.

J. Friedemann in Hottingen. Aufgabe Nro. 32 ist Piquet und nicht Skat.

B. Salz. Besten Dank! Lösung richtig. Zusendung soll benützt werden.

Richtige Lösungen sandten ein: Oberjäger R. und K. im Magdeb. Jäger-Bat. Nro. 4. F. Wrede, stud. phil., in Frankf. a. d. O. H. Böttcher in Werneuchen. A. R. in Christburg (Westpr.). W. Schn. in Dessau. Fritzchen Olaf in Berlin. Teutone in Jena. Drei alte Skatspieler in Wilhelmshaven. W. Schulz in Schönborn. J. Förstner in Adelmannsfelden bei Ellwangen. Oberförster Dieckhoff in Schwenow. Rich. Frick. Karl Esser in Eupen. Lieutenant S. in Königsberg i. Pr. Ein Skatspieler in Berlin. M. C. in Berlin. W. S. in Remagen. Schilling in Erdmannsdorf. Junger Altenburger in Lodz. Alte Schraube in Kassel. J. P. Müller-Lastadie in Stettin. Wilh. Franke in Hamburg. Paul Heyer in Holaki bei Kiew. Skatkränzchen zu Grabow a. d. O. Polterfritz in Vetschau. Naseweis in D.-Krone. Backfischchen in Köln a. Rh. Meyer mit einem weichen Ei in Frankfurt a. M. Friedrich Willich in Bremen. T. C. in Neuß. Emil de L. in Stettin. Paul Meyer in Holaki (Südrußland). Taensel (?) in Rastenburg. W. K. in Stettin. Grüner Junge in Eberswalde. H. in Wimpfen. Fritzchen Klein in Wiesbaden. Die übrigen Zusendungen waren unrichtig.

Buchstabenräthsel.

Hast 2 7 6 du 6 3 2 vollbracht,
Gibt wohlverdient 8 7 1 2 die Nacht,
Und fröhlich magst du von der Arbeit ruh'n,
Ist 2 8 3 6 ferne deinem Thun.
In 7 8 9 zeigt vielfach sich Natur,
6 8 7 1 ergrünt auf weiter Flur,
Und 1 2 3 4 5 6 7 8 9
Muß jedes Auge, jedes Herz erfreu'n.

Auflösung des Sylbenräthsels in Nro. 37:

1) Palleske
2) Renonce
3) Erechtheios
4) Laudamus
5) Lady
6) Ekkehard
7) Rokoko.

Odyssee — Preller.

Bilderräthsel 39.

Auflösung des Bilderräthsels 37:

Wer streitet, soll das Recht auf seiner Seite glauben.

Briefmappe.

Nimrod aus Schwaben. 4 und 3 Enden, nicht 5 und 2. In Stälin's „Geschichte von Württemberg" finden Sie das Nähere darüber.

Abonnent in A. (Schweden). Bis jetzt existiren die beiden Bilder nur in Photographieen.

Hrn. Emil A. in F. Gute Kinderwagen beziehen Sie von G. E. Höfgen in Dresden, Königsbrückenstraße 75.

Hrn. C. St. in Schl.-W. A. ja, von N. wissen wir es nicht.

Bergwerk in Berlin. Ohne Zweifel Wieliczka.

Hrn. L. H. in L. bei B. Georg Gutbrod & Co. in Stuttgart liefert Ihnen das Gewünschte in gediegener Waare.

Zwei Schwerinerinnen. Es sind zwei verschiedene Tänze wie zwei verschiedene Orte, von denen sie den Namen haben.

Struthel in London. Gräfse, „Unsere Vor- und Taufnamen in ihrem Ursprung und ihrer Bedeutung", Dresden 1876.

Hrn. A. G. P. Ihr Manuskript steht zu Ihrer Verfügung.

Hrn. O. G. Wir empfehlen vor Allem Form im Briefe!

Subscriber to „Ueber Land und Meer" at B. Wir danken für Ihre Mittheilung betreffs der reichsten Engländer außer Rothschild: Sie nennen den Herzog von Westminster (der eine Guinee pr. Minute habe), den Marquis von Bute und die Herzoge von Portland und Bedford.

Abonn. in Pest. Kurz vor der französischen Revolution kamen zuerst in England, dann in Frankreich die runden Hüte auf.

Hrn. Gust. S. in B.-B. Die Namen der betreffenden Fürstinnen nennt auch der Gothaische Hofkalender nicht. Guillaume Etienne war ein französischer Lustspieldichter, der 1778 geboren und 1845 gestorben ist.

Hrn. H. Sch. in Riga. Wenden Sie sich an Herrn H. Essig in Leonberg.

Donna Clara in Stettin. Eisenbahnoffizial Sittl in München, Arcisstraße. Den Autor der bl. Bl. kennen wir nicht.

E. Brown in Ham. Das Mittel ist gut: Fr. ebenfalls für die Gelenke.

Hrn. Dr. A. L. in E. Wir müßten den Essay zuvor gesehen haben.

Hrn. Konf.-R. K. in Sp. Eignet sich nicht für unsere Unterhaltungsblätter.

Hrn. L. P. in Havre. Hispala war die Geliebte des P. Abutius, mit dem sie die Schand- und Greuelthaten der Bacchanalien dem Konsul Posthumius verrieth. Vergl. Livius 39, 8.

Abonn. in M. Das Milit.-literar. Bureau von Pavel in Berlin, I. Grimmstr., hat nähere Details darüber.

Freifrau v. B. in L. Ein bewährter Künstler auf dem Gebiete der Landschaftsgärtnerei schreibt auf Ihre Anfrage: Einem Laien in der Landschaftsgärtnerei wird es sehr schwer gelingen, eine wirksame Pflanzung zu erzielen. Auch scheint mir aus dem Briefe der Dame hervorzugehen, daß der Teich am Ende viereckig und nicht in natürlichen Formen angelegt ist, weil sie von vier Seiten spricht. Da ließe sich auch durch eine Pflanzung nichts Rechtes zu Stande bringen. Die vorzüglichsten Gesträuche, mit welchen die Ufer eines Teiches bepflanzt werden sollen und wie sie sich aneinander, aber in Massen und nicht einzeln, anreihen könnten, sind: Acer campestre, Crataegus oxyacantha und andere Crataegus-Arten, Prunus insiticia, Pyrus baccata, Rhamnus catharticus und Frangula, Cornus mascula, Prunus Mahaleb, Pr. Padus, Syringa vulgaris, Lonicera tartarica, Cornus alba, Corylus Avellana, Viburnum Lantana, V. Opulus und Op. roseum, Spiraea opulifolia, Rubus odoratus, Ribes Grossularia, Berberis vulgaris, Rosa villosa, canina und spinosissima und die übrigen Rosenarten, Hippophaë rhamnoides, Ligustrum vulgare, Syringa persica, Spiraea chamaedrifolia, hypericifolia, Lonicera Symphoricarpos und tartarica, Philadelphus coronarius, Salix arbuscula und babylonica, Tamarix germanica und gallica. An den vorh. Bäumen sollten hie und da rankende Pflanzen, wie Rubus fruticosus, Lonicera Caprifolium und Periclymenum Lycium europaeum, Hedera Helix und quinquefolia, Clematis Vitalba, Humulus Lupulus und Vitis-Arten hinaufgezogen werden. Uebrigens können diese Gesträuche noch auf mancherlei Arten gruppirt und verbunden werden, was vom guten Geschmacke und von einem reinen Kunstgefühl allein abhängt. Ein großer Theil dieser genannten Pflanzen wächst in unseren deutschen Wäldern wild, die übrigen gehören zu den allerbilligsten. Die letzteren sind fast in allen Städten Deutschlands bei Handelsgärtnern zu haben. In allen Teichen, in denen keine starke Cirkulation des Wassers stattfindet, treten die Wasserunkräuter in großen Massen und in unglaublich kurzer Zeit auf. Das wirksamste Mittel zu deren Einschränkung ist das Halten von Schwänen, die mit ihren langen Hälsen die Pflanzen vom Grunde heraufholen; dann vermehrte Abflüsse und endlich periodisches Abmähen im Wasser, wie es sogar bei langsam fließenden Flüssen fortwährend geschehen muß. — Energischer, aber sich oft überhastender Wille, Liebenswürdigkeit im Umgang, auf die Freude Anderer bedacht, vielseitige, aber unausgeglichene Bildung.

M. H. und L. H. in Lübeck. Als weitere Adresse für Briefmarken zu wohlthätigen Zwecken nennt man uns: Frl. Karoline, Lehrerin der französischen Sprache im Institut der englischen Fräulein in Pasing bei München, und Frau M. Vogler, gr. Bergstraße 258 in Altona, zum Zweck eines Freibettes in der dortigen Krankenanstalt.

Preiland. Die Lösung der Osterhasenfrage scheint uns doch etwas gewagt. Lösung des Bilderräthsels richtig. Das Ged. noch nicht druckreif.

Hrn. J. D. in L. (Rußland). Weßhalb Freiexemplar?

Junger Mann in Breslau. Bezüglich des engl. und französischen Journals vergaßen Sie anzugeben, ob bloß Unterhaltung oder auch Zeitereigniß. Ill. Magazine noch zu haben.

Hrn. Grafen R. B. in P. Jedem erscheint das ihm Zunächstliegende immer in einem Vergrößerungsglas von Wichtigkeit. Die Auswahl und Kürzung geschah wohl überlegt und wurde von anderer Seite vollkommen gerechtfertigt befunden.

Hrn. H. St. in Fab. Der Tabak, den Sie uns einsandten, ist guter türkischer Tabak; die Fabrikation und Bestandtheile eines solchen finden Sie in Becker, Die Tabaksfabrikation, Bremen 1878.

Hrn. Franz P. in Wien. Der Name kommt in keinem uns zugänglichen Kalender vor.

Hrn. G. G. in O. Wir möchten trotz allen Mitleids ihr doch nicht diese Huldigung darbringen.

Hrn. R. P. aus W. Wenden Sie sich an Hrn. von der Becke-Klüchzner in Lichtenthal bei Baden-Baden, welcher Ihnen zur Erlangung des Familienwappens behülflich sein wird.

Junge Mutter M. B. Der betreffende Autor lebt still auf seinem Landgut und schweigt.

Hrn. Leonh. Wagner in Visalia (Kalifornien). Die von Ihnen gewünschte Adresse ist: „Herrn Präparator Wickersheimer bei der anatomisch-zootomischen Sammlung der königl. Universität zu Berlin." Sollte Ihnen daran gelegen sein, ein auf Erfahrung gestütztes Urtheil über die Wickersheimer'sche Solution zu hören, so empfehlen wir Ihnen: „Die Praxis der Naturgeschichte von L. Martin, Weimar, Voigt", in deren zweiter Auflage und zweitem Theil, 1880, auf Seite 266 u. f. dieselbe ausführlich besprochen worden ist.

Theobold. Die zu einem früheren Jahrgang gelieferte Prämiengabe: „Schwind's Märchen von den sieben Raben", will Ihnen die Verlagshandlung noch für den Ausnahmepreis von 7 ℳ 50 ₰ liefern. Machen Sie Ihre Bestellung hierauf nur bei Ihrer Buchhandlung.

Abonn. in Blankenburg. Jene Schulbücher mögen Sie in einer Buchhandlung finden; die Gr. ist eine uns unbekannte Wissenschaft, kein Konversationslexikon, kein Fremdwörterbuch kennt sie.

Abonnent in Dresden. Rueff, Gesundheitslexikon, Straßburg 1882 (ill.). Klenke, Gesundheitslexikon, Leipz., Kummer (nicht ill.). Jedes Halbjahr erscheint bei Hinrichs in Leipzig ein vollständiger Katalog sämmtlicher im vorangegangenen Semester in Deutschland erschienenen Schriften.

Herzblättchen Dora in Dr. Frau Dr. Ebner's Pensionat in Eßlingen bei Stuttgart.

Backfischchen. Ein sicheres Mittel gibt es nicht: versuchen Sie es mit Waschen mit dem Waschsand der Haidlen'schen Apotheke in Stuttgart.

Hrn. H. B. in T. Das ist Schwindel bis auf einen gewissen Grad. Jedes tüchtige Nahrungsmittel ist mehr werth.

Frau Ella in Zittau. Die Völker'sche Antiquariatshandlung in Frankfurt hat großen Vorrath. Die Lösung des 9. Räthsels von Schiller ist: die Farben, des 12. der Schatten der Sonnenuhr.

Junge Abonnentin in Magd. Die Plaudereien sind nicht als Buch erschienen.

Abonnent in Texas. Man nimmt Guido von Arezzo als den Erfinder der Noten an, da er jedem der Neumen in einem System von vier Linien seine bestimmte Stelle anwies.

Anna Wechsler in Huschjam. Heinrich Raubitschek in Wien. Rochus Pumpernickel in X. Alexander Fanto in Holitsch. Ida Voller-Schmorf in Basel. J. Grünbaum in Schweidnitz. G. Sch. in Antwerpen. Anna Mahlmann in Hannover. Marie Gollermann in Hannover. Georg Gunther in Beuthen. Reinhardt in Zörbig. J. v. Döring in Dresden. Klein-Mujching in Riga. Josephine Kalfuß in Wien. Rittmeister O. v. L. in Schwerin. Frau Schleger in Grafenberg. Adolfine von Stengel in Meran. Eppinger in Fellbach. Marie Dürst in Halberstadt. Anna Lauw in Halberstadt. Fr. Deberwitz in Koschentin. Paula, George, Aurelie in Witkowo. Waldemar Potyka in Breslau. Eugen Härle in Havre. A. Krotoschin in Berlin. Frau E. Fabronius in Brüssel. Otto Ackermann in Auerbach. Richtig.

Redaktion: Dr. Edmund Zoller in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.



48. Band.
Vierundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1881—1882.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Ein Mann.

Novelle von

Johannes van Dewall.

(Fortsetzung.)

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Jahre fliehen pfeilgeschwind! — Der kleine Georg ging nun schon in sein drittes Jahr; er war ein großer und für sein Alter hübscher Bursch geworden, mit blauen Augen und einem trotzigen kleinen Munde, des Hauses Sonnenschein, der Stolz und das Glück seiner Eltern. Er war ein gut veranlagtes, lebhaftes Kind, und der Dritte im Bunde jetzt auf allen ihren Spaziergängen, dessen leibliche und geistige Entwicklung von den zärtlichen, aber gewissenhaften Eltern sorgfältig überwacht wurde, der dem Vater und der Mutter parirte auf ein Wort, auf einen Blick, der aber leider, dank der Einwirkung der Großeltern, nur zu gern manche üble Gewohnheit in sich aufnahm.

Für die vielfachen größeren und kleinen Differenzen mit den Schwiegereltern entschädigte die Eltern der herzliche Verkehr im Kreise ihrer Kameraden und Freunde, doch litten sie Beide, vor Allem aber Helene, unter diesen wenig erfreulichen Verhältnissen. Fast immer war es jetzt der Junge, welcher den Anlaß gab zu jenen Mißhelligkeiten und Verstimmungen mit den Ihren. Helene erkannte den üblen Einfluß der Eltern an und suchte ihn zu bannen, so viel es nur in ihren Kräften stand, dennoch gelang es ihr nicht, denselben ganz einzuschränken und die Falten von der Stirn des Gatten zu verscheuchen. Die vielen und oft recht unpassenden Geschenke des Vaters verzogen den Knaben, die Leckereien der Mutter verdarben ihm den Magen, auch hörte und sah er dort am Gendarmenmarkt Manches, was er hernach in seiner kindischen Weise nachplapperte oder erzählte mit dem ganzen Eifer und Unverstand seiner Jahre. Ein Kind ist ja kein Spielzeug, aber unrecht war es trotzdem nach ihrem Gefühl, daß Golzow den Großeltern so gar wenig Einfluß auf Georg's Erziehung gestattete, daß er ihnen die Freude und das Interesse an demselben, wie sie meinten, verkümmerte und daß er sie zu hart beurtheilte. Er that das freilich nicht durch Worte, denn dazu war er viel zu rücksichtsvoll und achtete sich selbst zu hoch, aber er zeigte es durch die That, indem er sich mehr und mehr den Ihren entfremdete.


Die Vertraute. Zeichnung von V. Bignami.

Warum war er, der sonst gegen alle Menschen so nachsichtig war, so hart gerade gegen die Ihrigen, — warum konnte er nicht mehr Nachsicht zeigen mit ihren Schwächen und Eigenheiten, er, der Starke und Gütige?

Ihre Liebe zu ihm litt nicht unter diesen Empfindungen, ach nein, aber wohl krankte ihr Stolz.

Sie wandte sich oft heimlich in heißen Thränen zu Gott, um ihn um Rath und Beistand zu bitten, und schloß dann allemal mit dem festen Vorsatz, ihre Pflicht zu thun, aus Grundsatz Alles zu vermeiden, was Erich verstimmen könnte, und jedes Steinlein aus dem Wege zu räumen, an welchem ihre Eltern Anstoß nehmen würden. Sie dachte auch oft in solchen Stunden an Klementinens mahnende Worte, um Rath frug sie dieselbe aber nicht wieder und Jene zwang ihr denselben nicht auf.

Ihre Heiterkeit und ihre Gesundheit fingen trotz ihres guten Naturells allmälig unter diesem Zwiespalt zu leiden an, auch wurde sie wankend in ihrem Vertrauen auf sich selbst, ja manchmal, in schwarzen Stunden, hatte sie geradezu das Gefühl, als ruhte ein Fluch auf ihrem Bunde, als könnten sie mit einer Wenigkeit so glücklich sein, und dennoch schlage Alles und immer nur zu ihrem Kummer aus.

Im nächsten Jahre schenkte der Himmel ihnen ein Mädchen, es erhielt den Namen ihrer Mutter, Marie. Der Großpapa, generös wie immer, schenkte Helene als Gegengabe für das zweite Enkelkindchen ein Haus.

Er hatte das Grundstück erworben in einer der von den „Linden“ ausgehenden kurzen Querstraßen, hatte es von einem der ersten Baumeister mit allem verfeinerten Geschmack der Neuzeit von unten bis oben neu aufbauen lassen von gelbem Sandstein, nur zwei Stockwerke hoch, mit hohen, hellen Fenstern, — ein Palais in schönster, edelster Renaissance, und legte es ihr nun in die Wiege des Töchterchens.

Helene freute es nicht, — sie seufzte, denn sie kannte ihren Gatten, auch drückte es sie, daß sie mit diesem fürstlichen Geschenk sich uneinlösbare Verpflichtungen auferlegte.

Zum Glück war noch gar Mancherlei zu thun an diesem neuen Hause, es würde noch eine gute Weile darüber vergehen, ehe es bezogen werden konnte.

Wenn dem Hauptmann Jemand gratulirte zu diesem wahrhaft fürstlichen Angebinde, so bekam er einen kurzen, finstern Dank; weder Jene noch Helene konnten es ja wissen, daß der Stadtrath eine Art von Bedingung — nicht geradezu, aber doch durch einen Wink mit dem Zaunpfahl — an dasselbe geknüpft hatte.

Er hatte an dem Tage nach der Taufe vertraulich Golzow's Arm ergriffen und ihn in seine Stube gezogen.

Mit einem: „Setz' Dich, lieber Sohn," und einer offerirten Cigarre hatte er das Gespräch begonnen, dann hatte er, wie immer, die Hände auf den Rücken gelegt, hatte etwas eigenthümlich vor sich hin gelächelt und war an's Fenster getreten. Eine kurze Weile stand er dort und schaute hinunter in das Menschengewühl auf dem Gendarmenmarkt.

„Ich möchte gern mit Dir etwas besprechen in aller Offenheit, — ein Mann zum andern," hub er an, indem er sich herumwandte. Der Hauptmann hatte schweigend aufgeschaut: was konnte das sein?

„Du bist mein lieber Sohn — Helene ist unser einziges Kind, und ihre und Deine Kinder sind einmal unsere Erben," fuhr er zurücktretend und sich vor den Hauptmann stellend fort. „Im Vertrauen, — ich habe meine Zeit nicht verloren, — was Andere können, kann ich auch; — ich rechne jetzt mit zu den Ersten, stehe Wenigen nur nach, — dieß als Vorrede und zu Deiner Information, ohne Ruhmredigkeit."

„Ich habe davon gehört, lieber Vater."

„Um so besser; man spricht davon, ich weiß es, aber Keiner hat noch genau in meine Karten gesehen. Man weiß eben nur das Ungefähre — das Rechte reicht höher . . . ein gutes Theil höher; — Du verstehst mich . . . Nun zur Sache also: Du wirst mir zugeben als ein Mann, der die Welt kennt, die Umstände ändern die Verhältnisse. Du thust das, — nun wohl, dann gestehe freimüthig ein, daß es seltsam, ja unnatürlich ist und am Ende der Welt zu allerhand Schwätzereien Grund geben muß, wenn ein Mann, der nach Millionen rechnet, nach vielen Millionen, dessen Einnahmen schon nach Millionen zählen, einen einzigen Sohn hat, der das Zartgefühl so weit treibt wie Du, der im Dienst bleibt als Hauptmann mit fünfzehnhundert Thalern Gehalt und der Aussicht, noch lange Jahre so mitzugehen, ehe seine Lage sich bessert . . .: und wenn auch, und wären es fünfzehntausend, es bleibt doch immer ein Unding."

Golzow schwieg und der Stadtrath fuhr redselig fort:

„Ich habe Deinem Jungen Koppenrade vermacht; — ich bin kein Landwirth und das Gut ist groß. Aus einem tüchtigen Soldaten wird aber leicht auch ein praktischer Grundbesitzer, — mein herzlichster Wunsch ist es und der meiner Frau, daß Du um Deinen Abschied einkommst, lieber Sohn, und Koppenrade jetzt schon übernimmst, damit ihr im Sommer dort, im Winter aber in dem neuen Hause wohnt, — uns näher. Ich bin ganz offen, lieber Sohn, — Du weißt, ich habe Dir immer die Stange gehalten Deiner Schwiegermutter gegenüber, ich achte und ehre Deine Geradheit und Deine ehrenhaften Gesinnungen, aber wir stehen jetzt anders zu einander, seit Du Kinder hast und ich der Herr bin eines — nun, nenne es immerhin eines fürstlichen Vermögens. Es fallen, hast Du erst den bunten Rock ausgezogen, dann auch eine Menge von kleinlichen Rücksichten fort, welche Dein Handeln bedingten und rechtfertigten, und damit der Grund zu tausend kleinen, lästigen Reibereien, die uns Allen das Leben erschweren. Wir werden uns näher treten, so nahe, wie Eltern und Kinder bei einander stehen müssen, werden zusammenhalten und glücklicher sein. Um diesen unsern größten und herzlichsten Wunsch zu erfüllen, — und die Erfüllung desselben hängt nur allein von Dir ab, — werde ich Alles . . . hörst Du wohl, Alles thun, was Dir den Schritt leicht und euer Leben angenehm machen kann. Ich würde Dich in einer Weise sicher stellen und ausstatten, — nun, daß ein Prinz damit zufrieden sein könnte."

Golzow erhob sich.

Die schnelle, beinahe heftige Entgegnung, welche ihm vom Herzen heraufstieg auf die Lippen, drängte er gewaltsam zurück, aber die hohe Erregung, in welche ihn die Worte seines Schwiegervaters versetzt hatten, waren doch deutlich sichtbar auf seinem gerötheten Gesicht.

Ein Augenblick der Ueberlegung und der Weg, den er zu gehen hatte, lag klar und deutlich vor ihm. Er war Soldat und ein selbstständiger Mann, er wollte es bleiben. Er hatte aber Rücksichten zu nehmen; der Mann, welcher eben zu ihm sprach, war der Vater Helenens, was er sagte, entsprang seinem guten Herzen. Er konnte es ihm nicht verübeln, er konnte ihn vielleicht nicht einmal ganz verstehen. Tausend Andere würden die Hand ohne Skrupel ausgestreckt haben nach dem lockenden Anerbieten, das er ihm machte. Er durfte ihn nicht verletzen, seine Weigerung, ja sein Zögern selbst waren verletzend genug für den reichen Mann, in der Form also mußte er um so schonender verfahren.

„Ich danke Dir von Herzen für Deine gütige Absicht," begann er und erwog dabei ein jedes Wort. Er ergriff die Hand des Stadtraths und behielt sie in der seinen, als er fortfuhr: „Ich freue mich auch über den Zuwachs Deines Vermögens, lieber Vater . . . Ich kenne Dein freundliches Herz und werde ihm in vollem Maße gerecht, auch wenn ich nicht immer Deiner Meinung bin, selbst wenn ich gezwungen bin, Dir manchmal entgegen zu sein. Ich bitte Dich, nenne mich nicht undankbar deßhalb, aber jeder Mensch hat nun einmal seine eigenen Ansichten und seine Begriffe von Pflicht und Ehre."

Der Stadtrath hatte recht wohl des Hauptmanns große Ueberraschung und seine betretene Miene bemerkt und sah auch, wie er nach Worten suchte; ein kluger und geschmeidiger Mann, wie er war, klopfte er ihm jetzt väterlich die Schulter und begann in seiner Weise zu lachen.

„Na, entschuldige, wenn ich Dich unterbreche!" fiel er ihm in die Rede. „Ich denke, lieber Sohn, wir Beide haben immer Frieden gehalten, — wir Männer verstehen uns besser; mit der Mutter allerdings da stehe ich nicht ein. Ich bin euch an Jahren und Erfahrungen voraus, ich bin daher auch im Stande, Dich richtiger und gerechter zu beurtheilen; ich stehe fast immer auf Deiner Seite und suche nach Kräften zu vermitteln. Du hast Deine besonderen Ansichten vom Leben und von Deinen Pflichten, Du hast Grundsätze und Standesvorurtheile, mein Sohn, — ich achte das, selbst wenn ich Dir manchmal nicht so ganz Recht geben kann, aber was die Hauptsache ist, Du machst unser Kind glücklich und bist ein Ehrenmann, — wir Beide werden uns daher immer leicht verständigen."

Er schüttelte den um einen Kopf größern Hauptmann leise bei den Schultern und sah ihm lebhaft in die Augen.

„Was meinen Vorschlag anbetrifft, er ist gut gemeint und wohl erwogen, aber ich verlange nicht jetzt gleich eine bindende Antwort. Gut Ding will Weile haben; überlege, beschlaf' es Dir, besprich Dich vor Allem darüber mit Deiner Frau, und in einigen Tagen, wenn Alles wohl erwogen ist, dann komme und bringe mir Antwort. Wie gesagt, gut Ding will Weile haben, so etwas soll man nicht über das Knie brechen!"

Dem Hauptmann wurde heiß, heißer als in mancher der vielen Schlachten, die er mitgekämpft hatte, seine Stirn röthete sich bis unter die Haarwurzeln, muthig aber, als ein echter Mann und Soldat, ging er gerade auf das Ziel los.

Er schüttelte den Kopf und trat einen Schritt zurück.

„Verzeih', lieber Vater," hub er an, „es wäre ein Unrecht, Dich auch nur einen Augenblick lang im Zweifel zu lassen, hier, wo meine Pflicht mir den Weg, den ich zu gehen habe, so deutlich vorschreibt. — Die Golzows haben allezeit ihrem Könige gedient in Krieg und in Frieden, und ich bin der Sohn meiner Väter."

Der Stadtrath runzelte heftig die Stirn und zog die Hände zurück.

„Sie haben keine Seide dabei gesponnen, aber sie haben auch nicht gedarbt, sie haben ihr Glück gefunden in der treuen Pflichterfüllung. Meine Vorfahren kämpften und bluteten in allen Kriegen und unter allen Herrschern Preußens: mein Urgroßvater fiel bei Kolin, mein Großvater liegt in Rußland begraben, mein Vater war Soldat, und zum Soldaten wurde auch ich erzogen."

Mit wachsender Erregung sprach der Hauptmann weiter:

„Außerdem, seit ich zu denken vermag, wurde mir gelehrt, auf eigenen Füßen zu stehen im Leben und keiner andern Stimme zu folgen, als der meines Gewissens und meiner Ehre. Diese Stimme ist es, die jetzt deutlich zu mir redet, die mir befiehlt, zu bleiben, was ich bin, die Traditionen meiner Familie aufrecht zu erhalten, die mich zwingt, Dein so freundlich gemeintes Anerbieten abzulehnen."

„Weißt Du, lieber Sohn, daß das beinahe beleidigend für mich ist!" fiel ihm hier der Stadtrath heftig in die Rede, legte die Hände auf den Rücken und begann mit nervöser Unruhe und verhaltenem Zorn im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Das wäre mir leid, — in Wirklichkeit sehr leid, lieber Vater, denn Alles liegt mir wohl in diesem Augenblicke ferner, als Dir wehe zu thun," entgegnete Golzow warm. „Ich würde es sogar als ein großes Unglück ansehen, wenn wir Beide uns nicht auch über diesen Punkt verständigten, uns nicht gegenseitig gerecht würden."

„Das sind die leidigen Standesvorurtheile, an welchen ihr Alle krankt, und die es so schwer machen, mit euch zu verkehren. — Ich bin auch ein Edelmann, und wenn auch neueren Datums, so bin ich es doch, und das Verdienst eines Mannes, welcher den Adel erst erwirbt, eines Neugebackenen, ist vielleicht größer als das eines Solchen, welchem dieser Vorzug ohne Verdienst mit der Geburt zu Theil ward."

„Laß uns darüber nicht rechten."

„Wem Seine Majestät den Adel verleiht, den erachtet er des Adels auch für würdig, und Dir, einem Soldaten und Diener des Kaisers, würde es am wenigsten anstehen, das Wort desselben zu deuteln."

„Das sei fern von mir, auch ist hier ja gar nicht der Moment, um darüber zu rechten, aber ich bin nun einmal ein Glied des preußischen Adels, der es als seine schönste und heiligste Pflicht erachtet, seinem Könige und dem Lande zu dienen, und ein Edelmann ebensowenig wie ein ganzer Mann wird mit seiner Ueberzeugung brechen, am wenigsten um äußerer Vortheile willen! Wenn er das thut, thut er es nie ungestraft! Unser Stand ist ein Stand der Resignation, dafür und gerade deßhalb steht derselbe so hoch da in der Achtung der Mitbürger, wie kein anderer in Preußen. Im Grunde ist ein jeder Offizier ein Edelmann, zum wenigsten nach seinen Gesinnungen und Pflichten."

Der Stadtrath befand sich in einem unbeschreiblichen Zorn in Folge dieser mit großem Nachdruck gesprochenen Weigerung, um so mehr, als er in derselben Manches zu finden glaubte, was an seine eigene Adresse gerichtet war, aber er fand für gut, nicht näher auf diese Materie einzugehen.

„Ich weiß das — Du bist eben ein Eisenkopf!" rief er, unmuthig mit dem Fuße aufstampfend.

„Das bin ich nicht!"

„Das bist Du wohl! — Sag' — denkst Du auch nur einen Augenblick bei allem Pflichtgefühl an Deine Frau und an uns?"

„Das thue ich stets zuerst bei Allem, was ich thue," versetzte der Hauptmann warm und ohne eine Spur von Empfindlichkeit. „Geh' hin und frag' Helene . . . hat meine Frau schon einmal gedarbt, gibt es einen vernünftigen Wunsch, den ich nicht bestrebt bin ihr zu erfüllen, oft auf Kosten . . ." hier schwieg er plötzlich, denn er wollte nicht sagen: meines eigenen Ichs.

„Ich weiß, ich weiß; aber machst Du uns Allen das Leben nicht so unendlich schwer mit Deinen sogenannten Grundsätzen, müssen wir nicht stets darunter leiden, und wird es nicht zur Unnatur, wenn Du so fortfährst, wie Du bist? Sag' doch selbst, ändern die Umstände nicht die Verhältnisse?"

„Sie ändern oder modifiziren sie, aber sie können doch nicht die Basis eines ganzen Lebens verrücken. Du warst übergütig schon gegen uns — Du möchtest das Füllhorn Deiner Huld auch jetzt wieder über uns ausschütten und ich stehe nun vor Dir als ein Undankbarer. Aber ich frage Dich, würde denn das, was Du verlangst, zu unserem Glücke sein?"

„Unsinn! zu was denn sonst?" brummte der Stadtrath ärgerlich.

„Ich bin ein Mann und kann auch meinen nächsten und liebsten Verwandten keinen solchen Einfluß auf mich gönnen, werde niemals meiner innersten Ueberzeugung untreu werden, und meine Frau ist meine Frau, sie ist mir Achtung und Gehorsam schuldig, sie liebt mich und steht zu mir, dafür bin ich bereit, mit meinem Leben für sie einzustehen, und trage sie auf Händen. Helene wird — das zweifle ich nicht einen Augenblick — mir gerecht werden. Wollte Gott, Du und die Mutter, ihr würdet es ebenfalls. Auch lästere nicht meine sogenannten Grundsätze, denn sie wurzeln in meiner Religion, in meiner Ueberzeugung, in meinem tiefsten, innersten Leben; sie sind der Wegweiser in allen schwierigen Lebenslagen, sie zu bewahren, sie nie zu verletzen ist mein Stolz, und wäre die Nacht, in der ich wandle, auch noch so dunkel, sie sind der Stern, der mich leitet zum guten Ende!"

Der kleine Stadtrath stand da, ein wenig mit offenem Mund und Ohren und hörte seinem Schwieger-

sohne zu und sah ihn an ganz eigenthümlich ergriffen. Wie ein Prophet, wie ein Heiliger in Uniform stand der Hauptmann vor ihm und hielt ihm eine tüchtige Standrede.

Sapperment, welch' ein Mensch! Das war freilich ein ganz anderes Holz, aus welchem Der geschnitzt war, als andere Leute — ein seltsamer Heiliger!... Nun — mochte Helene mit ihm auskommen und in dasselbe Horn blasen, — wer weiß, wozu es gut war, — er konnte es nicht, er sah das Leben anders an als durch diese künstliche Brille.

Das sah er aber ebenfalls und zwar ganz klar — mit einem solchen Menschen war nichts zu machen.

„Na, ich glaub's! Jeder wie er Lust hat!" brummte er und fügte dann hinzu: „Wozu uns ärgern, lieber Sohn?! Also mit einem Worte, — rund heraus, Du willst nicht?"

„Weil ich nicht kann!"

„Na denn, — darum keine Feindschaft nicht; der Himmel wollte nur, ich hätte es erst meiner Frau beigebracht. Ich zürne Dir übrigens durchaus nicht, wenngleich ich Dich nicht verstehe... Donnerwetter, wie Andere zugreifen würden! Sag' auch zu Helene kein Wort. Sie ist so noch etwas angegriffen von der Entbindung her... Am besten, das Alles bleibt unter uns."

„Wie Du wünschest."

„Bis auf Weiteres also und noch einmal — darum keine Feindschaft nicht!"

Der Hauptmann sprach nochmals seinen Dank aus und so schieden sie.

„Solch' ein Eisenkopf... solch' ein Stockaristokrat!" murmelte der Stadtrath zornig hinter ihm drein und schleuderte mit einer heftigen Geste die Cigarre in den Kamin. „Koppenrade ausgeschlagen — pure Verrücktheit! Ist heute eine Million werth unter Brüdern!... Schöne Grundsätze das!... Na, einem jeden Narren seine Kappe, und nun zu meiner Alten."

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Mit jedem Tage drängte sich dem Hauptmann seitdem immer deutlicher die Ueberzeugung auf, daß irgend etwas geschehen müsse, um aus seiner eigenthümlichen Lage herauszukommen. Die Verhältnisse, in denen sie lebten, waren erdrückend, sie ließen weder ihn noch Helene zu einem rechten Lebensgenuß kommen, sie schwammen in einem wahren Meere von Mißverständnissen und wurden darüber beinahe irre an sich selbst.

Dazu kam als ein hochwichtiges Moment, daß die Einwirkung der Großeltern auf die Kinder mit jedem Jahre eine immer verderblichere wurde. Der Zwiespalt in der Behandlung hatte den Jungen bereits stutzig gemacht und reizte ihn zu Widersetzlichkeiten. Er fing an, sich allerhand übertriebene Ideen in den Kopf zu setzen, denn er erhielt und hatte Allerlei, was andere Kinder nicht hatten. Der Hauptmann mußte häufig mit Strenge auftreten, das Kind bekam vor ihm Furcht und glaubte, ihm geschähe ein Unrecht, wenn er es strafte, um so mehr als die Großeltern ihn in Schutz nahmen und er bisweilen einen bittenden oder traurigen Blick der Mutter auffing. Da gab es denn täglich kleine und größere Aufregungen, Aerger, Verkennungen und Mißstimmung; — auf die Dauer wurde dieser Zustand unerträglich.

Es kam hinzu, daß Helene sich von der Geburt der kleinen Marie noch immer nicht ganz erholt hatte; sie schien ihre frühere Frische völlig verloren zu haben, sie sah blaß aus, war apathisch und doch reizbar und nahm das Leben mit jedem Tage schwerer.

Das Gescheidteste unter diesen Umständen war eine Luftveränderung, er mußte entschieden eine größere Entfernung zwischen sich und seine Schwiegereltern bringen. Alle zarten Rücksichten hörten damit auf, denn hier handelte es sich um die höchsten Güter des Daseins.

Es war schon längst sein Wunsch, als Generalstabsoffizier zu einer Division kommandirt zu werden, — es würde ihm nur ein Wort kosten an geeigneter Stelle und seine Bitte war erfüllt.

Er sprach zuerst mit dem Doktor über das, was ihn bewegte, — er wollte gern vorher die Stimme des Freundes und Arztes vernehmen. Es wäre das das Beste, was er thun könnte, erwiederte dieser, indem er lebhaft auf seine Idee einging. Er hätte nicht früher davon sprechen wollen, aber nun er selbst es anrege, müßte er ihm erklären, daß ein solcher Luftwechsel nach jeder Richtung hin für ihn und die Seinen günstig sein würde, nur seine Freunde würden darunter leiden, sie würden ihn vermissen.

Sie besprachen darauf eingehend miteinander die eigenthümlichen Verhältnisse. Man mußte das natürlich so zart anfassen wie nur möglich. Vor Allem wäre es gut, wenn Helene nichts davon erführe, daß er selbst die Hand dabei im Spiele hätte, es würden ihr dadurch Konflikte und Vorwürfe erspart. Das fait accompli würde sie hernach viel ruhiger hinnehmen und die Eltern müßten sich eben fügen. Wäre Helene erst einmal eine Weile fort von Berlin, so würde sie ganz von selbst einsehen, wie gut die Trennung für sie Alle wäre, sie würde aufleben, zum ersten Male zu einem wirklichen und vollen Genuß des Daseins kommen und gesund werden. An ihr zehre ebenfalls nur die Unnatur der Verhältnisse, die ewige Unruhe, der Kampf zwischen den Pflichten der Tochter und denen der Gattin. So ward er denn beschlossen der große Schritt und in der Weise, wie der Doktor ihn vorschlug. Und wie das so häufig geschieht im Leben, nun einmal Alles bestimmt war, kam gleich hinterdrein Allerhand zum Vorschein, was den eigenen Entschluß zu einem zwingenden und unabwendbaren machte.

„Kann ich Sie einen Augenblick allein sprechen?"

Mit dieser Anrede und nachdem er sich vorsichtig überall im Zimmer umgeschaut hatte, begrüßte ganz überraschenderweise eines Morgens, ganz früh schon, Vetter Salzmann den Hauptmann, der nicht wenig verwundert den seltenen Besuch anschaute.

„Kann uns auch Niemand hier hören?" frug der kleine Bankier aus der breiten Straße mit leiser Stimme weiter.

„Wenn Sie nicht gar zu laut sprechen, nein," versetzte der Hauptmann, indem er zur Thüre schritt und diese zuriegelte. „Was mag denn Der auf dem Herzen haben?" dachte er, mehr erstaunt als beunruhigt.

„Es ist mir sauer geworden, aber es muß sein," begann Jener und fing nun an zu berichten von Sachen, welche dem Offizier das helle Roth auf die Stirn trieben und ihn mit der tiefsten Sorge und dem hellsten Zorn erfüllten.

„Sie kennen ja Ihren Schwiegervater, — die Eitelkeit frißt ihn auf, wie sie die Hoffart."

Seit er erst einmal so weit gekommen sei durch sein Glück und seine Geschäftskunde, wolle er es nun allen Anderen zuvorthun, wolle er klüger sein auch als alle seine Rivalen und Kollegen: seine Spekulationen wären immer gewagter geworden. Nun, das wäre seine Sache, und so lange sein Glück vorhielte, möchte das ja gehen, aber es könnte auch einmal einen Schlag in's Comptoir geben, an dem er eine ganze Weile zu verdauen haben würde. Dieser Herr Hans von Dudeldei und seine thörichte Frau hätten ja täglich verrücktere Wünsche, sie bersteten ja bald vor purem Uebermuth, — das Ende vom Liede müsse also natürlich 'mal ebenso sein wie das von dem Fischer in der Fabel.

Das wäre aber dann seine Sache. Indessen dürfte man es doch nicht ruhig mit ansehen, wenn der Stadtrath anfinge, Geschäfte zu machen, von denen ein anständiger Mensch sich lieber fern hielte. Bei dem Hause, welches er Lenchen geschenkt habe, hätte er es ebenso getrieben, wie er es jetzt gewöhnlich thue — die Leute fingen schon darüber an zu sprechen an der Börse und auch sonst noch. Erst hätte er alle die Hypotheken in seinen Besitz gebracht, dann mit einem Male den ganzen Schwindel gekündigt und den armen Menschen so gezwungen, zu verkaufen à tout prix, wie er es wollte. Das wäre so ein miserabler Kniff, den hätte er sich nächstens so angewöhnt, daß er ihn gar nicht wieder lassen könnte.

Wie der Hauptmann aufhorchte!

Auch daß er jetzt mit solchen dunklen Kerlen, solchen Winkelagenten sich befasse (hier folgte eine Anzahl von Namen) und vollständige Treiber anstelle auf Hypotheken, die Leute erst kirre machte, um sie nachher gemüthlich abzuschlachten, das ginge denn doch über den Spaß, darüber müsse er sprechen, denn darunter litte die Ehre der Familie.

„Haben Sie Beweise?" frug der Hauptmann mit großen Schweißtropfen auf der Stirn.

„Beweise, — ich?" fuhr der kleine Salzmann auf. „Ach, leider Gott, ich wollte, ich hätte sie nicht! Ich möchte Ihnen sagen: kommen Sie mit mir auf die Börse, oder fragen Sie Den oder Jenen, die haben bluten müssen, aber Sie würden nicht wollen, — darum sage ich Ihnen einfach: fragen Sie ihn selbst. Wenn seine Frau das wüßte oder seine Tochter... aber nein — Sie sind ein Mann und können schweigen oder auch sprechen, wenn Sie wollen, und gesprochen werden muß hier. Mich hört er nicht, aber Sie!"

Golzow stand eine Weile da, die Faust auf den Tisch gestemmt, und starrte vor sich hin.

„Gut — ich werde mit dem Vater reden," sprach er nach einer Minute finstern Nachdenkens, „von Ihnen, Onkel, hoffe ich, daß Sie ebenfalls schweigen werden gegen Jedermann sonst, vor Allem gegen die Frauen."

„Wo denken Sie hin... ich reden! Das hieße ja in mein eigenes Fleisch brennen! Sagen Sie es ihm aber ordentlich, vor Ihnen hat er Respekt, — Sie thun wahrhaftig ein gutes Werk."

Die Beiden schüttelten sich die Hände, der Vetter ging und ließ den Hauptmann allein mit einem ganzen Berge auf dem Herzen.

An demselben Tage noch ging derselbe zu seinem Schwiegervater und von dort aus direkt nach dem Generalstabsgebäude in seinen Dienst. Nicht drei Wochen später stand dann seine Versetzung nach dem Reichslande im Militärwochenblatt.

(Fortsetzung folgt.)

Für das Trinkgeld.

Unterhaltungen
eines alten Touristen mit Herrn Rudolf von Ihering.

Von

Karl Braun-Wiesbaden.

(Nachdruck verboten.)

I.



Einer unserer größten Rechtsgelehrten, Rechtslehrer und Schriftsteller, Dr. Rudolf von Ihering, früher eine Zierde der Universität Wien, jetzt nicht minder eine solche der deutschen Hochschule Göttingen, hat eine Abhandlung über „Das Trinkgeld" veröffentlicht, worin er diese Einrichtung im Großen und Ganzen verdammt und auffordert, derselben den Krieg bis auf's Messer zu erklären.

Ich habe die Abhandlung mit gebührender Andacht studirt, aber mich nicht enthalten können, bei jeder Zeile der Verse des Horatius zu gedenken, welcher in seinen Episteln, Buch I, Brief X, Vers 24 und 25, sagt:

„Naturam furca expellas, tamen usque recurret
Et mala perrumpet furtim fastidia victrix,"

was ich auf Deutsch etwa so ausdrücken würde:

„Treibst du mit Knüppeln auch aus die Natur, stets kehret sie wieder
Und bricht siegreich durch, welch' Hemmniß auch Prüderie schuf."

Ich will damit sagen, daß wenn man auch das Trinkgeld in seiner jetzigen Form abschaffte, diese Art der Leistung Desjenigen, welcher bedient wird, doch sich wieder einschleichen würde in irgend einer andern Form, welche noch größere Mißstände hat und bei welcher der Charakter der Freiwilligkeit noch mehr ausgeschlossen wird.

Um dieß vorauszusehen, dazu bedarf es keiner Prophetengabe. Die Sache existirt vielmehr jetzt schon, glücklicherweise aber nur in sehr engen und sehr niederen Kreisen. Es gibt nämlich in allen europäischen Großstädten Schankstätten und Trinklokale mit weiblicher Bedienung, welch' letztere zwar auch Trinkgelder annimmt — denn sie nimmt Alles —; aber die Grundlage ihrer Existenz beruht auf einer Tantième, die ihr der Wirth und Prinzipal einräumt an dem, was sie dem Gast für Speisen, Getränke und Cigarren abjagt. Es ist ein Kaperbrief, welchen der Wirth ausstellt zum Nachtheil seiner Gäste.

Statt die weibliche Dienerschaft durch Auszahlung eines regelmäßigen Lohnes ordnungsmäßig zu besolden oder statt sie auf Trinkgelder anzuweisen, bei welchen das „Ob" und das „Wie viel" mehr oder weniger im Belieben des Gastes steht, sagt er ihr: „Machen wir gemeinsame Sache, um dem Gast so viel wie möglich zu nehmen und so wenig oder vielmehr so schlecht wie möglich zu liefern und uns in den Raub zu theilen. Meine Getränke sind schlecht; daraus mache ich euch gegenüber kein Geheimniß. Das Schlechteste ist der Champagner. Ich kann ihn machen in dem Augenblick, wo er begehrt wird, aus: weißem Wein, welchen man den ‚Fahnenwein' nennt, denn er ist so sauer, daß in dem Augenblick, wo man einen Tropfen davon auf die Fahne gießt, sich das ganze Regiment zusammenzieht; aus Kartoffelzucker, aus Acidum tartaricum, Natron bicarbonicum und einem kräftigen Kümmel. Solchen Stoff kann man nur durch einen außergewöhnlichen Grad von Liebenswürdigkeit an den Mann bringen. Wohlan, Kinder, entfaltet dieselbe! Ich gebe euch zehn Prozent von der Zeche; von dem sogenannten Champagner aber, weil der am schlechtesten, zwanzig."

In Berlin gibt es ziemlich viel solcher Kneipen mit weiblicher, auf den Mann dressirter Bedienung. Man nennt sie „Polkakneipen" oder „Bumskeller". Ein Straffall, welcher kürzlich vor Gericht verhandelt wurde, belehrte uns, daß ein junger Mann aus der Provinz an einem Tag in dreien solcher Kneipen über fünfhundert Mark, die er seinem Vater gestohlen, vertrunken hatte — meistens in sogenanntem Champagner".

Ist das vielleicht besser als das ehrliche, alte, offenherzige Trinkgeld?

II.

Am Schlusse seiner Abhandlung fordert Herr von Ihering die Deutschen auf, eine Art von Tugendbund zu gründen zur gänzlichen Ausrottung des Trinkgelderwesens, welche er als eine „Aufgabe der nationalen Pädagogik" bezeichnet, „zu der „Jeder, der es mit dem Wohle des Volkes ernst meint, seine



1. Jagsthausen. — 2. Standbild im Kloster Schönthal. — 3. Hornberg. — 4. Götzenthurm in Heilbronn. — 5. Möckmühl. — 6. Schönthal. — 7. Straße in Augsburg.

Götz von Berlichingen's Besitzungen und Aufenthaltsorte. Originalzeichnung von Julius Fehr.



Die Taufe des kaiserlichen Urenkels in Potsdam. Originalzeichnung von Hermann Lüders.

ers.

Hand bieten müßte." Ja, er glaubt uns noch durch eine Art Straf- und Bußpredigt das verstockte Gewissen schärfen zu müssen, indem er hinzufügt:

„Man gibt uns Deutschen Schuld, daß wir einen Stein im Wege, an dem wir uns stoßen, ruhig liegen lassen, — Jeder verwünsche ihn, aber Niemand nehme sich die Mühe, ihn aus dem Wege zu räumen oder, wenn er für ihn zu schwer sei, Andere zur Hülfe herbeizurufen u. s. w."

Wir werden dann ermahnt, dieses Laster abzuthun und den Stein der Trinkgelder aus dem deutschen Vaterlande zu entfernen.

Meines Erachtens thut Ihering seinen deutschen Landsleuten Unrecht, und zwar in zweifacher Hinsicht. Einmal dichtet er ihnen eine Indolenz und Gleichmüthigkeit an, welche ihnen durchaus nicht zur Last fällt. Der Deutsche ist vielmehr gerade im Gegentheil meines Erachtens etwas mehr zu Klagen und Beschwerden geneigt als andere Nationen, namentlich auf Reisen und in Gasthäusern. Ich wenigstens habe in der Fremde schon öfters das Hotel oder gar den Ort gewechselt, um nicht mehr fernerhin die Querelen deutscher Landsleute hören zu müssen. Manchmal bin ich sogar dabei, sehr wider meinen Willen, in Mitleidenschaft gezogen worden.

Ich will von Letzterem ein Beispiel erzählen: Vor langen Jahren verweilte ich auf dem Grimselhospiz in der Schweiz. Unter den Touristen, welche sich gegen Abend, kurz vor der Table d'hôte, einstellten, war auch eine deutsche Familie, Mann, Frau, Sohn und zwei Töchter, anständige und wohlgesittete Leute. Sie erregten aber Aufsehen dadurch, daß sie sich weigerten, an dem Diner theilzunehmen und statt dessen Thee verlangten. Die gute, dicke Grimselwirthin gab sich die größte Mühe, ihnen das auszureden, sie möchten es doch machen wie alle anderen Gäste, auf Extraserviren sei man auf dem Grimselhospiz nicht eingerichtet. Alles das half nichts, die reisende Familie bestand auf ihrem Thee und sie bekam ihn. Am andern Morgen beim Frühstück hörte ich, daß die Familie einen Führer annahm, um auf das Sidelhorn zu steigen, eine gen Süden gelegene Spitze von mehr als 8000 Fuß Höhe, von der man eine prachtvolle Aussicht auf die höchsten Häupter der Alpenwelt hat und von wo man dann auf der andern Seite hinunter in das Rhonethal nach Oberwald steigt. Als nun die Grimselwirthin dem Familienoberhaupte die Rechnung überreichte, entstand lebhafter Streit. Der Thee war mit sieben Franken à Person angesetzt; das erregte den Unwillen des deutschen Herrn. Er weigerte die Bezahlung dieses Postens, zu dessen Rechtfertigung die Grimselwirthin die beredtesten Auseinandersetzungen machte, die aber der Andere nur theilweise verstand, weil sie im reinsten „Schwyzerdütsch" vorgetragen wurden.

Die Grimselwirthin warf mir, ihrem Stammgast, zuweilen hülfeflehende Blicke zu; ich nahm aber, getreu meinem Grundsatz, mich ohne besondern Anlaß nicht in die Streitigkeiten anderer Leute zu mischen, davon keine Notiz, sondern vertiefte mich in das damals modische Schweizer Witzblatt, genannt „Der Postheiri".

Endlich aber traten der deutsche Landsmann und die Grimselwirthin vor mich mit der Erklärung, sie könnten sich nicht verständigen mit einander und seien endlich dahin einig geworden, mich zum Schiedsrichter zu wählen, meiner Entscheidung wollten sie sich blindlings unterwerfen.

Sie begannen darauf zu plädiren, und zwar mit großem Geschick, wobei ich außer meinen richterlichen Funktionen nebenbei auch noch zuweilen die eines Dolmetschers zwischen Schriftdeutsch und Schwyzerdütsch erfüllte.

Der deutsche Herr hielt einen gründlichen Vortrag über Theepreise im Allgemeinen und solche in den Hotels insbesondere und bewies aus den von ihm vorgebrachten Thatsachen, daß ein Frank à Person für den Thee übrig genug sei, — das wolle er zahlen — mehr nicht.

Die Grimselwirthin bestritt seine Behauptungen nicht, sondern that dar, daß sie nur für das Grimselhospiz nicht paßten. „Hier," sagte sie, „wo die Wirthschaft nur zwei bis drei Monate dauert, wo man Alles aus weiter Ferne 6000 Fuß hoch heraufschleppen und für Waaren und Dienste mehr bezahlen muß als drunten, — hier muß ich für Speisung überhaupt von jedem Kopf wenigstens sieben Franken haben, dafür kann dann Jeder Alles essen, was da ist, und ich sorge dafür, daß es gut und daß es genug ist, — ich kann nichts dafür, daß die Herrschaft nichts essen, sondern bloß Thee trinken wollte, — ich habe ja gegen den Thee gepredigt wie ein Galgenpater, so daß alle Herrschaften an dem großen Tisch die Ohren gespitzt haben. Ist es nicht so? ..."

Ich schloß die Verhandlungen und bat um fünf Minuten Bedenkzeit, denn der Fall sei außerordentlich schwierig.

Dann sagte ich:

„Mein Herr, die Gegenleistung dünkt Ihnen zu wenig für sieben Franken à Person?"

„So ist es."

„Und Sie, Frau Grimselwirthin, waren zu einer größeren Gegenleistung bereit?"

„Das war ich."

„Nun, sehen wir zu, ob wir nicht noch nachträglich Leistung und Gegenleistung in das Gleichgewicht bringen können. Sie, mein deutscher Landsmann, wollen das Sidelhorn besteigen. Dazu werden Sie fünf Stunden brauchen und dann auf der andern Seite wieder bis hinunter in das Rhonethal auch noch einmal vier; das sind neun im Ganzen. Sie müssen, wenn Sie nicht unter Hunger und Anstrengung leiden wollen, auf der Spitze etwas essen und trinken. Sie, Frau Grimselwirthin, haben von gestern viel übrig behalten, namentlich Geflügel, das kalt fast noch besser schmeckt als warm. Sie werden das Beste davon nebst Brod und sonstigem Zubehör in einen Korb packen und noch zwei Flaschen von unserem gestrigen Tischwein beifügen. Diese Kollektion werden Sie dem Führer meines Landsmannes behändigen, damit er sie auf das Sidelhorn befördert. Sie aber, mein Herr, werden, nachdem das Alles geschehen, die Rechnung der Grimselwirthin ohne Abzug bezahlen."

Beide Theile unterwarfen sich diesem Schiedsspruch, der eigentlich nur ein Vergleichsvorschlag war, und priesen meine salomonische Weisheit.

Im Grunde des Herzens gab ich der Grimselwirthin Recht und ich hatte schon vorher dem deutschen Landsmann, der immer über „Unsitte" deklamirte, das Sprüchwort „Ländlich, sittlich" zitirt und bemerkt, er möge doch nicht jede Sitte bloß deßhalb, weil sie ihm nicht gefalle oder weil er sich nicht bemüht habe, ihre thatsächlichen Unterlagen und Voraussetzungen zu untersuchen, in pathetischer Weise als „Unsitte" proklamiren; andernfalls erinnere er mich an jenen anglikanischen Bischof, der den Begriff „Glaube und Unglaube" so definirte: „Glaube, orthodoxy, ist das, was ich lehre; und Unglaube, heterodoxy, ist das, was der Andere lehrt."

Ich führe dieß an, weil auch Herr von Ihering stets mit der Bezeichnung „Sitte" und „Unsitte" operirt. Damit ist meines Erachtens an und für sich nicht viel bewiesen; dadurch, daß man irgend eine im Schooße der bürgerlichen Gesellschaft zur Zeit herrschende Gepflogenheit „Sitte" nennt, wird sie nicht besser; dadurch, daß man sie „Unsitte" nennt, wird sie nicht schlechter, als sie bis dahin gewesen.

III.

Ich habe also gesagt, die Deutschen sind nicht so nachsichtig und duldsam, wie der große Rechtsgelehrte annimmt. Sie sind vielmehr, besonders auf Reisen und in den Hotels, ein wenig, um ein vulgäres Wort zu gebrauchen, „krakehlig" und werden darin nur von einer gewissen Art von Engländern übertroffen.

Auf der andern Seite aber irrt Herr von Ihering zum Nachtheil der Deutschen, wenn und insoweit er Deutschland κατ' ἐξοχήν als das Land der Trinkgelder betrachtet und eine auf Besserung abzielende „nationale" Pädagogik für nöthig erachtet.

Ich, der ich Tourist, zwar nicht von Beruf, aber doch von Liebhaberei bin und Europa fast ganz und daneben auch noch einige Theile von Afrika und Asien bereist, auch mich bei meinen touristischen Freunden in Betreff der übrigen Theile der Erde informirt habe, sage: Das Trinkgeld ist keine spezifisch deutsche oder, wie man jetzt zu sagen liebt, „nationale" Einrichtung; es hat vielmehr einen internationalen, kosmopolitischen, ja supranationalen Charakter, und es ist keineswegs damit in Deutschland am schlimmsten.

Um dieß nachzuweisen, will ich mich auf die Hauptkulturvölker in dem Herzen von Europa beschränken, nämlich auf die Franzosen, die Engländer, die Italiener und die Deutschen. Von den Russen und den Türken will ich nicht sprechen. Bei den Ersteren hat das System des Trinkgeldes nicht nur unter Kellnern und Domestiken, bei welchen es Herr von Ihering so tadelnswerth findet, Wurzel gefaßt, sondern auch in den oberen Regionen des Staats und der Gesellschaft. In der Türkei aber ist „Bakschisch" das erste Wort, mit welchem der Fremdling bekannt wird, und das beste „Moyen de parvenir" für alle möglichen und selbst unmöglichen Dinge; neben dem „Bakschisch" spielt noch das „Jawasch" seine Rolle, womit der ruhige Türke den nervösen, rappelköpfigen, unruhigen Franken zur Geduld vermahnt: „Jawasch, kuschun, jawasch!" d. i. „Geduld, mein Lämmchen, Geduld!" Der Fremdling soll Geduld haben mit der Sitte des Landes, mit Inbegriff des Bakschisch, und nicht Alles gleich „Unsitte" nennen. So meinen die Türken.

Also von diesen beiden klassischen Trinkgeldländern (die einander so oft in den Haaren liegen, obgleich, oder vielleicht auch weil sie einander so ähnlich sind) wollen wir gar nicht reden, sondern von dem Lande, welches seiner Meinung nach an der Spitze der Civilisation marschirt. A tout Seigneur tout honneur! Beginnen wir also mit Frankreich. Es hat Anspruch auf dieses Prestige. Denn wir verdanken ihm eine mit dem Glanze obrigkeitlicher Autorität ausgestattete Interpretation des Wortes „Trinkgeld". Das offizielle „Dictionnaire de l'Académie française, revu, corrigé et augmenté par l'Académie elle-même" sagt wörtlich:

Pourboire (subst. masc.). Petite liberalité en signe de satisfaction. „Il a eu tant, sans compter le pourboire."

„Liberalité" bezeichnet bei den Franzosen nicht nur die Neigung zur Freigebigkeit, sondern auch das, was von einer freigebigen Person gegeben wird, das Geschenk oder die Gabe.

Die Definition der Akademie würde also auf Deutsch lauten: „Kleine Gabe (oder kleine Freigebigkeit) zum Zeichen der Zufriedenheit." Und ich muß gestehen, daß sie mir richtiger scheint als die Definition Ihering's, welche im ersten (dogmatischen) Theile dahin geht:

„Trinkgeld ist eine rechtlich nicht zu beanspruchende Vergütung für eine Dienstleistung."

In dem zweiten (polemisch-agitatorischen) Theile dagegen lautet sie folgendermaßen:

„Trinkgeld ist ein verderbliches und verwerfliches Mittelding zwischen: Lohn — Geschenk — Almosen, — das weder die Rechtfertigung des Lohnes, nämlich: Arbeit, — noch die des Geschenkes, nämlich: Wohlwollen, — noch die des Almosens, nämlich: die Bedürftigkeit — für sich anführen kann; — eine Zwitterbildung" u. s. w.

Das Trinkgeld ist nämlich nur dann eine solche Zwitterbildung, wenn man es nach diesen juristischen Kategorieen richten und schlichten, wenn man es auf diesem Prokrustesbette dehnen oder kürzen will.

Es liegt allerdings dem Juristen am nächsten, zu sagen:

„Erstens hat dieser Mensch von Rechtswegen nichts zu fordern. Verklagte er mich, so würde er vom Richter nicht nur abgewiesen, sondern sogar ausgelacht werden. Folglich ist es eine Unsitte, wenn er von mir etwas erwartet oder etwa gar fordert. Jedenfalls werde ich ihm nichts bezahlen.

„Zweitens fehlt mir auch jeder Beweggrund zu einer Schenkung, zu einer Hingabe ohne alle Gegenleistung.

„Drittens aber würde auch ein Almosen übel angebracht sein, denn der Mann ist ja nicht unterstützungsbedürftig, und ich bin nicht unterstützungs- oder alimentationspflichtig.

„Viertens aber gibt es in meinem Corpus juris weiter keinen andern Rechtstitel, aus welchem er etwas fordern und ich etwas geben könnte.

„In Erwägung aller dieser Gründe ist also der Mensch ab- und zur Ruhe zu verweisen, v. R. w."

Das ist vollkommen richtig nach den Grundsätzen der juristischen und legalen Logik, nach den Gesetzen des Staats- und des Privatrechts.

Aber außer dem Staat und dem Gesetze desselben gibt es auch noch ein Ding, welches man die wirthschaftliche und bürgerliche Gesellschaft nennt. Auch diese hat ihre Gesetze. Sie stehen zwar nirgends geschrieben, namentlich nicht in den Gesetz-, Verordnungs- und Amtsblättern, aber Alle und jeder Einzelne sind durchdrungen von denselben. Sie werden auch nicht vollstreckt von den Organen der rechtlichen Ordnung und der öffentlichen Gewalt. Der Richter, sowohl der Civil- als der Strafrichter, verweigert ihnen seinen Schutz und seinen Beistand. Die Polizei und die Verwaltung nehmen keine Notiz von denselben. Sogar in dem preußischen Gendarmeriekodex, den der Demagogenfänger von Kamptz mit so rührender Sorgfalt bearbeitet hat, steht nicht das Geringste davon geschrieben. Das Gesetz der Gesellschaft nennt man die Sitte. Sie herrscht mächtiger als die Gesetze des Staates. Wir unterwerfen uns derselben ohne Widerrede, und eine Verletzung derselben wird grausamer bestraft als die der Gesetze des Staates. Sie bedarf nicht des staatlichen und nicht des richterlichen Beistandes.

In England z. B. wird es dem Gentleman nachgesehen, wenn er Nachtwächter prügelt oder Laternen einwirft, aber wenn er das Messer zum Munde führt oder dasselbe gebraucht, um den Fisch zu zerlegen, — das wird ihm so leicht nicht verziehen. Ersteres hat der Staat und letzteres hat die Gesellschaft verboten. Ja, die Sitte verbietet gar Manches, was das Gesetz erlaubt, und umgekehrt. Dieß drückt schon der große römische Jurist Paulus aus mit den Worten: „Non omne, quod licet, honestum est," d. i. „Nicht alles gesetzlich Erlaubte ist anständig." Und es lautet beinahe, als wäre es zur Widerlegung der Ihering'schen Polemik geschrieben, wenn ein noch hervorragenderes Haupt der römischen Juristenwelt, wenn Ulpianus (Lex 1, § 5 der Pandekten, L, 13) schreibt: „Quaedam tametsi honeste accipiuntur, inhoneste tamen petuntur," d. i. „Es gibt Dinge, die man mit Anstand nehmen, aber nicht mit Anstand fordern darf."

Ein Berliner Droschkenkutscher hat, ohne das Corpus juris und den Ulpianus zu kennen, zu des Letzteren Aus- und Wahrspruch eine sehr witzige Paraphrase gegeben. Denn auch der Droschkenkutscher hat Witz in der Metropole der Intelligenz. Es ist nicht der schäumende und unruhige Esprit eines Fiakers, wohl aber der kaltblütige Witz eines nordischen Frosches.

Ein Fremdling fragte den Droschkenkutscher, der ihn in Berlin herumgefahren, indem er ihm seine Zufriedenheit kundgab, was denn nun Alles zusammengenommen koste. Der Kutscher stellt Alles dem Belieben der Herrschaft anheim. Der Fremdling meint aber, er könne doch seine Forderung stellen.

„Nee," sagt der Droschkenkutscher, „det kann ick eben nich. Sie können so viel jeben, wie Sie wollen, und deßhalb thut Ihnen Niemand nischt zuleide. Wenn ick aber so viel fordere, wie ick will, dann werd' ick injespunnt."

Der Fremdling bezahlte die Taxe und fügte noch ein hübsches Trinkgeld dazu. Der Kutscher hatte also die Taxe „sans compter le pourboire", wie es in dem Dictionnaire de l'Académie heißt.

Mir selbst passirte in Berlin Folgendes:

Ich gab zu einer Zeit, da wir dort noch die alten Münzen, den Silbergroschen und den halben Silbergroschen, den „Sechser", hatten, dem Droschkenkutscher aus Versehen einen Sechser zu wenig. Er wog das Geld auf seiner Hand und sagte mir mit philosophischer Ruhe:

„Nee, lieber Herr, en Sechser zu wenig, det jeht nicht, — en Sechser zu viel, det jinge schonst vill besser."

Ich merkte mein Versehen, legte den Sechser zu und gab ihm für seinen Witz noch ein Trinkgeld.

Das sind Fälle, wie sie jeden Tag vorkommen. Ein Trinkgeld für einen Witz! Das paßt nun in die Kategorieen und Definitionen des Herrn von Ihering erst recht nicht. Und doch ist es richtig; auch, wie ich denke, leidlich vernünftig. Ich habe mich amüsirt; der Kutscher hat gezeigt, daß er Grütze im Kopf und ein anständiges Temperament hat. Dazu war er nicht verpflichtet, ebensowenig wie dazu, mich zu amüsiren. Deßhalb gab ich ihm ein Trinkgeld, das ihn anspornt, auch Anderen gegenüber höflich und witzig zu sein.

Und doch ist das weder ein Gefälligkeits-, noch ein Kellner-, noch ein Domestikentrinkgeld, in welche drei Klassen Herr von Ihering die Trinkgelder eintheilt. Ebensowenig ist es ein Lohn, denn ich hatte den Kutscher nicht zum Witzemachen gedungen, — noch ein Geschenk, denn ich hatte etwas als Gegenleistung dafür erhalten, — noch ein Almosen, das hätte der Kutscher gewiß nicht genommen. Am allerwenigsten aber ist es ein „unselig Mittelding" zwischen dem Allem, denn es hat mit alledem gar nichts zu schaffen. Es läßt sich, wie glücklicherweise die Mehrzahl der Dinge zwischen Himmel und Erde, juristisch weder klassifiziren, noch sonstwie verwerthen.

Aber wie vortrefflich läßt es sich unter die Definition des Wörterbuchs der französischen Akademie subsumiren!

In der That, es ist ein Akt der Freigebigkeit, eine kleine Gabe, mittelst deren ich meine Zufriedenheit kundgebe.

Ich bin zufrieden. Ich will, daß auch Andere zufrieden sind. Ich gebe deßhalb dem Kutscher eine Kleinigkeit, damit er zufrieden ist, damit er auch Andere ebenso behandelt, auf daß auch diese zufrieden sind. Diese zwanzig Pfennige gaben den Anstoß zu einer ganzen Kette von Nützlichkeiten und Zufriedenheiten. Vielleicht läßt sich deren Hingabe weder juristisch noch moralisch begründen. Aber was liegt mir denn daran? Vom Standpunkt des wirthschaftlichen Lebens, vom Standpunkt der bürgerlichen und wirthschaftlichen Gesellschaft aus betrachtet, ist es vernünftig und natürlich. Auch habe ich gefunden, daß ich persönlich mich nicht schlecht dabei stehe.

„Halt, das gilt nichts, das ist Egoismus!" ruft mir Herr von Ihering entgegen.

Ja, was ist denn der von ihm so sehr empfohlene „Kampf um's Recht" anders als Egoismus? Aber es ist rationeller Egoismus, der sich in Uebereinstimmung weiß mit den Interessen der Gesammtheit. Und das ist ja eben das Wunderbare und doch das Natürliche in dem komplizirten und leider so häufig (theils aus Pathos, theils aus Unverstand und theils aus gemeinschädlichem Sonderinteresse) verkannten und falsch dargestellten Getriebe der Volkswirthschaft, daß jeder Einzelne nur zu seinem eigenen Vortheil zu handeln glaubt und doch zugleich als nützliches Mitglied der menschlichen, bürgerlichen und wirthschaftlichen Gesellschaft zum allgemeinen Wohle der-

selben mitwirkt, — einfach deßhalb, weil ihm die Gesellschaft für seine Leistung nichts gibt, wenn sie für die Gesellschaft keinen Werth hat. Wenn wir diesen rationellen Egoismus abschaffen, — glücklicherweise sind wir dazu nicht stark genug, — dann bleibt uns nichts als der kommunistische Zwangsstaat, in welchem, mag man ihn mit dem Schriftsteller Liebknecht den „Volksstaat“ nennen, oder mit dem Pfarrer Todt den „Staatssozialismus“, die Diktatur mit der Knute an die Stelle der freiwilligen Impulse eines rationellen Egoismus tritt, wie solche Triebe der Schöpfer dem Menschen zur Erhaltung des Einzelnen und des Ganzen eingepflanzt hat.

Halten wir deßhalb fest an der Definition des akademischen Wörterbuches, indem wir Wort und Begriff von Trinkgeld bei den modernen Kulturvölkern Europas weiter verfolgen. Ein neuerer französischer Lexikograph bezeichnet das Trinkgeld als: „Argent par-dessus le salair pour reconnaître quelque service,“ als eine Bezahlung über den Lohn hinaus in Anerkennung besonderer Dienstleistung, und zitirt die Redensart: „Si vous me conduisez bien, je vous donnerai bon pourboire“ (fahren Sie gut, dann gebe ich ein gutes Trinkgeld). Die Definition der Akademie verdient aber den Vorzug. Denn das Trinkgeld kommt wohl am häufigsten vor in Verbindung mit dem Lohn, sei es dem vertragsweise ausdrücklich vereinbarten, sei es dem gewerbsmäßig üblichen, oder stillschweigend vorausgesetzten, oder dem durch obrigkeitliche Taxe fixirten, aber wir finden es auch für sich allein und ohne Verbindung mit irgend einem auf Lohn gerichteten Vertrag; ohne den Lohn oder statt des Lohnes, wenn der letztere durch die Natur der Dinge ausgeschlossen ist, wie z. B. bei den Personen, welche uns Paläste, Schlösser, Kirchen, Galerieen und Sammlungen zeigen. Insbesondere auch bei solchen Personen, welche für die Dienste, welche sie mir leisten, schon durch einen Dritten im Akkord bezahlt sind, während meine Gabe mehr als Stücklohn anzusehen wäre, wenn man sie überhaupt als Lohn bezeichnen könnte; deßgleichen gleichzeitig auch bei solchen Personen, für deren Dienste und Waaren ich schon ihrem Dienstherrn oder Prinzipal bezahle oder bezahlt habe. Auf alle diese Fälle paßt die Definition der französischen Akademie, während die andere zu eng ist.

Die vornehmeren Trinkgelder bezeichnet der Franzose als „offrande“ oder „récompense“, die Neujahrstrinkgelder, welche dort allgemein sind (auch auf dem Land) als „étrenne“. „Etrenne“ wird überhaupt beim Beginne eines Geschäftes oder einer Zeitdauer gegeben, z. B. beim ersten Gebrauch oder der Einweisung einer Sache; deßgleichen beim Abschluß eines Geschäftes, gleichsam zur Bekräftigung desselben. Wir Deutschen nennen letzteres „Weinkauf“, pflegen auch wohl, namentlich bei Abschluß von Immobilienkaufverträgen, uns nicht auf die symbolische Hingabe von Geld zu beschränken, sondern den Wein wirklich und in natura mit einander zu trinken.

In England pflegt man sogar sprachlich das Trinkgeld zu unterscheiden, je nachdem dasselbe einem männlichen oder einem weiblichen Wesen gereicht wird. Im ersteren Falle heißt es trink-money, im letzteren glove-money, Handschuhgeld. Darf man doch von einer Frau nicht annehmen, daß sie ihre baaren Mittel vertrinke. Ich höre oft die Behauptung, in England habe man früher von Trinkgeldern nichts gewußt, dieselben seien erst in Folge der Weltausstellungen dort aufgekommen, und zwar von Frankreich aus dorthin importirt worden; in vornehmen Häusern dürfe man überhaupt solche nicht geben. Dieß ist wohl ein Irrthum. Ich habe sie zur Zeit der ersten Londoner Ausstellung schon überall verbreitet gefunden, so gut wie in Deutschland. Was aber die frühere Zeit und die vornehmen Häuser anlangt, so berufe ich mich auf den Fürsten Pückler-Muskau. In seinen „Briefen eines Verstorbenen“, welche vor beinahe schon zwei Menschenaltern die Presse verlassen haben, klagt er darüber, daß in England seine Kasse ganz außerordentlich durch Trinkgelder in Anspruch genommen werde; eines Tages habe er auf dem Landsitze eines befreundeten Mitglieds der Nobility einen einfachen Lunch eingenommen; während dessen hätten sechs dienstbare Geister seinen Tisch umstanden, so daß er zuletzt die Frage nicht habe unterdrücken können: „Wem von diesen Sechs soll ich nun das Frühstück bezahlen, denn jedem von den Sechs wäre doch etwas zu theuer?“

In Italien spielt das Trinkgeld eine ganz außergewöhnliche Rolle. Als ich vor beinahe dreißig Jahren zum ersten Mal verweilte in dem Lande der Citronen und Orangen, machte von allen gesellschaftlichen Institutionen diese den lebhaftesten Eindruck auf mich; denn ich kam aus bescheidenen Verhältnissen und verfügte nur über bescheidene Mittel, wollte aber doch gerne so lange wie möglich in Italien verweilen. Am auffallendsten war mir, daß die Leute wenigstens dem Forestiere, dem Fremdling, gegenüber so thaten, als hätten sie, wenn nicht einen rechtlichen, dann doch einen moralischen Anspruch auf das Buon mano. Jeder Postillon forderte dasselbe, und da die Pferde und die Postillone sehr häufig gewechselt wurden und Eisenbahnen in Norditalien nur sparsam und ohne Anschluß der lombardo-venetianischen (damals noch österreichischen) an die piemontesischen Strecken, in Mittel- und Süditalien aber, abgesehen von kleinen Strecken, wie Capua-Neapel und Neapel-Castellamare u. dergl., gar nicht existirten, so summirten sich die Trinkgelder für die Postillone. Bei Padua passirte ich den Po. Der Eilwagen mit den Pferden wurde auf eine „Nähe“ gestellt und hinübergesteuert. Mitten im Fluß verlangte der Postillon ein Trinkgeld für das Uebersetzen.

„Das werde ich dem Fährmann geben und nicht dem Postillon,“ sagte ich lachend.

Da wurde er wüthend und schrie: „Dann wird der Postillon Alles umschmeißen und in das Wasser werfen.“

„Thu' das, mein Söhnchen (figliuolo mio),“ sagte ich, „ich kann schwimmen und Du nicht.“

Da schlug sein Grimm um, und er stimmte herzlich ein in mein Lachen. Hätte ich ihn gescholten, dann wäre ich nicht so schnell mit ihm fertig geworden. Einem Scherz kann ein Italiener nicht widerstehen, und wenn er auch nur ein Postillon wäre.

Damals grassirte in Italien noch die Klein- und Vielstaaterei. Ueberall mußte man den Paß visiren lassen. Ueberall wurde das Gepäck visitirt. Alle diese Sünder und Zöllner nahmen Trinkgelder. Es gab in jedem dieser Ländchen drei Mauthlinien, eine an der Grenze, die andere eine Meile hinter der Grenze, die dritte an den Thoren der Hauptstadt. So war es auch in dem Kirchenstaat, welchen damals der seit Kurzem erst aus der Verbannung von Gaeta zurückgekehrte Papst Pio Nono regierte. An den Thoren Roms war die dritte und letzte Zollinie. Ich war im offenen Wagen sitzen geblieben, während mein Freund und Reisegefährte abgestiegen war, um den Zöllnern ein Trinkgeld zu geben und uns dadurch von der Gepäckvisitation loszukaufen. Wir hatten zwar keine zollpflichtigen Waaren, wohl aber große Eile, in das Innere der „ewigen Stadt“ zu gelangen. Während ich so voll Ungeduld in dem Wagen saß und mein Freund besagtem Geschäfte nachging, das vollkommen nach Wunsch gelang, sah ich die Schildwache, welche am Thore stand, auf mich los avanciren. Vor dem Schlag machte der Soldat Halt. Das Gewehr im linken Arm, hielt er mir die geöffnete rechte Handfläche entgegen mit den demüthigen Worten: „Caro Signor, anche una piccola botiglia pella povera milizia“ (Lieber Herr, nun auch noch ein kleines Trinkgeld für das arme Militär).

Die Sache war mir ebenso komisch als neu. Indessen ich dachte: Wenn die Zollbeamten Trinkgelder nehmen, warum nicht auch die Schildwachen?“ Ich mußte lachen und gab ihm einige Bajocchi. Darauf lachte die povera milizia ebenfalls, und so sind wir von einander geschieden. Auf diesem klassischen Boden schien die Heiterkeit und das Trinkgeld untrennbar miteinander verbunden. Evvivano!

IV.

Auch eine Definition bekam ich in Rom zu hören, nicht so präzis und logisch wie die der französischen Akademie, aber doch immerhin schön in ihrer eigenthümlichen Weise.

Damals reiste man noch mit dem Vetturino. Man brauchte von Rom nach Neapel wenigstens seine drei Tage. Der Vetturino stellte nicht nur seine Kutsche mit den Pferden, sondern auch das Quartier und das Essen: so und so viel Gänge für die Collazione (das Frühstück) und so und so viel für das Pranzo (das Diner); den Wein bezahlten wir extra für uns und für den Vetturino. Er wählte auch die Gasthäuser aus, und da er als kluger Italiener sehr bald unsere Neigungen erkannte, fuhr er an keiner guten Weinschenke vorbei, ohne mit der Peitsche darauf zu zeigen und an die Insassen seines Wagens die Frage zu richten: „Piace, Signori, trincavino?“ Das eigenthümliche Wort „Trincavino“ gebrauchte er uns Deutschen zu Ehren.

Als ich den Mann für mich und meine zwei Reisegefährten dang, kannte ich noch nicht seine vortrefflichen Eigenschaften. Ich war daher vorsichtig. Als er fünfzehn Scudi verlangte, schlug ich ihm vor: zwölf Scudi und die drei weiteren wolle ich ihm als Trinkgeld geben, wenn wir zufrieden mit ihm wären. Darob hielt er mir eine philosophische Vorlesung über die Natur des Trinkgeldes. Sie hob an mit den Worten:

„Vedete, Signore, il buon mano è come il paradiso“ (Sehen Sie, mein Herr, mit dem Trinkgeld verhält es sich wie mit dem Paradies). „Jeder hofft darauf, aber nicht Alle kommen hinein. Die fünfzehn Scudi aber habe ich nöthig, um meine Rechnung stimmen zu machen; davon kann ich keinen Bajocco entbehren. Wenn aber dann Ihro Gnaden noch ein Trinkgeld über die fünfzehn Scudi hinaus geben wollten, dann würde das wirklich den Charakter einer besondern Gnade haben, wie es auch eine besondere Gnade unseres Herrgotts ist, wenn er uns in sein Paradies aufnimmt; denn er ist ja dazu nicht verpflichtet.“

Und richtig bediente er uns so vortrefflich, daß wir ihm nicht nur drei Scudi Trinkgeld gaben, sondern ihm auch unterwegs erlaubten, noch andere Leute mitzunehmen, wenn uns dieselben gefielen. Jedenfalls übte die Hoffnung auf's Paradies auf den Mann keinen üblen Einfluß.

Wenn sich Herr von Ihering darüber beklagt, das Trinkgeld sei deßhalb eine so üble Institution, weil man sich immer den Kopf darüber zerbrechen müsse, wem man geben müsse und wie viel einem Jeden, so ist dagegen zu bemerken, daß es gar nicht schwer ist, sich über die betreffenden Ortsgebräuche Auskunft zu verschaffen; steht es doch sogar in dem Bädeker oder in dem sonstigen „Guide“ geschrieben.

In Neapel aber habe ich es am bequemsten gefunden. Wir speisten dort in einem Restaurant in der Toledostraße. Er hieß entweder „Ristoratore reale“ oder „Alla corona di ferro“; das weiß ich nicht mehr, während mir seine vortreffliche Zuppa di vongola in lebhaftem Gedächtniß geblieben. Uns pflegte da ein Original von einem Kellner zu bedienen: ein würdiger Greis mit gelbem Gesicht und schneeweißem Haare. Er pflegte sich stets als den „povero vecchio“, den „armen Alten“, zu bezeichnen, — was ihn jedoch nicht abhielt, uns die schönsten Geschichten und die tollsten Lazzi mit jenem grotesken Humor, welcher dem echten Neapolitaner eigenthümlich ist, aufzutischen und uns köstlich zu amüsiren. Mit seiner Erlaubniß pflegten auch wir ihn den „povero vecchio“ zu nennen. Dieser alte Kellner nun hatte eine Erfindung gemacht, die für die Gäste außerordentlich bequem war. Wenn ich ihn bezahlte — ich führte die Gesellschaftskasse für uns Drei — richtete ich es so ein, daß er mir herausgeben mußte, damit ich immer klein Geld zur Verfügung hatte. Nun machte er es beim Herausgeben so: er zählte die gröberen Münzen der Reihe nach parallel mit der Tischkante hin und legte dann noch ein Häuflein piccola moneta (Kleingeld) auf die Ecke. Endlich stellte er sich in Positur, zeigte auf jene Reihe mit den Worten: „Vedete, Signori“ (Sehen Sie, meine Herrschaften), wobei er eine uns dieselbe überweisende graziöse Handbewegung machte, und schließlich zeigte er auf das Häuflein Kleingeld, wartete eine Sekunde und strich es dann ein mit einer tiefen Verbeugung und mit den Worten: „Mille grazie, Signori“ (Tausend Dank, meine Herrschaften).

So verstand es der vortreffliche „povero vecchio“, sich das Trinkgeld ganz allein und selber zu geben, ohne dabei unsere körperliche oder geistige Thätigkeit auch nur im geringsten in Anspruch zu nehmen; und da er niemals die Grenzen der Bescheidenheit überschritt, so waren wir mit seiner Zeit und Ueberlegung ersparenden Methode sehr wohl zufrieden.

Vielleicht würde ein großer Theil der Beschwerden, welche Herr von Ihering im Namen des Publikums erhebt, durch Anwendung und Ausdehnung der Methode des „povero vecchio“ gehoben werden können.

Jedenfalls glaube ich durch Zusammenstellung obiger Reisereminiszenzen, welche zum Theil schon aus sehr alter Zeit datiren, so viel bewiesen zu haben, daß erstens Deutschland nicht schlimmer ist als andere Länder, daß zweitens das Bedürfniß einer besondern „nationalen“ Pädagogik nicht vorliegt, und daß drittens die Trinkgelder so mannigfaltiger Natur sind, daß sie sich unter die Ihering'schen Kategorieen und Definitionen nicht alle unterbegreifen und eintheilen lassen.

Was Deutschland anlangt, so glaube ich hier meine ethnologisch-linguistische Notiz auf ein Minimum beschränken zu dürfen.

Der alte Adelung (in seinem umfangreichen Wörterbuch) definirt „Trinkgeld“ als „ein kleines Geschenk, das man geringen Personen für eine geringe Bemühung gibt“. Er fügt hinzu, daß ursprünglich und „eigentlich“ die Gabe den Zweck hatte, daß der Empfänger sich mittelst derselben „durch einen Trunk erquicke“.

Darnach, d. h. nach diesem Trunk, nannte man das Trinkgeld in den Weinlanden auch „Weingeld“, oder bei Handelsgeschäften „Weinkauf“; im Norden dagegen „Biergeld“. Hier herrschte das Bier so sehr vor, daß im vorigen Jahrhundert die Göttinger Studenten nicht vom edlen Rebensaft sangen, sondern:

„Ich wollt', ich wär' ein Lujedor,
Dann kaufte ich mir Bier davor.“

Im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert finde ich statt des Wortes „Trinkgeld“ häufig den Ausdruck „Ergötzlichkeit“ oder richtiger „Ergetzlichkeit“. Das Getzen oder Ergetzen bedeutet in der älteren deutschen Sprache so viel wie Wiederherstellen, Stärken, Erquicken. Es klingt an das griechische „γήθειν“ und an das römische „gaudere“ an.

Wenn die Herrschaft ihrem Diener eine Extravergütung oder eine Gratifikation als Belohnung besonderer Dienstleistung oder als Zeichen besonderer Zufriedenheit zukommen läßt, so heißt dieß im Kurialstyl des vorigen Jahrhunderts „eine in Gnaden verliehene Ergötzlichkeit“.

Auch das Mittelalter kannte schon das Trinkgeld und hatte ein lateinisches Wort für dasselbe, nämlich: beveragium oder biberagium. Es kommt von dem lateinischen bibere (trinken) und entspricht dem französischen beuvage, dem englischen beverage und dem italienischen beveraggio.

Du Fresne in seinem „Glossarium des mittelalterlichen Latein“ definirte das Biberagium als: „Id quod praeter pretium, corollarii vice, in emtioni conceditur,“ d. h. auf Deutsch: „Das, was neben dem Preis noch als Douceur dreingegeben wird.“ Das wäre also mehr Weinkauf als Trinkgeld.

Diese Definition des großen Gelehrten ist aber zu enge, wie die von ihm selbst angeführten Belege beweisen.

Denn in dem Pactum Tongrense vom Jahre 1403 wird versprochen, Das und Jenes zu thun „sans prendre ... aucun bien, beuverage, ni autres bienfaits, ni autres droitures quelconques“, d. h. ohne irgend etwas dafür zu nehmen, kein Douceur, kein Trinkgeld, noch andere Vergütungen oder Abgaben.

In einer Stelle aus dem „Chronicon Senoniense“ dagegen, welche in dem Glossarium angeführt wird, bedeutet beveragium wieder den Weinkauf. Dort heißt es;

„Bibamus ergo laeti beveragium (attulerant enim vinum siccum) ad hoc mercatum confirmandum!“ d. h. „Lasset uns denn frohgemuth den Weinkauf trinken — und dazu hatten sie Sekt (gezehrten Wein von Xeres oder von Teneriffa) angefahren — zur Bekräftigung dieses Handels.“

Ja, sogar bei den alten Römern habe ich Spuren des Trinkgeldes gefunden. Bei Cicero heißt es „corollarium“. Es kommt von „corolla“, das Kränzchen. Ursprünglich bedeutete dieses Wort einen Kranz oder ein Kränzchen, welches man im Falle besonderer Zufriedenheit dem Schauspieler schenkte. An die Stelle des Kranzes trat im Laufe der Zeit ein Stück Geld, das man corollarium argenteum (Geldkranz, Kranzgeld) oder donum argenteum (Kranzgeschenk) nannte. Später aber bedeutete corollarium schlechtweg ein Trinkgeld ganz in der umfassenden Bedeutung, wie ich solches oben unter Abschnitt II. definirt habe. In diesem Sinne gebraucht es namentlich Cicero an verschiedenen Orten.

Doch beladen wir unser leichtes Fahrzeug nicht mit einem Uebergewicht gelehrten Ballastes und kehren wir wieder zurück zu der Gegenwart, aus welcher ich zum Schluß noch ein Erlebniß erzählen will, um an dasselbe eine „Moral“ zu knüpfen, welche geeignet ist, die Ethik des Herrn von Ihering zu widerlegen.

Ich habe, glaub' ich, schon gesagt, daß ich zu verschiedenen Zeiten in Rom war, in ganz alter Zeit, da noch Pio Nono regierte, vor einem Menschenalter, und in ganz neuer Zeit unter dem Regiment der Könige Vittorio Emanuele und Umberto.

Vor dreißig Jahren gab es in Rom keine polizeiliche Taxe für die Fiaker, oder wenn es eine gab, so schenkte ihr doch kein Mensch die geringste Beachtung. Man paktirte mit dem Kutscher und dabei fuhr man besser und billiger als gegenwärtig. Ich trat z. B. auf dem Spanischen Platze an die dort zahlreich versammelten Fiaker heran, hob die Hand auf und schrie: „Al Campidoglio (Auf's Kapitol), quanto (wie viel)?“ Der vorderste Kutscher streckte beide Hände und warf Sieben, d. h. er warf sieben Finger aus, wie beim Spiel alla morra. Ich schüttelte das Haupt. Darauf warf Einer weiter hinten Sechs. Ich schüttelte abermals das Haupt. Endlich warf ein Dritter nur eine Hand aus mit allen fünf Fingern. Ich that dasselbe. Wir nickten einander zu. Wir waren des Handels einig. Ich stieg ein. Auf dem Kapitol zahlte ich ihm, als ich den Wagen verließ, die bedungenen 5 Paoli. Der „Paul“ war damals die in Rom übliche kleine Münze, etwa 26 Pfennig.

Vor einigen Jahren war ich wieder in Rom. Ich hatte in Gesellschaft eines französischen Diplomaten den Vatikan besucht. Wir wollten nach dem Laterano. Der Weg ist weit, und es herrschte eine äthiopische Temperatur. Wir wollten also fahren. Am Vatikan stand nur ein einziger Fiaker. Wir



Sultane Zekie. Prinz Mehemed Selim. Sultane Naile.

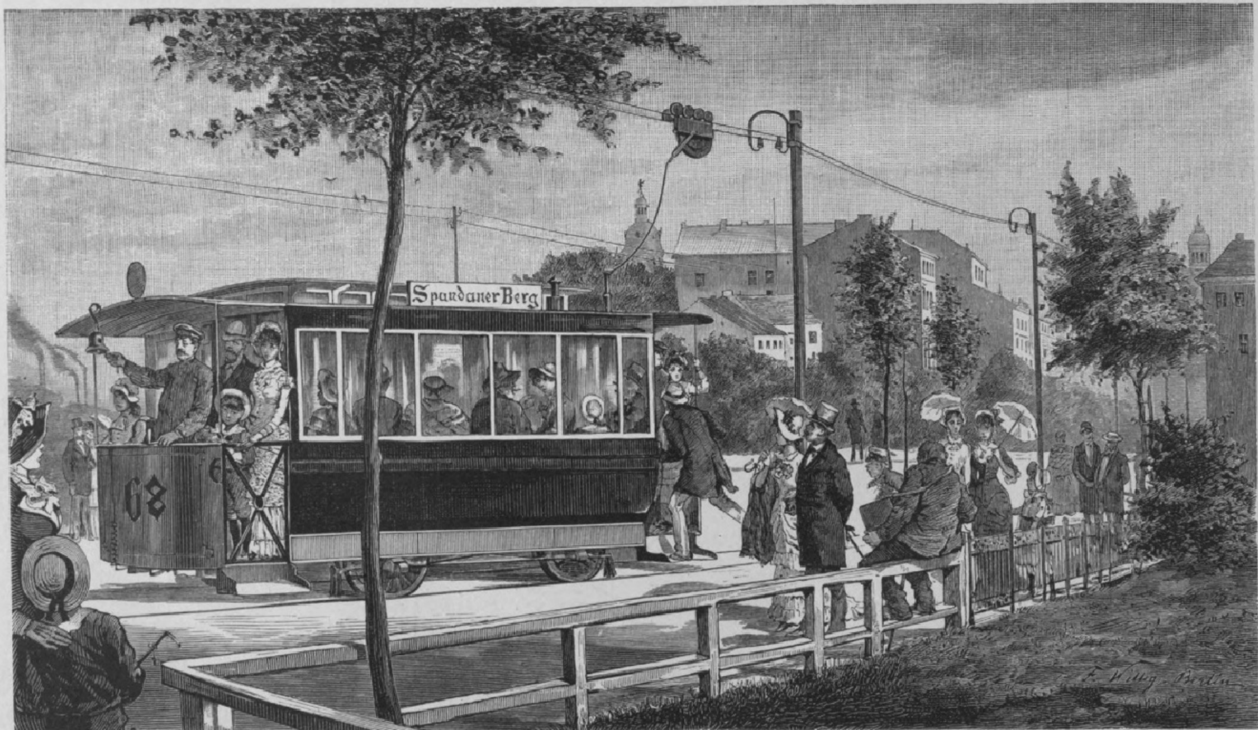
Die Kinder des Sultans.

gingen ihn an, uns nach dem Laterano zu fahren. Er schnitt eine melancholische Grimasse und sagte in weh- und demüthiger Tonart: „Der Weg ist sehr weit und die Taxe sehr klein, Herrschaften." Ich sagte auf Französisch zu meinem Gefährten: „Legen wir dem Mann fünfzig Prozent zu." Allein der Diplomat war anderer Meinung.

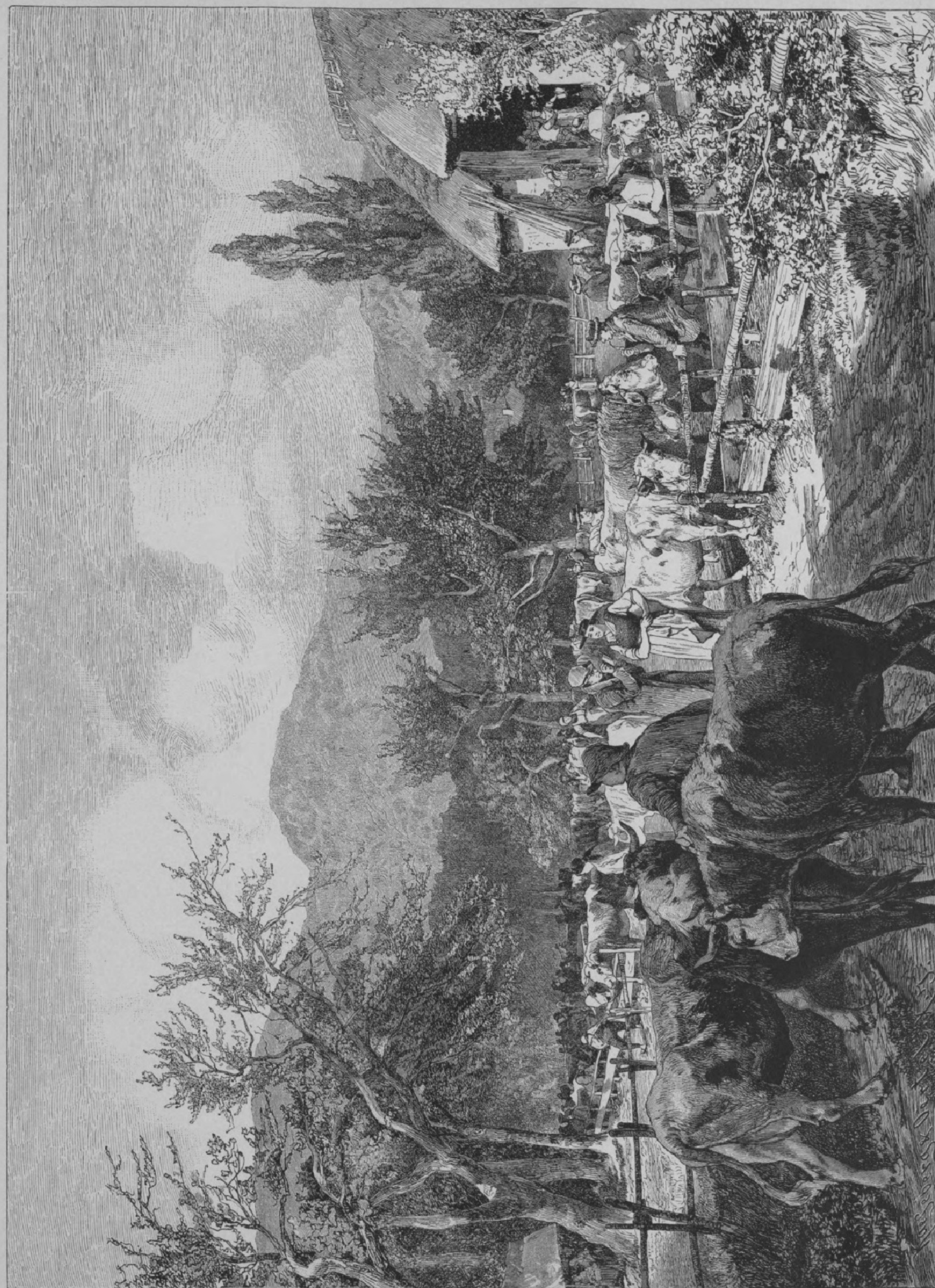
„Ich will den Kerl schon kriegen," sagte er mit dem Bewußtsein eines Mannes, der sein Italienisch gut los hat und in Rom, wo er schon anderthalb Jahre wohnte, „sich ordentlich auskennt". Dann bewies er dem Kutscher haarscharf aus dem Reglement, daß er bei so und so viel Strafe verpflichtet sei, unweigerlich für die Taxe zu fahren. Das machte anscheinend auf den Kutscher einen gewaltigen Eindruck. „Montate, Signori" (Steigen Sie ein, Herrschaften), sagte er. Wir stiegen ein und er fuhr. Aber nicht weit; er fuhr uns nur fünfzig Schritte, nämlich aus dem Schatten, wo wir eingestiegen waren, in die Sonne. Dann hielt er stille. Wir konnten die glühenden Strahlen nicht ertragen, welche senkrecht auf uns niederfielen. Der Diplomat hielt dem Kutscher verschiedene belehrende Vorträge über das Reglement und die Pflichten des Fiakers. Der Kutscher setzte dem Allem ein beharrliches und stoisches Schweigen entgegen.

Wir aber waren keine Stoiker. Wir hielten es keine fünf Minuten aus; wir stiegen aus und suchten uns an einem andern Ort einen andern Fiaker, was uns manchen Schweißtropfen kostete.

Ich aber frage: Hätten wir nicht besser gethan, dem Kutscher eine „Mezza-lira" Trinkgeld zu geben?



Elektrische Bahn von Westend bei Berlin nach dem „Spandauer Bock". Originalzeichnung von F. Wittig.



Viehmarkt in einem oberbayerischen Dorfe. Nach einem Gemälde von Professor Hermann Baisch.

Um den Halbmond.

Roman

von

Gregor Samarow.

(Fortsetzung.)

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Am nächsten Tage erschien der Serdar der Nahia Pilos Piletic in Rjeka, und nachdem er sich einige Stunden im Hause des alten Marco aufgehalten hatte, wurden dorthin die Aeltesten der Stadt und nächstliegenden Gehöfte gerufen. Der Serdar theilte ihnen mit, daß der Fürst sein Land rüsten müsse zu ernstem Kriege, dessen Zeitpunkt sich jetzt noch nicht feststellen lasse, der jedoch an jedem Tage ausbrechen könne. Niemand dürfe sich den Aufständischen in Bosnien und der Herzegowina anschließen, sondern alle Söhne der schwarzen Berge hätten sich für das Vaterland bereit zu halten. Der Fürst müsse in aller Stille den Kampf vorbereiten nach den Plänen, welche sich aus dem Zusammenwirken aller zu der gemeinsamen großen Sache Verbundenen bestimmten, und in allen Theilen des Landes müßten daher in tiefster Stille, ohne daß über die Grenzen hinaus etwas davon zu bemerken sei, die Uebungen ausgeführt werden, denn dießmal gelte es nicht einzelne kleine Streifzüge und Ueberfälle, sondern einen großen, geordneten Feldzug mit der ganzen vereinigten Macht des Landes. Auch gebiete der Fürst allen seinen Unterthanen, sich die Handhabung der neuen Hinterladergewehre anzueignen, damit man auch bei einem Zusammenstoß in freier Ebene den Gegnern gleich stehe in der Benützung der neuen Erfindungen der Kriegskunst. Für Rjeka und die Umgegend habe der Fürst den alten Marco und Nikola Martinovic mit der Führung beauftragt, und sein und des Landes Gastfreund, Wladimir Ossipowitsch, ein Offizier des russischen Zaren, werde die Uebungen leiten und die Mannschaften in der Handhabung der neuen Waffen unterrichten.

Ganz glücklich hörten die Männer von Rjeka diese Botschaft an, alle diese ernsten, strengen Gesichter strahlten vor Freude und stolzem Muthe — sie versprachen, der ganzen waffenfähigen Mannschaft der Gegend die frohe Kunde mitzutheilen, und verbürgten sich für die Erhaltung des unverbrüchlichsten Geheimnisses innerhalb der Grenzen des Landes. Alle diese Männer, viele unter ihnen mit weißem Haar und Bart, traten zu Wladimir heran und reichten ihm mit Herzlichkeit und offenem Vertrauen die Hand, indem sie ihm zugleich die Ehrerbietung zeigten, welche ein Offizier und Abgesandter des großen Zaren ihnen einflößte, den sie als den mächtigen Schirmherrn ihres Glaubens und als den erhabenen Vorkämpfer gegen den Halbmond verehrten.

Wladimir fühlte sich stolz durch die Achtung und das Vertrauen dieser Tapferen; selbst eine Auszeichnung des Kaisers vor dem ganzen Hofe in den schimmernden Sälen des Winterpalais hätte ihn kaum so freudig bewegen können, als die Begrüßung dieser Söhne der schwarzen Berge, welche so ritterlich furchtlos und kühn waren wie die Paladine der alten Heldenzeit, und dabei so einfach, so harmlos wie die Kinder, — zugleich aber fühlte er sich fast gedemüthigt, daß er, der unbedeutende junge Mensch, der noch nichts gethan, der noch kaum den Ernst des Lebens empfunden hatte in dem leichtfertig übermüthigen Treiben der großen Welt, — daß er von diesen heldenmüthigen Männern, deren jeder mehr werth war als er, als ihnen ebenbürtig, ja als ein Höherer empfangen wurde, dessen Leitung und Führung sie sich willig unterordneten. Tief bewegt, — erröthend fast über sein bisheriges, in leichter Tändelei verbrachtes Leben, erwiederte er die kräftigen Händedrücke und gelobte sich im Stillen, seiner neuen Freunde würdig zu werden und die Achtung zu verdienen, die sie ihm, dem Unbekannten, entgegenbrachten. Freilich empfand er dabei auch wieder wie einen bittern Vorwurf die Erinnerung an das Opfer seiner Freiheit, welche er für den lockenden Glanz des Reichthums dahingegeben, der so wenig galt in den Augen dieser opferfreudigen Männer — er fragte sich in bitterem Unmuth, ob sie sich nicht voll Verachtung von ihm abwenden würden, wenn sie wüßten, daß er sein künftiges Leben in goldene Fesseln geschlagen habe, ohne an sein Herz und an das Herz eines andern Wesens zu denken, das er nicht kannte und das er vielleicht zu der langen Qual eines einsamen, liebeleeren Daseins verurtheilt habe. Und um so bitterer wurde dieses Gefühl, das sein Herz zusammenschnürte, da er neben dem Bilde der finstern, kalten Marpha, der er kein warmes Gefühl entgegenbringen konnte, die vielleicht in ihrem Herzen eine andere Liebe trug und ihn verachtete, — da er neben diesem Bilde die holde Lichterscheinung der lieblichen Marica aufsteigen sah, welche all' sein Blut in süßem Entzücken aufwallen ließ und zu der seine ganze Seele ihn sehnsuchtsvoll hinzog.

Von nun an versammelten sich an jedem Morgen vor dem Hause des alten Marco die waffenfähigen Männer aus Rjeka und den umliegenden Bergen, sie zogen hinaus in die Felsenklüfte oder nach dem See hinab unter dem Kommando von Marco Petrovic und Nikola Martinovic — die Schaar theilte sich dann in zwei oder mehrere Abtheilungen, um ihre Felddienstübungen mit derselben Präzision zu machen, als ob der Feind in der That von der einen oder der andern Seite heranrücke. Wladimir aber leitete alle diese verschiedenen Bewegungen nachdem er vorher eine Zeitlang die Mannschaften in der Handhabung der Hinterladergewehre unterrichtet hatte. Er sträubte sich gegen diese Art von Oberkommando, das man ihm übertrug, aber der Stolz auf die Armee, der er angehörte, und das Gefühl, hier in den Bergen gewissermaßen seinen Kaiser und dessen Waffenmacht zu repräsentiren, ließen ihn diese bescheidene Zurückhaltung überwinden. Auch sah er, daß diese tapferen Montenegriner, welche niemals zurückwichen und ob der Feind in zehnfacher Ueberzahl ihnen gegenüberstand, und welche so geschickt waren, aus den Hinterhalten unerwartet hervorzubrechen oder mit herabgewälzten Steinen die Gegner zu zerschmettern, dennoch nicht völlig verstanden, nach den Regeln militärischer Wissenschaft die Vortheile ihres Terrains auszunützen; er raffte daher Alles aus seiner Erinnerung zusammen, was er als Kadet zu seinem Examen gelernt, sein natürlich klarer und scharfer Blick kam ihm dabei zu Hülfe, und so gelang es ihm denn, bei den Manövern, die er ausführen ließ, überraschende Erfolge zu erzielen. Da er außerdem in kurzer Zeit lernte, ebenso gewandt wie die eingeborenen Söhne der Berge über die Felsen zu klettern, Schluchten zu überspringen und sich von steilen Wänden herabzulassen, da er unermüdet in brennenden Sonnenstrahlen oder in strömenden Regengüssen aushielt, ohne eine andere Stärkung als ein Stück trockenes Brod oder einen Schluck Branntwein aus der Feldflasche eines Soldaten, so stieg sein Ansehen bei den Männern von Rjeka von Tag zu Tage, sie folgten seinen Befehlen mit unbedingtem Vertrauen, und auch der alte Marco Petrovic zeigte in seinem ganzen Benehmen deutlich, daß er in ihm nicht nur den Gastfreund und den Boten des großen Zaren ehrte, sondern auch den willensstarken, ausdauernden Krieger, der trotz seiner Jugend und trotz der weichlichen Lebensgewohnheiten, die man seinem zarten Gesicht und seinen weichen weißen Händen ansah, dennoch den harten Dienst ebensogut ertrug, wie die wetterharten Söhne der Berge.

So war das äußere Leben, das sich dem verwöhnten jungen Offizier an Stelle der Petersburger Salons und aller der aufregenden, wechselnden Genüsse der Residenz darbot, — so einfach und rauh dieß Leben auch war, es hatte für Wladimir's frischen Jugendmuth dennoch hohen Reiz, und der edle Wettstreit mit den tapferen Männern des Landes der schwarzen Berge gab ihm einen anregenden Lebenszweck und eine innere Befriedigung, die ihn wohlthätig erfrischten nach der öden Leere, die er im Taumel des Petersburger Lebens oft schmerzlich und drückend empfunden hatte.

Mächtiger und tiefer aber ergriff ihn das innere Leben, das sich blühend, duftend und farbenschimmernd in dieser äußeren, so einfachen Gleichmäßigkeit der aufeinanderfolgenden Tage vor ihm aufthat.

Er hatte Marica am Tage nach seiner Ankunft nur flüchtig gesehen. Der Serdar war bis zum Abend im Hause des alten Marco geblieben und das Mädchen war nur bei der Mahlzeit erschienen, die Gäste des Vaters zu bedienen — aber auch während dieser kurzen Zeit hatte er mit entzückten Blicken die natürliche Anmuth, die kindliche Lebhaftigkeit und die jungfräuliche Schüchternheit in ihrer Erscheinung und in allen ihren Bewegungen bewundert, — ein unwiderstehlicher Zauber schien von ihr auszugehen und ihn ganz und gar gefangen zu nehmen. Er glaubte mit einem Male das Ideal, das ihm undeutlich und schwankend in den Träumen seiner frühen Jugend vorgeschwebt hatte und von dem alle Frauen, die er bisher gesehen, so weit entfernt waren, verkörpert vor sich zu sehen; ohne daß er sich darüber selbst klare Rechenschaft gab, füllte das Bild des lieblichen Mädchens sein ganzes Herz aus, seine Lippen hauchten, als er Abends sein Lager aufsuchte, mit süßem Entzücken den Namen Marica — unwillkürlich flüsterte er ein längst vergessenes Kindergebet, als ob dieser Name seine Seele wieder zum Himmel zurückführe, und ein Befehl, der ihn nach Petersburg zurückgerufen hätte, würde ihm wie ein Todesurtheil erschienen sein.

Nicht anders erging es Marica. Das junge Mädchen, das eben einer einsamen Kindheit in dem abgeschlossenen Hause ihres Vaters entwachsen war, das nichts gesehen hatte in der Welt als ihre Gespielen, die ernsten, harten Männer und die Felsenberge, welche den lichten Himmel in enge Grenzen einschlossen, glaubte in diesem schönen, zarten Jüngling, der so ganz anders war als alle Männer ihrer Umgebung, dessen Blick so innig in ihr Auge sich tauchte, dessen Stimme so weich und schmeichelnd klang, und der doch so stolz und gebietend unter den Uebrigen hervortrat, so leicht und sicher sich bewegte, einen jener alten Fürstensöhne zu sehen, von denen die Sagen erzählten und von denen sie oft als Kind schon geträumt hatte, wenn Abends die alte Wärterin ihr die Heldenlieder ihres Volkes vorgesungen hatte, in denen auch von so zarten, lieblich schönen, jungen Königssöhnen erzählt wurde, die dann aber doch die riesigen, höhnenden Räuber niederstreckten, welche ihre Geliebten geraubt hatten.

Der Gott des Schlafes führte jedem der Beiden das Bild des Andern vor, geschmückt mit all' dem süßen, schimmernden Reiz der körperlosen Traumwelt, und bei ihrem Erwachen glaubten Beide lange mit einander gelebt zu haben und zu einander zu gehören, sehnsüchtig der Verwirklichung des Traumes entgegenharrend und doch wieder bangend vor der Begegnung, fürchtend, daß, was ihre Träume erfüllt hatte, in ihren Augen sich sichtbar wiederspiegeln möchte.

Bald aber sollten diese beiden jungen Herzen, welche die Allgewalt der Liebe mit ihrem berauschenden Flammenhauch berührt hatte, in unwiderstehlichem Zuge sich zu einander finden.

Morgens, ehe die Abtheilungen zu ihren Uebungen auszogen, oder Nachmittags, wenn sie zurückgekehrt waren, trat Wladimir zu Marica in den Garten, um ihr bei den Frühlingsarbeiten behülflich zu sein, und in heiterer Plauderei bestellten sie mit einander die Blumen- und Gemüsebeete — er trug ihr Spaten und Rechen, und sie lehrte ihn, oft lachend über seine Ungeschicklichkeit, die ihr doch so reizend erschien, die kleinen Handgriffe, von denen er nichts wußte und die er doch so eifrig sich anzueignen bestrebt war. Und an trüben, regnerischen Tagen saß er bei ihr in dem großen Wohnzimmer, nachdem er seine bei den Uebungsmärschen durchnäßten Kleider gewechselt, — sie lehrte ihn die Sagen und Heldenlieder der schwarzen Berge und verbesserte lächelnd die Fehler, die er in der Sprache des Landes machte, obwohl sie gerade diese Fehler aus seinem Munde so gern hörte. Sie lehrte ihn die Guzla spielen und den Tanz des Adlers und der Taube — aber nicht scheu und zitternd blickte sie zu ihm auf, wenn er, den Flug des Raubvogels nachahmend, sie umkreiste, sehnsüchtig schimmerten ihm ihre halbgeschlossenen Augen entgegen — sie schien in schüchternem Flügelschlag emporschweben zu wollen, um sich in seine ausgebreiteten Arme zu schmiegen.

Und als die Sonne des Frühlings wärmer und wärmer niederschien, mit dem Kuß ihrer Strahlen die Matten und die Bäume zu frischem, grünendem Leben erweckend, die Felsen mit grünem Moose bekleidend und überall in den Thälern und Schluchten bunte, duftige Blütenknospen öffnend, da führte sie ihn auch wohl an freien Tagen, an denen die Waffenübungen einmal ruhten, oder am Abend, wenn die schrägen Sonnenstrahlen die Felsengipfel vergoldeten, in die nahen Bergthäler hin zu ihren Lieblingsplätzen, an denen sie als Kind gespielt und geträumt hatte, und dann erzählte sie ihm von den Felszacken, die am Horizont aufstiegen in wunderbar phantastischen Formen, von den Blumen und den Bäumen, Alles, was sie in den Märchen ihrer Wärterin davon gehört, und Alles, was ihre eigene kindliche Phantasie dazu gethan hatte, nach der Art ihres Volkes, das in und mit der Natur lebt und darum auch Alles in der Natur belebt und zu persönlicher Bedeutung erhebt. Er saß dann neben ihr, hielt ihre Hand, die sie ihm vertraulich ließ, in der seinen, blickte in ihre klaren, vertrauensvoll zu ihm aufschauenden Augen und lauschte ihrem Geplauder, das wohl für manchen Andern kindisch und bedeutungslos erschienen wäre, das für ihn aber eine Fülle reicher Poesie und tausend holde Beziehungen auf die immer fester in seinem Herzen wurzelnden Gefühle enthielt.

Das Alles war so natürlich, — es war ja selbstverständlich, daß der junge Mann mit der Tochter seines Wirthes verkehrte, und daß Marica für den Gast ihres Vaters alle möglichen Aufmerksamkeiten hatte — Alles geschah so offen unter den Augen des alten Marco — die beiden jungen Leute suchten so wenig die Heimlichkeit, und wenn sie allein mit einander in die Felsenthäler hinausgingen, so geschah das vor Aller Augen — wenn Leute aus der Gegend sie mit einander auf einem Stein oder am Fuße eines Baumes sitzend fanden, so suchten sie sich nicht zu verbergen und grüßten die Vorübergehenden so freundlich und unbefangen, daß die Bevölkerung von Rjeka, auch wenn sie mehr zu mißtrauischem Verdacht geneigt gewesen wäre, in dem Verkehr der Beiden nichts Anstößiges hätte finden können.

Und doch vollzog sich in ihnen jenes wunderbare Erwachen, Erwachsen und Erstarken der Liebe, welches jedes Menschenleben einmal erfüllt, welches die reichste und herrlichste Blüte des irdischen Daseins in sich schließt und doch so selten die Frucht des Glückes und des Friedens treibt. Sie lebten in einander, sie hielten es fast für unmöglich, daß es eine Zeit gegeben haben könne, da sie sich nicht kannten, selbst ihre Erinnerungen traten in Beziehung zu dem sie ganz beherrschenden Gefühl, und all' ihr vergangenes Leben schien ihnen nur eine Vorbereitung für die holde Gegenwart ihrer Liebe zu sein. Die Seligkeit dieser Gegenwart erfüllte und beherrschte sie ganz — sie genossen den glücklichen Augenblick, die Zeit schien ihnen still zu stehen — sie glichen den Schmetterlingen, welche im freundlichen Sonnenstrahl über die Blütenkelche hinschweben in sorgloser Freude — und doch folgt so bald die Nacht dem sonnigen Tage, doch senkt sich so bald der tödtende Reif des Winterfrostes auf die zarten Blüten.

Die erste, die reinste, die mächtigste Liebe lebt in sich selbst beschlossen, sie bedarf der Worte nicht, sie ist sich selbst genug und kennt kaum die Furcht und die Hoffnung — erst die Berührung mit der Welt läßt sie erschrocken um sich blicken, erst der Kampf mit der kalten, harten Welt läßt sie fürchten und hoffen.

So war es auch mit Wladimir und Marica. Sie liebten sich und wußten, daß sie sich liebten, obgleich nie ein Wort der Erklärung über ihre Lippen gekommen war, und das Glück dieser Liebe war ihnen so heilig, füllte so ganz ihre Seelen aus, daß sie es nicht wagten und nicht vermoch-

ten, darüber nachzudenken. Wohl zog ein Schauer durch Marica's Herz, wenn am Abend Nikola Martinovic kam, — wenn er bei dem Gruße ihre Hand so fest mit seinen harten Fingern zusammenpreßte, wenn seine glühenden Augen brennenden Blicks sich auf ihr Gesicht hefteten und wenn er dann sich neben sie setzte, so daß sie fühlte, wie sein heißer Athem zuweilen ihr Haar streifte. Sie wußte ja, daß er sie zu seinem Weibe begehrte, daß nun, da er mit ihrem Vater versöhnt war, seinem Wunsche kein Hinderniß mehr entgegenstand, — aber sie drängte diesen Gedanken wie eine böse, finstere Erinnerung zurück, — das Alles konnte ja nun gar nicht mehr möglich sein, und da auch Nikola noch kein Wort zu ihr gesprochen hatte, außer der ersten, frohbewegten Kunde, daß er mit ihrem Vater versöhnt sei, — so lebte sie träumend weiter im glücklichen Rausch des goldenen Augenblicks.

Ernster wohl regte sich zuweilen die mahnende Erinnerung in Wladimir's Brust, und wenn er an Petersburg zurückdachte, an den Fürsten Nikascha und an die gleichgültige, starre Marpha, so wehte es ihn kalt an wie der Hauch eines dumpfen Grabgewölbes, der in die blühende, warme Frühlingswelt hinaufsteigt. Er wußte, daß er nun niemals Marpha seine Hand reichen würde, — niemals würde seine Mutter ein solches Opfer, das dem Tode gleich käme, von ihm verlangen. — Er fühlte sich hier in der reinen, frischen Natur und unter den ebenso reinen und frischen, einfachen und bedürfnißlosen Menschen stark genug, um sich selbst sein Schicksal zu schaffen und sich selbst eine ehrenvolle Stellung in der Welt zu gründen auch ohne die Millionen, welche er durch jene erzwungene Verbindung hatte erkaufen wollen, die ihm jetzt so unerträglich erschien, daß ein kalter Schauer ihn durchrieselte, wenn er an das Schicksal dachte, das er vor so kurzer Zeit noch fröhlich und leichtherzig auf sich zu nehmen bereit war — und daneben so schmachvoll unwürdig, daß er vor sich selbst erröthete, wenn er daran dachte. An die Zukunft aber dachte er kaum, — sie lag wie ein lichtschimmernder Wolkenschleier vor ihm, reizendes Glück verhüllend, aber ohne bestimmte Form und festgestecktes Ziel. An eine Trennung von Marica, an eine Zukunft ohne sie dachte er nicht, sein Gefühl für sie war zu rein und heilig, als daß eine bloße flüchtige Liebeständelei ihm hätte in den Sinn kommen können, — wie aber diese Zukunft sich gestalten solle, darüber sorgte und grübelte er nicht, — die Jahre liegen ja in so unendlich langer, endloser Reihe vor den Blicken der Jugend, und diesen klaren, hoffnungsfrohen Blicken erscheint die Zeit als eine freundliche Verbündete, die alle Schwierigkeiten löst und alle Wege ebnet.

So lebte denn auch er, alle Sorge von sich weisend, glücklich im Genuß des Augenblicks und in dem wonnigen Rausch der ersten Liebe, welche die Seele reinigt und stärkt wie ein himmlisches Bad, das allen Staub der Erde fortnimmt.

Auch Nikola war glücklich. Ihm war es nicht gegeben, in zartem Tändeln seine Liebe zu zeigen und um Gegenliebe zu werben — so tief und mächtig sein Gefühl für Marica war, so lebte in ihm doch die Auffassung seines Volkes, nach welcher der starke Mann das Weib seiner Wahl erwirbt als das höchste Gut seines Hauses, — er kämpft und arbeitet, um sie zu schützen und zu ernähren, dafür dient sie ihm, um sein Haus zu verschönen und ihm die Last des Lebens tragen zu helfen. Marica kannte sein Gefühl für sie, — einmal hatte die mächtige Leidenschaft die Schranken durchbrochen und war vor ihr hervorgebrochen in ihrer wilden, schäumenden Glut, — die blutige Scheidewand, welche sich zwischen ihnen erhoben hatte, war gefallen, damit war für ihn die Sache erledigt, — es kam ihm kein Gedanke, daß irgend wo anders her noch ein Hinderniß seiner Liebe entgegentreten könnte. Er war ja der Kühnste, Stärkste und Gewandteste unter allen jungen Leuten der Gegend, — er war reich für die einfach bescheidenen Verhältnisse des Landes, und jedes Mädchen weit umher mußte es für das höchste Glück halten, von ihm erwählt zu werden, denn Nikola Martinovic erhob ja seine Gattin zu einer der ersten und geehrtesten Frauen des Landes.

So war denn für ihn die Sache abgemacht, — er erfreute sich, wenn er in Marco's Haus kam, der Schönheit und Anmuth des geliebten Mädchens, und da er sie stets glücklich, lächelnd und heiter fand, so glaubte er freudig, daß auch sie froh und hoffnungsvoll in die Zukunft blicke, die er ihr an seiner Seite geboten hatte. Seinem einfachen, treuherzigen Sinn lag es fern, in dem vertraulichen, ungezwungenen Verkehr des Mädchens mit dem vornehmen Fremden, den er achtete und liebte, irgend etwas Anderes zu suchen, als freundschaftliche Aufmerksamkeit für den Gast des Hauses. Er hörte so gern zu, wenn Wladimir von dem Leben in der Welt draußen erzählte, — von den glänzenden Palästen, von der Gesellschaft und den verschlungenen Fäden so vieler Intriguen, von dem Kaiser und seinem Hof und von all' den Generalen und großen Würdenträgern, deren Namen bis in die stillen Bergthäler gedrungen waren und welche die Schilderungen des jungen Offiziers, der sie alle gesehen, ihnen so lebhaft vor Augen führte. Er freute sich der Lieder, welche Marica den Gastfreund zur Guzla singen lehrte — er selbst trug alte Heldensagen des Serbenvolkes dem begeistert lauschenden jungen Manne vor — und so wurde denn die glückliche Harmonie des kleinen Kreises, der sich an jedem Abend versammelte, durch nichts gestört, ja Marica begann auch gegen Nikola immer mehr freundliche Herzlichkeit zu zeigen und ihn dadurch immer glücklicher, immer vertrauensvoller zu machen.

Nur der alte Marco Petrovic, dessen klarer, scharfer Blick von allen Illusionen der Jugend frei war und dessen lange Lebenserfahrung ihn das menschliche Herz in seinen Wallungen kennen gelehrt, welche die Welt fast immer Verirrungen zu nennen pflegt, weil sie so oft gegen die festen Schranken anstürmen, in welche die Ordnung der Gesellschaft das Leben einengt — er täuschte sich nicht. Er sah diese junge Liebe in dem Herzen seiner Tochter und seines Gastes aufkeimen und wachsen. Zwar stand auch er fest auf dem Boden der Anschauungen seines Landes, — er glaubte nicht an die herzbrechende Gewalt der romantischen Liebe, auch für ihn war das Weib dazu da, dem starken Manne zu folgen, der sie schützte und nährte, und den lieben zu lernen, dem sie gehörte. Auch kam ihm der Gedanke nicht, daß ein Fremder es wagen könne, im Lande der schwarzen Berge ein leichtfertiges Spiel mit seiner Tochter, der Tochter des gefürchteten Türkenkämpfers Marco Petrovic, zu treiben, — er achtete und liebte den jungen Mann, den der Fürst selbst ihm als seines Vertrauens werth überwiesen — aber er kannte auch die Schwäche junger, liebender Herzen und er sah mit schmerzlicher Sorge Kummer und schwere Kämpfe für seine Tochter voraus, wenn sie länger einem Gefühl nachhinge, das sie dennoch später aus ihrem Herzen würde reißen müssen.

Der alte Marco dachte lange ernstlich über diesen außerordentlichen Fall nach, dessen Lösung zum wahren Wohl aller Betheiligten seine erste Pflicht war, und in seinem einfachen, geraden Sinn bot sich ihm als das natürlichste und nächstliegende Mittel, Alles in Ordnung zu bringen, die schnelle Befestigung der Verbindung zwischen Nikola und Marica dar, denn es erschien ihm unmöglich, daß ein Mädchen sich nur einen Augenblick noch unklaren Liebesgefühlen hingeben könne, wenn über ihre Zukunft entschieden sei.

Wohl widerstrebte es ihm, das Band mit dem Sohne seines Blutfeindes zu knüpfen, bevor Nikola durch die Einsetzung seines Lebens im Kampfe für das Vaterland dem Geist des Gemordeten ein Sühnopfer gebracht, und fast war er geneigt, die erwachende Liebe seiner Tochter zu dem Fremden als eine Strafe dafür anzusehen, daß er die alte Pflicht der Blutrache vergessen — aber er hatte nun einmal seinen Entschluß gefaßt, er hatte Nikola und dem Fürsten sein Wort gegeben, und so blieb ihm denn nur noch übrig, seine Tochter vor schwerem Kummer zu bewahren und zu verhüten, daß sein Haus nicht zum Gegenstande des Anstoßes und Gespöttes werde, wenn fremde Blicke je bemerken sollten, was er gesehen hatte.

Er faßte also still und ruhig, wie es seine Art war, seinen Entschluß. Bereits war der Mai herangekommen. In lebhafter Spannung sah man den Nachrichten über die Verhandlungen der Pforte mit den Großmächten entgegen, man wußte, daß in Serbien gerüstet wurde und daß der General Tschernajeff Alles vorbereitete, um in den Kampf einzutreten; man wußte, daß der Fürst Nikita sich den freundlichen Eröffnungen und Versicherungen der Pforte gegenüber kühl ausweichend zurückhielt, — in allen Thälern der schwarzen Berge waren die Mannschaften ebenso eifrig zum regelmäßigen Kriegsdienst geübt wie in Njeka, das ganze Land stand bereit zum Aufmarsch — Jeder fühlte, daß die Ruhe, welche einen Augenblick über der Balkanhalbinsel lag, nur die Schwüle vor dem ausbrechenden Gewitter sei — die Konferenz in Berlin mußte die entscheidende Wendung bringen — entweder durch die Unterwerfung der Türkei unter den Willen der Mächte, oder durch den Krieg — und überall in den Bergen wünschte und hoffte man den Krieg.

Da wurden eines Tages die vornehmsten Einwohner von Njeka zu Marco Petrovic beschieden, — eilig leisteten sie der Einladung Folge, sie hofften, daß endlich eine Botschaft eingetroffen sei, welche der ungewissen Erwartung ein Ende machen möchte. Aber Marco Petrovic empfing sie ruhig und feierlich und sagte ihnen, daß er sie gebeten habe, einer wichtigen Handlung in seinem Hause beizuwohnen. Nikola kam strahlend von Glück und Freude in seiner festlichsten Kleidung, den von den Vorfahren ererbten Yatagan an der Seite, die Kapa mit Perlen und edlen Steinen geschmückt. Auch Wladimir war da, — er begrüßte heiter und herzlich die Männer, mit welchen er täglich zu verkehren gewohnt war, und schien neugierig darauf, irgend eine jener patriarchalischen Sitten des Landes kennen zu lernen, denn Marco Petrovic hatte ihm nur die Bitte ausgesprochen, daß er bei einem Familienfeste seines Hauses gegenwärtig sein möchte.

Als die eingeladenen Freunde versammelt waren, ging Marco Petrovic in feierlicher Haltung hinaus und kehrte nach wenigen Augenblicken mit seiner Tochter Marica zurück, der er den Befehl gesendet hatte, sich mit ihren kostbarsten Gewändern zu schmücken.

Das Mädchen blickte verwundert auf diese unerwartet zahlreiche Versammlung, in deren Mitte sie ihr Vater führte. Schüchtern und befangen blieb sie an der Seite des Alten stehen, nachdem sie durch einen reizenden Blick und ein flüchtiges Lächeln Wladimir ihren Gruß gesendet hatte.

„Ich habe euch gerufen, meine Freunde," sagte Marco Petrovic mit seiner vollen, tiefen Stimme, „um euch mitzutheilen, daß euer aller Freund, Nikola Martinovic, meine einzige Tochter Marica zum Weibe begehrt hat."

Stolz und glücklich blickte Nikola umher, Marica zuckte zusammen, als sei ein Blitzstrahl vor ihr niedergefahren, ein leiser Jammerlaut drang aus ihren Lippen, aber er verhallte unter den allgemeinen Rufen der Verwunderung und des Beifall, — sie schwankte und wäre zu Boden gesunken, wenn ihr Vater nicht mit festem Griff ihr Handgelenk umspannt und sie mit der ganzen Kraft seines Armes aufrecht gehalten hätte.

Wladimir war blaß wie der Tod — er hatte niemals eine Ahnung von den Absichten Nikola's gehabt, — weder dieser noch Marco hatten ihm davon gesprochen, und Marica hatte ebensowenig jemals eine Andeutung darüber gemacht — wie hätte sie das finstere, in der Tiefe ihres Herzens schlummernde Geheimniß berühren mögen? Der plötzliche, so ganz unerwartete Schlag betäubte ihn, er war keines klaren Gedankens fähig, — seine einzige Empfindung war ein ungeheurer dumpfer und erdrückender Schmerz, der bis in die innersten Fasern seines Lebens drang. Nur mit der äußersten Anspannung seiner Willenskraft vermochte er sich aufrecht zu halten, seine Erschütterung hätte von den versammelten Männern bemerkt werden müssen, wenn nicht alle Blicke auf Nikola und Marica gerichtet gewesen wären.

„Ihr wißt," fuhr Marco fort, „daß nach alter Sitte unseres Landes Feindschaft zwischen meinem und Nikola's Blut bestand, diese Feindschaft sei begraben und vergessen — aber zur Sühne für das ungerächte Blut soll nicht eher Nikola meine Tochter in sein Haus führen, als bis er sein Leben, das mir verfallen war nach unseres Landes altem Brauch, dem Vaterlande dargeboten hat im heiligen Befreiungskampf, den Gott bald herbeiführen und siegreich beenden möge. Wenn er siegreich aus dem Kampf, in den ich an seiner Seite hinausziehen werde, zurückkehrt, — so möge ein gesegnetes Geschlecht aus meinem und seinem Blute emporblühen, — wenn er fällt, so soll meine Tochter um ihn trauern als seine Wittwe, und ich werde, wenn ich ihn überlebe, was Gott verhüte, sein Andenken bewahren, als sei er mein Sohn gewesen. Darum habe ich euch heute hieher gerufen, damit ihr Zeugen seid, wie ich meine Tochter Marica feierlich verlobe mit dem edlen und tapfern Nikola Martinovic."

Alle Anwesenden riefen Beifall, — sie freuten sich, daß die Blutfeindschaft zwischen zwei so ruhmvollen Familien für immer begraben sein solle, aber sie fanden es auch natürlich und richtig, daß man nicht so ohne Weiteres über das ungesühnte Blut hinwegging, welches die beiden Häuser trennte, und daß zunächst das der Rache verfallene Leben Nikola's im heiligen Kampfe dem Vaterlande dargeboten werden sollte, damit gleichsam durch ein unmittelbares Gottesurtheil entschieden werde, ob dieß Leben noch der Liebe, dem Glück und der Versöhnung gehören solle.

Auch Nikola selbst schien diese grausame Bedingung natürlich und selbstverständlich zu finden, — sein Gesicht strahlte so glücklich, als ob er sogleich die ersehnte Braut an seinen Herd führen solle.

Er zog nach alter Landessitte aus seinem Gürtel einen Apfel hervor, in welchen ein Goldstück eingefügt war, und übergab dieß Symbol des Wohlstandes an Marica, indem er mit tiefbewegter Stimme sprach:

„Nimm den Apfel, Marica, — wie aus seinen Kernen der hohe, schattenreiche Fruchtbaum erwächst zur Freude und Erquickung, so möge auch reiche Segensfrucht emporwachsen aus meinem Hause, dessen Schmuck und Ehre Du sein sollst."

Marica zitterte und schwankte, aber ihr Vater hielt sie fest mit eisernem Griff, er erhob ihre Hand — Nikola legte den Apfel in dieselbe und schnell nahm er den Apfel, ehe derselbe aus der schlaffen Hand seiner Tochter herabfallen konnte, um die symbolische Gabe, wie es die Sitte erforderte, in seinen eigenen Gürtel zu stecken.

Allgemeine Freudenrufe und Glückwünsche ertönten rings umher, — wohl sah man, daß Marica immer heftiger zitterte und immer tiefer erbleichte, aber Jedermann hielt das für eine natürliche jungfräuliche Befangenheit und auch Nikola schien nichts Anderes dabei zu denken, denn voll Glück und Freude, voll inniger Liebe ruhten seine dunkelglühenden Augen auf dem todtenbleichen Mädchen, das gesenkten Hauptes wie eine vom Sturm geknickte Blume vor ihm stand.

Auf den Wink Marco's, der immer noch fest die Hand seiner Tochter umspannt hielt, brachten die Dienerinnen des Hauses, welche weinend vor freudiger Rührung im Hintergrunde gestanden hatten, Platten mit gefüllten Weingläsern, — es war nun an dem verlobten Paar, bei allen Anwesenden umherzugehen, mit ihnen anzustoßen und ihre Glückwünsche anzunehmen.

„Ich habe jetzt meine Djevers zu wählen," sagte Nikola, „die Freunde, welche mir auf dem wichtigsten und freudigsten Gange meines Lebens zur Seite stehen und später meine theure Braut vor den Altar führen sollen, — ich wähle Dich, Petar Stefanovic," sagte er, einem jungen Manne die Hand reichend, der ganz stolz über diese Auszeichnung aus dem Kreise hervortrat — „und dann," fuhr er ein wenig zögernd fort, — „könnte ich einen bessern Djever wählen, als den Gast dieses Hauses, den Gast unseres Fürsten, den Freund unseres Volkes? — Ich bitte Euch, Herr," sagte er, zu Wladimir hintretend und sich ehrerbietig vor ihm verbeugend, — „erzeigt mir die Ehre, mein Djever zu sein."

Abermals riefen Alle Beifall — Marco Petrovic blickte finster zu Boden. Marica aber warf einen verzweiflungsvollen, fragenden, hülfeflehenden Blick auf Wladimir, der bleich, die Lippen aufeinander gepreßt, die Augen zu Boden gesenkt dastand.



Otto von Badiß: Das Kostkind.



Carl Jutz: Hinter dem Hause.



A. Dorph: Fischerei mit Schleppnetzen im Sunde früh Morgens.



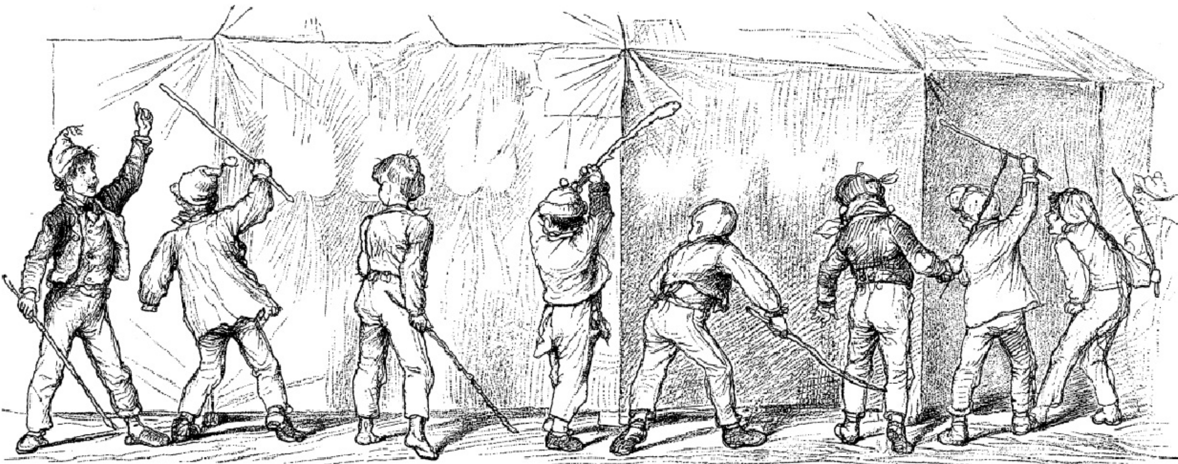
Hans Dahl: Weibliche Anziehung.

Originalzeichnungen der Künstler nach ihren Bildern in der Wiener internationalen Kunstausstellung.

In und vor dem Cirkus. Originalzeichnungen von K. Kögler.



Im Cirkus.



Vor dem Cirkus.



Im Cirkus.

Ein furchtbarer Kampf durchbebte seine Brust. Er hätte aufschreien mögen in seinem Jammer über den so plötzlich vernichteten Traum seines Glückes, er hätte hinstürzen mögen zu Marica, sie in seine Arme schließen und sich mit dem Säbel in der Hand einen Weg bahnen, um sie fortzuführen und in der weiten Ferne eine Zuflucht für das Glück seiner Liebe zu suchen. Aber durfte er so zerstörend eingreifen in das Leben dieser guten, treuen Menschen, die ihn mit so viel Achtung und Vertrauen aufgenommen, — durfte er so die Gastfreundschaft dieses Hauses lohnen und seinem Namen für alle Zeit in den schwarzen Bergen das Brandmal des Verraths anheften, — er, der ja das Band noch nicht gelöst, das er in der Heimat in Leichtsinn und Selbstsucht geknüpft?

Nur einen Augenblick dauerte dieser Kampf, — alle Blicke waren auf ihn gerichtet, — aber in diesen Augenblick drängte sich das Leid von Jahren zusammen, — seine leichtherzige, fröhliche Jugend wendete sich von ihm, der furchtbare Ernst des Lebens erfaßte ihn mit kalter, unerbittlicher Hand.

Er warf einen Blick auf Marica, in welchem sich all' sein Schmerz ausdrückte — dann reichte er Nikola seine Hand und trat an seine Seite, um ihn zu begleiten auf seinem Gange, der das Grabgeleit seiner Liebe war.

Nikola reichte Marica seine Hand, — aber auch Marco ließ seine Tochter nicht los, er fühlte, daß sie zusammenbrechen müsse, wenn er sie nicht stützte, und so gingen die Verlobten von Einem zum Andern durch die Reihe der Gäste, mit Jedem anstoßend und von ihnen freudige, herzliche Wünsche für das Glück ihrer Zukunft empfangend.

Was Marica und Wladimir empfanden, war unbeschreiblich, — es gibt Augenblicke, von denen man gewiß wäre, sie nicht überleben zu können, wenn man vorher von ihrer Qual eine Ahnung hätte, und die man doch überlebt, wenn sie kommen, — aber sie lassen für das Leben ihre Spur in der Seele zurück.

Auch die beiden armen jungen Herzen überstanden jene Augenblicke der Pein, ja Marica gewann die Kraft wieder, festen Schrittes neben ihrem Vater herzuschreiten — in ihrem Geiste aber war es dunkle, kalte Nacht, und als sie dann auf ihr Zimmer sich zurückziehen durfte, lag sie regungslos, ohne Klage, ohne Thräne auf ihrem Bett, — nicht achtend, daß die Sonne sich senkte und daß die Nacht, welche sie umhüllte, auch auf die frühlingsblühende Erde herabstieg.

Wladimir aber mußte noch theilnehmen an dem Festmahl der Männer, wie es die Sitte mit sich brachte, und als er so dasaß in der Mitte der fröhlichen, jubelnden Gesellschaft, da gedachte er des Souper bei dem Fürsten Kudiakow am Tage seiner Verlobung, — er gedachte der starren, kalten Marpha, und eine Ahnung stieg in ihm auf, warum wohl das arme Mädchen, das damals seine Braut wurde, so bleich und traurig gewesen sei, warum ihre Augen sich zu Boden gesenkt und ihre Lippen sich so bitter zusammengepreßt haben mochten.

(Fortsetzung folgt.)

Götz von Berlichingen, seine Besitzungen und Aufenthaltsorte.

(Hiezu das Bild S. 800.)

In dem schönen, lieblichen Thale der Jagst, an der nördlichen Grenze von Württemberg und hinab den Neckarstrom im Badischen liegen die Ueberreste der Burgen, deren Geschichte Antheil hat an den Thaten und Geschicken des berühmten Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand.

Wohl möchten wir uns gerne beim Besuch dieser Orte etwas aus der uns von Götz hinterlassenen Selbstbiographie erzählen lassen, um die Gefühle theilen zu können, die ihn da und dort durchzogen, das eine Mal hochfliegend mit sehniger Faust dreinwetternd wie Gewittersturm und dann wieder vom Schicksal zerschlagen, gefangen, voll Groll, gebeugt und düster.

Sonnig mag seine Jugend in Jagsthausen, seiner Stammburg, gewesen sein und wohl kannte er alle Pfade, Weg' und Furten, ehe er wußte, wie Fluß, Dorf und Burg hieß. Hier ist Wald zum Gejaid, steile Wege führen den Jägersmann hinauf, und ein breiter, flacher Wiesenplan im Thale, darauf sich Reiter und Pferde tummeln konnten. Jagsthausen gehörte schon vor dem fünfzehnten Jahrhundert den Herren von Berlichingen. Um's Jahr 1517 kaufte Götz von Berlichingen, „der Jüngere von Jagsthausen", Hornberg am Neckar, eine schöne stattliche Ritterburg, die von der Höhe eines Bergkopfes mit ihrem „Horn" weit hinausschaut in's offene Neckarthal; die Gehänge des Berges gegen den Neckar sind mit Reben bepflanzt, die einen der besten Neckarweine liefern. Die Burg war für die Art der damaligen Kriegführung ein wirklich fester Platz und Götz wählte sie zu seinem ständigen Wohnsitz. Nur im Jahre 1519 vertauschte er den Wohnsitz auf Hornberg mit der an der Jagst gelegenen Veste Möckmühl; auf dieser führte er als Burgvogt für Herzog Ulrich von Württemberg die Vertheidigung tapfer und ritterlich, wie es seine Art war, bis er, ein Opfer des Verraths, gefangen und nach Heilbronn gebracht wurde. Drei und ein halb Jahre mußte er in einem am Neckar gelegenen Thurme, jetzt Götzenthurm genannt, zubringen, trotz seiner an den Senat gerichteten Bitte um ritterliche Haft und seiner Klage, daß man ihn „in einen Diebsthurm gelegt, so er doch nicht verdienet habe". Doch sollte diese Zeit nicht die längste für ihn sein, da er müßig liegen und ruhen mußte von seinen vielen „Krieg, Vehden und Händel", denn nachdem er beim Ausbruch des unglückseligen Bauernkriegs wieder mit Weib und Kind auf dem Hornberg von den Bauern, die sich bei Gundelsheim gelagert, durch List und Drohung sich bewegen ließ, ihr Hauptmann zu werden, führte ihn diese unfreiwillige Hauptmannschaft in zweijährige Gefangenschaft nach Augsburg, aus der er nur entlassen wurde, nachdem er geschworen hatte, nie mehr den Bezirk seines Schlosses Hornberg zu verlassen, kein Pferd mehr zu besteigen und keine Nacht außerhalb der Burg zuzubringen. Es mag dem Manne, der nur an Krieg und Fährlichkeit gewöhnt war, dieses unthätige Leben sehr schwer angekommen sein und können wir ihm recht gut glauben, daß die schwertgewohnte, fechtgeübte Hand sich nicht gerne zur Feder bequemte, um seine Lebensgeschichte niederzuschreiben „zur Warnung, daß man den Menschen nicht zu viel traue". Wohl hat er nicht geahnt, welchen Schatz er in dieser scheinbar müßigen Zeit geschaffen und der Nachwelt hinterlassen hat, und es möchte daraus Eines hier seine Stelle finden, nämlich über seine eiserne Hand, auf welcher der Ritter auch hier im Bilde kniet. Er erzählt im sechsten Kapitel seiner Lebensbeschreibung wortgetreu also: „Im Bayrischen Krieg 1504 ist mir vor Landshut mit einer Feldschlangen durch die Nürnberger der Schwerdtknopf entzweygeschossen worden, daß mir das halbe Theil in Arm ging und drey Armschienen damit, und lag der Schwerdtknopf in Armschienen, daß man ihn nit sehen kunt — — und wie ich so das siehe, so hengt die Hand noch ein wenig an der Haut und leit der Spieß dem Gaul unter denen Füßen, so that ich eben, als wäre mir nichts darum und wandt den Gaul allgemach um, und kam dennoch ungefangen von denen Feinden hinweg zu meinem Hauffen." Später fügt er noch bei: „Und von der Zeit an am Sonntag nach St. Jacobstag, da bin ich zu Landshut gelegen, bis um Fastnacht außen, was ich der Zeit für Schmerzen erlitten habe, das kann ein jeglicher wohl erachten, und wäre das mein Bitt zu Gott, wenn ich in seiner göttlichen Gnad wäre, so solt er im Nahmen Gottes mit mir hinfahren, ich wäre doch verderbet zu einem Kriegsmann, doch fiel mir ein Knecht ein, von dem ich etwan von meinem Vater seel. und olten Knechten gehört het, welcher der Köchle geheissen, der hette auch nit mehr denn ein Hand gehabt, und hette eben alsobald ein Ding gegen Feinden im Feld ausrichten können, als ein anderer, der lag mir im Sinn, daß ich Gott aber anrufft und gedacht, wann ich schon zwölff Händ hette, und sein göttliche Gnad und Hülff mir nicht wohl wöllt, so were es doch alles umsonst, und vermeint derenthalben, wann ich doch nit mehr dann ein wenig ein Behelff hette, es were gleich eine eiserne Hand, oder wie es were, so wolt ich dennoch mit Gottes Gnad und Hülff im Feld noch irgend so gut als sonsten ein heilloser Mensch, ich bin auch seithero mit desselben Köchles Söhnen geritten, die redlich und berühmt Knecht gewesen. Und nachdem ich nun schier sechzig Jahr mit einer Faust Krieg, Vehd und Händel gehabt, so kann ich wahrlich nicht anders befinden noch sagen, denn daß der Allmächtig, Ewig, Barmherzig Gott wunderbarlich mit großen Gnaden bey und mit mir in allen meinen Kriegen, Vehden und Gefährlichkeiten gewesen."

Auch auf seinem Grabmal sind die Inschriften, nach dem Styl zu schließen, von ihm selbst verfaßt.

Sechzehn Jahre hielt er sein gegebenes Wort auf's Gewissenhafteste in seinem Burgbann, bis ihn Kaiser Karl V. davon entband und in seine Kriegsdienste rief. Im hohen Alter ging Götz mit seinem Pfarrer einen Vertrag ein, daß, da er, Götz, bei hohem Alter wäre, als Einer, der auf der Grube ging, nur noch eine Hand habe und dazu blind wäre, so solle der Pfarrer zeitlebens bei ihm bleiben. Am 23. Juni 1562 starb Götz. Von Hornberg ging der Trauerzug nach dem Kloster Schönthal, wo die Begräbnißstätte der Berlichingen'schen Familie war. Unter den Ritterstandbildern dieses Geschlechts, die im Kreuzgang der Klosterkirche aufgestellt sind, ist auch das des Götz „Gottfried von Berlichingen", das die Zeichen großer Porträtähnlichkeit trägt. Aus den Inschriften am Denkmal lernen wir eine Charaktereigenschaft kennen, die auch aus seiner Selbstbiographie stark hervorleuchtet, nämlich eine lebendige, innige Frömmigkeit; es verdient das um so mehr erwähnt zu werden, weil wir an ihm gewöhnlich nur das Biderbe und Ungeschlachte im Uebergewicht wähnen. Nachdem wir auch daraus erfahren, daß Götz in einem Alter von etlich achtzig Jahren auf Schloß Hornberg verschieden ist, scheiden wir von diesen Orten und schließen den kurzen Lebensabriß über den „Alten, der überall bekannt", wie uns in einer Grabschrift in lateinischen Distichen gesagt wird, „der, nachdem er im Leben viel Fehden bestanden, stetigen Friedens sich freut", mit den letzten Strophen dieser Grabschrift:

«Tutus ab insultu, nulli metuendus et ipse
Aeternis fruitur sed sine fine bonis.»

Jul. Fehr.

Viehmarkt in einem oberbayerischen Dorfe.

Gemälde von Professor Hermann Baisch.

(Hiezu das Bild S. 805.)

Wogende Saatfelder schaut das Auge im gebirgigen bayerischen Oberlande nicht, wohl aber grasreiche Triften, von waidenden Heerden durchzogen, deren harmonisches Geläute in diesen höheren Regionen eine fröhlichere Stimmung in unser Gemüth ruft, als im schweren Dunstkreis der Städte die kunstreichste Opernmusik.

Wie überall im Hochlande begegnen wir auch in den bayerischen Alpen zumeist vereinzelten Bauernhöfen und Alphütten. Das entspricht uralter germanischer Sitte, an welcher noch heute mit Strenge festgehalten wird: eine Erinnerung an die Zeiten, in denen der freie Grundbesitzer auf seinem Grund und Boden so ungehindert schaltete und waltete wie ein König. Und so steht sein Haus noch heute inmitten seines Grundbesitzes, der nicht selten so groß ist, daß die menschliche Stimme nicht bis an die Marken desselben reicht. Wo das der Fall, da trägt der First des Hauses ein leichtes hölzernes Thürmchen mit einer Glocke, deren weithin getragener Klang zu drei verschiedenen Tageszeiten das draußen arbeitende Gesinde zum Mahle ruft.

Bis zur Alpe freilich dringt der Glockenklang nicht hinauf, denn zu ihr gelangt auch ein rüstig ausschreitender Bergsteiger oft erst nach stundenlangem Wandern. Die schmucklose Blockhütte der Sennerin aber ist von nicht geringerer Wichtigkeit wie das stattliche, mit seiner Giebelseite der aufgehenden Sonne zugewendete Wohnhaus im Thale drunten oder am sanften Bergabhang. Stehen dort im Stalle stattliche, wohlgenährte Rosse, der Stolz des Bauern, mit denen er Sonntags zur entfernten Kirche fährt, so waiden auf der Alpe breitstirnige, langsam hinwandelnde Rinder, die erst des Abends in den langgestreckten Raum zurückkehren, der sich unter demselben Dache dicht an den Wohn- und Schlafraum der Sennerin anschließt. Die aber ist eine gar wichtige Persönlichkeit, denn ihr ist der Hauptschatz des Bauern, das Rindvieh, anvertraut. Ein stetes Zusammenleben bringt Mensch und Thier einander näher und es fließt manche Thräne, wenn die Zeit des Viehmarktes im nächsten größeren Flecken oder Dorfe naht und der Bauer einen seiner Knechte auf die Alm hinaufschickt, um die zum Verkauf bestimmten Stücke herabzuholen.

Das Dorf des bayerischen Hochlandes besteht in der Regel aus zerstreuten, von Garten und Grasplatz umgebenen Häusern, welche deßhalb von ihren Eigenthümlichkeiten keine abzulegen brauchen. So fehlt es denn auch nirgends an geeigneten Marktplätzen, auf denen das Vieh, kurzweg an die Umzäunungen angebunden, zum Verkauf ausgestellt ist, ganz so, wie es unser Bild zeigt, das auf der württembergischen Ausstellung des Jahres 1881 Epoche machte.

Der Künstler, Hermann Baisch, wurde am 12. Juli 1846 als Sohn eines Lithographen zu Dresden geboren und begann seine Lehrzeit an der Stuttgarter Kunstschule. Im Jahre 1868 begab er sich nach Paris, wo er namentlich den Einfluß Rousseau's auf sich wirken ließ, und wurde 1869 ein Schüler Adolf Lier's in München. Baisch liebt einfache Motive, die aber allzeit poetisch aufgefaßt und Träger einer bestimmten tiefgefühlten Stimmung sind. Obwohl Landschafter, pflegt er seinen Viehstaffagen eine Bedeutung zu geben, welche über die einer gewöhnlichen Staffage hinausgeht und seine Bilder dem Thiergenre naherückt, wie auch aus unserer Nachbildung zu ersehen. Seit vorigem Herbst lebt Baisch als Professor an der Kunstschule zu Karlsruhe.

Karl Albert Regnet.



Literatur.

— **Die originelle Persönlichkeit des berühmten Begründers der** Künstlerdynastie, Ludw. Devrient, welcher den Mittelpunkt jenes mit phantastischen Elementen reich versetzten Kreises der literarisch-theatralischen Welt des Berlin von 1820 bildete, hat einen ganzen Mythus ausgebildet, welcher von der zeitgenössischen Belletristik reichlich ausgebeutet wurde. Das größte Glück auf diesem Boden machten die „Devrient-Novellen" von Heinrich Smidt, welche nun eben in einer dritten Auflage nach langer Zwischenzeit dem Lesepublikum zugeführt werden (Berlin, Paetel). Der Verfasser, welcher in den geistig angeregten Kreisen des literarischen und künstlerischen Berlin jener Zeit vielfach verkehrte, hat uns eine Biographie des großen Mimen in der ansprechenden Form von Novellen, richtiger novellistischen Skizzen oder Bildern gegeben und das Leben in seinen hellen und dunklen Seiten an den Blicken des Lesers vorübergeführt. Mit Vergnügen versetzen wir uns wieder in diesen Blättern in eine Zeit echten Künstlerthums, genialer schöpferischer Thätigkeit — die einen so seltsamen Kontrast zu der sich überhastenden, in Gastspielen sich abhetzenden und auf Reklame basirenden theatralischen Welt von heute bilden. Darum allein schon verdienen die beiden Bände eine freundliche Aufnahme bei der heutigen Lesewelt.

— **Bayard Taylor, der amerikanische Gesandte beim deutschen** Reiche, hat seinen Landsleuten nicht nur Goethe's Faust in einer trefflichen Uebersetzung geschenkt, sondern auch in seinen schwierigen Punkten erläutert. Die Gemahlin des Uebersetzers bietet uns diesen Kommentar nun auch in deutscher Ausgabe unter dem Titel: „Goethe's Faust. Erster und zweiter Theil. Erläuterungen und Bemerkungen dazu" (Leipzig, Grieben). War schon die Uebertragung ein Beweis, wie tief der Amerikaner in die deutsche Dichtung eingedrungen, so bietet er uns hier gewissermaßen die Belege dazu, die nicht nur von einem eingehenden Studium der reichen einschlägigen Literatur, sondern namentlich auch von seiner eigenen Kraft, den fremden Dichter zu erfassen und seinen Intentionen feinfühlend und verständnißvoll nachzugehen, Zeugniß geben. Auch die Kritik, die er an den bisherigen Kommentaren übt, ist ebenso geist- als maßvoll und beweist, wie es ihm überall nur um die Sache, nicht um die Person zu thun ist. Daß Taylor es auch unternommen, den zweiten Theil mit seinen Mysterien zu erklären, gibt uns den Beleg dafür, daß er nicht nachgelassen, bis er den Dichter in seiner Totalität erfaßt hatte. Wie wir jüngst unsere Freude darüber aussprachen, Goethe durch die treffliche Uebersetzung von Hansen unserem Nachbarvolke Dänemark zugeführt zu sehen, so nun, zu erfahren, wie Taylor den Faust seinen amerikanischen Landsleuten in doppelter Weise verdolmetscht hat.

— **Ludwig Nohl hat sich um die Geschichte der Musik, nament**lich die Periode von Mozart bis Beethoven, vielfache Verdienste erworben: nun tritt er mit einer „Allgemeinen Musikgeschichte" (Leipzig, Reclam junior) auf, welche für die weitesten Kreise bestimmt ist, indem sie der bekannten Universalbibliothek angehört, die durch ihren Preis, was sie bringt, auch dem Unbemitteltsten zugänglich macht. Diese großen Kreise hat der Verfasser bei seiner populären Darstellung im Auge behalten und uns ein anziehend geschriebenes, gedrängtes Kompendium der Musikgeschichte geboten, welches, indem es den Musiker befriedigt, den Laien rasch in den Entwicklungsgang dieser Kunst einführt. Das hübsche Büchlein liest sich ganz angenehm, trotzdem es auf so wenigen Bogen eine so reiche Geschichte an uns vorüberführt, und gerade diese ansprechende Form wird, abgesehen von dem billigen Preis, das Büchlein in zahlreiche Hände führen, namentlich auch den vielen Jüngern der Kunst eine rasche Einführung in dieselbe ermöglichen. Das Buch ist nur Erzählung, alles spezifisch Technische ist vermieden.

— **Der Schah von Persien fühlte, als er auf seinen Reisen mit** europäischer Kultur in Berührung kam, das Bedürfniß, sich mit den praktischen Einrichtungen der verschiedenen Länder bekannt zu machen und diese auch in seiner Heimat einzuführen. So namentlich die Post. Dieß gab Veranlassung, daß ein höherer österreichischer Postbeamter, Postrath G. Riederer, dahin beordert wurde, um unsere Posteinrichtungen für Persien anzubahnen. Vierzig Monate brachte derselbe dort zu und hat nun in einem „Aus Persien" betitelten Bande (Wien, v. Waldheim) seine Erlebnisse und Erfahrungen aufgezeichnet. Seine Reise, vor Allem aber die Beobachtungen über Land, Sitte und Brauch hat er in einfacher, anspruchsloser — stylistisch etwas sorgloser — Weise dargestellt. Durch seine Stellung war es ihm vergönnt, tiefere Einblicke in die Zustände und Einrichtungen in politischer wie merkantiler Weise zu thun und namentlich auch die Stellung der Europäer im Reich der Sonne genau kennen zu lernen. Gegenüber den wissenschaftlichen Werken, an denen über Persien kein Mangel, ist dieses Buch in seiner ungekünstelten Darstellung eine äußerst ansprechende und durch die glückliche Beobachtungsgabe des Autors und

die Mittel, die ihm seine Stellung bot, das Land bis in's kleinste Detail kennen zu lernen, eine nicht zu unterschätzende Arbeit. Die Verlagshandlung hat das Buch nicht nur sehr elegant ausgestattet, sondern auch mit Holzschnitten geschmückt.

— **Zola beschäftigt sich mit einer historischen Dichtung, deren** Held — Garibaldi sein soll.

Bildende Künste.

— **In Berlin wird dieses Jahr keine Kunstausstellung stattfinden.**

— **Der Kunstverein Salzburg veranstaltet während des inter**nationalen alpinen Kongresses, welcher heuer Anfangs August in Salzburg tagt, eine Ausstellung von Kunstwerken, welche nur alpine Motive zum Gegenstande haben. Da der Kongreß sehr zahlreich besucht werden dürfte, so ist auch der Erfolg dieser Ausstellung ein unzweifelhafter.

— **Die durch den Tod Knabl's erledigte ordentliche Professur** für religiöse Plastik an der Akademie für bildende Künste zu München wird vorerst nicht definitiv besetzt und dem Bildhauer Eberle daselbst die Funktion eines Hülfslehrers für das genannte Fach übertragen.

— **Nach Entscheidung der Jury über die eingelaufenen Kon**kurrenzarbeiten wurde die Ausführung des monumentalen Brunnens in Lindau dem Bildhauer W. Ruemann und Architekt Professor Thiersch in München gegen eine Entschädigung von 40,000 M. und die malerische Ausschmückung des neuen Rathhauses in Kaufbeuren dem Professor Lindenschmit in München übertragen, der hiebei die Technik der Keim'schen Mineralmalerei zur Anwendung bringen wird.

— **Nachdem das Züricher Preisgericht Natter in Wien, Miller** junior und Rohmeis in München und Schlöth in Thal (St. Gallen) für ihre Entwürfe zu einem Zwingli-Denkmal prämiirt hat, sind sämmtliche 41 Entwürfe dem Publikum zur Schau gestellt. Es befinden sich Werke von deutschen, französischen und italienischen Bildhauern darunter. Der Totaleindruck läßt der Ueberzeugung Raum, die vielseitige Bedeutung Zwingli's sei durchweg ungenügend erfaßt worden, zumal mit Rücksicht auf seine Eigenthümlichkeit als Schweizer. Die meisten Künstler schufen theatralische Kompositionen mit ausgestreckten Armen und fuchtelnden Händen, andere umgekehrt behagliche Prädikanten, ein paar Italiener sogar tobende Fanatiker. Die vom Preisgericht bevorzugten Arbeiten stellen den Reformator in ruhiger, würdiger Haltung (nur der Dritte als Prediger) mit Schwert oder Bibel kaum bewegt dar. Auf dem stillen Lindenhof, der wie eine halbvergessene Oase einen der wenigen Reste des alten Zürich bildet, wird die so ausgeführte Statue eine Hauptzierde der bilderarmen Stadt werden.

— **In der Sitzung der Stadtverordneten Frankfurts wurde das** von dem Eigenthümer der „Frankf. Zeitung", Sonnemann, angebotene Geschenk, eine Marmorgruppe: „Dichtung und Wahrheit", für das erste Stockwerk des Treppenhauses der neuen Oper, unter Danksagung angenommen. Die Gruppe wird, wie der Vorsitzende betonte, nach dem Urtheil von Kunstkennern dem Opernhause zur Zierde gereichen. Sonnemann hat in seinem bezüglichen Schreiben zugleich seine Geneigtheit ausgesprochen, der Stadt eventuell noch eine zweite Gruppe: „Kunst und Natur", zum Geschenk zu machen.

— **Der großherzoglich hessische Baurath Heinrich v. Hügel in** Wien hat mit einem Kapitale von 30,000 M. eine Stiftung gemacht zu dem Zwecke, aus den Zinsen desselben Bilder anzukaufen und den Staatsgemäldesammlungen zu München, beziehungsweise dem Handzeichnungs- und Kupferstichkabinet daselbst einzuverleiben. Diese Stiftung ist um so willkommener, als das Budget keine Position für Anschaffung von Bildern für die alte Pinakothek aufweist.

— **Geheimerath Dr. v. Pettenkofer in München hat sich in einem** an den Historienmaler Theodor Pixis gerichteten Schreiben dahin ausgesprochen, daß die Pixis-Patentbilder dieselbe Dauerhaftigkeit besitzen wie gewöhnliche Oelbilder.

— **Die k. Akademie der bildenden Künste in München hat zur** Prüfung und Begutachtung der Keim'schen Mineralmaltechnik eine Kommission eingesetzt, welche sich nun vom chemisch-technischen, vom bautechnischen und vom künstlerischen Standpunkte aus über das genannte Verfahren ausgesprochen hat. Sämmtliche Kommissionsmitglieder sprechen sich übereinstimmend dahin aus, daß es A. Keim gelungen ist, das Problem der Herstellung von durch das Klima unzerstörbaren Wandmalereien vollständig zu lösen. Dem fügen die Kommissionsmitglieder Akademieprofessoren W. Lindenschmit, A. Müller und Gabr. Max vom künstlerischen Standpunkte noch Folgendes bei: „Besonders ist es der klare weiße Malgrund, auf welchem sich die Farben (besonders Lasuren) durchsichtig, brillant und mit großer Leuchtkraft verschaffen, was auf dem dunklen Untergrunde des stereochromen Cement- oder Mörtelgrundes nicht der Fall ist. Die Reichhaltigkeit der Farbenskala ist eine große und das höchste Licht des Freskobildes, sowie eine bedeutende Tiefe und Wärme der Schatten erreichbar, auch durchaus kein Mangel an brillanteren Farben. Es sind sowohl Deck- als Lasurfarben anwendbar. Die Bilder lassen sich wie in der Stereochromie und Freskomalerei ganz matt herstellen, so daß sie bei jeder Beleuchtung und von jeder Seite her übersehen werden können. Das Malen selbst ist äußerst angenehm und bietet nicht die mindesten Schwierigkeiten. Die Farben sind äußerst geschmeidig, gehen leicht aus dem Pinsel, adhäriren gut auf dem Malgrunde und lassen sich in einander vertreiben. Die vollendeten Bilder können mit Leichtigkeit retouchirt, verbessert und zusammengestimmt werden. Einer der größten Vortheile aber im Gegensatz zur alten Stereochromie ist es, daß die Farben, nachdem sie fixirt sind, ebenso bleiben und wirken, wie während des Malens im nassen Zustande. Die Technik ist so einfach und leicht, daß sich jeder Künstler in kürzester Zeit eine beliebige, seiner individuellen Anschauung entsprechende Technik selbst bilden kann." Neuerlich ist es Keim gelungen, seine Erfindung auch für die Staffeleimalerei anwendbar zu machen und so gegen Feuer, Säuren und Feuchtigkeit unempfindliche Bilder auf Leinwand herzustellen.

— **Von „Albrecht Dürer's Holzschnittwerk", in Auswahl mit** Text herausgegeben von Professor Dr. Karl v. Lützow, Bibliothekar der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien, nach den Originalen durch Lichtdruck als Facsimile ausgeführt von Arnold und Zettler in München (Nürnberg, Verlag von S. Soldan, Hofbuch- und Kunsthandlung), ist die erste, dreizehn Blätter enthaltende Lieferung erschienen. Um die treueste Imitation zu ermöglichen, ließ die Verlagshandlung das Papier, worauf die Facsimile gedruckt sind, in Holland in der Stärke und Farbe des alten Büttenpapiers anfertigen, so daß die kostspieligen Originale vollständig ersetzt sind. Bei der echt germanischen Tiefe des Dürer'schen Geistes, seiner unvergleichlichen Kraft und Ursprünglichkeit und Vielseitigkeit darf man sein Holzschnittwerk wohl als ein lehrreiches und anregendes Hausbuch begrüßen.

— **Die kürzlich ausgegebene zweite und dritte Lieferung von** des Professors J. L. Raab in München großem „Pinakothekwerk" (Verlag von Käser in München) enthalten wieder eine Reihe köstlicher Blätter, darunter die angebliche Bürgermeisterin von Antwerpen von Van Dyck, die Amazonenschlacht von Rubens, die Madonna della Tenda von Rafael, die Hügellandschaft von Ruysdael, Alb. Dürer's Selbstbildniß, Murillo's heil. Franz v. Paula, einen Lahmen heilend, und A. Brouwer's Dorfbaderstube. Jedes Blatt gibt einen neuen glänzenden Beweis der außerordentlichen Befähigung des Künstlers, die Eigenart der verschiedenen Meister zu erfassen und mit der Radirnadel in charakteristischer und geistreicher Weise wiederzugeben. Die Sammlung wird 48 Blätter umfassen.

— **Der Berliner Historienmaler August v. Heyden hat im Auf**trag eines Gubener Bürgers ein großes Gemälde vollendet, welches für den Schmuck der Aula des dortigen Gymnasiums bestimmt ist und eine Episode aus den Kämpfen des Markgrafen Gero mit dem wendischen Stamme der Leutizen schildert. In einem dieser Kämpfe hatte der tapfere Markgraf seinen Sohn verloren. Er selber war schwer verwundet worden, und unter dem Drucke dieses doppelten Schmerzes ließ er — das ist die Darstellung des Künstlers — in einer mit Siegestrophäen angefüllten Hütte die gefangenen Häuptlinge der Feinde mit ihren Frauen und Kindern vor sich führen. Ein hoher Geistlicher, der neben dem Markgrafen steht, scheint den Zorn des selber schwer getroffenen Siegers zu dämpfen. Denn mit stummen, vorwurfsvollen Blicken begegnet dieser den gefesselten Feinden. Der eine schwarzhaarige bemeistert nur mit Mühe seinen Ingrimm, während der andere, ein Recke mit rothblondem Haupt- und Barthaar, sich mit schmerzlicher Resignation in sein Schicksal ergibt. Im Vordergrunde rechts sieht man die Leiche des getödteten Sohnes des Markgrafen. Der Künstler hat in der Darstellung der Kostüme und Waffen des zehnten Jahrhunderts, für welche ihm die Bronzefunde Material geboten haben, eine große Kenntniß entfaltet und in dem Kolorit, namentlich in Blau und Gelb, Akkorde von seltener Kraft und Schönheit angeschlagen.

Musik.

— **Zum Preisausschreiben des humoristischen Männergesang**vereins „Schalk" in Breslau gingen 214 Arbeiten ein, von denen das Werk: „Im Lorleifelsen" von C. Bieber, Kantor in Pirna, den Preis erhielt. Der Verein „Schalk" setzt nunmehr für die beste Komposition des preisgekrönten Textes einen Preis von 150 M. aus. Der Text ist von C. Köhler, Holteistraße 31, zu erhalten, wohin auch die Konkurrenzarbeiten unter den gewöhnlichen Formalitäten zu senden sind. Das Ziel zur Einsendung ist der 16. September 1882.

— **Der dießjährige (V.) Kongreß des Verbandes deutscher Zither**vereine findet am 26., 27. und 28. August in Leipzig statt. Mit dem Kongreß wird ein Konzert im Krystallpalast verbunden sein, welches von den besten Spielern der verschiedenen Vereine ausgeführt wird.

Bühne.

— **In Berlin fand im Bureau des Justizraths Dr. Horwitz die** definitive Feststellung der Verträge zwischen den Sozietären des „Deutschen Theaters" und Direktor L'Arronge, des Organisationsstatutes 2c. statt. Bisher bestanden nur Präliminarverträge, allerdings von vollkommen bindender Kraft, wenn auch nicht in allen Details ausgeführt. Die Sache wird also Wirklichkeit.

— **Professor Sepp, der bekannte bayerische katholische Abgeord**nete, einer der Wenigen von der Rechten der bayerischen Kammer, welche seinerzeit für die Einheit Deutschlands eintraten, ist unter die Dramatiker gegangen. Der berühmte Gelehrte auf dem Gebiete kirchlicher Archäologie hat ein Volksstück geschrieben, das sich „Der Jägerwirth" betitelt und die Zeit der Sendlinger Bauernschlacht behandelt. Wie es heißt, soll das Stück an dem Münchener Gärtnerplatztheater, dessen Gesellschaft ja hinreichend bekannt ist, zur Aufführung kommen.

— **J. J. Abert's Oper „Ekkehard" hat in der neuen Umarbei**tung des Textes für die Münchener Hofoper an dieser bei der ersten Aufführung, welche der von Stuttgart herübergekommene Komponist selber leitete, einen bedeutenden Erfolg gehabt. Die Mitwirkenden wurden nach jedem Akte, der Komponist nach dem dritten und letzten gerufen. Auch die Wiederholungen haben glänzende Resultate geliefert.

— **Auf einer kürzlich in Mansion House in London zu Gunsten** der Gründung einer dramatischen Schule in England abgehaltenen Versammlung wurde mitgetheilt, daß das Unternehmen bereits so weit gediehen sei, daß die Schule schon am 4. Oktober d. J. eröffnet werden könne. Zur Gründung des neuen Collegs für Musik sind ebenfalls schon ganz bedeutende Fonds in Händen, so daß auch dieses Unternehmen demnächst in's Leben treten kann. Seit deutsche Künstler und Künstlerinnen in England festen Fuß gefaßt haben, wird dort überhaupt unstreitig sehr viel zur Förderung der Kunst gethan, da die Engländer nicht blind gegen die Mängel sind, unter denen das Land in dieser Beziehung bisher litt.

Kultur und Wissenschaft.

— **Die Society of Arts in London hat ihre in 1882 gestiftete** Albert-Medaille für ausgezeichnetes Verdienst in der Förderung der Künste, des Fabrikwesens oder des Handels dieses Jahr Pasteur für dessen „Forschungen in Verbindung mit der Gährung der Präservirung von Weinen und der Fortpflanzung zymotischer Krankheiten in Seidenwürmern und Hausthieren, wodurch die Kunst der Weinfabrikation, die Seidenerzeugung und die Landwirthschaft große Vortheile gewonnen", zuerkannt.

— **In Wien ist dieser Tage das für die dortige Sternwarte** bestimmte Riesenfernrohr angelangt und mittelst acht Paar Pferden dahin befördert worden. Das Teleskop wiegt gegen 700 Centner, die Länge beträgt 30 Fuß und im Durchmesser mißt dasselbe 27 Zoll. Das Fernrohr wurde in der Grubb'schen Fabrik in Dublin angefertigt und kostet 100,000 fl. Mit der Aufstellung, welche ein bis zwei Monate in Anspruch nehmen dürfte, wird sofort begonnen. Das Teleskop wird in der Kuppel der Sternwarte auf einem großen steinernen Postament aufgestellt. Bis nun ist es das größte Fernrohr auf dem ganzen Kontinent.

— **Der größte Theil der pergamenischen Ausgrabungen hat be**kanntlich bis zur Herstellung eines eigenen Gebäudes in den Sälen des alten Museums zu Berlin eine provisorische Aufstellung gefunden. Die beiden besterhaltenen und künstlerisch werthvollsten Gruppen dieses großartigen ReliefFrieses, die Zeusgruppe und die Athenegruppe, welche einen geeigneten Platz in der Rotunde gefunden, sind vor einiger Zeit von dem Berliner Bildhauer Alexander Tondeur mit Genehmigung der Museumsverwaltung auf das Sorgfältigste kopirt und unter Beirath der Sachverständigen des Museums mit großem Geschick die fehlenden Theile ergänzt worden, so daß diese beiden bewundernswerthen antiken Kunstwerke gleichsam zu neuem Leben erweckt worden sind. Das erste Relief zeigt in der Mitte den Zeus, mit der Linken die Aegis schüttelnd, unter welcher ein jugendlicher Gigant zusammengebrochen ist, den Blitz in seiner Rechten schwingt er gegen einen andern Giganten, welcher die mit einem Fell umwundene Linke vorstreckt, mit der Rechten ein Felsstück schleudert, die beiden Schlangen, in welche an Stelle der Beine sein Leib ausläuft, werden von dem Adler des Zeus bekämpft; ein dritter mit Schild und Schwert bewaffneter Gigant ist, vom Blitze in den Schenkel getroffen, zu Boden gesunken. Das zweite Relief stellt Athene dar, einen jugendlichen Giganten an den Haaren niederdrückend, der zugleich von der Schlange der Göttin umwunden wird, die von rechts heranschwebende Siegesgöttin schmückt den Helm der Göttin mit dem Lorbeer, zwischen Beiden am Boden, nur mit dem Oberkörper herausragend, die Erdgöttin Gäa, die Arme flehend erhoben. Diese Kopieen sind in der Gießerei von S. Elster in Berlin in Bronze gegossen, darnach dem anerkannt besten Ciseleur Berlins, Mertens, übergeben worden, welcher sie mit seinem Formenverständniß und künstlerischer Hand bis zur äußersten Vollendung durchgeführt hat. Nach diesen Modellen werden in der obengenannten Gießerei Abgüsse in echter Bronze hergestellt, während die altbekannte Firma Gebrüder Micheli in Berlin, Unter den Linden 12, die Reliefs, welche 42 Centim. breit und 25 Centim. hoch sind, gegenwärtig in Elfenbeinmassegyps auf höchst gelungene Art vervielfältigt. Diese Abgüsse sind in ihrer hellen Färbung dem Material der Originale ähnlich, bewahren dabei eben dieselbe Schärfe der Ausprägung, welche in dieser Kleinheit nur in Bronze zu erreichen war.

— **Von Wien hat sich eine wissenschaftliche Expedition nach** Kleinasien begeben; der nächste Zweck derselben ist die genaue Erforschung zweier antiken Bauwerke, deren Vorhandensein die vorjährige Expedition der Professoren Bendorf und Niemann nach Lykien und Karien konstatirt hat. An der Expedition nehmen Theil: Dr. Otto Bendorf, Professor der Archäologie an der Universität Wien, Dr. Eugen Petersen, Professor der Archäologie an der Universität Prag; George Niemann, Architekt, Professor an der Akademie der bildenden Künste in Wien; Dr. med. Felix Ritter v. Lüschau, Dozent an der Universität Wien; Dr. phil. Robert Schneider, Kustosadjunkt an den Kunstsammlungen des Kaiserhauses; Dr. phil. Emanuel Locroy in Wien; Dr. phil. Franz Studnicka in Prag; Dr. phil. Emil Tietze, Beamter der Geologischen Reichsanstalt in Wien; Gabriel Krafft Ritter v. Johnsdorf, Ingenieur in Wien.

Erfindungen.

— **Dr. W. Reissig in München hat sich einen theilweise recht** zweckmäßigen Briefumschlag mit Sicherheitsverschluß patentiren lassen. Die Sicherheit besteht einmal darin, daß ein etwaiger Einschnitt seitens eines Unbefugten nach der Mitte des Umschlages geführt werden muß, wo er leichter erkennbar ist als am Rande; außerdem wird dem Umschlag während der Fabrikation ein mit Guttapercha umhüllter, sehr dünner Kupferdraht eingeprägt, dessen Enden beim Verschließen des Briefes durch den Siegellack überdeckt werden. Die fernere Sicherung, die darin liegen soll, daß der Draht isolirt ist und, wenn durchschnitten, den elektrischen Strom nicht mehr durchläßt, was in Gegenwart des Postbeamten konstatirt werden kann, ist aber viel zu umständlich und von zu geringem praktischem Werth.

Industrie und Verkehr.

— **Die Residenzstadt des Königreichs Siam, Bankok, beging** am 22. April d. J. das Fest ihrer vierhundertjährigen Gründung, und fand anläßlich dieser Feier daselbst die Eröffnung einer nationalen Kunst- und Industrieausstellung statt, deren Dauer auf drei Monate festgesetzt ist. Präsident der Ausstellung ist der jüngste Bruder des Königs, Prinz Chrom Hmün Putarata Damroksak. Die Eröffnung erfolgte durch den König selbst, welcher an der Pforte des Ausstellungsgebäudes mit einer Ansprache und der Nationalhymne begrüßt wurde. Die Ausstellung bleibt an den buddhistischen Feiertagen für das große Publikum geschlossen, da sie der König zu dieser Zeit allein besuchen wird.

— **Die Anmeldungen zu der Fachausstellung der Buchbinder,** die vom 13. bis 15. August im Buggenhagen'schen Saale in Berlin stattfindet, sind so zahlreich eingelaufen, daß der vorhandene Platz bereits vergeben ist. Unter den Ausstellern befinden sich auch je einer aus Rom, aus London und Stockholm. Die Ausstellung wird eine vollständige Uebersicht über den Stand des Buchbindergewerbes bieten.

— **Von Seiten der württembergischen Eisenbahnverwaltung wird** die Einführung einer neuen Bremsvorrichtung lebhaft in's Auge gefaßt. Nachdem man kürzlich schon mit der Heberlein'schen Bremse sehr gut ausgefallene Versuche gemacht, hat man in diesen Tagen auch die Westinghouse'sche Bremsvorrichtung probirt, deren Leistungen ebenfalls in hohem Grade befriedigend ausfielen. Je nach dem Gefälle der Bahn hielt der Zug beinahe plötzlich. Auf dem größten passirten Gefälle 1 : 75 kam der verhältnißmäßig große Zug bei einer Geschwindigkeit von etwa 50—60 Kilometern per Stunde in 20—25 Sekunden zum Stillstand. Bei einer herbeigeführten Zugstrennung hielten beide Zugstheile gleichsfalls plötzlich an. Die Westinghouse'sche Bremse beruht auf Luftdruck. An der rechten Seite der Lokomotive befindet sich eine durch Dampf in Bewegung zu setzende Luftpumpe, mittelst welcher eine Röhrenleitung am ganzen Zuge, die mit Bremscylindern in Verbindung steht, mit komprimirter Luft gefüllt wird. Wenn der Lokomotivführer die in den Hauptröhren zusammengepreßte Luft durch ein Ventil in die Bremscylinder entweichen läßt, wird bewirkt, daß die Bremsklötze an die Räder drücken, was die Bremsung zur Folge hat. Auch eine neue 130 Mm. hohe und 9 M. lange Stahlschiene soll in diesem Jahr auf der württembergischen Staatseisenbahn eingeführt werden.

Feste und Versammlungen.

— **Vom 11.—15. August wird der IV. Internationale Alpinen-**Kongreß in Salzburg stattfinden.

— **Die 36. Hauptversammlung des Gustav-Adolph-Vereins wird** vom 12.—15. September in Leipzig stattfinden.

Sport.

— **Das Meeting zu Ascot, bei dem fast alle berühmten Pferde** Englands in Aktion traten, lieferte einige interessante Resultate. Das bedeutendste war, daß die Derbysiegerin „Geheimniß" von einer zweijährigen Stute Narcissa des Lord Roseberry in den Fernhill Stakes geschlagen wurde. Dagegen gewann Foxhall, das berühmte amerikanische Pferd, den Ascot Gold Cup, Shotover das Ascot Derby, Quicklime die Prince of Wales Stakes und Marden die All Aged Stakes.

— **Das große Berliner Sommermeeting hat die unerwartete** Bestätigung gebracht, daß die deutsche Vollblutzucht in betrübender Weise hinter den Anstrengungen der Nachbarn zurückgeblieben ist. Leistung und Formen der österreichisch-ungarischen Pferde überflügeln das deutsche Material um Vieles. Das wichtigste Rennen des Meetings, die Union, im Werth von 19,200 M., holte sich Taurus, der Sieger im österreichischen Derby, spielend, und nur ein deutsches Pferd, Trachenberg, vermochte zur Wahrung der deutschen Ehre in den Kampf einzugreifen. Der erste, dritte, vierte und fünfte Platz konnte den Nachbarn nicht streitig gemacht werden. Es ist das fünfte Jahr, daß dieß wichtige Rennen in das Ausland wandert. Die Erkenntniß der eigenen Schwäche hatte naturgemäß Schutzmaßregeln herbeigeführt und gelangten in diesem Jahre der Preis der Diana und der silberne Schild zum ersten Male mit Ausschluß der österreichisch-ungarischen Pferde zum Austrag. Ersteres Rennen gewann die vom Herzog von Ujest gezogene Fuchsstute Flaminia, letzteres der braune Hengst Scholar, beide im Stalle der Renngesellschaft A. Joë. Den silbernen Schild des Kaisers holte sich Trachenberg im Canter. Ein schwerer Unfall entriß der Prinz Hatzfeldt'schen Stute Antigone den Sieg im Staatspreis III. Klasse. Der Jockey T. Osborne wurde hiebei lebensgefährlich beschädigt.

— **Das von einem Spekulanten in Wien arrangirte Bicycle**meeting hatte zwar eine Menge Zuschauer auf den Trabrennplatz im Prater hinausgelockt, doch hielt sich das bessere Publikum diesem Sport fern. Die besten Leistungen waren die von Kohout und F. Kohout aus Prag. Ersterer durchfuhr die Distanz von 1609 Meter in 3 Minuten $41\frac{2}{5}$ Sekunden und Letzterer gewann das Zehnmeilenrennen in 37 Minuten $22\frac{1}{5}$ Sekunden. Herr Walker aus Berlin, der Münchener Sieger, kam 10 Sekunden später an.

— **Das von der Direktion des Walhallatheaters in Berlin** arrangirte Preisschnellschießen mit Mauser-Armeegewehren förderte ebenso erstaunliche wie erfreuliche Resultate zu Tage. Der amerikanische Kunstschütze Ira Paina wurde, ungeachtet er mit selbstthätigem Patronenhülsenzieher schoß, erreicht und wäre unter gleichen Bedingungen weit überflügelt worden. Der Gardeschütze Gustav Richter erhielt mit 23 Schuß und 22 Treffer die goldene Medaille. Tags darauf wurde auch diese eminente Leistung überflügelt. Der Sergeant Romeicks (47. Infanterieregiment) erzielte mit 23 Schuß und 23 Treffern 46 Points. Ferner erschossen Gustav Tietz 22 Schuß 22 Treffer; Sergeant Urbandi 21 Schuß 21 Treffer, Jul. Moritz 20 Schuß 20 Treffer; Sergeant Koplin 23 Schuß 22 Treffer. Außerdem zeichneten sich aus G. Dube, O. Krippendorf, F. Rau, R. Minkwitz, J. Pfaar und Bromstrup.

— **Der Vorstand des Rennvereins für Mitteldeutschland zu** Gotha hat das dießjährige Meeting auf den 13. und 14. August angesetzt. Das mittlerweile erschienene Programm enthält die Proposition für ein großes Armeejagdrennen nach Muster der Berliner Armeesteeplechase. — An Verbesserung der Bahn zu Gotha wird mit allen Kräften gearbeitet.

Denkmäler.

— **Das Denkmal zu Ehren des verstorbenen Sir Rowland Hill,** des Erfinders des Pennyportos in England, wurde durch den Prinzen von Wales in Cornhill enthüllt. Das Standbild, aus Bronze gefertigt und auf einem Granitsockel ruhend, stellt den Postreformator in stehender Haltung, einen Bleistift in der rechten und ein Notizbuch in der linken Hand haltend, dar. Es wurde durch öffentliche Subskription mit einem Kostenaufwande von 1800 Pfd. Sterl. errichtet.

— **Das Modell zu dem Denkmal, welches Bürger der Stadt** Neu-Ruppin und des Kreises Ruppin ihrem berühmten Landsmanne Schinkel in seiner Vaterstadt in Bronze errichten werden, ist von dem Bildhauer M. Wiese in Berlin, einem geborenen Neu-Ruppiner, vollendet

worden. Ursprünglich war nur eine Büste Schinkel's projektirt, aber in Folge einer bedeutenden Unterstützung seitens des Staates konnte ein monumentales Standbild in Aussicht genommen werden; immerhin bleibt dem Komite noch die Summe von 2—3000 M. aufzubringen.

— **Eine Statue für Rouget de Lisle, den Verfasser der Marseillaise,** wird am 23. Juli in Choisy-le-Roi enthüllt werden. Rouget de Lisle, der im Jahre 1836 starb, liegt in dem genannten Orte begraben.

— **Dem großen Tonkünstler Haydn soll bekanntlich in Wien** ein Denkmal gesetzt werden. Wie jetzt berichtet wird, hat das Denkmalkomite das von dem Bildhauer Heinrich Natter vollendete lebensgroße Modell des berühmten Komponisten zur Ausführung in Marmor angenommen. Die Aufstellung des Monumentes soll im Jahre 1884 im städtischen Esterhazyparke erfolgen.

— **In Bremen hat man Sammlungen zu einem Denkmal des** großen Bürgermeisters Johann Smidt eröffnet, das in Bremerhaven seinen Standort erhalten, in Erzguß ausgeführt und 40,000 Mark kosten soll.

Gestorben.

— Emil Cornelio, Professor, Geolog und Zoolog, in Mailand, 57 Jahre alt, am 8. Juni.

— General Frh. v. Forstner, zuletzt Kommandant der 14. Infanteriebrigade, in Detmold, am 9. Juni, 83 Jahre alt.

— Ludwig Mecklenburg, Architekturmaler, in München, 62 Jahre alt, am 12. Juni.

— Vizeadmiral Robert Hall, Marinesekretär der Admiralität, am 12. Juni, in London, 65 Jahre alt.

— Henri Revoil, Romanschriftsteller, 65 Jahre alt, am 13. Juni, in Paris.

— General de Cissey, vorm. Kriegsminister, 72 Jahre alt, am 15. Juni, in Paris.

— Prinzessin Margarethe, dritte Tochter des Prinzen Moritz von Sachsen-Altenburg, am 17. Juni, in Altenburg, 15 Jahre alt.

— Kammerherr Rudolph v. Normann, Intendant des Hoftheaters in Dessau, am 18. Juni, in Frankfurt a. O.

Sultan Abdul Hamid's Kinder.

(Hiezu die Porträts S. 804.)

Unter den Aufmerksamkeiten, mit welchen Kaiser Wilhelm bei Gelegenheit der Entsendung der außerordentlichen Botschaft den Sultan erfreute, war auch ein Album, in welchem die Porträts sämmtlicher Mitglieder des preußischen Königshauses enthalten waren. Fürst Radziwill hatte die Ehre, dieses Geschenk dem Sultan zu überreichen, der seine unverholene Freude über dasselbe gegenüber dem Fürsten aussprach und sofort befahl, Bilder seiner Kinder anzufertigen, um das königliche Geschenk in ähnlicher Weise zu erwiedern. Man weiß, mit welcher Liebe Abdul Hamid an seinen Kindern hängt, wie sehr er bemüht ist, ihnen eine reiche Bildung angedeihen zu lassen: er bot in diesen Bildern dem kaiserlichen Freunde das Beste, was er besaß. Wir entnehmen dem Album die Bilder der drei ältesten von den fünf Kindern: nämlich Mehemed Selim Effendi, den ältesten kaiserlichen Prinzen, geboren am 11. Januar 1870, die Sultane Zekie, geboren am 12. Januar 1871, und die Sultane Naïle, geboren am 5. August 1876. Die beiden jüngsten Prinzen sind Abdel Kadir Effendi, geboren am 23. Februar 1878, und Ahmed Effendi, geboren am 14. März 1878.

Das andere Ich des Dichters.

Von

Amely Bölte.

(Nachdruck verboten.)

Ehen werden im Himmel geschlossen, wie viel mehr noch Ehen von begabten Männern. Der Gelehrte, der Künstler, der Dichter bedarf einer andern Eva als ein Mann, der sein Glück in der Befriedigung äußerer Dinge sucht. Wer auf dem Wege des Gedankens das menschliche Leben zu bereichern wünscht und, zwischen zwei Ewigkeiten stehend, sie beide in seinen Dienst nimmt, steht auf einer Warte, wo nur das sinnige Auge inniger, wahrer Frauenliebe ihm zu folgen vermag, die selbstvergessend dem Aar seinen Flug gönnt.

Frauen, die in dem Sinne das ewig Weibliche, das himmelan zieht, vertreten, hat es in allen Zeiten gegeben, gibt es auch heute noch, doch ist ihre Zahl klein.

Jane Welsh Carlyle war eine von diesen. Ihr Gatte, Thomas Carlyle, hat ihr in seinem Nachlasse ein Monument gesetzt, das sie heilig spricht. Wie aus einem Gusse steht sie vor uns da, die treue Gefährtin des arbeitenden Mannes, seine Kadidjah, die Gläubige, die zu ihm steht, wenn auch die ganze Welt ihn verläßt, die jede Sorge von ihm fernhält, seinen Ruhm, seine Ehre, sein Glück zu dem Altare macht, wo sie opfert und auch kein Opfer scheut.

Carlyle ist der Sohn eines kleinen Pächters in Dumfriesshire, er hat seine Studien mit geringen Mitteln vollendet, ist Schulmeister in einer kleinen Stadt geworden, hat vielleicht Mangel gelitten, seine Gesundheit nicht geschont, kränkelt. Er besitzt keine Protektion, keine Hülfe, ist selbst nicht der Mann, um ehrgeizigen Plänen nachzuhängen, er glaubt nicht an sich, an seine große Begabung, sein Mißtrauen hält ihn fest, wo er ist, und läßt ihn dabei an der Welt und dem Leben, das ihm so wenig bietet, verzweifeln.

In dieser Gemüthsverfassung kommt er nach Haddington und wird von seinem Freunde Irving mitgenommen zu der Frau Dr. Welsh, einer Wittwe, die eine schöne Tochter besitzt.

Carlyle hat wenig Familienumgang gepflogen, sich wenig um junge Damen bekümmert, besitzt auch schwerlich das Geschick, mit ihnen umzugehen. Er ist hochgewachsen, schlank von Gestalt, hat einen interessanten Kopf; ist aber ungeschickt, ist linkisch in seinem Auftreten. Sie werden in einen eleganten Salon geführt. Hier tritt ihm Jane Welsh entgegen. Er glaubt, nie etwas so Schönes gesehen zu haben. Aus holdem Frauenantlitz lächelt ihm die schönste Güte, die edelste Theilnahme entgegen, er sieht sich verstanden, sein Wesen erkannt, er fühlt sich wie neu belebt durch ihren Zuspruch, der so viel Ermuthigendes für ihn enthält. Wie in einem holden Traume befangen, verläßt er das Haus, mit seiner Seele noch bei ihr. Er wird sie nie mehr vergessen.

Ihr seine Hand anzubieten, darf ihm nicht einfallen, aber seine Gedanken dürfen bei ihr sein. Sie ist nicht das Ziel seines Strebens; denn so hoch versteigen seine Wünsche sich nicht, sie ist nur seine Egerie, sie ist der Born, aus dem er schöpft, wenn ihm die Flügel sinken.

Er geht nach Edinburg, geht nach London, nach Paris; er arbeitet, strebt; aber ohne besonderen Erfolg. Weil er die betretenen Bahnen nicht wandelt, so zuckt man die Achseln über den jungen Mann, der seine eigenen Wege geht, die Welt mit seinen eigenen Augen anschaut. Dann und wann hat er sie wiedergesehen, jetzt aber kommt eine so heiße Sehnsucht über ihn, daß er ganz plötzlich London verläßt und zu ihr, zu ihr seine Schritte lenkt.

Er hat auch jetzt noch nichts zu bieten, als sich selbst und seine Arbeitskraft, die die Welt verkennt: sie aber acceptirt Beides, wird die Seine, zieht mit ihm nach Edinburg, schifft sich mit ihm ein auf dem Strome des Lebens, wo ihr kleines Fahrzeug so leicht, ach! so leicht scheitern kann.

Eines hat sie sich und ihm versprochen: Niemals soll seine Feder etwas schreiben, was sein Genius nicht diktirt hat, nie soll er ein Handwerker werden! Und unter ihrer treuen Führung ist er es nie geworden.

Seine Beiträge für die «Edinburgh Review» wurden oftmals zurückgewiesen, weil sie neue Gesichtspunkte aufstellten, die den Konservativen nicht zusagten. Obwohl nun der kleine Haushalt auf den Betrag des Honorars, das sie bringen sollten, angewiesen war, so litt seine Jane doch nicht, daß er seine eigenthümliche Denkweise dem Erwerb opferte, daß er seine Seele des Wirthschaftsgeldes halber verkaufte. Sie sparte und suchte mit Wenigem auszukommen, und als es auch mit Wenigem nicht länger ging, da entfloh sie mit ihm in die Einsamkeit der Berglande, wo sie eine kleine Pachtung besaß und die Nothdurft des Daseins gesichert war.

In dieser absoluten Einsamkeit harrte sie aus, seinetwegen! Hier mußte er nicht schreiben; hier konnte er sich ganz nach Neigung beschäftigen, ohne jeglichen Gedanken an die Verwerthung, hier konnte er denken, sinnen, schaffen, was er wollte, und was dann damit wurde, blieb dem Schicksal überlassen.

Mit welchen Opfern aber erkaufte sie ihrerseits ihm diese Ruhe?

Dort in den einsamen Hochlanden wollte kein Stadtmädchen dienen, dort stand ihr nur ein dummes Bauernmädel zur Verfügung, dem sie erst Alles lehren mußte, was zu einem anständigen Haushalt erforderlich. Das elegante, zarte junge Mädchen, voll Gelehrsamkeit und Wissen, hatte davon gar Vieles erst selbst zu lernen.

Ein Brod zu backen, — ja, wie fängt man das an?

Aber dem guten Willen ist Vieles möglich, sie begann zagend ihr Werk und brachte triumphirend dem Gatten die schön gebräunte Stolle zur Ansicht. Indessen die kleinen Mühen des Tages in ihrer nie endenden Wiederholung, der Wechsel der Mägde, ihre Nachlässigkeiten, die Beschäftigung mit Dingen, die an sich so wenig Interesse boten, die nur des Zweckes halber zu ertragen waren — das Alles machte diese sieben Jahre zu einem Loos, das in gerechter Würdigung so edler Aufopferung von dem Gatten mit warmem Herzen geschildert wurde, wie uns vorliegt.

Er hatte seinen «Sartor Resartus» vollendet, ein Buch, das seinen Ruhm als denkender Schriftsteller begründen sollte. Aber in den Hochlanden verlegt man keine Bücher, er mußte dazu nach London gehen, und wiederum war sie es, die ihn ermuthigte, dort auf dem großen Markte mit seinem Geisteswerk aufzutreten. Der kleine Haushalt wurde aufgelöst und ein ebenso kleiner an den Ufern der Themse neu begonnen, worin sie wiederum als die stille Fee waltete, die alle Dinge zum Besten zu wenden suchte und Carlyle nie etwas vermissen ließ.

Ihr Gatte war längst ein berühmter Mann geworden und immer noch waltete seine Jane in still bescheidener Weise fort; nie erhob sie Anspruch auf Luxus, auf Glanz, Alles, was sie begehrte, war eine gerechte Würdigung seiner. Sie, die in Schottland auf ihrer Pachtung gar oft die niedrigste Arbeit hatte verrichten müssen, war dadurch nie von ihrer idealen Höhe in das gemeine Leben hinabgezogen worden, die hochgebildete, feine Frau wurde in London in die ersten Kreise gezogen, sie fand ihren Platz neben Carlyle unter dem höchsten Adel des Landes. Wie nichts sie hatte erniedrigen können, so vermochte auch nichts, sie zu erhöhen, sie blieb unter allen Umständen die Gleiche, und auch ihr Haus veränderte sich wenig. Wie das geschah, möge nachstehender Brief erklären:

„5 Cheyne Row, Chelsea.
14. August 1847.

„Meine liebe Freundin!

„Ihre Handschrift zu sehen, gewährt mir große Freude, Ihre freundlichen Worte aber noch größere. Doch ist damit nicht gesagt, daß auch die schöne Stickerei, die Sie mir senden, von mir unbeachtet geblieben sei; denn ich bewundere, was die Nadel schafft, und schätze es hoch, besonders wenn das, was sie herstellt, nützlich ist, was leider so häufig ausgeschlossen ist bei den Werken von Frauenhand.

„Ich hoffte, daß Sie mir Ihre Rückkehr anzeigen würden, denn jetzt, wo London leer ist, vermisse ich Sie doppelt als eine meiner treuesten, ja vielleicht die treueste meiner Freundinnen. Wenn sich auch mitunter kleine Wolken über uns aufthürmen, so ist damit nichts verloren; denn ideale Leute, wie Sie und ich, werden stets Gelegenheit finden, mit sich und Anderen unzufrieden zu sein. Es liegt das in der Natur der Sache.

„Ich bin seit drei Wochen von dem Schlosse der Lady Ashburton zurückgekehrt, habe aber noch kaum Muße gehabt, an mich selbst zu denken; denn unsere Wohnstube mußte neu tapeziert werden, und als nun das frische, hübsche Papier auf den Wänden saß, nahm sich alles Uebrige entsetzlich schlecht aus. Dazu kam noch, daß Lady Ashburton uns einen großen Prachtspiegel über den Kamin hatte setzen lassen, der die alten Möbel nun doppelt alt erscheinen ließ. Ich machte mich nun zuerst daran, alle Bilder mit dunklen Rahmen abzunehmen und in Carlyle's Zimmer hinaufzutragen, und von dort und überall jene mit goldenen Rahmen zusammenzusuchen, mochte ihr übriger Werth sein, was er wollte. Ich fand aber, daß damit schließlich nur wenig Abhülfe gefunden war, und bat Carlyle, daß er den Ankauf neuer rother Vorhänge gestatte, — mit Stangen, die vergoldete Eicheln trugen. Denken Sie nur! — Solcher Glanz! Damit fertig, kam das alte Büchergestell an die Reihe, das ich, als wir herzogen, beim Antiquar für vier und eine halbe Mark gekauft. Ich nahm jetzt ein neues für acht und eine halbe Mark. Sie sehen daraus, wie wir in der Welt emporkommen, wie wir, mit den Staatspapieren, an Werth steigen. Die ganze Geschichte hat zehn Pfund Sterling gekostet. Was man doch so verschwenden kann, nicht wahr?

„Dann hatte ich meine Magd zu wechseln, die sich von einem Fleischer, der sie lange mit seiner Verehrung ausgezeichnet, heimführen lassen wollte, und was das sagen will, ein fremdes Wesen in die Geheimnisse seines Hauses einzuweihen, das weiß Gott! Zum Glück meldete sich dann meine alte Helen, und so wenig sie mich auch befriedigt hat, so kannte sie doch die Arbeit, so daß ich feige war und lieber die Uebel, die ich kannte, über mich ergehen ließ, als mich mit neuen vertraut machte, die mich überraschen konnten.

„Mündlich erzähle ich Ihnen von all' den «Wits» (Schriftstellern), die bei Lady Ashburton zu Gast waren und wie man sich geistreich zu sein angestrengt hat. Ein Brief würde das Alles nicht fassen können, es ist ein zu großartiges Thema.

„Schreiben Sie mir bald; aber ohne von Ihrer Rückkehr nach Deutschland zu sprechen.

Von Herzen die Ihrige
Jane Carlyle."

Elektrische Bahn von Westend bei Berlin nach dem „Spandauer Bock".

(Hiezu das Bild S. 804.)

Der Kampf, den die Elektrizität mit dem Leuchtgase sowohl wie mit der Dampfmaschine führt, wogt überall. Jeder Tag bringt in unseren Zeitungen Nachrichten von der Einführung der elektrischen Beleuchtung irgendwelcher Bahnhofshalle oder von der „Glühlämpcheneinrichtung" nach Siemens'schem oder Edison'schem System. Und ähnlich steht's mit der Einführung der „elektrischen Bahnen".

Da soll die altehrwürdige „Wartburg" hinauf eine elektrische Bahn gebaut werden, und da werden solche Bahnen im Osten, Westen, Norden und Süden unseres Vaterlandes projektirt.

Eine solche mit elektrischer Kraft betriebene und eben fertig gewordene Bahn, welche die elektrische Kraft in ganz neuer Weise anwendet, führen wir unseren Lesern im Bilde vor. Der bekannte Werner Siemens hat dieselbe in der Nähe seines Landsitzes bauen lassen und sie verbindet den Ausgangspunkt des bei Berlin gelegenen Charlottenburg, die Villenkolonie „Westend", mit einem vielbesuchten Berliner Vergnügungslokal, der „Bock" genannt, welcher dicht vor der bekannten Festung Spandau auf einer Anhöhe liegt.

Die Zuleitung des von der dynamo-elektrischen Maschine erzeugten Stromes erfolgt bei dieser Bahn nicht wie bei der allerersten in Lichterfelde gebauten durch die Schienen, sondern durch besondere Leitungsdrahtseile, welche neben dem Geleise in einer Höhe von 5 Meter wie Telegraphendrähte über einzelstehende Säulen gespannt und isolirt sind. Zur Verbindung der Drahtseile mit der Maschine am Wagen dient ein kleiner vierrädriger Kontaktwagen, der längs der ganzen Bahn auf den beiden starken Drahtseilen läuft und der mit dem Transportwagen durch ein kurzes Leitungskabel verbunden ist, durch welches der Strom dem Wagen und der elektrischen Maschine zugeführt wird. Bei der Fortbewegung des Personenwagens wird der kleine Kontaktwagen von dem Verbindungskabel mitgenommen.

Diese neue Bahn hatte ganz besondere Schwierigkeiten, nämlich das Hinauffahren auf einen Berg mit ziemlich beträchtlicher Steigung zu überwinden, funktionirt aber vortrefflich und ist im Stande, mit vollbesetztem Wagen (24 Personen) in Güterzuggeschwindigkeit bergab und bergauf zu fahren.

Aller Wahrscheinlichkeit nach werden künftighin alle „elektrischen Bahnen" in der Weise der eben geschilderten Bahn gebaut werden.

D.

Die Taufe in Potsdam.

(Hiezu das Bild S. 801.)

Kaiser Wilhelm ward die hohe Freude zu Theil, noch seinen dritten Nachfolger über die Taufe zu halten: ein seltenes Glück, wie es im preußischen Hause noch nicht vorgekommen. Darum auch die glänzende Feier, der die Fürsten von Oesterreich, Rußland und Italien, welche Pathenstelle vertraten, ihren besonderen Lüstre verliehen. Der Tag der Vermählung des Kaiserpaares war sinnigerweise als Tauftag ausersehen. Die Taufe fand in der Jaspisgalerie des Marmorpalais zu Potsdam statt. Es war am 11. Juni punkt 2 Uhr, als der Zug die Galerie betrat. Es machte einen tiefen Eindruck, als der Kaiser trotz seiner 85 Jahre noch immer in voller Rüstigkeit, die Kaiserin, die gebietende Heldenerscheinung unseres Kronprinzen, die Kronprinzessin, Prinz Wilhelm in der kleidsamen Uniform der Garde-Husaren, die junge Mutter durch den langen Saal dem Taufaltar zuschritten, um sich dort im Halbkreise aufzustellen. Die hohen Gäste: König Albert von Sachsen, Kronprinz Rudolph von Oesterreich als Vertreter des Kaisers, der Herzog von Aosta als Vertreter des Königs von Italien, Großfürst Sergius als Vertreter des Kaisers von Rußland folgten ihnen. Außer den Pathen und deren Stellvertretern waren nun alle die Persönlichkeiten hier vereinigt, die auf der Stufe zunächst dem Throne stehen: die obersten Hofchargen, die Minister, die Botschafter derjenigen Souveräne, die zu Pathen gebeten worden waren, also Lord Ampthill mit Gemahlin, Graf Szechenyi in der prächtigen, plastischen Tracht der ungarischen Magnaten nebst seiner Gemahlin, Herr und Frau v. Saburow, Graf und Gräfin de Launay. Fürst Bismarck und Graf Moltke waren nicht erschienen, dagegen die Fürstin Bismarck und als Vertreter des auswärtigen Amts

Graf Hatzfeldt, ferner die Träger der vornehmsten Namen des Landes: Prinz Friedrich von Hohenzollern, Herzog von Ratibor, Prinz Reuß, Fürst Hatzfeldt u. s. w. Vom Reichstage: Freiherr v. Franckenstein in der auffälligen Tracht der bayerischen Standesherren (rother Frack mit weißen Aufschlägen), Hofrath Ackermann u. s. w. Die ganze Versammlung bot trotz der ungünstigen Tagesbeleuchtung ein ungemein prächtiges, farbiges und malerisches Bild dar.

Der neugeborene Prinz, geführt von dem Hofmarschall v. Liebenau — wie es in dem Programm heißt — und von der Oberhofmeisterin Gräfin Brockdorff bis an die Thüre der Taufkapelle getragen, wurde hier der Großmutter, der Kronprinzessin Viktoria, übergeben, die nun an den Altar trat. Der Oberhofprediger Dr. Kögel nahm denselben Text, den er heute vor drei Jahren zur Feier der goldenen Hochzeit unseres Kaiserpaares ausgelegt hatte: „Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; die Liebe aber ist die größte unter ihnen." Während der kurzen Predigt, die in schlichten, kräftigen Worten auf die Bedeutung des Tages hinwies und dem feierlichen Gefühle, das die Versammlung erfüllte, Ausdruck gab, wurde der kleine Prinz etwas unruhig, und schließlich schrie er sogar mit voller Herzhaftigkeit; sie hatte etwas Rührendes, diese Kinderstimme, die den vollen Bariton des Predigers begleitete. Während der feierlichen Handlung der Taufe selbst hielt der Kaiser das Kind. Der Täufling erhielt die historischen Namen der Hohenzollern und wurde nach seinen beiden Urgroßmüttern und nach seinem Urgroßonkel, also Friedrich Wilhelm August Viktor Ernst, getauft.

Die Taufpathen des Prinzen sind: der Kaiser und die Kaiserin, der Kronprinz und die Kronprinzessin, Prinz Heinrich, Prinzessin Viktoria, Prinz Karl, Prinz und Prinzessin Friedrich Karl, Prinz und Prinzessin Albrecht, Herzog Ernst Günther von Schleswig-Holstein, Herzogin Adelheid von Schleswig-Holstein, die Prinzessinnen Karoline Mathilde und Amalie von Schleswig-Holstein, Prinz Christian von Schleswig-Holstein und seine Gemahlin, Prinzessin Helene von Großbritannien, Prinzessin Pauline von Schleswig-Holstein, ferner die Königin von England, der Kaiser von Rußland, der Kaiser von Oesterreich, der König von Italien, der König von Sachsen, der König der Belgier, der Prinz von Wales, der Kronprinz von Oesterreich, der Großherzog und die Großherzogin von Baden, der Großherzog von Sachsen-Weimar, der Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha, der Erbprinz und die Erbprinzessin von Meiningen, der Fürst von Hohenlohe-Langenburg.

Wiederum stimmte der Domchor einen feierlichen Gesang an, und unter den Glückwünschen, die der Mutter dargebracht wurden, schloß die Handlung, nachdem sie etwas mehr als eine Stunde in Anspruch genommen hatte. Die geladenen Gäste nahmen nach Beendigung der Taufe im Marmorsaal ein Galadiner ein.

Nachmittags $5\frac{3}{4}$ Uhr kehrte der Hof mit den Gästen von Potsdam zurück und wohnte der Balletvorstellung im Opernhause in Berlin bei, woselbst auch der Thee genommen wurde.

Bilder aus der Wiener internationalen Kunstausstellung.

Dritte Serie.

(Hiezu die Bilder S. 808.)

Das Tableau der vier Bilder, von denen zwei aus Düsseldorf, eines aus München und eines aus Kopenhagen stammen, trägt einen germanischen Charakter. Hans Dahl, welcher in Düsseldorf lernte und lebt, ist ein Norweger, und seine „Weibliche Anziehung" gibt uns eigentlich nur ein Stück seines Bildes, die Jungfrauen, welche einen Schiffer im Kahn neckisch an's Land ziehen. Das hat mit ihrem Singen — nein, das haben mit ihrem Stricke und ihrem Ziehen die Jungfrauen gethan. Das Bild ist realistisch gesund, munter und von heiter anregender Stimmung. Vorzüglich hat es der Künstler als Zeichner herausgefunden, daß die Mädchenköpfe und Gesichter an und für sich schon Genrestücke sind, und das ist die Probe für das Ganze, wenn das Einzelne selbst abgelöst vortrefflich zu wirken vermag. — „Die Fischerei mit Schleppnetzen" des Kopenhageners Dorph ist mit scharfer Erkenntniß für die Wirksamkeit der Kontur wie der Farben gemalt; namentlich erstere ist vorzüglich berücksichtigt und die scharf abgegrenzten Fischer in der leuchtenden Luft bedürfen weiter keiner näheren Erörterung. Die Spiegelung der See mit ihrer Tiefe und schillernden Oberfläche bekräftigt nur die glückliche Auffassungsgabe für das Wirksame. — „Hinter dem Hause" ist ein vorzüglicher Abwechslungstitel für einen Geflügelhof von Carl Jutz. Man könnte fast ebenso gut sagen „ein Jutz", und alle Welt wüßte, daß es sich um unübertrefflich genaue und plastische Wiedergabe von Hausgeflügel handelt, und mehr bedarf es ja nicht in diesem Falle. — Des Müncheners Otto Baditz „Kostkind" stellt die höchsten Anforderungen bezüglich eines seelischen Vorganges und dieser ist das Werthvollste bei solchen Bildern. Wahrhaftig, die Mutter aus der Stadt läßt einen Roman ahnen, ja mehrere, und der schuldlose Säugling, das arme Ziehschwesterlein, die Alte an der Wiege, der Hausrath, alles Lebende und Todte in diesem Raume sind geistreich zusammengebracht. Wer mit Phantasie dieß tüchtige Bild betrachtet, wird in demselben eine unerschöpfliche Quelle der Gedankenerweckung finden. S.

Für das Album.

Von Wilhelm Emmer.

O Tugend, magst du auch bis hoch zum Himmel dringen;
Wo du auch weilest dort und hier,
Verleumdung sitzt auf deinen Schwingen
Und ungesehn fliegt sie mit dir.

•

Der Thor ist's im Verschwenden sehr;
Und im Sparen ist er's noch mehr.
Zufriedenheit ist Harmonie;
Und Poesie
Ist allerhöchste, allerschönste Befriedigung und Harmonie.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Wiener internationales Schachturnier.

Nach dem siebenundzwanzigsten Spieltage standen Mason und Steinitz am besten mit 19 Gewinnpartieen. Von den übrigen Mitkämpfern hatten Winawer 18, Mackenzie und Zukertort $17\frac{1}{2}$, Blackburne 16, Englisch $15\frac{1}{2}$, Wittek 13, Hruby, Paulsen, Schwarz und Weiß $12\frac{1}{2}$, Bird 12, Meitner und Tschigorin $10\frac{1}{2}$, Ware 8 Points. — Die vortheilhafte Wendung zu Gunsten Mason's wurde durch eine Partie veranlaßt, die er in meisterhafter Art gegen Winawer gewann. Wir geben den überraschenden Schluß derselben nachfolgend als Aufgabe:

Aufgabe Nro. 185.

Schwarz.

A B C D E F G H

Weiß.

Weiß (Mason) zieht und gewinnt. Durch welche Züge?

Auflösung der Aufgabe Nro. 179:

Weiß.	Schwarz.
1) T. H 3 — H 2	1) K. E 4 n. F 3.
2) D. C 8 — E 6	2) K. F 3 — G 3.
3) D. E 6 — H 3 Matt.	

A)

1)	1) K. E 4 n. E 3.
2) D. C 8 — G 4	2) K. E 3 — D 3.
3) D. G 4 — D 4 Matt.	

(Auf 1) . . . 1) K. E 4 — D 3; 2) D. C 8 — E 8 und 3) D. E 8 — B 5 Matt. Auf 1) . . . 1) K. E 4 — D 5; 2) T. H 2 — H 4 und 3) T. H 4 — D 4 Matt.)

Schachbriefwechsel.

Hrn. W. v. G. in Köln. Ihrem Wunsche, ein namentlich auf Reisen brauchbares Schachspiel zu besitzen, entspricht das Buchschach des Herrn Theodor Brand in Sonneberg (Thüringen), von demselben zu beziehen für den Preis von ℳ 7. 50. — G. W. in Prag. Die Partieen des Berliner Schachturniers finden Sie sämmtlich in der „Deutschen Schachzeitung", Leipzig, Veit & Co. — A. W. (past.) in Strehlen und H. Schr. in Hamburg. Nro. 174—176 R. — E. G. in Neugersdorf; S. B. in Schmallenberg; L. H. in Backnang und Schachklub in Zwönitz. Nro. 177 und 178 R. — C. G. R. in Wilthen. Ueber Nro. 178 siehe vorher. — P. P. in Požega. Nro. 175 und 176 R. — A. D. in Gr.-Zössen. Nro. 176 R. — L. v. L. in Hannover. Nro. 174 und 175 R. — J. B. in Hedewigenkoog. Nro. 174 und 177 R. — A. Kr. in Beek. Nro. 173—176 R. — L. R. in München. Dankend abgelehnt. — A. in Harburg. Nro. 175 und 177 R. — Dr. B. in Wolfenbüttel. Nro. 175 R. — Lieut. R. in Stargard. Nro. 177 R. — Fr. Zb. in Wien. Nro. 176 und 177 R. — Sch. in Guttentag. Nro. 175—179 R.

Mr. E. Fr. à Lyon. Vos solutions de Nr. 167, 170 et 173 sont justes.

Rösselsprung Nro. 13.

mein	so	und	an	was	uns	die	dun-
ver-	fest	herz	durch	glaub's	ses	ich	die
laßt	sagt's	liert	fühle	die-	hand	kel	be
ge-	grund	uns	ich	die-	glau-	sem	dem
mir	einz'-	stal-	blick	raube	uns	hoff-	führt
ker-	um-	den	ein	nung	hal-	elend	glau-
ger	ten	kann	und	gen-	zum	läßt	die
alles	an-	au-	auch	ten	wenn	ben	nicht

Auflösung des Räthsels in Nro. 38:

Rentner.

Bilderräthsel 40.

Auflösung des Bilderräthsels 38:

Schranzen erkennt man am Schmeicheln.

Briefmappe.

M. H. und L. H. in Lübeck. David Henri Prior in Czaslau, Böhmen hat für abgestempelte Briefmarken eine wohlthätige Verwendung.

Neuer Abonn. in Wien. Für unentgeltliche Ausbildung kennen wir kein Institut.

Sparsam in Ulm. Nein! Nehmen Sie Rücksprache mit einer dortigen Buchhandlung, dieselbe wird Ihnen gewiß thunlichst entgegenkommen.

Hrn. Alex. v. K. in M. Eine sehr schöne Grabinschrift ist die des Grafen Tessin, Gouverneurs Gustav III. von Schweden: „Tandem felix" — Endlich glücklich.

Liebesflamme. Der Herr, der Ihnen die Rosenknospe reichte, stand aufrecht, sagen Sie, dann wollte er sagen: „Ich fürchte, aber ich hoffe." Hätten Sie sie abwärts gehalten, so hätte das geheißen: „Sie dürfen weder fürchten, noch hoffen."

Frau v. K. in M. Sie haben ganz recht, wenn Sie auch in der Ehe auf einen gewissen Respekt halten. In England kann der Mann der Frau in der Kirche und in öffentlichen Versammlungen vorangehen, aber er muß warten, bis sie sich gesetzt, dann erst darf er sich selbst niedersetzen.

Frl. Julie v. H. in S. Abälard soll vierzig Jahre und Heloise erst achtzehn gewesen sein, als sie sich zum ersten Male trafen — also trösten Sie sich.

Frau Regina K. in Magd. Eine schöne, reine Hautfarbe kann nur Der bekommen, der viel und täglich spazieren geht und kein Wetter scheut.

Hrn. Fabr. J. in A. Was sagen Sie zu Wellington's Grundsatz: Wenn der Mensch 'mal sich im Bette umdrehe, sei es Zeit aufzustehen. Da kämen Sie gar nicht mehr in's Bett.

Frl. Helene K. in M. Trösten Sie sich. Wir glauben gar nicht, daß es ein Mädchen gibt, das nie geliebt worden: solche, die das von sich glauben, haben eben nicht in den Augen Anderer zu lesen verstanden.

Hrn. Arch. P. in A. Wir wissen zwar, wo Sie das haben können, aber es ist ein Gift und darum können wir's nicht mittheilen.

Hrn. H. H. in Lüdenscheid. Sie fordern eine kleine Romanliteraturgeschichte innerhalb der Briefmappe, das geht nicht. Lesen Sie: Gottschall, Gesch. der Nationalliteratur des 19. Jahrh., und Scherr, Allg. Literaturgeschichte.

Zweifler in O. Statt Panamaholz hätten wir den üblicheren Ausdruck „Quillayarinde" gebrauchen können. Diese werden Sie in den Drogueriehandlungen sicher finden.

Verehrerinnen des Königs Kalakaua. Malayisch, aber mit den Worten können wir Ihnen leider nicht dienen.

Hrn. H. R. in H. Solche Danksagungen und Anerkennungen erfließen tagtäglich aus den Kabinetten in großer Menge. Wir können's nicht zum Abdruck bringen.

Hrn. E. L. in St. P. Die Räthsel von Schleiermacher und Moser (welch' letztere im „Morgenblatt" kamen) sind längst zusammengedruckt erschienen.

Gotthardbahnschwärmer. Die Rundreisebillets finden Sie in Hendschel's Telegraph, Monat Juni, verzeichnet; für die Bahn ist ein Wegweiser von Koch von Berneck erschienen. Auf dem Bureau der Touristenzeitung gegenüber dem Bahnhof in München erfahren Sie alle näheren Details.

Hrn. Roby in Frankfurt a. M. Das Buch über das Billardspiel ist von Bogumil.

Hrn. E. S. in Lud. Wir danken für die Mittheilung, daß Ameisen und anderes Ungeziefer durch umhergestreuten Chlorkalk vertrieben werden.

Hrn. Landger.-R. St. in K. Der Wasserfall von Ruisdael befindet sich in der Galerie im Haag. Photographieen kann Ihnen jede Kunsthandlung besorgen.

Hrn. Oskar Schmeltzer in Morbach. Wir empfehlen Ihnen: „Aus dem Winckell". Die neueste Auflage erscheint soeben bei Brockhaus in Leipzig.

Jäger in W. (Schweiz). Wenden Sie sich an den Prem.-Lieut. Fink in Berlin, Wilhelmstr. 23. Auch finden Sie in der „N. deutschen Jagdzeitung" stets Offerten von Dachshunden. Kaufen Sie nur solche von prämiirten Eltern.

Livländer. So schmeichelhaft Ihre Wünsche sind, so müssen wir dieselben unerfüllt lassen, weil uns der Raum mangelt. — Wir sind keine Jagdzeitung. Wenden Sie sich an die „N. deutsche Jagdzeitung" in Berlin, die Ihre Fragen sicher gerne beantworten wird.

Hrn. G. S. 126. Das Pfeifergericht war eine feierliche, öffentliche, jährlich zur Zeit der Herbstmesse in Frankfurt a. M. gehaltene Gerichtssitzung des Schöffengerichts, bei welcher zwischen der Publikation ergangener Urtheile die Abgeordneten mehrerer Städte (Nürnberg, Worms ꝛc.) unter Begleitung von Kunstpfeifern erschienen und die Bestätigung ihrer Privilegien unter allerlei Ceremonien erhielten. Die Nonpareillezeile ist die mit der kleinsten Schrift unserer Annoncen.

Dem kleinen Eisbären blüht Glück im Kastanienlande; wir bitten um die Adresse.

Hrn. Ph. W. in M. Die Namen unserer Mitarbeiter können und dürfen wir nicht nennen, wenn sie sich nicht selbst namhaft machen.

Hrn. E. K. F. in Ch. C. Hoffmann's Pflanzenatlas mit 80 Bildertafeln, Stuttgart, Hoffmann, 13 ℳ. — Der Roman erscheint diesen Spätherbst als Buch.

Hrn. O. K. in O. Sie möchten wissen, ob eine Durchschneidung der betroffenen Nerven beim Schreibkrampf schon geholfen? Vielleicht weiß es ein Leser.

Hrn. F. W. in B. Wir können mit dem Eingesandten nichts beginnen. Es ist noch unreif.

Baronin Elise. Die Schauspielschule, deren Vorstand Prof. Baumeister ist. Schulgeld 150 fl.

Hrn. H. Sch. in H. Die geringste beobachtete Zeit zwischen Blitz und Donner beträgt $\frac{1}{2}$ Sekunde, sie erreicht jedoch bis zu 72 Sekunden. Da der Schall ca. 340 Meter in der Sekunde zurücklegt, so kann man aus der Zeit, die zwischen Blitz und Donner verläuft, auf die Entfernung des Gewitters schließen. Darauf lief wohl Ihre Frage hinaus.

Hrn. Fr. D. in K. Die grüne Tinte, deren Sie sich bedienen, ist eine wahre Augenqual. Von den „Tausend Mark", die Sie unseren Lesern zum Besten geben wollen, lassen wir lieber die Hand ab.

Frl. O. C. in Niedert. empfiehlt auf unsere Anfrage gegen Ameisen poröse Schwämme, welche, angefeuchtet und mit Zucker bestreut, hingelegt und von Zeit zu Zeit in heißem Wasser ausgedrückt werden.

Hrn. Dr. J. M. in Berl. Wir haben Ihre Bemerkungen dem Betreffenden mitgetheilt.

Frau A. W. in H. Was Sie mit Ihren vielen Sonnenblumen anfangen sollen? Diese Blume ist ja ein wahrer Schatz; vor Allem ein untrügliches Mittel gegen Ungeziefer wie Schaben, Russen u. s. w. Unter den Küchenherd, die Kästen, Betten gelegt, befreien sie jede Wohnung davon. Und dieß ist auch bei trockenen Sonnenblumen der Fall.

Hr. Ad. F. in Siegen theilt auf die Frage wegen des Osterhasen mit, daß Felix Dahn in einem Vortrag den Brauch dadurch erkläre, daß diese Thiere als Symbol der Fruchtbarkeit der Göttin Hertha geweiht waren und daß man die Eier roth gefärbt, weil dieß die Lieblingsfarbe der Göttin gewesen.

F. Seinel in Prag. Anna Mahlmann in Hannover. Benedetta Villa in Budapest. Carl und Mathilde Höflinger in Darmstadt. Marie Zuraß in Brockendorf. Marie Goltermann in Hannover. Agnes Grätz in Sommerfeld. Johann Heintz in Brünn. Cara Groß in Frankfurt a. M. Friedrich Edler v. Metz in Wien. Bruno Goldammer in Heringswalde. Reinhardt in Zörbig. F. Handen in Hamburg. Louis Levejon in Bückeburg. Zweytinger in Hüttensteinach. Alexander Krotoschin in Berlin. Kornelie Vollradt in Schömberg. Anglo-German in New-York. Paula Ployer in Graz. A. Lange in Brüssel. Sigmund Warschauer in Breslau. Knöfel in Dresden. Martha Madel in Berlin. Elise Fuchs und Franziska Mazarin in Berlin. Aurelie und Paula in Witkowo. C. Horn in Murrhardt. Adolph Rosenthal in Lodz. Ferdinand Posch in Wien. Agnes Bénèche in Berlin. Richtig.

Gesundheitspflege.

Hrn. A. R. in Neisse. Bekannte Ohrenärzte sind: Prof. Lucae in Berlin, Prof. v. Tröltzsch in Würzburg, Prof. Schwartze in Halle, Prof. Moos in Heidelberg, Dr. Oskar Wolf in Frankfurt a. M., Prof. Pollitzer in Wien.

Hrn. Anton U. in Prag. Alter tr. Abonnent in Berlin. H. L. in Paderborn. Alter Abonnent U. A. in R. Violetta in B. A. L. H. in Wien. J. Emile G. in Triest. Solche Dinge muß man gesehen haben, um sie vom ärztlichen Standpunkt aus richtig beurtheilen zu können.

Hrn. E. B. in Nembro. Die vor etwa zwei Jahren angepriesene Anwendung des benzoësauren Natrons gegen chronische Lungenkatarrhe hat sich nicht bewährt und ist solches ebenso rasch von der Tagesordnung verschwunden wie es entstanden ist. Näheres hierüber finden Sie in unserem Artikel: „Eine Geißel der Menschheit", „Ueber Land und Meer", Jahrgang 1880.

Abonnentin in Ebstorf und Frl. K. in Froendenburg. Wie aller Geheimmittelkram auf Humbug beruhend!

Redaktion: Dr. Edmund Zoller in Stuttgart.

„Fünfundachtzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg." In dem Lebens- und Charakterbilde unseres Kaisers unter dem Titel: „Fünfundachtzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg", ist verschiedenen unrichtigen Angaben gegenüber festgestellt worden, daß der Kaiser Wilhelm als junger Prinz nach der schweren Prüfungszeit in Königsberg mit dem Garderegiment zu Fuß am 24. Dezember des Jahres 1809 in Berlin wieder seinen Einzug hielt. Die Kreuzzeitung versucht diese Angabe in Zweifel zu ziehen und dahin zu berichtigen, daß der erwähnte Einzug bereits am 23. Dezember stattgefunden habe. Diese Berichtigung ist durchaus irrthümlich und entspricht nicht der geschichtlichen Wahrheit. Wenn die Kreuzzeitung angibt, daß die königliche Familie bereits am 23. Dezember Nachmittags in Berlin eingezogen sei, so hat dieß mit der erwähnten Thatsache nichts zu thun, denn in dem Buche „Fünfundachtzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg" heißt es wörtlich folgendermaßen: „und nachdem der Hof nach Berlin hatte zurückkehren können, machte er (Prinz Wilhelm) endlich am 24. Dezember des Jahres 1809, dem Hochzeitstage seiner Eltern, den Einzug in Berlin im Garderegiment zu Fuß durch das Bernauer Thor mit." Der angeblichen Berichtigung der Kreuzzeitung gegenüber muß die erwähnte Thatsache auf das Bestimmteste als einzig richtige aufrecht erhalten werden. Unser Kaiser, damals Prinz Wilhelm, hat den Einzug im Garderegiment zu Fuß in Berlin am 24. Dezember, Weihnachtsheiligabend des Jahres 1809, dem Hochzeitstage seiner Eltern, mitgemacht. Jede andere Angabe ist falsch und entspricht nicht der geschichtlichen Wahrheit.

Oskar Meding.

Inhalts-Uebersicht.



48. Band.
Vierundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1881—1882.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Ein Mann.

Novelle
von
Johannes van Dewall.

(Fortsetzung.)

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

In einem stattlichen, aber etwas schmalen und düstern Hause mit hohen steinernen Fenstern und vergoldeten Balkons unfern des Kleberplatzes zu Straßburg stand eines Morgens, etwa sechs Wochen nach jener Zeit, Hauptmann von Golzow, einen offenen Brief in der Hand, an seinem Schreibtisch und starrte nachdenklich auf die Straße hinunter.

In dem halben Lichte, welches durch die Vorhänge gedämpft hereinfiel in das schmale, hohe Gemach, sah er auffallend gealtert aus, der stattliche Mann, seine Züge waren hager geworden und auf seiner Stirn lagen düstere Falten, als hätte schwere Sorge sie dort zurückgelassen.

Hinter ihm, auf dem mit Akten und Schriftstücken bedeckten Tische, auf welchem eine große Photographie seiner Frau stand, in der Mitte von zwei kleineren seiner Kinder, lag ein anderer, erst angefangener Brief. Der Postbote hatte ihn unterbrochen vorhin, als er im Begriff war, an Helene zu schreiben. Der Doktor war es, welcher jene umfangreiche Epistel verfaßt hatte, die er jetzt in der Hand hielt, und was Jener ihm mittheilte, war es, was sein Gesicht so entstellte und seine Brauen so fest zusammenzog.

Er war damals in Unfrieden von den Seinen geschieden: durch einen übereifrigen Kameraden, der übrigens gar keine Ahnung hatte von der Tragweite seiner Mittheilung, hatte seine Schwiegermutter erfahren, daß er selbst seine Versetzung aus Berlin betrieben hatte. — Es war dieß einige Tage früher geschehen, als diese dienstlich befohlen wurde; — man gratulirte der Räthin, daß der Wunsch ihres Schwiegersohnes so prompt in Erfüllung ginge.

Die Wirkung dieser vertraulichen Mittheilung war für den Hauptmann eine fatale: die Stadträthin hatte sich nämlich augenblicklich aufgemacht und ihre Tochter von dem hinterlistigen, heimtückischen Schachzuge ihres Gatten in Kenntniß gesetzt, — die stolze, tief verletzte Dame schnob natürlich Wuth — man raubte ihr ihre Tochter.

Blaß und erschrocken hörte Helene ihr zu, ohne an die Worte und Anklagen glauben zu können. Nachdem der erste Schrecken vorüber war, begann sie sogleich ihren Mann in Schutz zu nehmen, sich erinnernd daran, daß derselbe noch niemals etwas ohne ihr Wissen gethan hatte, und unfähig zu glauben, daß er einen so folgenschweren Schritt gethan haben würde, ohne vorher denselben mit ihr zu besprechen.

Dennoch war ihre Sprache nicht ganz fest und wollte ihr selbst die rechte Ueberzeugung nicht kommen, denn längst schon ahnte, ja wußte sie, daß Golzow sich



Der Konsulatsplatz in Alexandrien. Originalzeichnung von B. Straßberger.

fortschnte aus Berlin, und kannte sie auch die Gründe, welche ihn hiezu bewogen, ganz genau.

„Mein Mann ist nicht hier, Mama, er kann sich also auch nicht vertheidigen,“ sprach sie, von den entschiedensten und widersprechendsten Empfindungen bewegt, „ich bitte Dich, nichts über ihn zu sagen, was ich nicht hören darf. Ich werde mit ihm sprechen.“

Die Räthin erhob sich, warf den Kopf zurück und erwiederte ein kurzes, spöttisches: „Thue das.“ Gleich darauf aber fuhr sie in ihren Anschuldigungen mit der gleichen Heftigkeit fort:

„Ich habe es Dir von Hause aus gesagt, daß eine Verbindung mit diesem anmaßenden Menschen zu nichts Gutem führen würde,“ rief sie voller Grimm, „Du hättest ganz andere Partieen machen können, als so einen armen Offizier von kleinem Herkommen — aber meine Worte verschollen im Winde. Nun hast Du es, nun siehst Du, daß ich Recht hatte. Seit ihr verheirathet seid, noch keine ruhige Stunde! Der Mensch tyrannisirt Dich und das ganze Haus — uns Alle! ... Und weißt Du warum? ... Weil er uns mißachtet, weil er ein arroganter, sich überhebender Mensch ist! ... Aber das sage ich Dir, wer Deine Eltern verachtet, der mißachtet auch Dich!

„Seit vier Jahren leiden wir Alle unsäglich unter seinen Launen und Vorurtheilen, — ich habe es ruhig getragen, das aber setzt dem Ganzen die Krone auf! Ganz Berlin wird mit Fingern auf uns weisen, und wenn Du dieses Mal nicht fest auf Deinem Rechte bestehst, dann hast Du keine Selbstachtung, dann bist Du eine Null!“

Ganz zitternd stand Helene da; so aufgeregt hatte sie ihre Mutter in ihrem ganzen Leben noch nicht gesehen, sie war außer sich vor Zorn.

„Ich bitte Dich, liebe Mutter, ereifere Dich nicht unnöthig — Du schadest Deiner Gesundheit,“ sprach sie begütigend und wollte der Räthin Hand erfassen, aber diese stieß sie mit großer Heftigkeit zurück.

„Schweig' still, Du hast keinen Charakter ... Du siehst durch die Brille der Liebe, Unglückselige! Erst schenkt Dein Vater dem Jungen das schöne Gut, — der Dank dafür war ein kühles Fernhalten von Koppenrade im ersten Sommer ... o, ich vergesse das niemals! ... Dann gibt Dir der Vater das Haus ... es kostet ihn baare zweimalhunderttausend Thaler, und er hatte sich so sehr darauf gefreut ... Nun, ihr wohnt noch nicht einmal darin, ja ich glaube sogar, den Narren hat es verdrossen, weil es nicht von ihm kommt ... das ist der heimliche Neid!“

„Mutter, Mutter!“

„Laß mich sprechen oder ich ersticke! ... Dann bietet ihm Dein Vater an ... o, ich habe ihn gewarnt! ... seinen Abschied zu nehmen und Koppenrade jetzt schon zu übernehmen, damit ihr so leben und haushalten könnt, wie es sich für unsere Kinder geziemt, — anstatt des Dankes kommt er mit seinen Grundsätzen und lehnt eisig kühl ab, der hohe Herr.“

„Großer Gott — davon weiß ich ja kein Wort!“ rief Helene, starr und ganz erschrocken dastehend.

„Und Du sagst, er thut nichts ohne Dein Wissen und Willen, Du Thörin!? Da hast Du's ja!“

„Kein Wort! Das ist das Erste, was ich davon höre ... Weder der Vater noch er haben je eine Sylbe davon zu mir gesprochen und auch Du nicht, Mutter!“

„Weil der Vater gewünscht hatte, daß es geheim bliebe, weil diese Ablehnung ein Schimpf war, ein Schlag in's Gesicht und ich es Dir ersparen wollte. Aber nun ... nun der Mensch zum Lohne dafür hingeht und hinter unserem Rücken um seine Versetzung einkommt, nun sollst Du es doch wissen! Erinnerst Du Dich noch aus Deiner Brautzeit, wie ich damals den Wunsch aussprach, der Herr Bräutigam möchte nur zweimal wöchentlich in's Haus kommen, der Leute wegen, aus purer Schicklichkeit? ... Was that er? Er setzte einen Trumpf darauf und schob die Hochzeit um ein Jahr hinaus, er, der, wenn er Dich wahrhaft liebte, die Stunden zählen mußte. Jetzt macht er es gerade so, der Trumpf auf diese Koppenrader Geschichte das ist diese heimliche Versetzung! ... Wenn Dir nun die Augen noch nicht aufgehen — wenn Du dieses Mal schweigst, Helene, dann stößt Du mit dem Abscheulichen in dasselbe Horn, dann — das sage ich Dir — dann bist Du mein Kind nicht mehr! ... O, warten Sie nur, mein Herr Hauptmann, wir haben auch Grundsätze!“

Mit diesem häßlichen Trumpfe und nachdem sie die geballte Hand erhoben hatte, ihrer selbst kaum noch mächtig, stürzte die tief beleidigte, wuthschnaubende Räthin hinaus und ließ ihr bleiches, in Thränen gebadetes Kind allein, ein Opfer der furchtbarsten Seelenpein.

Nach zwei langen, qualvollen Stunden kam der Hauptmann endlich heim. Ein Blick in das verstörte Gesicht seiner Frau und er begann so ziemlich zu ahnen, was hier vorgefallen war. Ein tiefes Schmerzgefühl erfüllte seine Brust, aber sein Gewissen — Gott sei Dank! — es machte ihm keine Vorwürfe.

Helene erhob sich, bleich und mit funkelnden Augen; in seinem ganzen Leben hätte er niemals geglaubt, daß sein Weib, sein zärtlich geliebtes Weib ihn so ansehen könnte.

„Erich, ist es wahr, daß Du hinter meinem Rücken um Deine Versetzung eingekommen bist?“ frug sie ihn mit tiefer, beinahe drohender Stimme, und um ihre Lippen zuckte es wie von angethaner Schmach.

„Es thut mir leid, daß Du es erfuhrst — ich wollte es Dir ersparen, — ja, Helene, ich bat um meine Versetzung,“ versetzte er fest.

„Du thatest das — und warum?“

Dem Hauptmann stieg das Blut heiß zu Kopfe. Niemand kann uns so schwer beleidigen und kränken, als Die gerade, welche wir lieben, und aus Helenens Augen zuckte es beinahe feindlich, verächtlich in dieser Minute.

„Nach langer und reiflicher Ueberlegung beschloß ich so zu handeln, — es war Pflicht gegen uns Alle, vornehmlich gegen Dich selbst und unsere Kinder.“

Helene erbebte vom Scheitel bis zur Zehe.

„Faß mich nicht an!“ rief sie wild und ihr ganzes Gesicht krampfte sich zusammen, als sie seine Hand zurückstieß. „Also bist Du falsch, — und ich Thörin vertheidigte Dich soeben noch, — hier auf derselben Stelle, gegen meine Mutter!“

Sie maß ihn noch einmal mit einem Blick, der ihm tief durch die Seele schnitt, wandte ihm eisig kalt den Rücken und ging wortlos hinaus.

Ein Geräusch — sie hatte sich eingeschlossen.

Blaß, mit zusammengebissenen Lippen stand der Hauptmann da und ballte die Faust. Ein furchtbarer Schmerz zerriß seinen Busen. Dann nach einer Weile lösten sich seine Hände, er bewegte leise den Kopf und murmelte:

„Herr, gib, daß ich's geduldig trage!“

Gesenkten Hauptes schritt er in seine Stube und setzte sich an die Arbeit. Aber nicht lange konnte er es aushalten, dann nahm er ein Blatt Papier und begann zu schreiben. In einfacher, herzlicher Weise, alle Bitterkeit tapfer zurückdrängend, schrieb er auf, was er gethan und was ihn dazu bewogen hatte. Er appellirte zuletzt an Helenens besseres Gefühl, an ihre Liebe und bat, gerecht zu sein, ihn nicht absichtlich mißzuverstehen, und wenn sie seine Handlungsweise begriffe, um ihrer selbst willen zu ihm zu kommen und ihm abzubitten.

Mit schwerem Herzen machte er sodann sich auf und begab sich nach dem Gendarmenmarkt, die Räthin und der Rath aber ließen ihn nicht vor, sie seien unpäßlich, ließen sie heraussagen. Seit er seinen Schwiegervater zur Rede gestellt hatte wegen seiner häßlichen Geschäftspraxis, war auch dieser sein erbitterter Feind.

Die Stunde des Mittagessens kam, Helene ließ sich nicht blicken, so speiste er denn mit dem Knaben allein, dessen frohes Geplauder ihm heute die Seele zerriß.

Es waren das schwere Stunden harter Prüfung, aber der Hauptmann trug sie mit männlicher Würde wie ein Held, im Bewußtsein der erfüllten Pflicht und in der Hoffnung auf baldige Besserung. Helene würde seinen Gründen Gehör geben und ihm gerecht werden, und war der Moment der Trennung nur erst vorüber, dann würde mit Gottes Hülfe Alles gut.

Er war der Mann, ihm hatte der Himmel die Pflicht auferlegt, für das Glück der Seinen einzustehen, — er durfte sich in der Erfüllung derselben durch nichts beirren lassen, auch wenn er darum verkannt wurde und leiden mußte. Vier Jahre lang hatte er's still getragen — nun nicht länger!

Jenes Schreiben steckte er in ein Couvert und schickte es Helene durch die Dienerin; dasselbe hatte aber leider keineswegs den Erfolg, den er von demselben erhoffte. Dagegen machte die Aufregung die Leidende noch kränker, so daß gegen Abend zum Doktor geschickt werden mußte.

Der Hauptmann war da ganz unverhofft in eine sehr schwierige Lage gerathen, und das Verkanntwerden thut weh, aber er widerstand der Versuchung, Helene mit Bitten anzugehen, er setzte sich zu seinen Kindern, er überlegte noch einmal sein ganzes Betragen. Nein, in Wirklichkeit, er hatte sich keine Vorwürfe zu machen; er hatte gehandelt nach bestem Ueberlegen und würde es gleich noch einmal so thun. Helene mußte es durchkämpfen so gut wie er; er zweifelte nicht daran, sie würde dieß thun und zur Vernunft kommen, — er kannte ja seine Frau; sie würde ihm sicher gerecht werden.

Als dann der Doktor dagewesen war und mit ernster Stirn die Achsel gezuckt hatte, ging Golzow noch einmal zu seinen Schwiegereltern. Dort erst riß der starke Faden seiner Geduld, als der Diener ihm abermals die Antwort brachte, die Herrschaften wären nicht zu sprechen. Er kam nach Haus, eine Weile ging er überlegend in seiner Stube auf und ab, zuletzt siegten seine Unruhe und sein gutes Herz über alle anderen Bedenken, leise klopfte er an Helenens Thür und rief ihren Namen.

„Ich komme,“ antwortete ihre Stimme, auf der Schwelle schon trat ihm Helene entgegen in ihrem langen, fließenden Morgenrocke, ein Häubchen auf dem Haar. Sie war blaß, ihre Augen brannten und erschienen unnatürlich groß, aber sie lächelte, aus ihren Mienen sprach eine gewisse Zuversicht.

Sie ließ ihm ihre Hand, sie zog ihn sogar zum Sopha und setzte sich neben ihn, der Hauptmann athmete auf, — gottlob, so hatte sie ihn also endlich verstanden und wurde ihm gerecht!

Er sollte arg enttäuscht werden, der Aermste.

„Ich habe Alles überlegt,“ sprach sie mit einer gewissen fieberhaften Hast. „Ich bin überzeugt, Du hast es Dir nicht recht überlegt, Erich, denn Du hast die Form wenigstens früher allezeit gewahrt gegen meine Eltern und Du bist mir gut; — absichtlich würdest Du mich niemals kränken. — Du hast einen Fehler gemacht, — noch ist es Zeit, denselben wieder gut zu machen. Ich bitte Dich herzlich und erwarte ganz bestimmt von Dir, daß Du, ehe jene Versetzung in Kraft tritt, zu Deinen Vorgesetzten gehst und sie bittest, dieselbe rückgängig zu machen. Bedenke, in welche Lage Deine Handlungsweise uns Alle bringt und wie die Welt sie beurtheilen muß.“

Eine düstere Wolke senkte sich immer tiefer auf Golzow's Stirn, je länger Helene sprach.

„Ich sehe, das wird Dir schwer,“ fuhr diese mit demselben Eifer fort, „aber Du bist es mir und meinen Eltern schuldig. Deine beantragte Versetzung ist eine unauslöschliche Beleidigung, das hast Du nicht überlegt. In welche Lage würde ich kommen den Meinen gegenüber? Soll ich als Gattin zu Dir, dem Schuldigen, stehen, oder muß ich mich nicht vielmehr nach Gottes Geboten zu meinen gekränkten Eltern halten?“

Der helle Schweiß trat dem Hauptmann auf die Stirn. Als sie sah, daß er zögerte, fuhr sie mit noch größerem Nachdruck fort:

„Es ist dieser Schritt nicht zu umgehen, deßhalb und darum erwarte ich ihn von Dir, von Deiner Liebe und Deiner Rechtschaffenheit. Du selbst hast mich gelehrt, nach meiner Pflicht zu handeln allezeit — bringe mich nicht in einen so schweren Konflikt mit meinem Gewissen, mit den heiligsten Gefühlen, ich warne Dich!“

Es verging eine gute Weile, ehe der Hauptmann antwortete:

„Selbst wenn ich das wollte, was Du wünschest, Helene, es wäre jetzt dazu zu spät, denn die Eingabe liegt bereits im Kabinet,“ erwiederte er, indem er ihr Auge suchte. „Ich habe Dir geschrieben, Dir meine Gründe auseinandergesetzt, ich beschwöre Dich jetzt noch einmal, habe volles Vertrauen zu mir wie bisher, und rechne es mir nicht als eine Schuld an, wenn ich, um Deine Gefühle zu schonen, Dir etwas verschwieg. Ich handelte aus innerster Ueberzeugung, ich habe Niemand mißachtet, am wenigsten Deine Eltern, die ja auch die meinen sind. Ich erinnere Dich an das Wort: ‚Das Weib soll Vater und Mutter verlassen und dem Manne anhängen‘; außerdem, Du weißt es, meine Versetzung war nur eine Frage der Zeit.“

Düster, mit starrem Blick und fieberhaft gerötheten Wangen hatte Helene ihrem Gatten zugehört, jetzt erhob sie sich rasch und trat einen Schritt zurück.

„Ich bitte, diese Unterredung hier abzubrechen,“ versetzte sie mit bebender Lippe, „ich möchte mich zurückziehen, um mich mit meinem Gewissen zu berathen. Verzeih', wenn ich Dich diese Nacht allein lasse und bei den Kindern schlafe.“

„Helene!“ rief der Hauptmann, sich verfärbend, „bedenke, was Du thust! Womit habe ich das verdient?!“

Sie wich ihm aus und zog ihre Hände zurück, die er ergreifen wollte, mit ihren großen, fieberhaft

brennenden Augen sah sie ihn an und schüttelte den Kopf.

„Ich stehe vor einem schweren Entschluß, ich brauche Ruhe und Sammlung, um zu mir selbst zu kommen. Sei nicht böse, es ist besser so."

Sie war schon im Begriff zu gehen, aber bevor sie den Drücker erfaßte, wandte sie sich noch einmal herum.

„Also ist diese Versetzung unabwendbar?" frug sie.

„Unabwendbar," erwiederte er ernst, mit einem Blick voll tiefen Vorwurfs.

„Und warum verschwiegst Du mir, daß mein Vater Dir Koppenrade anbot?" fuhr sie fort.

Der Hauptmann stutzte und wurde roth, unwillkürlich richtete er sich höher auf und versetzte:

„Weil Dein Vater selbst mich bat, darüber gegen Dich und Alle zu schweigen."

Ein kurzes „Verzeihe" und ein geflüstertes „Schlafe wohl" und die Thür hatte sich hinter ihr geschlossen. Zum ersten Mal in seiner Ehe schlief der Hauptmann allein; aber der Schlaf floh ihn ebenso wie Helene, welche die ganze Nacht in heftigem Fieber verbrachte und im Gebet, welche im heftigsten Seelenkampfe Gott bat, ihr den richtigen Weg zu zeigen, den sie gehen müßte, und welche ohne Antwort blieb.

Am zweiten Tage nach diesem Ereigniß kam der Befehl der Versetzung und am fünften Tage reiste der Hauptmann ab, ohne daß es ihm gelungen war, seine nächsten Verwandten auch nur im geringsten umzustimmen. Seine Schwiegereltern benahmen sich geradezu feindlich ihm gegenüber, seine Frau war krank und hatte noch immer den Ausweg aus diesem Labyrinth nicht gefunden, trotz der herzlichsten Bitten und Vorstellungen ihres Gatten, und trotzdem sie selbst namenlos darunter litt. Er konnte freilich nicht wissen, daß während seiner Abwesenheit seine Schwiegermutter an ihrem Lager saß und alles das, was er soeben erst mühsam aufgebaut hatte, unbarmherzig wieder vernichtete.

Helene ward zuletzt ernstlich krank durch diese fortgesetzten Aufregungen.

Als die Abschiedsstunde schlug — und Gott weiß, wie schwer sie Beiden wurde — hing Helene an ihres Gatten Hals und weinte, als wollte ihr das Herz brechen.

„Gehe nicht," rief sie außer sich und klammerte sich an ihn an, „bleibe hier — o, laß mich nicht allein!"

„Warum machst Du mir und Dir das Herz so schwer," sprach er traurig und voll Vorwurf, indem er ihr die thränenfeuchte Wange streichelte. „Ich bin Soldat, ich folge dem Rufe meiner Pflicht. Rege Dich nicht auf, Helene, werde nur erst gesund, und so Gott will, sehen wir uns in einigen Wochen wieder."

Der Abschied von den Schwiegereltern war kurz und frostig, nur um die Form zu wahren, geleitete ihn sein Schwiegervater zur Bahn.

Am Tage vor seiner Abreise hatte Golzow auch Abschied von Frau von Beauvilliers genommen; er hatte sie auf das Dringendste gebeten, Helene häufig zu besuchen und ihren ganzen Einfluß auf dieselbe anzuwenden, um ihr über ihre Gewissensskrupel fortzuhelfen.

Diese war es auch gewesen, die ihm eine zuverlässige ältere Person verschafft hatte, welche die Aufsicht über den Knaben übernahm, denn so sehr die Schwiegermutter auch dagegen eiferte, der zärtliche Vater wollte sich von seinem Sohne nicht trennen und Helene wehrte ihm nicht. Mit tiefer Trauer und einem bittern Stachel im Herzen reiste der Hauptmann ab. Es hätte ihn nur ein einziges Wort gekostet und Helenens Zweifel wären plötzlich beseitigt gewesen, der edle Mann trug aber lieber alle Pein, als daß er das Herz des Kindes so tief verletzte, den eigenen Vater so vor ihm bloßstellte. Weiß Gott, was Golzow litt in seiner Vereinsamung und wie sein Kummer wuchs und die schwersten Sorgen sein Herz umrankten, als er aus den Briefen Helenens und denen seiner Freunde ersah, daß die Sinnesweise seiner Frau sich nicht im geringsten änderte. Vergebens wendeten der Doktor und Frau von Beauvilliers ihre ganze Ueberredungskunst an, um Helene von ihrem Unrecht und von der Nutzlosigkeit ihres Betragens zu überzeugen, dieselbe verharrte blaß, aber mit unbegreiflicher Zähigkeit auf ihrem Vorsatze.

„Hast Du Dir denn auch wohl schon überlegt, wohin Dein Benehmen führen wird, und weißt Du nicht, daß Du Dich sogar dem Gesetze gegenüber strafbar machst als eine Frau, die ihren Gatten böswillig verläßt?" sprach ihre langjährige Erzieherin und Freundin eines Tages auf sie ein. „Hast Du denn gar keine Sehnsucht nach Mann und Kind, Helene?"

Frau von Golzow begann heftig zu zittern und Thränen stürzten aus ihren Augen wie Wasserbäche, aber ehe sie noch zu antworten vermochte, erschien schon die Mutter auf der Schwelle, musterte Frau Beauvilliers und ihre Tochter mit einem finstern, mißtrauischen Blicke und hub beinahe heftig an:

„Es ist durchaus nicht zulässig, liebe Klementine, daß Sie meine Tochter stets in dieser Weise ausfragen. Ich weiß recht wohl, daß Sie Herrn von Golzow's eifrigster Anwalt sind und allezeit auf seiner Seite stehen, aber das sind intime Familiensachen, in welche sich Niemand unberufen einmischen sollte."

Das feine Gesicht der Französin überzog ein tiefes Roth, aber mit vollständiger Selbstbeherrschung und Höflichkeit erwiederte sie:

„Ich kam nicht ganz aus eigenem Antrieb hieher, wie Sie zu denken scheinen, liebe Laura, ich komme im Auftrage des Herrn Hauptmanns, um mich nach Helenens Befinden zu erkundigen und ihr freundlich zuzureden, das zu thun, was ihre Pflicht ist. Mehr habe ich nicht gethan."

„Ich weiß, Sie korrespondiren lebhaft mit meinem Schwiegersohn," fiel ihr die Räthin mit beinahe beleidigendem Tone in's Wort.

„In der letzten Zeit ist unser Briefwechsel allerdings ein gesteigerter gewesen. Ich kam hieher, um Helene zu sagen, wie niedergedrückt ihr Mann durch diese trostlosen, unnatürlichen Verhältnisse ist und daß sie gegen menschliches und göttliches Gebot sündigt."

„Regen Sie sie schon wieder auf?"

Hier erhob sich plötzlich die junge Frau energisch, und zu ihrer Mutter gewandt, in hochgradiger, nervöser Aufgeregtheit, sprach sie leidenschaftlich:

„Liebe Mama, ich bitte dringend, meinen Gast in meinem Hause nicht zu verunglimpfen. Ich bin kein Kind mehr! Hätte man das nicht vergessen, ich wäre jetzt nicht so unglücklich als ich bin!"

Die Räthin nahm diese Zurechtweisung auffallend ruhig hin, sie bewegte nur leise den Kopf, legte den Mantel vollends ab und trat zu ihrer Tochter, die sie zärtlich auf die Stirn küßte.

„Wie Du glühst," sprach sie besorgt.

Helene schüttelte sich den Kuß ab wie ein ungezogenes Kind.

„Ich bitte Sie fortzufahren, liebe Klementine, was schreibt Erich noch mehr?"

Diese warf einen Blick auf die Räthin und fuhr dann unbeirrt fort:

„Er beklagt sich, daß er jetzt schon beinahe sechs Wochen allein lebt, daß seine Einwirkung auf seine Frau eine so geringe ist, daß er fast annehmen muß, sie habe ihn nie wahrhaft geliebt. Wenn seine Kameraden und Vorgesetzten ihn fragen: ‚Wo bleibt Ihre Frau?‘ oder: ‚Wann wird sie kommen?‘ so gerathe er allemal in die peinlichste Verlegenheit und wäre gezwungen, die Unwahrheit zu sagen. Er gibt auch zu bedenken, wohin dieser Zustand schießlich führen wird, wenn er chronisch wird."

Ein tiefer Seufzer entquoll der Brust der jungen Frau.

„Antworten Sie Herrn von Golzow," sprach die Räthin höhnisch, „warum derselbe, der doch sonst stets so vorsichtig ist, das Alles nicht vorher bedachte, als er der Familie jene bittere Schmach anthat, die es macht, daß die Leute mit Fingern auf uns weisen."

„Mutter!" rief Helene zornig und erhob sich abermals.

„Ja, mein Kind, ich kann nicht dulden, daß die Wahrheit hier verdunkelt wird. Mag er, der die Suppe eingebrockt hat, nun auch Mittel und Wege finden, diesen thörichten Schritt wieder rückgängig zu machen, mag er seinen Abschied nehmen und zurückkommen, dann wollen wir sehen, was weiter wird."

Auf Helene hatte sich etwas wie ein eiserner Druck niedergelassen, seit ihre Mutter sprach. Die letzten Worte derselben aber gaben ihr ihre ganze Spannkraft wieder zurück.

„Nein, schreiben Sie ihm das nicht," versetzte sie mit großer Bestimmtheit und bewegte energisch die Hand, „sagen Sie ihm, daß ich ihn liebe, daß ich aber immer noch dieselbe Gewissenspein leide und daß ich über diese nicht hinwegkommen kann. Sagen Sie ihm auch" (hier bebte ihre Stimme), „daß ich sehr, sehr unglücklich bin und daß ich ihm verzeihe."

„Diese ewigen, unseligen Aufregungen werden Deine Nerven vollends ruiniren. Warum sträubst Du Dich so hartnäckig, unsern Hofrath zu empfangen, er würde Dich in wenigen Tagen gesund machen, während dieser Wasserdoktor, dieser Herr Schulz —"

„Ich bitte, nenne ihn nicht so," unterbrach Helene die Mutter beinahe rauh, und auch das kluge, dunkle Auge von Frau von Beauvilliers richtete sich vorwurfsvoll auf das Antlitz der Räthin.

„Du solltest einen Entschluß fassen und mit mir hinaus an die Luft fahren; Klementine ist vielleicht so freundlich, Dir zuzureden oder gar uns zu begleiten," lenkte die Räthin ein.

„Ich meinestheils danke verbindlichst," erwiederte Jene, indem sie sich erhob, „meine Zeit ist gemessen, meine Mission ist erfüllt. Noch einmal möchte ich aber herzlich mahnen, die Saiten nicht gar zu straff anzuziehen, damit sie nicht springen."

Sie küßte Helene zärtlich, reichte der Räthin etwas förmlich die Hand und ging.

Mit einem zornigen Blick schaute die Räthin ihr nach.

(Schluß folgt.)

Plaudereien am Kamin.

Von

Paul von Weilen.

(Nachdruck verboten.)

Vierte Serie.

IV.

„Heute habe ich etwas gelesen," begann Frau von Ramberg, „das mich fast zur Nachahmung reizen möchte, um die Herren ein wenig von dem Piedestal ihrer Weltherrlichkeit herabzustürzen und ihnen das Bewußtsein ihrer absoluten Entbehrlichkeit zu geben. In Paris," fuhr sie fort, „hat eine Anzahl von Damen, der männlichen Tyrannei müde, einen Klub gestiftet, den sie ‚Club des rieuses‘ nennen — man könnte das vielleicht mit ‚Klub der Spötterinnen‘ übersetzen; jedes männliche Mitglied ist streng ausgeschlossen, die Damen halten alle vierzehn Tage ein Diner, bei welchem nur weibliche Bedienung stattfinden darf, und von der Unterhaltung ist sogar die Nennung irgend eines männlichen Namens bei strenger Geldstrafe ausgeschlossen. Diese Damen sollen sich dort ganz vortrefflich amüsiren, und ich bin überzeugt, daß die Unterhaltung reizend sein muß, wenn der weibliche Geist sich einmal ganz frei von der pedantischen Kritik der schwerfälligen männlichen Weisheit entfalten kann; fände ich eine Anzahl von Theilnehmerinnen, so möchte ich wohl etwas Aehnliches auch bei uns einführen, und ich sehe es," fügte sie neckisch hinzu, „dem Doktor Heilborn am Gesichte an, daß er über die Vortrefflichkeit einer solchen Einrichtung mit mir ganz einverstanden ist."

„Ganz einverstanden, gnädige Frau," erwiederte der Doktor. „Welche wohlthätige Ruhe müssen nicht die Herren genießen, während sich die Damen in dieser Weise zurückziehen, und wenn das auch nur alle vierzehn Tage einmal vorkommt, so würde es doch für die Gesundheit der männlichen Nerven ungemein wohlthätig sein, sich einmal von den tausendfältigen Nadelstichen der liebenswürdigen weiblichen Bosheit so recht gründlich erholen zu können."

„Mit dem Doktor ist nicht anzubinden," lachte Frau von Ramberg, „die Galanterie glänzt nicht unter seinen vielen vortrefflichen Eigenschaften."

„Nun," sagte der Doktor, „wenn die Nadeln ungalant sind, so setze ich gern dafür die Dornen, welche an den Rosen der Anmuth und Schönheit nicht fehlen dürfen, oder auch die Pfeilspitze des kleinen Liebesgottes, — Spitze bleibt Spitze und Wunde bleibt Wunde, und an Stichen fehlt es ja niemals, wo schöne Damenhände ihr launisches Spiel treiben."

Frau von Ramberg zuckte die Achseln.

„Ich kenne," sagte der junge Graf Sternfeldt, „diesen ‚Club des rieuses‘, er bestand schon zur Zeit, als ich in Paris stand, — übrigens waren die Mitglieder desselben nur Damen vom Theater, vom Palais Royal, Vaudeville, den Bouffes, Variétés und den Folies dramatiques —"

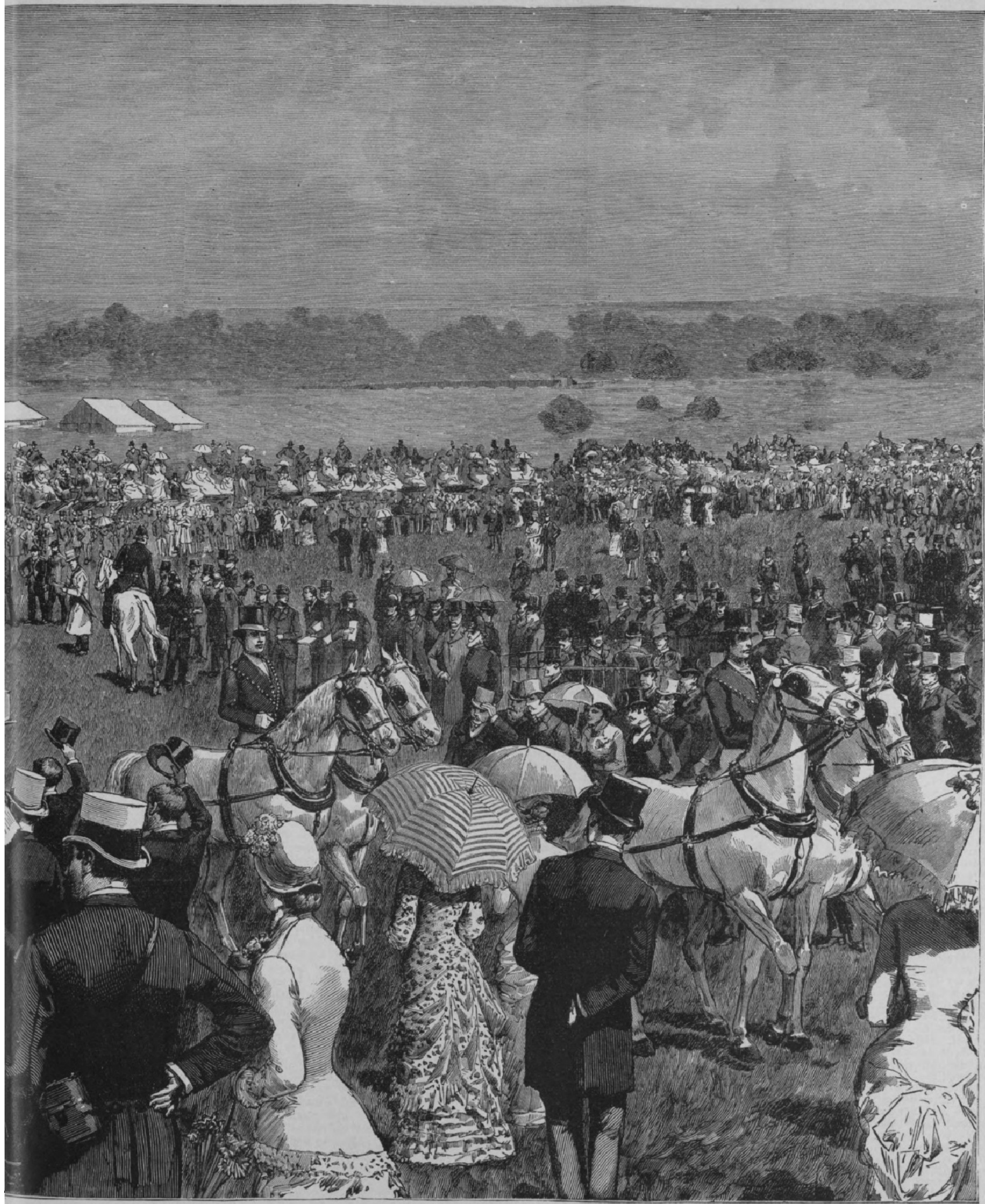
„Gleichviel," fiel Frau von Ramberg ein, „wenn die Idee gut ist, warum sollte sie nicht auch in der vornehmen Gesellschaft Nachahmung finden? Ich begreife es wohl, daß die Damen vom Theater, welche so viel von der Tyrannei der Regisseure, der Direktoren, der Kapellmeister und Balletmeister gequält werden, noch mehr Lust haben, sich einmal ganz unter sich der völligen Freiheit zu erfreuen; aber leiden wir denn nicht auch unter der Tyrannei der — wie soll ich es nennen — der pedantischen Langeweile oder der hochmüthigen Siegesgewißheit, mit welcher die Herren der Schöpfung uns so gern ihre Ueberlegenheit fühlen lassen möchten?"

„Ich wage darüber kein Urtheil," erwiederte der junge Diplomat, „ich weiß nur, daß die Damen des Klubs doch in gewisser Weise die pedantischen Formen männlicher Gesellschaften nachahmen. Die Diners, von denen die gnädige Frau sprach, finden in den geschlossenen Räumen des Restaurant Durand statt; man beobachtet dort alle parlamentarischen Gebräuche, man erwählt eine Präsidentin und ein Bureau; jede neue Präsidentin ist verpflichtet, ihr Amt mit einer Rede in Prosa und mit einer Chansonnette anzutreten, und jede neu aufgenommene rieuse muß, wie in der Akademie, mit einer Antrittsrede debütiren, welche niedergeschrieben und in den Archiven des Klubs aufbewahrt wird. Die Präsidentin führt als Zeichen ihrer Würde einen Schellenstab, eine sogenannte Marotte, wie sie die Hofnarren der alten Zeit trugen, und sobald sie diesen Stab erhebt, tritt allgemeines Stillschweigen ein, um in Ehrfurcht den Willen der Präsidentin zu vernehmen, welche dann auch jedesmal sogleich die Strafe bestimmt, wenn ein Mitglied einen männlichen Namen ausgesprochen hat."

„Sehr gut — so ist es recht," sagte Frau von Ramberg, — „nur," fügte sie, leicht die Stirne runzelnd, hinzu, „begreife



Das Rennen in Ascot. Ankunft des Prinzen



der Prinzessin von Wales auf dem Rennplatz.

ich nicht, wie Sie so genau darüber unterrichtet sind, Graf Sternfeldt, was bei den Versammlungen des Klubs vorgeht?"

„Die Damen," erwiederte der junge Graf lächelnd, „sind nicht zum Stillschweigen verpflichtet gegenüber ihren guten Freunden, deren Namen sie in dem Klub nicht nennen dürfen, und ich weiß, daß sehr viele von ihnen für ihre Reden und Chansonnetten die Federn ihrer Freunde in Anspruch nehmen. Das Archiv des Klubs enthält reizende Arbeiten von Octave Feuillet, Charles Monselet, Alexandre Dumas, und selbst noch ernstere Größen der ‚race plumitive' haben es nicht verschmäht, ihren Freundinnen ihre literarischen Dienste zur Verfügung zu stellen; es ist wahrlich schade, daß diese allerliebsten Produktionen in den Archiven des Klubs begraben bleiben, sie würden Perlen in der französischen Poesie sein, wenn das Publikum sie kennen lernte."

„Es scheint doch," spottete der Doktor Heilborn, „daß der weibliche Geist, um seine Flügel auszubreiten, dieselben mit männlichen Federn ergänzen muß, doch bin ich überzeugt, daß über diesen Punkt auch die plauderhafteste Dame strenge Diskretion bewahren würde."

„Es muß übrigens," sagte der junge Graf Sternfeldt lächelnd, aber mit einer gewissen Scheu zu Frau von Ramberg hinüberblickend, „doch sehr häufig vorkommen, daß die Damen die so streng verpönten männlichen Namen aussprechen —"

„Wessen das Herz voll ist, deß geht der Mund über," fiel Doktor Heilborn ein.

„Das weibliche Herz spottet Ihrer Anatomie," rief Frau von Ramberg, „gerade wessen das Herz einer Frau voll ist, das kommt nie über ihre Lippen, — sagt man doch mit Recht, daß im Cotillon die Damen ihre Schleifen stets dem Beliebtesten, aber niemals dem Geliebtesten bringen."

„Dann möchte ich wohl wünschen," rief der junge Graf Sternfeldt schnell, „daß mein Name niemals über die Lippen der gnädigen Frau käme, — doch," fuhr er fort, während Frau von Ramberg leicht erröthend den Kopf senkte, „ich habe nur die Thatsachen konstatirt, daß die Damen des Klubs sehr häufig das Verbot, von den Herren zu sprechen, übertreten müssen, da die verhängten Geldstrafen die Mittel aufbringen, um in jedem Jahre einen glänzenden Ball zu geben."

„Einen Ball ohne Herren?" fragte Frau von Ramberg in unwillkürlicher Verwunderung.

„Man macht in diesem Fall eine Ausnahme," sagte Graf Sternfeldt, „da die Damen wenigstens als Werkzeuge des Walzers und der Quadrille die Herren noch gelten lassen; doch werden zu diesem Ball mit äußerster Strenge nur Künstler, Dichter, Journalisten, Sänger und Schauspieler eingeladen; Jeder, der nicht zu dieser Klasse, welche die Damen gewissermaßen als Familienmitglieder betrachten, gehört, ist rücksichtslos ausgeschlossen, und in der That sind diese Bälle das Reizendste, was man sehen kann, an übermüthig sprühendem Geist und ausgelassener Heiterkeit."

„Und in welcher Eigenschaft haben Sie dieselben gesehen," fragte Frau von Ramberg, — „ich habe Sie bis jetzt weder als Künstler noch als Journalist gekannt?"

„Ich habe die Bälle des ‚Club des rieuses'," erwiederte Graf Sternfeldt, „mit einigen meiner Freunde aus dem Jockeyklub auch nicht in dieser Eigenschaft gesehen, sondern als —"

„Nun?" fragte Frau von Ramberg gespannt.

„Als Kellner," erwiederte Graf Sternfeldt, — „wir hatten Herrn Durand dazu vermocht, uns zu gestatten, mit Eisschalen und Fruchtkörben den Saal zu betreten, und auf diese Weise triumphirten wir über die Ausschließung, welche die Damen, die sonst nicht zu unseren Feindinnen gehörten, über uns verhängt hatten. Wir wurden übrigens trotz des ersten Unwillens nicht gar zu unfreundlich aufgenommen, — vielleicht nur deßhalb, weil wir den Reiz der verbotenen Frucht auf unserer Seite hatten, der ja immer auf die Damen einen ganz besondern Zauber ausübt."

„Nun," sagte Frau von Ramberg kopfschüttelnd, „vielleicht mache ich dennoch den Versuch, etwas Aehnliches hier einzuführen, und ich kann Sie versichern, Graf Sternfeldt, auf einem Damenklub meiner Freundinnen wird die verbotene Frucht keinen Reiz ausüben."

Der junge Graf Sternfeldt verneigte sich mit zerknirschter Miene. Frau von Ramberg blickte sinnend vor sich nieder, als ob das Gespräch eine Gedankenreihe in ihr eröffnet habe, die sie mit sich fortzog.

„Nun," sagte der Präsident Reimann, „der alte Garibaldi ist ja auch todt, und es scheint, daß bei dieser Gelegenheit die Frage der Feuerbestattung eine politische Wichtigkeit gewinnen soll, da die Regierung und ein Theil des Volks der Ausführung des letzten Willens des alten Generals widerstrebt, der seinen Körper verbrennen lassen wollte, um die Asche den Alten gleich in einer Urne aufbewahren zu lassen."

„Wir haben schon einmal über den Gegenstand gesprochen," sagte Frau von Ramberg, „und ich bleibe bei der Ansicht, daß die Verbrennung für mich einen sympathischen und poetischen Reiz haben würde, wenn man dazu hohe Scheiterhaufen aufrichten wollte, statt daß man heute die Leiche in eine Art von Bratofen schiebt. Der Tod des alten Garibaldi übrigens läßt mich recht kalt, ich habe den Führer der revolutionären Banden niemals zu bewundern vermocht, und die Briefe, die ich in der letzten Zeit wohl hin und wieder in den Zeitungen gelesen, bewiesen, daß er nun in der That zum Kinde geworden war."

„Er war das vielleicht sein ganzes Leben über," sagte der Doktor Landen, „alle seine Unternehmungen, die glücklichen wie die mißlungenen, hatten etwas Kindliches, ja Kindisches, und nur die allgemeine Begeisterung des italienischen Volks, die er in seiner Person verkörperte, erhob ihn auf die Höhe seines Ruhmes."

„Er war ein Narr," sagte der Präsident Reimann unwillig; „da wir einmal davon sprechen, kann ich dieß Urtheil nicht zurückhalten, obwohl es mir widerstrebt, mich so über einen Todten zu äußern, der eben die Augen geschlossen hat. Seine Unternehmungen wie seine Proklamationen tragen alle den Stempel der Ueberspannung eines beschränkten Geistes, ich verabscheue ihn als den Zerstörer alter und wohlbegründeter Rechtsordnungen, aber mein Urtheil über ihn ist durch diese persönliche Abneigung gegen seine Thaten nicht bestimmt."

„Ich kann dem Herrn Präsidenten doch nicht ganz beistimmen," sagte der Oberst von Fernon ernst. „Als preußischer Offizier und als treuer Royalist kann ich für Garibaldi's Thaten keine Sympathie haben, aber als Soldat muß ich dennoch sagen: er war ein Held, denn er hat es verstanden, aus rohem, ungefügem Material Armeen zu bilden, dieselben seinem Befehl unterzuordnen und nach seinem Willen zu bewegen, und endlich mit diesen von ihm aus der Erde gestampften Armeen Siege zu erkämpfen."

„Da haben wir," sagte der alte Graf Sternfeldt, „drei verschiedene Urtheile über den Todten, an dessen Bahre heute ganz Italien trauert, und mir scheint es, daß diese Urtheile trotz ihrer Verschiedenheit sich in dem meinigen vereinen lassen: er war ein großer Mann."

„Das klingt in der That paradox," sagte Frau von Ramberg, „und ich bin neugierig auf Ihre Erklärung."

„Sie ist einfach," erwiederte Graf Sternfeldt, „denn jeder große Mann, meine gnädigste Frau, ist fast immer ein Kind in der Einfachheit seiner Persönlichkeit, welche jede Rücksicht auf das eigene Selbst zurückstellt, ein Narr in der Verfolgung eines ihn ganz beherrschenden Gedankens, der mit der Gewalt einer fixen Idee ihn fortreißt, alle seine Kräfte auf einen Punkt zu konzentriren, ein Held endlich in der Kraft, welche er in solcher Konzentration entwickelt, und in der begeisterten Ueberzeugung, welche ihn über alle Hindernisse hinweg zum Siege führt. Das Alles finden wir bei Garibaldi: die kindliche Einfachheit und Harmlosigkeit, die starre Gewalt der bis zur Narrheit getriebenen fixen Idee und den grandiosen Heldensinn mit seiner Alles überwindenden Siegesgewißheit. Ich liebe Garibaldi nicht, wenn ich auch nicht im Stande bin, unsere royalistischen Begriffe auf die italienischen Verhältnisse zu übertragen, da es sich dort um aufgedrungene fremde Dynastieen handelte, aber die Größe kann ich ihm nicht absprechen, vor Allem schon deßwegen nicht, weil er, eine seltene, fast einzige Erscheinung in unserer Zeit, hoch erhaben war über jeden persönlichen Eigennutz, weil er nie etwas für sich selbst verlangte und mit seinem ganzen Wesen in der nach seiner Weise erfaßten Idee patriotischer Hingebung aufging."

„Ich freue mich," sagte der Oberst von Fernon, „hierin mit Ihnen übereinzustimmen, Herr Graf. Die liebevolle Hingebung an die große Idee des Vaterlandes mit aufopfernder Einsetzung der ganzen Lebenskraft und des Lebens selbst macht den Soldaten und den Helden; bei uns konzentrirt sich das patriotische Prinzip in der mit dem Vaterlande verwachsenen Monarchie, und für einen deutschen Soldaten läßt sich daher nur ein royalistischer Patriotismus denken; ich vermag aber meine Achtung einem Soldaten nicht zu versagen, der mit seiner Ueberzeugung in anderem Boden wurzelt und dieser Ueberzeugung gemäß sein Leben einsetzt; wenn auch Garibaldi, seiner fixen Idee folgend, im Jahre 1870 unser, glücklicherweise ziemlich unschädlicher Feind war, so beuge ich mich doch ehrerbietig vor seiner Bahre."

„Und ich bewundere ihn ganz besonders," sagte der Lieutenant von Hochfeld unter allgemeinem Schweigen.

„Da bin ich in der That neugierig," sagte Frau von Ramberg, „warum Sie gerade den Blousenmann von Caprera bewundern."

„Ich bewundere ihn," sagte Herr von Hochfeld ganz ernst, „und fast möchte ich ihn beneiden, weil er niemals Lieutenant war, sondern gleich mit dem General anfing — so etwas kommt bei uns nicht vor."

„Glücklicherweise nicht," sagte der Oberst von Fernon lachend, „denn sonst möchten wohl unsere Generale, die vorher Lieutenant waren, nicht so leicht mit Garibaldi fertig geworden sein."

„Der Herr Oberst sind sehr gütig," erwiederte Herr von Hochfeld; „diese Bemerkung könnte fast den vermessenen und mir unendlich fernliegenden Gedanken erzeugen, daß in einem großen Feldherrn eigentlich der Lieutenant der Kern sei, der in der glänzenden Schale des Generals lebt, — aber," fügte er schnell, wie erschrocken abwehrend, hinzu, „ein solcher Gedanke findet in der wohlerzogenen Subordination meines Geistes keinen Raum."

„Und doch ist er so unrichtig nicht," sagte Oberst von Fernon lächelnd, „ja, ich möchte noch weiter gehen und behaupten, daß Niemand ein vollkommener General werden kann, in dem nicht der Kern eines tüchtigen Kadetten steckt, das Soldatenthum muß im Blute liegen, aus dem Soldatenblut muß der Feldherr hervorwachsen, wie die Krone des Baumes aus dem Saft seiner Wurzeln."

(Schluß folgt.)

Siegesfeier in Turkestan.

Gemälde von Wereschagin.

(Hiezu das Bild S. 828.)

Die Bilder des großen russischen Malers machen gegenwärtig eine Tournée durch Deutschland, nachdem sie in Wien und Berlin sich ihren künstlerischen Passepartout haben ausstellen lassen. Wir brachten jüngst eines seiner hervorragendsten Bilder — den Verkauf des jungen Sklaven, — den eine Charakteristik des Künstlers von der Hand Rosenberg's begleitete. Diese überhebt uns heute einer eingehenden Betrachtung: wir haben hier nur den Vorwurf des Bildes näher zu bezeichnen. Unser Bild stammt aus den Kämpfen in Turkestan. Vor der Moschee haben sich die Sieger versammelt. An hohen Stangen sind die Köpfe der besiegten und getödteten Ungläubigen, welche vor den Emir gebracht worden, als Symbole des errungenen Sieges aufgesteckt und schauen auf die Masse herab, welche den fanatisirenden Worten des Mollah (Priester) über das Thema: „Gott hat es gewollt; es ist kein Gott außer Gott!" lauscht. Nach der Rede zieht die Menge in das Innere der Moschee, um über dem Grabe Tamerlan's sich im Dankgebet mit dem Emir zu verbinden.

Die Kerze.

Von

Prinz Emil zu Schönaich-Carolath.

(Nachdruck verboten.)



Es ist eine erste Septembernacht. Sie liegt kühl und still auf dem großen Strome, der in breiter Sicherheit seine Wasser dem nahen Meere zutreibt. Die Lichter vorbeiziehender Schiffe sind matte Farbenpunkte im Nebel, der die Ufer überzieht. Das sind feuchte Wiesen, auf denen es liegt wie lose weiße Tücher, dann und wann kommt ein schwarzer Fleck — ein Schlagbaum mit fetten Rindern davor, welche träg in die Nacht hinausglotzen. Diese Wiesen führen mälig hinauf bis zu parkumgebenen Villeggiaturen, welche Ausläufer der nahen Großstadt sind.

Ueber dem Ganzen liegt der Vollmond starr und still wie bei einer Theaterdekoration. An den Bäumen rührt sich kein Blatt, ihre schwarzen Kronen greifen ineinander und umrahmen kreisförmig einen nassen englischen Rasenplatz, in dessen Mitte eine Marmorfigur steht, welche aussieht, als ob sie fröre. Dann schließen sich die Baumkronen wieder und ragen dicht an die Fassade einer sehr eleganten, aber etwas überladenen Villa heran. Sie enden an einem Balkon von grauem Sandstein mit goldenem Gitterwerk und leiten hinüber in das Boudoir von Fräulein Helene, einziger Tochter des Herrn Kommissionsraths, Konsul irgendwelcher amerikanischen Republik und Besitzer eines Grundstückes in bester Lage der ihrer Schönheit halber bekannten Umgebung der Großstadt.

Fräulein Helenens Boudoir ist typisch. Die Fenster haben drehbare Spiegelscheiben mit schwerseidenen Gardinen davor, ferner ist es vollgestopft mit einer Masse imitirter Boulemöbel. Außerdem vermissen wir keineswegs den Anflug von Unordnung, noch den matten, unbestimmbaren Parfüm, welcher Räumen, die von Damen bewohnt werden, eigenthümlich ist. Auf dem Erard'schen Flügel, der eine Ecke des Zimmers einnimmt, liegt aufgeschlagen die Quadrille aus den „Glocken von Corneville", unter ihr schaut ein Zipfel von Richard Wagner's „Götterdämmerung" hervor.

Ueber den sandigen Vorhof rollt schnell und kaum hörbar ein Wagen. Einige Thüren werden auf- und zugeschlagen, einige Worte gewechselt, aus denen wir entnehmen, daß die Tochter des Hauses einer Vorlesung des neuen jungen Privatdozenten Dr. Kuno Rosenhain über das „eigentlich-Ungreifbare in der Greifbarkeit des Uneigentlichen" beigewohnt und darauf bei einer Freundin den Thee genommen hat, — dann wird die Portière hastig zurückgeschlagen und Fräulein Helene tritt ein. Sie wirft das Hütchen mit dem Schneehuhnflügel in eine Ecke und zündet eine durchsichtig-schlanke, allerliebste blaue Wachskerze an, die in bizarr geformtem Leuchter auf ihrem Schreibtische steht. Nachdem dieses gelungen ist, senkt sie sich in den Sessel und schaut in den Mond hinein, der wie festgenagelt am Himmel steht und weiße Lichter in die halbdunklen Ecken des Zimmers wirft.

Dank der Kerze erkennen wir, daß Fräulein Helene sehr hübsch ist. Sie hat ein elegantes, blasses Gesicht mit großen dunklen Augen, schmalen rothen Lippen und kleinen Ohren, in deren jedem eine graue Perle sitzt. Ueber dem Ganzen ist eine Flut von wirren, weichen Haaren, welche eigentlich tiefblond sind, aber so aussehen, als seien sie braun, mit einem leichten Ueberflug von poudre de riz.

Fräulein Helene beginnt den Mond langweilig zu finden. Sie wirft das Köpfchen zurück und bemerkt vor sich einen silbernen Teller, darauf zwei Briefe liegen. Beide tragen männliche Schriftzüge, doch sind sie ihrem Aeußeren nach sehr verschieden. Der eine ist viereckig-schlicht, mit einem kleinen Siegel geschlossen, und ist das Petschaft so tief und heftig eingeprägt, als habe der Absender mit dem Drucke ein Leben besiegelt. Des andern Hülle ist von fettem, wolligem Papier, dreieckig gefaltet, mit einer ungeheuren, bunten Chiffre darauf.

Fräulein Helene zögert keinen Augenblick. Merkwürdigerweise greift sie nach dem ersten Briefe, sei es, daß ihr die Handschrift bekannt, sei es, daß sie Willens, die wollige Epistel zum Nachtische aufzuheben. Sie rückt die kleine, freundlich brennende Kerze näher und liest:

„Fräulein Helene!

„Nicht ohne tiefe Bewegung lege ich diesen Brief in Ihre Hände.

„Ich habe fast nie das Glück, Sie zu sehen — so kommt es, daß ich die Worte schreiben mußte, welche ich Ihnen gerne Aug' in Auge gesagt hätte, und so offen, wie es sich geziemt, wenn man eine schwere Frage thut.

„Wir haben uns als Kinder gekannt, Fräulein Helene, und Sie waren stets gut zu mir, selbst dann noch, als wir nicht mehr Kinder waren und Sie bereits beneidet und bewundert wurden, während ich anfangen mußte, für meine Existenz, für mein tägliches Brod zu sorgen. Sie schenkten mir aus Ihrem Leben voll Glanz zuweilen einen freundlichen Blick, obschon ich Ihnen fern stand und zwischen dem Kinde des Glückes und dem Kinde der Armuth eine unausfüllbare Kluft lag. Sie waren vielleicht aus Mitleid so gut, Fräulein Helene, und wußten nicht, daß Sie der Jugendtraum des armen elternlosen Knaben und später das einzige Glück des Jünglings waren, welcher, durch harte

Arbeit gebeugt, nur in seiner Liebe die Kraft fand, auf den mühevollsten Pfaden fortzuschreiten.

„Nun bin ich ein Mann, Fräulein Helene, und meine Liebe ist nicht erloschen, sondern ist nur tiefer und heiliger geworden. Ich habe mich rastlos mit dem Leben herumgeschlagen und habe ihm eine bescheidene, aber sichere Existenz abgerungen. Um keinen Preis hätte ich Ihnen nahen mögen, arm und gebeugt von Mißerfolgen — jetzt aber darf ich ehrlich fragen: Wollen Sie meine geliebte Frau sein, Helene? Ich liebe Sie mit der besten Kraft einer sturmgeprüften Seele, und will Sie fest und treu in dem Herzen halten, welches von jeher für Sie geschlagen hat und welches ganz das Ihre ist.

„Und nun leben Sie wohl, Helene; mir ist, als müßte es Frühling werden. Gott sei mit meinem Briefe.

Ihr

Dr. Herbert Stein."

Die kleine Kerze brennt strahlend-heiter und bescheint ein reizendes Bild. Fräulein Helene hat sich in den Sessel zurückgelehnt, indessen ihre kleine, ringblitzende Hand, worin der Brief mit den festen Schriftzügen ruht, wie Espenlaub zittert. Ihr Gesichtchen überkommt eine seltsame Weichheit und ihre Augen werden bald tiefer, bald lichter, weil zwei große Thränen darin stehen. Sie denkt zurück an ihre Kindertage, wo der trotzige Herbert sich mit den Knaben schlug, die das „Kaufmannsprinzeßchen" quälten oder verhöhnten, dann an die gemeinsamen Tanzstunden im Rathhaussaal, wo der hochaufgeschossene Gymnasiast ihr schüchterner, aber begeisterter Verehrer war. Sie sieht ihn noch vor sich stehen im ausgewachsenen Konfirmandenrock, wie er ihr mit leuchtenden Augen vom Homer erzählte, vom Parcival, von Allem, was gar nicht in die Tanzstundenunterhaltung paßte, aber was groß und schön war und seine Seele erfüllte — sie denkt auch an die Redoutenbälle, die einige Jahre später kamen und wo der stille Studiosus nur erschien, um ihr mit glückseligem Gesicht ein äußerst bescheidenes Veilchenbouquet überreichen zu können — sie denkt zurück, lieber und immer lieber, und überall sieht sie den ernsten Kopf mit dem herben Zuge darauf und mit den Augen, die nie das Glück gekannt, die fest und unentwegt in's Leben sahen, um nach gewonnenem Kampfe sich zurückzuwenden auf das geliebte Weib und ihr zu sagen: Alles, was ich that, that ich um dich! Und dieser Tag wäre nun gekommen, der Erntetag eines Lebens voll Kraft und Entsagung, und Herbert würde seine kleine, schwer erkämpfte Helene in die Arme nehmen und sie festhalten für die Ewigkeit, und der vollste Sonnenschein des Glückes würde über Herbert und Helene sein!

Herbert und Helene ... wie das hübsch lautet! Helene lächelt unter Thränen und sagt leise vor sich hin: „Herbert .. Herbert ... Herbert ..."

Die kleine Kerze ist zu dreiviertel herabgebrannt. Ihr Licht ist stark und voll und sie scheint glücklich zu sein, im Untergange noch ein aufgehendes, großes Glück bestrahlen zu dürfen. Plötzlich leckt ihre Flamme unruhig in die Höhe. Helene hat, halb in der Zerstreuung, den zweiten Brief zur Hand genommen und erbrochen. Während sie ihn liest, wird sie bald blaß, bald roth, und Gott weiß, was in die Kerze gefahren ist, denn ihre Flamme wankt und schwankt, ihr Docht sprüht und knistert, als trieben eine Legion Teufelchen ihr Wesen darin.

Der Brief lautet:

„Mein hochverehrtestes Fräulein!

„Entschuldigen Sie, daß ich es wage, ein Schreiben an Sie zu richten, dessen Inhalt ich Ihnen, da mir das Glück zu Theil wird, Sie oft genug in unserem high life zu sehen, leicht mündlich hätte mittheilen können. Ich habe jedoch sehr feste Grundsätze, und zu diesen gehört, daß sowohl in kaufmännischer als in jeder andern soliden Beziehung das schwarz auf weiß fixirte Wort den Vorrang besitzt.

„Ich bin, wie Sie wissen, erst unlängst von weiten Reisen, die ich in Angelegenheiten unserer bekannten und angesehenen Firma zu unternehmen gezwungen war, zurückgekehrt und habe daher leider nur seit kurzer Zeit die Ehre, Sie zu kennen. Ihre vielseitigen persönlichen Vorzüge aber, unterstützt von dem Wunsche meines Prinzipals und Vaters, haben in mir den Entschluß wachgerufen, mich zu vermählen, besonders weil in diesem Falle der Kommerzienrath, mein Vater, gesonnen wäre, mir die Leitung unseres großen und mit den besten Referenzen versehenen Geschäftes zu übertragen.

„Der zweck dieses Briefes, mein hochverehrtes Fräulein, ist also, Sie um Ihre Hand zu bitten. Lediglich um Ihnen zu beweisen, wie sehr ich Sie liebe, will ich in Kürze eines delikaten Umstandes erwähnen. Ihr Herr Vater hat, wie wir in maßgebenden Kreisen wissen, neuerdings etwas stark spekulirt und ist nicht mehr reich, höchstens nur noch wohlhabend zu nennen, wohingegen unser bestrenommirtes Haus vortheilhafter operirt hat. Ich bin reicher wie je, liebe Sie unvermindert, und bitte Sie, durch Ihr Jawort meinem Leben die Krone aufsetzen zu wollen. Ich schließe also, indem ich noch diskret durchschimmern lasse, daß der Kommerzienrath, mein Vater, sich ohne allzu lange Debatte mit dem Ihrigen geeinigt hat und somit die Chancen für unsere Vereinigung als definitiv gesichert erscheinen dürften.

„Unsere Hochzeitsreise könnte via Paris nach London gehen, wobei ich die Gelegenheit benützen würde, einige neue Verbindungen anzuknüpfen.

„In der angenehmen Hoffnung, mich Ihrer Genehmigung schmeicheln zu dürfen, zeichne ich mich, mein hochverehrtestes Fräulein, als

Ihr Sie anbetender

Aloys Zander,

von der Firma Zander und Sohn."

Fräulein Helene ist aufgesprungen. Ihre Augen sind klein und blitzend geworden, auf ihren Wangen liegen zwei heiße rothe Flecken. Sie setzt sich kurz und energisch nieder, um zu schreiben. Dazu rückt sie die Kerze näher. Diese ist aber fast abgebrannt, ihre Flamme steigt und fällt und wirft flackernde Lichter über das Papier und über Helenens Gesicht, welches gar nicht mehr hübsch ist. Demungeachtet schreibt Helene mit fiebernder Hast:

„Hochverehrter Herr Zander!

„Ihr Antrag überrascht und ehrt mich zugleich. Welches Mädchen könnte wohl blind sein gegen Ihre vielseitigen und eminenten Vorzüge? Sprechen Sie mit meinen Eltern und empfangen Sie hiemit mein Jawort ..."

Sie kann nicht fortfahren. Die heruntergebrannte Kerze ist unausstehlich. Sie schwehlt nur noch mühsam und erstickt in übelriechendem Rauche. Ueber die gesprungene Manschette rieseln dicke, heiße Wachsthränen und der Rest von Flamme windet sich und ringt wie eine verdammte Seele.

Die junge Dame rückt mit großer Anstrengung das Papier näher und zeichnet:

„Ewig die Ihre —"

Die Kerze verlischt.

Bilder aus Alexandrien.

(Hiezu die Bilder S. 817 u. 828.)

Die ägyptischen Wirren verwirren sich immer mehr; man sieht nicht mehr, wie das ohne ernstlichen Konflitt mit den Westmächten, ohne Krieg enden soll. Alexandrien, die zweitgrößte Stadt Aegyptens, war bekanntlich der Schauplatz der die jetzige Bewegung hervorgerufen habenden Europäerhetze. Alexandrien zählt allerdings unter seinen 200,000 Einwohnern nicht weniger als 50,000 Europäer, die den Arabern schon lange ein Dorn im Auge waren, da sie sich in Handel und Wandel beengt fühlten, und es bedurfte nur eines kleinen Anstoßes — man sagt, es seien Streitigkeiten von Griechen und Arabern wegen eines Esels gewesen — um den Haß in helle Flammen ausbrechen zu lassen. Dieß geschah im Mittelpunkt des Frankenquartiers, auf der Place Méhémet Ali, der auch jetzt noch häufig wie früher Place des Consuls genannt wird. Umgeben von stattlichen Gebäuden und geziert mit zwei Fontänen und Baumpflanzungen, schmückt ihn die Reiterstatue Mehemed Ali's auf hohem Marmorsockel. Dieser Platz trägt ganz den europäischen Charakter, während die Straßen, die von hier auslaufen, den Orient repräsentiren. Einen echt orientalischen Charakter trägt die Stadt vom Meere aus. Eine Stunde vom Hafen wird der Leuchtthurm sichtbar und endlich der vizekönigliche Palast Mustapha Paschas, und durch den engen und klippenreichen Einfahrtskanal fährt man zum Port Vieux (Alten Hafen), der heute fast ausschließlich benützt wird. Rechts zieht das phantastische, halbzerfallene, von Said Pascha erbaute Schloß El Meks das Auge auf sich; zwischen diesem und der Stadt eine Reihe von Batterieen am Ufer, dann große Palmenhaine. Hat man den großen Wellenbrecher passirt, so öffnet sich der Blick auf den überaus belebten Hafen mit der Stadt im Hintergrund. Hier haben in den jüngsten Tagen die Einschiffungen der Aegypten verlassenden Fremden stattgefunden, welche sich eine zweite Heimat begründet zu haben glaubten und nun über Nacht sich hinausgestoßen sehen — einem ungewissen Schicksal preisgegeben.

Die Rennen zu Ascot in England.

Der Ascot-Cup.

(Hiezu das Bild S. 820 u. 821.)

Die großen klassischen Rennen des Jahres sind entschieden. Das Derby und die Oaks wurden auf Epsoms grünen Gefilden ausgefochten, der Grand Prix de Paris wanderte zum größten Leidwesen der Franzosen nach England, die Saison hat den Kulminationspunkt erreicht, aber noch war das Interesse des Sportsman nicht gesunken, denn die Ascot-Woche wird die Heroen der Gegenwart, der Vergangenheit und Zukunft, also die zweijährigen, dreijährigen und älteren Cracks, zusammenführen. Die großen Sieger des Turfs, welche das beste Rennmaterial der Welt repräsentiren, sollen hier auf einander prallen, um bei Vertheidigung der gepflückten Lorbeeren entweder neue zu erringen, oder ihren Bezwinger zu finden, wie dieß bei Foxhall zutraf.

Es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn in der Ascot-Woche sich die gesammte Sportingwelt auf der dortigen Bahn ein Rendezvous gegeben zu haben scheint.

Der Prinz und die Prinzessin von Wales verlegen in der Regel für diese Zeit ihre Hofhaltung nach Cowarth Park, wo sie die Besuche der verschiedenen Mitglieder der königlichen Familie empfangen. Die Tage, an denen die hohen Herrschaften auf dem Rennplatze erscheinen, bilden natürlich den Hauptanziehungspunkt der Woche und aus nah und fern eilt die Bevölkerung herbei, um die Erben des britischen Königs- und indischen Kaiserthrons in der Nähe zu sehen und zu bejubeln. Auch in diesem Jahre war der Prinz von Wales während der Ascot-Woche nach dem reizenden Landsitze übergesiedelt und wohnten die königlichen Herrschaften am Dienstag den 6. und Donnerstag den 8. Juni den Rennen zu Ascot bei.

Unser Bild zeigt die Ankunft der Allerhöchsten Herrschaften am 8. Juni, dem Ascot-Cup-Tage. Im ersten Wagen befindet sich der Prinz von Wales und der Herzog von Edinburgh auf dem Rücksitz, die Prinzessin von Wales und die Prinzessin Christian im Fond. Englands dereinstige Königin trägt eine Robe von crêmefarbener Seide und einen eng anliegenden, vortrefflich kleidenden Hut. Den zweiten Wagen, dessen Vorreiter eben auf dem Bilde erscheint, und den dritten nahmen Mitglieder der königlichen Familie ein; die drei übrigen Wagen enthielten den Hofstaat. Der vom endlosen Jubel der Bevölkerung empfangene Zug wurde der Etikette gemäß vom Master of the Buckhounds und seinen Leuten in scharlachrothem Jagddreß eskortirt.

Wie schon oben angedeutet, trafen die Heroen und Koryphäen des Turfs hier aufeinander und konnten daher die seltsamsten Ueberraschungen nicht ausbleiben. Die Derby-Siegerin „Shotover" holte sich auch hier das Ascot-Derby, während die Oaks-Siegerin „Geheimniß" vor einer zweijährigen Fuchsstute des Lord Roseberry, „Narzissa", die Waffen streckte.

Das Sensationsrennen des Meetings, den Ascot-Gold-Cup, gewann „Foxhall" mit einem knappen Hals gegen einen Außenseiter des Herzogs von Beaufort, der als Pacemacher für „Petronell" in's Feuer geschickt, schließlich für den geschlagenen Stallgefährten eintrat. Erlitt Foxhall's Ruhm hier einen Stoß, so wurde derselbe andern Tags in der Alexandra Plate, als „Fiddler", von Watts meisterhaft gesteuert, dem großen Amerikaner davonlief und sich auch nicht mehr erwischen ließ, arg geschädigt. Als Matador der Woche erschien der Franzose „Tristan", ein Hermitsohn, der in drei Rennen seinem Besitzer die Summe von 3718 Pf. Sterl. an Rennpreisen einbrachte. Tristan lief in diesem Jahre siebenmal und gewann über 160,000 Mark. Auch Lord Bradford kann sich über das Ascot-Meeting nicht beklagen. Er gewann mit „Quicklime" 2525 Pf. St., mit „Retreat" 2480 Pf. St. und mit „Battlefield" 980 Pf. St., in Summa 5985 Pf. St. Der Jockey Tom Cannon, welcher Foxhall steuerte, hat auch in den drei vorangegangenen Jahren den Ascot-Cup gewonnen, und zwar 1879 und 80 auf „Isonomy", im Jahre 1881 auf „Robert the Devil". „St. Marguerite", welche die Derby-Siegerin „Shotover" in den Ein Tausend Guineen geschlagen hatte, konnte in den Coronation Stakes nur den dritten Platz hinter „Rozelle" und „Leonora" erlangen.

Den größten Triumph feierte aber „Hermit", der sich in letzter Zeit durch seine siegreichen Kinder Shotover, Retreat, Marden, Tristan, ferner St. Marguerite, Martini, Nellie u. A. zu einem der fashionabelsten Vaterpferde Englands aufgeschwungen hat.

A. Hertefeld.

Entstehungsgrund von deutschen Redensarten.

Von

Friedrich v. Bülow (Friedrich Uwinger).

Sie lacht Rosen.

Das zauberisch bestrickende Lachen eines schönen Mädchens.

Dem Lächeln des Mundes wurde Zaubergewalt beigelegt. Nach einem neugriechischen Liede fallen Rosen in den Schooß der Jungfrau, wenn sie lacht. In Heinrich's von Neuenstadt „Apollonius von Tyrus" (1400) wird des Rosenlachens Erwähnung gethan und ein Mädchen erzählt sogar von einem rosenlachenden Manne:

„Der lachet Rosen, daß es voll Rosen was,
Berg und Thal, Laub und Gras."

An anderer Stelle heißt es:

„Er küßte sie wohl fünfzig Stund'
Auf ihren rosenlachenden Mund."

Nur ganz besonders ausgezeichnete Glückskinder besaßen das Vermögen, Rosen zu lachen, wie Freya Gold weinte. Vermuthlich waren es ursprünglich heidnische Lichtwesen, die hiemit identifizirt wurden, die ihren Glanz vom Himmel über die Erde verbreiteten, — die lachende Morgenröthe, die rosenstreuende Eos.

Eid macht mündig.

Rechtsspruch unserer Voreltern, denen der Eid so heilig war, daß, im Fall ein Minderjähriger einen Eid leistete, er hiedurch für volljährig erklärt wurde.

Scherze nicht mit Ernst.

Wahlspruch des Markgrafen Ernst von Brandenburg.

Nach dem Essen sollst du steh'n, Oder tausend Schritte geh'n.

Regel der altberühmten medizinischen Schule zu Salerno. Nach dem faulen Mönchslatein heißt es dagegen:

«Post coenam jace et pausa,
Nec i, nec sta sine causa.»

Eine andere Version heißt:

«Post coenam stabis
Aut mille passus meabis.»

's ist Friedel mit der leeren Tasche.

Bezeichnung eines Menschen, der anscheinend nichts besitzt, von dem man aber glaubt, daß er trotzdem reich sei.

Die Redensart wurde ursprünglich auf Herzog Friedrich IV. von Oesterreich, Grafen von Tyrol (1382—1439), angewandt. Er hatte 1415 die Flucht des entsetzten Papstes Johann XXIII. von Konstanz nach Schaffhausen begünstigt und wurde vom Kaiser Sigismund deßhalb in die Acht erklärt und des größten Theils seiner Länder beraubt. Man hielt ihn nun für sehr arm und die Italiener nannten ihn zuerst spottweis: den Friedel mit den leeren Taschen. Als er hievon hörte, verwandte er 30,000 Dukaten, nach Anderen 200,000, um das Dach eines Erkers seines Schlosses zu Innsbruck zu vergolden. Dieser Erker, der jetzt städtisches Eigenthum ist, wird heute noch das gold'ne Dacherl genannt.



Jüdische Emigranten in Brody (Galizien). Originalzeichnung von V. Katzler.



Der Erstgeborene. Nach einem Gemälde von E. Seeldrayers.

Um den Halbmond.

Roman

von

Gregor Samarow.

(Fortsetzung.)

Neunundzwanzigstes Kapitel.

ie die beiden armen jungen Menschenkinder mit ihren todwunden Herzen die Nacht hinbrachten, welche dem Verlobungsfeste folgte, an dem ganz Rjeka so freudigen Antheil nahm, das ist eines jener Geheimnisse, welche jeder Mensch in seinem Leben durcharbeitet, und welche er mit Gott allein theilt.

Verzweiflungsvoller noch als Wladimir war Marica durch die plötzliche Vernichtung der Träume bewegt, die ihr so viel Glück gebracht hatten und die nun niemals zur Wirklichkeit werden sollten. Sie war fromm und glaubte an die persönliche Einwirkung Gottes auf die menschlichen Schicksale, — aber ihre Frömmigkeit hatte jenen naiven Egoismus des Kindes, das für seine pünktliche Erfüllung der Gebote der Pflicht auch die verdiente Belohnung und Anerkennung verlangt.

Wladimir empfand den Schlag nicht minder hart, — es drängte ihn im ersten Augenblick zum Kampf gegen das Schicksal, wirre Gedanken durchkreuzten seinen Geist.

Wohl flüsterte ihm die süße Leidenschaft, zu der seine zarte, duftige Liebe plötzlich emporwuchs, zu, daß er die liebliche Blüte, die ihm das Schicksal entreißen wollte, dem Schicksal zum Trotz sich gewinnen solle; — er hatte Marica's verzweiflungsvollen, um Rettung flehenden Blick gesehen, als sie an der Seite des alten Marco stand und das Urtheil über ihr Schicksal verkünden hörte, — sie würde seiner Stimme folgen, — er konnte sie fortführen aus dem Berglande ihrer Heimat, sie würde ihm gehören in süßem Geheimniß, bis er die Fesseln gelöst haben würde, die er so leichtsinnig auf sich genommen. Aber wenn er diese Fesseln dennoch nicht lösen konnte, — wenn seine Mutter, die Alles von seiner Verbindung mit Marpha hoffte, ihm nicht verzeihen würde, was sie für eine leichtsinnige Tollheit halten mußte, — wenn sie sich von Marica, die sie nach ihren Lebensanschauungen für eine leichtsinnige Abenteurerin ansehen mußte, voll Verachtung abwenden würde, — wenn der Kaiser, in dessen Auftrag er hier war, ihn für solchen Treubruch an einem Rußland so innig ergebenen Volke strafen sollte — nein — alle diese Möglichkeiten, die ja, wie er sich nicht verhehlen konnte, Wahrscheinlichkeiten, fast Gewißheiten waren, ließen ihn schaudern.

Das Alles drängte in wildem Gedankenringen durch seinen Geist, während er die stille Nacht einsam durchwachte, — das Ende all' dieses Kampfes war, daß er den Entschluß faßte, sich dem Unvermeidlichen zu beugen; zwar fand er nicht die freudige Ergebung in den Willen der Vorsehung, auch sein Inneres bebte in bitterem Unmuth gegen die Ordnung der menschlichen Gesellschaft, welche die Herzen von einander riß, die Gott für einander geschaffen, — aber er unterwarf sich dem Schicksal mit starkem Willen und kaltem, klarem Muth. — Er war zum Manne gereift in dieser Nacht, die Jugend mit ihren leichten, fröhlichen, trügerisch das Haupt umgaukelnden Traumbildern war entflohen unter dem schweren Ringen seiner Seele und des Lebens unerbittlicher Ernst hatte ihn berührt. Er schwur sich, daß er Marpha ihre Freiheit zurückgeben und sich zugleich von einer Fessel befreien wolle, deren ganze Unwürdigkeit er erst jetzt bitter empfand. Sein Leben, das gelobte er sich, sollte der Arbeit eines edlen Ehrgeizes gehören, die Erinnerung an seine Liebe würde dieß Leben überstrahlen, und in diesem Gedanken fand er die tröstende Kraft der Entsagung.

Am nächsten Morgen war Alles äußerlich wieder in der gewohnten Ordnung. Die Männer von Rjeka waren wieder hinausgezogen zur Waffenübung in das Thal nach dem See hin und Marica sah ganz verwundert das Haus und den Garten an, als sie herabkam, um mechanisch ihre häuslichen Besorgungen zu verrichten.

Es folgten schwere, finstere Tage. Wladimir erschien wie sonst am Abend im Wohnzimmer des alten Marco — er unterdrückte mit starker, männlicher Willenskraft seinen Schmerz, aber die fröhliche, jugendfrische Heiterkeit war aus seinen Blicken und dem Ton seiner Stimme verschwunden. Er wagte es nicht, Marica anzusehen, welche entweder still und starr dasaß oder ihn mit so verzweiflungsvollem, hülfeflehendem und vorwurfsvollem Blick ansah, als wolle sie fragen, warum er ihr auf ihrem Lebenswege begegnet, warum er in dieß stille Thal gekommen sei, um ihr so viel Leid zu bereiten — und Wladimir vermochte solchen Blick nicht zu ertragen, wenn er nicht die mühsam gewonnene Entschlossenheit verlieren wollte. Auch Nikola kam wie sonst; seine ganze Natur war zu ernst, zu sehr in sich selbst gekehrt, als daß er sich Marica mehr als früher genähert oder seine Liebe zur Schau getragen hätte.

Nikola nahm daher ganz wie sonst an der Unterhaltung des kleinen Kreises Theil und beschränkte sich darauf, Marica mit bewundernden Blicken voll inniger Zärtlichkeit anzuschauen. Er sah wohl, daß sie blaß war und traurig den Kopf senkte, — aber es war ja natürlich, daß es sie ernst stimmte, den Vater verlassen zu sollen, der ohne sie allein blieb und dann — Nikola's Herz schlug höher bei dem Gedanken, — sollte ja auch er noch vor der Hochzeit in den Krieg hinausziehen und sein Leben dem Vaterlande darbieten zur Entscheidung, ob Gott dieß Opfer für das durch seinen Vater vergossene Blut annehmen oder ihn gnädig erhalten wolle, um im Bunde mit Marica die Blutschuld zu versöhnen. War es nicht natürlich, daß sie traurig war bei dem Gedanken, ihn, mit dem sie kaum verlobt war, bald vielleicht wieder verlieren zu sollen, noch ehe er ihr ganz gehörte.

So legte er in seiner einfachen, schlichten und geraden Weise Marica's trübe, schweigsame Zurückhaltung in der seiner Liebe günstigsten Weise aus und war fast glücklich, daß das schöne Mädchen so traurig war — sorgte und kümmerte sie sich doch um die Gefahr, die über seinem Haupte schwebte.

Die Unterhaltung freilich war in dem kleinen Kreise ernster als sonst. Wladimir vermochte es nicht, zu scherzen, wie früher, — konnte er seinen Schmerz verbergen, so gut es ging, so war er doch nicht im Stande, eine Heiterkeit zu heucheln, die ihm wie ein Hohn gegen die arme Marica erschienen wäre, an die er ja sonst seine Worte richtete und die so aufmerksam seinen Erzählungen aus der großen Welt von Petersburg lauschte. Auch trat der Ernst der Zeit näher heran. Es waren Nachrichten gekommen von neuem türkischem Uebermuth, die Kanzler der drei Ostmächte waren nach Berlin gegangen, und von Cettinje war die vertrauliche Botschaft durch die schwarzen Berge gegangen und auch in das Rjekathal gelangt, daß Alles sich bereit halten möge, um auf den ersten Ruf des Fürsten marschfertig zu sein. Der große Augenblick stand also nahe bevor, welcher über das Schicksal so vieler unterdrückten christlichen Völker, über die Zukunft der schwarzen Berge und auch über Nikola's Lebens- und Liebesglück entscheiden sollte.

Der alte Marco Petrovic sah freilich auch das bleiche Gesicht und die todesstarren, verzweiflungsvollen Augen der armen Marica, und er täuschte sich nicht über das, was in ihrem Innern vorging. Wohl empfand er inniges Mitleid mit seinem Kinde, aber je mehr er sie leiden sah, um so fester stand seine Ueberzeugung, daß er recht gethan, ihr den festen Halt in ihren Herzenskämpfen durch die unerbittliche Nothwendigkeit der strengen Pflicht gegeben zu haben.

Eines Tages, als sie von den Uebungen in den Bergen zurückkehrten, legte er seine Hand auf Nikola's Arm und führte ihn seitwärts von den Uebrigen.

„Nikola," sagte er mit gedämpfter Stimme, „Du weißt, daß ich Dich achte und Deinen Werth schätze, Du verstehst es, mit Männern zu verkehren, und ich weiß auch, daß Du im Kampf die Feinde Deinen Arm schwer fühlen lassen und dem Yatagan Deiner Vorfahren Ehre machen wirst. Aber mit den Weibern verstehst Du nicht umzugehen, — da kannst Du meinen Rath brauchen, und Du wirst Dich nicht schlecht stehen, wenn Du ihn befolgst."

„Mit den Weibern?" fragte Nikola betroffen — „ich habe nie mit den Weibern zu schaffen gehabt, — lange schon habe ich nur an Marica gedacht — und was sie betrifft —"

„Gerade was sie betrifft," fiel Marco ein, „will ich Dir einen Rath geben. Es genügt nicht, ein Weib zu lieben, wie Du meine Tochter liebst, man muß auch ihr Herz gewinnen, ihr Vertrauen erwecken. Marica war in meinem Hause die Herrin seit ihre arme Mutter nicht mehr lebt, — sie ist nicht wie die anderen Mädchen, die leicht und freudig dem unbekannten Manne folgen, weil sie meist froh sind, neben ihm im Hause zu herrschen, nachdem sie so lange der Mutter und vielleicht den älteren Geschwistern gehorcht haben. Sie ist scheu und verschlossen, weil sie so lange einsam war, sie ist stolz, weil sie im Hause gebot und meine Hand sich ihr nur leicht und liebevoll fühlbar machte."

„Und so," rief Nikola feurig, „soll es auch künftig bleiben, — sie soll die Herrin meines Hauses sein — in mir soll sie die treue Stütze, den starken Schutz, den liebevollen Freund, — niemals den Gebieter finden!"

„Ich weiß das, Nikola, denn sonst würde ich Dir mein einziges Kind nicht anvertrauen, sonst würde ich nicht hoffen, daß der Fluch des Blutes, der zwischen uns schwebt, sich in Segen verwandeln werde für meine Tochter. Aber sie, das schüchterne Kind, sie weiß es nicht — sie kennt Dich nicht, sie fürchtet in Dir den harten Herrn, sie bangt vor dem Verlust ihrer Freiheit — Du mußt mit ihr freundlich sprechen, damit ihr Herz sich dem Freunde öffne."

Ein warmes Licht strahlte aus Nikola's Augen — sinnend schwieg er einen Augenblick.

„Das Alles wird kommen, wenn sie erst mein ist," sagte er ganz freudig und hoffnungsvoll.

„Besser, es kommt jetzt," erwiederte der Alte, — „wenn der Krieg ausbricht, kann es noch lange dauern, bis sie Dir gehört, — warum soll das arme Kind diese Zeit, in der sie schon schwere Sorge zu tragen hat, hinbringen in Furcht und Zagen vor ihrem künftigen Loose? Sprich mit ihr," fuhr er dringender fort, — „noch hast Du Zeit, ihr Vertrauen zu erwecken, ihr Herz zu gewinnen, daß es Dir freudig entgegenschlägt. Suche sie auf, wenn sie allein ist, — im Garten oder im Thal draußen, wohin ich sie oft habe gehen sehen, — Du wirst besser die Worte finden, wenn Du allein mit ihr bist."

„Allein mit ihr?" fragte Nikola fast erschrocken.

„Man muß allein mit einem Weibe sein, um ihr zu sagen, was das Herz bewegt," erwiederte Marco Petrovic, — „folge also meinem Rath, — ich wünsche, daß meine Tochter glücklich sei und freudig der Zukunft an Deiner Seite entgegensehe, — wenn Gott eine solche Zukunft beschlossen hat," fügte er dumpf, mit einem fragenden Blick zum Himmel hinzu.

Er brach ab und wendete sich zu den Uebrigen, welche in lauten, eifrigen Gesprächen auf dem Wege nach Rjeka hinschritten.

Nikola ging noch lange allein in tiefe Gedanken versunken, — an diesem Abend war er schweigsamer als sonst, — er schien kaum auf die Unterhaltung des alten Marco mit Wladimir zu hören, seine Blicke ruhten brennend auf Marica, die bleich und theilnahmlos wie immer dasaß, zuweilen hob sich seine Brust wie in mächtigem innerem Ringen und seine Lippen zuckten, als ob er es versuchte, Worte zu bilden für die ringenden Gefühle, die sein Herz erfüllten.

Der nächste Tag war zur Ruhe bestimmt, um den ermüdeten Männern Erholung und Zeit zur Nachholung der nothwendigsten Feld- und Gartenarbeit zu lassen.

Am Morgen kam Nikola nach Marco's Hause, sein Gesicht trug die Spuren einer durchwachten Nacht, — er, der sonst so fest, kräftig und stolz einherschritt, ging zögernd vorwärts, er bewegte in leisem Selbstgespräch die Lippen, und zuweilen blieb er wie unschlüssig stehen, als ob es ihn rückwärts zöge und er lieber umkehren, als seinen Weg fortsetzen wollte.

Er spähte über die Hecke von Marco's Garten — er suchte Marica, denn er wollte den Versuch machen, nach des alten Marco Rath ihr sein Herz zu öffnen und ihr alles das zu sagen, was während der einsamen Nacht so leicht sich in herzlich warme und beredte Worte gefügt hatte und was nun, da er der Geliebten nahen sollte, wieder in angstvoller Beklommenheit sich in seine Brust zurückzog.

Aber der Garten war leer, und schon wollte Nikola, fast erleichtert, den schweren Augenblick noch aufschieben zu können, sich rückwärts wenden, — da sah er Marica's zarte Gestalt aus der Hinterpforte des Hauses hervorkommen und langsam, gesenkten Hauptes auf dem Fußpfade hinschreiten, welcher nach der in kurzer Entfernung hinter dem Hause beginnenden Waldschlucht führte.

Seine Wangen färbten sich mit hellerem Roth, — seine Augen blitzten kühn und muthig auf. Ja — das war eine Fügung — ein Wink des Himmels, — er suchte einen Augenblick einsamen Gesprächs mit Marica, der ihre Herzen zu einander führen und Alles klar machen sollte zwischen ihnen — und nun ging das Mädchen hinaus in den Wald, wo nur der Himmel über ihnen war und die Bäume und Felsen um sie her. Dort, in der freien Natur der vaterländischen Berge, der sein ganzes Wesen verwandt war, mußte er die Freiheit und Klarheit seines Geistes wiederfinden, dort würde Alles, was in ihm lebte, so wild und schäumend, so klar und rein wie der Sturzbach des Waldes aus seiner Brust hervorquellen, dort würde er die Worte finden, um zu ihrem Herzen zu sprechen, besser als zwischen den Wänden des Hauses, die ihn bedrückten, oder in den geraden Gängen des Gartens, die ihn beengten.

Tief aufathmend, dehnte sich seine breite Brust, seine kräftigen Glieder spannten sich, und erhobenen Hauptes, leichten, elastischen Schrittes ging er um die Hecke des Gartens, um von der andern Seite, ohne das Haus zu durchschreiten und von irgend Jemand gesehen zu werden, den Fußpfad zu gewinnen, auf welchem Marica dem Walde zuging.

Er folgte ihr in einiger Entfernung — er wollte sie erst die einsamen Schatten der Waldkluft erreichen lassen, ehe er sich ihr näherte. Mit zärtlich sehnsüchtigen Blicken hing sein Auge an ihrer schmiegsamen Gestalt, welche sinnend, gebeugt, leicht über den Boden hinschwebte; immer höher stieg sein Muth, immer freudiger schlug sein Herz.

Der Weg machte eine scharfe Wendung um ein schmales Gebüsch von jungen Eichen, in einer Entfernung von wenigen Schritten ging Marica an ihm vorüber, nur das Gebüsch lag zwischen ihnen, hätte sie durch die grünen Blätter geblickt, so hätte sie ihn sehen müssen — er hörte ihre leichten Schritte auf dem steinigen Pfade — er glaubte ihre Athemzüge zu hören, und schon wollte er, den Weg abkürzend, die Zweige durchbrechen, um sie schneller zu erreichen, — da plötzlich blieb sie stehen, drückte die Hände auf ihr Herz und stieß, starr vorwärts blickend, einen Schrei aus.

Erschrocken beugte sich Nikola gegen das Gebüsch, das ihn von Marica trennte, vor, bereit, ihr zu Hülfe zu kommen, — er glaubte, daß sie eine Schlange auf ihrem Wege oder ein Raubthier zwischen den Felsen gesehen habe — aber als er der Richtung ihrer Blicke folgte, zog er sich schnell wieder zurück und verbarg sich hinter einer dichtbelaubten Stelle des Gebüsches.

Auf einer natürlichen Moosbank, unter einem mächtigen, von Epheuranken umzogenen Felsblock, welcher eine Art von bedeckter Grotte bildete, sah er Wladimir sitzen, der den Kopf an die Felswand gelehnt hatte und mit geschlossenen Augen zu schlummern schien.

Nikola wollte seufzend leise zurückschleichen — in Gegenwart eines Dritten, und möchte es auch ein noch so nahestehender Freund sein, wie Wladimir, war es ihm unmög-

lich, mit Marica zu sprechen, wie sein Herz es ihm eingab. Vielleicht fand sich niemals wieder eine so günstige Gelegenheit dazu wie heute, und mit schmerzlichem Bedauern warf er noch einen letzten Blick auf Marica. Verwundert sah er, daß das Mädchen sich noch immer nicht von dem Schrecken erholt hatte, den der unerwartete Anblick des Gastes ihr eingeflößt. Sie mußte nun doch Wladimir erkannt haben — aber immer noch stand sie unbeweglich da, bleich wie ein Marmorbild, und nur ihre hochwogende Brust zeigte, daß Leben in dieser starren Gestalt war.

Wladimir hatte, als er Marica's Aufschrei hörte, die Augen aufgeschlagen und fuhr bei ihrem Anblick wie entsetzt empor. Purpurglut flammte in seinem Gesicht auf, — er streckte die Arme aus — wie von übermächtiger Gewalt angezogen stand er auf und ging, immer die Augen auf sie geheftet, ihr entgegen. Dicht vor ihr blieb er stehen, er nahm ihre Hände in die seinen, sah in ihr bleiches Gesicht und sagte mit einem Ton voll Liebe, Schmerz und Mitleid:

„Marica."

Bei dem Klange ihres Namens von seinem Munde flog ein Zittern durch die Gestalt des Mädchens, — sie schwankte und lehnte sich einen Augenblick an seine Brust.

Schon öffnete er die Arme, um sie zu umfangen, schon flammte die Liebe mächtiger aus seinen Augen, — aber schnell reichte er ihr die Hand, um sie zu stützen, trat einen Schritt zurück und sagte mit ruhig gleichgültiger Stimme, aus der aber die gewaltsam zurückgedrängte Bewegung zitternd hervorklang:

„Ihr seid nicht wohl, Marica — darf ich Euch nach Hause zurückführen? Geht nicht weiter allein — Ihr müßt Euch ausruhen."

Sie aber hielt mit krampfhaftem Druck seine Hand fest — ihr bleiches Gesicht erglühte, eine wilde, verzweiflungsvolle Entschlossenheit blitzte aus ihren Augen.

„Nein, Herr — nein —" rief sie fast überlaut — „Ihr sollt mich nicht zurückführen — Ihr sollt mich anhören — hier, wo außer Euch mich Niemand hört als Gott, — Ihr müßt mich retten!"

„Retten, Marica?" fragte er tonlos, indem er die Augen vor ihren flammenden Blicken zu Boden senkte.

„Ja," rief sie, immer fester seine Hand mit ihren zitternden Fingern umspannend — „retten vor unsäglichem Elend."

Er blickte fast vorwurfsvoll zum Himmel auf, der, nicht zufrieden mit seiner mühsam erkämpften Entsagung, ihm diese schwere Probe auflegte.

„Ich habe versucht," fuhr Marica heftig fort, „mein Schicksal auf mich zu nehmen — ich habe in heißem Gebet gerungen, — aber Gott ist nicht barmherzig, — er hat mir nicht die Kraft gegeben, zu tragen, was er mir auflegt, — ich will nicht," rief sie, aufschreiend in wilder Leidenschaft, — „ich will nicht einer Zukunft entgegengehen, die sich vor mir öffnet wie ein finsterer Abgrund, — die mich anhaucht mit den Schauern des Todes — ich will nicht an Nikola Martinovic ausgeliefert werden als Sühnopfer für die Blutschuld, die zwischen ihm und meinem Hause schwebt, die Rachegeister würden mich als Opfer fordern — ich fürchte mich vor ihm wie die Taube vor dem Falken — Ihr, Herr, könnt mich retten — Ihr müßt mich retten — führt mich fort von hier, wo ich keinen Schutz habe gegen das drohende Verderben — Ihr seid mächtig, Euch steht die weite Welt offen, von der Ihr mir oft erzählt — führt mich fort — ich will Euch dienen und gehorsam sein mein ganzes Lebenlang — Ihr habt eine Mutter, führt mich zu ihr, — ich will ihre Magd sein — nur führt mich fort — rettet mich!"

Sie hatte immer heftiger gesprochen — ihre Wangen glühten wie im Fieber — sie sank in die Kniee nieder, immer seine Hand festhaltend, und als sie so zu ihm aufblickte, ganz Schmerz und Verzweiflung, aber auch ganz Liebe und Hingebung — da war sie von so wunderbarer, rührender, bezaubernder und berauschender Schönheit, daß er fühlte, wie sein Herz wild aufwallte — er hätte sie in seine Arme nehmen mögen und sie davon tragen, weit hinweg in einen verborgenen Winkel der Welt, um nur ihr allein zu leben.

Aber die Stimme der Pflicht und der Ehre erhob sich mächtig in seiner Brust, er schloß die Augen, um das berückende Bild nicht zu sehen — dann hob er sie sanft empor und sagte leise, fast flüsternd, um seine Bewegung nicht im Klange seiner Stimme zu verrathen:

„Und warum wollt Ihr fliehen, Marica — warum fürchtet Ihr so sehr die Zukunft, die Euer Vater Euch bestimmt?"

Sie sah ihn groß an, Thränen stürzten aus ihren Augen und in erschütterndem Klagelaut rief sie:

„Warum ich fliehen will — warum ich vor meiner Zukunft zurückschaudere, wie vor einem offenen Grabe — das fragt Ihr mich — das wißt Ihr nicht? O," sagte sie wie gebrochen, das Haupt neigend, — „dann gibt es keine Rettung für mich — dann geht, Herr — geht — laßt mich mein Schicksal vollenden; vergeßt," rief sie laut schluchzend, „das arme Mädchen in den fernen Bergen, auf der einst Eure Blicke ruhten, und die nun vergeht, wie die welkende Blume, wenn der Sonnenstrahl des Lebens sich von ihr wendet."

Sie that einen Schritt rückwärts auf dem Wege nach Rjeka, ihr Gesicht mit den Händen bedeckend und leise weinend.

Wladimir eilte zu ihr hin und ergriff ihre Hand.

„Nein, Marica," sagte er sanft und innig, „so sollt Ihr nicht von mir gehen — ich glaube, daß Gott uns hier zusammengeführt hat, damit es klar werde zwischen Euch und mir, damit diese Stunde uns Beiden zum Segen werde für ein langes Leben — hört mich an, Marica — damit Ihr einst freundlich meiner gedenken könnt."

Er zog sie mit sich fort und drückte sie sanft auf die Moosbank in der Felsengrotte nieder, dann setzte er sich neben sie und blickte eine Zeilang stumm, in tiefer Bewegung auf das immerfort weinende Mädchen.

Nikola war bei den ersten Worten, die er, hinter dem Gebüsch verborgen, in fast unmittelbarer Nähe hörte, bleicher und bleicher geworden — je mehr er hörte, um so furchtbarer verzerrten sich seine Züge, seine Augen färbten sich blutig und traten aus ihren Höhlen, — seine geballten Hände erhoben sich drohend, er schien das Gebüsch durchbrechen und sich auf die Beiden stürzen zu wollen.

Dann aber nahm sein Gesicht einen bitter höhnischen, furchtbar drohenden Ausdruck an, er beugte sich noch weiter vor gegen die grüne Blätterwand, er schmiegte sich zusammen wie ein zum Sprunge bereiter Tiger, und seine Hand spannte sich fest um den Griff seines Handjars, dessen zweischneidige Klinge leicht in der von Edelsteinen funkelnden Scheide spielte.

Als Wladimir Marica zu der Moosbank in der Felsengrotte führte, machte Nikola abermals eine Bewegung, als ob er sich, durch die Zweige brechend, auf die beiden so schmerzvoll bewegten jungen Leute stürzen wollte, — doch abermals hielt er sich zurück, — noch wilder funkelten seine Augen, noch höhnischer zuckten seine Lippen. Leise, unhörbar, mit jener wunderbaren, unheimlichen Geschmeidigkeit, welche die kriegerischen Bewohner der Bergklüfte von früher Jugend an ausbilden, um das scheue Wild zu überlisten oder die Feinde aus dem Hinterhalt zu beschleichen, glitt er gebückt, fast kriechend, keinen Zweig, kein Blatt bewegend, durch das Gebüsch fort, den Abhang hinauf, bis er neben den mächtigen Felsblock gelangt war, der die Grotte überwölbte. Er prüfte die Stelle, an welcher dieser Block mit dem hinterwärts aufsteigenden Gestein verbunden war, aus dem er hervorzuwachsen schien, aber seine tastende Hand drückte sich leicht in einen Spalt voll weicher Erde, die mit grünem Moos überwachsen war — der Block hing mit der Felswand nicht zusammen, er ruhte weit überhängend auf einer Unterlage von lockerer Erde, welche von den Regengüssen des Herbstes und Frühlings zum Theil weggespült war.

„Ich wußte es," flüsterte er, indem dämonische Freude aus seinen Augen blitzte — „die Geister der Rache haben sie hieher geführt! Sie sind nicht werth, daß ihr Blut die reine Klinge meines Handjars entweihe, den meine Vorfahren mit Ehren im heiligen Kampfe führten, — der Felsen des Vaterlandes selbst soll die entartete Tochter der schwarzen Berge und den verrätherischen Fremden, der das Gastrecht verhöhnt, zerschmettern."

Er streckte sich lang auf dem Rasen aus, den Kopf vorgebeugt, so daß er jedes Wort verstehen konnte, das in der Grotte unter ihm gesprochen wurde — er legte die Hand auf den verhängnißvollen Felsblock und lauschte.

„Marica," sagte Wladimir, des Mädchens Hand ergreifend, — „diese Stunde ist heilig, denn Gott ist über uns, — Gott hat uns hieher geführt, und kein Wort soll über meine Lippen kommen, bei dem ich nicht daran denke, daß er uns hört, der die Wahrheit ist und die Wahrheit fordert. Marica," fuhr er fort, während sie zitternd und scheu zu ihm aufblickte, — „ich liebe Dich, wie ich noch nie ein Wesen auf Erden geliebt habe, — wie ich niemals wieder ein Weib lieben werde."

„O," rief sie, indem seliges Entzücken aus ihren weinenden Augen leuchtete, — „und ich — ich, die ich allein war — die ich alle Wärme, alle Sehnsucht nach Glück und Liebe tief in mein Herz verschließen mußte, ohne zu ahnen, daß es in der Welt ein Ziel dafür geben könne — ich —"

Sie stockte in süßer Verwirrung, sie beugte sich herab und küßte seine Hand, die er erschrocken zurückzog.

Ueber ihnen ließ sich ein leises Knistern vernehmen, als ob ein leichter Windhauch die Blätter und Grashalme bewege. Sie achteten nicht darauf.

„Marica," fuhr er fort, „ich muß Dir das sagen — denn die Wahrheit allein erlöst, — die Wahrheit allein bringt Frieden und Kraft. Ich würde stark genug sein, Dir zu verbergen, was in meinem Herzen lebt, meine Liebe zu verleugnen auch vor Dir, wie ich sie verleugnen muß vor der Welt, wenn Dir das die Ruhe wiedergeben könnte, — aber ich sehe, ich fühle das deutlich, daß Du dann, wenn ich kalt und fremd von Dir ginge, niemals zum Frieden, zur Ergebung, zum Glück gelangen könntest — deßhalb mußt Du wissen, daß ich liebe, daß es der bitterste Schmerz, das schwerste Opfer meines Lebens ist, von Dir gehen zu müssen auf einen einsamen, blütenlosen Weg."

„Von mir gehen," sagte sie zitternd, indem ihre Thränen heftiger strömten, „von mir gehen — und Du liebst mich?"

„Wenn ich Dich nicht liebte," erwiederte er, „so heilig, so rein, so fromm, wie noch nie ein Gefühl in meinem Herzen lebte, dann würde ich vielleicht Deine Bitte erfüllen, dann würde ich Dich vielleicht mit mir nehmen und der Welt zum Trotz ein stilles, wonniges Glück suchen. Jetzt kann ich es nicht, denn ich vermag Dir kein Glück, keinen Frieden zu bieten."

„Wo Du bist, da ist das Glück!" rief sie in aufflammender Leidenschaft.

Er schüttelte traurig den Kopf.

„Nein, Marica, — hier hast Du eine Heimat, hier erwartet Dich eine geehrte, von treuer Sorge eines edlen Herzens beschützte Zukunft, aber wenn ich Dich entführte, von dem Fluch Deines Vaters, ja Deines ganzen Volkes verfolgt, dann würde ich Dir nur ein elendes, ruheloses, verfolgtes und vervehmtes Leben bieten können —"

„Und Deine Liebe!" rief sie.

„Die Blüte der Liebe wird vergiftet, wenn der Wurm der Reue daran nagt," sagte er ernst und feierlich — „und zu der Reue über Dein zerstörtes und zerbrochenes Leben würde noch die Selbstverachtung hinzutreten, — würde Deine Liebe Stand halten können für einen Mann, der sich selbst verachten, — mit Recht verachten müßte? Marica," fuhr er, sich hoch aufrichtend, mit stolz leuchtenden Blicken fort, „ich bin der Gast Deines Vaters, Deines Fürsten, Deines Volkes — voll Vertrauen haben diese tapferen, treuen Männer mich aufgenommen, voll Vertrauen hat mir der edle Nikola Martinovic seine Hand gereicht, und ich sollte Dich, die Tochter dieses Volkes, in feiger Selbstsucht Deiner Heimat und des Segens Deines Vaters berauben? Würde nicht mein Name für immer in den schwarzen Bergen mit unauslöschlicher, verdienter Schmach beladen werden? Marica — die Liebe ist eine süße Himmelsblume, das holdeste Geschenk Gottes an seine Geschöpfe, — aber hoch über der Liebe steht die Ehre, die Ehre ist der leuchtende Stern, der vom Himmel auf des Mannes Haupt herabstrahlt, — so lange dieser Stern leuchtet, ist kein Weg zu hart und zu dornig, — wenn die Ehre erloschen ist, führt der duftigste Blütenpfad in namenloses Elend. — Marica, würdest Du einen Mann lieben können, über dessen Haupt der Stern der Ehre untergegangen ist?"

Sie senkte schweigend das Haupt — seine Worte klangen tief in ihre Seele — sie mußte ihn ja noch mehr lieben, da er so sprach — und doch glaubte sie ein Todesurtheil von seinen Lippen zu hören.

„Darum, Marica, müssen wir scheiden," sagte er mit bebender Stimme, — „wir müssen den Traum begraben, der uns so glücklich machte, um Dir die Heimat und mir die Ehre zu erhalten; aber wir wollen scheiden in ruhiger, demüthiger Ergebung, nicht in wilder, trotziger Verzweiflung, wir wollen das Grab des schönen, lieblichen Traumes unserer jungen Herzen mit den freundlichen, unverwelklichen Blüten der Erinnerung schmücken."

Sie weinte still.

„Und wie soll es werden?" fragte sie flüsternd, ohne aufzublicken.

„Wie Gott will," erwiederte er — „und Gott wird Dich glücklich werden lassen, dessen bin ich gewiß," sagte er innig, — „hat er Dir nicht eine starke, treue Hand gegeben, um Dich durch das Leben zu führen? Nikola Martinovic ist edler, besser als ich, ich habe den Gifthauch jener großen Welt da draußen, die ihr nicht kennt, eingesogen, und vielleicht würde dennoch das böse Gift einmal in meiner Seele wirksam werden, — er ist fest wie die Berge seines Vaterlandes und rein wie die Luft, die durch eure Thäler weht, — Du mußt ihn achten, Du mußt mit Stolz zu ihm aufblicken — Du wirst ihn lieben."

„O mein Gott!" seufzte Marica, indem ein Schauer durch ihre Glieder lief.

„Ja, Du wirst ihn lieben," rief Wladimir voll freudiger Ueberzeugung, „er ist so treu und fest, und ich werde glücklich sein, wenn Dein Herz sich zu ihm wendet, — glücklich und stolz, denn ich werde gewiß sein, daß Diejenige, der die Liebe meiner Jugend geweiht war, dem besten, dem edelsten, dem reinsten und treuesten Manne gehört; — Du aber auch sollst stolz sein auf mich, — ich will ringen und arbeiten, daß der Klang meines Namens in Ruhm und Ehre bis in eure Thäler dringt — und wenn das einst geschieht, Marica, dann sollst Du Dir freudig sagen, daß die reine Flamme meiner Liebe zu Dir es war, die mein Herz erwärmt und begeistert hat zu edlem Streben nach dem Höchsten auf Erden."

Sie faltete die Hände über ihrer Brust und sagte wehmüthig:

„Ich werde Gott bitten, daß er Alles so füge — und mir die Kraft gebe, meine Pflicht zu erfüllen und Eurer in Ergebung zu gedenken."

„Und nun lebe wohl, Marica," sagte Wladimir, indem er sich erhob und das Mädchen sanft zu sich emporzog — „laß uns Abschied nehmen für das irdische Leben, — die Wahrheit ist zwischen uns — der Stern der Ehre leuchtet hell über uns, kein Wort weiter soll diese Stunde entweihen."

Er schlang seine Arme um sie und hauchte einen Kuß auf ihre Stirn, — schluchzend ruhte sie an seiner Brust.

Sanft drängte er sie dann zurück, um sie auf den Fußpfad zu führen — Nikola stand vor ihnen.

Schmerzlich zuckte sein bleiches Gesicht — aber aus seinen Augen leuchtete es wie warmer Sonnenschein.

Mit einem Angstruf fuhr Marica zurück — Wladimir blickte verwirrt zu Boden.

„Ich war hier," sagte Nikola — „ich habe Alles gehört."

Marica bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, Wladimir aber trat vor und sagte mit stolzer Offenheit:

„Wenn Ihr Alles gehört habt, Nikola Martinovic, so habt Ihr Niemand einen Vorwurf zu machen — das Menschenherz läßt sich nicht meistern in seinen Gefühlen,

aber die Treue und die Ehre halten Wacht, daß es nicht auf falsche Wege geführt werde — unsere Wege sind rein und liegen klar da im freien Sonnenlicht."

Nikola trat zu ihm heran und schüttelte kräftig seine Hand.

„Ja," sagte er — „ja, ich weiß es, — und ich danke Gott," fuhr er tief aufathmend fort, „daß ich gehört, — daß ich Alles gehört habe, daß er meine Hand zurückhielt von entsetzlicher, furchtbarer That, bis ich Eure edlen, mannhaften Worte vernommen. Seht, welches Unheil die Hölle bereit hielt, wenn ein guter Engel es nicht fügte, daß ich Alles hörte."

Er sprang rasch den Abhang hinauf, gab dem Felsen über der Grotte einen kräftigen Stoß und krachend stürzte der ungeheure Block herab, in seinem Fall die Moosbank begrabend, auf welcher soeben Wladimir und Marica gesessen.

Entsetzt blickte Wladimir auf den herabgeschmetterten Felsen, schaudernd lehnte sich Marica an den Stamm einer Eiche.

„Das wäre geschehen," sagte Nikola, langsam den Abhang herabsteigend, — „wenn — es anders gewesen wäre — aber, Herr," fuhr er fort, Wladimir's Hand an sein Herz drückend, — „wie Nikola Martinovic bereit war, den Verrath zu strafen und den Verräther zu zerschmettern, so weiß er auch die Treue zu ehren und den Freund zu lieben — wenn Ihr jemals eines ergebenen Herzens bedürft, so ruft mich, Herr, und Nikola Martinovic wird bereit sein, für Euch zu sterben!"

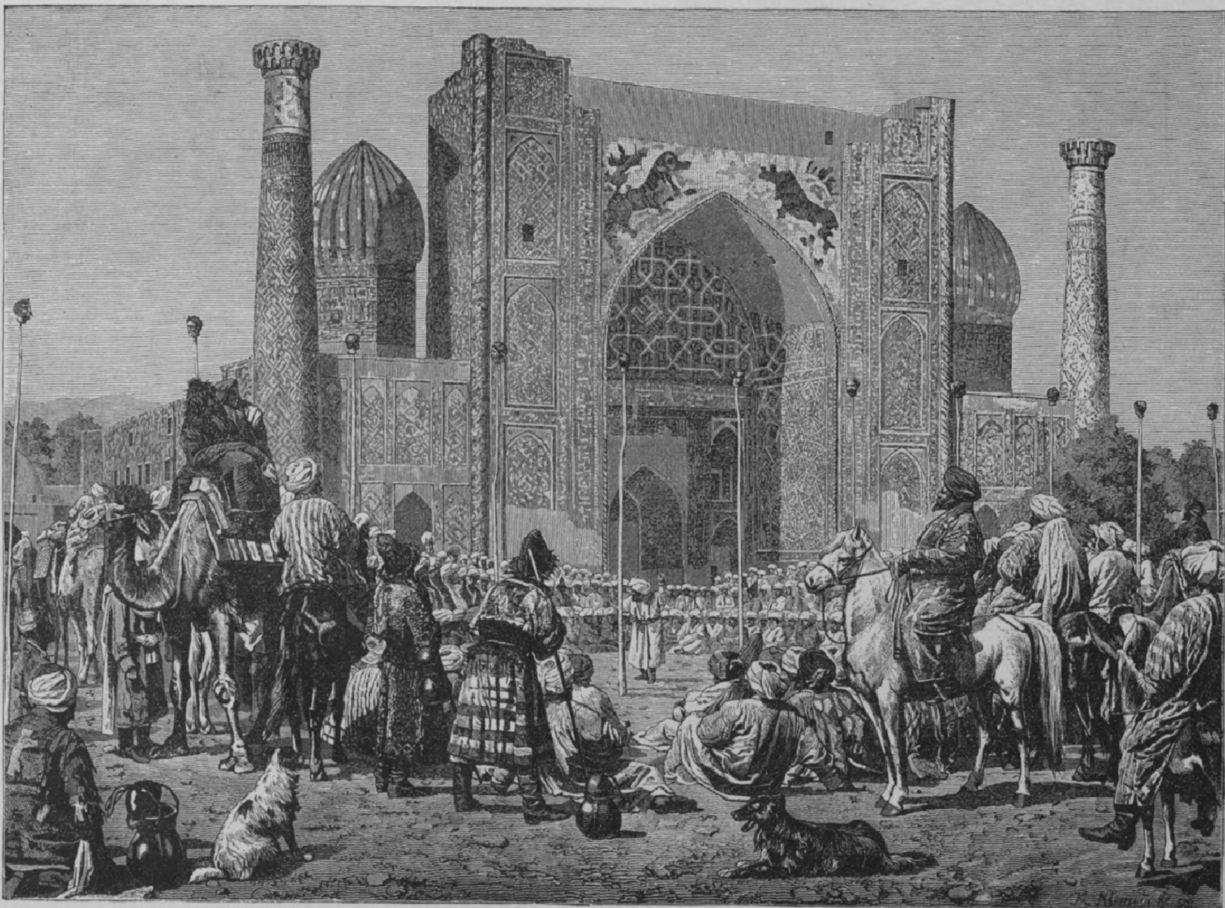
Der starke Mann, auf dessen Gesicht noch der Schmerz zuckte, während edle Begeisterung aus seinen Blicken strahlte, war von rührender Schönheit in dem einfachen Ausdruck seines Gefühls.

„Marica," rief Wladimir tief bewegt, — „ich habe es Dir gesagt, — Du wirst, Du mußt ihn lieben!"

Marica blickte auf, — die ängstliche Scheu war von ihrem Gesichte verschwunden, ein seltsames Gemisch von mitleidiger Theilnahme und ehrfurchtsvoller Bewunderung lag auf ihren Zügen. — Nikola trat zu ihr, nahm ihre Hand und sagte sanft und traurig:



Der alte Hafen von Alexandrien. Originalzeichnung von C. Werner.



Siegesfeier in Turkestan. Nach einem Gemälde von Wasili Wereschagin.

„Fürchte Dich nicht, Marica, — es ist nicht Deine Schuld, daß Dein Herz sich nicht zu mir hat wenden können, — ich war Dir zu fremd, zu rauh und heftig — ich konnte den Weg nicht finden zu Deiner Liebe, — aber Du sollst dennoch sehen, daß ich nicht unwürdig bin des Vertrauens und der Freundschaft, — vielleicht hat diese Stunde auch zwischen uns den Bann gebrochen, vielleicht werde ich nun die Worte finden können, um zu sagen, was bis jetzt mir oft die Brust zersprengen wollte. Du bist frei, Marica, — das schwöre ich Dir hier unter Gottes freiem Himmel, nie werde ich Dich drängen, Deines Vaters Wort einzulösen, — ich werde geduldig warten, daß Dein Herz seine Ruhe wieder finde, — aber wenn Du einst Vertrauen und Freundschaft für mich findest, um meine Hand zur Stütze für das Leben anzunehmen, dann, Marica, soll jeder meiner Athemzüge Deinem Glück geweiht sein."

Marica blickte mit thränenfeuchten Augen zu ihm auf, — er fühlte, wie sich ihre zitternden Finger zu leisem Druck um seine Hand schmiegten.

„Und nun laßt uns gehen," sagte Nikola ruhig, — „was hier geschehen, bleibt ein Geheimniß zwischen uns und Gott!"

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



Unteroffizier: Worin besteht nicht bloß ein guter Soldat?
Gemeiner: Ein guter Soldat besteht nicht bloß aus dem blankgeputzten Lederzeug, sondern auch aus der angestammten Liebe zum Vaterlande nebst den richtigen Griffen.



Preuß. Unteroffizier: Hören Sie 'mal, Sie da, Füselier, kennen Sie keinen preußischen Unteroffizier?!
Sächs. Infanterist (freundlichst lächelnd): Nee härense, mein kutestes Härrchen, wie soll er denn heeßen?



Bataillonsarzt (beim Impfappell): Wo ist denn der Gefreite Müller?
Gefreiter Schulze: Für drei Tage beurlaubt; ich habe alles Dienstliche für ihn übernommen und soll mich auch für ihn mit-impfen lassen!



„Ich versichere Dich, daß es wahr ist!"
„Und ich wette, daß es nicht wahr ist!"
„Ich wette zwanzig Mark!"
„Das ist zu viel!"
„Dann wetten wir bloß um die Ehre!"



Backfisch: Mama zankt mich immer so sehr, weil ich meine Haut von der Sonne habe verbrennen lassen.
Tante (sie unterbrechend): Haut? — ein anständiges, gebildetes Mädchen sagt stets Teint!
Backfisch: Und es sollte der Mama doch lieber sein, wenn ich draußen im Freien mich bewege — als wenn ich mich zu Hause auf den Bärenteint lege.



Tante: Nun, Liendchen, was hat Dir in der ersten Nacht unter meinem Dache Schönes geträumt? Der erste Traum hat nämlich immer etwas zu bedeuten.
Liendchen (lachend): Ha, ha! Na, dann höre, Tantchen: denke Dir, der Onkel hat mich diese Nacht halbtodt geküßt.
Tante (empört): Aber August! — Ich verbitte mir ein- für allemal diese Unziemlichkeiten!

Laute Rufe von vielen Stimmen drangen aus dem Thal herauf, immer brausender, immer jubelnder sich wiederholend.

„Was ist das?" rief Nikola lauschend, — „etwas Außerordentliches muß geschehen sein, — kommt, Herr, kommt, wir dürfen nicht zurückbleiben — man würde uns vermissen und fragen."

Noch einmal reichte er Marica stumm die Hand, dann zog er Wladimir, der einen letzten Blick voll Liebe und Schmerz auf das Mädchen warf, mit sich fort zum Thal hinab.

Marica sah ihnen lange nach — dann sank sie vor dem herabgestürzten Felsblock in die Kniee und betete. Schweres hatte Gottes Hand ihr auferlegt, aber sie sah Licht über den Wolken, sie fühlte, daß der Frieden in ihre Seele zurückkehre.

Alle Männer von Rjeka waren vor Marco's Hause versammelt und von Weitem schon rief man Nikola und Wladimir entgegen, daß der Serdar angekommen sei und den Befehl des Fürsten gebracht habe, Alles zum Ausmarsch zu rüsten, da in den nächsten Tagen schon das Heer der Montenegriner sich sammeln solle.

Alles drängte sich jubelnd durcheinander und sogleich wurden alle Anordnungen getroffen. Nur die Greise, die alten Frauen und die Kinder sollten zurückbleiben, — die jungen Weiber zogen nach der Sitte des Landes mit, um

für den Proviant zu sorgen und die Verwundeten zu pflegen. Auch Marica sollte dem Heere folgen, so befahl Marco Petrovic, denn seine Tochter sollte alle Pflichten gegen das Vaterland erfüllen, die der Name ihres Geschlechts, das stets unter den ersten in den Kämpfen gegen die Türken voran gestanden, ihr auflegte. Nikola wagte nicht zu widersprechen, ob er auch für das zarte Mädchen die Anstrengungen des Feldzugs fürchtete, denn seine Braut durfte ja nicht zurückstehen gegen die anderen Frauen in der Opferfreudigkeit für den heiligen Krieg.

Niemand ahnte, was zwischen ihm und Wladimir vorgegangen, die Kämpfe der drei Menschenherzen wurden überflutet von der Bewegung des gewaltigen Stromes, der das ganze Volk fortriß zu dem ersehnten heiligen Kriege.

(Fortsetzung folgt.)

NOTIZ-BLÄTTER.

Literatur.

— **Das Wiener Buchdruckjubiläum, das in diesen Tagen gefeiert** wurde, hat auch ein dauerndes Werk in's Leben gerufen, das den Feiernden wie den Fernerstehenden eine willkommene und werthe Gabe bleiben wird. Es ist „Wiens Buchdruckergeschichte 1482—1882" von Anton Mayer (Wien, W. Frick). Die Anregung zu dem großartig angelegten und ausgeführten Werke ging von den Buchdruckern Wiens aus, in deren Auftrag es der auf dem Gebiete der Bibliographie gründlich bewanderte Sekretär des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich ausarbeitete. Schon der flüchtigste Blick in das Werk, dessen erste Hälfte vorliegt, gibt einen Begriff von der Riesenarbeit, die, wie wir bei ernsterem und eingehenderem Einblick in einzelne Kapitel sehen, meisterhaft gelungen ist. Nur durch bereitwillige Unterstützung der in den verschiedenen Branchen bewanderten Männer, der Bibliotheken und öffentlichen Behörden, welche dem Autor das reiche Material zur Verfügung stellten, konnte eine so hervorragende, die Geschichte des Bücherwesens so wesentlich fördernde Arbeit geschaffen werden. Aber dem gediegenen Texte, den wir erst ganz würdigen können, wenn das Werk vollendet sein wird, steht in gleich bedeutender Weise die prachtvolle Ausstattung zur Seite, die der Wiener Druckerkunst (Fr. Jasper), wie den artistischen Hülfskünsten alle Ehre macht. Namentlich ist das Titelblatt von Schönbrunner wieder ein Meisterstück des Kunstdruckers H. Knöfler in Wien — Holzschnitt und Farbe in so herrlicher Verbindung ist ein Stolz der modernen Leistungsfähigkeit, — Kopfleisten und Vignetten von Schönbrunner und Bader, die Reproduktionen der alten Drucke, Holzschnitte und Ornamente von Angerer und Göschl, Farbe und Papier — Alles zusammen hat ein Werk geschaffen, das des bedeutungsvollen vierhundertsten Jahrestags der Einführung der Buchdruckerkunst in Wien würdig ist.

— **Adolf Glaser's Romane zeigen, daß er bei den Holländern** in die Schule gegangen ist; es kann aber auch sein, daß seine Art und Anschauung denen der niederländischen Autoren sehr verwandt ist, denn er zeigt auffallende Aehnlichkeit in Gestaltung und Empfinden mit jenen uns stammverwandten Autoren. Glaser ist wie diese realistisch, etwas nüchtern und doch dabei romantisch im Erfinden der Stoffe. Er arbeitet diese gediegen und sauber aus, sein Fühlen ist tief und die Zeichnung der Charaktere sehr scharf. Der neueste Roman dieses Schriftstellers: „Aus hohen Regionen" (Wismar, Hinstorff), zeigt alle diese Eigenthümlichkeiten. Er behandelt das Schicksal einer Art Preziosa und eines rumänischen Geigergenies interessant, tüchtig und spannend. Die diametral sich gegenüberstehende Art von Stoff und Behandlung wirkt originell, und der geistreiche Denker und feinsinnige Literatur- und Kunstkenner zeigt sich vielfach im Dialog und in manchen pikant komponirten Szenen. So können wir denn diesen neuen Roman Glaser's als eine fesselnde und vielfach anregende Lektüre, die viel Originelles enthält, empfehlen.

— **Der Einfluß des Zola'schen Realismus beginnt auch jetzt bei** unseren Romanschriftstellern markant sich zu zeigen. Wachenhusen's „Was die Straße verschlingt" lehnt sich direkt an Zola an, und Max Kretzer's soeben erschienener Roman: „Die Betrogenen" (Berlin, Rogge & Fritze), weist auf das französische Vorbild hin. Wir haben es hier mit dem Produkt eines bedeutenden Talentes zu thun, das ein Berliner Sittenbild von großer Anschaulichkeit und tiefeinschneidender Wirkung in dieser Erzählung geschaffen hat. Die Handlung ist, wie bei Zola so auch hier, eigentlich Nebensache, sie ist sogar unangenehm, denn daß sich die „betrogene" Frau von dem Gatten, der vor der Ehe mannigfaltige Verhältnisse gehabt hat, nun trennt, um ihrem Jugendgeliebten, den sie des reichen Freiers wegen verlassen hat, zu folgen, und die Nebenumstände, welche dieses Thun begleiten, verstoßen gegen jede höhere Ethik. Die Kraft und das Talent des Verfassers zeigen sich aber in der Zeichnung der Figuren und den Schilderungen der düstersten Berliner Moralverhältnisse. Diese Bilder sind geradezu meisterhaft; ebenso anschaulich und interessant ist das Treiben der Fabrikbevölkerung gezeichnet; die Betrogenen sind hier die Frauen und die Mädchen, die Betrüger die Männer. Der Autor zeugt aber in seinem Roman selbst gegen sich, indem auch Männer darin von Frauen betrogen werden; damit ist die Tendenz hinfällig geworden. Als Roman, als Komposition, als Kunstwerk ist diese Arbeit wenig gelungen. Als Sittenschilderung, als geistvoll realistische Kopie des Treibens der Berliner Fabrikbevölkerung und was damit nach oben wie unten zusammenhängt, ist dieß Buch eine hervorragende Schöpfung von großem Interesse.

— **Robert Dohme hat seine „Sammlung von Künstlerbiographieen** des Mittelalters und der Neuzeit bis zum Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts" in sechs Bänden abgeschlossen — ein monumentales Werk, das sowohl durch den Text wie durch die Bilder eine hervorragende und eigenthümliche Stellung in der Literatur einnehmen wird. An diese schließt sich nun ein neues, in gleicher Ausstattung erscheinendes Werk unter dem Titel: „Kunst und Künstler des neunzehnten Jahrhunderts" (Leipzig, Seemann) an, das auf 30 Lieferungen projektirt ist. Der Kreis der in diese Sammlung aufgenommenen Künstler beschränkt sich auf diejenigen, deren Laufbahn bereits völlig abgeschlossen ist, und wird eröffnet mit „Asmus Jakob Carstens" von Hermann Lücke. Der Künstler, welcher eine völlige Umwälzung in der Kunst anbahnen half, ist von Fernow uns erst jüngst in seinen Jugend- und Lehrjahren geschildert worden, hier erhalten wir auf Grund dieser und eigener Forschungen ein Totalbild dieses denkwürdigen Lebens, das uns in die geistigen und künstlerischen Zeitströmungen einführt und durch treffliche Nachbildungen seiner Hauptwerke ein volles Bild seines Schaffens gibt. Das Hauptwerk, das verdientermaßen eine weite Verbreitung gefunden, hat die Richtung für die neue Abtheilung g geben, und so dürfen wir hoffen, daß auch diesem die gleich freundliche Aufnahme zu Theil werden wird, namentlich nach einem so glänzenden Anfang.

— **In der Reihe der Braumüller'schen Badebibliothek sind in** neuester Zeit vier Bände erschienen, wovon zwei Kurorte, zwei Sommerfrischen und Touristenziele behandeln, nämlich: „Baden bei Wien" von Jos. Hoffmann und „Gleichenberg" von Jos. Hans v. Hausen, „In's Kärnten" von P. v. Radics und „Die Sommerfrischen am Attersee, Mondsee und Wolfgangssee" von E. Keiter. Während Radics Kultur- und Reisebilder aus alter und neuer Zeit als Einladung und Orientirung für das schöne Kärntnerland bietet, das noch immer nicht genug gewürdigt und besucht ist, gibt Keiter ein recht frisches und ansprechendes Bild der landschaftlichen Reize und des Lebens an den drei herrlichen Seen des Salzkammergutes, die namentlich von Oesterreich als Sommerfrischen viel besucht sind und auch in weiteren Kreisen als solche bekannt gemacht zu werden verdienen, was durch dieß hübsche Buch in so anziehender Weise geschieht. Die beiden anderen Bände verfolgen in erster Linie therapeutische Zwecke und geben nach allen Richtungen die gründlichsten und ausführlichsten Auskünfte. Die Schrift über „Gleichenberg" liegt bereits in dritter Auflage vor, ein Beweis, wie der Besuch dieses alkalisch-mineralischen Säuerlings sich gesteigert hat.

— **Adolph Glaser übernimmt wieder die Redaktion der Westermann'schen** Monatshefte, während Spielhagen auch ferner als Herausgeber zeichnet.

— **Fürst Nikolai I. von Montenegro hat ein Drama: „Die Beherrscherin** des Balkan", in Versen geschrieben, das er selbst in's Französische zu übersetzen beabsichtigt.

— **Eine der energischsten Kundgebungen zu Gunsten der Deutschen** in unserem letzten großen Kriege ging bekanntlich von Thomas Carlyle aus, und zwar wählte er dafür die Briefform, um gleichzeitig dem Verfasser „Der tausendjährigen Eiche im Elsaß", Robert Waldmüller-Duboc, für die Uebersendung dieses Büchleins zu danken. Dieselbe geschah zu Weihnachten 1870 aus Vert galant vor Paris, wo der Verfasser damals als Kriegskorrespondent im sächsischen Hauptquartier weilte. Die Carlyle Society hat unlängst unsern Landsmann zum Ehrenmitgliede ernannt, und der berühmte Präsident derselben hat, unter Bezugnahme auf die von einem gewissen Mr. Wylie ausgegangenen, durch dessen Antipathieen gegen Deutschland erklärten gehässigen Expektorationen über jene Sendung, hinzugefügt, er hoffe durch die Ernennung „ein von Anderen begangenes Unrecht wieder gut zu machen".

Bildende Künste.

— **In Gemäßheit des Preisausschreibens für die Errichtung des** Reichstagsgebäudes in Berlin sind die eingegangenen Konkurrenzentwürfe von der dazu berufenen Jury der Beurtheilung unterzogen worden. Die Jury hat ihre Entscheidung dahin abgegeben, daß den zwei Entwürfen mit dem Motto «Für Staat und Stadt» und «Voluntas regum labia justa» je ein erster Preis; den drei Entwürfen mit dem Motto «Barbarossa», «Einheit» und * je ein zweiter Preis; den fünf Entwürfen mit dem Motto «Deutschland», «Endlich», «Salus populi suprema lex», «Suscipere et tenere» und «Vaterland» je ein dritter Preis zuerkannt wird. Nach Oeffnung der mit diesen Mottos versehenen, geschlossenen Couverts sind als Verfasser der Entwürfe erkannt: Friedrich Thiersch, Architekt in München, Paul Wallot in Frankfurt a. M., Cremer und Wolffenstein in Berlin, Kayser und v. Großheim in Berlin, Heinrich Seeling in Berlin, Bussen und Franz Schwechten in Berlin, Hermann Ende und Wilhelm Böckmann in Berlin, E. Giese und P. Weidner in Dresden, L. Schupmann in Berlin, Hubert Stier in Hannover. Die Architekten Busse und Franz Schwechten haben auf einen Geldpreis verzichtet. Der Ankauf einiger anderer Entwürfe auf Grund der Bestimmungen des Preisausschreibens bleibt vorbehalten. Was die zwei mit den ersten Preisen gekrönten Entwürfe für den Reichstagsbau betrifft, so hat, wie verlautet, Wallot mehr Stimmen auf sich vereinigt, als Thiersch. Die Arbeit von Thiersch scheint jedoch zuerst eine Mehrheit auf sich vereint zu haben. Ueber den Werth der zwei in die erste Linie getretenen Arbeiten wird die öffentliche Meinung ihr Urtheil in den nächsten Tagen abgeben können. Die Stimmen, welche bis jetzt zu Gehör gekommen, sprechen mit der höchsten Anerkennung namentlich von dem Thiersch'schen Werk, das sich durch die Großartigkeit der Verhältnisse, den Ernst und die Getragenheit des Styls auszeichnen soll. Der Thiersch'sche Plan ist auf die kolossalen Verhältnisse des Platzes berechnet, auf dem der Reichstagsbau errichtet wird, eine Höhe von 23 Metern ist projektirt, während die Siegessäule bis zur Galerie 19 Meter Höhe hat. Auch das Innere wird als ebenso genial erdacht, als praktisch gelungen bezeichnet, ein System von Hallen legt sich um den Sitzungssaal herum, die Kuppel, die auch hier nicht fehlen darf, wölbt sich indessen nicht über dem Sitzungssaal selbst, sondern über der Vorhalle, dem Foyer. Thiersch ist ein ehemaliger Schüler des Stuttgarter Polytechnikums. Der Wallot'sche Entwurf zeichnet sich gegenüber der monumentalen Wucht und Majestät des Thiersch'schen Projekts durch eine große Heiterkeit und Farbenpracht aus, ein Palast von ungemein anmuthigen Formen, klarem und einfachem Grundriß wird hier vorgeschlagen. Auch die geschickte und übersichtliche Vertheilung der Räume wird gerühmt.

— **Bei einer internationalen Konkurrenz in Buenos Ayres** haben Vertreter deutscher Baukunst einen glänzenden Sieg davongetragen, nämlich Heine, Hägemann und Stier aus Hannover. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir diesem Siege, welchen deutsche Kunst und deutsche Intelligenz errang, die weittragendste Bedeutung beilegen, da derselbe sicher dazu beitragen wird, das deutsche Element in jenen Gegenden zu stärken und emporzuheben, dort, wo man bislang gewohnt war, nur dem französischen und englischen Einflusse den Vorrang zuzugestehen.

— **Den Entwurf des preisgekrönten Zwingli-Denkmals von dem** Wiener Bildhauer Heinrich Natter charakterisirt die „N. Z. Z." mit folgenden Worten: „Der Ausdruck begeisterter Ueberzeugung in dem schönen Kopfe stimmt prächtig zu der Art, wie die gefalteten Hände auf dem Schwerte ruhen. Die stylvolle Drapirung präsentirt sich von allen Seiten gut. Der Gedanke, welcher der Auffassung zu Grunde liegt, bedarf nothwendigerweise der Ausführung durch Reliefs, mit denen der ohnehin zu kleinlich detaillirte Sockel zu schmücken wäre." Bildhauer Natter führt bekanntlich auch das Standbild Haydn's aus, das im Esterhazypark zu Wien aufgestellt werden soll.

— **Die von dem Bildhauer Cauer in Rom von der National**galerie in Berlin angekaufte „Hexe" ist jetzt in einer Nische unter der großen Freitreppe aufgestellt worden. Diese Hexe ist ein blühendes junges Weib, in deren Zügen etwas sphinxartig Geheimnißvolles liegt, während große Fledermausflügel einen seltsamen Kontrast zu den vollen, weichen Formen des Körpers bilden; zwei kleine Schlangen ringeln sich dicht über der Stirn in den in Locken herunterfallenden Haaren — nur einige sind zu einem Knoten zusammengebunden — empor, während eine große Natter auf dem Schooß des zauberisch schönen Weibes liegt und von demselben mit der einen Hand festgehalten wird. Die Hexe sitzt auf einem theilweise mit einem Netz bedeckten (Marmor)-Felsblock, aus dem einzelne kleine Pflanzen sprießen und an dessen Fuß eine Eule einen Salamander packt. Das Material, aus dem das ungefähr in Lebensgröße ausgeführte Werk besteht, ist Marmor.

— **An der Münchener k. Akademie der bildenden Künste haben** sich in diesem Sommersemester 404 Schüler immatrikulirt, hievon sind 124 aus Bayern selbst, 100 aus dem deutschen Reiche und 180 aus dem Ausland; nach Schulen ausgeschieden fallen auf die Komponirschulen (Defregger, Dietz, Lindenschmit, Max, Müller) 60 Schüler, auf die Malschulen (Löfftz, Seitz, Wagner) 130, auf die Naturklassen (Benczur, Gabl, Raab) 99, auf Professor Raab's Kupferstecherschule 14, auf die Antikenklasse (Hackl, Strähuber) 56 und auf die Bildhauerschule Widemann's 45.

Musik.

— **Das dießjährige Musikfest in Birmingham wird in den** Tagen vom 29. August bis 1. September stattfinden. Die Aufführungen werden das eigens für dieses Fest komponirte Oratorium „La Redemption" von Gounod, die neuen Kantaten „Psyche" von Gade, „Graziella" von Benedict, eine dritte von Gaul, ein großes Orchesterwerk von Villiers Stanford und den zur Vermählung des Herzogs von Albany von Gounod komponirten Hochzeitsmarsch bringen.

— **In Italien macht gegenwärtig die vierzehnjährige Violin**virtuosin Signora Teresina Tua die größte Sensation. Die junge Künstlerin gab in Rom, Neapel, Florenz, Mailand, Bologna, Venedig Serien von 10—15 Konzerten, und stellen die größten Kritiker Italiens Signora Tua an die Seite der bedeutendsten gegenwärtigen Violinisten. Der bekannte Impresario Alfred Fischhof hat Signora Tua für zwei Jahre für Europa und Amerika engagirt und betrug das Erträgniß der letzten 10 Konzerte in Turin das bis jetzt einzig dastehende Resultat von 44,000 Lire.

— **Eine Vereinfachung der Klaviermechanik, wodurch dieselbe** von den französischen Mustern unabhängig wird, führte unlängst der rühmlich bekannte Klavierfabrikant Ed. Westermayer einer Versammlung von Künstlern und Fachmännern, darunter Pruckner, Stark, Schiedmayer u. A., im Konservatorium zu Stuttgart vor. Er führte hier aus, daß die Erard'sche Mechanik, wenn sie auch in Bezug auf Kraft und Präzision des Hammeranschlags bis jetzt die erste Stelle einnahm, doch in Hinsicht auf praktische Einfachheit der Konstruktion viel zu wünschen übrig lasse. Sie sei ebenso unbequem zu reguliren als auseinander zu nehmen, und die Auslösung des Stößers werde nicht leicht genug bewirkt, was sich namentlich nach längerem Gebrauch oder bei Einwirkung von Feuchtigkeit fühlbar mache. Die drei wichtigsten Eigenschaften einer sozusagen „idealen" Klaviermechanik seien 1) Schnellkraft und Modulationsfähigkeit des Hammeranschlags bei leichtester Hebung des Hammers, 2) unfehlbare Präzision des Anschlags bei leichtester Auslösung, 3) leichte Regulirung und Zerlegbarkeit; und in der That: sowohl bei dem Flügel als dem Pianino, das Westermayer beigestellt hatte, sowie bei den betreffenden Tastenmodellen traten diese Eigenschaften in überraschendem Grade zu Tage; namentlich die Repetition zeigte sich als eine nie versagende, stets gleichmäßige. Da nun wenigstens die neue Flügelmechanik durch ihre größere Einfachheit auch ungleich billiger zu stehen kommt, so ist nicht wohl zu zweifeln, daß alle intelligenten Fabrikanten, welchen die Gabe der „Initiative" verliehen ist, der neuen Sache in ihrem eigenen Interesse näher treten werden, wodurch die völlige Emanzipation des deutschen Klavierbaus von dem „Pariser" Rezept in Bälde zur vollendeten Thatsache werden könnte.

Bühne.

— **Wie zur Vorbereitung für das neue Haus, in welches die** Schauspieler des Burgtheaters in Wien nun doch wohl bald ihren Einzug halten werden, hatte man vor dem Schluß der Saison wieder eine Reihe von Vorstellungen in dem großen Opernsaale veranstaltet. Ohne Zweifel werden sich auch die Mitglieder des Burgtheaters sehr bald an die größeren Dimensionen des neuen Hauses gewöhnen. Die Aufführungen auf der Opernbühne lassen das deutlich erkennen. Die Kunst, der Geschmack des Publikums wird keineswegs durch den Wechsel, durch die Veränderung der räumlichen Verhältnisse gewinnen. Das Lustspiel der Burg wird an Feinheit und Lebendigkeit verlieren, und im Trauerspiel wird das Schreien und die Uebertreibung in jeder Weise sehr schnell überhand nehmen. Das große Publikum wird sich für die Verluste durch den Glanz des Zuschauerraums und die reiche Ausstattung der Szene vollauf entschädigt finden. So ist es überall gewesen, so wird es auch in Wien werden. Bei der Aufführung des „Macbeth" blieb der äußere, laute Erfolg nicht aus. Mit den Gastspielen, die man zur Ausfüllung der immer fühlbarer werdenden Lücken entrirt hatte, ging es bis jetzt nicht zum besten. Frl. Heller vom Hoftheater zu Wiesbaden scheint, wie ihre beiden Vorgängerinnen, trotz mancher Vorzüge zu einem Engagement am Burgtheater doch noch nicht genügende Kraft zu besitzen.

— **Das Burgtheater in Wien wird dem dortigen Konservatorium** jährlich 1000 fl. für sechs Stiftplätze zur Verfügung stellen, welch' letztere an sechs begabte mittellose Zöglinge der Schauspielschule verliehen werden sollen. Die Stipendiaten werden nach Absolvirung der zwei Jahreskurse bei entsprechender Eignung als Eleven für das Burgtheater engagirt werden. Es ist hiemit der erste Schritt gethan, um zwischen dem Burgtheater und der Schauspielschule des Konservatoriums jenes Verhältniß herzustellen, welches seit langer Zeit zwischen dem Théâtre-Français und dem Conservatoire in Paris besteht.

— **Das Karltheater in Wien hat nach langem, vergeblichem** Suchen in Hrn. Krampfer einen Direktor gefunden. Vielleicht ist der richtige Mann gefunden, diese altberühmte Bühne wieder in die Höhe zu bringen. Krampfer genießt nämlich, wie Laube, einen ganz besondern Ruf als Entdecker von Talenten. Und allerdings ist erstaunlich, wen er Alles zuerst nach Wien gebracht hat: die Gallmeyer, die Geistinger, den Schweighofer, den Girardi 2c. Sehr für ihn spricht, daß er gleich den an Natürlichkeit unübertrefflichen Kräuser vom Josephstädter Theater für sein neues Unternehmen zu gewinnen verstand.

— **Der König von Bayern hat, dem ihm in Preußen gegebenen** Beispiel folgend, den Erben Albert Lortzing's, für dessen Werke bekanntlich die Schutzfrist mit dem 1. Januar d. J. abgelaufen war, auf den Antrag des Baron v. Perfall eine Gnadentantième von den am Münchener Hoftheater stattfindenden Aufführungen der Opern des Komponisten bewilligt.

— **In Riga ist am 26. Juni das Theatergebäude abgebrannt.**

— **Minnie Hauk, die gefeierte Künstlerin, kehrt von ihrer ame**rikanischen Rundreise mit Ehren und Schätzen reich beladen wieder nach Europa zurück, und wird während der Sommermonate auf speziellen Wunsch in zwei Privatkonzerten am englischen Königshofe mitwirken. Während der verflossenen Gastspielsaison der Londoner Her Majesty's Opera Company in New-York und anderen Großstädten Amerikas machte die Künstlerin vor Allem als Selika in der „Afrikanerin", ferner als Pamina, Carmen, Mignon, Gretchen und Zerlina Furore. Während ihres Gastspiels in Philadelphia und Boston wurden die Sitze zu den Vorstellungen häufig mit acht Dollars bezahlt und die Einnahmen beliefen sich durchschnittlich pro Abend auf 3—5000, während des Opernfestes in Cincinnati sogar auf 10,000 Dollars, so daß die Saison dem Direktor einen Reingewinn von 50,000 Dollars einbrachte. Im kommenden Winter wird Minnie Hauk in Amerika die Katharine in „Der Widerspenstigen Bezähmung" und Frau Fluth in den „Lustigen Weibern" kreiren.

— **Moskau soll ein ständiges deutsches Theater erhalten.** Die vorgerückteste Station deutscher Kunst im Nordosten will Georg Paradies begründen. Das für diesen Ausstellungssommer begründete deutsche Theater in Moskau, welches von dem russischen Hofschauspieler Georg Paradies geleitet wird, und das sich sehr guter Einnahmen zu erfreuen hat, soll auch für den Winter erhalten bleiben.

— **Wagner's „Tristan und Isolde" erlebte am Drury-Lane-**Theater in London die erste Aufführung in England. Obgleich die Leistungen der Franke-Pollini'schen Gesellschaft vortrefflich waren und das Publikum schon mit dem schweren Styl der späteren Wagner'schen Opern angemessen vertraut ist, gab es doch Wenige, welche „Tristan und Isolde" noch einmal hören möchten.

— **Théodore Barrière hat eine unvollendete dreiaktige Komödie** hinterlassen, die er in Gemeinschaft mit Raymond Deslandes begonnen hatte und die den Titel «Tête de Linotte» führt. Das Stück ist nun von Gondinet beendigt worden und wird im September im Pariser Vaudevilletheater zur Aufführung gelangen.

Kultur und Wissenschaft.

— **Am Tage Johannis des Täufers, der von altersher bei den** Buchdruckern als Gutenbergtag gefeiert wird, nahmen die Festlichkeiten aus Anlaß des vierhundertjährigen Bestandes der Buchdruckerkunst in Wien offiziell ihren Anfang. Es fand nämlich im Oesterreichischen Mu-

seum eine schöne Gedenkfeier vor einem geladenen Kreise von Gästen statt, woran sich die Eröffnung der historischen Ausstellung von Wiener Druckwerken schloß. Die Fest- und Gedenkrede wurde von Hofrath R. v. Scherzer gehalten. Die Ausstellung, zu Stande gekommen durch das rühmliche Zusammenwirken hervorragender Gelehrter und Fachmänner, ist recht zahlreich beschickt worden. Der Katalog weist 1059 Nummern auf, welche Druckwerke vom Jahr 1482 bis auf die sechziger Jahre unseres Jahrhunderts, eine interessante Ausstellung von Zeitungen aus dem Jahre 1848, Fachschriften und allerlei Ansichten umfassen.

— **Am Petri- und Paulstag 1482, also vor genau 400 Jahren,** erschien das zuerst in München gedruckte Buch, hergestellt durch Buchdrucker Hans Schauer „für das Bedürfniß frommer Pilger zum Stuhl Petri“ mit einer Beschreibung der kirchlichen Sehenswürdigkeiten der Stadt Rom. Zur Erinnerung an dieses vierhundertjährige Jubiläum der Buchdruckerkunst Münchens veranstaltete die Münchener Buchdruckergenossenschaft in dem mit Guttenberg's Kolossalbüste geschmückten Saale der Münchener Kindl-Brauerei eine durch Reden, Gesangs- und Musikvorträge gewürzte Feier.

— **Die französische Regierung hat auf Antrag der Akademie** von Neuem den großen Voltapreis von 50,000 Franken für die bedeutendste Erfindung auf elektrischem Gebiete ausgeschrieben. Der Konkurs, an dem alle Länder theilnehmen, läuft bis 1887.

— **Der Verwaltungsrath der Wedekind'schen Preisstiftung für** deutsche Geschichte in Göttingen verlangt für den ersten Preis (3300 M.) eine allen Anforderungen der Wissenschaft entsprechende Ausgabe der von dem Mainzer Eberhard Windeck verfaßten Denkwürdigkeiten über Leben und Zeit Kaiser Sigismund's, für den zweiten Preis (3300 M.) eine Geschichte des jüngern Hauses der Welfen von 1055—1235. Für den dritten Preis (3300 eventuell 1650 M.) wird keine bestimmte Aufgabe ausgeschrieben, sondern die Wahl des Stoffes bleibt den Bewerbern nach Maßgabe der vom Stifter gemachten Bestimmungen überlassen. Alle Preisbewerbungen müssen bis zum 14. März 1885 an den Direktor der Wedekind-Stiftung eingesandt werden. Mit Ausnahme der Preisrichter darf sich Jeder um die Preise bewerben.

Erfindungen.

— **Vögel im Fluge zu photographiren, ist nach einem an die** französische Akademie der Wissenschaften erstatteten Bericht einem Photographen Namens Marcy gelungen, eine Leistung, welche die eines Herrn Muybridge in San Franzisko — derselbe photographirte galoppirende Pferde — wesentlich übertrifft. Der dazu benützte Revolverapparat hat die Gestalt eines Jagdgewehrs und nimmt in einer Sekunde zwölf Bilder auf, wobei die meiste Zeit für die Veränderung der Stellung des Apparates verbraucht wird, da die Aufnahme selbst bei trübem Wetter $^1/_{700}$, bei Sonnenschein gar nur $^1/_{1500}$ Sekunde beansprucht. Bringt man die Aufnahmen in einen geeigneten optischen Apparat, so hat man ein getreues Bild von den Bewegungen der Flügel während des Fluges.

Industrie und Verkehr.

— **Wie großartig der Verkehr zwischen Italien und Deutschland** werden wird, davon zeugt ein einziges italienisches Gemüse- und Geflügel-Exportgeschäft, das mit der Direktion der Gotthardbahn für die Dauer der Saison einen Kontrakt auf Gestellung von 5000 Waggons abgeschlossen hat.

— **Das Preisgericht für die Landesausstellung in Nürnberg hat** bereits den ersten Theil seiner Funktionen im Allgemeinen vollendet. Es hat sich ergeben, daß so viel Hervorragendes in der Ausstellung vorhanden, daß die vom Ministerium festgesetzte Zahl von goldenen und silbernen (450) Medaillen zu nieder sei, namentlich die Ziffer der goldenen Medaillen.

— **Bekannt ist die Geschichte jenes spleenbehafteten Engländers,** welcher eine hohe Wette eingegangen war, er würde bei einem Eisenbahnunfall umkommen, und an 25 Jahre Tag und Nacht herumreiste, ehe er, oder vielmehr seine Erben, die Wette gewannen. Er konnte wahrlich von „Glück“ sagen, denn es gehörte, nach den Berechnungen eines französischen Statistikers, auf den französischen Bahnen das Zurücklegen von im Durchschnitt 1,600,000,000 Kilometer dazu, um den Bahntod zu erhaschen. Diese Strecke bedeutet aber so viel wie 40,000 Erdumfänge, und ein Schnellzug würde bei 60 Kilom. in der Stunde zur Zurücklegung dieser Strecke 3944 Jahre gebrauchen. In Deutschland sind die Chancen für Selbstmordkandidaten von der Art jenes Engländers noch bedeutend ungünstiger. Hier gehört nämlich zum sichern Umkommen die Zurücklegung einer Strecke von 2,706,723,815 Kilometer!

— **Zum 1. Juli tritt Spanien, einschließlich der Balearen und** der kanarischen Inseln, dem Pariser Uebereinkommen vom 1. Juni 1878, betreffend den Austausch von Werthbriefen im internationalen Verkehr, bei. Vom gleichen Zeitpunkt wird der Meistbetrag der Werthangabe bei Werthbriefen nach Spanien auf 8000 M. erhöht. Die Taxe setzt sich zusammen aus dem Porto und der festen Gebühr für einen Einschreibebrief von gleichem Gewicht und Bestimmungsort, sowie aus einer Versicherungsgebühr von 20 Pf. für je 160 M.

— **In Gemäßheit der Bestimmungen des Ausführungsreglements** zum Pariser Weltpostvertrage vom 1. Juni 1878 hat das internationale Postbureau in Bern bereits die Vorarbeiten für den nächsten Weltpostkongreß, der im Jahre 1884 in Lissabon stattfinden soll, begonnen. Dem genannten Bureau liegen Anträge von verschiedenen Postverwaltungen vor, von denen der Entwurf eines Uebereinkommens betreffend die Einführung des Postauftragsverfahrens im internationalen Verkehre und die Regelung des Zeitungsabonnements durch Vermittlung der Post im Gesammtgebiete des Weltpostvereins besonders erwähnenswerth sind.

— **Nach einer in der Akademie der Naturwissenschaften in Paris** von Lesseps gemachten Mittheilung sind von dem Eisenbahntunnel bei Dover bereits 1800 Meter durchbrochen, wovon 1400 unter dem Meere hinlaufen, aber trotzdem vollkommen trocken sind. Man rückt mittelst der Maschine des Obersten Beaumont täglich 25 Meter weit vor. Die Arbeiten haben jetzt auch auf der französischen Seite angefangen.

— **In England verkehren zur Zeit vier Schnellzüge mit besonders großer Fahrgeschwindigkeit,** von denen der Expreßzug auf der Great-Northern-Bahn die größte aufweist, indem er in der Stunde 47 (englische) Meilen zurücklegt, während der „Fliegende Holländer“ auf der Strecke zwischen London und Exeter eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 46 Meilen in der Stunde, der Tagesexpreßzug London-Edinburg eine solche von 44 Meilen, endlich der auf der Midland-Bahn verkehrende Nachtkurierzug nach Glasgow eine Schnelligkeit von $40^1/_2$ Meilen in der Stunde erreicht. Diese schnellsten englischen Expreßzüge werden nun nach einer Mittheilung des „Scientific American“ von einem neu eingerichteten Zuge der Pennsylvaniabahn in den Vereinigten Staaten übertroffen. Dieser Zug, der jetzt als der schnellste unter sämmtlichen Eisenbahnzügen der Erde gilt, fährt um 4 Uhr 10 Min. Nachmittags von Jersey-City ab und trifft um 5 Uhr 50 Min. Nachmittags, also nach einer Fahrzeit von 100 Minuten, in Philadelphia ein. Die Strecke Jersey-City-Philadelphia beträgt 88 englische Meilen, die Geschwindigkeit des Zuges somit 52,8 Meilen in der Stunde.

— **Die Straßeneisenbahnen in Philadelphia haben während des** verflossenen Jahres 104,000,000 Passagiere befördert, 5,754,000 Dollars vereinnahmt und in runder Summe 1,000,000 Dollars an Dividenden bezahlt. Das eingezahlte Kapital aller dortigen Straßenbahngesellschaften beziffert sich auf 7,000,000 Dollars.

Natur.

— **Kommerzienrath H. Arnoldi in Gotha hat sich durch seine** „Pilzsammlung“ ein großes Verdienst um die Popularisirung der Wissenschaft, um Volk und Jugend erworben. Unter Mitwirkung verschiedener hervorragender Fachkenner hat er die Schwämme (Pilze) in plastischer Form naturgetreu nach Form und Farbe dargestellt, sowohl die giftigen, als die ungiftigen, vornehmlich aber die überall vorkommenden, wichtigsten und werthvollsten, und zwar mit der bestimmten Absicht, die allgemeinere Kenntniß und die größere Benützung der Schwämme als Nahrungsmittel für Arm und Reich, sowie die Beseitigung der Furcht vor etwaigen Vergiftungen zu fördern. Diese plastische Darstellung, welche ein volles Bild des Pilzes gibt, daß man ihn in der freien Natur sofort wieder erkennen muß, ist vollkommen geeignet, den oben genannten Zweck zu erreichen, und wir können die Sammlung den Lehranstalten, Gartenbau- und landwirthschaftlichen Vereinen nicht genug empfehlen. Der Gourmand wie das eine gute und nahrhafte Speise suchende Volk werden dadurch einen wesentlichen Nutzen haben und Millionen und Abermillionen von Pilzen, die unbeachtet zu Grunde gehen, werden fortan dem Volke ein Gewinn als Handelsartikel wie als Nahrungsmittel werden. Der verdiente Veranstalter dieser Sammlung hat derselben eingehende Beschreibungen beigegeben. Zwanzig Serien sind bereits erschienen, jede zu 8 M., außerdem eine Auswahl für Schulen. In gleicher Weise erscheint auch ein Obstkabinet. Beide seien dem Publikum auf's Angelegentlichste empfohlen.

Sport.

— **Der erste Tag des Hamburger Meetings zeigte gut besetzte** und gut bestrittene Felder. Das Verbot des Totalisators wurde auch hier aufrecht erhalten und durften die Buchmacher ihre Thätigkeit nicht entfalten. Economy, dreijährige Fuchsstute des Baron Springer, gewann, wie erwartet wurde, das Eröffnungsrennen. Das Versuchsrennen fiel an Prinz Hatzfeldt's zweijährige Fuchsstute Margarethe II., die in Abwesenheit des Graf Henkel'schen Stalles leichte Arbeit mit Giftmischer hatte. Die erste große Ueberraschung brachte die silberne Peitsche, welches Rennen Hoppegarten des Herrn v. Tepper-Laski sicher mit einer Länge gewann, während der Favorit nicht placirt wurde. Mocassin des Rittm. Mollard dankte dem ihr zudiktirten leichten Gewicht den Sieg im großen Handicap. Den aufregendsten Moment des Tages brachte das Hansarennen, wo Mr. Edward's Fuchshengst Delaware die gefürchtete Gegnerin Aneroïd nach hartnäckiger Gegenwehr um eine klare Länge schlug. Aneroïd, welche dem Hengste 5 Pf. gab, hat in Oesterreich von sieben Rennen in diesem Jahre fünf gewonnen. Auch im Jagdrennen mußte der Favorit Tennyson vor Baron Loë's fünfjährigem Fuchshengst Cagliostro die Waffen strecken. Am zweiten Tage kam das norddeutsche Derby zum Austrag. Nach dem Auftreten von Taurus und der Berliner Union schien wenig Aussicht für die deutschen Pferde vorhanden. Herrn Baltazzi scheint aber in diesem Rennen kein günstiger Stern zu leuchten. Nach einem todten Rennen mit Trachenberg wurde Taurus im Entscheidungskampf um drei Längen von dem Flibustier-Sohne des Grafen Tschirschky-Renard geschlagen. Der Jockey Watts, der Trachenberg steuerte, lieferte hiemit ein Reiterstück, das seinem berühmten Ritt zu Ascot am 9. Juni d. J. auf Fiddler, wo er Foxhall schlug, würdig zur Seite gestellt werden kann. Von den übrigen Tagesereignissen verlief das Pokalrennen mit dem Siege Merry Heart's und das Hamburger Kriterium mit dem Siege Morteratsch's den Erwartungen gemäß. Der Hessenpreis aber fiel an Tarany, um Herrn Baltazzi für den Fehlschlag im Derby zu entschädigen, das Handicap an Veronica, bei den Jagdrennen an Freiherrn von Kappherr's a. braunen Wallach Lippspringe.

— **Bei der Kaiserregatta in Ems gewann die Frankfurter** Rudergesellschaft „Germania“ den Kaiserpreis.

Mode.

— **Unsern heutigen Artikel über die Rennen zu Ascot ergänzen** wir durch einen Bericht über die Damen, der für unsere Leserinnen von Interesse sein dürfte, denn obgleich das Wetter bei den Rennen dießmal so wankelmüthig war, wie im April, so ließen sich die Besucher doch nicht abschrecken, und die Damen bemühten sich nur, eine um so größere Abwechslung in den Toiletten zu zeigen. „Society“ ist im Großen und Ganzen selten à son aise in Ascot. Diejenigen, welche eine «box» haben, sind unzufrieden, daß sie nicht innerhalb der für die königlichen Herrschaften hergestellten Umzäunung Platz haben, und Die, denen es gelungen ist, in dieß Paradies einzudringen, sind unglücklich, wenn „Royalty“ sie nicht besonders bemerkt und beachtet hat. In allgemeinen Umrissen läßt sich die Erscheinung der Damenwelt während der Ascot-Woche folgendermaßen charakterisiren. Die Köpfe erschienen in der Mehrzahl klein, Hälse waren kaum sichtbar vor den sie umgebenden Rüschen, die Schultern waren fast ausnahmslos sehr hoch, die Aermel, Taillen und Schuhe alle entsetzlich eng, Krinoline wurde nicht bemerkt, und auch die Tournüren treten nur in mäßigen Dimensionen auf. Besondere Erwägung verdient noch die lächerliche Enge der Chaussüren, deren Resultat ein durchaus ungraziöser, unsicherer Gang war. Die Hacken waren allerdings nicht mehr so hoch als früher, dagegen das Vorderende der Schuhe spitzer denn je. Stiefelchen wurden gar nicht bemerkt. Die Sonnenschirme waren meist groß. Besonders auffallend war es auch, daß so wenig Schminke und Farbe sichtbar wurde, und mit Freuden wurde in diesem Umstande allgemein eine Umkehr zum Besseren bemerkt, der man nur von Herzen zustimmen und ferneres Wachsen wünschen kann. — Die reizendsten Spezialitäten waren unter den Toiletten der aristokratischen Damen bemerkbar, von denen sich Manches zur Nachahmung empfiehlt, wenn auch die Verhältnisse nicht jeder Leserin gestatten, so kostbares Material sich anzuschaffen, als hier meist verwendet war. So sahen wir eine vollkommen weiße Robe, die folgendermaßen arrangirt war. Der Rock aus weißem Atlaß war etwa dreißig Cmtr. unter dem Taillenrand in dichte feine Krausen gezogen, welche die Hüften ganz fest umschlossen. Die darin enthaltene Weite des Stoffes war vom Schluß der Kräuselung an in breite, regelmäßige Falten gelegt, welche bis an den untern Rockrand reichte, wo eine breite vielfach doppelt getollte Rüsche aus weißen Spitzen den Abschluß bildete. Die Taille und die kleinen Hüftpaniers bestanden aus weißem Kaschmir und waren gleichfalls mit Spitzen besetzt. Ein runder Kragen, aus mehreren Reihen plissirter weißer Spitzen auf Tüllfonds hergestellt, reicht nur bis etwas über die Schultern, und auch der zu diesem Anzug gehörige Hut bestand ganz aus weißen Spitzen mit weißem vollem Straußenfeder-Bouquet und Reiher. Der ziemlich umfangreiche Schirm an weißem Elfenbeinstab war mit weißem Atlaß bezogen, der seinerseits mit weißen Spitzen fast bedeckt war. Auch die weißen langen schwedischen Handschuhe harmonirten dazu, so daß außer den schwarzen Chaussüren keine Farbe als weiß in der Toilette der Trägerin vertreten war. — Sehr hübsch war auch eine Toilette, an welcher Taille und Paniers aus hellblauem Plüsch bestanden, während das Unterkleid aus hellblauem Atlaß gefertigt und mit weißen Spitzen garnirt war. Die nach hinten gerafften Paniers verlängerten sich zu langen Stoffecharpes, aus denen eine mächtige Schleife geschürzt war, deren Enden fast bis zum Rande des ganzen Kleides herabreichten. Ein großer weißer Basthut mit hellblauem Plüschfutter und großen hellblauen Straußenfedern wurde dazu getragen. — Ein sehr helles seegrünes Kleid aus Faille war mit gezogenen Volants von gleichfarbigen spanischen Spitzen garnirt. In regelmäßigen Zwischenräumen waren auf diese Volants handgroße schwarze Sammetschleifen aufgesetzt. Taille und Paniers zu diesem Anzug bestanden aus genau nüancirtem hellgrünem Cachemire des Indes und hatten Kragen, Aufschläge und eine große Abschlußschleife hinten aus schwarzem Sammet. Der Hut, eine spanische Form aus schwarzem Stroh, war mit schwarzem Sammet eingefaßt und mit einer langen hellgrünen Straußenfeder geschmückt, welche um den ganzen Hutkopf lief. — Neben diesen schönen, aber immerhin etwas schweren Kleidern war auch eine Menge rein sommerlicher Toiletten vertreten, und besonders waren viele Musselin- und Orzandikleider bemerkbar. Das alte Muster, weißer Grund mit farbigen Pünktchen, trat in ungeschmälerter Beliebtheit auf. Ein seidenes Unterkleid in der Farbe der Pünktchen, darüber eine Prinzeß-Polonaise reich gerafft und mit buntseidenen Schleifchen garnirt, das gibt ein sehr hübsches Kostüm.

Denkmäler.

— **Das Grabdenkmal für den berühmten Tenoristen Gustave** Roger auf dem Père Lachaise zu Paris, erbaut von dem Architekten Derecq und dem Bildhauer Hercule, ist am 23. Juni feierlich enthüllt worden.

— **Am 15. September d. J. wird durch den Prinzen Heinrich** von Preußen in Wilhelmshaven die Enthüllung des Prinz Adalbert-Denkmals stattfinden.

— **Das Komite für das Moltke-Denkmal in Köln hat die** Zeichner auf den 21. Juni zu einer Versammlung einberufen, in welcher über die Verwendung des Ueberschusses von 8500 M., der sich nach der Bestreitung der Kosten für das Denkmal ergeben hat, Beschluß gefaßt wurde. Die ganze gezeichnete Summe betrug 59,181 M. Der geschäftsführende Ausschuß hat den Vorschlag gemacht, für jene 8500 M. von Professor Anton v. Werner in Berlin ein Porträt des Feldmarschalls — Moltke lebensgroß am Arbeitstisch — für das Kölnische Museum malen zu lassen.

— **Zum Andenken Karl Maria v. Weber's hat in Dresden der** Besitzer des Hauses Nr. 18 der dortigen Galeriestraße, Legationsrath v. Lindenau, die Stelle über dem früheren Hauseingange mit einer geschmackvollen Bronzetafel versehen lassen, welche die Inschrift trägt: „Im ersten Stockwerk dieses Hauses wohnte Karl Maria v. Weber vom 28. September 1822 bis zu seinem Tode. Hier schrieb der Meister des Freischütz 1822 bis 1823 an seiner Euryanthe, hier schuf er in den Jahren 1825 bis 1826 seinen Oberon.“

Gestorben.

— Graf Friedrich v. Pourtalès, bek. aus den Neuenburger Kämpfen von 1847, am 5. Juni, in Mettlen.

— Generallieutenant Frh. Albert v. Fritsch, k. sächsischer Armeeinspektor a. D., am 17. Juni, in Ems, 74 Jahre alt.

— Graf Wladimir Solohub, bek. russischer Novellist, am 17. Juni, in Homburg.

— Dr. Johann Fölsing, bek. Pädagog, in Darmstadt, am 18. Juni, 66 Jahre alt.

— Franz Guiyon, Maler, in Genf, 75 Jahre alt, am 18. Juni.

— Graf d'Aspremont-Lynden, vorm. belgischer Minister des Auswärtigen, am 19. Juni, in Brüssel.

— Ludwig Gehe, Chef des ersten Chemikalienhauses Deutschlands, in Dresden, am 21. Juni.

— Contreadmiral a. D. Heinrich Köhler, am 21. Juni, 58 Jahre alt, in Potsdam.

— Makarius, Metropolit von Moskau, am 21. Juni.

— Reichsrath Frh. v. Niethammer, erster Präsident des landwirthschaftlichen Vereins Bayern, in Adelholzen, am 23. Juni, 84 Jahre alt.

— Joachim Raff, Komponist, Direktor des Hoch'schen Konservatoriums in Frankfurt a. M., am 25. Juni.

— Adolph Enslin, Verlagsbuchhändler, vorm. Vorsitzender des Börsenvereins, in Berlin, am 26. Juni, 56 Jahre alt.

— Godfroy, vorm. holländischer Justizminister, in Würzburg, am 27. Juni.

— Louis Godefroy-Jadin, Thiermaler, 77 Jahre alt, Ende Juni.

— Auguste Biard, Maler, 84 Jahre alt, in Les Platreries, Ende Juni.

— Max v. Szelisky, Schriftsteller, vorm. Konsul in Nizza, zuletzt Angestellter im Ministerium des Auswärtigen, in Berlin, 35 Jahre alt.

— François Jouffroy, franz. Bildhauer, in Laval, 76 Jahre alt.

Aus dem Musikleben der Gegenwart.

Von

H. Ehrlich.

(Nachdruck verboten.)

XII.

Ein Fremder, der vor etwa sechs Wochen zum ersten Male nach Berlin kam und hier blieb, konnte fast glauben, wir befänden uns mitten in der „Saison“ wie in London, wo bekanntlich die „Gesellschaft“ sich erst im Mai und Juni versammelt, Bälle und Routs von 400—600 Personen veranstaltet und russische Bäder in voller Toilette nimmt.

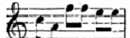
(Ich erinnere mich noch an eine Amateur-Soirée bei Minister Gladstone in den fünfziger Jahren, wo zehn Herzoginnen, Marchionesses und Ladies sangen und Benedikt begleitete und ich den Rang der hohen Sängerinnen ganz genau taxirte nach der Anzahl der falschen Noten: je mehr falsche Noten, desto mehr Ahnen; die Einzige, welche rein sang, war eine Bürgerliche; man musizirte bis 4 Uhr Morgens. Tags darauf hatte ich als Erholung eine Palast-Eröffnungssoirée bei Lord Egerton in St. James Square mitzumachen und brauchte mit der Uhr in der Hand siebenzehn Minuten, um nur über die Treppe in den ersten Saal zu gelangen; und noch war die Krinoline nicht allgemein! Doch kehren wir zu unserer Sommersaison zurück!)

Klavierkonzerte haben wir zwar seit vier Wochen nicht zu verzeichnen, aber nicht weniger als vier neue Opern und eine neue Kantate und eine Unzahl Gäste mit den interessantesten Beigaben. Die Königliche Oper brachte zwei „Novitäten“, von denen die eine vor hundert, die andere vor sechzig Jahren komponirt worden war: „Der betrogene Kadi“, eine komische Oper von Gluck, und „Alfonso und Estrella“ von Schubert. An der ersten erkannte das Publikum, wie Gluck nur groß war, wo er Großes vor sich hatte, daß aber an seiner Wiege jene Fee der unwiderstehlichen Anmuth, die zu den wohlwollendsten Pathinnen des himmlischen Mozart gehörte, nicht gestanden hatte. Der Text zu dieser einaktigen komischen Oper gehört zu dem Genre, in dem schelmische Mädchen die Hauptrolle spielen und das seit Kotzebue's „Schneider Fips“ und „Pachter Feldkümmel von Tippelskirchen“ die Anziehungskraft ganz verloren hat, die Musik aber ist entschieden weniger geistreich und weniger melodiös, als die der meisten französischen komischen Opern am Ende des verflossenen Jahrhunderts. Monsigny und Dalayrac haben Beide Besseres geschrieben; wie denn auch unter den deutschen Singspielen des verflossenen Jahrhunderts manche zu finden wären, welche textlich und musikalisch interessanter und graziöser sind als dieser betrogene Kadi, mit dem man das Publikum „angeschmiert“ hat. Ich bin überzeugt, wenn die Intendanz (und überhaupt irgendwelche) sich entschließen wollte, einmal Dittersdorf's „Doktor und Apotheker“ vorzuführen, sie einen sehr glücklichen Wurf damit vollbrächte; denn ein getreueres, komischeres Bild des kleinbürgerlichen Lebens vom verflossenen Jahrhundert und eine liebenswürdigere und heiterere und in ihrer Art originellere Musik kann man nicht finden. Und ebenso könnte noch manche alte komische deutsche Oper, mit einigen Aenderungen, zu Nutz und Frommen des Publikums und der Direktionen, der Vergessenheit entrissen werden. Nur die alten sentimentalen Opern darf man nicht bringen, wie „Die Schweizerfamilie“ —

der Ausdruck zarter Gefühle ist ein anderer geworden; die Lyrik ist der Zeit mehr unterworfen als die Tragik und das Lachen. Interessant war bei der Aufführung des „betrogenen Kadi" nur, daß ihr ein Lustspiel von Wilbrandt: „Unerreichbar", vorging, von den Künstlern des Königlichen Schauspielhauses gegeben, und daß ein Ballet: „Holländische Szene", folgte. Wir sehen also im Opernhause an einem Abende die drei Schwesterkünste vertreten, die „Allkunst" ist im raschen Nahen.

Was nun Schubert's „Alfonso und Estrella" betrifft, so muß ich trotz meiner fast einseitigen Schubert-Schwärmerei gestehen: es war kein Dienst, den man dem Andenken des unerreichten Liedersängers und des gottbegnadeten Komponisten der C dur-Symphonie und des C dur-Streichquintetts erwies, daß man diese Oper der Vergessenheit entriß. Sie ist schwach, melodisch viel weniger reich, als von Schubert erwartet werden durfte, und hie und da recht flüchtig gearbeitet. Freilich ist auch der Text öfters von einer fast unglaublichen Naivität. Schober, der intimste Freund Schubert's, hatte ihn nach seinen eigenen Worten „in Unschuld des Geistes und Herzens" gedichtet, als die Beiden in der Nähe von „Ochsenburg" bei St. Pölten mit lustigen geistlichen Herren und schönen Gräfinnen ein paar Herbstmonate verlebten; während der zwei Monate wurden auch die beiden ersten Akte vollendet. — Ja, es war eine schöne Zeit, als Schubert noch mit seinen Freunden Schober, Franz Lachner, M. v. Schwind, Kupelwieser und Bauernfeld in den Tag, oft auch in die Nacht hinein lebte, eine Zeit, die der unsern so ganz fern steht — Bauernfeld hat sie in seinem „Buch von uns Wienern" von Rusticocampius (lateinische Uebersetzung von Bauernfeld) in Versen beschrieben und einige Strophen mögen hier Platz finden als Andenken an jene Zeit:

„Oft ging's zum ‚Heurigen', zum Wein,
Gleich unterhalb des Thores
Stellt meist sich auch Franz Lachner ein,
Cantores amant humores.
Und frisch nach Grinzing, Sievering
Mit andern munteren Gesellen,
Zickzack gar Mancher nach Hause ging.
Wir lachten im Mondschein, dem hellen.

 so brach der Chorus aus.

Wir wollen's dem Leser erklären,
Heißt c a f f e e Caffeehaus
Und nächtliches Punsch-Einkehren.
Nicht immer ging es so herrlich zu,
Nicht immer waren wir Prasser,
So trug mir Schubert an das ‚Du'
Zuerst mit Zuckerwasser.
Es fehlte an Wein und Geld zumal,
Bisweilen mit einer Melange
Hielten wir unser Mittagsmahl
Mit diesem Wiener Pantsche.
Die Künstler waren damals arm!
Wir hatten auch Holz nicht immer,
Doch waren wir jung und liebten warm
Im ungeheizten Zimmer!
Verliebt war Schubert: der Schülerin
Galt's, einer der jungen Comtessen,
Doch gab er sich einer ganz Andern hin,
Um die Andere zu vergessen.
Ideell, daß uns das Herz fast brach,
So liebte auch Schwind, wir Alle
Den realen Schubert ahmten wir nach
In diesem vermischten Falle."

„Alfons und Estrella" ward ein paarmal gegeben, dann verschwand die Oper — und wahrscheinlich für immer. Auch von Schubert konnte ein Singspiel mit voraussichtlich größerem Erfolge gegeben werden: „Der häusliche Krieg". Doch genug hievon! Der gottbegnadete Sänger wird in seinen Liedern, in manchen seiner Instrumentalwerke fortleben, so lange es fühlende Herzen auf Erden gibt; seine Opern mögen dem Musikforscher ein interessantes Studium bieten, das Publikum zu erwärmen vermögen sie nicht.

Wird die neue italienische, eigens für Berlin komponirte Oper des Maëstro Bimboni von der Skating-Rink-Stagione: «La Modella» (Das Modell), das Publikum erwärmen? Hier hat sie einen guten und theilweise verdienten Erfolg gehabt. Sie enthält manche interessante und einige sehr melodiöse Nummern, ist aber in jenem gemischten Style geschrieben, den viele Italiener für deutsch, Deutsche für italienisch halten. Der Text hat einige wirksame Momente und einen kunstgeschichtlichen Hintergrund. Filippo Lippi (der im sechzehnten Jahrhundert lebte), ein genialer Maler und lockerer Geselle, kommt mit seinem Schüler Folchetto in ein Frauenkloster, um das Altarblatt zu malen, verliebt sich in eine Novize, Lucrezia, erlangt von der Oberin, daß die Schöne ihm als Modell zur Madonna sitze, entführt sie in Männerkleidern mit Hülfe seines Schülers; wird von diesem, der das Mädchen ebenfalls leidenschaftlich liebt, dem Gerichte verrathen, von der Geliebten gerettet; zwingt den Verräther zum Dolchkampf, Lucrezia stürzt zwischen die Beiden, wird tödtlich verwundet; sterbend bewegt sie die Feinde zur Versöhnung. Wie schon gesagt, die Oper hatte einen recht guten Erfolg, d. h. für Berlin, denn in Italien beginnt die Hoffnung eines Erfolges erst, nachdem der Komponist zehnmal herausgerufen worden ist. So lange diese Zahl nicht voll ist, darf von der Hoffnung eines Erfolges noch nicht gesprochen werden. So erklärten Mailänder deutsche und italienische Freunde mir im verflossenen Jahre bei der Aufführung einer neuen Oper im Teatro del Verme (dem zweiten Musentempel der Stadt).

Die italienische Oper hat am 7. Juni geschlossen, aber ein romantisches Nachspiel gelassen, wie die erfinderischeste Phantasie es nicht romantischer gestalten konnte. Mit der Gesellschaft kam eine junge Dame von etwa neunzehn Jahren, Signora Gambogi, von der Direktion kontraktlich für zweite Rollen angeworben, unter Anderem für Gilda in „Rigoletto". Sie brachte die allerbesten Empfehlungen vom Direktor des Konservatoriums, dem auch in Deutschland hochgeehrten Bazzini, und vom Konsul Struth, dem langjährigen unermüdlichen Vorkämpfer deutscher Musik in Mailand. Die junge Dame fungirte zuerst als die Begleiterin der Violetta in der „Traviata", und allerdings in dieser Rolle, die gar keine Musik und nur Toilette verlangt — die Begleiterin hat nicht zwanzig Takte zu singen — brachte die junge, überaus einfach gekleidete Dame einen wenig günstigen äußerlichen Eindruck hervor. Auf das hin kündigte ihr die Direktion sofort. Glücklicherweise war sie unter die Obhut einer sehr energischen Tante gekommen, die Himmel und Erde in Bewegung setzte, um der Nichte zu ihrem Rechte zu verhelfen, und einen Prozeß anstrengte. Die Angelegenheit kam in die Zeitungen und rief einen wenig anmuthenden Federkrieg hervor zwischen der Direktion, welche behauptete, die Dame sei ganz untauglich, und dem Advokaten, der im Namen der Signora schrieb. Mittlerweile hatten die Personen, an welche die Letztere empfohlen war, den Direktor Engel vom Krolltheater bewogen, sie Ein Mal auftreten zu lassen, und zwar als Gilda in „Rigoletto". Das Theater war selbstverständlich in allen Räumen gefüllt, man war gekommen, um eine ungerecht behandelte Fremde aufzumuntern. Aber nach der ersten Arie verwandelte sich der Mitleidsantheil in einen stürmischen Enthusiasmus, der bis zu Ende immer zunahm. Denn es war etwas noch nicht Dagewesenes für das Berliner Publikum: eine Sängerin, die zum ersten Mal die Bühne betritt, die nicht ein Wort Deutsch versteht, sang nicht bloß vollkommen sicher und mit schönem Vortrage, sondern mit einer unglaublichen Bühnenfestigkeit — niemals sah sie den Kapellmeister an, und als einmal der mitwirkende Sänger sich um einen Takt geirrt hatte, folgte sie sogleich, ohne einen Augenblick zu zaudern. Dabei entfalteten sich die Züge immer interessanter, sie wurde schön! Wie schon gesagt, der Beifall wurde immer stürmischer, das Quartett im vierten Akt mußte wiederholt werden; das ganze Publikum brachte Ovationen, die Kritik war einstimmig des Lobes voll, Elvira Gambogi ist eine Berühmtheit geworden! Und da sage Einer noch, es gebe keine Romantik mehr! Neben diesem merkwürdigen ersten Erscheinen dieser Signora, des Mädchens aus der Fremde, haben wir von dem glänzenden Gastspiel einer deutschen wohlbekannten Künstlerin zu berichten, der Frau Schröder-Hanfstängl. Dieselbe ist bisher ebenfalls bei Kroll in verschiedenartigsten Rollen: Norma, Barbier, Königin von Navarra und Margarethe, mit dem glänzendsten Erfolg aufgetreten; sowohl die vollendete geschmackvolle Koloratur wie der schöne, oft innige Vortrag und das lebendige Spiel haben ihr die Sympathieen selbst der strengeren Fachleute und den Enthusiasmus des Publikums gewonnen, das bei jedem Auftreten das sehr große Theater bis in die letzten Winkel füllt.

Noch zwei andere deutsche Opern existiren in Berlin; in erster Reihe das Luisenstädtische Theater, in einem Stadtviertel, das ich erfragen mußte, als mich Neugierde einmal dahin führte. Es wurde „Der Wildschütz" von Lortzing gegeben — und um 7 Uhr, eine halbe Stunde vor dem Beginn, war kein Sitz im Parket zu haben, ich mußte „Mittelloge" nehmen. Die erste vordere Sitzreihe rechts und links war durch einen Tisch von etwa ¾ Meter Länge und ½ Meter Breite getrennt. Auf diesem Tische befanden sich drei Herren-, zwei Damenhüte, zwei Regenschirme, ein Ueberzieher, ein Opernglasfutteral, zwei Butterstullen und zwei Glas Bier. Das Gebäude selbst erinnerte mich an eine alte, langvergessene Posse von Nestroy: „Hutmacher und Strumpfwirker oder die Ahnfrau im Heustadl" (Scheune), in welcher die beiden wandernden Gesellen Grillparzer's „Ahnfrau" darstellen. Alle Räume waren trotz des Wochentages dicht besetzt von Leuten, die offenbar nicht zu den Kunstmäcenen gehörten. Nicht ohne geheimes Grauen harrte ich der Vorstellung. Aber wer beschreibt mein Erstaunen? Die Vorstellung war eine recht gute, hie und da wurde wohl über die Schnur gehauen, aber im Großen und Ganzen konnte man angesichts des niedrigen Eintrittspreises nur Freundliches sagen. Und das Publikum hörte mit einer Andacht zu, daß Jeder, der nicht mit vorgefaßten Anschauungen eines Blasirten gekommen war, Freude haben konnte. — Das „Wilhelmtheater" in der Chausseestraße, im Norden Berlins, dreiviertel Stunden weit von „Unter den Linden", im Hauptfabrikviertel gelegen, hat seit Ende Juni ebenfalls einen Operntempel gegründet. Vor 20 Jahren hieß es Meisel's Theater und kultivirte die Posse mit Glück. Dann gab ihm der „Geheime Kommissionsrath" Woltersdorff seinen Namen und kultivirte eine Zeitlang selbst das Drama. Nach ihm wurden alle möglichen Experimente angestellt. Dem letzten obenerwähnten, das mit „Czar und Zimmermann" begann, wohnte ich aus Neugierde bei. Unter den Sängern sind einige recht verwendbare, der Bariton Büttner ist sogar als sehr gut zu bezeichnen. Aber das Orchester! Ein Cellist und ein Contrabassist, der mit seiner Partie so schweißtreibend beschäftigt war, daß er niemals auf den Kapellmeister blicken und den Takt wahrnehmen konnte! Daß die Sänger im Ganzen fest blieben, war erfreulich und bewog uns zu dem Wunsche des Gedeihens für das neue Unternehmen!

Nun denke ich von Ende Juni bis Mitte Juli zu ruhen, dann ruft der Gral die verschiedensten Ritter nach Baireuth, und für Mitte August sind schon wieder die Italiener im Skating-Rink angezeigt. Warum sie so schnell wiederkommen, erscheint mir nicht ganz erklärlich, sie haben in der letzten Frühjahrssaison wenig gute Geschäfte erzielt, obwohl ihre mitunter vortrefflichen Leistungen und das immer ausgezeichnete Zusammenspiel Anerkennung fanden. In Bezug auf letzteres haben auch die Meininger Hofschauspieler ein sehr nachahmenswerthes Beispiel für manche sehr große Bühnen — nomina sunt odiosa — gegeben. Allerdings konnte den Einzelleistungen weniger Rühmliches nachgesagt werden. Aber alles Aeußerliche war mit fesselnder Vollendung ausgeführt, und die Dekorationen waren so prächtig, daß der Redakteur des „Tageblatt", Dr. Blumenthal, einmal eine genaue Beschreibung vom römischen Forum, von Brutus' Haus u. A. brachte und mit der trefflichen Bemerkung schloß: „Den Text zu all' diesen schönen Dingen hat Shakespeare geschrieben." Wir wollen übrigens nicht vergessen, daß unsere Zeit immer mehr dahin drängt, auch die Nebenkräfte zur Geltung zu bringen. In Deutschland zeigt die Erfahrung, daß die Leistungen meistens entweder über- oder unterschätzt werden. Bis die richtige Schätzung eintritt, ist sehr oft die Leistung selbst entschwunden.

Jüdische Emigranten in Brody (Galizien).

(Hiezu das Bild S. 824.)

Die schrecklichen Thaten des russischen Pöbels gegen die wehrlose und durch die Furcht vor endlos grausamer Mißhandlung doppelt wehrlos gemachte jüdische Bevölkerung in den russischen Landstädten, Märkten und Dörfern bildeten seit Monaten jene fortgesetzte Reihe von traurigen Ereignissen, welche die Journale verzeichneten. Darauf zurückzugreifen, wäre nutzlos. In Folge dieser Mißhandlungen wälzte sich ein Menschenstrom gegen die zunächst gelegene österreichische Grenze und nach der daselbst am weitesten vorgeschobenen Stadt Brody. Diese ist an und für sich ein Emporium des Handelsverkehrs zwischen Rußland und Galizien, sie zählt 20,000 Einwohner, liegt an der Bahn, welche von Krakau nach Kiew führt, und hat, wohl eine seltsame und vielleicht einzige Erscheinung, eine Bevölkerung, von welcher zwei Drittheile Juden sind. Es ist dieß in der Natur des bisherigen russischen Handelsverkehrs begründet, und das seltsame polnisch-deutsche Idiom, dessen sich die jüdischen Handelsleute wohl schon seit dem Mittelalter bedienen, erleichtert den internationalen Verkehr. Dadurch war auch Brody den russischen Juden vorzüglich bekannt, und wie das gelobte Land mochte den unglücklichen Flüchtlingen der österreichische Boden mit seiner wesentlich jüdischen Stadt Brody erscheinen. Dorthin mußten sie auch zumeist theils mittelst Bahn, theils auf der großen Heerstraße flüchten. Aber bald lag, in Folge des endlosen Pöbelwüthens in Rußland, die Gefahr nahe, daß Brody mehr russisch-jüdische Flüchtlinge als Einwohner überhaupt zählen werde. Ganze Eisenbahnzüge enthielten nur jüdische Männer, Greise, Weiber und Kinder, welche theils wund, theils krank, jedenfalls von der Flucht elend und verkommen im Bahnhofe von Brody ausstiegen. Man denke sich das Gewirre von Menschengliedmaßen, Bündeln, Resten von allerlei Habe, Rufen, Schreien, Fluchen, Beten, Suchen. Zum mindesten strebten Alle nach einem Obdache. Es kamen ganze Wagenzüge auf der Landstraße heran und die bekannten Vehikel der Zigeuner mußten zuweilen noch als elegante Reisegelegenheiten erscheinen. Pilger zu Fuße, Eltern, welche ihre Kinder, Leute, welche Bresthafte auf Karren hinter sich daherzogen, waren nicht selten. Und die übergroße Zahl der Elenden hatte noch Tage und Wochen zuvor in einem wohnlich eingerichteten, selbst von Urvätern ererbten Heim scheinbar sicher gewohnt. Allmälig füllten sich außer den Stuben noch die Scheuern, Ställe, Dachböden, selbst die Keller Brodys, und sogar die Bethäuser und Tempel mußten nacheinander zu Herbergen werden; auf heilig gehaltenem Boden lag Stroh, vor der Bundeslade und dem siebenarmigen Leuchter lagerte eine theils ermattete, theils kranke Menge, es wohnten die fremden Familien vom Säugling bis zu den sterbenden Greisen miteinander, durcheinander. Es lag die Gefahr nahe, daß die Uebervölkerung der Stadt, welche jetzt noch weniger als jemals zu den reinlichen zählen konnte, dieselbe zu einem Pestherde, zu einem Seuchenlager machen werde. Und es galt einerseits ebenso menschlich helfen, wie andererseits dafür sorgen, daß diese heimats- und für den Augenblick erwerbslosen Menschenmengen nicht eine dauernde Last, ein bleibendes Uebel an sich und für Alle werden. Unter den Flüchtlingen sind einzelne Wohlhabende, oder wenigstens solche, welche einen Rest von Baarvermögen retten konnten. Es befindet sich unter ihnen eine große Schaar von Handwerkern, und diese galt es zunächst weiter zu befördern. Der Nothschrei der Armen und Elenden hatte das Mitleid Europas wachgerufen und die jüdischen Hülfskomites eilten hieher, Brod zu vertheilen, Nothspitäler zu schaffen und für Weiterreise der Flüchtlinge zu sorgen. Ganze Züge mit Auswanderern gingen an's nordische Meer. Die Familien mußten sich trennen, die Kräftigeren eilten einer unbekannten amerikanischen Heimat entgegen, und die zurückbleibenden Greise konnten nur ihren Segen nach altem Ritus und Patriarchengebrauche den für immer Scheidenden geben. Man schätzt die nach Brody allmälig geströmte Zahl der russisch-jüdischen Emigranten auf 25 bis 30,000. Wohin Alle gelangen werden, das weiß Gott; ein Theil sehnt sich in die alte Heimat, und ruhige, bessere Zustände machen auch manchenorts die Rückkehr den Unglücklichen wieder möglich.

Der Erstgeborene.

Gemälde von Seeldrayers.

(Hiezu das Bild S. 825.)

Der Erstgeborene! welches Glück, welche Freude spricht aus diesem Worte; es ist der Mutter seligste Zeit. Zum ersten Male ruht ihr Blick auf dem köstlichsten Juwel des Hauses. Und wie strahlt ihr Auge, wenn die Verwandten und Freunde kommen, ihr zu dem ersten Sprößling zu gratuliren. Warum schaut die Wöchnerin auf unserem Bilde so ernst zu dem Erstgeborenen, den die Amme in den Armen hält, hinüber, während doch die hübsche Muhme ihr so herzlich zu dem kleinen Jungen gratulirt. Bange Sorge verdüstert ihren Blick, da sie doch so glücklich sein sollte: der Gatte, welcher als Kapitän seit Monaten von Hause fort ist, hat lange, lange Wochen nichts von sich hören lassen; was ist aus ihm geworden, wird er die eine Zeile, mit der sie ihm ihr Glück verkündet, erhalten, wird sie ihn wiedersehen, wird sie ihm seinen Erstgeborenen in die Arme legen können? Das fragt sie sich und das lockt ihr Thränen in die Augen ... Aber hören wir nicht Schritte, nicht eine laute Stimme fragen: „Wo ist meine Marie? ..." Stören wir das Glück nicht, das der nächste Moment bringt.

Denksprüche.

Hättest du nicht Liebe und liebende Sorgen,
Wie trügst du den Abend, wie trügst du den Morgen?

*

Wenn du nur weißt das rechte Wort,
So liegt ein Schatz an jedem Ort.



(Redigirt von Jean Dufresne.)

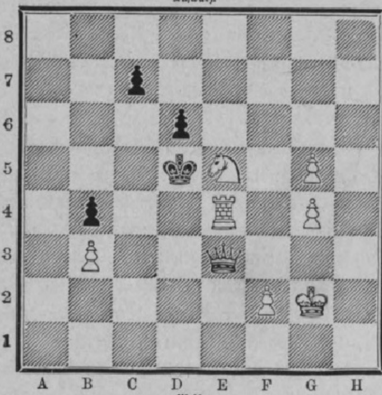
Wiener internationales Schachturnier.

Nach sechswöchentlichem Kampfe, der um so anstrengender war, als er in die heiße Jahreszeit fiel, hat das Meisterturnier am 24. Juni seinen Schluß erreicht! Nach Vollendung sämmtlicher Rundgänge standen Steinitz und Winawer mit je 24 Gewinnpartieen an der Spitze der Sieger. Das Komite bestimmte, daß zur Entscheidung über den ersten und zweiten Preis ein Stichkampf von zwei Partieen stattfinden sollte. Da dieser nun zu keinem Resultate führte, indem Winawer die erste, Steinitz die zweite Partie gewann, wurde der Gesammtbetrag der zwei ersten Preise zwischen beiden Meistern getheilt. — Aus diesem bedeutendsten Schachturnier der Neuzeit sind demnach in den Personen der Herren Steinitz und Winawer zwei ebenbürtige erste Sieger hervorgegangen. Den dritten Preis erhielt Mason mit 23, den vierten und fünften Preis theilten Mackenzie und Zukertort mit je 22½, den sechsten Preis erhielt Blackburne mit 21½ Gewinnpartieen. Der Spezialpreis für denjenigen Mitkämpfer, der gegen die drei ersten Sieger die meisten Gewinnpartieen aufzuweisen hatte, fiel Zukertort zu. — Die Frucht des Turniers sind zahlreiche Partieen von außerordentlicher Schönheit und Gedankentiefe.

Aufgabe Nro. 186.

Von Fr. Dubbe in Rostock.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 180:

Weiß.	Schwarz.
1) D. B 7 — C 6	1) T. C 5 n. C 6.
2) C 4 — C 5 †	2) K. D 4 — D 5.
3) E 2 — E 4 Matt.	
A)	
1)	1) S. C 7 — D 5 (— B 5, E 8).
2) D. C 6 n. D 5 †	2) T. C 5 n. D 5.
3) C 4 — C 5 Matt.	

(Auf 1) S. C 7 anders; 2) D. C 6 — D 7 † ꝛc.; auf 1) S. E 6 beliebig; 2) D. C 6 n. C 5 † ꝛc.; auf 1) G 4 — G 3; 2) D. C 6 — F 3 ꝛc.)

Auflösung der Aufgabe Nro. 181:

Weiß.	Schwarz.
(Schluß der Partie Mackenzie — Winawer.)	
30) T. D 8 — G 8 †	30) K. G 7 n. G 8. Auf K. G 7 — F 6 gewinnt 31) S. C 3 — E 4 †. Ebenso auf K. G 7 — H 6, 31) T. G 1 — H 1 †. . .
31) D. D 6 n. C 5, gewinnt.	

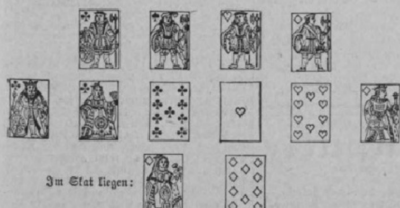


(Redigirt von A. Hertefeld.)

Aufgabe Nro. 39.

Skat.

Wir stellten in Nro. 26 von „Ueber Land und Meer" unter Nro. 29 folgende Aufgabe:



Der Spieler verlor damals ein Eichel-Solo. Bei der Einsendung der Auflösungen wurde uns vielfach bedeutet, daß ein Grand bedeutend sicherer wäre. Wir stellen nunmehr die Aufgabe: Spieler spielt Grand und verliert. — Wie sitzen und wie fallen die Karten?

Zweite Auflösung der Aufgabe Nro. 31:

Einer der Spieler (Vorhand) hat sämmtliche Roth, Schellen-Aß und Eichel-Sieben, der andere hat sämmtliche Grün und Schellen-Zehn, die übrigen Karten sind beliebig vertheilt. — Auf Roth-Aß bedient der Spieler die Zehne, der dritte Mann Schellen-Zehn. Beim Ausspielen der grünen Zehne nimmt der eine Gegner das Aß, der andere wimmelt das Schellen-Aß. — Der Spieler kann in der Vor-, Mittel- oder Hinterhand sitzen. — In der Vorhand kann er spielen wie er will, er wird verlieren, da ein Verwerfen unmöglich ist. Jeder Gegner reservirt sich das Aß der langen Farbe und die Wimmelkarte. Der Spieler operirt richtig, wenn er sofort die blanken Zehnen ausspielt. — Wenn der Spieler in der Mittel- oder Hinterhand sitzt, so bringt ihn die Vorhand mit Klein-Atout an das Spiel.

Das Spiel kann bei diesem Kartensitz vom Spieler nur gewonnen werden, wenn die Vorhand Schellen-Aß zieht.

Spiel-Briefwechsel.

L. R. Ruben in Schönebeck. Sie haben völlig Recht. Die Schwierigkeit ist erhöht durch die Doppellösung.

Abonnent B...ell in Jena. Lösung richtig. Aufgabe mit Dank empfangen.

W. v. Gülick in Eisenach. Sie sind bei Aufgabe 35 im Irrthum. So darf nicht gelegt werden.

Skat. Feldschlößchen in Chemnitz. Lösung richtig. Wir sind auf die Lösung der gestellten Aufgabe sehr gespannt und bitten darum.

R. v. d. Wettering in Haspe. Wenn der Spieler in Mittelhand, so wird Atout-Ausspielen in den meisten Fällen von Vortheil sein. Sie dürfen im vorliegenden Falle weder Schellen noch Roth rühren, Grün kann wenig nützen. Wir spielen Atout-König.

R. Ebersdorf. Wir empfehlen Ihnen „Carl Oppel" bei Bartholomäus in Erfurt.

Johs. E. R. in Hamburg. Lösung ist richtig. Sie ersehen aus Aufgabe Nro. 35, daß wir auch die Theorie beim Skat in unser Bereich ziehen.

J. Mahlitz in Norderney. Sie verwechseln die Blätter, denn Sie haben gar nicht Eichel-Unter.

E. Biedermann in Dippmansdorf. Besten Dank. Lösungen sämmtlich richtig.

Hrn. Emil Frank in Braunschweig. Nur nicht so schnell! Bei den Aufgaben muß der Wortlaut maßgebend sein. Lesen Sie nochmals und Sie werden Ihren Irrthum entdecken. Dort steht: der dritte Mann talgt Schellen-Aß und Zehn und dieß ist unmöglich. Die Aufgabe muß daher berichtigt werden und kann dieß, wie Sie ersehen haben, auf zweierlei Art geschehen. Wollen Sie uns sagen, wie der Spieler gewinnen kann, wenn richtig gespielt und das Schellen-Aß nicht gezogen wird?!

Julius ..... in Frankfurt a. M. Nicht richtig abgelegt.

Einer, der stets tournirt, in Neuß. Wir empfehlen Ihnen das Studium der deutschen Karten. „Ober" ist in der französischen Karte die „Dame". Besten Dank, wird benützt.

Hrn. Fr. Lenz in Koblenz. Besten Dank, soll benützt werden.

Aug. Kraus in Lübeck. Die Aufgabe ist doch wohl zu einfach. Das L'Hombre wird zu verschieden gespielt und ist nicht genügend verbreitet, um Aufgaben zu rechtfertigen. Hinsichtlich der Whistregeln sind Sie aber nicht genügend informirt. Wir empfehlen Ihnen das soeben bei J. U. Kern in Breslau erscheinende „Illustrirte Whistbuch".

Prorektor Dr. Juling in Schönberg. Wir danken für Ihre sympathischen Aeußerungen. Das Grand muß gewonnen werden, weil Ihnen sechs Augenkarten zugegeben werden müssen. Die Aufgabe ist bereits gesetzt und kommt nächstens.

Georg Hopf in Stettin. Die Prozedur geht auch kürzer. Beide Lösungen richtig.

Abonnent in St. Petersburg. Die Schraube erhalten, besten Dank! Wir werden uns genau nach Ihren Wünschen richten. Unser Spielredakteur, Hr. A. Hertefeld, wird sich persönlich mit Ihnen in Verbindung setzen.

Th. St. in Wienden. Lösung richtig. Wird dankend acceptirt.

Emil Gäbler. Das meinen wir durchaus nicht, wie Sie wohl schon ersehen haben.

Die Skatspieler in Haiger. Etwas Geduld!

Hrn. Alb. Schulze in Altona, Adolf Winkler in Leipzig. Besten Dank, soll benützt werden!

Räthsel.

Wer mich besitzt, in jedem Haus
  Bei Damen ist er wohlgelitten,
  Bekommt wohl gar die Cour geschnitten.
Gar Mancher zog auf mich hinaus
  Und dachte Beute zu erhaschen,
  Kam doch zurück mit leeren Taschen.

Auflösung des Bilderräthsels 39:

Damaszenerklinge.

Zifferräthsel.

1. 2. 3. 2. der Name einer Stadt in Palästina.
2. 4. 5. 2. 6. der Name eines Gebirges in Afrika.
7. 8. 3. 7. der Name eines Monats.
9. 10. 11. 9. 12. 10. 3. 13. 11. eine Stadt in Holland.
10. 14. 11. 3. eine Stadt in Ungarn.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen, geben den Namen einer bedeutenden Stadt in Afrika, die Endbuchstaben von oben nach unten gelesen, geben den Namen eines Erdtheils.

Auflösung des Buchstabenräthsels in Nro. 39:

Stuttgart.



Hrn. W. Gr. in W. In jedem Parfümerieladen können Sie Fixateurstangen, eine Art fester Pomade, zum Festkleben der Haare in verschiedenen Farben haben. Tolma besteht aus 1/16 Loth Bleiessig, ½ L. Schwefelmilch, 2 L. Glycerin und 11 L. Rosenwasser. Ob es wirksam, wissen wir nicht.

Hrn. B. C. in St. Petersburg. In der Verzinkungsfrage wollen Sie sich an Ingen. Ernst Wegelin in Hönningen a. Rh. wenden oder sich „Hartmann, Das Verzinnen, Wien, A. Hartleben" anschaffen.

Fr. A. L. in Schwerin. Die Einsendung wird uns stets angenehm sein.

Treuer Abonn. in Haida. Statt einer deutschen Handelsschule in Paris würde Ihnen auch vielleicht eine in Genf entsprechen, da Sie doch scheint's vorzüglich auf das Französische reflektiren: wir nennen Ihnen die deutsche Handelsschule in Genf von Dr. Chr. Vogel.

N + E + Y. Die angedeutete Handstellung ist bei Damen etwas seltener; wir haben sie auch nur bei älteren und resoluten Frauenzimmern beobachtet, aber auf irgend eine Neigung daraus zu schließen, kommt uns bedenklich vor.

Hrn. Sp. Cherusker in Prag. Unseres Wissens existirt darüber kein Buch. Seit dem hübschen Buch: „Felix Schnabel, Der deutsche Student, Stuttgart, Liesching", ist nichts Aehnliches erschienen.

Frl. E. Berg in S. Andrée, Handatlas, Leipzig; Daniel, Handbuch der Geographie, Frankfurt a. M.

Hrn. H. W. in Dr. Die Frage, mit der wir uns in eine Polemik einlassen würden, gehört vor ein anderes Forum.

Hrn. R. L. in Str. Die milit. Frage wollen Sie dem Milit.-literar. Bureau von Pavel in Berlin vorlegen.

Frl. M. in St. E. Unseres Wissens ist ein solches Institut in einer Stadt am Harz errichtet worden. Dr. Arnold Wellmer in Blankenburg wird Ihnen gerne Auskunft ertheilen.

Hrn. Ad. K. in Hannover. Ihre Frage finden Sie im Handelsgesetzbuch entschieden.

Hrn. L. S. in Berl. Das R. ist nicht korrekt.

Amor. Wie kann denn nach all' den Vorgängen noch von einem Annäherungsuchen die Rede sein, namentlich wenn Sie keine Neigung haben? Wir verstehen das nicht.

Frl. Math. K. Vielleicht entspricht Ihrem Zwecke unser früheres Prämienbild in Oelfarbendruck „Wolf und Lamm"? Prämienpreis 3 ℳ.

Hrn. Dr. C. F. Th. in Gl. (Schottl.). Mechanikus Geiger in Stuttgart könnte Ihnen betreffs der Instrumente, die er Ihnen etwa nicht liefern kann, jedenfalls weitere Auskunft geben.

B. A. in D. Wir müssen Sie eben bitten, das Manuskript einzusenden.

L. S. 72 in Berlin. Der Letteverein kann Ihnen wohl mit Rath beistehen. Preußen hat sicher solche Anstalten.

Bilderräthsel 41.



Melanie und Edith. In dem Decamerone des Burgtheaters oder in einer der Nachahmungen finden Sie Näheres über Ihren Liebling. Die Adresse verschafft Ihnen die Redaktion des Theateralmanachs von Entsch in Berlin. Wir wollen es uns überlegen.

Alter Abonn. in Tachau. B. wohnt in Wiesbaden.

L. v. P. Es gibt Druckfehler, die man selbst korrigirt. Die Dame ist jedoch selbst „auf dem Holzwege".

Hrn. B. B. in P. Courtier, Franz. Gespräche, Stuttgart, Neff.

Hrn. H. L. in Gött. Ed. Wartig in Leipzig und G. W. Seitz in Leipzig können Ihnen die Kunstwerke in Kopieen verschaffen.

P. G. in S—t. In Folge des vor mehreren Jahren in unserem Blatte erschienenen Artikels: „Der europäische Bärenhäuter", wurden schon mancherlei Anfragen an den Verfasser, Hans Wachenhusen, wegen Kolonisation in den Ländern der untern Donau gerichtet. Derselbe hat sich deßhalb an die rumänische Regierung gewendet und den Bescheid erhalten, daß nach § 53 der rumänischen Verfassung eine Kolonisation fremder Rassen nicht gestattet sei. Die Zustände auf dem **rechten** untern Donau-Ufer sind vorläufig noch nicht für dergleichen geeignet.

Hotelier in Triberg. Am besten ist freilich die rechtzeitige Erneuerung des Abonnements, wodurch das Fehlen von Nummern bei Beginn eines Quartals vermieden wird. In das Abonnement auf den laufenden Jahrgang unserer „Deutschen Romanbibliothek" können Sie jederzeit eintreten.

Hrn. L. Forst. Die Stunde der Anstandsvisite richtet sich nach der Zeit des Mittagsmahls und ist immer vor demselben. Gewöhnliche Besuche kann man auch zu anderen Stunden machen. Man biegt die ganze Seite ein und schreibt nichts darauf.

Hrn. Max. H. in R. Jedes Manuskript wird von uns zurückgesandt, nur nicht Gedichte, Räthsel 2c., von denen sich der Autor eine Kopie zurückbehalten sollte.

Fr. F. R. in München. Wir glauben, daß jede **gebildete** Dame sich das Werk ohne Anstand anschaffen kann.

Hrn. v. M. in E. In dem Artikel: „Reminiscenzen aus meinem Badeleben", steht irrthümlich „in die gegenüberliegende Dependance", während es „Maison Convert" heißen soll.

??? Wir kennen die Adresse des „Kleinen Eisbären" nicht.

Hrn. Grafen P. in H. Das Porträt und die Biographie des neuen Reichsfinanzministers Scholz brachten wir in Bd. 42, Nro. 51.

Hrn. Reinhardt in Z. Wir freuen uns, daß Ihnen die Bilder der Gotthardbahn so sehr gefallen.

Zehnjährige Abonnentin. Nein, das zeugt nicht von gutem Herzen, sondern Eitelkeit ist das Motiv.

Frl. L. S. Sie schreiben ja ganz korrekt. In der jetzigen Uebergangsperiode der Orthographie ist schwer zu rathen. Wir können uns nicht mit der neuen oktroyirten Orthographie befreunden und haben die alte in „Ueber Land und Meer" beibehalten. Wollen Sie bei dieser bleiben, so nehmen Sie Becker's Sprachlehre, Prag, Tempsky; betreffs der neuen finden Sie alles Wichtige in Duden's Orthogr. Wörterbuch, Leipzig, Bibliogr. Institut.

Frl. Cara Gr. Richtig. Fr. Preller ist der berühmte Landschafts- und Geschichtsmaler (geb. 1804, gest. 1878), dem wir die originellen Odysseebilder verdanken, die ihm seinen Ruf verschafften.

Langjähr. Abonnentin in Schleswig. Wenden Sie sich an die Direktion der Erziehungsanstalten in Kornthal (Württ.).

F. R. in Smyrna. Wir müssen vorher Einsicht nehmen: im Allgemeinen willkommen.

Hrn. Bela Böhm in Budapest. Wird gebracht. G. wegen großen Vorrathes nicht.

Y. Z. in Z. Nach dem gewöhnlichen Usus nicht.

Hrn. E. S. in Frankf. Jause wird in Oesterreich für Vesper gebraucht; wir haben über die Abstammung des nicht deutschen Wortes nichts finden können.

A. B. C. 1. 2. 3. Es ist ein Sprachsystem, nach welchem verschiedene Grammatiken zu rascher Erlernung der Sprache bearbeitet sind. Diese können Sie durch Ihren Buchhändler vom Verleger in Leipzig beziehen. Großer Vorrath.

Hrn. F. E. in D. Der „Rathgeber für Mädchen und Frauen" von Helene Marheim, das „Haus- und Küchenbrevier" von A. Schwarz und das „Brevier der häuslichen Oekonomie" von E. v. Thirnau, sämmtlich bei Spamer in Leipzig.

Hrn. B. E. G. in Lüb. Für uns momentan nicht zu verwenden.

Hauslehrer in Kirimäggi. Oeser's „Weltgeschichte für die weibliche Jugend". N. Auflage, von G. Weber, Lpz., Brandstetter; oder Starke, die „Erzählungen aus der Geschichte in biogr. Form", Oldenburg, Stalling, 4 Bde.

Hrn. B....b in W. Ein Werk über „Gährungschemie" ist im Verlage von Paul Parey, Berlin, unter dem Titel: „Bersch, Gährungschemie für Praktiker", erschienen. — Ein kalter Luftstrom wird durch Ventilatoren erzeugt, warme Luft durch Heizung. — Körnerfrüchte lassen sich wie alles Andere analysiren.

Ella in M. (Schles.). Die Klatschrose bedeutet: Verschwiegen muß die Liebe sein, hüte dich vor Verrath. Kornblume: Anspruchslosigkeit, kindliche Einfalt, fromme Freude. Von wem das Gedicht: „Die verschiedenen Grüße"?

Hrn. H. H. in W. (Finnl.). Von Knut Ekwall's „Junges Eheglück" gibt es eine Photographie, die Sie von der Hofkunsthandlung Autenrieth in Stuttgart beziehen können. Wir können die Grüße an den „Kleinen Eisbären" leider nicht bestellen.

Hrn. W. M. in Harb. Das Patentbureau von J. Brandt in Berlin kann Ihnen über Ihre Frage Auskunft geben.

M. P. in Golaurety. Zwei neunzehnjährige Spitteljungfern in spe. Cara Gros in Frankfurt a. M. Fr. Henr. Helbling-Tschudy in Zürich. O. Sester in Paris. Anna Mahlmann in Hannover. Lehrer Bartsch in Priestewitz. Bertha Martin und Gabriele Mischke in Wien. Wilhelm Fröhlich in Königgrätz. B. in Sobernheim. C. Windel in Grünau. Marie Goltermann in Hannover. Agnes Grätz in Sommerfeld. Bruno Goldammer in Geringswalde. M. van Bosch in New-York. Klotilde Faßbender in Penzing. Eugen Härle in Le Havre. Reinhardt in Zörbig. Otto Klopsch in Michigan. M. Hillesen in Rüdesheim. Richtige Lösungen.

Gesundheitspflege.

Langjähriger Abonnent in Halberstadt. Die Pépinière in Berlin ist eine militärärztliche Bildungsanstalt, welche, ohne nach konfessionellen Unterschieden zu fragen, Studenten der Medizin aufnimmt und für den militärärztlichen Stand ausbildet. Der Name Pépinière, zu Deutsch „Pflanzschule", hat sich im Laufe der Zeiten eingeschlichen; die offizielle Bezeichnung des Instituts lautet: „Kgl. medizinisch-chirurgisches Friedrich-Wilhelmsinstitut und medizinisch-chirurgische Akademie für das Militär". Die Studirenden erhalten freien Unterricht, sowie das Recht des unentgeltlichen Besuches der Vorlesungen an der Berliner Universität, freie Wohnung und 30 M. monatliche Beisteuer zum Lebensunterhalt; Diejenigen, welche in die „Akademie für das Militär" aufgenommen werden, 180 M. Zuschuß pro Jahr. Das Studium dauert vier Jahre. Die Zöglinge werden nach dem Examen als Unterärzte in der Armee angestellt und außer zur allgemeinen Dienstpflicht für die genossene Ausbildung zu einer besonderen Dienstpflicht herangezogen, welche die doppelte Dauer des Aufenthalts in den militärärztlichen Bildungsanstalten, also im Maximum acht Jahre, beträgt; die näheren Bestimmungen finden Sie im Reichsmedizinalkalender von Börner S. 256 ff.

Hrn. Rudolph K...l in Hanau. Eine sehr wirksame Methode, sich im Sommer Fliegen und Stechmücken vom Kopfe und anderen Körpertheilen fern zu halten, ist das Betupfen der dem Besuche der Fliegen ausgesetzten Stellen mit einem Tröpfchen Nelkenöl. Die Thiere meiden den aromatischen Duft dieses stark riechenden Stoffes.

Hrn. Lehrer H. in R. Eine mit elektrischer Behandlung verbundene Kaltwasserkur ist für solche allgemeine, unter dem Namen der Neurasthenie bekannte nervöse Zustände empfehlenswerth.

Hrn. H. L., stud. jur., in Leipzig. Prof. Böttger's Depilatorium, das wir nun schon so oft an dieser Stelle als unschädliches Enthaarungsmittel empfohlen haben!

Frl. Margarethe P. in Tarna. Bromkalium ist kein indifferentes Mittel, und dürfen Sie solches ohne ärztliche Kontrole durchaus nicht monatelang fortnehmen; auch darf Ihnen ein reeller Apotheker das Mittel ohne die wiederholte Unterschrift Ihres Arztes nicht verabreichen.

Frau F. B. in Göttingen. Glasirte eiserne Gefäße sind dann gesundheitsschädlich, wenn die Glasur, wie das hie und da vorzukommen pflegt, bleihaltige Substanzen enthält. Insbesondere ist das Aufheben von in Essig getränkten Speisen in solchen bleihaltigen Töpfen gesundheitsschädlich, ja unter Umständen lebensgefährlich. Haben Sie aber die Garantie, daß die Glasur bleifrei ist, so können Sie die betreffenden Töpfe bei jeglichem Küchengebrauche benützen.

Hrn. Jos. B. in Aachen; Hrn. Emil St. in Lodz; A. A. in Gothenburg. Ohne persönliche ärztliche Untersuchung nicht zu beurtheilen möglich!

Dr. St.

Redaktion: Dr. Edmund Zoller in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Zur gefälligen Notiznahme!

Diejenigen unserer geehrten Abonnenten, welche in nächster Zeit noch auf eine oder mehrere unserer **Prämien-Gaben:**

„Lustige Fahrt", Stahlstich, nach dem Gemälde von J. Watter, gestochen von J. Bankel,

„Der erste Schritt", feinster Oelfarbendruck, nach dem Gemälde von L. Crosio,

„Ein süßes Stündchen", kleinerer Oelfarbendruck, nach dem Gemälde von A. Kindler,

„Jahrmarkt des Lebens". Ein Künstler- und Familien-Album. In prachtvoller Leinwandmappe mit reicher Pressung,

reflektiren und denen daran gelegen ist, daß sie **möglichst bald** in den Besitz des Gewünschten kommen, werden ersucht, ihre bezügliche Bestellung **jetzt sofort** zu machen, damit für **rechtzeitige** und **tadellose** Herstellung der erforderlichen Anzahl von Exemplaren des betreffenden Kunstblattes Sorge getragen werden kann.

Diese Herstellung nimmt besonders bei dem Künstler- und Familien-Album, sowie bei den Oelfarbendruckprämien sehr viel Zeit in Anspruch und könnte, wenn sich die Mehrzahl der Bestellungen erst am Schluß des Jahrgangs zusammendrängen würde, unmöglich auf sofortige Lieferung mehr gerechnet werden.

Im Uebrigen verweisen wir auf den dieser Nummer beiliegenden **Prämien-Schein.**

Unsere zahlreichen Abonnenten in Amerika wollen hierauf ganz besonders Rücksicht nehmen und ihre Bestellungen bei den betreffenden amerikanischen Buchhandlungen gefl. schleunigst aufgeben.

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt**
vormals Eduard Hallberger.



48. Band.
Vierundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1881—1882.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Ein Mann.

Novelle

von

Johannes van Dewall.

(Schluß.)

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Und wiederum waren Wochen vergangen, ohne daß sich an diesen traurigen Verhältnissen etwas geändert hätte. Auf des Hauptmanns Stirn zog die Sorge immer tiefere Furchen, er magerte sichtlich ab und wurde düster und menschenscheu, an seinem Herzen nagte die Schande und zehrte die Sehnsucht nach seinem Weibe, das er nicht aufhören konnte mit derselben Innigkeit zu lieben wie vorher.

Seine Kameraden und Vorgesetzten frugen ihn jetzt nicht mehr nach seiner Frau, sie betrachteten ihn mit mitleidigen oder theilnehmenden Blicken, — das Zartgefühl schloß ihnen den Mund. Golzow's stiller Kummer sprach gar zu beredt, noch beredter aber seine hohlen Wangen, die tiefliegenden unstäten oder starren Augen und die schlotternden Kleider. Eine unsägliche Bitterkeit fraß ihm am Leben; das Weib, das er liebte, dem er vertraut, um seiner guten Absicht willen ließ sie ihn so furchtbar leiden, bereitete sie ihm diese Schmach! Er wagte kaum noch an sie zu schreiben; was sollte er ihr auch sagen nach alledem, an Bitten und Vorstellungen hatte er sich erschöpft.

Um so lebhafter korrespondirte er mit Schulz und Klementine. Die Antworten, die er bekam, blieben trostlos.

„Was sollte Erich von mir denken, wenn ich gegen meine Ueberzeugung handelte!“ rief sie jenen treuen Freunden und Fürsprechern zu und zerfloß dabei in Thränen. Sie war oft wie verstört.

Dazu kam die Sorge um den Knaben, den der Hauptmann viel allein lassen mußte und der seit einiger Zeit angefangen hatte zu kränkeln.

Es war eine beständige Marter, in welcher er lebte, — sie steigerte sich bis zum Unerträglichen.

Mit einem Briefe in der Hand begab sich Frau von Beauvilliers etwa drei Wochen nach dem vorhin geschilderten Gespräch abermals zu Helene. Sie war beinahe ebenso erregt und blaß wie die junge, unglückliche Frau, die sich vom Stuhl erhob und das Schreibzeug zurückschob, als sie herein trat.

Ohne Umschweife kam sie zur Sache.

„Helene, man spricht davon, Du lägest mit Deinem Manne in Scheidung,“ sagte sie, ihr Auge fest auf das der jüngern Freundin richtend, „ist das wahr?“

Sie sah diese erzittern und nach dem Herzen greifen.

„Scheidung!“ murmelte sie, und gleich darauf, mit einem Stöhnen, rang sich das böse Wort noch einmal aus ihrer Brust auf die Lippen, während ihr Gesicht sich verzog vor Qual und Entsetzen.

„Dein Mann schreibt mir so, — hier, lies selbst seinen Brief. Um offen zu sein, auch an mich hat man ähnliche Fragen schon gerichtet. Wenn Du gefragt würdest nach dem Ursprung dieses Gerüchts, ich meine, Helene, es müßte Dir sehr, sehr schwer werden, eine Antwort darauf zu geben.“

Die junge Frau überlief ein leiser Schauder.

„Du bist mir in Deinem Fühlen und Denken seit längerer Zeit fremd geworden, mein Wort wiegt leicht bei Dir, andere Mächte haben jetzt die Oberhand, ich füge deßhalb kein Wort hinzu; ich lasse Dich allein — eure Lage ist sehr ernst; lies jenen Brief.“

Sie erhob sich und ging, ohne daß Helene sie zurückhielt. Das eine Wort hatte sie völlig zerschmettert: Scheidung! . . . Ein Abgrund gähnte sie an!

Sie sah sich um wie irr, sie wollte sich erheben, aber Klementine war fort, nur der Brief lag neben ihr auf dem dunklen



Das Palais des Khedive in Alexandrien. Originalzeichnung von B. Straßberger.

Stoffe des Divans. Mit zitternder Hand ergriff sie ihn und las. Das Blut stieg ihr bei jeder Zeile, die ihr Auge durchirrte, höher in das bleiche Gesicht, — zuletzt brach sie in heiße Thränen aus, in ein krampfhaftes Schluchzen. Den Kopf in die Kissen gedrückt, ächzte sie dumpf — zum Erbarmen.

Dann nach einer ganzen Weile erhob sie sich ruhiger und trat mit festen Schritten und zusammengezogenen Brauen an ihren Schreibtisch. Sie hatte einen plötzlichen Entschluß gefaßt, — wie eine Eingebung von oben war er über sie gekommen, mitten in dieser höchsten Qual: sie wollte mit dem Pfarrer sprechen, sich ihrem würdigen Seelsorger anvertrauen, denselben um seinen Rath bitten. Was er ihr sagen würde, das sollte geschehen. — Es war seltsam, wie diese Entschließung sie beruhigte. Sie wunderte sich, daß ihr dieser erlösende Gedanke nicht früher gekommen war. Sie setzte sich unverzüglich nieder und schrieb mit Hast und ohne Besinnen. Sie faltete das Couvert und begann sich zum Ausgehen anzukleiden.

Ohne Zeitverlust sollte der Brief zur Post.

Scheidung... also Scheidung sagten die Leute... großer Gott!... So weit war es gekommen!

Sie zog die Handschuhe an mit nervöser Hast und ging hinaus und die Treppe hinab, hastig und ohne aufzusehen, ganz absorbirt von diesem einen Gedanken.

„Die gnädige Frau verzeihen!" sprach plötzlich eine schüchterne Stimme.

Betroffen, beinahe unwillig hielt sie an. Vor ihr stand ein Mann, ein kleiner, unscheinbarer Fremder mit gedrückter Miene, den Hut in der Hand; fast sah er einem Bettler bessern Schlages gleich.

„Die Frau Hauptmann von Golzow, wenn ich nicht irre?" fuhr er, sich verneigend, fort.

„Die bin ich... womit kann ich Ihnen dienen?" versetzte Helene beinahe barsch in ihrem Aerger über diese unangenehme Verzögerung.

Aus dem blassen Gesichte des Unbekannten sahen die ernsten braunen, von Sorge getrübten Augen sie an mit einem Ausdrucke von Bitte und Angst, welcher sie trotzdem ergriff.

„Ich bitte ergebenst auf einige Minuten um geneigtes Gehör, gnädige Frau," sprach er matt. „Mein Name ist Birkner... ich bin der ehemalige Besitzer des Grundstückes, auf welchem das Haus steht, dessen Besitzerin Sie sind."

Ohne Weiteres begann Helene jetzt die Treppe wieder hinaufzusteigen und bat den Fremden zu folgen.

„Womit kann ich Ihnen dienen?" ermunterte sie oben angelangt den Schüchternen, welcher offenbar nach Worten suchte.

„Gnädige Frau, die Verzweiflung treibt mich her," begann Jener, den Hut verlegen in seinen Händen drehend. „Wenn Sie mir nicht helfen, dann bin ich ein verlorener Mann. Mir ist übel mitgespielt!"

„Nehmen Sie Platz und seien Sie ganz offen," versetzte Helene mit einigem Erstaunen. Ihr Mitgefühl ward immer reger, denn der Mann da sah gar so bekümmert und verzweifelt aus.

Jener begann nun zu erzählen: von dem Aufkauf der Hypotheken durch Agenten, welche dieselben sämmtlich in eine Hand brachten, in die ihres Vaters, von der plötzlichen Kündigung dann, die ihn gezwungen hatte, das Grundstück weit unter dem Werthe fortzugeben.

Die Aufmerksamkeit der Frau von Golzow wurde schnell und auf das Peinlichste gefangen genommen.

Er hätte damals den Kopf verloren gehabt, meinte Birkner, denn wäre es zum Konkurs gekommen, er hätte sicherlich bei der Versteigerung eine bedeutend höhere Summe erzielt. Aber der Herr Vater hätte ihn förmlich überfallen, ihm gewissermaßen die Kehle zugeschnürt, er sei kein Geschäftsmann. Nun sei er verdammt, mit seiner Familie auf seine alten Tage zu darben.

Helenens Augen brannten und ihr Busen hob und senkte sich stürmisch. Welch' eine furchtbare Eröffnung, die jener Mann ihr machte... ihr Vater, ihr reicher Vater ein Wucherer!? Sie traute ihren Ohren nicht, sie verlor beinahe den Verstand. Jene Erzählung war so einfach, so ergreifend und leider enthielt sie so manche Züge, in welchen sie den Vater wieder erkannte. Ein kalter Schauder, eine namenlose Angst erfaßten sie — sie empfand wahre Höllenpein. Auch das noch!

„Fahren Sie fort!" stöhnte sie.

„Ich wandte mich, wieder zur Besinnung gekommen, damals an Herrn Salzmann. Er bat mich zu schweigen, er würde versuchen, die Sache zu regeln, sagte er. Derselbe hat auch in der That erst mit Ihrem Herrn Vater und dann mit dem Herrn Hauptmann über dieselbe gesprochen."

„Mit meinem Mann?!" rief Helene erbleichend.

„Ganz wohl, gnädige Frau, und Der hat auch Ihren Herrn Vater darüber interpellirt, kurze Zeit bevor er versetzt wurde..."

„Gerechter Gott!" stöhnte die unglückliche Frau aus tiefstem Herzensgrunde.

Eigenes Leid macht egoistisch, der Fremde sah es nicht, wie tief Jene erschüttert war.

„Aber es war umsonst," fuhr er fort und wischte sich den Schweiß von der kahlen Stirn, „nun thue ich das Letzte, — nun wende ich mich an Sie. Wenn Sie mir nicht beistehen, dann bleibt mir nichts weiter übrig als die Oeffentlichkeit, dann muß ich der Welt erzählen, wie der reiche Mann mich zum Bettler machte."

Helene erhob sich stürmisch; mit einem finstern, entschlossenen Ausdruck trat sie auf ihn zu und legte ihre Hand auf seinen Arm.

„Ihnen soll Ihr Recht werden — ich bürge Ihnen dafür," sprach sie mit tiefer, gepreßter Stimme. „Ich werde mit meinem Vater sprechen, heute noch, sogleich. In etlichen Tagen erhalten Sie Antwort... dagegen versprechen Sie mir zu schweigen."

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau... ich werde warten und stumm sein."

„Sie sprachen doch die reine Wahrheit?"

„So wahr mir Gott helfe!"

„Ich bitte, verlassen Sie mich jetzt... diese Nachricht hat mich erschüttert... nur kurze Zeit gedulden Sie sich noch."

Sie sank vernichtet in einen Sessel.

Was Alles in dieser schrecklichen Minute auf die Seele Helenens einstürmte, wer will das beschreiben: diese fürchterliche Entdeckung, ihr Vater, er, der Millionen besaß, ein Wucherer, der dem armen Mann sein Letztes nahm, sie eines Wucherers Kind!... Und ihr Mann... ihr braver, edler Mann, er wußte das und hatte geschwiegen?!

Sie fuhr sich wild durch das Haar. — Als zerrisse ein Vorhang plötzlich vor ihren Augen, so klar war ihr mit einem Male Alles, hell und schlackenlos stand sein geliebtes Bild vor ihr, — und sie selbst? — Sie selbst, sie hätte vergehen mögen vor Scham und Verzweiflung. Er hatte das gewußt, sein Schwiegervater war ein Wucherer — er, der ehrenhafte Offizier... das hatte ihn fortgetrieben — natürlich! Ohne ein Wort zu ihr zu sagen, hatte er gehandelt, um ihre Kindesgefühle zu schonen, wie er selbst ihr gesagt hatte. Sie hatte ihn nicht verstanden. Wie hatte er sie gebeten und gewarnt... sie war ihm nicht gefolgt, hatte ihn nicht gehört! Wie hatte sie ihn gekränkt, wie hatte sie, aufgestachelt durch die Mutter, sich hinter ihren Grundsätzen verschanzt, sie hatte ihn abreisen lassen — ließ ihn monatelang allein, sie Verblendete! Ja — sie war eine Abscheuliche, seiner nicht mehr werth! Das ward ihr nun mit einem Male ganz klar.

Was hatte Erich gelitten um sie! Er war gealtert, hager geworden in den wenigen Wochen und das durch sie, und trotzdem... o! trotzdem er die Mittel in der Hand hatte, sie augenblicklich zum Nachgeben zu zwingen. Seine Ehrenhaftigkeit hatte der Verführung widerstanden. Wie schlecht war sie denn nur, wie klein gegen ihn und wie konnte sie das jemals wieder gut machen?!

Sie erhob sich hastig, sie bekam plötzlich ein Gefühl der Unruhe, der Sehnsucht. Sie hätte Flügel haben mögen, um zu ihm zu eilen, zu seinen Füßen wollte sie liegen und ihm abbitten, ihm Besserung schwören. Sie sah seine lieben, treuen Augen so vorwurfsvoll und mahnend auf sich gerichtet, sie sah seine eingefallenen Wangen und seinen kummervoll verzogenen Mund, sie that einen Schrei und begann dann bitterlich zu weinen.

Es trieb sie fort mit einem Male mit Allgewalt, ihre ganze frühere Energie war plötzlich wieder erwacht, der böse Traum war gewichen, der ihre Thatkraft und ihr Urtheil lähmte, rauh, furchtbar war sie aus demselben aufgerüttelt worden soeben — jetzt wußte sie, was ihre Pflicht war und was sie zu thun hatte — sonnenklar stand es vor ihr. — Das war Gottes Finger! Sie knüpfte das Hutband fester und eilte die Treppe hinab, sie nahm eine Droschke, aber nicht um den Brief an den Pastor zu befördern, sondern um zu ihren Eltern zu fahren.

Mit Erstaunen und Schreck bemerkten diese ihr aufgeregtes, gänzlich verändertes Wesen.

„Helene, mein Kind, was ist geschehen?" rief die Mutter aufspringend und eilte ihr entgegen.

„Ich reise ab," versetzte diese bitter und sah ihre beiden Eltern voller Vorwurf Eines nach dem Andern an.

„Du reisest?"

„Ja, Mutter; ja, Vater — ich gehe zu meinem Mann! Aber vorher möchte ich an Dich, Vater, eine Frage richten."

„Nicht hier, mein Kind, und nicht in dieser Erregung," fiel der Stadtrath, welcher niemals ein gutes Gewissen hatte, ihr ängstlich in's Wort.

„Nein — hier, Vater, und sogleich!" erwiederte die erregte Frau mit flammenden Augen. „Zwischen Gatten soll Alles gemeinsam sein. — Ist es wahr, Vater, daß Du von Herrn Birkner's Hause erst sämmtliche Hypotheken an Dich brachtest und ihn dann zwangst, um einen Spottpreis sein Besitzthum an Dich zu verkaufen?"

„Aber, mein Kind, das sind ja Geschäftssachen, was gehen die Dich an? Das versteht Du nicht, Helene, Dein Mann wird die Geschichte sehr übertrieben haben," wehrte sich der Vater verlegen und warf einen schnellen, ängstlichen Blick auf seine Frau, den diese auffing und die nun auf das Aeußerste erschrocken näher herzu trat.

„Mein Mann, mein edler Mann sagte nicht ein Wort zu mir von diesem häßlichen Handel!" rief Helene sprühend und reckte sich zu ihrer ganzen Höhe empor. „Meinem Mann blutete das Herz, doch er hat geschwiegen... soeben erst ging der Aermste von mir fort, der Dich anklagt, ihn zum Bettler gemacht zu haben... aber ich, sein Weib, ich frage Dich, Vater, wie konntest Du das über das Herz bringen? Warum stürztest Du Dich und uns Alle in Schande? Ich frage Dich vor Allem, was willst Du thun, um solches Unrecht wieder gut zu machen? Was wirst Du beginnen, wohin werden wir uns flüchten müssen, wenn diese Geschichte in den Zeitungen stehen würde?"

„Aber, mein liebes Kind, was ist denn nur los?" rief die Räthin in höchster Unruhe, bald Helene, bald mit mißtrauischen, finsteren Blicken ihren Gemahl anschauend.

„Ein alter Narr, der eine entstellte Geschichte auftischte, um etliche tausend Mark zu erpressen," versetzte Jener mit geheucheltem Unwillen.

„Nein, ein Unglücklicher, Vater, den man in Verzweiflung treibt! Großer Gott! und um deßwillen verließ ich Mann und Kind!... Der Vater trieb ihn fort und die Mutter hält mich zurück, droht mir, ich wäre ihr Kind nicht mehr, wenn ich ihm folgte, wie es meine Pflicht war. O! mein armer, theurer, edelherziger Erich und mein armer Junge, den ich so lange ohne Mutter ließ. Was habt ihr gelitten... um mich!"

„Mein Kind, Du bist außer Dir!"

„Weißt Du, was sie sagen, Mutter?... Ich läge in Scheidung mit meinem Manne... in Scheidung! Hörst Du das? So weit habt ihr mich gebracht! Und ich, ich thörichtes, schlechtes Weib, ich hörte euch, verschanzte mich hinter meinen Grundsätzen, meinem Gewissen! O Gott... großer Gott... wie schlecht bin ich denn nur!?"

Die junge Frau, welche in höchster Leidenschaft soeben an ihre Mutter herangetreten war, rang verzweifelt die Hände und warf sich schluchzend in einen Stuhl.

„Mein Kind, mein liebes, theures Kind!" bat der Stadtrath.

Sie bäumte sich empor... wild und zornig.

„Laß mich los, Vater — an Deinen Händen klebt unrechtes Gut!" schrie sie auf. „Laßt mich!... an allem meinem Unglück seid ihr schuld!... Warum triebt ihr Erich fort, warum mischtet ihr euch in unsere Ehe vom ersten Tage an, warum stelltet ihr euch zwischen uns und unser Glück, verdarbt die Kinder und lehrtet mich ihm mißtrauen, dem besten, edelsten Menschen?"

„Großer Gott, sie ist von Sinnen!" rief die Räthin, in heiße Thränen ausbrechend, als sie dieses Elend sah. Ihr gutes Herz, ihre Mutterliebe kam plötzlich zum Vorschein, dazu die Angst und der Schreck über jene unerwartete Mittheilung. Sie warf sich über ihr Kind, sie nahm ihre Hände und übergoß sie mit ihren Thränen.

„Meine liebe, theure Helene," bat sie, „ich that Alles ja nur nach bestem Wissen und in der besten Absicht. — Ich stand zwischen Dir und Deinem Glück? Der Himmel ist mein Zeuge, Kind, ich wollte allezeit nur Dein Bestes!"

Sie ließ sich nicht abschrecken durch Helenens Sträuben und finstere Blicke, durch ihre vorwurfsvollen Mienen und harten Anklagen, und als diese zuletzt aufsprang in höchster Aufregung und erklärte, sie führe heute noch zu ihrem Gatten, da folgte sie ihr nach in

tiefer Sorge, da sprach sie ihr gut zu und half ihr zuletzt sogar beim Einpacken.

Nur der Stadtrath blieb daheim und mit den allerpeinlichsten Empfindungen.

„Dieser verdammte alte Narr!“ brummte er ärgerlich in sich hinein. „Nun werde ich ja wohl eine Hölle haben in meinem eigenen Hause! Allerdings, ich war thöricht ... ich hätte mir das denken können, konnte ihm das Maul stopfen ... hab's vergessen und jetzt ist's nun zu spät ... Verdammte Geschichte!“

Er hatte sich nicht geirrt, — als Helene mit dem Nachtzuge nach dem Süden abgereist war und die beiden Gatten von der Bahn zurückkehrten, da brach es los das eheliche Unwetter, da wurde ihm von seiner Frau der Kopf gewaschen in einer Weise, daß ihm Hören und Sehen verging, da nannte man ihn einen gewissenlosen, habsüchtigen, ja selbst gemeinen Menschen, der weder an Frau und Kinder, noch an seine eigene Ehre dächte, der unter Kuratel gehöre und vor den Strafrichter. Alle anständigen Leute würden mit Fingern auf ihn weisen, man würde mit Schimpf und Schande zur Stadt hinaus müssen, behauptete die Stadträthin, kurzum, sie trieb es so energisch, daß ihr Gatte Besserung schwur und sie in den allernächsten Tagen schon ihrer Tochter schreiben konnte, die Sache wegen ihres Hauses sei erledigt, sei todt gemacht, dem früheren Besitzer sei sein volles Recht geworden.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Nach einer am Bette seines Knaben durchwachten Nacht war der Hauptmann früh in den Dienst gegangen, so bald als möglich aber wieder heimgeeilt und saß nun abermals neben dem heftig fiebernden Kinde, welches mit geröthetem Gesicht sich unruhig hin und her warf.

Der Doktor war soeben gegangen mit einem Trost: es waren die Frieseln, welche zum Ausbruch kamen, nichts Schlimmeres. Ein Stein war damit von des zärtlichen Vaters Brust gewälzt, derselbe wog unter den jetzigen Verhältnissen doppelt schwer.

Das Haupt in die Hand gestützt, schaute er starr, in trübem Sinnen vor sich hin und hing seinen schwermüthigen Gedanken nach.

Ein lautes Schellen schreckte ihn auf, es riß Jemand hastig, gewaltsam an der Glocke ... Er runzelte die Stirn und sah nach der Thür. Er vernahm dann die Tritte des Burschen draußen auf dem Flur; die Bonne mischte sich ein ... Schon wollte er aufstehen und den Ueberlauten Stille gebieten — da öffnete sich die Thür und auf der Schwelle, blaß, zitternd, mit ausgestreckten Armen, stand Helene — sein theures, geliebtes Weib.

Seine Augen sahen sie, aber er konnte die Wahrheit nicht sogleich fassen, ihm war es, als äffte ihn ein Traum. Da vernahm er ihre Stimme, ein Schluchzen erst und dann einen Aufschrei, — ein Ruf der Freude und des höchsten Schmerzes zugleich. Nun erst wußte er, daß der Himmel bisweilen noch Wunder verrichtet: Sie, an die er soeben noch so voller Schmerz und Sehnsucht gedacht hatte, die er herbei wünschte mit allen Fibern seiner Seele ... da stand sie urplötzlich vor ihm ... Gott hatte sein Gebet erhört.

„Erich! ... Mann, mein geliebter Mann!“ rief Helene jetzt mit einem Male, ganz in tiefe Glut getaucht und mit überströmenden Augen, und sie eilte in seine Arme. Sie sah ihn an mit einem einzigen Blick und ihr Herz wollte brechen, so verändert, so bekümmert sah er aus ... und das Alles durch sie. Sie schlang ihre Arme um seinen Hals und hielt ihn umfangen, als wollte sie ihn nimmer wieder von sich lassen, und murmelte unter Küssen in Thränen:

„Mein armer Mann, vergib mir — Du weißt nicht, was ich gelitten habe!“

„Endlich!“ sprach der Hauptmann mit sanftem, aber erschütterndem Vorwurf und zog sie abermals an sein Herz und sah ihr tief in die Augen, als wollte er diese fragen: wie war es möglich?!

Ihm kam die freudige Ueberraschung nach den langen Wochen des Wehs beinahe wie ein Gefühl der Pein, während Helene mit einem Schlage völlig verzaubert schien.

Er nahm dann leise ihre Hand und führte sie zu dem Lager ihres Kindes, und während die Mutter sich nun weinend über ihren Knaben beugte, umarmte der Vater seine kleine, ihm beinahe fremd gewordene Tochter.

„Es sind nur die Frieseln,“ tröstete er, nachdem er diese geherzt und geküßt hatte, „aber es waren bange schwere Stunden, ehe diese günstige Wendung eintrat.“

„Und Du hast mir nichts davon geschrieben, nicht telegraphirt!“ rief Helene, von den peinlichsten Empfindungen bewegt. Er sah sie an mit seinen ernsten, wahrhaften und treuen Augen und erwiederte:

„Gott hat das Aeußerste in Gnaden verhütet. Sei versichert, im Nothfalle hätte ich Dich gerufen — trotz alledem.“

Das war der letzte Rest von Bitterkeit, der aus des Hauptmanns Seele auf seine Lippen drang, — auf Helene machte er einen erschütternden Eindruck und es dauerte lange, ehe sie sich wieder beruhigen konnte. Dann aber trat Stille ein, ein Sichwiederfinden, ein Schimmer heiligen, höchsten Glücks fiel hinein in diese Krankenstube, zwei edle, herrliche Menschen, welche sich verirrt hatten, fanden sich dort wieder in zärtlichster, innigster Liebe.

Hand in Hand saßen sie hernach bei einander. Noch einmal kam der Schmerz bei Helene zu einem ergreifenden Ausbruche, als sie nämlich die Entdeckung machte, daß ihres Gatten Haar an den Schläfen in den wenigen Wochen begonnen hatte, sich mit Grau zu mischen. Dieser Vorwurf war so sprechend, so furchtbar eindringlich und bitter, daß sie glaubte vergehen zu müssen. Aber auch das ging vorüber und nun begann das Aussprechen, während die Kinder und selbst der kleine Kranke vor Glück laut jubelten, sich und die Eltern wieder zu haben, und Marie dem Brüderchen im Bett gar nicht genug von der Fahrt auf der Eisenbahn erzählen konnte und ihm beschreiben, wie das Dampfpferd gemacht hatte.

Nachdem Helene zuerst von dem qualvollen Leben erzählt hatte, das sie geführt, begann dann der Hauptmann zu sprechen.

„Du irrst,“ sprach er freundlich, während seine Augen mit dem alten Feuer und der Zärtlichkeit des Gatten an seiner lieblichen, lange entbehrten Frau hafteten, „nicht jener Häuserhandel Deines Vaters war die eigentliche Ursache zu dem Schritte, den ich that; ich war bereits vorher entschlossen, Helene, ehe ich von demselben erfuhr; er gab mir Grund allerdings, das, was ich gethan, nicht zu bereuen. Ich habe Dir vor meiner Abreise die reine Wahrheit gesagt, da Du mich drängtest — das fortgesetzte Einmischen Deiner Eltern in unsere innersten häuslichen Angelegenheiten und namentlich in die Erziehung unserer Kinder hielt ich mehr und mehr für störend und hinderlich unserem Glücke und unseren Pflichten, und da alle wiederholten Bitten und Vorstellungen nicht fruchteten, so faßte ich zuletzt jenen Entschluß, mit der vollsten Ueberzeugung, recht zu thun.

„Ich habe Niemanden kränken wollen, und wenn ich Dir einen so wichtigen Schritt verschwieg, Helene — ich glaubte in Deine eigene Seele hinein zu fühlen. Daß ich Dir von jenem Handel nicht sprach, war nur zu natürlich; es ist jetzt durch Andere geschehen ... hoffentlich gereicht es zum Segen. Wenn ich hartnäckig schwieg, wo ich mit einem Worte Dich hieher rufen konnte, — einestheils verboten mir das der Stolz und das Gewissen, andererseits aber wollte ich auch nicht den leisesten Druck auf Dich üben: aus eigener Entschließung, der Stimme Deines Gewissens folgend, wie Du sagtest, ließest Du mich allein — aus eigenster Entschließung mußtest Du zu mir zurückkehren, sollte aus dieser schweren Prüfung neues, dauerndes Glück ersprießen. Du verstehst mich jetzt, Du wurdest mir gerecht — Du bist hier, Helene, mein theures, zärtlich geliebtes Weib — alles Andere sei vergessen. Ich meine, nun erst verstehen wir uns recht und nun erst können wir völlig glücklich werden!“

„Das gebe der Himmel, der uns so schwer geprüft!“

Der Hauptmann zog die liebliche Frau auf seine Kniee und küßte ihr Stirn und Mund. Nach einer langen, heißen Umarmung führte er sie dann abermals zu dem Bette des Knaben, der bereits ungeduldig nach seiner Mama verlangte.

Erst als man diesen zufrieden gestellt hatte, begann Helene sich in der Häuslichkeit ihres Gatten umzuschauen. Mit einem naiven Erstaunen musterte sie die einfachen, ihr fremdartigen Räume. Die hohen Kamine mit den Spiegeln darüber, die seltsamen Möbel und tausend andere Kleinigkeiten noch. Alles kam ihr neu und sonderbar vor, am meisten aber staunte sie über die Bescheidenheit, mit welcher ihr Gatte sich eingerichtet hatte.

Das sah beinahe aus wie eine Junggesellenwohnung, als hätte man auf sie gar nicht mehr gerechnet. Der Gedanke that ihr unbeschreiblich weh, aber Golzow beruhigte sie schnell; dieß war nur ein Absteigequartier, ein pied-à-terre, er besaß eine ganze Liste von größeren und stattlicheren Wohnungen, dieses war die beste möblirte Wohnung, welche er damals hatte finden können. — Helenens gutes Naturell kam trotz der Schmerzenswochen und der Selbstvorwürfe alsbald wieder zum Vorschein. Vor Allem verspürten Alle einen sehr natürlichen Hunger; dann begann sie, als dieser gestillt war und trotz der weiten Reise, mit emsiger Frauenhand hurtig der ganzen Behausung ein behaglicheres Aeußere zu geben. Dazwischen bekamen dann Reue und Zärtlichkeit immer wieder die Oberhand, und sie küßte, vor Seligkeit, nun wieder bei ihnen zu sein, bald ihren Gatten, bald den Buben.

Als gegen Abend der Hauptmann mit seiner jungen Frau einen Spaziergang machte durch die Hauptstraßen der alten Reichsstadt und über den Broglieplatz, schauten die Menschen ihnen nach, welche das stattliche Paar bewunderten, das so freudestrahlend einherschritt, ganz besonders die Kameraden, die sich freuten über diesen plötzlichen Zuwachs und ihre Glossen machten über die Verbreiter falscher Gerüchte. Allgemein gefiel die schöne, noch ein wenig blasse Frau von Golzow den Offizieren und ihren Damen, welchen sie sich vorstellen ließen, als sie hernach im Café du Globe eine Schale Eis verzehrten, besonders auch durch ihr gewinnendes und liebenswürdiges Benehmen, man begriff nur zu wohl, daß ihr Gatte sich nach ihr gesehnt hatte.

Arm in Arm kehrten die beiden Wiedergefundenen bei einbrechender Dunkelheit heim, zwei glückselige, liebende und hoffende Menschen.

Nie wieder wollte Helene an ihrem Gatten zweifeln, nie wieder einen andern Grundsatz haben als den, ihm zu gehorchen, das schwur sie sich zu, ehe sie nach so langen, furchtbaren Wochen zum ersten Male wieder an der Seite des Gatten ihr Haupt auf das Kissen legte.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Seit der Zeit wohnten die beiden Gatten wieder bei einander und sie lebten in Eintracht und Frieden, — ungetrübt, im Sonnenschein floß der Strom ihres Daseins dahin. Als ein kluger Fährmann hatte der Hauptmann das Schiff geleitet, welches ihn trug und die Seinen, das stellte sich immer mehr heraus mit den Jahren: seit Helene nämlich dem Einfluß der Mutter entzogen war, seit sie Beide hier im fremden Lande ganz auf sich angewiesen waren, da kam über diese zum ersten Mal der rechte Stolz der Hausfrau, mit dem Gefühl zugleich, die wirkliche, alleinige Herrin zu sein in ihren vier Pfählen, da schlossen sich die Gatten mit ganzer, bisher ungeahnter Innigkeit aneinander an und empfanden in Folge dessen eine Seligkeit und so ein festes Vertrauen, wie sie sie niemals auch nur geahnt hatten vordem.

Wenn Helene manchmal früher geglaubt hatte, nur Berliner Luft athmen zu können, nur dort sich wohl zu fühlen, sie wurde bald von ihrem Vorurtheile geheilt, für das, was sie verloren hatte, fand sie hier draußen reichlichen Ersatz.

Von Neuem blühten sie auf die beiden Gatten in diesem ungetrübten Beisammenleben, leiblich und geistig erstarkten sie, seit jene ewigen kleinen und größeren Reibungen aufgehört, seit sie auf eigenen Füßen standen, und mit ihnen erblühten ihre Kinder.

In einfachen, bescheidenen Verhältnissen lebten sie, genau so wie ihre übrigen Kameraden, und fanden, daß der Luxus nicht das Glück ausmacht. Auch hier wiesen sie alle angebotenen Zuschüsse der Eltern zurück. Geliebt und geachtet, das Leben genießend, sich desselben freuend und nach Kräften dazu beitragend, es Anderen angenehm zu machen, waren sie ein wahres Musterbild einer glücklichen Ehe.

Hatte die Räthin zuerst in allen den vielen Briefen, die sie schrieb, auch von Weitem her wie früher wieder ihre Macht über Helene erproben wollen und ab und zu eine Wolke auf deren reine Stirn gezaubert, mit der Zeit gab sie es auf, denn alle jene kleinen Versuche, sich auch jetzt noch einzumischen in die Ehe, scheiterten: sie wurden artig, aber bestimmt zurückgewiesen.

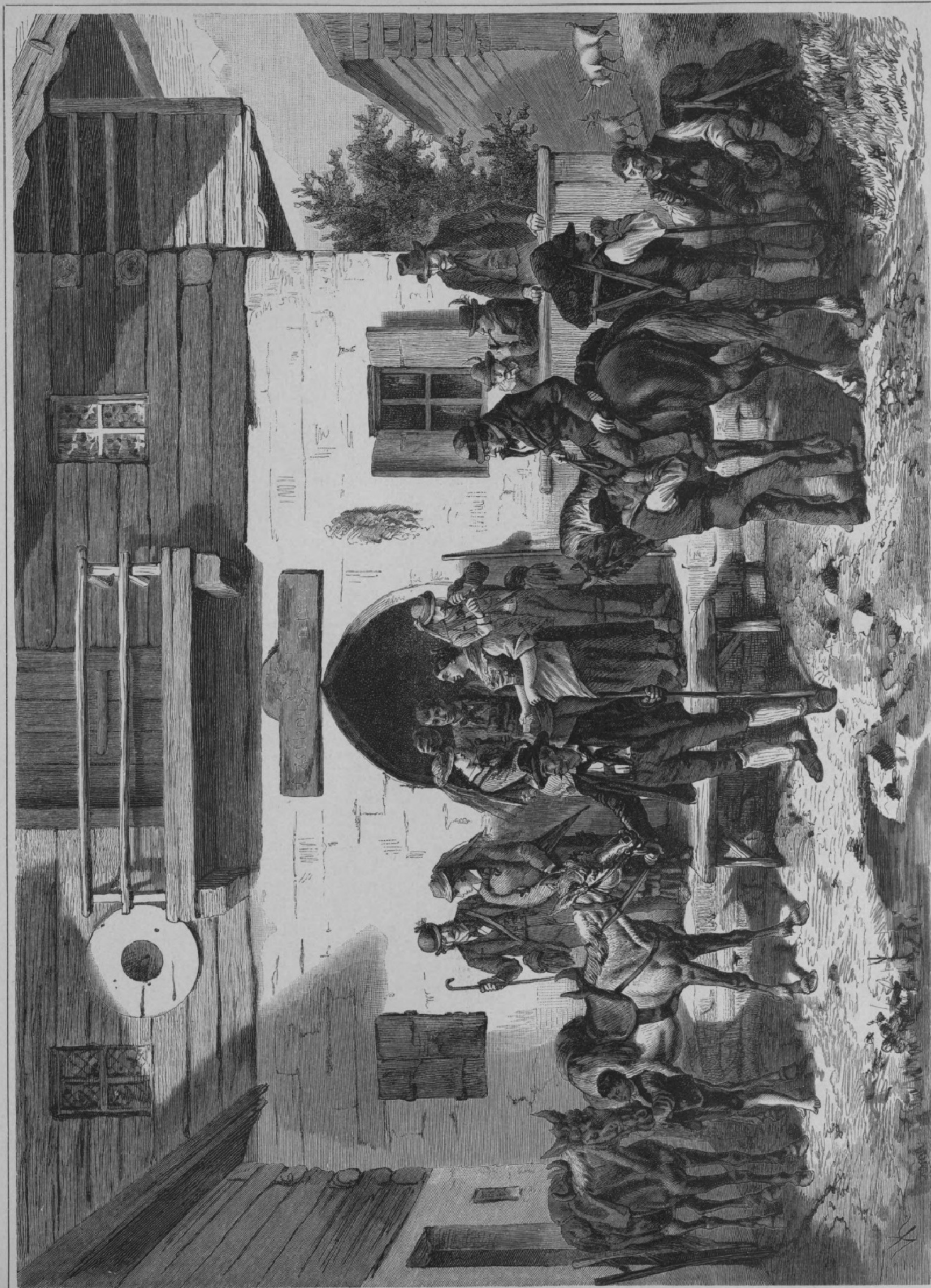
Dann war eine Zeit gekommen, wo sie ihre Tochter zuerst aufforderte, dann beschwor und zuletzt ihr geradezu befahl, mit den Kindern nach Berlin zu kommen, um sie zu sehen, aber Helene schrieb ihr zurück, ihre Pflichten fesselten sie an ihr Haus, ihr Mann habe Dienst und ihre Kinder gingen in die Schule, unmöglich könne sie dieselben jetzt allein lassen oder sie ihren Pflichten entziehen.

Die gute Räthin mußte sich wohl oder übel resigniren und schüttete nun häufig der Frau de Beauvilliers ihr Herz aus, an welche sie sich in der neueren



1. Pathologisches Institut. — 2. Kapelle auf dem Nikolausberg. — 3. Chemisches Laboratorium. — 4. Würzburg. — 5. Altes Rathhaus (Grafen Eckarts-Thurm). — 6. Aeltestes Portalbild des Juliushospitals. — 7. Königliche Residenz. — 8. Mainbrücke mit Marienberg. — 9. Juliushospital.

Ansichten aus Würzburg. Nach photographischen Aufnahmen von F. Albert in Würzburg.



Aufbruch zur Bergfahrt. Nach einer Skizze von Julius Hörmann.

Zeit wieder enger angeschlossen hatte. Sie brauchte mehr wie je Jemand, dem sie sich mittheilen konnte, seit Helene fort war und sie Grund hatte, ihren Mann zu hassen, ihr gefühlvolles Herz bedurfte stets einer theilnehmenden Seele.

Der arme Stadtrath! er hatte böse Tage seitdem; es genügte nicht, daß er seine Sünden wieder gut machte und Reue versprach, ein Mann, der seine Frau, seine Kinder und sich selbst wegen des schnöden Geldes so leichtsinnig in Angst und Schande stürzen konnte, hatte überhaupt auf Verzeihung nicht mehr zu rechnen.

In Folge dessen hatte der Stadtrath eine noch vermehrte, übrigens sehr wohlthätige Scheu vor seiner Gattin; er war künftig vorsichtiger in seinen Geschäften, saß aber dafür um so öfter und länger in jenem gemüthlichen, kleinen Comptoirstübchen in der breiten Straße, war auch häufiger wie sonst auf Reisen und begann sein Geld mehr und mehr in Grundbesitz anzulegen; — es hieß an der Börse, er beabsichtige ein Klapproth'sches Majorat zu gründen.

Erst im zweiten Jahre nach ihrer Versetzung, als die Manöver vorüber waren, folgte der Hauptmann den vielen und dringlichen Einladungen, nahm Urlaub und reiste mit den Seinen nach Koppenrade auf das Gut seiner Schwiegereltern.

Wenn die Räthin bisher noch immer einen heftigen Groll gegen ihren Schwiegersohn, den starrköpfigen Aristokraten, der ihr Kind unterjochte und es ihr abspenstig machte, gehabt hatte, ihr Mutterherz schlug doch mächtig, als sie Helene wieder sah, so blühend und so strahlend vor Glück, daß sie meinte, sie niemals so schön gesehen zu haben; dazu die kräftigen, reizenden und wohlerzogenen Kinder, — sie war ja im Grunde eine gute Frau, — die hellen Thränen traten ihr in die Augen und mit einem Gefühle unsäglichen Stolzes und Glückes umarmte sie zuerst ihr Kind und dann die Enkelchen, zuletzt sogar den Hauptmann und bat in ihrem Herzen ihm all' das Unrecht ab, welches sie ihm angethan hatte im Leben. Wer ihr Kind so glücklich machte — wie konnte sie dem zürnen?!

Auch Herr von Klapproth-Koppenrade sonnte sich an dem Glücke der Seinen, vor Allem war er überaus stolz auf Helenens wahrhaft königliche Erscheinung, er wollte sie allen Menschen zeigen und wollte sie Alle mit Geschenken überhäufen, aber die Seinen zogen ein mehr stilles, prunkloseres Glück vor und lehnten Alles höflich, aber ohne zu verletzen ab.

Die wenigen Wochen schwanden dort draußen nur gar zu schnell. Die lieben Gäste waren wieder fort, Koppenrade war leer, der frohe Kinderjubel verstummt.

Ohne Rast brandeten die Wellen des bläulich schimmernden Sees gegen den kurzen Rasen des weiten Parks, während der Herbstwind, der leise in den gelben Baumkronen spielte, ein welkes Blatt nach dem andern davon trug.

In warme Gewänder gehüllt, schritten die Räthin und Frau von Beauvilliers den Kiesweg auf und ab, Beide noch bewegt von dem Schmerze des Abschiedes. Vor etlichen Stunden erst waren Golzows davongefahren.

Nachdem die betrübte Mutter noch einmal warm von Helenens Vorzügen zu ihrer ehemaligen Erzieherin gesprochen und mit fast naivem Erstaunen ihrer Bewunderung darüber Worte gegeben hatte, wie ganz anders doch die Kinder sich entfalteten, als es selbst die sorgsamsten und voraussehendsten Eltern vorhersagen könnten, begann sie dann auch Golzow Lob zu spenden, der ihre Helene so glücklich mache und die Kinder, wie sie zugestehen müsse, musterhaft erziehe.

„Freilich auf seine Manier," fügte sie mit einem kleinen Anflug alter Gereiztheit hinzu.

„Lassen Sie ihn immerhin gewähren, Marie," erwiederte ernst und mit Nachdruck die treue Freundin. „Helene hat das große Lôos gezogen in dieser mißlichsten aller Lotterieen, sie hat ein Juwel gefunden, welches gar nicht hoch genug zu schätzen ist — einen Mann!"

Die Räthin schwieg — ihre Stirn zog sich ein wenig zusammen, wie unter der Wucht der Gedanken, sie schaute sinnend über die weite Wasserfläche hin und nickte leise mit dem Kopfe.

„Einen Mann!" klang es wie ein Echo leise mit einem Seufzer von ihren Lippen.

Transatlantische Skizzen.

Von

Dr. Max Lortzing.

(Nachdruck verboten.)

V.

Ein Gladiatorenkampf.

er Amerikaner ist ein geborener Sportsman, eine Eigenschaft, die er von Altengland mit herübergebracht hat. Während das in Deutschland mehr zu den noblen Passionen gehört, will bei uns Jeder seinen Sport haben, und betreibt er ihn nicht selbst, dann spielt er zum wenigsten den Zuschauer. Es werden wohl nirgends so viele Pferderennen veranstaltet wie hier zu Lande; abgesehen von den größeren, die sich zuweilen mit den besten der alten Welt messen können, finden derartige Wettkämpfe tagtäglich während der Saison in unseren volksthümlichen Seebädern statt; Strom, Bucht und Meer laden zum Wettrudern und zu Regattas ein, im Winter gleitet die Eisyacht über den glatten Spiegel der erstarrten Gewässer, die Sportfischerei hat sich hier zu einer Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit entwickelt, von der Europa wohl keine Ahnung hat, und die Jagd ist für Alle frei. Dazu kommt der Wettlauf, der förmlich epidemisch geworden ist, und heimlich betrieben werden die Hunde-, Ratten- und Hahnenkämpfe, denn Henry Bergh, unser unermüdlicher, unerbittlicher, oft aber auch viel zu weit gehender Thierfreund, heftet sich an die Sohlen dieser Sportsmen, sie mögen nun vornehm sein oder den niedrigsten Ständen angehören.

Zu den verbotenen blutigen Schaustellungen gehören unsere Gladiatorenkämpfe oder Preisboxereien, die kunstgerecht gegenwärtig nur noch in Großbritannien und in den Vereinigten Staaten geübt werden. Seit langer Zeit wegen ihrer Rohheit in Verruf gekommen, sind sie fast überall durch die Gesetzgebung verpönt, und nur selten gelingt es unseren professionellen Faustshelden, einen „fair, square fight", wie der Terminus technicus lautet, vom Stapel zu lassen; der Sheriff ist ihnen hart auf den Fersen und jagt die kleine, aber treu zusammenhaltende Gilde von Ort zu Ort, von County zu County, von Staat zu Staat.

Aber nunmehr sollen nach langer Waffenruhe in der Arena zwei würdige Gegner um den Lorbeer ringen, „heavy weight champion of America" entweder zu bleiben, was der Eine von ihnen schon ist, oder es zu werden, was der Andere durch die Entthronung des jetzigen zu erreichen hofft. Die Boxer theilen sich nämlich je nach ihrem Gewicht in drei verschiedene Klassen ein, deren Mitglieder nur miteinander kämpfen; zur ersten zählt der „feather weight" (Federleichte) bis zu 115, zur zweiten der „light weight" (der Leichtgewichtige) zwischen 115 bis 150, zur dritten der „heavy weight" (der Schwere) von 150 Pfund und darüber. „Champion", vom spätlateinischen campio, etwa der auf dem campus, dem Felde, bleibt, heißt der anerkannt Tüchtigste in seiner Kunst, der als unbestrittener Sieger dasteht und alle seine Nebenbuhler „abgeführt" hat.

Bislang war Paddy Ryan, ein geborener Irländer im vierundzwanzigsten Lebensjahre, der „heavy weight champion of America", er mißt sechs und einen halben Fuß „in den Strümpfen" und wiegt netto 220 Pfund. Schon als Knabe zeichnete er sich in der edlen Boxerei, der „manly art", aus und bildete sich darin noch weiter, nachdem er seinen Geburtsort in der Grafschaft Tipperary mit der Stadt Troy (Troja) am östlichen Ufer des Hudson im Staat New-York vertauscht hatte, dem früheren Heim gar manches ruhmbedeckten Gladiators, wie unseres verstorbenen Spielhausbesitzers und Staatssenators John Morrissey. Allerdings war auch Paddy erst einmal im „price ring" erschienen, hatte aber gleich den gefeierten englischen Athleten Joe Goß nach 86 „rounds" oder Gängen in einer fast anderthalbstündigen Schlacht auf's Haupt geschlagen. Er war übrigens trotzdem schon ein geübter Recke, allein vorher hatten sich seine Mensuren auf Handschuhgefechte und auf „rough-and-tumble fights" in Schenken und „drinks" beschränkt.

Nun aber will ihm John Sullivan, ein Amerikaner von noch nicht vierundzwanzig Jahren, den schwer errungenen Kranz vom stolzen Haupte reißen. Der junge Eisenfresser, der nur fünf Fuß zehn und einen halben Zoll „in den Strümpfen" mißt und die Lappalie von 180 Pfund wiegt, ist nicht damit zufrieden, „heavy weight champion of Boston" zu sein, er strebt nach Höherem und will, über Paddy's Kopf hinwegsteigend, die Gladiatoren der civilisirten Welt herausfordern. Und was für einen „record", was für Annalen hat der Verwegene? Gar keine; als „baseball"-Spieler fing er an und dann hat er mit festen Handschuhen wuchtige Hiebe ausgetheilt, aber im Ring hat den Burschen noch kein Veteran der kunstgerechten Athletik erblickt. Nimm dich in Acht, John! Freund Paddy ist ein hard hitter", ein wuchtiger Zuschlager, und wo der hinhaut, da wächst kein Gras.

Die Bedingungen des Zweikampfes werden vereinbart und von den Advokaten der beiden Paukanten aufgesetzt, denn Alles muß genau und unanfechtbar auf dem Papier stehen, handelt es sich doch um große Summen. Das Duell soll innerhalb hundert (englischen) Meilen von New-Orleans als ein „fair, stand-up fight" stattfinden; treten die Behörden dazwischen, so werden Zeit und Ort verändert.

Das Allerwichtigste ist jetzt das „training", „Einpauken" würde es der deutsche Student nennen. Um dieß ganz ungestört besorgen zu können, reisen die beiden Kämpen mit ihren „trainers", alten Gladiatoren, die das Geschäft gründlich verstehen, nach Mississippi, denn in diesem gesegneten Staat, dem Paradies der Baumwolle, ist das ehrliche Boxerhandwerk noch nicht geächtet. Aber kaum haben sie sich, natürlich Jeder an einem andern Ort und mit seinem eigenen Lehrer, häuslich niedergelassen, da wird — o Greuel, o du entartetes Zeitalter! — im Landtage von Mississippi ein Gesetz eingebracht, kraft dessen selbst das „training for a price fight" für ein strafwürdiges Vergehen erklärt wird. Was bleibt also Paddy und John übrig? Sie siedeln, um ihren Zweck zu erreichen, heimlich in die Umgegend von New-Orleans über.

Die Periode der Vorbereitung und Uebung dauert bei einem körperlich gesunden Menschen zwei bis drei Monate. Zunächst gilt es, das überflüssige Fett durch geeignete Mittel zu entfernen, denn bei einer regelrechten Boxerei ist dessen vis inertiae nur im Wege. Alsdann folgt die möglichste Entwicklung des Muskelsystems durch fleißiges Kämpfen mit dem „trainer", der seinen Schützling vollständig in der Gewalt hat und ihn Tag und Nacht nicht verläßt; er gewöhnt ihn allmälig an die furchtbarsten Schläge, lehrt ihn die „points" seines Gegners, das heißt, wenn er sie kennt, richtet ihn in der Offensive und Defensive ab und entwirft mit ihm einen Schlachtplan. Ferner wird darauf geachtet, daß die Nerventhätigkeit durchaus normal bleibt, daß Temperament und Urtheilskraft ungetrübt und klar sind, kurzum, daß die physischen wie die moralischen Kräfte sich möglichst frei und harmonisch entfalten. Darnach richtet sich auch die ganze Diät: mageres, leicht verdauliches Fleisch, altbackenes Brod oder Toast, wenig Gemüse und Flüssigkeiten, doch wird der Appetit gestillt. Häufige Laufübungen stärken die Athmung, und die Haut muß abgehärtet werden, damit sie dem „punishment", den Schlägen, widersteht. Von Whisky und sonstigen Lieblingsgetränken empfängt der Zögling wenig oder gar nichts, alles Aufregende ist strengstens verbannt, sein Schlaf darf nicht künstlich herbeigeführt, sondern muß gesund, ruhig und regelmäßig sein.

Endlich sind die beiden Fechter kampfbereit, sie besitzen jetzt das kontraktlich festgestellte Gewicht und kein Loth mehr — weniger dürfen sie wiegen — denn da der Hieb am wirksamsten ist, in welchen der Boxer die ganze Schwere seines Körpers legt, so ist die Zahl der Pfunde von hoher Wichtigkeit. Sie haben, was in der Kunstsprache „scientific part of the education" heißt, den wissenschaftlichen Theil ihrer Ausbildung, ohne den der echte Faustheld undenkbar ist, rite absolvirt und ihren Schlachtplan entworfen. Wird John Sullivan als „rusher" auftreten und „at close quarters" fechten, das heißt, sich mit aller Wucht auf seinen Gegner stürzen und den Sieg rasch durch den Anprall seiner überlegenen Kraft zu gewinnen suchen? fragen sich die Sportsmen gespannt. Wahrscheinlich, denn einen Mann von Paddy's Ausdauer mit der gleichen Waffe der Zähigkeit überwinden zu wollen, das wäre Thorheit.

Er rückt heran, der Tag der Entscheidung. Alles ist für morgen fertig. Die Wahl des Platzes war der Ryan'schen Partei zugefallen und sie hatte Fort Mc Comb bei Chef Menteur am Lake Pontchartrain auserkoren. Unglücklicherweise jedoch erhält der Gouverneur von Louisiana Kunde davon und verbietet kraft seines Amtes das Abhalten eines so entsittlichenden Schauspiels auf einem Gebiet, das zu der Regierungsdomäne gehört. Dieser unerwartete Erlaß macht neue Arrangements nöthig und man entschließt sich rasch für Mississippi, denn das im Landtag jenes Staates eingebrachte Gesetz gegen die Preiskämpfe ist vorläufig einem Ausschuß überwiesen worden und hier ruht es so lange, bis die Schlacht vorüber ist. Vielleicht wollen sich die Herren Landboten und Senatoren selber einmal den Spaß mit ansehen.

Die Sekundanten, aus dem fernen Norden herkommend, treffen in New-Orleans ein und erregen ein Aufsehen, als wären sie große Feldherren, die sich zu einer bevorstehenden Campagne rüsten. Die Berichterstatter der Sensationsblätter in den Großstädten der Union haben sich eingefunden, um den Vor- und Ausgang des Kampfes heim zu telegraphiren, zunächst holen sie die Sekundanten über deren Ansichten aus. Die Aufregung in New-Orleans ist fieberhaft und sie steigert sich von Stunde zu Stunde. Die Besorgniß, es möchte den Behörden dennoch gelingen, den Kampf zu verhindern, dient nur dazu, die allgemeine Spannung zu erhöhen. Es wimmelt von „sporting men", die aus allen Theilen der Union herbeigeströmt sind; sie drängen sich in den Korridoren der Hotels, sammeln sich in heftig gestikulirenden Gruppen an den Straßenecken, überfüllen die „Saloons" (Trinklokale), den muthmaßlichen Ausgang erwägend, auf den Mann ihrer Wahl wettend, Geschichten von berühmten Boxereien aus früheren Zeiten erzählend, die „points" der beiden Fechter diskutirend und von steter Furcht erfüllt, die Behörden könnten ihnen doch noch vor Thorschluß einen Strich durch die Rechnung ziehen. Sie getrauen sich nicht, sich zu Bett zu begeben, denn die Stunde der Abfahrt ist absichtlich nicht bekannt gemacht und dann könnten sie ja die längst ersehnte Schlacht verschlafen! Höchstens lehnen sie in den Stühlen, auf den Sophas und Bänken in den Rotunden der Gasthöfe. Viele wagen es gar nicht, sich zu setzen, um den Zug ja nicht zu verpassen. In den Bureaux der Hotels werden Schmucksachen, Uhren und Banknoten abgeliefert, denn wer weiß, was sich auf einer so abenteuerlichen Reise nicht Alles ereignen kann!

Endlich um fünf Uhr Morgens rasselt der Extrazug aus dem Bahnhofe, aber die zwölfhundert Passagiere haben mit Ausnahme der wenigen Eingeweihten gar keine Ahnung, wo die Paukerei stattfinden wird. Hat doch auch der Gouverneur von Mississippi noch in der Nacht vorher eine Proklamation an sämmtliche Sheriffs der Küste erlassen, in welcher er sie auffordert, auf ihrer Hut zu sein und den Kampf unter allen Umständen zu verhindern, nöthigenfalls unter Anwendung der Milizen.

Feuchten Antlitzes schaut der Mond hernieder, die Luft ist dumpfig und kalt. Noch hat die Dämmerung nicht begonnen und die Stadt liegt in Dunkelheit gehüllt, nur hie und da strömt ein heller Lichtschein aus einem „Saloon". Der durch die Straßen eilende Zug dampft an einer Anzahl Waggons vorbei, die auf einer Seitenspur am französischen Markt halten und von weißgeschürzten Fleischern besetzt sind, welche den Reisenden ein fröhliches Hurrah zurufen. Manche Touristen schließen noch Wetten ab, einige blinde Passagiere, die sich ohne die erforderlichen zehn Dollars an dem Fest betheiligen wollen, werden ohne Gnade an die Luft gesetzt, die Meisten indessen holen den versäumten Schlaf nach.

New-Orleans verschwindet im Hintergrunde; auf eine Reihe von Cypressensümpfen folgt das charakteristische Merkmal einer Landschaft Louisianas, die „prairie tremblante", wo der Erdboden auf einer Wasserfläche zu schwimmen scheint. Die wiegende Bewegung der Waggons übt einen besänftigenden Eindruck auf die Fahrgäste, und man könnte sich fast einbilden, mitten unter den friedlichsten, harmlosesten Ausflüglern zu weilen, und nicht unter meist wüsten Gesellen, deren nördliche Heimat er-

leichtert aufathmet, sie wenigstens auf die Dauer einer Woche los zu sein.

Klar und schön steigt die Sonne am blauen Himmel empor, als der Zug die Rigolets passirt, einen herrlichen Tag verheißend. An Stelle der zitternden Prärie ist, so weit das Auge reicht, eine niedrige, sandige, fichtenbestandene Ebene getreten. Endlich ist der Schauplatz des Kampfes, Mississippi City, erreicht, eine Sommerfrische der New-Orleanser, mit hübschen weißen Häusern, bunten Gärten, lachenden Wiesen, reizenden Boskets von Immergrün. Die Luft ist so balsamisch wie an einem sonnigen Maimorgen, und doch sind wir noch in der ersten Hälfte des Februar. Die Einwohner des Städtchens, meist arme Fischer und Austernfänger, theilen sich hinsichtlich der Frage, ob die Boxerei statthaft sei, in zwei ungefähr gleiche Lager, aber der Sheriff befindet sich eines unaufschiebbaren Geschäftes halber in einem Nachbarort, vielleicht hat man ihn absichtlich dorthin gelockt, um „Bahn frei" zu haben.

Auf der Ostseite eines großen Hotels, unter dem Schatten von Eichen und Cedern, die sowohl die Fechter als auch das Publikum auf den Verandas vor den Strahlen der Sonne schützen, wird der Ring abgesteckt, keine fünfzig Schritte von dem blauen Wasserspiegel des Golfs von Mexiko entfernt, dessen sanftes Rauschen sich in das Gesumme von fünftausend Menschen mischt. Ein zweiter, äußerer Ring ist für Diejenigen bestimmt, die sich gegen ein Entrée von zwei Dollars den Kampf in der nächsten Nähe ansehen wollen. Jedes Fleckchen, das eine Aussicht auf die Arena bietet, ist besetzt, die Balkons des Hotels, die Aeste und Wipfel der Bäume, die Giebel der Häuser. Das rohere Element herrscht vor, allein auch viele Damen wollen sich an dem Schauspiel ergötzen, dessen Zurüstungen sie mit dem gespanntesten Interesse verfolgen.

Das Duell geht nach den für amerikanische Verhältnisse etwas modifizirten „rules of the English price ring" vor sich. Der Wurf einer Münze — Kopf oder Schrift? — entscheidet, wer von den beiden Gladiatoren sich die beste Ecke wählen darf, dann wird die Mensur, scratch, eine gerade Linie in der Mitte des Ringes zwischen den beiden Ecken, gezogen und der „referee", der Unparteiische, gewählt, der genau die Obliegenheiten hat, wie derjenige auf einer deutschen Studentenpaukerei. Ein „umpire" (vom lateinischen impar) ist „time-keeper", er hat das Kommando. Jeder Fechter hat an seinem Eckpfahl seine Farben befestigt.

Jetzt sind Paddy und John fertig und bis auf den Gurt oberhalb der Hüften entblößt, der ganze Körpertheil unterhalb des Gurtes ist sakrosankt. Alles schweigt in banger Erwartung. Da ertönt der Ruf „time!" und die Sekundanten führen ihre beiden Männer nach dem „scratch"; sie sowohl als die Fechter schütteln sich die Hände und die Ersteren ziehen sich in ihre respektiven Ecken zurück, wo auch die „bottle holders", die Flaschenhalter, mit Wasser und Schwamm harren.

Einen Augenblick stehen sich die Beiden Angesicht zu Angesicht gegenüber und gewähren einen scharfen Kontrast. John Sullivan's mächtiger Körperbau, seine massige Gestalt, seine muskulösen Arme und Beine, seine dunkle, bronzene Hautfarbe sind ein herrliches Modell für einen römischen Gladiator, wie er soeben aus den Händen seines lanista hervorgegangen ist. Auch Paddy Ryan ist wohlgebaut, aber gegen Jenen erscheint er trotz seines höheren Wuchses fast wie ein Knabe und sein Teint ist mit Ausnahme von Gesicht, Nacken und Armen mädchenhaft weiß.

Nach einem kurzen einleitenden Manöver läßt sich Paddy durch eine Finte seines Antagonisten verführen, auf ihn loszustürzen, doch da sausen dessen „fives" (Fünf, d. h. Faust) wie eine Ramme auf ihn nieder, er wird mit einem „cant over the kisser" (einem Schlag auf den Mund) bewillkommt, daß ihm auf einen Moment das Athmen vergeht, und ehe er so recht wieder zu sich kommt, hat er einen „singer" weg, daß er die Engel im Himmel singen hört. Wie ein Sack stürzt er zu Boden und John hat den ersten Gang gewonnen und den ersten „Blutigen" zu verzeichnen, zum Jubel der „Sullivan men", zum Schrecken der „Trojaner", wie man die Freunde des Fechters aus Troy spöttisch nennt. In den nächsten „rounds" zeigt es sich immer mehr und mehr, daß John im Sturm gewinnen will und daß Paddy nicht im Stande ist, einer solchen Wucht dauernden Widerstand entgegenzusetzen. Der Fechter von Boston läßt seine furchtbaren Hiebe förmlich auf ihn niederregnen, bald auf die „knowledge box" (Erkenntnißkasten, Kopf), bald auf die „daylights" (Tageslichter, Augen) oder „peepers", bald gibt er ihm einen „smeller" (Riecher) auf die „snuff box" (Schnupftabaksdose, Nase), daß ihm das „claret" (Blut) bis auf die Brust tropft. Zwar wehrt er sich wie ein Löwe und wirft im Ringen seinen Gegner „to grass" (auf den Rasen), daß diesem die Knochen im Leibe krachen, und es gelingt ihm auch, „to put John's eyes in mourning" (John's Augen in Trauer) zu versetzen.

Der neunte Gang ist der wüthendste, den Amerika jemals gesehen hat. Wie der Blitz ist Paddy auf dem Platze und seine Hiebe fallen von rechts und links auf Brust, Nase und Ohren John's, der es ihm reichlich zurückzahlt. „Vorwärts, Paddy, Du hast ihn!" — „Gib's ihm, Sullivan!" erschallt es aus Tausenden von Kehlen. Unentschieden schwankt das Zünglein hin und her, die Schlacht scheint zu stehen. Da kracht John's Rechte auf seines Gegners Nacken nieder, als schlüge man mit einem Schmiedehammer auf ein leeres Faß, und nach einer letzten Liebesumarmung küßt Paddy den Boden.

Der Würfel ist gefallen, Ryan's Sekundant wirft zum Zeichen der zugestandenen Niederlage den Schwamm empor und der Unparteiische erklärt Sullivan als Sieger und als „heavy weight champion of America"; überdieß hat Letzterer noch die Summe von fünftausend Dollars gewonnen. Er schreitet triumphirend an den Eckpfahl des arg zugerichteten, aber nicht gefährlich verwundeten Paddy, löst als Trophäe dessen Farben ab und sein „backer", das heißt sein geschäftlicher Hintermann, verkündet, er würde demnächst gegen den Betrag von zehntausend Dollars seinen Mann dem besten englischen Preisboxer gegenüberstellen und ihn dadurch zum allerhöchsten Range der Welt, zum „heavy weight champion of the world", erheben. Nach einem donnernden Hurrah für Sullivan eilt Alles nach den Waggons und der Zug setzt sich wieder in Bewegung.

In New-Orleans war Alles in Aufregung während des Kampfes, namentlich diejenigen „sporting men", die aus irgendwelchen Ursachen oder Gründen hatten zurückbleiben müssen. Sämmtliche „sporting resorts" hatten einen Korrespondenten in der Arena und eine Depesche jagte die andere. Sobald das Resultat bekannt geworden war, verkündeten es Plakate in den Trinkstuben, in welche die „fisting and betting community", die Faustkämpfer- und Wettergemeinde, unablässig aus und ein strömt. In Boston, Sullivan's Heimat, waren die Straßen vor den Zeitungsbureaux so gedrängt voll wie an Wahltagen, und in Troy, dem Wohnsitz Ryan's, mußten die Trottoirs sogar von der Polizei gesäubert werden, und die Eisenarbeiter, Paddy's Kollegen, machten viel früher als sonst Feierabend. In New-York verkündeten Extrablätter den Sieg John's und die angloamerikanischen Organe hängten sogleich beim Eintreffen der Botschaft Bulletins vor ihre Bureaux. Das klingt allerdings seltsam, aber es wechselte an diesem denkwürdigen Tage in Folge von Wetten etwa eine halbe Million die Besitzer, Mancher gewann auf seinen Theil zehn-, zwanzig-, ja dreißigtausend Dollars. Der Amerikaner wettet leidenschaftlich, und wäre es auch nur um einen neuen Hut bei der Präsidentenwahl.

Ist es nun nicht ein schreiender Widerspruch, eine krasse Inkonsequenz, wenn große englische Zeitungen spaltenlange telegraphische Berichte über die Vorbereitungen zu einer Preisboxerei bringen und den Verlauf derselben bis auf jeden einzelnen Hieb schildern, und hinterher die Unsittlichkeit und den schlechten Einfluß derartiger roher Schauspiele geißeln? Ganz gewiß sind sie nicht zu billigen und das Gesetz muß sie verbieten, aber es gibt in Amerika noch viel, viel schlimmere Dinge, zu denen man ruhig ein Auge zudrückt. Ein solcher Kampf findet alle Jubeljahre einmal statt und hat darum keine gar so verderbliche Einwirkung. Lord Palmerston vertheidigte im Parlament diese Sitte oder Unsitte, wenn man sie so nennen will, und Thackeray machte einen berühmten Preiskampf zwischen einem Engländer und einem Amerikaner, in welchem Ersterer einen schwer errungenen Sieg davongetragen hatte, zum Gegenstand einer Apotheose der britischen Muskulatur, in welcher er sagte, der glorreiche Ueberwinder solle dem Gesetze zur Genüge auf vierundzwanzig Stunden in das Gefängniß wandern, am nächsten Tage aber zum Ritter geschlagen werden. Der „New-York Herald" bemerkt in einer Betrachtung über das Duell zwischen Ryan und Sullivan sehr richtig: „Was nun die amerikanische Ansicht darüber betrifft, so wird jeder ehrliche Mann, der sowohl Preiskämpfen als Kirchenkongressen beigewohnt, zugeben, daß es schwer ist, zu entscheiden, bei welcher Versammlung das meiste böse Blut zum Vorschein gekommen ist."

Juli.

(Hiezu das Bild S. 845.)

Von den dichtbelaubten Zweigen
Wallt ein ganzes Früchtenmeer,
Und der Saaten Halme neigen
Sich herab, von Segen schwer.

Wo sich hin dein Auge wendet,
Wohin wandelnd tritt dein Fuß,
Siehst du, wie der Schöpfer spendet
Wonne nur und Ueberfluß.

Doch in diesen reichen Tagen
Denk' daran, wie kurz sie sind,
Blätter, Früchte, die sie tragen,
Sind gar bald zerstreut im Wind.

So kann auch dein Glück verfließen,
Eh' du nur sein Ende ahnst,
Und du wirst erst froh genießen,
Wenn du froh entbehren kannst.

Fr. Xav. Seidl.

Der Sommergarten des Belle-Alliance-Theaters.

(Hiezu das Bild S. 848.)

Noch vor zehn Jahren etwa besaß Berlin nur ein Etablissement von Ruf, welches im Sommer als der Sammelplatz der Elite der Berliner Gesellschaft gelten konnte; es war dieß das Kroll'sche Etablissement mit seinem herrlichen Sommergarten. Seit 1873 aber erwuchs ihm nach und nach durch den Sommergarten des Belle-Alliance-Theaters ein gar mächtiger Konkurrent, der von Jahr zu Jahr gefährlicher für ihn wurde und seit vier Jahren ihm ebenbürtig zur Seite steht. Der prachtvolle Sommergarten erfreut sich seit 1878 eines Weltrufs und sieht man dort allabendlich die Familien der besten Gesellschaft Berlins in seinen prächtigen Promenadengängen lustwandeln; die Crême der Diplomatie, der Armee wie der Handelswelt ist vertreten, und darf es wahrlich als keine zu kühne Annahme gelten, wenn wir behaupten, daß kein Fremder im Sommer Berlin besucht, ohne einen Abend im Belle-Alliance-Theatergarten zugebracht zu haben. Freilich bietet auch Direktor A. Wolf, der Besitzer dieses herrlichen Etablissement's, seinem Publikum bezüglich künstlerischer, dem Comfort der Neuzeit auf's Aeußerste entsprechender Ausstattung derartige Befriedigung, daß kein zweites mit ihm konkurriren kann. Der Garten, in der südwestlichen Zone Berlins gelegen, über viertausend Menschen fassend, gleicht mit seinen Marmorstatuen, Grotten, Tempeln, Kandelabern und Kaskaden, abwechselnd mit den wundervollsten Rasenbeeten, welche durch die mannigfaltigsten Blumengruppen, sowohl Natur- als Gasblumen, reich verziert sind, in einem Lichtmeer von über zwanzigtausend Gasflammen, die sich durch die angebrachten Spiegelhallen zu verdoppeln scheinen, einem Märchengarten aus „Tausend und eine Nacht". Auf drei Orchestern, unter denen das Hauptorchester, in Gestalt einer Muschel, durch seine architektonische Ausstattung und wunderbare Akustik als das schönste Berlins gelten kann, konzertiren abwechselnd die besten Berliner und auswärtige Kapellen; von letzteren sind das Musikkorps des dritten Garde-Grenadier-Regiments (Königin Elisabeth), unter Leitung des königl. Musikdirektors Ruschewey — die Kapelle des königl. sächsischen Schützenregiments Nro. 118 (königl. Musikdirektor Werner) und die Zigeunerkapelle des Primas Benczy Gyulas als hervorragend zu bezeichnen. Dazwischen lassen Tyroler, Steyrer, Wiener, schwäbische und schwedische Sängergesellschaften ihre lieblichen Volksweisen ertönen. Das Belle-Alliance-Theater, in welchem während der Wintermonate Direktor Th. Lebrun mit seinen hervorragendsten Mitgliedern gastirt, bietet hiezu ein Repertoire, bestehend aus den besten Lustspielen der Neuzeit, von einem tüchtigen Ensemble vorzüglich dargestellt; und einen Sommerabend im Belle-Alliance-Theater und seinem prächtigen Sommergarten verlebt zu haben, darf man somit zu den angenehmsten Amüsements der Saison zählen.

Der Palast des Khedive in Alexandrien.

(Hiezu das Bild S. 837.)

Am nordwestlichen Ende des Konsulatsplatzes setzt die längste Straße Alexandriens ein, die Rue de Ras-et-tin, welche anfänglich in der Richtung des Platzes fast nördlich weiterläuft, erst das arabische Quartier, dann das im Ganzen besser gehaltene und stattlichere Türkenviertel durchschneidet, um schließlich das auf der westlichen Hälfte der Insel Pharos gelegene vizekönigliche Schloß auf dem Ras-et-tin — Feigenkap — zu erreichen. Das vom Meer bespülte Gebäude, von Mohammed Ali errichtet und von Ismail Pascha erneuert, ist eine Nachahmung des Serails in Konstantinopel, völlig styllos, und würde kaum an den Orient erinnern, wenn sich nicht neben ihm das Haremsgebäude mit seinen Gärten erhöbe. „Der neugierige Europäer," sagt Ebers, „darf hier nicht hoffen, den Blick eines schönen, von Schleiern und Gittern halbverborgenen Auges zu erhaschen, wohl aber wird er einem von jenen Eunuchen begegnen können, die in keinem vornehmen ägyptischen Hause als Frauenhüter fehlen." Das Innere des Palastes, in das man bislang durch Vermittlung des Konsuls kommen konnte, bietet nichts Interessantes. Noch weiter westlich vom Harem, auf der Spitze der Insel, befinden sich die Festungswerke, an denen jetzt so eifrig gearbeitet wird, und der Leuchtthurm, der auf den alten Hafen blickt.

Wilhelm Hauff's Denkmal in Stuttgart.

(Hiezu das Bild S. 844.)

Vor Jahren hat sich ein Verein gebildet, um dem liebenswürdigen, schon im 25. Jahre in reichster Schaffenskraft gestorbenen Dichter und Novellisten Wilhelm Hauff in seiner Vaterstadt ein Denkmal zu errichten. Der Gedanke fand auch in weiteren Kreisen Anklang und schon heute sehen die Verehrer des Dichters ihr Werk vollendet stehen. Auf einem Bergvorsprung im Südwesten Stuttgarts, in den neuen Anlagen des Hasenberges erhebt sich in einer Gruppe von Bäumen und Sträuchern das schöne Monument, zu dessen beiden Seiten sich Bänke im Halbrund anschließen. Das von Oberbaurath Leins komponirte Denkmal, welches auf dem unteren Felde eine Rosette mit Lorbeeren umwunden zeigt, bildet eine Nische, in welcher die Erzbüste des Dichters steht. Das Ganze krönt ein Giebel mit aufrechtstehenden Acanthusblättern und einem großen Stern über des Dichters Haupt. Die von W. Rösch, einem jungen, talentvollen schwäbischen Bildhauer, der auch die Büste Mörike's und die Statue Kepler's am Polytechnikum geschaffen, meisterhaft modellirte, von Pelargus gegossene Erzbüste zeigt den jugendlichen Dichter mit seinen freundlichen, schönen Zügen, der hohen Stirn und dem offenen Blick, kurzes gelocktes Haar umrahmt das feine Gesicht. Das Denkmal hat eine Gesammthöhe von fünf Meter. Von seinem sinnig gewählten Standpunkte schaut es über das Stuttgarter Thal hinab und wird künftig ein beliebter Wallfahrtsort für seine Landsleute und die zahlreichen Fremden werden, welche alljährlich diesen herrlichen Aussichtspunkt besuchen. Die Enthüllung fand, trotz der Ungunst des Wetters, am 7. Juli statt. Wir kommen darauf zurück.

Richard Volkmann.

(Hiezu das Porträt S. 844.)

Der berühmte Chirurg der Haller Universität, der ein ebenso großer Wohlthäter der kranken Menschheit, als er ein Liebling unserer Jugend ist, hat jüngst einen Ruf nach Berlin an Langenbeck's Stelle erhalten. Er stammt väterlicher- wie mütterlicherseits aus einer berühmten Familie und ist der Sohn des bedeutenden Physiologen und pathologischen Anatomen Dr. Alfr. Wilh. Volkmann, der 1878 als Professor in Halle starb. Seine Mutter ist die Tochter des frühverstorbenen Buchhändlers Härtel in Leipzig — Firma Breitkopf & Härtel — und noch heute Mitbesitzerin dieser berühmten Musikalienhandlung. Geboren zu Leipzig am 17. August 1830, siedelte er mit seinen Eltern nach des Vaters Berufung nach Dorpat über, doch schon nach wenigen Jahren nahm der Vater die Professur der Physiologie in Halle an, wo nun der Sohn seine Ausbildung erhielt. Der berühmte Chirurg Blasius war sein Lehrer in der Chirurgie, für die er sich entschied; in Berlin unter Langenbeck vollendete er seine Studien. Nach längeren Reisen habilitirte er sich als Privatdozent der Chirurgie in Halle und heirathete eine Tochter des Botanikers Professor v. Schlechtendahl, des Freundes und vormaligen Kollegen Chamisso's. Sein glänzendes Talent als Operateur trat bald hervor. Als akademischer Lehrer, obgleich er heute einer der beliebtesten ist, konnte er erst emporkommen, als Blasius alt und stumpf wurde.

Nach dessen Tode wurde er nun sein Nachfolger. — Seine Leistungen auf dem Gebiete der operativen Kriegschirurgie während der Kriege von 1866 und 1870 führten ihn auf die Höhe des Ruhms. Er war, soviel wir wissen, der Erste, der den Lister'schen Wundverband in Deutschland einführte. Auch sonst verdankt ihm die Wissenschaft viel. Sein Name wurde bald in ganz Europa bekannt, sogar Papst Pius IX. zog ihn für sein Fußleiden zu Rathe und so verweilte er längere Zeit am päpstlichen Krankenlager in Rom. Die Einrichtung der chirurgischen Klinik in Halle in dem prächtigen, neuerbauten Gebäude ist sein Werk. Hier suchten bereits Tausende von Leidenden Hülfe, und nicht nur die Kunst des Meisters nöthigte ihnen Bewunderung ab, auch sein Wohlthätigkeitssinn gegen die Armen unter seinen Patienten hat nie Grenzen gekannt. Die von ihm seit 1870 redigirte „Sammlung klinischer Vorträge" hat es auf über 150 Hefte gebracht. Dem großen Publikum ist er durch die unter dem gräcisirten Namen „Leander" erschienenen „Träumereien an französischen Kaminen", welche von 1871 bis jetzt in einem Dutzend Auflagen und einer illustrirten Prachtausgabe in die weitesten Kreise gedrungen sind, ein liebwerther Freund geworden. In diesen „Träumereien" offenbart sich eine so feine, sinnige, gemüthstiefe Natur, daß man sie dem Besten, was Andersen auf dem Gebiete des Märchens geleistet, ebenbürtig an die Seite stellen kann. Ueber die Entstehung der Märchen berichtet er in der Vorrede: „Dann und wann, wenn draußen die Flocken stoben, nahm ich die Feder und suchte mit flüchtigen Strichen die Traumgestalten auf das Papier zu werfen. Und die Feldpost trug die leichte Zeichnung treulich nach Haus, zu Der, welcher dieß Büchlein zugeeignet ist. Als ich dann endlich zurückkehrte in das deutsche Vaterland, an den eigenen, kinderumstandenen Herd, sah ich verwundert, wie aus den einzeln versandten Blättern ein förmliches Bändchen geworden war. So möge es denn hinausgehen in die Welt zur Erinnerung an die große, glorreiche Zeit, mit der es für sich nur den einen, bescheidenen Zusammenhang in Anspruch nehmen darf, daß es herausgewachsen ist aus der Liebe zu dem, um was wir gekämpft und gestritten: aus der Liebe zu deutscher Art und zu deutschem Wesen." In erster Linie aber ist Volkmann Operateur und seine geschickte Hand macht seine Klinik zu einem Wallfahrtsort der Leidenden, die Universität zu einem Glanzpunkt der medizinischen Wissenschaft.



Professor Dr. Richard Volkmann.

Aufbruch zur Bergfahrt.

(Hiezu das Bild S. 841.)

Der Sinn für die großartigen Schönheiten des Hochgebirges gewinnt immer mehr und mehr Verbreitung; dazu bieten die neuen, durch die Alpenländer führenden Eisenbahnen die erwünschte Gelegenheit, schnell und billig zu gewissen Ausgangsstationen für größere und kleinere Bergtouren zu gelangen. Die Gasthäuser an solchen Punkten sind nun auch allenthalben nicht nur zur Beherbergung und Bewirthung von vielen Gästen eingerichtet, sondern es ist auch für deren Beförderung auf weiteren Touren per Wagen und für sichere Führung auf den Bergen Sorge getragen. Da das Bergsteigen nicht Jedermanns Sache, Viele aber, denen dasselbe beschwerlich ist, doch Lust haben, die freie Luft der Alpen und den herrlichen Ausblick von denselben zu genießen, so ist auch für solche Leute gesorgt, daß sie, ohne sich anzustrengen, in die höheren Regionen gelangen können; zu diesem Behufe eignen sich außer den bekannten, von kräftigen Männern getragenen Tragsesseln auf nur halbwegs gebahnten Pfaden vorzüglich Maulthiere, welche ihres sicheren Trittes und ihrer großen Ausdauer wegen sehr geschätzt sind.

Unser heutiges Bild zeigt eine Gesellschaft, welche sich zu einer Bergfahrt rüstet; die jungen, kräftigen Männer haben zum Bergstock gegriffen, während die schwächeren, an derlei Strapazen nicht gewöhnten Damen zu ihrer Beförderung auf den Berg Maulthiere gewählt haben; der ältere Herr, dessen Kräfte einer Fußtour auch nicht gewachsen sein dürften, hat einen kräftigen Pinzgauer bestiegen, und wird sich nun nach dem Abschiede von den freundlichen Wirthsleuten die Karawane unter Leitung der schwerbepackten Führer und Träger bald in Bewegung setzen und wir rufen ihnen ein fröhliches Glückauf zu und wünschen den Leutchen gutes Wetter und frohe Fahrt.



Wilhelm Hauff's Denkmal in Stuttgart. Originalzeichnung von Th. Volz.



Die Monate. Nach Zeichnungen von Montbard. X. Juli.

Um den Halbmond.

Roman

von

Gregor Samarow.

(Fortsetzung.)

Dreißigstes Kapitel.



Freude herrschte unter der türkischen Bevölkerung von Konstantinopel, nachdem der verhaßte Großvezier entfernt und der allgemein verehrte, streng rechtgläubige Hassan Hairullah zum Scheik ul Islam erhoben war. Alle Welt glaubte, daß nun alle Noth zu Ende und die Macht und Herrschaft des Islam auf allen seinen bedrohten Gebieten wiederhergestellt sei. War doch nur, so hatte man ja immer und überall gehört, der böse Rathgeber des Padischah und der Einfluß des russischen Botschafters schuld an allem Unglück gewesen, das in der letzten Zeit so schwer auf der Türkei gelastet hatte, mußte doch also nun, da jener böse Einfluß beseitigt war, Alles wieder gut werden.

Während aber so heller Jubel und Siegesfreude durch Stambul hallte, während die Softas und Ulemas stolz durch die Straßen zogen und vom Volke mit ehrfurchtsvoller Bewunderung betrachtet wurden, denn sie waren es ja, die Alles zu so glücklichem Ende gewendet hatten, während die auswärtige Diplomatie ihre ganze Thätigkeit anspannte, um den europäischen Kabinetten melden zu können, was denn nun geschehen werde im Innern und an den Grenzen der Türkei; während all' dieser unruhigen, fieberhaften Bewegung saß Midhat Pascha finster brütend in seinem Kabinet. Denn trotz all' der Hoffnung, welche das Volk erfüllte, trotz all' der Unruhe, welche die Stadt bewegte, geschah im Innern der Regierung nichts, vor Allem nichts von dem, was Midhat wollte.

Der Sultan sagte zu Allem Ja, was ihm vorgeschlagen wurde, — aber zur Ausführung waren nur die Maßregeln gebracht, welche Hussein Awni Pascha für die Armee und für die energische Kriegführung für nöthig erklärt. Abdul Kerim Pascha war zum Höchstkommandirenden ernannt und hatte alle Einleitungen getroffen, um den Krieg gegen die aufständischen Provinzen mit aller Energie aufzunehmen, aber auch hier zeigten sich nicht geringe Schwierigkeiten, denn der Sultan hatte zwar im Prinzip zugestimmt, daß seine Civilliste verringert und ein Theil seiner aufgesammelten Schätze für die Kriegführung verwendet werden solle, — aber zur thatsächlichen Ausführung war auch in dieser Beziehung nichts gekommen, und es fehlte nach wie vor an den nothwendigsten Mitteln, um die Truppen zu löhnen und zu verpflegen.

So war denn im Wesentlichen Alles beim Alten geblieben und die neuen Namen hatten es nicht vermocht, neue Zustände herbeizuführen. Der einzige vor dem Volke sichtbare Unterschied war, daß der russische Botschafter, Graf Ignatieff, nicht mehr in dem früheren vertraulichen, regen Verkehr mit dem auswärtigen Minister und dem Sultan stand, und daß man statt seiner häufig die Equipage des englischen Botschafters vor dem Palast des auswärtigen Ministeriums halten sah. Für das Volk war dieß genügend, denn da der russische Einfluß an allem Unheil schuld war, so mußte nun, da derselbe entfernt war, nichts mehr der Wiederaufrichtung der Türkei zur alten Herrlichkeit entgegenstehen, und man erwartete täglich Siegesnachrichten von den im Felde stehenden Armeen.

Midhat Pascha saß also in trüben Gedanken vor seinem Schreibtische, auf welchem ein Schriftstück von mehreren großen Bogen lag, in dem er hie und da einzelne Worte ausstrich oder veränderte.

Er schob das Papier zurück, warf die Feder fort und lehnte sich seufzend in seinen Stuhl zurück. Das Lächeln, welches er sonst stets auf seinen Lippen festhielt, war verschwunden, ein Ausdruck von finsterem Haß und feindlicher Drohung blitzte aus seinen Augen. Er war häßlich und man hätte erschrecken können vor dem Ausdruck kalter Grausamkeit, welcher auf seinen Zügen lag, als er hier in der unbeobachteten Einsamkeit seines Zimmers sein Gesicht der konventionellen Toilette entkleidet hatte.

„Ich glaubte am Ziel zu sein,“ sagte er, die Worte grimmig durch seine aufeinander gepreßten Zähne hervorstoßend — „und nun? — Alles ist beim Alten und ich spiele um meinen Kopf, der kaum einen Piaster werth sein möchte, wenn es den finsteren Intriguen, die ich spüre, ohne ihren Faden fest fassen zu können, gelingt, das halb vollendete, oder eigentlich erst halb angefangene Werk wieder zu zerstören. Da mühe ich mich ab, die Verfassung für das Reich zu schaffen und die Grundsätze der Finanzverwaltung und Rechtspflege aufzustellen, welche die Forderungen der Insurgenten befriedigen und die Einmischung der Berliner Konferenz, hinter welcher ja doch nur Rußland steckt, gegenstandslos machen sollen — und wer weiß, ob nicht im nächsten Augenblick die Trümmer des kaum begonnenen Gebäudes mich in ihrem Sturze begraben. Kaum würde mir dann vielleicht die Vorsicht nützen, welche mich zurückhielt, Großvezier zu werden, und welche ich nun fast bereue, da mir in meiner Stellung, in der ich hoffte, die Geschäfte leiten zu können, die Autorität fehlt.

„Wäre es nicht klüger,“ fuhr er fort, nachdem er lange sinnend den Kopf in die Hand gestützt hatte, „wenn ich abließe von dem gefahrvollen Beginnen, — wenn ich es machte wie die Anderen, und aus dem Schiffbruch der türkischen Macht für mich rettete, was zu retten ist, — und das würde immer genug sein, um, was auch immer kommen möge, aus dem sichern Asyl eines glänzenden Lebens ruhig auf das Treiben der Welt zu blicken!

„Nein,“ rief er dann, indem es in seinen Augen leidenschaftlich aufblitzte — „nein — niemals! Ich will meinen Weg fortsetzen, ob auch an seinen Seiten die Abgründe des Verderbens sich öffnen, — ich will aufsteigen zu der Höhe, welche allein meinem Dasein den Werth geben kann. Ich bin nicht geschaffen zu ruhigem, träumendem Lebensgenuß, den Reichthum und Alles, was er bieten kann, achte ich gering, — ich stehe hoch über dieser großen Masse der Menschen, die dem Besitz und dem Genuß nachjagt, — ich fühle die Kraft in mir zu herrschen — und ich will herrschen, mein Wille soll gebieten über Alle und der Ruhm meines Namens soll hell die Welt durchklingen. Hat nicht dieser Fürst von Bismarck gezeigt, was Wille und Kraft, einem großen Ziele zugewendet, vermögen? War nicht Deutschland versunken in dumpfe Lethargie und hat er es nicht heraufgeführt zu einer Macht ohnegleichen, mit der er dann das gefürchtete Frankreich niederwarf! Warum sollte mir nicht gelingen, was ihm gelang, — warum sollte ich nicht das türkische Reich wieder emporheben zu der gefürchteten Macht, vor welcher einst Europa zitterte, da es doch noch alle Elemente jener Macht in sich trägt und es nur darauf ankommt, dieselben zu beleben und zu ordnen? Lagen zur Seite von Bismarck's Wegen nicht auch finstere Abgründe?

„Nein,“ rief er, heftig aufspringend und mit großen Schritten umhergehend, indem er in lebhaftem Geberdenspiel die Arme bewegte, — „nein — fort mit der zagenden Furcht, — ich will in den Tiefen meines Geistes forschen nach allen Mitteln der List und Klugheit, der Kühnheit und der Gewalt, meine Gegner sind nicht trotziger, nicht verschlagener als die Gegner jenes deutschen Reformators, der seine gebrochene und zerklüftete Nation zum mächtigen Reiche gestaltete, — ich will nicht ablassen, bis ich das Ziel erreicht habe, von hier hinausblicke, herrschend auf der Grenze zweier Welttheile, über welche mein Name gefürchtet und bewundert hinklingt.“

Er trat an das Fenster seines Zimmers und blickte über die Häusermassen der Stadt hinaus nach dem Bosporus, dessen Gewässer Asien und Europa trennen und verbinden und in ihrer Strömung, dem Pactolus gleich, unerschöpflichen Reichthum und unüberwindliche Macht bergen für Den, der sie mit kühner Hand zu heben vermag.

Er lehnte sein Haupt an den Pfeiler des Fensters und versank tiefer und tiefer in seine Gedanken.

Erschrocken fuhr er auf, als sein Kammerdiener den englischen Botschafter, Sir Elliot, meldete. Sogleich nahm sein Gesicht wieder seinen gewöhnlichen Ausdruck verbindlichen Wohlwollens an, und mit dem ihm eigenthümlichen, halb gutmüthigen, halb höhnischen Lächeln auf den Lippen trat er dem englischen Diplomaten entgegen, der ihn mit freudig triumphirender Miene begrüßte und ohne Einleitung lebhaft rief:

„Ich bringe gute Nachrichten, mein theurer Freund, — England lehnt jede Betheiligung an den Beschlüssen der Berliner Konferenz ab, welche in die unantastbaren Souveränitätsrechte der Pforte eingreifen. Das ist die rechte Antwort auf die hochmüthige Provokation der drei Kabinette, welche geglaubt haben, so ohne Weiteres die Führung in Europa übernehmen und über den Orient entscheiden zu können, als ob die Türkei ihr Vasallenstaat sei. Nun, sie mögen sehen, wie weit sie kommen, und sich selbst die Demüthigungen zuschreiben, die ihnen bevorstehen. Die Pforte hat sich gar nicht zu fürchten vor jenen drohenden Beschlüssen — Niemand wird wagen, etwas zu deren Ausführung zu thun — England wird keinen Druck durch Gewalt dulden.“

„Wir fürchten uns nicht,“ sagte Midhat Pascha, indem das um seine Lippen schwebende Lächeln noch um eine Nüance spöttischer wurde.

„Ich komme zuerst zu Ihnen,“ fuhr Sir Elliot fort, „bevor ich mit dem Großvezier und dem auswärtigen Minister spreche, — damit Sie informirt sind und Ihren Einfluß ausüben können, — es ist nöthig, daß die Beschlüsse der Berliner Konferenz einfach und möglichst kalt zurückgewiesen werden, damit vor ganz Europa die Erfolglosigkeit eines einseitigen Schrittes der drei Kabinette konstatirt werde.“

„Und dürfen wir,“ fragte Midhat, den Botschafter scharf beobachtend, „auf die thätige, nachdrückliche Hülfe Englands rechnen, wenn dennoch jene Mächte auf ihren Beschlüssen beharren sollten, — wenn Rußland und Oesterreich Demonstrationen zu Gunsten der aufständischen Provinzen machen sollten?“

„Vollkommen — vollkommen,“ erwiederte Sir Elliot, indem er es vermied, Midhat's forschenden Blicken zu begegnen; — „aber,“ fuhr er dann schnell fort, — „es muß dann sogleich etwas geschehen, um der ganzen Welt und der öffentlichen Meinung in England zu beweisen, daß die Pforte allein stark genug und ernstlich gewillt ist, ihre angegriffene Herrschaft zu behaupten und den begründeten Klagen ihrer christlichen Unterthanen gerecht zu werden.“

„Hier,“ sagte Midhat, indem er die beschriebenen Bogen von seinem Schreibtisch nahm, „hier habe ich Alles ausgearbeitet, was noth thut, um diese Bedingung zu erfüllen, — die Finanzreform — und die Verfassung für das Reich, — welche eine Notabelnversammlung beruft — ein Parlament, das —“

„Ein Parlament?“ rief Sir Elliot mit lautem, herzlichem Lachen, — „ein Parlament für die Türkei? — Verzeihen Sie meine Heiterkeit, theuerster Freund, aber das erscheint mir in der That ein wenig komisch! Wer soll für Ihr Parlament wählen, — wer soll gewählt werden, — was wollen Sie mit einer solchen Versammlung anfangen? — Freilich, in Europa und besonders in England wird es einen guten Eindruck machen, wenn die Türkei ein konstitutioneller Staat wird, — man wird sich mit dem Worte begnügen.“

„Das werde ich nicht thun,“ erwiederte Midhat ruhig, ohne Sir Elliot's Heiterkeit zu beachten, — „ich will nicht das Wort, — ich will in der That die Sache. Was sind denn Ihre Parlamente anders, als die Grundlagen für die Macht Derjenigen, die sie zu beherrschen wissen. Das Parlament an sich ist nichts als eine Gelegenheit für die unruhigen Köpfe des Landes, ihren Rath auszusprechen und ihre Klugheit von allem Volke bewundern zu lassen, — dadurch werden sie unschädlich und lenksam, man lernt sie kennen und kann sie gewinnen, — es hat ja fast Jedermann seinen Preis — das Parlament ist das Sicherheitsventil, welches allen Gährungsstoff im Volke ungefährlich ausströmen läßt. Aber,“ fuhr er lebhafter fort, „es ist mehr als das, — es ist ein Mittel für den Mann, der den Geist und die Kraft zum Herrschen besitzt, seinen Willen durch unwiderstehlichen Druck dem Souverän und den übrigen Organen der Regierung aufzuzwingen. Sind Ihre Premierminister nicht unumschränkte Regenten, so lange sie das Parlament nach ihrem Willen zu lenken und zu leiten verstehen und,“ fügte er achselzuckend hinzu, — „es ist ihre Schuld, wenn sie diese Leitung verlieren; Lord Palmerston verstand es, sie festzuhalten, und er war in der That ein ebenso absoluter Herrscher, als der russische Zar. Das Parlament ist die Dampfmaschine der Macht für Denjenigen, der sie zu handhaben versteht, und diese Maschine will ich mir für die Türkei konstruiren — ich glaube,“ sagte er mit blitzenden Augen, „daß meinen Händen ihre Leitung nicht entschlüpfen wird.“

Sir Elliot hatte halb lachend, halb erstaunt zugehört.

„Nun, mein theurer Freund,“ sagte er, „ich sehe, daß Sie den Mechanismus der konstitutionellen Staaten Europas eifrig studirt haben und wünsche Ihnen Glück zu der Nutzanwendung, die Sie von Ihren Studien machen wollen, und ich zweifle nicht,“ fügte er verbindlich hinzu, „daß unter Ihrer Hand die parlamentarische Maschine ganz nach Ihrem Willen arbeiten werde. Aber,“ fuhr er dann wieder ganz ernst mit dringender Betonung fort, — „es ist jetzt in der That kein Augenblick übrig, um zu einem entscheidenden Schritt zu kommen.“

„Das eben ist es,“ sagte Midhat, „was mir mehr Sorge macht, als die künftige Lenkung und Leitung des Parlaments, wenn dasselbe erst da sein wird. Die Zustände, in denen wir jetzt leben, machen jeden Entschluß unmöglich und bald vielleicht wird Alles wieder dahin zurückgekehrt sein, wo wir vor Kurzem standen.“

„Das begreife ich nicht,“ rief Sir Elliot, — „die Revolution der Softas, — wir können jener Thatsache hier unter uns wohl den richtigen Namen geben, hat ja die Macht in Ihre Hände gelegt, — was könnte Sie hindern zu thun, was Sie für nöthig halten?“

„Die Revolution hat Prinzipien aufgestellt,“ erwiederte Midhat, „wie dieß alle Revolutionen thun — aber um diese Prinzipien auf die einzelnen Fälle anzuwenden, dazu würde ein Souverän gehören, der aus Ueberzeugung oder aus Furcht denselben zustimmte und ihrer praktischen Ausführung kein Hinderniß in den Weg legte. Der Sultan übt eine passive, negative Hemmung aus, die ich zu überwinden nicht stark genug bin, da auch die Minister nicht kräftig mir zur Seite stehen.“

„Sie hätten sogleich Großvezier werden sollen,“ rief Sir Elliot — „es hing ja nur von Ihrem Willen ab.“

„Dann hätte ich die Verantwortlichkeit getragen,“ erwiederte Midhat mit einem leisen Anklang feiner Ironie, „für alle halben, verfehlten Maßregeln, welche ich kommen sah, so lange nicht vollkommene Klarheit, nicht ein vollkommen neuer Boden geschaffen ist, — und dazu, mein verehrter Freund — war mir die Zukunft zu lieb. Länger aber kann dieser Zustand nicht dauern, — der Sultan widerspricht keiner nothwendigen Reform, aber er führt sie nicht aus, und es müßte für jeden Fall eine neue Revolution gemacht werden. Die Revolution aber ist ein Würfelspiel, — man kann sie nicht beherrschen — wie ein Parlament — und wenn man in diesem Spiele einmal gewonnen hat, so muß man sich hüten, es von Neuem zu beginnen.“

Sir Elliot blickte ihn fragend an.

„Ich sehe den Augenblick näher und näher rücken,“ sagte Midhat, „in welchem es nöthig sein wird, die Aenderung der Regierung bis in ihre höchste Spitze hinauf in's Auge zu fassen, und wenn der Wille des Volkes noch einmal zu lauter Kundgebung veranlaßt werden sollte, so müßte das

Uebel an der Wurzel gefaßt werden. Ich glaube, daß der Wunsch des Volkes ganz mit der traurigen Nothwendigkeit übereinstimmt, welche klar vor meinem Geiste steht, daß der Sultan Abdul Aziz nicht im Stande ist, das türkische Reich auf neue Bahnen zu führen."

„Und wenn nun der Sultan dem Wunsch des Volkes nachgeben sollte," fragte Sir Elliot mit eigenthümlichem Lächeln, — „was ist es mit dem Nachfolger? — ich habe keinen Begriff von seinen Fähigkeiten — von seinen Gesinnungen."

„Mehemed Murad ist ein Fürst von ausgezeichneten Eigenschaften," sagte Midhat, — „ganz zum konstitutionellen Regenten geschaffen," fügte er mit einem flüchtig aufschießenden Seitenblick hinzu.

Der Botschafter neigte verständnißvoll den Kopf.

„Ich muß Ihnen gestehen," sagte er dann, „daß ich die Möglichkeit, welche Sie andeuten, längst in den Kreis meiner Erwägungen gezogen habe — und wenn es mir auch nicht anstand, Ihnen und noch weniger Ihren Kollegen darüber eine Bemerkung zu machen, — ich habe auch nicht unterlassen, eine solche Möglichkeit meiner Regierung gegenüber hervorzuheben."

„Und Ihre Regierung?" fragte Midhat gespannt.

„Das Kabinet wird Alles mit Freude begrüßen," erwiederte Sir Elliot, „was dazu beitragen kann, die Türkei mit neuem, kräftigem Leben zu durchdringen und ihr den Platz in dem europäischen Konzert zu sichern, der ihr gebührt. Vor Allem wird meine Regierung besonders befriedigt sein, wenn die Pforte sich offen und rückhaltslos ihren alten Freunden zuwendet, unter denen England in erster Reihe steht. England wird niemals eine Erniedrigung oder Zerbröckelung des ottomanischen Reiches dulden, welche von anderen Mächten gewünscht und erstrebt wird, — aber um wirksam unsere Sympathieen bethätigen zu können, müssen wir gewiß sein, daß dieselben in dem Maße erwiedert werden, wie es die Gemeinsamkeit der Interessen erfordert, daß die Pforte mit Vertrauen auf unsern Rath hört und uns die Möglichkeit gibt, diplomatisch und — wenn es unvermeidlich wird, militärisch für sie einzutreten. Das war bisher nicht der Fall, und nach dem, was Sie mir vorher gesagt, scheint auch jetzt noch die Lage kaum klarer geworden zu sein. Der Sultan konspirirt mit Rußland."

„Und wird es weiter thun, so lange er auf dem Throne sitzt," fiel Midhat ein.

„Wenn also die Regierung sich ändern sollte," fuhr Sir Elliot fort, — „das heißt, die Regierung in ihrer obersten Spitze, so würde Englands Stellung zu der neuen Regierung davon abhängen, wie diese sich zu uns stellen würde."

„Ich habe Ihnen schon bemerkt," sagte Midhat lebhaft und bestimmt, „daß der Prinz Murad ein ganz konstitutioneller Regent sein wird — und sein muß," fügte er mit Nachdruck hinzu — „ebenso werde ich es verstehen, die Minister und das künftige Parlament zu leiten, und über meine Freundschaft für England werden Sie nicht im Zweifel sein."

„Nicht im geringsten," sagte Sir Elliot verbindlich — „Sie würden auch" — fügte er nachlässig hinzu, „kaum im Stande sein, sich in der schwierigen Stellung, die Ihnen erwachsen wird, zu halten und die Parteien zu beherrschen, wenn Sie nicht bei einer Großmacht, deren Flotten jeden Augenblick vor Konstantinopel erscheinen können, nachdrückliche Unterstützung fänden. Unter diesen Umständen also würde, das kann ich versichern, die Thronbesteigung des Sultan Murad —"

„Murad des Fünften," ergänzte Midhat.

„Murad des Fünften also, wenn der Wunsch des Volkes eine solche herbeiführen sollte, die freudige und unbedingte Anerkennung Englands finden. Dieß ist die Stellung des Kabinets — was Ihre Majestät die Königin betrifft —"

„Sollte," fragte Midhat mit leichter Ironie, „in dem konstitutionellen England ein Unterschied zwischen den Ansichten Ihrer Majestät und denjenigen der Minister stattfinden können?"

„Durchaus nicht, — durchaus nicht, mein theurer Freund, — indeß Ihre Majestät hat den Sultan Abdul Aziz persönlich kennen gelernt und erinnert sich freundlich dieser Begegnung, — sie wünscht, — sie hofft —"

„Nun?" fragte Midhat.

„Es ist," fuhr Sir Elliot fort, „in der Geschichte des ottomanischen Reiches zuweilen vorgekommen, daß der Thronwechsel mit dem Tode, — mit einem unerwarteten Tode des früheren Souveräns verbunden gewesen ist, — nun, mein theurer Freund — Ihre Majestät wünscht und hofft, daß eine solche traurige Katastrophe dießmal nicht eintreten werde und daß der Sultan Abdul Aziz, wenn er dem Willen des Volkes nachgeben sollte, ein seinem Range entsprechendes Asyl finden möge."

Midhat sah den Botschafter einen Augenblick starr an, dann sagte er mit eigenthümlich leiser Stimme voll eisig kalter Ironie, bei deren Klang Sir Elliot unwillkürlich zusammenschauerte:

„Mein verehrter Freund — bisher war die Staatsform, nach welcher die Türkei regiert wurde, der Despotismus — gemäßigt und geregelt durch den Mord. Ich will an die Stelle dieser Staatsform die konstitutionelle Regierung setzen, welche die Person des Souveräns unverletzlich macht. Sie werden also begreifen, daß mit meinem Willen und unter meinem Einfluß eine Konsequenz jener alten Regierungsform, deren Beseitigung mein ganzes Streben gilt, nicht stattfinden wird."

„Ich danke Ihnen — ich danke Ihnen," rief Sir Elliot, indem er Midhat's Hand schüttelte, „so wird Alles zu gutem Ziele gelangen und kein Mißklang wird die Harmonie trüben, welche wir zwischen der Pforte und England wieder herstellen werden. Ich eile, den wichtigen und erfreulichen Inhalt unseres Gespräches meiner Regierung zu melden, welche — ebenso wie ich — überzeugt ist, daß das Schicksal des ottomanischen Reiches niemals in besseren Händen liegen könnte, als in den Ihrigen."

Er verabschiedete sich auf das Herzlichste und verließ freudestrahlenden Gesichts das Kabinet.

„Der Hirt vertheidigt das Schaf gegen den Wolf," sagte Midhat mit finsterem Hohn, — „weil er es selbst zuvor scheeren und dann schlachten will. So möchten diese listigen, gierigen Engländer es mit dem türkischen Reich machen, das sie in seiner elenden Schwäche für ein wehrloses Schaf halten. Nun, wir wollen versuchen, der Türkei wieder das alte Löwenblut einzuflößen, — jetzt mag das Widderfell die Hülle bleiben, die sie lockt und täuscht, hoffentlich wird es mir gelingen, bald unter derselben den stolzen Löwen wieder hervorgehen zu lassen, der die Feinde nicht fürchtet und keiner schützenden Freunde bedarf."

Ein leises Klopfen ließ sich hinter der Wand hören.

Midhat lauschte einen Augenblick — als das Klopfen sich noch einmal wiederholte, drückte er auf eine Arabeske in der seidenen Tapete, — eine verborgene Thür öffnete sich und durch dieselbe trat Fabri Bey, des Sultans Kämmerer, vorsichtig lauschend ein.

Midhat verschloß die äußere Thür.

„Was gibt es?" fragte er flüsternd, indem er ängstlich umherspähte, als ob er in seinem eigenen Kabinet Spione fürchtete, — „bist Du sicher, unbemerkt in den Seiteneingang und den geheimen Gang gelangt zu sein?"

„Vollkommen sicher, Herr," erwiederte Fabri Bey, — „ich habe mich nur auf einen Augenblick entfernt, — man könnte mich suchen, ich muß sogleich zurück — nur zwei Worte. Sei auf Deiner Hut, Herr, — es wird ein großer Schlag geplant — ich habe dem Padischah ein Billet gebracht, das der vertraute Bote der russischen Botschaft mir gab, — Du weißt, daß ich diese Korrespondenz vermittle, seit der Graf Ignatieff nicht mehr in den Palast kommt."

„Ich weiß es," rief Midhat ungeduldig, — „weiter."

„Nun, Herr — ich habe jenes Billet geöffnet — es trug keine Unterschrift — es enthielt die Mittheilung, daß in acht Tagen ein russisches Korps vor Stambul zu landen bereit sein werde."

„Ich zweifelte nicht, daß Derartiges im Werke wäre," sagte Midhat erbleichend, „wenn es gelingt, so bin ich verloren, — doch Du mit mir," fügte er drohend hinzu, — „ich würde Dich nicht schonen, wenn Du mich verrathen wolltest."

„Du darfst mir trauen, erlauchter Pascha," erwiederte Fabri Bey, — „Du hast mir Deinen Schutz und reichen Lohn versprochen — und wenn es möglich wäre," flüsterte er, sich verbeugend, „daß ein so weiser und erhabener Würdenträger sein Wort vergäße, so würde der große, mächtige Botschafter Dich daran erinnern."

„Gut, gut," sagte Midhat, „und was ist weiter geschehen?"

„Der Padischah hat das Billet gelesen und laut gerufen: ‚Ah — jetzt werde ich mich rächen, — die Empörer sollen bestraft werden, wie mein Großvater Mahmud strafte!' Dann hat er seine Mutter gerufen, und Beide sind in eifrigem Gespräch begriffen. Was sie sprachen, habe ich nicht hören können, obwohl er sonst keine Vorsicht gegen mich beobachtet, — aber glaube mir, Herr, sie bereiten etwas vor."

„So muß schnell gehandelt werden," sagte Midhat mit entschlossener Miene — aber obgleich er sich zu fester Haltung aufrichtete, bebte seine Stimme und sein Gesicht war fast erdfahl geworden.

„Auf welche Offiziere des Palastes kannst Du Dich verlassen?" fragte er nach kurzem Sinnen.

„Achmet Aga, Nedschid und Ali Bey," erwiederte Fabri ohne Besinnen, — „sie sind zuverlässig und können unbedingt über die Leute verfügen, die unter ihrem Befehl stehen."

„Gut, — nun geh', — sorge, daß Niemand Deinen Ausgang bemerkt, — morgen versammelt sich der Divan bei dem Padischah — kannst Du es machen, daß jene Offiziere die Wache im Vorzimmer haben?"

„Ich glaube es," erwiederte Fabri.

„So thue, was Du kannst, und wenn wir erscheinen, so gib mir ein Zeichen, ob es Dir gelungen ist, — sollte ein Hinderniß eingetreten sein, so wirst Du mich warnen."

Man versuchte die äußere Thür zu öffnen — schnell drängte Midhat den Kämmerer des Sultans hinter die Tapete und schloß die Oeffnung.

Als er den Riegel von der Thüre seines Kabinets zurückzog, erschien, den Kammerdiener zur Seite drängend, Hussein Awni Pascha auf der Schwelle. Die Augen des alten Soldaten funkelten in wilder Erregung.

„Midhat," rief er heftig, „aus Deinem Kopf sprudelt guter Rath, wie die Quelle aus dem Felsen der Wüste, — jetzt thut es noth, daß Du Deine Gedanken anstrengst, um ein Mittel zu finden, das uns weiter bringt, oder Alles geht verloren. Ich habe neue Korps gebildet, um sie abzusenden zur Unterwerfung des Aufstandes, aber es ist kein Geld da, — gar kein Geld — die Truppen murren und verlangen ihren Sold — sie haben Recht, — wir müssen Proviant haben, denn wenn die Soldaten fechten sollen, müssen sie essen, und wenn wir kein Geld auftreiben, so können die Paschas da draußen nichts ausrichten mit ihren unzufriedenen, hungernden Soldaten. Alle Kassen aber sind leer."

„Ausgenommen diejenigen des Padischah," sagte Midhat.

„Aber er gibt nichts her," rief Hussein Awni, — „ich komme von ihm, ich habe ihn gebeten um des Ruhms des Propheten willen — aber er wurde zornig und hob die Hand gegen mich auf und sagte höhnisch, ich möge zu Dir gehen und guten Rath von Dir und Deinen weisen Softas und Ulemas holen, — er habe kein Geld! Nun," rief er unmuthig und fast drohend, „schaffe Rath oder bei Gott, ich gehe wieder nach Brussa in mein Vilajet und will von all' dem Elend hier nichts mehr hören. Mögen dann die rebellischen Giaurs bis Stambul vordringen, mir soll es gleich sein!"

„Das wäre Unrecht," sagte Midhat ruhig, — „das Geld ist da, dessen wir bedürfen — es liegt in den Kassen des Padischah und der Sultanin Valide, seiner Mutter — und wenn er so sehr seine Pflicht gegen die Gläubigen vergißt, so ist er nicht mehr würdig, über das Reich zu herrschen, das er zu Grunde richtet. Du siehst, Hussein Awni, wie Unrecht Du hattest, meiner Ansicht zu widersprechen und Dich der Verfassung und den neuen Gesetzen zu widersetzen, die ich vorschlug, um Ordnung in die Verwaltung des Reiches zu bringen; — hätten wir sie jetzt, so hättest Du das Geld für den Krieg und die Paschas würden vielleicht die Rebellen schon niedergeworfen haben."

„Bei Allah," rief Hussein Awni, „so ist es, aber es genügt nicht zu wissen, daß der Padischah unwürdig ist, — wir müssen den Weg finden, um —"

Er stockte einen Augenblick und schien zu zögern, das Wort auszusprechen, das auf seiner Zunge schwebte.

„Es ist einfach," sagte Midhat, indem er ihn fest ansah, — „Du weißt, Hussein Awni, daß der Scheik ul Islam das Recht hat, den Padischah für unwürdig oder unfähig zur Regierung zu erklären; wenn das geschehen ist, so wirst Du das Geld für Deine Soldaten haben."

„Der Scheik ul Islam?" rief Hussein Awni verwundert, „mit einem Wort willst Du den Padischah vom Thron stürzen? Glaube nicht, daß das so leicht ist, — der Kislar Aga mit seinen Eunuchen wäre mir lieber. — Es haben wohl früher die Padischahs aufgehört zu regieren — aber dann haben sie aufgehört zu leben, — man hat sie todt im Harem gefunden und Alles war in Ordnung."

Midhat schüttelte den Kopf.

„Das war zur Zeit der Janitscharen," sagte er, „die in trotzigem Uebermuth das Reich beherrschten und nach ihrer rohen Willkür schalteten, — wir wollen Ordnung und Gesetz zur Herrschaft bringen und nach gesetzlicher Ordnung muß Alles zugehen. Bist Du sicher, daß die Truppen in Konstantinopel einem Spruche des Scheik ul Islam, der den Padischah absetzt, sich unterwerfen würden?"

„Ich glaube es gewiß," sagte Hussein Awni, — „sie sind empört über die schmachvolle Wirthschaft, — auch ihnen hat man die Löhnungen zurückgehalten — und sie lieben Yussuf Izzeddin, den Erben des Thrones."

Midhat fuhr zusammen.

„Yussuf Izzeddin?" rief er, — „Mehemed Murad Effendi ist der Erbe des Thrones!"

„Mehemed Murad," sagte Hussein Awni, laut auflachend, „Du bist thöricht, Midhat, daran auch nur zu denken — was würden wir, was würde das Reich dabei gewinnen? Murad, der Schwächling, — der Träumer, der, in seinen Büchern begraben, sein Leben in dunkler Verborgenheit hingebracht hat — nein, nein, sprich mir nicht davon! Ich bin kein Freund des Padischah — aber darin hat er Recht, daß er die Erbfolge vom Vater auf den Sohn einführen wollte, denn nur dadurch kann feste Ordnung in das Reich kommen. Und Yussuf Izzeddin, so jung er ist, hat Willen und Kraft, — er ist Soldat — er wird begreifen, was dem Reiche noth thut. Er," fuhr der feurige Greis immer eifriger fort, — „er wird begreifen, daß nur durch die alte kriegerische Kraft das Reich wieder aus seinem tiefen Verfall emporgehoben werden kann, daß man zu den Sitten der alten Zeit zurückkehren muß, da die Köpfe der Rebellen und der Giaurs unter die Pferdehufe des Padischah gerollt wurden, wenn er aus der hohen Pforte herausritt, dem Volke zu heilsamem Entsetzen. Alle neuen Verfassungen und Gesetze, die ihr einführen wollt, bedeuten nichts und werden der Noth des Reiches nicht abhelfen, und der Rath der Fremden vor Allem ist Gift für das Reich, denn das Gesetz der heiligen Bücher genügt, um in dessen Befolgung den Weg zu finden, der zum Heil und zum Siege führt. Hinauswerfen über die Grenzen sollten wir vor Allem zuerst jene Bankiers und Wucherer der Giaurs, die dem Reiche die letzte Kraft aussaugen, und wenn die fremden Botschafter sich in unsere Angelegenheiten mischen, so sollten wir sie in die vier Thürme werfen, wie es in der alten, glänzenden und guten Zeit des Reiches geschah. — Nun," sagte er, mit einer beruhigenden Geberde, — „ich weiß wohl, daß das heute nicht geht — aber wenn wir nur erst mit den aufsäßigen Vasallenvölkern fertig sind und das ganze Volk wieder vom alten Geiste des wahren Islam durchdrungen ist, dann werden wir auch dahin wieder kommen, den Fremden zu verbieten, daß sie uns ihren bösen Rath aufdrängen. Ich hasse den Russen — aber er ist wenig-



Der Sommergarten des Belle-Alliance-Theaters in Berlin. Originalzeichnung von G. Theuerkauf.

stens immer unser Feind gewesen und wir können wissen, was wir von ihm zu erwarten haben, — mehr, tausendmal mehr hasse ich den Engländer, der ein falscher Freund ist, der uns aussaugt und plündert und sich jede Hülfe mit unserem besten Mark bezahlen läßt — und ich flehe zu Allah, daß er mich noch den Tag erleben lasse, an dem wir stark genug sein werden, um diesen tückischen Engländer in die vier Thürme zu werfen oder mit all' seinen räuberischen Bankiers auf ein Schiff zu packen und nach Hause zu jagen."

Midhat's Gesicht hatte sich mehr und mehr verfinstert — er preßte die Lippen aufeinander und feindliche Blitze

Lebenslauf eines Sudannegers.

Originalzeichnungen von **Arthur Wanjura.**



In der Heimat.



Im Dienst des Khedive.



Auf der Pflanzung.



Als Gaukler.



Im Café.



In der Schaubude.



Als Diener.



Als Krämer.



Als Familienvater.

schossen aus seinen Augen auf Hussein Awni. Dieser bemerkte in seiner Erregung nichts davon und als er geendet, war jener böse, drohende Ausdruck aus Midhat's Gesicht verschwunden.

„Du magst vielleicht Recht haben, Hussein Awni," sagte er, — „und Deine Meinung verdient ernste Erwägung, — bis dahin aber ist noch viel zu thun. Wir sind ja Beide einig, daß vor allem Andern der Aufstand niedergeworfen und die militärische Macht des Reiches wieder aufgerichtet werden muß. Das aber ist unmöglich, so lange Abdul Aziz regiert; Du bist also einverstanden, daß wir das Reich von seiner Mißregierung befreien?"

„Es muß sein," sagte Hussein Awni nach kurzem Besinnen, — „Allah wird uns verzeihen, wenn wir irren, — wir handeln zu seinem Ruhm und zum Heil seiner Gläu-

bigen. Ich werde beistimmen und die Truppenmacht in die Schale zu dem Urtheil des Scheik ul Islam werfen, das ohnedieß vielleicht zu leicht wiegen möchte. Und dann werden wir Yussuf Izzeddin ausrufen, — in ihm, das hoffe ich, wird Mahmud's Geist, — der Geist Soliman's und aller großen Padischahs wieder aufleben, und die Tücke der Fremden und die Afterweisheit dieser vorwitzigen Softas zunichte machen. Auf mich kannst Du rechnen — ich gehe, um alle meine Anordnungen zu treffen, damit wir mit vernichtendem Schlage den Aufstand zerschmettern können, sobald uns die Schatzkammern des Palastes von Dolmabagdsche geöffnet sind."

Er stürmte heftig und unruhig, wie er gekommen war, davon, nachdem er Midhat nach alttürkischer Weise gegrüßt hatte.

„Geh'," sagte Midhat, indem er ihm mit kaltem, höhnischem Blick nachsah — „geh' und wiege Dich in dem übermüthigen Glauben, daß Du das Heft der Macht in der Hand hältst, weil Dir das Schwert des Reiches gegeben wurde. Das Schwert ist ohnmächtig gegen den Geist, — Du wirst bald in Dein Nichts zurücksinken, — doch zuvor noch brauche ich Deinen Arm, um die Vergangenheit völlig zu begraben. Wie gut," sagte er mit boshafter Freude, — „daß er seine Gedanken enthüllt, — Yussuf Izzeddin will er zum Nachfolger erheben — den die Garden lieben, der eine Macht werden könnte — nein, nein, ich brauche einen Sultan, der mein Geschöpf ist — und der das Werkzeug meines Willens wird, — denn ich muß allein herrschen, um das große Werk vollbringen zu können, — an das ich meine Freiheit — mein Leben setze," fügte er leise, erbleichend und zitternd hinzu.

Einige Augenblicke stand er da, die starren Blicke in's Leere gerichtet, als sähe er ein Schreckbild vor sich, das seine Seele mit Grauen erfüllte.

Dann raffte er sich gewaltsam zusammen und klatschte in die Hände.

„Mein Wagen soll vorfahren," befahl er dem eintretenden Diener, — „mit kleiner Livrée — ein geschlossenes Coupé — ich will zu Seiner Hoheit dem Scheik ul Islam fahren. Der Major Hassan Bey," sagte er dann leicht hingeworfen, „hat um eine Audienz gebeten, um mir eine Bitte vorzutragen, — man soll ihn rufen, — ich will ihn empfangen, wenn ich zurückkomme."

Eine Viertelstunde später fuhr ein kleines Coupé, in welchem sich Midhat Pascha vorsichtig hinter den Vorhängen der geschlossenen Fenster verbarg, unbemerkt durch die Straßen von Konstantinopel und hielt vor dem Palaste des Scheik ul Islam.

(Fortsetzung folgt.)

Plaudereien am Kamin.

Von

Paul von Weilen.

Vierte Serie.

IV.

(Schluß.)

„Wenn Sie so sehr an die Kraft des Blutes glauben," fiel Frau von Ramberg ein, „so werden Sie gewiß ebensoviel Interesse wie ich an einer Abhandlung des Professors Paulus Cassel über die Symbolik des Blutes finden, die ich vor einigen Tagen gelesen habe, und in welcher der liebenswürdige und geistvolle Gelehrte mit der ihm eigenen, mich fast erschreckenden Kenntniß der Literatur aller Länder und Zeiten die symbolische Bedeutung auseinandersetzt, welche die Völker in ihren Mythen und ihrer Kulturentwicklung dem Blut beigelegt haben. Aus Allem, was er erzählt, geht hervor, daß man überall das Blut als die ganz besondere Nährkraft der Seele betrachtet hatte und daß man deßhalb dem Blut ganz besondere mystische und medizinische Eigenschaften beimaß."

„Auch ich habe das Buch gelesen," sagte Doktor Landen, „und die Symbolik des Blutes mit hohem Interesse verfolgt; es ist in der That merkwürdig, wie man überall dem Blut eine gewisse eigene Lebenskraft beilegt; schon die Bibel sagt, daß nach dem ersten Morde das ausströmende Blut Abel's zum Himmel geschrieen habe, und die traumhaften Schattenbilder, welche Odysseus in der Unterwelt begegnet, gewinnen Erinnerung, Gedanken und Sprache, also das Leben wieder, nachdem sie von dem frischen Blute des geschlachteten Widders getrunken haben, — sie drängten sich gierig zu dem Blut heran, um wieder für kurze Zeit das Leben in sich aufzunehmen, und Odysseus muß sie mit dem Schwerte von diesem Lebensquell zurücktreiben. Wir haben ja auch neuerdings die lebenerzeugende Kraft des Blutes in der medizinischen Wissenschaft aufgenommen, und man erzählt Wunderdinge von der Ueberführung gesunden Blutes in kranke Körper, welche dadurch neue organische Kraft gewinnen sollen."

„Ich glaube wenig an diese Experimente," sagte Doktor Heilborn, „obgleich ja manche Berichte darüber ziemlich glaubhaft erscheinen, denn wenn ich auch annehme, daß die Operation gelingen möchte, daß der möglichst entleerte Körper das gesunde Blut wirklich in sich aufnimmt und durch die Adern führt, so liegen doch alle Krankheiten immer in den Organen, die das Blut bereiten oder weiter entwickeln, und auch das gesündeste Blut muß nach einigen Umläufen durch die kranken Organe ebenfalls wieder zu krankhafter Zersetzung herabsinken, wenn es nicht neuen gesunden Zufluß aus dem Körper selbst erhält. Aber die Bedeutung des Blutes für das Leben kann man gewiß nicht hoch genug anschlagen, und wenn ich es über mich vermöchte, mir eine Seele im theologischen Sinne vorzustellen, so würde ich derselben ihren Sitz in dem fortwährend bewegten Strome des Blutes anweisen, wo sie jedenfalls auf das Leben des ganzen Organismus mehr unmittelbaren Einfluß ausüben könnte, als wenn man nach den verschiedenen Hypothesen annehmen wollte, daß sie ihren festen Platz im Gehirn, im Magen oder im Nervengeflecht behaupten müsse."

„Lesen Sie das Buch des Professor Cassel, lieber Doktor," sagte Frau von Ramberg, „er ist jedenfalls der Mann, Sie von Ihrem bösen Skeptizismus zu heilen, und dann," fügte sie schalkhaft hinzu, „werden Sie in der interessanten Schrift auch noch etwas finden, was Ihnen gewiß besondere Freude machen wird, den Nachweis nämlich, daß die Homöopathie eigentlich der Grundgedanke aller medizinischen Wissenschaft sei und daß in der Symbolik der ältesten Zeiten gerade die Homöopathie eine ganz besonders hervorragende Rolle spielt."

„In der Symbolik," sagte der Doktor barsch, — „unter vernünftige Menschen gehört eine solche Tollheit nicht."

„Und doch," fuhr Frau von Ramberg neckend fort, „bin ich fast zur Homöopathie bekehrt worden, da ich gelesen, daß zum Beispiel der Löwe, wenn er den Menschen erblickt, vor Zorn das Fieber bekommt, dann frißt er des Menschen Ebenbild, den Affen, und wird von der Krankheit geheilt."

Der Doktor erhob die Hände, als wolle er sich die Ohren zuhalten, der Lieutenant von Hochfeld aber rief:

„Um Gottes willen, gnädige Frau, welche Gedanken regt eine solche Homöopathie an, — wenn ein unglücklicher Lieutenant Alles verschlingen wollte, worüber er sich ärgern muß, um sich von den Folgen des Zornes zu heilen, was würde sich da Alles in seinem Magen vereinen müssen vom Rekruten bis —"

„Bis?" fragte der Oberst von Fernon, indem er mit lächelnder Drohung den Finger erhob.

„Bis zum Feldwebel, Herr Oberst," erwiederte Herr von Hochfeld, „denn über sich hinauf hat der Lieutenant keinen Zorn, sondern nur —"

„Nur was?" fragte der Oberst.

„Schweigen," erwiederte der Lieutenant mit einer Zerknirschung, welche nicht verfehlte, die allgemeine Heiterkeit zu erregen.

Ein Diener trat ein und flüsterte dem jungen Grafen Sternfeldt einige Worte zu.

Schnell stand der Graf auf und sagte:

„Die gnädige Frau hatte neulich den Wunsch ausgesprochen, meinen Freund, den Doktor Kiese, kennen zu lernen, dessen kulinarische Studien ihr Interesse erregten. Der Doktor ist da, und wenn die gnädige Frau erlauben —"

„O bitte, bitte," rief Frau von Ramberg, ganz freudig die Hände zusammenschlagend, „führen Sie ihn herein, es wird ein großer Gewinn für unsere Gesellschaft sein, eine Autorität auf dem Gebiete seiner Studien unter uns zu haben."

Der junge Diplomat ging hinaus und kehrte nach einigen Augenblicken in Begleitung eines kleinen, zierlich gebauten Herrn von etwa fünfzig Jahren in den Salon zurück.

Doktor Kiese, der sich vor der Dame des Hauses unter den neugierigen Blicken der ganzen Gesellschaft in etwas altfränkischer, aber unbefangener Weise verbeugte, hatte ein feines, etwas gelbliches Gesicht mit einer spitzen Nase und feinem, geistvollem Mund, über dessen schmale Lippen er häufig mit der Zunge hinfuhr, als ob er die feinen Nerven des Geschmacks stets feucht und geschmeidig erhalten wolle. Seine großen dunklen, wie von einem leichten Schleier eifrigen Denkens bedeckten Augen, welche er, wie in der Gewohnheit tiefen Sinnens, häufig mit gesenktem Haupt zu Boden richtete, überraschten, wenn er sie aufschlug, durch die beobachtende Schärfe ihres Blicks.

„Es freut mich herzlich, Sie in unserem Kreise zu begrüßen," sagte Frau von Ramberg, nachdem die Vorstellung aller Anwesenden beendet war, „wir haben uns eifrig von Ihrem Aufsatz über kulinarische Literatur unterhalten, und da Sie es mit Ihren Studien auf diesem Gebiet so ernst nehmen, so bin ich überzeugt, daß wir bei Gelegenheit vieles Lehrreiche und Interessante über Ihre Kunst und Wissenschaft hören werden."

„Sie sprechen diese Worte, meine gnädigste Frau," sagte Doktor Kiese mit scharf accentuirter, oft kurz abbrechender Stimme, „in einem Tone aus, als ob Sie an denselben eine scherzhafte Seite fänden, und ich muß Ihnen doch sagen, so außergewöhnlich dieß auch Manchem unter den Herrschaften hier klingen mag, daß ich doch im vollen und ganzen Ernst an eine kulinarische Kunst und Wissenschaft glaube und dem systematischen Aufbau derselben meine völlig ernste Arbeit zuwende in der Ueberzeugung, daß ich dadurch für die richtige Entwicklung der Menschheit einen ebenso wichtigen und nützlichen Weg bahne, als dieß auf anderen Gebieten geschehen ist. Ich bin überzeugt, daß man einst den Menschen ausgelacht hat, der zuerst die Figuren von Bäumen, Thieren und Menschen in den Sand zeichnete oder solche Bilder in die Rinde der Bäume schnitt, und doch sind aus der weiteren Entwicklung seiner Idee Rafael's Meisterwerke entstanden; die erste Musik mag auch wenig harmonisch gewesen sein, und die erste Dichtung wurde vielleicht von den Lippen des Vaters oder der Mutter gestammelt, welche ihre Kinder mit rohen Fabeln der primitiven Naturgeschichte in den Schlaf bringen wollten, mehr nehme ich für mich kaum in Anspruch, und wenn einst das, was bis jetzt die Erfahrung gesammelt, zu wissenschaftlicher Ordnung vereinigt und zu künstlerischer Vollendung emporgehoben sein wird, dann wird man vielleicht dankbar des längst vergessenen Mannes gedenken, der zuerst den Gedanken einer wirklichen Wissenschaft und Kunst der Küche verfolgte. Warum," fuhr er lebhafter fort, „sollte nicht der Sinn des Geschmacks, der doch ebenso fein, ebenso empfindlich und ebenso genußfähig ist, wissenschaftlich geregelt und künstlerisch entwickelt und gehoben werden, wie man dieß für das Gehör und das Gesicht gethan hat, — ich bin daran, meine Theorie auszuarbeiten, und wenn mir die Herrschaften später erlauben wollen, Ihnen etwas von meinen Arbeiten mitzutheilen, so bin ich gewiß, daß Sie Alle bald zu meiner Fahne schwören werden."

„Ich zweifle nicht daran," sagte Frau von Ramberg artig, indem sie dem Doktor Kiese eine Tasse Thee reichte, „doch erlauben Sie mir eine Frage, die schon neulich hier aufgeworfen wurde und die Ihr Freund Graf Sternfeldt nicht zu beantworten vermochte. Warum haben Sie in Ihrem Aufsatz über die kulinarische Literatur unser Deutschland so ganz mit Stillschweigen übergangen und die Herren von Baerst und von Rumohr nicht der Erwähnung für werth gehalten, — ich hoffe nicht, daß Sie auch zu Denen gehören, welche alles Gute nur im Auslande suchen?"

„Durchaus nicht, meine gnädigste Frau," erwiederte Doktor Kiese; „ich kenne die Schriften von Herrn von Baerst und Herrn von Rumohr genau und schätze dieselben, allein ich muß aufrichtig bekennen, daß ich sie nicht auf dem Wege finde, den ich verfolge; Beide geben viele geistvolle Aphorismen, gute Gedanken, aber ich vermisse die Ordnung, das System und die Harmonie in ihren Auffassungen, welche allein zu Wissenschaft und Kunst führen können, und dann klingt es aus Allem, was sie schreiben, wie eine Art von Entschuldigung hervor, als ob sie selbst von der Wichtigkeit und Bedeutung ihres Gegenstandes nicht so recht durchdrungen wären; deßhalb wird, so schätzenswerth auch manche ihrer Bemerkungen sind, auf dem Boden ihrer wesentlich empirischen Betrachtungen niemals das Gebäude einer wahren Kunst und Wissenschaft aufgeführt werden können.

„Der Einzige in Deutschland, den ich auf meinem Wege finde und mit dem ich wohl gemeinschaftlich wirken möchte, ist Herr von Malortie, der frühere hannöverische Hofmarschall, welcher in seinem Buche: ‚Das Menü', das soeben in einer ganz neuen veränderten und vermehrten Ausgabe erschienen ist, nicht nur die Zubereitung der menschlichen Nahrungsmittel wissenschaftlich behandelt, sondern auch eine wirklich künstlerische Auffassung in ihrer harmonischen Zusammenstellung anstrebt. Seine Sammlung historischer Menüs ist äußerst lehrreich."

„Ich kenne Herrn von Malortie's Buch," sagte der alte Graf Sternfeldt, „und habe es in der That mit großem Vergnügen studirt. Man sieht in den alten Speisezetteln der welfischen Herzoge die gewaltigen Tafeln vor sich, welche unter der Last der Steinböcke, Auerochsen, Schwäne, Birkhühner, Forellen, Karpfen, Hechte und Riesenpasteten fast brachen und zu deren Ueberwältigung ebensoviel ritterlicher Muth und ritterliche Kraft gehörten, als zu einem Siege auf dem Turnierplatz; man würde in der That die Geschichte besser verstehen, wenn man sich stets richtig vorstellen könnte, wie die Helden derselben bei Tische saßen und wie die markige, wilde, oft über die Grenzen brechende Kraft des Mittelalters sich aus den gewaltigen Nahrungsmitteln neu ergänzte, die das Blut mit vulkanischem Feuer durchströmte."

„Ganz recht, ganz recht, mein Herr Graf," sagte der Doktor Kiese, sich ganz vergnügt die Hände reibend, „ich sehe, daß unsere Ideen sich berühren und daß ich in dieser verehrten Gesellschaft Verständniß für meine Ueberzeugungen und Bestrebungen finden werde. Die mit so viel Fleiß und historischer Forscherarbeit zusammengestellte Menüsammlung des Herrn von Malortie ist in der That ein hochinteressanter und lehrreicher Wegweiser durch die Kulturgeschichte der Völker und Zeiten. Wenn man gesagt hat, daß der Mensch ist, was er ißt, so hat das gewiß seine volle Richtigkeit nicht nur in Bezug auf die Ernährung des Körpers, welcher ja das absolut nothwendige Werkzeug für jede Seelenthätigkeit bildet, sondern auch für die Zeit, in welcher er lebt, mit ihrer Auffassung und Denkungsweise. Wenn man das Menü eines Souper des Königs Ludwig XV., welches zwei enggedruckte große Seiten einnimmt, durchliest, so tritt uns erst so recht verständlich die ganze geschmacklose Ueberfeinerung und Ueberreizung jener Epoche entgegen, und in wahrhaft großartiger Erhabenheit erscheint uns daneben das täglich gleiche Menü des Papstes Leo XIII. mit seiner Reissuppe, seinem gesottenen Huhn, seinem Beefsteak und seinen Birnen zum Dessert.

„Ebenso charakteristisch und interessant sind die Menüs der chinesischen Diners, und politisch wie kulturhistorisch interessant ist das Menü eines Diner in Paris während der Belagerung 1870 mit seiner Pferdefleischsuppe, seiner gerösteten Hundeleber, seinem Katzenhinterstück mit Madeirasauce und seiner Hundekeule mit jungen Ratten garnirt."

„Entsetzlich!" rief Frau von Ramberg.

„In der That," sagte Doktor Kiese, „ist ein solches Menü ein Zeichen der bittern Noth, in welcher sich die Stadt Paris befand, aber auch zugleich ein Beweis für die elastische Kraft einer Nation, die auch unter dem Druck solchen Elends ihre traurigen und widerwärtigen Nahrungsmittel noch in eleganten Formen zuzubereiten und zu serviren den Muth hat; es liegt eine gewisse stoische Größe, zugleich eine Alles überwindende Leichtherzigkeit in diesem Menü, welche man zu bewundern nicht umhin kann.

„Aber in wahrhafter Genialität hat Herr von Malortie auch den von mir stets vertheidigten Satz, daß man in der Zusammenstellung eines Diner immer einem harmonisch geordneten Gedanken Ausdruck geben müsse, durch ein Beispiel erläutert in dem Menü eines Diner de souvenirs, das er selbst an seinem siebenundsiebenzigsten Geburtstag gegeben. Dieß Menü enthält in der That ein wahres Gedicht über den Verlauf eines langen Menschenlebens; wehmüthig genießt man an der Tafel des siebenundsiebenzigjährigen Greises als Hors d'oeuvre die Souvenirs des cris d'un baby; duftige Jugendträume müssen die Herzen der Gäste erfüllen bei den Fantaisies d'un amoureux, garnies des refus des précieuses, und in stiller Ergebung und frommer Hoffnung schließt endlich das Menü mit den Fruits du Paradis ab."

„In der That," rief Frau von Ramberg, „das ist reizend; ich werde mir nächstens erlauben, die Gesellschaft zu einem Diner zu mir einzuladen, Doktor Kiese muß dann die Güte haben, mir das Menü dazu zu dichten."

„Ich werde mit Vergnügen der gnädigen Frau zur Verfügung stehen," sagte Doktor Kiese, „doch muß ich dazu Sie selbst und die ganze verehrte Gesellschaft erst näher kennen lernen, wenn mein Menü wirklichen Werth haben und sich nicht in Gemeinplätzen bewegen soll."

„Kaum wage ich nach dem, was ich gehört," sagte die Gräfin Sternfeldt aufstehend, „die Gesellschaft an meinen so ganz unpoetischen und unwissenschaftlichen Tisch zu bitten, meine einzige Hoffnung beruht darauf, daß die Unterhaltung einen

ganz rohen und ungebildeten Hunger hervorgerufen haben möge, der alle grammatikalischen und poetischen Fehler meiner Küche entschuldigen möge."

„Auch der Hunger hat seine Poesie," erwiederte Doktor Kiese, indem die Gräfin seinen Arm nahm, um ihrem Gemahl und Frau von Ramberg in den Speisesaal zu folgen, „er gibt der Junge die frische kritiklose Empfänglichkeit der Kindesseele wieder, welche sich an den Wiesen- und Waldblumen erfreut, ohne die einfache Natur mit den Schöpfungen der Gartenkunst zu vergleichen."

Notiz-Blätter.

Literatur.

— **Karl Stieler, der sich vor etlichen Jahren mit mundartlichen** Liedern und Dichtungen einführte, hat sich neuerdings wieder mehr der hochdeutschen Sprache zugewandt und gehört ohne allen Zweifel zu unseren sprachgewandtesten, stimmungsvollsten neueren Dichtern. Den „neuen Hochlandsliedern", die er zuletzt herausgab und die in anmuthiger Abwechslung Lyrisches und Episches (wir erinnern an die prächtigen Romanzenkränze „Fischervolk" und „Ludwig der Bayer") boten, hat er soeben ein Bändchen rein lyrischer Lieder folgen lassen, welches „Wanderzeit" (Stuttgart, Bonz & Comp.) betitelt ist. Es sind kurze, knappe Liebeslieder, stark und kräftig in der Empfindung, voll von Wohllaut, in der Form fast durchgängig vollendet. Mit Recht nennt der Dichter selbst diese seine Lieder im poetischen Vorwort „heiße Lieder". Ueber den meisten liegt die Stimmung der Julinacht, die er in einem der Lieder in so kräftigen Zügen schildert. Man könnte, wenn man an der Sammlung eine Ausstellung machen wollte, derselben eine gewisse Eintönigkeit vorwerfen. Aber man müßte dann auch den Rosenstrauß eintönig nennen, in welchem eine Blüte mit der andern in satter, glühender Farbenpracht und berauschend süßem Duft wetteifert. Zur Komposition dürften diese Lieder fast ausnahmslos sich eignen. Die Ausstattung des Bändchens ist vortrefflich.

— **Ein werthvoller Beitrag zur Kenntniß der ungarischen Gesellschaft** ist der Roman Stephan Gätschenberger's: „Die Nachbar-Pußten" (Leipzig, Friedrich). Der Autor ist ein scharfer Beobachter und ein markiger, oft einschneidend scharfer Schilderer. Sein Roman hat die Tendenz, den Niedergang des ungarischen Adels, der nicht zu sparen verstehe, zu stolz sei, sich einem bürgerlichen Berufe zu widmen, und lieber untergehe, darzulegen. Das zeigt der Autor an den beiden Brüdern, welche ihre Güter verlieren. Auch die Kinder werden theils durch eigene Schuld, theils durch den Hochmuth der Eltern unglücklich. Die Charaktere der verschiedenen Adeligen, das Element der Israeliten, die Hirten, Advokaten, die Kaufleute, die Dienerschaft, mit einem Wort die Haupttypen der ungarischen Gesellschaft sind anschaulich gezeichnet. An feinen psychologischen Zügen fehlt es dem Roman auch nicht. Die Handlung entwickelt sich originell und organisch, wenn auch nicht nach Wunsch des gefühlsamen Lesers. So dürfen wir denn diesen Roman als eine bemerkenswerthe, interessante und höchst lesenswerthe Erscheinung empfehlen.

— **Heinrich Heine's Nichte, die Fürstin della Rocca, hat uns** früher schon einmal eine Sammlung von Zügen und Anekdoten aus dem Leben ihres Oheims geschenkt, die Altes und Neues bunt mit einander vermischte; aber doch immerhin manch' werthvollen Beitrag zur Biographie des Dichters bot. Auch die eben erschienenen „Skizzen über Heinrich Heine" (Wien, Hartleben) zeigen, daß die Herausgeberin seither unermüdlich beeifert war, Alles zu sammeln, was sich auf ihren Oheim bezieht und entweder auf sein Leben oder seine Werke ein Licht wirft. Die Sammlerin weiß zwar das Gesammelte nicht zu verarbeiten, aber sie bietet doch mancherlei Material, das zu einem Lebens- und Charakterbilde zu verweben sie uns überläßt. Aus dem Ganzen, das man davon leicht unterhalten liest, weht uns, abgesehen von einer verzeihlichen Eitelkeit auf ihren berühmten Ohm, doch eine warme Verehrung entgegen, die angenehm berührt.

— **Berlin würde schon durch sein rasches Heranwachsen die Aufmerksamkeit** auf sich ziehen, die Stadt muß es aber doppelt, weil sie der Mittelpunkt des deutschen Reiches geworden. Ihre Geschichte nimmt nach und nach ein volleres Interesse in Anspruch und es ist in den letzten Jahren viel Förderndes, namentlich durch den trefflich redigirten „Bär" geschehen. Oskar Schwebel bietet uns nun unter dem Titel: Kulturhistorische Bilder aus der deutschen Reichshauptstadt" (Berlin, Abenheim) eine Reihe von Episoden aus der Geschichte der Stadt, Charakter- und Sittenbilder, die uns in das alte Berlin zurückversetzen und ein interessantes Zeugniß geben von dem gesunden Bürgerthum desselben, von dem Schaffen und Bauen an der Größe der Stadt, die einst als Reichshauptstadt zu glänzen bestimmt war. Das stetige Wachsen aus kleinen Anfängen heraus zu einem mächtigen Gemeinwesen tritt uns in der anziehenden Form abgerundeter Bilder und Essays entgegen, und die Geschichte, so viel trockenen Stoff sie auch aufnehmen muß, liest sich durch diese Form doch ganz angenehm. Der Verfasser hat überdieß seine Arbeit so objektiv als möglich gehalten und keinerlei Tendenz dabei verfolgt, als die löbliche, die Vergangenheit in anziehenden Bildern an uns vorüberzuführen.

— **Der bekannte Magier Alexander (Alexander Heimbürger) hat** sein vielbewegtes Leben, von seiner frühesten Jugend bis zu seiner Einschiffung nach Amerika, unter dem Titel: „Ein moderner Zauberer" (München, Coppenrath), in zwei eleganten Bänden herausgegeben. Seine Wanderungen bewegen sich vornehmlich in Norddeutschland, wo er mit seiner Kunst viel Aufsehen machte und überall freundliche Aufnahme fand. Zahlreiche Städte und Menschen ziehen an unseren Blicken vorüber: fast an jede der Städte knüpft sich ein Abenteuer und so ist das Buch nach vielerlei Rücksichten interessant, namentlich da ihn sein Beruf auch in die höchsten Kreise einführte und er ein hübsches Beobachtungstalent entfaltet. Seine Darstellung ist einfach und anspruchslos, nichts von jener Ruhmredigkeit und Geschwätzigkeit, die mit seinem Beruf häufig verbunden zu sein pflegt: die bunten Schicksale des Autors bieten des Interesses genug, um diese Tagebücher mit pikantem Stoffe zu füllen, ohne daß der Autor noch viel Phantastisches hätte einzumischen brauchen. Seine Erlebnisse in Nord- und Südamerika, wo er so viel Anklang fand, hat der Verfasser einem weiteren Werke vorbehalten.

— **Ein merkwürdiges Buch ist soeben erschienen, der „Katalog** einer Richard Wagner-Bibliothek". Vier Jahre hat Nikolaus Oesterlein gebraucht, um das ungeheure Material, das in diesem Katalog enthalten ist, zu sammeln, zu sichten und zu schematisiren. Zunächst ist jede Zeile angeführt, die von Wagner's Hand selbst herrührt — von seinen großen Tonwerken und seinen gesammelten Schriften und Dichtungen bis zu den Couvertaufschriften zu den Briefen an Pauli, Mitglied des Wiener Hofopernthеaters, mit den näheren Beschreibungen (z. B. „Sechs Worte tl. 4⁰. Defekt — die Schriftseite aufgeklebt" oder: „Dreizehn Worte tl. 4⁰. Marke fehlt. Poststempel 9—11 Fr. Wien. Datum unleserlich"). Aber auch jedes Buch, jeder Aufsatz, der über Wagner oder eines seiner Werke irgendwo geschrieben worden, ja, eine ungeheure Zahl von Notizen in Tages- und Wochenjournalen, Rezensionen über Aufführungen Wagner'scher Opern u. dergl. sind in diesem Buche getreulich verzeichnet. Dieser Huldigung kann sich keiner unserer größten Dichter und Denker rühmen. Das geht Hand in Hand mit Götzendienst. „Gott schütze mich vor meinen Freunden" kann Wagner jeden Tag sagen!

Bildende Künste.

— **Die Reichstagsgebäudejury hat ihr mühsames und verantwortungsvolles** Werk früher vollendet, als man erwartet hatte: die Entscheidung ist am 24. Juni gefallen und hat allgemein überrascht. Zwei junge Architekten, Paul Wallot in Frankfurt a. M. und Friedrich Thiersch in München, die bis dahin weiteren Kreisen gänzlich unbekannt waren, sind mit den beiden ersten Preisen ausgezeichnet worden und zwar mit der Bestimmung, daß die Ausarbeitung der Pläne nach erfolgter Umarbeitung des gekrönten Entwurfs dem Ersteren übertragen wird. Dann wird allerdings noch erst das Plenum des Reichstags darüber zu entscheiden haben, ob dieser neue Entwurf ausgeführt werden soll. Unter den Gewinnern der zweiten und dritten Preise tritt uns eine Phalanx bewährter Namen entgegen: Cremer und Wolffenstein, Kayser und v. Großheim, Heinrich Seeling, sämmtlich in Berlin (zweiter Preis), Busse und Schwechten in Berlin, Ende und Böckmann in Berlin, Giese und Weidner in Dresden, Schupmann in Berlin und Stier in Hannover (dritter Preis). Der Sieger in der ersten Konkurrenz, Ludwig Bohnstedt, ist leer ausgegangen. Ebenso Mylius und Bluntschli. Endlich hat die Jury noch folgende Entwürfe, welche als schätzbares Material verwerthet werden sollen, für je 2000 M. angekauft: Otto Wagner in Wien, Eisenlohr und Weigle in Stuttgart, Bluntschli in Zürich, Hallier und Fitscher in Hamburg, Freiherr v. Ferstel in Wien, Stammann und Zinnow in Hamburg, Gorgolewsky in Berlin, Schmieden und Speer in Berlin, Hoßfeldt und Hinkeldeyn in Berlin, Bühlmann in München. Ueber die öffentliche Ausstellung der 189 eingesandten Entwürfe in Berlin schreibt uns unser dortiger Korrespondent: „Das Urtheil der Jury hat weder in der Presse, noch in den Kreisen der Architekten einen freudigen Wiederhall gefunden. Der Wallot'sche Entwurf, der zur Ausführung erkoren ist, steht hinter dem Thiersch'schen an monumentaler Wirkung erheblich zurück. Obwohl der letztere unter den obwaltenden Umständen nur noch einen akademischen Werth hat, muß doch hervorgehoben werden, daß er auch durch Reichthum der Phantasie und poetische Erfindung den Wallot'schen überragt. Genau über dem Centrum der ganzen Anlage erhebt sich eine mächtige, von freistehenden Säulen getragene Kuppel, welche an die der Peterskirche in Rom und der Paulskirche in London erinnert und die den kolossalen Dimensionen des Königsplatzes viel angemessener ist, als der viereckige, magere Aufbau, welcher im Verein mit vier niedrigeren an den Ecken den Wallot'schen Entwurf krönt. Während die Thiersch'sche Kuppel sich über einer großen Halle erhebt, steht der Wallot'sche Aufbau über dem Sitzungssaal, ist aber von diesem durch eine Glasdecke geschieden. Dieser Aufbau, welcher durch vier große, triumphbogenartige Fenster geöffnet wird, soll dazu dienen, die elektrische Beleuchtung für den Sitzungssaal aufzunehmen. Zu gleicher Zeit ist Wallot auf einen Gedanken gekommen, der das einzig Originelle an seiner Arbeit ist. ‚Das durch die Lichtöffnungen des Aufbaus auch nach außen ausströmende Licht,' sagt er in seinen Erläuterungen, ‚soll den getreuen Berlinern jederzeit Kunde geben von dem Fleiß und der Pflichttreue der Reichsvertreter.' Die Fassaden machen einen sehr nüchternen Eindruck. In strenger Anlehnung an die römische Palastarchitektur hat der Künstler darauf verzichtet, denselben ein originales Gepräge zu geben, wie sich überhaupt in den Fassaden der Charakter und die Bestimmung des Gebäudes als Sitz der gesetzgebenden Körperschaft keineswegs ausspricht. Von den zweiten und dritten Preisen sind manche dem Wallot'schen Entwurfe nach verschiedenen Richtungen überlegen, namentlich derjenige von Kayser und v. Großheim in der prachtvollen, großartig monumental wirkenden Fassade und in der einheitlichen Durchführung des Grundrisses. Im Ganzen machen die ausgestellten Pläne einen erfreulichen und zugleich erhebenden Eindruck, weil sie die Thatsache illustriren, daß die deutsche Architektur während des letzten Jahrzehnts einen bedeutenden Aufschwung genommen hat. Freilich sind wir noch weit entfernt von der Bildung eines nationalen Styls. Die Gothik ist ganz in den Hintergrund getreten — nur vier gothische Entwürfe sind vorhanden — und die deutsche Renaissance ist nur von zwei Konkurrirenden angewendet worden. Alle Uebrigen bekennen sich zur italienischen Renaissance, welche sich nur hie und da von französischen Elementen durchsetzt findet."

— **Das nunmehr vom 1. Oktober d. J. für die k. Akademie** der Künste in Berlin giltige Statut enthält u. A. auch die Vermehrung der Senatoren auf vierzig. Die Wahl erfolgt auf drei Jahre, das Bestätigungsrecht übt der Kultusminister aus. Die unter dem Professor A. v. Werner stehende akademische Lehranstalt erhält den Titel „Akademische Hochschule für die bildenden Künste", während an die Spitze der akademischen Hochschule für Musik ein Direktorium tritt, gebildet aus den vier Abtheilungsvorstehern und dem zweiten ständigen Sekretär der Akademie. Endlich werden akademische Meisterschulen für Komposition eingerichtet, denen vom Minister berufene Komponisten (Taubert, Grell, Kiel, Bargiel) vorstehen, welche unentgeltlich je höchstens sechs Schüler annehmen. Die Kunst- und Gewerkschule scheidet aus dem Verbande der Akademie aus.

— **Im Auftrage des Komites für das König Johann-Denkmal** in Dresden hat Professor Dr. Schilling in diesen Tagen einen Entwurf für dasselbe vollendet und als geeignetsten Ort zur Aufstellung des Denkmals das jetzt einen großen Kandelaber tragende Rundtheil auf dem Theaterplatze empfohlen, in dessen Mittelpunkt sich die Achsen des Museums und des Theaters vereinigen. Der Künstler hat die Aufgabe, den König als Friedensfürsten, als den weisen Regenten eines strebsamen Volkes und eines gesegneten Landes darzustellen. Zu diesem Behufe hat er auf einem Unterbau von drei Granitstufen ein reich gegliedertes Postament und für dessen unteren Theil Reliefs entworfen, welche in zahlreichen Figuren die verschiedenen Thätigkeiten des Volks, auf der einen Langseite die Landwirthschaft mit Forst-, Obst- und Weinbau, auf der andern den durch die neuen Verkehrsmittel geförderten Handel, sowie den Berg- und Wasserbau, an den vier abgerundeten Ecken aber die Wehrkraft, die Wissenschaft, die Kunst und die Industrie darstellen. Auf diesem, im Ganzen ungefähr 7 Meter hoch bedachten Postament erhebt sich in doppelter Lebensgröße, der katholischen Kirche und dem k. Schlosse zugewendet, hoch zu Roß, barhäuptig, mit dem Krönungsmantel bekleidet und das Szepter in der Rechten haltend, die Gestalt des Königs. Die Ausführung des ganzen Denkmals mit alleiniger Ausnahme des Sockels ist auf Bronze berechnet. Das Komite hat vorbehaltlich aller weiteren in der Sache nöthigen Schritte für diesen Entwurf, sowie für den vom Künstler empfohlenen Platz sich entschieden, wird aber freilich vor Allem die Vermehrung der Mittel für das Denkmal anstreben müssen, da die bis jetzt dazu verfügbaren 135,000 M. zur Ausführung des Entwurfs nicht ausreichen.

— **Das Denkmal für General Goeben in Koblenz ist dem Bildhauer** Professor Schaper in Berlin übertragen worden.

— **Der König von Bayern hat angeordnet, daß zur Erinnerung** an die denkwürdigen Leistungen der bayerischen Armee in dem Kriege während der Jahre 1870 und 1871 gegen Frankreich in ähnlicher Weise, wie solches bezüglich der Waffenthaten des Heeres der übrigen deutschen Staaten geschehen ist, zwei große Gemälde durch den Schlachtenmaler Heinrich Lang ausgeführt werden. Lang hat das zweite bayerische Armeekorps bei allen militärischen Operationen begleitet und die getreuesten Skizzen unmittelbar nach dem Leben aufgenommen. Die Gemälde werden neben den bereits vorhandenen von Franz Adam und Bodenmüller zur öffentlichen Anschauung der Staatsgemäldesammlung eingereiht werden.

Musik.

— **Richard Wagner arbeitet an dem Texte eines neuen Musikdramas,** dessen Stoff dem indischen Sagenkreis entnommen ist. Das Stück wird er höchst wahrscheinlich „Buddha" betiteln, hat aber eine Entscheidung darüber noch nicht getroffen. Allerdings lassen Wagner's alte Neigungen bezüglich der Weltanschauungen Schopenhauer's und seine vorjährigen Aufsätze über „Religion und Kunst" vermuthen, daß er sich lange schon mit dem Gedanken getragen haben möchte, einmal einen Griff in die Sagenwelt der Inder zu thun.

— **Joachim Raff hat zwei Symphonieen vollendet hinterlassen,** und erscheint „Im Herbst" demnächst im Verlage von Siegel (Linnemann) in Leipzig. Da auch „Im Winter" druckfertig ist, so wird der Symphoniecyklus „Die Jahreszeiten" binnen Kurzem vollständig im Drucke vorliegen.

Bühne.

— **Für die hundertjährige Jubelfeier des Frankfurter Stadttheaters** im September d. J. ist eine Aufführung des Goethe'schen „Faust" — des Gesammt-„Faust" natürlich — in Aussicht genommen, und hat die Bühnenbearbeitung für diese Vorstellung Direktor Emil Claar übernommen, so daß man es also abermals mit einem neuen Faust-Experiment zu thun haben wird. Dingelstedt, Devrient und Wilbrandt hatten bekanntlich die Aufführung auf drei Abende berechnet, Claar bleibt bei den üblichen zwei Abenden.

— **Mit Shakespeare's „Heinrich V." hat denn nun auch die** Saison des Burgtheaters ihren Abschluß gefunden, und wer in Wien während der beiden Monate Juli und August eine Komödie will spielen sehen, dem bieten sich zu diesem Vergnügen nur die kleinen Bühnen im Wurstelprater, das Fürst'sche Theater und die Drexler'sche Singspielhalle. Was Wunder, daß Wien, die erste deutsche Theaterstadt, im Sommer trotz seiner herrlichen Umgebungen so leer von Fremden ist. Dieser letzte Winter ist den Theatern Wiens besonders verhängnißvoll geworden. Die Katastrophe am „Ring" hat die Zustände der Bühnen grell beleuchtet und zeigte sie in einem Lichte, das bei Denkenden zu ernsten Betrachtungen geführt hat. Es wird Vieles anders werden müssen, wenn sich die Theater Wiens auf der Höhe erhalten sollen, die ihnen so lange den ersten Platz in ganz Deutschland gesichert hat. Die Theaterlust in Wien muß in den letzten Jahren erstaunlich gesunken sein, denn wenn man die geringe Zahl von Bühnen mit denen anderer großen Städte vergleicht, so begreift man gar nicht, wie der Besuch schon im April ein so schlechter sein kann. Die Direktionen können bei der größten Anstrengung eigentlich nur noch auf sechs Monate mit einiger Sicherheit rechnen. — Ein Artikel Speidel's: „Ueber das Burgtheater", der zwei Tage nach dem Schluß desselben im Feuilleton der „Freien Presse" erschien, hat in Wien das größte Aufsehen erregt. Der Verdienste Wilbrandt's in Anbetracht der sich seiner Direktion gleich anfangs entgegenthürmenden Hindernisse in ebenso gerechter als anerkennender Weise gedenkend, spricht der Artikel sich ganz offen über die seit einigen Jahren immer fühlbarer werdenden Mängel des Instituts aus und fordert namentlich sehr energisch Personalveränderungen. Die Rollen finden nicht mehr eine genügende Zahl von richtigen Vertretern. Erste Rollen sind nur zu häufig in schwachen Händen, und das Verhalten des großen Publikums beweist, daß eben auch am Burgtheater die Macht der Gewohnheit das Mittelmäßige endlich für das Gute nimmt. In Folge dieses alarmirenden Artikels haben die sämmtlichen Regisseure an die Direktion die Bitte gerichtet, sie von ihrer Mitwirkung bei der Besetzung der Rollen und Annahme der Stücke zu entbinden.

— **Die Frankfurter Stadttheater geben einen Rückblick auf die** künstlerische Thätigkeit, die während des verflossenen Jahres (vom 1. Juli 1881 bis 2. Juli 1882) in den beiden Theatern entfaltet wurde, der insofern besonders interessant ist, als es sich um ein Stadttheater handelt, das auf eigenen Füßen stehen muß und manchem Hoftheater ein Vorbild der Leistungsfähigkeit werden könnte. Im Schauspielhause fanden in der abgelaufenen Saison 304 Vorstellungen statt: 17 Trauerspiele, 23 Schauspiele (inkl. Zeit- und Sittengemälde, Volksstücke ꝛc.), 46 Lustspiele, 16 Schwänke (inkl. Possen), 15 Opern, 4 Operetten (inkl. Liederspiele), 1 Tanzdivertissement, zusammen also 124 verschiedene Stücke aller Gattungen, 25 Stücke und 5 Opern (inkl. Operetten) kamen zum ersten Mal zur Aufführung. Neu einstudirt wurden: 26 Stücke und ein Singspiel. Zum ersten Mal aufgeführt wurden: „Der Kuß" von Doczi, „Knalleffekte der Natur" von Ferd. Grieben, „Der Glückshafen" von Michael Klapp, „Unsere Frauen" von Moser und Schönthan, „Klytämnestra" von Siegert, „Graf und Grobschmied" von W. Jordan, „Am Scheideweg" von Graf Baudissin, „Der Menonit" von E. v. Wildenbruch, „Gold und Eisen" von Hugo Bürger, „Er hat etwas vergessen" von Berthold, „Gabriele" oder „Der Anwalt seiner Ehre" von Augier, „Laroche" von Dr. Fr. Neubürger, „Der natürliche Sohn" von Alexander Dumas (Sohn), „Das Dokument" von Gräfin Wickenburg-Almasy, „Die Geier-Wally" von Wilhelmine v. Hillern, „Die Näherin" von Jonhard, frei bearbeitet von Held und Jacobsohn, „Cyprienne" von Victorien Sardou, „Der Jungbrunnen" von Paul Lindau, „Jourfix" von Hugo Bürger, „Liebesplänkelei" von Adolar, „Reif-Reiflingen" von Moser, „Scheu vor dem Minister" von Sobotka, „Frühere Verhältnisse" von Nestroy, „Die Spatzen" von Schönthan, „Der Meineidbauer" von Anzengruber, „Die Fledermaus" von Joh. Strauß, „Der Seekadet" von R. Genee, „Madame Favart" von Offenbach, „Der lustige Krieg" von J. Strauß, „Der Invalide" von G. Kunkel. Im Opernhause fanden während des verflossenen Jahres im Ganzen 249 Vorstellungen statt. In den 249 Vorstellungen kamen zur Aufführung: 44 Opern, 3 Konzerte, 6 Trauerspiele, 9 Schauspiele (inkl. Märchen), 3 Ballets und 1 Tanzdivertissement. Zusammen 66 verschiedene Stücke. 6 Opern, 1 Trauerspiel, 1 Schauspiel und 3 Ballets wurden zum ersten Mal gegeben. Neu einstudirt wurden gegeben: 10 Opern, 2 Schauspiele, 1 Trauerspiel. Zum ersten Mal aufgeführt wurden: „Königin von Saba" von Karl Goldmark, „Das Käthchen von Heilbronn" von Karl Reinthaler, „Raimondin" von Karl Perfall, „Rheingold" und „Die Walküre" von Richard Wagner, „Armin" von Heinrich Hofmann, „Der Bauer als Millionär" von Ferd. Raimund, „Antigone" von Sophokles, „Der Rekrut" von Swoboda, „Die Peri" oder „Ein orientalischer Traum" von Burgmüller, „Eine ungarische Hochzeit" oder „Die Husarenwerbung", Musik von Ehatt.

— **H. Hofmann's Oper „Armin" ist nun auch mit freundlichem** Erfolge in Frankfurt a. M. aufgeführt worden. Das Publikum zeigte sich namentlich nach den beiden letzten Akten sehr animirt, und der Komponist mußte zu verschiedenen Malen vor der Rampe erscheinen. Die Oper verdient diesen Erfolg für ihre durchweg vorzügliche Mache, der an vielen Stellen durch echte musikalische Erfindung ein wirkungsvoller und packender Inhalt verliehen wird.

— **Das Arcadiatheater in St. Petersburg ist am 4. Juli ein** Raub der Flammen geworden.

— **Edwin Booth, der amerikanische Tragöde, ist in London** eingetroffen und als „Richelieu" aufgetreten. Booth wird im Januar 1883 nach Deutschland kommen, um zuerst in Berlin und sodann in den bedeutendsten Städten des Reiches eine Reihe von Gastvorstellungen zu geben. Er wird in seinen Hauptrollen, darunter Hamlet, Richard III., Othello, Jago, Richelieu, Brutus u. s. w., in englischer Sprache auftreten und dabei von einer deutschen Gesellschaft begleitet werden.

— **Der Techniker Pasen aus Frankfurt a. M. hat in Gegenwart** von Fachmännern am k. Theater in Kassel Imprägnirungsproben gegen Feuersgefahr vornehmen lassen, die ein sehr befriedigendes Resultat lieferten, so daß die Intendanz das Rezept sofort käuflich erwarb. Die Generalintendantur der k. Schauspiele in Berlin hat die Methode Pasen's bekanntlich auch schon angenommen.

Kultur und Wissenschaft.

— **Dr. Heinrich Schliemann hat mit Hülfe zweier deutscher** Architekten neue Nachgrabungen bei Hissarlik in Kleinasien begonnen. 150 Arbeiter sind dabei beschäftigt. Es wurden in dem verbrannten Stratum zwei vollkommen deutlich von einander unterschiedene Städte entdeckt, wodurch nunmehr festgestellt erscheint, daß Hissarlik die Akropolis der zweiten verbrannten Stadt war. Die Nachforschungen werden bis August fortgesetzt.

— **Aus Paris berichtet man der „Köln. Ztg.": Aus Rio Janeiro** ist die traurige Nachricht von der Niedermetzelung des Forschers Crevaux und seiner ganzen, aus neunzehn Personen bestehenden Expedition eingegangen. Crevaux, der von vier Franzosen (dem jungen Astronomen Billet, dem Zeichner Jules Ringel, dem Seemann Haurat und einem Gehülfen Didelot) und vierzehn südamerikanischen Eingeborenen begleitet war, ist von den Tobasindianern getödtet worden, während er den Lauf des Pilcomayo hinaufstieg.

Industrie und Verkehr.

— **Am 29. Juni war der 25. Jahrestag der Eröffnung des** Süd-Kensington-Museums in London. Im Laufe dieser 25 Jahre wurde das Museum von über 21,000,000 Personen besucht, ungerechnet die Zahl der Studenten, welche dort Kunststudien machten.

— **Die seit längerer Zeit in englischen industriellen Kreisen** geplante „Schwimmende Ausstellung" geht nun wirklich ihrer Ausführung entgegen. Ein zu diesem Zwecke erworbenes Dampfboot von 3000 Tonnen, der „Vicekönig", wird gegenwärtig in London ausgerüstet und soll eine große Mannigfaltigkeit von Erzeugnissen englischer Aussteller in sich aufnehmen. Das Schiff wird die Welt umfahren und sich in allen bedeutenden Häfen der verschiedenen Länder aufhalten. Zweck des Unternehmens ist: die Spezialitäten des Gewerbefleißes von London, Birmingham, Manchester und den anderen Centren der Industrie den fremden Käufern vor Augen zu stellen und ihnen die Mühe einer Reise nach England zu ersparen. Der „Vicekönig", in dem große Säle für die Ausstellung eingerichtet sind, wird laut Mittheilung des „Hannov. Cour." Gibraltar anlaufen, durch das Mittelmeer fahren, durch den Suezkanal gehen, Ceylon, Indien, Australien, die Fidschiinseln, Tasmanien besuchen und über das Kap der guten Hoffnung, Madeira u. s. w. zurückkehren.

— **Das Sammeln von Briefmarken ist nicht bloß Liebhaberei.** Vor Jahr und Tag machten mehrere Pariser Blätter darauf aufmerksam, daß man alte Briefmarken so trefflich waschen könne, daß sie als neue zu gebrauchen seien. Der „Figaro" stellte in seinem Depeschensaal auch wirklich eine Anzahl erneuerter Briefmarken aus, welche selbst die gewiegtesten Postbeamten hätten täuschen können. Um Gewißheit in der Sache zu erlangen, hat der Postmeister Cochery seither genau die Zahl der verkauften Marken und der beförderten Briefe feststellen lassen. Es hat sich nun herausgestellt, daß, selbst wenn man allen Umständen Rechnung trägt, immer noch über eine Million gebrauchter oder sonstwie gefälschter Marken, meist zu 15 Cent., jährlich in Umlauf gesetzt werden und dem Staate dadurch der entsprechende Schaden erwächst. Die gewaschenen Briefmarken werden bei kleinen Krämern und Tabakverschleißern, meist in den Vorstädten und auf dem Lande, vertrieben. Dort geben die Leute, welche selten mehr als eine Marke auf einmal kaufen, nicht darauf Acht, daß der Händler ihnen dieselben immer einzeln verabfolgt, ohne sie vorher von den anderen abtrennen zu müssen. Es werden daher nunmehr Vorkehrungen getroffen, um diesem Mißbrauch zu steuern.

Gesundheitspflege.

— **Einem kürzlich vor zahlreichem Publikum in Turin von** Dr. Gaetano Rui aus Mailand gehaltenen Vortrage über Leichenverbrennung entnehmen wir folgende Daten, betreffend die Verbreitung dieser Idee: In Italien wurde solche zuerst 1866 von Coletti angeregt, und fand 1876 die erste Verbrennung statt. Jetzt bestehen in Mailand und Lodi Krematorien und in ungefähr 20 Städten Gesellschaften, welche die Einführung der Leichenverbrennung anstreben. In der Schweiz bildete sich 1874 in Zürich die erste Gesellschaft mit gegenwärtig ca. 600 Mitgliedern. Seit 1877 ist die Verbrennung gesetzlich gestattet. In Deutschland wurde 1873 das erste Krematorium in Dresden errichtet, seit 1878 besteht ein solches in Gotha. In Berlin existirt eine, aber nur sehr wenig thätige Gesellschaft. In Frankreich werden nach früheren mißglückten Versuchen seit 1877 lebhafte Anstrengungen gemacht, die Idee zu verwirklichen; bisher ist dieß gesetzlich nicht zulässig. Auch in Belgien besteht seit 1872 ein Verein, hat aber die gesetzliche Zulassung noch nicht erlangen können. In England bildete sich 1874 eine Gesellschaft, die 1875 ein Krematorium erbaute, aber nicht die Erlaubniß erhielt, dasselbe praktisch zu verwerthen. In Holland wird bisher ebenfalls für die Leichenverbrennung ohne Erfolg gekämpft, das Gleiche gilt von Oesterreich. Dänemark dagegen besitzt in Kopenhagen eine Leichenverbrennungsgesellschaft, welche bereits über 1000 Mitglieder zählt. In den übrigen europäischen Ländern hat die Idee der Leichenverbrennung noch keinen Eingang gefunden; in außereuropäischen nur in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo bisher aber auch nur 18 Verbrennungen zu verzeichnen sind. Erwähnt sei noch, daß Papst Pius IX. auf eine Anfrage, ob religiöse Bedenken gegen die Leichenverbrennung sprächen, antwortete: „Nur die Tradition: Christus wurde begraben; wir Anderen halten es für unsere Pflicht, diesem Beispiele nachzuahmen."

Feste und Versammlungen.

— **Die Generalversammlung des deutschen Fröbelverbandes wird** vom 1.—4. August in Rudolstadt abgehalten.

— **Der deutsche Aerztetag fand am 30. Juni in Nürnberg statt.** 84 Delegirte und 113 andere Theilnehmer waren anwesend. Die nächste Versammlung findet in Berlin statt.

— **Der deutsche Schriftstellertag wird vom 9.—11. September** in Braunschweig stattfinden.

Sport.

— **Künstlich hergestellte Tauben, welche bei den Taubenschießen** ganz gut an Stelle der lebenden verwendet werden können, wurden schon vor einiger Zeit in Amerika erfunden. Diese Surrogate werden aus gebranntem Thon hergestellt und aus einem Kästchen durch einen Mechanismus in Bewegung gesetzt, welcher es gestattet, ihrem Fluge die nöthigen Abweichungen in horizontaler, wie auch in vertikaler Richtung zu geben. Auch in England wurden schon seit einigen Monaten privatim Experimente mit dieser humanen Erfindung angestellt, welche allgemein befriedigten. Man erwartet nun in England, daß auch der „Gun Club" sein Urtheil über die neue Erfindung abgibt, welche, wenn sie sich bewährt, gewiß von allen Seiten auf das Freudigste begrüßt werden dürfte, wenigstens von allen wahren Thierfreunden, die dieser Scheußlichkeit ein Ende gemacht zu sehen wünschen.

Statistik.

— **Nicht weniger als 1341 Journale werden in der Seinehauptstadt** gelesen. In dieser imposanten Zeitungsarmee marschiren 209 Finanzblätter, 88 illustrirte Journale, 19 für schöne Künste, 10 für Eisenbahnwesen, 38 für Unterricht und Erziehung, 61 für Jurisprudenz, 30 für Literatur, 97 für Medizin, 17 für Militärwissenschaft, 81 für Moden, 53 politische Journale großen Formats, 18 politische Journale kleinen Formats, 64 katholische, 2 israelitische, 24 protestantische, 41 wissenschaftliche, 13 für Theater, 5 für Weinbau, 6 für Papeterie und 2 für Ehevermittlung. Der Rest vertheilt sich auf das Verwaltungs- und Annoncenwesen, auf die Aeronautik und andere praktische Zwecke. Eines der originellsten Journale aber hat seit Kurzem zu erscheinen aufgehört. Es nannte sich «l'Anti-concierge» und kämpfte gegen die Cerberusse der Portierloge, gegen die spezifisch parisische Plage der Concierges.

Denkmäler.

— **In Ruhla fand am 2. Juli die Einweihung der Denkmäler** des geistlichen Liederdichters Hartmann Schenk und des Volksdichters Ludwig Storch unter großen Feierlichkeiten statt. Die Festrede auf beide Dichter hielt Hofrath Dr. Alexander Ziegler, welcher sich um das Zustandekommen der beiden Denkmäler so hohe Verdienste erworben hat.

— **Am 30. Juni wurde in Schnaith im württembergischen** Remsthale das Denkmal des Liederkomponisten Friedrich Silcher unter entsprechenden Feierlichkeiten enthüllt. Das Zeichen der dankbaren Verehrung ist eine Gedenktafel in weichem Stein, halb erhaben ausgeführt, oben Silcher's Medaillonporträt, darunter die lorbeerbekränzte Leier mit der Inschrift: „In diesem Schulhause wurde am 27. Juni 1789 geboren Dr. Friedrich Silcher, Musikdirektor an der k. Universität in Tübingen, gestorben daselbst am 26. August 1860. Gewidmet von seinen Verehrern 1882." Die Tafel ist ein Werk des Bildhauers Dietelbach, welcher aus dem unweit Schnaith gelegenen Stetten gebürtig ist.

— **In Chinon ist am 2. Juli die Statue des großen Satirikers** Rabelais feierlich enthüllt worden.

— **Am 21. Juli findet in Eutin der hundertjährige Gedenktag** der Ankunft Joh. Heinrich Voß', des Dichters der „Luise", des Uebersetzers von Homer, Horaz u. s. w., statt, womit die Grundsteinlegung zu einem Denkmal für den Dichter verbunden wird.

— **In Genua fand die Feier der Enthüllung des Mazzini-**Denkmals auf der Piazza Corvetto am 22. Juni statt.

Gestorben.

— Lord Chesham, hervorragender Landwirth, am 26. Juni, 67 Jahre alt, auf Latimer.

— Germain de St. Pierre, Präsident der botanischen Gesellschaft von Frankreich, Verfasser des botanischen Lexikons, am 26. Juni, in Hyères.

— Dr. Nikolaus Friedreich, Professor der Pathologie an der Universität Heidelberg, 57 Jahre alt, am 7. Juli.

— Joseph Aloysius Hansom, der Erfinder des Hansom-Kab, 78 Jahre alt, in London.

Umschau auf dem Gebiete der Erfindungen.

Von

Arthur Gerson.

(Nachdruck verboten.)

V.

Mit derselben Zähigkeit und Regelmäßigkeit wie die bekannten unermüdlichen Seeschlangenerzählungen tauchen auch in den Tagesblättern in gewissen Zwischenräumen nebelhafte Berichte über neuerfundene Luftfahrzeuge auf, die nun endlich das vielbearbeitete Problem des „lenkbaren Ballons" gelöst haben sollen. Das Land und der Stand des Erfinders oder der Erfinder werden gewöhnlich von einem zum andern Male variirt, fast konstant bleibt aber die am Schlusse der Notiz in kurzen, orakelhaften Worten gegebene Beschreibung des neuen Wunderwerkes und die Bemerkung, daß das betreffende lenkbare Luftschiff nach glaubwürdigen Mittheilungen ganz vortrefflich funktioniren soll.

Wir haben es hier mit einer Mystifikation zu thun, die unendlich weniger harmlos als diejenige mit der erwähnten Seeschlange ist. Es ist ja bekannt, daß der großen Masse die an sich unwahrscheinlichsten Sachen häufig gerade am glaubwürdigsten erscheinen, und darf dieß im vorliegenden Falle um so weniger überraschen, als der Gegenstand, um den es sich handelt, auch von Seiten der strengsten Wissenschaft keineswegs als etwas Unmögliches hingestellt werden kann. Dazu kommt noch, daß die ganzen Aufgaben der Luftschifffahrt keinem in Künsten und Gewerben bisher schon bestehenden Ressort so eigentlich zugetheilt werden können, und so fühlen sich bei dieser Frage die Grübler aller Stände, Gewerbe, Wissens- (und Nichtwissens-) Gebiete durchaus kompetent, um bahnbrechend vorzugehen.

„Die Sache ist ja auch wirklich gar zu einfach und es ist ein Wunder, daß man nicht schon längst darauf gekommen ist," sagen sich sofort Viele, die durch den Bericht des muthigen Zeitungsreporters entweder in einer längst vorhandenen eigenen unklaren Idee bestärkt oder zu einer solchen geführt wurden. „Es wird nun höchste Zeit, daß wir unser eigenes Projekt zur Vollendung bringen, damit wir nicht von anderer Seite — in des Wortes wahrer Bedeutung — überflügelt werden."

Noch immer erträglich läuft die Sache ab, wenn der luftige Projektenmacher jetzt nur auf einem oder mehreren großen Bogen Papiers Ballons mit neuen, wahrhaft grauenerregenden Formen, die bald an riesige Cigarren oder Pilze, bald an sagenhafte Drachengebilde erinnern, entstehen läßt und dieselben nach Geschmack und Belieben mit mehr oder weniger zahlreichen Segeln, Rudern, Schrauben, Flügeln ꝛc. armirt. Der betreffende Herr käme wirklich manchmal in Verlegenheit, wenn er auch nur oberflächlich beweisen sollte, warum er bei seinem Luftschiff an dieser Stelle Flügel und an jener Schaufelräder anwendet und nicht gerade die umgekehrte Anordnung trifft. Doch, wie gesagt, die Sache pflegt noch immer glimpflich abzugehen, wenn Alles hübsch fein auf dem Papiere bleibt. Der Betreffende wird zwar für einige Zeit den Pflichten seines Berufes entzogen sein, ist aber das Projekt erst richtig zu Papier gebracht, dann ist doch bei ihm die Brauchbarkeit für gewöhnliche praktische Dinge meist wieder vollkommener hergestellt, als wenn die Erfindung mit all' ihren Genialitäten lediglich im Gehirn aufgestapelt geblieben wäre und dort den vielleicht nicht zu verschwenderisch vorhandenen Raum unnöthig beengte. Man kann ja auch einen solchen wohlaufgezeichneten Entwurf theilnehmenden Freunden und Bekannten gelegentlich einmal zeigen und im Vertrauen die großen Vorzüge und die gesammte sinnreiche Einrichtung ausführlich auseinandersetzen. Es wird sich dann Niemand mehr wundern, wie sehr man es bedauern muß, einiger lumpigen fehlenden tausend Mark wegen, oder auch, da man selbst nicht dazu im Stande, aus Mangel an einem tüchtigen Konstrukteur, der so Großes praktisch auszuführen befähigt wäre, noch immer die Schaffung dieses unfehlbaren lenkbaren Luftschiffes im Original nicht beginnen zu können.

Wehe, wehe aber, wenn diese segenbringenden Hindernisse nicht in gehöriger Weise sich geltend machen und zur praktischen Ausführung der unsterblichen Luftschiffidee mit dem Aufgebot aller pekuniären Mittel und der Hintansetzung aller, oft schwerwiegendster Interessen geschritten wird. Wie von einem Spielteufel kann man auch von einem Erfindungsteufel sprechen, dessen Krallen nicht weniger tief schlagen und vor Allem nicht weniger fest halten. Gerade die Idee des lenkbaren Luftschiffes, des Fliegens, um es trivial auszudrücken, war von jeher einer seiner Hauptköder, dessen Wirkung zu den nachhaltigsten gehörte. War unter den unsäglichsten Opfern an Geld, Zeit und Mühe endlich der meist sehr kostspielige Mechanismus fertiggestellt und äußerte er keine der von ihm erwarteten Wirkungen, so meinte der Erfinder zunächst wohl: wie er sich gleich gedacht, müsse er noch einige Kleinigkeiten abändern. Mit erneuten Opfern und Entbehrungen wurden auch diese Kleinigkeiten geändert und es blieb natürlich Alles beim Alten, bis auf weitere als nothwendig hervortretende Modifikationen in der Konstruktion, die dann, ohne in der Unbrauchbarkeit des Erfundenen das Geringste zu ändern, schließlich auch noch vorgenommen und so lange in unendlicher Folge fortgesetzt wurden, bis Erschöpfung und Ruin des Erfinders in jeder Gestalt und Art dem Ganzen ein Ziel setzten.

Statt durch die lügenhaften und vermöge ihrer vagen Form besonders anreizenden Mittheilungen von den nun endlich erfundenen steuerbaren Luftfahrzeugen das oben geschilderte Uebel wesentlich zu verschlimmern, könnten die betreffenden Berichterstatter durch gelegentliche, populär gehaltene Auseinandersetzungen aller Verhältnisse und Bedingungen, wie sie nach neueren Untersuchungen für das Befahren des Luftmeeres obwalten, wesentlich dazu beitragen, wenn auch nicht alle, so doch zahlreiche Projektenmacher, Grübler und Tüftelköpfe von Irrwegen auf diesem Gebiete abzulenken und fernzuhalten.

Für den im Grunde ja wissenschaftlich trockenen Kern würde schon leicht eine ansprechende Außenform zu finden sein, ja es ließe sich versuchen, ob nicht ein besonderes Luftschifferfinderbrevier in leichtfaßlichen Versen à la Busch abgefaßt werden und vielleicht mit

„Aufzusteigen ist nicht schwer,
Richtig lenken schon viel mehr ..."

eingeleitet werden könnte. Dann müßte freilich weiterhin schon ein ernsterer Ton angeschlagen und beispielsweise darauf aufmerksam gemacht werden, welche enormen Kraftzuschüsse uns noch zuertheilt werden müßten und welche Uebung und Geschicklichkeit wir uns noch anzueignen hätten, um nur wie ein kaum flügge gewordener Vogel fliegen zu können, selbst wenn uns ein Paar brauchbare, unseren Körperverhältnissen durchaus entsprechende und angemessene Flügel fertig geliefert würden. Weit bedeutender wird dieser Kraftbedarf noch, wenn wir statt unseres Körpers den beträchtlich voluminöseren Ballon oder etwas Aehnliches fortbewegen wollten, weil dann der Luftwiderstand in entsprechendem Maße zunehmen müßte. Die verhältnißmäßige Vergrößerung der Flugwerkzeuge würde nun keine Schwierigkeit bieten, wohl aber die Beschaffung der nöthigen Betriebskraft zur Bewegung derselben, da alle bisher bekannten Motoren ein viel zu großes Eigengewicht mit der hier nothwendigen Kraftkapazität verbinden. Hierin, in der Beschaffung eines geeigneten Motors, ist also der wahre Angriffspunkt für alle Vervollkommnungen der Flugtechnik zu suchen, und es kann heute noch ganz unerörtert bleiben, welche Organe einmal am zweckmäßigsten durch den einstweilen noch gar nicht vorhandenen geeigneten Kraftspender zur Fortbewegung im Luftmeer zu benützen sind.

Ebensoviel Sorge wie hier das Aufsteigen und wohl noch mehr bereitet uns auch in manchen Fällen das glückliche Zurerdeniederkommen. Vorrichtungen hiefür, an Wohnhäusern angebracht, werden im Fall einer Feuersgefahr für die Bewohner höherer Stockwerke von unberechenbarem Nutzen sein, wenn sie so eingerichtet sind, daß sie leicht und sicher von Jedermann, auch von Frauen und Kindern, benützt werden können. Hanf- oder Drahtseile mit Klemmstücken zum bequemeren Niedergleiten sind doch in erster Linie nur von Männern zur Rettung ihrer Person und Anderer, die sie mit einem freien Arm festhalten und tragen, zu verwenden. Zweckmäßiger erscheint die Benützung einer endlosen Leiter, aus Drahtseil oder Gelenkstücken zusammengesetzt, wie sie in einem neueren amerikanischen Patente zu diesem Zwecke Anwendung findet. Durch besonderes Sperrwerk ist die Einrichtung getroffen, daß die Bewegung der Leiter nur in einer Richtung erfolgen kann und eine Bremse sorgt dafür, daß die Geschwindigkeit der Bewegung stets eine angemessene bleibt.

Die Jubelstadt in Franken.

Würzburg.

(Hiezu das Bild S. 840.)

Am 2. Januar 1882 waren es dreihundert Jahre, seit Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn, einer der größten Bischöfe auf dem von St. Kilian gegründeten Bischofsstuhl, wie einer der bedeutendsten Herzoge zu Franken, die Universität Würzburg — seine alma Julia — eröffnete; und dieses für die Entwicklung der Stadt Würzburg wie für die Gesittung und Bildung ganz Frankens denkwürdige Ereigniß schickt sich die Musenstadt soeben an, in würdiger und pompöser Weise zu feiern. Diese Feier mag auch uns Anlaß geben, einen Ausflug nach Würzburg zu machen. Vielleicht wecken wir damit süße Erinnerungen — der alte Philister schmachtet vergebens nach dem Fenster, das vor fünfzig Jahren ein goldiger Lockenkopf belebte; jener Lockenkopf, ja sogar das Fenster mit dem rundgebauschten Gitter sind verschwunden, ein Prachtbau steht an jener Stelle, doch auch heute noch werfen uns liebliche Mädchengesichter schelmische Aeuglein zu — vielleicht locken uns die Rebengehänge des Maines oder der perlende Schaumwein, vielleicht der Durst nach Wissenschaft, den wir hier im gottgeweihten Haine stillen können. Auf fünf Seiten laufen die Schienenwege zusammen; wir können vom Badischen (Lauda—Heidelberg), von München, Nürnberg, Bamberg und Aschaffenburg aus auf der Eisenbahn unser Ziel erreichen. Würzburg liegt in einem engen Thal, das der Main genau von Süden nach Norden durchfließt. Er bespült auf beiden Seiten ungefähr 170 Meter hohe Kalkberge, deren Abhänge vollständig mit Reben bepflanzt sind, und welche, besonders nach Süden zu gelegen, die köstlichen Frankenweine erzeugen, deren edelste Sorten die Tafeln der Kaiser und Fürsten zieren.

Würzburg hat eine alte Geschichte und reiche Mythe; um die Abstammung des Namens sind schon Bücher geschrieben, in denen natürlich überall etwas Anderes haarscharf bewiesen ist, und wenige Städte Deutschlands wird es geben, welche das Datum

ihrer Gründung so genau kennen, wie es der berühmte Mathematiker Goldmayer im Jahre 1645 von Würzburg ausgerechnet hat. Nach ihm wurde die Stadt „3782 Jahre nach Erschaffung der Welt, also drei Jahre vor Christi Geburt, am Donnerstag den 27. Februar um 11 Uhr 33 Minuten" gegründet.

Thatsache ist aber, daß es heute besteht, über 51,000 Einwohner beherbergt — vor zwei Jahren wurde zur großen Freude des hohen Rathes das fünfzigtausend und erste Knäblein geboren — und durch sein mildes Klima, seine edlen Weine, seine herrlichen Baudenkmäler, seine reizenden Anlagen, seine allen Anforderungen der üppigen Neuzeit entsprechenden Neubauten und — last not least — seinen berühmten Doktoren jährlich Tausende von Fremden zum Besuche anzieht.

Würzburg ist beherrscht von dem am linken Mainufer als Kalkkegel ansteigenden Marienberg und der darauf erbauten Festung, welche vom Jahre 1250 bis in das achtzehnte Jahrhundert zugleich Residenz der Fürstbischöfe und Herzoge zu Franken war. Bis zum Jahre 1866 war die Stadt mit starken Mauern und Thürmen umgeben, nur vier Thore gewährten Einlaß in die Stadt, welche in diese Mauern eng zusammengedrängt und von der übrigen Welt abgeschlossen war, so daß eine Ausdehnung unmöglich erschien und thatsächlich auch war. Vor hundert Jahren zählte Würzburg schon über 18,000 Einwohner, vor fünfzig Jahren 21,000 und im Jahre 1866 ungefähr 30,000. Erst als die Festungseigenschaft aufgehoben wurde, die Geister der Neuzeit die Mauern durchbrachen und die Thore fielen, entwickelte sich der Ort rasch zu einer blühenden, modernen und betriebsamen Stadt, welche nicht bloß politisch, sondern auch in geistiger und volkswirthschaftlicher Hinsicht der Mittelpunkt des Regierungsbezirkes Unterfranken war und blieb. Auch heute noch beherrscht der Festungsberg die Stadt, aber nicht mehr mit seinen Kanonen, sondern mit seinem Weine; denn an der südlichen und östlichen Abdachung wächst der weitberühmte, köstliche Leisten- und Schloßbergwein, welcher zum edelsten deutschen Rebenblut gerechnet wird und schon aus dem neunten Jahrhundert berühmte Ahnen aufzuweisen hat.

Südlich vom Schloßberge, durch den Kühbachsgrund getrennt, erhebt sich der Nikolausberg, ein Bedeutendes höher als die Festung, was auch der Hauptgrund zur Aufhebung der Festungseigenschaft war, denn von hier aus gelang es 1866 den Preußen leicht, die Festung in Brand zu schießen. In halber Höhe am Nikolausberg steht ein Kapuzinerkloster mit Kirche, dem „Käppele". Eine herrliche Aussicht auf die Stadt, das obere Mainthal, im Hintergrund den Gebirgsrücken des Steigerwaldes, gegenüber die Festung, lohnt den auf Terrassen mit lebensgroßen Leidensstationsgruppen von Wagner geschmückten und von üppigen Kastanien beschatteten Weg.

In der Stadt ist es vor Allem die Residenz, welche unsere Aufmerksamkeit fesselt. Von drei kunstliebenden Fürstbischöfen in den Jahren 1720—1744 nach Plänen des Artilleriehauptmanns Neumann begonnen und von dem französischen Architekten Boffrand vollendet, ist sie eines der schönsten Bauwerke in Deutschland aus der Zopfzeit im neu-italienisch-französischen Style. Perlen der Kunst sind der Treppenbau mit Fresken von Piepolo und der Spiegelsaal im ersten Stocke. Der großartige Eindruck der Hauptfassade wird durch den über 200,000 Quadratfuß großen Platz vor der Residenz noch erhöht, dessen gebirgiges Pflaster im Sommer, „wenn der Wein kocht", die Stiefelsohlen verbrennt. Um die Residenz zieht sich an den anderen drei Seiten der Hofgarten mit seinen künstlichen Blumenrabatten, springenden Gewässern, schattigen Plätzchen und Laubgängen, neckischen Statuen, und auf dem Walle um die Residenz, der hier in seiner Ursprünglichkeit erhalten bleiben muß und späteren Geschlechtern ein Bild des alten Würzburg zeigen wird, liebliche Aussicht auf die Stadt und die Berge. Unter der Residenz birgt der weltberühmte Hofkeller die Ernte des „Leisten", dessen Lage wir oben an der Festung kennen gelernt haben, und des „Stein", der an dem im Osten der Stadt hinziehenden Bergrücken, dem Steinberg, gedeiht. Ueber zweihundert Fässer, darunter eines, das an Umfang mit dem Heidelberger Fasse wetteifert, vermögen bei vollem Herbste an 30,000 Eimer Wein zu bergen. Von Kirchen ist besonders die reizend im gothischen Style erhaltene Marienkapelle mit Apostelfiguren von Riemenschneider, dann der Dom, Stift Haug und Neumünster zu erwähnen. In letzter Kirche ruhen die Gebeine des Patrons von Franken, des heiligen Kilian, und in einer Nische erinnert ein Denkmal an den großen Minnesänger Walther von der Vogelweide, welcher in Würzburg geboren und wahrscheinlich hier gestorben ist, jedenfalls unter einer Linde in dem vom Kreuzgang des Stifts umschlossenen Garten einst gesungen hat. Neben der Residenz ist es das Juliusspital und die Universität, welche besonders in diesen Festtagen unsere Aufmerksamkeit erwecken. Das Juliusspital, vom Fürstbischof Julius im Jahre 1576 nach vielen Zwistigkeiten mit dem Domkapitel gegründet, ist eines der größten Spitäler Deutschlands, verpflegt täglich an 700 Personen und hat ein Vermögen von über 8 Millionen Mark. Ihm verdankt die medizinische Fakultät in Würzburg hauptsächlich ihren Weltruf. Die Universität ist von ungefähr tausend Hörern jährlich besucht, darunter über die Hälfte Mediziner, weßhalb auch jeder fremde Mensch in Würzburg mit „Herr Doktor" angesprochen wird; nahezu zwei Dritttheile der Studenten sind Nichtbayern.

Im Jahre 1817 wurde die Universität von König Maximilian I. von Bayern reorganisirt und in neuester Zeit hat der Staat große Mittel aufgewendet, um durch neue Einrichtungen, Erweiterungen und Neubauten — fast ein ganzes Viertel in der Ringstraße ist diesem Zweck gewidmet — den Glanz der Julius-Maximilians-Hochschule zu erhalten. Leider haben politische Parteikämpfe eine finanzielle Unterstützung der dritten Centenalfeier aus Staatsmitteln abgelehnt, damit aber nur den Lokalpatriotismus zur regsten Betheiligung angespornt. In der Hauptverkehrsstraße, der Domstraße, befindet sich auch das Polizeigebäude und der Sitz der Stadtverwaltung mit dem Grafen Eckarts-Thurm, einst dem Vizegrafen des Burggrafen von Würzburg, dem bischöflichen Schultheißen Grafen Eckart gehörig. Die Hauptgebäude des Magistrats liegen rückwärts gegen den Viktualienmarkt zu.

Die beiden Stadttheile links und rechts des Mains verbinde vorläufig nur eine im Jahre 1474 begonnene steinerne Brücke, welche theilweise aus Ablaßgefällen erbaut wurde. Vierzehn Heiligenbilder in den Rondellen der Pfeiler haben längst durch die Art ihrer Stellungen dem Volkswitz Anlaß zu ungereimten Bemerkungen gegeben. In nicht langer Zeit wird eine, vielleicht werden auch zwei weitere Brücken den Verkehr zwischen dem linken und rechten Mainufer vermitteln, wenn deutsche Gründlichkeit über die Vorfragen glücklich hinübergekommen ist. Würzburg hat nicht bloß an Raum und Einwohnern so erheblich zugenommen, auch Industrie und Gewerbe haben es „trotz der schlechten Zeiten" zu einer der ersten Städte Bayerns gehoben, und die Nürnberger Landesausstellung gibt soeben glänzendes Zeugniß von dem Fleiße und der Bedeutung Würzburgs. Kunstwolle-, Tabak- und Chokoladefabriken exportiren ihre Produkte bis über's Meer, und die Wagenfabrik von Nöll läßt ihre Tramwaywagen vorläufig noch in anderen Ländern und Städten fahren, bis auch Würzburg seine Pferdeeisenbahn besitzen wird, was jedenfalls nur eine Frage der nächsten Zeit ist. In der Nähe der Stadt befindet sich die Schnellpressenfabrik von König & Bauer, deren voriger Chef das Standbild Gutenberg's in Frankfurt a. M. ziert. Für Musik wird fast Unmögliches geleistet. Wie jeder dritte junge Mann ein „Doktor", so ist jedes dritte Mädchen eine Musikschülerin, und wie der Student sein Pflaster auf der Nase hat und seinen Hund an der Leine führt, so trägt die junge Künstlerin ihre „Musikmappe" in stolzem Selbstgefühl an der Seite und erheitert zu Hause sich, die Ihrigen und die ganze Nachbarschaft neben, unter und über ihr mit „Etüden". Für Vergnügen ist stets ausreichend gesorgt; sagt ja das Sprüchwort von den Würzburger Mädchen: „Lieber nix ess' und nix trink', aber tanz'"; und nicht bloß die Mädchen, die ganze Gesellschaft ist den Freuden dieser Welt sehr zugethan, wozu die Gesellschaft „Harmonie", vielleicht eine der ersten Deutschlands, durch Lesezimmer, Bälle und Konzerte reiche Gelegenheit bietet; doch die junge Welt, besonders weiblichen Geschlechts, beherrscht der Student; je flotter — soweit es die hohe Polizei erlaubt und die ist gut — desto lieber ist er gesehen, und die Folgen davon sind, daß wir am ganzen Rhein hinunter sehr vielen „Frau Doktorinnen" aus Würzburg begegnen, die wir alle zum nächsten Festbesuche schon heute recht herzlich willkommen heißen. Doch nicht bloß diese, alle verehrten Leser laden wir ein, diese gastliche Stadt zu besuchen; der in den wohlverdienten, und von den Nachmännern so sehnlichst herbeigewünschten, Ruhestand versetzte Bureaukrat kann in den reizenden Glacisanlagen seinen anderthalbstündigen „Lauf" machen, der rüstige Geschäftsmann findet in den Fabriken, in den Comptoirs und im geselligen Vereine (Bürgerverein) Belehrung und Erholung; die älteren Damen können den Kaffee in den üppig blühenden und bestverleumdeten Kränzchen schlürfen, und die jungen Evchen — nun, die können hier Alles finden, was das Herz begehrt, wenn — nun, wenn sie es nicht anders haben wollen.

W. B.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Das folgende treffliche Problem entnehmen wir Brentano's "Cheßmonthly".

Aufgabe Nro. 187.

Von J. G. Nix.

Schwarz.

	A	B	C	D	E	F	G	H
8								
7		♗		♖				
6		♟			♟			
5		♔			♟			
4		♘			♟	♚		
3					♙			
2								
1							♕	

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 182:

Weiß.	Schwarz.
1) D. A 6 — C 8	1) Beliebig.
2) D., T. oder S. setzt Matt.	

Schachbriefwechsel.

Hrn. Hauptm. v. L. in Ludwigslust. In Nro. 183 wird 1) T. A 2 — D 2 durch K. F 5 — F 4 widerlegt. — B. B. in Kiew. In Nro. 180 setzt nach 1) S. A 4 n. C 5, S. E 6 n. C 5; 2) D. B 7 — D 5 nicht Matt — J. L. in Allenstein. Lesen Sie denn unsere Lösungen nicht? In Nro. 165 folgt auf 1) D. H 6 — F 8, D 7 — D 6; 2) D. F 8 — E 8 und setzt im nächsten Zuge Matt. — O. T. in Hamburg. Nro. 179—182 R. In Nro. 183 wird 1) T. A 2 — G 2, K. F 5 — E 5; 2) L. C 1 — E 3 durch D 6 — D 5 widerlegt. — O. v. Z. in Zwodin. In Nro. 178 scheitert 1) D. H 3 — F 3 an S. B 2 — D 3 †. In Nro. 179 ist nach 1) D. C 8 — E 6 †, K. E 4 — D 3; 2) T. H 3 — H 2 Schwarz patt gesetzt. Damit ist auch Ihre Bemerkung zu Nro. 176 erledigt. Die von Ihnen gewünschte Auskunft ertheilt: „Kleines Lehrbuch des Schachspiels von Jean Dufresne, Leipzig, Verlag von Ph. Reclam". Preis 1 Mark.

Zur Aufgabe Nro. 182. Dieselbe läßt eine zweite Lösung durch 1) S. G 5 n. F 3 † zu. Frl. M. v. H. in Jablonowo, Dr. B. in Wolfenbüttel und E. G. in Neugersdorf. Dagegen würde 1) D. A 6 — D 3 durch D. D 7 — C 6 widerlegt.

Kartenspiele.

(Redigirt von A. Hertefeld.)

Auflösung der Aufgabe Nro. 38:

Skat.

Ich spielte, um ganz sicher (?) zu gehen (natürlich um Schneider zu machen), — Eichel klein, Mittelhand gibt Grün-Aß zu, Hinterhand nimmt mit der Dame, spielt Aß und Zehne nach, die Mittelhand wimmelt und in den drei Stichen hatten die Gegner 60 Points, das Maximum, was bei der ungünstigsten Sitzung und Vertheilung der Karten möglich war.

1. Stich: Eichel-Sieben — Grün-Aß — Eichel-Dame . . . . = 14 Points.
2. Stich: Eichel-Aß — Schellen-Aß — Eichel-Acht . . . . . = 22 „
3. Stich: Eichel-Zehne — Grün- oder Schellen-Zehne — Eichel-König . . . . = 24 „

Summa: 60 Points.

Lehre: Mit einem sichern Spiel in der Hand soll man sich nicht auf Künsteleien einlassen, namentlich wenn der Ausgang bei den drei Eicheln ein so unsicherer ist. Sowie Eichel-Aß und -Zehne in einer Hand, ist der Schneider nur möglich, wenn Dame und Neune in der andern Hand sind. Auf eine solche Annahme zu bauen, wäre aber mehr als hazardiren.

Spiel-Briefwechsel.

Hrn. Jul. H... in Moskau. Besten Dank!

A. B. in M. Wie können Sie bei dem Spiel an etwas Anderes, als an Grand denken? Der Solo kann prächtig verloren werden, während Grand-Schneider unverlierbar ist. Ihr Freund spielte schon richtig.

Whistklub in Concepcion (Chile). Lösung richtig! Wir senden Ihnen den Gruß der Heimat.

C. K. in Wittenberg. Besten Dank.

Dr. O. Sch. in Moskau, später in Sangerhausen. Vom Schellenkönig kann doch nie die Rede sein. Schellen bleibt für den Fall, daß die grüne Zehne abgestochen wird und der König oder die rothe Zehne nicht fällt, die Rettung in der Roth. Bei vier Roth in der Hand ist die Chance, daß die Zehne blank sitzt, nicht so klein. Bei Ihnen muß Grün durchgehen und der König fallen, also auch zwei Eventualitäten und nicht eine, ohne Reserve für einen Fehlschlag. Wir halten daher unsere Lösung trotz dreier Eventualitäten für korrekter. Wir sagen in der Einheit: die Sechse rc. und nicht die Sechsen. Sonst besten Dank!

Hrn. Adv. J. Sch. in Mitau. Besten Dank!

Sekundaner N. N. in Köln. Die Aufgabe ist sehr leicht, eigentlich zu leicht. Ihre Auflösung ist aber nicht richtig, denn hienach verliert Spieler nur dadurch, daß er zweimal von vorn schneidet. Sobald er einmal die „Zehne" einsetzt, ist das Spiel gewonnen. — Auch supponiren Sie falsches Spiel, denn in Solo zweimal vom Aß den König fortspielen, ist nicht korrekt. Die Sache wäre aber leicht richtig zu stellen. Sie sehen, daß es nicht so leicht ist, Aufgaben zusammenzubringen.

N. Dr. Besten Dank. Wir werden die Aufgabe bringen, obgleich wir fürchten, daß Preference wenig Anhänger besitzt.

Richtige Lösungen sandten ein: die Herren L. R. Kühn in Schönebeck. M. Riese jun. in Danzig. Albert Kühn in Köln. Skatgesellschaft Wohlgemuth in Berlin. D. S. in Lübeck. Hans in Karlsruhe. Carl Buns in San Franzisko. H. Balz in Geyer. B. Sab.. (unleserlich). Junge Sachsen-Altenburger. Major Graf B. in Berlin. Eichbaum in Danzig. Frl. Lieschen Wohlhuth in Wien. „Immer geschnitten" in Kassel. R. Pöttke in Anklam. Lüboe in Amsterdam. T. F. in Berlin. Abonnent (unleserlich) in holländ. Indien. (1. Poststempel unleserlich, 2. Poststempel Weltevreden.) Cladill und Krokofant, Oberprimaner. Dr. C. E. und R. K. in Leipzig. Karl S. Gl...mann in Dresden. Feodor Richter in Helmstadt. Hölscher in Attendorn. C. in Landshut-Neumark. Hugo Grünthal in Gleiwitz. C. Heinrich in Werder bei Potsdam. Harms up St. Pauli. (Besten Dank!) Ein Bieronkel in Korbach. E. Vetterlein in Werdau. Oberjäger Richter und Klahr in Naumburg a. d. S. Lieuten. Marius in Rawitsch. G. S. in C. Karl Vogel in Gohlis. Vulgo in Weimar.

Räthsel.

Reiche mir die Erste,
Ich geb' dir die Zweite,
Dann hast du das Ganze.

Auflösung des Rösselsprungs Nro. 13:

Mir sagt's mein Herz, ich glaub's, und fühle, was ich glaube.
Die Hand, die uns durch dieses Dunkel führt,
Läßt uns dem Elend nicht zum Raube,
Und wenn die Hoffnung auch den Ankergrund verliert,
So laßt uns fest an diesem Glauben halten:
Ein einz'ger Augenblick kann Alles umgestalten.

Bilderräthsel 42.

NAVI.GETE.SINE.NASO.L.
ALA.VINI.FDRERO.ANADE
TIS.PRO.PER.MAXIMAINENI
DASOLAMEN.TABELLI.N IRE
NA.L.TENTAGEN.GEN.VIS
MIRA.LEVE I LEGET

Auflösung des Bilderräthsels 40:

Imperator.

Briefmappe.

Hrn. T. in Nordschleswig. A. Möller, Waschanstaltbesitzer in Ricklingen, hat in einem Schriftchen: „Die Wäscherei der Hausfrau“, auf Grund praktischer Erfahrungen Rathschläge auch über Wäschesteifen gegeben.

Mehrjährige Abonnentin in Berlin. Das Panamaholz wird am Tag vor der Wäsche in kleinen Stücken in das Waschwasser gelegt. — Einen Ort, wie Sie ihn wünschen, kann Ihnen doch wohl Ihr Arzt am besten bezeichnen.

Rathlose Wittwe in Z. 1. Es ist das nicht gerade die Schule des Bibliothekars und Redakteurs. Lassen Sie ihn eine Zeitlang in einer Antiquariatsbuchhandlung und in einer Lokalblattredaktion fungiren. 2. Im Stuttgarter Polytechnikum. Die Vorschriften können Sie durch den Vorstand der Anstalt erhalten. 3. Erwiederung in allen drei Fällen nöthig.

Abonnent im Auslande. Sigmund v. Ilanor, Südliche klimatische Kurorte, Wien, Braumüller; und Feyerabend, Die klimatischen Kurorte der Schweiz, ebendaselbst, werden Ihnen reichliche Auskunft bieten.

Hrn. Ing. C. D. in Bell. Die Viola da gamba oder Kniegeige ist eine dem Violoncell ähnliche Art von Bogeninstrument. Sie wurde unter den fahrenden Musikanten früher kurz Viola genannt, während die eigentliche Viola, die Armgeige, ein anderes Instrument ist.

Poesieliebende in England. Helene Ziller und Andere theilen uns mit, daß das Gedicht: „Die drei Schwestern“, von der Herzogin Helene von Orleans ist und von unserer Fragerin nicht ganz richtig zitirt sei. „An meiner Rechten führt' ich meinen Goethe, und meinen Schiller trug ich in der Brust.“ Aus England kommt uns dagegen die Mittheilung zu, es sei dem Gedichte „Die drei Musen“ von Mosenthal entnommen. Wer hat nun den Gedanken dem Andern entlehnt, die Herzogin von Orleans Mosenthal oder umgekehrt? Es ist jedenfalls ein merkwürdiges Zusammentreffen.

Abonnentin in Bath. Ein absolut sicheres Mittel gegen die Seekrankheit gibt es wohl nicht. Wir haben einen Russen gekannt, der sich durch Rauchen von starken Cigarren davor schützte, was gewiß nicht bei Vielen verfangen würde. Das Beste soll ein gutes Stück warmen Fleisches und ein Glas schweren Weines sein. Neuerdings ist auch Pepsin empfohlen worden.

Hrn. S. in O. Wenden Sie sich an das Militär.-liter. Bureau von Pavel in Berlin und bezüglich des überseeischen Platzes an Hrn. O. Arent in Hamburg.

Junger Abonnent in Chemnitz. Man hat früher häufig Versandt geschrieben, doch meist Versand.

J. K. in P. Man wird in Ihrem Fall doch wohl nicht sagen können, daß Sie das Pferd kennen, es wäre immerhin eine reservatio mentalis.

Hrn. S. ex R. Der Verfasser ist jedenfalls strafbar in seiner Staatsdienereigenschaft. Das Reichsgesetzbuch finden Sie in jeder Buchhandlung für ein paar Groschen. Die Erklärung des Wortes Backfisch ist noch nicht festgestellt: man gab an, weil die jungen Fische die besten zum Backen seien.

Hrn. O. Kr. in Hond. Für die Styleigenthümlichkeiten in anderen Büchern können wir nicht einstehen.

Vergißmeinnicht. Sie werden allein dadurch Arbeit erlangen, daß Sie sich an ein großes Quincailleriegeschäft in der nächsten größeren Stadt wenden: diese wissen, in welcher Fabrik von Porzellan, Fächern u. s. w. ein solcher Bedarf ist.

Glücklicher Bräutigam in H. Der Vers ist von Goethe.

Abonnent in Danzig. Sie ereifern sich unnöthig. Das Ganze ist ja Inserat, steht auch im Inseratentheil.

Alter Abonnent in Oberursel. Das ist in jedem Lande verschieden. Sogenannte Jagdkalender, in denen die Schonzeit der einzelnen jagdbaren Thiere auf einem Tableau angegeben ist, finden Sie in jeder Buchhandlung. Das Jagdlexikon von Riesenthal (Leipzig, Bibl. Inst.) gibt S. 397 u. f. die Schonzeit in den verschiedenen deutschen Ländern tabellarisch an. — Die Pensionen für Gemeine gehen von 30—6 Mark, diese bleibt auch in dem von Ihnen angeführten Falle.

Hrn. Bitt. L. in B. (Frankr.). Wenden Sie sich in dieser schwierigen Frage an das Militär.-liter. Bureau von G. Pavel in Berlin.

A. L. M. H. B. in Dürm. Lesen Sie die Mittheilung darüber in unseren heutigen Notizblättern.

Hrn. Anwalt P. in O. Zu Autographenmasse nehmen Sie 1 Theil Gelatine, 4 Th. Glycerin, 2 Th. Wasser, lösen diese drei Bestandtheile in einem Gefäße bei gelindem Feuer auf und gießen diese Masse in Blechkapseln von 1 Ctm. Höhe. Nach dem Erkalten ist die Masse fertig.

Hrn. B. St. in N. K. Wie kann ein Deutscher jetzt daran denken, nach Kairo gehen und sich dort niederlassen zu wollen? Damit sind Ihre Fragen hinfällig.

Hrn. C. Sch. in Würzb. Ihr Zweck wird nur durch eines der in allen größeren Städten befindlichen Annoncenbureaux zu erreichen sein.

Harald in Viborg. Zehn Fragen — das ist denn doch etwas zu viel auf einmal: Der Konsul für Chili, Hr. Krauß in Stuttgart. — Eine Zeitung, wie Sie sie wünschen, wird es kaum in Italien geben, wir haben wenigstens in unserem Verzeichnisse nichts gefunden. — Parolini, Scarabelli, Tami, de Amicis. — F. A. Brockhaus in Leipzig. — Vlacho's Elementargrammatik der neugr. Sprache, Lpz. 1876. Sophocles, Romaic or modern greek grammar, Lond. 1866.

Rosenknospe. An dich. Schreiben Sie ohne e, dann gehen Sie nicht fehl: eine Regel gibt es nicht. Poudre de Java — nein. Ein Mittel, das sicher hilft, gibt es nicht.

Hrn. W. Sch. in Stuttgart. Emmer lebte zuletzt in Australien, seine Sprüche werden gesammelt erscheinen.

Hrn. H. Sch. in Jena. Wir wissen keine Verkaufsgelegenheit, als die bekannten Freimarkenhandlungen.

Alter Abonnent. Ihre Frage kann Ihnen nur ein Advokat beantworten.

Merkur. Dem Religions- und Konfessionsverhältnisse einer Künstlerin haben wir nie nachgefragt; das Geburtsjahr erfährt man von einer solchen erst recht nicht.

Hrn. Th. Gr. in Bremen. Ueber dich. Ein Leser in Ulm verweist uns betreffs der Offiziersporen auf eine kais. Verordnung, wonach den berittenen Offizieren verboten ist, jemals ohne Sporen zu erscheinen, nur ist denselben gestattet, auf Bällen Tanzsporen zu tragen.

Hrn. Th. T. in Frankf. Ueber Schliemann's weitere Forschungen vergleichen Sie unsere Notizblätter. Sein Domizil ist Berlin.

Freih. v. G. in B. a. R. Sie haben ganz recht. Die Verfasserin ist ein und dieselbe, die ganze Dichtung aber vollständig umgearbeitet und erweitert, so daß das Erste nur als Rahmen betrachtet werden kann. Auch war das eine Ausnahme von der Regel.

Hrn. G. K. in Mülh. Motten entfernt man, indem man die Gegenstände, die sie angreifen, mit den Blüten des gemeinen Hanfes bestreut, nachdem diese getrocknet und zerrieben sind. Gegen den Federngeruch kennen wir kein Mittel.

Hrn. Fr. St. in Dux. Allerdings hat Schiller den Namen Waldstein in Wallenstein umgewandelt.

Hrn. Grafen P. in O. (Südam.). Als vorzügliche Firma für optische Instrumente sei Ihnen A. Krüß in Hamburg empfohlen.

Hrn. Dr. St. B. in Berlin. Die Genealogieen sind uns noch nicht zu Gesichte gekommen.

Frl. H. K. Wir können solche Einsendungen nicht bringen.

Abonnentin B. W. Die Association of German Governesses in England. London W. 16, Wyndham Place.

Hrn. N. C. in Brüssel. Wagner & Scherzer, Costarica. Leipz. 1856.

Hrn. Jos. E. in Lienz. Auch das genannte System ist zu empfehlen, wenn Sie Ausdauer besitzen.

Frl. Nanny J. in Krefeld. Da scheinen Sie sich doch in einem Irrthum zu befinden.

Hrn. Dr. W. Was würden Sie sagen, wenn wir Ihnen in ägyptischen Hieroglyphen schrieben?

Hrn. Paul K. in Wien. Nicht verwendbar für uns.

Isolata in Berlin. W. T—w. H. E. in Heidelberg. August M. in Magdeburg. W. U. in Elberfeld. Th. D. in Gleiwitz. Achtjähriger Abonnent in Berlin. W. M. in Ulm. Martin F. in Berlin. C. L. in Groß-W. Hedwig Kranz in Kassel. G. J. in Sudenburg. R. S. in Köln. A. S. in Berlin. Marie St—f. S. H. in Halle. Heinrich K. in Wien. Jeanne E. in Bonn. A. P. in Budapest. Co. in Br. Verf. von Abschied, Frühlingsode, von der Berka in G. S. Oskar G. in St. R. H. in Jassy. F. G. in Leipzig. E. R. in Paderb. Joseph P. in Graz. G. A. B. R. K. R. Günther W. in Frankf. J. G. O. in Bonn. L. Thg. in Mülhausen. O. R. in Marienburg. A. Z. R. Johann C. in Bonn. Ernst F. in Berlin. R. B. in Wien. C. B. in Aachen. Paul St. in Berlin. J. G. M. in Plauen. Albert B. in Frankf. J. E. in Greiz. Auflösung richtig.

Gesundheitspflege.

Frl. P. R. in B. Erwachsene werden sehr selten von den Masern befallen, trotzdem ist es nicht rathsam für eine Lehrerin, masernkranke Kinder zu besuchen, da der Ansteckungsstoff ein äußerst contagiöses, durch die Kleider dritter Personen auf andere Kinder übertragbares Gift ist.

Junge Italienerin in G. In einer unserer jüngsten Nummern hinreichend beantwortet!

Frl. Thekla S. in München. Die gewünschte Adresse lautet: J. H. Roth, Bergweg 11, Frankfurt a. M.

M. M. in M. Die Antwort, ob das fragliche Haarmittel schädliche Substanzen enthalte, kann nur nach genauer chemischer Untersuchung gegeben werden. Sie wenden sich daher besser an einen Chemiker.

Hrn. M. H. R. in Brooklyn. Das Vorhandensein oder Fehlen eines Herz- resp. Lungenleidens kann nur nach persönlicher ärztlicher Untersuchung konstatirt werden.

E. W. in San Franzisko. Auspressen der wurmförmigen Talgmassen aus der Hautoberfläche und Waschen der Haut mit Aqua Kummerfeldi hat sich schon vielfach gegen die lästigen Talgbildungen nützlich erwiesen.

Gerhard X. in Grabow. 1) Atropin ist ein starkes Gift und darf ausschließlich vom Arzte und nur persönlich bei einem Augenleidenden angewendet werden. 2) Auch Ihre zweite Frage erheischt persönliche ärztliche Untersuchung. 3) Sie werden sicher wieder ganz gesund werden!

Alter Abonnent in Berlin. Allerdings gibt es Heilmittel gegen das sogenannte „Podagra“. Dieselben richten sich nach der speziellen Natur des Leidens und können nicht auf dem Wege einer Korrespondenz verordnet werden.

Hrn. Fr. K. in Berlin. Ueber Haar- und Hautpflege haben wir in Nro. 18, Jahrg. 1881 dieser Blätter, Seite 350, einen ausführlichen Artikel mit vielen Abbildungen veröffentlicht und verweisen Sie, sowie alle anderen Haarleidenden auf jenen Aufsatz.

Hrn. A. Sch. in Luzern. 1) Zwei berühmte Fabriken für Krankenutensilien, insbesondere für Rollstühle, befinden sich in Heidelberg: Eduard Lipowsky und Fr. Fischer & Comp. 2) Daß eiserne Bettstellen auf das Nervensystem nachtheilig einwirken könnten, ist uns bis jetzt nicht bekannt geworden, daß aber sehr sensitive, nervöse Personen das Schlafen in metallenen Schlafstätten nicht vertragen können, ist wohl denkbar.

Hrn. Karl v. R., „Lieutenant“ in ? Ein „aktiver“ Offizier mit X-Beinen, die durch eine Operation geradegestellt werden sollen, das klingt uns doch etwas nebelhaft!

Hrn. F. S. in H. Institute für schwedische Heilgymnastik existiren in fast allen größeren Städten Deutschlands, so in Berlin, Hamburg, Bremen, Dresden, Wiesbaden, Frankfurt a. M. und an anderen Orten. **Dr. St.**

Redaktion: Dr. Edmund Zoller in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.



48. Band.
Vierundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1881—1882.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Die Jüngste.

Erzählung

von

Hans Wachenhusen.

I.

„Fünf heirathsfähige Töchter! Welch' ein Segen, und sie alle in vier Jahren geboren, weil darunter zwei Zwillingspaare!"

Das war so ungefähr der Gedanke eines Jeden, der an der Villa des Herrn von Waltersdorf vorüber ging und zur Abendzeit die fünf Elfengestalten im Garten oder auf der Terrasse sah. —

„Fünf heirathsfähige Töchter, wie sollen die alle an den Mann gebracht werden!"

Die Leute machten sich, wie das gewöhnlich geschieht, mehr Sorge um dieses Familienunglück, als Herr von Waltersdorf selbst. Seine Frau war längst gestorben, er hatte die Töchter durch gewissenhafte Gouvernanten und Lehrer heranbilden lassen, dann eine nach der andern in eine Pension nach Lausanne geschickt und sich auf diese Weise fünf Jahre hindurch Ruhe im Hause geschafft.

Während der Zeit hatte er, der Großgrundbesitzer gewesen, seine Güter aber nach dem Tode der Frau verkauft, sich seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Studium der Erdkunde, hingegeben. Von Karten und Atlanten umgeben reiste er vorzugsweise mit allen Forschern in das Innere von Afrika, und wußte in diesem besser Bescheid als mancher Reisende selbst — bis die Töchter eine nach der andern zurückkehrten und seiner häuslichen Ruhe ein Ende machten.

Auch er hatte es anfangs als ein Schicksal betrachtet, nicht einen einzigen Sohn zu haben, aber wie er jetzt alle die anmuthigen Wesen um sich sah, fand er die Sache nicht mehr so schlimm, obgleich den ganzen Tag hindurch gesungen und musizirt wurde, fast täglich irgend ein Zank zwischen ihnen zu schlichten, täglich Rechnungen von den Modemagazinen zu bezahlen waren, bald die Eine, bald die Andere in's Theater oder Konzert geführt, Einladungen ausgeschickt werden mußten 2c. Das Alles ward ihm zu einer angenehmen Zerstreuung. Nur wenn er fünf Töchter auf den Ball führen mußte, stöhnte er wohl heimlich beim Ankleiden; aber es war ihm doch ein Stolz, wenn er alle fünf so herrlich und schön in Toilette sah. — Die Villa Waltersdorf war natürlich bald ein Augenmerk der Offiziere der mitteldeutschen Residenz geworden; man wetteiferte, sich vorstellen zu lassen; man kam mit den ernstlichsten Absichten, und damit kein Konflikt unter den Kameraden entstehe, einigten sich diese hinsichts des Gegenstands ihrer Huldigungen unter den fünf Grazien.

Man wußte nämlich, daß Herr von Waltersdorf in seinem eisernen Geldschrank fünf Päckchen sortirt hatte, von denen jedes den Namen eines seiner Kinder trug. Das war die Mitgift in guten Papieren, von denen Waltersdorf halbjährlich die Coupons abschnitt.

Ein sechstes Päckchen war Derjenigen als Prämie bestimmt, die am längsten bei ihm bleiben würde. Außerdem bestimmte sein Testament, was für den Fall seines Todes geschehen solle, wenn er vor der Verheirathung der Mädchen sterben würde.

Jedes derselben war also eine gute Partie. Sie waren Alle mindestens hübsch, zwei von ihnen konnten sogar als Schönheiten gelten.

Sie waren Alle brünett, die beiden Schönsten aber hatten Haar von der glänzendsten Kastanien-



Campidello in Tyrol. Zeichnung von P. Skelton.

farbe. Sie waren Alle schlank gebaut und nur das Temperament machte die Eine vielleicht schlanker, ätherischer als die Andere, denn so viel Kinder, so viel verschiedene Charaktere gab es auch im Waltersdorf'schen Hause.

Und dennoch herrschte im Allgemeinen Friede und Verträglichkeit unter ihnen, schon aus Achtung für den Vater. Ihre Zimmer lagen in der Beletage neben einander, und wenn sie zufällig, wie sie es im Sommer früh Morgens liebten, Alle zugleich aus den Fenstern blickten, war's, als schauten auf einem Rafael'schen Bilde die Engelsköpfe aus den Wolken.

Gab's wirklich einmal Streit, so standen die Zwillingsparteien gegen einander, die Fünfte und Jüngste wollte dann durch ihre Stimme den Ausschlag geben, ward aber nicht für voll angesehen. So mußte also der Vater dazwischen treten und — Alles war wieder gut.

Damit war nicht gesagt, daß sie Alle von Natur gut seien. Der Egoismus jeder Einzelnen wollte sein Recht haben. Es kam oft vor, daß, wenn sie von einem Ball heimgekehrt, die Eine der Andern kein Wort gönnte, daß sich Jede einzeln verstimmt und verletzt in ihr Zimmer zurückzog, daß die Eine oder die Andere auch am Morgen nach solcher Gelegenheit nicht beim Frühstück erschien. Aber angesichts des Vaters mußte man doch thun, als sei nichts vorgefallen, und das brachte Alles wieder in's Geleise.

Das änderte sich, als in einem Jahr „anderthalb Zwillinge", wie man in der Stadt erzählte, sich verlobten und verheiratheten. Zufrieden damit, nahm Herr von Waltersdorf drei Päckchen aus seinem Geldschrank. Die Hochzeiten hatten in kleinen Zwischenräumen stattgefunden; Waltersdorf hatte drei Offiziere von verschiedenen Waffengattungen zu Schwiegersöhnen: einen Kavalleristen, einen Pionier und einen Füsilier. Einige Verstimmung aber trat in der Familie ein, als alle Drei in andere Garnisonen versetzt wurden.

Daniela, eine der ersten Zwillinge, und Edith, die jüngste der Schwestern, waren übrig geblieben.

Herrn von Waltersdorf, als er die Beiden sah, erschien es, als sei es doch besser so. Es herrschte gegen früher eine so wohlthuende Stille um ihn; er fand selbst wieder Zeit und Stimmung, sich mit den neuesten Forschungen in seinem Lieblingswelttheil zu beschäftigen. — — —

„Gott sei Dank, daß endlich einmal Ruhe im Hause sein wird! Diese ewige Courmacherei war nicht mehr zu ertragen! Man gehörte kaum eine Stunde des Tages sich selber an!"

Edith sagte das, als sie am zweiten Morgen nach der letzten Hochzeit mittheilungs- und anschlußbedürftig aus ihrem Zimmer in das der älteren Schwester trat und, sich vor deren Spiegel stellend, die Wellen des auf das Peignoir herabhängenden kastanienbraunen Haares durch die Hände gleiten ließ.

Daniela, die, noch ermattet vom vorgestrigen Fest, kaum dem Bett entstiegen, in ihrem Negligé sich in die Ecke der Causeuse gelehnt und das Pantöffelchen auf der Spitze ihres Fußes balancirte, Daniela gähnte.

„Ja, jetzt sind nur wir Zwei noch da! Aber ich meine, Edith, Du, obgleich die Jüngste, hättest Dich am wenigsten über die Courmacherei im Hause zu beklagen gehabt. Ich dächte, Dir wäre doch am meisten der Hof gemacht worden. Sie nennen Dich ja immer die Schönste von den Waltersdorfs!"

Daniela, bleich von Gesichtsfarbe, mit scharf und länglich geschnittenem, feinem, durchgeistigtem Profil, blickte etwas moquant auf die Schwester, ohne es böse zu meinen. Sie zog fröstelnd das Morgenkleid über der Brust zusammen, denn es ward Herbst und die Kühle in den Zimmern empfindlich für sie, die stets über Blutarmuth klagte.

Edith hatte sich an's Fenster gesetzt; ihr war's sogar zu warm im Zimmer, ihr Blut war noch erhitzt von vorgestern und ihre Nacht war deßhalb eine schlaflose gewesen. Bei den letzten Worten färbten sich ihre Wangen höher; sie lehnte die Schläfe in die Hand des auf das Fensterbrett gestützten nackten Arms und schaute hinaus in die schon vom herbstlichen Nachtfrost geschädigten und trauernden Blumenpartieen des Gartens.

Sie waren so von einander verschieden, diese Beiden, obgleich eine gewisse Familienähnlichkeit nicht zu verkennen. Waren sie auch desselben Blutes, so war das Edith's doch heißer und lebendiger als das der Schwester. In ihr lebte und pulsirte Alles, die Farbe ihres Fleisches war warm und frisch wie Apfelblüte, das glänzend braune Haar fiel so eigenwillig und kräftig über Stirn und Schläfen, einen goldigen Schein ausstrahlend, und diese Stirn selbst war keck und scharf ausgeprägt. Die scharf gebogenen Brauen, die langen dunklen Wimpern beschatteten unter den weißen Lidern zwei große braune Pupillen, deren Glanz von wundersamer Wirkung. Selbst das leicht gebogene Näschen, ein eigener Zug um die mehr rund als länglich geformten Lippen, das nicht ungraziös markirte Kinn, der runde, kräftige Hals, an welchem sich zu beiden Seiten des Nackens muthwillige Löckchen kräuselten, Alles verrieth an ihr Lebensmuth, Bewußtsein, aber auch zugleich eine gewisse Unzufriedenheit.

Daniela's mehr schwermüthiges, Sehnsucht nach vielleicht Unbewußtem, ihr Versagtem deutendes Auge, das wie eine große gelbbraune Perle in schimmerndem Email sich bewegte, schaute so müde auf die Schwester; ihr Athem war unregelmäßig, ihre Hände, die im Schooße mit dem Taschentuch spielten, waren so weiß und entbehrten des Pigments. Sie lehnte das Haupt zurück, blickte zur Decke hinauf, als sie gesprochen, und streckte die auffallend zarten Glieder über das Sopha. Die Festlichkeit hatte dieselben ermattet.

„Du brauchtest wohl nicht in den Ton der Anderen zu verfallen, Ella," sprach Edith, noch immer starr hinausschauend. „Wir sollten uns doch besser verstehen lernen, jetzt, da wir allein sind!"

Daniela veränderte ihre Lage nicht; sie ließ ihr langes Haar über die Lehne des Sopha herabhängen und faltete die Hände auf der Brust.

„Ich bin am wenigsten zum Zanken aufgelegt," sagte sie ruhig. „Du weißt, meine Gesundheit ist nicht die kräftigste. Ich werde wohl früh sterben und will deßhalb auch gar nicht heirathen. Es hat ohnedem keine Gefahr mit mir; aber Dir droht wieder eine neue . . . der interessante Jägerlieutenant . . ."

Das Blut schoß in Edith's Wangen; sie beugte sich näher an das Fenster, als verfolge ihr Auge draußen etwas.

„Ja, wir sind nun einmal der Armee verschrieben!"

Daniela fixirte inzwischen die Schwester scharf und sah ihre Verlegenheit.

„Es sind schon ihrer Zwei, Edith, die, wie mir scheint, sich vor der Schwelle Deines Herzens begegnen. Ich meine auch noch den Herrn von Rautendorf."

Edith biß sich auf die Lippe. Sie schwieg und ließ eins der Haarlöckchen an ihrem Nacken durch die weißen Finger gleiten.

„Sie sind Beide so ganz verschieden," fuhr Daniela fort, in träumerischen Ton verfallend. „Höfer hat etwas echt Ritterliches, ich möchte sagen: etwas Unbestechliches, Edles in seinem Wesen; er ist von so vertrauenerweckendem Ernst und kann doch auch so heiter sein."

Edith schlang rascher und gewaltsamer das Nackenlöckchen um ihre Finger.

„Du sprichst von Höfer immer mit einem merkwürdigen Interesse," sagte sie etwas pikirt.

„Wie er es verdient!" Daniela legte die Hände auf die Augen und blieb so sekundenlang. „Rautendorf," fuhr sie fort, „ist ein Lebemann. Ich fürchte, er jagt mit dem Train, den er führt, direkt in's Verderben, denn so sinnlos wie er kann nur ein Krösus leben. Es gibt gewiß junge Mädchen . . . oberflächliche Naturen, mein' ich, denen er gefährlich werden kann, und ich fürchte, meine Schwester Edith gehört auch zu diesen."

„Du vergissest, daß ich erst siebenzehn Jahre alt!"

„Wirklich?" rief Daniela scherzend. „Wie man das vergißt! Du besuchst seit einem Jahre ja schon die Bälle, liebe Edith, und ein junges Mädchen zählt von ihrem ersten Ball ab. Der Deinige war ein großes Ereigniß für Dich."

Edith schwieg. Daniela, die ganze Neuheit ihrer Situation empfindend, so ungestört mit der einen Schwester zu sein, ohne durch die Dazwischenkunft der anderen gestört zu werden, sie war heute zum Plaudern aufgelegt. Es schien ihr, der Aelteren, ein Bedürfniß, sich mit Edith gleich auf den rechten Fuß zu setzen.

„So ist es immer," sprach sie weiter. „Das Jüngste der Familie ist stets der Verzug der Eltern und der Geschwister; es wird frühreif, macht Alles schon mit, was die Aelteren thun . . . Ich, Edith, habe Dir das ja immer so von Herzen gegönnt, aber sage Dir selbst: wenn Du noch bis zu meinem Alter, bis zu einundzwanzig, so Alles mitmachen sollst, wird's Dir nicht zum Ueberdruß werden? Ich bin eigentlich zu spät auf die Bälle gegangen, weil man immer behauptete, ich müsse mich erst kräftigen, Du hingegen . . ."

„Ich glaube fast, Ella, Du möchtest Dich jetzt gern mir als Mutter gegenüber etabliren!"

„Gott soll mich behüten!" lachte Daniela. „Ich meine es so von Herzen aufrichtig! Aber sage selbst: bist Du nicht ein bischen . . . kokett geworden? Du hast eine Art und Weise, Dir die Herren nahe kommen zu lassen, die mir gefährlich erscheint. Es kommt Dir gar nicht darauf an, mehrere zugleich von ihnen zu bevorzugen, auszuzeichnen, was doch nur Einem von ihnen gegenüber geschehen dürfte, wenn Du Dich wirklich für ihn interessirst. Aber ich fürchte und bin wohl berechtigt zu glauben, es sei Dir nur ein Bedürfniß, sie an Deinen Triumphwagen zu spannen und — nimm mir den Vergleich nicht übel — nach Belieben dann die Pferde zu wechseln."

Edith's Fußspitze bewegte sich unruhig auf dem Teppich.

„So war's auch vorgestern auf Lina's Hochzeit. In voriger Woche hattest Du unsern Nimrod und gewaltigen Sportsman Rautendorf auffallend bevorzugt, so daß Alle darüber sprachen, vorgestern war unser Jägerlieutenant wieder der Glückliche."

„Konnt' ich ihn denn verletzen, wenn er . . ."

Edith's Wangen waren bleich geworden, sie flammten plötzlich wieder auf. Ihr Füßchen ward unruhiger. Sie erhob sich heftig. „Ich habe Dir gar keine Rechenschaft zu geben!" sagte sie entrüstet.

„Das nicht!" Daniela erhob sich und stützte die Wange in die Hand. „Aber da wir einmal davon sprechen: ich wußte vorgestern Abend wirklich nicht, was ich von Dir den beiden Männern gegenüber halten sollte! Es ist das die beste Manier, als Mädchen ganz sitzen zu bleiben! Sei vorsichtiger, Edith, ich rathe Dir das aus ehrlichem Herzen! Vergiß Du selbst nicht, daß Du erst siebenzehn Jahre . . ."

Das Eintreten des Vaters hemmte Edith, die eben aufgeregt in ihr Zimmer eilen wollte.

Der alte Herr trug sein schwarzes Sammetkäppchen auf dem kahlen, nur im Nacken von krausen grauen Löckchen umkränzten Scheitel. Er hatte zwei geöffnete Briefe in der Hand, durch deren Empfang er eben in seinem Studirzimmer am Tanganikasee gestört worden.

„Ihr seid sehr erregt, Kinder," sagte er, in seiner gebeugten Haltung zum Tische schreitend, sich an demselben niederlassend und die Briefe vor sich legend. „Da überraschen mich eben diese beiden Billets, die unsere Edith angehen und mich allerdings nicht erstaunen sollten, da wir so gut im Zuge sind. Der Jägerlieutenant Herr von Höfer und Herr von Rautendorf wenden sich Beide gleichzeitig an mich, um, vertrauend auf die Neigung, die sie bei meiner jüngsten Tochter voraussetzen zu dürfen glauben, um Edith's Hand zu bitten . . . Mir scheint, ich komme aus den Hochzeiten gar nicht mehr heraus! . . . Was sagst Du dazu, Edith?"

Die Letztere warf einen triumphirenden Blick auf Daniela, deren eben ausgesprochene Warnung glänzend Lügen gestraft wurde; dann blieb sie, die herabhängenden Hände übereinanderlegend, die Augen senkend, verlegen stehen.

„Nichts, Vater!" sprach sie, ohne aufzublicken, das Köpfchen schüttelnd. „Ich . . . glaube, Keinen von ihnen berechtigt zu haben . . ."

Edith fühlte, wie der Schwester Blick auf sie gerichtet war. Ihre Wangen begannen wieder zu glühen.

„Hm! So soll ich also Beiden antworten . . . Ich meine, es sei am besten, wenn ich schriebe, Du seiest noch zu jung, was ja auch die Wahrheit."

„Ja, das ist wohl das Beste!"

Edith nickte schweigend. Dann preßte sie die Hand an die Stirn. Daniela war bleicher als vorhin.

„Sprechen wir also von etwas Anderem," fuhr der Alte fort. „Es ist mir ganz lieb, daß ich so antworten kann. Ich dachte es mir nämlich so hübsch, wenn wir Drei, schon um Ella's Gesundheit zu kräftigen, für den Winter nach Nizza gingen."

Daniela schien der Gedanke freudig zu berühren. Edith erschrak und führte das Taschentuch zwischen die Zähne.

„Wollte nicht auch Herr von Rautendorf zu den Rennen nach Nizza?" fragte Daniela. „Wenn er den abschlägigen Bescheid bekommt, werden wir ihm jedenfalls dort begegnen . . . Aber was schadet das!"

„Na, wir sprechen darüber, Kinder! Ich sehe, ihr habt eure Toilette noch nicht gemacht! Laßt euch nicht stören! Ich denke, die Antwort hat bis morgen Zeit."

Der alte Herr erhob sich und ging wieder an die Ufer seines Tanganikasees.

„Ich hatte also doch Recht, Edith," sagte Daniela, sich aufrichtend. „Das sind nun Zwei mit einem Male und Du willst vermuthlich Keinen von ihnen! Das

nächste Mal werden wieder Zwei zugleich kommen und Du wirst sie auch nicht alle Beide zugleich heirathen können, wenn sie sich von Dir gleich berechtigt glauben."

Edith hatte sie nicht zu Ende gehört, sie war bereits in ihrem Zimmer und schloß eben die Thür hinter sich.

Daniela, kaum allein, erhob sich vom Sopha. Sich auf die Lehne desselben stützend, hielt sie sich lange regungslos. Aus dem bleichen Antlitz starrten die Augen der Leidenden so geisterhaft; die Hand preßte sich auf die Brust, ihre farblosen Lippen blieben halb geöffnet.

„Auch er also!" hauchte sie, die Hand fester auf das Herz drückend, als schmerze es da. „Aber ich wußte es, ich erwartete es ja! Seit dem vorgestrigen Abend sind mir Höfer's Wünsche klar; er selbst sprach ja zu mir von denselben ... zu mir! ... Ich zähle ja nicht! Ich bin eine Kranke, die nicht begehren darf und nicht begehrt wird! Ich werde beim Vater bleiben, ihn pflegen und mich selbst! Und so will ich denn das Glück, dem ich selbst entsagen muß, für Edith bereiten helfen, die mir jetzt die Nächste, an der die Stelle der Mutter zu vertreten ich den scheidenden Schwestern versprochen ...

„Und Edith bedarf wohl der Hülfe, um glücklich zu werden!" Daniela sank wieder auf das Sopha zurück. „Es ist Manches an ihr versäumt worden, die der Mutter doch am meisten bedurft hätte! Jede von uns dachte nur an sich selbst; die Schwestern duldeten sie, die nie mit der Puppe gespielt, um sich als Zuhörerin, und sie lauschte ihnen ihre Schwächen ab. Sie benutzte auch die des Vaters, der sie zu frühzeitig schon mit den Anderen gehen ließ, und so eilte sie äußerlich ihrem Alter voraus, ohne innerlich zu wachsen. Was man ihr Schmeichelndes sagte, fiel auf allzu dankbaren Boden, aber es erstickte doch nicht das Gute, das von Natur in ihr ist ... Höfer liebt sie, wie unbegreiflich es auch erscheint, daß ein Mann von seinem Charakter, seinem Wissen, seinen Zielen ein Genüge finde an einem Mädchen, in dem Alles noch ein Anfang, ein Unvollendetes ist, Gutes und Schlechtes, wie es aufsichtslos in ihr wuchs ... Höfer liebt sie ... daß sie ihn glücklich machen könne, erscheint mir mehr als zweifelhaft, aber für sie wird er ein Glück sein, und er besitzt vielleicht die Kraft, sie zum Glück zu zwingen ..."

II.

Edith stand inzwischen inmitten ihres Zimmers, die Hände auf die Brust gepreßt, mit halb geöffnetem Munde starr vor sich hinblickend.

Es war so anders, so unheimlich still im Hause geworden. Daniela war gerade die Schwester, deren kränkelnde Gemüthsanlage am wenigsten für Andere belebend war. Nach der letzten, vorgestern gefeierten Hochzeit war Alles so nüchtern geworden, wie wenn man aus einem Rausch erwacht wäre.

Das voraussehend, hatte sie sich auf dieser letzten Festlichkeit ausgetobt. Sie hatte auf derselben schöner sein wollen als je, um Allen zu zeigen, daß die schönste der fünf Schwestern noch zu begehren sei, hatte aber zu ihrer Kränkung die Erfahrung machen müssen, daß die interessantesten der in ihres Vaters Hause aus und ein gehenden Kavaliere ihr mit einer Zurückhaltung huldigten, die sie langweilte.

Jedermann wußte bereits, daß sie zwei von ihnen auszeichnete, Herrn von Höfer und Herrn von Rautendorf, und Jeder schüttelte den Kopf, wenn er sie auch dießmal bald mit dem Einen, bald mit dem Andern in intimer Unterhaltung sah.

Daniela, dieß mit Unwillen beobachtend, hatte ihr im Verlauf des festlichen Abends ein Wort zugeflüstert, auf das hin sie beiden Herren den Rücken in fast verletzender Kälte wandte, ja Beide selbst im Kotillon mit Absichtlichkeit vernachlässigte.

„Es gibt ein Unglück zwischen Höfer und Rautendorf! Sei klüger!" hatte ihr Daniela zugeraunt; aber anstatt klug zu sein, hatte sie gegen Ende des Abends heimlich erst dem Einen, dann ebenso unbemerkt dem Andern einen Blick gespendet, in dem Beide eine unzweideutige Abbitte gelesen, und hatte darauf die Gesellschaft verlassen, um sich schmollend in ihr Zimmer zurückzuziehen und dort noch stundenlang, das Auskleiden vergessend, in ihrem Ballstaat zu sitzen.

Weßhalb sie so unverständig gehandelt, sie wußte es nicht; es war ihr nur im Gefühl gewesen, als müsse sie sehr unglücklich sein, wenn Herr von Höfer, der hübsche Jägeroffizier, der sie so eigenthümlich, so ganz anders als die Anderen, zu behandeln verstand, und wenn Herr von Rautendorf, dieser stets übersprudelnd heitere, unterhaltende, aber dabei sie mit seinen leidenschaftlichen Augen verzehrende Mann, ihr nicht mehr vor allen Anderen den Hof machten.

Höfer sprach immer mehr ernst und positiv zu ihr, er wußte weit mehr als seine Kameraden, hatte ganz andere Ideen und Einfälle als sie, besaß einen schneidenden Witz und imponirte ihr; Rautendorf seinerseits hatte immer tausend Dummheiten im Kopf, erzählte Anekdoten, sprach von Bällen, Pferden, Hunden, Jagden, setzte vor ihren Augen, wenn sie ihm spazierenfahrend draußen begegnete und ebenso im Salon in der Unterhaltung über die größten Hindernisse hinweg; — aber Beide hatten doch einen Fehler in ihren Augen.

Höfer flößte ihr Respekt ein; sie meinte, die Gattin dieses Mannes werde von ihm gezwungen werden, vor ihm auf den Knieen zu rutschen, — Rautendorf hingegen erschreckte sie oft durch seine Leidenschaftlichkeit. Er war so heißblütig in seinem Wesen, er meinte, er müsse geliebt werden, und doch fühlte sie sich oft mehr zu ihm hingezogen, wenn sie sich mit ihm in einem Gefühl begegnete: sie fürchteten Beide den Jägerlieutenant, wenn sie ihrerseits ihn auch wirklich gern hatte. Rautendorf fürchtete Höfer's geistige Ueberlegenheit und das that ihr um seinetwillen leid. Sie meinte öfter, ihn darüber trösten zu müssen, denn Rautendorf mußte in guter Stimmung erhalten werden, um sie zu amüsiren.

Und jetzt waren die Folgen des vorgestrigen Abends nicht ausgeblieben: Beide hatten ihre Hand begehrt! Beide mußten jetzt kommen, um ... O, daran war nur jener versöhnende, tröstende Blick schuld, mit dem sie ihnen Abbitte gethan, als Daniela ihr gesagt ...

Edith setzte sich an den Toilettentisch, die Stirn in den Händen. Die Angst, eine entsetzliche Angst stieg in ihrem Herzen auf.

„Nein, nein, ich will ja nicht!" rief sie laut, die Nähe der Schwester darüber vergessend. „Ich bin ja ein Kind fast noch! Ich habe ja eigentlich nur mit ihnen gespielt! Hab' ich denn nicht das Recht dazu?"

Edith suchte in lautem Aufschluchzen sich zu erleichtern, schrak aber zusammen, als sie eine Hand auf ihrer Schulter fühlte.

Aufschauend, sah sie bestürzt Daniela's Antlitz in dem Toilettenspiegel.

„Nein, dieses Recht hast Du nicht, Edith," sagte diese in strengem Ton. „Wenigstens nicht, was Höfer betrifft. Er ist ein ernster, ehrenhafter Charakter, der auf Rautendorf's Tändeleien mit Dir in stolzem Bewußtsein hinabblickt und unbegreiflicherweise gerade Dich lieben muß, ja, wie er mir gestanden, Dich ernstlich, wahrhaft liebt, während er doch in allen übrigen Mädchen mehr Gewähr für sein Glück finden würde als in Dir."

Edith regte sich nicht; sie schaute mit großen Augen vor sich hin.

„Es ist ein Verbrechen, das Du an Höfer begehst," fuhr Daniela fort, „denn ich weiß, er liebt Dich von ganzem Herzen und über Dein Verdienst. Deine Unvernunft stellt ihn mit Rautendorf auf eine Stufe, dem Du schwerlich mehr wirst wehe thun können, als er zu ertragen vermag. Lerne erst den Werth der Männer kennen, ehe Du ohne Unterscheidung die Gewalt über sie mißbrauchst, die Dir die Vorsehung als so gefährliches Geschenk verliehen. Rautendorf würde Dich gerade so unglücklich machen, wie Höfer vielleicht durch Dich werden müßte! ... Ich will den Vater bitten, die Herren auf unsere Rückkehr zu vertrösten. Sind wir dann den Winter hindurch nicht hier, so vergißt sich Alles."

Daniela verließ Edith, als diese trotzig in ihrem Schweigen beharrte. Kaum aber war sie hinaus, als Letztere aufsprang und an ihren Schreibtisch eilte.

„Ich will selbst an Rautendorf schreiben," flüsterte sie vor sich hin, die Blätter ihrer Briefmappe mit fiebernden Händen durcheinander werfend. „Er würde nicht für wahr halten, was der Vater ihm sagt! Und Herrn von Höfer will ich, ehe wir fortreisen, eine Gelegenheit geben, mit mir zu sprechen; ich bin's ihm schuldig!"

Mit hochklopfendem Herzen warf sie die Zeilen auf das Papier hin, ohne Ueberlegung, nur dem angstvollen Drange folgend, aus dieser Verlegenheit herauszukommen.

„Und nun auch an ihn!" Sie nahm einen zweiten Bogen. „Ich muß anders an ihn als an Rautendorf schreiben ... anders!" Sie nagte mit den weißen Zähnen an dem Elfenbeinstiel der Feder ... „Wie schwer es ist, an ihn zu schreiben! Ich kann ihm nur sagen, ich komme mir noch zu einfältig, zu kindisch vor ihm gegenüber; wenn ich zurückkehre, sei ich ein halbes Jahr älter ... Ich glaube wirklich, ich könnte ihn recht sehr gern haben, wenn ich schon vernünftiger wäre und mir nicht so viel und so allerlei Narrheiten in den Kopf kämen ... Vielleicht kann ich auch darüber ein einziges Wörtchen ... Aber das weiß er ja selbst!"

Edith schrieb auch an Höfer, aber ganz anders, als sie eigentlich gewollt. Sie faltete beide Briefe, steckte sie, ein Geräusch im Nebenzimmer hörend, erschreckt in den Busen, schloß die Mappe, öffnete sie wieder, als Alles still blieb, stellte sich hinter die Gardine, um nicht überrascht zu werden, und las beide Briefe mit schnellem Farbenwechsel auf den Wangen.

Sollte sie das so abschicken? ... In einigen Tagen verreiste sie ja vielleicht schon mit dem Vater, und wenn sie wieder kam, war Alles vergessen! Daniela hatte darin ganz Recht.

Sie hatte nicht den Muth, Verwicklungen des jungen Herzens zu bestehen, in die sie sich so unerschrocken hineingewagt. Sie hatte an Höfer geschrieben:

„Wie, um Gottes willen, konnten Sie mich so erschrecken durch den Brief an meinen Vater! Sie nannten mich ja immer Ihren muthwilligsten und unzuverlässigsten Wildfang, und den wollen Sie heirathen? Später werde ich ja vernünftiger sein ... in einigen Jahren! Wir reisen nächstens für den ganzen Winter fort. Wollen Sie mir heut Abend um fünf Uhr, wenn ich zu meiner Freundin gehe, an der neuen Promenade begegnen, so erzähle ich Ihnen das Weitere."

Und an Rautendorf hatte sie geschrieben:

„Ich glaubte Sie schon in Baden-Baden und da kommt Ihr Brief an den Vater! Welche Thorheit! Sie wissen doch, daß er Ja sagen würde, denn er weiß im Innern Afrikas besser Bescheid als im Innern seines Hauses. In einigen Wochen sind wir in Nizza, wohin Sie ja auch gehen. Sprechen wir dort von Allem, was Sie wollen, nur einstweilen vom Heirathen nicht. Ich hoffe, wir werden uns dort furchtbar amüsiren."

„Das ist gut so!" Sie adressirte beide Briefe in Hast und eilte hinaus, um sie heimlich dem Diener zu sofortiger Besorgung zu übergeben.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Plaudereien.

Englische Literatur.

Von

Bruno Walden.

(Nachdruck verboten.)

III.

Es gibt Stoffe, die, nachdem sie förmlich epidemisch aufgetreten, so gründlich verbraucht sind, daß sie selbst der erfindungsärmste Autor tabu findet. Sind sie aber dank dieser nothgedrungenen Diskretion verschollen, nahezu in Vergessenheit gerathen, so tauchen sie plötzlich wieder auf, den Spruch des weisen Ben Akiba: „'s ist Alles schon dagewesen, Alles schon dagewesen!" zu bewahrheiten. Die Dreifelderwirthschaft findet eben auf allen Gebieten Anwendung; ist die Fruchtbarkeit des Bodens für das eine Produkt ausgesogen, so nützt man seine Trieb- und Nährkraft für ein anderes, bis man in dem Kreislauf, der sich stets, sei es in engeren oder weiteren Bahnen, schließlich herausstellt, wieder zu dem ersten zurückgelangt. Mit den Romanstoffen geht es ebenso wie mit allen anderen, und schließlich muß man noch froh sein, wenn man einem derartigen alten, nahezu vergessenen Bekannten in neu und hübsch drapirter Gewandung wieder begegnet. Jean Ingelow hat uns mit seinem „Don John" dieses Vergnügen in ungemein geschickter Weise gewährt. In jenem Stadium des Lebensalters vertauschte Kinder, in dem es bei normaler Bildung, sobald das Kolorit übereinstimmt, noch keine charakteristischen Merkmale gibt, dieß ist das Thema, dem Ingelow durch eine scharfsinnige Variante neues Interesse verliehen. Für Alle in dem Buche bleibt es ein unlösbares Räthsel, nach dem englischen Sprüchlein: „which is which and who is who", d. h. welcher von den beiden Knaben und schließlich herangewachsenen Männern der Advokatensohn, welcher der Sohn der verwittweten Kinderwärterin ist. — Die Mutter hätte sich nimmer von ihrem Nesthäkchen getrennt, hätten nicht die anderen Kinder durch eine ansteckende Krankheit das Haus unsicher gemacht für das Jüngste. Zu ihrem und ihres Gatten Trost aber ist die Amme eine so respektable Person und sorgsame Pflegerin, daß sie den Kleinen mit ihr auf's Land schicken kann. Mit dem Pflegling allein erwacht der Wärterin Sehnsucht nach dem eigenen Kinde mit der ganzen Macht der Zerstreuungslosigkeit, und sie läßt ihre Mutter mit dem Knaben, den sie bei ihr belassen, kommen. Das Zimmermannssöhnlein hat ebenso schöne blaue Augen und goldige Löckchen, so runde rothe Wangen und Fäustchen wie der Sohn des Gentleman. Großmutter wird darum nicht müde, zu klagen, wie ungerecht das Geschick sei, dem Einen Armuth, dem Andern alle Güter des Lebens zuzutheilen, und Andeutung auf Andeutung fallen zu lassen, daß diese Ungerechtigkeit auszugleichen sei durch eine weit schlimmere noch, die ihr aber nicht als solche erscheint. Anfangs sträubt sich das Gewissen der Amme gegen diese Zumuthung, allmälig aber faßt der



Eröffnungsfeier im Museum für Kunst und Gewerbe. Das Fest in der „Neuen Welt“ (Alhambra-Prospekt). Besuch des Kaisers in der Ausstellung.

Die vierhundertjährige Säkularfeier der Einführung der Buchdruckerkunst in Wien. Originalzeichnung von V. Katzler.



Die Württemberger bei Wörth. Gemälde von Professor Georg Bleibtreu. Nach einer Photographie im Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Gedanke in ihr Wurzel und in einem Augenblick überwältigender Erregung hüllt sie das eigene Kind in die gestickten Deckchen des Pfleglings und diesen in die groben Laken ihres Kleinen. Niemand, Niemand, auch nicht die Mutter, die intellektuelle Urheberin des Verbrechens, darf davon erfahren. Da, eines Tages findet sie diese, die es in ihrem großmütterlichen Neide bisher stets verschmäht hatte, das „Herrenkind" anzurühren, damit beschäftigt, ihm seine kostbaren Hüllen um die kleinen Glieder zu legen. Erschrocken fährt die Alte beim Anblick der Tochter zusammen, die augenblicklich den Verdacht einer neuen Verwechslung faßt. Vergeblich stürmt sie mit Fragen auf sie ein, vergeblich gesteht sie die eigene That, die Mutter glaubt ihrem Bekenntnisse so wenig, wie sie der Unschuldsversicherung dieser, und keine [illegible] beiden Frauen weiß mehr mit Gewißheit zu sagen, welches [illegible] beiden das beneidete „Herrenkind" ist. Frohen Herzens empfangen die Eltern, nachdem die daheim gebliebenen Kinder der Reihe nach den Ausschlag durchgemacht, von der Wärterin, mit der sie bisher allen Kontakt gemieden, ihr jüngstes Knäblein zurück, für dessen prächtiges Gedeihen sie ihr warm danken. Jahrelang haben sie herzliche Freude an dem Kinde und selten mehr wird an dessen Amme gedacht, die nach ihrer Pflichterfüllung das Haus verlassen. Da meldet sich eines Tages der zweite Gatte derselben bei dem Hausherrn und enthüllt ihm, daß er eine Zwiesprache seines Weibes mit deren sterbender Mutter erlauscht, der er entnommen, daß die Kinder vertauscht worden seien, was ihm Erstere auch auf sein Andringen eingestanden habe. Der Advokat vermeint in standesgemäßem Mißtrauen anfänglich, es mit einer falschen Vorspiegelung zu Erpressungszwecken zu thun zu haben, allein das Kreuzverhör, das er mit beiden Eheleuten anstellt, sät den bösen Zweifel in sein Herz und betrachtet er nun den Knaben, der seine stolze Freude gewesen, so erkältet die Furcht, sie an ein fremdes Kind zu verschwenden, seine Liebe. Immer wieder spricht er mit der Uebelthäterin und immer mehr verwirren sich seine Anschauungen. Endlich faßt er den Entschluß, seiner Gattin die schwere Mittheilung zu machen: vielleicht entscheidet der Instinkt des Mutterherzens! Doch auch dieses Orakel versagt; die schwergeprüfte Frau sieht das bis jetzt ihr fremde, hübsche, liebliche Kind, das der Freundlichen freundlich zueilt, und schließt es in ihre Arme, doppelt warm in dem Gedanken, daß es vielleicht das ihre, doch ohne darum das Kind zu Hause auch nur eine Nüance weniger zu lieben. Die drängende Frage: was thun? beantworten die guten Menschen nach einigem Zögern des Advokaten dahin, daß sie, um nicht etwa ihrem eigenen Fleisch und Blut Unrecht zu thun, auch den zweiten Knaben zu sich nehmen und der ungetreuen Dienerin und ihrem Manne jedes Anrecht an demselben abkaufen, indem sie ihnen die Mittel zur Auswanderung gewähren. Wir können die Handlung nicht weiter in ihren Einzelheiten verfolgen, nur so viel, daß den Eltern der Zweifel ungelöst bleibt, ob der Sohn, den sie von Klein auf als solchen geherzt und geliebt und der ihnen so schwere Sorge macht, daß schließlich der Tod seine beste Schicksalslösung ist, oder ob Don John — wie der zweit hinzugekommene Knabe bespitznamt worden — der so oft für den Ersteren in die Bresche getreten, der, gut und ehrenhaft, ihr vielfach geprüftes Leben verschönt, ihr eigen Kind ist? Vielleicht wäre es für den Gesammteindruck besser gewesen, hätte der Verfasser auch den Leser im Ungewissen belassen, statt ihm am Ende zu enthüllen, daß doch der zu Grunde Gegangene mit Recht die Stelle des Sohnes eingenommen.

William Black's „The Beautiful Wretch" wird all' jenen Idealisten, die da vermeinen, gute Schriftsteller könnten immer nur Gutes schreiben, Enttäuschungen bereiten. Sicher wäre dieß der Fall, wenn sie das Mahnwort: „Sprich nur, wenn du etwas zu sagen hast", auch auf das Romanschreiben ausdehnen wollten; allein wenn sie sich verpflichtet halten, die Druckerpresse mindestens zweimal im Jahre durch ein neues Opus in Bewegung zu setzen, wird der logische Schluß zum Trugschlusse. Dieses „Beautiful Wretch" macht uns den Eindruck, als sei der Autor des trefflichen „Macleod of Dare", des reizenden „Madcap Violet" dießmal, namentlich was Charakterzeichnung anbelangt, sonst sein forte, nicht zielbewußt vorgegangen. Beinahe könnte man glauben, er habe den Roman in's Blaue hinein begonnen, in dem frommen Vertrauen, der heilige Geist werde ihn nicht im Stiche lassen; der heilige Geist aber ist kein Freund unkünstlerischer Verwegenheit. Die Heldin, Miß Anne Beresford, wird uns als eben herangewachsenes Mädchen unter dem für ihre Frische und Ungebundenheit charakteristischen Kosenamen „Nan" vorgeführt und als ein kleiner Wildling geschildert, der sich schon im zarten Kindheitsalter durch originelle und irreverente Kühnheit der Anschauungs- wie der Ausdrucksweise ausgezeichnet. Wir haben das Vergnügen, die junge Dame auf ihren ersten Ball zu begleiten, und die Ueberraschung, sie dem Tanze ziemlich abgeneigt zu finden. Hier begegnet sie dem jungen Marineoffizier Frank King, der einer jener bezaubernden Seeleute ist, denen wir in englischen Romanen so häufig begegnen und die gewiß so manche kontinentale Leserin schon mit heißem Bedauern darüber erfüllt haben, daß sie so fern der Meeresküste wohne. Er verbindet mit der naiven Schüchternheit des Einsamkeitgewohnten die ausgepichte Männlichkeit des Sturmerprobten und besitzt jenen ehrlichen Blick der „blauen Seemannsaugen", auf den selbst Shylock ohne Dokument etliche Shillinge geborgt haben würde. Dieser brave junge Mann verliert sein Herz sogleich an das durch holde Natürlichkeit ausgezeichnete Mädchen, und es erscheint geradezu als eine Fügung des Schutzgottes der Liebenden, daß er nach kurzer Zeit, in der er durch seine Verdienste Kapitän geworden, auf einer Schweizerreise wieder mit Nan und ihren Geschwistern zusammentrifft. Haben wir bis jetzt schon des „Beautiful Wretch", unserer Nan, bösen Ruf als originell unbegründet gefunden, so erweist sie in dem ungebundenen Treiben dieser Tournée weniger noch davon, als uns selbst früher geboten worden. Etwas Unabhängigkeitssinn und Neigung zu einsamen Spaziergängen ist all' das Außerordentliche, das wir an dieser als rebellischen Sinnes gescholtenen jungen Dame entdecken können. Doch auch ohne den heutzutage in Romanen so beliebten pikanten Reiz überschäumenden Uebermuths ist Frank King von ihr so sehr bezaubert, daß er ihr während einer Serenade am Comersee Herz und Hand bietet. Bestürzt weist ihn Nan mit voller Entschiedenheit ab. Sie hat ganz Anderes im Kopfe; die große Orgel in Luzern hat gemeinnützige, das Wohl der Menschheit umfassende Ideen in ihr erweckt. Frank, der wohl weiß, daß ihr Alles, was sie sagt, ernst ist, nimmt ihre Zurückweisung als unumstößlich hin; da er sich aber nebst allen anderen seemännischen Vorzügen auch jenes unerschütterlicher Treue erfreut, eilt er nach mehrjährigem Aufenthalt im indischen Meere bei seiner Rückkehr in die Heimat doch allsogleich nach der Geliebten Haus. Und siehe da! gänzlich unverändert tritt sie ihm zu seinem gewaltigen Herzpochen entgegen. Doch ist's ein Irrthum; nicht sie, ihre einstweilen herangewachsene jüngere Schwester Madge ist es, die den an Nan so ungerecht hervorgehobenen kecken Uebermuth in hohem Grade besitzt, und auch noch etwas Frivolität dazu. Die Aehnlichkeit mit Nan, und vielleicht auch die Nachricht, daß diese, die nicht daheim ist, einen frommen Geistlichen heirathen werde, verleitet Frank, sich Madge zu nähern, und diese Beiden verloben sich. Als aber sein einstiges Idol, die noch ernster und reifer gewordene Nan, eintrifft, gewahrt der junge Mann, der einstweilen an die Stelle des älteren Sohnes in seiner angesehenen, reichen Familie avancirt ist, daß sich wie früher seine Augen, später sein Herz geirrt habe. Auch Nan entdeckt nun an ihrem frommen Mr. Jakomb unerträgliche Abgeschmacktheit und ertheilt dem siegesgewissen Werber einen Korb. Frank's Ehrenhaftigkeit hält ihn an seine Verlobte gebunden, und Beide, er und Nan, würden bis an ihr Lebensende so bitter unglücklich bleiben, als sie es hier fünfzig Seiten lang sind, wenn die wilde Madge nicht mit einem früheren, von der Familie verpönten Geliebten davonliefe, um sich ohne mütterlichen und vormundlichen Konsens mit ihm trauen zu lassen. Dank diesem unerlaubten Schritte werden Alle glücklich. Echte Innerlichkeit, sonst ein Merkmal der Gestalten, die Black zeichnet, finden wir hier nirgends, und einzelne hübsche Szenen entschädigen uns nicht dafür, daß wir es statt mit lebendigen Menschen nur mit Romanfiguren zu thun haben, die sich nicht nach innerer Nöthigung bewegen, sondern nur nach dem Gutdünken des Autors hin und her geschoben werden. Im Beginn fürchtet man die Heldin auf dem Seile tanzen zu sehen, in der Mitte glaubt man, sie werde barmherzige Schwester, und schließlich thut sie das, was das Vernünftigste ist, wozu es aber weder eines früheren Anlaufes zum Uebermuth, noch zur Sublimität bedarf, indem sie heirathet.

Mrs. Oliphant wäre vielleicht erstaunt, wenn sie wüßte, welche Moral der harmlose Leser aus ihrem neuesten Roman „Harry Joscelyn" zieht. Es drängt sich ihm, trotz der weiblich sittlichen Entrüstung, mit der sie ihren Lieblingstypus, einen Haustyrannen, schildert, die Ueberzeugung auf, daß ein solcher für einen nicht eben thatkräftig angelegten und von einer nervösen Mutter verzogenen Sohn ein wahrer Himmelssegen ist. Günstigere Umstände wären für Harry höchst ungünstig gewesen, und er hätte niemals Carrière gemacht und die wirklich herzgewinnende Rita gewonnen, hätte ihn nicht Papas Härte und Rohheit in die Fremde getrieben. Allerdings ist es bedauerlich, daß Mr. Ralph Joscelyn die Ausübung dieser bösen Eigenschaften nicht bloß auf den dadurch schließlich beglückten Harry beschränkt, sondern auch die Gattin und seine brave Tochter Joan reichlich daran partizipiren läßt. Zum Glück ist Letztere keine willige Märtyrerin, sondern verschafft dem nach Gerechtigkeit dürstenden Leser die Befriedigung, den Tyrannen gelegentlich gründlich abgekanzelt zu sehen. Auch erhält Joscelyn senior ein Gegenstück in Rita's liebenswürdigem Musterpapa, dem wackern Konsul Bonamy. Wie immer, so auch hier ist Mrs. Oliphant Meisterin im Detail.

Froudes' „Thomas Carlyle: a History of the first forty years of his Life" ist eigentlich mehr eine Sammlung biographischen Materials als eine Biographie. Vielleicht hatte sich der Freund durch den letztwillig ausgesprochenen Wunsch des berühmten Schriftstellers, „es möge keine Biographie von ihm geschrieben werden", gehemmt gefühlt. Dennoch tritt uns das Bild des Verfassers der „Französischen Revolution", des Buches „On Hero worship" und so viel anderer ausgezeichneter Werke in markantem Umrisse aus den mannigfachen Briefstellen und Tagebuchblättern entgegen: ein Mann, dem d'Alembert's Motto „Freiheit, Wahrheit und Armuth" zum Lebenskompaß diente, dessen Sinn sich ungestüm gegen alle inhaltlosen Lebenskonventionalitäten aufbäumte, dessen Kränklichkeit ihn aber gar oft auch arg verbitterte, wenn gleich sie seinen Idealitätssinn niemals zu brechen vermochte. Schon seine Mutter, die schlichte, aber kluge Bäuerin, hatte bemerkt, daß es „schwer mit ihm zu leben sei", und ungleich mehr noch erfuhr dieß seine aus angesehener Familie stammende, hochbegabte und gebildete, schöne und gefeierte Gattin. Sie aber klagte niemals darüber, denn ihr Herz trieb mit ihm „Hero worship". Eine Stelle des Briefes, den sie kurz vor ihrer Vermählung an eine nahe Verwandte geschrieben, kennzeichnet diese Empfindung. Nachdem sie ihren Bräutigam recht objektiv geschildert, bemerkt sie da: „So ist mein künftiger Gatte, kein großer Mann im gewöhnlichen Wortsinne, aber wahrhaft groß im höhern Sinne. Ein Gelehrter, ein Poet, ein edler, weiser Mensch, der sein Adelsdiplom von dem allmächtigen Gotte selbst empfangen hat und dessen hohe Männlichkeit sich nicht nach liliputischem Maßstabe messen läßt. Wirst Du ihn liebgewinnen? Einerlei, ob Ja, ob Nein, da ich ihn aus tiefster Seele liebe." Und die Begeisterung der Braut blieb der Frau treu durch ihr ganzes langes Eheleben an der Seite des Mannes, mit dem sogar die Mutter es „schwer zu leben" gefunden. Zweifellos zählt Mrs. Carlyle zu den schönsten und liebenswürdigsten wie verehrungswürdigsten Frauengestalten. Daß der ideale Maßstab, mit dem sie ihren Gatten gemessen, der ihm anpassende war, haben nicht allein seine Werke, sondern hat auch seine um alle irdischen Güter unbekümmerte Lebensführung bewiesen, und seine Ungeduld und Reizbarkeit, seine Herbigkeit und Bitterkeit sind wohl nur auf Rechnung seiner unausgesetzten körperlichen Leiden zu setzen.

Wer hat sich nicht an den ausgezeichneten Illustrationen zu „Oliver Twist" und anderen Dickens'schen Romanen erfreut? Welch' scharfe Charakteristik, wie viel Humor und oft auch Pathos, wie viel Lebensfülle spricht aus all' den eben nur scharf umrissenen Gestalten und Gegenständen! Durch diese Illustrationen ist George Cruikshank, dem seine Landsleute gar oft die Ehre erwiesen, ihn mit Hogarth zu vergleichen, auch uns ein werther Freund geworden, und Jerrold's „The Life of George Cruikshank" erweckt daher unser lebhaftes Interesse. Aber welch' wunderliche Erscheinung bietet uns dieser Lebenslauf, der von 1792 bis 1878 gewährt! Künstlerisch bunt in der ersten Existenzhälfte, trat in den späteren Jahren des Mannes, der an Produktivität mit dem berühmten französischen Karikaturisten Gavarni wetteiferte, eine seltsame fixe Idee in den Vordergrund. Er bildete sich nämlich unausrottbar ein, auch an dem literarischen Theil der Werke, die er illustrirt hatte, schöpferischen Antheil zu besitzen. Selbstverständlich entstanden daraus Konflikte, die seinen Lebensabend arg vergällten, allein nichts vermochte ihn von seiner Einbildung abzubringen; im Gegentheil, die Nichtanerkennung seiner, wie er meinte, gerechten Ansprüche verbitterte ihn mehr und mehr. Gar traurig, daß der Lebensabend eines Mannes, dessen Talent so Vielen Vergnügen geboten, durch solchen Irrwahn getrübt werden mußte.

Es gibt Bücher, die erhöhten Werth dadurch erhalten, daß sie nicht von Schriftstellern, sondern von gar nicht schriftstellerisch begabten Personen geschrieben werden. Es sind dieß vor Allem jene, die in trockener Thatsächlichkeit, ohne allen phantastischen und rhetorischen Schmuck, die Zustände in den englischen Kolonieen schildern. „A chequered Career; or fifteen years in Australia and New-Zealand" erfüllt diese Aufgabe in einer Art und Weise, die nicht verfehlen kann, nützlich zu sein. In nüchterner Thatsächlichkeit bekämpft das Buch die so weit verbreitete Illusion, daß Mißerfolg daheim gleichbedeutend sei mit einer Anweisung auf Erfolg in einem andern Welttheil, in einem Lande, das eben erst der Kultur erschlossen worden. Es bedarf da noch mehr der Energie und Ausdauer, dieser Früchte strenger Selbstdisziplin, als unter den geordneten Verhältnissen der alten Welt. Nach unseren kontinentalen Begriffen, denen nach wir mit einigem geistigen Hochmuth auf manuale Beschäftigung herabblicken, macht es einen recht peinlichen Eindruck, den Verfasser, der sich Gymnasialbildung erworben und der sogar längere Zeit an einer fremden Universität verweilt, bald als Diener in der Stadt, bald als Tagelöhner, dann wieder als Knecht eines Schafzüchters und schließlich gar als Pantalon bei einem reisenden Cirkus figuriren zu sehen. Die nüchterne Schilderung der Verhältnisse in dem vielbelobten Lande erscheint uns als eine Art Plaidoyer für das alte Sprüchwort: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich."

Die Württemberger bei Wörth.

Zum 6. August.

(Hiezu das Bild S. 861.)

Der berühmte Schlachtenmaler Georg Bleibtreu, welcher seit 1849 der treue Begleiter deutscher Kämpfe ist, und die ruhmreichen Siege der deutschen Truppen durch zahlreiche Bilder verherrlichte, der Geschichtschreiber mit Stift und Pinsel, hat im Auftrag des Königs von Württemberg das erfolgreiche Eingreifen seiner tapferen Truppen in die Schlacht bei Wörth zum Vorwurf eines großen Bildes gemacht, das seit längerer Zeit die Runde durch Schwaben macht und überall die ungetheilteste Anerkennung gefunden. Wir glauben den Gedenktag — 6. August — nicht schöner feiern zu können, als durch die Wiedergabe dieses Bildes.

Es ist gegen 4 Uhr Nachmittags. Die von Sauer- und Sulzbach westlich gelegenen stark befestigten Höhen sind nach langem und schwerem Kampf von Norden, Osten und Süden her erstiegen; ein Theil der Armee Mac Mahon's ist schon auf dem Rückzug nach Westen; Fröschweiler, der Schlüsselpunkt der französischen Stellung, ist allein noch im Besitz des Feindes und wird von ihm auf's Hartnäckigste vertheidigt.

Vor Kurzem erst in die Feuerlinie des von Süd und Südwest herandringenden elften Armeekorps eingerückt, sind die Kompagnieen des zweiten Regiments und des dritten Jägerbataillons noch geschlossen und gewinnen auf dieser Seite, wie Abtheilungen des fünften Regiments weiter östlich, rasch die vordersten Stellungen bei dem allgemeinen Angriff.

Im Vordergrund links halten der Kommandeur der zweiten Brigade, Generalmajor v. Starkloff, Adjutant v. Dettinger und Hauptmann v. Sarwey zu Pferde, den Gang des Gefechts oder das Nachrücken neuer Kräfte beobachtend, rechts wirft sich Oberst v. Ringler mit geschwungenem Säbel inmitten seiner Leute auf den Feind, und hinter den Eichen sehen wir den Oberstlieutenant v. Linck die Jäger führen; die Kopfbedeckung ist ihm entfallen. Vorn an den Reitern vorbei drängt Hauptmann v. Glaser; der nächste am Feind rechts ist Lieutenant v. Schott.

Droben vor der brennenden Dorfkirche und dem Dürkheim'schen Schloß fahren die letzten Batterieen ab, da sie in wenigen Minuten in die Hände der Unsrigen fallen müssen; links vom Dorf erblickt man lange Heersäulen nach Reichshofen und den Vogesen abziehen, von deutschen Abtheilungen, die hinter und über der Reitergruppe sichtbar werden, lebhaft beschossen.

Eine Viertelstunde später ist der nächstgelegene Theil des Orts im Besitz der Württemberger; gegen 5 Uhr haben die vom elften und fünften Korps und die Bayern die letzten Feinde in dem übrigen Theil von Fröschweiler überwältigt und die Schlacht ist beendigt, der Sieg gewonnen.

Die vierhundertjährige Säkularfeier der Einführung der Buchdruckerkunst in Wien.

(Hiezu das Bild S. 860.)

Es kann kaum ein anderes Fest geben, an welchem das allgemeine Verständniß so theilnimmt, wie an einem Feste der Buchdruckerkunst. Abgesehen davon, daß diese jeden Menschen von Geburt an mit dem Taufzeugnisse und so weiter das ganze Leben hindurch begleitet, dient sie heute jeder Meinung, und es gibt keine Partei, keinen Stand, welcher sich nicht ihrer Hülfsmittel ausgiebigst bedient. Somit konnten die Buchdrucker Wiens und ihr Komite wohl wissen, daß sie ein ebenso kulturgeschichtliches wie volksthümliches Fest begehen, und alle Vorbereitung[illegible] waren auf gutem Grunde errichtet.

Es muß auffallen, daß die alte Kaiserstadt Wien [illegible] in

Vierteljahrhundert nach anderen Städten Deutschlands die von Mainz ausgegangene Kunst Guttenberg's übte. Es sind aber bis jetzt nur Drucke aus dem Jahre 1482 aufgefunden und daran knüpft eben die Feier an.

Der wesentlichste und wichtigste Mittelpunkt der Jubiläumsfeier ist die Ausstellung im Museum für Kunst und Gewerbe, in welcher auch der erste Band einer von Dr. A. Maier im Auftrage verfaßten „Geschichte der Buchdruckerkunst Wiens“ prangt. Die Ausstellung war reichhaltig, solid und, wie die ganze Feier, ohne ein Geflunker mit jenen bloß momentan auf die Masse wirkenden, aus einer Schnellpresse etwa geschleuderten Druckerzeugnissen.

In der prachtvollen Halle des Museums, die zudem noch besonders mit Reisigen, Fahnen, Emblemen, Büsten geschmückt war, fand die Eröffnungsfeier in Gegenwart der Honoratioren des Staates und der Stadt und der Deputationen aus der Nähe und Ferne, deren einzelne mit Festgaben erschienen waren, am 24. Juni Vormittags statt. Der Sängerchor der Buchdrucker, „Guttenbergbund“, sang ein Festlied: „Es werde Licht!“ Der Obmann des Centralkomites, F. Jasper, begrüßte und gab Bericht. Hierauf hielt der Bürgermeister der Stadt Wien im Namen des Gemeinderathes eine Willkommrede. Nachher bestieg die Rednerbühne Dr. K. v. Scherzer, Generalkonsul Oesterreichs in Leipzig, der mit Recht zum Ehrenpräsidenten berufen worden, denn er war ursprünglich als Buchdrucker ausgebildet, und nur weil ihm hier vormärzlich eine Konzession des beschränkten Gewerbes nicht bewilligt ward, wurde er Weltreisender, begleitete den Erzherzog, spätern Kaiser Max, auf der „Novara“, schrieb dann das Reisewerk und gelangte in Staatsdienst. Er hob die geschichtlich wichtigen Momente hervor, gedachte des Aufschwunges durch die Reformation und auch des hier Bedeutsamen, daß ein Kaiser Oesterreichs, nämlich Josef II., die Buchdruckerkunst geübt. Seine Handpresse steht in der Ausstellung. Aus der statistischen Darstellung ist wesentlich, daß nunmehr in Oesterreich-Ungarn an 370 Druckorten 1000 Druckereien bestehen, während vor einem Vierteljahrhundert nur etwas über 100 Druckorte mit 260 Druckereien bestanden. Vor dreißig Jahren hatte Wien noch nicht 30 Druckereien, heute gegen 200 mit 2000 Gehülfen. Dieß ohne Stein- und andere Druckereien und Nebenkünste und Gewerbe. Zeitungen gibt es in Oesterreich-Ungarn 1200. Nach der vorzüglichen Rede erläuterte der Direktor des Museums, Dr. v. Eitelberger, als Obmann der Ausstellung, die Gesichtspunkte, aus welchen sie zu betrachten, dann sang der Guttenbergbund ein Lied und ein Rundgang durch die Ausstellung beschloß das Fest des Tages. Am darauf folgenden, das war ein Sonntag, ward ein großes Volksfest in der „Neuen Welt“, dem riesigen, aus Park und allerlei Räumen bestehenden Belustigungsorte nächst Schönbrunn, abgehalten. Der Sonntag war zudem ein lang entbehrter schöner, und an 10,000 Personen fanden sich ein zu den üblichen Belustigungen, denen die Festreden des Buchdruckers K. Höger und des Reichstagsabgeordneten, Redakteur der „Deutschen Zeitung“, H. Reschauer, würde- und bedeutungsvollen Halt verliehen. Die „Alhambra“ mit Festschmuck und Rednertribüne bot ein eindrucksvolles Bild. Am Montag, 26. Juni, besuchte der Kaiser die Ausstellung, in welche wochenlange noch Tausende und Tausende Belehrung und Erhebung Findender strömten.

S.

Der Aufstand in Alexandrien.

(Hiezu das Bild S. 868.)

Der Kanonenschuß, den Admiral Seymour am Morgen des 11. Juli nach den Forts von Alexandrien abfeuerte, bildet den zweiten Akt in dem Drama, das sich an der afrikanischen Küste gegenwärtig abspielt. Er folgte so rasch dem ersten Akte, daß wir mit der Illustration noch in diesem stehen. Es war ein Kampf zwischen einem Malteser und einem Araber, der die Zündmasse, welche sich schon lange angesammelt, zum Explodiren brachte. Der Letztere wurde erstochen, was das Volk zur Rache aufrief, und nun begann ein furchtbarer Kampf, der sich rasch gegen die Europäer kehrte, die man schon lange für die Aussauger hielt. Die Polizei schritt nicht ein, die Munizipalgarde rührte keine Hand. Erst nach zwei Stunden erschien das Militär und reinigte die Straßen; Offiziere und Soldaten thaten ihre Pflicht. Aber bereits waren zahlreiche Opfer der Wuth der Araber gefallen, und die Panik durcheilte die Stadt, die seitdem von Europäern vollständig „gereinigt“ ist. Der deutsche Konsul hat, einer der Letzten, erst beim Bombardement die Stadt verlassen.

Heinrich Hofmann.

(Hiezu das Porträt S. 864.)

Zu den bedeutendsten und geachtetsten deutschen Tonsetzern der Gegenwart zählt Heinrich Hofmann, dessen Opern in jüngster Zeit über die meisten Theater gewandert sind. Hofmann ist geboren am 13. Januar 1842 zu Berlin. Seine musikalischen Erzieher waren R. Würst, Th. Kullak und S. W. Dehn; er debütirte glücklich mit einer Oper „Cartouche“, worin sich sein eminenter Beruf zur Komposition bereits unzweifelhaft auswies. Zunächst folgten nun verschiedene Klavierwerke, welche sich als wahre Zierden der modernen Literatur bewährten, dann Lieder und Orchestersachen. Unter letzteren erregten namhaftes Aufsehen die glänzende „Ungarische Suite“ (op. 16), die „Schauspielouvertüre“ (op. 28) und die gedankenreiche Symphonie „Frithjof“ (op. 22). Einen förmlichen Triumphzug durch die meisten Konzertsäle machte sein liebliches Tonmärchen „Von der schönen Melusine“ für Soli, Chor und Orchester (op. 30), dem alsbald das Gegenstück „Aschenbrödel“ (op. 45) nachfolgte. Schöne Erfolge errangen, zumal in Norddeutschland, die Opern „Armin“ und „Aennchen von Tharau“; erstere ist an acht, letztere sogar an zwanzig Bühnen auf dem Repertoire, und Hofmann's neuestes Musikdrama „Wilhelm von Oranien“ gelangte unlängst in Hamburg zur ersten Aufführung mit, wie es scheint, nicht geringerem Erfolg. Jedenfalls beweisen diese Werke, daß es bei gehöriger Erfindungskraft und technischer Meisterschaft recht wohl möglich ist, die musikalisch-dramatischen Fortschritte der Neuzeit, die sich nun einmal nicht ignoriren lassen, mit den geschlossenen Formen des klassischen Styls zu verbinden, oder wie L. Eckhardt sagte, „neuen Wein in alte Schläuche“ zu füllen. Auch Hofmann's Instrumentalsätze sind vom Hauche echter Poesie durchdrungen, der sich zumal in Details von überraschender Feinheit, sowie überhaupt in einer stets maßvollen, vornehmen und distinguirten Tonsprache zu erkennen gibt. Wer dieß so recht erproben will, spiele mit einem gleichgesinnten Freunde z. B. die erst jüngst erschienenen „Serenaden“ (op. 54), oder den „Trompeter von Säckingen“ (op. 52) mit Aufmerksamkeit durch und er wird mit Freuden das hohe Verdienst anerkennen, das sich unser Meister namentlich auch um die Bereicherung unserer „vierhändigen“ Klavierliteratur erworben hat. Unter seinen übrigen, großentheils in Berlin bei H. Erler verlegten Pianofortewerken ragen hervor: die beiden Hefte „Nachklänge“, die „Steppenbilder“, der „Liebesfrühling“, die beiden Hefte „Ländler“, die „Italienische Liebesnovelle“, die Skizzen „Am Rhein“ und „Aus meinem Tagebuche“, die „Drei Stücke in Tanzform“, die „Silhouetten aus Ungarn“ und die übrigen stylvollen Bearbeitungen ungarischer, norwegischer, englischer und russischer Volksweisen. Möge uns der liebenswürdige Meister auch bald mit einer förmlichen Klaviersuite oder noch besser -Sonate erfreuen, wozu er so recht das Zeug zu besitzen scheint.

Seine neueste Oper „Wilhelm von Oranien“ kam in Danzig, den einhelligen Berichten dortiger Blätter zufolge, mit durchschlagendem Succeß zur Aufführung. Sein neuestes Klavierwerk sind sehr interessante vierhändige „Skizzen zu Scheffel's ‚Ekkehard‘“, erschienen bei Breitkopf & Härtel in Leipzig. Kürzlich wurde ihm auch die Auszeichnung zu Theil, zum ordentlichen Mitglied der königl. Akademie der Künste in Berlin ernannt zu werden.

Beobachtetes und Gedachtes.

Von K. Gulot.

Wenn sich eine Scheibe zweitausendmal in der Minute dreht (wie z. B. an den Diamantschleifmaschinen in Amsterdam), so scheint sie stille zu stehen. Und der langsam vorrückende Stundenzeiger an der Uhr scheint gleichfalls regungslos. Unser Auffassungsvermögen für die Zeitbewegungen ist doch ein furchtbar beschränktes und täuschendes. Dieß sollten wir wohl bedenken, wenn wir die Zeiterscheinungen beurtheilen wollen.

*

Was nennt man „Träumerei“? Halb Schlaf, halb Dichtung, halb Blödsinn ... Sehnsucht nach man weiß nicht was, Vorstellung von nie gesehenen Dingen ... Lauschen einer aus Empfindungen vibrirenden Musik ... ein Wiegen und Schaukeln auf rhythmischen Nichtsgedanken ...

*

Kaum hat ein Mensch etwas Unangenehmes empfunden, so versieht er es mit einem Namen und schreit es in die Welt hinaus, wenn er es nicht gar versifizirt und in Musik setzt. (Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin.) Aber wenn so ein Klageheld etwas Angenehmes empfindet, so ist er froh und sagt nichts.

*

Es würde einem Elephanten schwer fallen, das Dessin einer Mosaikbroche zu erklären, indem er die Grenzen der Steinchen mit seinem Fuße markiren wollte. Aber mit unserer Verstandesplumpheit, die sich zu den feinen Strichen der Weltmysterienmosaik wie tausend Elephantenfüße verhält, erklären wir immer Alles, was man will.

Erinnerungen an Rügen.

Von

August Reinhardt.

(Hiezu das Bild S. 865.)

Du liebliches, von den blauen Wogen der Ostsee umspültes, mit üppigen Buchenwaldungen geschmücktes Eiland, reich an Sagen und Märchendichtungen, steigst vor mir auf und in meiner Erinnerung bist du eine herrliche Blüte in dem großen Garten der Schöpfung Gottes!

Großartig sind die wunderbaren Naturschönheiten, die uns die Alpen bieten, aber der Eindruck, den das Meer auf den Binnenländer macht, kann sich getrost mit jenem messen, und vielen meiner Leser mag es wie mir ergehen, daß die Empfindung, welche der erste Anblick der weiten Meeresfläche auf uns macht, tiefer und nachhaltiger in unser Gemüth eingreift, als es die mächtigsten Gebirgsmassen je erreichen können. Ich kam von der altehrwürdigen Stadt Stralsund. Eine wunderbar schöne Fahrt auf dem kleinen Dampfer „Alma“ von zwei Stunden brachte mich nach dem Oertchen Lauterbach, das, wenn ich so sagen darf, der Hafen der Stadt und fürstlichen Residenz Putbus ist. Ein sauberes, freundliches Quartier war im Viktoriahotel dicht am Wasser bald gefunden und bezogen. Vor meinen Fenstern, dem Hotel gegenüber, liegt das Friedrich-Wilhelmsbad, ein großes Gebäude mit schlanken dorischen Säulen, das in seiner Lage und Einrichtung dem Besucher nur gefallen kann, mir aber, dem äußern Eindruck nach, durch die Mächtigkeit und Schwere des Baues kaum in die einfache, poesievolle Landschaft hineinpaßte. Hinter diesem Hotel und Bad dehnt sich ein herrlicher Laubwald, Goore genannt, oberhalb des nahen Strandes aus, der den Badenden ein schattiger Zufluchtsort ist, wenn die Meereskühle nicht genügt, den Körper bei einer Temperatur von 20 Grad zu erfrischen. Wohl Dem, der mit der Zeit nicht zu sehr zu geizen braucht, dem ist eine Kahnfahrt bei Vollmondschein auf dem dort fast immer ruhigen Wasser nach der Insel Vilm sehr zu empfehlen. Diese Fahrt dauert ungefähr eine halbe Stunde. Wer ein geräuschvolles Badeleben dort sucht, rauschende Musik, Belustigungen, kostbare Toiletten, der wird sich sehr enttäuscht finden Auf der Insel ruht die tiefste Einsamkeit, der tiefste Frieden, das Rauschen der alten Buchen ist ein ernster Willkommruf für den neugierigen Fremden. Die Waldung der Insel Vilm ist eine selten große und schöne, und dem Maler ist hier ein reiches Feld der prächtigsten Studien geboten. Nachdem der kleine, aber sichere Kahn uns wohlbehalten wieder nach Lauterbach zurückgebracht und die Nachtruhe uns erquickt hat, die Hotelrechnung unser schmackhaftes Frühstück nicht durch Unbilligkeit verdorben, vertrauen wir uns einem kleinen Wagen nach dem nahegelegenen Putbus an. Die reiche Natur daselbst, von Kunst und sachverständiger Hand unterstützt, bietet die reichsten und mannigfachsten Landschaftsbilder. Du ergehst dich bewundernd in dem großen Wildpark des kunstsinnigen Fürsten, du findest sein geschmackvoll erbautes Schloß malerisch an dem von weißen Schwänen belebten Teich, du freust dich über die schönen, sauber gepflegten Spazierwege und macht dein Befinden dir schlechte Laune, so wird sie durch gute Konzerte, Theater und andere Vergnüglichkeiten, je nachdem du Sinn dafür hast, bald beseitigt. Für Reisende, welche Menschen und Zerstreuungen suchen, ist Putbus gewiß der richtige Ort. Während hier Alles civilisirt, gastlich hergerichtet ist und für den Comfort des Reisenden Allem aufgeboten wird, um seine Zufriedenheit zu erlangen, ihm ein längeres Verweilen angenehm und wünschenswerth zu machen, findest du in dem etwa drei Stunden entfernten Göhren auf Mönchgut gerade das Entgegengesetzte. Hier ist Naturzustand und Civilisation im größten Kontrast neben einander. Einfache kleine Fischerhäuser mit sehr primitiven Betten laden dennoch durch ihre gemüthliche Einfachheit den Reisenden ein, freilich zu einem recht respektablen Preis. Aber wohl Dem, der überhaupt ein Unterkommen hier findet. Wir waren nicht so glücklich, sondern mußten uns in dem städtisch eingerichteten Hotel Brandenburg, welches den Namen seines Wirthes trägt, ein Lager und Nachtquartier suchen. Das Unglück wollte es, daß der Wirth seine Gaststube einräumte und mit Betten versah, denen wir auf alle erdenkliche Weise nachhelfen mußten, um nicht entweder in einer unliebsamen Vertiefung oder noch weniger bequemen Erhöhung zu liegen. Das läßt sich Alles durch ländliche Einfachheit entschuldigen und ertragen, wenn du aber, lieber Leser, wie wir, dieses ländliche Nachtlager mit einem Preise von vier Mark bezahlen mußt (pro Tag), ohne das Zimmer sonst benützen zu können, und dann, weil der Aufenthalt am Meeresufer uns die Zeit der Table d'hôte vergessen ließ, von unserem freundlichen Wirth ohne Weiteres an die Luft gesetzt wirst, weil er nur solche Gäste zu haben wünscht, die ein wenig schmackhaftes, zusammengewürfeltes Mahl verspeisen helfen, so hört die ländliche Einfachheit auf, und du wirst ebenso empört wie viele Andere deinen Wanderstab nehmen, um nach dem reizenden, ein paar Stunden weitern Binz zu pilgern, ohne jedoch vorher der Lage und dem Strande von Göhren die gebührende Anerkennung gezollt zu haben. Die strenge Abgeschlossenheit der Stammbewohner von Mönchgut auf Göhren, und der Widerwille, welchen sie gegen alles Fremde offen zur Schau tragen, machen den Aufenthalt zwar ganz interessant, indeß nicht einladend und noch weniger gemüthlich. Von anderen Reisenden hörten wir indeß das Gasthaus und zwar das älteste von Wenats sehr loben; übrigens ist der Wirth des Hotel Brandenburg kein Mönchguter, was wir anfangs beinah zu glauben berechtigt waren. Ehe wir Göhren Lebewohl sagen, möchte ich den interessanten Aussichtspunkt vom „hohen Perd“ erwähnen, von dem man einen unbegrenzten Blick über die See und einen großen Theil der Insel genießt, namentlich nach Osten. In schöner Natur erscheinen uns die Mißhelligkeiten, welche uns in Bezug auf Wohnung, Kost und unberechtigte hohe Preise oder Menschen begegnen, geringfügig, oft schämen wir uns, daß sie dazu beitragen konnten, uns auch nur eine Stunde der knapp zugemessenen Reisezeit zu verbittern, und wenn ein Ort je im Stande ist, das Gemüth aufzuheitern, so ist es Binz. Schon der Weg nach dort, der uns durch schattige Waldung führt, dem Fürsten Putbus gehörig, über das romantisch gelegene, als Aussichtspunkt berühmte Jagdschloß, ist geeignet, allen schlummernden Frohsinn zu wecken. In Binz selbst ist Alles vergnüglich, lieblich, einfach, anmuthig. Die sauberen Häuser, die comfortablen, nicht luxuriös, aber vollkommen genügenden Gasthäuser mit den freundlichen Wirthen, guten Speisen und dabei civilen Preisen, dann aber vor allen Dingen der Meeresstrand! Stundenlang, lieber Leser, kannst du dort liegen und träumen, vor dir das Meer im hellen Sonnenschein, mit den Fischerbooten darauf, hinter dir die Buchen- und Kiefernwaldung mit einladenden Plätzen, es gibt kaum auf Rügen einen Ort, der einen lieblicheren, behaglicheren Eindruck macht, als Binz, keinen, wo man mit bescheidenen Mitteln so viel Genuß hat, keinen, der in seiner Einfachheit, Sauberkeit so wohlthuend in der Erinnerung lebt, als Binz; gegrüßet seist du aus der Ferne, du Ort des Friedens und des Glücks! Von Binz aus finden sich mannigfache Gelegenheiten, nach dem berühmten Badeort Saßnitz zu gelangen. Entweder, und das ist die bequemste und kürzeste, durch ein Segelboot, oder die anstrengende und für die Länge der Zeit nicht genug lohnende zu Fuß oder zu Wagen über die schmale Haide. Wir wählten die erstere und hatten dafür allerdings den Genuß, die kräftige Waldluft in vollen Zügen zu genießen und höchst interessante, großartige Hünengräber zu sehen. Unser Weg führt uns dann zuvörderst nach Crampaß, dem Vorort von Saßnitz, der mir später namentlich dadurch interessant wurde, daß daselbst in dem daran grenzenden Buchenwald am Fahrenberge, der an Schönheit und Ueppigkeit kaum seinesgleichen findet, alle Sonntage Gottesdienst im Freien abgehalten wird, von dem ich einen ebenso tief ergreifenden als mächtigen Eindruck mitnahm. Von Crampaß ist man in einer Viertelstunde in Saßnitz, dem Hauptort auf Rügen. Dort ist ein lebendiges Treiben, Badegäste der verschiedensten Stände wogen in buntem Gewühl an dem Ankömmling vorbei, der sich glücklich preisen kann, wenn ihm das gütige Geschick ein Unterkommen verschaffte. Wir fanden in dem bekannten ersten Hotel keines mehr und waren sehr froh, trotz mancher Warnung, bei „Nicolai“ aufgenommen zu werden. Wir haben unsern Aufenthalt in Bezug auf Lage des Hotels, Beköstigung und auch Preis nicht zu bereuen gehabt. Der Strand von Saßnitz ist interessant, wild, steinig, dabei vom Morgen bis zum späten Abend belebt von Menschen. Das Meer ist hier unruhiger, der Wellenschlag heftiger und das Wetter und der Wind ungleich und launisch. Ein Lieblingsplatz der Fremden ist der „Ausguck“, ein etwas hervorstehender Holzausbau, mit Bänken versehen, wo man unter sich das bunte Durcheinander der Gesunden und Kranken beobachten kann. Ziemlich gute, lustige Musik begrüßt jedes nahende Boot, welches vom Schiff

dem Ufer neue Fremde zuführt. Die Spaziergänge, namentlich nach dem Herrenbade, dem kleinen Helgoland zu, sind anmuthig und interessant zugleich; was aber Saßnitz namentlich anziehend und unvergeßlich macht, das ist seine wunderbar schöne Umgebung und seine Spaziergänge, die es dem Fremden bietet. Diese sind leicht auszuführen und werden durch Punkte von wunderbarer Naturschönheit gekrönt und belohnt.

Wer die Seefahrt liebt, kann mit Segelboot oder Dampfschiff nach Arkona, dem nordöstlichsten Punkte von Rügen, mit dem berühmten Leuchtthurm, fahren; wer indeß ein guter Fußgänger ist, der soll es nicht versäumen, von Saßnitz nach Stubbenkammer zu gehen. Gutgehaltene Wege führen ihn zuvörderst durch prachtvolle Buchenwaldung den überaus interessanten mächtigen Kreidefelsen entgegen. Das Liebliche schwindet, je nördlicher wir kommen, und eine ernste, melancholische Natur führt uns das Bild der Vergänglichkeit aller Größe und aller Schönheit ernst mahnend vor die Seele. Wir gelangen auf wildromantischem Wege nach Stubbenkammer und zu dem Königstuhl. Mächtige Buchen, noch in voller Schönheit, hängen mit entblößten Wurzeln schwebend über dem Abgrund. Sie sehen das sichere Verderben, den nahen Untergang vor sich, denn von Jahr zu Jahr stürzt ein kleiner Theil des Kreidefelsens hinab in das tiefe Meer, mit sich fortreißend, was auf ihm ruht, Boden und Bäume, und jedes Jahr ist das Bild der Zerstörung größer und drohender. So ist der ganze Eindruck, welchen Stubbenkammer auf uns macht, ein ernster, wehmüthiger, und ebenso wunderbar ergreifend ist der Anblick des Hertasees bei Mondenschein, dessen schwarzgrüne Wassertiefe, von blühenden weißen Wasserrosen bedeckt, der Sage nach jährlich ihr Opfer fordert. Möglicherweise sind die langen, feinen Stengel der Nymphaea alba, die sich aus des Sees Tiefen emporheben, schuld gewesen, daß mancher kühne Fremde, angelockt durch die zauberhafte Färbung des Sees und seiner Umgebung, zu baden versucht hat und, durch die langen Stengel der Rosen umwunden, sich aus den Armen der Wassernixe nicht mehr hat befreien können und von ihr in die Tiefe gezogen ward. In stiller Mondnacht glaubt man die Nymphe mit ihrem diamantendurchwebten Schleier über den See gleiten zu sehen, und die weit über denselben hinausragenden Buchenzweige verdecken das schimmernde, glitzernde Wasserkind dem neugierigen Auge des Fremden. Wohl Demjenigen, dem der düstere, unheimliche Weg an den naheliegenden Opfersteinen vorbei, wo in Heidenzeiten Menschen den Göttern geopfert wurden, die Phantasie nicht so erregt, daß er im Stande ist, ruhig sein Auge zur Nachtruhe zu schließen, um frisch und heiteren Muthes der ernsten und doch so wunderbar großartigen Stätte Lebewohl zu sagen und langsam den Rückweg anzutreten. Wir wandern durch schattige Laubwaldung an üppigen Kornfeldern vorbei, wir grüßen den Kirchflecken Sagard, das kleine Fährhaus am Jasmunder Bodden, dessen Besitzerin, die freundliche Kapitänsfrau, uns gastfrei und in liebenswürdigster Weise aufnimmt, wenn ein plötzlicher Orkan mit wolkenbruchartigem Regen unsere Sachen bis zum letzten Faden durchweicht hat, und wenden uns, ihrer dankbar gedenkend, auf der weniger interessanten Landstraße nach Bergen, der Hauptstadt Rügens, wo der Besuch des Rugard mit dem Arndt-Denkmal durch sein ausgedehntes Panorama dem Fremden eine schöne Erinnerung bleibt; dann vertrauen wir uns ohne Zögern einer vorzüglichen Post daselbst an, die mit drei oder vier Wagen, je nachdem der Fremdenverkehr ist, bei dem munteren Klange eines wohltönenden Posthorns in raschem Trabe uns nach dem anmuthigen Dörfchen „Alte Fähre“ führt, und eine Viertelstunde darauf begrüßen wir wieder das malerisch vom Meer aus aufgebaute Stralsund und vergessen nicht, noch einen Blick zurückzuwerfen auf die blaue Wasserfläche mit ihren beflaggten Schiffen. Die Wellen rauschen vorüber jahraus jahrein, die Schiffe gleiten an unseren Blicken vorbei, sie verschwinden am fernen Horizont, aber in das Herz fest hinein wirft die Erinnerung an eine schön verlebte Zeit ihren Anker, und wie dieser das Zeichen der Hoffnung ist, so hoffen auch wir, daß das Schicksal uns noch einmal der lieblichen Insel zuführen möge!



Heinrich Hofmann.

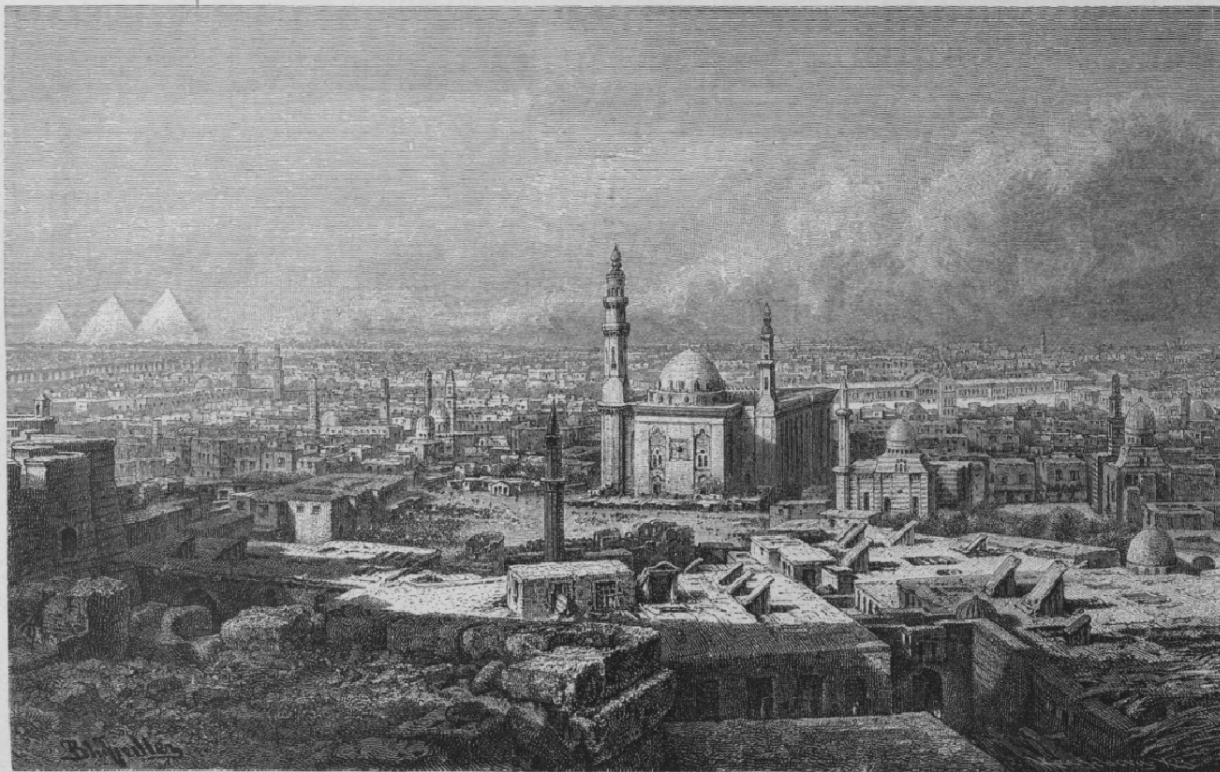
Campidello.

(Hiezu das Bild S. 857.)

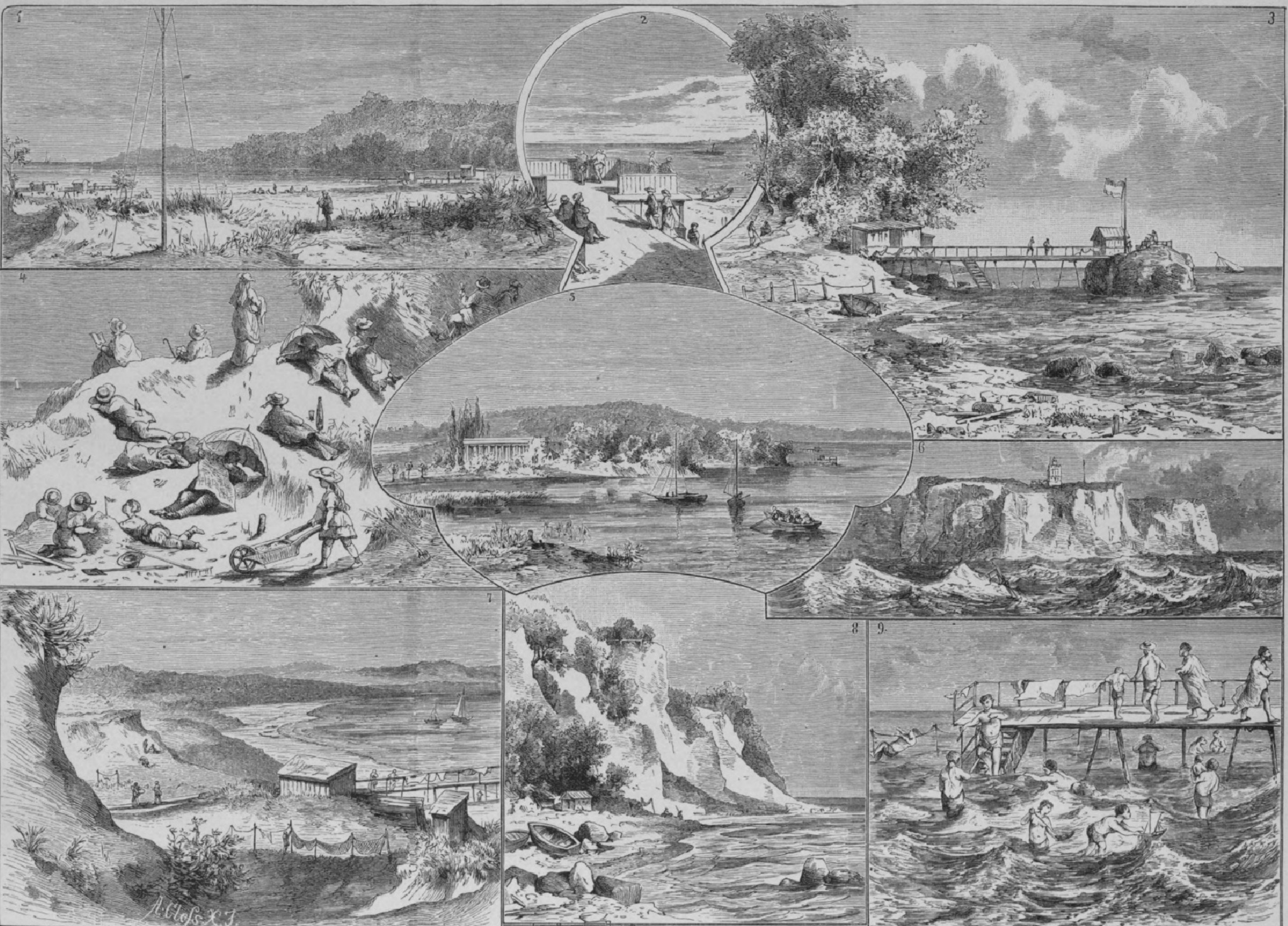
Das Ampezzanerthal und das Gebiet der Dolomiten haben in jüngster Zeit eine ganz besondere Anziehungskraft ausgeübt. Man pilgert dorthin, nicht um die Ladiner zu besuchen, sondern um ihre Berge zu sehen, sagt Noë, die durch kühne Gestaltung sich vor den Höhenzügen des ganzen Erdtheils auszeichnen. Campidello gehört landschaftlich zu den Glanzpunkten dieser Thäler. Hier ist das Eldorado der Geognosten, nirgends bieten ihre Karten ein bunteres Farbengewimmel und an keinem Orte ist so viel über Eruptivcentra, Syenite, Melephyre 2c. zu erzählen. Hier treten wir bald über geschichtetes Gestein, das uns ein Pflaster darstellt, als ob wir zu Mailand auf dem Corso oder zu Verona auf der Via nuova lastricata dahingingen. Bald schauen wir in die tiefe Klamm oder gehen auf ebenem Boden durch Lärchenwald. Wenn wir uns umwenden, erblicken wir aber das Eis des hohen Marmolada, nicht ohne Sehnsucht nach der Kühlung, die dort dem Sommer widersteht. Woher kommt das weiße Feld? Dort oben, erzählt die Sage, waren einmal grüne Wiesen. Eines Tages — es war das Fest von unserer lieben Frau Himmelfahrt — führten die Bauern der Himmelskönigin zum Hohne das dort gewonnene Heu ein, nicht ohne ein Trotzlied dabei abzusingen, das mit den Worten schloß:

«Nos angh el fongh en de tablà
E i autri sul prà.»

(Wir haben das Heu im Stadel und die Anderen auf der Wiese.) Da begann es zu schneien und es bildete sich das gewaltige Eisfeld des größten Dolomitengletschers.



Ansicht von Kairo. Originalzeichnung von Bernhard Fiedler.



1. Strand bei Binz (Alt-Beck). — 2. Ausflug in Saßnitz. — 3. Klein-Helgoland in Saßnitz. — 4. Nach dem Bade. — 5. Friedrich-Wilhelmsbad Lauterbach. — 6. Arkona. — 7. Göhren. — 8. Königsstuhl. — 9. Im Bade.

Erinnerung an die Bäder auf Rügen. Originalzeichnung von Aug. Reinhardt.

Wade.

Um den Halbmond.

Roman

von

Gregor Samarow.

(Fortsetzung.)

Einunddreißigstes Kapitel.

er Sultan Abdul Aziz lag matt und erschöpft auf dem Divan in seinem Kabinet. Seine Züge waren noch schlaffer, müder und abgespannter als sonst, dunkle Ringe umzogen seine Augen — der Nachfolger der alten gewaltigen Padischahs, welche das ganze Abendland in Schrecken gehalten und ihre Säbel vor den Mauern von Wien hatten blitzen lassen, bot das Bild tiefster geistiger und körperlicher Erschöpfung. Das Leben schien in diesen zusammengesunkenen Gliedern nur noch leise fortzuglimmen und nur noch die Kraft zu haben, um hin und wieder in unnatürlicher Glut aufzuflammen und sich dadurch um so schneller zu verzehren.

Er lag mit halb geschlossenen Augen da, zuweilen nur hob er wie drohend die geballte Hand auf, und ein Ausdruck wilden Grimmes zog über sein Gesicht, während einzelne abgerissene Worte aus seinem Munde hervorklangen. Er schien so in seine Gedanken vertieft oder so sehr in seine gleichgültig starre Apathie versunken, daß er das Eintreten seiner Mutter nicht bemerkte, welche mit einer silbernen Platte in der Hand unter dem Vorhang der nach den inneren Gemächern führenden Thür erschien.

Die Sultanin Valide trat zu dem Divan heran, blickte mitleidig auf ihren Sohn und berührte dann seine Schulter.

Abdul Aziz fuhr erschrocken auf. Angst und flammender Zorn mischten sich in seinen Blicken, er riß den auf seinem Schooße ruhenden Säbel aus der Scheide und schien bereit, den funkelnden Stahl gegen den so unerwartet ihm Nahenden zu erheben.

Als er seine Mutter erkannte, flog ein freundlicher Schimmer über sein Gesicht — er sank wieder auf die Kissen zurück und sagte mit mattem Ton:

„Du bist es, meine Mutter, — verzeih', daß ich Dich bedrohte, — der Verrath umgibt mich überall — ich muß auf meiner Hut sein."

„Du bist matt und gebrochen, mein Sohn," sagte die Sultanin sanft, — „Dein Körper kann das Leben, das Du führst, nicht ertragen, die Eier, welche in Deiner Gegenwart gelegt und gesotten werden, sind nicht genügend, um Dich zu ernähren, — das fränkische Schaumgetränk, das Du unter eigenem Verschluß hältst, erhitzt Dein Blut, ohne Dir die Kraft zu geben, die dem Feuer zur Nahrung dienen muß. Ich habe Dir hier selbst einen Pillau bereitet, — ich habe den Reis gewaschen und das Huhn geschlachtet, — ich habe selbst davon gekostet — Niemand hat von meiner Absicht gewußt, — es ist unmöglich, daß etwas Schädliches darin enthalten sei. — Iß, mein Sohn, stärke Deine Kraft, Du hast sie nöthig, — in einem kranken Körper kann die Seele keinen Muth fassen zu kühnen Entschlüssen."

Sie nahm den Deckel von der Platte ab, welche sie trug. Ein kräftiger, würziger Duft erfüllte das Zimmer.

Der Sultan richtete sich auf, — seine Augen erweiterten sich bei dem Anblick des lockenden Gerichts aus gedämpftem Hühnerfleisch und stark gewürztem Reis, seine Nasenflügel öffneten sich und gierig sog er den Duft der bei allen Türken so beliebten Speise ein.

„Iß, mein Sohn," bat die Sultanin Valide, indem sie ihn auf den Divan niederdrückte, — „iß und stärke Deinen erschöpften Körper."

Sie schob einen kleinen Tisch vor den Divan, stellte die Platte darauf und gab dem Sultan die Gabel in die Hand.

Dießmal machte er keine Einwendung mehr, ohne Zögern begann er zu essen und, immer gieriger zugreifend, verzehrte er den Inhalt der Schüssel bis auf die letzten Reiskörner, die er aus der Tiefe des Gefäßes zusammensuchte.

„Ah," sagte er wohlgefällig, indem er die Platte zurückschob und sich behaglich in den Kissen dehnte, — „das thut wohl, das gibt den Gliedern Kraft und dem Blut ruhige Wärme! Ich danke Dir, meine Mutter, Du hast mir eine wahre Wohlthat erwiesen, Du hast mir die Lebenskraft wieder gegeben!"

„Ich wußte es, mein Sohn," sagte die Sultanin Valide, — „das Auge der Mutter erkennt die Leiden ihres Kindes, und die Liebe läßt ihren Geist die Mittel der Heilung finden."

Sie schob den Tisch zur Seite und setzte sich neben den Sultan, der zärtlich schmeichelnd, wie ein Kind, seinen Kopf an ihre Schulter lehnte.

„Nun aber, mein Sohn," sagte die Sultanin, „nachdem Dein Körper Kraft und Dein Geist Klarheit gewonnen hat, laß uns überlegen, was zu thun ist, um Deine Feinde sicher zu überwinden."

Abdul Aziz fuhr auf — sein Gesicht, dessen Züge sich kräftiger gespannt hatten, färbte sich mit hellerer Röthe, seine Augen blitzten feuriger, seine Hand streckte sich aus, als wolle er den Gegenstand seines Hasses fassen und in seinen Fingern zerbrechen.

„Du erwartest ein Heer des Zaren," fuhr seine Mutter fort, „um Stambul im Zaum zu halten und die trotzigen Aufrührer zu beugen — aber bist Du gewiß, daß dieses Heer kommen, bald kommen wird?"

„Du weißt es, meine Mutter," erwiederte Abdul Aziz betroffen, — „ich habe das Billet erhalten, das mir Fabri von dem Vertrauten des russischen Botschafters gebracht, es verheißt mir die Landung einer starken Truppenmacht, ich werde meinen Schiffen Befehl geben, die Einfahrt frei zu lassen, die Marine ist mir ergeben und dann, — dann gehört Stambul mir, selbst wenn die Garden zögern sollten."

Er zog ein zerknittertes Blatt Papier aus der Brusttasche seines Rockes und reichte es seiner Mutter.

„Ich kenne dieß Billet," sagte die Sultanin Valide, — „es ist von einer unbekannten Hand geschrieben, — es ist kein Vertrag — kein Versprechen, das den Zaren bindet, — wenn es eine Falle wäre? — traust Du diesem Fabri?"

„Er ist der Einzige fast, den ich stets treu befunden," erwiederte Abdul Aziz finster, „außer Dir und meinem Sohne Yussuf."

„Traue Niemand, mein Sohn," sagte die Sultanin, „außer Dir selbst und Allah's allmächtigem Schutz! Mir scheint dieß zweifelhafte Blatt Papier keine Bürgschaft zu sein, um darauf hin das Schicksal des Reiches, Dein Schicksal, — Dein Leben, mein Sohn, in unsicherem Spiel einzusetzen. Und wenn es wahr wäre," fuhr sie fort, während der Sultan, in ängstlicher Spannung lauschend, fest ihre Hand umfaßte, — „wenn es wahr wäre, was diese Zeilen Dir sagen, wenn der Zar wirklich Dir ein Heer zu Hülfe sendete, bist Du gewiß, mit solcher Hülfe, mit der Hülfe der Giaurs das Volk von Stambul und die Truppen niederzuhalten, werden nicht alle Gläubigen sich von Dir abwenden?"

„Hat mein Bruder Abdul Medschid nicht die Engländer und die Franzosen hieher gerufen zum Beistand gegen die Russen? Warum sollte ich nicht jetzt die Russen gegen die Engländer zu Hülfe rufen, die mein Reich ausbeuten und meine Paschas gegen mich aufreizen?"

„Sie beuten Dein Reich aus und reizen Deine Diener zur Empörung, weil sie festen Fuß gefaßt haben auf dem Boden der Gläubigen, seit sie hieher gerufen sind — und wenn es gelingen sollte, sie und ihre verrätherischen Werkzeuge durch die Hülfe des Zaren zu überwinden, so werden die Russen hier ebenso festen Fuß fassen, wie jene es gethan, sie werden heute Deine Helfer und morgen Deine Herren sein, und auch sie werden verworfene Seelen genug finden, die sich zu ihren Werkzeugen machen lassen gegen Dich, ihren Herrn, ihren Khalifen, den Nachfolger des Propheten."

Einen Augenblick saß der Sultan in schweigendem Brüten da.

„Mag es sein," sagte er dann knirschend, — „zuerst will ich Die mit meinen Füßen zertreten, die mich so viel leiden ließen! Rache," — rief er wild aufschreiend, — „Rache will ich — volle und ganze Rache um jeden Preis!"

„Und glaubst Du, daß ich die Rache nicht ebenso heiß ersehne wie Du," sagte die Sultanin Valide mit funkelnden Blicken, — „ich, Deine Mutter, die jede Kränkung, die man Dir zufügt, noch bitterer empfindet, als Du selbst? Ich habe nachgesonnen Tag und Nacht, ich habe zu Allah gefleht um Erleuchtung und ich bin gewiß, daß Du Dich rächen wirst an all' Deinen Feinden, wenn Du meinem Rathe folgst, Dich rächen, wie es dem Beherrscher der Gläubigen, dem Sohne des Propheten geziemt, aus eigener Kraft, nicht durch die Hülfe fremder Giaurs."

„Und wie wäre das möglich, meine Mutter?" fragte Abdul Aziz matt, indem er ungläubig den Kopf schüttelte, — „Du weißt, daß mein Sohn Yussuf selbst nicht wagte, zur Gewalt zu rathen gegen Hussein Awni, an den die Soldaten glauben, und gegen den verrätherischen Hassan Hairullah, den ich zum Scheik ul Islam erhoben — Du selbst, meine Mutter, hast mir gerathen, die Waffe der List zu gebrauchen und mich zu beugen unter den Sturm, dem ich nicht zu gebieten vermochte."

„Die List hat ihre Zeit," erwiederte die Sultanin, — „sie hat ihre Früchte getragen — der Sturm ist vorübergegangen und Alles ist wieder ruhig geworden in Stambul — viele Getreuen beginnen erschrocken auf das Geschehene zu blicken — jetzt, mein Sohn, ist der Augenblick zu kühner That gekommen."

„Und was sollte ich — was vermöchte ich zu thun?" fragte der Sultan seufzend, — „jetzt, nachdem ich den ungetreuen Vezieren die Macht gegeben, jetzt, da mein Wort weniger bedeutet, als das des ärmsten Bettlers auf den Straßen von Stambul, da jeder elende Softa mächtiger ist, als der Padischah?"

„Weiß das Volk, daß es so ist?" fragte die Sultanin — „haben jene verrätherischen Paschas nicht ihre Befehle in Deinem Namen! Sie haben Zeit gehabt, zu zeigen, was sie vermögen — und sie haben nichts vermocht, die Schäden des Reiches sind nicht geheilt und die rebellischen Provinzen sind nicht niedergeworfen, — jetzt ist es Zeit, mein Sohn, daß Du selbst hervortrittst, daß Du dem Volke der Gläubigen Dich selbst zeigst und Jenen die Macht wieder abnimmst, die sie nicht zum Heile des Reiches zu benutzen verstanden."

„Mich dem Volke zeigen?" fragte der Sultan mit bitterem Hohn, — „haben sie mir nicht in's Angesicht getrotzt? Habe ich nicht vor ihnen weichen müssen?"

„Du warst unvorbereitet, mein Sohn, und standest nicht dem wahren Volk der Gläubigen gegenüber, sondern einem Haufen tückischer Verschworener — darum mußt Du jetzt, da das Volk wieder frei geworden von jenem unheilvollen Einfluß, da die Verschworenen sicher geworden sind in ihrem übermüthigen Siegestaumel, mit kühner, fester Hand die Herrschaft wieder ergreifen. Du hast ein Mittel, mein Sohn, ein Mittel, das Dich gewaltig macht und über alle Deine Feinde erhebt: geh' hin," sprach sie feierlich, „nach dem alten Serail, nimm aus der heiligen Lade die Fahne des Propheten und laß sie emporsteigen auf der Zinne zum Zeichen, daß alle Gläubigen sich um den Khalifen schaaren sollen zum heiligen Kriege gegen die Verräther und die Feinde des Glaubens! In wenigen Augenblicken wird alles Volk zusammenströmen und Du wirst gewaltigere Heere zu Deiner Verfügung haben, als die Truppen des Zaren, Du wirst Herr sein in Stambul, durch Dich allein, durch die heilige, unwiderstehliche Macht Allah's und des Propheten, und Dein Pferd wird über die Köpfe Deiner Feinde hinschreiten, wenn Du hinausreitest aus der hohen Pforte unter das Volk, das Deines Winkes gewärtig sein wird, Jeden zu zerschmettern, der Deinem Willen zu trotzen wagt."

Der Sultan hatte in zitternder Erregung zugehört, — aber eine düstere Wolke lag trotz der zuversichtlichen Worte seiner Mutter auf seiner Stirn.

„Und wenn sie dennoch zögerten zu gehorchen?" fragte er scheu und zögernd, — „wenn die Truppen schwankten, — dann, meine Mutter, — dann wäre ich verloren!" flüsterte er leise, indem sein ganzer Körper von Schauern erbebte.

„Blicke zurück in die Geschichte Deiner Vorfahren," sagte die Sultanin, — „sie zeigt Dir kein Beispiel, daß das Volk gezögert hätte, sich um den Padischah zu schaaren, wenn die heilige Fahne des Propheten auf der Zinne des Serails emporstieg. Wer ist Hussein Awni — wer sind alle Paschas neben Dir, wenn über Deinem Haupte die Fahne des Propheten weht? Wenn Du so — in der wahren Kraft des heiligen Glaubens, ausgerüstet mit dem unwiderstehlichen Segen des Propheten, wieder Herr in Stambul und Herr in Deinem Reiche geworden bist, dann wirst Du es bleiben für alle Zeit. Ich habe Dir die List und die Verstellung gerathen, als Deine Feinde wachsam waren, — jetzt wähnen sie sich sicher — sie glauben die Herren zu sein und die Vorsicht vergessen zu können, — jetzt ist es Zeit, den Arm zu erheben zum vernichtenden Schlage."

Sie hatte immer eifriger gesprochen — ihre dunklen Augen flammten im Feuer begeisterter Ueberzeugung — ihre welken Züge spannten sich und ein Schimmer der Jugendschönheit leuchtete über ihr Gesicht.

Der Sultan hatte ihr in immer steigender Bewegung zugehört — bald ging er mit großen Schritten, die Hände in lebhaften Gestikulationen bewegend, im Zimmer auf und nieder — bald blieb er vor ihr stehen, mit brennenden Blicken ihren Worten lauschend.

„Ja," rief er, — „ja, Du hast Recht, meine Mutter, — es soll geschehen, wie Du sagst, der Geist Allah's erleuchtet Dich, — ich will Deinem Rath folgen, — heute noch — ich bedarf der Russen nicht, der Geist des Propheten wird mit mir sein und mich zum Siege führen, wie meinen Vater und alle meine Vorfahren, die ihm vertrauten."

„Und morgen," rief die Sultanin, seine Stirn küssend, „wirst Du Herr in Stambul sein und die Köpfe Deiner Feinde werden unter die Hufe Deines Pferdes rollen."

Ein leises Kratzen ertönte an der äußeren Thür — nach einem Augenblick erschien der Kopf Fabri Beys unter der Portière.

Der Kämmerer grüßte mit gebeugten Knieen und sagte:

„Deine Veziere sind im Palast erschienen, hoher Herr, und bitten Deine Majestät um Gehör — sie sind im Saale des Divans versammelt und flehen Dich an, durch Deine erhabene Gegenwart ihre Berathungen zu erleuchten."

Der Sultan fuhr erschrocken zusammen, — seine Hände zitterten, unschlüssig und fragend blickte er auf seine Mutter.

„Empfange sie, mein Sohn," sagte diese ruhig — „es ist die Pflicht des Herrschers, unablässig für das Wohl des Reiches zu sorgen und zu jeder Stunde die Stimme seiner treuen Räthe zu hören."

Der Sultan winkte dem Kämmerer, der sogleich wieder hinter der Portière verschwand.

„Geh', mein Sohn — geh' —" sagte die Sultanin, als er nochmals zögernd zu ihr aufblickte, — „noch eine kurze Zeit sei die List Deine Waffe und die Verstellung Dein Schild — höre sie an und schweige — bald wirst Du das Urtheil über die Verbrecher sprechen."

Sie umarmte den Sultan und legte segnend ihre Hände auf sein Haupt.

Abdul Aziz zog den goldenen Gürtel, an welchem sein Säbel hing, fester zusammen und wendete sich zur Thür.

Er ging festen Schrittes, aber gesenkten Blickes, als fürchte er, daß die Diener, welche sich tief zur Erde beugten, als er vorüberschritt, in seinen Augen seine Gedanken lesen möchten, durch die glänzenden, von Blumen und allen Wohlgerüchen des Orients duftenden Gemächer nach dem Saale des Divans hin.

Im Vorzimmer standen die Palastoffiziere Major Nedschid Achmed Aga und Ali Bey im vollen Waffenschmuck — sie machten bei dem Erscheinen des Sultans die militärischen Honneurs. Abdul Aziz achtete nicht auf sie — er erhob nur leicht grüßend ein wenig die Hand und trat, immer die Blicke zu Boden gesenkt, in das Berathungszimmer, dessen Flügelthüren der Thürsteher weit öffnete.

In dem großen, länglichen Raum, dessen Wände mit kostbarem Marmormosaik bekleidet waren und dessen Fußboden schwere Teppiche bedeckten, stand ein langer Tisch mit grüner Sammetdecke. Am oberen Ende desselben befand sich ein breiter vergoldeter Divan für den Sultan, rings umher standen kleinere Lehnstühle für die Minister. Alle Veziere waren versammelt — an ihrer Spitze stand Hassan Hairullah — der letzte in der Reihe war Midhat Pascha, der in sich zusammengeschmiegt mit bleichen Wangen und zusammengepreßten Lippen dastand.

Die Minister grüßten ehrfurchtsvoll mit halbgebeugten Knieen, indem sie die rechte Hand zur Erde senkten, der Sultan erhob die nach außen geöffnete Hand an den Fez und ging an der Reihe vorüber. Als er, den scheuen Blick aufschlagend, den Scheik ul Islam bemerkte, fuhr er zusammen — ein Blitz des Hasses flammte in seinen Augen auf — er schien stehen bleiben zu wollen, und seine Lippen öffneten sich, als ob er sprechen wollte, — aber schnell nahm er wieder seine kalte, ruhige Miene an und ging nach seinem Thronsitz.

Auf seinen Wink nahmen die Minister ihre Plätze ein, und der Großvezier Mehemed Ruschdi Pascha, ein alter Mann mit weißem Bart, dessen Augen mit einem wehmüthigen Ausdruck auf dem Sultan ruhten, sprach mit seiner etwas leisen und unsicheren Stimme:

„Erhabener Padischah, die Gefahren, welche das Reich bedrohen, erfordern ernste Beschlüsse, wir haben deßhalb Deine Majestät gebeten, uns anzuhören — und haben Seine Hoheit den erhabenen Scheik ul Islam ersucht, uns mit seinem erleuchteten Rathe beizustehen."

Ein flüchtiges, höhnisches Lächeln glitt über des Sultans Gesicht — er blickte nicht auf und neigte schweigend den Kopf.

„Der tapfere Hussein Awni Pascha," fuhr der Großvezier fort, „hat eine Reihe von Maßregeln getroffen, um die rebellischen Provinzen zu unterwerfen und den Krieg gegen die treulosen Vasallen, die Hospodare von Serbien und Montenegro, deren Haltung zweifelhaft und verrätherisch erscheint, mit Nachdruck aufzunehmen."

Abermals neigte der Sultan, ohne aufzublicken, den Kopf und hörte schweigend den kurzen Vortrag des Kriegsministers über die zur Verstärkung und Ausrüstung der Armee getroffenen Verfügungen an, denen er mit so gleichgültiger Miene, als ob das Alles ihn nichts anginge, seine Zustimmung ertheilte.

„Wir haben aber nun," fuhr Hussein Awni Pascha fort, während Midhat Pascha heftig zu zittern begann und todtenbleich sich in seinen Stuhl zurücklehnte, — „wir haben in allen Kassen des Reiches vergeblich die Mittel gesucht, um die unabweislich nothwendigen Ausgaben für eine so weit ausgedehnte Kriegführung zu bestreiten, die Truppen verlangen ihre Löhnung und ihre Verpflegung, für welche kein Geld da ist, — wir nahen uns daher Deiner Majestät mit der Bitte, uns Deinen Schatz zu öffnen, damit wir Deine Armeen zu voller Kriegstüchtigkeit ausrüsten können. Des Reiches Ehre ist Deine Ehre, erhabener Padischah, und wir zweifeln nicht, daß Du unsere Bitte erfüllen wirst."

Dunkle Glut färbte des Sultans Gesicht — seine Augen funkelten in jäh aufschießendem Zorn. Aus seiner arbeitenden Brust schien ein Wort der Drohung und Verwünschung zu seinen bebenden Lippen aufsteigen zu wollen — aber wiederum unterdrückte er seine Bewegung und in kalter Ruhe sagte er:

„Deine Bitte, mein tapferer Vezier, ist der Erwägung werth — ich werde sie erwägen und euch Allen meine Entscheidung kund thun."

Einen Augenblick herrschte tiefes Schweigen in dem ganzen Kreise — der Großvezier seufzte tief auf. Midhat Pascha glich mit seinem erdfahlen Gesicht und seinen geschlossenen Augen einer Leiche — aber plötzlich fuhr er auf, als ob ein mächtiger Entschluß seinen zitternden Gliedern Federkraft einflößte, und sagte mit einer vor innerer Erregung rauh und heiser klingenden Stimme:

„Es ist keine Zeit zur Erwägung — die Gefahr ist nahe und dringend — die Hülfe darf nicht verschoben werden. Im Namen des Reiches, im Namen des Volkes der Gläubigen verlangen wir, daß Du, hoher Padischah, Deinen Schatz öffnest — ich bitte Seine Hoheit den Scheik ul Islam, uns zu sagen, was die heiligen Bücher über solchen Fall vorschreiben."

Der Sultan blickte in wortloser, starrer Verwunderung in Midhat's zuckendes Gesicht, — sein Erstaunen über diese unerhörte Sprache schien im ersten Augenblick jedes andere Gefühl in ihm zurückzudrängen.

Aber schon erhob sich der Scheik ul Islam und sagte mit seiner scharfen, volltönenden Stimme:

„Das Gesetz der heiligen Bücher bestimmt, daß der Padischah Alles, was er besitzt, sein Leben nicht ausgenommen, opfern müsse für den heiligen Glauben, für das Wohl und den Ruhm des Reiches und für den Sieg über die Feinde des Islam, — wie es alle Khalifen, wie es der Prophet selbst stets zu thun bereit waren. Wir fordern daher Deine Schätze, Abdul Aziz Khan, für das Reich der Gläubigen, dem Du Alles zu geben schuldig bist, — selbst Dein Leben."

Das erste Erstaunen des Sultans hatte während der Worte Hassan Hairullah's einer unbändigen Wuth Platz gemacht. Er sprang von seinem Sitz auf, Schaum trat auf seine Lippen, wild rollten seine Augen, drohend schüttelte er die geballten Fäuste.

„Ha," rief er, mühsam nur die Worte ordnend, — „so weit ist es gekommen? Ihr frechen Verräther, die ihr schlimmer seid, als jene Rebellen draußen in den Provinzen, ihr wagt zu fordern — mir wagt ihr zu befehlen, mir, dem Padischah, dessen Gnade ihr es verdankt, daß eure verfluchten Köpfe noch auf euren Schultern sitzen. Aber jetzt ist euer Maß überfüllt, — ja, ich will meine Pflicht gegen das Reich erfüllen, indem ich es von den tückischen Verräthern befreie, die ihr seid — ihr — ihr, meine schlimmsten Feinde."

Er schüttelte die geballten Hände immer wilder und drohender, seine Stirn war dunkelroth, seine Lippen färbten sich bläulich — er rang vergebens nach Worten.

Alle Anwesenden hatten sich erhoben.

Mehemed Ruschdi Pascha trat an die Seite des Sultans und sprach sanft bittend:

„Höre uns, Herr, — höre uns — um des Reiches — um Deiner selbst willen!"

Aber der Sultan stieß den Großvezier heftig zurück.

„Eure Stunde ist da," rief er, — „fort mit euch — und dann hin zum Serail, um unter der heiligen Fahne des Propheten die höllische Brut zu vernichten, welche in gottlosem Aufruhr den Tod verdient."

Er klatschte heftig in die Hände.

Die wachthabenden Offiziere traten ein. Mit finsteren Blicken stellten sie sich neben die Thür, die gezogenen Säbel in den Händen.

Zugleich drang von unten herauf das eigenthümliche dumpfe Rauschen, wie es über großen bewegten Volksmassen emporsteigt.

Der Sultan achtete nicht darauf.

„Ergreift sie," — rief er, bebend vor Wuth, den Offizieren der Wache zu, — „diese Alle sind eure Gefangene, bei eurem Kopfe steht ihr mir dafür, daß keiner diesen Saal verläßt, bis ich weiter über sie bestimmt habe. — Wenn sie zu widerstehen oder zu fliehen versuchen, so schlagt sie nieder — es wird ein Verdienst sein," rief er mit gellendem Hohnlachen, „wenn die Köpfe, die so verrätherische Gedanken in sich trugen, unter euren Säbeln fallen."

Er ballte noch einmal drohend die Faust gegen Midhat Pascha, der scheu hinter Hussein Awni zurückwich, und stürmte nach der Thür.

Hassan Hairullah vertrat ihm den Weg, Hussein Awni stellte sich mit gezogenem Säbel neben den Scheik ul Islam, der die Hände erhebend laut und feierlich sprach:

„Das heilige Gesetz verlangt, daß der Padischah Alles, was er besitzt, dem Wohl des Reiches dahin gebe, wie es der Prophet gethan und alle großen Khalifen nach ihm. Abdul Aziz Khan hat dieß Opfer, das er aus freiem Herzen freudig bringen sollte, verweigert, als wir es im Namen des heiligen Gesetzes von ihm forderten, er hat seine Pflicht gegen Gott und den Propheten verletzt, — er ist unwürdig, die Gläubigen zu beherrschen, — Abdul Aziz Khan, der Sohn Mahmud's, ist abgesetzt — so thut euch und dem ganzen Volke Allah kund, — Allah, der Ewige — der Alles Erfüllende, der Offenbare und Verborgene, der Herr aller Körper und Geister — durch mich, seinen Diener, den demüthigen, armen Hassan Hairullah."

Der Sultan schwankte, als habe ein Blitzstrahl ihn getroffen, — dann stürzte er auf den Scheik ul Islam zu, — die Hände vorgestreckt — dumpfe, keuchende Töne ausstoßend — aber alle Uebrigen traten vor Hassan Hairullah, ihn zu schützen vor dem wüthenden Angriff des Sultans, dessen Gesicht nichts Menschliches mehr hatte.

„Her zu mir," rief Abdul Aziz, — „her zu mir, Nedschid Bey — schlagt den Kopf dieses tückischen, falschen Priesters herab, — schlagt sie Alle nieder, — Alle — Alle!" brüllte er in wilder, tobender Raserei.

Hussein Awni Pascha winkte den Offizieren — sie traten zu dem Sultan heran, Achmed Aga und Ali Bey faßten seine Arme, der Major Nedschid löste mit schnellem Griff den Säbel des Sultans vom Gürtel.

Abdul Aziz blickte die Männer, die ihn mit eisernen Händen festhielten, einen Augenblick starr an, — seine wild erregten Züge sanken schlaff zusammen, — es klang wie Todesröcheln aus seiner Brust hervor, seine Füße schwankten, gebrochen sank er in den Armen der Offiziere zusammen, indem er leise stöhnte:

„Das Kismet — das Kismet — es ist zu Ende!"

Alle standen bestürzt — Midhat trat vor, — sein Gesicht glühte, seine Augen funkelten in fieberhaftem Glanz.

„Führt ihn fort," befahl er mit kalter, harter Stimme, „und schließt ihn in ein Zimmer hier nebenan, bis wir beschlossen haben, wohin er gebracht werden soll. Du bleibst hier," sagte er leise zu dem Major Nedschid.

Er öffnete selbst die Thür — im Vorzimmer hatten sich Adjutanten, Palastbeamte und Diener versammelt, lauschend auf den Lärm im Saale des Divans.

„Abdul Aziz Khan ist abgesetzt durch das Fetwa des erhabenen Scheik ul Islam!" rief Midhat halb gebieterisch, halb ängstlich hinaus.

Entsetzen lag auf allen Gesichtern. Man sah im Innern des Saales den Sultan zusammengebrochen zwischen den Offizieren, daneben stand hoch aufgerichtet der Scheik ul Islam, der mit ernstem, strengem Blick den Kopf neigte, Midhat's Worte zu bestätigen. Niemand regte sich — Niemand sprach ein Wort, alle Blicke senkten sich zur Erde, als Achmed Aga und Ali Bey den Sultan, der den Kopf tief auf die Brust fallen ließ und nur leise ächzte, fortführten, um ihn in einem Nebenzimmer auf ein Ruhebett zu legen, wo sie mit gezogenem Säbel neben ihm stehen blieben.

„Wäre es nicht besser gewesen, ein Ende zu machen?" flüsterte Hussein Awni, dem entthronten Padischah finster nachblickend, in Midhat's Ohr.

„Nicht von unseren Händen dürfte er sterben," antwortete Midhat, — „auch wenn das Schicksal seinen Tod bestimmt hat, — ganz Europa blickt auf uns, man soll sehen, daß wir keine Barbaren mehr sind und daß das Gesetz auch bei uns über aller Gewalt steht."

Sein Mund zog sich, indem auch er einen letzten Blick auf den fortgeführten Sultan warf, zu einem so finsteren, entsetzlichen Lächeln grausamer, höhnischer Freude zusammen, daß Hussein Awni sich schaudernd abwendete.

„Wo ist der Prinz Yussuf Izzeddin?" rief er, — „sucht ihn — führt ihn her, — das Reich darf nicht ohne Padischah sein."

„Geh'," flüsterte Midhat dem Major Nedschid zu, — „Du weißt, was Du zu thun hast."

Der Offizier entfernte sich und blieb an dem äußern Eingang zu den inneren Gemächern stehen.

Lauter und lauter wurden die Stimmen der Menge, welche in die Höfe eingedrungen war und ihren Weg bis unter die Fenster des Saales gefunden hatte. Die Softas und Ulemas waren dicht gedrängt versammelt, in der Nähe der Fenster stand der Major Hassan in einem Kaftan statt der Uniform, er war umgeben von einer Gruppe, von einigen Tulundschins, den Feuerwehrmännern und Sakadschins, den Wasserträgern von Konstantinopel.

Midhat öffnete das Fenster — in demselben Augenblick erhob der Major Hassan die Hand und die athletischen Feuerwehrmänner und Wasserträger ließen über den Hof hin den kräftigen Ruf ertönen:

„Binja ascha Sultan Khan Murad!" (Es lebe der Sultan Murad, er soll Khan sein!)

Eine kurze, athemlose Stille folgte diesem Ruf, — dann aber wiederholte sich derselbe in den Gruppen der Softas, — er setzte sich fort durch die anderen Höfe, und bald klang es weiter und weiter, immer lauter und mächtiger aufbrausend über den Platz vor dem Palast hin und in die nächsten Straßen hinein:

„Binja ascha Sultan Khan Murad!"

„Was ist das, — was soll das heißen?" rief Hussein Awni erbleichend — „das ist unmöglich, das darf nicht sein — wo ist der Prinz Yussuf Izzeddin — man soll ihn suchen, — die Garden verlangen ihn als Sultan, sie werden keinem Andern gehorchen."

Er trat an das Fenster und winkte mit drohenden, abwehrenden Geberden hinaus.

Das Volk unten sah am Fenster den Pascha mit dem weißen Bart in der Uniform des Muschirs — Viele kannten ihn — er war populär als tapferer und energischer Soldat und als Türke vom alten Schlage, — in den Augenblicken der Aufregung ist das Volk stets geneigt, sich jeder Führung zu unterwerfen, bei der es energische Willenskraft findet. Eine lautlose Stille trat ein.

„Hussein Awni will sprechen," hörte man dann aus den dichtgedrängten Reihen der Softas, — „Hussein Awni, der gläubige tapfere Krieger — hört, was Hussein Awni zu sagen hat."

Midhat aber war bereits zu Hassan Hairullah geeilt und hatte, dessen Hand ergreifend, ihm zugeflüstert:

„Er wird Alles verderben, — er will das Grundgesetz des Reiches umstoßen — die Verwirrung wird unlösbar, — die Macht entschlüpft uns, wir werden verloren sein, wenn es ihm gelingt, Yussuf Izzeddin ausrufen zu lassen, — die Garden sind unsicher, sie können nur durch die laute Stimme des ganzen Volkes eingeschüchtert und fortgerissen werden — schnell — an diesem Augenblick hängt die Zukunft."

In dem Augenblick, als Hussein Awni sich herabbeugte, um zu der erwartungsvoll lauschenden Menge zu sprechen, drängte Midhat ihn heftig zur Seite und zog Hassan Hairullah, dessen Hand er festhielt, an das Fenster.

„Hört," rief er hinab — „hört den weisen und erhabenen Scheik ul Islam, der von Allah erleuchtet ist, das Gesetz zu erklären und zu verkünden."

Ein brausender Beifallsruf begrüßte das Erscheinen des Scheik ul Islam, den Alle erkannten und der das Zeichen seiner Würde, den grünen Turban mit der blitzenden Diamantagraffe, auf dem Haupte trug. Hussein Awni winkte mit beiden Händen — man hielt seine Bewegungen für Zeichen zum Schweigen, und gebieterisch tönten einzelne Stimmen herauf: „Hört den Scheik ul Islam, — vernehmt in Ehrfurcht, was Allah selbst durch seinen Mund verkündet."

Abermals trat tiefe Stille ein, und mit heller, klarer Stimme sagte Hassan Hairullah, über den ganzen Platz hin vernehmbar:

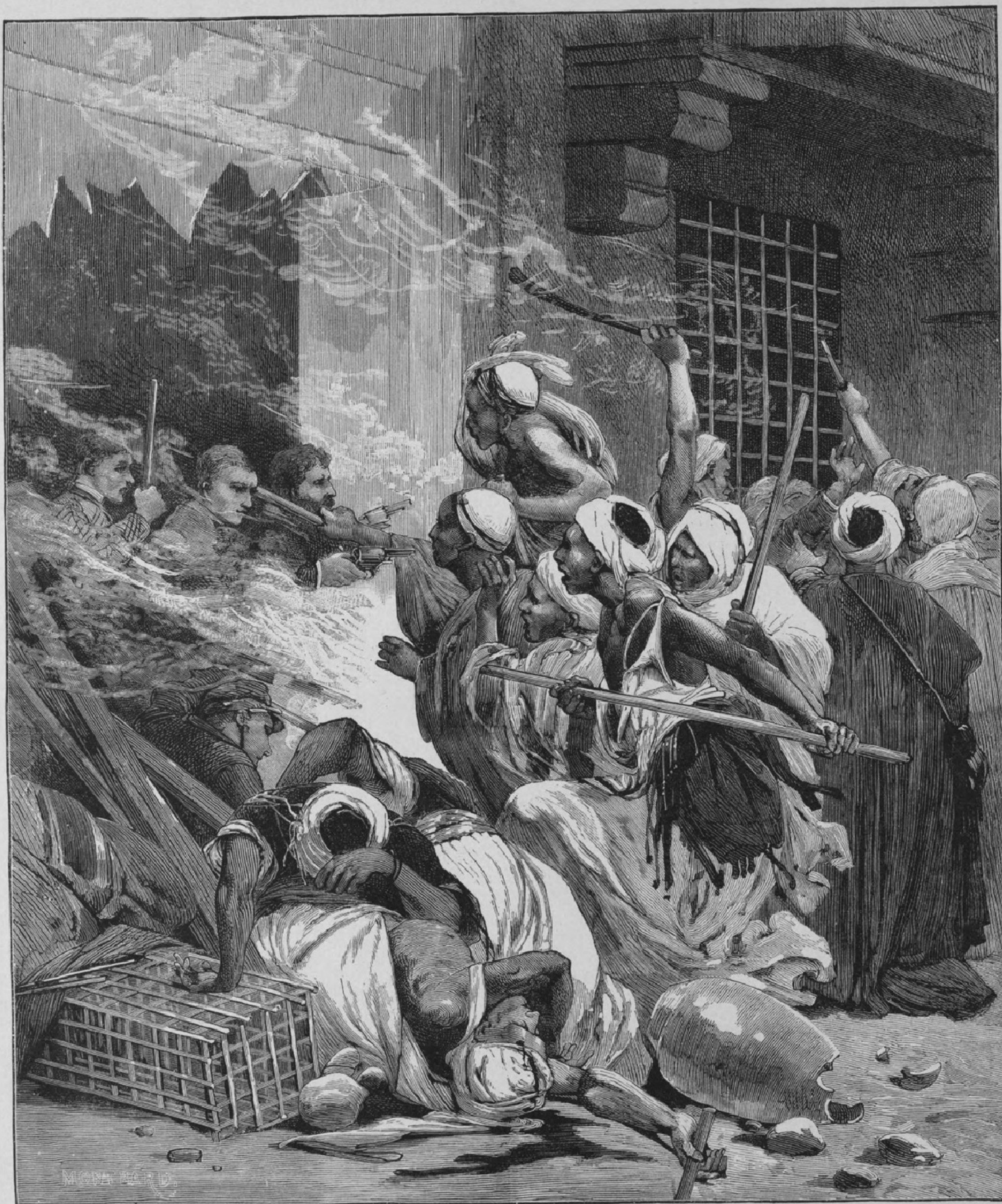
„Abdul Aziz Khan ist abgesetzt, — er hat die Pflichten vernachlässigt, welche das heilige Gesetz ihm auflegt, trotz

wiederholter Mahnung — er ist nicht würdig, das Volk der Gläubigen zu beherrschen!"

Hussein Awni drängte sich dicht an den Scheik und streckte die Hand aus, um sich Gehör zu schaffen, aber ehe der alte Soldat in seiner Erregung Worte fand, beugte sich Midhat über die Fensterbrüstung und rief mit zitternd gellender, unnatürlich hochgespannter Stimme:

„Und nach dem Gesetz des Propheten besteigt Sultan Murad den Thron und wird umgürtet werden mit dem Schwert des Padischah zum Heil des Reiches und der Gläubigen."

Die Stimme versagte ihm — der Major Hassan gab



Die Krisis in Aegypten: Aufrührer zerstören in Alexandrien einen Laden.

den Feuerwehrmännern und Wasserträgern, die ihn umringten, einen Wink und von Neuem erhob sich der Ruf: „Binja ascha Sultan Khan Murad!"

Der Scheik ul Islam kreuzte die Arme über der Brust und neigte den Kopf gegen die Menge.

Da stürmten die Softas hinaus aus dem Hofe des Palastes — die Feuerwehrmänner und Wasserträger vertheilten sich nach verschiedenen Richtungen, und bald begrüßten immer lautere Jubelrufe den Sultan Murad in allen Straßen der Stadt als neuen Padischah. Hussein Awni zog sich vom Fenster zurück und sank seufzend auf einen Stuhl nieder.

„Die Stimme des Volkes hat gesprochen," sagte Midhat, indem er zu ihm herantrat, ohne sich die Mühe zu geben, seinen triumphirenden Hohn zu verbergen, — „der Scheik

ul Islam hat verkündet, was das heilige Gesetz gebietet, Niemand wird es wagen, gegen den Willen des ganzen Volkes sich zu erheben."

„Das Volk — das Volk," sagte Hussein bitter, — „was ist das Volk? Deine brüllenden Softas werden das Reich nicht retten, — Du aber bist verantwortlich für Alles, was dieser Stunde folgen wird an Verwirrung und Unheil."

„Und ich werde diese Verantwortung tragen," erwiederte Midhat stolz und zuversichtlich — „jetzt aber," fuhr er fort, „ist es an uns, dem neuen Padischah unsere Huldigung zu bringen und unter seinem Vorsitz zu beschließen, was für das Reich noth thut."

„Wir dürfen ihn nicht aus den Augen lassen," flüsterte er Hassan Hairullah zu. — Beide nahmen Hussein Awni in ihre Mitte, der Großvezier und die übrigen Minister folgten, und so bewegte sich der Zug, dem sich die Adjutanten und Hofbeamten anschlossen, nach der Wohnung des Prinzen Mehemed Murad.

In diesem Augenblick eilte der Prinz Yussuf Izzeddin durch die Gänge des Palastes den Gemächern seines Vaters zu. Er hatte den Lärm vernommen, — einzelne Diener waren auf Hussein Awni's Geheiß zu ihm geeilt, um ihn zu rufen, und hatten ihm in hastigen, unzusammenhängenden Worten erzählt, was vorgegangen, und daß der Kriegsminister nach ihm gefragt, um ihn zum Padischah auszurufen.

„O mein armer Vater!" rief der junge Prinz, zurückschaudernd vor dem glänzenden Schicksal, das die Worte der Diener, welche die weiteren Vorgänge nicht mehr angesehen hatten, ihm verkündeten.

Bleich und verstört eilte er weiter. Am Eingange zu den Gemächern des Sultans trat ihm der Major Nedschid entgegen.

„Wo ist mein Vater?" rief der Prinz.

Der Major Nedschid legte die Hand auf seinen Arm.

„Ich verhafte Dich, Yussuf Izzeddin," sagte er kalt und streng, — „im Namen des erhabenen Padischah Murad Khan!"

„Murad," — rief Yussuf entsetzt — „Murad Padischah?"

„Nach dem heiligen Gesetz des Propheten ist er unser Gebieter — folge mir."

Yussuf Izzeddin legte die Hand an seinen Säbel, — aber die Diener, welche ihm gefolgt waren, stellten sich an die Seite des Majors und riefen:

„Es lebe Murad Khan, der Padischah!"

Yussuf war allein — er blickte traurig umher und ließ die Arme sinken. Schnell hatte Nedschid ihm den Säbel abgegürtet, — er drängte ihn in eine Seitenthür, verschloß dieselbe und stellte sich mit der blanken Waffe in der Hand als Wache davor. — Der Zug der Minister kam heran — finster, ohne aufzublicken, schritt Hussein Awni zwischen dem Scheik ul Islam und Midhat vorbei. Dieser blickte fragend auf den Major Nedschid, der mit der Spitze seines Säbels auf die verschlossene Thür deutete.

Höher richtete sich Midhat auf, stolz leuchtenden Blickes schritt er durch die Reihen der bis zur Erde sich neigenden Diener weiter — sein hohes Ziel war erreicht — er herrschte über das türkische Reich, und in seinem Herzen mochten sich ähnliche Gefühle regen, wie sie einst die hochgebietenden Hausmeier der ohnmächtigen fränkischen Könige erfüllten.

Murad saß bleich und zitternd vor seinem Schreibtisch. Er hatte den Hamlet vor sich aufgeschlagen und war beschäftigt gewesen, die gewaltige Tragödie, welche so verwandte Saiten in seiner Brust anklingen ließ, zu übersetzen, als die lauten Rufe aus dem Hofe an sein Ohr drangen.

Fatime stürzte in das Zimmer.

„Hörst Du es," — rief sie, — „hörst Du sie rufen: Es lebe Murad — Murad Khan — der Padischah!" Sie schlang ihre Arme um ihn — zitternd lauschten Beide den immer lauter in das stille Zimmer hereindringenden Rufen.

„Der Padischah," — flüsterte Murad leise, — „wäre es möglich, — hätte Allah Erbarmen, — sollte dennoch mein verdorrtes Leben zu neuer Blüte sich erheben? — To be or not to be," hauchte er kaum hörbar, während er die zitternden Hände über der Brust kreuzte.

Athemlos horchten Beide, innig umschlungen, auf das dumpfe, wogende Geräusch, das den Palast erfüllte und sich immer mehr näherte.

Endlich öffneten sich die Thüren, die Minister traten ein und der Scheik ul Islam begrüßte als der Erste den neuen Sultan.

Murad erhob sich — seine Augen funkelten in fast unheimlichem Glanz, scharf abgegrenzte rothe Flecken erschienen auf seinen Wangen — Hussein Pascha, der Adjutant des entthronten Sultans, welcher sich schweigend dem Zuge angeschlossen, reichte ihm seinen Säbel — ein Kammerherr brachte das breite Band des Osmanieordens und warf es über die Schulter des neuen Sultans.

„Wolle es Deiner Majestät gefallen," sagte Midhat in einem Tone, der fast wie ein Befehl klang, „Dich nach dem Saale des Divans zu begeben, um unsern Huldigungsschwur entgegenzunehmen und zu beschließen, was die Lage des Reiches erfordert."

Midhat hatte an der Stelle des Großveziers das Wort genommen, — aber der alte Mehemed Ruschdi Pascha schwieg, er stand traurig da und schien entschlossen, Alles geschehen zu lassen, was das Kismet an diesem verhängnißvollen Tage fügen werde.

Murad berührte mit seinen Lippen den Schleier, mit welchem Fatime bei dem Eintritt der Veziere ihr Haupt verhüllt hatte. Fatime sank in die Knie nieder, küßte seine Hand und hauchte, durch den Schleier zu ihm aufblickend:

„Vergiß Deine Ophelia nicht, mein stolzer, herrlicher Hamlet, — wir haben die Nacht überwunden — der herrliche Tag bricht an, den der große Dichter seinem Helden nicht gegeben hat."

„To be!" sagte Murad mit stolzer Zuversicht, — noch einmal drückte er das Haupt Fatime's an seine Brust, dann ging er den Ministern voran nach dem Saal des Divans, um auf dem Thronsitz Platz zu nehmen, auf welchem kaum eine Stunde vorher Abdul Aziz gesessen hatte.

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



Brautwerber: Die modernen Verhältnisse entschuldigen es, wenn ich frage, wie viel Sie Ihrer Fräulein Tochter Mitgift geben.
Rentier: Die modernen Verhältnisse entschuldigen es auch, wenn ich frage, wie viel Schulden Sie haben?



Gast: Wie könnt Ihr mir ein solches Essen vorstellen?
Kellnerin: Dürfen's Ihnen nit scheuen, es hat's die sauberste (schönste) Köchin gemacht!



Doktor: Ich sage Ihnen, die beste Medizin für Ihre Schlaflosigkeit ist das bayerische Bier; wenn ich Abends meine zehn Seidel habe, schlafe ich wie ein Ochse.
Patient (lachend): Ach, Doktorchen, glauben Sie doch ja nicht, daß dieß am Bier liegt!



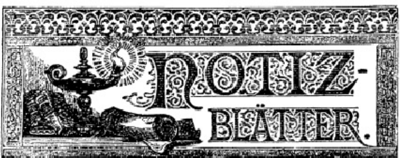
Richter: Bei Ihren Kenntnissen hätten Sie es wahrhaftig nicht nöthig, sich mit dem Betteln zu befassen!
Angeklagter: Entschuldigen, Herr Richter, ich bettle nicht, sondern gehe nur deßhalb von Haus zu Haus, um die Freigebigkeit und Mildthätigkeit dieser Stadt zu studiren und dann seinerzeit ein übersichtliches Werk darüber herausgeben zu können!

Er unterzeichnete die von Midhat entworfene Proklamation, durch welche er die Regierung übernahm als Sultan von Gottes Gnaden und durch den Willen des Volkes, und sein erster Befehl war, den Schatz seines Vorgängers dem Staate zu überweisen. Dann erschienen die Kommandeure der Garderegimenter, um im Namen der Truppen den Eid der Treue abzulegen, und als die Sonne herabsank, war die neue Regierung ohne Widerspruch in Stambul befestigt und die Boten flogen hinaus in alle Provinzen, der Telegraph spielte nach allen Richtungen, um überall zu verkünden, daß Murad V., dem Willen des Volkes gehorchend, den Thron des ottomanischen Reiches bestiegen habe.

Während aber die Straßen von Konstantinopel in festlicher Erleuchtung strahlten und das Volk sich jubelnd um den Palast und die Moscheen drängte, fuhr eine schwarz überspannte Barke vom Landungsplatz der kaiserlichen Gärten nach dem alten Palaste von Tophane herüber. Zahlreiche Fahrzeuge mit bewaffneten Truppen umringten dieselbe — der Major Hassan in großer Uniform führte den Befehl über die Bedeckungsmannschaften.

In der schwarz bedeckten Barke saß die Sultanin Valide und in ihren Armen ruhte Abdul Aziz, der vor wenigen Stunden noch Beherrscher der Gläubigen war. Der Sultan schluchzte laut, wie ein Kind, das sein Leid an der Brust der Mutter ausweint, — die Sultanin aber blickte starr und thränenlos auf das vom Schein der Fackeln beleuchtete Wasser, — sie hatte kein Wort der Klage, — sie beugte sich dem Kismet, das sie von der stolzesten Höhe der orientalischen Frauen herabgestürzt, und nur in stummer Frage schlug sie ihr dunkles Auge zum sternenglänzenden Nachthimmel auf.

(Fortsetzung folgt.)



Literatur.

— **Eine ganz eigenthümliche Publikation ist: „Aachens Dichter und Prosaisten"**, herausgegeben von H. Freimuth (Aachen, Sterken). Wir haben es hier mit einer sozusagen lokalen Anthologie zu thun, denn der Herausgeber bringt nur Biographieen mit Porträts und ausgewählten Dichtungen in Vers und Prosa von Söhnen der Stadt Aachen. Die bis jetzt erschienenen Lieferungen enthalten Erzählungen von Baccioco, Hackländer, W. Smets, Pater Kreiten — auch Dialekt und Verse — F. Jansen, O. Güldenstein, Pater Kratzer u. A. Das Buch enthält überraschend viel Hübsches und Ansprechendes und beweist, daß Aachen viel literarisch begabte Männer besaß und noch besitzt. Das Werk hat auch für größere Kreise Interesse. Die Ausstattung des Werkes ist sauber und hübsch.

— **Alexander v. Hübner hat seinen „Spaziergang um die Welt"** (Leipzig, J. O. Weigel), den wir in seinen beiden Ausgaben, zuletzt der illustrirten, bei unseren Lesern mit warmer Empfehlung einzuführen bemüht waren, nun in vierter Auflage zu einer Volksausgabe gestaltet, die dem trefflichen und unterhaltenden Buche wiederum neue Leser zuführen wird. Es ist ohne Frage die anziehendste Reise um die Welt: wenn wir auch den gelehrten Arbeiten der wissenschaftlichen Forscher nicht zu nahe treten wollen, müssen wir doch sagen, es überwiegt bei den meisten so sehr der szientifische Zweck, daß man zu keinem rechten Genusse kommt. Hier tritt uns aber der feine Weltmann entgegen, dem sich vermöge seiner Verbindungen alle Thüren geöffnet, und dieser plaudert nun in der anziehendsten Weise, ohne doch ganz die Verantwortlichkeit zu vergessen, die er seinen gründlicher gebildeten Lesern gegenüber schuldig ist. So ist eben aus dieser Verbindung ein ganz amüsantes Buch entstanden, das nun auch billig zu haben ist.

— **Der Sinn für die Familie ist im deutschen Volke noch immer** lebendig, obwohl die Alles nivellirende Zeit auch diese Bande zu lockern droht. Ein hübsches Buch, das diesen Sinn zu wecken und lebendig zu erhalten sich eignet, ist das „Hochzeitsalbum" (Wittenberg, Herrosé), das in einem hübschen Bande Lexikonoktav eine Gabe für Neuvermählte bringt, wie man sie sich kaum hübscher denken kann. Die ersten Blätter füllen Gedichte und Sprüche unserer besten Dichter, welche die Ehe in ihren bedeutendsten Momenten illustriren; ihnen schließen sich Blätter zu Einzeichnungen für die Hochzeitsgäste und ein Album für die Freunde an, das Ganze aber bietet reichlichen Raum, um eine Chronik der Ehe in sich aufzunehmen: und eine solche zu führen, sollte man nicht versäumen. Sie wird in künftigen Tagen manch' schöne Erinnerung lebendig erhalten, für die Kinder ein werthvolles Vermächtniß sein. Das schön ausgestattete Buch bei seinem billigen Preis (6 M.) wird künftig über die Frage nach einer sinnigen Gabe zur Hochzeit angenehm hinüberhelfen.

— **Die Devisen und Sinnsprüche, welche Herr v. Radowitz vor** vierzig Jahren gesammelt, haben trotzdem, daß es nur ein dünnes Büchlein war, gezeigt, wie bedeutend für Charakter und Zeit diese Wahlsprüche sind, so daß es wohl der Mühe der Edlen werth war, eine große und umfassende Sammlung derselben anzulegen, und diese bietet sich uns nun in dem eben begonnenen Werke: „Die Wahl- und Denksprüche, Feldgeschrei und Losungen, Schlacht- und Volksrufe besonders des Mittelalters und der Neuzeit" von J. Dielitz (Görlitz, Starke). Der Sammler hat seinen Kreis ziemlich weit gedehnt und dadurch das Buch reicher und interessanter gemacht. Die Sammlung ist alphabetisch geordnet, bei jedem Spruch ist die Sprache, in welcher derselbe abgefaßt ist, angegeben, dann die Uebersetzung, endlich der oder die Träger des Spruches. Die größte Schwierigkeit bot die Uebersetzung, welche häufig ein eingehendes Studium der Familiengeschichte erforderte. Außerdem hat der gelehrte Verfasser die dunklen und nur andeutenden Sprüche besonders in den Anmerkungen aufgehellt. Das Buch ist also nicht eine bloße Sammlung, wie wir solche wohl schon mehrere besitzen, sondern das Resultat ernstester historischer Studien und gewinnt dadurch erst seine volle Bedeutung. In zehn Lieferungen wird das für die Geschichte überaus wichtige, für jeden Gebildeten höchst interessante Werk geschlossen sein.

— **Die Nürnberger Kunst- und Gewerbeausstellung hat das** Interesse für Alles, was dieses Juwel des Mittelalters betrifft, in erneuter Weise geweckt. Die Baudenkmale, denen unsere ersten Schritte gelten, wenn wir die ehrwürdige Stadt betreten, können in den Reisehandbüchern doch nicht eingehend genug für den Kunstfreund behandelt werden. So ist uns denn ein spezieller Führer besonders willkommen, namentlich wenn er so handlich in der Form, so eingehend und gründlich ist, wie „Ein Gang durch Nürnberg" von F. Felsing (Nürnberg, Korn). Der Verfasser begleitet uns auf einem Spaziergang durch die Stadt, indem er an die Baudenkmale und hervorragenden Bildwerke eine eingehende Charakteristik knüpft, welche alle bedeutenden Momente der Entstehungsgeschichte und die ästhetische Würdigung in sich aufnimmt. Am Schluß ist auch noch in das Germanische Museum, unser deutsches Schatzkästlein, ein orientirender Blick geworfen.

— **Adolphe Dufresne hat bei G. Elkan in Harburg an der Elbe** ein Büchlein erscheinen lassen, das bei allen Schachinteressenten, und deren Zahl ist groß, auf einen freundlichen Willkomm rechnen kann. Sein Titel lautet: „Der Meister im Schachspiel", und das Werkchen gewährt eine vortreffliche, theoretisch-praktische Anweisung zur schnellen und gründlichen Erlernung des Schachspiels. Zu diesem Zweck finden wir nach der kurzen, präzisen und instruktiven Einleitung, welche die Anfangsgründe enthält, eine Anzahl gespielter Partieen, wie des Königsspringerspiels, als Lehrmittel, dann das Königsgambit 2c., durch mannigfaltige Musterpartieen der bekannten Meister Anderssen, Kolisch, Morphy, Paulsen, Steinitz, Bird, Blackburne und Andere veranschaulicht. Das Werkchen ist nach Zeichnung und Druck gut ausgestattet.

— **Die akademische Kommission für Presse und Drucksachen in** Würzburg gibt als offizielle Erinnerungsschrift an die dritte Säkularfeier der Julius-Maximiliansuniversität eine illustrirte Chronik heraus, welche sich „Alma Julia" betitelt und in 10—12 Lieferungen erscheinen wird.

— **In Berlin erscheint seit 1. Juli eine Zeitschrift für die sitt**lichen Interessen des deutschen Volkes unter dem Titel: „Frauenehre", herausgegeben von Oskar Cordel (Verlag von Rogge & Fritze).

— **Beim Beginne der Sommerfrischesaison mag gar Vielen** Ph. Steindl's eben ausgegebener treuer Führer: „Garmisch und dessen gesammte Umgebung" (Garmisch, Druck und Verlag von A. Adam, 1882), willkommen sein. Der Verfasser hat bei Ausarbeitung des 120 Seiten zählenden Büchelchens nichts außer Acht gelassen, was Fremden wissenswerth erscheinen und ihre Interessen berühren dürfte.

Bildende Künste.

— **Das Kolosseum, dieß Monstredenkmal des klassischen Roms,** soll aus seinem Chrysalidenzustande erlöst werden. Ein reicher Engländer, zugleich enragirter Kunstliebhaber, ist mit der originellen Idee hervorgetreten, das Kolosseum zu einem gigantischen Cirkus auszubauen. Und zwar sollen die Ruinen genau so arrangirt werden, wie sie zu den Zeiten Vespasian's ausgesehen haben. Das gigantische Projekt würde natürlich Hunderte von Millionen verschlingen, doch dieser waghalsige Unternehmer scheint vor keinem Hinderniß zurückzuschrecken. Er hat dießbezüglich bereits einen detaillirten Plan ausgearbeitet. Sobald das antike Weltwunder wieder in aller seiner Pracht hergestellt wäre, sollen darin Thier- und Seegefechte stattfinden. Der ganze Plan, welcher vorläufig noch als Kuriosum signalisirt wird, ist durch Belege der klassischen Schriftsteller genau motivirt.

— **Das braunschweigische Staatsministerium veröffentlicht ein** Konkurrenzausschreiben für Erbauung eines neuen Museums in Braunschweig. Die Einlieferungsfrist der Pläne erstreckt sich bis zum 20. September d. J. Für den relativ besten, den Bedingungen dieses Ausschreibens und des Programms am meisten entsprechenden Entwurf wird ein erster Preis von 5000 M. gezahlt. Für die zunächst besten Pläne werden ein zweiter Preis von 3000 M. und ein dritter von 2000 M. gewährt. Nur solche Bewerber, welche im Herzogthum Braunschweig wohnhaft sind oder als braunschweigische Staatsangehörige vorübergehend im Auslande sich aufhalten, können Preise empfangen.

— **Der Privatdozent Dr. Georg Treu, der Leiter der Aus**grabungen in Olympia, wurde an Hettner's Stelle Direktor der Antikensammlungen in Dresden, womit die Professur der Archäologie und Kunstgeschichte an der Akademie verbunden ist.

— **In der Kunstwerkstätte des Professors Howaldt in Braun**schweig ist man jetzt mit der Ausführung der Hauptfigur, einer Germania, des von Rudolf Siemering für Leipzig modellirten Siegesdenkmals beschäftigt. Die Kolossalstatue wird nicht gegossen, sondern in Kupfer getrieben, eine Art der Ausführung, in welcher sich Howaldt als einer der bedeutendsten jetzt lebenden Meister erwiesen hat. Die Quadriga des Residenzschlosses, sowie die Reiterstatuen der beiden letzten Herzoge werden davon noch nach Jahrhunderten zeugen. Siemering hat die Germania ruhig daherschreitend dargestellt. Das Schwert, mit dem sie den Sieg erfochten, ruht, in der Scheide steckend, auf der linken Schulter, mit der Rechten hält sie den mit dem Reichswappen geschmückten Schild, auf dem Kopfe trägt sie den altgermanischen Helm und über dem Unterkleide einen faltenreichen Mantel, dessen teppichartiges Gewebe den Reichsadler zeigt. Obgleich bedeutende Theile bereits fertiggestellt sind, dürfte die Vollendung dieser Kolossalstatue doch immer noch anderthalb Jahre in Anspruch nehmen.

— **Bei der Preisbewerbung, welche die Stadt Leipzig wegen** Herstellung eines monumentalen Brunnens auf dem dortigen Augustusplatz ausgeschrieben, haben zwei Berliner Künstler, der Architekt Stöckhardt und der Bildhauer Hofmeister, mit ihrem gemeinsam gearbeiteten Entwurfe den ersten Preis zuerkannt erhalten. Stöckhardt ist bekanntlich Inhaber eines Berliner Ateliers für Bauausführung und Kunstindustrie.

— **Schon bald nach der im Oktober 1876 erfolgten Einweihung** des neuen Universitätsgebäudes in Kiel wurden vom Kultusminister aus dem für künstlerische Ausschmückung von öffentlichen Gebäuden bestimmten Fonds Mittel angewiesen für zwei große Wandgemälde im Treppenhause der Universität. Die Sache zerschlug sich jedoch. Später wurde die Aufstellung von vier Kolossalfiguren vor dem Gebäude, und zwar vor den Pfeilern auf der großen Freitreppe, in Aussicht genommen. Diese sind jetzt vollendet und werden nunmehr aufgestellt. Es sind: Plato, Solon, Hippokrates und Aristoteles. Die Fertigstellung hat sich dadurch lange verzögert, daß anfänglich der Bildhauer Rau in Berlin mit der Ausführung beauftragt war, der dann (wenn wir nicht irren, nach Vollendung nur einer Figur) starb. Der Auftrag ward später den Bildhauern Eberlein und Begas ertheilt. Bei der Ausführung ist unter Anderem auch ein junger Kieler Bildhauer, Adolf Brütt, beschäftigt gewesen, der vor vier Jahren Schüler von Rau ward und sowohl unter diesem, wie unter seinen Nachfolgern an den Figuren gearbeitet hat. Letztere sind aus Kreidekalkstein hergestellt, der sehr gut wirkt.

— **Hermann Schneider in München legt eben die letzte Hand** an zwei kleine, reizende Bilder: zwei nackte weibliche Gestalten, „Morgen" und „Abend". Der „Morgen" schwebt mit über das Haupt emporgehobenen Armen lächelnd zum Himmel auf; der „Abend" sinkt mit über der Brust gekreuzten langsam hinab. Unter beiden wird der Erdball sichtbar, der beidesmal in der der Tageszeit entsprechenden Beleuchtung erscheint. Die Gestalten sind von idealer Schönheit und entzückender Anmuth bei vollkommen keuscher Auffassung, weit abweichend von der seitens vieler anderer, namentlich moderner Künstler beliebten.

— **Im Münchener Kunstverein findet ein figurenreiches Bild** von F. Ortlieb allgemeinen Beifall, das der Künstler „Entdeckte Liebesbriefe in der Feiertagsschule" nennt. Es sind drei recht hübsche Sünderinnen von sechzehn bis siebenzehn Jahren, denen der Herr Pfarrer mit einer salbungsvollen Strafpredigt zu Leibe geht. Am tiefsten nimmt sich dieselbe die Schmuckste der drei auf Liebespfaden Ertappten zu Herzen; sie ist reumüthigen und zerknirschten Herzens dem strengen Bußprediger zu Füßen gesunken und scheint in Thränen zerfließen zu wollen, während die unbetheiligten Mitschülerinnen der Szene mit verschiedenen Empfindungen von wärmster Theilnahme bis zum kältesten Spott und völliger Gleichgültigkeit beiwohnen, und der Schulmeister, ärgerlich darüber, daß die fatale Geschichte gerade in seiner Schule passiren mußte, und besorgt, daß auch er vom Herrn Pfarrer werde gerüffelt werden, sich an sein Pult lehnt. Gerechtes Aufsehen macht ebenda das Porträt eines jungen, hübschen Schwabenmädchens, ein höchst schätzbares Werk, in dem sich der Künstler bei der weitestgehenden Sorgfalt der Durchbildung völlige Freiheit der Gestaltung bewahrt hat und das Leibl's vielbesprochenem „In der Dorfkirche" zum mindesten gleichzustellen ist, da es sich von den Härten frei erweist, die sich im Leibl'schen Bilde finden.

— **Seit wenigen Tagen ist, nur für Eingeweihte sichtbar, im** Salon der bekannten Münchener Kunsthandlung von Wimmer & Comp. Gabriel Max' neuestes Bild: „Würfel", ausgestellt. Auf einer von üppig blühenden Orangen und Palmen beschatteten Bank sitzt ein junges Menschenpaar, sie blond, er brünet, und während der glutäugige griechische Jüngling der Auserwählten einen duftigen Blumenstrauß reicht, befragt sie, ein holdes, jugendliches Kind, das Würfelspiel, welches ihr eine ganz geheime Herzensfrage beantworten soll. Hinter ihnen blaut in südlichen Farben das Meer, und in weiter Ferne ruhen die Berge in nebeligen und duftigen Schleiern. Die anmuthige Lieblichkeit in der Wahl des Sujets, sowie nicht minder die geistige Vertiefung und meisterhafte Technik werden allüberall, wo das Bild auf seiner voraussichtlichen europäischen Wanderung ausgestellt sein wird, gerechte Bewunderung erregen. Und mit wahrer Freude begrüßen es Diejenigen, die zu den eifrigsten Widersachern der neueren Max'schen Richtung gehören, daß die beiden Figuren auf diesem Gemälde leben und athmen, und daß jene martervolle wächserne Blässe, die all' seinen Modellen anhaftete, dießmal einem frischen, lebenswarmen Inkarnat gewichen ist.

Musik.

— **Der erste Musikkritiker der Gegenwart ist unter die Kompo**nisten gegangen. Bei N. Simrock in Berlin sind soeben erschienen: „Lieder aus der Jugendzeit von Eduard Hanslick", seiner lieben Frau Sophie Hanslick gewidmet. Das Heft enthält 12 Nummern nach Texten von Hahn-Hahn, Zimmermann, Robert Bulwer, Meißner, Mosen, Engelsberg, Hoffmann v. Fallersleben, Geibel, Betty Paoli und Freiligrath.

— **Thomas Koschat in Wien, der Komponist so vieler gemüth**voller Kärnthner Lieder, hat mit dem größten Musikverleger New-Yorks, mit Schirmer, einen interessanten Vertrag abgeschlossen. Er verpflichtet sich, im Herbst für sechs Monate nach Amerika zu gehen und in deutschen Vereinen in New-York, Cincinnati und Philadelphia seine Kompositionen zu dirigiren. Ueberdieß liefert er Schirmer drei Kompositionen und erhält für alles das 5000 Dollars.

— **Die amerikanischen Maimusikfeste haben zwar einen großen** künstlerischen, aber keinen pekuniären Erfolg gehabt. Nur das Fest in Cincinnati hat ein Plus von etwas über 21,000 Dollars ergeben; in Chicago war ein Defizit von rund 15,000, in New-York gar von 20,000 Dollars zu verzeichnen.

Bühne.

— **Im Belle-Alliancetheater in Berlin ging eine Novität in** Szene, das dreiaktige Lustspiel „Onkel Grog" von G. v. Moser. Sollten wir diese Arbeit des beliebten Humoristen nach dem Lacherfolg beurtheilen, so hätten wir eine ganz unterhaltende, heitere Bühnendichtung vor uns. Eine neue Idee beherrscht nicht die Handlung, denn dieser alte Onkel Grog, ein flotter Junggeselle, der nur, ohne über die Schnur zu hauen, gar zu viel dem Wein zuspricht, ist der gewöhnliche Erbonkel, der in vielen Lustspielen vorkommt und dessen sittliche Mission darin besteht, habgierige und erbschleichende Verwandten abzutrumpfen und sein Geld Denen zuzuwenden, die es wirklich gut mit ihm meinen. Hätte sich das Stück in der Form eines losen Schwankes mit augenblicklichen heiteren Effekten eingeführt, dann könnte man mit seiner dramatischen Fasson weniger streng in's Gericht gehen, aber auf ein Lustspiel hin geprüft, bleibt es im Punkte einer fesselnden Intrigue doch Vieles schuldig. Trotz dieser Mängel pulsirt in diesem lustspielartigen Schwank, den wir, mit den jetzigen Dichtungen Moser's verglichen, wohl zu seinen früheren Arbeiten zu rechnen haben, ein frisches, von echtem Humor erfülltes, aber freilich nur oberflächliches Leben und Treiben. Er ist darnach angethan, ein nicht kritisch gestimmtes Publikum zwei kleine Stunden angenehm zu unterhalten.

— **Paul Heyse wird im nächstjährigen Repertoire der Münchener** Hofbühne mit zwei Werken vertreten sein. „Elfriede" betitelt sich das erste und „Ludwig der Bayer" ist der Titel des andern.

— **In Nordhausen wurde am 2. Juli das neue Theater ein**geweiht. Die Stadt besitzt zwar seit länger als fünfzehn Jahren ein gutes Sommertheater, das unter der Leitung des Direktors Basté steht, indeß ist seit vorigem Jahre das Wintertheater, welches 1820 erbaut war, vom Besitzer seiner Bestimmung entzogen worden. Daraufhin hat die Dampfbrauerei Spangenberg ein neues Theater nach einem Entwurf des Stadtbaumeisters Habermann geschaffen. Das neue Theater faßt mehr als tausend Personen und hat neun Eingänge.

— **Herr v. Schönthan, welcher nach Lösung des Compagnie**Verhältnisses mit Moser wieder selbstständig operirt, hat ein Lustspiel: „Ein Schwabenstreich", vollendet, welches wahrscheinlich im Wiener Stadttheater aufgeführt werden wird.

— **In Warschau ist kürzlich Adolf Wilbrandt's „Tochter des** Herrn Fabricius" in polnischer Uebersetzung als «Corka pana Fabrycyusza» gegeben worden und hat einen sehr großen Erfolg errungen.

— **Frau Judic hat dieser Tage ihre Gastspieltournée durch** Frankreich, die ungefähr einen Monat dauerte, beendet. Die Gesammteinnahme der Künstlerin für 32 Vorstellungen belief sich auf mehr als 150,000 Franken.

Kultur und Wissenschaft.

— **Die k. Akademie der Wissenschaften in Berlin hat gelegentlich** ihrer statutengemäßen Sitzung zur Feier des Leibnitz'schen Jahrestages die Vertheilung des Steiner'schen Preises veranstaltet, welcher Dr. Max Nöther, Professor der Mathematik in Erlangen, und Georges Henri Halphen in Paris zuerkannt wurde. (Thema: Theorie der algebraischen Raumkurven.) Die Frage war bereits in den Jahren 1876 und 1878 gestellt worden, ohne daß ein Preis zuerkannt werden konnte.

— **Eine neue afrikanische Forschungsreise ist nun fast eine be**schlossene Sache. Der Reisende, welcher die Expedition leiten wird, ist C. Gregori in Rom, der auf diesem schwierigen Gebiet kein Neuling mehr ist. Sein Plan geht dahin, das Terrain zwischen dem rothen Meere und dem äthiopischen Hochlande gründlich zu durchforschen und zwar nicht nur aus rein wissenschaftlichen, sondern auch aus kommerziellen und politischen Motiven. Die Ausgangsstation soll natürlich Assab — die neue italienische Kolonie — bilden. Dadurch, daß man in jenen Regionen festen Fuß gefaßt hat, eröffnet sich für die Afrikaforschung eine glänzende Perspektive. Italien gedenkt nämlich mit dem Innern einen regelmäßigen Karawanenverkehr anzuknüpfen. Daß dieß gigantische Projekt aber mit vielen Schwierigkeiten verbunden ist, liegt auf der Hand. Am meisten sind nächst dem mörderischen Klima die blutdürstigen Stämme von Afar zu fürchten. Letztere ermordeten bekanntlich den Reisenden Giulietti, dessen Leichnam heute noch nicht gefunden ist. Um das Reiseprogramm zu erleichtern, wird die Regierung das Möglichste thun, sich mit dem mächtigen Sultan von Aussa in besseres Einvernehmen zu setzen.

— **In diesen Tagen geht wieder eine französische wissenschaft**liche Expedition nach der Westküste Afrikas ab unter der Führung eines jungen Marineoffiziers, Rogosinski. Zwischen dem Golf von Guinea, dem Schary und dem Congo ist ein großes Land, welches noch nie eines Europäers Fuß betreten hat. In diesem Lande gibt es einen See, genannt Liba, aus welchem der Scharу, die Binua, sowie verschiedene Nebenflüsse des Congo entspringen. Rogosinski wird mit seinen acht europäischen Begleitern sich zunächst auf dem Kamerun an der Bai von Biafra niederlassen und dort ein geographisch-meteorologisches Observatorium anlegen. Später wird sich die Expedition in drei Gruppen theilen; die erste bleibt auf dem Observatorio, die zweite wird den oberen Calabar bereisen; die dritte, mit Rogosinski an der Spitze, den See Liba aufsuchen. Wenn sie diesen und zugleich einen aus ihm entspringenden Nebenfluß des mächtigen Congo gefunden hat, wird sie auf demselben vermittelst eines zu bauenden Floßes bis zur Meeresküste herunterfahren.

Industrie und Verkehr.

— **Der Vorstand des bayerischen Kunstgewerbevereins in München** hat ein Konkurrenzausschreiben für künstlerisch geschmackvolle Ausführungen, Modellskizzen und Entwürfe von Lichtträgern, welche für elektrisches Licht geeignet sind, ergehen lassen. Die Konkurrenten haben ihre Entwürfe bis 10. September d. J. einzusenden. Der Gesammtbetrag der Ehrenpreise ist 1200 M. Die ausführlichen Programme sind vom Vereine (Pfandhausstraße in München) zu beziehen.

— **Der Rigaer Dom erhält zur Zeit eine neue Orgel, die bei** der weltberühmten Orgelbaufirma E. F. Walcker & Comp. in Ludwigsburg bei Stuttgart bestellt ist. Ursprünglich sollte das neue Werk 90 klingende Register erhalten, doch wurde die Zahl derselben in der Folge auf 102 gebracht. Gegenwärtig aber wird auch diese Zahl noch erhöht werden, indem die neue Domorgel 120 klingende Register erhalten soll. Sie wird somit die größte Orgel der Welt sein (die bisher größte Orgel in New-York hat 115 klingende Register) und unzweifelhaft auch die großartigste und vorzüglichste, da alle neuen und neuesten Errungenschaften der Orgelbautechnik bei ihr zur Anwendung gelangen werden. So wird die neue Domorgel z. B. darin ein Unikum sein, daß sie von zwei Seiten, und zwar sowohl von der obern als der untern Empore, gespielt werden kann, derartig, daß oben das ganze Werk vermittelst des Gasmotors und unten ein Theil der Orgel durch Gebläse mit Handbetrieb in Bewegung gesetzt wird. Zufolge dieser Vorrichtung kann das Orgelwerk auch von zwei Spielern zu gleicher Zeit traktirt werden, indem der eine das Solo, der andere das Tutti spielt.

— **Seit einigen Tagen ist das restaurirte mechanische, oberhalb** der Uhr der Frauenkirche in Nürnberg befindliche Werk, das sogenannte „Männleinlaufen", in Betrieb gesetzt. Während des Läutens der Mittagsglocke ziehen die Figuren der sieben Kurfürsten, aus einem Portale kommend, an dem auf dem Throne sitzenden Kaiser (Karl IV.), welcher grüßend das Szepter hebt und senkt, langsam vorüber. Auch die Nebenfiguren (Trommler, Pfeifer, Glockenläuter u. s. w.) machen die ihren Funktionen entsprechenden Bewegungen. Die sämmtlichen Figuren, außer den in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts aus Holz gefertigten Kurfürsten, wurden im Jahre 1509 von Sebastian Lindenast aus Kupfer getrieben und von dem hiesigen Bildhauer Tobias Weiß bei der jüngst stattgehabten Restauration der Frauenkirche renovirt. Freilich fehlt dem „Männleinlaufen" noch das demselben ehedem adoptirte Musikwerk; hoffen wir, daß auch dieses nicht lange mehr auf sich warten läßt!

— **Die deutsche Nähmaschinenfabrikation hat einen enormen** Aufschwung genommen, das fühlt der amerikanische Markt und hat deßhalb eine großartige Hausiragitation in's Werk gesetzt, der man natürlich energisch entgegenzuarbeiten sucht. Die Amerikaner geben dem Hausirer nicht weniger als 25 bis 30 Proz. des Kaufpreises als Provision. Hier wäre ein Eingreifen des Gesetzes am Platz, hier, wo es gilt, die vaterländische Produktion zu schützen; bei dem Ausländer müßte man anfangen, nicht bei dem Inländer.

— **Ein unterseeisches Fahrzeug hat der Schwede Thorsten Nor**denfeldt in London, bekannt durch seine Revolverkanone, auch in Deutschland patentiren lassen. Es wird durch eine Schraube getrieben und ragt nur wenig über den Wasserspiegel empor. Will sich nun der Führer einem feindlichen Schiff unbemerkt nähern, um seine Torpedos aus nächster Nähe schleudern zu können, so werden zunächst die Feuerlöcher, Aschenfall und Rauchfang des Kessels hermetisch verschlossen, was aber letzteren in Folge seiner eigenthümlichen Konstruktion nicht hindern soll, die Maschine mit Dampf zu versehen. Zugleich werden vom Innern des Schiffes aus Schrauben gedreht, welche das Tauchen des Fahrzeuges bewirken. Sobald das Drehen aufhört, steigt es wieder an die Oberfläche. Sehr sinnreiche Steuervorrichtungen ermöglichen die Einhaltung eines geraden und horizontalen Kurses. Das Schiff enthält hinreichend Luft für die kleine Besatzung; es können aber auch künstliche Mittel zur Anwendung kommen, um die ausgeathmete Luft wieder zu reinigen. Ein Ventil gestattet es dem heißen Wasser, aus dem Kessel sofort zu entweichen, wenn das Fahrzeug etwa leck wird. Es steigt dann im Nu wieder an die Oberfläche. Die Russen haben kürzlich unterseeische Torpedoboote gebaut, die sich bei den Versuchen in der Ostsee und im schwarzen Meer gut bewährt haben sollen.

— **Der Aufenthalt des Herrn von Lesseps in England hat ein** großes Unternehmen zum Zweck. Es handelt sich um die Herstellung eines unterseeischen Tunnels zwischen Schottland und Irland und zwar von Port Patrick in Schottland nach Donagbadee in Irland. Der Tunnel würde nur 11 englische Meilen lang sein, mithin die Hälfte der Länge des beabsichtigten Kanaltunnels haben. Lesseps will mit Sir Edward Watkins das Unternehmen ausführen.

Feste und Versammlungen.

— **Der zwanzigste volkswirthschaftliche Kongreß findet vom** 18.—20. September in Mannheim statt.

— **Mit der in Eisenach vom 17.—25. September stattfindenden** 55. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte ist eine Ausstellung verbunden, zu der die auszustellenden Gegenstände spätestens am 1. September einzutreffen haben.

— **Der Verein deutscher Zahnärzte tagt vom 6. — 8. August** in der Universitätsaula zu Berlin.

Sport.

— **Die gesammte deutsche Sportingwelt hatte sich in dem ro**mantisch gelegenen Harzburg zur Abhaltung des dortigen Turffestes ein Rendezvous gegeben. Trotz der ungünstigen Witterung wohnte ein zahlreiches Publikum den interessanten Kämpfen bei. Den Harzburger Stadtpreis gewann der vierjährige Fuchshengst Idea des Herrn v. Tepper-Laski, den Preis von Harzburg Lieutenant Graf Goltz' fünfjähriger brauner Wallach Bolero. Der zweite Tag eröffnete das große braunschweigische Jagdrennen, welches von Frhrn. v. Cramm's sechsjährigem braunem Hengst Rifleman heimgebracht wurde. Den Preis des Hauses Radau gewann Mascotte des Lieutenants v. Helden, den Preis vom Konversationshaus Lieutenant v. Zitzewitz' a. braune Stute Mignotte, die Verloosungs-Steeplechase des Lapshorner Gestütes fünfjähriger brauner Wallach Ekkehard, während Lieutenant Witte II. mit Jux das Schlußjagdrennen erstritt.

— **Das skandinavische Derby zu Kopenhagen gewann des Grafen** Nic. Esterhazy dreijährige braune Stute Aneroid, die beste zweijährige des vorigen Jahres, deren Siegeslaufbahn in Hamburg ziemlich unvermuthet unterbrochen wurde. Aneroid lief in Oesterreich in diesem Jahre siebenmal, siegte fünfmal und wurde einmal von Kisbaba und einmal von Pancake geschlagen.

— **Die Rennen zu Aachen finden am 30. und 31. Juli statt.**

— **Der Wassersport erfreut sich in Deutschland einer regen,** stetig zunehmenden Betheiligung. In Stuttgart ist ein neuer Ruderklub entstanden. Der Neckar oberhalb Cannstatt bietet dem jungen Klub ein treffliches Fahrwasser. Während des Frankfurter Regattafestes werden die beiden besten Ruderer Deutschlands und Oesterreichs, A. Wild und H. Hintermann, sich gegen einander messen.

— **Das dreitägige Meeting zu Hannover brachte spannende** Kämpfe und Ueberraschungen mancherlei Art, wenn auch die Besetzung der Felder nach den großen Entscheidungen auf dem Horner Moor nicht übermäßig stark war. Nach so manchem trüben Tage lächelte dem königlichen Graditzer Stalle endlich wieder die Sonne des Glücks. Der dreijährige braune Hengst Schwarzkünstler von Plebeian a. d. Scottish Queen fertigte im Staatspreis IV. Klasse den gefürchteten Pancake des Grafen Henkel sicher ab und machte auch Tags darauf im Staatspreis III. Klasse nicht viel Federlesens mit Schlenderhan. Leider war der Hengst nicht im großen Preise von Hannover engagirt und fand Pancake keinen Gegner, der ihm ernstlich entgegentreten konnte. Weder Harzburg noch Flatterer konnten trotz tapferer Gegenwehr dem Graf Henkel'schen Crack den Sieg entreißen. Das große Handicap des ersten Tages gewann Baron Los's dreijährige braune Stute Goldene 110, die große hannoversche Steeplechase Herr v. Tepper-Laski auf Postillon und die Offizier-Steeplechase Lieutenant Graf Vitzthum's sechsjähriger brauner Hengst Direktor.

— **Das North Derby zu Newcastle in England fiel an Mr.** Sanderson's Fuchsstute Mermaiden und die Northumberland Plate an Mr. Bragg's fünfjährigen braunen Hengst Viktor Emanuel.

— **Bei dem Verkauf der Jährlinge im Gestüt zu Harzburg** wurden für 14 Fohlen 64,800 M. erzielt. Am höchsten wurde der Fuchshengst v. Savernake a. d. Chambermaid bezahlt. Derselbe ging für 11,300 M. in den Besitz des Grafen Vitzthum über.

— **Eine internationale Hundeausstellung wird vom 12. bis** 15. August zu Spaa in Belgien abgehalten. An dieselbe schließen sich Field Trials in der Nähe von Lüttich an.

Denkmäler.

— **In Sophia ist am 11. Juli das Denkmal des verstorbenen** Zaren Alexander II. von Rußland enthüllt worden.

— **Für das Darwin-Denkmal sind bereits nahezu 2500 Pf. Strl.** zusammen. Es ist beschlossen worden, daß das Denkmal die Form einer Marmorstatue des verewigten Gelehrten annehmen solle, welche wahrscheinlich in der großen Halle des Britischen Museums für Naturgeschichte in Süd-Kensington aufgestellt werden wird.

— **Es ist nunmehr festgestellt, daß die Einweihung des National**denkmals auf dem Niederwald in diesem Jahre nicht vorgenommen werden kann. Obgleich die Arbeiten auf dem Bauplatze und in den Erzgießereien nach Möglichkeit gefördert wurden, so sind doch so viele Schwierigkeiten bei dem riesigen Unternehmen zu überwinden, daß eine Vollendung in diesem Jahre nicht zu erreichen ist. Was von Arbeiten bis jetzt fertiggestellt wurde, gewährt die Befriedigung, daß die Ausführung hoffentlich in allen Theilen gelingen werde.

Gestorben.

— Oberst Broch, Brigadechef, Chef der geographischen Vermessung Norwegens, ausgezeichneter Kartograph, am 1. Juli, in Christiania.

— Fürst August Ruspoli, hervorragender liberaler Abgeordneter des italienischen Parlaments, 65 Jahre alt, am 2. Juli, in Rom.

— Dr. Wilh. Trott, Professor der Medizin an der Universität Erlangen, am 3. Juli, 84 Jahre alt.

— Jorotheus, griechischer Patriarch in Jerusalem, Anfangs Juli.

— Karl Müller, Ehrenmitglied des großherzoglichen Hof- und Nationaltheaters in Mannheim, am 5. Juli, 78 Jahre alt.

— Konzertmeister Henning, Violoncellvirtuos, in Berlin, am 6. Juli, 62 Jahre alt.

— Geh. Rath Dr. med. Haurowitz, russischer sanitätswissenschaftlicher Schriftsteller, 88 Jahre alt, am 7. Juli, in Gmunden.

— General Michael Skobeleff, der Sieger von Geok Tepe, in Moskau, am 7. Juli, 41 Jahre alt.

— Benjamin Webster, ber. englischer Schauspieler und Bühnendichter, 85 Jahre alt, in London, am 8. Juli.

— Fürstin Gertrud von Hanau, Gräfin von Schaumburg, Wittwe des Kurfürsten von Hessen-Kassel, in Prag, 76 Jahre alt, am 9. Juli.

— Eugène Simonis, Professor und Direktor der Brüsseler Kunstakademie, Bildhauer, 72 Jahre alt, in Brüssel, am 11. Juli.

— Generallieutenant v. Lyncker, Kommandeur der 9. Division, in Darmstadt.

— Dr. Siegfried Langer, Afrikaforscher, in Aden ermordet.

Von den Boulevards.

Von

P. v. M.

(Nachdruck verboten.)

Ich habe am Schlusse meines letzten Briefes den Lesern in Aussicht gestellt, ihnen ausführlich von Viktor Hugo's neuestem Werke, dem fünfaktigen Buchdrama „Torquemada", zu berichten. Nachdem ich das Werk gelesen, bin ich jedoch von dieser Absicht zurückgekommen, und die Leser, die an anderer Stelle des Blattes eine gedrängte Inhaltsangabe von Torquemada gefunden, werden dieß natürlich finden. Um Torquemada, welches bezaubernde Schönheiten neben ungeheuren Mißgriffen enthält, besprechen zu können, müßte man bogenlange Citate bringen, und dazu fehlt mir der Raum und — der Muth, die Uebersetzung von Versen Viktor Hugo's zu wagen. Als bemerkenswerthen Punkt möchte ich aber die enormen historischen Ungenauigkeiten, die sich Viktor Hugo erlaubt, erwähnen. So läßt er beispielsweise Torquemada dem heiligen Franz de Paula und dem Papst Alexander VI. sich in Italien auf einer Landstraße begegnen, während doch einerseits Franz de Paula einige Jahre bevor Alexander VI. Papst geworden, von Ludwig XI. nach Frankreich berufen worden war und nie wieder nach Italien zurückkehrte, andererseits es gar nicht Alexander VI., sondern Sixtus IV. war, der Torquemada nach seiner Romfahrt zum Großinquisitor machte. Ebenso unrichtig ist es, wenn in dem zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts spielenden Drama von den Ursulinerinnen, deren Orden bekanntlich erst 1572 gegründet wurde, gesprochen wird; doch sind diese und ähnliche Unrichtigkeiten eben nur Einzelheiten, welche nicht hindern, daß Torquemada ein hochinteressantes, wenn auch diskutirbares Werk ist.

Weil ich schon von Büchern rede, möchte ich auch ein anderes Buch, dessen Held ebenfalls ein Dominikanerpater ist, erwähnen, wenn gleich es den denkbar schärfsten Gegensatz zu Torquemada bildet. Während Viktor Hugo's Torquemada im fünfzehnten Jahrhundert selbst vor Morden nach Tausenden nicht zurückscheut, da er glaubt, dieß in majorem Dei gloriam zu thun, legte Erneste Daudet's „Defroqué" während des zweiten französischen Kaiserreichs die Kutte ab, um, angezogen von den weltlichen Genüssen, sich gänzlich denselben hingeben zu können, und gibt, statt wie sein Ordensbruder das Fleisch zu tödten, um die Seele zu retten, seine Seelenruhe dahin, um seinen Neigungen zu fröhnen. Defroqué nannte die französische Sprache jenen Geistlichen, der den froc, das geistliche Kleid, abgelegt hat, und ein solcher ist, wie gesagt, der Held von Erneste Daudet's hochinteressantem und psychologisch tiefdurchdachtem Romane.

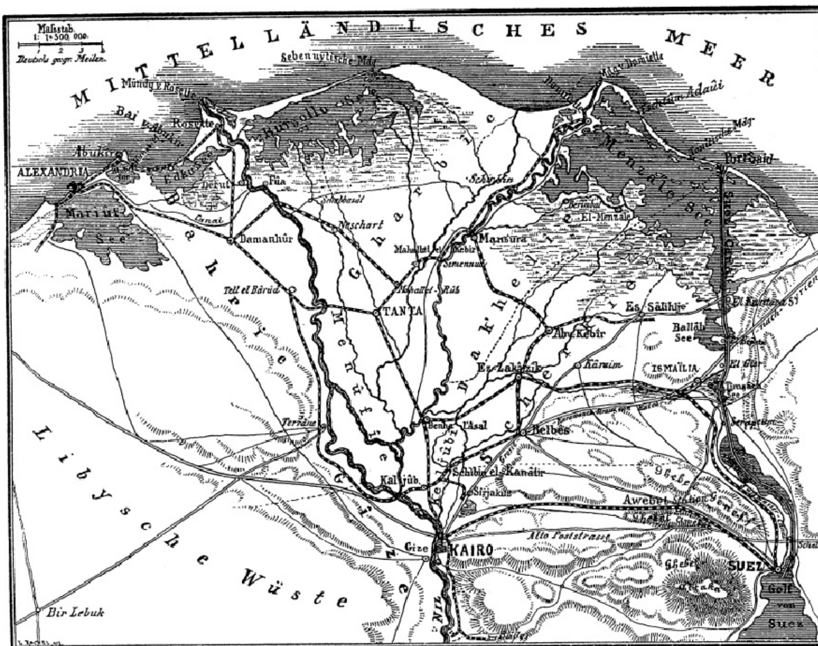
Der Dominikanerpater Aurégan hat in den Tuilerien die Fastenpredigten gehalten und ist im Begriffe, in sein Kloster zurückzukehren, als kurz vor seiner Abreise eine Dame sich bei ihm melden läßt. Sie kommt, um ihm, dessen Predigten auf sie einen mächtigen Eindruck gemacht, zu beichten, und wahrlich, was sie ihm zu sagen hat, ist schwer genug. Sie, die angesehene Hofdame der Kaiserin, hat ihren Gatten, der ihr vom Tage ihrer Vermählung an untreu gewesen und endlich so weit ging, während er sie abwesend glaubte, seine Geliebte zu sich in's Haus kommen zu lassen, unmittelbar nachdem diese ihn verlassen, ermordet. Nicht der geringste Verdacht ist auf sie gefallen, des Grafen Geliebte ist angeklagt und wird, da alle Beweise gegen sie zu sein scheinen, sicher verurtheilt werden. Gräfin Vallauris weigert sich entschieden, sich selbst anzuzeigen, und Pater Aurégan findet keinen andern Weg, die Angeklagte zu retten, als den, vor dem Gerichtshofe zu erklären, daß sie unschuldig sei, daß er den Thäter kenne, daß er aber durch das Beichtgeheimniß abgehalten sei, dessen Namen zu nennen. Aurelie Chéraine wird freigesprochen und Pater Aurégan kehrt in sein Kloster zurück. So flüchtig und kurz die Berührung mit der profanen Welt gewesen, Pater Aurégan fühlt sich unter seinen Brüdern nicht mehr glücklich. Energisch sucht er sich zu bekämpfen, aber allüberall verfolgt ihn die Erinnerung an die schöne Gräfin, die den Mann, der sie in so gemeiner Weise beschimpft, ermordet hat. Fast hat er überwunden, als das Ableben seines Vaters ihn nöthigt, um die ihm zufallende riesige Erbschaft zu übernehmen, abermals auf längere Zeit das Kloster zu verlassen. Dießmal kehrt er nicht mehr zurück. Er legt das geistliche Gewand ab und geht zunächst auf Reisen. Nach Paris zurückgekehrt, ist eine der ersten Personen, die er antrifft, eben jene Cocotte, der er, als er noch Priester war, durch seine Aussage vor Gericht das Leben gerettet. Die natürliche Dankbarkeit und die Hoffnung, von ihm früher oder später doch den Namen des Mörders zu erfahren, bewirken, daß diese ihn sehr freundlich aufnimmt und schließlich seine Geliebte wird. Aurégan findet aber im weltlichen Leben nicht, was er zu finden gehofft; die Gesellschaft verzeiht ihm seinen Austritt aus dem Kloster durchaus nicht, Diejenige, die die moralische Ursache zu diesem Schritte war, hat er nicht wieder gefunden, die zweideutige Welt, die sich über das, was er gethan, hinaussetzt, konvenirt dem trotz seines Fehltritts feinfühligen und edlen Manne nicht und so kommt es, daß er, als ihm noch obendrein klar wird, daß Aurelie Chéraine ihm das sie so sehr interessirende Beichtgeheimniß entreißen will, diese und Paris plötzlich verläßt, um sich nach einem entlegenen, wenig besuchten Seebade zurückzuziehen. Dort führt ihn der Zufall mit der Gräfin, die seit Längerem den Hofdienst verlassen hat und in der Stille auf dem Land wohnt, zusammen. Seine Liebe flammt auf's Neue auf, aber Gräfin Vallauris, die einen Andern liebt, weist ihn zurück. Er verläßt den Ort sofort, begegnet ihr aber im Laufe des Herbstes wieder und da gelingt es ihm, wenn nicht ihre Liebe, so doch ihre Achtung zu gewinnen. Der Unglückliche täuscht sich aber über ihre Gefühle, er nimmt Mitleid für Liebe, und erst als sie ihm ihre bevorstehende Vermählung mit dem Manne ihrer Wahl anzeigt, erkennt er, daß er sich getäuscht. In der ersten Aufwallung des Zornes droht er der Gräfin, sie dem Staatsanwalt anzuzeigen, und diese tödtet sich, da kurz darauf thatsächlich eine anonyme Anzeige gegen sie eingelaufen ist, die zur Einleitung einer Untersuchung gegen sie geführt hat. Es ist aber nicht Aurégan, der diese Anzeige gemacht hat, sondern Aurelie Chéraine, die ihn von dem Momente an, als er sie verlassen hat, überwachen ließ, und nachdem sie durch seinen Verkehr mit der Gräfin auf die Spur gekommen, mit Leichtigkeit die Beweise von deren Schuld gesammelt hat. Gebrochen und zum Greise geworden kehrt Aurégan in den Dienst der Kirche zurück, die ihn, damit er seine schweren Vergehen gegen seine Satzungen büße, in ein Trappistenkloster sendet. —

Ungeheures Aufsehen und großes Bedauern hat die unter eigenthümlichen Umständen erfolgte Vernichtung der hinterlassenen Papiere Balzac's erregt. Der große Romancier besaß am Ende seines Lebens ein nicht unbedeutendes Vermögen, seine Frau, eine Polin aus großer Familie, war ebenfalls sehr reich, sein Schwiegersohn, ein Graf Mniszeck, hatte gleichfalls eine Rente von mindestens 300,000 Franken, und trotzdem sind es die Schulden der Hinterbliebenen, die zu der Zerstörung von Balzac's Papieren geführt haben, welche bei dem Umstande, daß er von den Verlegern stets bestürmt wurde, wohl kein noch unbekanntes Werk, dafür aber gewiß zahlreiche interessante Studien und seine ganze Korrespondenz enthielten. Durch Jahre gingen die materiellen Angelegenheiten der Familie ihren geregelten Gang, als vor fünf Jahren ungefähr Graf Mniszeck den Bau eines neuen, großartigen Hotels in Angriff nahm. Die Arbeiten schritten rüstig fort und trotz der riesigen Kosten hätte die finanzielle Lage der Familie keine Aenderung erfahren, wäre der Graf nicht zwei Jahre darauf schwer erkrankt und nach kurzem Leiden der Krankheit erlegen. In diesem Momente begann der Ruin. Das riesige Vermögen war anfangs in den Händen der Frau von Balzac und ihrer Tochter, dann, nachdem erstere ebenfalls erkrankt war, gänzlich den Händen der Gräfin Mniszeck überlassen, und diese brachte es durch ihre geradezu verblüffende Unkenntniß aller geschäftlichen Dinge und durch ihre grenzenlose Verschwendung in kaum drei Jahren dazu, sich und ihre Mutter gänzlich zu ruiniren. Die Kosten des Baues steigerten sich in Folge ihrer phantastischen Wünsche um Hunderttausende, ihre Manie, Kunstgegenstände und Raritäten zu sammeln, verschlang Millionen — so kaufte sie beispielsweise bei einer Gelegenheit um eine Million Bilder von dem Kunsthändler Goupil, der nachträglich allerdings gezwungen war, dieselben zurückzunehmen, da die Gräfin nicht zahlen konnte; — ihre Toiletten kosteten nicht weniger, denn sie ließ sich beispielsweise in einem Jahre von Worth 100 Toiletten machen, und so kam es, daß schon vor dem vor einigen Monaten erfolgten Ableben der Frau von Balzac die beiden Damen in der peinlichsten Situation waren. Nach dem Tode derselben brach aber der Sturm los. Die von einem entfernten Verwandten der Familie aufgehetzten Gläubiger erklärten, nicht mehr warten zu wollen, das Hotel und sämmtliche Kunstgegenstände wurden gepfändet und um wahre Schandpreise verschleudert, so daß die Gräfin Mniszeck, deren einzige Hoffnung sie waren, heute im tiefsten Elend zwei kleine Zimmerchen in einem Hotel-Garni untersten Ranges bewohnt und außerdem noch bedeutende Summen schuldet. Als man nun Alles, was sich in der Wohnung der Gräfin befand, nach dem Hotel de Ventes schaffte, stießen die damit betrauten Leute auf mehrere große Kisten, von denen sie im Glauben, dieselben enthielten Werthgegenstände, zwei ihres Inhalts entleerten und die anderen fort-

schafften. Die sämmtlichen Kisten enthielten aber nur Papiere, und ein zufällig anwesender Kunstfreund, dem der Vorgang aufgefallen war, erwirkte leicht, daß angeordnet wurde, der Familie die nach dem Hotel de Ventes gebrachten Kisten zurückzustellen. Dieß konnte aber erst den nächsten Tag geschehen und inzwischen war im Hotel de Ventes die Hälfte des Inhaltes der Kisten gestohlen worden, um als Makulatur verkauft zu werden, während von den in der Wohnung gebliebenen Papieren die von der Gasse eingedrungenen Neugierigen davongetragen hatten, was ihnen interessant schien, und der Rest auf Anordnung der Gräfin verbrannt worden war! Die in den Kisten gebliebenen Papiere und das Wenige, was von den gestohlenen Papieren wieder zur Stelle gebracht werden konnte, gehören leider zu dem weniger Interessanten, und man kann mit Recht sagen, daß von Balzac's hinterlassenen Schriften und Papieren nichts mehr existirt.

Während, wie man sieht, die literarischen Vorgänge dießmal reich an bemerkenswerthen Einzelheiten waren, bot das Theater durchaus nichts Neues, und das einzige Bemerkenswerthe in dieser Richtung ist der kolossale Durchfall, den ein Theil der Societäre der Comédie Française auf ihrer heurigen Geschäftsreise — von einer Kunstreise kann ja da die Rede nicht sein — in London erlebt. Seitdem durch die riesigen Einnahmen der während der Kommune von Got veranstalteten Reise der ganzen Comédie Française nach London dieselbe vom Untergang gerettet wurde, haben die Herren und Damen der Societät London und die Londoner Pfundnoten in guter Erinnerung behalten und vereinigen sich während ihres Urlaubes, statt, wie sie es früher wohl thaten, in den Provinzstädten Tournéen zu machen, nun fast alle zwei oder drei Jahre, um während der Londoner Saison im Coventgarden-Theater eine Reihe von Vorstellungen zu geben. Heuer blieben nun der gewohnte Erfolg und die liebgewordenen Noten der Bank von England aus. Man hatte zu sehr darauf gerechnet, daß die Engländer Alles, was aus Paris kommt, ausgezeichnet finden müßten, und die Herren Coquelin ainé, Febvre, Maunet-Sully und Fräulein Bartel, denen gewiß Niemand streitig machen wird, daß sie Künstler ersten Ranges sind, hatten sich mit solchen Mittelmäßigkeiten umgeben, daß das Publikum den Vorstellungen ferne blieb, was natürlicherweise in den hiesigen Blättern viel besprochen wurde und dazu führte, daß die Societäre des Français feierlich erklärten, nie wieder den Boden des undankbaren Albion betreten zu wollen.

Nicht viel mehr ist aus der Gesellschaft zu berichten. Abgesehen von der in einfachster Weise und unter Vermeidung jedweden Ceremoniels erfolgten Uebergabe des spanischen Ordens des goldenen Bließes an den Präsidenten der Republik, hat nur ein einziges Fest für meine freundlichen Leser Interesse. Es ist dieß eine von Madame Adam dem in Pension gehenden österreichischen Botschafter Grafen Beust, dessen Rücktritt hier allgemein bedauert wird, zu Ehren gegebene Soirée, die Denjenigen, welche ihr beiwohnten, gewiß unvergeßlich bleiben wird. Madame Adam ist den Lesern der Briefe von den Boulevards keine Unbekannte mehr, es wird dieselben also nicht überraschen, daß die hervorragendsten Diplomaten, Politiker, Künstler und Schriftsteller, sowie ein reicher Damenflor ihrer Einladung gefolgt waren. Nachdem sich eine Zigeunerkapelle, die eine Zeitlang konzertirt und unter Anderem einen brillanten Walzer des Grafen Beust gespielt, entfernt hatte, setzte sich Gounod an's Klavier, um Madame Engally, einer Sängerin von großem Talente, die Stanzen aus seiner Oper „Sappho", die sie wirklich herrlich vortrug, zu begleiten. Als er sich erheben wollte, entstand ein allgemeiner Sturm von Bitten, er möge singen. Ich war, ich muß es gestehen, über diese dem fast 64jährigen Manne gestellte Zumuthung überrascht, lernte aber sehr bald begreifen, warum man so einmüthig gewesen. Ich habe die ersten Künstler der Welt gehört, einen Sänger aber, der vorträgt wie Gounod, kenne ich nicht. Er sang sein Frühlingslied, dann begleitete er den berühmten Maler Carolus Duran, der eine spanische Romanze sehr geschmackvoll und, wie Gounod scherzend meinte, „mit viel Farbe" vortrug, dann sang er mit Madame Fuchs, einer Dilettantin, die eine Künstlerin ersten Ranges ist, das herrliche Duo aus „Mireille", nach ihm spielte Saint-Saëns eine Arie aus seiner noch unaufgeführten Oper „Heinrich VIII.", und zum Schlusse sang Gounod sein Lied „Venedig", ein Konzertprogramm, wie man es sich interessanter wirklich nicht wünschen kann. Wie Gounod singt, welchen unsagbaren Liebreiz, welches tiefe Gefühl er seinem Vortrag einhaucht, muß man gehört haben, beschreiben läßt sich das nicht. Wie sehr er rührt und bewegt, zeigt wohl am besten, daß, als er das Lied „Venedig" sang, buchstäblich kein Auge trocken blieb und einzelne der Damen in helle Thränen ausbrachen. Es war ein wirklich genußreicher Abend, und die ihm beigewohnt, haben wahrlich alle Ursache, der liebenswürdigen Hausfrau dankbar zu sein.



Karte des Nildelta.

Das Nildelta.

Alle Blicke sind im Momente nach Aegypten gerichtet, wir hielten es darum im Interesse unserer Leser, ihnen eine kleine Karte in die Hand zu geben, welche ihnen ermöglicht, den Ereignissen zu folgen. Wir fügen derselben einige Worte zur Orientirung über das Land bei. Das Vizekönigreich Aegypten ist ein Tributärstaat der hohen Pforte, unter absoluter Herrschaft eines Fürsten, des Khedive, und reicht von den Mündungen des Nils südlich bis in die Nähe des Aequators; es würde den Aequator erreichen, wollte man die von Aegypten zwar beanspruchten, aber noch nicht unterworfenen Somaliländer mitrechnen. Die Westgrenze geht vom Wilajet Tripolis durch die Libysche Wüste nach Wadai und den südlich davon liegenden Heidenländern; im Südwesten reicht Aegypten an das Gebiet der Njam-Njam, die Südgrenze umklammert Abessynien und rückt, dieses Land vom rothen Meer abtrennend, wieder südlich vor bis zur Somaliküste; den Osten bespült das rothe Meer; doch greift der ägyptische Besitz noch etwas nach Asien hinüber, indem er vom 25. Grad nördlicher Breite einen schmalen Landstrich des Wilajets Hedjâs mit der Quarantänestation El-Wedj und dem Golf von Akaba abschneidet. Die Linie von Kalaat el-Akaba bis nach El-Arisch am Mittelmeer bildet dann die Grenze gegen Syrien. Innerhalb dieser Grenzen umfaßt Aegypten (nach den Angaben des ägyptischen Generalstabs für Ende 1878) 2,722,354 Quadratkilometer mit 17,386,000 Bewohnern. Aegypten im engern Sinn hingegen begreift nur das Land vom ersten Katarakt bei Assuân bis zum mittelländischen Meer und erstreckt sich von 24° 5′ bis 31° 35′ nördlicher Breite und von 27° 30′ bis 30° 41′ östlicher Länge (von Paris). Seine Bodenfläche beträgt 1,021,354 Quadratkilometer, die Zahl seiner Bewohner 5,517,627. — Von diesem sehr beträchtlichen Areal werden indessen als kulturfähig nach offizieller Schätzung nur 29,400 Quadratkilometer angenommen, und diese bilden das eigentliche Aegypten, ein ganz schmales, nirgends mehr als etwa 30 Kilometer breites Tiefland am Nil hin, mit dem einzigen Nebenthal des Fayûm und dem vor der Nilmündung angeschwemmten Delta. Dieses Aegypten ist in der That, wie es schon Herodot nannte, ein Geschenk des Nils. Ueberall bildet den Untergrund nackter Fels oder Sand, den aber der Fluß mit einer 10 bis 12 Meter mächtigen Schicht fruchtbaren Schlammes bedeckt. Soweit die Ueberschwemmung reicht oder Kanäle das Nilwasser tragen, ist üppiges Gedeihen; jenseits dieser scharf gezogenen Grenze beginnt die Wüste, denn Aegypten liegt mit Ausnahme des Küstenstrichs im Gebiet des stetig wehenden Nordost-Passatwinds, der, von den ausgedehnten trockenen Landflächen des innern Asiens und Arabiens herwehend, in völliger Trockenheit im nördlichen Afrika ankommt und was er über dem rothen Meer an Feuchtigkeit annimmt, schon am Ostabhang der Arabischen Wüste östlich vom Nilthal wieder abgibt.

Aegyptens einziger Fluß ist der Nil, dessen Ursprung noch nicht recht festgestellt ist. Die gesammte Stromentwicklung dieses Riesenflusses wird auf 6270 Kilometer berechnet, von denen etwa 5200 Kilometer schiffbar sind. Von Chartûm an durchfließt er, nur noch einen einzigen Nebenfluß, von Osten her den Atbara, aufnehmend, eine Strecke von fast 3000 Kilometer durch Wüstenland; sein Gefälle von Chartûm bis zur Mündung beträgt 378 Meter. Bei Theben beträgt seine Breite circa 400 Meter, bei Siût 840 Meter, bei Minye und wieder kurz vor seiner Trennung bei Kairo 1000 Meter. Im Alterthum hatte der Nil sieben Mündungsarme, heute nur zwei: den Arm von Rosette und den von Damiette, ersterer (der westliche) ist der kürzere und schwächere.

Nur zwei große Städte zählt das Land, Kairo mit 353,000, Alexandrien mit 219,000 Einwohnern, mit Tanta sinkt die Zahl bereits auf 60,000 Einwohner, ihm folgen Damiette mit 29,000, Rosette mit 14,000, Suez mit 13,000 und Port Said mit 9000 Einwohnern.

Der große Handelsweg, den der durchgeführte kühne Gedanke von Lesseps geöffnet, der Suezkanal, hat Aegypten eine ganz neue und erhöhte Bedeutung gegeben. Wir haben diese zu wiederholten Malen geschildert und in unseren Notizblättern von Zeit zu Zeit die Zahl der Schiffe, die ihn passirten, mitgetheilt, so daß wir hier davon absehen können.

Kairo.

(Hiezu das Bild S. 864.)

Die siegreiche Kahira liegt bis heute ungebrochen am Nile da, die Kanonen der englischen Schiffe konnten nur Alexandrien in Schutt legen, aber die Hauptstadt ist unberührt. Die größte Stadt Afrikas liegt vor unseren Blicken in all' ihrer Pracht und Herrlichkeit, im vollen Glanze der heißen afrikanischen Sonne, und wir schauen bewundernd über dieses Häusermeer hin, das sich am rechten Ufer des Nils ausdehnt und am Fuße des Mokattamgebirges liegt. Im Norden der Stadt beginnt das üppige Frucht- und Gartenland des Delta, während im Osten und Süden die arabische Wüste bis hart an die Stadt heranreicht. Kairo ist eine Weltstadt und offenbart sich beim ersten Blicke als solche, sagt Prokesch; die Häuser, welche hier nicht viel besser aussehen, als in anderen ägyptischen Städten, tragen wenig zu diesem Eindrucke bei, dafür erfüllt uns aber das rege Leben in den Straßen und das Treiben der Bevölkerung, unter der sich beinahe alle Stämme des Erdkreises vertreten finden, mit dem Gefühle, daß wir in einem jener Mittelpunkte stehen, in denen die Interessen der Welt zusammenfließen. Die Gunst der Lage bringt dieß mit sich; zu allen Zeiten hat hier, oder doch in unmittelbarer Nähe, eine Stadt gestanden, die Ostafrika beherrscht und wesentlichen Einfluß auf die Geschicke der asiatischen Nachbarländer geübt hat; die Stelle ist der Schlüssel der Nilländer, und entnimmt diesen ihre unverwüstliche Lebenskraft; Kairo ist eine andere Memphis. Trotz vieler Wechselfälle und mancher schweren Schläge, die die Stadt erfahren und die ihr Vernichtung drohten, hat sie sich stets von Neuem erhoben und immer wieder einen hervorragenden Rang eingenommen. So ist wohl jene Blüte längst verwelkt, welche Kairo unter den Khalifen berühmt gemacht hat, da es die zweite Hauptstadt der mohammedanischen Welt, die Wiege der arabischen Civilisation war; doch sind dem gebrochenen Stamme frische Triebe entsprossen, und während das Khalifenthum und die Ideen, die es trugen, längst der Geschichte angehören, sehen wir die alte Mahrusa („die von Gott Beschützte", ein Beiname Kairos) in neuer Blüte vor uns stehen. Wenige Jahrzehnte haben für diesen Aufschwung hingereicht, der, den veränderten Grundbedingungen entsprechend, auch eine von der früheren verschiedene Richtung verfolgt; zur Khalifenzeit war der Handel die Hauptquelle des Reichthums und Kairo der wichtigste Stapelplatz des indisch-europäischen Verkehrs; jetzt, wo die Waaren andere Wege gehen, hat der Handel nur mehr insoweit Bedeutung, als er die Nilländer betrifft und hier der Markt ist, auf dem die Produkte jener Gegenden Absatz finden oder gegen europäische und unterägyptische Erzeugnisse umgesetzt werden. Wenngleich dieser Verkehr immerhin von Belang ist, und die Stadt überdieß selbst einen namhaften Beitrag dazu liefert, da sie zahlreiche Färbereien, Gerbereien und Webereien besitzt, die Nubien und Innerafrika beinahe ausschließlich versorgen, so haben doch Handel und Gewerbe nur einen untergeordneten Einfluß auf den heutigen Aufschwung genommen; dieser entspringt vielmehr der politischen und civilisatorischen Rolle, welche Aegypten seit Mohammed Ali übernommen hat. Als Hauptstadt dieses aufstrebenden Staates, zugleich des einzigen, der tief in den afrikanischen Kontinent hineinreicht, ist Kairo der Schwerpunkt, dem alle Interessen der Völker zustreben, die vom Meere an bis in das Herz Afrikas wohnen, die Stelle, an der diese Interessen diejenigen der übrigen Welt berühren, das Bindeglied zwischen unseren Ideen und Sitten und denjenigen des Orients, die hier in allen Abstufungen, von der ursprünglichen Einfachheit des Patriarchenthums an bis zu den verkommenen Auswüchsen der einst so glänzenden arabischen Bildung, auftreten. In dem glücklichen Zusammentreffen so vieler belebender Elemente, zu denen die klimatischen Vorzüge und die Pflege der Aegyptologie ihren Theil beitragen, liegt Kairos Bedeutung.

Die Stadt zählt gegenwärtig 353,000 Einwohner (darunter bis vor Kurzem 50,000 Europäer); sie ist Residenz des Khedive, Sitz der Ministerien, obersten Behörden, sowie aller für den Wirkungskreis der Centralgewalt nöthigen Aemter, und untersteht einem eigenen Generalgouverneur. Konsulate (zugleich die Post-

ämter für das Ausland) vertraten die fremden Mächte; überdieß hielten sich die Generalkonsuln den größten Theil des Jahres über hier auf, da sie bei der Regierung in der Eigenschaft diplomatischer Agenten beglaubigt waren. Den Bedürfnissen seiner so verschiedenartigen Bevölkerung entsprechend, besitzt Kairo auch mohammedanische und europäische Schulen, Hospitäler, Armenversorgungs-Anstalten, Gotteshäuser für alle Konfessionen, ferner Kommanditen der kommerziellen Institute Alexandriens, Bazare und Kaufläden, endlich Vereine und Klubs, Belustigungsorte aller Art, ein Opernhaus, ein Vaudevilletheater, einen Cirkus, Kaffeehäuser u. s. w., auch europäische und türkische Bäder. Für den Touristen ist oder war Kairo weitaus die angenehmste orientalische Stadt. Mag es hinsichtlich der Lage und einzelner Prachtbauten von Konstantinopel überflügelt werden, mag das Leben des Orients in Damaskus reiner zur Anschauung kommen, bunter und wechselvoller ist das Leben hier und an Fülle der Sehenswürdigkeiten übertrifft Kairo sie alle. Orient und Occident sind hier wunderbar harmonisch verschmolzen.

ASTRONOMIE

August 1882.

Nach Sonnenuntergang steht im Süden das umfangreiche Sternbild des Ophiuch oder Schlangenträgers mit zwei Sternen zweiter Größe α und η (siehe die Skizze) und sieben Sternen dritter Größe. Rechts davon ist als besonderes Sternbild die Schlange, mit einem Stern zweiter Größe α und fünf dritter. Von den letzten ist einer links von Ophiuch. Oberhalb beider stehen zwei Sterne des Herkules, die uns von früher bekannt sind. Gegen Westen hin sieht man die zwei Sterne α und β zweiter Größe in der Waage und tief am Horizont im Südwesten das Sternbild des Skorpion, mit dem roth glänzenden Stern erster Größe α, Antares genannt, außerdem zwei zweiter und drei dritter Größe.

Am 2. August Abends steht Venus dicht bei Mars (um Mittag des zweiten nur fünf Minuten, d. h. den sechsten Theil einer Vollmondsbreite, oberhalb). Die Venus geht etwa um 9 Uhr unter, sie entfernt sich immer noch von der Sonne und nimmt beständig an Helligkeit als Abendstern zu. Saturn geht um 10 Uhr Abends, Jupiter gegen Mitternacht auf, beide noch im Sternbild des Stier.

Lotterieziehungen im Monat August.

Am 1. Stadt Augsburg 7-Gulden-Loose vom Jahre 1864, Prämienziehung am 1. September 1882. — Belgische 3 % Kommunal-Loose à 100 Franken vom Jahre 1868, höchster Preis 10,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. April 1883 (58. Ziehung). — Stadt Bukarest 20-Franken-Loose vom Jahre 1869, höchster Preis 40,000, niedrigster 20 Fr., zahlbar am 5. Septbr. 1882 (62. Ziehung). — Finnländische 10-Thaler-Loose vom Jahre 1868, Prämienziehung am 1. November 1882. — Köln-Mindener E.-B. 100-Thaler-Loose à 3½ % vom Jahre 1870, höchster Preis 55,000, niedrigster 110 Thlr., zahlbar am 1. Oktober 1882 (24. Ziehung). — Stadt Lille 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1863, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 2. Januar 1883 (39. Ziehung). — K. K. Oesterreichische 500-Gulden-Loose à 5 % vom Jahre 1860, Prämienziehung am 1. November 1882. — Graf Pappenheim 7-Gulden-Loose vom Jahre 1864, Prämienziehung am 1. September 1882. — Stadt Paris 500-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1855/60, höchster Preis 100,000, niedrigster 500 Fr., zahlbar am 1. März 1883 (55/43. Ziehung). — Städte Roubaix und Tourcoing 50-Franken-Loose vom Jahre 1860, höchster Preis 20,000, niedrigster 50 Fr., zahlbar am 1. November 1882 (44. Ziehung). — Sachsen-Meiningen 7-Gulden-Loose vom Jahre 1870, höchster Preis 15,000, niedrigster 8 fl., zahlbar am 1. November 1882 (37. Ziehung). — Türkische 400-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1869, höchster Preis 600,000, niedrigster 400 Fr. (75. Ziehung). — Am 5. Stadt Paris 500-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1875, höchster Preis 100,000, niedrigster 1000 Fr., zahlbar am 25. August 1882 (30. Ziehung). — Am 10. Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1872, höchster Preis 15,000, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. April 1883 (58. Ziehung). — Stadt Paris 500-Franken-Loose à 4 % vom Jahre 1876, höchster Preis 100,000, niedrigster 500 Fr., zahlbar am 25. August 1882 (23. Ziehung). — Am 14. Stadt Freiburg 10-Franken-Loose vom Jahre 1879, Prämienziehung am 15. September 1882. — Am 15. Stadt Amsterdam 100-Gulden-Loose à 3 % vom Jahre 1874, höchster Preis 100,000, niedrigster 100 fl., zahlbar am 2. Januar 1883 (24. Ziehung). — Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1867, höchster Preis 12,500, niedrigster 115 Fr., zahlbar am 2. Januar 1883 (59. Ziehung). — Stadt Lüttich 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1874, höchster Preis 15,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 2. Januar 1883 (33. Ziehung). — Stadt Neapel 250-Franken-Loose à 4 % vom Jahre 1871, höchster Preis 50,000, niedrigster 250 Fr., zahlbar am 1. Februar 1883 (44. Ziehung). — Ungarische 100-Gulden-Loose vom Jahre 1870, höchster Preis 150,000, niedrigster 140 fl., zahlbar am 15. Februar 1883 (44. Ziehung). — Am 16. Oesterreichische allgemeine Bodenkreditanstalt 100-Gulden-Prämienpfandbriefe à 3 % vom Jahre 1880, 500 Stück, jedes Loos à 100 fl., zahlbar am 1. Dezember 1882 (10. Ziehung). — Oesterreichische allgemeine Bodenkreditanstalt 100-Gulden-Prämienpfandbriefe à 3 % vom Jahre 1880, höchster Preis 50,000, niedrigster 1000 fl., zahlbar am 1. Dezember 1882 (10. Ziehung). — Am 20. Stadt Barletta 100-Franken-Loose vom Jahre 1870, 50 Stück, jedes Loos à 100 Fr., zahlbar am 20. Februar 1883 (56. Ziehung). — Stadt Barletta 100-Franken-Loose vom Jahre 1870, höchster Preis 50,000, niedrigster 50 Fr., zahlbar am 20. Februar 1883 (56. Ziehung). — Am 25. Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1879, höchster Preis 25,000, niedrigster 150 Fr., zahlbar am 15. Juni 1883 (20. Ziehung). — Am 31. Badische 35-Gulden-Loose vom Jahre 1845, Prämienziehung am 30. September 1882. — Braunschweigische 20-Thaler-Loose vom Jahre 1868, höchster Preis 30,000, niedrigster 23 Thlr., zahlbar am 30. November 1882 (51. Ziehung). — Stadt Lüttich 80-Franken-Loose à 2½ % vom Jahre 1853, höchster Preis 50,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. Dezember 1882 (30. Ziehung).

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 188.

Von E. G. B. Valle.

Schwarz.

A B C D E F G H

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 183:

Weiß.	Schwarz.
1) T. A 2 — A 6	1) K. F 5 — E 5.
2) T. A 6 n. D 6	2) K. E 5 n. D 6 oder anders.
3) L. C 1 — F 4 oder T. D 6 — D 5 Matt.	

Schachbriefwechsel.

Hrn. E. Gr. in Stralsund. Nro. 173 R. — P. in Pozega. Nro. 176 und 177 R. — Dr. C. in Würzburg. Bitte gefälligst, Ihre Lösungen noch einmal zu prüfen. — L. F. in Wien; H. D. in Otterndorf; Lieuten. F. Tr. in Wittingen; C. B. in Straubing. Nro. 178 R. — Geh. Justizr. J. in Frankfurt a. O. Nro. 180 R. Ueber Nro. 182 siehe vorher. — A. R. in Grünstadt. Aufgaben erhalten. Mit Vergnügen gelesen. — H. O. in New-York. Nro. 170—172 R. Freundlichen Gruß. — G. H. in Troppau. Nro. 178—180 R. — Dr. B. in Wolfenbüttel. Nro. 178 R. In Nro. 179 kann nach 1) S. F 3 — D 4, K. E 4 — D 3; 2) D. C 8 — C 2 nicht mattsetzen. — W. (past.) in Strehlen. In Nro. 178 folgt auf 1) D. H 3 — F 3, S. B 2 — D 3 †. Nro. 179 und 180 R. — A. H. in Bathow. Nro. 177 R. — G. R. in Nürnberg. Nro. 178 und 179 R. — G. B. in Wieden. Nro. 179 R.

Hrn. L. R. K. in Schönbeck. Ueber die Prinzipien der Problemkunst finden Sie die wesentlichen Angaben in der „Sammlung leichterer Schachaufgaben von J. Dufresne, Leipzig, Verlag von Ph. Reclam". Preis 40 Pf. — O. Z. in Kairo. Nro. 175 und 176 R. — G. v. G. in Ortofta. Nro. 176 und 179 R. — A. Fr. in Ebersbach. Ihre Lösung von Nro. 177 ist ebenso sorgfältig als richtig. — H. Schr. in Hamburg. Nro. 179 und 180 R. — Frl. H. Kl. in Falein. In Nro. 179 scheitert 1) S. F 3 — D 4 an K. E 4 — D 3. — M. S. und A. in Harburg; H. K. in Chemnitz. Nro. 180 R. — Fr. Sch. in Ehrenbreitstein; L. H. in Backnang; E. v. H. in Stolp; M. Abr. in Alt-Auz. Nro. 182 R. — Sch. in Guttentag. Nro. 180—183 R. — H. Schr. in Hamburg. Nro. 179 und 180 R. — B. G. in Schleiz. Bitte Lösung von Nro. 181 zu vergleichen. — L. O. in Lübeck; E. R. und B. in Berlin; Schachklub in Zwönitz. Ueber Nro. 182 siehe vorher.

Rösselsprung Nro. 14.

schran-	zu-	pels	es	um-	zur	des	nur
wohl-	un-	fangs	schau	tem-	soll	nes	stellt
sam-	ken	ge-	ter-	sei-	sich	selbst	wie
er-	ge-	men-	ter	lich-	groß	in	ken
wohl	füg-	auf	hen	bricht	und	keit	sich
nicht	den	frü-	brech-	bau	in	wan-	und
her	mag	ßes	ste-	bis	bän-	die	doch
gro-	be-	nicht	der	ge-	hen	grund	der

Kartenspiele.

(Redigirt von A. Hertefeld.)

Aufgabe Nro. 40.

Skat.

Schnitt von vorn.

Im Skat liegen:

Der Spieler, welcher in der Mittelhand sitzt, sagt Treff-Solo an und verliert sein Spiel durch einen Schnitt von vorn.

Spiel-Briefwechsel.

Jaroslasch-, Jarolasch-, Jerolasch-Whist. Ein freundlicher Einsender schreibt uns: Jaroslasch-Whist heißt richtig „Guerre aux lâches-Whist", weil in diesem Spiel bei richtiger Kombination Derjenige, welcher die meiste Courage hat, in der Regel gewinnt. Derselbe wundert sich, daß wir diese Spielart (soll wohl heißen: diese Bezeichnung) nicht kennen, und meint, ein Spiel-Redakteur müßte Alles wissen. Der Herr wird gleich sehen, daß dieß nicht so leicht ist. Ein anderer Einsender schreibt uns nämlich: „Jarolasch (nicht Jaroslasch) stammt von einem russischen Wort und ist ‚Grand'."

Hr. Dr. O. Sch. aus Moskau schreibt: „Jerolasch (nicht Jaroslasch) wird hier viel gespielt, besonders J. mit der Schraube, doch sind die Regeln sehr komplizirt." — Ein anderer Abonnent aus Moskau schreibt: „Jerolasch soll tatarischen Ursprungs sein und so viel wie Mischmasch bezeichnen. Es ist eine Art Grand, in dem die Paraden sehr hoch bezahlt werden." — Die Ableitung von Guerre aux lâches scheint uns hiernach die richtige. Wie ersichtlich, sind aber unter dieser Bezeichnung in verschiedenen Gegenden ganz verschiedene Spielarten begriffen. Jerolasch mit der Schraube ist uns wohl bekannt und beruht auf einer Lizitation nach Farben und Stichen. — Der Appell an die Leser scheint uns in solchen Fällen der allein richtige. Die Allwissenheit stolpert manchmal.

Hrn. Erpelt in Straßburg i. E. Skatkästchen erhalten Sie nach Wunsch bei G. Liepe & Comp., Berlin, Grünstr. 22, oder H. Jacobi, Wien IV., Kettenbrückeng. 18.

C. H. in S. Die Berechnung ist verschieden. Entweder multipliziren Sie (bei 4 Matadoren) mit 9 oder, wie es auch üblich ist, mit dem Doppelten (Achtfachen des Spieles und doppelten Matadoren), also bei 4 Matadoren mit 16. Der angesagte Schneider würde nach Ihrer Berechnung mit Schwarz unangesagt gleichviel gelten, was nicht richtig sein kann. Schwarz (unangesagt) mit angesagtem Schneider muß höher zählen, als der angesagte Schneider. Der angesagte Schwarz involvirt den angesagten Schneider, daher multipliziren Sie nach Ihrer Berechnung mit 5 + den Matadoren, also hier mit 9.

H. St. Wir werden mit Patiencen fortfahren.

Th. German in Stuttgart. Das Ueberstechen mit dem grünen Jungen liegt nicht in der Berechnung. Der Spieler wird aber, um den letzten Jungen herauszubringen, nicht klein spielen, weil er dann sicher etwas gewimmelt bekommt. Er wird die zwei Points riskiren und einen Jungen spielen, um den dritten Spieler an eine Maske glauben zu lassen.

Richtige Lösungen: Aug. Hitschfeld in Frankfurt a. M. G. Klöbisch Cognac. Otto Rieber. Skatgesellschaft in Haiger. W. K. in Stettin. Abonn. in Dorum. Rich. Rothe in Bunzlau. v. D. in Harburg.

Arithmogriph.

1) Auf hohen Fels bin ich gebaut,
Von Sturm und Alter schon ergraut.

2) Die schönsten Tempel sieht man dort,
An jenem fernen, fremden Ort.

3) Dieß Wörtchen nennet einen Fluß,
Den man in Holland suchen muß.

4) So heißt ein Fürst im deutschen Land,
Den Abonnenten wohl bekannt.

5) In Frankreich liegt die alte Stadt,
Die dieß berühmt' Getränke hat.

6) Ein Feldherr war's in alter Zeit,
Von Frauenhand dem Tod geweiht.

7) Wer ist die Maid, die wunderbare,
Mit gold'nem Kamm und gold'nem Haare?

8) Dieß Wort, wenn Liebchen zu mir spricht,
Vor Gram und Leid mein Herze bricht!

9) Wer Bildung hat, darf dieß nicht sein,
Denn wer es ist, ist niemals fein.

Die Anfangsbuchstaben dieser neun zu errathenden Worte bilden, von oben nach unten gelesen und ebenso die Endbuchstaben von unten nach oben, den Familiennamen eines bekannten deutschen Malers, dessen liebliche, anmuthsvolle Kompositionen schon mehrfach in „Ueber Land und Meer" Wiedergabe fanden und Herz und Auge sinniger Beschauer erfreuten.

Auflösung des Räthsels in Nro. 41:

Anstand.

Auflösung des Zifferräthsels in Nro. 41:

Kana
Atlas
Juni
Roermonde
Ofen.
Kairo — Asien.
2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14.
a. n. t. l. s. i. u. r. o. e. m. d. f.

Bilderräthsel 43.

Auflösung des Bilderräthsels 41:

Ausweichen kannst du Elephanten, wehren
Dem schnellen Eber und dem Sprung des Bären,
Dem wilden Rosse, tollen Stier;
Doch nimmer der Verleumdung Klapperschlange,
Der Rachsucht schlau verstecktem Tigerfange,
Des Trugs Hyäne und des Grolls Vampyr.

Arthur v. Nordstern.

Briefmappe.

Kleine Grasmücke. Wenden Sie sich an Dr. Krause in Köthen, den Herausgeber der Chemikerzeitung, wegen der Farbenauftragung. Ein Motto zu dem speziellen Zwecke wird es kaum geben. Eine von den Damen, die den Herrn kennt, wird ihn den anderen vorstellen.

Langjähr. pfälz. Abonnentin. Die Sache ist einfach. Die Mutter des Sohnes wird niemals den großen Einfluß gewinnen, wie die Mutter der Tochter, oder sich solchen anmaßen. Doch wir wollen sehen.

Abonnent in Laurahütte. Wenn Sie sofort bestellen, können Sie die beiden broschirten Jahrgänge 1874 und 1875 der „Illustr. Welt“ noch zum ermäßigten Preis von zusammen 5 Mark bekommen.

Frau v. H. auf Schloß L. Wenn Sie für Ihre jungen Töchter französische Lektüre neueren Datums wollen, die Sie denselben ohne Bedenken in die Hand geben können, so sei Ihnen die Bibliothèque des mères de famille, welche bei Didot in Paris erscheint, ebenso die Bibliothèque française (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) empfohlen.

Elschen aus Bern. Richtig. Sie sollten so wenig vom Hofmachen verstehen: wer das sagt, hat sich meist schon ganz tüchtig den Hof machen lassen, nur noch nicht sein Herz verloren.

Irrlicht. Man kann allerdings den Charakter eines Menschen aus der Handschrift beurtheilen: wir haben davon schon die glänzendsten Proben gesehen; aber es ist eben, abgesehen von der Vergleichung vieler Handschriften, welche nothwendig, auch angeborene Gabe. Wir selbst sind nur Dilettant darin; wenden Sie sich an Eisenbahnoffizial Sittl in München.

Rathlose in L. Als Gesellschafterin, wenn Sie nicht pekuniär auf eigenen Füßen stehen können. Haben Sie nicht Talent für die Zeichenkunst? Als Musterzeichnerin böte sich da ein schöner Verdienst.

Abonn. G. in Stettin. Wegen der fraglichen Firmen wenden Sie sich am besten an die Leuchs'sche Buchhandlung in Nürnberg.

Abenteurer am Rhein. Die betreffenden Schriften kann Ihnen die Gracklauer'sche Buchhandlung in Leipzig nennen. Die Konsuln finden Sie im Gothaischen Hofkalender.

Hrn. H. Pf. in Z. Die naturgeschichtliche Mittheilung wird benützt werden. Ihre Adresse haben wir dankbar notirt.

Hrn. Leop. Fr. in B. P. Leider nicht verwendbar. Texte und Bilder für unsere humoristische Mappe werden gut honorirt.

Hrn. M. A. in S. Im Ihrem Falle können Sie sich nur durch einen Advokaten Recht verschaffen.

Hrn. L. M. R. Versuchen Sie es mal mit der Toussaint-Langenscheidt'schen Methode, wenn Ihnen die Bücher nicht genügten. Aber es ist das auch kein Nürnberger Trichter, sondern erheischt großen Fleiß. Die einzelnen Wochenhefte können Sie durch jede Buchhandlung beziehen.

Vormund. Der „Vorstand der Erziehungsanstalten“ in Kornthal (Württemberg) kann Ihnen in Ihrer Frage den gewünschten Rath ertheilen.

Hrn. A. v. St. in Paris. Wir müßten uns selbst bei einem Antiquar erkundigen und damit ist Ihnen nicht gedient. Suchen Sie durch Le Soudier dort einen Käufer im „Börsenblatt“.

Hrn. R. P. in H. In Askinson, die Parfümeriefabrikation, finden Sie Ihre Fragen beantwortet (Wien, Hartleben).

Frl. H. K. in St. Naphthalin und Insektenpulvertinktur sind bewährte Mittel gegen den Holzwurm. Wo er sich aber in Mühlen, Bäckereien 2c. mal eingenistet, ist er nicht mehr fortzubringen.

Hrn. C. W. in B. Nur durch Annonciren in großen musikalischen Zeitschriften wird Ihr Zweck zu erreichen sein.

Hrn. L. R. in K. Das Meyer'sche Konversationslexikon „mit seinen Supplementbänden“ wird Ihnen den gewünschten Dienst leisten.

Hrn. E. E. E. 82. Wir haben Ihre Zuschrift dem betreffenden Autor, der in Leipzig wohnt, zur Kenntniß gebracht. Derselbe läßt Ihnen für die ihm bekundete günstige Meinung seinen Dank aussprechen.

Frl. Anna v. Auer in München. Dieser Verstoß gegen die Regel hat sicher nichts zu bedeuten.

Hrn. X. Y. Z. Wir müßten uns direkt an Professor Billroth wenden. Es wird ihm mehr schmeicheln, wenn es von einer Damenhand geschieht.

Frl. Julie S. in C. Dr. Hermann Lingg wohnt in München.

Gotthardschwärmer in München. Wir haben Ihnen allerdings geantwortet. Der dortige Eisenbahnkassier muß Ihnen die Frage bezüglich der Preise beantworten. Das Uebrige finden Sie in Koch von Berneck's Führer auf der Gotthardbahn. Zürich, Schmidt.

Hrn. Ernst D. Ein direktes Billet 2. Kl. mit den Schnellzügen, welche von 9,5 Morgens bis 7,41 Abends brauchen. Retour- und Rundreisebillets finden Sie in Hendschel's „Telegraph“ verzeichnet, den sie von jedem Postamt um 2 ℳ beziehen können.

Hrn. Lorenz F. in San Franzisko. Meyer. 150 ℳ

Hrn. E. F. in K. Jänicke's Handbuch der Oelmalerei. Stuttg., Neff.

Hrn. C. v. M. Weingötter oder auch Säufer.

Hrn. Felix v. S. in J. Die Stelle in unserer Briefmappe paßt absolut nicht auf Sie.

Hrn. J. B. in C. Lassen Sie sich ein paar Nummern der „Englischen Sprachbriefe“ von Toussaint-Langenscheidt geben und versuchen Sie die Methode.

Fr. A. D. in St. Die Weise'sche Hofbuchhandlung und C. Vetter in der Friedrichsstraße in Stuttgart stellen solche Bilder aus. Für H. haben wir keine Verwendung.

Anglo-German in Hannover. Fett- und Oelflecke durch Auflegen von Benzinmagnesia. Alabaster reibt man sorgfältig mit Schachtelhalm ab und wäscht ihn dann mit einem Pulver aus Schlemmkreide und venetianischer Seife mittelst eines Wollentuches.

Hrn. Ph. L. Martin in Stuttgart. Rübezahl dankt Ihnen für die freundlichen Worte. Derselbe hat mit innerer Genugthuung Ihre Praxis der Naturgeschichte gelesen, und wenn seine Ansichten über die Bussarde auch mit den Ihrigen divergiren, so erkennt derselbe Ihre Motive an und weiß dieselben zu würdigen. Leider ist unser Revier in „Ueber Land und Meer“ zu klein, um die Ansichten auszutauschen. Wählen wir die „Neue deutsche Jagdzeitung“ als Kampfplatz.

M. 459 in Berlin. Lassen Sie sich von Ihrer Buchhandlung den Jahrgang 1876 von „Ueber Land und Meer“ besorgen, der zu dem bedeutend ermäßigten Preis von nur 4 ℳ abgegeben wird. Sie werden dort das Gewünschte finden.

Frau A. B. F. in W. Die Rentenanstalt und die Lebensversicherungs- und Ersparnißbank, beide in Stuttgart, sind in der gewünschten Richtung als sicher und gut eingerichtet zu empfehlen.

Hrn. G. H. in M. Die Anfrage hat so viele Konsequenzen nach sich gezogen, daß wir ihr keine weitere Folge geben können. Auch Hrn. A. W. in Meiß. gilt diese Antwort.

Jäger in W. (Schweiz). Oberförster Keller in Stalldorf bei Würzburg hat solche Dachshunde.

Hrn. W. J. in Berlin. Wenn die Postanstalt die innere Adresse genügend befindet, wohl nicht. Aber es kann ihr verdächtig erschienen sein, denn auf solche Weise könnte man auf dem offiziellsten Wege die staatsverrätherischsten Papiere verbreiten. Für das Aufschließen nichts.

Feldblume. Sie sind im Irrthum. Ihr Brief ist sicher beantwortet.

Fr. L.-R. in W. Daran wird die Menge des Vorraths schuldig gewesen sein.

Fr. E. S. in Kop. Illustrirte Romane willkommen.

Hrn. G. H. in Chicago. Eine Zeitlang wurde nicht sehr streng auf die Eichung gehalten, jetzt aber ist überall das Gegentheil der Fall.

Bücherfreundin in Luzern. Die drei letzten Jahrgänge unserer „Deutschen Romanbibliothek“ können Sie noch beziehen und kostet ein jeder broschirt ℳ 8., gebunden in zwei Bände ℳ 12.; jede dortige Buchhandlung wird Ihnen diese Jahrgänge ohne Portozuschlag liefern können.

G. F. in München. L. H. in Wroblick, Galizien. Warm empfunden, aber die Form steht nicht auf der Höhe des Inhalts.

A. K. in Königsberg. „Kinderglaube“ angenommen.

F. v. B. in K. Für diese Blätter eignen Ihre Gedichte sich nicht, und wir bezweifeln auch, daß sie in Buchform ihr Glück machen werden, da ihnen alle Ursprünglichkeit fehlt.

J. v. G. in Rußland. Noch zu mangelhaft in der Form.

W. Y. R. in Ungarn. Wir können Sie nicht ermuthigen, in Ihrem Reimgestammel fortzufahren.

H. H. in Berlin. Ihre neueren Gedichte eignen sich nicht für die „Dichterstimmen“.

Brwg 100. Hübsche Einzelheiten, aber Alles zu wortreich ausgedrückt, mit unnützen Wiederholungen.

E. G. K. in Görbersdorf. Mehr Schwulst als Poesie.

R. R. in Frankfurt a. M. Reime wie „Orten“ und „worden“, „seh'n“ und „schön“, sind in den „Dichterstimmen“ unzuläßig, wenn sie nicht durch größere poetische Schönheit des Inhalts aufgewogen werden, als in dem „Wiedersehen“ zu finden.

Volksschullehrer in Sch. Die Gedichte sind warm empfunden, aber nicht künstlerisch ausgestaltet.

E. J. in Petersburg. Die Gedichte sind gut gemeint, aber zur Veröffentlichung nicht geeignet.

F. W. H. Jersey City N. Von solchen Gedichten ist immer großer Vorrath.

G. F. in Berlin. Wir erhalten ähnliche Ergüsse zu viele, um Platz dafür finden zu können.

H. R. in Hannover. Zwei von den Gedichten werden erscheinen, die beiden anderen bedürfen sehr der Kürzung, um poetisch zu wirken.

Asmus. In den Gedichten steckt viel Gutes, dem aber noch der rechte poetische Ausdruck fehlt.

E. W. in Hamburg. Reimerei ist noch keine Poesie.

Fr. Gr. Schw. in Königsberg. Zwei von den Gedichten sind angenommen.

C. F. in A. In Ihrem „Traum der Gottheit“ zeigt sich das Streben nach einem hohen Ziel, aber den Gedanken fehlt noch die ebenbürtige poetische Hülle.

F. H. Puszta Kongo. Wiktoryn ist angenommen. In Betreff des Citats haben Sie das Richtige getroffen; die andere Lesart ist falsch.

Martella in London. Zwei von den Gedichten sind angenommen.

B. C. in D. Ihre Gedichte (besonders „Ahnung“ und „Hoffnung“) verrathen entschiedene Begabung, aber erscheinen zu schnell hingeworfen, denn es fehlt ihnen noch Knappheit des Ausdrucks und Reinheit der Form.

M. E. in Memel. Von Ihren Gedichten läßt sich nur sagen, daß sie besser ungeschrieben geblieben wären.

L. L. in O. Das Gedicht „Dämmerstündchen“ ist angenommen.

A. F. in München. Ihre Gedichte eignen sich nur für den Papierkorb.

C. P. in Hannover. Zu gewöhnliche Bilder, um das Höchste zu veranschaulichen.

E. v. Lippa in Berlin. Eins der Gedichte: „Mein Ahn“, angenommen.

K. S. in Prag. Nicht geeignet für die „Dichterstimmen“. Reime wie „lösen“ und „Wesen“ sind heute nicht mehr zuläßig.

G. D. in Belgrad. In den Gedichten ist viel Hübsches, aber die Form läßt zu wünschen übrig.

O. Z. in Hamburg. Das Gedicht hat seine Verdienste, ist aber für uns unverwendbar.

H. M. in Iserlohn. Für engere Freundeskreise ganz hübsch; für die „Dichterstimmen“ nicht geeignet.

F. B. in Freiburg. Wir können die hohe Meinung, die Sie von Ihren Versen zu haben scheinen, nicht theilen.

E. v. L. in Berlin. F. H. in Fulda. K. D. in Dresden. E. K. in Ronsdorf. A. T. in Erfurt. P. K. in Wien. K. E. R. v. Oe. F. Viktor in W. Die Gedichte waren nicht für dieses Blatt verwendbar.

Bertha X. in Dobberlin. Elschen aus Bern. Marie Goltermann in Hannover. Anna Mahlmann in Hannover. L. W. in Lüchow. G. Bücher in Castellanza. Agathe Kunzemann in Graz. Johann Heintz in Brünn. Emilie Pompe in Langenau. C. H. in Brül. Fr. J. L. in Nakel. R. Librowicz in X. G. Sch. in Antwerpen. Luise W. in Lüchow. Rochus Pumpernickel in Hamburg. Richard König in Dresden. Kunze in Riga. Franz Horak in Karthaus. Fr. Edler v. Metz in Wien. Richtige Lösungen.

Gesundheitspflege.

Hrn. M. L.., Palais Francavilla (Neapel). In dem bei Wilh. Knapp in Halle a. d. S. erschienenen Werkchen: „Die allgemeine Elektrisation des menschlichen Körpers zur ärztlichen Behandlung der Nervenschwäche (Nervosität und Neurasthenie), sowie verwandter Nervenleiden“, werden Sie alles Wissenswerthe über die bezügliche Elektrotechnik finden. Das Buch enthält die Schilderung der einschlägigen Methoden an der Hand von 35 vorzüglichen Textabbildungen. Spezielle elektrotherapeutische Zeitschriften gibt es nicht.

Hrn. C. E. in Philadelphia. Wenn einmal die große Erfindung in Amerika gemacht sein wird, daß man einen Patienten über den Ozean durch einen elektrischen Fernsehapparat per Kabel wird beobachten können, dann kann vielleicht auch Ihnen aus Europa ärztlicher Rath werden. Bis dahin aber müssen Sie sich schon mit den ärztlichen Kenntnissen der Amerikaner begnügen oder herüberkommen.

Hrn. J. Z. in N. Unter „Fixateurs“ zur Pflege der Haare versteht man die in Parfümeriehandlungen in verschiedenen Farben vorräthigen Stangenpomaden (Cosmetiques), welche als unschädliche Haarfärbemittel gebraucht werden können.

Frau Amalia v. S. zu B. Wir sind prinzipiell gegen jegliche Anwendung von Arzneien für Säuglinge. Ganz besonders schädlich aber wirken selbst die leichtesten Abführmittel auf die zarte Magen- und Darmschleimhaut des Kindes. Auch Zuckersäftchen, insbesondere der so beliebte Mannasyrup, verderben den Magen und geben Anlaß zu übermäßiger Säure- und Pilzbildung. Gegen Verstopfung der Säuglinge und damit einhergehende Leibschmerzen (Kolik) verordnen wir ausschließlich passende warme Umschläge und Einreibungen des Unterleibs, sowie lauwarme Einspritzungen von reinem, weichem, abgekochtem Wasser (ca. 26 bis 27° Reaumür). Man nehme hiezu eine gute Spritze von circa 150 bis 180 Kubikcentimeter Inhalt, welche mit einem weichen Darmröhrchen von Gummistoff versehen ist, damit den zarten Theilen des Kindes kein Schaden zugefügt werde.

Hrn. Jakob W. in Offenbach. Sie schelten Ihre Dienstboten, wenn die Speisen nicht „sehr heiß“ auf den Tisch kommen, und fragen, im Gegensatze zu den Ansichten eines Tischgenossen, ob das „Heißessen“ nicht etwa zuträglich sei? Allerdings nicht! Wärmer als blutwarm (28 bis 30° Reaumür oder 37° Celsius) soll eine Speise niemals genossen werden. „Heißessen“ verdirbt nicht nur den Magen, sondern wirkt auch durch Herbeiführung kongestiver Zustände störend auf den gesammten Blutkreislauf ein. Auch Ihre zweite Frage bezüglich der „Verdauungsschnäpse“ ist negativ zu beantworten und haben Sie auch hier Ihre Wette verloren. Alle sogenannten, den Appetit reizenden Schnäpse unterdrücken die natürliche Eßlust und reizen zum „Zuvielessen“ und zur Magenüberladung. Ebenso ist das viele Selters- und Sodawassertrinken unzuträglich, indem der Magen durch die sich entwickelnde Kohlensäure ausgedehnt und in seiner Verdauungsthätigkeit gehemmt wird; das beste Tischgetränk ist und bleibt immer reines frisches Quellwasser! **Dr. St.**

Redaktion: **Dr. Edmund Zoller** in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.



48. Band.
Vierundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1881—1882.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Die Jüngste.

Erzählung
von
Hans Wachenhusen.
(Fortsetzung.)

Moritz von Höfer empfing den Brief, als er eben seine Wohnung verlassen wollte, und öffnete ihn mit unsicheren Händen. — Seine Stirn faltete sich, als er las; er ließ den Brief sinken, las noch einmal und warf ihn unmuthig auf den Tisch.

„Das sieht einem Korb so ähnlich wie ein Ei dem andern! Und dennoch ... Sie gibt mir ein Rendezvous ... ‚Später werde ich ja vernünftiger sein ... in einigen Jahren!‘ ... Bei Gott, ich habe nicht begriffen, was mich, ihre Schönheit, ihre Anmuth abgerechnet, so unwiderstehlich an dieses Mädchen fesselt, was mich so nachsichtig machen konnte, daß ich selbst ihrer Koketterie mit diesem Rautendorf ohne Mißtrauen zusah! ... Es ist ein Wahnsinn von mir, mich gerade auf dieses Mädchen zu kapriziren, aber bei aller Einsicht meiner Schwäche, bin ich zu schwach gegen mein Herz! ...

„Ich will hören, was sie mir zu sagen hat! Sie



Auf der Pußta. Nach einem Gemälde von A. van der Venne.

kann nicht widerrufen, was sie mir noch vorgestern während der Festlichkeit, wenn auch schweigend, doch so verständlich andeutete, und schien es ihr später auch peinlich, sich verrathen zu haben, sie bestätigte es am Schluß des Abends ... Meine Seele ist so unzertrennlich von dem Gedanken an dieses Kind, von dem Bilde desselben geworden, daß ich ... bei Gott, ich wüßte nicht, was ich beginnen sollte ohne sie!"

Daniela hatte Recht, wenn auch sie die Liebe dieses Mannes zu einem so unreifen Mädchen wie Edith nicht begriff. Höfer, ein Mann von allerdings erst dreiundzwanzig Jahren, von stattlicher Figur, mit hellblondem Schnurrbart, dunkelblondem Haupthaar, das ihm so eigenthümlich zu den lebhaften braunen Augen stand, hatte einen gewissen Ernst in seinem Wesen, der die frühe Reife seines Charakters verrieth; Gutmüthigkeit und Biederkeit standen in seinen Zügen, in seiner Haltung lag etwas Bewußtes, Ritterliches, das für ihn einnahm.

Er hatte die militärische Carrière nach Ablegung des Examens zur Hochschule begonnen, mehr auf Wunsch eines Oheims, dessen Erbe er war, als aus eigenem Antrieb; da er sie aber einmal gewählt, hatte er sich hohe Ziele gesteckt, wie sie sein Fleiß, sein Wissen, seine Talente rechtfertigten. Edith mußte, als er erst vor Kurzem in die Residenz zum Kriegsministerium kommandirt worden, ihm in den Weg treten, und der so ernst strebende Mann ward der Spielball eines Schillebold, dessen Bild sich in alle seine Karten und Pläne mischte, wenn er im Ministerialbureau bei der wichtigsten Arbeit saß.

Er hatte eine wahre Freude an dem Umgang mit diesem frischen, lieblichen Geschöpf; das Herz ging ihm auf, wenn er es sah, wenn er Edith's Stimme hörte, in ihre lustigen, kecken Augen schaute. Er gewann auch einen gewissen Einfluß über sie. Die übermüthige Libelle selbst verrieth ihm, daß sie sich zu Zeiten bereitwillig unter den Bann füge, den er über sie übte; sie ward vertraulich, herzlich gegen ihn, gestand ihm Manches, was sie Anderen sicher verschwieg.

Dann wieder, ein andermal, bäumte sich ihr Uebermuth gegen das Joch, das sie wie unbewußt auf sich geladen; sie entwand sich demselben, um mit doppeltem Vergnügen der oberflächlichen Unterhaltung Rautendorf's zu horchen und gab sich mit kindlicher Ungebundenheit den Spielen und Belustigungen hin, in deren Arrangement er ein Meister war.

Höfer, in der Ueberzeugung, sie habe ihm eine gewisse Herzensautorität über sich eingeräumt, sah nichts Gefährliches in der immer vertraulicher werdenden Beziehung dieses Mannes zu ihr; es lag seinem Herzen fern, zu argwöhnen, daß sie sich in der einen Stunde mit so warmer Hingebung an seinen Arm hängen könne, um ihm Alles auszuplaudern, was in ihr vorging, und wenn er sie verlassen, mit fast gleicher Herzlichkeit oder Unbefangenheit dem jungen Roué entgegen zu springen und an seinen Scherzen Geschmack zu finden. Ja, überraschte er sie einmal mit ihm, so rechtfertigte er es durch den Jugenddrang ihres Temperaments und lachte mit ihnen.

An jenem Festabend ihrer Schwester, vorgestern, war ihm zum ersten Mal der Schatten eines Argwohns aufgestiegen, als Edith sich in ihrer Ausgelassenheit durch Rautendorf angesichts der Gesellschaft zu Unbesonnenheiten hatte hinreißen lassen, die seinen Unmuth herausforderten. Aber sie hatte seine unzufriedene Miene gesehen, hatte ihm im Stillen die Hand gedrückt, und dieses Zeichen wie eine Abbitte bei seinem Herzen betrachtend, hatte er verziehen, aber auch die Nothwendigkeit eingesehen, mit ihr zum Abschluß zu kommen.

Ohne Ahnung von Rautendorf's gleichem Entschluß schrieb er an den Vater, ihres eigenen Einverständnisses sicher und ... Edith antwortete in einer Weise, die ihm im ersten Moment das Blut stocken machte.

Indeß er glaubte zwischen den Zeilen in ihrem Herzen lesen zu müssen. Nur Eins machte ihn stutzig: warum wollte sie ihm auf der Promenade begegnen, warum verlangte sie nicht, ihn in ihres Vaters Hause zu sehen, in dem er doch aus und ein ging?

III.

Als die Sonne sich neigte, schritt Höfer, zerstreut, tief verstimmt, von schmerzender Ahnung halb getrieben, halb zurückgehalten, durch die Schloßanlagen der neuen Promenade zu.

Der Himmel bewölkte sich eben schnell, die rauhen Launen des Herbstes trieben ihr Spiel mit den nachsommerlichen frischen Blättern an den Bäumen und jagten das welke Laub durch das frische Grün über die sich schon gelb färbenden Rasenplätze; die wilde Rebe schillerte in allen Farben, die Promenaden, sonst um diese Zeit so belebt, verödeten bereits; nur die Gärtner fuhren mit den Rechen über das Wiesengrün und häuften das welke Blattwerk am Wege.

Vielleicht hatte Edith in dem Briefe nur ihrem Uebermuth die Zügel gelassen, oder war's ein Scherz, so erschien er ihm unzeitig.

Höfer hatte sich von Anfang kein Hehl daraus gemacht, daß es viel Liebe und viel Geduld kosten werde, dieses ausbündige Wesen in die ruhigen Bahnen der Ehe zu lenken, aber er selbst war von dem Holz, aus dem frühzeitig der Mann wächst; er besaß die Liebe und traute sich auch die Geduld zu. Er wollte mit ihr sprechen.

Rautendorf mußte es sein, den ihm eben noch im Schloßgarten der Zufall entgegenführte. Er hatte für diesen Mann nie das geringste Interesse in sich finden können, hatte ihm stets nur äußerliche Artigkeit gezeigt und ihn gemieden, wo es ohne merkbare Absicht geschehen konnte. Heute war er ihm ein Stein im Wege.

Baron Otto von Rautendorf war um einige Jahre älter als Höfer, aber von einem Naturell, das niemals wirklich alt werden läßt. Er war ein leidlich hübscher Mann von den glattesten Manieren, die freilich oft die studirte Pose verriethen; er war tonangebend geworden in der Mode, sein schwarzes, sich frühzeitig lichtendes Haar, sein spanisch geschnittener Backenbart, der zierliche Schnurrbart wurden täglich zweimal vom Friseur regulirt, seine glänzenden grüngelben Augen lächelten stets, obgleich sie kalt und ausdruckslos; es schien, als trete niemals irgend ein Verdruß an diesen elegant gebauten, in allen Kreisen gern gesehenen, als Arrangeur unentbehrlichen Mann, dem sein Vermögen gestattete, im Sportwerk die einzige des Mannes würdige Beschäftigung zu suchen und die Muße, die ihm dieses noch ließ, der Huldigung der Frauenwelt zu widmen.

Rautendorf hatte sich gewöhnt, nur mit dem verbindlichsten Lächeln zu sprechen; man sah ihn nicht anders als lächeln; man behauptete, er lächle sogar, wenn er Zahnschmerzen habe. Alles war an ihm Attitüde. Die ihn näher kannten, meinten freilich, sein ganzes, stets in Artigkeit, Huld und Zuvorkommenheit zerfließendes Wesen sei nur vor der Welt ein häßlicher Gallert, wenn er daheim und allein, sinne er stets, wie er seine Einnahmen mit den Kosten seines Kavalieraufwandes balancire; aber Rautendorf war ja nie allein, und wenn er es war, mußte er die knappe Zeit benutzen, um auf neue Ueberraschungen für die Gesellschaft zu sinnen, in denen er unerschöpflich.

Rautendorf war heute im elegantesten Promenadekostüm. Er liebte die grellen Farben in Kravaten und Handschuhen. Sein Gesicht war heute von der blühenden Farbe eines Pfirsich, denn er bevorzugte in der Schminke matt bräunlichen Ton.

Als er Höfer erblickte, streckte er diesem schon aus der Entfernung die Hand entgegen.

„Ein gepriesener Zufall, der mich Ihnen begegnen läßt, lieber Höfer!" rief er. „Denken Sie sich, ich bin verstimmt! Hat je Einer den Rautendorf verstimmt gesehen! ... Aber was bleibt mir übrig! Und schließlich darf ich es ja auch einmal sein! Sagen Sie selbst: darf ich es nicht?"

Höfer wollte ihm sagen, er möge seinetwegen sein was er wolle; er schwieg aber und Rautendorf hängte sich zu seinem Verdruß jetzt ihm an den Arm.

„Stellen Sie sich vor," sprach er weiter, mit der ockerfarbig bekleideten Hand das Stöckchen in der Luft schwenkend, „da schrieb mir heute Mittag unsere reizende kleine Edith ..."

Höfer's Arm sank herab; Rautendorf bemerkte die Absichtlichkeit dieser Bewegung nicht.

„Ich war ganz überrascht, ich versichere Sie, lieber Höfer! Es war ja vor einigen Tagen bei Waltersdorfs noch gar nicht die Rede von dem, was unsere unvergleichliche Edith mir schrieb, daß sie nämlich in den nächsten Tagen mit dem Vater und der Schwester nach Nizza gehe. Freilich tröstete sie mich, mit dem Hinzufügen, sie erwarte mich dort, wir würden uns da furchtbar amüsiren. Sie weiß nämlich, daß ich mich an dem Rennen dort betheilige; aber selbst nur einige Tage den Anblick dieses engelhaften Mädchens entbehren zu müssen ... Ah, auch Sie überrascht das ebenso unangenehm?" setzte er, Höfer fixirend, hinzu. „Von wessen Lippen soll denn unsere Edith in Zukunft auch den Honig der Weisheit fließen sehen, wenn sie Ihnen nicht mehr lauschen kann ..."

Rautendorf unterbrach sich plötzlich; er schaute in ein Antlitz von so feindlichem Ernst, daß er stutzte.

„Sie machen ja ein Gesicht wie eine lebendige Meduse, lieber Höfer!" rief er mit bittersüßem Lächeln. „Sollt' es etwa doch wahr sein, daß Edith es Ihnen angethan? ... Thäten mir leid! Hoffnungslos, lieber Freund! Ganz hoffnungslos, versichere Sie! Bin in aller Form eingeladen nach Nizza!"

Rautendorf schritt neben Höfer her, ohne zu bemerken, was weiter in dessen Antlitz vorging. Er sah nicht, wie des großen, kräftigen Mannes Schritte so unsicher und schwankend wurden, wie er die Zähne zusammenbiß und die Augen schließend sich vorwärts bewegte.

„Sie sind schlechter Laune, lieber Freund!" rief Rautendorf, nicht wissend, was er aus Höfer machen solle, ihm die Hand auf die Schulter legend.

„Wenigstens nicht in der Laune, mich von einem Gecken langweilen zu lassen!" stieß Höfer barsch heraus, ohne sich zu ihm hin zu richten. Er schritt davon und ließ den verblüfften Rautendorf hinter sich.

In wenigen Minuten stand er am Ausgang des Schloßgartens. Die neue Promenade, die in diesen mündete, lag vor ihm. Er wagte nicht, auf diese hinaus zu blicken, und hielt sich im Schatten der das Thor überragenden Akazien.

Sein Gehirn schwindelte, in seinen Schläfen hämmerte es; das Blut kochte in seinen Adern. Er empfand einen Schmerz in der Brust, der ihn zwang, die Hand auf das Gesims des Sandsteinpfostens zu legen.

Dort vor ihm mochte sie ihn eben erwarten; hinter ihm war Rautendorf, der ihm jedenfalls nicht zu folgen gewagt. Er versuchte unter dem Schutz der herabhängenden Zweige auf die Promenade hinaus zu schauen; aber seine Augen verschleierten sich; seine Hand zitterte auf dem kalten Gestein.

Dort in der Platanenallee, kaum fünfzig Schritte von ihm entfernt, gewahrte er jetzt eine jugendliche, graziöse Frauengestalt unter den Bäumen. Sie ging allein, entfernte sich langsam, hielt inne, schaute zurück...

Höfer legte die Hand über das Auge. Der Anblick that ihm weh. Dort ging sein Glück, sein Lebenstraum, sein Alles! Edith war's, die ihn dort erwartete, die nach ihm ausschaute, und er ... Ein Schmerzenslaut entrang sich seiner Brust; aber der erleichterte nicht das Gefühl einer namenlosen Pein, des schwer verletzten Herzens, des Stolzes, dem jener Mann vorhin eine unheilbare Wunde beigebracht.

Seine Hand löste sich zitternd von dem Stein, seine Gestalt richtete sich mühsam, wie gebrochen auf. Er wandte sich mit geblendetem Auge; kaum wissend, wohin er den Fuß setzte, verschwand er in dem Garten hinter dem dichten, den Weg an der Mauer entlang säumenden Fliedergebüsch ...

Dunkel war's bereits, als er seine Wohnung wieder erreichte. Er war durchnäßt, denn die Wolken, die sich bei seinem Ausgehen am Himmel gesammelt, hatten in feinem Sprühregen sich über die Erde geleert, und er hatte im Garten an der einsamsten Stelle gesessen, und ... geweint, der starke Mann, geweint über die trostloseste Verirrung seines Herzens.

Er war heimgekehrt mit dem festen Entschluß, Edith nicht mehr zu sehen. Die Stunde der Einsamkeit hatte ihm Zeit gegeben zu einem Rückblick, der ihn Manches in richtigerem Lichte hatte erkennen lassen.

Seinem Mannesstolz war es bisher unmöglich erschienen, daß Edith, ein Mädchen, das bei so manchen, die Unreife noch verrathenden kindlichen Neigungen doch stets den Takt gezeigt, der die Grundlage des Charakters, daß sie, die ihm mehr als Vertrauen, in unbewachten Momenten sogar eine herzliche Neigung an den Tag gelegt, die wie Himmelsthau seine Seele erquickt, — daß sie in dem Moment, wo er sie für das ganze Leben begehrte, einen Mann wie diesen berechtigte, zu ihm Worte zu sprechen, die ...

Er erinnerte sich jetzt erst der Beleidigung, mit der er Rautendorf von sich abgeschüttelt. Aber es war ihm eine Genugthuung, daß er sie ihm in's Gesicht geschleudert, und erschien's ihm auch wenig rühmlich, diesem Manne mit der Waffe entgegen zu treten, der Gedanke gab ihm doch eine Befriedigung.

Edith war für ihn verloren, selbst wenn Rautendorf nicht mehr im Wege. Er liebte sie deßhalb nicht minder; er war nachsichtig genug, zu erwägen, wie es diesem Manne gelungen, durch seine Unerschöpflichkeit im Anstiften von gesellschaftlichen Zerstreuungen, durch seinen Vorrath von Anekdoten und guten oder schlechten Scherzen, den er immer auszuschütten pflegte, ein Mäd-

chen oberflächlich zu fesseln, das, noch halb Kind, an solchen Dingen Gefallen fand, das erst auf den rechten Weg geleitet sein wollte und auf diesem Wege mit der Kindeshand lustig nach den Babiolen haschte, die an demselben wuchsen.

Aber er vergab nicht, daß dieser Mann es hatte wagen dürfen, sich zwischen ihn und ihr Herz zu drängen, ihm gegenüber den Vertrauten des letzteren zu spielen und ihn noch mit einem gewissen Mitleid trösten zu wollen ...

Höfer's Stirn glühte von Neuem, als er der Worte Rautendorf's gedachte; sie kühlte sich erst, als ihm der Besuch eines Mannes gemeldet wurde, den er als Intimus des Letzteren kannte. Er errieth den Zweck dieser Visite und empfing den Herrn mit eiserner Ruhe.

IV.

Am folgenden Nachmittag schon lief das Gerücht durch die Residenz, Herr Baron von Rautendorf habe sich auf der Jagd in der Nähe des Forsthauses durch Unvorsichtigkeit schwer verwundet; der Arzt sei schon hinaus gefahren.

Gleichzeitig lief ein anderes Gerücht, die Sache verhalte sich ganz anders: Lieutenant von Höfer habe mit ihm bei dem neulichen Hochzeitsfest im Waltersdorf'schen Hause eine Meinungsverschiedenheit gehabt, die heute auf der Wiese in der Nähe des Forsthauses zum Nachtheil Rautendorf's ausgetragen worden. Und da die letztere Version die interessantere war, entschied man sich für diese.

Höfer war um vier Uhr Nachmittags in seine Wohnung zurückgekehrt, ruhiger als er sie am Morgen verlassen. Er hatte abgeschlossen mit seinem Herzen. Einer seiner vertrautesten Kameraden, der ihn hinaus begleitet, hatte einige Worte über Rautendorf's Verhältniß zum Waltersdorf'schen Hause fallen lassen, die sein Benehmen gegen diesen Mann in den eigenen Augen rechtfertigten, und Rautendorf's Betragen auf dem Platze hatte hiezu auch das Seinige beigetragen.

Er gab zurückkehrend seinem Burschen die Instruktion, er sei für Niemanden zu Hause, setzte sich an den Tisch und schrieb mit fester Hand sein Abschiedsgesuch.

„Meines Oheims Wunsch hab' ich genügt, so weit ich konnte; es sollte nicht ferner sein; ich kehre zu meinen eigenen Lebensplänen zurück, die mir einen andern Weg zeigen! ... Des Königs Rock ist schön, aber drückend; mir ist leichter jetzt!“ sprach er, vor den Spiegel tretend. „Ich fühle auch die Luft um so viel leichter über mir, ich fühle die Arme freier, und Gedanken, die sich, seit ich den Helm trug, nicht in mein Gehirn wagten, durchkreuzen mir den Kopf. Mir ist, als hätt' ich den großen Ozean vor mir, der mir zuruft: stürze Dich in meine Arme, ich trage Dich!...“

Es war Abend geworden. Höfer saß und schrieb an den Oheim. Sein Bursche brachte ihm eine Karte. Es sei eine Dame draußen, die ihn durchaus zu sprechen verlange; sie lasse sich nicht abweisen.

Höfer nahm die in der Mitte durchschnittene Karte; sie trug nur den Namen Daniela.

„Um Gotteswillen, was kann sie, die Schwester!...“

Höfer hatte zu Daniela, seit er das Waltersdorf'sche Haus besuchte, in einem freundschaftlichen Verhältniß gestanden, das auf reiner beiderseitiger Sympathie beruhte. Sie hatte ihm von Anfang an ein vertrauliches Entgegenkommen gezeigt, das Erwiederung bei ihm fand, da sie in Miene und Ton nur das Bedürfniß nach geistigem Wiederklang legte.

So ward Daniela die schweigende Förderin und Beschützerin der Neigung, die sie in Höfer für die jüngste Schwester keimen gesehen, anfangs vielleicht nicht ohne Egoismus des eigenen Herzens, denn sie verehrte in ihm das Ideal, das sie sich vom Manne geschaffen, aber sie mit ihrem krankhaften Wesen mußte die Kraft der Entsagung besitzen; sie zeigte Höfer nur so viel, wie sie von ihm zurück zu fordern sich berechtigt glaubte, eine aufrichtige Freundschaft, die er ihr mit gleicher Aufrichtigkeit dankte.

Daniela war der Ueberzeugung, daß nur ein Mann mit Höfer's fertigem, unbestechlichem Charakter die leichte Edith glücklich machen könne, und hatte deßhalb nicht ohne Besorgniß zugesehen, wie Rautendorf durch hunderterlei geschickte Veranstaltungen das zerstreuungsbedürftige Herz des Mädchens zu umgarnen verstand.

Und Daniela war's auch, die heute einen Schritt wagte, zu dem sie nur das edelste Wohlmeinen getrieben haben konnte.

In hohem Grade erregt, eilte Höfer ihr entgegen. Er reichte ihr die Hand, zog sie in's Zimmer, und Daniela, den dichten Schleier vom Haupte lösend, zeigte ihm das vor Angst todesbleiche, von nervöser Spannung fast entstellte Antlitz.

„Höfer,“ zitterten ihre farblosen Lippen, „ich wagte eine That, ja eine That, die nur die Dunkelheit und Ihr ritterlicher Charakter zu schützen vermögen! Eine That, Höfer,“ wiederholte sie, krampfhaft seine Hand pressend. „Ich mußte zu Ihnen, mußte hören ... Was hat Edith gethan! Sie verweigert mir jede Auskunft ...“

Höfer hatte sie zu einem Sessel geführt; sie sank erschöpft auf denselben und faltete die Hände im Schooß.

„Sagen Sie mir, Höfer, was ist geschehen; was konnte dieß Rencontre mit Rautendorf herbeiführen, von dem die ganze Stadt spricht! Noch habe ich es dem Vater verheimlichen können, da er unwohl ist und sein Zimmer hütet! Edith soll Ihnen Abbitte thun, wenn sie Schuld ist ...“

Höfer suchte durch ein Lächeln sie zu beruhigen.

„Edith that nichts, wozu sie nicht berechtigt gewesen wäre,“ sagte er mit fast kalter Ruhe. „Sie korrigirte einen Irrthum meines Herzens ...“

„Edith liebt Sie!“ rief Daniela rasch. „Sie ist nur oft so kindisch noch ...“

Höfer lächelte.

„Es ist seltsam,“ sagte er, „daß ich mit meinen dreiundzwanzig Jahren mir schon zu alt für sie erscheine. Der Unterschied liegt aber nicht in den Jahren, sondern im Blut, im Temperament. Ich vermag hierüber nichts und habe nur ein Mißgeschick zu beklagen, das meinem armseligen Leben eine neue — Gott weiß, ob günstige — Wendung geben wird.“

Daniela suchte, wie er mit gebeugten Armen ihr gegenüber sitzend vor sich nieder schaute, in seinen Gesichtszügen zu lesen.

„Sie werden uns nicht aufgeben, nicht verlassen! Rautendorf soll fortab unser Haus nicht mehr betreten!“ rief sie mit Herzensangst. „Was heute geschehen, wird ja so bald vergessen sein! Wir Alle, und Edith namentlich, werden thun, was in unseren Kräften steht! ... Höfer, um Edith's, um meinetwillen, versprechen Sie mir! ... Sie wird in sich gehen; sie bereut in diesem Augenblick sicher schon, wenn sie Ihnen Unrecht gethan ... Sie hat sich eingeschlossen, will Niemanden zu sich lassen; es thut ihr sicher schon bitter leid, denn ich hörte sie weinen ...“

„Vielleicht um ihn, der mir gegenüber die Kühnheit haben durfte, sich zu ihrem Sprecher aufzuwerfen!“

Höfer lachte bitter vor sich hin.

„Nein, nein, Sie irren, ich kann es Ihnen schwören, Höfer! Und selbst wenn Sie ihr jetzt nicht zu verzeihen bereit sind, lassen Sie die Zeit ihre Wirkung üben, die Sie anders überzeugen wird, und vor Allem, lassen Sie es mich nicht entgelten ...“

Höfer sah, wie Daniela's Augen sich feuchteten, wie sie sich der Thräne schämte und an dem Schleier nestelte, um ihn über die Stirn zu ziehen. Er erhob sich, nahm ihre Hand und führte sie an seine Lippen.

„Ich bin Ihnen volle Offenheit schuldig,“ sagte er mit weicher Stimme. „Mag Edith wirklich ein wenig für mich fühlen — ich glaube zu diesem Gedanken berechtigt zu sein, denn ihr größter Vorzug ist, daß sie wahr — aber das genügt mir nicht. Und wollt' ich fort werben um ihr Herz, dem ja die Zeit Reife und Erkenntniß bringen muß, wäre ich so kühn, von derselben Alles zu hoffen ... was heute geschehen, hat meinem Dienstverhältniß ein Ende gemacht. Mein Abschiedsgesuch ist bereits eingereicht. Ich verlasse diese Stadt und versagen mir die Umstände, Ihrem verehrten Vater noch mein Lebewohl zu bringen, so bitte ich Sie, ihn zu versichern, daß mir seine und Ihre Freundschaft unvergeßlich bleiben wird.“

Höfer sprach das Letztere mit einer Sicherheit, einer Ruhe, die Daniela von der Fruchtlosigkeit fernerer Bitten überzeugte. Tief erschüttert, ihre Hand noch immer in der seinigen lassend, stand sie da.

„So kam ich umsonst!“ hauchte sie verzagt, das bleiche Antlitz senkend.

„Nicht umsonst!“ Er preßte ihre Hand. „Denn Sie bereiteten mir in meinem Schmerz die einzige Freude, wenigstens Ihnen mein Lebewohl zu sagen, Ihnen die Versicherung auszusprechen, daß Ihre Freundschaft“ — er fühlte ihre Hand in der seinen zucken — „mich ohne Groll von hier scheiden läßt ...“

Höfer fühlte, wie sie seine Hand so hülfsbedürftig umklammerte; er sah sie wanken und legte besorgt den Arm um ihren Nacken.

„So will ich gehen,“ hörte er ihre Stimme ersterbend. Aber ihre Kraft war geringer als ihr Wille; matt und hinfällig sank ihre Stirn an seine Brust; ein Zucken schüttelte die zarte Gestalt. Dann plötzlich raffte sie sich erschreckend auf; sie wandte das Antlitz ab. Höfer sah, wie zwei Thränen über ihre Wangen rannten.

Haltlos, verwirrt, wußte auch er nicht, was er that. Er empfand nur einen heftigen, konvulsivischen Druck auf seiner Hand ... im nächsten Moment stand er allein.

*

Am nächsten Morgen saß Edith in ihrem weißen Morgengewande, das Haar nachlässig im Nacken aufgeheftet, ein Buch im Schooß, das vergessen dalag, die Arme über der Brust gekreuzt und mit Abspannung in den Zügen vor sich hinstarrend, an Daniela's Bette.

Die arme Schwester war gestern Abend von einem Spaziergang heimgekehrt, über heftiges Herzklopfen und Schmerzen in Nerven und Muskeln klagend, hatte sofort ihr Lager gesucht und der Arzt hatte wieder einmal verordnen müssen, was er wiederholt schon bei früheren derartigen Anfällen verschrieben.

Das bleiche Antlitz mit der wachsartigen Haut abgewendet, die durchsichtig schimmernde feine Hand auf die Bettdecke gestreckt, fast regungslos lag Daniela da. Edith hatte in Momenten, die sie für geeignet gehalten, vergeblich Fragen an sie gerichtet. Daniela sprach nicht, ihre blassen Lippen, ihre Augen blieben geschlossen, nur zuweilen zuckte die Hand auf dem Bette.

Edith hatte gestern ihr Zimmer nicht verlassen. Erst die Nachricht, daß Daniela erkrankt, hatte sie vermocht, dasselbe zu öffnen, und so hatte sie die Nacht im Krankenzimmer gesessen, weil sie voraussah, daß sie doch keinen Schlummer finden werde.

Einer von Höfer's Kameraden war am gestrigen Abend bei dem Vater gewesen und hatte diesem den Vorfall beim Forsthause umständlich erzählt, auch hinzugefügt, daß Höfer bereits seinen Abschied begehrt. Die Zofe hatte das mit angehört und Edith umständlich davon berichtet. Der alte Herr von Waltersdorf wußte natürlich nichts von der Veranlassung zu diesem Duell — Edith errieth sie. Wie viel aber wußte die Schwester davon?

Die ganze Nacht ging Edith die Sache durch den Kopf ... Um ihretwillen! ... Rautendorf hatte von Höfer einen Degenstich in die Seite bekommen, der zwar nicht lebensgefährlich, aber doch auch nicht unbedeutend sein sollte, und Höfer hatte seinen Abschied verlangt.

Alles um ihretwillen! ... Aber wie war das gekommen und so schnell! ... Hatte sie nicht Beiden gleich artig ablehnend geschrieben, und was konnte sie also veranlassen, sich gegenseitig umbringen zu wollen?

Höfer — so hatte sein Kamerad dem Vater erzählt — wollte schon heute die Stadt verlassen. Konnte er nach ihrem Briefe noch kommen, um Abschied zu nehmen? ... Und warum nicht? Sie hatte ihn ja nur um Frist gebeten! ... Es that ihr weh, daß er ging; sie hatte keineswegs befürchtet, ihn durch ihr Schreiben ganz von sich zu weisen — das am wenigsten, denn es war ihr ein Bedürfniß, ihn zu sehen, oft zu sehen. Sie hatte ihn gern, das fühlte sie jetzt mehr als je; ihr Herz pochte heftig, wenn sie dachte, daß er ihr zürne. Sie hätte ihn wirklich und ganz ernstlich geliebt, wenn nicht Rautendorf, ein so unterhaltender Mann, der ihr alle ernsten und tiefen Gedanken verjagte, wie sie doch die Liebe bedingt, wenn er nicht Höfer so oft bei ihr zu verdrängen gewußt hätte.

Rautendorf hatte immer neue und so originelle Einfälle gehabt, er hatte nie von was Ernstem gesprochen, außer wenn er in seinem eigenen Herzensinteresse einmal sentimental geworden und versicherte, er liege in Gedanken stets zu ihren Füßen und bete sie an. Sie war wohl zuweilen auf ihn böse gewesen, wenn er es gewagt hatte, Höfer's soldatisches Wesen zu parodiren, aber sie hatte ihm immer wieder vergeben müssen, wenn er darnach wieder so lustig plauderte.

Und jetzt lag Rautendorf, gewiß unter großen Schmerzen, vielleicht in Todesgefahr, auf dem Lager, jetzt, da die Wettrennen bald beginnen sollten, bei denen er nie fehlen durfte! ... Um ihretwillen lag er da! ... Welch' eine Thorheit der Männer, sich gegenseitig mit dem Degen zu Leibe zu gehen!

Daniela weckte Edith aus ihren Gedanken durch eine Bewegung der Hand. Edith beugte sich zu ihr. Die Erstere mußte nicht gewußt haben, daß die Schwester dasitze.



1. Alt-Aussee von der Seeseite. — 2. Villa Hohenlohe. — 3. Schraml's Gasthaus am Grundlsee. — 4. Partie aus Alt-Aussee mit der Trisselwand. — 5. Blick auf Aussee. — 6. Die Trisselwand. — 7. Kurhausplatz in Aussee. — 8. K. k. Salzwerk in Alt-Aussee. — 9. Blick auf den Dachstein.

Ansichten von Aussee. Originalzeichnung von W. Gause.



Der Altar in der Kapelle der heil. Muttergottes zu Czenstochowo während der Messe. Originalzeichnung von Ralph Stein.

Die Kranke schien nach kurzem Schlummer sich besser zu befinden; sie schaute auf Edith mit einem langen, vorwurfsvollen Blick.

„Du hattest den Mann nicht verdient!“ sagte sie langsam, aber mit Betonung, und wandte sich wieder von ihr.

Edith erschrak unwillkürlich. Sie schwieg. Ihr Herz pochte.

Der Arzt kam, von dem Vater begleitet, der sich von dem Zustande seiner ältesten Tochter überzeugen wollte.

Daniela empfing den Doktor mit einem Lächeln; sie reichte ihm bereitwillig den Puls und nickte zustimmend, als er mit ihr zufrieden war.

„Wie geht es dem Herrn von Rautendorf?“ fragte der Vater, als der Arzt sich zum Gehen anschickte.

Edith schaute gespannt auf.

„Ich komme eben von ihm. Es ist kein edler Theil verletzt, obgleich der Patient schon so viel Humor wieder hatte, zu behaupten, er habe gemeint, es sei Alles an ihm edel!“

„Gott sei gelobt!“ hauchte Daniela, mit der weißen Hand über die Stirn streichend ... „Vater, ich freue mich wirklich auf unsere Reise. Laß uns bald aufbrechen! Diese Veränderung wird mir wohl thun!...“

(Fortsetzung folgt.)

Tabaksblätter.

Plauderei

von

Detlev von Geyern.

(Nachdruck verboten.)



Unsere Leser und namentlich unsere Leserinnen mögen nicht erschrecken in der Meinung, daß wir sie etwa von den Gründen für und gegen das Tabaksmonopol unterhalten wollten, das die ganze politische Welt in zwei Lager spaltete und so viel Sorge und Unruhe über die Geschäftswelt brachte; davon wollen wir kein Wort sagen und es den Publizisten und Parlamentsrednern überlassen, den großen Streit weiter auszufechten, ob wir künftig durch den Rauch unserer Cigarre die Privatindustrie befördern oder dem Staate die Mittel zur Steuererleichterung gewähren sollen. Da aber gerade jetzt der Tabak nicht nur in Wirklichkeit, sondern auch in übertragener Bedeutung fast in aller Leute Munde ist und so viel Rede und Widerrede hervorruft, so ist es auch wohl an der Zeit, sich einmal, ganz abgesehen von der politischen und volkswirthschaftlichen Bedeutung, welche ihm die neueste Wirthschaftspolitik gegeben hat, mit seiner Geschichte und seiner Stellung in der Kulturentwicklung der Völker ein wenig zu beschäftigen.

Kaum hat wohl jener Indianer, der in grauer Vorzeit die trockenen Blätter der aromatischen, großblättrigen Pflanze seiner Heimat zusammenrollte und anzündete, um durch das Aufsaugen und Umherblasen ihres Rauches die lästigen Insekten zu vertreiben, jemals geahnt, daß das Kraut einst über die ganze Welt hin Tausende von Arbeitern ernähren, Schiffe befrachten und reiche Handelsniederlassungen schaffen würde; denn die Eigenschaft des Tabakrauches, die wir ja heute noch kennen und die ihn im Freien selbst den empfindlichsten Damen erwünscht macht, die Eigenschaft nämlich, alle Insekten siegreich zu vertreiben, brachte die in der Stille der Urwälder wachsende Pflanze zuerst mit dem Menschengeschlecht in Berührung. Freilich wohl fanden die Urbewohner Amerikas bald an dem aromatischen Dampf selbst den eigentlichen Genuß, der heute zwei Dritttheilen der Menschheit fast unentbehrlich geworden ist, denn bei der Entdeckung von Amerika war dort das Tabakrauchen schon ganz allgemein im Gebrauch und die Europäer nahmen in den entdeckten und von ihnen in Besitz genommenen Gebieten schnell die Landessitte an. Die Spanier, die Engländer und die Portugiesen bauten und gebrauchten den Tabak in den von ihnen besetzten Ländern Nord- und Südamerikas.

Das Wort Tabak entstammt der alten Sprache von Haiti, von dort nahmen es die ersten Entdecker auf und es fand, von einer Kolonie zur andern übergehend, mit geringen Veränderungen seinen Platz in den verschiedenen Sprachen. Schon im Jahre 1558 wurde Tabaksamen nach Portugal gebracht und dort ausgesät, aber die Sitte des Rauchens fand damals noch keinen Eingang; man pulverisirte die aromatisch duftenden Blätter, benutzte sie als Riechmittel und füllte, auch zunächst als Arznei gegen die Einwirkung schädlicher Dünste und Krankheitsmiasmen, die Nasenlöcher mit dem Pulver an. Schnell verbreitete sich die Sitte des Schnupfens, bei welcher man lange Zeit hindurch immer noch medizinischen Rücksichten folgte, indem man annahm, daß der Tabak, in die Nase gezogen, das Gehirn von allen krankhaften Einflüssen befreie.

In Frankreich wurde der Tabak von Jean Nicot, dem französischen Gesandten am portugiesischen Hofe, im Jahre 1560 eingeführt und ihm zu Ehren wurde die Pflanze **Herba Nicotiana** genannt, welcher Name ihm in der botanischen Wissenschaft bis zu dieser Stunde geblieben ist. Das amerikanische Kraut hatte also ein ähnliches Schicksal, wie es der Welttheil hat, der es erzeugt, nämlich einen Namen zu tragen, der wenig mit seiner ersten Entdeckung zusammenhängt.

Schon in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts war das Tabakschnupfen fast in der ganzen civilisirten Welt verbreitet, Damen und Herren folgten gleichmäßig der neuen Mode, welche ein angenehmes Reizmittel bot und zugleich Schutz gegen alle Krankheitsansteckungen gewähren sollte; auch gab das Tabakschnupfen den Goldarbeitern, den Horndrehern und Holzschnitzern Gelegenheit zu einer ausgedehnten industriellen Verfertigung der Dosen, an welche man große Kunst und das reichste Material an Silber, Gold und edlen Steinen wendete — es gehörte zur Erziehung der vornehmen Welt, mit Eleganz und Anmuth die Dose zu handhaben und mit Würde und Ausdruck eine Prise zu nehmen. Die Damen und die jungen Elegants trugen ganz kleine Miniaturdöschen und tauchten die Spitzen ihrer Finger in den Tabak, um den duftenden Staub nur leicht unter der Nase vorbei zu werfen; die Staatsmänner, die hohen Würdenträger und die Prälaten führten größere Dosen von edlen Metallen und oft mit Steinen von unermeßlichem Werth besetzt, welche sie im ernsten Gespräch in ihren Händen blitzen ließen und aus denen sie dann bei kritischen Wendungen jene Prise nahmen, die man heute noch als eine Prise Contenance bezeichnet.

Alle diese größeren und kleineren Dosen waren mit außerordentlicher Kunst gearbeitet und die Malerei lieh dem Dienst des Tabaks ihren Pinsel, um die Dosen mit meisterhaften Miniaturporträts oder anderen Bildern zu schmücken; die Dose wurde fast ein Theil der Persönlichkeit, sie gehörte zum Hause und zur Familie, sie nahm ihren Platz in der Wissenschaft, ja sogar in der Weltgeschichte ein. Die großen Gelehrten des vorigen Jahrhunderts kann man sich nicht ohne die Dose in der Hand oder auf ihrem Arbeitstisch vor sich denken. — Emanuel Kant's Tabaksdose erinnern wir uns in Berlin in einer Konditorei gesehen zu haben, deren Besitzer mit einer Großnichte oder Urgroßnichte des Philosophen verheirathet war und die Reliquie zuweilen bevorzugten Gästen zeigte. Es war eine Dose von schwerem Silber mit schönen Reliefs, deren bedeutende Dimension bewies, daß der berühmte Kritiker der reinen Vernunft bei seinen unsterblichen Arbeiten manche kräftige Prise Tabak seinem rastlos thätigen Gehirn zugeführt haben muß.

Eine Dosensammlung, die wir einst bei einem Freunde alter Raritäten sahen, gab in der That ein treffendes Bild der Kulturzustände und der Kulturentwicklung im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert, man sah dort Meisterwerke der Goldschmiedekunst in allen Formen und Größen, und auch in den weniger vornehmen Tabaksbehältern von Elfenbein, Horn und Holz drückt sich oft in barocker und charakteristischer Weise der Geschmack der Zeit aus.

Mit Friedrich dem Großen hielt der Tabak und die Tabaksdose ihren Einzug in die Weltgeschichte. Der große König war ein leidenschaftlicher und unermüdlicher Schnupfer, und sein Beispiel scheint allerdings zu beweisen, daß der Tabak auf die Thätigkeit des Gehirns einen günstigen, anregenden und belebenden Einfluß übte. In seinen Wohnzimmern standen die gefüllten Dosen überall umher, er trug zuweilen sogar den Spaniol, um sich desselben leichter bedienen zu können, in der Westentasche, — man kann sich den Sieger von Mollwitz und Leuthen, den Verfasser des „Anti-Machiavel“, den Schöpfer des preußischen Landrechts kaum denken ohne die Tabaksdose und die tabakbestäubte Busenkrause. Der große Friedrich liebte es, als ein Zeichen seiner Gunst durch Belohnung für besondere Verdienste Tabaksdosen zu verschenken, zuweilen füllte er dieselben dann wohl auch mit Dukaten und Friedrichsd'or, um für den Beschenkten zu der Ehre und Auszeichnung noch einen materiellen Vortheil hinzuzufügen.

Die Dosen, welche der König verschenkte, waren auch in ihrer äußern Gestaltung in der That historische Ehrenzeichen, viele davon sind heute noch in den Familien ihrer Empfänger oder in Museen erhalten; meist sind sie von blauem Email, wie das Kreuz des schwarzen Adlerordens, die Dimension ist sehr groß, in der Mitte des Deckels zeigen sie dann entweder das Porträt des Königs, zuweilen, aber selten von Edelsteinen umgeben, oder den preußischen Adler mit Fahnen und Trophäen, auch in verschiedenen, ringsumher angebrachten Schildern die Namen und Data von Schlachttagen. Es sind das also gewissermaßen militärische Ehrendosen, welche wohl in damaliger Zeit noch mehr Bedeutung gehabt haben mögen, wie heute die zahlreichen Ordenskreuze dritter, vierter oder gar fünfter Klasse; in unseren Tagen freilich ist die Dose von dieser Ehrenstellung heruntergestiegen, auch heute verschenken die Fürsten wohl noch Dosen als Belohnung und Zeichen ihrer Gnade, aber doch meist nur an solche Personen, welche nach Rang und Stellung nicht zu einer Ordensverleihung geeignet sind und dabei mit dem materiell freilich werthvolleren Geschenk einer Tabaksdose abgefunden werden.

Friedrich der Große selbst, so einfach und prunklos er sonst in seinem ganzen Wesen war, trieb mit den Tabaksdosen, welche er persönlich benutzte, einen großen Luxus; sie waren alle von sehr kostbarer Arbeit, kunstvoll emaillirt, mit Mosaik und Email geschmückt und mit großen, äußerst werthvollen Edelsteinen besetzt. Der König sah es als einen der höchsten Verstöße der Etikette an, wenn Jemand es wagte, auch nur aus Unachtsamkeit, sich einer seiner Dosen zu bedienen, und jedesmal folgte einem solchen Verstoß eine Rüge, welche sich freilich je nach der Stellung des Betreffenden sehr verschieden gestaltete.

So hatte er einst in dem über seinem Schreibtisch hängenden Spiegel bemerkt, daß einer der dienstthuenden Pagen, dem er besonders gnädig gesinnt war, aus einer prachtvollen, auf einem Tisch des Nebenzimmers stehenden Dose eine Prise nahm. Der König liebte den Pagen und befahl ihm, die Dose zu bringen.

„Wie gefällt sie Dir?“ fragte er mit strengem Blick den ganz bestürzten jungen Menschen, der wohl ahnte, daß der König seinen Vorwitz bemerkt habe und einen strengen Verweis fürchtete.

„Ausgezeichnet gut, Majestät,“ stammelte er.

„Nun denn,“ sagte der König, „da sie für Zwei zu klein ist, so schenke ich sie Dir, aber unter der Bedingung, daß Du Dich damit begnügst und meine Dosen ruhig stehen läßt.“

Eine ähnliche milde und wohlwollende Rüge empfing der Großkanzler von Cocceji. Während eines Vortrags ging derselbe mit dem Könige auf und nieder. Friedrich blieb stehen und nahm eine Prise; der Großkanzler, im Eifer des Vortrags und ohne es selbst zu bemerken, tauchte ebenfalls seine Finger in den Tabak und führte ihn immer weiter sprechend zur Nase. Der König sagte kein Wort, aber nach einigen Augenblicken ließ er, wie durch zufällige Unvorsichtigkeit, den ganzen Tabak auf die Erde fallen, klingelte und befahl dem Kammerhusaren, ihm eine andere Dose zu bringen. Der Großkanzler erinnerte sich nun erschrocken des von ihm begangenen Verstoßes, es wäre indeß ein zweiter Verstoß gewesen, sich deßhalb zu entschuldigen, und so beendete er ruhig seinen Vortrag.

Am Abend desselben Tages wurde in seinem Hause ein Packet abgegeben, dessen Ueberbringer sich schnell wieder entfernte. Als Herr von Cocceji dasselbe öffnete, fand er darin eine kostbare mit spanischem Tabak gefüllte Dose, dazu ein Billet, auf welchem die Worte standen:

„Da man weiß, daß Herr von Cocceji ein Freund von gutem Spaniol ist, so erlaubt man sich, ihm diese Dose zu übersenden.“

Der französische Gesandte erfuhr eine derbere Zurechtweisung; auch er nahm, als der König bei einer Audienz schnupfte, aus dessen Dose eine Prise. Friedrich warf die Dose augenblicklich zum Fenster hinaus und entließ den Gesandten, ohne weiter ein Wort zu sprechen.

Auch bei der merkwürdigen Zusammenkunft Friedrich's des Großen mit dem Kaiser Joseph II. spielte der Tabak seine Rolle. Der König trug — eine nach heutigen preußisch-militärischen Begriffen unbegreifliche Ungeheuerlichkeit — eine weiße, silbergestickte Phantasieuniform, und auch die ihn begleitenden Adjutanten erschienen auf seinen Befehl in ähnlichen weißen Kostümen — eine Aufmerksamkeit für den Kaiser, um denselben nicht durch den Anblick der blauen preußischen Uniform an die frühere Feindschaft und den langen Krieg zu erinnern. Friedrich der Große schnupfte wie gewöhnlich stark und sagte scherzend zum Kaiser Joseph, als er seine weiße Uniform stark mit Tabak befleckt hatte:

„Eure Majestät sehen, daß ich nicht reinlich genug bin, um Ihre Farben zu tragen.“

Hatte nun so der Tabak in seiner pulverisirten Gestalt seinen Eingang in die elegante, gelehrte und politische Welt gefunden, so dauerte es doch noch sehr lange, bis er in seiner ursprünglichen Bestimmung als Rauchtabak allgemeine Verbreitung und Anerkennung fand. Zuerst rauchten nur die niederen Soldaten und Matrosen, welche, aus den Kolonieen zurückkehrend, diese Sitte dort angenommen hatten. In Deutschland soll nach Carpzov's Chronik zuerst im Jahre 1620 in Zittau, nach Anderen im Jahre 1631 zu Leisnig im Meißen'schen, durch schwedische Soldaten das Tabakrauchen aufgekommen sein; jedenfalls also sind die Sachsen die Ersten gewesen, welche in Deutschland Tabak geraucht haben. Ueberall aber wurde gegen das Rauchen von den Obrigkeiten und namentlich auch von der Geistlichkeit stark geeifert, weil man es für unziemlich und gottlos hielt, durch den Mund, der zum Athmen der reinen Luft bestimmt sei und den Ein- und Ausgang der Seele bilde, Dampf einzusaugen und auszustoßen.

Der Sultan Amurat IV. setzte in der Türkei Todesstrafe auf das Rauchen, in Rußland wurde es im Jahre 1634 bei Strafe des Abschneidens der Nase verboten, und im Jahre 1641 milderte der Zar Alexei dieß Gesetz dahin, daß Der, welcher zum ersten Mal Tabak rauche, die Knute erhalten und im Wiederholungsfalle mit aufgeschlitzten Nasenlöchern nach Sibirien geschickt werden solle. In der Schweiz war das Rauchen bei hoher Geldstrafe verboten. Es gibt eine alte Berner Polizeiordnung vom Jahre 1661, welche nach den zehn Geboten eingetheilt und in welcher jedes Vergehen unter eines dieser Gebote einregistrirt war. Merkwürdigerweise findet sich die Strafbestimmung gegen das Tabakrauchen unter der Rubrik des Gebots: Du sollst nicht ehebrechen — es müssen also wohl ganz besonders die Frauen dagegen geeifert und das Tabakrauchen als einen Grund der Ehescheidung geltend gemacht haben. Der König Jakob I. von England versuchte das Tabakrauchen durch außerordentlich hohe Steuern zu bekämpfen, und als dessenungeachtet der Gebrauch sich weiter verbreitete, schrieb er selbst ein Buch unter dem Titel: Miso-Kapnos, in welchem er das englische Volk von dem Gebrauch des giftigen und schädlichen Unkrauts abmahnt. Die medizinische Fakultät in Paris veröffentlichte eine Schrift, in welcher sie ebenfalls die Schädlichkeit und Gefährlichkeit des Tabakrauchens nachwies. In Ungarn wurde das Tabakrauchen dem Adel bei fünfzig Gulden und den Bauern bei sechs Gulden Strafe verboten. In Konstantinopel wurde auch, nachdem die von dem Sultan Amurat verhängte Todesstrafe aufgehoben war, noch im achtzehnten Jahrhundert ein Türke mit einer durch die Nase gestoßenen Pfeife zum abschreckenden Beispiel durch die Straßen geführt. Der Papst Urban VII. verhängte den Bann über Jeden, der auf dem Wege zur Kirche Tabak rauchen würde, und der Papst Innocenz VII. wiederholte diesen Bannspruch.

(Schluß folgt.)

Auf der Pußta.

(Hiezu das Bild S. 877.)

Freiheit! Freiheit! Wenn sie irgendwo wohnt, so ist es auf den Pußten Ungarns. Wer ist da Herr? Endlos scheinen sie wie das Meer, nur der Himmel ist über ihnen.

Und das Thier ist da so frei wie der Mensch. Kein Stall hägt es ein, keine Fessel bindet es. Das Pferd galoppirt hin und her in fröhlichen Schaaren, es entflieht dem Menschen nicht, es sucht ihn, denn der Mensch ist dort eine Ergänzung, ein Theil des Pferdes, sein Kamerad, nicht sein Herr.

Freiheit! Freiheit der Pußta!... Wo ist die Oase? Auch die ist nicht fest in die Erde gerammt; ein fliegender Haufen von Heu und dürrem Geginster ist um leicht gefügte Stangen gehäuft; daß es ein Haus vorstellen soll, zeigt nur eine staubige Fensterscheibe an der Seite. Der Mensch kriegt seinen Rothwein, das Pferd seine Schürze voll Hafer. Auch die Herrin der Schenkhütte ist frei. Sie liebt Den, der kommt; wer ist ihr Herr? Freiheit! Freiheit der Pußta!...

Aber wehe, wenn diese Freiheit bedroht ist! Der Mensch verbindet sich dann mit dem Pferde, und das rasende Weib schließt sich ihm an, diese Freiheit zu vertheidigen. Man schreibt 1848. Kanonenschlünde brüllen, Säbel und Bajonnette zucken, Trommeln

und Trompeten klingen, junge Rekruten liegen neben alten, bärtigen Husaren aus Czongrad, der Feldkaplan kniet bei einem Honvedoffizier, zerhauene Pferde zucken rundum; am Ende des Schlachtfeldes steht ein Kruzifix, die glühenden Flammen beleuchten den Erlöser, die Wunden seines Körpers, sein gebrochenes, durchbohrtes Herz, das für diese Menschheit gelitten. Jetzt erfaßt das Feuer das Kruzifix und es bricht langsam zusammen. Freiheit! Freiheit der Pußta!

Still ist's wieder geworden auf der Pußta. Wieder jagt das fessellose Pferd um die Hütte aus dürrem Geginster, der Betyar holt sich im Vorbeisausen einen Schluck und einen Kuß; weit wie das Meer ist die Pußta, nur der Himmel ist über ihr. Freiheit! Freiheit der Pußta!

Die internationale Kunstausstellung in Wien.

Von

August Silberstein.

(Nachdruck verboten.)

II.

Es wäre beinahe zu wetten, daß der allergrößte Theil der Besucher, welche sich links von der Vorhalle in die Ausstellung wenden und somit Belgien betreten, sofort nach Gallait's „Pest von Tournai" forschen und fragen. Man will das Unglück doppelt groß sehen, in der grausigen riesigen Pest das ungeheure Loch derselben, das heißt jenes, welches beim Aufhängen hineingerieth und Lärm machte als ein wahres Höllenloch. Aber die Spuren desselben sind durch geschickte Hand rasch verschwunden. Das Bild des längst anerkannten Meisters hat durch seinen innern geistigen Gehalt, durch die förmliche Absicht, nicht schön, aber seltsam und ergreifend zu sein (im Gegensatz zu früherer Bildner- und Malweise), förmlich einen Vortritt unter den großangelegten Gemälden nicht nur Belgiens, sondern auch Frankreichs, die ja einerseits richtig räumlich und geistig angrenzen. Stoff und Behandlung werden dieß bei Bezeichnung später bestätigen. Und gewissermaßen versöhnlich in der Absicht, oder noch mehr durch die That, ist der sogleich nebenan sichtbare „Aufzug der Schulkinder in Brüssel", von Jan Verhas, dessen großes, einen Moment des Festzuges zur silbernen Hochzeit des Königspaares festhaltendes Bild, durch seine ganze Breite, unschuldvolle Kindergesichter auf unentwickelten Leibchen, aber niedlichen, trippelnden Füßchen zeigt. Der zufällige Stoff in virtuoser Behandlung ist trotzdem nicht verschönt, nicht ideal gehoben, förmlich photographisch-naturalistisch und an sich selbst unverwüstlich wirkend. Geschickte Malweise kann man von der darin bewährten belgischen Schule durchaus erwarten, und jener Wildpretgeschmack, der sonst an Frisches gewöhnten Gourmands auch an der artistischen Tafel in neuerer Zeit trotz seines Widerstehlichen zu munden begann und Schlechtes förderte, ist namentlich bei Stevens erkennbar, dessen unnütze Künstelei, grob und grell auf Glas zu malen und die grundirte Leinwand zum Tönen dahinter zu stellen, weder den Platz verdient noch verschönt. Ein Porträt von ihm bestätigt alles Unerwünschte. Und man sucht förmlich nach Reinem, Geklärtem, das man, trotz des starken Stylisirens in Lybaert's „Heiliger Elisabeth", ziemlich in W. Gert's „Teufelaustreibung" findet. Aus J. P. Verhaert's Trilogie kleiner Humoristika und Col's „Rasirtag" lacht uns gesunde Schalkhaftigkeit entgegen. Die Neigung, nicht schön bei einem selbst düsteren Stoff zu sein, zeigt sich uns wieder bei van der Ouderaa's „Gerichtliche Aussöhnung eines Mörders mit den betrübten Verwandten", das bei so guter Zeichnung durch gesundes Kolorit viel gewonnen hätte. Noblesse und Wahrheit zugleich lenken unsere Augen auf de Winne's Porträt König Leopold's, eine kostbare Leistung, und nach dieser und Stroobant's eklatant spiegelndem „Quai in Brügge" wenden wir uns, durch diese Leistungen um so schwerer zu befriedigen, zu französischen Bildern.

Es ist für den Augenblick ein imposanter Eindruck, den die Franzosen vermitteln. Großangelegtes. Taktlos haben sie die jüngste Kriegsepoche vermieden. Lebensgroße Figuren in so starker Anzahl wie nirgends. Das steigt förmlich aus den Wänden, wimmelt daran herum. «Patrie», das große Wort, deutet uns (von G. Bertrand) eine Reitergruppe, Dragoner auf Pferden, mit Fahne, eng aneinander, einen blutigen Verwundeten in Mitte, mehr Illustration einer Ballade als sonst etwas, und abermals in der „pikanten Sauce" eines nicht lebenswahren Kolorits. Dieser durchgehende Schaden der neueren Richtung, den sich zumeist halbe Talente und ganze Nichtskönner vielorts zu Nutzen machen, tritt in diesem Saale oft hervor. Und sogleich im allergrößten Gegenüber, in P. J. Baudry's „Apotheose des Gesetzes", das viel Gutes in pompös vorgetragenem Unzulänglichen, mehr Deklamation als Gehalt hat. Das Häßliche feiert sein Dasein mit Behäbigkeit und Behaglichkeit ganz in der Nähe bei dem eiterigen, faltigen, abgezehrten „Hiob" von Bonnat, der seltsamerweise eines der ausgezeichnetsten Porträts der Ausstellung mit seinem „Präsident Grévy" geliefert hat. Das Porträt ist überhaupt bei den Franzosen hoch beachtenswerth und Fantin-Latour's „Familienbild" wüßten wir kein gleiches an die Seite zu setzen. Dagegen scheint das Gemüth, die sinnige, vertiefte Anschauung des Lebens, ganz gewichen zu sein. Wir wüßten kein Genrebild, das zu Herzen geht, das hiezu durch einen auserlesenen Stoff den Versuch macht. Dagegen viel Blut, Unangenehmes, Farbenwiderliches mit Kunst vorgetragen. Die bedeutendsten Stücke werden das fast durch die Titel zeigen. „Eine Leiche im Hotel Dieu, beim Anatomen", von H. Gervex, „Verlesung der zur Hinrichtung bestimmten Girondisten" — auf einem Schiebkarren ein blutiger — von Flameng, „Ein Gemarterter" von Laugée Desiré — und wo der Titel sanfter lautet, wie etwa bei A. Ph. Roll's „Strike der Bergleute", ist so viel düster Stoffliches mit so viel düsteren Gestalten bei düsterem Wetter aufgewendet, daß man sich sehnt, dem ausgezeichneten Talent auf erquicklicherem Wege zu begegnen. Selbst Bastien-Lepage, welcher ein im Felde ruhendes Arbeiterpaar darstellt, thut dieß in so ausgezeichneter Weise häßlich, daß man nach den Räthseln solcher Verkehrtheit fragt. Laugée versöhnt uns noch einigermaßen durch zwei weibliche Kartoffel-Erntende. Aber eine völlige Quelle des Trostes ist Bouguereau's „Mutter des Trostes", auf deren Schooß eine Mutter ihr Leid ausweint. Zu Füßen liegt wohl die Kinderleiche, aber in edler Menschlichkeit, und der Thronenden Anblick kann milde, sänftigend wirken. Desselben edlen Malers „Geburt der Venus" zeigt den Menschenkörper in den alleranmuthigsten Formen und Farben, wenn auch die Köpfe nur zu sehr vom Pariser Pflaster geholt sind, das heute für den Idealismus gar zu hart scheint. Wenn E. Feyen's „Jahrmarkt in ländlicher Gegend" kostbar durch seine Wahrheit, so zeigt die Landschaft mit oder ohne Staffagen rings an den Wänden zumeist eine Unwahrheit, eine absichtliche Mache, welche nur von einem Markt der Kunsthändler, die ihre „Wildpretduft-Gourmands" kennen müssen, gefördert sein kann. Das „Modemuster" greift herüber nach Oesterreich.

Oesterreich — das Wort muß uns im Lande, das die Kunst aller Nationen zu Gaste geladen, respektvollst einigermaßen innehalten machen, und nicht ohne Zagen gehen wir daran, in großen, ganzen Zügen davon zu sprechen. Aber eine Reihe ausgezeichneter Stimmen hat sich in Journalen bereits derart vernehmen lassen, daß wir getroster sagen, was gerade jetzt zum Heile gesagt werden muß, daß interner Hader, Parteigetriebe eine ganze Reihe von Namen fehlen machte, die zu sehen und zu beurtheilen ein allgemeiner Anspruch vorhanden. Satiriker kehren hervor, daß Bescheidenheit der Gastgeber allseits wirkend wurde.

Thatsache ist, daß was Belgien, Frankreich, Spanien, Deutschland bieten, hier nicht vorhanden ist. Es fehlt die große historische Kunst ganz. Es mangelt die kirchliche Kunst, ebenso das seelische, allgemeine menschliche Genre, wie das Heimische, einst hier ruhmvoll gepflegt, zu welchem Oesterreichs Land und Leute doch gar so sehr Stoff bieten. Eine verhältnißmäßig große Anzahl von „Stillleben", welche die Franzosen besser „Todte Natur" nennen; das Porträt mehrfach, aber süperb bloß von Angeli und Makart vertreten, von denen der Erstere Manteuffel mit virtuosem, breitem Pinsel, dagegen eine Fürstin ebenso vorzüglich zart gemalt hat, während der Letztere seine „Sarah Bernhardt" bald dem Widerspruch entzog und sein eigenthümlich schönes, bereits bekanntes Bild der Baronin im Rokoko an die Stelle brachte. Canon wirkt mehr koloristisch interessant, als vom Schönheitsstandpunkte. Ueberhaupt „koloristisch" ist das Schlagwort in dieser Abtheilung, während das Ausschmücken eines Hauses doch erst in Frage kommen kann, wenn ein Bau vorhanden. Und bezüglich solch' festen Gefüges bringen wir eben in Erinnerung, was wir im ersten Artikel von Oesterreichern gemeldet, die sich zu anderen Gruppen geordnet, obzwar der beste Theil allerdings seine Schule anderswo gefunden. Im Hauptsaale an der Hauptstelle prangt Makart's nicht mehr neue „Kleopatra", und ihn nennen heißt eine Eigenartigkeit bezeichnen, die so mächtig dasteht, daß neben dieser und hinter ihr im Gefolge kein Platz ist. Sein Auge sieht eben wie er sieht; wer aber malend mit seinen Augen sehen will, sucht bloß nach einer imaginären Brille, die sich zudem auch keinem Beschauer aufsetzen läßt. Deßhalb so viele „koloristische Bestrebungen" ohne Gehalt, die selbst in die unwandelbare Natur seltsam hineinreichen, deßhalb so wenig geistig-stoffliche Vertiefung, dagegen aus der Technik wachsende Verflachung, sogar das Zulassen eines Bildes von dem immer sonderlichen Romako: „Tegetthoff auf dem Schiffe den Vorstoß gegen den Ré d'Italia bei Lissa kommandirend", das ein großer Theil der Beschauer jederzeit für einen Spaß halten wird. Respektables und an sich sogar vorzügliches Einzelnes soll unter allgemeinen Bemerkungen nicht leiden. Und so ist E. Berger's „Orientalischer Markt in Venedig" in Zeichnung und Farbe hervorzuheben. Virtuos voll bewährt ist Al. Schönn, der einen tunesischen Markt und römische Winzer gemalt, aber seit Jahren leider vom internationalen Pittoresken nicht mehr wie einst in's heimatliche Genre eingekehrt ist.

Das einzige Bild, das auf Historie Anspruch macht, ist L'Allemand's „Einreiten der Dampierre-Kürassiere 1619", ein vom Regiment bestelltes, mehr auf Uniformirung als Anderes berechnetes Bild. Friedländer hat sich mit seinen österreichischen Invaliden eine Spezialität geschaffen, die einst historisch werden wird und wofür er eine liebevolle Ausführung anwendet. Jul. Blaas' „Remonten" können sich neben O. v. Thoren's Pferdebildern sehen lassen und das will viel sagen, C. Bühlmayer vertritt noch in vorzüglichster Weise das Thierstück mit Landschaft, und Berres gedenkt geschickt der österreichischen Kavallerie. Die Schwanhilde-Leda von Felix ist sehr hübsch, aber nicht von der Höhe seiner früheren Frauengestalten. Darnaut, Haich, Brunner, Halauska sind noch gute Vertreter der wahren Natur, die auf gesuchte Farben und Effekte verzichten, Schäffer, Fischer, empfinden ein richtiges Maßhalten, das so Manchen rings sehr zu wünschen. Es ist seltsam, daß Hausleithner's gute „Künstlertruppe im Volksprater" förmlich da als Genre-Unikum vereinsamt. L. Mayer's „Dorfvertreter", die einen Madonnenmaler besuchen, sind seit Jahren gesehen und ragen wie ein historischer Rest einer untergegangenen österreichischen Künstlerschule hervor. Geschickt, aber nicht seelisch ist C. Probst. Und das beste Genrestück, klein und bedeutsam, eine „goldene Hochzeit", wenige Personen aus der Dorfkirche kommend, ist seltsamerweise von einem Trientiner, der sich in Florenz und Rom ausgebildet, aber wie der seit Langem in Paris lebende Thoren sich zu Oesterreich bekennt. Altmeister der Aquarellmalerei, unübertroffen in architektonischen Details und Zusammenstimmungen, bleibt Rudolf Alt nebst seinem Bruder Franz, während Al. Greil und Em. Stöckler mit feinen Genrestücken nur bedauern lassen, daß sie ihre trefflichen Darstellungen nicht in Größe und Vortrag zu der Weise erhöhen, die eben das Publikum als die vornehmste betrachten mag. Der Festzugcyklus wird noch von Fux aquarellistisch in angenehme Erinnerung gebracht.

Wir haben noch von Italien, Skandinavien, Spanien, von der Bildnerei und manchem Anderen zu sprechen und werden dieß wohl in einem dritten Artikel nachholen können.

Die Krisis in Aegypten.

Flucht aus Alexandrien und die Aegyptische Bank.

(Hiezu die Bilder S. 888 u. 889.)

Seit dem furchtbaren Gemetzel vom siebenten Juli gab es für die Europäer nichts mehr, was sie in Aegypten festhalten konnte, nicht der Besitz, nicht die lange Gewohnheit des Daseins, nicht die Bande der Verwandtschaft. Eine allgemeine Panik hatte die Menschen ergriffen, die nur auf ihre Flucht bedacht waren und, Alles im Stiche lassend, um die Boote zu erreichen sich in den Straßen drängten. Ein ununterbrochener Strom von Männern, Frauen und Kindern aller Nationalitäten wälzte sich nach der Marine, wo die Dampfer ihre Boote aussetzten, um die Flüchtlinge aufzunehmen. Ungeheure Preise mußten bezahlt werden, um auf eines der Zufluchtsschiffe gebracht zu werden, welche später die Unglücklichen an die von England gecharterten Dampfer zu bringen hatten, die sie einer neuen Heimat zuführen sollten. „Der Anblick, der sich mir am Zollhause bot, wird mir unvergeßlich sein," schreibt der Zeichner unseres Bildes. „Die Boote, mit alten Männern und Frauen, Kindern, Vogelkäfigen, Hunden, Katzen, Hausgeräthen über und über angefüllt, machten einen wahrhaft schmerzlichen Eindruck, den nur die wunderliche Zusammenstellung aller der beweglichen und lebendigen Habe, aller der Lieblinge durch ihre Komik etwas mildern konnte. Allen den Flüchtlingen schien jedoch eine schwere Last vom Herzen zu fallen, aller Blicke strahlten, sobald das Boot vom Lande gestoßen, wenn sie auch alle einer ungewissen Zukunft entgegengingen." — Ein zweites unserer ägyptischen Bilder zeigt die Rettungsschiffe im Hafen von Alexandrien, das dritte die Vermauerung der Aegyptischen Bank, eine Vorsicht, die sich als sehr nöthig erwiesen. Der Direktor derselben vertheidigte sich in den Mauern des Gebäudes mit seiner Frau heldenmüthig mehrere Tage lang gegen einen Haufen von 120 Eingeborenen. Dadurch wurden die Gelder der Bank gerettet, die jetzt sicher und unberührt in der Anglo-Aegyptischen Bank liegen.

Einsame Gedanken

von

Graf Emerich v. Stadion.

Die süßen Irrthümer unserer Phantasie richtig stellen wollen, hieße — den Schmetterling fragen, was Beständigkeit sei.

*

Der erste Mutterkuß ist die echte Taufe jedes Menschenkindes.

*

Nur Der ist stark, der gelitten hat. Vor der Gefahr gibt es keinen Helden.

*

Wie wenige Menschen verstehen und erfassen das Leben unseres Herzens: die Liebe, in seelischer Bedeutung! Wie Wenige wissen, daß Gott die unsichtbare Liebe ist, der verschleierte Traum des Glücks, jenseits der Welt! Diese Wenigen wissen aber auch, daß kein Schleier dicht und kein Erdenwinkel versteckt genug ist, um unsere Ideale — diese Märchentöchter der Poesie — zu verhüllen und zugleich vor jedem Gluthauch der Sinne zu schützen, der sie zwar irdisch aufleben, aber seelisch vernichten würde. Dem Leben unseres Herzens, in seelischer Bedeutung, entkeimen daher nur vier Blüten, vier Maililien: die Mutterliebe, die Kindesliebe, die Geschwister- und — die Poetenliebe.

Graf D. A. Tolstoi,

russischer Minister des Innern.

(Hiezu das Porträt S. 884.)

Der neuernannte russische Minister des Innern, Geheimerath Graf Dmitri Andrejewitsch Tolstoi, ist im Jahr 1823 geboren. Er erhielt seine wissenschaftliche Ausbildung im kaiserlichen Lyceum von Zarskoje Selo. Nachdem er in demselben seine Studien vollendet und mit dem Ehrenpreise der goldenen Medaille entlassen worden, trat er 1843 mit der neunten Rangklasse in den Staatsdienst, und zwar in die Kanzlei der Kaiserin. Im Mai 1847 ward er auf sein Gesuch seines Dienstes enthoben und noch im selben Jahre zum Beamten für besondere Aufträge sechster Klasse für das Departement der geistlichen Sachen fremder Konfessionen im Ministerium des Innern ernannt. 1847 wurde der Graf vom Minister des Innern mit wichtigen Aufträgen nach den Gouvernements von Moskau und Tula entsandt. 1848 erhielt er die Aufgabe, eine Geschichte der fremdländischen Konfessionen in Rußland zu schreiben, nachdem er schon für seine „Geschichte der Finanzeinrichtungen bis zum Ableben Katharina's II." ausgezeichnet worden.

1849 erhielt er den Befehl, die Gouvernements Livland, Kurland, Kowno, Wilno, Minsk, Grodno, Wolynsk, Kamenez-Podolsk, Kiew, Witepsk, Mohilew und Pskow zu bereisen.

1851 verwaltete er die zweite Abtheilung des Departements und wurde am 1. November desselben Jahres zum Vizedirektor des Departements der geistlichen Sachen fremder Konfessionen ernannt. Im Dezember 1852 wurde der Graf zum Staatsrath befördert, mit gleichzeitiger Ernennung zum Direktor der Kanzlei des Seeministeriums zum Mitglied des Komites ernannt, welches mit der Aufstellung einer wirthschaftlichen Ordnung für das Seeministerium betraut worden. Um dieselbe Zeit vollzog er im Auftrage des Großfürsten General-Admirals eine Revision des Inspektorendepartements im Seeministerium.

Auf seine Anregung wurden mehrere junge russische Schriftsteller auf Reisen geschickt, um für den „Morskoi Sbornik" (Journal des Ministeriums) ethnographische Studien über die am Ufer von Meer und Flüssen lebenden Einwohner verschiedener Länder zu sammeln, welche wichtige Resultate zu Tage förderten.

Zum wirklichen Staatsrath 1858 befördert, ward ihm der Titel eines Kammerherrn des Hofes Seiner Majestät verliehen; 1859 wurde er zu der Würde eines Hofmeisters am Großfürstlichen Hofe erhoben. In den Jahren 1858 und 1859 nahm er thätigen Antheil an der Redaktion der neuen Gesetze zur Verwaltung des Marinewesens. Im April 1860 wurde er durch den Großfürsten General-

Admiral nach Kronstadt gesandt, um die neue Hafeneinrichtung daselbst in's Leben zu rufen und alle Fragen und Streitigkeiten, welche über diesen Gegenstand entstehen sollten, unmittelbar am Orte selbst zu entscheiden. 1860 ward er zum Mitglied der Hauptverwaltung der Schulen im Ministerium der Volksaufklärung ernannt; 1861 zum Departementschef desselben Ministeriums, und zugleich ward er Hofmeister des Hofs und ihm befohlen, den Sitzungen des regierenden Senats beizuwohnen; zu gleicher Zeit ward er aller seiner Aemter und Verpflichtungen im Ministerium für Volksaufklärung enthoben.

Die Leipziger Universität verlieh ihm den Titel eines Doktors der Philosophie für seine 1863—64 in Paris herausgegebene Schrift: «Le Catholicisme Romain en Russie»; von seinem Souverän erhielt er die erste Klasse des Annaordens, das Amt eines Mitglieds der Lehrabtheilung im Rathe der Erziehungsgesellschaft für adelige Fräulein und der St. Petersburger Schulen, den Orden der heil. Katharina und Alexander's.

Am 14. April 1866 zum Minister der Volksaufklärung ernannt, ward er zugleich an die Verwaltung der Institute der Kaiserin Marie berufen. Neben zahlreichen Auszeichnungen durch gelehrte Gesellschaften erhielt er vom Kaiser den weißen Adler- und den Alexander-Newski-Orden, von auswärtigen Fürsten den Daniloorden, den Leopoldorden und den griechischen Erlöserorden. Er rückte in die Rangklasse der wirklichen Geheimeräthe vor.

1880 wurde er Allergnädigst seiner Verpflichtungen als Minister der Volksaufklärung und als Oberprokureur der heil. Synode enthoben. 1882 ward er zum Präsidenten der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften erwählt und am 30. Mai d. J. zum Minister des Innern ernannt, mit Belassung in den anderen Aemtern.

Aus dieser Uebersicht von Daten aus der dienstlichen Laufbahn des Grafen D. A. Tolstoi werden die Leser ersehen, daß der neue Minister des Innern ein Würdenträger ist, der sich seine staatsmännische Weisheit aus mannigfacher und langjähriger Erfahrung im Staatsdienste mühevoll erarbeitet hat.

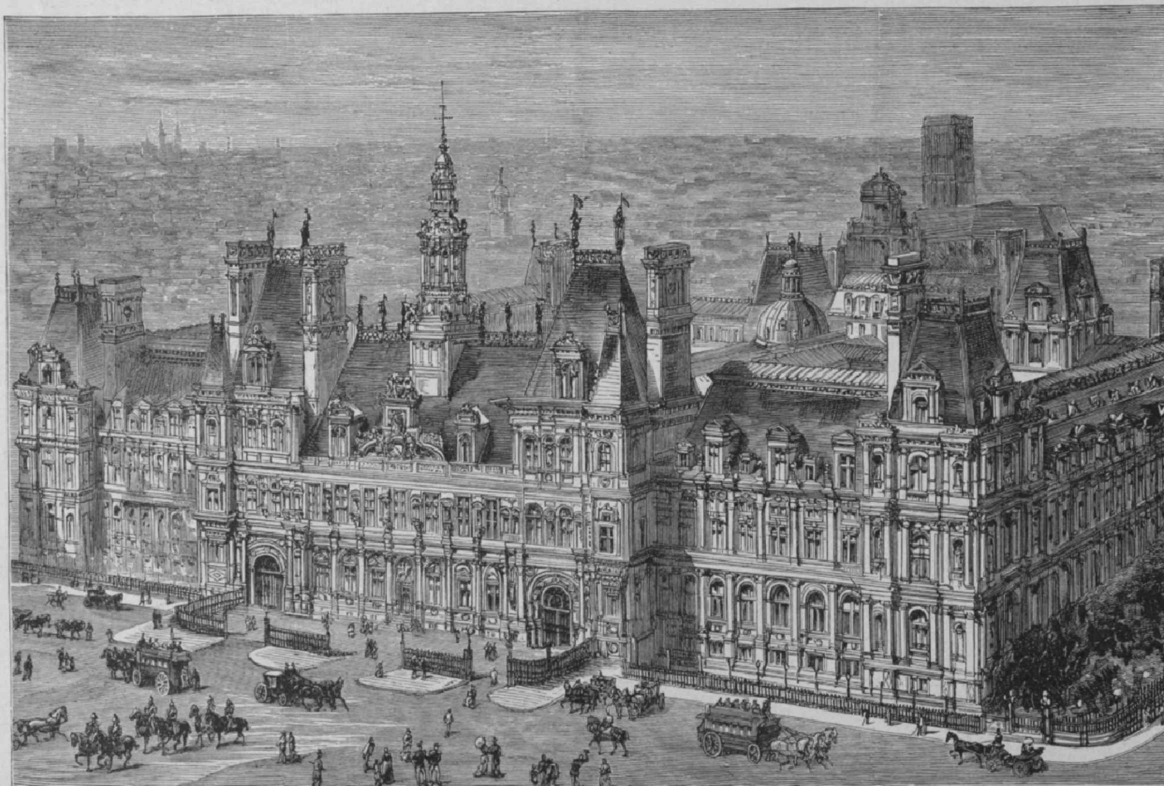
Nachdem er in einer Lehranstalt erster Klasse seine Erziehung genossen, kam der Graf schon in jungen Jahren mit der Verwaltung des Ministeriums des Innern in Berührung, wo er eine Zeitlang eine der wichtigsten Abtheilungen desselben zu leiten hatte. Des Grafen vierzehnjährige Verwaltung des Ministeriums der Volksaufklärung ist gekennzeichnet durch die Beglückung Rußlands mit einer segensreichen Schulreform: die Kräftigung des klassischen Unterrichts neben gleichzeitiger Gründung einer ganzen Reihe von Real-, Professional- und noch anderer Art mittlerer und niederer Schulanstalten. Der neue Minister des Innern ist auch ein wohlbekannter gelehrter Schriftsteller. Wir verdanken seiner Feder unter Anderem die klassische Untersuchung: „Der Katholizismus in Rußland". Seine Ernennung zum Präsidenten der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften wurde mit allgemeiner Zufriedenheit begrüßt. Ein Mann der Arbeit und der strengen Ordnung, fremd allem Streben nach feiler Popularität, ist der Graf D. A. Tolstoi ein unermüdlicher Arbeiter, begabt mit einer sehr werthvollen Eigenschaft, dem Verständniß, seine Arbeitskräfte recht zu verwenden. Alles ernste Streben und Arbeiten hat jederzeit bei ihm die verdiente Anerkennung gefunden. Mit Recht ist von einigen Zeitungen die Bemerkung gemacht worden, daß über das Programm des neuen Ministers des Innern gar nichts zu sagen und zu rathen sei. Sein bloßer Name ist ein Programm, das Programm der allgemeinen Friedensarbeit zur Sicherung von Ruhe und Ordnung.



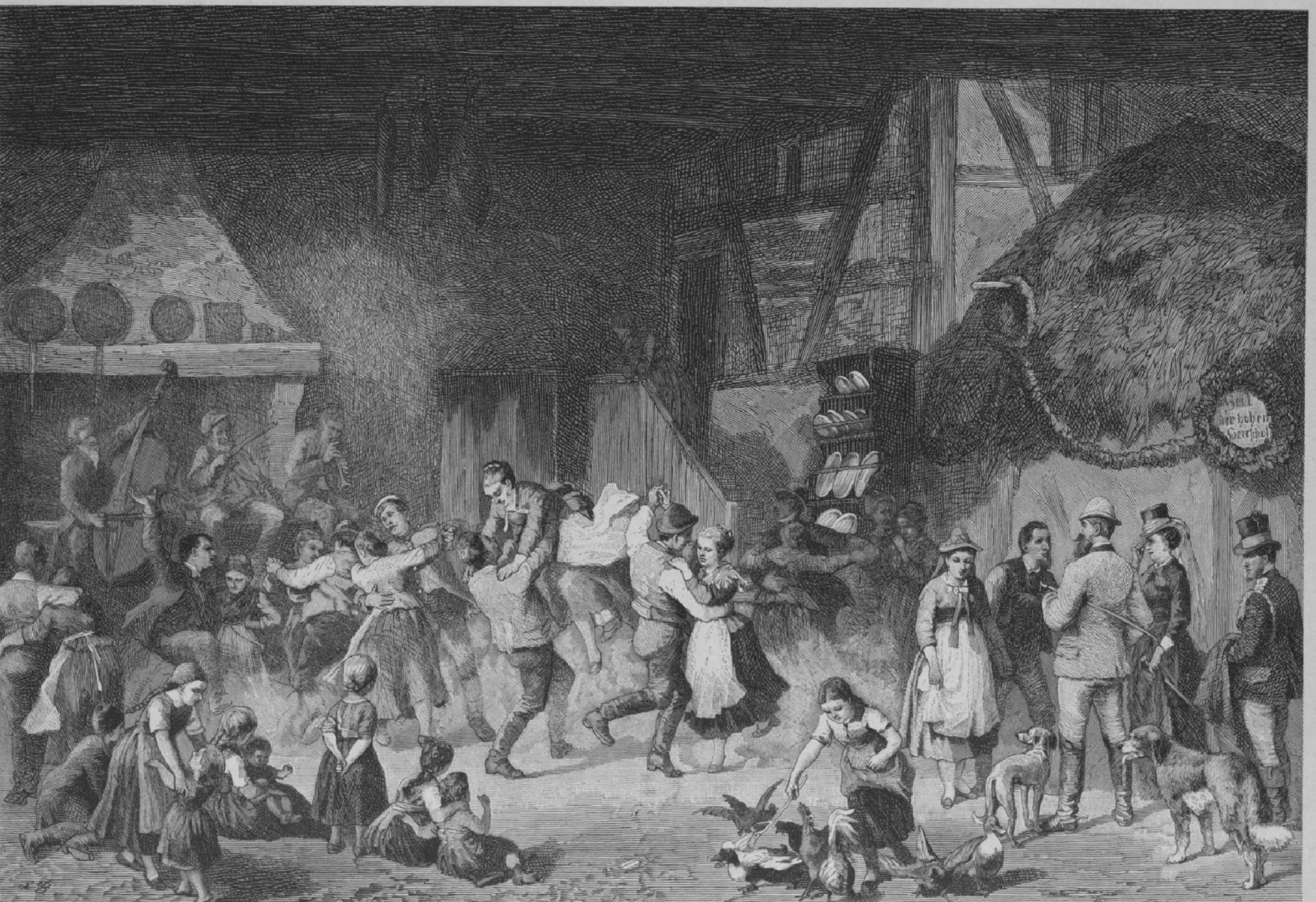
Graf D. A. Tolstoi, russischer Minister des Innern.

Das neue Stadthaus in Paris.

Paris feierte zugleich mit dem Geburtsfest der Revolution die Einweihung seines Stadthauses am 14. Juli. Die Belagerung im Jahre 1871 hatte das alte Stadthaus in Asche gelegt, aus der es verjüngt, wenn auch nicht in so reicher Schönheit wieder aufgestiegen. Im Wesentlichen, sagt Wittmann, ist das neue Haus ein Abbild des alten, gleich diesem ein Prachtbau in dem bekannten französischen Style, wie er einst von Franz I. aus Italien mitgebracht worden und unter heimischen Einflüssen sich weitergebildet hatte. Wir sehen wieder die prunkvolle, reich profilirte, einstöckige Fassade, mit der Doppelstirne nach dem Platze und nach dem Flusse hin; die stolzen Fenstergiebel und Kranzgesimse, die hohen Bogen der gewölbten Thorwege, die zweistöckigen Pavillons mit den steil anspringenden Dächern, und auch der Thurm in der Mitte ist nicht vergessen worden, der schlanke Campanile, dessen gewaltige Glocke einst so viel Sturm und so viel Freude läutete, drei Tage und drei Nächte lang nicht schwieg, wenn ein Dauphin auf die Welt gekommen; zur Revolutionszeit aber von Marat eigenhändig gezogen wurde, dann wieder in den Julitagen den Fall der Bourbonen verkündete und zuletzt, als sie kaum noch etwas Neues zu sagen hatte, den Einsturz alles Bestehenden mit ihren fürchterlichen Tönen begleitete. Die Uhr des erwähnten Thurmes ist von allegorischen weiblichen Figuren umgeben. Auf den Dachfirsten sieht man je vier vergoldete Ritter, zur Erinnerung daran, daß die Pariser Bürger das königliche Privilegium hatten, zu Pferde in ritterlicher Ausstattung zu erscheinen. In den Nischen der Fassade stehen die Gestalten berühmter Pariser, an denen bekanntlich kein Mangel ist. Vor dem Rathhause erheben sich zwei monumentale Brunnen, deren jeder mit einer Statue der Republik gekrönt wird. Die Kosten sind auf 25 Millionen Franken veranschlagt, von denen 19 Millionen bereits ausgegeben sind. Bleiben noch 6 Millionen, mit denen man für die innere Ausstattung, die vermuthlich erst in einem Jahre fertig werden kann, knapp auslangen dürfte.



Das neue Stadthaus in Paris.



Erntefest in der Tenne eines mecklenburgischen Bauernwirthshauses. Nach einem Gemälde von Professor Louis Braun.

Um den Halbmond.

Roman

von

Gregor Samarow.

(Fortsetzung.)

Zweiunddreißigstes Kapitel.

er lange vorbereitete Kampf hatte begonnen. Unmittelbar nach dem Fürsten von Serbien hatte auch der Fürst von Montenegro der Pforte den Krieg erklärt. Die Armee, das heißt alle waffenfähigen Männer des Landes waren mit wunderbarer Schnelligkeit und Präzision zusammengezogen, die einzelnen Truppentheile waren bewaffnet und unter ihre Führer gestellt; auch die Frauen hatten sich nach alter montenegrinischer Sitte bei dem Zusammentritt der Armee eingefunden, mit Maulthieren, kleinen Wagen, zum großen Theil aber auch nur mit großen, über den Rücken hängenden Tragekörben ausgerüstet. Sie folgten den Truppentheilen, um Lebensmittel und Munition fortzuführen, ja zuweilen kam es vor, daß sie bei Uebergängen über schwierige Gebirgspässe sich an der Fortschaffung der Artillerie betheiligten, indem sie einzelne Theile der auseinander genommenen Kanonen auf ihren Rücken über die Berghöhen trugen.

Der Fürst hatte dem alten Marco Petrovic das Kommando des Bataillons von Rjeka gegeben; Nikola Martinovic führte unter dem Alten eine Kompagnie, diese alte militärische Einheit der montenegrinischen Wehrverfassung. Die Frauen von Rjeka folgten dem Bataillon; unter ihnen befand sich Marica, denn trotz ihrer Jugend hatte der alte Marco darauf bestanden, daß sie sich, wie alle anderen Weiber, dem Dienste des Vaterlandes widmen soll. Marica zeigte sich, so schwer ihr Herz auch litt, als die echte Tochter der schwarzen Berge, welche im Augenblick der Gefahr und des Kampfes für das Vaterland jedes eigene Gefühl zurückdrängt und die ganze Kraft ihres Lebens der heiligen Sache hingibt. Sie führte den ganzen weiblichen Train, welcher dem Bataillon ihres Vaters folgte. Auf einem starken Maulthier ritt sie dem Zuge der Weiber voraus, in ihrem Gürtel steckte ein Handjar, um sich im Falle eines unvermutheten Ueberfalles vertheidigen oder sich selbst den Tod geben zu können, wenn kein anderer Ausweg mehr übrig bliebe, um der türkischen Sklaverei zu entgehen. Sie führte die Aufsicht über den Proviant, welcher den Frauen anvertraut war, sie ordnete das Kochgeschäft an, wenn die Truppe nach dem Marsche Halt machte, sie verwaltete das einfache Verbandzeug, das stets bereit sein mußte, um nach den Gefechten den Verwundeten Hülfe zu leisten, und sobald die Truppe nach den Tagesmärschen zu einer kurzen Nachtruhe sich anschickte, eilte sie allen Uebrigen nach dem Lagerplatze der Männer voraus, um für ihren Vater zu sorgen, ihm einen Trunk gewärmten Weines zu bieten und von einfachen Wollendecken ein Lager zu bereiten.

Auf ihrem Gesicht lag ergebene Ruhe, sie schien entschlossen, ruhig das Schicksal zu erwarten, das die Zukunft ihr bringen würde, und Alles, was sie selbst bewegte, der Pflicht gegen das Vaterland unterzuordnen, in deren Erfüllung sie, als die Tochter ihres Vaters, allen übrigen Frauen voranleuchten mußte.

Der alte Marco schien um zehn Jahre verjüngt, da es ihm noch vergönnt war, an dem Feldzuge theilzunehmen, der, wie Alle hofften, die endliche Entscheidung jahrhundertelanger Kämpfe bringen sollte. Meist schritt er zu Fuß seiner Schaar voran, er schien unermüdlich nur von dem einen Wunsche beseelt, so bald als möglich den Feind zu erreichen. Seiner Tochter gegenüber war er ruhig und ernst wie immer, doch leuchtete in seinen Blicken innige Zärtlichkeit und stolze Freude, wenn er sie Abends nach dem Marsche begrüßte und sah, wie sie treu und unverdrossen die Pflichten einer Tochter der schwarzen Berge erfüllte.

Nikola Martinovic war ernst und still, er lebte nur seiner militärischen Aufgabe und gab seiner Mannschaft bei allen Gelegenheiten das Beispiel freudiger und unermüdlicher Ueberwindung aller Mühen und Anstrengungen; nur ein Zug sanfter Schwermuth ließ sein sonst so stolzes, streng verschlossenes Gesicht weicher und milder als früher erscheinen und zeugte von den schmerzlichen Gefühlen, welche seine Brust bewegten. Er umgab Marica mit der zartesten Aufmerksamkeit; — aber niemals sprach er mit ihr ein Wort mehr, als es die Nothwendigkeit erforderte, und wenn sie zuweilen, gerührt über seine zarte Fürsorge, ihm mit feuchten Blicken innig und herzlich die Hand reichte, so erwiederte er fast ängstlich zurückweichend kaum den Druck derselben und eilte rasch davon, als ob er sich fürchte, daß unwillkürlich die Empfindungen über seine Lippen strömen möchten, welche er starr und fest zurückzudrängen entschlossen schien.

Wladimir war vom Fürsten in sein Hauptquartier berufen; er trug die kriegerische Tracht und die Waffen der Montenegriner ohne Uniformabzeichen, da er ohne besonderen Befehl nicht glaubte als russischer Offizier an dem Feldzuge theilnehmen zu dürfen, und alle Montenegriner behandelten den jungen Russen, der alle Strapazen wie der älteste und kriegstüchtigste Soldat ertrug, mit ehrerbietiger Auszeichnung, sie erblickten in seiner Anwesenheit bei ihrem Fürsten ein lebendiges Zeugniß für die Sympathie, welche das große russische Brudervolk ihrem heldenmüthigen Ringen für Freiheit und Selbstständigkeit entgegenbrachte.

Auch Wladimir war ernster und stiller als sonst. In schmerzlicher Wehmuth seufzte seine Seele dem schönen Traume seiner Liebe nach, der so schnell verflogen war und dem zu entsagen das Gebot der Ehre ihn unerbittlich zwang; aber trotz der Trauer, welche sein ganzes Leben erfüllte, fühlte sich sein jugendfrischer Sinn doch wunderbar angezogen von dem kriegerischen Leben inmitten dieser romantischen Bergklüfte und dieser todesmuthigen Krieger.

Zuweilen traf er, wenn die Marschwege der verschiedenen Truppentheile auf den Gebirgswegen sich kreuzten, mit Marco Petrovic und Nikola Martinovic zusammen. Der Alte begrüßte seinen Gastfreund dann jedesmal mit warmer Herzlichkeit, Nikola Martinovic drückte ihm schweigend die Hand und sah ihn mit traurigen Blicken an, in denen kein Vorwurf lag, die aber dennoch Wladimir schmerzlich in's Herz schnitten und in ihm die bittere Frage aufsteigen ließen, warum ihn das Schicksal ohne seine Schuld gerade dahin geführt habe, wo er diesem edlen Sohne des rauhen Berglandes sein schönstes Lebensglück hatte zerstören und zugleich selbst eine so tiefe, schmerzliche Herzenswunde davontragen müssen, von der er fühlte, daß sie niemals in seinem Leben ganz heilen würde.

Der Fürst von Montenegro war mit seiner Armee zunächst in die Herzegowina eingedrungen, um sich mit den dortigen Aufständischen zu vereinigen und die gegen Serbien stehende türkische Macht abzuleiten und zu theilen, und war bei Nevesinje zurückgedrängt worden. Mukhtar Pascha hatte dann der montenegrinischen Armee den Rückzug nach den schwarzen Bergen abschneiden sollen, war aber bei Urbitza gänzlich geschlagen und zersprengt worden und der Sieg durch die Gefangennehmung Osman Paschas um so glänzender.

Der Fürst war dann aber, da ihm von den Aufständischen und von den serbischen Truppen kein erfolgreiches Zusammenwirken entgegengebracht ward, von dem ursprünglichen Feldzugsplan abgewichen, durch Montenegro zurückgegangen und über die südöstliche Grenze in das türkische Gebiet eingefallen, hatte die Türken bei Spuz und Podgoritza zurückgeschlagen und dann mit seiner Armee die kleintürkische Festung Medun eingeschlossen. Das montenegrinische Lager befand sich am Fuße der Höhen von Gruda in der Ebene, welche sich zwischen den Flüssen Moradscha und Zjewna ausdehnt. Die Festung Medun, welche keine besonders starke Besatzung enthielt, aber durch ihre Lage an einer vorspringenden Höhe der Berge von Kutschi und durch ihre Nähe an der montenegrinischen Grenze Bedeutung hatte, ertrug schon einige Zeit die Belagerung, welche ihr jede Zufuhr von Lebensmitteln abschnitt.

Im Lager vor Medun hatte sich die montenegrinische Armee nach so vielen anstrengenden Märschen und Kämpfen eine verhältnißmäßige Ruhe und Erholung gegönnt. Die Lebensmittel waren reichlich in Folge der sicheren Verbindung mit den schwarzen Bergen vorhanden, und die Weiber sorgten in ruhiger Regelmäßigkeit für die Mahlzeiten der Soldaten. Der Dienst bestand wesentlich in der Aussendung von Patrouillen, welche das Terrain nach der Festung hin durchstreiften, da der Fürst einen Sturm wegen der Stärke des Platzes nicht versuchen wollte und die wenigen Batterieen seiner leichten Bergkanonen zu einer ernsthaften Beschießung nicht ausreichten.

Für Marica war ein Leinenzelt in dem Frauenlager aufgeschlagen. Sie sorgte nach wie vor für ihren Vater, aber sie kam seltener mit den Männern in Berührung und widmete sich hauptsächlich der Pflege der Verwundeten und Kranken, welche in dem hinter der montenegrinischen Aufstellung von Bretterwänden aufgeschlagenen Hospitale untergebracht waren.

Am Morgen des 21. Oktober war der Fürst Nikita wie gewöhnlich auf einen vor dem kleinen Orte Funaina gelegenen Hügel gekommen, um von dort nach der Festung hinüber zu blicken und mögliche Bewegungen, welche der Feind versuchen möchte, zu beobachten. Es war ein schöner, klarer Herbstmorgen; in bläulichen Umrissen erhoben sich rückwärts die schwarzen Berge, das helle Sonnenlicht beleuchtete die Ebene und das montenegrinische Lager.

Um den Fürsten waren seine Adjutanten und ein großer Theil der bedeutenderen Truppenführer versammelt. Man saß auf Feldstühlen oder auf dem Boden, trank aus Korbflaschen den rothen Wein aus dem Lande der Sonne und unterhielt sich heiter und hoffnungsvoll über den im Ganzen so glücklich verlaufenen Feldzug, denn nach der allgemeinen Berechnung konnte die Festung Medun kaum noch lange widerstehen.

Auch Marco Petrovic war in der Umgebung des Fürsten; der Alte war heiterer als man ihn jemals gesehen. Es war ein großes Stück Arbeit gethan, um die langersehnte Anerkennung der Unabhängigkeit des Vaterlandes zu erringen, und auch die Verhältnisse, welche ihn persönlich so nahe angingen und ihn so sorgenvoll bewegt hatten, schienen sich freundlich und glücklich lösen zu wollen. Nikola Martinovic hatte in allen Kämpfen des Sommers Wunder der Tapferkeit gethan und war mehrfach der Gegenstand hoher Auszeichnung von Seiten des Fürsten geworden; er hatte sein Leben, welches der alte Marco nur zögernd und mit geheimen Vorwürfen von der Blutrache für seinen erschlagenen Bruder freigegeben, heldenmüthig und rücksichtslos im Dienste des Vaterlandes eingesetzt — aber es schien, als ob die Kugeln und die Säbel der Türken machtlos von ihm abprallten, denn er hatte auch nicht die leichteste Wunde erhalten, obwohl er stets an der Spitze seiner Soldaten an die gefahrvollsten Orte des wogenden Kampfes gedrungen war. Der alte Marco erblickte darin ein Zeichen, daß die Rachegeister versöhnt seien und daß der Himmel der freundlichen Lösung der blutigen Familienfehde in dem Bunde der beiden jungen Leute seinen Segen geben wolle. Der Alte hatte seine ganze Frische und Lebhaftigkeit wiedergewonnen; er zeigte Nikola eine innige, väterliche Zuneigung und sprach in der letzten Zeit oft davon, daß Nikola's Hochzeit mit Marica unmittelbar stattfinden solle, sobald man nach der Einnahme von Medun in die Winterquartiere gerückt sein werde, und bemerkte es in seiner Freude nicht, daß Nikola bei jeder solchen Bemerkung traurig und schweigend das Haupt senkte, um dann schnell dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

Wladimir saß in stilles, wehmüthiges Sinnen verloren auf einem Stein, ein wenig seitwärts von der Gesellschaft des Fürsten; er blickte nach der Festung hinüber über das Lager der Montenegriner hin, und schmerzliche Empfindungen durchwogten seine Brust. Bald sollte dieser Feldzug enden und dann mußte er ja auch wieder, und wohl auf immer, dieses schöne, naturfrische und gastfreie Land verlassen, in welchem er den leuchtenden Stern seines Lebens gefunden hatte, um ihn so schnell wieder hinter düsteren Wolken verschwinden zu sehen. Finster und öde lag sein künftiges Leben vor ihm, fast schaudernd dachte er an Marpha, die ja doch unschuldig daran war, daß ein unglückliches Verhängniß sie mit ihm zusammengeführt hatte und die vielleicht ebenso entsetzt auch ihrerseits in die Zukunft blickte. Licht und lieblich schwebte Marica's Bild vor ihm, so sehr er sich auch angestrengt hatte, sie zu vergessen und Herr über die immer höher auflodernden Flammen seiner Liebe zu werden. Schmerzlich seufzend blickte er in die Ebene hinab; er achtete nicht der heiteren Gespräche in seiner Nähe und beugte sein Haupt tief zur Erde nieder, als ob er irgend etwas zu seinen Füßen ganz genau betrachten wolle, um die Thräne zu verbergen, welche seine Wimpern benetzte.

Da schallten plötzlich die Hufschläge eines schnell daher trabenden Pferdes auf dem Wege, welcher von Podgoritza her an Funaina vorbei nach dem Lager führte. In Kriegszeiten, vor dem Feinde, erregt jedes unerwartete und ungewöhnliche Geräusch die lebhafteste Aufmerksamkeit, und so fuhren denn auch jetzt bei dem nahenden Pferdegetrappel die sämmtlichen Offiziere und der Fürst selbst von ihren Sitzen auf, um zu sehen, was es dort gäbe.

Man erblickte, begleitet von zwei montenegrinischen Gendarmen, einen Offizier in fremder Uniform, welcher den Hügel heraufsprengte, den der Fürst zu seinem Beobachtungsposten gewählt hatte. In kurzer Entfernung sprang er vom Pferde und blieb einen Augenblick stehen, indem er die sämmtlichen Personen prüfend musterte; sogleich aber schien er den Fürsten, hinter welchem die Uebrigen ehrerbietig zurücktraten, erkannt zu haben, er näherte sich demselben, grüßte militärisch und zog einen Brief aus seiner Uniform.

„Ich bin ein Offizier vom Stabe des General Tschernajew,“ sagte er, „Lieutenant Feodor Michaelowitsch Blagonow. Der General sendet mich hieher, um Eurer Hoheit diesen Brief zu überbringen, mündlich über unsere Lage Bericht zu erstatten und die Bitte, welche der General an Eure Hoheit stellt, nach Kräften zu unterstützen.“

Der Fürst nahm mit artigem Gruß den Brief und trat einige Schritte seitwärts, um denselben zu lesen.

Während er damit beschäftigt war, begrüßten die Montenegriner den serbischen Offizier, dessen gebräuntes Gesicht mit den tiefliegenden, glänzend schwarzen Augen von einem kurzen, dunklen Bart umrahmt war, mit offener Herzlichkeit, boten ihm ihre Strohflaschen und richteten theilnehmende Fragen an ihn über den Stand der Dinge bei der serbischen Armee, von welcher man nicht viel Freudiges gehört hatte.

Während der Offizier alle diese Fragen mit traurigem Achselzucken und einigen kurzen Worten beantwortete, welche kaum Gutes ahnen ließen, trat Wladimir, welcher bei der Ankunft des Fremden sich ebenfalls von seinem Sitz erhoben und den Abgesandten des General Tschernajew mit immer steigendem Erstaunen betrachtet hatte, als ob er in seiner Erinnerung suche, näher heran und sagte artig grüßend mit zögernder Scheu und etwas unsicherer Stimme:

„Mein Herr Kamerad, wenn mich nicht Alles täuscht, so haben wir uns schon einmal gesehen — aber wie mir scheint, unter ganz anderen Verhältnissen, welche mich kaum hätten erwarten lassen können, Ihnen hier wieder zu begegnen.“

Der serbische Offizier sah Wladimir bei dieser Anrede einen Augenblick starr an, — dann erbleichte er, wie von heftigem Schreck erfaßt, und antwortete nach einigen Sekunden, mühsam seine Fassung wieder gewinnend:

„Auch ich hätte allerdings nicht erwarten können, dem Grafen Wladimir Ossipowitsch hier zu begegnen, in diesem Kostüm statt in der Uniform seines Regiments. Das Schicksal hat wunderbar gewaltet, um es so zu fügen,“ sagte er traurig, mit einem leichten Anflug von Bitterkeit — „daß Sie hier im montenegrinischen Lager den früheren Musiklehrer im Hause des Fürsten Kudiakow als Offizier des General Tschernajew erblicken. Mich hat auf meinen Weg

derselbe Wunsch geführt, welcher ohne Zweifel auch Sie beseelte, Herr Graf, der Wunsch, mein Leben dem Kampfe für eine edle und heilige Sache zu weihen. Wenn ich auch," fügte er mit schmerzlichem Tone hinzu, „ein solches Opfer von Ihrer Seite weniger begreife, da Ihnen das Schicksal Alles bot, was das irdische Dasein beglücken und verschönen kann, während ich nur ein ödes, einsames, armes Leben einzusetzen hatte."

Wladimir betrachtete den jungen Mann, der in seiner Uniform und seiner kräftig sichern militärischen Haltung so ganz anders als früher und so viel schöner erschien, mit Blicken voll freundlicher, schmerzlicher Theilnahme.

„Gleichviel," rief er — „seien Sie mir von Herzen willkommen. Wir sind Waffenbrüder und Alle, die in den Reihen der Kämpfer für die Freiheit unserer Glaubens- und Stammesbrüder stehen, müssen auch unter einander Freunde und Brüder sein."

Er schüttelte Blagonow kräftig die Hand, umarmte ihn dann und küßte ihn auf beide Wangen. Blagonow machte in fast ängstlicher Befangenheit eine Bewegung, als ob er sich dieser zärtlichen Begrüßung entziehen wolle.

Der Fürst hatte inzwischen den ihm überbrachten Brief gelesen und trat mit ungemein ernster Miene wieder zu den Uebrigen.

„Mein Herr," sagte er zu Blagonow gewendet, „Sie werden von dem Inhalte der Mittheilungen des General Tschernajew unterrichtet sein und es natürlich finden, daß ich mit meinen Freunden hier darüber spreche und deren Rath einhole."

Alle traten näher heran und bildeten einen Kreis um den Fürsten.

„Der General Tschernajew," sagte dieser, „schreibt mir, daß nach den verschiedenen Unglücksfällen, welche die serbische Armee getroffen — deren Ursache zu erörtern jetzt keine Zeit sei, er sich in einer hochgefährlichen und fast verzweiflungsvollen Lage befinde. Die Positionen, welche er bei Alexinaz eingenommen, seien der von allen Seiten heranziehenden türkischen Uebermacht gegenüber kaum lange Zeit zu halten, und wenn er aus diesen Positionen zurückgeworfen werde, so sei jeder fernere Widerstand unmöglich und das ganze serbische Land stehe der furchtbarsten Verwüstung durch die türkischen Horden offen. Zwar sei von England versucht, einen Waffenstillstand zu vermitteln, doch sei diese Vermittlung bisher ohne Erfolg geblieben, und Abdul Kerim Pascha, der zunächst gegen Alexinaz herandränge, habe erklärt, daß er sich auf keine Verhandlungen einlassen werde, bevor die serbische Armee nicht vernichtet sei. Rettung sei nur möglich, wenn wir von hier aus eine Diversion in den Rücken der türkischen Stellungen machten und dadurch die Türken nöthigten, einen Theil ihrer Streitkräfte von Alexinaz abzuwenden. Es versteht sich von selbst," fuhr er zu Blagonow gewendet fort, „daß ich bereit bin, für die serbische Armee, die ja mit uns für die gleiche Sache kämpft und unsere brüderlichsten Sympathieen besitzt, Alles zu thun, was in meinen Kräften steht, wenn ihr dadurch geholfen werden kann. Allein schon der Beginn dieses Feldzuges hat uns gezeigt, wie schwierig und verhängnißvoll es für uns ist, uns zu weit von den Grenzen unseres Landes zu entfernen, wenn wir nicht mit Sicherheit auf entschiedenes militärisches Entgegenkommen unserer Verbündeten rechnen können."

„Nichts, gar nichts können wir thun," rief Marco Petrovic lebhaft, während die Uebrigen alle in finsterem Schweigen zu Boden blickten — „wir haben im Anfange des Feldzuges mit den Armeen in der Herzegowina und in Serbien zusammenwirken wollen auf die Gefahr hin, daß die Türken von Süden her in die schwarzen Berge eindrangen. Man hat uns dort allein gelassen, man hat es gelitten, daß die türkische Uebermacht sich gegen uns konzentrirte, und wir haben es wahrlich nicht unseren Verbündeten, sondern nur uns selbst zu danken, daß wir uns siegreich wieder zurückgeschlagen haben. Sollen wir jetzt, wo die schlechte Jahreszeit herannaht, durch einen tollkühnen Marsch in feindliches Gebiet hinein Alles, was mit dem Blute unserer Brüder errungen ist, in Frage stellen und preisgeben, um für eine Zeitlang dem General Tschernajew Erleichterung zu bringen, denn lange würden wir doch nicht vor der türkischen Uebermacht bestehen können? Wir Alle sind bereit, jeden Augenblick unser Leben zu opfern, aber zuerst für unser Vaterland, und ich, erhabener Herr, werde niemals dafür stimmen können, einen abenteuerlichen Zug zu machen, von welchem ich wohl Verderben für uns, aber keine Hülfe für die Serben voraussehe."

Der Fürst blickte fragend im Kreise umher. Alle Anwesenden stimmten mit kurzen, bestimmten Worten dem alten Marco zu.

Traurig neigte Blagonow den Kopf.

Wladimir aber rief:

„So soll denn die serbische Armee, die doch auch unseres Stammes ist und für unsere Sache kämpft, hülflos zu Grunde gehen? — Es gibt nur eine Stelle, von der die Rettung kommen kann, und diese Stelle ist bei Seiner Majestät dem Kaiser. Vielleicht wäre es möglich," sagte er mit einem fragenden Blick auf den Fürsten, „wenn Eure Hoheit, zu deren Verfügung ich stehe, mich nach Livadia, wo Seine Majestät residirt, senden würden, um dort die Lage der Dinge darzustellen und den rettenden Machtspruch zu erbitten, der allein die Türken noch in ihrem Siegeslaufe aufhalten kann — wenn der Lieutenant Feodor Michaelowitsch mich dorthin begleiten würde, um als Augenzeuge dem Kaiser zu sagen, wie es um die serbische Armee steht."

„Ja," sagte Marco Petrovic, „das ist ein guter Gedanke, das scheint auch mir der einzige Weg zu sein, der zur Rettung eingeschlagen werden kann."

„Ich nach Livadia — zum Kaiser?" sagte Blagonow erschrocken — „wie könnte ich das wagen — ein Unbekannter —"

„Ich übernehme es, Sie einzuführen," rief Wladimir, „wenn Seine Hoheit die Gnade haben will, uns zu entsenden —"

Der Fürst stand nachdenklich da.

Ehe er antworten konnte, hörte man plötzlich das Knattern von Kleingewehrfeuer und lautes Geschrei vom Thale her.

Alle eilten an den Rand des Hügels und spähten hinab, im ganzen Lager wurde es lebendig, alle Mannschaften traten unter die Gewehre, überall hörte man Kommandoworte und Signalhörner.

„Dort," rief Wladimir — „dort — dort sind sie im Gefecht!"

Er deutete auf ein links von der Festung an den Abhängen der Berge von Kutschi sich hinziehendes Gehölz, aus welchem weißer Pulverdampf hervordrang.

„Das ist die Streifpatrouille von Nikola Martinovic, er ist nach jener Richtung hin marschirt und muß auf den Feind gestoßen sein."

„Sie müssen auf der andern Seite einen Ausfall aus der Festung gemacht haben," sagte der Fürst, eifrig durch sein Glas blickend, „um sich in die Berge durchzuschlagen. Wenn die ganze Besatzung dort ist, so kann Nikola Martinovic mit seiner Patrouille nicht widerstehen; es sollen schnell alle Bataillone aufbrechen, um ihm Hülfe zu bringen, es wäre eine Schande für uns, wenn die türkische Besatzung entkäme, ohne die Waffen zu strecken."

Die Führer eilten davon, um ihre Truppen zu ordnen und in die Ebene hinab zu führen.

Inzwischen wurde das Feuer lebhafter, und immer dichter drang der weiße Pulverdampf aus dem Gehölz hervor, deutlich hörte man das wilde Allahrufen der Türken.

„Um Gottes willen," rief der Fürst, „sie werden von der Uebermacht erdrückt werden — schnell, schnell," befahl er seinem Adjutanten, „eilen Sie zum Lager, man soll keine Sekunde Zeit verlieren, um dem braven Nikola Beistand zu bringen!"

Der Adjutant eilte davon — schon sah man einzelne Bataillone aus dem Lager hervorrücken und im Sturmschritt nach der ziemlich entlegenen Stelle des Gefechts hinmarschiren.

Immer heftiger wurde das Feuer, immer lauter klang das wilde Geheul der Türken herüber.

„Es ist unmöglich, zu warten," rief Wladimir — „der arme Nikola, er würde nicht müßig stehen, wenn Andere in Gefahr sind. Ich muß zu ihm — ein Mann ist immer etwas, bis die Anderen herankommen." Er nahm das Pferd des einen der Gendarmen, welche Blagonow geleitet hatten, sprang in den Sattel und jagte, seinen Yatagan schwingend, über das Feld hin nach der Stelle des Gefechts.

„Eure Hoheit wollen mir erlauben, dem Grafen zu folgen," sagte Blagonow — „ein serbischer Offizier darf nicht unthätig bleiben, wo man gegen den gemeinsamen Feind kämpft." Und ohne die Antwort des Fürsten abzuwarten, schwang er sich in den Sattel und folgte Wladimir, an den aufmarschirenden Bataillonen vorbeijagend.

Wladimir hatte das Gehölz erreicht, aus welchem der Pulverdampf hervordrang; er sprang vom Pferde und drang zu Fuß, den Yatagan in der Hand, durch das Gestrüpp, der Richtung folgend, von welcher das Kampfgeschrei immer wüthender ertönte. Nach wenigen Augenblicken öffnete sich das Gebüsch wieder, und inmitten einer Lichtung, welche seitwärts nach den Bergschluchten von Trjepschi sich öffnete, stand die kleine, von Nikola Martinovic geführte Schaar dicht geschlossen, dem Angriff einer hundertfach überlegenen türkischen Truppenmacht gegenüber.

Die Besatzung der Festung hatte in der That, da sie mit ihrem Proviant zu Ende war und sich nicht länger halten konnte, den Platz aus einem rückwärts liegenden Thore verlassen und den Versuch gemacht, sich in die Berge zurückzuziehen, um vor den tiefverhaßten Montenegrinern nicht die Waffen strecken zu müssen. Auf diesem Zuge der in die Berge führenden Lichtung folgend, waren die Türken auf Nikola Martinovic gestoßen, welcher mit seiner Kompagnie hier patrouillirte. Sie hatten gehofft, diese kleine Truppe beim ersten Anlauf niederzuwerfen und sich, ehe die übrige montenegrinische Armee allarmirt und zur Stelle gebracht werden würde, in die schützenden Bergschluchten zu retten.

Nikola aber hatte seine Leute in der Mitte der Lichtung aufgestellt und auf die herandrängenden Türken ein so wohlgezieltes, regelmäßiges, mörderisches Feuer unterhalten, daß die türkische Macht zum Stehen gebracht war und noch keinen Fuß breit Boden gewonnen hatte.

Die Wuth der Türken über den Widerstand dieses kleinen Häufleins wuchs mit jedem Augenblick. Der Kommandant war vom Pferde gestiegen, er befahl, das Schießen einzustellen und mit gefälltem Bajonnet gegen die Montenegriner vorzugehen, um sie, es koste was es wolle, zu vernichten, denn die Rettung der Türken hing davon ab, sich um jeden Preis schnell den Weg in die Berge frei zu machen, und schon war so viel Zeit verstrichen, daß man jeden Augenblick das Heranrücken der montenegrinischen Armee erwarten mußte.

Mit wildem Allahgeschrei drangen die Türken vor — in wenigen Augenblicken bildete sich ein Leichenhaufen vor der Front der montenegrinischen Kompagnie, welche unermüdlich und kaltblütig ihre sicher treffenden Kugeln den Feinden entgegensandten. Aber mit wilder Todesverachtung stürmten die türkischen Soldaten über die blutigen, zuckenden Leichen ihrer Vordermänner weiter, und schon waren einzelne der Montenegriner aus dem ersten Gliede von den türkischen Bajonnetten durchbohrt zu Boden gesunken, der Bairaktar, welcher die Standarte trug, die nach montenegrinischer Kriegssitte jede Kompagnie stets bei sich führt, war mitten in die Brust getroffen niedergesunken. Wie der Blitz war Nikola Martinovic neben ihm, er ergriff die Standarte, schwang sie hoch empor und rief mit lauttönender Stimme seiner schon auf die Hälfte zusammengeschmolzenen Mannschaft zu, fest zu stehen und auszuhalten, denn schon hörte man näher und näher die Rufe der zur Hülfe heranrückenden Bataillone.

Unbeweglich standen die Montenegriner. Da drangen die vordersten Türken mit lautem Wuthgeheul auf Nikola ein, fünf bis sechs Bajonnetspitzen richteten sich gegen seine Brust; er ließ die Klinge seines Yatagans im Kreise umherschwirren, schlug die feindlichen Eisenspitzen zurück und spaltete einem der herandrängenden Türken den Kopf, die anderen wichen einen Augenblick zurück.

Da drang, während Nikola sich zur Abwehr eines neuen Angriffs rüstete und die Montenegriner sich immer enger zusammenzogen, der türkische Kommandant seitwärts auf Nikola ein und erhob seinen Yatagan über dessen Kopf — in diesem Augenblick aber war Wladimir herangekommen, mit einem Sprunge war er neben Nikola, er fing mit der Klinge seines Yatagans den drohenden Hieb auf und führte dann in schneller Wendung einen so wuchtigen Hieb auf den Arm des Türken, daß dieser seine Waffe mit einem Schrei des Schmerzes und der Wuth zur Erde fallen ließ und einen Augenblick rückwärts taumelte.

„Dank — Dank, Wladimir Ossipowitsch!" rief Nikola — „das war Hülfe zur rechten Zeit — Gott segne Dich. Wir haben das Unsere gethan und den Feinden den Weg verlegt, jetzt gehören sie uns, sie können nicht mehr entrinnen."

Ganz nahe schon hinter dem Gehölz hörte man die Rufe der montenegrinischen Bataillone.

Es schien in der That, als ob die Türken es aufgegeben hätten, den eisernen Widerstand dieser Handvoll Leute, die sich ihrem Marsch entgegenstellten, zu brechen; sie zögerten, einen neuen Angriff zu wagen — da aber rief der Kommandant, dessen rechter Arm schlaff herabhing, ihnen drohende, weithin schallende Worte zu, zugleich riß er mit seiner linken Hand eine Pistole aus dem Gürtel und erhob sie in einer Entfernung von fünf bis sechs Schritten gegen Nikola — der Schuß krachte — mit einem schmerzlichen Aufschrei sank Nikola zu Boden.

Mit lautem Allahgeschrei drangen die Türken von Neuem vor, die kleine Schaar der Montenegriner wurde von allen Seiten umschwärmt.

„Die Fahne!" rief Nikola, sich halb aufrichtend, das mit ihm zu Boden gesunkene Feldzeichen mit seiner Hand erhebend.

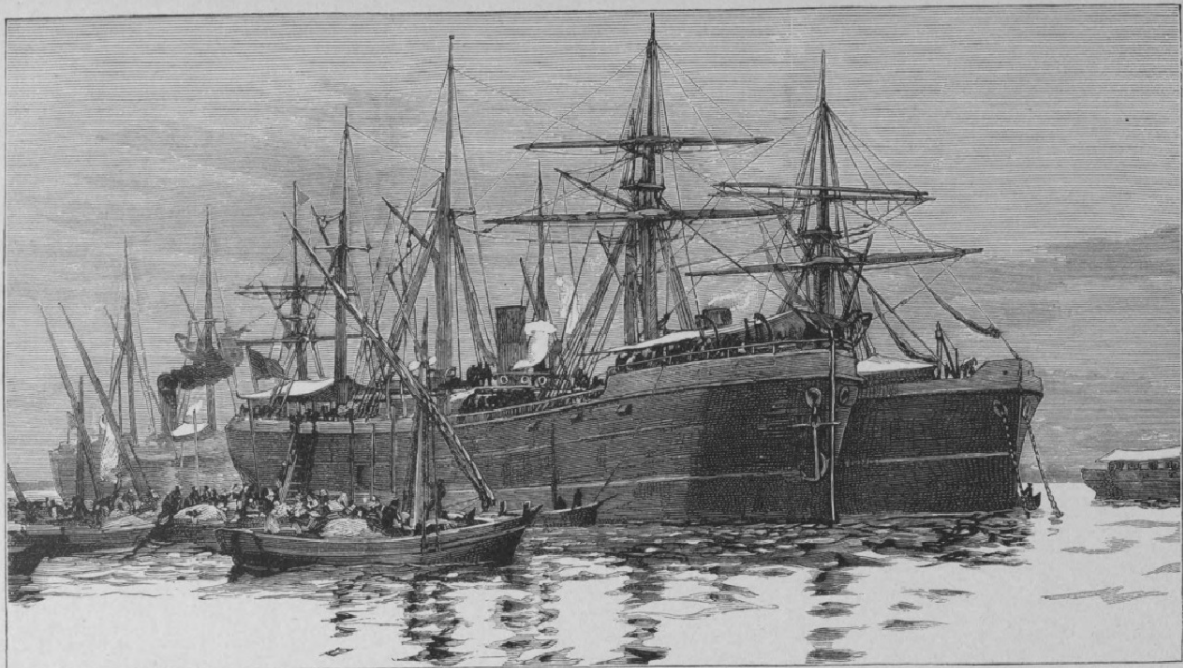
Wladimir ergriff die Standarte, und vor den wieder zu Boden sinkenden Nikola hintretend, wehrte er mit pfeilschnellen Hieben seines Yatagans die andringenden Türken ab, indem er zugleich mit der Linken den Schaft der Fahne als Waffe gebrauchte und mit der eisenbeschlagenen Spitze desselben mächtige Stöße führte. Aber bald erlahmte seine Kraft; schon hatten einige der Türken den Fahnenstock ergriffen und versuchten das Feldzeichen an sich zu reißen — kaum vermochte sich Wladimir noch der von allen Seiten herandrängenden Feinde zu erwehren — im nächsten Augenblick mußte er überwältigt sein und die Fahne, an welcher die Montenegriner mit abergläubischer Verehrung hängen, den Feinden überlassen.

Da, als er, von Verzweiflung erfaßt, sich vergeblich nach Hülfe umsah, stand plötzlich Blagonow neben ihm; mit dem lauten Rufe: „Gott und St. Georg!" hieb er mit der scharfen blitzenden Klinge seines Säbels auf die Arme und Hände der um die Fahne ringenden Türken ein — dieselben wichen zurück und im nächsten Augenblick flatterte das Feldzeichen wieder hoch in der Luft, während Blagonow, vor den ermatteten Wladimir hintretend, bald hier, bald dort einen der herandrängenden Türken niederschlug.

Dieß Alles war das Werk weniger Sekunden gewesen.

Noch einmal stockte der Kampf. Die Montenegriner rafften ihre letzte Kraft zusammen, als sie ihre Fahne gerettet sahen; aber lange hätte die kleine Schaar der ungeheuren Uebermacht nicht mehr widerstehen können, wenn nicht jetzt durch das Buschwerk her Marco Petrovic mit seinem Bataillon, von lautem Jubelruf der Bedrängten begrüßt, erschienen wäre. Die Türken zogen sich zurück, die Glieder formten sich und es begann ein hartnäckiger Kampf, in welchem, als immer neue montenegrinische Truppen in der Lichtung erschienen, die Türken unter verzweifelter Gegenwehr Schritt für Schritt nach der Festung hin zurückgedrängt wurden.

Wladimir beugte sich zu Nikola Martinovic hinab, dessen gestickter Djamadan mit Blut überströmt war und dessen schmerzlich verzogenes Gesicht tödtliche Bläße bedeckte.



Schiffe zur Aufnahme der Flüchtigen im Hafen.



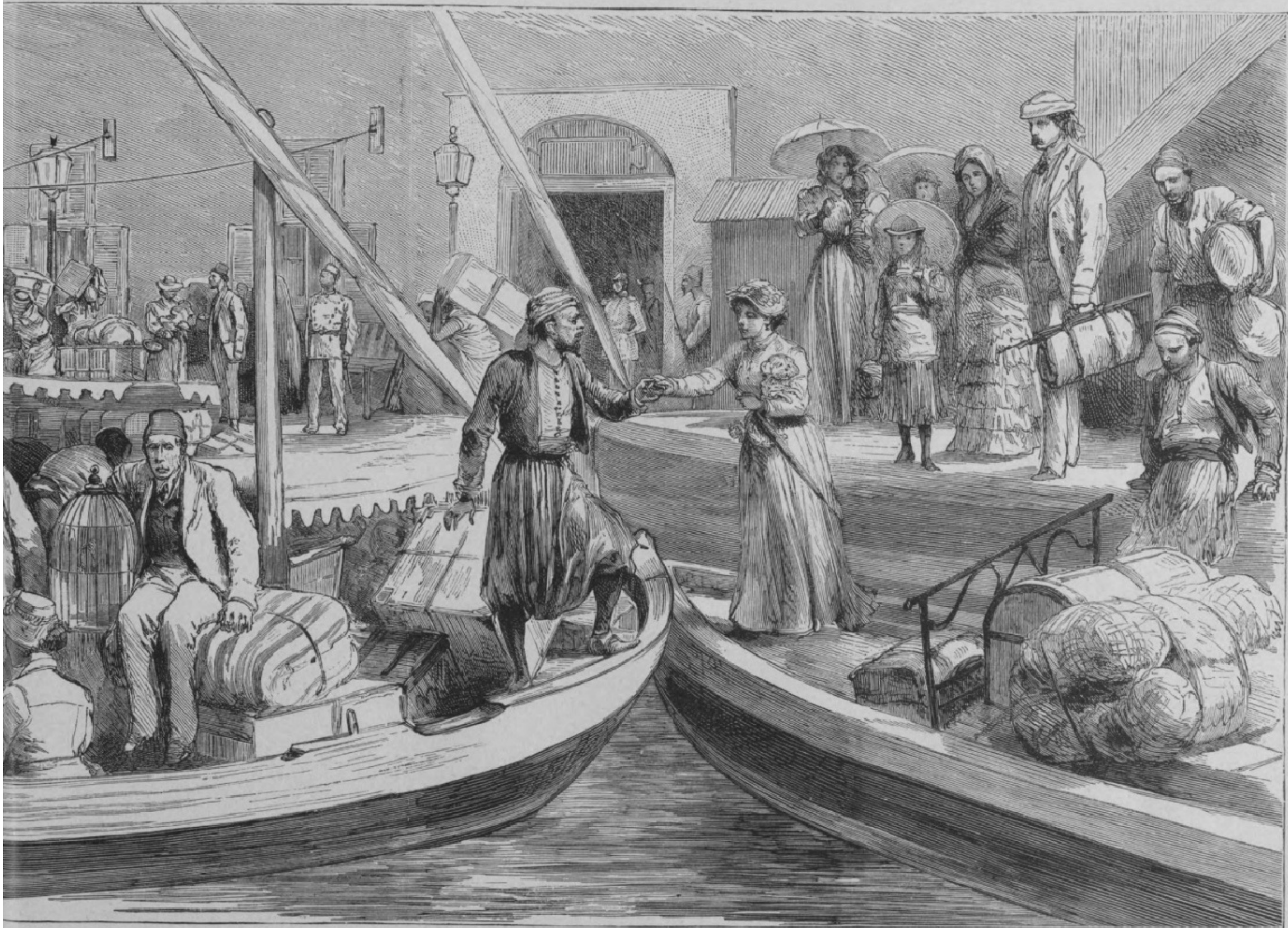
Einschiffung eur

Die Krisis in Aegypten: Die Flü

auf.



Vorsichtsmaßregeln gegen einen Aufstand. Vermauern der Fenster der Aegyptischen Bank.



ber Flüchtlinge.

s Alexandrien. Von F. Villers.

„Wie geht es, Nikola?“ fragte er — „nicht wahr, es ist nichts, — eine leichte Wunde, die bald geheilt sein wird?“

Nikola schüttelte traurig den Kopf.

„Ich fürchte, es ist schlimm,“ sagte er mit matter Stimme — „meine Kräfte schwinden, ich kann mich nicht mehr erheben und muß es,“ fügte er, grimmig die Zähne zusammenpressend, hinzu, „den Anderen überlassen, die verdammten Ungläubigen in ihr Nest zurück zu jagen.“

Sein Kopf sank matt zurück und er schloß mit einem schmerzlichen Seufzer die Augen.

Wladimir befahl einigen montenegrinischen Soldaten, den Verwundeten auf einer schnell von Baumzweigen bereiteten Bahre nach dem Lager zurückzutragen; dann stürmte er mit dem nächsten heranrückenden montenegrinischen Bataillon vorwärts gegen den immer weiter nach Medun zurückweichenden Feind.

Das Thor der Festung öffnete sich, um die türkischen Truppen einzulassen. Im nächsten Augenblick rasselten die Ketten, die Zugbrücke flog empor und die Montenegriner waren gezwungen, sich vor dem immer heftiger auf sie eröffneten Geschützfeuer zurückzuziehen.

Der Ausfall war zurückgeworfen, die Besatzung war wieder in die Festung gedrängt, aber es war unmöglich, dieselbe in stürmendem Anlauf zu nehmen, und die montenegrinischen Bataillone zogen sich nach dem waldigen Terrain in der Mitte des Lagers zurück.

Der Fürst war ebenfalls herabgekommen und hatte während der letzten Kämpfe unter den ersten Reihen seiner Truppen im Feuer gestanden, kalt und ruhig seine Befehle ertheilend. Wladimir und Blagonow hatten sich ihm, als er nach dem Lager zurückkehrte, wieder angeschlossen, und der Fürst rief die wenigen Ueberlebenden von Nikola's Kompagnie heran und sprach ihnen in warmen Worten den Dank des Vaterlandes für ihre heldenmüthige Tapferkeit aus.

„Er hat die Fahne gerettet,“ riefen die Männer einstimmig, auf Wladimir deutend, „er und der Fremde dort. Wir haben unser Leben eingesetzt, wie es unsere Pflicht war — aber Jene haben das Heiligthum unserer Ehre den Türken entrissen.“

Tief bewegt umarmte der Fürst die beiden jungen Leute, und die Montenegriner drängten sich heran, um ihnen die Hände zu drücken.

„Ich fürchte,“ sagte Wladimir leise und traurig, „daß wir unsern Sieg mit kostbaren Opfern erkauft haben — Nikola Martinovic ist schwer verwundet.“

„Nikola Martinovic?“ rief der alte Marco, welcher eben herangekommen war — „wo ist er, wo ist er? O mein Gott, sollte dennoch jetzt noch, da ich Alles so glücklich beendet glaubte, das Verhängniß ihn erreicht haben?“

Zitternd vor Erregung blickte der Alte unruhig suchend umher.

„Er ist nach dem Lager zurückgetragen,“ erwiederte Wladimir — „vielleicht ist es nichts, der Blutverlust mag ihn erschöpft haben.“

„Schnell, schnell,“ rief Marco Petrovic, „hin zu ihm!“

Und so schnell, daß Wladimir ihm kaum folgen konnte, eilte der Greis über die Ebene dem Lager zu.

Auf der Anhöhe, von welcher der Fürst vorher das Feld und die Festung beobachtet hatte, erblickten sie eine Gruppe von Frauen und Dienern. Nikola hatte hier die Schmerzen, welche ihm der Transport auf der Tragbahre von flüchtig zusammengefügten Zweigen verursachte, nicht länger ertragen können und befohlen, ihn niederzulegen. Man hatte von dem Hospital her eine Matratze und Decken gebracht, und Nikola ruhte nun weich, schwerathmend, mit geschlossenen Augen auf diesem improvisirten Lager. Marica kniete, von mehreren Frauen umgeben, neben ihm; ihre schmerzlich starren Blicke ruhten auf dem Gesicht des Verwundeten. Sie hielt Leinenbänder und Charpie in den Händen. Doktor Frilley, der Leibarzt des Fürsten, saß an der andern Seite des Verwundeten. Nikola's Djamadan war geöffnet und der Arzt war beschäftigt, die in der Mitte der Brust befindliche Wunde zu untersuchen.

„Nikola — Nikola,“ rief der alte Marco heranstürmend — „was ist es mit ihm — nicht wahr, es hat nichts zu bedeuten, es ist keine Gefahr da?“

Doktor Frilley blickte ernst und trübe zu dem Alten auf, winkte ihm mit der Hand zu schweigen und fuhr dann fort, leise und vorsichtig seine Sonde in die Wunde zu senken. In angstvoller Erwartung standen Marco und Wladimir neben dem Lager. Nach einigen Augenblicken zuckte Nikola schmerzlich zusammen — ein Zittern flog durch seinen ganzen Körper — langsam schlug er die Augen auf, welche wundersam aus dem bleichen Gesicht hervorleuchteten.

Doktor Frilley zog seine Sonde zurück, nahm aus Marica's Händen eine Kompresse, die er mit Wasser befeuchtete und auf die Wunde drückte; dann faßte er die Hand des Verwundeten, um den Puls zu fühlen, und blickte mit schmerzlichem Kopfschütteln zu Marco Petrovic auf.

Nikola bedurfte einige Zeit, bevor sein Blick die ihn Umgebenden erfassen konnte. Seine Züge verklärten sich, als er Marica neben seinem Lager erblickte; mit sichtbarer Kraftanstrengung erhob er die Hand, um sie dem jungen Mädchen zu reichen, das, unfähig, ihre Thränen zurückzuhalten, den Kopf auf die Brust sinken ließ.

„Es ist aus, Marco Petrovic,“ sagte er dann mit matter Stimme, indem er seine großen, fieberglänzenden Augen zu dem Alten aufschlug — „es ist aus. Aber Du weißt es, ihr Alle habt es gesehen, daß ich meine Pflicht gethan, daß ich würdig war, Dein Sohn zu sein, daß ich freudig mein Leben dem Vaterlande gegeben habe.“

„Ich weiß es,“ rief Marco Petrovic, indem eine Thräne in seinen grauen Bart rann — „ich weiß es, Nikola, aber Du wirst nicht sterben, Gott wird sich erbarmen.“

„Ich werde sterben,“ erwiederte Nikola mit ruhigem, sanftem Lächeln — „und vielleicht,“ fügte er ganz leise hinzu, „ist es besser, vielleicht ist mein Tod ein Glück für mich und für Die, welche ich liebe.“

Marica schluchzte leise.

„O, mein Bruder,“ rief der alte Marco, indem er mit einem vorwurfsvollen Blick die Augen zum Himmel aufschlug — „so hat Dein blutiger Schatten dennoch nicht verzeihen können — so hast Du dennoch dieß edle Leben gefordert, für das ich gern mein eigenes gegeben hätte?“

„Nein, Marco, nein,“ sagte Nikola, „nicht die Rachegeister haben mein Leben gefordert — dort, wo Dein Bruder jetzt weilt, ist nur Liebe und Vergebung — das Vaterland hat mein Leben genommen. Ich danke Gott, daß er mich dieses Opfers gewürdigt hat, und mein vergossenes Blut mag Segen bringen über Dich und Dein Haus.“

Er schloß einen Augenblick, wie erschöpft, die Augen. Der Fürst war mit seiner Umgebung herangekommen und trat an das Lager; sein fragender Blick traf den Arzt.

Dieser schüttelte traurig den Kopf.

„Nikola Martinovic,“ sagte der Fürst tief bewegt, „Du hast ein Beispiel gegeben, das leuchtend fortleben wird in dem Volk der schwarzen Berge. Ich bitte Gott, daß er Dein Leben erhalten möge. Nimm den Dank des Vaterlandes von meiner Hand.“

Er löste das Kreuz des Danilo-Ordens von seinem Djamadan und legte es auf die bloße Brust des Verwundeten.

Nikola hatte bei dem Klange der Stimme des Fürsten die Augen wieder aufgeschlagen.

„Dank, erhabener Herr — Dank — o wie schön ist es, so zu sterben!“

Er nahm mit seiner zitternden Hand das Ordenszeichen von seiner Brust und berührte es mit den Lippen.

„Nun höre mich, Marco Petrovic, denn ich fühle, daß meine Kraft schwindet — höre mich, ich will Dir meinen letzten Willen, meine letzte Bitte kund thun und ich weiß, daß Dir das Wort eines sterbenden Freundes, den Du würdigen wolltest, Dein Sohn zu sein, heilig sein wird.“

„Heilig,“ rief der alte Marco mit thränenschwerer Stimme, „heilig wie ein Gebot Gottes! Was Du auch verlangen magst, Nikola, ich werde mein altes, gebrochenes, werthloses Leben daran setzen, um es zu erfüllen.“

Nikola faßte Marica's Hand und sagte:

„Du hast mir Deine Tochter zugesagt, Marco Petrovic, und nach Deinem Wort ist sie mein vor Gott und den Menschen. Nun denn, so habe ich das Recht, über dieses kostbare Gut, welches Du meinem Leben schenken wolltest, zu verfügen im Angesicht des Todes und ich bitte Dich, wenn Du willst, daß ich ruhig und glücklich sterben soll, so versprich mir, daß der Graf Wladimir Ossipowitsch der Erbe des herrlichsten und höchsten Besitzes sein soll, den Du mir schenken wolltest — versprich mir, Wladimir's und Marica's Hände zum heiligen Bunde für das Leben in einander zu legen, wie ich sie jetzt zusammenfüge im Angesicht des Himmels, den Gott mir in seiner Gnade und Barmherzigkeit öffnen wird.“

Marica wurde bleich wie der Tod — laut weinend sank sie in sich zusammen. Nikola winkte Wladimir; schwankenden Schrittes trat dieser heran und ließ sich vor dem Lager auf das Knie nieder.

Der Verwundete legte die Hände der beiden jungen Leute in einander und sagte, mit bittendem Blick zu Marco aufschauend:

„Nicht wahr, Du versprichst, meine letzte Bitte zu erfüllen?“

„Wie ist das möglich?“ rief Marco — „wie kann das sein? — ich begreife es nicht.“

„Du wirst es begreifen,“ sagte Nikola mit einem unendlich wehmüthigen, aber doch glücklichen Ausdruck — „ihre Herzen hatten sich längst gefunden, wie sich jetzt ihre Hände finden sollen, und wenn ich im Leben zwischen ihnen stand, so werden sie im Tode meiner in Segen und Liebe gedenken.“

Finster, fast drohend, blickte der alte Marco auf seine Tochter; Blagonow stand zitternd seitwärts, er schien in starrem Erstaunen nicht begreifen zu können, was er hörte.

„Versprich mir, meine Bitte zu erfüllen, Marco,“ sagte Nikola dringend, „und Du, Wladimir Ossipowitsch, gelobe mir, Marica glücklich zu machen und sie zu lieben, wie ich sie geliebt habe.“

„Ich gelobe es!“ rief Wladimir, indem er Nikola's Hand mit seinen Lippen berührte.

Der Fürst trat zu Marco Petrovic heran.

„Gott,“ sagte er zu ihm, „der die Geheimnisse der Menschen kennt, weiß allein, was zwischen jenen Dreien vorgegangen — Du aber darfst Nikola's Bitte nicht verweigern, er hat das Recht, zu verlangen, daß Alles sich seinem Willen beuge.“

Der alte Marco trat zu dem Verwundeten heran, machte das Zeichen des Kreuzes über Wladimir's und Marica's vereinten Händen und sagte mit dumpfem Tone:

„Ich gelobe, zu thun, was Du verlangst, Nikola; aber noch hoffe ich, daß Gott Dein Leben erhalten werde.“

Lautes Freudengeschrei ertönte aus der Ebene und rings von den Höhen, auf welchen das Lager stand.

„Dort, dort,“ rief der Adjutant des Fürsten — „sehen Sie dort, Hoheit, auf der Festung steigt die weiße Fahne empor. Der Ausfall ist mißlungen, — sie können sich nicht mehr halten, — sie wollen kapituliren.“

Abermals brausten laute Jubelrufe von allen Seiten her durch die Lüfte.

Nikola richtete sich mit gewaltiger Kraftanstrengung halb auf, seine großen, glänzenden Augen blickten hinüber nach der Festung, über welcher in der That eine weiße Fahne in der reinen Herbstluft wehte. Sein Gesicht war von wunderbarer Verklärung erleuchtet. — „O wie schön — wie schön ist der Tod, wenn der Sieg des Vaterlandes der Preis des Lebens ist! Hoch lebe der Fürst der schwarzen Berge — hoch lebe mein Vaterland und sein edles, tapferes, frommes Volk!“

Voll und kräftig klang sein Ruf weit hinaus — noch einen Augenblick schauten seine groß geöffneten Augen strahlend nach dem Siegeszeichen auf den Wällen der Festung hin — dann trübten sich seine Blicke — sein Haupt sank zurück — wie ein leiser Hauch klang es von seinen Lippen:

„Wladimir — Marica — seid glücklich!“

„Ruft einen Priester,“ rief der Fürst, „schnell!“

„Es ist zu spät,“ sagte Doktor Frilley, indem er seine Hand auf das Herz Nikola's legte — „er ist heimgegangen und seine edle, treue Seele wird auch so zu Gott aufsteigen, dessen Geboten er im Leben und im Tode gehorsam war.“

Der Fürst nahm die Kapa ab und kniete nieder, die Hände zu stillem Gebet faltend. Alle Umstehenden folgten seinem Beispiel, und tiefe Stille herrschte auf dem Hügel um die Leiche des Entschlafenen, dessen freundlich lächelndes Gesicht die Ruhe seligen Friedens zeigte, während ringsumher immer lauter der Siegesjubel der montenegrinischen Armee zum Himmel emporstieg, das herrlichste Geleit für die Seele des entschlafenen Helden.

Der alte Marco stand auf; er gab sich keine Mühe, die Thränen zu verbergen, welche in seinen grauen Bart hinein rannen.

„Gehe in Dein Zelt, Marica,“ sagte er, das weinende Mädchen emporhebend, „an uns ist es, ihm die letzte Ehre zu erweisen — ich habe mein Wort gegeben und werde es halten, wenn ihr es verlangt, aber jetzt gebührt Ruhe und Stille seinem Andenken.“

Er drückte Wladimir stumm die Hand und wendete sich ab, um Nikola's Leiche zu begleiten, welche der Fürst nach seinem Hauptquartier zu bringen befahl.

Alles Andere trat in den nächsten Stunden vor dem Dienst zurück. Die Thore der Festung öffneten sich, der Kommandant von Medun, bleich und finster, den verwundeten Arm in der Binde, kam nach dem Lager gefahren und erklärte dem Fürsten, daß er gezwungen sei, die Waffen zu strecken. Er wurde ehrenvoll aufgenommen, man stellte die Bedingungen fest, und noch an demselben Abend besetzten die Montenegriner Medun, während man die türkischen Soldaten, nach Ablieferung der Waffen, frei entließ, um sie nicht als Kriegsgefangene in das Innere des Landes aufzunehmen.

Wladimir, ganz betäubt von den wunderbaren Fügungen der letzten Stunden, kehrte in sein Quartier zurück, um sich nach der schweren Erschütterung zu sammeln und seine Ruhe wieder zu gewinnen. Er hatte Blagonow eingeladen, bei ihm zu wohnen, und dieser folgte ihm und nahm seinen Arm.

„Und Marpha?“ — fragte er, sich zu Wladimir's Ohr neigend, während Beide mit einander nach dem Hauptquartier hinschritten.

Wladimir sah ihn groß an — ein bitteres Lächeln spielte um seine Lippen.

„Marpha?“ fragte er — „was habe ich mit ihr gemein? Das Band, das mich mit ihr verbinden sollte, hat der Himmel nicht geknüpft und niemals hätte es Segen bringen können, sie wird glücklich sein, wenn sie ihre Freiheit wieder erhält.“

„O mein Gott,“ rief Blagonow — „könnte es möglich sein — nein, nein, es ist unmöglich — dennoch unmöglich!“ fügte er dumpf und schmerzlich hinzu.

„Was könnte sein — was ist unmöglich?“ fragte Wladimir, betroffen durch den Ton dieser Worte.

Schweigend, die Blicke zu Boden gesenkt, ging Blagonow neben ihm her.

„Sprechen Sie, sprechen Sie,“ rief Wladimir, in dessen Blicken plötzliches Verständniß aufzublitzen schien — „sprechen Sie, nach dem, was wir heute erlebt, ist nichts unmöglich — wir sind Waffenbrüder, Sie haben mein Leben gerettet, haben Sie Vertrauen zu mir, es gibt nichts in der Welt, wobei Sie nicht auf meinen brüderlichen Beistand zählen könnten.“

Sie hatten Wladimir's Wohnung erreicht. Lange blieben sie bei einander in dem verschlossenen Zimmer, und als sie wieder heraustraten, um Arm in Arm nach dem Lager, wo der Fürst die Führer versammelt hatte, hinzugehen, leuchtete freudige Hoffnung von Blagonow's Gesicht.

Die zunächst nöthigen militärischen Maßregeln waren beschlossen.

„Wir dürfen in unserer Freude über den Sieg, den

uns Gott gegeben, die bedrängten Brüder nicht vergessen," sagte der Fürst. „Graf Wladimir Ossipowitsch, ich bitte Sie, sogleich von hier nach Livadia zu Ihrem Kaiser zu gehen. Ich werde Ihnen einen Brief an Seine Majestät mitgeben; der Lieutenant Feodor Michaelowitsch soll Sie begleiten. Thun Sie Alles, was Sie vermögen, um von Seiner Majestät ein Machtwort zur Rettung der serbischen Armee zu erlangen."

Wladimir bereitete seine Abreise vor.

Am nächsten Morgen wurde Nikola Martinovic mit allen militärischen Ehren zur Erde bestattet. Der Fürst führte die Ueberlebenden der tapferen Kompagnie, er trug selbst ihre Fahne in seiner Hand und senkte sie über den mit Eichenkränzen geschmückten Sarg. Marica kniete am Sarge und warf nach dem Fürsten die erste Handvoll Erde hinab, welche Nikola's irdische Hülle mit dem Staube wieder verbinden sollte, aus dem sie gebildet war.

Als die Salven dem Todten den letzten militärischen Ehrengruß gegeben hatten, umarmte Wladimir Marica, indem er ihr nur das Wort zuflüsterte:

„Auf Wiedersehen!" Dann schüttelte er Marco Petrovic stumm die Hand, verabschiedete sich von dem Fürsten und eine Stunde später ritt er mit Blagonow, von einigen Dienern und Gendarmen begleitet, auf der Straße nach Podgoritza hin, um sich auf dem kürzesten Wege nach Cattaro zu begeben und von dort über das österreichische Gebiet die Reise nach Livadia anzutreten.

(Fortsetzung folgt.)

NOTIZ-BLÄTTER.

Literatur.

— **Johann v. Wildenrath, dessen Historia von Herrn Härtwig** und der treuen Elsa solche Anerkennung gefunden, daß sie bereits in zweiter Auflage erschien, hat nun auch den „Letzten Wendenkönig" zum Vorwurf eines Epos gemacht (Leipzig, Liebeskind), in welchem er eine sagenreiche Zeit in bewegten Bildern heraufführt, die durch den geheimnißvollen, romantischen Stoff, wie die prachtvollen Farben, welche er aufträgt, das Auge gleichsehr fesseln. Das Volk der Wenden, das in seiner Abgeschlossenheit heute noch Sitte und Tracht treu bewahrt, hat schon an sich einen ungemeinen Reiz für den Dichter, hier aber gibt eine spannungsvolle Sage ihm den Stoff, um auf seinem Hintergrunde ein ergreifendes Bild gewaltiger Zeit und großer Menschen zu malen, die durch anmuthige Frauengestalten noch einen ganz besondern Reiz erhält. Neben den tief empfundenen lyrischen Partieen gelingen dem Dichter namentlich bewegte Szenen und Momente erregter Leidenschaft, auch die rhythmischen Formen beherrscht der Dichter mit großer Gewandtheit. Der Verleger hat das Buch mit geschmackvoller Eleganz ausgestattet, so daß es als Geschenk für Frauenhände willkommen sein wird.

— **Jedes neue Buch von Hans Hopfen ist die Lösung eines** interessanten psychologischen Problems: nicht bloß seine Kunst zu fabuliren fesselt uns, in weit höherem Grade noch die Art der Entwicklung seiner Charaktere, die er vor uns werden zu lassen liebt, nicht schon fertig vor uns stellt. So ist „Die Einsame" (Dresden, H. Müller) wieder eine durchaus eigen geartete Schöpfung seiner Phantasie, wie seiner scharfen Denkerkraft. Die Heldin, „Die Einsame", ist ein echtes Produkt der modernen Bildungselemente, ein Weib von rasch emporloderndem Feuer, das, wenn es keinen vollen verzehrenden Erfolg hat, immer wieder sich in sich zurückzieht. Sie spielt mit Bewußtsein „Die Einsame", die Sirene, welche anlockt, aber nicht sich selbst aufgeben kann im Andern. Der Dichter schildert uns in einer Vornovelle seine persönlichen Berührungen mit der Heldin, um dann in der Hauptnovelle ihre Geschichte zu erzählen. Sie tritt aus ihrer Vereinsamung heraus, um in dem Kreise, dem sie sich anschließt, innige Bande zu lösen, immer aber ohne selbst zur Befriedigung ihrer Herzensbedürfnisse zu gelangen. Wir wollen die Fabel nicht erzählen, die uns der Dichter in so feiner und ergreifender Form zu einer großen Novelle ausspinnt: wir wollen nur Andeutungen geben, um das Interesse auf das neueste Werk des Dichters hinzulenken, das uns vom ersten Augenblick die vollste Theilnahme für seine Heldin einzuflößen und dieses bis zum letzten Blatte festzuhalten weiß.

— **Eine neue Literatur — die der billigen Bände — gewinnt** immer mehr an Boden. Nicht bloß die Unterhaltung — auch die Wissenschaft soll jetzt auf solche Weise in die Leserkreise getragen werden. Unter dem Titel: „Das Wissen der Gegenwart" hat die Verlagsfirma G. Freytag in Leipzig eine Universalbibliothek für Gebildete begonnen, welche in erster Linie die historischen und die Naturwissenschaften in solchen hübsch ausgestatteten, gebundenen Bänden zu einer Mark behandeln will. Unter die historischen Wissenschaften stellt die Bibliothek auch Länder- und Völkerkunde, die Philologie, Jurisprudenz, Nationalökonomie, Philosophie und Kunstgeschichte. Die Sammlung, deren Plan in allgemeinen Umrissen, wie in einer Reihe von Einzelheiten vorliegt, beruht, wie es den Anschein hat, auf einer streng wissenschaftlichen Basis und will nur durch die Form die größeren Kreise an sich ziehen. Wir müssen das billigen, denn man ist mit der Popularisirung in neuerer Zeit etwas zu weit gegangen. Die Reihe der Bände beginnt mit einer „Geschichte des dreißigjährigen Kriegs" von Anton Gindely, dem bekannten Prager Geschichtsforscher, der namentlich diese Periode zu seiner Domäne gemacht hat. Die Wahl eines so bedeutenden Forschers für ein popularisirendes Werk gibt das Vertrauen, daß man es auch mit der weitern Durchführung des Gedankens ernst nehmen werde. Der Verfasser hat es verstanden, in anziehender Darstellung für seinen Stoff zu gewinnen, ein Stoff, den wir bereits in so meisterhaft fesselnder Weise von Schiller behandelt besitzen. Dem neuen Werk kommen dafür die Resultate der modernen Forschung zugute. Der Verleger hat durch zahlreiche Illustrationen noch besonders für das Interesse an seinem Unternehmen gesorgt.

— **Das Bühnenfestspiel, welches dieses Jahr in Bayreuth zur** Aufführung gelangt, hat das Interesse für eine der schönsten Sagen aus dem h. Grals- und Artuskreise in einer Weise rege gemacht, und namentlich die Bearbeitung der Sage durch die Dichtung Wolfram v. Eschenbach's derart in den Vordergrund gerückt, daß eine Schrift, welche beide behandelt — Sage und Dichtung — auf eine weitgehende Beachtung rechnen darf. Eine solche ist uns in der großen Abhandlung von Wilhelm Meyer-Markau: „Der Parcival Wolfram's v. Eschenbach" (Magdeburg, Heinrichshofen) geboten, welche zuerst Wolfram's Leben und Wirken, dann die Grals- und Artussage, endlich das Gedicht inhaltlich und kritisch behandelt. Der Verfasser, ein bekannter Forscher auf dem Gebiete der mittelalterlich-klassischen Literatur Deutschlands, hat uns ein feines Bild der Zeit und Dichtung vor Augen gestellt und die Sage namentlich so klar zum Verständniß gebracht, daß Richard Wagner für diesen vorzüglichen Kommentar zu seiner Dichtung, dessen sie gar sehr bedarf, zum höchsten Danke verpflichtet sein muß. Die Arbeit, obwohl von einem Gelehrten, ist in so ansprechender, faßlicher Weise durchgeführt, daß sie den weiteren Kreisen der Gebildeten sich als beste Orientirung empfiehlt.

— **Die modernen Reisehandbücher, das läßt sich nicht leugnen,** haben ein gutes Stück geographischer Kenntnisse in weite Kreise getragen, — viele Menschen haben weit mehr aus den rothen Büchern gelernt, als aus den Lehr- und Handbüchern der Geographie. Die stattliche Reihe solcher rother und brauner Bände auf unseren Bücherregalen ist uns stets ein reicher Quell der Belehrung und Orientirung gewesen. Dieses Moment der über den Tag und die Reisezeit hinausreichenden Bedeutung jenes besondern Literaturzweigs, den wir aus England überkommen, aber sehr selbstständig ausgebildet haben, mußte auch einmal laut anerkannt werden. Auch jeder Führer in einer Stadt ist uns eine willkommene Erweiterung unserer Orientirung auf geographischem Boden, namentlich über Städte, die außer dem Bereich unserer Bädeker und Meyer liegen, wie wir eben jetzt einen solchen „Fremdenführer durch Buenos Ayres" von Ernst Nolte (Buenos Ayres, Deutsche Buchhandlung) erhalten, der uns die Hauptstadt Argentiniens in ihrer reichen Entwicklung recht lebendig durch das umfassende Detail vor Augen führt, wie es eben kein Reisewerk, kein geographisches Handbuch thut. Namentlich haben wir mit Vergnügen bemerkt, welch' hervorragende Rolle das Deutschthum in Buenos Ayres spielt, und wir sind schon darum dem Herausgeber, der es so trefflich vertritt, für die hübsche Gabe dankbar.

— **Der dänische Literaturhistoriker Georg Brandes, welcher seit** Jahren in Berlin wohnt, hat eine von anonymen Freunden zusammengeschossene Ehrengabe von jährlich 4000 Kronen auf zehn Jahre angenommen und versprochen, nach Dänemark zurückzukehren.

— **Als Separatabdruck aus dem „Deutschen Herold" erschien** soeben im Verlage dieses Vereinsblattes in Berlin unter dem Titel: „Rückblicke auf die heraldische Ausstellung zu Berlin 1882" eine übersichtliche Schilderung derselben aus der Feder des ausgezeichneten Heraldikers Professor Ad. M. Hildebrandt. Das sehr niedrig im Preise gestellte Buch, mit einer guten Lichtdruckabbildung des heraldischen Zimmers ausgestattet, ist allen Besuchern der Ausstellung als schätzbare Erinnerung zu empfehlen.

— **Von der bekannten Madame Adam (Juliette Lambert) ist** vor einigen Tagen in Paris ein Buch erschienen, das den Titel: „Das Lied der Neuvermählten" führt, und zu welchem hervorragende Maler Frankreichs, Gustav Doré und Constant an der Spitze, die Illustrationen geliefert haben. Nachdem 400 Exemplare die Presse verlassen, wurden die Kupfer zerstört, der Satz vernichtet.

— **Zur Herausgabe der Korrespondenz B. Auerbach's ersucht** Friedrich Spielhagen die Besitzer von Briefen des Genannten um Einsendung derselben an Rechtsanwalt Auerbach, Berlin, Leipzigerstraße 103.

Bildende Künste.

— **Der Kunsthistoriker Professor Dr. Karl Woermann in Düssel**dorf wurde als Direktor der Dresdener Galerie und des Kupferstichkabinets ernannt. Die beiden Kunstinstitute, welche bisher getrennt waren, wurden nun in eine Hand gelegt.

— **In der Ruhmeshalle in Berlin hat Professor Anton von** Werner begonnen, für sein großes Wandgemälde, das in der sogenannten Herrscherhalle Platz finden soll, die ersten Aufzeichnungen zu machen. Außerdem sollen in den angrenzenden Räumen noch sechs große Wandgemälde ausgeführt werden, über welche aber noch nicht die näheren Bestimmungen getroffen sind. Wahrscheinlich wird also die künstlerische Ausstattung der Ruhmeshalle erst in mehreren Jahren vollendet sein. Professor Weiß hat dagegen seine Aufstellung in den unteren Räumen fast beendet. Professor Schaper wird dieser Tage die Skizze zu seiner zweiten allegorischen Figur, die in der Ruhmeshalle neben der Viktoria desselben Künstlers placirt werden soll, vollenden. Diese zweite Figur stellt die Treue dar. Eine weibliche Gestalt, deren Züge ein feierlicher Ernst, gepaart mit Milde und Sanftmuth, verklärt, blickt sinnend zu der benachbarten Viktoria hinüber. Ein mit einem Adler gekrönter Helm, unter dem die Zöpfe hervorquellen, schmückt das Haupt, während der Körper in ein ziemlich anliegendes Gewand, das die rechte Schulter und den linken Fuß frei läßt, gehüllt ist. Die rechte Hand faßt das kurze Schwert, das auf den Knieen liegt, während im linken Arm Szepter, Lorbeer, Palmen und Kaiserkrone ruhen. Außer diesen beiden Allegorieen werden vom Professor Reinhold Begas für denselben Saal noch zwei ähnliche Figuren angefertigt, welche die „Stärke" und die „Beständigkeit" versinnbildlichen sollen.

— **Aus der F. Xav. Zettler'schen k. bayerischen Hofglasmalerei** in München, dieser ebenbürtigen Nachfolgerin der weiland k. Glasmalanstalt daselbst, sind dieser Tage zwei Fenster hervorgegangen, deren figurale Kompositionen der k. Akademieprofessor A. Müller geliefert. Das größere ist für die St. Klarakirche in Stockholm bestimmt und zeigt in reicher architektonischer Umrahmung im Uebergangsstyl von der Spätgothik zur Renaissance die Anbetung des Kindes durch die heil. drei Könige, ganz oben aber Chöre singender Engel. Das kleinere Fenster ist im spätgothischen Style gehalten, zeigt im architektonischen Unterbau die Wappen des Stifters, eines Frh. v. Pelkoven und seiner Gemahlin zu Landshut sammt deren Schutzheiligen, dem heil. Wilhelm und der heil. Elisabeth, und als Hauptbild die heil. Magdalena, dem bei Simon speisenden Christus die Füße salbend. Beide Werke sind ganz dazu angethan, den über alle Welttheile verbreiteten Ruhm der Zettler'schen Anstalt zu bekräftigen und zu erhöhen.

— **Die Firma Amsler & Ruthardt läßt zur Zeit im Akademie**gebäude in Berlin das berühmte Werk des weiland Akademiedirektors Daniel Chodowiecki, „Die Reise nach Danzig, 1773", mit Bewilligung des akademischen Senats in Lichtdruckmanier kopiren, um dasselbe, welches aus 100 Blättern besteht, später auch weiteren Kreisen durch den Kunsthandel zugänglich zu machen.

Musik.

— **Das Musikfest in Brüssel, welches am 20. und 21. August** stattfinden soll, wird einen Chor von 400 und ein Orchester von 110 Mitwirkenden in's Feld stellen, mit letzterem die besten Kräfte der berühmten Konservatoriumskonzerte. Das Programm zählt folgende Hauptwerke: „Das Alexanderfest" von Händel, „Das deutsche Requiem" von Brahms, ein Chorwerk, „Die Rückkehr", von Ad. Samuel, „Hymne an die Schönheit" von Peter Benoit, eine Ouvertüre von Radoux, die Ouvertüre zur „Aulidischen Iphigenie" von Gluck und das «Ave verum» von Mozart. Als Gesangssolisten sind u. A. gewonnen: Frau Schröder-Hanfstängl und die Herren Bosquin und Belhomme, als Violinist der von der Bilse'schen Kapelle her bekannte Cesar Thompson, welcher das vierte Konzert von Vieuxtemps spielen wird.

— **Jules Massenet hat die Absicht, in die Fußstapfen Saint-**Saëns' zu treten und im nächsten Winter Deutschland, Berlin und Wien, zu besuchen, um hier symphonische Konzerte zu geben, in welchen er seine Orchestersuiten und Bruchstücke aus seinen Oratorien aufführen will.

— **Das k. Konservatorium in Dresden arbeitet sich unter der** tüchtigen Doppelleitung seines technischen Direktors Hofrath Pudor und seines artistischen Direktors Dr. Müllner immer mehr zu einer führenden Stellung herauf. Die letzten Prüfungen legten wieder Zeugniß dafür ab, sie fanden im Börsensaal statt; das Schlußkonzert in dem großen Gewerbhaussaal, er war ganz gefüllt. Obschon das Orchester schwierige Aufgaben zu bewältigen hatte — z. B. die Begleitung zu Molique's Cellokonzert und Brahm's Klavierkonzert Nr. 1, op. 15, D-moll, waren nur die Posaunen, die Pauken und ein Contrabaß in Händen von fertigen Musikern, alle übrigen Instrumente wurden von Schülern gespielt und zwar recht brav. Bekanntlich sind unter den Lehrkräften des Instituts die Namen Grützmacher, Rappoldi, Wolfermann, Blaßmann, Schmole, Demnitz, Scharfe, Rischbieter und vieler anderer rühmlichst bekannter Musiker Dresdens vertreten.

— **Der k. bayerische Major z. D. Max Freiherr v. Branca in** München hat eine höchst interessante Sammlung von Abbildungen aller Tonwerkzeuge von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart in einer übersichtlichen und klaren Form zusammengestellt und mit erläuterndem Texte versehen. Das leider z. Z. nur im Manuskript vorliegende Werk umfaßt 96 Tafeln mit 438 Abbildungen und erweist sich nicht nur für die Geschichte der Musik und für die Kulturgeschichte im Allgemeinen, sondern auch für Musiker und Fabrikanten von Musikinstrumenten, sowie namentlich auch Meister und Schüler der bildenden Künste von mehr als gewöhnlichem Interesse. Direktor v. Hefner-Alteneck vom k. bayerischen Nationalmuseum zu München und Universitätsprofessor Dr. v. Schafhäutl haben sich auf das Günstigste über das Werk ausgesprochen.

— **„Die sieben Todsünden" von Adalbert v. Goldschmidt werden** im nächsten Jahre in Paris zur Aufführung gelangen. Viktor Wilder ist mit der Uebersetzung des Textes beschäftigt, und die Musikerkreise sind auf dieses musikalische Ereigniß gespannt, da der Komponist hier sein Werk in Künstlerkreisen interpretirte und damit überall viel Anerkennung fand. Gounod ist der Protektor der Unternehmung.

Kultur und Wissenschaft.

— **Auf internationalen Konferenzen, die in Rom, Hamburg** und Bern stattfanden, wurde ein Programm von Beobachtungen ausgearbeitet, die in den Polargegenden zum Studium der Meteorologie und des Erdmagnetismus angestellt werden sollen. Auf Grund dieser Vereinbarungen rüsteten fast alle civilisirten Staaten wissenschaftliche Missionen aus, welche in diesem Jahre nach ihren Polarstationen abgehen werden. Deutschland hat für seine Mission einen Beobachtungsposten in der südlichen Polargegend, in Neugeorgien, gewählt. Frankreich will seine Station auf einer Insel nächst dem Kap Horn an der Südspitze des amerikanischen Kontinents, 56 Grad südlicher Breite, einrichten. Die Regierung verlangt zu diesem Behufe von der Kammer einen Kredit von 795,570 Franken. Das Personal der Mission soll aus vier Marineoffizieren, die im Observatorium von Montsouris zuvor einen besonderen Vorbereitungskurs durchmachen, dann aus einem Arzt, einem Naturforscher und zwölf Arbeitern verschiedener Handwerke bestehen. Die Beobachtungen würden im November beginnen und vorläufig ein Jahr dauern.

— **Am 8. November vorigen Jahres hat die italienische** (sogenannte) antarktische Expedition unter Lieutenant Bove Buenos Ayres verlassen. Die argentinische Regierung hat derselben eine Kommission beigegeben, welche die Küstenaufnahme von Feuerland sorgfältig revidiren soll, so daß die Flottille nun aus vier Schiffen besteht, der „Santa Cruz", welche speziell für die Küstenaufnahmen bestimmt ist, dem „Uruguay," welcher am Kap Horn zurückbleibt, dem „Cabo de Hornos", dem größten Schiffe, das in die antarktischen Gewässer vordringen soll, und einer Dampfbarke. Lieutenant Bove gedachte Ende des Jahres 1881 Kap Horn zu verlassen, um nach Süd-Shetland und Grahamsland zu segeln, Ende März dieses Jahres wieder in Feuerland einzutreffen und dort bis Mai sich aufzuhalten.

Erfindungen.

— **Der Erfinder der Mineralmalerei Adolf Kaim in München** hat seine Technik nun auch auf die Herstellung von Malleinwand ausgedehnt; auf diese Weise hergestellte Gemälde widerstehen der Nässe, allen Säuren, ja selbst dem Feuer.

— **Zwei jüngere Gelehrte an der Münchener technischen Hoch**schule, Dr. v. Miller und Dr. Hartz, haben eine Entdeckung gemacht, welche von großer praktischer Bedeutung werden dürfte. Sie stellten eingehende Versuche an, um das Geheimniß zu entdecken, wie im Mittelalter die feinen Goldfäden hergestellt wurden, eine Kunst, welche seit dem sechzehnten Jahrhundert verloren ging. Durch zahlreiche chemische und mikroskopische Untersuchungen dieser Goldfäden an mittelalterlichen Paramenten gelang es den genannten Gelehrten, das Geheimniß zu enthüllen. Die praktischen Versuche zur Neuherstellung gelangen vollständig, und die Entdecker ließen in allen civilisirten Staaten Patente für die praktische Verwerthung ihrer Entdeckung sich ausstellen.

Industrie, Handel und Verkehr.

— **Ueber die allgemeine russische Gewerbe- und Kunstausstellung** in Moskau schreibt man: Der Reihenfolge nach enthält die Ausstellung die Gruppen für Kunst, Unterricht, Landwirthschaft, Bergwesen, Manufakturerzeugnisse, Metallarbeiten, industrielle Erzeugnisse, Fabrik- und Handwerkerprodukte und Maschinen; außerdem sind besondere Abtheilungen geschaffen für die Hausindustrie, sowie für Polen, Finnland, Kaukasien und Turkestan. Betreffs der auf der Ausstellung vorgeführten Leistungen möchte ich folgendes Urtheil eines angesehenen Moskauer Professors zitiren, ein Urtheil, welches man in dieser oder jener Form in fast allen liberalen russischen Preßorganen ausgesprochen findet. „Ist diese Ausstellung eine wahrhaft russische, das russische industrielle Genie bezeugende Ausstellung?" fragt Professor Markownikow, worauf er selbst antwortet: „Das allgemeine Aussehen derselben, die Reichhaltigkeit und die Mannigfaltigkeit der ausgestellten Gegenstände, der hohe Werth einiger derselben machen den erfreulichsten Eindruck. Aber für einen russischen Besucher wird dieses Gefühl der Befriedigung durch die bittere Erkenntniß abgeschwächt, daß unsere Ausstellung deßhalb bloß ‚allgemein russisch' genannt werden darf, weil die Sachen, welche sie uns zeigt, auf dem russischen Boden gemacht sind, hauptsächlich aus russischem Material, aber zu unserem tiefen Bedauern von Unternehmern, die zum größten Theile nicht russischen Ursprungs sind, und mit fremden Werkzeugen. An der Fabrikation dieser Erzeugnisse hat das russische Volk, mit wenigen Ausnahmen, sich nur mit seiner Muskelarbeit betheiligt; die Führung der Fabriken und der Werkstätten dagegen gehört den Nichtrussen von Ursprung, den fremden Meistern und theilweise auch dem fremden Kapital." Diese „Nichtrussen von Ursprung" sind die Deutschen.

— **Die Umwandlung der Deutschen Kunstgewerbehalle in Berlin** in eine Aktiengesellschaft ist nunmehr vollzogen. Das Aktienkapital von 300,000 M. ist zum größten Theile bereits gezeichnet und mehrere der bedeutendsten Industriellen im Kunstgewerbe sind mit bedeutenden Beträgen in die Liste der Zeichner eingetragen. Die fachmännischen Leiter des Institutes werden nach wie vor Professor Döpler und Vogel und Architekt Prüfer bleiben; Direktor Fischer bleibt die technische Direktion. Man hofft zuversichtlich, daß durch Vermittlung des Geh. Rath Reuleaux eine Annäherung an den Verein für deutsches Kunstgewerbe möglich und das Institut schon binnen Kurzem im Stande sein wird, eine bedeutende Erweiterung seiner bisherigen Thätigkeit zu beginnen.

— **Der unter dem Namen List-Klub in Berlin in's Leben ge**rufene Verein für nationalwirthschaftliche Propaganda hat beschlossen, eine volksthümlich bearbeitete Ausgabe der Werke Friedrich List's zu veranstalten, welche ein Bildniß, die Lebensbeschreibung und eine ausführliche Darstellung und kritische Würdigung der Ideen unseres größten deutschen Nationalökonomen enthalten soll.

— **In den ersten Tagen des Juni haben dem „Wochenblatt für** Architekten und Ingenieure" zufolge die Arbeiten für die Ausführung der zweiten Brücke über den East River begonnen, welche, zur Verbindung von New-York mit Long Island bestimmt, demnächst ein ebenbürtiges Gegenstück zur Röbling'schen East Riverbrücke bilden wird. Die vier Kettenthürme sind in ihrem aufgehenden Theile vollständig in Eisen, und zwar in geschmiedetem Phönixeisen konstruirt. Die gesammte Länge der Brücke nebst den Anrampungen beträgt etwa 3050 Meter; die Lichtweite der beiden mittelst Ketten überspannten Hauptöffnungen beträgt etwa 224, beziehungsweise 188 M.; die Lichthöhe derselben über dem mittleren Wasserspiegel etwa 52,5 M. Das im Ganzen 23,1 M. breite Querprofil

der Brücke vertheilt sich auf zwei Eisenbahngeleise zu je etwa 4,25 M.; zwei Fahrbahnen zu je etwa 5,8 und zwei Fußstege zu je etwa 1,5 M. Der Entwurf zur Brücke rührt von den Ingenieuren T. C. Clarke und A. Bonzano her. Die Gesammtkosten der Brücke werden 6,000,000 Dollars betragen. Dr. Thomas Rainey hat sich zur Herstellung der Brücke binnen eines Zeitraums von $2^1/_2$ Jahren kontraktlich verpflichtet.

Gesundheitspflege.

— **Mr. King, ein Arzt der Vereinigten Staatenarmee, hat** unter dem Titel: «Influence of locomotivs on malaria» eine Schrift veröffentlicht, in welcher er, unterstützt durch ein reiches statistisches Material, darzuthun sucht, daß durch den Einfluß der Lokomotiven und sonstigen Feueressen der Eisenbahnanlagen sich das Klima einer Reihe von Städten der Union, namentlich von New-York und Philadelphia, verbessert habe. Der französische Gelehrte Léon Colin pflichtet in der «Gazette hebdomadaire de médecine» im Allgemeinen dem amerikanischen Arzte bei und weist darauf hin, daß das Anzünden von Feuern schon längst als ein Mittel zur Zerstörung der Miasmen bekannt sei. In Rom trete das Fieber in den bevölkertsten Stadttheilen, wo sich die meisten Feueressen befänden, am wenigsten auf. Auch auf Civitavecchia und die Umgebungen der Bahnhöfe hätten die Eisenbahnen günstig gewirkt.

Militär und Marine.

— **Krupp hat ein Patent auf eine neue Gattung schwimmender** Batterieen genommen. Dieselben sind für die Vertheidigung der Küsten, Flußmündungen und Häfen bestimmt und verbinden mit größter Stabilität größte Sicherheit gegen Sinken. Die Batterieen bestehen aus einem kreisrunden oder vieleckigen Schiffskörper, welcher in verschiedene Abtheilungen getheilt ist, die ihrerseits eine größere Anzahl wasserdichter Luftkasten enthalten. Unter dem Schiffskörper hängt an schweren Ketten ein größeres Ballastgewicht, welches gehoben, gesenkt oder seitwärts gezogen werden kann, wenn die eine Seite der Batterie verletzt worden und dadurch an Schwimmkraft einbüßen sollte. Das Gleichgewicht wird alsdann durch das Ziehen des Ballastes nach der entgegengesetzten Seite wieder hergestellt. Im Nothfalle kann das Ballastgewicht auch auf den Meeresboden gesenkt oder von der Batterie ganz getrennt werden, wodurch diese entsprechend erleichtert wird. Auf dem Deck in der Mitte der Batterie ist ein sehr schweres Geschütz mit Krupp'scher Pivotlafette ohne Rücklauf aufgestellt. Dasselbe steht frei; doch ist die Mannschaft vor den Unbilden der Witterung durch ein leichtes Dach geschützt. Im Innern der Batterie befindet sich der Munitionsvorrath, welcher vom Lande oder von einem isolirt liegenden schwimmenden Magazin aus ergänzt wird. Die Batterie führt weder Maschinen noch Segel, sie muß daher stets durch Dampfer geschleppt werden.

Sport.

— **Mit dem Rennmeeting zu Hannover ist der erste Abschnitt** der Turfcampagne des Jahres geschlossen. Unter den Siegern auf deutschen Bahnen steht Trachenberg obenan mit 55,235 M., es folgt Taurus, der in Deutschland 22,000 M., in Oesterreich-Ungarn 17,250 fl. Oe. W. gewann. Der dritte ist Pancake mit 16,690 M. und 5480 fl. Oe. W. Schwarzkünstler brachte 13,290 M., doch war der Graditzer Hengst leider in den klassischen Rennen des Jahres nicht engagirt. Unter den Steeplern hielt Lady Mary II. die Tête mit 15,485 M., wie ihr Besitzer, Herr v. Tepper-Laski, mit 24 Ritten und 16 Siegen an der Spitze der Herren Reiter steht.

— **Die Jährlingsverkäufe, denen auch bei uns von Jahr zu** Jahr höhere Bedeutung beigelegt wird, nahmen in letzter Zeit das Interesse der Sportsmen in Anspruch. Der Durchschnittspreis für verkaufte Fohlen betrug in Kisbér 4500 fl. (ca. 8000 M.), in Harzburg 4628 M. Die Aufzucht des großherzoglich mecklenburgischen Gestütes zu Rabensteinfeld brachte 4300 M. pro Kopf, die des Baron Biel 2850 M. und die des Basedower Gestütes 2338 M. Die Frederiksborger Jährlinge (Frederiksborg bei Kopenhagen), welche früher nie mehr als 1150 Kronen im Durchschnitt eingebracht hatten, wurden in diesem Jahre mit $2164^1/_4$ Kronen pro Kopf im Durchschnitt bezahlt. Die Werthe der Jährlinge in England standen in diesem Jahre meistens gegen frühere zurück und nur beim Verkauf der Aufzucht des Blankneygestütes wurden für die Hermitsprossen besondere Preise erzielt. So brachte eine Fuchsstute von Hermit a. d. Adelaide 3600 Guineen (ca. 75,000 M.), ein Hengst aus Adelaidens Schwester 2000 Guineen. Im Durchschnitt wurden für 13 verkaufte Fohlen 1061 Guineen pro Kopf erzielt.

— **Der zweite Theil der Renncampagne beginnt auf dem Hei**ligendamm bei Dobberan am 8. August, dann folgt mit den Zwischenstationen von Gotha und Frankfurt a. M. Ende des Monats Baden-Baden.

— **Das Programm der von der Rudergesellschaft „Germania"** zu Frankfurt a. M. ausgeschriebenen Regatta, welches kurz vor dem Nennungsschluß eine Umgestaltung erfahren, umfaßt 9 Konkurrenzen, sämmtlich ohne Beschränkung in der Nationalität der Bewerber.

Mode.

— **Früher war es eine fast selbstverständliche Thatsache, daß** Paris die Wiege sämmtlicher neuer Moden war. Seit einiger Zeit tritt London ab und zu mit in die Konkurrenz. Die Rubens- und Vandyck-Hüte wurden zuerst in London getragen, und das ganze Kate Greenaway-Genre ist gleichfalls unbestritten englischen Ursprungs. Auch die ästhetische Toilettenrichtung erschien zuerst in England, und die neue Kleiderreform wurde einer Engländerin, Lady Harberton, inaugurirt. Daß die beiden letztgenannten Genres nur eine beschränkte und ziemlich geringe Zahl von Anhängerinnen haben, ist eine Sache für sich, jedenfalls sind sie jenseits des Kanals entstanden.

— **Aus Athen berichtet man die Entstehung eines gegen den** überhandnehmenden Luxus gerichteten Frauenvereins. Einige hundert Damen der besten Gesellschaftsklassen, meldet man, sind dem Verein beigetreten, eine Thatsache, die unter den unglücklichen attischen Familienvätern den günstigsten Eindruck gemacht hat. Bis jetzt galt die würdige Pallasstadt als das Non plus ultra weiblicher Eitelkeit. Man hungerte, man darbte eher, als daß man auf all' den Tand, mit dem sich die heutige Mode drapirt, hätte verzichten wollen. Nirgends vielleicht in ganz Europa werden mehr echte Spitzen, größere Quantitäten Lyoner Seide und Wiener Handschuhe konsumirt, als in diesen idyllischen Gefilden, wo der Gatte eigentlich zu nichts weiter da ist, als die weiblichen Rechnungen zu bezahlen. Das soll nun aufhören. Statt der Seide wird man der billigeren Wolle wieder zu ihrem Ansehen verhelfen. Hauptsächlich soll der kostspielige Hutschmuck vereinfacht werden, indem man die theuren Feder-, Vögel- und sonstigen thierischen Ornamente durch eine geschmackvolle Bandgarnitur oder auch durch eine Wollstickerei zu ersetzen gedenkt. Ferner soll der Handschuhverbrauch, den die Statuten als naturwidrig auf den Index gesetzt haben, auf ein Minimum beschränkt werden. Wenn es nur nicht bei diesen guten Vorsätzen sein Bewenden hat!

— **Die Gesellschaftstoiletten werden jetzt fast so weit geschnitten, wie** man es in der Zeit der Krinoline gewohnt war. Vorn und an den Seiten fallen die Röcke allerdings noch ziemlich eng anliegend herab, aber hinten herum sind die Unterröcke so steif gestärkt und mit getollten Volants versehen, daß die hintere Basis der modernsten Röcke fast einen Meter weit von den Füßen absteht. Beim Tanzen z. B. ist der Effekt dieser veränderten Form viel graziöser, als der der engen Röcke, deren Ränder um die Füße schlugen, während die gepufften oberen Arrangements sich durch die Luftbewegung ballonartig füllten und die Hüften in unschöner Weise umdrängten. Die breiteren Basen der Figuren machen auch eine etwas größere Coiffüre nöthig, und so sehen wir denn auch bereits wieder Puffenchignons und einzelne Locken, losere Flechten und Haarbandeaux, so daß die Köpfe auch einen größeren Umfang haben, da sie, wenn sie zu klein sind, grotesk aussehen auf den zu breiten Umrissen der ganzen Erscheinung, und für richtige Proportion und Harmonie der Linien muß stets gesorgt werden, soll etwas Schönes erzielt werden. Die Röcke werden so kurz getragen, daß man die gestickten und gemusterten Strümpfe sieht. Das Modernste für die Abendchaussüre sind schwarze Atlasschuhe. Für die Dekoration dieser Gesellschaftsschuhe muß man auch eine vorsichtige Wahl treffen, die sich ganz nach der Form des Fußes richten soll. Wer ein hohes, schön gebogenes Spann hat, thut wohl daran, Schuhe ohne Rosetten und Schleifen zu tragen, da dieselben die schöne natürliche Linie nur unterbrechen würden. Es empfiehlt sich für diese Damen ein bunt bemaltes Schuhblatt oder eine kleine, flache Stickerei aus Stahl- oder Goldperlen. Als Randdekoration ist eine glatte Reihe großer Perlen aus weißem Wachs, Stahl, geschliffenem Jais u. s. w. sehr schön, die in keiner Weise die Linie des Fußes stört. Damen mit flachem Spann müssen dagegen volle Schleifengarnirungen tragen, mit Blumen und Spitzen gemischt, und möglichst weit auf das Fußblatt hinaufgehend. Bei gemalten Schuhen kann man die bunten Dessins auch auf den Seiten und Hacken fortsetzen. Die Aermel der Kleider werden für den Salon immer kürzer, die Handschuhe demgemäß immer länger, da man, der heutigen Mode zufolge, den Arm nicht mehr unbedeckt sehen läßt.

— **Die roth-gelben, eigentlich lohfarbenen, Handschuhe sind die** neueste Modeabsurdität. Wir finden sie geradezu häßlich an einer Frauenhand und lassen sie uns höchstens bei den Herren zum Fahren und Reiten gefallen — aber sie sind modern und deßhalb sieht man sie ziemlich allgemein und zu allerlei Nüancen, zu denen sie absolut nicht passen.

— **Verständige Damen legen zu den neuerdings modern geworde**nen, vollständig tief und rund ausgeschnittenen Taillen ein Fichu aus Blondengrund oder Spitzen an, um so die Nachbarschaft zwischen Gesicht und Schultern zu verhindern. Auch die einfache Tüllwolke, die vor fünfzehn Jahren fast unentbehrlich schien, kommt zu gleichem Zweck wieder in die Mode, nur rivalisirt mit ihr der neuere spanische Spitzenshawl, dessen zarte Crêmenüance ungemein kleidsam ist, auf bloßem Hals und Schultern.

Denkmäler.

— **In Folge seines Aufrufs vom 10. März 1880 sind dem** Komite zur Errichtung eines Denkmals für den Dichter Joseph Freiherrn v. Eichendorff in Neiße Spenden, namentlich von auswärts, zugegangen, welche bis jetzt erst den Betrag von etwas über 4000 M. erreicht haben. Das von dem Bildhauer Kuno v. Uechtritz, einem in Dresden lebenden Schlesier, angefertigte Modell hat vorbehaltlich einiger Aenderungen den allgemeinsten, auch von dem aus den Professoren Schaper, Hähnel und Schilling zusammengesetzten Kunstrichterkollegium getheilten Beifall gefunden. Es schweben augenblicklich die Verhandlungen mit dem genannten Künstler. Das Komite kann dieselben aber nicht definitiv abschließen, wenn es nicht über ausreichende Mittel verfügt oder doch sichere Aussicht hat, solche aufzubringen. Nach dem Kostenanschlage soll die Ausführung des Modells in schlesischem Granit und Bronze mindestens 30,000 M. erfordern, je nach dem Material, welches dazu verwendet wird. Das Komite ruft daher nochmals den Kunstsinn und die opferfreudige Gesinnung der Verehrer Eichendorff's auf.

— **In Avignon wurde eine Statue Philippe de Girard's, des** Erfinders der Flachsspinnmaschine, und in Aubenas (Ardèche) die Statue Ollivier de Serre's, des Gründers der Seidenwürmerzucht in Frankreich, enthüllt. An der letzteren Feierlichkeit nahm der eben in die Akademie berufene Naturforscher Pasteur Theil, welcher sich durch die Entdeckung eines Spezifikums gegen die Seidenwürmerkrankheit um diesen Kulturzweig besonders verdient gemacht hat und in der Ardèche mit großer Begeisterung empfangen worden ist.

Gestorben.

— Dr. Ernst Haas, Bibliothekar am British Museum, in London, am 3. Juli, 48 Jahre alt.

— Gustav Eickfeld, Hüttenfaktor, der Letzte des braunschweigischen Korps von 1813, am 7. Juli, in Braunschweig.

— Franz Hoffmann, bek. Jugendschriftsteller, am 11. Juli, in Dresden, 72 Jahre alt.

— Don Carlos Gonzalez Boët, bek. karlistischer General, auf Cuba, am 12. Juli.

— Professor Christian Andreas Schleisner, bek. Genremaler, in Kopenhagen, am 14. Juli, 81 Jahre alt.

— Hablot Knight-Browne, bek. Illustrator (unter dem Namen Phiz), in London, Mitte Juli, 67 Jahre alt.

Aussee im steyerischen Salzkammergut.

(Hiezu das Bild S. 880.)

Wohl keiner der zahlreichen Nebenflüsse, die der Alpen schäumend und brausend Gewässer dem alten Danubius zuführen, hat eine so liebliche Wiege, als der Hauptfluß des Salzkammergutes, die grüne Traun.

Von mächtiger Felswand, in schönem Schleierfalle herabstürzend und in drei Seen sich läuternd und klärend, den großen Grundlsee durchfließend, dringt ein Arm durch die harte Nagelfluh, während ein zweiter Arm aus dem von hohen Felswänden umrandeten Altausseer See, in dessen heller Fläche des Dachsteins glitzerndes Eisfeld sich spiegelt, austritt und durch von mächtigen Ahornen beschattete Auen sich schlängelt, ein dritter Arm aber aus öder, verlassener Moorgegend über moosbewachsene Felsblöcke sein schäumend Gewässer wälzt, und am Zusammenfluß dieser drei Flußarme liegt der liebliche Marktflecken Aussee.

In grauer Vorzeit schon wurden die reichen Salzquellen um Aussee ausgebeutet, und den Ansiedlungen der „Hallinger" verdankt auch Aussee seine Entstehung.

Diese überaus reichlich fließenden Salzquellen, die, wie urkundlich feststeht, von Privaten, von den zwei mächtigen geistlichen Stiftern Admont und Rein und auch von den Traungauer Herzogen ausgebeutet wurden, ließ namentlich den Landesfürsten, den Erben der Traungauer, den alleinigen Betrieb der Salzwerke wünschenswerth erscheinen, und so finden wir gegen das Ende des Mittelalters die „Hallinger" verdrängt, die geistlichen Stifter durch freien Salzbezug „auf ewige Zeiten" beschwichtigt und die Landesfürsten als alleinige Herren der Salzsiedereien zu Aussee.

Freilich haben dieselben, so namentlich des „letzten Ritters" ländererwerbender Enkel Ferdinand I., wieder manches Privilegium den von der Salzerzeugung auf eigene Faust ausgeschlossenen Bewohnern des zum Markte erhobenen Salzortes verliehen, und die schön gebauten Kirchen, namentlich der vielbewunderte gothische Altar der Spitalkirche mit seinem als hervorragendes Kunstwerk geschätzten Bilde, sowie die reich dotirten Spitalpfründen sind Zeugen kaiserlicher Munifizenz.

Auch die immer großartiger sich gestaltende Salzerzeugung sicherte den Bürgern manchen Erwerb und so gedieh der Markt, wenig behelligt von den Unruhen des großen Religionskrieges, nie heimgesucht von schweren Unglücksfällen, und selbst die Verlegung der Sudhäuser außerhalb des Marktes und die durch die in jüngster Zeit erfolgte Eröffnung der Salzkammergutsbahn entfallende Salzverfrachtung zu Wagen schädigte den Ort nicht bedeutend, denn seit den dreißiger Jahren des jetzigen Säculums erschloß sich dem Markte bereits eine andere Einnahmequelle. — Die überaus schöne Lage und Umgebung des Ortes, der, in einem Thalkessel gebettet, von Kalkriesen prächtigster Form eingerahmt ist, die Nähe der lieblichen klaren Gebirgsseen, die vorherrschende Windstille, die durch mächtige Tannenforste harzig durchwürzte reine Alpenluft, das harte, frische Trinkwasser und die heilsamen Salzsoolbäder lockten frühzeitig schon Naturfreunde nach Aussee, und als des letzten Kaisers „des heiligen römischen Reiches" Bruder, der allen Steyermärkern unvergeßliche Erzherzog „Hans", des Ausseer Postmeisters Ploehl Tochter freite, und nach seiner Reichsverweserschaft in Frankfurt a. M. sich hieher in die stillen Berge zurückzog und nur der Landwirthschaft lebte, da wurde der Fremdenzudrang immer lebhafter.

Die schmucke Tracht der Ausseer wurde auch von Sommergästen gerne getragen, des Volkes Lieder und Jodler auch von den Städtern gerne gehört und gesungen, und gar oft mußten die „Ausseer Pfeiferbuam" im Winter in die Residenz, um dort vor den „Herrschaften" Ausseer Weisen zu spielen.

Auch Nikolaus Lenau, der unglückliche deutsche Sänger, weilte oft und gerne hier; ein reizender, buchenbewaldeter Hügel ist ihm zum Gedächtniß „Lenauhügel" benannt.

Zahlreiche Villen und Landhäuser wurden an den schönsten Punkten der Umgebung und namentlich an den Seeufern erbaut, so die schöne Villa des deutschen Botschafters in Paris, Chlodwig Fürsten von Hohenlohe, und immer mehr und mehr steigerte sich der Zudrang von Kurbedürftigen und Sommerfrischlern, so daß der Bau eines Kurhauses, die Anlegung von Promenaden, aber auch die Einführung einer Kurtaxe nothwendig erschien. Und so ist Aussee ein Kurort geworden, der namentlich von solchen Kurgästen gerne besucht wird, die, auf das luxuriöse Leben im nahen Ischl gern verzichtend, im Genusse der Natur Erholung suchen und sich an dem mehr ländlichen Wesen Aussees erfreuen, welches bis heute glücklicherweise noch nicht verloren gegangen ist.

Viktor Konschegg.

Das Kloster Czenstochowo.

(Hiezu das Bild S. 881.)

Czenstochau oder Czenstochowo, ein Kloster des heiligen Paul des Eremiten im Gouvernement Kalisch des gegenwärtigen Königreiches Polen, das heuer sein fünfhundertjähriges Jubiläum feiert, ist der besuchteste Wallfahrtsort desselben und in allen slavischen Ländern berühmt. Es erhebt sich auf einer die Gegend weithin beherrschenden Anhöhe, dem Klarenberge, Jasnagura genannt, an der Warthe, welche hier, unweit der schlesischen Grenze, ein recht trauriges, trübes und schmutziges Gewässer ist.

In der reich dotirten Klosterkirche befindet sich das berühmte schwarze Marienbild, das zur Verehrung der schwarzen Madonna bei dem ganzen polnischen Volke Veranlassung gegeben hat; es ist wahrscheinlich byzantinischen Ursprungs. Nach der Sage ist es von Lukas selbst gemalt, im Besitze der heiligen Helena gewesen, dann durch den ruthenischen Fürsten Laon nach Belz in Galizien gekommen und endlich 1382 von dem Herzoge von Oppeln, Wladislaw, der das Kloster zu Czenstochowo gründete, hierhergebracht worden, um es vor den Tataren zu schützen.

Das Bild erlangte einen Namen, als es von den Hussiten geraubt (die ihm eine noch sichtbare Verletzung an der rechten Wange beibrachten), nachher aber auf wunderbare Weise zurückgebracht worden sein sollte; eine im Munde des Volkes erhaltene Sage berichtet über den Hergang folgendermaßen: Das Bild war von den Hussiten auf einen Karren gelegt worden, und sollte nebst anderen Beutestücken nach Schlesien geführt werden. Ungefähr tausend Schritte vom Kloster blieb jedoch der Karren ohne äußerlich sichtbare Ursache plötzlich stehen und war, trotzdem die Hussiten alle nur disponiblen Pferde vorspannten, nicht von der Stelle zu bewegen, das Bild jedoch war an dem Karren festgewachsen und mußte das Heer schließlich denselben mit seinem gesammten Inhalte im Stiche lassen. Als bald darauf die flüchtigen Mönche zurückkehrten, waren Karren und Bild versunken; doch zeigte die heilige Barbara dem Prior die Stelle, wo es zu heben sei, was auch mit Hülfe der Heiligen gelang, worauf dasselbe, das sich jetzt von einem einzigen Mönche mit Leichtigkeit tragen ließ, in Prozession zum Kloster geführt wurde. An der Stelle aber, wo es versunken war, sprudelte eine Quelle aus dem Boden, welcher das gläubige Volk noch jetzt wunderthätige Kräfte zuschreibt; das Wasser ist wohlschmeckend und auch bei der heißesten Witterung kühl und erfrischend, doch wird Einem der Genuß total verleidet, wenn man sieht, wie Leute, die mit allerhand Uebeln behaftet sind, als: eiternden Wunden, Ausschlag, triefenden Augen u. s. w., die betreffenden Gliedmaßen und Körpertheile in der Quelle baden. Neben letzterer, die von einer mit einem Kuppeldach geschmückten Kapelle überbaut ist, in der die ganze wunderbare Errettungsgeschichte in höchst primitiv-kindlicher Weise in Wandgemälden dargestellt ist, erhebt sich die, jetzt im Aeußeren sehr verwahrloste und zerfallene Kirche der heiligen Barbara, von uralten Linden und Eichen beschattet; einst von Wallfahrern ebenso besucht wie das stolze Kloster, jetzt ein trauriges Bild der Verlassenheit und des Verfalls. Ungefähr eine Viertelstunde von dieser Kirche und mit ihr durch einen breiten Fahrweg verbunden, erhebt sich Czenstochowo. Durch verschiedene, jetzt seit Aufhebung der Befestigungen freilich zwecklose Thore gelangt man in den großen Klosterhof.

In der Mitte desselben erhebt sich die aus drei Abtheilungen: der eigentlichen Klosterkirche (Presbyterium), der Kapelle der hl. Mutter Gottes von Czenstochowo und der Kapelle der hl. Mutter Maria von Guadaloupe (Sr. Marya Kodenska), bestehende Klosterkirche. Die interessanteste von diesen drei Abtheilungen ist die der Kapelle der hl. Mutter Gottes von Czenstochowo, welche das älteste und bedeutendste Heiligthum des Klosters, das obenerwähnte Bild, birgt; sie ist von Wladislaw Opolczyk im Jahre 1382 an Stelle der ursprünglichen hölzernen Kapelle errichtet, und zwar in gothischem Style, wodurch sie sich schon wesentlich von allen anderen, meist im Renaissancestyl aufgeführten Räumen des Klosters unterscheidet. Durch ein prachtvoll gearbeitetes, 20 Fuß hohes Bronzegitterthor ist sie in zwei Abtheilungen getheilt, von welchen die, die Kapelle mit dem Presbyterium verbindende größere späteren Ursprungs ist; der Bau derselben wurde an Stelle einer ursprünglich hölzernen Galerie von Matthäus Lubenski, späteren Primas und Erz-

bischofs von Gnesen, im Jahre 1641 begonnen; sie besteht aus einem in nicht ganz reinem gothischem Style erbauten, mit Gypsstuck und zwei Gemälden al fresco geschmückten Mittelschiff und zwei im Verhältniß zu der Höhe desselben etwas zu niedrigen Seitengalerieen und erhält ein sehr spärliches Licht durch ein einziges, sehr hoch angebrachtes Spitzbogenfenster, wodurch aber die hinter dem Gitter befindliche Abtheilung der Kapelle der Mutter Gottes, welche durch zwei große Rundbogenfenster ihr Licht erhält, um so heller beleuchtet erscheint, was einen sehr hübschen Anblick darbietet.

An den im Sommer besonders häufigen Wallfahrtstagen, wo der Andrang der Pilger ein so bedeutender ist, kommt man jedoch kaum dazu, Alles genau in Augenschein zu nehmen; das Gedränge ist nämlich im ganzen Kloster nirgends so groß, wie gerade in diesem Theile; es dauert zuweilen eine ganze Stunde, bis es Einem gelingt, die vier bis fünf Stufen, die von der Klosterkirche zur Kapelle führen, hinabzusteigen; ist man endlich in der Kapelle angelangt, so ist Vorsicht um so nothwendiger, da von den Pilgern viele sich platt auf dem Fußboden ausstrecken, um ihre Andacht zu verrichten, und man mit jedem Schritte Gefahr läuft, Einem oder dem Andern Hände oder Füße zu zertreten; nur zu oft geschieht es auch, daß in Folge der Hitze und des unerträglichen Gedränges Frauen, ja sogar Männer ohnmächtig werden und hinausgetragen werden müssen, was zuweilen kaum auszuführen ist; denn hat man es schon schwer genug, sich selbst durchzudrängen, so kann man sich wohl vorstellen, welche Schwierigkeiten sich dem Transport eines hülflosen Körpers entgegenstellen; jenseits der bronzenen Gitterthüre, in der eigentlichen Kapelle, ist das Gedränge, wenn auch groß, so doch nicht mit dem im Vorderraume zu vergleichen. Wer nun aber das so berühmte heilige Bild sehen will, der muß sich schon allen diesen Unannehmlichkeiten, die der Weg zu demselben mit sich bringt, aussetzen, da es nur während des Gottesdienstes enthüllt wird, für gewöhnlich jedoch von einem Vorhange aus Goldbrokat verdeckt wird, den der Priester eben nur während des Gottesdienstes aufheben darf.

Das auf einem Brette aus Cypressenholz gemalte Muttergottesbild, dessen an sich schon dunkles Kolorit im Laufe der Jahrhunderte fast schwarz geworden ist, hat drei Rahmen aus Goldblech, in denen nur die Oeffnungen für die Gesichter und die Hände ausgeschnitten sind, und welche dreimal im Jahre gewechselt werden. Die Rahmen, von denen immer zwei in der Schatzkammer aufbewahrt werden, unterscheiden sich in ihrem Aeußeren folgendermaßen: der eine ist besetzt mit Diamanten und Smaragden, der zweite mit Perlen und Rubinen, der letzte nur mit Diamanten, darunter einige von recht beträchtlicher Größe. Das Haupt der Mutter Gottes sowohl, als das des Jesuskindes auf ihrem Arm sind mit goldenen, diamantenbesetzten Kronen geziert; dieselben wurden 1717 aus Rom geschickt.

Das Bild mit seinem Rahmen ist in ein sehr schön gravirtes, ziemlich dickes und massives Silberblech eingelassen (ein Geschenk der Brüder Matthäus und Paul Dzialynski aus dem Jahre 1675); der Altar, eine Stiftung des Kanzlers Ossolinski aus dem Jahre 1648, ist im Renaissancestyl aus schwarzem Holze geschnitzt und mit acht silberplattirten Statuen und anderem Silberzierat reich verziert und einer großen Menge, der Mutter Maria geweihten Gaben, meist silbernen, auch vielen goldenen Blechen, meist mit halberhabenen Abbildungen kranker und genesener Körpertheile (darunter merkwürdig viel Herzen) behangen.

An Stelle der zu beiden Seiten des Altars eingelassenen Spiegel befanden sich früher zwei massiv-silberne Statuen, von denen eine den Apostel Paulus, die andere den heiligen Antonius darstellte; dieselben wurden von einer preußischen Kommission auf eine Million Thaler geschätzt und im Jahre 1812 zur Deckung von Kriegskosten konfiszirt.

Die Seitenwände der Kapelle sind mit rothem Seidendamast ausgeschlagen und mit Bildnissen und silbernen Wappenschildern wohlthätiger Stifter und freigebiger Spender ausgestattet. Sein Licht empfängt dieser Raum durch zwei große, hoch angebrachte Bogenfenster, deren Glasmalereien im Jahre 1861 aus Paris geschickt wurden und eigentlich für die Klosterkirche bestimmt waren; doch erwiesen sie sich für die kolossalen Fenster derselben zu klein und wurden in Folge dessen für die kleineren der Muttergotteskapelle verwandt. An der den Fenstern gegenüberliegenden Wand des Gewölbes befinden sich zwei uralte Fresken, die Darbringung Jesu im Tempel und die Geburt des Heilandes darstellend. Von den im Heiligthume hängenden Lampen ist die mittelste ein Geschenk vom König Jan III. aus dem Jahre 1669.

Ueberhaupt macht diese Kapelle, besonders wenn man aus der verhältnißmäßig einfachen Klosterkirche kommt, den Eindruck großen Reichthums und verschwenderischer Pracht. Einen vollständigen Einblick in die Reichthümer des Klosters gewinnt man aber erst bei dem Besuch sämmtlicher anderer Räume des mächtigen Gebäudes, besonders der Schatzkammer, welche an historisch merkwürdigen Reliquien, Edelmetallen und kostbaren Steinen unermeßliche Reichthümer enthält, die jedoch ohne obrigkeitliche Bewilligung von Seiten der russischen Regierung nicht veräußert werden dürfen.

Das Erntefest in Mecklenburg.

(Hiezu die Bilder S. 885.)

Um die Mitte des August beginnt die Zeit der „Streichelbiere", der Anfang der Ernte. Das Streichelbier besteht in einem geselligen Vergnügen, bei welchem dem Bier und Branntwein und dem Tanzvergnügen gehuldigt wird, hauptsächlich vom dienenden Personal, den Pferdeknechten, Dienstmädchen und den Hofjungen. Die meisten der Neueingetretenen sind erst zu Ostern eingesegnet worden und müssen sich in dieser Erntecampagne im Schweiße ihres Angesichts die ersten Sporen verdienen. Im Zimmer des Gesindes, das festlich geschmückt ist, wird möglichst rasch das Mittagessen verzehrt und Hofjungen und Mädchen erscheinen mit dem Erntekranz vor der Küchenthür; die Knechte sammeln sich und steigen hinunter zum Keller, Achtel Bier, sowie auch Branntwein in Flaschen heraufzuholen, um dann den Wagen, vor den zwei Ackergäule gespannt sind, mit den darauf geladenen Gefäßen zu schmücken und den Erntekranz in feierlichem Aufzuge vor die Hausthür der Herrschaft zu tragen. Hinterher folgt die Musik, Violine, Klarinette, Horn und Baß; vor den Fenstern wird still gehalten und ein hübsches, dralles Mädchen bringt dem Herrn den bändergeschmückten Erntekranz dar, begleitet von einem Gedicht, dessen Schönheit sehr primitiv. Die ganze Ceremonie gipfelt in einem: „Unser Herr soll leben, vivat hoch!" das dreimal wiederholt wird, das Gleiche gilt der Hausfrau und in gewissenhafter Reihenfolge dem jüngeren Geschlechte des Hauses. Dann folgen die Musikanten, begleitet von den Tänzern, und ziehen zum Kruge, dessen Eingänge mit Laub geschmückt sind. Hier herrscht nun, sowie der Tanz begonnen, das freieste Sichgehenlassen beider Geschlechter. Die Nationaltracht der Biestomer Bauern trägt viel zum Reize des Bildes bei: die kurzen rothen Röcke der Mädchen, schwarze Jacken, weiße Hüte, kaum eine Handbreit schwarz eingefaßt, und ellenlange Bänder, kleine, ausgeschnittene Hackenschuhe mit rothen Strümpfen, das sieht Alles sehr hübsch aus. Der erste Tanz ist ähnlich wie eine Polonaise, ein feierlicher Rundtanz, bei dem der Herr des Festes mit seiner Dame vorgeht, und wie der Herr mit seinen Leuten Freude und Leid theilt, so mischt er sich bei dieser Gelegenheit mit seiner Familie unter seine Leute. Davon erzählt unser Bild: der Herr ist zu seinen Leuten geritten, hat mit ihnen freundliche Worte und Händedrücke gewechselt. Zur Seite steht der Reitknecht und sieht mit Neid seine Liebste mit dem Jochen tanzen, und weiterhin Christian, dessen Uniform noch hübscher ist, als die seine, mit der netten Marie; doch er muß schweigen, denn der Herr ist da; auch Pluto sieht verdrießlich drein, der Staub und die Hitze, das ganze Treiben ist ihm zuwider, das Hühner- und Entenvolk läuft keifend hinaus, und nur die Kinder nehmen lebhaft Theil an dem Tanze, zu dem die Musikanten ihre lustigsten Weisen aufspielen.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aus der Schachwelt.

Der Deutsche Schachbund veranstaltet in Verbindung mit seinem dritten Kongreß zu Nürnberg 1883 ein Problemturnier, dessen Leitung die Herren Kockelkorn, Kohz und Kürschner übernommen haben. Die Problemkomponisten aller Länder werden vom Komite zur Betheiligung eingeladen.

Das Turnier besteht aus drei getrennten Abtheilungen und es ist den Bewerbern freigestellt, an einer oder mehrerer derselben, jedoch nur mit je einem Problem, sich zu betheiligen. Als Preise sind ausgesetzt: Erste Abtheilung (Fünfzüger) 120 und 80 ℳ, zweite Abtheilung (Vierzüger) 90 und 60 ℳ, dritte Abtheilung (Dreizüger) 60 und 40 ℳ — Außerdem erhalten die Bewerber, welche sich an allen Abtheilungen betheiligen, für die zwei besten Sendungen besondere Ehrenpreise von 100 und 50 ℳ — Jedes Problem muß eine direkte, bedingungslose Mattforderung enthalten und unveröffentlichtes Original sein.

Die Probleme sind, jedes auf besonderem Diagramm notirt, unter Beifügung der vollständigen Lösung, eines Mottos, sowie der Namensunterschrift und genauen Adresse des Verfassers, an den Vorsitzenden des Deutschen Schachbundes für 1883 Herrn Adolf Rögner in Nürnberg zu adressiren und müssen vor dem 1. Januar 1883 in dessen Besitz gelangt sein. Bis zu diesem Termine werden auch etwaige Aenderungen, Korrekturen ꝛc. berücksichtigt (Bewerber um die Preise für die besten Vollsendungen haben alle drei Probleme mit gleichem Motto zu versehen). — Die Entscheidung erfolgt gegen Schluß des Monats Juli 1883.

Brentano's „Chessmonthly", die treffliche amerikanische Schachzeitung, eröffnet das erste Heft ihres zweiten Jahrganges mit einer vorzüglichen Uebersetzung des Aufsatzes: „Das deutsche Schachspiel", welchen J. Dufresne kürzlich in diesen Blättern veröffentlicht hat. Im vorigen Jahre wurde von der transatlantischen Zeitung ein Problemturnier ausgeschrieben, dessen Entscheidung nunmehr erfolgt ist. Die Preisrichter Carpenter, Richardson, Dennis haben für vierzügige Probleme den ersten Preis den Herren J. Dobruski in Prag, den zweiten Franz Schrüfer in Bamberg, den dritten J. W. Abbott in London; für dreizügige Probleme den ersten Preis H. Lepretti in Marseille, den zweiten Moritz Ehrenstein in Budapest, den dritten Johann Obermann in Leipzig zuerkannt.

Die preisgekrönte vierzügige Aufgabe des böhmischen Autors, welche wir folgen lassen, ist eines der seltensten Meisterstücke.

Aufgabe Nro. 189.

Von J. Dobruski in Prag.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem vierten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 184:

(Schluß der Partie Steinitz — Zukertort.)

Weiß.	Schwarz.
	23) D. E 3 — G 1 †.
24) K. D 1 — D 2	24) D. G 1 n. G 2 †.
25) K. D 2 — E 3. Am besten .	25) T. C 8 — E 8 †.
26) K. E 3 — D 4	26) D. G 2 — E 4 †.
27) K. D 4 — C 5	27) D. E 4 — E 7 †.
28) D 5 — D 6	28) D. E 7 — E 5 †.
29) K. C 5 n. C 4	29) D. E 5 — E 4 †.
30) K. C 4 — B 3	30) T. E 8 — B 8 †.
31) D. A 3 — B 4	31) T. B 8 n. B 4 †.
32) C 3 n. B 4	32) D. E 4 — D 3 †.
33) K. B 3 — B 2	33) D. D 3 — D 4 † gewinnt.

Kartenspiele.

(Redigirt von A. Hertefeld.)

Auflösung der Aufgabe Nro. 39.

Skat.

Vorhand hat: vier Treff und vier Schellen; zweite Hand hat: Grün-Aß, Zehne, König.

1) Der Spieler in Mittelhand:

1. Stich: — 26

2. Stich: — 21

3. Stich: = 13

Summa: 60

2) Dasselbe Resultat ergibt sich, wenn der Spieler in der Hinterhand sitzt.

3) Der Spieler in der Vorhand muß mit Treff-Ober oder Schellen-König herauskommen. Das Resultat ist dasselbe.

Spiel-Briefwechsel.

Hrn. v. Mühlenfels auf Rügen. Besten Dank. Lösung richtig.

Karl König in Hamburg. Wir bitten um die Nummer der Skataufgabe. Wir erhielten in dieser Woche über hundert Briefe für Spielsport. Wie sollen wir fertig werden, wenn wir jede Aufgabe erst suchen müssen?

Vulgo in Weimar. Eichel-Solo geht über Null, und Grand mit Zweien über Nullouvert. Wenn nach Werth lizitirt wird, gilt stets das theurere Spiel.

C. Sch. in Leipzig. Ihre Karte, an die Ill. Ztg. in Leipzig adressirt, ging uns zu. Einen Jungen ausspielen, ist richtiger, daher 95 P.

Für freundliche Zusendung sagen wir unsern besten Dank den Herren: G. Kläbisch. Otto Rieber. Karl Freund. Rich. Rothe. Fritz Lackman. Grüner Junge.

Abonnent D. Sayer in Kr. Besten Dank!

R. G. in Stettin. Sonderbar! Gerade die Leser, welche die Aufgaben zu leicht finden, liefern stets falsche Lösungen. Sie lassen die Vorhand im dritten Stich die grüne Zehne stechen und im vierten Grün nachspielen. So lassen sich allerdings die Aufgaben leicht lösen. Ihr Prinzip der Lösung war aber das richtige.

Hrn. Ed. Wüstner in St. Louis. Im Sechsundsechzigspiel darf nur der Spieler, welcher am Ausspielen ist und bereits einen Stich hat, den Trumpf eintauschen. Lösung richtig.

Hrn. Oberst v. H. in Charlottenburg und W. R. in Braunschweig. Es gibt kaum ein Spiel der Welt, dessen Spielregeln so verschiedene Auslegungen erfahren und das zu so weitgehenden Kombinationen Raum gibt als der Skat. Die qu. Aufgabe wurde uns von einem unserer Leser eingesendet und fanden wir keinen Grund, dieselbe abzuändern. Wir kombiniren ganz anders wie Sie. Mit sechs Grün, einem Atout-Stich und dem blanken Aß wimmeln wir stets das Aß. Hat der Spieler das Grün-Aß, so ist das Spiel herum, sobald der Aide nur mit Augen einstechen kann, denn er wird doch auf Ihren sichern Atout-Stich eine Zehne wimmeln. — Sie haben aber auch das Eichel-Aß, welches Sie durch Einstechen hereinzubringen suchen; Sie müssen sich also die zweite Renonce schaffen, indem Sie das Schellen-Aß wimmeln. Spielt der Aide, was zweifellos, Schellen oder Coeur nach, so können Sie in der Hinterhand stechen und den Coup in Grün versuchen. Die grüne Zehne wimmeln und Schellen-Aß aufsparen, halten wir für kurzsichtige Politik, um so mehr, da das blanke Aß doch auf den ersten Hieb fallen würde. Rechnet der Gegner auf die Schellen-Zehne, was nach dem ersten Stich geradezu unglaublich erscheint, so können Sie doch nichts daran ändern.

Carl Mahna in Dresden. Solche Fehler darf der Spieler nicht machen.

D. Hamburger in Berlin. Sie verändern beliebig die Aufgabe. Die Matadoren liegen nicht im Skat und Sie verlieren doch.

R. v. St. in Ruhrort. Lösung nicht richtig. Den wunden Punkt fanden Sie selbst schon.

Catim clibocus. Ihre Lösung wäre richtig, wenn der letzte Stich vom Spieler gebracht wird. Der zweite Junge muß einen Stich machen und der dritte Mann talgt die Zehne. Das Resultat kann nur um zwei Augen variiren.

Rob. Nikuterski in Berlin. Furchtbar einfach! schreiben Sie und doch total falsch gelöst. Sie machen sich ja die Sache zurecht wie sie Ihnen paßt. Nach Ihrer Lösung gibt es zwei Eichel-Asse.

Richtige Lösungen sandten ein: Hr. Engel in Frankfurt a. M. Hr. Postsekret. Dieckmann in Leipzig. F. A. S. E. W. Skatkränzchen in Grabow. Oskar Säuberlich. C. H. Damm in Bochum. Mehrere Kurgäste der Dr. R.'schen Heilanstalt in Görbersdorf. E. Weg III. in Hamburg. H. E. Bockerodt in Mühlhausen. R. Dr. in Libau (Kurland). H. C. in Herdorf. H. B. in Gera.

Sylbenräthsel.

Aus folgenden Sylben sollen acht Worte gebildet werden, welche richtig untereinandergestellt in ihren Anfangsbuchstaben den Namen eines berühmten Dichters und Staatsmannes und in ihren Endbuchstaben dessen letzte Schöpfung nennen:

a, bad, bra, ei, da, dau, to, tor, ham, na, ny, le, o, phne, ros, sin, than.

Die Worte bedeuten:

1) Der Liebe Blüten keimten nicht in ihrem kalten Herzen,
Doch sproß der Helden schönster Schmuck aus ihren Todesschmerzen.

2) Ein treuer Freund und Bruder war er Judas größtem König,
Als böser Bruder neckt er heut Altenglands Stolz nicht wenig.

3) Er fuhr in alter Märchenzeit umher auf fernen Meeren,
Den Stürmen trotzt' er muthig und der Räuber wilden Heeren.

4) Ein Ritterschloß in Frankreich ist's, zu hohem Ruhm erkoren:
Des vierten Heinrich's Rath und Freund ward einst darin geboren.

5) Weit ehrte man zu alter Zeit des Patriarchen Namen,
Der Mann, dem dieses Räthsel gilt, entsproß aus seinem Samen.

6) Die Lerche bringt's, das Krokodil und auch der Floh zu Tage,
Die ganze Welt entkeimte draus nach alter Dichtersage.

7) Tiara war und Diadem dem Namen oft beschieden,
Heut bietet er mit milder Hand der halben Welt den Frieden.

8) Zu mächt'gem Strome eint sich's aus dreigetheilten Quellen,
Es netzten des Erlösers Haupt einst seine heil'gen Wellen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 42:

Handschlag.

Bilderräthsel 44.

Auflösung des Bilderräthsels 42:

Na, wie geht es Ihne? Na, so la la, wie nie vorher! A, na det is proper, mag's imma Ihna nit a so lamentabel in Ihren alten Tagen gehen, wie's mir alleweile geht.

Briefmappe.

Hrn. G. Merk. in A. F. A. Brockhaus in Leipzig, List & Francke, T. O. Weigel, K. F. Köhler in Leipzig, Stargardt in Berlin, Butsch Sohn in Augsburg, Baer in Frankfurt a. M.

Frau Gräfin P. in S. Die Blumen in Ihren Vasen über zwei Wochen frisch zu erhalten, gibt es ein einfaches Mittel: Sie werfen jeden Tag, wenn Sie das Wasser wechseln, eine starke Messerspitze voll salpetersaures Natron hinein. Leider läßt sich das Mittel nicht auch auf den Teint ausdehnen.

J. M. Rheydt. Bei Angabe Ihrer genauen Adresse wird Ihnen unsere Expedition auf Wunsch gern ein Verzeichniß der noch vorräthigen älteren Jahrgänge franko übersenden. Klencke, das Weib als Gattin, Preis gebunden 6 M.

Hrn. Gutsbesitzer K. in Wernsdorf bei Tharau. Die Schädlichkeit des Bussard ist ein Thema, welches schon seit langer Zeit Streitobjekt zwischen Naturforschern und Jägern bildet. Sie führen die gewöhnlichen Behauptungen zu Gunsten des Bussard an, welche theilweise schon völlig widerlegt sind. Selbst L. Martin, der warme Fürsprecher dieses Raubzeuges, gibt die Schädlichkeit während und nach der Satz- und Brutzeit zu. Sie hätten sich zuvor in den Jagdzeitungen, besonders in der neuen deutschen (Berlin, R. v. Decker's Verlag) informiren sollen. Wir können das Thema doch nicht hier diskutiren. Unumstößliche Daten sprechen nicht nur für den Willen, sondern auch für die Fähigkeit dieses Vogels, Schaden anzurichten. Ihren negativen Beobachtungen stehen positive gegenüber.

Turfist in Wien. Lassen Sie dem Manne sein Vergnügen — die Trauben sind einfach sauer. Mit Spekulationssport und anrüchigen Sachen befassen wir uns nicht. Es wäre übrigens wünschenswerth, wenn der gute Mann etwas geographische Studien machte, sowohl in Holland wie in Skandinavien. Christiania liegt nicht in Schweden. Mit Arroganz allein ist es nicht abgemacht und die Leute glauben es nicht immer, wenn man es ihnen auch noch so oft selbst sagt.

Unglückliche neunzehnjährige Braut. Wenn wir uns auch geschmeichelt fühlten, daß Sie uns zum Vertrauten Ihrer Herzensgeheimnisse machten, so durften wir Ihnen doch nicht einen Rath geben, der auf Ihren Entschluß entscheidend gewirkt hätte. Wir würden dadurch eine zu große Verantwortlichkeit auf uns geladen und vielleicht würden Sie uns später bittere Vorwürfe gemacht haben, wenn wir Ihnen den Rath gegeben, den Sie offenbar wünschten; jetzt haben Sie wohl bereits die Entscheidung getroffen und es ist besser, daß Sie nur dem Drange Ihres Herzens gefolgt und die Kette gebrochen oder ein Opfer gebracht, das sich durch das Bewußtsein reichlich lohnen müßte. Es war uns schmerzlich genug, Sie im Stiche lassen zu müssen. Ihre weiteren Schicksale zu erfahren, würde uns von höchstem Interesse sein.

„Der kleine Eisbär“ träumt von keinem Glück unter Kastanien, er ist ganz zufrieden mit seinen Eichenbäumen; mit diesem Glück fallen auch die vielen Bitten um Vermittlung der Adresse, die an uns gerichtet wurden.

P. P. in Köln. Der Jahrgang ist noch zu haben. Holtzmann, Deutsche Mythologie, Leipzig 1874.

Amor in Noth. Der Herr darf wohl zuerst bei der Tochter um die Hand anhalten, ehe er die Eltern befragt: denn zuerst muß er der Tochter sicher sein.

Hrn. Dr. W. K. in Lindau. „In Gänze“ ist allerdings ein furchtbares Wort, das auch im Beamtendeutsch nicht vorkommen sollte.

Hrn. G. B. in Kassel. Um Ihre Frage beantworten zu können, müßten wir Ihre ganzen Neigungen und Studien kennen. Meyer's „Rheinlande“, das Sie zum Besuch mitnehmen, orientirt Sie am besten.

Hrn. Grafen P. v. J. in R. Um Pferde und andere Zugthiere gegen die Angriffe von Fliegen und Bremsen zu schützen, ist das wirksamste Mittel das sogenannte Cadeöl. Man braucht davon nur einige Tropfen in die Nase, in die Ohren, den Bauch und andere empfindliche Theile einzureiben. Die Wirkung ist nicht bloß sicherer, sondern auch dauerhafter als bei anderen empfohlenen Mitteln. Das Cadeöl, das durch Destillation von Wachholderholz gewonnen wird, hat einen starken Geruch und ist sehr billig.

Frau Dr. Pl. in Oberwinter. Wenn er das Künstler- und Familien-Album „Die Wandermappe“ schon früher bezogen hat, so dürften Sie mit dem Pendant hiezu, betitelt: „Jahrmarkt des Lebens“, das Sie als Abonnentin zum Ausnahmspreis von 18 M. beziehen können, nur Ehre einlegen.

Hrn. Dr. R. in K. Senden Sie 'mal Einiges ein, dann erst können wir entscheiden.

Hrn. E. S. in St. Petersburg. Die Adressen kennen wir ebensowenig; wenn sie so bekannte Firmen sind, sollten die Briefe doch nicht zurückkommen. Die Leuchs'sche Buchhandlung in Nürnberg kann sie Ihnen wohl verschaffen.

Zwei Hamburgerinnen. Wir finden darin gar nichts Unpassendes: es ist besser, daß die Sache dadurch zur Entscheidung kommt. Oft bedarf es nur des ausgesprochenen Wortes.

Hrn. E. A. in Zwickau. Die Photographie kann Ihnen jede dortige Buchhandlung von Rügen verschreiben.

Hrn. H. in Budapest. In Deutschland kennen wir keine Universität, welche den D. in absentia verleiht.

Little Governeß. Lydia Layer, Anleitung zum Zuschneiden. Stuttgart, Nitzschke. Janowska, Handbuch der Aquarellmalerei, Stuttgart, Neff.

Frau Hanne P. in S. Es ist gefährlich, Zeugnisse an Dienstboten auszustellen, die nicht streng wahrheitsgemäß sind. Erst kürzlich wurde eine Familie, die ein solches Zeugniß ausstellte, und deren Empfohlene, da sie notorisch schon bei der ersten Herrschaft untreu war, vor Gericht kam, weil sie unterschlagen, um den ganzen Betrag (16,000 M.) bestraft.

Hrn. F. B. in W. Wir kennen die Gedichte nicht als Heine'sche. Ihr Gegner soll sagen, wo sie stehen.

Hrn. P. F. in Hamb. Wir haben so großen Vorrath, daß wir nicht immer sofort verwenden können.

Frl. Anna W. Das ist ein Druckfehler, also Huschy.

Kornblume. „Der kleine Eisbär“ versteckt sich auch uns gegenüber hinter dieses Pseudonym.

Abonn. J. K. in C. Die Reihe ist an mir, ebenso die Schuld.

Fr. Lina Hett in Kallakau. Wenden Sie sich an Dr. Eckstein in Leipzig.

Mimose in H. „Nun holt mir eine Kanne Wein“ ist der Anfang eines Liedes von Rob. Burns, das Freiligrath unter dem Titel: „Der Abschied“ übersetzt hat. Kücken hat es in Musik gesetzt. Zu beziehen durch jede Musikalienhandlung. Preis M. 1. 25.

Deutsche in England. Der Letteverein in Berlin kann Ihnen die besten Adressen angeben.

Helfende Freundin. Ihr Ameisenmittel haben wir bereits mitgetheilt.

Frl. H. F. in Gl. Wir werden Einzelnes verwenden.

Hrn. H. v. J. in S. Bilden Sie sich zum Holzzeichner aus, bei welchem Fach großes Verdienst ist.

Wißbegierige zu Lande. Das sind norddeutsche Provinzialausdrücke, die man bei uns nicht kennt und auch in keinem Wörterbuche kommen.

Abonnent M. H. in E. Wir haben wohl schon hunderte Mal Bücher genannt, aus denen man Französisch und Italienisch lernen kann. Blättern Sie in unserer Briefmappe.

Hrn. P. H. in E. Grüne Kerne, aus welchen Suppen bereitet werden, sind Korn, das nicht ganz zur Reife gerathen; es wird namentlich in rauhen Gegenden, wie im Odenwald, in schlechten Jahrgängen zu Suppenkost gesammelt.

B. in Aigle. Aigle wollen Sie nächsten Winter unter Einsendung der Bilder wieder anregen. Für diese Saison zu spät. Wir nehmen jede Belehrung und jede Kritik gern an, sofern dieselbe auf positiven Daten und entsprechender Kenntniß basirt. Auch wir möchten gern vom patriotischen Standpunkt aus Ihre Ansichten über unsere deutsche Pferdezucht theilen. Leider sind unsere Pferde aber von Oesterreich-Ungarn in den letzten zehn Jahren so gepeitscht worden, daß selbst Trachenberg's Sieg und Aneroide's Niederlage nur wenig an der Lage ändern kann. Wir fürchten, daß Taurus beim nächsten Zusammentreffen Trachenberg abfertigen wird. — Aneroide ist eine Dame, die nicht immer gut gelaunt ist. In Wien hat sie gezeigt, daß sie Taurus schlagen kann, wenn es ihr paßt. — Ueber Watts' Reiten behalten wir unsere Ansicht. Wenn Watts selbst anders denkt, so befindet er sich im Irrthum. Wer aber kritisirt und so scharf kritisirt, sollte vor Allem selbst fest im Sattel sitzen. — Pancake ist ein deutsches und kein österreichisches Pferd! — Ja freilich, schnell fertig ist der jugendliche Floris mit dem tadelnden Wort, verträgt aber selbst keinen Tadel und wirft grollend die Flinte in's Korn, wenn er korrigirt wird. — Die Herstellung unseres Blattes erfordert ca. drei Wochen und können wir nur Evenements im Sport notiren; dem Herren-Sport und der Armee würden wir somit wenig nützen können. Warum der Sport in Deutschland so mißkreditirt und auf den Hund gekommen ist, wissen wir ganz genau. Auch in kompetenten Kreisen ist man nicht im Unklaren darüber, wartet aber die Zeit zu einer gründlichen Reinigungsprozedur ab. — Die Wahrheit ist bitter; mit Verschiebungen und Vertuschungen wird jedoch keiner Sache gedient. Wir sprechen daher unsere Ansicht aus, selbst wenn sie nicht immer optimistisch klingt — aber freilich:

„Eh' bringst die Berge zum weichen
Und hältst die Erde still,
Als Jemand was beweisen,
Wenn er's nicht glauben will“ (sagt Floris).

Ein Mitbetheiligter in Bernau. „Illustr. Welt“ besteht seit 1853, „Ueber Land und Meer“ seit 1859. Ihre Frage: „Wann wird der Sportsman in Berlin Antwort erhalten?“ verstehen wir nicht. Uns ging keine Anfrage zu, die nicht sofort beantwortet wurde.

Hrn. Amtm. Fr. Rode in Mühlhausen. Die Schützen, welche mit dem Mausergewehr im Walhalla-Volkstheater zu Berlin gegen Ira Paine konkurrirten, hatten nur eine Minute Zeit (genau wie Paine). Die angegebenen Schüsse wurden also in einer Minute abgegeben. Die Uhr stand auf der Bühne und wurde vom Publikum die schärfste Kontrole geübt.

O. D. in Bunde. Die Gedichte mögen in engeren Freundeskreisen wohl gefallen; zur Veröffentlichung sind sie nicht geeignet.

R. Sp. in Wien. Wird gebracht.

O. K. in Oldenburg. Die neuen Gedichte stehen nicht auf der Höhe der früheren und wimmeln von falschen Bildern. So kann z. B. ein einzelnes „dürres Blatt“ nicht „vom Baume rauschen“, und ein schönes Mädchenauge nicht mit einem „still daliegenden Waldsee“ verwechselt werden.

M. A. in Breslau. Das kleinere der beiden Gedichte wird zum Abdruck kommen.

L. L. in Offenbach. Von den Gedichten wird eines: „Licht!“ erscheinen. Bei den anderen ist die Form nicht knapp und rein genug.

H. D. in Brünn. G. A. B. in Innsbruck. E. R. in Offenbach. H. C. in Fallersleben. Nicht für diese Blätter geeignet.

Es ist unmöglich, alle uns zugehenden, nicht verwendbaren Gedichte im Briefkasten zu verzeichnen. Die sinnlose Reimerei wird in Deutschland in's Unglaubliche getrieben und die meisten Manuskripte, welche man uns zu gütiger Beurtheilung einsendet, verdienen nichts Besseres, als sofort in den Papierkorb geworfen zu werden.

Bruno Goldammer in Geringswalde. C. Windel in Grünau. Anna Wahlmann in Hannover. Cara Gros in Frankfurt. Elena Baresowna in Hamburg. Louis Ostberg in Bocholt. Robert Frey in Ulm. Alfred Wendt in Wien. G. Goltermann in Hannover. Marie Goltermann in Hannover. Alexander Fanto in Holitsch. A. V. in Bromberg. Th. Zweytinger in Hüttensteinach. Rosamunde Hoh-Nunu in Dresden. M. Novak in Deveny-Ujfa, Budapest. A. Lange in Brüssel. Louis Siegel in Meiningen. Richard Günzel in Dresden. Johann Heintz in Brünn. Josephine Kalfuß in Wien. Alma Knechtel in X. Reinhardt in Zörbig. Richtig gelöst.

Gesundheitspflege.

Frau Maria K. in Freiburg i. B. Bei richtiger Pflege des Fußes, insbesondere bei Vermeiden des Tragens enger Stiefel, werden sich niemals Hühneraugen bilden. Vorhandene derartige Auswüchse müssen zu radikaler Beseitigung mittelst warmer Fußbäder erweicht und durch einen geschickten Hühneraugenoperateur mittelst eines Messers entfernt werden. Selbst sich zu behandeln, ist gefährlich.

Hrn. G. S. in B. Von dem Gebrauche der Salicylsäure als Mund- und Zahnreinigungsmittel ist man in neuerer Zeit wieder abgekommen, da es sich herausgestellt hat, daß der Zahnschmelz durch das Mittel angegriffen wird. Am empfehlenswerthesten zum Reinigen der Zähne sind Zahnpasten aus neutraler medizinischer Seife, zum Ausspülen des Mundes dagegen wohlschmeckende alkoholreiche Flüssigkeiten, wie Eau de Bôtot, Pfefferminzessenz, Melissengeist u. dgl. Von letzteren Mitteln setzt man einen Theelöffel voll einem Glase Wasser bei.

„Treuer Abonnent“ in Leipzig. Salicylsaures Schweißpulver (Bezugsquelle: Engelapotheke, Marktplatz, Leipzig) wird nach jeder Richtung den gewünschten Effekt herbeiführen.

Hrn. Pfr. St. in H. Alle fraglichen Mittel gehören in das Gebiet des unverfrorensten, nur auf Ausbeutung des Publikums gerichteten Geheimmittelschwindels. Genaue Auskunft gerade über die fragliche Firma finden Sie in der Broschüre von Dr. Franz Neumann in Karlsruhe über den Geheimmittelschwindel der Neuzeit.

Hrn. A. E. in Stuttgart, Helvetia und Austria in Luzern und Merkantilus in Temesvar. Derartige Dinge lassen sich nur nach persönlicher ärztlicher Untersuchung richtig beurtheilen. **Dr. St.**

Redaktion: Dr. Edmund Zoller in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Ankündigungen

pro 5mal gespaltene Nonpareillezeile M. 1. 80.



48. Band.
Vierundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1881—1882.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Die Jüngste.

Erzählung
von
Hans Wachenhusen.

(Fortsetzung.)

V.

Vierzehn Tage später hatte Herr von Waltersdorf mit seinen beiden Töchtern die Stadt verlassen, in welcher seltsamerweise nichts über die wahre Veranlassung jenes Duells bekannt geworden, und wieder vierzehn Tage später hatte auch Rautendorf, dem der Arzt zu seiner völligen Genesung ein mildes Klima gerathen, denselben Weg gen Süden genommen. — Die Waltersdorf'sche Familie hatte in Nizza im Hotel de France an der Uferpromenade für den ganzen Winter Quartier genommen, und das war für Rautendorf Grund genug, dasselbe Hotel zu beziehen.

Als die Familie ihn wieder sah, war er in derselben aufgeräumten Stimmung, derselbe heitere Erzähler; die letzten Ereignisse aber hatten ihn, wie er meinte, der Familie noch näher gebracht, und darin suchte er die Berechtigung, einen Grad mehr Wärme in den Ton zu legen, in welchem er zu den Damen sprach.

Daß er willkommen sei, hatte er aus Edith's Brief gelesen, den er wie eine förmliche Einladung betrachtet. Er deutete deßhalb Edith's Erschrecken bei seiner unerwarteten Ankunft zu seinen Gunsten und machte sich wenig aus dem fast unfreundlich staunenden Blick, mit welchem Daniela ihn empfing.

Herrn von Waltersdorf war er als Begleiter und Kavalier seiner Töchter, die ihn hier sehr beanspruchten, ganz willkommen. Derselbe überließ ihm die Mädchen und umgab sich in seinem Zimmer mit ethnographischer Lektüre. Ihm war es ein besonders interessantes Thema, die Geschichte und Geologie Liguriens an Ort und Stelle zu studiren.

Kein Wort wurde zwischen den Damen und Rautendorf über den letzten Vorfall in der Heimat gesprochen; Höfer's Name ward nicht genannt. Daniela war einsylbig gegen Rautendorf, sie begegnete ihm mit passiver Höflichkeit, denn was Edith ihr hartnäckig verschwiegen, argwöhnte sie aus einigen seiner leicht hingeworfenen Aeußerungen, daß diese nämlich selbst unbesonnen genug ihm Aufforderung zu kommen gegeben.

„Höfer, der arme, scheint bereits vergessen!“ seufzte sie, wenn sie Rautendorf an Edith's Seite über die Promenade des Anglais gehen und das Mädchen so lebensfroh auf das Meer hinaus schauen sah ... „Vergessen der beste Mann, der ihr sein Herz als Spielzeug hingab!“

Früher, daheim nämlich, hatte Daniela zuweilen noch einige Gewalt über Edith, wenigstens hörte diese ihre Vorwürfe oder Mahnungen an; hier in Nizza fehlte ihr selbst die Gelegenheit dazu.

Edith hatte Bekanntschaft mit jungen Mädchen ihres Alters angeknüpft, deren Mütter auch sie mit unter ihren Schutz nahmen, wenn man Wasser- oder Landpartieen machte. Edith konnte also die Schwester mit ihrer nervösen Stimmung entbehren und entzog sich derselben in ihrer Zerstreuungssucht, wenn Daniela ernstere Beschäftigung vorschlug.

Rautendorf fehlte natürlich niemals bei diesen Partieen. Er hatte seine Rennpferde kommen lassen, machte Aufsehen mit seinem Train und veranstaltete die glänzendsten Partieen. Daniela durchschaute ihn. Er bot Alles auf, um Edith's junges Herz zu berauschen, um aus demselben auch den Schatten eines Andern zu verjagen, wenn ein solcher noch da war, um sie nicht zur Besinnung kommen zu lassen, und so waren denn kaum vier Wochen vergangen, als das von Daniela Gefürchtete geschehen. — Edith trat eines Mittags schluchzend in das Zimmer der Schwester. Der Vater habe Rautendorf ihre Hand zugesagt, rief sie laut weinend, das Antlitz im Taschentuch vergrabend und sich in einen Sessel werfend. Sie habe ihm und Höfer doch erst vor Kurzem geschrieben, daß sie noch zu jung sei! Da habe sie doch ebenso gut den Letzteren heirathen können, der natürlich jetzt Ursache habe, ihr böse zu sein.

Und als Daniela sie schweigend angehört und Edith sich ausgeweint, beruhigte diese sich selbst; sie trocknete resolut ihre Thränen und stellte sich beleidigt.

„Es soll mir jetzt Alles gleich sein,“ rief sie. „Hätte ich eine Mutter, es wäre sicher anders geworden!“

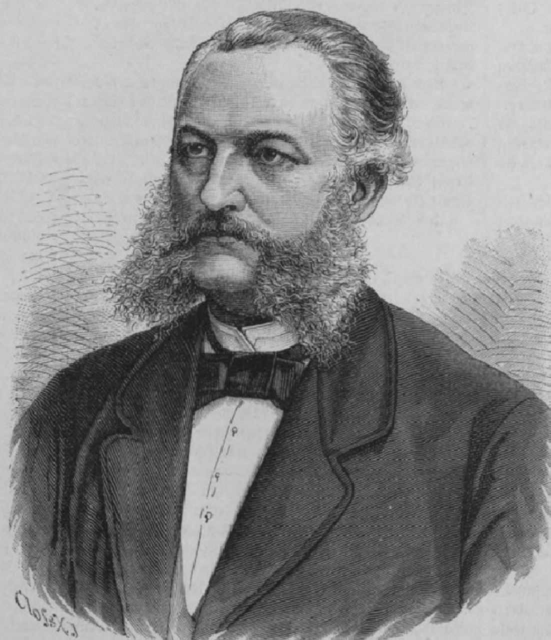
Daniela schaute sie strafend an.

„Edith,“ sagte sie strenge, „wenn Du hättest folgen wollen, so hätte mein Rath Dir der einer Mutter sein können! Gib Acht: wenn Du einige Jahre älter und zur Vernunft gekommen bist, wirst Du schwere Reue haben! Rautendorf, wie unterhaltend er für Dich sein mag, ist kein guter Mann. Sobald er Dich und Dein Geld hat, wird er Andere amüsiren, wie er Dich amüsirt hat, und sein Stallknecht wird ihm lieber und wichtiger sein als Du. Ein Mann, der kein Herz oder ein schlechtes hat, wird immer zuerst zum Frevler gegen seine Frau werden, weil sie die Wehrloseste ist.“

Edith hörte sie erzürnt an.

„Sobald er mein Geld hat?“ spottete sie. „Er ist ungeheuer reich!“

„Ich habe Anderes über ihn gehört! ... Ich will, wenn es auch zu spät sein mag, mit dem Vater sprechen, dem er gewiß in



Staatssekretär Burchard, Reichsfinanzminister.

Australien oder daherum begegnet ist und der gedankenlos ihm sein Wort gegeben."

Daniela erhob sich und ließ Edith allein, die, das Taschentuch in den Händen windend, ihr nachschaute, dann wieder auf den Sessel sank und in neue Thränen ausbrach.

„Es soll und muß aber ein Ende haben, mag ich noch so jung sein!" rief sie heftig. „Höfer hat mich furchtbar beleidigt nach dem, wie Rautendorf mir die Sache geschildert. Ich hätte ihm den Vorzug gegeben, weil ich ihn für besser hielt, als er ist, und deßhalb hatte er am wenigsten ein Recht, mich zu beleidigen und sich an Rautendorf zu vergreifen."

Als der Letztere kam, um auch von ihren Lippen sich die Bestätigung dessen zu holen, was er längst nicht mehr bezweifelte, empfing sie ihn mit Fassung. Daniela, die eben zugegen, erhob sich schweigend und entfernte sich. Sie wußte, daß sie überflüssig sei.

*

Rautendorf betrieb die Vorbereitungen zu seiner Vermählung um so eifriger und schneller, als ihm selbst Alles überlassen war.

Er hatte die Absicht, mit seiner jungen Gattin vom Mittelmeergestade eine größere Reise gen Süden zu machen. Herr von Waltersdorf behielt ja in Daniela eine sorgsame Pflegerin, wie er selbst wiederholt sagte.

Daniela nahm das mit demselben Gleichmuth hin, mit welchem sie Allem zu begegnen sich gewöhnte, da sie wußte, daß sie den Thatsachen sich fügen müsse. Sie fühlte sich kräftiger in der stärkenden Meeresluft zu Füßen der Seealpen und suchte jede Aufregung zu vermeiden; nur wenn sie sich unbeobachtet wußte, schaute sie wohl in schweigsamer Mißbilligung auf Edith's gedankenloses Treiben.

„Ich überlasse Dir gern die Prämie, die der Vater derjenigen seiner Töchter bestimmt, die am längsten bei ihm bleiben wird," hatte Edith ihr geantwortet, als sie noch ein letztes Mal ihr Bedenken gegen diese so frühzeitige Verheirathung geäußert. „Erspare mir auch Deine Gabe des Weissagens, die, wie Höfer mir einmal erzählte, die alten Deutschen den Frauen beilegten; es muß eben Jeder so glücklich werden, wie er sich selber macht."

Das hatte Daniela den Mund geschlossen.

„Ich werde dieser Prämie kaum bedürfen," sprach sie für sich, als Edith sie darnach verlassen. „Sie mag für diejenige von uns Schwestern aufbewahrt bleiben, die ihrer dereinst am meisten bedürftig sein wird, und Gott bewahre Dich davor, arme Edith, daß gerade Du es werdest!"

Rautendorf spielte inzwischen nach seiner Gewohnheit den Grandseigneur. Er war in seinem Wesen die größte Galanterie gegen seine Braut, die er mit Stolz über die Promenaden und in die Theater führte.

Auf seine Betheiligung an den Wettrennen verzichtete er seiner Vermählung wegen. Das Rennen sollte erst im Januar stattfinden. Er verkaufte deßhalb seine Pferde, erzählte auch, er habe sein Gut verkauft, um sich von allen Geschäftslasten zu befreien, da er mit seiner Gattin vorzugsweise Paris bewohnen und den Sommer in den Bädern verleben werde. Es war eben bei ihm Alles großer Styl.

Die Hochzeit fand auf beiderseitigen Wunsch nur in Gegenwart eines engeren Kreises hier gewonnener Bekannten statt. Rautendorf entführte an demselben Abend seine junge Gattin nach Florenz, um von dort aus die von ihm geplante längere Reise anzutreten.

Edith schied unter heißen Thränen von den Ihrigen. Sie hielt beim Abschied Daniela lange und heftig umschlungen. Diese küßte sie auf die Stirn. Sie wußte, Edith war von Herzen gut; des Vaters Abgekehrtheit von seinen Kindern und die Schmeicheleien der Anderen hatten dem jungen Geschöpf einen Eigensinn anerzogen, den nur die Erfahrung brechen konnte, und: möge sie ihr nicht allzu schwer beschieden sein! hatte Daniela oft im Stillen gewünscht.

Daß Edith ihren Gatten wirklich liebe, hatte der Schwester nie in den Sinn gewollt. Rautendorf war eben nur der Mann, dessen findiges Unterhaltungstalent das noch in allen seinen Pulsen nach Lebensgenuß fiebernde junge Wesen auf's Angenehmste zu zerstreuen verstand. Daß er ihr genügen werde, wenn ihr Verstand über das drangvolle junge Herz hinaus reifte, die Einsicht zu nüchternem Urtheil herausforderte und das tägliche Beisammensein ihn ihr in seinem wahren, berechnenden Charakter nicht mehr als den heiteren Gesellschaftsmann zeigte, das hielt sie für unmöglich, mochte Rautendorf selbst viel besser sein, als sie ihn glaubte.

„Du versprichst mir Eins, Edith, und das wirst Du halten," bat Daniela beim Scheiden. „Schreib' mir, wenn es Dir so um's Herz ist, als bedürftest Du einer mitfühlenden Seele! ... Nicht wahr, Du wirst es thun?"

Daniela kleidete absichtlich ihre Bitte in so allgemeinen Sinn, um sie bei der Trennung nicht zu verletzen, und Edith versprach. Sie riß sich weinend auch von dem Vater los, um dem Gatten zu folgen.

*

Schon am nächsten Vormittag, als Edith in Florenz noch schläfrig im weißen Morgengewande bei ihrer Chokolade saß und Rautendorf im Promenadekostüm zu ihr trat, um, wie er sagte, einige Freunde aufzusuchen, erschien er ihr weniger aufgeräumt als sonst.

„Ich denke, wir verweilen hier eine Woche, Edith," sagte er etwas zerstreut. „Wir gehen, wie ich Dir sagte, von hier nach Rom, Neapel, Palermo, dann nach Aegypten und Palästina; ich habe versprochen, Dir die Welt zu zeigen, und Du mußt sie kennen lernen als junge Frau. Ich möchte aber vorher alle meine Angelegenheiten ordnen, um Dich und mich nicht in unserem Genuß zu stören."

Edith horchte müde auf. Sie war so schläfrig, daß ihr der Gedanke an die Unbequemlichkeit der Reise lästig war.

„Hast Du das denn nicht Alles schon gethan? Du hast ja deßhalb Deine Pferde und Dein Landgut verkauft!"

„Allerdings, aber ich meine ... Ich habe aus Delikatesse davon nicht vor unserer Hochzeit gesprochen ... Ich meine, Du solltest den Vater um Ausfolgung Deiner Mitgift ersuchen, damit auch das in Ordnung. Wir können ja so lange hier in Florenz verweilen..."

Edith fand das ganz in der Ordnung. Sie hatte nichts darüber zu denken.

„Ich will's ihm schreiben," sagte sie apathisch, sich zurücklehnend und den Kuß hinnehmend, den er ihr auf die Stirn drückte.

Rautendorf's Absicht, in die Stadt zu gehen, war ihr ganz willkommen. Sie fühlte sich abgespannt und so allein selbst in seiner Gegenwart. Sie war so ganz herausgerissen und losgetrennt von der ihr seit der Kindheit gewohnten Umgebung, und Rautendorf, der seit gestern ihr Gemahl, er war ihr im Grunde doch ein fremder Mann.

Edith versank in einen sie so wohlthuend beschleichenden Halbschlummer, und da kamen die Traumbilder, wie sie die Wünsche des jungen Herzens herbeizauberten. Sie war herausgehoben, befreit aus dem Zwang des engen, väterlichen Hauses mit allen seinen kleinlichen Tagesbegebenheiten, befreit von der Vormundschaft Daniela's, wie lieb sie dieselbe jetzt auch zu haben meinte.

Und sie war die einzige der Geschwister, der die große, weite Welt sich öffnete! Während die anderen in ihren kleinen Garnisonen ein Leben in so engem, drückendem Rahmen führten und sich den Frauen ihrer Regimentschefs unterordnen mußten, gab es für sie keinen Raum, keine Fessel; sie wollte glücklich sein, Daniela's engherzigen Befürchtungen zum Trotz ...

Und darüber versank sie in tiefen Schlummer ...

VI.

Sechs Jahre sind seitdem verflossen. Wir betreten einen herrlichen, romantischen Sommeraufenthalt mitten im Herzen Deutschlands, in einem der schönsten Ländchen, das zu einer der schönsten Provinzen geworden, nachdem es im Jahre 1866 seine Unabhängigkeit verloren.

Ueppig grünes, lang hingestrecktes Gebirgsthal mit dunklen Edelkastanien, Nußbäumen und unabsehbarer Obstbaumkultur bestanden, dazwischen Rebengelände auf den sich zum Fluß senkenden Abhängen; einige Städtchen mit hübschen Kirchen, umgeben von weithin gedehnten Gärtnereien, Dutzende von Dörfern, Meierhöfen, einige auf Bergkuppeln über das Thal hinragende Burgruinen, sorgfältig gepflegte Chausseen, eine durch die Triften und die Waldpartieen sich schlängelnde Eisenbahn, und das Ganze belebt von einer glücklichen, die Armuth nicht kennenden Bevölkerung — das ist die Umgebung von Lichtenheim, dem freundlichen, von Waldbächen durchschnittenen Städtchen, das auf Grund seines stets gleichmäßigen Klimas und der Heilwirkung seines Wassers als klimatischer Kurort in neuerer Zeit vielfach von Denen gesucht wird, die eigentlich an nichts leiden und sich eben vor etwas bewahren möchten.

Die Häuser des sich an einen Hügel lehnenden Städtchens sind deßhalb fast sämmtlich zur Aufnahme von Fremden eingerichtet; sie sind sauber und in zwei Reihen mit ihren Fenstern dem aus dem Wald herabschäumenden Bach zugekehrt, dessen Ufer der Gemeinderath mit den schönsten Matten und frischen Blumenbeeten bekleidet hat.

Zu Dutzenden sind neue Häuser im Villen- oder Schweizerstyl von Spekulanten errichtet, eins sich an das andere reihend, nur getrennt von schattigen Gärten; das schönste von ihnen ist aber das Gasthaus „zum Schweizer" genannt, das auf einem niedern, von dichtem Buschwerk umkränzten Plateau sich an die Lisière des Waldes lehnt und die meisten Fremden hinter seinen mattgrünen Jalousieen beherbergt.

Alles ist sauber im „Schweizer", das Plateau als Garten umzäunt und mit gelbem Kies bestreut; Blumenrabatten, Boskets von blühenden Cannas, Riesenhanf und Philodendron wachsen wie kleine Inseln aus dem Kies, makellos weiß gebleichte Zelte dienen den „Kurgästen" als schattige Frühstücksplätze oder Abends beim Windlicht zu kleinen gemüthlichen Versammlungen. Die eisernen Balkons sind mit blühenden Oleandern besetzt, Kapuziner und Petunien strecken ihre Blüten am Fuß der Gitter über den Rand der Balkons, und erfrischend ist der Blick von hier oben südwärts auf die von Wasserbächen durchzogenen, blumenbesäten grünen Matten, westlich auf den gewaltigen Buchenwald, aus welchem zur Abendzeit das Rothwild heraustritt, um ungestört den frischen Quell zu suchen.

Der Wald reicht im Rücken des Hauses bis auf hundert Meter an den mit einer kleinen Meierei, der „Milchkuranstalt", besetzten Hof. Mandelkrähe, Elster und Heher wiegen sich, neugierig auf das Treiben im Hofe schauend, in den Aesten über dem zwischen dem Hofe und dem Walde gähnenden, längst aufgegebenen und von Moos, Flechten und Unkraut überwachsenen Steinbruch, von dem aus, wenn es dunkelt, Fuchs und Marder zwischen den Melaphyrspalten nutzlos die reich besetzte, aber gut verwahrte Volière umschleichen.

Pirol, Baumläufer und Fink singen den ganzen Tag in dem Buchenwald, in dessen von einzelnen weißen Birkenstämmen unterbrochenes Dämmergrau die Kurgäste von der hinteren Seite des Hauses hineinschauen, den ängstlichen Sprüngen des Eichhörnchens folgend, wenn der große Jagdhund des Hotels — Lump heißt er — seinem Instinkte folgend auf Sport ausgeht und bellend den Forst durchjagt, Alles in Schrecken versetzend, was in demselben kreucht und fleucht.

Man ist gut aufgehoben im Schweizer; er weist deßhalb bei Beginn jeder Saison eine Anzahl von Familien ab, die keinen Platz mehr finden. Die Wirthin selbst, Frau Elsbeth, trägt den ganzen Tag die schneeweiße Schürze, dazu ein sauberes Häubchen über dem freundlichen, wohlwollenden Gesicht, während Herr Schneckemann, ihr Gatte, überall ist, bald im Keller, bald in den Mansarden, bald in der Meierei, bald die ankommenden Gäste von dem tief unten am andern Ende des Städtchens liegenden Bahnhof abholend, um sie selbst zum Schweizer zu kutschiren.

Täglich kommt auch der Arzt des Hauses, der aus einer entfernten großen Stadt sich in jedem Frühjahr einfindet, um dem alten Kreisphysikus Konkurrenz zu machen, der übrigens auch die ganze Kundschaft nicht mehr besorgen kann. Doktor Höfer ist noch ein junger Mann von hübschem Aeußern, wie es einem Badearzt geziemt. Die erste Dame, die in der beginnenden Saison eintrifft, fragt jedenfalls: „Ist der junge Doktor schon da?" Und er rechtfertigt das Vertrauen, er hat etwas Gutmüthiges, Biederes im Gesicht, zugleich aber etwas Energisches, das seinen Patientinnen imponirt, die ihm oft den Kopf warm machen.

Man weiß, welch' eine Nothwendigkeit ein hübscher junger Arzt in namentlich von nervenschwachen Damen besuchten Kurorten ist. Doktor Höfer kam erst zum zweiten Mal in dieser Saison nach Lichtenheim, und sicher trug seine Persönlichkeit mit zu der Frequenz bei, deren sich der Ort zu erfreuen hatte.

Klimatische Kurorte sind ein großes Bedürfniß geworden, seit die Nerven nicht mehr vorhalten wollen. So eine Wintersaison in den großen, immer immenser werdenden Städten verbraucht den Menschen mehr als zuvor; alle Beschäftigungen der besseren Klassen werden mit den Nerven besorgt, alle Pflichten, alle Zerstreuungen

der Frauen greifen direkt die Nerven an, die, wenn der Sommer kommt, wieder gestimmt zu werden verlangen. Unser Schnellleben begehrt Stationen, Haltepunkte, um den Organismus verschnaufen zu lassen; wir sind im Allgemeinen zu schwach konstruirt für das, was wir zu leisten uns zumuthen, um uns selbst und der Gesellschaft gerecht zu werden. Wir müssen uns im Sommer kräftigen, um auf dem Posten zu sein, wenn im Herbst zu neuem Rennen gestartet wird.

Deßhalb müssen klimatische Kurorte sein und junge, namentlich hübsche Aerzte bringen bei den Damen die Nerven viel schneller wieder in Ordnung, als es zum Beispiel der alte grobe Kreisphysikus vermocht haben würde, der sich nie geträumt hatte, daß Lichtenheim noch einmal zum Kurort gemacht werde.

Manche Damen hätten den Doktor Höfer allerdings etwas zarter, gewissermaßen lyrischer gewünscht, denn er hatte in seinem Wesen etwas Knappes, aber im Ganzen war er doch liebenswürdig und unterhaltend. Es gab Damen, die er täglich besuchen mußte, obgleich ihnen die Milchkur und die herrliche Waldluft die nervöse Schwäche längst vertrieben. Es gab Andere, die der Vorsicht halber ihm täglich ihren Puls reichten und diesen recht lange in seiner feinen, weißen Hand ruhen ließen; noch Andere, die ihm zu rathen aufgaben, weil ihm der Grund ihres Leidens durchaus nicht erfindlich ward, wie oft sie ihm auch von ganz neuen überraschenden Symptomen sprachen, um ihm ihre Hülfsbedürftigkeit einleuchtend zu machen.

Auch ihm, so behaupteten die Einwohner der Stadt, bekam der Aufenthalt hier vorzüglich. Er war, sagten sie, nicht mehr so bleich und mager, wie sie ihn das erste Jahr hier sahen, als er seine Sommerpraxis suchte. Er war auch umgänglicher, gesprächiger, obgleich man ihm auch jetzt nicht nachsagen konnte, daß er zu viel rede; man hatte ihn auch im Verdacht, daß er im Stillen nach einer Frau ausschaue, und dazu war hier wohl der Ort bei so vielen nervenschwachen und blutarmen Damen.

Wie all' dem sein mochte, Höfer war unentbehrlich geworden, da keiner der Kurgäste mit dem unfreundlichen alten Physikus zu thun haben wollte, und so war er auch in diesem Frühjahr schon gekommen, als eben die ersten Gäste eingetroffen.

Es war um Mitte Juni, als Höfer gegen zehn Uhr Morgens in die Praxis ging. Er war vier Tage verreist gewesen, da er in die Nachbarstadt als sachverständiger Zeuge vor Gericht beschieden worden, und seine Patienten warteten auf ihn.

Sein Weg führte ihn heute wie gewöhnlich die einzige, von dem lustigen Waldbach durchzogene Straße hinauf.

Der Bach sprudelte und sprang ihm lustig über die glatt geschliffenen, in sein Bette herabgerollten Blocksteine entgegen. Bachstelzen, Meisen und Finken saßen auf den Steinchen und nippten aus der klaren Flut. Die Schleusen brausten und sprühten ihre Schaumperlen in den Morgensonnenschein und über die Holzstege, die als Brücken von der einen Seite der Straße zur andern führten. Waldkraut, trockenes Leseholz oder was sonst der Bach von oben aus dem Forst herabtrieb, wirbelte in der Flut zu Thal, und die Gassenjugend patschte bis an die Kniee zwischen den Steinen umher, um nach Forellen auszuschauen, die durch das Geräusch des Kurlebens längst verjagt worden.

Hüben und drüben saßen auf den hölzernen Terrassen oder Veranden, die von den sauberen, durch Gaisblatt, Epheu und glockenblütige Waldrebe beschatteten Häuschen herabführten, die Familien am Kaffeetisch und dankten freundlich Höfer's Gruß, und manches schmachtende junge Auge, in dessen Wimpern noch der Schatten des Traumes hing, schaute ihm theilnehmend nach, nicht begreifend, daß der arme junge Mann immer so allein sei.

Hie und da betrat er auch die Holztreppe, um sich nach seinen Patienten zu erkundigen, verweilte einige Minuten, wenn nichts vorgefallen, und setzte seinen Weg zum Schweizer fort.

Auf der Schwelle eines der oberen Häuschen begegnete ihm ein Gerücht, das eben im Begriff war, wie eine Lawine in die Stadt hinab zu rollen und die Nerven der Räthin Geyer in hohem Grade angegriffen hatte.

„Haben Sie schon gehört, lieber Doktor,“ rief diese, eine aufgeregte junge Frau, die über die Neuigkeit ihre Morgentoilette vergessen und in aufgelöstem Haar und sehr unvorsichtig über die Schulter geworfenem Peignoir, das mit Essenzen getränkte Taschentuch in der Hand, ihm entgegen trat ... „Aber es wird besser sein, wenn Ihnen mein Mann das erzählt; mich hat es zu sehr erschüttert!“ ... Mit gerötheten Wangen schaute sie in's Zimmer. „Rudolf, der Herr Doktor hat noch nicht gehört ... Sie verzeihen ... Es ist unglaublich! Man kann kaum ohne ein Gruseln davon sprechen!“ Sie führte das Taschentuch an die Wange und blieb doch, als ihr Gatte heraustrat, um zu ergänzen, falls derselbe in seiner Erzählung etwas Wichtiges vergessen sollte.

Höfer, auf eine Klatschgeschichte gefaßt, nahm ruhig auf der Veranda Platz, die Dame aber fand es doch besser, selbst das Wort zu behalten.

„Wie schade, wie schade, daß Sie verreist sein mußten!“ begann sie mit Aufregung. „Man schickte deßhalb zu dem alten Kreisphysikus, der erst gar keine Lust gehabt haben soll zu kommen!“

Höfer horchte ungeduldig, indeß er war die Erzählungsweise der Frauen gewohnt und überzeugt, daß die Sache nicht so arg sein werde.

„Na, das gehört ja einstweilen noch gar nicht hieher,“ rief der Gatte. „Also hören Sie, Doktor! Vor einigen Tagen ...“

„Nein, vorvorgestern war's,“ unterbrach ihn die Frau, „da traf im Schweizer eine junge Dame ein, die wir Alle wirklich reizend fanden. Wir sahen sie freilich nur ganz flüchtig, aber sie hatte so etwas Distinguirtes; sie war zwar sehr einfach gekleidet, doch sah man ihr die Dame von Stande auf den ersten Blick an ... Ein feines, schönes Profil, etwas bleich ... man konnte sogar sagen: sehr bleich, als sei sie von einer Krankheit erstanden. Schönes braunes Haar, ungemein schlank in der Taille, zum Umspannen, wohl kaum mehr als fünfundvierzig Centimeter, dabei in der Brust ganz voll gebaut, reizende Füßchen ... Sie trug ausgeschnittene braune Schuhe und resedafarbige Strümpfe, hellbraune Robe von Beige, auch mit Reseda garnirt, ein gelbes Fichü lose um den Hals geschlungen, saubere Spitzen am Halse, ein Strohhütchen auf dem dunklen Haar. Reizende Hände, sage ich Ihnen, Doktor! ... Man konnte sich in sie verlieben, denn sie hatte etwas in ihrem Wesen, was auf den ersten Blick für sie einnahm ...“

„Aber um Gottes willen, Frau, Du siehst, die Patienten warten auf den Doktor! Wenn ihm in jedem Hause nur ein Stückchen von der Geschichte vorerzählt wird, wie Du sie erzählst, wird er wohl bis zum Abend brauchen ...“

„Aber ich muß doch sagen!“ ... Die Dame überlegte, wie sie sich kürzer fassen könne. „Also, wir sahen sie nur, wie sie gegen Abend eine Promenade in der Platanenallee machte ... ganz allein, wie sie gekommen. Sie erwartete erst später ihre Verwandten, hatte sie bei ihrer Ankunft Herrn Schneckemann gesagt, der ihr zum Glück zwei mäßige Zimmer überlassen konnte, da ein anderer Gast sich hatte abmelden lassen. Sie hatte nur das dürftigste Gepäck bei sich, erklärte aber, sie wolle einige Wochen die Luft hier genießen und werde, da sie die Einsamkeit liebe, nicht viel zur Last fallen.

„Herr Schneckemann war ganz entzückt von seinem neuen Gast; er that Alles, was er der schönen Frau an den Augen absehen konnte. Das Stubenmädchen erzählte, sie habe stundenlang allein im Zimmer am offenen Fenster gesessen, gar keine Hülfleistungen begehrt, am ersten Abend einen Brief zur Post getragen, und sei dann bis zur Dunkelheit spazieren gegangen. Schon um neun Uhr habe sie die Ruhe gesucht, nachdem sie eine Tasse Thee zu sich genommen.“

Der Gatte ward wieder unruhig, denn der Doktor bat durch einen Blick, ihm doch alle diese Details zu erlassen.

„Ich komme ja jetzt darauf! ... Also das ging so weiter. Man sah die schöne Fremde immer allein; sie vermied sogar ängstlich jede Berührung mit den im Schweizer wohnenden Familien, obgleich mehrere junge Frauen darunter, und speiste auch allein in ihrem Zimmer. Wir erfuhren das Alles natürlich durch Frau Schneckemann, da wir uns wirklich für die Fremde interessirten. Schließlich aber war es ganz gut, daß wir mit ihr nicht näher zusammen gekommen, denn nach dem, was ich Ihnen erzählte ...“

„Aber erlaube, liebes Kind, Du hast dem Doktor eigentlich noch gar nichts erzählt!“

„Unterbreche mich doch nicht immer, ich komme ja eben darauf! Also gestern Abend ging sie wieder auf die Promenade, nachdem sie sich wieder stundenlang eingeschlossen und dann ihren Thee früher genommen. Als es zehn Uhr ward und der Hausknecht das Hotel schloß, war er der Meinung, er habe die schöne Fremde im Dunkeln die Treppe hinauf gehen sehen, sie habe also nach ihrer Gewohnheit früh die Ruhe gesucht, denn man sah es ihr an, daß sie blutarm war ... Heute morgen nun in aller Frühe — mich schaudert's, wenn ich mir das Alles vorstelle — schellte sie nicht um die gewohnte Stunde. Man ward besorgt um sie. Das Zimmer war verschlossen, der Schlüssel steckte auch innen nicht.

„So rief man denn endlich den Wirth. Der pochte. Keine Antwort. Er rief. Auch keine Antwort. Da wurde nun die Sache bedenklich, jedenfalls auffallend. Der Wirth öffnete also mit seinem Hauptschlüssel, fand Alles von ihren Sachen an seinem Platz und in größter Ordnung, nur was aus ihr selbst geworden, das war das Räthsel, denn ihr Bett war unberührt. Sie war gestern Abend nicht in's Haus zurückgekehrt und Alles ließ somit schließen, daß ihr ein Unglück widerfahren.

„Die Polizei wurde also sofort herbeigeholt, aber was heißt hier Polizei! Sie können sich denken, was für ein Aufsehen das machte. Alles lief vor dem Schweizer zusammen; der Hof und der Garten mußten abgesperrt werden. Inzwischen begann Alles, was Augen und Beine hatte, zu suchen, in den Promenaden, im Wald, namentlich in dem Teich droben auf der Wiese, durch den der Bach fließt, denn sie konnte sich selbst etwas angethan haben. Aber Alles war fruchtlos ... Da endlich, als man nach vergeblicher Mühe umgekehrt, rast der Hund, den man mitgenommen, in großen Sprüngen in den Steinbruch hinab und verkündet, hinter dem Gestrüpp in der Tiefe versteckt, durch Bellen und Winseln, daß er etwas gefunden.

„Man steigt ihm nach, klettert über das Geröll und findet die Unglückliche ermordet, denken Sie sich: ermordet, in ihrem Blute ... freilich noch lebend, denn sie war noch nicht kalt, aber so schwach vom Blutverlust, daß man fürchtete, sie werde jeden Augenblick den letzten Seufzer thun, als man sie mit aller Schonung heraufschleppte.“

Höfer sprang auf, er suchte die Thür.

„Es ist ärztliche Hülfe vonnöthen, und Sie, gnädige Frau ...“

„Aber der Physikus ist ja schon längst bei ihr gewesen, und es ist hundert gegen eins zu wetten, daß sie diesen Augenblick nicht mehr am Leben!“

„Gleichviel! ... Wohin ward sie geschafft?“

„Nun, natürlich in den Schweizer! Alle Gäste sind voll Entsetzen! Sie werden alle im Garten finden ... wenn's nicht schon vorüber ist.“

Der Doktor war bereits auf der Treppe und eilte den Weg hinauf zum Schweizer. Er sandte einen ihm Begegnenden in seine Wohnung, um sein Verbandzeug zu holen. Man hatte ihn natürlich nicht gesucht, weil man wußte, daß er verreist, und eine halbe Stunde der kostbarsten Zeit hatte er jetzt dem umständlichen Geschwätz gelauscht. Er wußte, daß der Physikus, ein altersschwacher Mann, nichts von der Chirurgie verstand; er sah, wie man ihm aus den oberen Häusern mit der größten Theilnahme winkte, er möge sich beeilen, und das gab ihm die Hoffnung, vielleicht doch nicht zu spät zu kommen ...

Im Garten des Schweizer fand er die Gäste in der größten Aufregung versammelt. Ein Dutzend eilte ihm entgegen, um ihm mit athemloser Hast zu erzählen, einige Andere erfaßten ihn an den Armen und zerrten ihn in's Haus.

„Die schöne junge Dame!“ hieß es theilnahmsvoll. „Aber hoffentlich kommen Sie noch nicht zu spät! Der Physikus hat den Bader herbeigeholt, aber was soll der da helfen!“

Höfer fand im zweiten Stock die Dienerschaft des Hotels mit angstvoll gespannten Gesichtern im Korridor. Man öffnete ihm eine Thür, in der ihm schon der heraustretende Physikus achselzuckend entgegen kam.

„Versuchen Sie meinetwegen noch Ihre Kunst, Kollege!“ brummte der Alte ihn an, auf das Bett deutend, an dessen Kopfende der Bader des Ortes sich respektvoll, aber auch mit verzagter Miene erhob.

Höfer trat an das Bett. Er sah auf demselben eine jugendliche Frauengestalt mit über Schläfe und Nacken ausgebreitetem, feuchtem Haar, das leichenblasse Antlitz abgewendet, die Brust entblößt, den übrigen Körper nur mit einem von Blut befleckten Leinentuch bedeckt, über das ein klassisch geformter Arm, eine kleine weiße, blutleere Hand an der Bettlade herabhing.

Höfer winkte dem Bader, ihm Platz zu machen. Er ergriff leise die herabhängende Hand — sie war

noch nicht erkaltet. Er nahm den Puls in die seine, aber er empfand dessen Schläge kaum mehr. Er beugte sich über die nackte Büste, schaute auf das ihm abgewendete Profil und …

Wie ein elektrischer Schlag durchbebte es die Gestalt des jungen Mannes. Seine Hand griff zitternd, tastend nach der Bettlehne zu Häupten der Unglücklichen, sein Haupt neigte sich wie machtlos tiefer und tiefer auf das über das Kissen ausgebreitete Haar, — so stand er sekundenlang, bis er die Kraft über sich selbst wieder fand.

Mit gewaltsamer Bewegung plötzlich aufschnellend, fuhr sein Arm durch die Luft, die Hand gegen die Stirn, die sich mit kaltem Schweiß bedeckt. Er wagte nicht, wieder vor sich nieder zu schauen; das Bild, das vor ihm stand, machte ihn grauen. Und dennoch, er gewann es über sich; er winkte, ohne umzuschauen, dem Heilgehülfen, das Zimmer zu verlassen, und jetzt erst, als er allein, beugte er sich wieder hinab. Er sah noch einmal dieses selbe Profil, das ihn mit Entsetzen geschlagen, starrte mit geblendeten Augen auf die schöne bleiche Marmorbüste, führte mit Todesangst die Hand an die Stelle des Herzens, legte das Ohr darauf, ergriff die herabhängende Hand, lauschte mit der von Schweiß bedeckten Stirn auf die Regung ihres Pulses, die seine Angst nicht zu finden vermochte, und von einem neuen Gedanken getrieben, eilte er zur Thür, schob den Riegel vor und kehrte zurück an das Lager.

„Sie! … Sie!“ entrang es sich seinen Lippen, wie er sich wieder zu ihr beugte. „Jede Sekunde vermag dieß Leben davon zu tragen! Und ich mußte fern sein! … Ruhe! … Fassung!“ beschwor er sich selbst, und mit fester Hand riß er das blutige Leinentuch zurück, tastete prüfend über der Hüfte nach dem Verband, lehnte das Ohr wieder auf ihre Lippen, auf ihre Brust und lauschte mit verhaltenem Athem …



Kunstgenossen. Originalzeichnung von Conrad Beckmann.

VII.

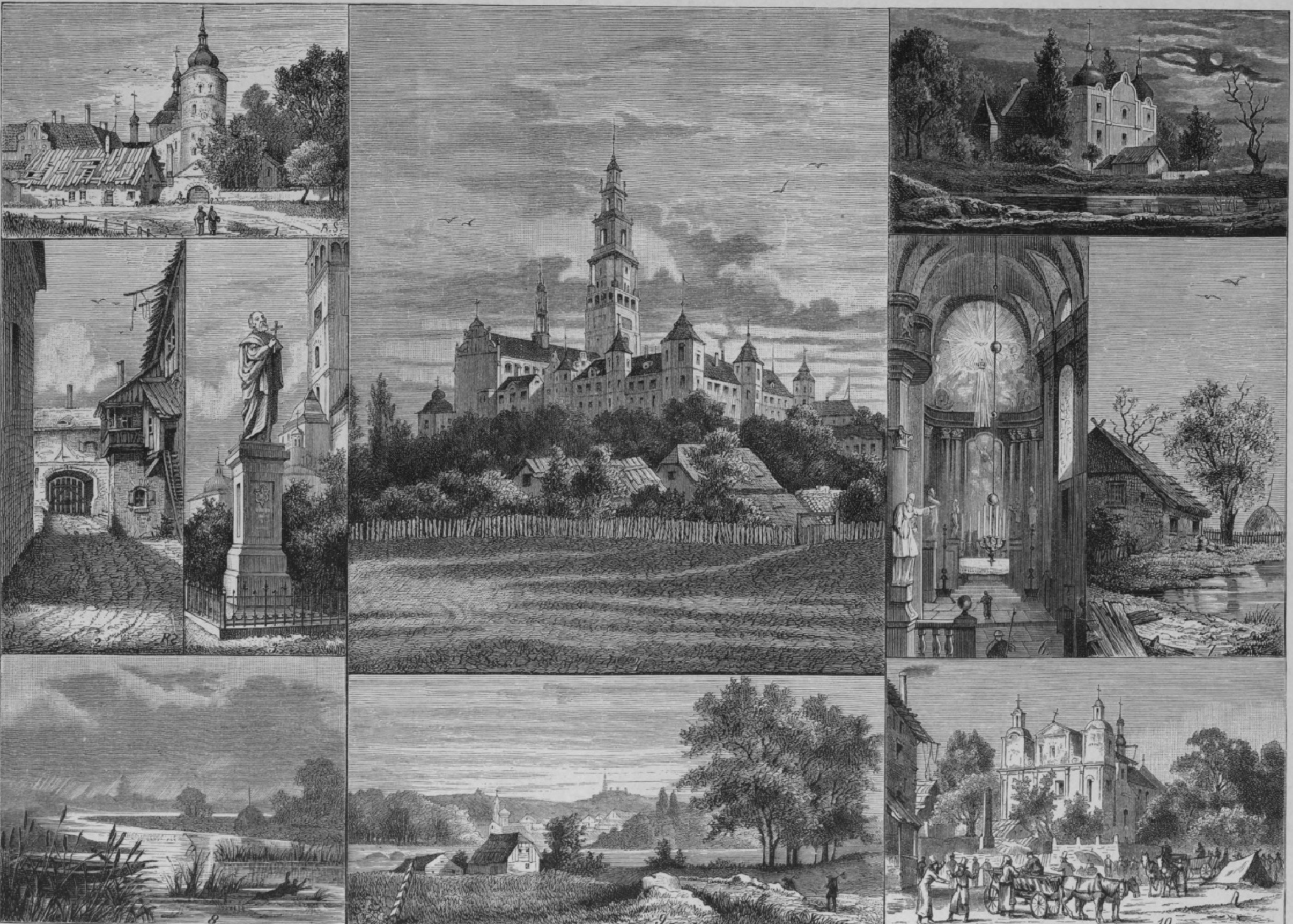
Die Kurgesellschaft hatte sich inzwischen selbstverständlich in pleno im Garten des Schweizer versammelt. Die Damen waren in höchster Erregung; es handelte sich ja um eine That, der keinerlei Habsucht im gewöhnlichen Sinne, nur ein Roman zu Grunde liegen konnte, da den Mörder selbst die werthvollen kleinen Brillantohrgehänge seines Opfers nicht interessirt.

Unzählige Versionen kursirten in der Stadt über die Details. Der Flurschütz, der mit dem Forstgehülfen am Abend an einer Schneise des Waldes gesessen, wollte die Dame mit dem braunen Kleide auf einem Steig gesehen haben, der in eine Schonung führte; eine Botenfrau wollte einen jungen Mann in grauer Kleidung, den schwarzen Filzhut tief über die Stirn gedrückt, auf einer Baumwurzel an der Lisière bemerkt haben, als der Abend schon herabsank; sie hatte ihn aber für einen Kurgast gehalten, dessen Liebhabereien man nicht stören dürfe. — Dann hatte eins der Kinder in den unteren Häusern, das mit seinen Gespielen am Rande des Steinbruchs Feldblumen gepflückt, die Dame mit dem braunen Kleid gesehen, wie sie durch eine Tannenlichtung in der Nähe geschritten und ein Papier in lauter kleine, ganz kleine Stücke zerrissen und dieselben in den Wind gestreut, und diese Mittheilung hatte sich als begründet herausgestellt, denn als man das Kind bei der Hand genommen und es an die von ihm bezeichnete Stelle zurückgeführt, fand man allerdings noch einzelne kleine Papierstückchen, die der Wind unter das Moos getrieben.

Man hatte die Stückchen sorgfältig aufgelesen und Herrn Schneckemann gebracht, der sie im Garten auf einen Teller unter eine Käseglocke legte, um sie der Behörde zu übergeben; aber bei aller Divinationsgabe hatten die Damen im Garten, die sich um die Glocke gesammelt und die Stücke sorgfältig geprüft, nicht ein einziges ganzes Wort herausbuchstabiren können. Es waren einzelne Sylben, aus denen beim besten Willen nichts herauszukonstruiren war.

An wen der Brief gerichtet, das ließ sich nur vermuthen, es kam das Wort Du und Dich mehrmals vor; die Wirkung des Schreibens konnte aber keine angenehme gewesen sein, denn dasselbe war mit nervöser, leidenschaftlicher Hand zerrissen und den Winden preisgegeben worden. — Während der junge Doktor jetzt stundenlang oben war und Niemanden, selbst nicht einmal den alten Heilgehülfen, den Barbier des Städtchens, der auch von seiner Kundschaft erwartet worden, wieder zugelassen hatte, trafen noch andere, freilich auch ziemlich unwesentliche Berichte ein, die nichtsdestoweniger eifrig besprochen wurden. Einige Kurgäste hatten gestern Abend, heimkehrend, die Verunglückte ganz allein im Walde gesehen. Das war nichts Neues mehr. Ein Aufstand unter den Damen aber brach los, als der Flurschütz erschien, mit einem zierlichen Damenschuh in der Hand, den er dem von ihm im Schweizer vermutheten Polizeiinspektor überbringen wollte.

Man umringte den Mann, Aller Augen starrten auf den zierlichen Schuh, den das graziöseste Füßchen



1. Kapelle der heil. Barbara. — 2. Aufgang zu den Zellen der Mönche. — 3. Denkmal des J. Krodiecky. — 4. Ansicht des Klosters. — 5. Die St. Rochus-Kapelle. — 6. Inneres der Klosterkirche. — 7. Am Ufer der Warthe. — 8. Die Warthe. — 9. Alt-Czenstochowo vom heil. Berg aus gesehen. — 10. Der Markt.

Ansichten von Czenstochowo. Originalzeichnung von Ralph Stein.

getragen haben mußte. Der Flurschütz mußte ihn auf den Tisch neben die Glocke legen, und die Damen wurden einig, daß die Verunglückte jedenfalls von guter Familie und in guten Verhältnissen gewesen sein müsse.

Die Herren der Gesellschaft waren über den Schuh in ernste Unterhaltung gerathen und nahmen, da die Polizei sich nicht sehen ließ, den Flurschützen in's Gebet. Es war unter ihnen der die Funktionen des kürzlich verstorbenen Amtsrichters kommissarisch versehende Assessor Doktor Lindener, und der begann also ein Verhör zur Feststellung des Thatbestandes.

Der Schuh war, wie der Flurschütz berichtete, von seinem Hund im Wald zwischen dem Heidelbeerkraut gefunden worden, während man die Schwerverwundete unten im Steinbruch aufgehoben! Es erhellte hieraus ein ganz neuer, bedeutsamer Umstand, nämlich daß die That schon oben im Walde geschehen und daß die Unglückliche scheinbar todt, wenigstens bewußtlos, vom Wald in den Steinbruch hinabgetragen worden.

Dieß zu bewerkstelligen, konnten allerdings zwei starke Männerarme ausgereicht haben, aber dieser Umstand bewies, daß der Thäter Zeit und Ueberlegung genug gehabt, um sein Verbrechen zu maskiren und Muße zur Flucht zu gewinnen.

Der Assessor, der bereits um Hülfe nach der Kreisstadt telegraphirt, empfahl also das zierliche corpus delicti der Obhut der Damen und forderte den Flurschützen und die Herren auf, mit ihm in den Wald und zum Steinbruch zu gehen. Da der halbtaube Polizeiinspektor und der einzige, an Rheumatismus leidende, sechzigjährige Polizeidiener, Beide nicht gefaßt auf solche Vorkommnisse, durch ihre Lässigkeit gerechte Ursache zur Unzufriedenheit gaben, beschloß er, die Angelegenheit gleich von Gerichtswegen selbst in die Hand zu nehmen, und mit hochklopfendem Herzen folgten ihm die Anderen.

Wie das gewöhnlich der Fall, hatte die Neugier der Unberufenen Vieles verdorben und wichtige Spuren verwischt, die zur Aufklärung hätten führen können.

Seit dem frühen Morgen war nicht nur ein Theil der Bevölkerung, sondern namentlich die Jugend des Ortes in den Wald geeilt, in den Steinbruch hinabgestiegen und hatte Alles zertreten, was eine Spur verrathen konnte. Es galt also, zu schützen, was noch zu schützen war, namentlich den Steinbruch vor fernerer Neugier zu hüten, und der Flurschütz erhielt die Ordre, zu diesem Behuf voranzueilen.

Darnach galt es, den Hausknecht des Hotels zu vernehmen, der die Unglückliche im Steinbruch aufgehoben, und sich von diesem die Lage schildern zu lassen, in welcher er dieselbe gefunden.

Endlich aber und vor Allem war es wichtig, vom Steinbruch aus in den Wald zurückführende Spuren zu finden, die zu der Stätte leiten mußten, an welcher die That geschehen.

Der Forstgehülfe erhielt also den Befehl, mit einigen anderen zuverlässigen Männern die ganze diesseitige Partie des Waldes zu durchstreifen, und wenn er die Stätte gefunden, eiligst Botschaft zu senden.

Die Damen sahen mit Spannung die Herren unter Anführung des Assessors zum Steinbruch aufbrechen; in ihrem Schutz blieben der Schuh und die Glasglocke.

Der Vorfall war von ihnen schon so durchgesprochen, daß ihm keine neue Seite mehr abzugewinnen war; unbegreiflich erschien es ihnen, daß man nichts über die Unglückliche selbst hörte, daß aus dem Hotel keine Nachricht von dem Doktor kam, daß er selbst nicht einmal erschien, um durch eine Mittheilung der Spannung ein Ende zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Tabaksblätter.

Plauderei

von

Detlev von Geyern.

(Schluß.)

In Deutschland ging die weltliche Obrigkeit weniger mit starken Strafen gegen das Tabakrauchen vor, um so mehr aber eiferte die Geistlichkeit dagegen, und man hielt es in der guten Gesellschaft für äußerst unanständig. Unter den Bauern herrschte lange ein abergläubischer Abscheu gegen das Tabakrauchen. Als einst ein Mohr im Dienste des Kurfürsten von Brandenburg auf der Jagd rauchte und auch einem Bauern eine Pfeife Tabak anbot, antwortete der Bauer entsetzt:

„Nein, gnädiger Herr Teufel, ich fresse kein höllisches Feuer."

Aber alle diese Strafen und Abmahnungen fruchteten nichts, immer mehr verbreitete sich das Rauchen, und als der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen sein berühmtes Tabakskollegium gründete, da fand es auch in der bessern Gesellschaft, namentlich in militärischen Kreisen, mehr und mehr Eingang, so daß z. B. der berühmte Reitergeneral Seidlitz, obgleich Friedrich der Große persönlich das Rauchen verabscheute, fast immer die Pfeife im Munde hatte und erst in dem Augenblick fortwarf, wenn er an der Spitze seiner Kürassiere zum Angriff vorsprengte. Meist aber war das Rauchen nach dem Beispiel des Königs Friedrich Wilhelm I. ein Genuß, den man nur zeitweise und in besonderen Räumen beim Glase Wein oder Bier und bei zwangloser Unterhaltung sich gestattete; zur wirklichen Gewohnheit und täglichen Lebenssitte wurde es merkwürdigerweise zuerst unter der Geistlichkeit, welche anfangs so heftig dagegen geeifert hatte, und schon im Jahre 1723 erließ das Konsistorium zu Wolfenbüttel eine Cirkularverordnung an die geistlichen Inspektoren, in welcher es heißt: „Da dem fürstlichen Consistorio die Nachricht zugekommen, wes Gestalt bei den Predigern sowohl auf dem Lande als in den Städten der Mißbrauch des Tabakrauchens so sehr überhand genommen, daß sie nicht nur in ihren Häusern die meiste Zeit von früh Morgen bis an den Abend mit Tabakschmauchen zubringen, sondern sogar in öffentlichen Gelagen und Gesellschaften, bei Hochzeiten und Kindtaufen sich gar öfters mit der Tabakspfeife antreffen und finden lassen.

„Dadurch," fährt das Reskript fort, „werde nun bei den Bauern und gemeinen Leuten der Respekt vor den Geistlichen untergraben und es sei daher allen Predigern wenigstens das öffentliche Tabakrauchen bei Strafe der Suspension ab officio zu untersagen."

Mit großer Schnelligkeit verbreitete sich das Rauchen immer mehr, doch bediente man sich bis weit in dieses Jahrhundert hinein im Allgemeinen immer nur der Pfeife, und erst seit den dreißiger Jahren begann allmälig der allgemeinere Gebrauch der Cigarre sich einzubürgern. Daneben fand auch das Tabakkauen Eingang und es waren zuerst die Matrosen der englischen und holländischen Flotte, welche, da auf den Schiffen das Rauchen wegen der Feuersgefahr auf das Strengste verboten wurde, sich auf diese Weise den Genuß des in den Tabaksblättern steckenden Narkotikums verschafften, und von den unteren Rangklassen aufsteigend verbreitete sich die Sitte des Tabakkauens, das man als ein Schutzmittel gegen den Skorbut betrachtete, bald unter den Flottenoffizieren bis zu den höchsten Graden.

Man erzählt von einem alten englischen Contreadmiral unter Nelson folgende charakteristische Geschichte.

Der Admiral kam zu einer Meldung auf Nelson's Flaggenschiff. Bevor er in die Kajüte des Höchstkommandirenden hinabstieg, legte er das Stück Kautabak, das er im Munde führte, auf den Rand der Treppe, neben welcher ein Seesoldat Wache stand. Als er nach einiger Zeit wieder hinauskam, fand er seinen Kautabak auf derselben Stelle, auf welche er ihn niedergelegt hatte. Er sah den Matrosen verwundert an und sagte, indem er seinen Tabak wieder in den Mund schob, lachend:

„Auf meinem Schiff wäre das Stück Tabak hier nicht liegen geblieben und hätte, während ich in der Kajüte war, seinen Liebhaber gefunden."

„Herr Admiral," antwortete der Soldat mit vergnügtem Grinsen, „auch wir wissen das zu würdigen, und ich habe auch die ganze Zeit daran gekaut."

Die Quelle dieser kleinen Anekdote erzählt nicht, ob der Admiral sein Röllchen nach dieser Zwischenbenutzung weiter gekaut habe.

Gerade in der Türkei, wo zuerst die Todesstrafe auf das Rauchen gesetzt war, wurde bald die Pfeife zum unentbehrlichsten Geräth eines jeden Muselmannes; die Vornehmen hielten eigene Diener für ihre Tschibuks, und der Pfeifenstopfer des Sultans, der Tschibutschih, nimmt noch heute den höchsten Rang unter den Hofbedienten des Beherrschers der Gläubigen ein — gerade in der Türkei ist auch der Tabak wieder zu der symbolischen Bedeutung erhoben, welche er bei den Indianern schon frühe angenommen hat und noch heute besitzt. Wie die Indianerhäuptlinge mit ihren Freunden die Friedenspfeife rauchen und die so besiegelte Freundschaft niemals brechen, so bietet auch der Türke dem Gast mit der Schale Kaffee zuerst den Tschibuk, und der aromatische Dampf des gemeinsam gerauchten Tabaks ist eine fast ebenso unverletzliche Bürgschaft des gastfreundlichen Schutzes, wie das Salz und Brod bei den alten Mauren und den heutigen Arabern.

Seit dann die Cigarre, welche zuerst bei den Spaniern und Portugiesen in Gebrauch war und in Deutschland anfangs als besonderer und seltener Luxus galt, immer allgemeiner geworden ist, ist die Pfeife mehr und mehr verdrängt, und je allgemeiner heute die Sitte des Rauchens in allen Standes- und Altersklassen geworden, um so mehr ist die leicht transportable und ohne allen Apparat zu rauchende Cigarre an die Stelle der alten Pfeife getreten, welche meist nur noch bei Geistlichen und Gelehrten und außerdem in ihrer kurzen Gestalt bei den Studenten und Soldaten zu finden ist.

Wie aber zur Zeit des allgemeinen Tabaksschnupfens die Dosen Gegenstände besonders sorgfältiger Arbeit und künstlerischer Ausschmückung waren, so hat auch das Rauchen die Menschen dahin geführt, besondere Sorgfalt auf die Werkzeuge der lieben Gewohnheit zu wenden und denselben eine besondere Bedeutung beizulegen. Man schmückte die Pfeifenköpfe von Porzellan mit den verschiedensten, oft in künstlerischer Meisterschaft ausgeführten Bildern — die Soldaten ließen sich auf ihre Pfeifenköpfe die Porträts ihrer Kriegsherren und besonders berühmter und geliebter Feldherren malen, und zur Zeit der Befreiungskriege haben wohl alle Fürsten und Generale ihren Platz in mehr oder weniger wohlgetroffenen Bildnissen auf den Pfeifenköpfen gefunden. In den Zimmern der Gelehrten fand man Pfeifenköpfe mit mythologischen Bildern und mit den Porträts alter Philosophen und sogar Meisterwerke der Kunst, die Bilder Raphael's und Correggio's wurden für die Pfeifenköpfe kopirt. Die Studenten ließen die Wappen und Farben ihrer Verbindungen und die Schattenrisse oder ausgeführten Porträts ihrer Freunde auf die Pfeifenköpfe malen und schmückten die Pfeifen selbst mit Quasten in ihren Verbindungs- oder Landesfarben. Die Forstmänner rauchten aus geschnitzten Köpfen mit Jagdstücken, und die Reliefs auf den Meerschaumköpfen der ungarischen Magnaten waren oft wahre Kunstwerke. So wie früher die Dosen sich in unendlicher Verschiedenheit nach den Gesellschaftsklassen richteten, so konnte man dann später auch mit ziemlicher Genauigkeit aus der Pfeife erkennen, welchem Stande oder Beruf ihr Besitzer angehörte.

Auch die Pfeife eroberte sich, wie die Dosen Friedrich's des Großen, ihren Platz in der Weltgeschichte. Den alten Blücher kann man sich kaum von seiner Pfeife getrennt denken, — sein Pfeifenstopfer begleitete ihn in unmittelbarer Nähe in alle Schlachten und mußte stets bereit sein, dem Feldmarschall mitten im Kugelregen eine neue Pfeife zu stopfen. Die Königin Louise brachte dem alten General von Köckeritz, der nach der Hoftafel stets zu verschwinden pflegte, um seiner unentbehrlichen Gewohnheit gemäß einige Züge Tabak zu rauchen, eine Pfeife und einen angezündeten Fidibus, damit der alte verdiente Mann nicht nöthig habe, sich aus der Gesellschaft zurückzuziehen, und noch in unseren Tagen hat die kurze Pfeife des deutschen Kronprinzen sich ihren historischen Platz in den Schlachten bei Weißenburg und Wörth erobert — auch die lange Pfeife des Fürsten Bismarck, bei deren Dampf er in seinen parlamentarischen Soiréen die großen Fragen des Tages durch blitzende Schlaglichter zu beleuchten pflegt, hat ihren Platz in der deutschen Geschichte und ist in der vortrefflichen Skizze von Anton von Werner bereits für die Nachwelt verewigt. Kaiser Wilhelm raucht gewöhnlich nicht, doch kann er es, wenn er will, wie Alles und nimmt zuweilen in Herrengesellschaft, um seinen Gästen das Rauchen gestatten zu können, auch eine Cigarre. Kaiser Franz Joseph von Oesterreich raucht fast immer die bei der ganzen österreichischen Armee so beliebte, für einen Fremden wegen des starken narkotischen Gehalts kaum erträgliche lange Virginia-Cigarre, welche auf einem besonderen silbernen Gestell über der Kerzenflamme erst angebrannt werden muß, um in richtige Glut zu kommen; er raucht sie wie jeder Offizier und es ist daher eigentlich schade um jene hübsche Anekdote, die man von einem braunschweigischen und einem österreichischen Offizier erzählt, die sich gegenseitig in Geschichten überboten, welche unter die Rubrik fallen: Se non è vero è ben trovato. Der Braunschweiger erzählte, daß sein Herzog Cigarren rauche, von denen das Stück einen Gulden koste und daß er immer die Hälfte davon wegwerfe. „Bah," erwiederte der Oesterreicher, „unser Kaiser raucht halt Cigarren zu zwei Gulden das Stück und er schneidet nur die Spitze ab und wirft sie dann gleich weg."

Der stärkste Raucher unter den gekrönten Häuptern war wohl der Kaiser Napoleon III.; er ließ sich auf einer besonderen Plantage in Havanna Cigarren aus den feinsten, sorgfältigst zusammengewickelten Deckblättern machen, welche ein ungemein feines Aroma, aber auch einen außerordentlich starken narkotischen Gehalt hatten, und als ihm sein Arzt das fortwährende Rauchen dieser Cigarre untersagte, füllte er die Zwischenpause durch das Rauchen von Cigarretten aus, die er sich selbst aus dem schwersten türkischen Tabak drehte.

Heute kann man fast sagen, daß das Rauchen eine allgemein menschliche Eigenschaft geworden sei, und es gibt Personen, bei denen die Cigarre fast ein Glied des Körpers geworden zu sein scheint, so daß vielleicht ein Astronom des Mondes, der die Erde beobachtet, eine neue über unserem Weltkörper schwebende Atmosphäre von Tabaksrauch würde entdecken können. Vielleicht hat zu dieser ungeheuren Verbreitung des Rauchens das Verbot beigetragen, welches bis vor Kurzem noch auf den meisten Schulen bestand. Das verbotene Blatt reizt wie die verbotene Frucht, und viele Knaben trotzen mit stoischem Gleichmuth den qualvollen Folgen der ersten Cigarre, um eben das Verbotene dennoch zu thun. Heutzutage eifern nicht mehr die Geistlichen, wohl aber die Aerzte vielfach gegen den Tabak, ebenso vergeblich freilich, wie dieß früher von den Kanzeln geschah.

Es geht wohl mit dem Rauchen häufig wie mit sonstigen Diätvorschriften, — die Herren Aerzte verbieten ja so vielfach als schädlich, was sie selbst nicht mögen, und verordnen, was sie gern genießen. Sie mögen wohl auch im Allgemeinen das Richtige damit treffen, wenn ihr Geschmack mit dem des Patienten übereinstimmt, denn was der Natur widerstrebt, ist gewiß schädlich, und was dauernd angenehme Eindrücke hervorruft, muß dem Organismus auch heilsam sein. Friedrich der Große ließ in Betreff der hygieinischen Wirkung des Tabaks ein eigenthümliches Experiment anstellen. Er wählte drei Soldaten, von denen der eine rauchte, der andere schnupfte und der dritte kaute. Alle drei wurden gut verpflegt und erhielten so viel Tabak als sie verbrauchen wollten. An Konstitution, Gesundheitszustand und Alter hatte man sie unter einander so gleich als möglich ausgewählt. Es starb nun zuerst der Raucher, — dann der Schnupfer, — der Dritte aber folgte noch mit thränenden Augen, seinen Kautabak im Munde, dem Sarge des großen Königs und genoß noch lange nach dessen Tode die Begünstigung des freien Tabaks.

Darnach würde also das Rauchen am schädlichsten, das Tabakkauen am zuträglichsten sein — wenn überhaupt diesem empirischen Experiment wissenschaftliche Beweiskraft zugeschrieben werden darf. Wir möchten wohl annehmen, daß im Allgemeinen von dem Tabak dasselbe Wort gilt, das Voltaire vom Kaffee sprach, als sein Arzt ihm den Genuß des levantinischen Trankes abrieth wegen des narkotischen Giftes, das derselbe enthalte. „Nun," sagte der Philosoph von Fernay, „wenn es ein Gift ist, so muß es wohl recht langsam wirken, denn ich brauche es siebenzig Jahre und will es darauf hin auch weiter damit wagen." Bemerkenswerth und charakteristisch ist es, wie die heute so ganz allgemein gewordene Sitte des Rauchens sich bei den verschiedenen Nationen entwickelt und ausgebildet hat.

In Spanien raucht alle Welt, ohne Unterschied des Geschlechts, und die schönen Lippen der vornehmsten Kastilianerin saugen aus der duftigen Havanna- oder Manila-Cigarre ebenso das süße narkotische Gift des träumenden Selbstvergessens, als dieß der arme Hidalgo in seinem dünnen und zerrissenen Rock thut. Eine Französin raucht niemals, — eine Engländerin würde bei dem Gedanken an eine solche Möglichkeit schon Nervenzuckungen bekommen. Die russischen Damen rauchen fast alle in ihren Zimmern ihre Cigarrette, — in Deutschland gilt das Rauchen der Damen für emanzipirt — wir glauben sehr mit Unrecht, wenn es in der Einsamkeit des eigenen Zimmers geschieht — öffentlich zu rauchen widerspricht allerdings dem Begriff der duftigen Reinheit und Schönheit, den das weibliche Geschlecht verkörpern soll. Am wenigsten wird im Allgemeinen wohl in Italien geraucht — dem Lande der Düfte und der sonnigen Schönheit, in welchem die Natur keine narkotischen Reiz-

mittel bedarf. — Bei allen außerdeutschen Völkern aber ist das Rauchen aus der Gesellschaft streng verbannt. Der Franzose raucht wohl auf der Straße, aber niemals in einem Damensalon oder in einem Speisezimmer. In allen Hotels Frankreichs und auch der Schweiz gibt es besondere Rauchzimmer, und wer nach Tisch die Cigarre nicht entbehren kann, läßt sich dorthin seinen Kaffee bringen, niemals aber darf in die Speiseräume oder die Salons der Damen eine Wolke Tabaksrauch dringen. Nur im Freien findet eine Ausnahme statt, und am napoleonischen Hof wurden in den Sommerresidenzen, wenn die Gesellschaft sich in den Garten begab, sogar in Gegenwart der Kaiserin Cigarren servirt.

In England ist das Rauchen auf der Straße und in Gesellschaft bei der vornehmen Welt absolut verpönt, so daß sogar der Prinz von Wales in Windsor einen eigenen Rauchthurm eingerichtet hat, damit der Geruch seiner mit großer Vorliebe gerauchten Cigarren niemals in die Nähe seiner königlichen Mutter dringen kann. Ein Herr, der geraucht hat, wechselt Kleider und Wäsche, bevor er sich in Gesellschaft begibt, und reinigt durch die Cachous aromatisés — kleine aromatische Pillen — den Mund und den Athem von allen Atomen des Rauches der virginischen Pflanze.

Ist dieß vielleicht ein wenig zu weit gegangen, so möchten wir doch immer noch der englischen Sitte vor der deutschen den Vorzug geben. Denn bei uns in Deutschland raucht man immer und überall, und wir haben schaudernd gesehen, daß es Leute gibt, die sogar bei Tisch die brennende Cigarre neben sich liegen haben. Kaum ist das Diner beendet, so setzt man Lichter auf den Tisch und in wenig Augenblicken ist die ganze Gesellschaft in dichte Wolken gehüllt. Tritt man hungrig in die Speiseräume des elegantesten Restaurants, so muß man mit dem ersten Löffel Suppe den ausgeblasenen Tabaksrauch seiner bereits bei dem Kaffee angelangten Nachbarn verschlucken. Das ist widerwärtig und abscheulich, — ebenso widerspricht es entschieden dem guten Geschmack und Ton, wenn in einem Salon Herren, die Cigarre im Munde, sich mit den Damen unterhalten. Eine Dame in Toilette ist nicht an ihrem Platz in rauchgefüllten Räumen, jene reizende französische Causerie kann niemals im Tabaksdampf ihre zarten, leichten Schwingen entfalten und es gibt nichts, das mehr alle Poesie zerstört, als das Haar einer Dame, das den Geruch von kaltem Tabaksrauch angezogen hat. Auch das Rauchen in Konzertsälen scheint uns eine recht schlechte Sitte zu sein. In Cafés chantants mag dieß am Platze sein, wo man aber gute und ernste Musik hören will, da wird jeder künstlerische Genuß zerstört, wenn der ganze Raum mit undurchdringlichem Tabaksrauch erfüllt ist. In den vortrefflichen Konzerten von Bilse in Berlin ist der ganze prächtige Saal von undurchsichtig blauen Wolken durchzogen, die schwere Luft vermag die zarten Tonwellen nicht in ihrer vollen Reinheit fortzusetzen, und jede Freude an den Tondichtungen der großen Meister erstirbt in der Pein der schmerzenden Augen und in dem widerstrebenden Gedanken, mit jedem Athemzug den Rauch einzusaugen, den Hunderte von Menschen aus Hunderten der verschiedenartigsten Cigarren von sich geblasen haben. Auch das in Deutschland so allgemein verbreitete Rauchen in den Trinkstuben halten wir für eine Unsitte und einen Geschmacksfehler.

Die Genüsse haben ihre Harmonie wie die Töne. Wie der Rheinwein zum Fisch, der alte Bordeaux zu einer Perigordpastete gehören, so gehört der Tabak zum Kaffee und — eine Stufe tiefer — zum Bier — niemals aber zum Wein. Man wird niemals einen edlen Wein mit dem Tabaksrauch auf der Zunge würdigen können, — die vortrefflichste Havanna-Cigarre und der herrlichste Johannisberger werden nebeneinander verdorben, weil die Geschmackseigenthümlichkeit des einen Genusses die des andern aufhebt und fast ausschließt. Auch die Wirkungen widerstreben sich — die gesellige Heiterkeit entströmt dem Wein, — der Tabak führt uns in das Reich des träumenden Sinnens und gewiß würde Epikur, der jeden Genuß des Lebens in seiner Reinheit und Eigenthümlichkeit dem Menschen gewinnen und zum Verständniß bringen wollte, niemals den Wein mit dem Tabak zusammengebracht haben. „Im Kreise froher, kluger Zecher“ muß die Luft rein, — der Kopf frei vom narkotischen Duft des Tabaks sein, und nur der kannegießernde Philister sollte sein Bier mit Tabaksrauch gemischt verschlucken — oder der kecke Uebermuth der derben materiellen Lebenslust mag einen Reiz in der etwas plebejen Zusammenstellung des Rauchens und Trinkens finden, — wie Goethe schon seinen Studenten sagen läßt:

„Ein starkes Bier, ein beizender Toback
Und eine Magd im Putz, — das ist so mein Geschmack.“

Die Magd im Putz gehört dazu — des großen Dichters eigener Geschmack war das aber nicht, denn er schlürfte den Champagnerschaum mit reiner Zunge.

Doch genug — damit unsere freundlichen Leser nicht an dem Tabak noch die neue Eigenschaft entdecken, daß er geschwätzig mache.

Wir haben nur einen flüchtigen Blick auf die kulturhistorische Rolle des Krautes werfen wollen, das heute im Vordergrund des öffentlichen Interesses steht, — mögen nun die Nationalökonomen sich weiter streiten über dessen wirthschaftliche Bedeutung und über seine Steuerkraft.

Wir wünschen, was auch im hohen Rath der Regierungen und Parlamente beschlossen werde, daß der fröhlichen Welt die sorgenbrechende Cigarre erhalten bleibe und der forschenden Wissenschaft die ernste Pfeife, — welche ein großer Philologe einst also in's Lateinische übertrug: „Fistula ex ardente herba nicotiana fumo sugendo.“ Unsere schönen Leserinnen mögen sich diese philologische Umschreibung von ihren gelehrten Freunden in's Deutsche übersetzen lassen, — allen Feinden des Tabaks — denn deren gibt es auch heute noch — wollen wir zum Schluß Lenau's schönen Vers citiren:

„Und wenn ein blauer Wolkenzug
Die Stirne mir umsponnen,
Umkreist mich gern der rasche Flug
Von dichterischen Wonnen.“

Staatssekretär Burchard, Reichsfinanzminister.

(Hiezu das Porträt S. 897.)

Vor wenigen Wochen wurde der bisherige Direktor im Reichsschatzamt vom Kaiser zum Chef der Finanzverwaltung des deutschen Reichs ernannt und zugleich mit der Stellvertretung des Reichskanzlers in den Finanzangelegenheiten des Reichs beauftragt. Der neue Reichsminister verdankt seine Ernennung vorzüglich seiner eingehenden Kenntniß des Steuerwesens wie seiner eifrigen Befürwortung des indirekten Steuersystems.

Bei der Bedeutung, welche die Steuerfragen für die allernächsten Jahre noch im deutschen Reiche beanspruchen dürfen, schien es uns interessant, unseren Lesern die technische Kraft vorzuführen, mit welcher der Fürst Bismarck seine Reorganisation des Steuerwesens durchzuführen gedenkt.

Staatssekretär Burchard steht im 46. Lebensjahr und dürfte die jüngste Excellenz im Reichsdienste sein. Der jetzt auch zum Kaiserlichen Wirklichen Geheimerath Ernannte ist am 8. August 1836 in Königsberg i. Pr. geboren und gehört einer seit Langem in Ostpreußen angesessenen Familie an. Er studirte von 1855—58 in Berlin und Heidelberg die Rechte, wurde nach den in Berlin verlebten Referendarjahren als Assessor zur Steuerverwaltung übernommen und befand sich dann in verschiedenen Hülfsarbeiterstellungen in Schlesien und am Rhein. Im Jahr 1873 als Regierungsrath in Danzig angestellt, wurde er 1876 als Hülfsarbeiter in's Reichskanzleramt gerufen und zwei Jahre darauf vortragender Rath in dieser Behörde. Als solcher gehörte er sowohl der Tabaksenquête- wie der Zolltarifkommission an.

Im Jahr 1879 vertrat Burchard die Zolltarifvorlage im Reichstage und wurde bei Errichtung des Reichsschatzamts Direktor in dieser Behörde, deren Chef, als Nachfolger des zum preußischen Finanzminister ernannten früheren Staatssekretär Scholz, er nun geworden ist.

August.

(Hiezu das Bild S. 904.)

In Frieden stehn die grünen Matten,
Die Arbeit ruht in jedem Haus,
Schon breitet leise ihre Schatten
Die Dämm'rung auf den Fluren aus.

Des Feierabends Glockentöne
Verkünden Ruhe rings umher,
Es glühet in erhab'ner Schöne
Der Abendröthe Strahlenmeer.

Ein Gruß, den noch der Tag geschrieben,
Der scheidend allen Fluren winkt,
Bis er, vom Mondenlicht vertrieben,
Dort in die blauen Berge sinkt.

Von süßem Zauber so umholdet,
Kehrt uns vergang'ne Zeit zurück,
Und von Erinn'rung übergoldet,
Schau'n wir das längst entschwundne Glück.

Fr. Xav. Seidl.

Czenstochowo.

(Hiezu das Bild S. 901.)

Nachdem wir in der vorigen Nummer die Kapelle des berühmten Wallfahrtsklosters gesehen haben, wollen wir heute eine kleine Wanderung um das merkwürdige Bauwerk antreten, auch hie und da, wenn die Gelegenheit sich gibt, noch einen Blick in das Innere des Klosters werfen.

Im Jahre 1620 wurde Czenstochowo mit einer hohen, jetzt an mehreren Stellen bereits eingesunkenen und geborstenen Backsteinmauer umgeben und mit Geschützen versehen. Besonders berühmt wurde es dadurch, daß im Jahre 1655 das Heer des schwedischen Königs Karl Gustav, der bereits ganz Polen in seiner Gewalt hatte, vor Czenstochowo den einzigen Widerstand fand und die Besatzung, aus 70 greisen Mönchen und 150 Soldaten, meist Invaliden, bestehend, 10,000 Schweden und einem Theil des mit diesen vereinigten polnischen Heeres gegenüber eine achtunddreißigtägige Belagerung, unter dem Schutze der Jungfrau und des heiligen Rochus, wie man glaubte, aushielt. Als nämlich, wie eine Sage berichtet, der tapfere Vertheidiger des Klosters, der Abt Jan Krodiecky, einst bei einem Ausfall das Heer der Belagerer bis zu einem etwa eine Viertelstunde entfernten Sumpfe zurückgedrängt hatte und dort in Gefahr gerieth, von den unterdessen zur Besinnung gekommenen Schweden eingeschlossen und mit den Seinigen niedergemacht zu werden, rief er die Hülfe seines Schutzpatrons, des heiligen Rochus, an, und siehe da, augenblicklich verfinsterte sich der Himmel, schwarze Wetterwolken zogen herauf und Hagel und Regen schlugen den Schweden in's Antlitz, während die Mönche unversehrt blieben; von den Schweden, die den Muth verloren, nachdem drei Anführer und viele Mannschaften vom Blitze hingestreckt waren, wurden die meisten niedergemacht, der Rest ertrank in dem trüben Moor. Dem tapfern Führer der Schaar, Jan Krodiecky, wurde im Garten des Klosters ein Denkmal errichtet, während am Ufer des Sumpfsees dem heiligen Rochus eine Kapelle erbaut wurde. Wer dieses düstere kleine Gebäude, besonders bei Mondscheinbeleuchtung, sieht, wird sich eines Schauders nicht erwehren können; kahl und baumlos dehnen sich von drei Seiten unabsehbar Sumpf und Haide, dann und wann von kleinen, übelriechenden Tümpeln unterbrochen, von denen der größte sich zur linken Seite ungefähr zwanzig Schritte von der Kapelle befindet. Zitterpappeln umstehen das verwitterte, an der rechten Seite beinahe ganz ruinenhafte Gebäude, eine abgestorbene Birke reckt ihre kahlen Aeste gerade vor dem Eingange gen Himmel, und das Gurgeln der Frösche und deren Plätschern im Wasser sind die einzigen Laute, die die Stille der Nacht unterbrechen; Alles todt, öde, verlassen, und wer dieß Bild einmal gesehen hat, der begreift, wie sich im Volke die Sage hat bilden können, der heilige Rochus sei ergrimmt darüber, daß man ihm eine Kapelle errichtet habe an einem Orte, wo so viel Ketzer ihr Leben ausgehaucht, und verlange, bis die Kapelle gänzlich verfallen, jährlich ein Opfer; und in der That vergeht fast kein Jahr, wo nicht Jemand, sei es aus Unvorsichtigkeit, sei es absichtlich, sein Leben auf jener Fläche des Todes verliert; von den Letzteren sind es meist Mädchen, die dort ihr Ende suchen; neben dem Begräbnißplatz, wo jene Unglücklichen, wenn es gelingt, sie aufzufinden, beerdigt werden, am hintern Ende der Umfassungsmauer, befindet sich ein kleiner protestantischer Gottesacker, der, vor ungefähr zehn Jahren dort eingerichtet, erst sieben Gräber zählt.

Was das Innere des Klosters anbetrifft, so ist dort des Interessanten zu viel, um es jetzt eingehend zu schildern; davon vielleicht ein andermal; sehr originell ist der Hof, um den im Oberstock die Mönchszellen sich reihen und zu denen die Brüder auf Leitern, wie in einen Taubenschlag, hinaufgelangen. Ich gelangte dorthin, als ich den Bruder Kastellan aufsuchte, der mich den beiden Brüdern Zahlmeistern des Klosters („unsere Finanzminister“, wie er sie titulirte) vorstellen und durch deren Hülfe ich den Prior sprechen sollte, um mir die Erlaubniß des Besuches der Schatzkammer zu erwirken; Mühe genug kostete mich diese Erlaubniß, doch bin ich reichlich durch das Gesehene dafür belohnt worden.

Späterhin verlor Czenstochowo mehr und mehr seine militärische Bedeutung und Kaiser Alexander I. ließ 1813, nachdem es an Rußland gefallen war, die Festungswerke abtragen.

Am Fuße des Berges liegen Alt- und Neu-Czenstochowo, zwei Städtchen, die sich besonders durch den Handel mit Heiligenbildern und Amuletten ernähren. Das einzige Bemerkenswerthe in Alt-Czenstochowo, welches ich besichtigte, war der Marktplatz mit seiner etwas altersschwachen Pfarrkirche und einem Schmutz, wie ich solchen in der Menge auf so kleinem Raume noch nie beisammen gesehen zu haben mich erinnern kann. Ob die lehmgelbe Farbe der Warthe, die dicht hinter der Pfarrkirche vorüberfließt, von diesem Unrathe herrührt, kann ich nicht genau sagen, doch vermuthe ich es des schlechten Geruches wegen, der die ganze Flußniederung verpestet. Ein uns begegnender Bauer, den wir, mehr aus Muthwillen als Wißbegierde, fragten, ob man sich in der Warthe baden könne, nahm unsere Frage für Ernst und erwiederte recht treuherzig-naiv: man könne es wohl, doch rathe er nicht dazu, da heute (es war ein Sonntag) die Badstuben geschlossen seien, wir uns folglich nach dem Flußbade nicht säubern könnten.

Das Innere der Klosterkirche war ursprünglich auch im gothischen Styl behandelt, wurde aber nach einem Brande im Jahr 1690 umgebaut und bietet jetzt dem Beschauer ein etwas sonderbares Gemische verschiedenster Stylarten dar, obgleich der gothische Styl der Anlage in dem Charakter der Formen immer noch zu erkennen ist. Der große Altar stammt auch aus der Zeit des Umbaues, ungefähr aus den Jahren 1710—15; er ist aus weißem Marmor gemeißelt, mit sechs Säulen aus dunkelgrünem Stein mit Kapitälen aus vergoldeter Bronze geziert und 1734 eingeweiht. Zur Rechten desselben befindet sich der Thron des Bischofs, im Jahr 1866 nach einem Entwurf des Kustos der Sakristei, des Grafen Robert Potocki, ausgeführt. Die Wände des Kirchenschiffes sind im Jahre 1845 unter dem Prior Xaver Rotier mit Marmor bekleidet und macht das Ganze den Eindruck großen Reichthums. Links vom Altar führt eine kleine gothische Spitzbogenthür in die Sakristei, aus dieser ein feuchter und dunkler Gang, so eng, daß zwei Menschen sich nur mühsam auszuweichen vermögen, zur Schatzkammer. Diese ist ein ziemlich langer gewölbter Saal, in welchem längs den Wänden in Schränken eine Menge von Geschenken und Kostbarkeiten niedergelegt sind, meist Gegenstände, die in den öffentlichen Räumen des Klosters keinen geeigneten Platz finden konnten. Dieser Saal ist mit der Sakristei zugleich im Jahr 1653 erbaut.

Die hier aufgehäuften Schätze an Gold und Silber, edlen Steinen, Schmuckgegenständen und historischen Alterthümern sind kolossal; die einzelnen Gegenstände, mit Ausnahme derjenigen, die nur historischen Werth haben, sind seit 1863 von einer russischen Kommission abgeschätzt, versiegelt und mit Täfelchen mit Angabe des Werthes versehen worden; der Klosterschatz soll einen Goldwerth von 50 Millionen Rubel Metall ausmachen, und könnte das wohl möglich sein, obgleich ich für die absolute Richtigkeit dieser Angabe nicht bürgen kann, da ich die an den einzelnen Gegenständen verzeichneten Summen zu addiren nicht die nöthige Zeit hatte.

Zu Zeiten, wo das Kloster von Pilgern sehr überfüllt ist, wird es Fremden nicht gestattet, die Schatzkammer zu besichtigen, da man einen zu großen Andrang von Schaulustigen mit Recht fürchtet.

Wer ein Freund schöner, weiter Aussichten ist, kann eine solche in Czenstochowo genießen, wenn er sich die Mühe nimmt, gegen Entrichtung einer Kleinigkeit die Spitze des Klosterthurmes zu besteigen; doch ist dieses eine wegen der totalen Finsterniß im Innern des kupferbeschlagenen, fenster- und lukenlosen Thurmaufsatzes etwas gefährliche Partie, was man jedoch erst beim Hinabklettern bemerkt, wo der Fuß oft minutenlang vergebens einen Stützpunkt zu ertasten sucht, während von oben nachfolgende Thurmbesteiger, die in der Dunkelheit ihre Entfernung vom Untermann nicht genau bemessen können, demselben mit ihren Stiefeln alle Augenblicke auf Hut oder Schultern treten. Im Innern des Oberthurmes gibt es nämlich keine Stiege, sondern man muß, um hinauf zu gelangen, im Finstern von Balken zu Balken turnen. Oben angelangt, ist man aber für alles Ueberstandene reichlich belohnt durch den Anblick, der sich Einem von dort darbietet; man übersieht einen kolossalen Flächenraum, der im Süden von den Karpathen abgeschlossen wird und gen Westen bis weit nach Preußisch-Schlesien hineinreicht. Im Norden und Osten bietet das polnische Flachland weniger Interesse.



Die Monate. Nach Zeichnungen von Montbard. XI. August.



1. Indianerkanot. — 2. Korso bei Treptow. — 3. Schifferstechen. — 4. Blumenfischen. — 5. Ruderregatta bei Grünau.

Wasserkorso und Ruderregatta auf der Spree. Originalzeichnung von E. Hosang.

Um den Halbmond.

Roman

von

Gregor Samarow.

(Fortsetzung.)

Dreiunddreißigstes Kapitel.

An der Küste der Krim zwischen Jalta und Alupka liegt die kaiserliche Residenz Livadia, — ein von dem Grafen Potocki gebautes Schloß, in italienischem Styl errichtet, ein wenig nur erweitert und ausgebaut. Es ist nur eine große Galerie, welche als Speisesaal dient, und eine griechische Kapelle hinzugefügt worden, und das Schloß selbst mit seinem flachen Dach, seinen breiten Balkonen, auf welche große Fenster hinausführen, gleicht vielleicht mehr einem privaten Sommersitz als einer kaiserlichen Residenz, wenn auch, trotz der scheinbaren Einfachheit, die gediegene Pracht der Ausstattung überall daran erinnert, daß dieß reizende Asyl von dem unumschränkten Gebieter über die Reichthümer zweier Welttheile geschaffen worden.

Noch mehr aber tritt dieß hervor in der Umgebung des Schlosses, denn weit umher bis zum Meeresufer hinab dehnen sich die herrlichsten Parkanlagen aus, und die höchste Anstrengung der Kunst hat hier der ohnehin so freigebigen und großartig schönen Natur den feenhaftesten Reiz abgewonnen. Auf den Terrassen vor dem Schlosse lassen weite Blumengärten zu allen Jahreszeiten die herrlichsten Düfte aufsteigen, — und daran schließt sich ein waldiger Park und ein Weinberg mit malerischen Wärterhäuschen und einer hohen Plattform, von welcher man weit in die Berge von Jalta hineinblickt. Nach der andern Seite öffnet sich die Aussicht auf das Meer hin, an dem sich die zahlreichen Schlösser und Villen ausdehnen, welche fortwährend durch neue vermehrt werden, seitdem der Kaiser begonnen hat, dem eisstarrenden Winter seiner nordischen Residenz so lange als möglich hier am Strande des schwarzen Meeres mit seinen Orangen- und Myrtenhainen sich zu entziehen.

Die Jahreszeit war weit vorgeschritten, der November, der Mitteleuropa in trübe Nebelschleier hüllt und Petersburg lange unter fester Eis- und Schneedecke begraben hält, war nahe herangerückt, — aber am herrlichen Strande des alten Tauriens war noch keine Abnahme in der frischen Schönheit der blühenden Natur zu bemerken und die leichte Abkühlung nach der heißen Zeit des Hochsommers ließ dieselbe noch lieblicher und anmuthiger erscheinen.

Dieß vor kurzer Zeit noch so abgelegene und von der civilisirten Welt vergessene Ufer des Pontus Euxinus befand sich in seiner hohen Saison. Weit um die kaiserliche Residenz herrschte jene eigenthümliche Stille, welche um die allerhöchsten Personen einen Kreis unnahbarer Abgeschlossenheit zu ziehen pflegt. Die Eingänge zum Park waren abgesperrt — Wachen standen überall, jeden Unberufenen zurückweisend, und ein Heer von Beamten der geheimen Petersburger Polizei umschwärmte die Grenzen des kaiserlichen Parks in allen möglichen Gestalten, als Gartenarbeiter, Hausbeamte und Lakaien, um von den Wegen des Kaisers, der zwanglos in weiten Spaziergängen die Anlagen zu durchstreifen pflegte, jede drohende oder auch nur neugierige Annäherung fern zu halten. Rings umher aber, außerhalb dieses Bannes der kaiserlichen Majestät, bewegte sich ein reiches, buntes und glänzendes Leben. Alle Villen waren bewohnt und die vornehmste Gesellschaft des weiten Reiches bevölkerte den alten taurischen Strand. Der Thronfolger war angekommen und auch auf dem am Rande des kaiserlichen Parks gelegenen Schloß des Cesarewitsch, das mit seinen bunten Thürmchen und Minarets, mit seinen von goldenem Gitterwerk verdeckten Nischen ganz im Geschmack des Orients gebaut ist, wehte die Standarte, welche die Anwesenheit der Herrschaft anzeigte und schon von ferne jede Annäherung zurückwies.

Die ganze Gesellschaft, welche hier an den entlegenen Ufern den frischen Duft der Natur genoß und zum großen Theil weniger noch an die Schönheit der Berge, der Wälder und des Meeres dachte, als an die Nähe des Mittelpunktes der kaiserlichen Macht und Herrschaft, die hieher verlegt war und dem nahe zu sein in Rußland mehr noch als anderswo das Ziel alles Strebens ist, diese ganze scheinbar so harmlos fröhliche, nur ihrem Vergnügen lebende und dennoch so scharf beobachtende, so ängstlich lauschende Gesellschaft war in noch lebhafterer Bewegung als je zuvor. Denn nachdem der Reichskanzler Fürst Gortschakoff in Livadia mit seiner diplomatischen Umgebung erschienen, war einige Tage darauf auch der deutsche Botschafter General von Schweinitz angekommen, und außer ihm der Botschafter der Königin Viktoria, Lord Augustus Loftus.

Dieß Alles konnte an sich zufällig sein, — der Reichskanzler pflegte ja immer auf einige Zeit in der Nähe des Kaisers auch während dessen Sommererholung zu weilen und die bei der allerhöchsten Person beglaubigten Botschafter konnten um so leichter Gelegenheit nehmen, Seiner Majestät auch nach Livadia zu folgen, als der Aufenthalt hier in dieser Jahreszeit so unendlich weit der bereits völlig winterlichen Existenz in Petersburg vorzuziehen war. Als nun aber auch der Thronfolger ganz unerwartet eintraf und man sich zuflüsterte, daß der Kaiser seinen Sohn durch den Telegraphen gerufen habe, da erreichte die Spannung den höchsten Grad. Denn man wußte, daß der Widerstand der Serben, für welche ganz Rußland so große Sympathie hegte und so viel Opfer gebracht hatte, fast vollständig gebrochen war, — man wußte, daß die türkischen Armeen das Herz des unglücklichen, halb schon verwüsteten Landes bedrohten und daß England die Vermittlung übernommen hatte, um einen Waffenstillstand herzustellen, der Europa Zeit ließe, sich mit der Ordnung der schwebenden Fragen zu beschäftigen und von Neuem das Ziel anzustreben, welches die Berliner Konferenz nicht hatte erreichen können. Man wußte auch, daß die Pforte für Serbien Friedensbedingungen gestellt hatte, welche der Vernichtung gleichkommen und daß sie einen Waffenstillstand von sechs Wochen zurückgewiesen und nur einen solchen von sechs Monaten genehmigen wollte, um den Schwierigkeiten eines Winterfeldzugs aus dem Wege zu gehen und auf eine so lange Zeit die besetzten Distrikte Serbiens in den Händen zu halten und vollends auszusaugen.

Alle Welt war von Grimm gegen die Türken und von Unmuth über das Zögern Rußlands erfüllt, das man als unwürdig empfand und ganz leise als einen Ausfluß der krankhaften Friedensliebe des Kaisers Alexander bezeichnete, die in der reizbaren Empfindlichkeit seiner Nerven ihren Grund habe. Mit Jubel wurde daher in den russischen Kreisen die Ankunft des Cesarewitsch begrüßt, der ja in innigen Beziehungen mit der altrussischen Partei stand und von dem man eine energische Einwirkung erwartete.

Die Entscheidung mußte fallen, und die Spannung in der Gesellschaft, welche den kaiserlichen Hof umgab, war fast ebenso groß als diejenige, welche alle Kabinette Europas erfüllte.

Von dieser Erregung nahm man äußerlich nichts wahr in dem Kabinet des Kaisers Alexander, das mit derselben Einfachheit eingerichtet war, wie die Wohnungen des weitgebietenden Selbstherrschers im Winterpalais zu Petersburg und in Zarskoe-Selo. Die breiten Fensterflügel waren geöffnet und ließen das durch die kaum herbstlich gefärbten Baumwipfel sanft gedämpfte Licht hereinfallen, — die Stille war so tief, daß man das Geräusch eines von den Bäumen auf den feinen Kies des Gartenweges herabfallenden Blattes hören konnte, — kostbare Blumen aller Jahreszeiten, welche die Kunst der Hortikultur auf dem Platz vor der Wohnung des Kaisers vereinigt hatte, sendeten ihre Düfte in das lauschige Zimmer, das mehr zu freundlicher, stiller Träumerei bestimmt schien, als zu ernster Arbeit.

Der Kaiser Alexander aber saß in dem hölzernen Lehnstuhl vor seinem in der Nähe des Fensters stehenden Schreibtische matt zurückgelehnt, — seine Züge waren schmerzvoll verzogen, und seine großen Augen blickten so trübe, so finster und starr in die liebliche Natur, welche der Herbst mit neuem Reiz zu schmücken schien, hinaus, daß man hätte glauben können, diese schmerzlichen, winterlich kalten Blicke müßten die grünen Blätter vertrocknen und die blühenden Blumen welken lassen.

„Wie sinken sie alle zusammen, die Hoffnungen, welche mich in meiner Jugend so lockend und lieblich umspielten!“ sagte der Kaiser seufzend, — „die Blumen da draußen müssen auch verwelken nach kurzem, duftendem Leben, — aber wenn der kalte, vernichtende Hauch sie trifft, so haben sie ihre Bestimmung erfüllt, sie haben Freude bereitet durch ihre Blüte und sie vergehen friedlich und freundlich, wie sie erwuchsen und ihre Knospen öffneten! Aber mein Leben,“ fuhr er noch düsterer fort, „hat keine Blüte gehabt, — meine Hoffnungen sind gestorben, bevor sie zum Leben erwachten, und wenn ich einst dahin gegangen sein werde, so wird die Geschichte ihr verdammendes Urtheil über mich sprechen wegen alles dessen, was ich nicht gethan habe, nicht zu thun die Kraft hatte! — dem Kaiser-Befreier,“ seufzte er, „haben sie dort in der Kapelle ein Denkmal gesetzt — und einen Augenblick glaubte ich auch durch das große Werk der Befreiung meines Volkes von unwürdigen Sklavenketten einen Anspruch auf die Unsterblichkeit, — die Unsterblichkeit der Liebe und Dankbarkeit — nicht der Furcht und des Schreckens errungen zu haben.“

„Warum,“ sagte er nach langem Sinnen, indem er fragend über die Baumwipfel des Parks zum Himmel aufblickte, — „warum blieb mein Leben nicht beschränkt auf jenes Werk wohlthätiger Befreiung, das Werk des Friedens und der Liebe, dem ich mich in voller Hingebung gewachsen fühle — warum tritt jetzt diese schwere Frage an mich heran, von deren Entscheidung der Frieden Europas abhängt und so viel Tausende von Menschenleben. Wohl fühle ich, daß die Zukunft meines Reiches, sein Ruhm, seine Macht, — seine Existenz vielleicht in diesen Tagen auf dem Spiele steht, — aber all' mein Denken und Empfinden verengt sich in der einzigen Sehnsucht nach Frieden. — Aber ein Augenblick wie dieser erfordert einen Arm von Erz, wie ihn mein Vater hatte — und wie mein Sohn ihn hat —

„Mein Sohn“ — sagte er, mit der Hand über die Stirn fahrend, — „ja, ja, das wäre es, das würde mir Frieden — Ruhe geben, — ist es nicht Pflicht gegen mich selbst — Pflicht vielleicht gegen mein Reich, der kräftigeren jüngeren Hand die Zügel zu überlassen?“

Er versank in tiefes Sinnen und fuhr erschreckt empor, als der diensthuende Flügeladjutant den Reichskanzler Fürsten Gortschakoff meldete.

Auf dem Gesicht des Kaisers strahlte es wie freudige Hoffnung und glückliche Berührung, als der greise Kanzler eintrat, dessen Augen so jugendlich frisch, wie immer, unter der goldenen Brille hervorblitzten.

„Alexander Michaelowitsch,“ rief der Kaiser seinem treuen, langbewährten Diener entgegen, — „Sie wecken mich aus einem schönen Traum, und fast möchte ich Ihnen darüber zürnen. Ich träumte,“ fuhr er mild und glücklich lächelnd fort, „daß ich fern sei von allen Sorgen und Qualen der Regierung, — nur Mensch in menschlichem Glück und stillem Frieden, — meines Sohnes Hand führte das Schwert des Reiches in großen, siegreichen Kämpfen — ich freute mich seiner Siege in meiner verborgenen Stille und segnete ihn für die Wohlthat, die er dem Reiche und mir gewährt. Sehen Sie, aus so schönem Traum haben Sie mich erweckt — und doch — vielleicht ist es eine Fügung, daß Sie gerade jetzt kamen — denn,“ rief er, die heller aufleuchtenden Blicke fragend, fast bittend auf den Fürsten gerichtet, — „es bedarf nur Ihres Rathes, — eines Wortes von Ihnen, um meinen Traum zur Wahrheit zu machen!“

Es zog wie ein Schimmer mitleidiger Theilnahme über das Gesicht des Fürsten, — dann aber kräuselten sich seine Lippen zu einem feinen, fast ironischen Lächeln.

„Majestät,“ sagte er achselzuckend, — „ich liebe die Träume nicht und verstehe mich nicht auf ihre Auslegung — und,“ fügte er mit ehrerbietig liebevoller Herzlichkeit hinzu, „ich bitte Eure Majestät, alle lockenden Traumbilder zu verscheuchen, und möchten sie noch so lieblich sein, — denn Rußland erwartet von der Wachsamkeit seines Kaisers seine Zukunft.“

„Seine Zukunft?“ fragte der Kaiser, — „bin ich die Zukunft, — gehören die kommenden Tage nicht meinem Sohne?“

„Gott, der Rußland beschützt,“ erwiederte der Fürst fest, „läßt die Frucht nicht fallen, ehe sie reif ist, gesunden Keim zu treiben, Eure Majestät mögen für Rußland nicht von dem Gesetz abweichen, welches für die ganze Natur gilt, — Eure Majestät mögen eine Frucht, so edel sie sei, nicht pflücken wollen, bevor sie reif geworden.“

„Mein Sohn ist ein Mann — in voller Kraft, — ich bin ein welkender Baum!“ sagte der Kaiser.

„Ich bitte Eure Majestät um Erlaubniß,“ erwiederte Fürst Gortschakoff, „mich jeder Antwort enthalten zu dürfen, da es mir nicht ansteht, über den gegenwärtigen und den künftigen Herrscher meines Vaterlandes zu urtheilen oder ein solches Urtheil nur anzuhören — und käme es selbst aus Eurer Majestät Munde. Mögen Eure Majestät die Gnade haben, einen Augenblick nur sich mit der vollen Wirklichkeit zu beschäftigen und meinen unterthänigsten Vortrag anzuhören. Wenn Sie Seine Kaiserliche Hoheit den Cesarewitsch dazu einladen wollen, so bin ich überzeugt, daß ehe ich mich von Eurer Majestät verabschiede, der Traum, der Ihnen eben noch so schön und lockend erschien, verschwunden sein wird.“

Der Kaiser sah ihn verwundert an, als verstände er seine Worte nicht.

„Der Thronfolger ist hier,“ sagte er, — „mein Sohn kam, um mir seinen Morgengruß zu bringen, und ich habe ihn gebeten, in der Nähe zu bleiben, da ich Sie erwartete.“

Der Flügeladjutant meldete den Großfürsten-Thronfolger, und unmittelbar der Meldung folgend, trat der Cesarewitsch in das Kabinet.

Freundlich reichte er dem Reichskanzler die Hand und sagte:

„Ich komme, mein Vater, weil Du befohlen hast, daß ich den Vortrag des Fürsten Alexander Michaelowitsch anhören sollte — da ich hörte, daß der Fürst hier sei —“

„Ich danke Dir, Nikolai,“ sagte der Kaiser herzlich, indem er voll Stolz auf die kräftige, hochgewachsene Gestalt seines Sohnes blickte, „ich wünsche, daß in einem Augenblick so wichtiger Entscheidungen Dir nichts verborgen bleibe, was unsere Beschlüsse bestimmen könnte.“

Der Cesarewitsch küßte die Hand seines Vaters.

„Dann,“ sagte er ein wenig zögernd — „habe ich eine Bitte an Dich, mein Vater, — es ist,“ sagte er mit einem unsicheren Seitenblick nach dem Fürsten hin, „soeben der Präsident des slavischen Komites im Moskowier Bezirk, Alexander Alexandrowitsch Prohostschikoff, angekommen, — er ist ein treuer Russe, voll Eifer für die heilige Sache der Befreiung aller Slaven, — ich bitte Dich, mein Vater, ihn zu hören, — das russische Volk sehnt sich in diesem ernsten Augenblick nach einem Wort aus dem Munde seines Kaisers — und“ — rief er feurig — „es hat wohl das Recht, ein solches Wort zu erwarten.“

„Alexander Prohostschikoff?“ sagte der Kaiser sinnend, — „ich habe den Namen schon gehört — die Gräfin Antoinette sprach davon, — ein früherer Gardekapitän —“

„Ganz recht, mein Vater, — er besitzt ein großes Vermögen, weit ausgedehnten Grundbesitz — und hat schon viel, viel für die gute Sache geopfert — ich bitte Dich, mein Vater, ihn zu empfangen.“

„Eure Majestät wollen mir erlauben, mich der Bitte Seiner Kaiserlichen Hoheit anzuschließen,“ fiel Fürst Gortschakoff ein, — „Alexander Prohostschikoff ist ein Mann, für den ich bürgen kann, treu und zuverlässig, von großem Einfluß

in weiten Kreisen des Volkes und von feurigem Eifer erfüllt für die großen Ziele des russischen Reiches."

„Aber," sagte der Kaiser unschlüssig, — „er wird mich drängen wollen, — diese Slavenkomites verlangen den Krieg —"

„Es gibt in der Politik nichts Besseres," bemerkte Fürst Gortschakoff lächelnd, „als dahin gedrängt zu werden, wohin man gehen will und gehen muß. Wir bedürfen der Begeisterung des Volkes für die Zukunft, die ich für unvermeidlich halte, und je ungeduldiger ganz Rußland seine Stimme erhebt, um so besser wird die Stellung unserer Diplomatie den widerwilligen Mächten gegenüber sein. Hören Eure Majestät also, was die Komites gethan haben und was sie wünschen, — hören Sie den Boten derselben jetzt noch vor der Entscheidung, die Sie zu treffen haben, — denn auch das russische Volk ist ein Faktor bei dieser Entscheidung."

Der Cesarewitsch hatte zuerst in ängstlicher Spannung den Worten des Fürsten gelauscht, — jetzt drückte er demselben in lebhafter, freudiger Erregung die Hand und eilte dann auf einen zustimmenden Wink des Kaisers schnell hinaus, um in wenigen Augenblicken mit einem hochgewachsenen starken Mann von etwa vierzig Jahren wieder einzutreten.

Alexander Prohostschikoff trug die Uniform eines Gardekapitäns mit den Abzeichen der Inaktivität, — sein etwas bleiches, von vollem dunkelblondem Barte umrahmtes Gesicht zeigte den Typus der slavischen Rasse in ihrer edelsten Entwicklung und seine dunklen, feurigen Augen, welche ein wenig schräg von der Wurzel der kühn vorspringenden Nase ausliefen, ruhten fest und furchtlos, mit dem Ausdruck inniger Verehrung auf dem Kaiser, als er sich vor demselben, von dem Großfürsten geführt, in militärischer Haltung aufstellte.

„Dieß ist der Mann, mein Vater," rief der Cesarewitsch, „welcher sein ganzes Leben, alle Kraft seines Geistes — und seines Herzens der großen, edlen Nation gewidmet, die Gott unter Deine Herrschaft gestellt hat. Er hat mit unermüdlicher Thätigkeit die slavischen Komites in Moskau, der alten Zarenresidenz, hergestellt und organisirt, er hat den leidenden Bruderstämmen, welche allen Slavenvölkern voran im Kampfe gegen die barbarischen Feinde des Glaubens und der Freiheit stehen, reiche Spenden gesendet und einen großen Theil seiner eigenen Habe dafür geopfert. Er kommt jetzt im Namen der Getreuen, um ihre Bitten vor Dich zu bringen, und ich, mein Vater, halte es für meine Pflicht, als Dein Sohn, als der Erbe der Romanow — Dir zu bekennen, daß seine Wünsche auch mein Herz erfüllen."

Der Kaiser betrachtete mit freundlich wohlwollenden Blicken den schönen jungen Mann, der unbeweglich vor ihm stand.

„Ich danke Ihnen, Alexander Alexandrowitsch," sagte er, — „und ich bin bereit, Ihre Wünsche zu hören und zu erfüllen, — wenn es in meiner Macht steht," fügte er mit einem Seitenblick auf den Reichskanzler hinzu, der bescheiden zur Seite getreten war.

Er reichte Prohostschikoff seine Hand.

Dieser küßte inbrünstig die kaiserliche Rechte und sagte: „Eure Majestät werden es meiner Liebe zum Vaterlande, die Sie so gnädig anerkennen wollen, obgleich sie die erste und natürlichste Pflicht eines jeden Russen ist, zugute halten, wenn ich es jetzt in einem Augenblick so verhängnißvoller Schicksalswendung wage, ungerufen vor meinem allergnädigsten Herrn zu erscheinen, um ein freies Wort zu sprechen und eine vertrauensvolle Frage zu stellen."

„Sprechen Sie," sagte der Kaiser freundlich, aber mit leichter Unruhe.

„Niemand vielleicht kennt so wie ich den Sinn des Volkes, Majestät," fuhr Prohostschikoff fort, — „ich habe lange mit dem Volke gelebt und bin in seine Tiefen hinabgestiegen, um den Pulsschlag seines Lebens selbst zu fühlen und zu empfinden. Nun, Majestät, in diesem inneren, verborgenen Leben des russischen Volkes bereitet sich eine große Gefahr vor."

Der Kaiser wurde ernst — er ließ sich in seinen Stuhl nieder und winkte dem Fürsten Gortschakoff, welcher auf einem Sessel an der Seite des Schreibtisches Platz nahm. Der Thronfolger blieb stehen und ging, von lebhafter Aufregung bewegt, zuweilen mit kurzen Schritten leise auftretend, auf und nieder.

„Es sind zersetzende Elemente in das russische Volk gedrungen," fuhr Prohostschikoff fort, — „eine Folge der europäischen Bildung, welche in den alten Kulturstaaten des Westens schon so manche bedenklichen Früchte getragen, und welche unser Volk zum Theil unverarbeitet in sich aufgenommen hat — die Philosophie, welche in der Gestalt der kritischen Negation, in Gestalt des Nihilismus, der nichts anerkennt und nichts respektirt, von den höchsten Gesellschaftskreisen hinab wie ein feiner, giftiger Regen in die Tiefen hinabdringt, — beginnt den Glauben zu zerstören — den Glauben an Gott und damit den Glauben an die von Gott eingesetzte Autorität."

„Wahr — leider wahr," seufzte der Kaiser, — „aber wo ist das Heilmittel?" fragte er leise, mit unendlich schmerzvollem Blick.

„Ein heiliges Gefühl ist noch mächtig im Volke, unangetastet in seiner ursprünglichen Kraft," erwiederte Prohostschikoff, — „das ist der nationale Stolz — die nationale Liebe zu allen Bruderstämmen der großen slavischen Völkerfamilie, und der Bauer, der zu zweifeln beginnt an seinem Priester, — zu zweifeln an seinem Zaren, den er nicht sieht und der ihm oft vertreten wird durch ein eigensüchtiges, ungerechtes, gieriges Beamtenthum —"

„Leider — leider!" seufzte der Kaiser.

„Der Bauer," fuhr Prohostschikoff fort, „der angesteckt ist von den ersten Symptomen der nihilistischen Fäulniß — erhebt sich zu gesundem Zorn und Grimm, wenn er von den Schandthaten der Bassurmanen gegen die slavischen Brüder hört, — zu gesunder und kräftiger Begeisterung, wenn die Kunde von den heldenmüthigen Kämpfen der Unterdrückten um ihre Freiheit kommt. Und dann, Majestät, in diesem Zorn, in dieser Begeisterung erwacht auch wieder der Glaube an Gott, der die russischen Fahnen einst mit Sieg gesegnet, an den Zaren, der die russischen Heere hinausführte, die Feinde des Reiches niederzuwerfen. Der nationale Zorn und die nationale Begeisterung, Majestät, das sind die Heilmittel gegen den Nihilismus, — das ist die Ueberzeugung, die ich in diesen Tagen immer lebendiger, immer unumstößlicher gewonnen habe. Aus den glimmenden Funken dieses nationalen Gefühls sind durch die slavischen Komites, welche wie ein fest gegliedertes Netz ganz Rußland überspannen, helle Flammen aufgeschlagen, und neues, mächtiges Leben regt sich im russischen Volke. Auch die Führer der Nihilisten, die ich nicht kenne, deren Thätigkeit ich aber sehe und verfolge, begreifen die Macht des nationalen Gefühls. Sie haben es nicht gewagt, dem Aufschwung desselben entgegenzutreten, da sie sich ohnmächtig dagegen fühlen, ich habe es deutlich empfunden, daß die nihilistische Bewegung der Strömung folgte und die Organisation der slavischen Komites unterstützte."

„Auch Aksakow hat mir das bestätigt," rief der Cesarewitsch.

„Ja," fuhr Prohostschikoff fort, — „ich bin sogar überzeugt, daß in den Komites selbst nihilistische Führer sitzen und ihr Einfluß ist nicht gering gewesen, um die Flammen der Begeisterung immer höher aufschlagen zu lassen."

„Sie kennen sie?" fragte der Kaiser schnell.

„Nein, Majestät," erwiederte Prohostschikoff — „und ich habe es nicht versucht, sie zu entdecken, was mir auch sicherlich schwer gelungen sein würde. Nicht dadurch, daß man die Führer entdeckt und vernichtet," fuhr er fort, „wird man die nihilistische Bewegung überwinden, denn es würden wie am Halse der Hydra im lernäischen Sumpfe an Stelle jedes abgeschlagenen Kopfes zwei neue erwachsen: der Nihilismus ist nur zu überwinden, wenn man ihn durch eine stärkere Bewegung überflutet, so daß er sich in der mächtigeren Strömung, die ihn fortreißt, verliert, daß sein Gift sich auflöst in der reineren Flut. Und eine solche Bewegung, Majestät, ist die slavisch nationale — ihr gewaltiger Strom zieht Alles an sich und Niemand würde es vermögen, auch nur einen kleinen Theil des Volksgeistes in andere Richtungen abzulenken. Eure Majestät sind Herr dieser Bewegung — wie der Ingenieur Herr des Dampfes ist, den er zu unerhörter Kraftleistung anspannt und leitet, — ein großes Unglück aber wäre es," — fuhr er langsam mit feierlich ernstem Ton fort —

„Nun?" fragte der Kaiser lebhaft.

„Wenn die nationale Bewegung in ihrem immer höher anschwellenden Strom das Bett nicht fände, um stolz und siegreich ihre Fluten vorwärts zu rollen, wenn sie zurückstauen müßte vor den Ereignissen, die sie vielleicht augenblicklich nicht mit sich fortreißen könnte. Dann, Majestät, würden sich überall im Lande sumpfige Pfützen bilden, in denen dann das Gift des Nihilismus üppig sich entwickeln könnte."

„Ich glaube zu verstehen," sagte der Kaiser, — „doch sprechen Sie ohne Bild, — die Sache ist ernst, — scheuen Sie sich nicht, Ihre ganze volle Meinung klar auszusprechen."

„Nun, Majestät," erwiederte Prohostschikoff, „das ganze russische Volk wird heute in seinem Denken und Hoffen durch die slavischen Komites geleitet, weil jedes andere Gefühl in der nationalen Bewegung aufgeht. Die slavischen Komites gehören der Regierung, gehören Eurer Majestät, dem das Volk den herrlichen Namen des Befreiers auch für die Erlösung der slavischen Bruderstämme vom türkischen Joch entgegenjubeln möchte. Ein ernster Wendepunkt ist eingetreten, — die türkischen Heere stehen drohend vor dem erschöpften Serbien, das der Vorkämpfer der Slaven — unser Vorkämpfer war, — wenn Rußland heute die unglücklichen Brudervölker preisgibt, wenn es der europäischen Diplomatie gelingt, den Zaren und seine Regierung von der Begeisterung des russischen Volkes zu trennen, — dann, Majestät, wird jener Begeisterung eine tiefe Erbitterung folgen, das Volk, das heute jubelnd bereit ist, sich um seinen Kaiser in Treue und Gehorsam zu schaaren, wird dann der Stimme des Nihilismus folgen — dann — ich wage es nicht auszudenken, was dann aus Rußland werden soll."

Der Kaiser saß gedankenvoll da, das Haupt auf die Brust gesenkt — in athemloser Spannung blickte der Cesarewitsch auf seinen Vater, — Fürst Gortschakoff sah mit freundlichem, zufriedenem Lächeln durch seine goldene Brille auf den kühnen Sprecher.

„Und was soll geschehen?" fragte der Kaiser nach einigen Sekunden tiefen Schweigens.

„Majestät," erwiederte Prohostschikoff, „Gott hat das Schicksal Rußlands in Ihre Hand gelegt, — er wird Sie erleuchten, und ich darf nicht wagen, meinem Zaren einen Rath zu geben. Wenn Eure Majestät glauben, daß es nach der Lage der europäischen Verhältnisse unmöglich ist, der Türkei Halt zu gebieten, wenn Gott die heldenmüthigen Slaven des Balkans verlassen hat, indem er den Arm Rußlands zurückhält, — dann, Majestät, bitte ich um ein offenes Wort der traurigen Wahrheit, — dann werde ich zurückkehren und die slavischen Komites ebenso eifrig auflösen, wie ich sie einst gebildet, damit sie nicht zu Pflanzstätten des Nihilismus werden, ich werde," sagte er mit bebender Stimme, „damit meine letzte Pflicht gegen meinen Zaren und mein Vaterland erfüllen und nur noch den Himmel bitten, mich nicht erleben zu lassen, was dann nach meiner schmerzlichen Ueberzeugung über Rußland hereinbrechen muß."

„Ein solches Wort wirst Du nicht sprechen, mein Vater," rief der Großfürst — „Du kannst es nicht!"

„Fahren Sie fort," sagte der Kaiser.

„Wenn aber," sprach Prohostschikoff, einen Schritt näher herantretend, — „wenn Eure Majestät auch über die Grenzen des Reiches hinaus der Befreier sein wollen, — dann werde ich das Wort der freudigen Hoffnung durch ganz Rußland erschallen lassen, — dann wird der mächtige, unwiderstehliche Strom der nationalen Begeisterung Eurer Majestät in froher Dienstbarkeit gehorchen, dem Neid und der Mißgunst von ganz Europa zum Trotz — dieses Stromes Wellen werden den Nihilismus fortspülen und das ganze Vaterland mit neuem fruchtbarem Leben überströmen, darum bitte ich Eure Majestät unterthänigst: sprechen Sie ein Wort der Ermuthigung — ein Wort der Hoffnung!"

„Eure Majestät," sagte Fürst Gortschakoff schnell, ehe der durch die Begeisterung des Redners fortgerissene Kaiser antworten konnte, — „wollen mir erlauben, mich der Bitte des Herrn Prohostschikoff anschließen zu dürfen, wie es gewiß jeder treue Unterthan von ganzem Herzen thut. Freilich," fuhr er fort, „werden Eure Majestät heute nicht irgend etwas Bestimmtes für eine bestimmte Zeit versprechen können, — denn Eure Majestät müssen bei Ihren Entschließungen die politische Lage von Europa in Betracht ziehen — das werden jene Herren begreifen —"

„Ich begreife es," sagte Prohostschikoff, während der Thronfolger ungeduldig mit dem Fuß auf den Boden trat.

„Indeß," fuhr der Reichskanzler fort, — „indeß können Eure Majestät doch ohne Bedenken versichern, — wenn ich mich anders über Eurer Majestät hochherzige Intentionen nicht täusche, — daß die Begeisterung Ihres Volkes nicht verloren sein soll, und daß die Befreiung der Slaven vom türkischen Joche Allerhöchst Ihr unablässiges Streben sein werde."

Der Kaiser athmete auf, als ob eine schwere Last von seiner Brust genommen sei.

„Nun," sagte er, mit der ihm eigenthümlichen Hoheit und Würde sich zu Prohostschikoff wendend, — „Sie hören es, auch mein Reichskanzler theilt Ihre Ansichten, — so nehmen Sie denn mein Versprechen, daß ich Alles aufbieten will für die Befreiung der Slaven und daß ich nicht ruhen und rasten will, bis dieß hohe Ziel erreicht ist."

Der Thronfolger küßte bewegt seines Vaters Hand, Prohostschikoff aber sagte:

„Dürfen all' die Tausende, welche in banger Unruhe auf die Entscheidung harren, dieß Wort Eurer Majestät erfahren, — oder muß ich es noch als heiliges, glückbringendes Geheimniß in meine Brust verschließen?"

„Ein kaiserliches Wort ist niemals ein Geheimniß," sprach der Kaiser stolz — „gehen Sie hin, Alexander Alexandrowitsch, und verkünden Sie Allen, was ich gesagt."

„Dann, Majestät," rief Prohostschikoff, „wird in wenig Tagen durch ganz Rußland die helle Flamme der Begeisterung lodern, und wenn Eure Majestät eines Tages das Schwert zieht, wird der letzte Blutstropfen eines jeden Russen freudig für die heilige Sache bereit sein."

„Gut," sagte der Kaiser mit der glücklichen Freude, die sich stets in seinen Zügen ausdrückte, wenn er edler Gesinnung und treuer Hingebung begegnete oder wenn er Freude bereiten konnte, — „gut, ich werde für die Sache des Glaubens und des Vaterlandes jedes Opfer annehmen und jedes Opfer fordern. Ich erwarte Sie zur Tafel," fügte er mit seiner gewinnenden Artigkeit hinzu, indem er entlassend mit der Hand winkte.

Prohostschikoff zog sich zurück, der Thronfolger winkte ihm freundlich zu, indem er ganz glücklich in das freudig bewegte Gesicht des kühnen, opferbereiten und hoffnungsvollen Vertheidigers der slavischen Sache blickte.

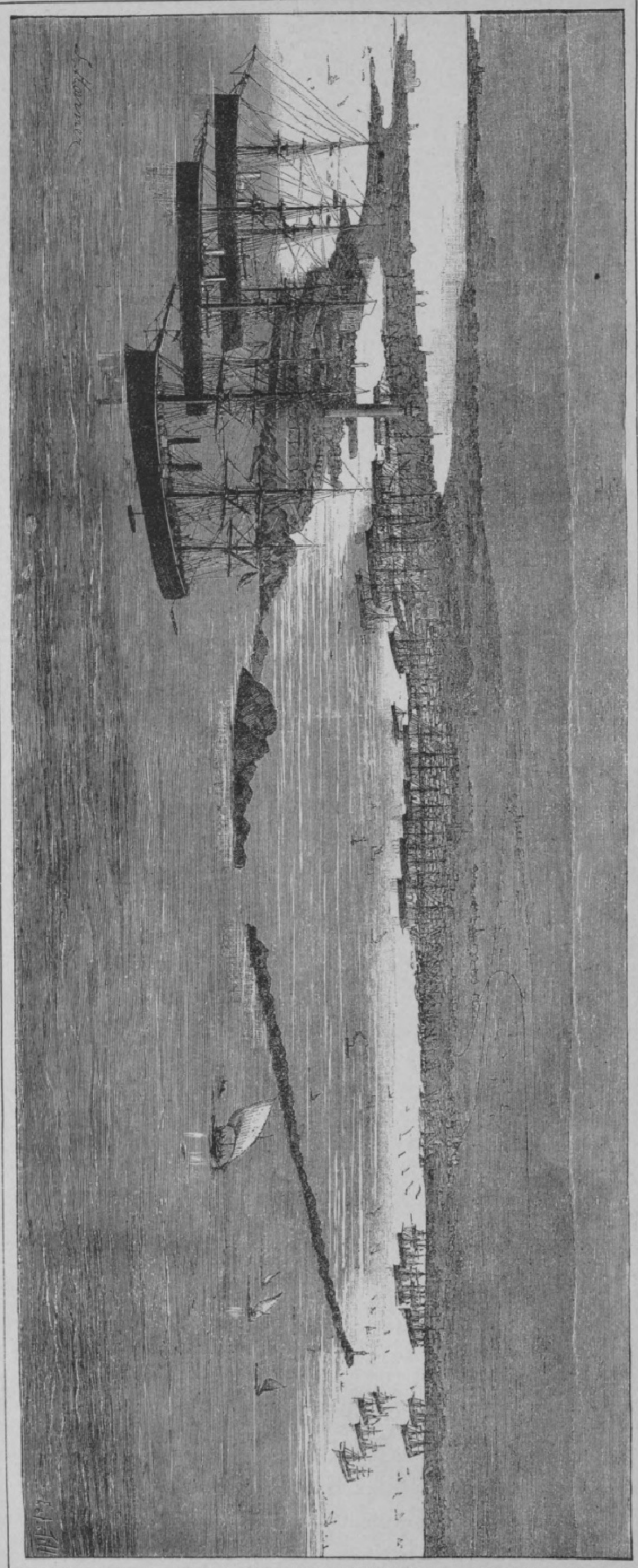
„Ich habe mein Wort verpfändet, Alexander Michaelowitsch," sagte der Kaiser sehr ernst, „was muß geschehen, um es einzulösen?"

„Wir werden um so gewisser das Ziel erreichen," erwiederte Fürst Gortschakoff, „je sicherer und vorsichtiger wir vorgehen, um niemals gezwungen zu sein, einen übereilten Schritt zurück zu thun."

Der Thronfolger schüttelte unmuthig den Kopf — der Fürst schien es nicht zu bemerken.

„Es ist kein Zweifel," sagte er, „daß die englische Vermittlung erfolglos bleibt, — die Pforte zieht die Verhandlungen hin, bis noch ein militärischer Erfolg erzielt ist, der ihr ganz Serbien preis gibt, um dann mit einem fait accompli den Knoten zu durchschneiden."

„Und warum kommen wir ihr nicht zuvor, — warum



Die Kriegsflotte vor Alexandrien. Zeichnung von L. Körner.

durchschneiden wir den Knoten nicht und stellen das fait accompli für uns her?" rief der Cesarewitsch. „Schon nach der griechischen Sage gehörte der Orient Dem, der den gordischen Knoten zerschnitt."

„Besser scheint es, Kaiserliche Hoheit," erwiederte Fürst Gortschakoff ruhig, „den Knoten zu lösen und die Schärfe unseres Schwertes für die letzte Entscheidung zu erhalten. Es kommt darauf an," fuhr er in geschäftlichem Tone fort, „Serbien vor Allem zu retten und auf der Balkanhalbinsel einen Zustand herzustellen, der bis zum Frühjahr, wo wir unsere Aktion beginnen können, vorhalten kann, ohne den christlichen Völkern die letzte Kraft zu rauben."

„Und warum soll unsere Aktion nicht jetzt beginnen?" warf der Großfürst ein, während der Kaiser, der wieder vor seinem Schreibtisch Platz genommen hatte, den Kopf in die Hand stützte und schweigend zuhörte, — „worauf warten wir?"

„Die Generale sagen, wie Eure Majestät wissen," erwiederte Fürst Gortschakoff, „daß für einen Feldzug von unberechenbarer Ausdehnung die militärischen Vorbereitungen noch nicht genügend seien — und ich muß gestehen, daß auch meine diplomatischen Vorbereitungen noch nicht abgeschlossen sind. Von dem Fürsten Bismarck — meinem Freunde" — fügte er mit leichter Ironie hinzu, — „habe ich gelernt, daß man, um des Erfolges sicher zu sein, den Gegner isoliren muß, und das ist noch nicht geschehen."

„Aber wenn Rußlands Ehre auf dem Spiel steht?" rief der Thronfolger — „von Bismarck muß man auch lernen, kühn zu wagen — ich bin gewiß, daß dem muthigen Wagen der Sieg gehören würde, — und wenn nicht, — besser ist es zu fallen, als der Frechheit der Türken und der Tücke der Engländer zu weichen."

Der Kaiser hob den Kopf empor und sah seinen Sohn mit einem langen Blicke ernst und traurig an.

„Darum, gnädigster Herr," sagte Fürst Gortschakoff, „wende ich alle meine Geschicklichkeit an, um die Ehre Rußlands nicht in's Spiel zu bringen und uns zu keinem übereilten Handeln drängen zu lassen. Vor Allem müssen wir verhüten, daß die Pforte Bundesgenossen finde, — England wird nichts thun, so lange es nicht eine kontinentale Macht findet, die ihm zur Seite tritt, und das zu verhindern, ist unsere Aufgabe. Die einfachste Lösung wäre gewesen, wenn Rußland Bulgarien und Oesterreich Bosnien, nöthigenfalls auch Serbien besetzte, — Eure Majestät haben diesen Vorschlag gemacht und er ist zurückgewiesen."

„Leider — leider!" seufzte der Kaiser.

„Der Graf Andrassy ist eben Magyar," sagte Fürst Gortschakoff, — „er kann sich nicht gegen die Stimmung der Ungarn stellen, welche in blindem Haß gegen Rußland stets und überall die Freunde unserer Feinde sind, — und mein vortrefflicher Kollege Andrassy vermag es, trotz seiner Geschmeidigkeit, nicht zu vergessen, daß er einst vor den russischen Armeen seine ehrgeizigen Träume verbleichen sah. Er würde gern den Werbungen Englands folgen und uns den Dolch in's Herz stoßen — wir müssen ihn vorsichtig und klug festhalten in der Zwinge des Dreikaiserbündnisses, dieser einzigen Hülfe, die wir von Deutschland zu erwarten haben."

„Nun denn," sagte der Thronfolger mit mühsam zurückgehaltenem Grimm, „warum sollen wir denn nicht allein vorgehen, — warum rücken wir nicht in Bulgarien ein, — warum befreien wir nicht die unglücklichen Serben, — haben wir es nöthig, uns vor den Phrasen der magyarischen Studenten zu fürchten?"

„Wenn wir es thäten," erwiederte Fürst Görtschakoff, „so würden wir das Dreikaiserbündniß sprengen, Oesterreich würde England die Hand reichen und wir hätten den Krieg von 1855, vielleicht unter erschwerenden Umständen, zu wiederholen."

„Auch damals wurde die Perfidie Oesterreichs und die Lauheit Preußens für uns verhängnißvoll, — warum sollen wir auch jetzt das Opfer falscher und unzuverlässiger Freunde werden? Ist," fuhr der Großfürst bitter fort, „die deutsche Freundschaft so schwach, daß sie nicht einmal Oesterreich für uns im Schach halten kann, — dann —"

Er biß in seinen Schnurrbart und verschluckte murrend die heftigen Worte, die auf seinen Lippen schwebten.

„Fahren Sie fort, Alexander Michaelowitsch," sagte der Kaiser streng. „Sie haben Recht, — die Vorsicht sichert den Erfolg, — was schlagen Sie vor, um die christlichen Völker vor der drohenden Wuth der Türken zu retten, und um die Zeit zur genügenden Vorbereitung für den Krieg zu gewinnen, wenn dennoch im Frieden keine Lösung gewonnen werden kann?" fügte er seufzend hinzu.

„Wir müssen," erwiederte Fürst Gortschakoff, „die Vermittlung, welche England bis jetzt vergeblich versucht hat, einer europäischen Konferenz überweisen, vor welcher die Feindseligkeiten einzustellen sind und der gegenüber die Pforte ihre negative Stellung nicht festzuhalten wagen wird. Oesterreich und Deutschland werden dieser Konferenz sogleich beitreten, da sie auf dem Boden des Berliner Memorandums stehen und der Graf Andrassy auch selbst vor dem Drängen der Magyaren von diesem Boden nicht weichen wird, auf welchem er des Rückhalts an Deutschland sicher ist."

„Also immer wieder sollen wir uns unter die Vormundschaft einer europäischen Konferenz stellen," schäumte der Thronfolger auf, — „in welcher England das große Wort führt und in welcher Alle — Alle neidisch auf jeden Erfolg blicken, den wir erringen könnten, denn Alle hassen Rußland im Grunde ihres Herzens, weil sie es Alle fürchten, weil sie Alle wissen, daß uns die Zukunft gehört, wenn wir rücksichtslos slavische Nationalpolitik machen. Was kümmert uns dieß morsche Oesterreich — mag es Bosnien nehmen, wenn es will, und wenn nicht, — nun dann mag es wagen, sich gegen uns zu stellen — beim ersten Anprall wird es in Trümmer fallen."

„Eure Kaiserliche Hoheit wissen," sagte Fürst Gortschakoff, „daß ich wahrlich kein Freund von Oesterreich bin — und kein Bewunderer des Grafen Andrassy; ich habe selbst einmal gesagt," fuhr er mit selbstzufriedenem Lächeln fort, „daß Oesterreich kein Staat sei — sondern nur ein Gouvernement —"

„Nun," rief der Thronfolger — „und mit diesem Gouvernement der Wiener Hofburg, in welcher heute Beust und morgen Andrassy experimentirt, der eine mit deutscher Pedanterie, der andere mit magya-

rischer Phantasterei, mit diesem Gouvernement sollen wir rechnen — das ist ein Gespenst, das in Nichts verfliegt, sobald man ihm nur fest entgegentritt."

„Immerhin hat dieses Gouvernement eine Armee von Fleisch und Blut," erwiederte Fürst-Gortschakoff, — „doch was mehr ist, hinter Oesterreich steht Deutschland und durch Deutschland müssen wir Oesterreich auf dem Standpunkt festhalten, den es in Berlin eingenommen."

„Der General Schweinitz," sagte der Kaiser, indem er seinem Kanzler billigend zunickte, „hat mich versichert, daß Deutschland unabänderlich an den Grundsätzen des Berliner Memorandums festhalte und uns jederzeit seine entschiedene diplomatische Unterstützung zur Durchführung dieses Programms gewähren werde. Er hat mir zugleich erklärt, daß wir der unbedingten und wohlwollenden Neutralität Deutschlands unter allen Umständen sicher sein könnten, auch wenn wir es für nothwendig halten sollten, über die Grenzen des Berliner Memorandums hinaus selbstständig und militärisch vorzugehen. Dann aber könne Deutschland, das keine unmittelbaren Interessen im Orient habe, keine weitere Thätigkeit entwickeln und auch keinen Einfluß auf Oesterreichs Entschließungen ausüben, denn so sehr der Kaiser Wilhelm auf seine persönlichen Beziehungen zu meiner Armee stolz sei, so sehr er mir den glänzendsten Sieg wünsche, könne die deutsche Regierung sich niemals in die orientalischen Angelegenheiten mischen. Wir können also Oesterreichs nur sicher sein auf dem Boden des Berliner Memorandums —



Die Entwicklung des gerupften Huhns nach Darwin. Nach einer Skizze von Fedor Wagner.

auf diesem Boden aber sind wir gewiß, daß in der europäischen Konferenz die Kabinette von Wien und Berlin uns zur Seite stehen. Du begreifst das," sagte er gütig und fast bittend zu seinem Sohn, — „der Fürst Alexander Michaelowitsch hat Recht!"

„Ich begreife," rief der Cesarewitsch, alle Zurückhaltung vergessend, — „daß wir auf diese Weise unter der Vormundschaft unserer sogenannten Verbündeten stehen, und daß wir dann niemals den Weg nach Konstantinopel finden werden, für den die große Katharina den Wegweiser aufrichtete, ihren Nachfolgern zur Mahnung. Was nützt eine Freundschaft, die zögernd ihre Hand zurückzieht, wenn wir deren bedürfen? Wir haben Deutschland den Rücken gedeckt, als es gegen Oesterreich schlug und gegen Frankreich, — Deutschland verfolgte damals seine nationale Aufgabe bis zu ihrer vollen und ganzen Erfüllung — wir haben ihm keine Bedingungen gestellt, wir haben es nicht eingeengt in die Fessel der Paragraphen eines Memorandums — und wir sollen jetzt zum Dank dafür Bedingungen annehmen, die der Unthätigkeit, der Demüthigung gleichkommen! O, mein Vater," rief er immer lebhafter, — „wirf die Fesseln solcher Freundschaft von Dir, — was Deutschland gekonnt, wird auch Rußland können, — aber dazu müssen wir uns voll und ganz auf die slavische Nationalkraft stützen, die stärker, kriegerischer und zäher ist als die germanische — wir müssen das Schwert ziehen und vorwärts gehen und der Sieg wird unser sein!"

„So würdest Du handeln, mein Sohn," fragte der Kaiser, „auch wenn Du nicht bloß der erste Unterthan, der vornehmste Soldat Rußlands wärest — auch wenn Du an



Eine Vergnügungsfahrt. Zeichnung von G. Previati.

meiner Stelle stündest und für das Leben von Millionen, für die Ehre und die Zukunft des Reiches die Verantwortung trügest?"

„Ja, mein Vater," rief der Cesarewitsch, dessen Wangen glühten und dessen Augen Blitze schleuderten, — „ja, so würde ich handeln, — ich würde mein Volk, das russische Volk und alle slavischen Brüder aufrufen zum heiligen Kampfe — aller Diplomatie zum Trotz würde ich meine Heeressäulen gegen den Balkan führen, unbekümmert um die Feinde — unbekümmert auch um die Freunde, und wollten sie darum aufhören, meine Freunde zu sein — wollten sie vergessen, was Rußland für sie gethan hat und was es gegen sie thun kann — tant pis pour eux!"

„Du bist jung, mein Sohn," sagte der Kaiser ernst — „der tollkühne Kampfesmuth ist ein Vorrecht der Jugend — ein Fehler der Jugend — wenn auch ein edler und natürlicher Fehler, den jedes Jahr des fortschreitenden Lebens verbessert. Es ist gut, die Feinde nicht zu fürchten, aber verhängnißvoll, bewährte Freundschaft gering zu achten. Ich," fuhr er fort, indem er sich erhob und den gebieterischen Herrscherblick seiner großen Augen so fest und durchdringend auf den Cesarewitsch richtete, daß dieser betroffen den Kopf neigte, — „ich halte an der Freundschaft um so fester, je zahlreicher und drohender die Feinde gegen mich aufstehen — ein verlorener Freund ist schlimmer als der ärgste Feind, denn man wird ihn niemals wieder gewinnen. Rußland und Deutschland sind bestimmt, mit einander zu gehen und Europas Gleichgewicht zu erhalten, meine Freundschaft für den Kaiser Wilhelm und das deutsche Volk steht hoch über allen Rücksichten des schwankenden Augenblicks und niemals — niemals werde ich einen Schritt thun, der diese Freundschaft gefährden könnte. Senden Sie den Befehl an meine Botschafter, Alexander Michaelowitsch, die europäische Konferenz zu beantragen und zugleich einen Kollektivschritt der Mächte bei der Pforte zur Einstellung der Feindseligkeiten zu verlangen. Damit werden wir die Zeit gewinnen, um uns zum Kampf vorzubereiten, wenn er dennoch nöthig werden sollte."

„Er wird nöthig werden," sagte Fürst Gortschakoff — „aber wir werden dann um so klareres Recht und um so festere gesammelte Kraft besitzen."

Der Cesarewitsch küßte des Kaisers Hand und sagte:

„Erlaube mir, mich zurückzuziehen, mein Vater, um meine Gedanken zu sammeln und zu ordnen, — glaube mir, ich weiß zu gehorchen, auch wo ich mich nicht überzeugen kann."

Schnell ging er hinaus.

Der Kaiser sah ihm ernst und traurig nach.

„Ein edles, tapferes und muthiges Herz," sagte er — „er hat noch viel zu lernen — und viel zu leiden — möge ihm die Zeit eine freundlichere Lehrmeisterin sein, als sie es mir war. Sie haben Recht, Alexander Michaelowitsch — der Traum der Ruhe und des Friedens ist vorbei, — noch bin ich Rußland nöthig, noch kann ich die schwere Bürde, die Gott mir auferlegt, nicht von mir werfen!"

„Ich wußte es," sagte Fürst Gortschakoff.

„Wie Sie Alles wissen," erwiederte der Kaiser lächelnd, aber mit dem Tone aufrichtigster Ueberzeugung, indem er dem Fürsten die Hand drückte.

Der Flügeladjutant vom Dienst trat ein.

„Der Lieutenant Graf Swiatowski von der Chevaliergarde bittet, sich bei Eurer Majestät melden zu dürfen."

Der Kaiser sann einen Augenblick nach. Der Adjutant hatte seine Meldung in verwundertem Tone gemacht und schien in der Miene des Kaisers die Erklärung für die räthselhafte Ankunft des jungen Offiziers in der entlegenen Residenz zu suchen, in welcher Niemand ohne kaiserliche Einladung erscheinen durfte.

„Der Graf Swiatowski," sagte er, „hat keinen Grund für seine Anwesenheit angegeben und nur gebeten, dieselbe Eurer Majestät anzuzeigen."

Er schien eine unwillige Frage zu erwarten — aber schon hatte sich das Gesicht des Kaisers aufgehellt, — gespannte Erwartung lag in seinen Blicken.

„Er soll kommen, — sogleich!" rief er. „Bleiben Sie," sagte er zum Fürsten Gortschakoff, der sich zurückziehen wollte, — „ich glaube, es geht auch Sie an, was der Graf mir bringen kann."

Der Adjutant sah den Kaiser starr an, er vermochte es nicht zu begreifen, daß der unbedeutende Offizier, von dem man nur wußte, daß er lange beurlaubt gewesen, vom Kaiser in Gegenwart des Reichskanzlers unmittelbar nach der Meldung empfangen wurde, und sein Gesicht nahm einen überaus verbindlichen Ausdruck an, als er in das Vorzimmer zurückkehrte, um den durch so hohe und unbegreifliche Gunst ausgezeichneten jungen Mann einzuführen.

(Fortsetzung folgt.)

Albumvers.

Alles werden sie dir erlauben,
Gram und Hoffnung, Furcht und Glauben;
Nur Eines können sie nicht verzeihn,
Willst du dich herzlich des Lebens freun.

Kunstgenossen.

(Hiezu das Bild S. 900.)

Er malt mit Wasserfarben und sie mit Oelfarben; er Bäume, Felsen, Wasser, Himmel und Wiese, sie den heiligen Joseph, den Erlöser am Kreuz, die Mutter Maria und die Evangelisten, roth, blau, grau, gelb, und vergoldet die Heiligenscheine. Er wandert über Berg und Thal und skizzirt und kolorirt, und sie steigt bis zu den wolkenumgebenen Berghütten und in die verstecktesten Thäler, um ihre Kunstwerke zu verkaufen — dabei raucht sie ihr kurzes Pfeifchen und er zur Erquickung seine Cigarrette; so treffen sie sich im Gebirge, die Herrgottshändlerin und der Aquarellist — als Kunstgenossen, wenigstens sieht sie es so an und er muß bei dem Gedanken an die Kollegialität lachen. Sie ist ein frisches, schönes Weib, ihr Pfeifchen ist ausgegangen und sie tritt keck und naiv zu dem Kunstgenossen, ihn um etwas Feuer zu bitten. Wie ihr der Tyrolerhut so flott auf dem dunklen Haar sitzt, wie ihre großen klaren Augen so gesund leuchten, der Mund so voll und blühend ist, dazu die stark duftende Heu- und Gebirgsluft, das klingende Rauschen der Bäche und das scharf goldene Licht, die Vormittagswolken — der Maler empfindet dieß Alles und plötzlich erscheinen ihm alle Unterschiede zwischen Kunst und Handwerk ausgelöscht; — da dampft ihr Pfeifchen und mit einem fröhlichen „Grüß Gott!" wandert sie vorüber.

Die Kriegsflotte vor Alexandrien.

(Hiezu das Bild S. 908.)

Es scheint fast, als ob die Engländer fürchteten, durch die völlig armirten Forts Alexandriens in den Grund geschossen zu werden. Arabi Pascha trauten sie nicht und vielleicht geschah aus diesem Grunde besonders die fast plötzliche Bombardirung der Stadt, die jetzt in ihrem schönsten Theil ein Trümmerhaufen ist. Wir geben auf unserem Bilde hier Rhede und Hafen von Alexandrien mit der Kriegsflotte, welche die Stadt von der Wasserseite umzingelt hält. Es waren dreißig Kriegsschiffe aller Nationen hier versammelt, dreizehn englische und sechs französische, die übrigen gehörten den anderen europäischen Mächten an. Diesen standen gegenüber fünf Forts, zwei befestigte Thürme und Hafenbatterieen. Den großen Hafen beherrschten drei Forts, vom Westen Fort Gabari und Fort Mex, vom Osten Fort Ras el Tin. Den Nordhafen, in welchen nur Schiffe mit geringem Tiefgang einlaufen können, flankiren zwei kleine Forts, Ada und Chadby. Wie wenig bedeutend diese Befestigungen den Engländern gegenüber waren, hat der Erfolg der Beschießung gezeigt.

Die Oper in England.

Von

Wilh. F. Brand.

(Nachdruck verboten.)

Ebenso unleugbar wie der Mangel an Verständniß für Musik seitens der englischen Nation im Allgemeinen zu Tage tritt, so unleugbar ist ihre maßlose Liebe für diese edle Kunst — so unleugbar vielleicht auch die in letzter Zeit hie und da in etwas dünkelhafter Weise laut werdende Ueberzeugung, daß sie im Grunde genommen ebenso musikalisch sich erweisen würde, wie irgend ein anderes Volk, dafern nur die in der Nation brachliegenden musikalischen Rohstoffe geweckt und sachgemäß genährt würden. Warum auch nicht? Aber zu verwundern bleibt es nur, wie unter solchen Umständen das musikalische Dornröschen sich so über Gebühr verschlafen durfte. Doch jetzt ist der Prinz ausgezogen — der erste Prinz des Landes, der Prinz von Wales — der es wecken will, und sein Kuß heißt «The Royal College of Music», das er zu gründen unternommen. Sämmtliche Prinzen des königlichen Hauses stehen ihm zur Seite. Deßgleichen Mr. Gladstone, der Erzbischof von Canterbury, der Lordmayor, die Tonangeber des sozialen Lebens wie die Koryphäen der Wissenschaft und Kunst, insonderheit natürlich der Musik, kurz, die Repräsentanten der verschiedensten Schichten der Nation, ja die ganze Nation selbst. In anderen Ländern wäre es in einem solchen Falle das Erste, um eine Staatssubvention einzukommen. Die Engländer haben aber eine zu große Abneigung gegen die Omnipotenz der Regierung, deren offizielles Einmischen in solcherart Unternehmen sie eine das freie individuelle Schaffen beengende Bevormundung bedünken würde, als daß auf solche Beihülfe hier viel gerechnet werden dürfte. Wozu auch, wenn die Munificenz von Privatleuten und Genossenschaften Mittel genug in Aussicht stellen? Und da auch eine genügende Anzahl tüchtiger einheimischer wie ausländischer Lehrkräfte vorhanden, so liegt in der That kein Grund vor, anzunehmen, daß London binnen Kurzem nicht ein ebenso großartiges Konservatorium aufzuweisen hat, als so viele Städte des Kontinents, nach denen bis heute noch so manche junge Engländer behufs musikalischer Ausbildung sich zu begeben haben. Für die größte, reichste, musikliebendste Stadt der Welt wäre das freilich wohl an der Zeit!

Indessen darf es doch nicht vergessen werden, daß auch ohne diese Lehranstalt durch die schon vorhandenen dürftigeren Musikschulen und durch Privatunterricht England es dahin gebracht hat, tüchtige Konzertsänger heranzubilden und ganze Oratorien — die dem religiöseren Sinn der Nation bislang mehr zusagten, als die Oper — in einer so vollendeten Weise zur Aufführung zu bringen, wie das nur selten in Deutschland geschieht. Ja, auch auf dem Gebiet der nationalen Oper hat sich's in den letzten Jahren kräftiglich geregt. Bis vor Kurzem wollte Niemand eine Oper in der Sprache des Landes hier gelten lassen. Nur auf Italienisch kamen dieselben zur Aufführung, wozu denn allerdings die erlesensten Sterne aus aller Herren Länder in London zusammentrafen, allein auch nur für die kurze Dauer der Saison im Frühling und Frühsommer; für den Rest des Jahres gab es eben keine Oper hier, dem hat Herr Karl Rosa bereits wesentlich abgeholfen. Wie es ein Deutscher war, Gluck, der den Franzosen eine nationale Oper begründete, so ist es wiederum ein Deutscher, der dasselbe für die Engländer gethan. Herr Rosa ist 1843 in Hamburg geboren. Auf den Konservatorien von Leipzig und Paris ausgebildet, war er eine Zeitlang Musikdirektor in seiner Vaterstadt. Von hier begab er sich nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo er sich bald darauf mit der bekannten Sängerin Fräulein Parepa vermählte. Im Verein mit dieser machte er sich nun dort sofort an seine Lebensaufgabe: die Begründung einer englischen Oper, oder richtiger gesagt, die Aufführung von Opern mit englischen Kräften in englischer Sprache. Was das sagen will, davon haben die Herren Intendanten und Kapellmeister auf dem Kontinent, denen verhältnißmäßig Alles kunstgerecht und fertig zur Hand liegt, nicht so leicht den rechten Begriff. Herr Rosa schuf die Oper aus eigener Hand und schuf sie auf eigene Hand ohne andere Beihülfe als die seiner Frau. Hatte er nicht die Gesangskräfte — die Einzelstimmen wie den Chor — erst ganz und gar auszubilden, so war doch schon die Auswahl und die immerhin noch nöthige Schulung für seinen speziellen Zweck schon eine erhebliche Aufgabe. Nicht viel leichter war die Zusammenfügung des Orchesters. Dann mußte erst noch ein Theater gefunden werden. Und in diesem wieder die nöthigen Dekorationen. Ja den Text selbst mußte Herr Rosa erst übersetzen oder doch übersetzen lassen. Dann galt es schließlich noch die größte Schwierigkeit zu überwinden: das herrschende Vorurtheil des Publikums gegen eine Oper in der eigenen Sprache. Alles dieses zuwege zu bringen, zeugt nicht nur von einer gründlichen Sachkenntniß sowohl in Bezug auf seine Kunst, auf das zur Darstellung vorhandene Material und auf das Publikum — es beweist auch eine ganz besondere, ungewöhnliche Energie. Es ist nicht zu verwundern, wenn die Gesichtszüge dieses kühnen Unternehmers Spuren von Ueberarbeitung an sich tragen, aus seinem Auge aber strahlt in ungeschwächter Kraft jenes edle Feuer scharfer, klarer Einsicht, sowie selbstbewußter Thatkraft. Das sind Eigenschaften, die zum fröhlichen Gedeihen der englischen Oper unbedingt erforderlich sind.

Die ersten Versuche der Lebensfähigkeit des Unternehmens wurden 1871 und 72 noch in Amerika angestellt. Es geschah mit bestem Erfolg. Derselbe blieb auch nicht aus, als die Oper bald darauf nach England verpflanzt wurde. Zuerst wurde in der Provinz gespielt und 1874 sollte zum ersten Male „Lohengrin" mit englischem Text im „Drury Lane Theatre" zu London zur Aufführung kommen. Frau Parepa-Rosa hatte die Rolle der Elsa übernommen, allein der plötzliche Tod dieser begabten Dame drohte noch einmal das ganze Unternehmen zu Grunde zu richten. Erst im folgenden Jahre brachte Herr Rosa nun wirklich die erste Serie von Opern in englischer Sprache in London. Seitdem ist er in immer kürzeren Zwischenräumen auf immer längere Dauer wiedergekehrt, während er zur Zeit, wo er nicht in London anwesend, in den Provinzialstädten mit seiner Gesellschaft gastirt. Dieselbe zählt jetzt bereits recht tüchtige und wohlgeschulte Kräfte zu ihren Mitgliedern und ihr Repertoire umfaßt bereits nahezu ein halbes Hundert Stücke. Die nationale Oper darf also jetzt wohl als für alle Zeiten bestehend angenommen werden. Und Herr Rosa ist ihr Begründer. Als solcher wird er auch von den Engländern selbst bezeichnet und gepriesen. „Herrn Rosa's bedeutende Verdienste um Musik," heißt es in einer Londoner Zeitschrift, „würden ihm in irgend einem andern Lande außer England eine öffentliche Anerkennung erworben haben, allein in England haben wir keine Dekoration für musikalisches Verdienst. Er hat seinen Lohn in der allgemeinen Anerkennung seiner Bestrebungen, wie sie sich in überfüllten Häusern und den Lobeserhebungen der Kritiker und des Publikums kundthut." Mag es vergönnt sein, an dieser Stelle auch noch einige andere Zeilen aus jenem Journal anzuführen, die vielen anderen der Bekannten des Mannes aus der Seele gesprochen. „Von den persönlichen Tugenden, welche Herrn Karl Rosa Allen werth machen, welche die Vergünstigung genießen, mit ihm, sei es als Freund oder einfach in professioneller Eigenschaft, in Berührung zu kommen, können wir hier nicht eingehender sprechen. Es genügt, im Allgemeinen die Thatsache zu bezeugen, daß der Charakter des Mannes in jeder Beziehung mit den so hervorragenden Eigenschaften des Musikers und Entrepreneurs harmonirt."

Das eben zu Ende gekommene Londoner Gastspiel war wieder ein in jeder Beziehung großartiger Erfolg. Ganz insbesondere erzielten diesen die Wagner'schen Opern. Wunderbar! Noch vor wenigen Jahren wollte hier Niemand etwas davon hören. Die Darstellung derselben seitens der italienischen Operngesellschaften war allerdings kaum darnach angethan, für dieselbe Verehrer zu werben. Indeß, die vor etlichen Jahren unter Leitung des Maëstro selbst hier in „Albert Hall" gegebenen großartigen Wagner-Konzerte waren auch wenig besucht und in pekuniärer Beziehung durchaus ein Fiasko. Und heute ist es Wagner, der das Opernhaus füllt! Dieser Umschwung im Geschmack des Publikums ist theilweise der direkten Einwirkung Deutschlands zuzuschreiben, wo manche der ewig reisenden Engländer Wagner'sche Opern in angemessener Weise aufgeführt gesehen haben; zum Theil auch den vortrefflichen Konzerten, die hier in letzter Zeit wiederholt unter Leitung des Hofkapellmeisters Richter aus Wien stattgefunden; vornehmlich aber der wohlgelungenen Darstellung Wagner'scher Werke seitens der Rosa'schen Gesellschaft.

Jetzt aber hat Wagner hier auch so festen Fuß gefaßt, daß in der kommenden Saison in zwei der größten hiesigen Theater fast nichts als seine Opern aufgeführt werden, in beiden Fällen auf Deutsch und von ausschließlich deutschen Künstlern, deren die erlesensten von verschiedenen deutschen Bühnen hiefür angeworben. Ja, Wagner selbst wird kommen und sein „Ring des Nibelungen" in „Her Majesty's Theatre" unter seiner eigenen Leitung zur Aufführung gelangen. Es hat nie bislang eine so rein deutsche Oper sich nach hier gewagt. „Und nun kommen plötzlich zwei zu gleicher Zeit!" sagte man sich hier nicht ohne große Besorgniß für den guten Verlauf der Unternehmen. Allein ich höre, es sind schon heute für jedes der Häuser mehr als 6000 Pf. St. seitens des erwartungsvollen Publikums gezeichnet. Das sind doch über 240,000 Mark für beide Häuser zusammen! Der pekuniäre Erfolg dürfte demnach schon jetzt ziemlich gesichert sein, während über den artistischen gewiß niemals ein Zweifel bestand.

Notiz-Blätter.

Literatur.

— **Ein origineller Gedanke, vielleicht etwas zu weit ausgesponnen,** aber doch interessant, ist die für die fleißige Frauenwelt von Gabriele Hillardt veranstaltete Sammlung von Gedichten unter dem Titel: „Die weibliche Handarbeit in der Poesie“ (Wien, Hartleben). In einem überaus elegant ausgestatteten Miniaturbande, dessen Kopfleisten über jedem Dichter aus Mustern für weibliche Handarbeit bestehen, hat die Herausgeberin Alles zusammengetragen, worin die Dichter diese verherrlichen. Es sind mit wenigen Ausnahmen deutsche Dichter, und wir glauben, daß Deutschland, in welchem die Handarbeit ganz besonders kultivirt wird, auch die meiste Anregung zu solcher Dichtung besitzt: immerhin waren wir von dem Reichthum unserer Literatur überrascht. Für die fleißigen Hände unserer Frauen und Mädchen ist das Buch eine schöne Gabe, eine liebenswürdige Aufmunterung.

— **Zu einem ganz reizenden Buche haben sich zwei Künstler** verbunden, ein Künstler mit dem Worte, ein Dichter, und ein Künstler mit dem Stifte, ein Maler, Beide mit Ort und Menschen, die sie schildern, innig vertraut, Beide längst bekannt und beliebt bei Allen, die ein Herz für's Volk haben. Hugo Kaufmann und Karl Stieler haben „A Hochzeit in die Berg“ (Stuttgart, Bonz & Comp.) gedichtet, der Erstere sie mit seinem köstlichen Stifte zeichnend, der Letztere diese mit seinen allerliebsten frischen Versen in oberbayerischer Mundart umrahmend. Von der B'schau zum Jaschmarrn, vom Hochzeitsladen bis zur Hochzeit begleitet der Dichter das Brautpaar mit seinen köstlichen und kernigen Reimen, die so echt, treu und wahr sind, daß auch kein leiser, städtisch angehauchter Ton sich einmischt, Verse, an denen man von Herzen seine Freude haben kann. Aber wie prächtig, wie fein dem Leben abgelauscht, wie kerngesund und natürlich sind auch die Bilder Kaufmann's! Jede Figur, jeder Zug ist eine Lust, es ist, als ob's gar nicht anders sein könnte: die B'schau, die Hochzeitslad, vorm Wirthshaus, 's Ehren, 's Heimgeigen — man kann sich nicht satt sehen. Und dazwischen die einzelnen Figuren, die Hochzeiter, die Kranzljungfer, Ehrvater und Ehrmutter, die Musikanten, jede voll Lebenscharakteristik — mit einem Wort, ein liebenswürdig Buch durch und durch, das auch technisch prächtig ausgeführt ist.

— **Woldemar Kaden hat sich durch seine prächtigen Schilderungen** italienischer, namentlich süditalienischer Natur in erster Linie seinen Namen gemacht: von der farbenvollen und lebendigen Art, wie er die Menschen in diese Natur stellt, war nur noch ein kleiner Schritt, den Stoff auch novellistisch zu verwerthen, war er doch schon in allen seinen Schilderungen ein wirklicher Dichter. Wir haben ihn früher bereits als Novellisten bei unseren Lesern eingeführt, indem wir eine Erzählung aus seiner Feder unseren Blättern einverleibten. Heute möchten wir es mit einem ganzen Bande thun, den er „Pompejanische Novellen und andere“ (Stuttgart, Bonz & Comp.) betitelt hat. Es sind drei Stücke, die uns in römisches Leben der alten Zeit einführen, drei, die in moderner Zeit, aber auf dem klassischen Boden spielen. In den ersten verbindet sich der Dichter mit dem Gelehrten, in den „anderen“ schafft er freier und frischer: überall ist der lokale Hintergrund mit den leuchtendsten Farben des Wortes gemalt, aber die Charaktere treten doch auch recht markig, scharf umrissen und fesselnd vor unser Auge. Wir geben den beiden Erzählungen „Des Ikarus Flügel“ und „Aus den Hernikerbergen“ den Vorzug. Wie er den Boden kennt, auf dem seine Geschichten spielen, hat er in mehr als einem seiner italienischen Wanderbücher gezeigt; daß er aber auch diese Natur mit echten Typen zu beleben und tiefe Konflikte in schöner künstlerischer Form darzustellen weiß — das zeigt dieses Buch.

— **Hermann Hettner's Biographie wird Professor Adolf Stern** in Dresden schreiben. Dieser, seit Jahren Hettner's Kollege an Dresdens technischer Hochschule, wo er das Fach der Literatur- und Kulturgeschichte vertritt, wie Jener die Kunstgeschichte zur Spezialität hatte, ist von Hettner's Wittwe, bekanntlich eine geborene Grahl, mit diesem Ehrenamt betraut worden. Hettner war bekanntermaßen nicht nur ein bedeutender Schrift-, sondern auch ein geistreicher und fleißiger Briefsteller. Er führte noch Briefwechsel im Geist und im Umfang der Korrespondenzen, welche die großen Männer unserer klassischen Literaturepoche uns hinterlassen haben. Mit einer Reihe der ersten geistigen Koryphäen der Neuzeit unterhielt er solchen schriftlichen Verkehr. Adolf Stern wird dieses Material sammeln, sichten und ordnen.

— **Die „Bibliothek der Hausfrau“ von Charlotte Wagner** (Leipzig, Gracklauer) umfaßt in ihren 17 Bänden alles für die praktische Thätigkeit derselben, soweit sie das leibliche Wohl betrifft, Nützliche und Erforderliche: ein Buch der Mehlspeisen, der Getränke, der Rezepte, der Fleischspeisen, des Wilds, des Geflügels, eine Kartoffelküche, eine Anleitung zum Aufbewahren und Einmachen der Früchte und Gemüse, die Pastetenbäckerei, eine Hauskonditorei, Gartenbücher, ein Buch von der Schönheit und eins von der Diät, Rezepte aller Art und, wie wir versucht, recht praktische. An diese hat die Verfasserin ein anderes, nicht in die Serie gehörendes, aber gewiß auch willkommenes, durch 144 Abbildungen ergänztes Buch angeschlossen, nämlich eine Anleitung, die Servietten in geschmackvoller Weise zu brechen; das Buch führt den etwas zu weit gegriffenen Titel: „Der festlich gedeckte Tisch“, denn dieser Titel würde das ganze Arrangement und nicht diesen einzelnen, im Uebrigen überaus reich und anschaulich behandelten Gegenstand in sich fassen.

— **Aus Schlicke's Verlag in Leipzig sind neuerdings zwei interessante Gaben hervorgegangen.** Die Jugendschriften Gerstäcker's, „Die Welt im Kleinen“, sechs Bändchen, und „Die Reise um die Welt“, hübsch ausgestattet und neu bearbeitet von A. W. Grube, sind eine werthvolle Geschenkliteratur für die heranwachsende Generation, und er bringt auch Werke von Bedeutung für den Gelehrten, Literaturfreund und von allgemeinem Interesse für jeden Gebildeten auf den Markt. So neuerdings ein sehr interessantes Buch: „Schiller und Goethe im Urtheil ihrer Zeitgenossen“. Das Werk ist groß angelegt, die beiden ersten Bände, jeder ca. 400 Seiten stark, behandeln Schiller's Wirken bis zum Jahre 1800. Wir erhalten hier Zeitungskritiken, Berichte und Notizen, Schiller und Goethe und deren Werke betreffend, gesammelt und herausgegeben von Julius W. Braun. Man darf diese Publikation als eine Ergänzung zu allen Ausgaben der Werke unserer Dichterheroen betrachten; sie wird das Vollständigste sein, was in der Art über die großen Dichter existirt, und eine Lücke, die vielfach hart gefühlt wurde, ausfüllen. Der Herausgeber ist sichtbar mit Liebe zur Sache, Fleiß und Verständniß zu Werke gegangen. Der Verleger hat das Unternehmen vortrefflich ausgestattet, auch eine Liebhaberausgabe auf holländisches Büttenpapier hergestellt.

— **Wer sich für die Geheimnisse der Chiffrir- und Dechiffrirkunst** interessirt, dem möchten wir das jüngst erschienene „Handbuch für Kryptographie“ von Ad. v. Fleißner v. Wostrowitz (Wien, in Kommission bei L. W. Seidel & Sohn) empfehlen. Der Leser erhält hier eine sehr klar, leicht faßlich und mit Geist zusammengestellte Anleitung zum Chiffriren und zum Entziffern von Geheimschriften. Dem Buch ist das System der Patronengeheimschrift zu Grunde gelegt; dem Werkchen sind 19 Tafeln mit Schemaabbildungen und Entzifferungen, wie auch eine Patrone beigegeben.

— **Eine russische Ausgabe von Lessing's Werken, und zwar die** erste sämmtlicher Werke Lessing's, ist das jüngste Unternehmen der Verlagsbuchhandlung B. M. Wolff in St. Petersburg. A. Nartow, der Begründer der St. Petersburger freien ökonomischen Gesellschaft und nachmalige Präsident der russischen Akademie, hat Lessing zuerst in die russische Literatur eingeführt, und zwar um das Jahr 1765 durch Uebersetzung einiger Jugendwerke Lessing's, darunter auch des „Jungen Gelehrten“. Im Jahre 1784 folgte ihm W. Petrow, der Uebersetzer von Milton's „Verlorenem Paradies“ und der „Aeneida“, mit einer Uebersetzung der „Emilia Galotti“, und im Jahre 1788 veröffentlichte N. Karamsin seine Uebersetzung des nämlichen Trauerspiels. Gegen Ende der siebenziger Jahre hatte bereits „Minna von Barnhelm“ auch auf russischen Bühnen ihr Glück gemacht. Mit dem Ende der Karamsin-Periode traten auch in Rußland für Lessing Tage des Vergessenseins ein, und während der ganzen ersten Hälfte dieses Jahrhunderts geschah — wenn wir von Wassili Papyschew's 1816 erschienenen „Ausgewählten Fabeln Lessing's“ absehen — eigentlich so gut wie gar nichts zur Förderung der Kunde Lessing's. Erst als die philosophische Richtung in der russischen Literatur die Oberherrschaft gewann, ward auch wieder die Erinnerung an Lessing wach. Neben mehreren Monographieen erschien damals, und zwar 1859, die Edelson'sche Laokoonübersetzung.

— **Der zweite Band des von Paul de Saint-Victor vollendet** hinterlassenen, ebenso gelehrten als glänzend geschriebenen Werks: «Les deux masques» (die tragische und die komische Maske), ist soeben bei Calmann Lévy in Paris ausgegeben worden. Er behandelt Sophokles, Euripides, Aristophanes, Kalidasa und das indische Theater. Der dritte und Schlußband, welcher in Bälde folgen soll, wird Shakespeare und das französische Theater von seinen Anfängen bis auf Beaumarchais beleuchten.

Bildende Künste.

— **Professor Konrad Knoll, der Meister des Münchener Fischbrunnens,** hat nach achtjähriger Arbeit das „Unionsdenkmal der Lutheraner und Reformirten der Pfalz“ für die Stiftskirche zu Kaiserslautern vollendet und während einiger Tage im Münchener Glaspalast unentgeltlich ausgestellt. Der in den Stylformen einfacher deutscher Renaissance gehaltene Aufbau des Denkmals gliedert sich in folgender Weise: Als Hauptbegründer und Repräsentanten der protestantischen Kirche schmücken das Denkmal an den beiden Ecken auf vorspringenden Sockeln die Statuen Luther's und Calvin's in ihrer charakteristischen, geistigen und historischen Eigenart; zwischen ihnen sind an der Vorder- und Flachseite in entsprechender Gruppirung die Medaillons Ulr. Zwingli's und Mart. Bucer's, über ihnen Melanchthon, von einem Engelskopf getragen, angebracht, jene in Profilreliefs, dieser en face. Zwischen den Reformatoren zieren die Städtewappen von Neustadt und Landau, Kaiserslautern und Zweibrücken, sowie am Sockel das pfälzische und bayerische Wappen mit dem Spruch: „Bayern und Pfalz. Gott erhalt's!“, außerdem Eichenkränze und Engelsköpfe die architektonischen Flachfelder. Bekrönt wird das Denkmal von dem Genius des Religionsfriedens, der, herniederblickend, in der Linken den Kelch hält und mit der Rechten eine Palme darüber senkt, so den Religionsfrieden und die Einigung in der Abendmahlslehre andeutend. Zu seinen Füßen liegt das Stadtwappen von Speyer, von einem Palmenkranz umrahmt. Die beiden Seitenflächen des Denkmals enthalten die von Lorbeer umschlungenen Medaillons von Ulrich v. Hutten und Franz v. Sickingen mit ihren die Wahlsprüche: „Ich hab's gewagt!“ und „Viel Feind', viel Ehr'!“ enthaltenden Wappen, dann Schilde mit dem Reichsadler und der Gestalt der Gerechtigkeit, hindeutend auf Sickingen's Veste Ebersburg, „die Herberge der Gerechtigkeit“. Das für Statuen und Medaillen verwendete Material ist carrarischer Marmor, der architektonische Theil und Sockel ist aus gelblich geadertem Trientiner Marmor aufgebaut, Ornamente, Kränze und Wappen bestehen aus vergoldeter Bronze. Die Hauptinschrift lautet: „Einer ist Euer Meister, Christus, Ihr aber alle seid Brüder. Zur Erinnerung an die Union der Lutheraner und Reformirten errichtet 1882.“

— **Es wird beabsichtigt, die vier Gruppen Steinbilder auf der** großen Freitreppe der Dresdener Brühl'schen Terrasse mittelst eines Ueberzugs von Blattgold zu restauriren. Andere Skulpturwerke haben auf dieselbe Weise bereits erfolgreich gegen den Dresdener Ruß geschützt werden können; so namentlich die gußeiserne Büste des Königs Anton. Der Schilling'sche Entwurf für das König-Johann-Denkmal ist vorläufig nur erst von dem Denkmalkomite und dem König Albert, sowie vom Prinzen Georg in Augenschein genommen worden. Das Publikum wird demnächst Gelegenheit haben, auch seinerseits sich ein ohne Zweifel freudig beistimmendes Urtheil zu bilden. Der Aufstellungsplatz — zwischen Schloß, Brücke, katholischer Kirche und Hoftheater — ist so geräumig, daß er allerdings wohl die Wahl eines Reitermonuments rechtfertigt, wie sehr im Uebrigen auch das eigentliche Wesen des Königs Johann ein häusliches, einfaches, prunkloses, arbeitsames und friedliches war, ganz abgesehen von seiner wissenschaftlichen und dichterischen Seite.

— **Hermann Kaulbach in München hat ein Bild: „Lucrezia** Borgia“ vollendet, das man wohl als seine bedeutendste Leistung erklären darf. Die Szene spielt im Jahre 1498 in einem der noch heut erhaltenen Appartimenti di Borgia im Vatikan. Man feiert da ein eigenthümliches Fest: die schöne Tochter Alexander's VI. tanzt, nur mit einem durchsichtigen Schleier bekleidet, vor ihrem Vater und einer vornehmen und auserwählten Gesellschaft zur Harfe und Laute. Unter den Anwesenden bemerkt man den türkischen Prinzen Djem, einen Bruder des Sultans Bajazet, der am päpstlichen Hofe als Geisel lebte, dann Lucrezia's Bruder Cesare. Der Künstler hat Lucrezia nicht als das Scheusal aufgefaßt, als das die Geschichte sie kennzeichnet, sondern läßt sie in holder Jungfräulichkeit vor der aus den mannigfaltigsten Elementen gebildeten Gesellschaft erscheinen, was mit der gegebenen Situation denn doch kaum in Einklang zu bringen sein möchte. Mit überzeugender Wahrheit und Klarheit schildert Kaulbach übrigens den verschiedenartigen Eindruck, den das Schauspiel auf die Anwesenden macht. Hier hohe geistliche und weltliche Würdenträger, den graziösen Bewegungen des herrlich gebauten Mädchens folgend, dort empört sich von ihr abwendende Mönche, weiterhin vornehme Damen, die in dem Auftritt nichts Auffallendes finden, und Diener, die sich an dem bedenklichen Schauspiel mit sichtlichem Behagen weiden.

— **Die Keim'sche Mineralmalerei fand neuerlich an zwei Privat**häusern, die mit ihren alten Wahrzeichen geschmückt wurden, und weiter am Standesamtsgebäude in München Anwendung, an welchem mittelst derselben im spitzen Giebelfelde Musiker — wohl als zur Hochzeit aufspielend gedacht — und das Münchener Kindl ausgeführt wurden.

— **Franz Defregger hat ein Gemälde: „Der Salontyroler“, fast** vollendet. Der unwiderstehlichste Zauber ist wieder über diese Leinwand ausgebreitet, die zahlreiche Typen aus dem Tyroler Bauernleben vorführt.

Kultur und Wissenschaft.

— **Eine polnische Expedition zur Durchforschung Afrikas geht** in den nächsten Tagen von Havre ab. Führer derselben ist der Marineoffizier Stephan Scholz-Rogozinski, welcher im Jahre 1860 zu Kalisch geboren wurde, in Breslau die Schule besuchte, alsdann in die russische Marine eintrat und dort zum Marineoffizier ernannt wurde. Durch die Freigebigkeit des Grafen Tyszkiewicz und öffentliche Sammlungen ist er in die Lage gesetzt worden, einen Dampfer in Havre anzukaufen, welchem er den Namen „Lucya Malgorzata“ gegeben und welchen er zweckentsprechend umgebaut hat. An der Expedition nehmen Theil: der Geologe Tomczyk, der Marineoffizier und Astronom Budzilowski, der Meteorolog Janikowski ꝛc. Die Expedition wird sich über Madeira, Kap Palmer und Fernando Po nach den Kavernaischen Gebirgen begeben, wo das Hauptquartier aufgeschlagen werden soll. Von dort wird sich ein Theil der Expedition in's Innere Afrikas zur Erforschung des nördlichen Bassins des Congo begeben.

— **Der König von Italien hat ein Dekret unterzeichnet, nach** welchem in Rom eine Galerie für moderne Kunst errichtet wird. Dieselbe wird im Kloster Michel Angelo bei den Thermen Diokletian's untergebracht und es werden in jedem Jahr 100,000 Franken für den Ankauf von Gemälden lebender Künstler in das Staatsbudget eingestellt. Die neue Galerie wird im nächsten Oktober eröffnet.

— **Am 3. August fand die feierliche Eröffnung des auf Staats**kosten errichteten Archäologischen Museums in Aquileja im Beisein des Erzherzogs Karl Ludwig statt.

— **Bekanntlich beging die Würzburger Hochschule in den An**fangstagen des August d. J. die Feier ihres dreihundertjährigen Bestehens. Bei dieser Gelegenheit erscheint es am Platze, die Reihenfolge, in welcher die jetzt bestehenden Universitäten deutscher Sprache in's Leben gerufen sind, unter Beifügung des Gründerjahres hier anzugeben. Die Zusammenstellung ergibt: Prag 1348, Wien 1365, Heidelberg 1386, Leipzig 1409, Freiburg 1454, Greifswald 1456, Basel 1460, München 1472, Tübingen 1477, Marburg 1527, Königsberg 1544, Jena 1558, Würzburg 1582, Gießen 1607, Kiel 1665, Halle 1694, Breslau 1702, Göttingen 1737, Erlangen 1743, Berlin 1810, Bonn 1818, Zürich 1833, Bern 1834, Straßburg 1872 (1567).

— **Die Kathedrale von Burgos in Spanien, bekanntlich eines** der großartigsten und prächtigsten Bauwerke der Erde, wird zur Zeit restaurirt und mit Glasgemälden versehen. Zu diesem Zwecke fand eine Konkurrenz der hervorragendsten Glasmalanstalten Europas statt, über deren eingesandte Probearbeiten eine eigens ernannte Kommission, aus Mitgliedern der k. Akademie in Madrid bestehend, zu entscheiden hatte. Diese Kommission erkannte nun unter allen den zahlreichen Probearbeiten jene der Münchener Hofglasmalerei von H. Zetler als die weitaus vorzüglichste und schönste an, und wurde diese Anstalt denn auch mit der Herstellung des Hauptwerkes, des größten Fensters der Kathedrale, der „Himmelfahrt Mariä“, betraut.

Verkehr.

— **Sogenannte Pfostenbahnen, d. h. solche Bahnen, bei welchen** der Wagen von einer erhöhten Schiene getragen wird, auf welcher er sich mittelst Rollen fortbewegt, sind an sich nichts Neues. Sie fanden aber bisher nur in Gebirgsländern zur Fortschaffung von Bergbauerzeugnissen oder Holz Verwendung. Ein Amerikaner Namens Ingerson will nun diese Methode auf die Personenbeförderung in Städten anwenden. Sein Projekt bietet insofern Neues, als die Wagen zum Hoch- und Niederschrauben eingerichtet sind und zwar nicht bloß, um das Ein- und Aussteigen zu erleichtern, sondern auch, damit andere Fuhrwerke sich unter denselben fortbewegen können. Auch enthalten die Ingerson'schen Wagen einen Motor, der auf die Räder wirkt und das Fahrzeug fortbewegt, so daß dieser einem umgekehrten Dampfwagen gleicht. Daß hängende Bahnen den gewöhnlichen Straßenbahnen gegenüber manche Vorzüge besitzen, liegt auf der Hand. Kein oder nur sehr geringes Geräusch, keine Inanspruchnahme des Straßenpflasters, keine Störung des Straßenverkehrs. Die Kosten sind aber nicht unerheblich und da fragt es sich, ob nicht elektrische Hochbahnen nach dem Siemens'schen System denn doch vortheilhafter sind, sobald der Straßendamm zur Bewältigung des Verkehrs nicht mehr ausreicht.

Haus- und Landwirthschaft.

— **Den Geruch der Rosen zu konserviren, dient folgendes ein**fache Mittel: Man nehme ein luftdicht zu verschließendes Glas, lege auf den Boden desselben eine dünne Lage von den wohlriechendsten Rosenblättern und fülle so schichtenweise das Glas bis obenan voll, verschließe es dann so fest als möglich und hebe es an einem trockenen, wenig warmen Orte auf. Im Winter genügt es dann, dieses Glas zu öffnen, um in irgend welchem Raume den köstlichsten Rosenduft zu verbreiten.

— **Der Eucalyptus, dessen Blätter in so manchen Krankheiten** schon große Dienste geleistet, erweist sich nun auch als für die Landwirthschaft vom höchsten Nutzen. Alle Insekten, welche den Obstbäumen so gefährlich sind, haben einen unüberwindlichen Abscheu vor seinen Blättern. Man braucht nur den Boden unter den Obstbäumen mit dem Laube des Eucalyptus zu bestreuen oder seine Rinde um den Baum zu binden, um jene Feinde unschädlich zu machen.

Militär und Marine.

— **Die Panzerfregatte „König Wilhelm“ hat seit der Folkestoner** Katastrophe zum ersten Male wieder eine Fahrt in See gemacht, nachdem die bei dem Zusammenstoß erlittenen Beschädigungen wieder ausgebessert sind. Gleichzeitig mit dieser Reparatur ist ein Umbau des Panzers vorgenommen worden, wodurch sich das Gewicht des Kolosses um 500,000 Kilo erhöht hat.

— **Die Festung Königgrätz wird in Kurzem aufgehört haben** zu existiren. Schon vor längerer Zeit wurde die Schleifung der Werke beschlossen, und demgemäß gelangt dieser Beschluß zur Ausführung. Das österreichische Militär-„Aerar“ hat sämmtliche Königgrätzer Befestigungen theils an die dortige Stadtgemeinde, theils an Private verkauft, und die Abtragung wird noch in diesem Jahre in Angriff genommen.

Sport.

— **Zu dem Breslauer Jubiläumsmeeting waren 62 Pferde,** darunter das beste Material Deutschlands, eingetroffen, welche in 18 Rennen vierundachtzigmal starteten. An Preisen waren 11 Ehrenpreise und 59,500 M. ausgesetzt. Die Einsätze und Reugelder betrugen ferner 22,540 M., so daß 82,040 M. zur Vertheilung kamen. Die glücklichsten Besitzer waren: Baron Oppenheim, gewann mit Maria, Rawcliffe Ings, Durchlaucht (zweiter Preis) 10,745 M., Graf Henkel mit Pancake, Camilla und Croupier (zweiter Preis) einen Ehrenpreis und 10,570 M., die Renngesellschaft „Joë“ mit Zauberlehrling, Flaminia, Presto, Favola und Landstreicher (zweiter Preis) drei Ehrenpreise und 10,325 M. Durch die Nachlässigkeit eines Jockeys, der sich nicht zurückwiegen ließ, ging der Stall eines Preises von 5460 M. für den Sieg von Scharfschütz im Henkel-Rennen verlustig. Graf Nic. Esterhazy gewann mit Lehetetlen 7950 M., General v. Rochow mit Monarch einen Ehrenpreis und 6400 M., Herr Hiestrich mit Alma I. einen Ehrenpreis und 6050 M., Herr v. Tepper-Laski mit Lady Mary II., Prinz Eugen (zweiter Preis) einen Ehrenpreis und 4874 M., Graf Tschirschky-Renard mit Trachenberg 3360 M., Baron Falkenhausen mit Per Dampf und Konsul (zweiter Preis) 3158 M., Graf Solms-Baruth mit Bonafide einen Ehrenpreis und 3050 M., Graf Schmettow mit Niclot einen Ehrenpreis und 3025 M.

— **Die internationale Hundeausstellung zu Spaa wird vom** 12.—15. August abgehalten. Zahlreiche Anmeldungen zeugen von dem regen Interesse, welches man in der Jägerwelt dem Unternehmen zubringt. Die Hühnerhundprüfungssuchen, welche sich der Ausstellung anreihen sollen, werden am 17. und 18. August zu Othée bei Lüttich abgehalten.

— **Der große Preis von Baden nimmt jetzt das Hauptinteresse** der Sportwelt in Anspruch. Als Favorit steht Trachenberg in den Wetten obenan, es folgt Taurus, Lehetetlen, Pancake, dann Verzencze, Balaton, Balvany, Aneroid ꝛc.

Denkmäler.

— **Die Kolossalfigur der Germania für das Nationaldenkmal** im Niederwald ist in der Erzgießerei zu München im Gusse vollendet und wird derzeit dem Prozesse des Reinmachens und Polirens unterzogen, welcher wohl die ganze zweite Hälfte des Jahres in Anspruch nehmen wird.

— **Zu Paris auf dem Père-Lachaise wurde mit großer Feier**lichkeit das Denkmal des Geschichtschreibers Michelet enthüllt. Ein Werk des Bildhauers Mercié und aus einer öffentlichen, von der Wittwe des Schriftstellers ausgeschriebenen Subskription hervorgegangen, hat das Monument 45,000 Franken gekostet; der Staat hat den Marmor im Werthe von 30,000 Franken und die Stadt Paris das Terrain unentgeltlich hergegeben. Michelet ist auf dem Grabsteine ruhend und mit lächelndem Angesichte dargestellt; über seinen Häupten weist die Muse der Geschichte auf die Inschrift: «L'histoire est une résurrection». Zu Füßen zwei mit Blumen gefüllte Marmorvasen, rechts und links im Erdboden reiches Blattgewächs; auf dem Sockel zwischen zwei Säulen die Inschrift: «A Jules Michelet!»

— **Das Luther-Standbild des Professors R. Siemering ist nunmehr in der Gußanstalt von H. Gladenbeck & Sohn fertiggestellt und** wird demnächst nach seinem Bestimmungsort Eisleben befördert werden.

— **Auf dem südlichen Friedhof zu München ist das Denkmal** für die beim vorjährigen Künstlerfest im Kolosseum verbrannten sieben Akademieschüler, ein Kreuz mit kupfernem Schutzdach im Styl deutscher Renaissance, von Professor Hauberisser entworfen, enthüllt worden. Der Christus ist die letzte Arbeit des mitverunglückten Bildhauers E. Einhardt von Konstanz.

— **Ein Denkmal des berühmten Aegyptologen Mariette-Bey ist** in Boulogne, der Geburtsstadt des Gelehrten, feierlich enthüllt worden.

Gestorben.

— Steuerrath Breusing, der Begründer des ersten deutschen Vereins zur Rettung Schiffbrüchiger in Deutschland, am 13. Juli, in Kreuznach.

— Sanitätsrath Dr. Adolph Stöcker, hervorragender Spezialist in Nierenkrankheiten, zu Wildungen, am 19. Juli, 44 Jahre alt.

— Vincenz Katzler, unser vieljähriger Mitarbeiter, dem wir so manche lebensvolle Illustration verdanken, am 22. Juli, 58 Jahre alt, in Wien.

— Ed. Lucas, hervorragender Pomologe, am 24. Juli, in Reutlingen, 66 Jahre alt.

— Professor Ch. A. Schleisner, Maler, 72 Jahre alt, in Kopenhagen.

Umschau auf dem Gebiete der Erfindungen.

Von

Arthur Gerson.

(Nachdruck verboten.)

VI.

Bei gewissen Erfindungen, die fast gleichzeitig unter jedesmal modifizirter Gestalt in verschiedenen Ländern auftauchen, ist es oft schwierig, zu eruiren, wer thatsächlich der wirkliche Erfinder sei. Für die praktischen Bedürfnisse ist diese Frage freilich unerheblich und das Publikum wird sich naturgemäß der ihm gebotenen Bequemlichkeit ohne weitere Skrupel in der ihm gerade durch örtliche Verhältnisse nahegelegten Modifikation erfreuen. Einige derartige kleine Erfindungen, auf die das eben Gesagte zutrifft, mögen deßhalb nur in ihrer allgemein charakteristischen Anordnung erwähnt werden. Welcher mit einigermaßen starkem Schnurrbart Gesegnete hätte nicht täglich die Beobachtung zu machen, in wie unerfreulicher Weise besagte männliche Zierde an dem Genuß von Speise und Trank partizipirt? Nun, die „Bartschoner und -schützer" helfen diesem Uebelstand auf das Beste ab. Sie bestehen aus zwei weiten, ganz leichten Kämmchen oder ähnlich gebildeten Organen, die über der Oberlippe in den Bart geschoben werden und durch die Spannung eines Gummibandes den Bartschoner an seiner Stelle und somit die herabhängenden Haare nach oben und zur Seite halten.

Cigarre und Zündzeug stehen in einem so ausgesprochenen Zusammengehörigkeitsverhältniß, daß man eigentlich schon eher darauf hätte kommen müssen, dieselben dauernd miteinander zu verbinden. Jetzt haben sich zahlreiche Erfinder dieses Gegenstandes bemächtigt und durch mannigfaltige Befestigungsmethoden an dem stumpfen Ende der Cigarre kleine Quantitäten Zündmasse in solcher Weise anzubringen versucht, daß weder während der Aufbewahrung noch im brennenden Zustande üble Einwirkungen auf Geschmack und Aroma des Tabaks stattfinden können. Man kann eine derartige Cigarre wie ein Zündholz entweder auf einer gewöhnlichen oder auf einer präparirten Reibfläche durch Anstreichen entzünden.

Wenn in der Grundidee auch nicht ganz neu, so ist der Stiefelknecht der Herren Simons & Albrecht in Witten doch in mehr als einer Hinsicht praktisch zu nennen. Er paßt sich durch die Drehbarkeit der Backen jeder Stiefelweite an und ersetzt so Stiefelknechte verschiedener Größen. Von großem Vortheil ist aber hauptsächlich der selbstthätige Schluß der Backen, der durch einfaches Aufsetzen des einen Fußes auf den Stiefelknecht bewirkt wird. Es wird hiedurch sowohl das Schuhwerk geschont, wie auch ein Abgleiten des auszuziehenden Stiefels gänzlich vermieden.

In dem Vervollkommnen der gewöhnlichen Haus- und Küchengeräthe bleiben die Amerikaner einmal unübertrefflich, wie uns wieder ein Citronenquetscher eines Herrn Dean in New-York zeigt. Der eine Schenkel des selbstredend in Metall ausgeführten Apparates ist zunächst mit einigen kurzen Füßen zum Aufstellen auf einer Unterlage versehen, so daß man beim Auspressen der Frucht neben dem Druck, den man durch Schließen der Hand ausübt, auch das Gewicht des Körpers zum Niederdrücken mit anwenden kann. Der ausgedrückte Saft überströmt nun nicht, wie bisher, den ganzen Apparat, sondern sammelt sich in einem besonderen, unterhalb des einen Stempels befindlichen Näpfchen. Während der obere Stempel flach und nur so viel gerippt ist, daß die Citrone vor dem Abrutschen gesichert ist, wird der untere Stempel, der Löcher zum Durchlassen des Saftes besitzt, von einer kreisförmigen und schneidenartigen Erhöhung eingefaßt. Legt man nun die eine Hälfte einer Citrone mit der flachen Seite auf den unteren Stempel, so wird sich beim Beginn des Pressens jene schneidenartige Erhöhung zwischen Schale und eigentliche Frucht drängen, so daß sich der von oben ausgeübte Druck lediglich auf die inneren, saftbaltigen Theile, nicht aber, wie bisher, auch auf die Schale äußert. Die Auspressung des Saftes wird somit nicht nur vollständiger erfolgen, sondern der Saft wird auch keinerlei Beimischung der in der Schale enthaltenen öligen und bitteren Bestandtheile aufweisen.

Welch' beliebteren und dabei instruktiveren Zeitvertreib hätte es wohl je für die Kinderwelt gegeben, als das „Bauen"! — Die bekannten, nur in sehr begrenzten Maßverhältnissen anwendbaren Baukasten bleiben ihrer Natur nach immer an den vollkommen ebenen Fußboden des Zimmers gebunden und so konnte sich bisher die kindliche Baulust im Freien nur durch Anlegen von Höhlen und Dämmen in Sandhügeln unter gelegentlicher Zuhülfenahme von Kistenbrettern oder in ähnlicher durch den Mangel an geeignetem Material beschränkter Weise äußern. Ein anerkennenswerther Fortschritt in dieser Richtung ist in den „transportablen Patent-Kinderhäusern" der schon durch ihre „verstellbaren Rollschutzwände" vortheilhaft bekannten Firma Davids & Comp. in Hannover zu erblicken.

Wir haben es hier mit kleinen Baulichkeiten zu thun, die in der That den Kindern zum zeitweiligen Aufenthalt zu dienen und so das Interessante des Spieles wesentlich zu erhöhen im Stande sind. Das vollständige Aufbauen und Abbrechen dieser Häuser kann von den Kindern selbst vorgenommen werden und sind die hiebei gebotenen Schwierigkeiten durch zwei, in der Art der Verbindung der einzelnen Theile verschiedene Häuserklassen den jedesmaligen kindlichen Fähigkeiten entsprechend abgestuft. Bei der ersten Klasse sind nur die vier Wände durch Hakenverschluß zu einem Ganzen zu verbinden und ebenso die beiden Dachhälften durch Einstecken einer Charnierstange zu vereinigen, um nach dem Aufsetzen des Daches und der Anbringung einiger untergeordneter Theile das fertige Haus entstehen zu lassen.

Etwas vorgeschritteneren kleinen Baumeistern dürfte das Haus der andern Klasse besser gefallen, bei dem sämmtliche einzelnen Theile, als Ständer, Füllungen, Sparren u. s. w. unter Zuhülfenahme eines Hammers und eines Schraubenziehers in einer durch Nummern und Zeichen genau vorgeschriebenen Reihenfolge und Anordnung zusammengestellt, beziehungsweise auseinandergenommen werden müssen. Sehr zweckmäßig ist die Verwendung des zur Verpackung benützten Kistendeckels als Fußboden des Hauses. Die kleinen, in hübschem Rustikalstyl ausgeführten Kinderhäuser, die, an jeder ebenen Stelle des Gartens oder Parkes aufgestellt, demselben zur Zier gereichen, sind natürlich noch leichter auf dem Fußboden des Zimmers aufzuschlagen und werden durch ihre Errichtung sowohl, wie durch die von den Kindern selbst hinzuzufügende Ausstaffirung den Schaffenstrieb der letzteren in hohem Maße anregen.

Einfach und zweckmäßig ist auch die Kombination von Peitsche und Stock zu nennen, bei welcher der eigentliche Stock konisch gestaltet und mit einer von dem unteren Ende aus fast seine ganze Länge durchdringenden Bohrung versehen ist. In dieser liegt der Ansatz, welcher, um aus dem Stock eine Peitsche zu bilden, zur Verlängerung aufgeschraubt werden kann. Das untere Ende des Stockes ist zu diesem Zwecke mit innerem Schraubengewinde versehen, in dem das eigentliche Peitschenstück, sowohl wenn es an den Stock geschraubt ist, wie auch wenn es in diesem steckt, befestigt wird. In letzterem Falle ragt ein kurzes Stück des Verlängerungstheiles so viel über die Gewindestelle hervor, daß letztere mit dem Fußboden nicht in direkte Berührung kommt und vor Beschädigungen geschützt ist.

Man hat schon viele Versuche gemacht, Explosionen, welche beim Umfallen von Petroleumlampen entstehen, dadurch zu verhüten, daß ein besonderer Mechanismus gleichzeitig mit dem Umstürzen der Lampe das Erlöschen derselben bewirkt. Derartige Einrichtungen, welche bisher meist unter Anwendung von Gewichten und besonderen Hebeln getroffen wurden, sind in ihrer Wirkung aber nicht so verläßlich, wie nachfolgende, eigentlich sehr einfache Konstruktion. Das Petroleumbassin wird von einem äußeren Gefäß aus sehr dünnem Glas umgeben, das mit einer jener Mischungen angefüllt ist, die, in Berührung mit der Luft, die Verbrennung hindernde Gase entwickeln. Selbstredend ist das äußere Gefäß für gewöhnlich vollständig geschlossen und tritt sein Inhalt nur bei einer Explosion der Lampe oder einem Umstürzen derselben mit der Luft in Berührung, um sofort jedem Feuerschaden vorzubeugen.

In irgend einem humoristischen Blatte gab einmal ein Bauer einem Chemiker, der lange darüber studirte und probirte, aus Heu auf künstlichem chemischem Wege Milch darzustellen, den sehr einfachen, aber ebenso zutreffenden Rathschlag, er möge das Heu doch nur einer Kuh zu fressen geben. Man wird hieran unwillkürlich erinnert, wenn man die Berichte über die ungünstigen Resultate liest, welche man in Paris bei den Versuchen erhielt, auf den Straßenbahnen den Betrieb mittelst Dampfes oder komprimirter Luft einzuführen. Obgleich man einige zwanzig der ingeniösesten Systeme bei sorgfältigster Beobachtung theilweise während Jahresfrist probirte, war keines derselben im Stande, so allseitig zufriedenstellende Resultate wie das Pferd zu geben.

Genannten motorischen Systemen scheint die Eroberung dieses Gebiets also nicht bestimmt zu sein und müssen wir uns schon, wie in so vielem Anderen, auch hier wieder auf die Elektrizität zur einstigen Lösung dieser Aufgabe verlassen.

Wasserkorso und Ruderregatta auf der Spree.

(Hiezu das Bild S. 905.)

„Wo ist die Regatta?"
„An der Spree;
Wasser und Wald in Fern' und Näh',
Die Müggelberge, der Müggelsee."

Der Fremde, welcher Berlin besucht, kennt die Spree nur von ihrem eingezwängten Laufe im Innern der Stadt. Bevor dieser Fluß jedoch Berlin erreicht, strömt er in vielen Abzweigungen durch ebenes von Waldung eingefaßtes Land und bietet eine pompöse Wasserfläche dar, die sich für Wasserkorsos und Flußregatten, sei es mit Segel oder Ruder, ganz vortrefflich eignet. Größere Ströme bieten nichts Besseres wie die „wendische Spree" und der breite Seddinsee und wie die meilengroße Wasserfläche des Müggelsees. Und wie den Mittelgrafschaften Altenglands ihr voller Antheil an dem Flottenruhm der Nation gebührt, — Lord Nelson war ein Predigerssohn — so haben die Segler und Ruderer, welche sich auf der oberen Spree ausbildeten, so manche tüchtige Kraft der deutschen Marine überwiesen. Theodor Fontane sagt einmal: „Das Binnenland hat die Sehnsucht nach der See, und aus dieser Sehnsucht erwächst immer das Beste; nicht aus der alltäglichen Routine." So hat sich, um nur ein Beispiel anzuführen, ein Bruder des berühmten Augenarztes Gräfe, Viktor von Gräfe, zu einem der gewandtesten Chinafahrer ausgebildet; seine Studien aber zu der späteren Umseglung des Kap Horn hatte er einst auf der Müggel und dem Seddinsee gemacht.

In den Regatten führen die Wasserleute mit Segel und Ruder vor, was sie können, auf den Korsos zeigen sie ihren Humor, ihren Geschmack.

Beide Wasserfeste erfreuen sich alljährlich einer übergroßen Betheiligung des Berliner Publikums — sind doch die Vorfahren der Reichshauptstädtler vor Jahrhunderten deutsche und wendische Fischer gewesen, — und so zählte sowohl bei dem dießjährigen Korso wie bei der Ruderregatta das Publikum an 20,000 Köpfe. Und die Dampfer sowohl wie die verschiedenen Eisenbahnen, die an der Spree rechts und links entlang fuhren, hatten alle Kräfte nöthig, die Schaaren zu befördern.

Das dießjährige Wasserkorsofest fand zwischen Treptow und dem uralten Fischerdorfe Stralau statt. Hunderte von kleinen, sorgfältig ausgeschmückten Ruderbooten fuhren aneinander vorüber, um sich gegenseitig zu necken oder einander Blumenspenden zuzuwerfen. Vor Allem aber zogen die „Charakterboote", wie wir nach Analogie der „Charaktermasken" auf den Maskenbällen, sagen möchten, die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich. Unser Zeichner hat einige derselben im Bilde festgehalten.

Da nahte das Aethiopierboot von Tübbecke und man begrüßte diese Nilbarke mit allgemeinstem Applaus. Ein buntbemalter, in kühner Krümmung hoch emporragender Schiffsschnabel, auf dessen innerer Seite ein Krokodil lagerte, bildete die Spitze der Barke, während hinten ein aus knorrigem Stamme gehauenes Steuer, auf einer Gabel ruhend, dieselbe lenkte. Ein von Zeit zu Zeit angestimmter eintöniger Rudergesang vervollständigte die Originalität der Erscheinung.

Ein kleiner Dampfer hatte ein ganzes Storchnest in's Schlepptau genommen, aus dem vier Störche (sehr gut maskirte Schwimmer) hervorlugten; ein anderes Boot, in dem eine Thea, in azurblaue Gaze gehüllt, saß, wurde von Schmetterlingen gezogen; ein drittes stellte ein Indianerkanot vor; ein anderes eine mit italienischen Gondolieren besetzte Gondel. Hochinteressant war das Ulmer Fischerstechen, bei dem die gewandtesten Schwimmer, welche sich, aufrecht stehend, am hintersten Theile der Boote befinden, sich durch Lanzenstechen in's Wasser zu stoßen versuchen. Den Schluß der Feier bildete eine venetianische Gondelfahrt mit gleichzeitiger Beleuchtung der Stralauer Kirche und der Spreeufer.

Die große Ruderregatta, an der sich außer den verschiedenen Berliner Ruderklubs noch die von Stettin, Dresden und Magdeburg betheiligten, fand am 23. Juli statt. Hart war der Kampf insbesondere um den Hauptpreis, einen vom Kommerzienrath Spindler gestifteten Thalerhumpen, welchen dießmal die Weißmützen vom Spindlersfelder Ruderverein eroberten, den sie jedoch im nächsten Jahre vertheidigen müssen, soll er ihnen ganz gehören. Die Sieger der anderen Wettfahrten waren der Stettiner „Greif", die Boote „Flock", „Dahme" und „Schwan" vom Berliner Ruderklub, und „Falk" und „Forelle" vom Spindlersfelder Verein. Ein solennes Abendessen schloß die dießjährige Berliner Ruderregatta, die zu den gelungensten zählte, welche jemals auf der Spree stattgefunden haben.

D.

Eine Vergnügungsfahrt.

(Hiezu das Bild S. 909.)

„Ich ertrage es nicht länger!" klagte Lina Braig an einem sonnengoldigen Sommertage am Fenster des Frühstückzimmers der Villa Liana im Märkischen. „Ich ertrage es nicht länger!" wiederholte sie jetzt in der Zorntonart und mit dem Füßchen stampfend.

Ein kahlköpfiger, rothgesichtiger, gutmüthigschauender bebrillter alter Herr fuhr aus seinem Siestaschläfchen auf. „Du erträgst es nicht länger, Lina?" meinte er. „Wieso?"

„Ich langweile mich zu Tode!" zürnte das hübsche, schwarzhaarige, junge Mädchen am Fenster. „Die ganze Welt draußen ist jetzt in Badeorten oder auf Schweizerbergen, oder an Meeresufern, und nur wir sitzen hier in dieser einsamen Villa ..."

„Hübsch im Grünen und im Schatten, Kind, und die Touristen müssen Sonne und Regen aushalten und kriegen sauren Wein! ..."

„Das ist mir gleich, ich will hinaus!"

„Kind, Kind!" sagte der Alte, der wieder einschlafen wollte. „Bedenke doch! Im Herbste sollst Du mein liebes Frauchen werden, und langweilst Dich bei mir? Warum denn?"

Das hübsche Mädchen schaute den alten Onkel und Vormund mit einem Blicke an, welcher ein Heer von Gründen enthielt. Er fragte noch warum! Weil sie ihn heirathen mußte nach dem Testament ihres spleenischen Vaters oder ihr Erbe verlieren; weil er eine Glatze hatte; weil ... Sie sagte aber nichts als: „Weil Sie immer schlafen! Und nichts als schlafen!"

„Aber, Kind, der Schlaf ist doch ein so angenehmes Ding!" meinte er lächelnd; es war ein ruhiges Lächeln, denn sie konnte ihm ja nicht entschlüpfen, wenn sie nicht ein armes Mädchen werden wollte, das kleine, verwöhnte Ding. „Schlafe doch auch!"

„Nie und nimmer!" fuhr das junge Geschöpf auf, dem der Rosenduft zu Kopf gestiegen war. „Und ich heirathe Sie nicht, Onkel, wenn wir nicht ‚auf der Stelle' eine Vergnügungsreise machen! Ich werde lieber eine Bettlerin, ich gehe lieber zu Grunde, als daß ich Sie noch weiter schlafen sehe! Reisen wir, das hält Sie wenigstens munter!"

Der reiche alte Braig sah, daß hier plötzlich eine Gefahr war. „Reisen!" seufzte er. „Nun gut, wir werden eine Vergnügungsreise machen ... aber wohin?"

„Wohin? Nun — nach England etwa!" sagte Lina kategorisch. Sie wußte nicht, warum sie nach England wolle, aber es war eben weiter weg als Potsdam. „Und das sage ich Ihnen," fügte sie hinzu, „wenn Sie auf dieser ganzen Vergnügungsreise auch nur ein einziges Mal einschlafen, gehe ich Ihnen durch!"

„Was! Ich soll bis nach England nicht schlafen?!" rief Herr Timotheus Braig entsetzt.

„O ja, aber nur dann, wenn ich selber früher eingeschlafen bin!"

Der Pakt wurde geschlossen, eine Menge Reisekoffer wurden gepackt, und man trat die Vergnügungstour an. Der Alte hatte nur eine Bedingung gestellt: Lina müsse auf der Reise schon für seine Frau gelten. „Es ist der Fragen wegen!" sagte er. „Und damit junge Passagiere sich nicht unnütze Hoffnungen machen ..."

*

Schon nach den ersten Stationen fühlte sich Timotheus Braig überwältigt von Schlaf; aber er bezwang sich so gut es ging —

war es doch besser, das Geld und die schöne junge Mündel zu gewinnen. Und Lina machte gar keine Miene, die Augen zu schließen! Sie schoß in dem eleganten Coupé des Schnellzuges hin und her wie eine Sommerfliege, so rastlos, so störend, so schillernd.

Da stieg auf einer größeren Station ein junger Mann ein. Ein eleganter, feuriger, schöner Junge, der Baron Fritz Priwitz, als welcher er sich alsbald entpuppte. Augen hatte der und ein Schnurrbärtchen, denen kein Frauenherz widerstehen mochte. Man sah ihm so recht an, daß er auf der Suche nach einer Flirtation, nach einer Liebelei reise.

„Bankier Braig sammt Frau," stellten sich ihm seine Coupégenossen vor. Ach, was für eine wundervolle junge Frau das war! Das gab während der Tour nach England eine ganz prächtige „Aeugelei". Aber der Alte! Er ließ seine Gattin nicht aus den Augen, ängstlich ruhte stets sein Blick auf ihr — jedenfalls aus Eifersucht ...

Da — fühlte die schöne Reisende plötzlich Schlaf und schloß die dunklen Spitzbubenäuglein. Und siehe da, mit einem seligen Lächeln folgte der Alte sogleich ihrem Beispiele!

Gleich darauf aber wurde die Schöne wieder hellmunter, setzte sich an's Wagenfenster und ließ sich von Baron Priwitz in ein Gespräch ziehen. Wer war glücklicher als Priwitz! ... Er verlor auch keinen Augenblick und fing sogleich zu schmachten und zu seufzen an, und bald waren die beiden jungen Herzen ihrerseits auf einer Vergnügungsreise! ...

Und so oft man ausstieg und wieder einstieg, wurde die junge Frau sogleich wieder schläfrig und schloß die Augen, und der alte Mann folgte mit einem dankbaren Seufzer ihrem Beispiel. So schlief er beinahe den ganzen Weg über, und Lina und Baron Fritz Priwitz plauderten sich in eine ganz köstliche Flirtation hinein. Hundertmal klagte der junge Baron, wie es ihn zur Verzweiflung bringe, daß Lina schon verheirathet sei — sie, in der er das Ideal seines Herzens gefunden habe ... Sein Leben sei zerstört! ...

Und Lina? Sie lächelte schalkhaft und verheißungsvoll und sagte: „Warten Sie nur bis nach England, Baron! ..." Worte, welche ihn berauschten.

Endlich kam man nach England. Auf der ersten Station von Dover nach London schlief Lina ihren gewöhnlichen Lockschlaf, und Timotheus Braig folgte ihrem Beispiele. Als Baron Priwitz mit seinem schönen vis-à-vis wieder am Coupéfenster saß, da sagte sie glückstrahlend: „So! Nun dürfen Sie erfahren, daß Ihnen nicht jede Hoffnung genommen ist, Baron! Ich bin nicht die Gattin des alten Mannes dort, welcher so süß schlummert, sondern nur seine Mündel, seine Braut. Hier in England heirathet man ohne alle Schwierigkeiten. Wenn ich den Vormund aufgebe, bin ich zwar arm und ohne Vermögen; aber Sie sagten ja, daß Sie mich mehr lieben, als Ihr Leben ... Und ich, ich liebe Sie auch! ..."

Baron Fritz Priwitz hatte ein sehr, sehr langes Gesicht bekommen. Er stammelte einige unverständliche Worte, dann — fuhr er auf Timotheus Braig zu und rüttelte ihn heftig. Der Alte taumelte auf. „Was — was gibt's?" stotterte er.

„Nichts — nichts!" sagte Baron Priwitz mit seinem verlängerten Gesichte. „Ich — ich wollte Ihnen nur Adieu sagen, denn in der nächsten Station muß ich schon aussteigen ..."

Und so geschah es.

*

In London fand Lina Alles noch unerträglicher als daheim, und auf der Rückreise, während welcher Timotheus Braig merkwürdig frisch war, schlief sie die ganze Zeit über. Was sollte sie auch ansehen? Die Gegend? — sie war so nüchtern geworden; die Menschen? — sie waren alle falsch. Das war das Ende der Vergnügungsreise Lina Braig's.

Jagd & Sport

August.

Das ist des Jägers Wonnemond,
Da wird ihm Müh' und Fleiß belohnt,
Und mit dem frischen Bruch am Hut
Schmeckt ihm sein Pfeifchen doppelt gut.
Max Haider.

Achtung! Feistmonat! Die Zeit ist gekommen, wo der Jäger die Früchte seiner Enthaltsamkeit ernten soll. Die brav vereckten Geweihe sind gefegt, und herrlicher Lohn winkt dem Weidmann auf der Abend- und Morgenpürsch. Der Rehbock springt auf's Blatt und wird man gut thun, den Abschuß recht bald zu beendigen, denn die Böcke sind jetzt schlecht an Wildpret. Der frühzeitig entwickelten Vegetation entsprechend wurden in diesem Jahre die Erntearbeiten zeitiger wie sonst in Angriff genommen und bereits fegt der Wind über die kahlen Stoppelfelder und mahnt an die herbstlichen Freuden der Jagd. Zwar will die Sonne es noch nicht Wort haben; die längeren Nächte und das Fallen des, von der Hitze versengten Laubes sind jedoch deutliche Mahnungen an den heranziehenden Herbst. Die glänzenden Hoffnungen, welche der milde Winter und das zeitige Frühjahr uns für die Hühnerjagd eröffneten, sind leider nicht voll in Erfüllung gegangen. In vielen Gegenden Deutschlands hat der Juni mit kalter und nasser Hand eingegriffen und theils die Eier erkalten, theils die bereits ausgefallenen jungen Hühnchen verklammen lassen. Was indessen der rauhen Witterung Widerstand geleistet hat, ist bereits kräftig entwickelt und wird in diesem Jahre eine zeitigere Eröffnung der Hühnerjagd zu rechtfertigen sein. In Bayern und Württemberg gilt der 16. als Tag der Eröffnung, auch in Preußen wird der Termin in den meisten Bezirken wohl kaum viel später gewählt werden. Nur in Sachsen hält man sich streng an den gesetzlichen Termin, den 1. September.

Das zeitige Räumen der Felder ermöglicht, den jungen Hund jetzt schon tüchtig in Arbeit zu nehmen.

Mit dem Einheimsen der Halmfrüchte ziehen sich die Hühner in die Kartoffelstücke und Wiesen und bieten so dem Jäger eine erwünschte Gelegenheit, die jungen Thiere zu exerzieren.

Auch die jungen Trappen haben den größten Theil der schützenden Deckung verloren und wird es dadurch möglich, die Jagd auf dieses edle, ebenso interessante wie scheue Wild auszuüben. Die Trappe (Otis tarda) gehört zu den Hühnerstelzen (Alectorides) und bewohnt fast ganz Mitteleuropa, wo sie auf großen, weiten Ebenen Standvogel ist. Nur wenn hoher Schnee ihnen jede Aesung nimmt, ziehen sie südlicher, kehren jedoch sofort nach Eintritt milder Witterung auf ihre alten Standorte zurück. Diese werden stets so gewählt, daß der Vogel eine möglichst weite Aussicht hat, welche durch Büsche oder Gehölze nicht beeinträchtigt wird. Derartige Lieblingsplätze haben die Trappen mehrere und wenn sie gestört werden, ziehen sie in einem bestimmten, selten veränderten Wechsel nach einem der anderen Plätze. Die Trappe äugt äußerst scharf, ist sehr scheu und läßt den Jäger ungern näher als bis auf einige hundert Schritte heran. Das Anpürschen in Gräben bleibt das einzige Mittel, gelingt jedoch nur selten. Beim Eintritt des Frühjahrs beginnt die Balz, wobei die Hähne sich wie die Puthähne aufblähen, ein Rad schlagen und heftig miteinander kämpfen. Die Henne legt 2—3 Eier in eine ziemlich kunstlose Bodenausscharrung im Getraide; in der ersten Zeit nimmt sie eine Störung sehr übel und verläßt sofort das Nest; später sitzt sie sehr fest und kehrt stets zum Geniste zurück. Die Eier sind 83 mm : 54 mm, auch 80 mm : 60 mm oder 74 mm : 54 mm, also in Größe und Form verschieden, und zeigen auf grüngelblichem oder gelbbraunem Grunde dunklere und gewässerte Flecken. Die Hähne sind fast ein Drittel größer als die Hennen und zeichnen sich durch einen bis 15 cm langen Federbart aus. Erstere erreichen ein Gewicht von 12—15 kg, letztere werden selten schwerer als 6 kg.

Die beste Jagdweise ist die, daß sich die Jäger auf den Wechseln gut verdeckt anstellen und die Trappen durch einige Leute aufjagen lassen. Einmal im Zuge fliegt die Trappe sehr schnell und wird daher oft von den Jägern, die, durch die Ruhe des Fluges getäuscht, nicht genug vorhalten, gefehlt. Die Jungen werden im August flügge und wird daher die Suche in Kartoffel- oder Lupinenstücken mit dem Hühnerhunde in diesem Jahre, wo das Getraide zum größten Theil gemäht ist, guten Erfolg haben.

Die Jagd auf Wildenten wird noch eifrig betrieben, doch ist dieß Wild bereits sehr scheu und kann Abends auf Wasserlöchern, wo sie einfallen, von Schirmen aus erlegt werden. Es gibt aber noch vielfach später ausgefallene Schoofe, die jetzt erst flugbar werden. Die Vertilgung des Raubzeuges muß eifriger betrieben werden. Einige Raubvögel beginnen zu ziehen und darf die Hüttenjagd mit dem Uhu nicht verabsäumt werden.

Am 12. August wird die internationale Hundeausstellung zu Spaa eröffnet und werden sich unmittelbar daran die von der Société St. Hubert zu Brüssel arrangirten Hühnerhundprüfungssuchen auf dem Revier Othée bei Lüttich anschließen. Die Konkurrenzen stehen, wie in England und Amerika, allen Hunderassen offen. Zu derselben Zeit hält auch der Verein „Nimrod" in Breslau Hühnerhundprüfungen ab.

Sehr bedauerlich für die kynologische Entwicklung Deutschlands ist es, daß das deutsche Hundestammbuch nicht mit der nöthigen Sorgfalt geführt zu sein scheint. Die Fachjournale Deutschlands und Oesterreichs enthalten Klagen, die nicht unberechtigt erscheinen.

Rübezahl, emerit. Berggeist.

XLVIII.

Rösselsprung Nro. 15.

er	her-	auf	rast	als	güld-	ges	auf
wird's	und	rief'	dem	ta-	folgt	ein	mit
zen	je-	ler	straß'	nem	stern	des	sorg'
ruh'	und	schein	ne	still	und	a-	hin-
blickt	zu	und	stil-	bend-	sank	und	pfad
schlaf'	de	naht	sei	son-	der	welt	der
sei	in	ßer	du	bend	stil-	und	last
frie-	auch	still	die	sü-	die	a-	le

Auflösung des Rösselsprungs Nro. 14:

Wohl mag auf Erden Großes nicht bestehen,
Doch in sich selbst nur soll es untergehen;
Groß, wie des Tempels wohlgefügter Bau,
Der früher nicht, bis Grund und Bänder wanken
Und die Gebrechlichkeit sich stellt zur Schau,
Zusammenbricht in seines Umfangs Schranken.
A. Müllner.

Auflösung des Arithmogriph in Nro. 43:

1) Burg
2) Ellora
3) Yssel
4) Schönaich-Carolath
5) Cognac
6) Holofernes
7) Loreley
8) Ade!
9) Grob.
Beyschlag.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 190.

Von Heinrich Meyer.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 185:

Weiß. Schwarz.

(Schluß der Partie Mason—Winawer.)

1) T. B 4 — B 7 † . . . . 1) K. C 7 n. B 7. Am besten.
2) L. D 7 — C 8 † und gewinnt die Dame.
2) K. B 7 — A 8. Dieß war Winawer's Antwort. Sein Spiel ist jetzt unhaltbar.
3) D. H 7 n. G 8. Wir lassen den Schluß der Partie folgen.
3) T. F 6 n. F 5.
4) D. G 8 — D 8 . . . . . . 4) T. F 5 n. D 5.
5) D. D 8 — D 7 . . . . . . 5) T. B 8 — B 1 †.
6) K. G 1 — H 2 . . . . . . 6) T. D 5 — D 2.
7) D. D 7 — C 6 † . . . . . . 7) K. A 8 — B 8.
8) D. C 6 n. E 4 . . . . . . 8) T. B 1 — B 2.
9) L. C 8 — E 6 gewinnt.

Kartenspiele.

(Redigirt von A. Hertefeld.)

Aufgabe Nro. 41.

Skat.

Null.

Der Spieler hat:

Im Skat liegen:

Jeder Gegner hat drei Karten Schellen! Wie kann der Null verloren gehen?

Spiel-Briefwechsel.

Dr. Metzger in Plön. Wenn wir anfangen mit Fehlern zu kombiniren, so würden wir in ein Labyrinth gerathen, aus dem nicht mehr herauszufinden wäre. — Die Schellen-Zehn auszuspielen, ist völlig zwecklos. Der Spieler muß ja Atout spielen und wird dann die Zehne beim zweiten Atout-Stich gewimmelt. Dieser eine Fehler bringt Sie zu Schlüssen, die nicht stichhaltig. — Der Spieler, welcher den Grand verlor, war ein Stümper.

Abonnenten in Preßburg. Wollen Sie uns, bitte, die Stellen bezeichnen, welche Ihnen nicht recht verständlich sind.

G. Sch. in Antwerpen. Der fünfte Stich eilt nicht. Spieler kommt an das Spiel, zieht Atout (ersten Jungen) und darauf den vierten Jungen oder Klein. Resultat 95, resp. 93 Points.

Abonnent in Rinteln. Sie haben fünf Asse im Spiel; sonst richtig.

Pontus in Rußland. Besten Dank!

L. S., Abonnent seit 1864. Wir bitten um die Lösung der Aufgabe.

C. W. Roussel. Der Grand geht ebenfalls verloren, genau wie der Solo, wenn nichts im Skat liegt, und zwar — bei richtigem Spiel.

Hrn. Schilling in Erdmannsdorf. Bitte, senden Sie nur! Wird mit Dank acceptirt.

W. Fleischer in Bitterfeld. Woraus schließen Sie, daß der Spieler immerfort gefordert und nicht Eichel gespielt hat? Wir haben in der Lösung Eichel anspielen lassen, um Ihnen gefällig zu sein.

Skattisch bei Kaletsch in Düsseldorf. Ihre Bemerkung ist bereits erledigt. Wir spielen in einem solchen Fall immer den Jungen, um den dritten Mann irre zu führen. Der Coup glückt unter zehnmal neunmal.

Hanrich in Höchst. Nr. 38 Lösung richtig, aber nicht Nr. 31.

Grund in Breslau. Nr. der Aufgabe fehlt.

Feodor Richter in Helmstadt. Jede richtige Lösung wird notirt und hier veröffentlicht. — Von wann datirte Ihr Brief?

M. Schl. in Berlin. Wir stellten die Aufgabe: wie das Spiel zu verlieren ist. Lösung richtig.

B. S. in Gnesen. In Ihrer Lösung befindet sich ein Fehler, der leicht zu korrigiren wäre. Spieler zieht Atout und Schellen-Aß wird gewimmelt.

Willy Herrmann in Berlin. Sie können spielen, wie Sie wollen, wenn es schlecht sitzt, verlieren Sie.

Richtige Lösungen sandten ein: die Herren G. Sch. in Antwerpen. E. M. in Schwiebus. Heinrich Stern in Altenruthen. Heinrich Bührenheim jun. in Lippstadt. Schilling in Erdmannsdorf. Hugo Grünthal in Gleiwitz. Herm. Feisch in Treuen. Alter Statspieler in Hergenrath. Feodor Richter in Helmstadt. O. K. in N.-J. August Hitschfeld. Graf Sch. in Hannover. Hauptm. v. D. in Berlin. H. C. in Herdorf. H. B. in Gera. E. W. in Posen. N. in Crossen a. O. H. Borne in Cardiff in Irland. G. Sch. in Antwerpen. Skatgesellschaft in Haiger.

Bilderräthsel 45.

TU.MISERA.PELERI.UNGE.VENI.DIVI-
DERE.MALA.TERRA.B.IRA.VIDUA
DIANA: MALE. TRACTIRE. EST
CUPIDI. AMOR

Auflösung des Bilderräthsels 43:

Erst arbeite, dann ruhe!

☞ In der gleichzeitig mit dieser Nummer ausgegebenen Nro. 45 unserer

„Deutschen Romanbibliothek"

zu

„Ueber Land und Meer",

Preis in wöchentlichen Nummern nur **2 Mark** vierteljährlich — in 14tägigen Heften **35 Pfennig** pro Heft,

beginnt **neu** ein Roman von

E. Lenneck

Abendsonne.

☞ In das Abonnement auf die „Deutsche Romanbibliothek" kann noch jederzeit eingetreten werden, und zwar geschieht dieß am besten bei derselben **Buchhandlung** oder **Postanstalt**, von welcher man „Ueber Land und Meer" bezieht.

Die bereits erschienenen Nummern oder Hefte des Jahrgangs werden neu eintretenden Abonnenten auf Verlangen sämmtlich zum gewöhnlichen Preise nachgeliefert.

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt** vormals Eduard Hallberger.

Briefmappe.

Frl. Eleonore H. in K. Die Ermächtigung dazu können Sie nur von Ihrem Geistlichen erhalten; wir glauben aber, daß es durchaus keine Schwierigkeiten hat.

Hrn. Grafen M. auf Schloß K. Das Wappen ist sehr schön; weitere Muster finden Sie in dem vorzüglichen heraldischen Musterbuch von Hildebrandt, der sehr stylvolle Behandlungen des Siegels gibt.

Frau Kammersängerin L. in W. Wir wissen schon lange, was Sie uns als eine Neuigkeit mittheilen; immerhin aber hat es uns gefreut, Ihre hübschen, zierlichen Züge wieder zu sehen und einen neuen Beweis Ihrer Liebenswürdigkeit zu erhalten.

Hrn. Alexander Renner in M. Ueber die Einwanderung in Argentinien finden Sie in der „Weltpost", Heft 8, einen interessanten Artikel, der Sie genügend orientiren wird.

Hrn. Dr. med. Jul. W. in A. Nach Südamerika befördert der „Norddeutsche Lloyd" am 10. und 25. jeden Monats Passagiere mit seinen Postdampfern. Die Direktion in Bremen gibt die gewünschte Auskunft.

Frl. Ernestine v. H. in M. Wir haben Ihre Bitte an den betreffenden Schriftsteller gesandt: er ist aber durch die vielen Autographenmarder etwas hartgesotten geworden.

Hrn. Bank. K. M. in O. Ihren Wunsch können wir erst im nächsten Jahrgang unserer Zeitschrift (September) erfüllen: die Störung wäre zu groß. Dann aber mit Vergnügen.

Hrn. O. W. in London. Froufrou, von dem Geräusch, das schwere Damenkleiderstoffe (Seide, Atlaß) machen.

Hrn. Oberinsp. K. in M. Erlaubt, aber nicht gesetzlich. Die Erfahrung spricht dagegen. In Amerika wird eine derartige Erfindung gewiß anerkannt werden. Wenden Sie sich an eines der Patentbureaux, welche die Vermittlung besorgen.

Junge Abonnentin in Stuhlweißenburg. Gute und dabei überaus billige englische Lektüre finden Sie auch im „Illustrated Magazine", dessen Jahrgänge 1875 und 1876 Sie broschirt zusammen für 4 ℳ von unserer Verlagshandlung direkt oder durch Ihre Buchhandlung beziehen können.

Hrn. Max. B. in A. Sie finden die gewünschten Notizen in Dibdin's „Bibliographical Journey", London 1821.

Frau Rosalie D. in M. Zwischen Schweden, Holland einerseits und Deutschland andererseits besteht kein literarischer Schutzvertrag.

Hrn. Dr. M. in Erl. Sie werden die Frage, die Sie berühren, in der höchst interessanten, jetzt auch deutsch erschienenen Novelle des Italieners Mantegazza „Einen Tag in Madeira" (Leipzig, Scholze), behandelt finden. Er nennt sie „Ein Kapitel aus der Hygieine der Liebe".

Hrn. Moritz N. in K. Das Bibliographische Institut in Leipzig hat zwei solcher Sprachführer in Taschenformat (Touristenwörterbücher), Arabisch 6 ℳ, Türkisch 4 ℳ, herausgegeben.

Frau Baronin M. in O. Zur Erziehung Ihres kleinen Kindes gibt Ihnen Prof. W. Pregens': „Die Seele des Kindes" (Leipzig, Groeben), sehr hübsche Winke.

Hrn. Oberst v. K. in M. Ueber die Parsifal-Aufführungen in Bayreuth werden wir natürlich eingehende Berichte von unparteiischer Feder bringen.

Frl. Erna v. S. in K. (Polen). Wir haben die Handschrift sofort erkannt. Sehr liebenswürdig von Ihnen: die Notiz dankbar benützt.

Frl. D. K. in Paris. Wenden Sie sich an eines der „Literarischen Bureaux", welche am besten wissen, wo Derartiges unterzubringen und auch die Vermittlung übernehmen, z. B.: Dr. Löwenstein, Berlin, Köthenerstr. 26, Paul Jüngling, Berlin, Behrenstr. 39, F. C. Entrich, Berlin, Neue Königstr. 88, G. Bamberg, Wien III, Reisnerstr. 29.

Hrn. P. v. H. in S. Jegor von Sivers, Madeira, und Schultze, Die Insel Madeira, letzteres mehr vom medizinischen Standpunkte, werden Ihnen die gewünschten Anhaltspunkte geben.

Freifräulein H. H. in M. Die Prinzessin Therese von Bayern ist Aebtissin des Damenstifts zu St. Anna in München, die Prinzessin Isabella Aebtissin des zu St. Anna in Würzburg.

Hrn. Eisenbahndirektor v. K. in F. Die gesetzliche Verfügung ist darüber noch nicht erschienen.

Frl. Ella in M. Wir erhalten die freundliche Auskunft, daß der Autor des Gedichtes: „Die verschiedenen Grüße" Ed. Linderer in Berlin ist. Dieß Couplet, ebenso wie das andere: „Die Grüße", ist in Linderer's: „Im Reiche der Komik" (Berlin, S. Mode) erschienen.

Hrn. Bohsirik in N. Rothschild's Taschenbuch für Kaufleute, Leipzig, O. Spamer.

Hrn. G. M. in C. Als vortreffliches Mittel gegen Ameisen wird uns empfohlen: einen Teller voll Seifensiederlauge vermischt mit gestoßenem Zucker an den Ort aufzustellen, wo die Ameisen besonders gern hinkommen.

A. Nitsche in Berlin. Isidor Lichtentag in Breslau. Agnes Grätz in Sommerfeld. C. Schöppner in Paris. Marie Goltermann in Hannover. Fr. Debernitz in Koschentin. Veneta in Elberfeld. Anna Wahlmann in Hannover. Hulda Rawicz in Schmieheim. Regina Aufricht in Kaschau. Johann Neutz in Brünn. C. Land in Dresden. Fr. Schleger in Grafenberg. O. Gester in Paris. Bertha Martin in Wien. Richtige Lösungen.

Gesundheitspflege.

Frau Margaretha E. in Berlin. Eine nährende Mutter soll in diätetischer Beziehung gerade so weiter leben, wie in früheren normalen Tagen; daß saure und scharfe Speisen vermieden werden müssen, dagegen nahrhafte Substanzen, wie Suppen und Gemüse aus durchgeschlagenen Hülsenfrüchten u. dgl., der Milchbildung förderlich, sowie daß man dem Biere als ständigem Getränke den Vorzug gebe, ist ein, von Seiten eines jeden erfahrenen Arztes gleichmäßig ergehender Rath. Ueber die einschlägigen Fragen gibt es viele empfehlenswerthe und belehrende Schriften. Der Titel eines der angesehensten derartigen Bücher lautet: „Die ersten Mutterpflichten und die erste Kindespflege" von Dr. v. Ammonn. Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

Emma in X. und Hrn. R. in G. Geheimmittelschwindel!

Hrn. Lieutenant v. D. in R. Die von Hrn. Oberstabsarzt Dr. Starcke zu Berlin so warm empfohlenen waschbaren Schwammsohlen von A. Wagner in Berlin haben auch wir zu prüfen Gelegenheit gefunden und schließen uns den Ausführungen unseres Berliner Kollegen gerne an. Nach dem Waschen der Sohlen müssen solche, etwa unter einer Kopirpresse oder durch Beschweren mit Steinen zwischen zwei Brettern, gepreßt werden, damit die den Schweiß aufsaugende Schwammlage sich nach dem Trocknen nicht aufblähe. Hr. Wagner fabrizirt speziell kräftige Sohlen für Offiziere und Militärs.

Harold in Wiborg. Das Gefühl von Schwere scheint eben die Folge langen Schlafens zu sein. Wenn Sie sich des Abends um 11 Uhr zu Bette begeben, so genügt eine Schlafzeit von sieben bis acht Stunden vollkommen zur Erholung des Körpers, während längeres Schlafen auf den Organismus erschlaffend einwirkt. Bestes Mittel zur Erreichung des gewünschten Zieles ist eine amerikanische Weckuhr und Begießung mit frischem Wasser sofort nach dem Aufstehen. **Dr. St.**

Redaktion: **Dr. Edmund Zoller** in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger) in Stuttgart.

Illustrirtes Prachtwerk über Aegypten!

In unserem Verlage ist erschienen und kann sowohl nach und nach in Lieferungen, als auch auf einmal in Prachteinband bezogen werden:

AEGYPTEN

IN WORT UND BILD.

DARGESTELLT

IN 782 BILDERN VON UNSEREN ERSTEN KÜNSTLERN.

BESCHRIEBEN VON

GEORG EBERS.

ZWEITE AUFLAGE.

Vollständig in 42 Lieferungen à 2 Mark. Prachtvoll gebunden in zwei Bänden M. 115.

Noch heute ist Aegypten für uns ein Zauberland, das immer neue Räthsel birgt, das aus der pharaonischen, griechischen, römischen und christlichen Zeit die wunderbarsten Eigenthümlichkeiten sich bewahrt hat, und das jetzt unter der Herrschaft des Islams an allen Enden und Ecken den Kampf mit der immer gewaltiger vordringenden Kultur des Abendlandes auszufechten hat. Dieses anziehende Land schildert uns dieses Prachtwerk, das mit Recht zu den besten Erscheinungen deutschen Buchverlags gerechnet wird. **Kölnische Zeitung.**

Georg Ebers führt uns in diesem Werke nicht bloss eine längst entschwundene Vergangenheit vor Augen, sondern auch das Aegypten von heutzutage mit aller Eigenthümlichkeit seiner Bevölkerung und Kultur. Eine Reihe von Künstlern ersten Ranges, welche an Ort und Stelle ihre Studien gemacht haben, lieferten die Illustrationen, welche ausnahmslos künstlerisch komponirt und trefflich in Holzschnitt ausgeführt sind, und uns die landschaftlichen, ethnographischen und architektonischen Merkwürdigkeiten des Landes vor Augen zaubern. Hoffentlich wird das Werk, das sich zu Festgeschenken ganz besonders eignet, die weiteste Verbreitung finden und bald in keiner kunstsinnigen Familie fehlen. **Breslauer Zeitung.**



48. Band.
Vierundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1881—1882.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Die Jüngste.

Erzählung von
Hans Wachenhusen.
(Fortsetzung.)

Eine Viertelstunde nach der andern verstrich; es kamen wohl andere Neugierige aus der Stadt, im Hotel selbst aber herrschte dieselbe unheimliche Stille. Selbst die Bedienung des Hauses wagte nicht laut über die Treppen zu gehen; aus diesem oder jenem Fenster schaute zuweilen der eine oder der andere der im Hotel wohnenden Gäste, aber ihre Gesichter erschienen so stumpf und verstört; auch sie mochten noch nichts Neues über den Zustand der Unglücklichen gehört haben und die Furcht bannte sie in ihre Zimmer.

Mittag war vorüber. Niemand dachte im Hotel daran, das Diner zu serviren, und keiner der Gäste begehrte nach demselben. Diener und Mägde kamen aus dem Städtchen herauf, um im Auftrage ihrer Herrschaft sich zu erkundigen, und sie gingen wieder ohne Bescheid oder sie lungerten, auf diesen wartend, am Zaun des Gartens umher und lugten neugierig über diesen hinweg, beobachtend, was da am Steinbruch und in dessen Umgebung vor sich ging, um ihrer Herrschaft doch etwas heimzubringen.

Das währte, bis endlich der Assessor Lindener mit seinem Gefolge und mit ihm Herr Schneckemann, der ihm nachgeeilt, zurückkehrte.

Man stürzte ihnen entgegen. Doktor Lindener hatte ein ziemlich zufriedenes Gesicht. Er bat die Damen, ihn nicht zu bestürmen; das Resultat seiner Nachforschungen sei allerdings hinsichts des Thäters, seiner Motive und der Umstände bei der That selbst noch gleich Null, indeß habe ihn eine noch ziemlich erhaltene Spur im Walde zu dem Schauplatz des Verbrechens geleitet, eine andere auch ihn den Verbrecher in einer Richtung verfolgen lassen, die vielleicht zu Aufklärungen führen werde.

Notorisch, fügte er hinzu, sei die That mit einem kleinen Geschoß begangen, dessen Kugel kaum mehr als fünf Millimeter im Durchmesser habe, aber deßhalb nicht minder tödtlich sein könne, mit einem Miniaturrevolver, der auf der Flucht verloren worden und dessen kleiner Elfenbeinschaft aus dem Heidelbeerkraut hervorgeleuchtet.

Ebenso notorisch sei es, daß diese That selbst im Walde in einer von jungem Unterholz umgebenen Lichtung geschehen, in welcher deutliche Blutspuren zu finden gewesen, und endlich unterliege es der Spur nach keinem Zweifel, daß die Verwundete bewußtlos, von ihrem Mörder für todt gehalten, in den Steinbruch hinabgetragen worden, um sie wenigstens für den Augenblick zu beseitigen und sich so vor schneller Verfolgung zu schützen.


Studienkopf aus dem XVI. Jahrhundert. Nach einem Gemälde von F. Bodenmüller.

Wer dieser Mörder sei, schloß der Assessor mit Salbung, das wisse vorderhand Gott allein, dessen Auge Alles sehe; es gelte vor Allem, wenn die Verunglückte wirklich schon todt, aus in ihren Effekten möglicherweise zu findenden Papieren deren Persönlichkeit festzustellen und dann aus ihren Beziehungen zu Anderen auf die Motive der Unthat und ihren Urheber zu schließen.

Der Assessor zog hienach einen Miniaturrevolver von kaum mehr als zwölf Centimeter Länge hervor, in welchem noch die Hülse steckte, ferner ein halbes Dutzend kleiner Papierstückchen, die man im Walde zwischen dem Kraut aufgesammelt. Er winkte seinem Gerichtsschreiber, Alles, was man gefunden, zusammenzuthun, und verlangte nach dem Doktor.

Dieser trat eben, zur Befriedigung der Damen, aus dem Hause in den Garten.

„Doktor! Doktor! Endlich!“ schrieen sie ihm entgegen. Aber sie verstummten. Höfer's Antlitz war bleich, sein Blick zerfahren. Er hatte gehofft, gerade hier einen Moment der Ruhe und Sammlung zu finden, und rannte nun der Neugier in die Arme.

In seinen Zügen lag nichts Tröstliches.

„Sie ist todt, nicht wahr?“ überschrie Eine die Andere. „Wie furchtbar, wie entsetzlich, in solcher Weise sein junges, schönes Leben zu verlieren!“

Der Doktor starrte sie an wie ein aus dem Schlaf Erwachter, und Alle schauten verstummend wieder ihn an, der die Sprache verloren zu haben, dessen Auge kaum eins der ihm doch so bekannten Gesichter zu erkennen schien.

Erst als der Assessor auf ihn zutrat und ernst fragend ihm in's Antlitz schaute, gewann er die Besinnung; er ließ es geschehen, es war ihm willkommen sogar, daß derselbe ihn am Arm zur Seite zog.

„Wie steht es?“ hörte er ihn dicht an seinem Ohr. „Sie kommen soeben erst von der Unglücklichen?“

Höfer nickte.

„Ist Hoffnung? ... Ist sie ...“

„Sie ... lebt!“ kam es fast stöhnend über Höfer's Lippen. „Aber,“ setzte er, starr zu Boden schauend, hinzu, „ich fürchte die nächsten Stunden.“

„Sie hatten natürlich noch nicht die Möglichkeit, die Wunde zu sondiren?“ Der Assessor begann jetzt auch, über des Doktors sonderbares Wesen zu erstaunen.

„Unmöglich! Aber lassen Sie mich zur Stadt!“ bat Höfer dringend. „Die Unglückliche bedarf einer Pflegerin; es ist die höchste Gefahr im Verzuge!“

„Ich selber sende nach der barmherzigen Schwester!“ Der Assessor gab dem Gerichtsschreiber einen Wink und instruirte ihn. „Ihre Anwesenheit ist mir hier vonnöthen,“ fuhr er fort. „Die Damen sind zwar sehr gespannt, aber ... Es wird den Damen genügen, zu erfahren, daß sie noch lebt!“ rief er mit lauter Stimme zu diesen zurückgewendet und zog den Doktor in's Hotel. „Nur ein Viertelstündchen!“ bat er ihn. „Wir werden im Gastzimmer wohl ungestört sein. Ich selber habe die Hände voll Arbeit, um dem Verbrecher nachzustellen, obgleich ich in Verlegenheit bin, woher ich hier die nöthige Hülfe nehme. Ich habe bereits nach der Kreisstadt telegraphirt, wohin auch die gefundenen Spuren durch den Wald leiten.“

Höfer hatte von all' dem, was der Assessor sprach, schwerlich etwas gehört. Willenlos ließ er sich fortschleppen.

VIII.

Der Garten des Hotel zum Schweizer leerte sich inzwischen. Der Gerichtsschreiber hatte das im Walde Aufgefundene sorgfältig in das Amtshaus getragen und dann die Barmherzige aus dem kleinen Hospital requirirt.

Die Gesellschaft der Neugierigen hatte sich in ihre Zimmer zurückgezogen oder war in's Städtchen zurückgekehrt, um hier die Nachricht zu verbreiten, daß es Höfer's fast übermenschlichen Anstrengungen gelungen, in der „Ermordeten“ wieder einige schwache Lebenszeichen hervorzurufen, für deren Tragweite man allerdings wenig Hoffnung haben könne.

Sie erzählten ferner von den überaus mysteriösen, schauderhaften Umständen, unter welchen die Unglückliche vom Walde in den Steinbruch getragen und dort unter dem Ginster versteckt worden, von dem zierlichen Schuh, den sie bei dieser Gelegenheit verloren, von den Briefstücken, die sie im Walde zerstreut, und von des Assessors sicherer Erwartung, daß man auf seine sofort abgesandte Depesche von der Kreisstadt aus, wo der flüchtige Verbrecher jedenfalls die Eisenbahn genommen, die energischste Verfolgung bereits angeordnet.

Die Räthin Geyer, die inzwischen ihre Toilette beendet, war den ihr meist bekannten Damen schon entgegengeeilt und empfing die Nachricht derselben allerdings mit stillem Vorwurf, daß sie den Doktor durch ihre Erzählung so lange aufgehalten; aber wer hatte denn annehmen können, daß hier wirklich noch ein Leben zu retten gewesen sei?

Als man ihr schilderte, in welcher Verfassung Höfer nach stundenlanger Anstrengung die Unglückliche verlassen, meinte sie, auch er habe sich gewiß Vorwürfe gemacht, daß er nicht schneller zur Stätte gewesen. Um so eifriger schilderte sie Allen, die ihr während des Tages begegneten, die unglaubliche Aufopferung des jungen Mannes, der man so unerhörten Erfolg zu danken habe.

Im Schweizer herrschte dieselbe Stille. Die Table d'hôte mußte natürlich endlich stattfinden, aber die Tischglocke läutete heute nicht die Gäste zur Tafel.

Die Unterhaltung an derselben ward mit halber Stimme geführt; manche Plätze waren ganz leer geblieben, denn einzelne Gäste hatten noch nicht vermocht, ihre Nerven zu beruhigen. Einige Damen erhoben sich schon früh von ihren Sitzen, als das Roastbeef servirt ward; der Koch hatte die Gedankenlosigkeit gehabt, das Fleisch zu sehr à l'anglais zu rösten, und der blutige Saft desselben gab den zarten Naturen Anlaß zu Nervenaffektionen.

Höfer fehlte an seinem gewohnten Platz. Man sprach viel von ihm. Niemand hatte geglaubt, daß sein Gemüth, das eines Arztes, so zart besaitet; der Vorfall hatte ihn offenbar arg erschüttert. Die Gefahr mußte auch noch immer eine große sein, denn er hatte sich in dem Privatzimmer des Wirths einquartiert und begab sich in kurzen Pausen immer wieder zu seiner Patientin.

Die Tafel war noch nicht beendet, als die Gerichtskommission aus der Kreisstadt, geführt von dem Assessor und dem tauben Polizeiinspektor, im Garten des Hotels eintraf und sich von hier an Ort und Stelle begab.

Hatte man den Mörder bereits erwischt? Alles lief an die Fenster, in den Garten. Aber die Herren waren so ernst, auch der Assessor so zugeknöpft, daß man nichts in Erfahrung brachte und ihnen getäuscht nachblickte.

Der Nachmittag verstrich. Die Sonne senkte sich bereits auf die Kronen des Buchenwaldes, Schatten legten sich über die große Wiese, auf die heute selbst das Wild nicht austrat, als habe es von dem blutigen Vorfall gehört. Zahlreiche Spaziergänger bewegten sich um das ihnen heute verbotene Waldterrain, als die Kommission, an ihrer Spitze der Polizeidirektor und der Staatsanwalt, wieder im Hotel zum Schweizer erschien.

Assessor Doktor Lindener fragte nach Höfer; die Herren wünschten auch seine Mittheilungen zu Protokoll zu nehmen. Man sagte ihm, der Doktor habe sich soeben wieder zu der Patientin begeben, deren Zustand, wenn er sich nicht verschlimmert, jedenfalls kein günstigerer geworden.

Man wartete im Garten und zog sich in eine abseits stehende Laube desselben zurück, um die Neugierigen zu vermeiden, die so berechtigt kamen, um ihr gewohntes Glas Milch zu trinken.

Höfer ließ endlich durch den Wirth sagen, er habe beim besten Willen heute keine Zeit, den Herren Rede zu stehen, da er es nicht verantworten könne, sich auch nur auf Minuten seiner Pflicht zu entziehen.

Man hatte den Doktor nie so kurz angebunden gesehen wie heute. Er war noch für Niemanden zugängig gewesen und behandelte die Behörde ebenso rücksichtslos wie alle Anderen.

Die Kommission wartete. Auf eine wiederholte Anfrage ließ Höfer melden, er werde schriftlich seine Mittheilungen übersenden, sobald er Zeit habe. Die Effekten der Dame seien von ihm in Verwahrsam genommen, er bürge dafür, daß Niemand dieselben verletze, dürfe aber keinem Beamten gestatten, den Zustand der Unglücklichen durch sein Eintreten zu verschlimmern.

So verfügten sich denn die Beamten in die Stadt, verhörten dort, was irgend welche Auskunft geben konnte, und an dem Abend spielte nochmals der Telegraph des Städtchens nach allen Richtungen ...

Höfer's Patienten mußten auch am nächsten Vormittage noch auf seinen üblichen Besuch verzichten, obgleich sie ihn sehnlicher erwarteten als sonst. Es waren so vielerlei Gerüchte über die geheimnißvolle Persönlichkeit der Fremden in Umlauf; die Damen hatten wetteifernd ihrer Phantasie die Zügel schießen lassen und das Abenteuerlichste erfunden. Was der Polizei und dem Staatsanwalt noch das tiefste Dunkel, das hatten sie bereits gelichtet, es fragte sich nur noch, welche Schilderung man als die glaublichste hinsichts der Thatumstände acceptiren solle.

So vergingen mehrere Tage. Höfer besuchte nur seine wichtigsten Patienten, aber diese fragten ihn vergebens aus, und was er antwortete, klang auch so einleuchtend: er selbst müsse in den wenigen Augenblicken einigermaßen zurückkehrenden Bewußtseins jede Frage an die Unglückliche unterlassen und konstatire nur, daß die kleine Kugel, nicht größer als ein Rehposten, glücklicherweise im Rücken der Unglücklichen ihren Ausweg gesucht, daß allerdings edle Theile leicht verletzt worden und also eine sichere Aussicht auf Rettung durchaus nicht vorhanden sei.

Ueber die Persönlichkeit erklärte er, nichts in Erfahrung gebracht zu haben; er habe es für seine Schuldigkeit gehalten, um ihrem Zustande jede Gefährdung durch das Erscheinen der Beamten zu ersparen und ihre Angehörigen von ihrem Schicksal benachrichtigen zu können, ihre Effekten nach etwa vorhandenen Papieren zu untersuchen, habe aber nichts derart gefunden, auch scheine sie selbst nicht das Verlangen zu tragen, ihr Nahestehende herbeizurufen, und so sei es am besten, ihre Genesung abzuwarten.

Dasselbe hatte er schriftlich auch dem Gerichte der Kreisstadt angezeigt, mit Entschiedenheit erklärend, daß die bedenkliche Lage, in welcher sich die Unglückliche zwischen Leben und Tod befinde, eine persönliche Vernehmung derselben auf längere Zeit hin unmöglich mache.

So vergingen acht und dann vierzehn Tage.

Der Kreisgerichtsdirektor ward inzwischen unwillig, der Assessor zankte mit dem Doktor, wo er ihm begegnete, und nannte ihn pedantisch. Höfer bewies ihm, daß nur die Vernehmung einer auch geistig vollkommen gesundeten Person seinen Zwecken entsprechen könne, und hütete seine Patientin vor jeder nicht von ihm gebilligten Annäherung.

Der Doktor selbst war schließlich so reizbar, daß der Assessor ihm aus dem Wege ging, und so nahte sich denn die dritte Woche ihrem Ende, als an einem Samstag Morgen das Hotel zum Schweizer, das inzwischen Kurgäste hatte scheiden und andere kommen gesehen, wieder in einige Aufregung gerieth.

Höfer hatte Herrn Schneckemann am Abend vorher gesagt, seine Patientin fühle sich so weit hergestellt, um zur Kreisstadt zu fahren und dem wiederholten Drängen des Gerichtes dadurch zu entsprechen, daß sie sich von demselben zu Protokoll nehmen lasse.

Er hatte in ihrem Auftrag die Rechnung verlangt, weil die Patientin, deren Namen sonderbarerweise auch jetzt noch Niemand kannte, wahrscheinlich gleich zu ihrer Familie zurückkehren werde, einer Familie, von der sich doch all' die Wochen hindurch Niemand um sie gekümmert, — und diese Rechnung war, ebenfalls durch Höfer's Vermittlung, bezahlt, auch die Dienerschaft mit splendiden Trinkgeldern bedacht worden.

Man sollte an diesem Morgen die interessante Fremde zum ersten Mal wieder erblicken, denn der Doktor hatte ihr, seit sie das Lager verlassen konnte, während der letzten Tage nur einen kurzen Spaziergang auf der Dachterrasse gestattet, wo sie Niemand störte. Und glücklicherweise fuhr der Wagen gerade um die Morgenzeit vor das Hotel, um welche die Milchkurgäste, lauter Damen, an ihrer Spitze die Räthin, sich in der Schweizerei des Hofes einzufinden pflegten.

Keine von ihnen dachte an diesem Morgen natürlich an ihren Milchkrug. Höfer kam mit dem Wagen die Stadt hinaufgefahren, hielt vor dem Portal des Hotels, stieg aus, grüßte die Damen sehr kühl, sichtbar sogar mit dem stummen Bedeuten, man solle doch der Unglücklichen nicht lästig werden, und verschwand im Hotel.

Die Damen rührten sich natürlich nicht. Sich einen Moment wie diesen entgehen zu lassen, das war zu viel verlangt. Sie meinten sogar ein Recht darauf zu haben für all' das Interesse, das sie der Fremden gewidmet, und bildeten in einiger Entfernung Spalier.

Der Hausknecht brachte den Koffer und übergab ihn dem Kutscher. Wenige Minuten später schon erschien die Fremde in einfacher, fast zu einfacher dunkler Kleidung, auf den Arm des Doktors gestützt, sichtbar dieser Stütze bedürftig, aber — das Antlitz hinter einem dichten Schleier, der auch nicht den geringsten Blick auf dasselbe gestattete.

Sie nahm auch nicht Notiz von den Dastehenden; sie lehnte sich, von dem Wirth gefolgt, fest auf des Doktors Arm, ließ sich von diesem in den geschlossenen Landauer heben und bog sich zurück in den dunklen Fond, als auch Höfer ihr nachstieg und neben ihr Platz nahm.

Der Wagen rollte, nachdem der Wirth die höflichsten Abschiedsbücklinge gemacht, um den Garten herum zum Bahnhof hinab und verschwand den ihm unzufrieden nachschauenden Damen.

„Jetzt wird man endlich etwas Näheres erfahren!“ tröstete die Räthin. „Das Kreisblatt wird jedenfalls in den nächsten Tagen schon erzählen, was sie vor Gericht ausgesagt!“

IX.

Der Doktor kehrte anscheinend recht verstimmt und der Welt abgekehrt vom Bahnhof zurück. Der Räthin, die inzwischen einen recht unangenehmen Nervenanfall bekommen und ihn hatte bitten lassen, doch schleunigst zu ihr zu eilen, erzählte er, die Fremde habe sich von ihm getrennt, nachdem sie ihn mit den herzlichsten Danksagungen überschüttet.

„Und natürlich ein glänzendes Honorar gezahlt?“ fragte die Räthin.

Der Doktor lächelte traurig.

„Ich lebe ja von meiner Praxis!“ sagte er achselzuckend.

„Und Sie haben auch beim Abschied nicht nach ihrem Namen gefragt? ... Das hätten Sie doch um unsertwillen schon thun müssen!“

Die Räthin beeilte sich, ihrer Bekanntschaft zu erzählen, Doktor Höfer habe beim Abschied ein ganz ungeheures Honorar von der Fremden erhalten; man könne sich also darauf gefaßt machen, daß dieselbe eine sehr vornehme Persönlichkeit. Nur so erkläre es sich auch,

daß die Staatsanwaltschaft so lange Geduld gehabt habe; dieselbe werde wohl unter der Hand einen Wink bekommen haben, vielleicht von einem der benachbarten kleineren Höfe oder vielleicht auch von wo andersher &c.

Vergeblich begehrte die gute Dame indeß jeden Morgen das Kreisblatt, wenn sie zur Milchkur in den Schweizer kam, um zu lesen, was die Fremde zu Protokoll gegeben. Erst am dritten Tage fand sie in demselben die folgende Nachricht:

„Das Geheimniß des Waldes von Lichtenheim, auf dessen Entschleierung man seit Wochen in so hoher Spannung gewesen, scheint uns vorläufig ein solches bleiben zu sollen. Die junge Dame, die vor drei Wochen der Gegenstand eines so unerhört frechen Raubanfalls in dem benachbarten romantischen Lichtenheim ward, ist nach ihrer Genesung vergeblich hier zur Vernehmung durch die Staatsanwaltschaft erwartet worden, die mit so viel Rücksicht diese Genesung abgewartet. Seltsam genug kannte bis heute noch Niemand in Lichtenheim ihren Namen. Mag nun sie selbst auch Demjenigen, der ihr nach dem Leben trachtete, vergeben haben, denn der Gedanke an einen Raubmord ist hier vollständig ausgeschlossen, so hat doch die Behörde die heilige Pflicht, den Frevler zur Verantwortung zu ziehen, und wird dieselbe deßhalb ihre Anstrengungen verdoppeln, um endlich Licht in dieses unheimliche Dunkel zu bringen."

Die Räthin, als sie das gelesen, griff nach Hut und Sonnenschirm, um, mit dem Blatt in der Hand, in die Stadt zu ihren Freundinnen zu eilen. Nur Höfer nahm die Nachricht mit großem Gleichmuth hin. Aber freilich, er hatte ein glänzendes Honorar bekommen und darnach konnt's ihm gleichgültig sein, was dahinter steckte.

Mit scheinbar größter Ruhe ging Höfer wieder seiner Praxis nach und gab an demselben Tage einer Vorladung des Assessors Folge, der im Auftrage der Staatsanwaltschaft ihn in Betreff der Persönlichkeit seiner verschwundenen Patientin zu Protokoll zu nehmen wünschte. Bei seiner Rückkehr fand er die Karte eines neu angekommenen Patienten vor, der seinen Besuch wünschte.

„Guido von Melchior," las er mit allen Zeichen des Erstaunens. „Rittmeister a. D. . . . Natürlich derselbe! . . . Aber was zum Teufel führt denn Den hieher! . . . Und im Schweizer wohnt er natürlich!"

Höfer machte sich auf den Weg.

„Wir haben jetzt richtig die Zahl sechshundert für diese Saison schon voll, lieber Doktor!" empfing ihn Herr Schneckemann vergnügt auf der Schwelle des Hotels.

Der Doktor hörte nicht darauf.

„Herr von Melchior ist bei Ihnen abgestiegen?" fragte er trocken.

„Allerdings! Scheint ein sehr vermögender junger Mann zu sein . . . Hübsche Frau, Herr Doktor, aber bleichsüchtig!"

„So? . . . Also verheirathet?"

„Der Herr hat einstweilen dieselben Zimmer, die unsere geheimnißvolle Unbekannte bewohnte. Ich konnte ihn beim besten Willen nicht anders unterbringen. Er verlangt aber, wenn er hier bleiben solle, mindestens vier Zimmer für sich."

„Zu Hause?" fragte Höfer in den Flur tretend.

„Die gnädige Frau ist da hinaus auf die Wiese gegangen. Der Herr Rittmeister wollte Briefe schreiben."

Höfer stand alsbald vor einem robusten, starkknochigen jungen Mann mit krausem dunklem Haar und kurz gehaltenem Vollbart, dunklem Teint, gestutzter Nase und großen, freundlichen flaschengrünen Augen.

Herr von Melchior hatte sich beim Eintreten Höfer's von dem Schreibtisch erhoben, war auf den Ankommenden zugeschritten, dann einen Schritt zurückgetreten und hatte den Doktor mit dem höchsten Erstaunen gemustert.

„Du hier, Moritz!" rief er jetzt, laut auflachend. „Ei, das ist ja ein wundersames Zusammentreffen! Wie wußtest Du, daß ich hier sei?"

Höfer zog die ihm gesandte Karte hervor.

„Du verlangtest nach dem Doktor Höfer!" sagte er phlegmatisch.

Herr von Melchior stutzte.

„Du . . . der Doktor von Höfer! Aber erkläre mir . . ."

„Allerdings!"

„Komm', nimm Platz und laß mich nachholen, was ich in meiner Ueberraschung vergaß, Dir nämlich recht herzlich die Hand zu schütteln."

Höfer folgte, immer in derselben trockenen Stimmung, der Einladung. Beide saßen einander gegenüber.

„Beruhige mein Erstaunen jetzt!" bat Melchior. „Ich hörte allerdings sagen, Du habest, bald nachdem Du von unserer Garnison fort und in die Residenz in's Kriegsministerium gerufen worden, Deinen Abschied genommen; man sagte mir auch später, als ich ebenfalls in die Residenz versetzt wurde, wo ich meine Frau kennen lernte, von irgend einem Ehrenhandel, der mir aus dem Gedächtniß gerathen. Die Kameraden wollten wissen, Du habest Dich dem Studium irgend einer Wissenschaft gewidmet; aber daß ich Dich als Arzt wiedersehen sollte . . ."

„Die Idee, lieber Freund, kam mir schon während des französischen Krieges, nämlich der Gedanke, es müsse viel rühmlicher sein, die Wunden zu heilen, als sie zu schlagen."

„Und Du fühlst Dich glücklich in diesem Beruf?"

„Je nachdem!"

„Aber wie kommst Du hieher?"

„Und Du?"

„Wir lasen Lichtenheim als klimatischen Kurort so angepriesen, und da meine Frau an den Nerven leidet, wünschte sie hieher zu gehen."

„Nun, und ich verlasse mein großstädtisches Domizil, wo meine Praxis ohnehin noch nicht bedeutend, sobald die Bäume knospen, und spiele hier namentlich den Spezialarzt für Frauenkrankheiten, denn die Männer, die hieher kommen, pflegen immer recht gesund zu sein."

„Sonderbar!" Melchior sann kopfschüttelnd vor sich hin. „Der flotte Kamerad Moritz von Höfer jetzt ein ehrbarer Doktor, Spezialarzt für Frauenkrankheiten . . ." Er lachte gutmüthig.

„Ja, und was es sonst zu kuriren gibt."

„Meine Frau wird erstaunt sein, wenn ich ihr in ihrem Arzt zugleich einen früheren Kameraden vorstelle. Ich bin erst seit elf Monaten verheirathet . . . Wie alt bist Du jetzt?"

„Neunundzwanzig! Ein Jahr jünger als Du, wenn ich nicht irre!"

„Und um fünfzig Jahre klüger als ich . . . Du bist doch auch verheirathet . . . als Arzt?"

Höfer zuckte die Achsel. Er schien in dieser Richtung ungern gefragt zu sein.

„Aber komm', laß uns meine Frau aufsuchen! Ich versprach ihr nachzukommen. Mit meiner Schreiberei da bin ich fertig!"

Beide verließen das Hotel und schlugen den Weg zur Wiese ein. Der Nachmittagshimmel war bedeckt, die Luft milde; Wald und Wiesen strömten erfrischende Düfte aus.

„Es ist schön hier!" rief Melchior, den Arm in den Höfer's legend. „Wenn Du eben diese Umgebung suchtest, so konntest Du Dir keinen herrlicheren Schauplatz für Deine sommerliche Thätigkeit aussuchen . . . Apropos, was war das eigentlich, was man uns heute Mittag nach unserer Ankunft von einer reizenden jungen Dame erzählte, die im Walde hier überfallen worden und vor einigen Tagen erst abgereist sein soll. Die Meinige hat vor dem Walde gleich heute, am ersten Tage, eine große Furcht bekommen und sie suchte doch eben die Waldluft hier . . . Nicht wahr, es lag jenem Attentate doch wohl nur ein Roman zu Grunde?"

Beide schritten am Ufer des Waldbachs entlang, der sich in Schlangenwindungen über die Wiese zog, um durch eine Schleuse mit lautem Geräusche sich in einen Weiher zu ergießen und seine blaue Flut unter der grünen Wasserblüte zu verlieren, die den fast regungslosen Spiegel des Weihers deckte.

Melchior stand bewundernd still am Ufer des letztern. Er schaute umher auf die mächtigen Kronen der Buchen und Ulmen, welche den großen mit Millionen von Blümchen übersäten Wiesenplan umgaben. Heilige Stille herrschte hier, kein Lüftchen regte sich; es war eine Stätte wohlthuender Rast, die unmittelbar dem Herzen schmeichelte.

„Wie froh man sein sollte, wenn man glücklich einmal dem ruhelosen Getreibe der großen Städte entronnen!" rief Melchior entzückt. „Wir besitzen zwei Güter, aber von Romantik ist auf beiden keine Spur, und die täglichen Berichte des Inspektors anzuhören, das hat auch keinen Reiz . . . Hier ist Natur, hier ist Idylle!"

Er schaute hinaus auf den von Schilf umwachsenen Weiher, sah, wie die weiße Seerose sich so nixenhaft auf ihre glänzenden, breiten Blätter lehnte, wie der Rohrkäfer mit seinen metallfarbenen Decken sie umkreiste, wie die Libellen, bald durch die Luft, über das Wasser hinschwirrend, bald sich auf den Schilfblättern der Iris, auf den Rohrkolben schaukelnd, die Stille belebten; er horchte hoch auf, wenn eine Kröte, aus dem Schilf herausspringend, zwischen dem Laichkraut untertauchte oder der braungraue Rohrsänger seine Stimme erhob.

Plötzlich aber drückte er Höfer's Arm. Er deutete auf eine Gruppe von Trauerweiden, die jenseits des Weihers ihre Zweige in das Wasser senkten.

„Meine Frau!" rief er, hinüberdeutend. „Ich kenne sie! Ich wußte, daß dieß gleich vom ersten Tage ab ein Lieblingsplatz für sie werden müsse."

Höfer blickte über das Schilf hinweg; er sah in der That hinter dem hellgrünen, filigranartig durchbrochenen Vorhang der Weiden eine weibliche Gestalt regungslos dastehen, das weiße Taschentuch in der herabhängenden Hand, den andern Arm auf einen der niederen Zweige gelehnt, ein reizendes Aquarellbild!

Der Anblick war ein melancholischer; aber Höfer wußte aus Erfahrung, daß die Damen hier an dieser Stätte gern ihre Nerven beruhigten. Eine Anzahl von Holzbänken, die der Verschönerungsverein des Ortes hier hatte errichten lassen, war namentlich am Abend stets das Mekka der Damen.

Beide schritten um den Weiher. Die Gestalt unter den Trauerweiden trat eben in's Freie. Melchior winkte ihr mit dem Taschentuch.

„Ich bringe Dir Deinen Arzt!" rief er ihr lachend entgegen. „Du wirst Dich wundern, wen ich in ihm wiedergefunden habe!"

Sie waren der Dame näher gekommen, die langsam am Ufer daher schritt. Höfer mit dem kritischen Blick des Arztes hatte in dem bleichen, schmalen Gesicht schon aus der Entfernung eine Chlorose erkannt. Jetzt, wie man sich von beiden Seiten näherte, sah er eine übermäßig dünne, mädchenhaft zarte Gestalt, deren Konturen sich nur auf den Hüften eine schüchterne Rundung gestatteten, deren Bewegungen müde und schlaff, obgleich ihre Haltung aufrecht und graziös.

Sie hielt noch immer das weiße Tuch in der Hand. Das dunkle Kleid schloß hoch am Halse in einer ihr Kinn berührenden Krause, kaum die Wölbung der Brust andeutend, ihr Antlitz war wachsbleich, ihr braunes Haar umflatterte in dünnen Löckchen Stirn und Schläfe und war im Nacken desto dichter und schwerer aufgebunden. Der Fuß, den sie auf den mit Kies bestreuten schmalen Weg setzte, war zierlich, aber müde und schleppend wie die ganze Erscheinung.

Höfer hatte, von einem ihm selbst unverständlichen Ahnungsgefühl geleitet, den Arm seines Freundes losgelassen; er gratulirte sich dazu, denn kaum auf zwanzig Schritte ihr nahe gekommen, erschrak er und hielt zaudernd inne. Melchior war ihm um einen Schritt voraus.

„Daniela, der Zufall ließ mich in unserem Doktor einen alten Freund und, stelle Dir vor, sogar einen alten Kameraden wiederfinden, der das Schwert abgegürtet und zur Lanzette gegriffen." Er hatte seine Gattin eben erreicht und wandte sich halb zurück . . . „Herr Doktor von Höfer!" stellte er diesen vor . . . „Aber was hast Du denn?" fragte er besorgt, ihre Hand ergreifend.

„O nichts! . . . Du kennst ja den Schmerz in meinen Gesichtsnerven!" Sie führte das Taschentuch an die Stirn und ließ es erst sinken, als Höfer mit dem ernstesten, regungslosesten Gesicht vor ihr stand, artig den Hut zog und sich verbeugte.

„Doppelt willkommen!" Sie sprach mit leidender Stimme, ihm die Hand reichend, während die langen, hellen Wimpern sich mit den seltsam lang und schmal geformten Lidern über ihre gelbbraunen Augen senkten, ohne sich ganz zu schließen.

Und Höfer, als er die zierliche, schmale Hand berührte, fühlte einen leisen Druck derselben, der ihm wie ein warnendes Auffordern zum Schweigen erschien.

Er sprach einige artige Worte, die sie hinnahm immer mit denselben halbgeschlossenen, müden Augen und sich auf den Arm des Gatten stützend, als bedürfe sie desselben.

„Nicht wahr, Sie finden mich krank, Herr Doktor, meinem Aeußern nach? Sie glauben doch, daß mir der Aufenthalt hier wohlthun wird? Wir haben ihn, aufrichtig gestanden, ohne den Arzt gewählt. Die Aerzte haben mich ja schon mit Eisenpräparaten überfüttert."

Melchior schritt zwischen ihnen, Beide sahen sich nicht. Höfer hatte seine Ruhe keinen Moment verloren. Er sprach in ihrem Sinne gleichgültige Worte und bat Melchior, ihm im Hotel seine Gattin für einige Minuten anzuvertrauen, wenn er ihm nicht schon unterwegs eine Unterhaltung mit ihr gestatten wolle.

(Fortsetzung folgt.)



Freudenstadt und Umgebung. Originalzeichnung von Albert Kull.



Die beiden Freunde. Nach einem Gemälde von G. Wertheimer.

Der Spiritismus.

Eine Studie

von

G. Tschikitin.

I.



Wenige Erscheinungen haben in den letzten Jahrzehnten eine so lebhafte Bewegung in den verschiedensten Gesellschaftskreisen und in den verschiedensten Ländern verursacht, so viel Interesse erregt und so viel Streit hervorgerufen als der Spiritismus, und doch wird sich unter dem großen Publikum, soweit dasselbe nicht unmittelbar den spiritistischen Gemeinden und Gesellschaften angehört, selten Jemand finden, der einen völlig klaren Begriff von dem Gegenstand hat, um den es sich handelt. Es dürfte daher wohl einem großen Theil unserer Leser erwünscht sein, wenn wir es unternehmen, ihnen kurz, übersichtlich und unparteiisch eine kleine Vorlesung über den Spiritismus zu halten. Das Letztere, nämlich die Unparteilichkeit, scheint uns dabei das Wichtigste zu sein, denn meist findet man in Allem, was über den Spiritismus gesagt und geschrieben wird, nur die schroffsten Gegensätze.

In den eigentlich spiritistischen Büchern und Zeitschriften werden vielfach Theorieen, welche nur auf persönlichen Anschauungen und Beobachtungen beruhen, als apodiktische Gewißheiten mit fanatischem Eifer hingestellt; von der andern Seite wird Alles, was den Spiritismus betrifft, als eine den Wahnsinn streifende Geistesverwirrung oder als absichtlicher Betrug behandelt, so daß es für Jemand, der sich über den Gegenstand unterrichten will, sehr schwer ist, sich eine selbstständige und unabhängige Meinung zu bilden. Wir unsererseits stehen dem Spiritismus, wie er sich heute entwickelt hat, einerseits ungemein sympathisch und andererseits ebenso entschieden skeptisch gegenüber; sympathisch: weil er ein Gebiet berührt, das der Forschung wohl werth ist und das die sehnsüchtige Wißbegierde des in seinem Wirken und Streben zwischen Geburt und Tod begrenzten Menschengeschlechts vorzugsweise anregen muß — skeptisch: weil eben dieß Gebiet ein dunkles, fast unerschlossenes, ja vielleicht unerschließbares ist und daher jeder Versuch, in dasselbe einzudringen, tausendfache Veranlassungen und Gelegenheiten zu verhängnißvollen Täuschungen bietet.

Der Spiritismus, welcher sich zu einem vollständigen Kultus entwickelt hat, geht hervor aus dem Wunsch des Menschen, die geheimnißvolle Welt, welche unseren Sinnen nicht zugänglich und unserem Verstande nicht unmittelbar faßbar ist, mehr und mehr kennen zu lernen, und über die Frage, ob und wo wir vor unserem irdischen Leben waren, ob eine künftige und wie geartete Existenz nach unserem irdischen Tode uns bevorsteht, sich Klarheit oder wenigstens einzelne erhellende Lichtblicke zu schaffen. Diese Frage und die Sehnsucht, sie zu ergründen, ist so alt als das Menschengeschlecht selbst. Bei allen Völkern, soweit die Kulturgeschichte uns über ihre geistige Lebensentwicklung Auskunft gibt, finden wir Versuche, mit der unsichtbaren Geisterwelt zu verkehren und in ihre Geheimnisse einzudringen. Die Priester und die Dichter des Alterthums beschäftigen sich mit dieser Frage und lösen sie zuweilen in ganz bestimmter Form mit mehr oder weniger abenteuerlicher Einbildungskraft. Homer läßt den Odysseus in das Schattenreich hinabsteigen und mit den Geistern der Verstorbenen verkehren; die ägyptischen Priester und nach ihnen Pythagoras lehrten die Wanderung der Seelen von einem Körper in den andern, die alten asiatischen Kulturvölker und auch die Mohammedaner bilden die Ideen über ein Geisterleben in ganz bestimmten Formen aus, und wenn auch das Christenthum über unser Leben nach dem Tode nur ganz allgemein lehrt, daß viele Wohnungen bereitet seien und daß wir Gott schauen und nach unseren Thaten gerichtet werden sollen, so hat das christliche Mittelalter in allen seinen Jahrhunderten unzählige Versuche hervorgebracht, den menschlichen Blick in die Geheimnisse der uns umgebenden Geisterwelt zu tauchen. Diese Sehnsucht nach dem Uebersinnlichen beruht auf dem Glauben an eine über das irdische Leben hinausragende Existenz, ein Glaube, der tief in dem natürlich einfachen Menschen ruht und auf der höchsten Stufe der geistigen Entwicklung nach den trüben Zwischenstufen skeptischer Halbbildung sich zu immer klarerer Reinheit und Festigkeit erhebt. Der beschränkte, trotzige Materialismus, welcher die Summe menschlicher Weisheit in dem Satze findet, daß das, was ich nicht sehen kann, überhaupt nicht existirt, zuckt über solchen Glauben spöttisch die Achseln und würdigt natürlich Alles, was mit demselben zusammenhängt, keiner Forschung; uns aber scheint ein solcher negativer Beweis von der Nichtexistenz einer übersinnlichen Welt nur ein Zeichen der bedauernswerthen Beschränktheit, welche mit großer Gelehrsamkeit auf einzelnen Gebieten des empirischen Wissens sehr wohl vereinbar ist, ja häufig gerade aus einer solchen, auf einseitige Gebiete beschränkten Gelehrsamkeit hervorgeht. Medizinische und naturhistorische Spezialisten, welche in ihrer ganzen Ausbildung darauf hingeleitet werden, für jede Kraft die Ursache und für jede Kraftäußerung die Regel zu suchen, werden, wenn sie ihr ganzes geistiges Leben in einer speziellen Richtung zusammenfassen, leicht dahin kommen, die Existenz einer Kraft überhaupt zu leugnen, deren Ursache und Wirkungsnormen sie nicht entdecken können, obwohl sie gerade aus dem historischen Rückblick lernen könnten, daß häufig schon die nächste Generation Erscheinungen ganz natürlich erklärt, welche das vorhergehende Geschlecht nicht zu begreifen vermochte und darum als nicht vorhanden abzuleugnen bereit war. So wird es vollkommen erklärlich, wenn ein hervorragender Träger der medizinischen Wissenschaft die Existenz der Seele darum leugnet, weil er nie eine Seele zwischen den Muskeln und Nervenfasern unter dem Sezirmesser gefunden habe; ein solcher Ausspruch mag vielleicht vom Standpunkt der praktischen Wissenschaft gerechtfertigt sein, welche sich nicht mit einem Gegenstande beschäftigen will, den sie nicht erklären und systematisiren kann, schwerlich aber kann sich die menschliche Forschung mit einem so naiven Beweise begnügen, der aus der Nichtwahrnehmung eines Dinges dessen Nichtexistenz folgert.

Wir möchten unsere Stellung zum Spiritismus an einem Beispiel klar machen.

Dächte man sich eine im Meere abgeschlossene Insel, welche von lauter Blindgeborenen bewohnt wäre, so würden diese ohne Zweifel, wenn sie sonst mit allen übrigen Fähigkeiten des Menschen begabt wären, ihr Leben nach bestimmten Regeln der Vernunft einrichten; sie würden eine Gesellschaft bilden, sich Gesetze geben und auch durch wissenschaftliche Forschungen die ihnen wahrnehmbaren Kräfte der Natur in ihren Ursachen und Wirkungen zu begreifen suchen. Würde nun in eine solche Welt von Blindgeborenen ein Sehender verschlagen, so würde er in allen übrigen Dingen den Bewohnern jener Insel völlig gleichstehen und sich mit ihnen verständigen können, nur würde er einen Sinn mehr haben und in Folge dieses Sinnes Erscheinungen wahrnehmen, welche den Uebrigen völlig entgehen. So würden sie nicht begreifen, wenn er vom Licht und von den Farben spräche, sie würden wahrscheinlich die Existenz des Lichtes und der Farben, die sie ja nicht wahrnehmen können, leugnen, sie würden es für die Ausgeburt einer überspannten Phantasie erklären, wenn jener Sehende ihnen sagte, daß mit der Wärme der Sonne, die sie fühlen, auch die wunderbaren Erscheinungen und Wirkungen der Lichtstrahlen verbunden wären, und sie würden endlich den Sehenden mitleidig belächeln und als geisteskrank behandeln — dennoch aber hätte er Recht und sie Unrecht, seine ganze scheinbare Ueberspanntheit bestände eben nur darin, daß er einen Sinn mehr besäße.

Wenn wir nun annehmen, daß zur Wahrnehmung der Erscheinungen und Wirkungen einer uns umgebenden Geisterwelt unsere nur für die materiellen Dinge der Erde bestimmten Sinne nicht ausreichten, so würden wir von dieser Welt, obgleich wir mitten in ihr leben, nichts wahrnehmen; wir würden die Wirkungen, welche sie vielleicht auf uns ausübte, nicht verstehen und dieselben irgend welchen materiellen Ursachen oder einem unbegreiflichen Zufall zuschreiben. Es wäre nun ferner ebenso denkbar, daß der Geist, welcher in die Hülle des Körpers eingeschlossen und für den Verkehr mit der Außenwelt auf die fünf Sinne beschränkt ist, bei einzelnen Menschen dennoch, sei es in Folge seiner eigenen Kraft oder in Folge der Zartheit des Körpergewebes, außerhalb der Pforten der Sinne eine mehr oder minder zusammenhängende und bewußte Fühlung mit der über- oder außersinnlichen Welt erlangte. Die Mittheilungen über die aus einer solchen Fühlung sich ergebenden Wahrnehmungen würden dann natürlich von den Uebrigen, deren Verständnißgrenze sie überschreiten, als Ueberspanntheiten oder auch als absichtliche Täuschung angesehen werden, und vielleicht um so mehr, je klarer die Wahrnehmungen über die den Uebrigen verborgene Welt sind.

Von dem durch dieses Beispiel erläuterten Gedankengang ausgehend, halten wir den Spiritismus durchaus nicht für etwas der Vernunft Widersprechendes, und das Streben nach der Erkenntniß des Zusammenhanges einzelner Wahrnehmungen für nichts Widersinniges; wir verstehen vollständig den Standpunkt Desjenigen, der da sagt:

Die Vorsehung hat nicht gewollt, daß wir mit einer übersinnlichen Welt in Verbindung treten, wenn eine solche existirt, denn sonst wären uns dazu die Organe gegeben. Um die Pflichten und Bestimmungen unseres irdischen Daseins zu erfüllen, sollen wir also nicht trachten, über die Grenzen desselben hinauszuschauen, und wenn uns je eine Erscheinung aus dem übersinnlichen Gebiet entgegentritt, so sollen wir stillschweigend an ihr vorübergehen und ruhig den Zeitpunkt erwarten, in welchem von unseren Augen die verhüllende Binde fallen wird.

Diesen Standpunkt verstehen wir und haben Demjenigen, der sich auf denselben stellt, nichts zu erwiedern; doch wir können nur nochmals wiederholen, daß wir niemals den Satz unterschreiben werden, ein Ding existire deßhalb nicht, weil wir keinen Sinn besitzen, um es wahrzunehmen.

Auf der andern Seite aber liegt gerade auf diesem Gebiet für eine lebhaft erregbare Phantasie eine so große Versuchung zur Selbsttäuschung, und die Sehnsucht nach Erkenntniß und Verständniß des Verborgenen macht den menschlichen Geist auch für absichtlichen Betrug so zugänglich und empfänglich, daß man allen Erscheinungen auf dem Gebiet des Spiritismus mit skeptisch mißtrauischer Prüfung gegenüberzutreten die Pflicht gegen sich selbst hat, um so mehr, als ja auch wirklich der betrügerische Eigennutz nichts lieber ausbeutet, als den Glauben ungebildeter und halbgebildeter Kreise an übersinnliche Einwirkungen.

Die ernste und vorsichtige Forschung auf diesem Gebiet wird nun um so mehr angeregt, da wir seit lange einzelne Erscheinungen kennen und vielfach zu beobachten Gelegenheit gehabt haben, welche in der konkreten, auf unsere Sinne gestützten Wissenschaft keine Erklärung finden. Wir beobachten Ahnungen, welche kommende Ereignisse uns oft mit vollster und deutlichster Bestimmtheit vorher empfinden lassen, Träume, welche uns einzelne Augenblicke unseres künftigen Lebens oft mit photographischer Treue vorher zeigen; wir können diese Erscheinungen ebensowenig leugnen als erklären, sie müssen eben auf einem uns unbekannten und in keinem der von uns ergründeten Naturgesetze passenden Zusammenhang mit einer uns umgebenden, auf uns einwirkenden, uns aber dennoch verschlossenen Welt basiren.

Bemerkenswerther noch als die Ahnungen und die Träume ist der Somnambulismus. Jedermann, auch der am meisten materialistische Arzt, kennt den Krankheitszustand des Schlafwandelns, den man gemeinhin als Mondsucht bezeichnet; in diesem Zustande ist der Mensch in seinem innern Leben völlig getrennt von der ihn umgebenden materiellen Welt, die Pforten seiner Sinne sind verschlossen, und selbst die Erinnerung findet keinen Zusammenhang mit dem wachen Leben — dennoch aber vollführt der Mondsüchtige in diesem Zustande Dinge, zu denen nicht nur Ueberlegung, sondern eine über das gewöhnliche Maß weit hinausgehende Anspannung und Beherrschung seiner Kräfte erforderlich ist. Schon das einfache Schlafwandeln scheint also zu beweisen, daß ein Zustand denkbar ist, in welchem die menschliche Seele, von den gewöhnlichen Fesseln der bekannten Sinne losgelöst, über höhere, unserem wissenschaftlichen System unbekannte Kräfte gebietet.

Ein Schritt weiter führt uns von der Mondsucht zu dem sogenannten hellsehenden Somnambulismus, der bei Personen von empfindlichem Nervensystem theils von selbst eintritt, theils durch die Einwirkung des animalischen Magnetismus hervorgerufen werden kann. Im Zustande des Somnambulismus hören die Funktionen der gewöhnlichen körperlichen Sinne auf, der Körper liegt ohne Bewegung und Empfindung da, und dennoch vermag der Geist ohne die Vermittlung der gewöhnlichen Sinne Alles wahrzunehmen, was um ihn her vorgeht, ja er vermag auf weite Fernen hin auszuschauen und in das Innere des menschlichen Organismus hinein zu sehen. Dieser Somnambulismus mit größeren oder geringeren Graden der hellsehenden Kraft ist, so viel Charlatanismus und Betrug gerade auf diesem Gebiet auch getrieben wird, dennoch eine unbestreitbare Thatsache, welche nur Derjenige leugnen kann, der niemals Gelegenheit hatte, eine wirklich somnambüle Person zu sehen.

Wir erinnern uns einer Somnambülen, welche in den vierziger Jahren in Berlin auch von dem berühmten Schönlein beobachtet wurde. Es war dieß eine einfache Frau aus einem sächsischen Dorfe in der Nähe von Oschatz, welche in ihrem gewöhnlichen Leben nur einen geringen Bildungsgrad besaß; sobald sie in den somnambülen Zustand versunken war, drückte sie sich aber in hochgebildeter Sprache aus; sie erkannte, ohne die Augen zu öffnen, sämmtliche Personen, die mit ihr in Rapport traten, sie las verschlossene Bücher, sie gab den Aufenthaltsort abwesender Personen, mit denen man sie in magnetische Verbindung setzte, auf das Genaueste an und bezeichnete scharf und richtig den Sitz der Krankheit im Innern des menschlichen Körpers, gab auch Heilmittel von überraschendem Erfolge an oder bezeichnete die Krankheit als unheilbar. An einen Betrug war bei dieser Person, deren sich gewiß noch viele von ihr Geheilte dankbar erinnern werden, nicht die Rede, und ebenso sind uns mehrere andere Fälle von wirklichem, unbestreitbarem Somnambulismus mit den überraschendsten Wirkungen vorgekommen.

Alle diese Erscheinungen der geheimnißvollen Kräfte, welche hier thätig waren und den Zusammenhang der menschlichen Existenz mit einer außerhalb der Körpergrenzen liegenden und dennoch auf uns einwirkenden Welt bewiesen, führten nun immer mehr dahin, die Beobachtungen zu sammeln und so viel als möglich in ein System zu formen. Zu gleicher Zeit machte sich auch freilich der Aberglaube und der Charlatanismus immer mehr geltend und bemächtigte sich einzelner solcher Erscheinungen für seine Zwecke, wodurch denn die Forschung immer mehr erschwert und der dunkle Schleier oft noch dichter zusammengezogen wurde.

Schon die alte delphische Pythia führt uns auf eine Benutzung des Somnambulismus durch die griechischen Priester zurück. Der Graf von Saint Germain und Cagliostro benutzten ihn zu ihren gewinnsüchtigen oder politischen Zwecken, und gar mannigfaltig sind die Formen, in denen der Aberglaube des Mittelalters die geheimen Kräfte der Natur theils wirklich der menschlichen Herrschaft zu unterwerfen, theils in betrügerischer Weise auszubeuten strebte. Eine systematisch wissenschaftliche Forschung richtete sich zuerst auf die Erscheinungen des Somnambulismus, welche am unmittelbarsten und deutlichsten auf eine uns umgebende Geisterwelt und die Möglichkeit eines Zusammenhanges mit derselben hinwiesen. Justinus Kerner, der gelehrte Mediziner und hochbegabte Dichter, stellte ausführliche und von aller betrügerischen Absicht weit entfernte, über jeden Verdacht erhabene Beobachtungen der geheimnißvollen Kraft an und gewann die Ueberzeugung von der Existenz einer in unsern Lebenskreis hineinragenden und auf denselben einwirkenden Geisterwelt. Sein Buch: „Die Seherin von Prevorst“, ist in dieser Beziehung hoch interessant und ungemein belehrend; der Einwand der Selbsttäuschung zerfällt vor der ruhigen, objektiven, klaren Darstellung, in welcher Justinus Kerner seine Beobachtungen mittheilt. Der ebenfalls wohl hie und da erhobene Vorwurf des Charlatanismus wird entkräftet durch Kerner's makellosen und uneigennützigen Charakter, sowie durch seine hohe Bedeutung in der medizinischen Wissenschaft, welche er durch seine Entdeckungen und Beobachtungen der Fettgifte bereicherte, die damals ebensoviel Aufsehen machten, als neuerdings die Entdeckung der Trichinen durch Professor Virchow.

Aber Justinus Kerner hinterließ weiter nichts als eine Reihe hoch interessanter Beobachtungen mit daran geknüpften, ebenso interessanten und geistvollen Bemerkungen; es gelang ihm nicht, diese Beobachtungen wissenschaftlich zu systematisiren und die aus denselben hervorblitzenden einzelnen Lichtstrahlen so in Zusammenhang zu bringen, daß daraufhin eine Herrschaft des menschlichen Willens über die Beziehungen zur Geisterwelt hätte erbaut werden können. Justinus Kerner hatte mit dem heutigen Spiritismus nichts gemein als den Glauben an eine übersinnliche Welt und das Streben, dieselbe zu erforschen. Er verfolgte seinen Zweck mit den Mitteln des Somnambulismus, und es war der neuern Zeit vorbehalten, die Theorieen des heutigen Spiritismus zu entwickeln.

Diese Theorieen entstanden zuerst innerhalb der quäkerischen Sekten in Amerika, welche immer schon dem Glauben an einen Verkehr mit der Geisterwelt und an eine Erleuchtung durch dieselbe anhingen. Dort vertiefte man sich in die Beobachtungen und versuchte dieselben zu systematisiren, und dort glaubte man auch zuerst zu entdecken, daß es möglich sei, die Geister zu einer unmittelbaren, von unserem Willen abhängigen Kundgebung zu veranlassen. Zwei Geschwister Fox zu Hydesville bei New-York stellten die Theorie auf, daß die Geister sich durch Klopfen erkennbar und verständlich machen, und das damit zusammenhängende Tischrücken machte die Runde durch die Welt und wurde ebensosehr ein Gegenstand der aufmerksamsten Beobachtung als der Verhöhnung.

Wir wollen auf diese Spezialfrage hier nicht weiter eingehen, genug, so viel steht fest, daß der aus den quäkerischen Kreisen in Amerika hervorgehende Spiritismus immer mehr dahin arbeitete, die Beobachtungen aus dem Gebiete der übersinnlichen Welt wissenschaftlich zu systematisiren.

Die spiritistische Wissenschaft, wie sie sich heute entwickelt hat, stellt nun folgende Sätze auf: Der menschliche Geist ist für die Dauer des irdischen Lebens, während welcher er den Körper bewohnt, in eine Hülle von ätherischem Fluidum, dem Perisprit, eingeschlossen, und durch dieses Fluidum allein ist er im Stande, auf die thierischen Funktionen des Körpers einzuwirken und dieselben seinem Willen dienstbar zu machen. Dieser Perisprit bildet also gewissermaßen einen ätherischen Unterkörper, welcher

als Vehikel zwischen der noch viel subtileren Substanz des Geistes und dem thierischen Körper dient. Bei den meisten Menschen verbindet dieß Fluidum Körper und Geist während des Lebens unzertrennlich wie ein fester Kitt; bei einigen Menschen haftet dieß Fluidum fester an dem Geist als an dem Körper, und macht es dem Geiste daher möglich, zeitweise — wie dieß beim hellsehenden Somnambulismus, den wir vorher erwähnten, der Fall ist — den Körper zu verlassen. Wenn nun der menschliche Geist nach dem irdischen Leben den Körper verläßt, so behält er nur seine rein geistig subtile Substanz, welche nicht im Stande ist, eine unseren Sinnen wahrnehmbare Erscheinung oder Wirkung hervorzurufen, und daher entziehen sich die Geister, obwohl sie uns umgeben und obwohl sie vielfach auf unser Seelenleben, auf unsere Gedanken und Entschlüsse in geheimnißvoller Weise einwirken, jeder Wahrnehmung durch unsere Sinne; denn der Perisprit, durch den sie allein auf die Körperwelt wirken können, ist mit dem Leben verschwunden und damit der Zusammenhang der Geister mit der Körperwelt, soweit er für unsere Sinne wahrnehmbar sein kann, aufgelöst.

Nun aber, so sagen die spiritistischen Theorieen weiter, gibt es einzelne Menschen, welche von jenem geheimnißvollen Fluidum des Perisprits einen Ueberschuß besitzen, so daß sie im Stande sind, davon zeitweise einen Theil abzugeben. Diese Menschen, welche also einen Ueberschuß von jenem Fluidum in sich tragen, das den subtilen Geist mit dem animalischen Körper in Verbindung setzt und ihm die Möglichkeit gibt, auf die Sinne zu wirken, bezeichnet man mit dem Namen Medien; sobald also ein solches Medium durch die Willenskraft, welche es zu diesem Zweck zu konzentriren lernen muß, einem Geiste einen Theil abgibt, so wird dieser Geist zeitweise in den Stand gesetzt, auf die Körperwelt zu wirken und sich den Sinnen wahrnehmbar zu machen.

Die erste körperliche Kundgebung, welche man von Seiten solcher mit dem überschießenden Perisprit der Medien bekleideter Geister wahrnehmen wollte, war das hörbare Klopfen, und man las aus der Zahl der Schläge den Buchstaben des Alphabets und stellte so die Mittheilungen des Geistes zusammen; allein stärkere Medien, welche mehr Fluidum abzugeben vermochten, setzten die Geister auch in den Stand, die Hand des Mediums zu Schriftzügen zu führen oder auch selbstthätig einen Stift zu bewegen. Man erfand die Maschine des Psychographen, welcher unmittelbar die Mittheilungen der Geister niederschrieb.

Wir bemerken ausdrücklich, daß wir hier nur das Thatsächliche verzeichnen und uns jeder Kritik, auf die wir später zurückkommen werden, enthalten.

Wenn nun die Medien noch mehr überschießendes Fluidum besitzen oder zur Abtretung desselben an die Geister ihre Willenskraft noch stärker zu konzentriren vermögen, so gibt die dichtere und kräftigere Hülle von Perisprit, mit welcher die Geister sich dann bekleiden können, denselben die Kraft, sich nicht bloß durch Klopftöne oder durch Griffelbewegungen körperlich wahrnehmbar zu machen, sondern auch dem Auge kennbar zu erscheinen. Der Spiritismus registrirt sichtbare Erscheinungen von Geistern in ganzer Gestalt, zuweilen auch nur durch Köpfe oder Hände. Das Fluidum fügt sich dann um die Substanz des Geistes wieder in der Form, welche den Geist während seines Lebens im irdischen Körper umgab; nur wird dasselbe von Leuchtkraft durchströmt und erscheint in schimmerndem Glanz, bis es verzehrt ist und der Geist sich wieder in die unsichtbare Körperlosigkeit zurückzieht. Man hat solche Geistererscheinungen mehrfach photographirt — freilich hat sich dann auch hier wieder neben gläubiger und eifriger Hingebung an die Sache der betrügerische Humbug eingenistet und jede ernste Forschung ungemein erschwert.

Auch durch Musik zeigen die mit dem Perisprit bekleideten Geister ihre Gegenwart an, indem aufgestellte Instrumente von selbst wunderbare Melodieen ertönen lassen. Nur, soweit wir die spiritistischen Mittheilungen verfolgt haben, ist es noch niemals gelungen, einem Geiste die Mittheilung durch hörbares Sprechen zu ermöglichen. Nach der Theorie, welche wir soeben entwickelt haben, ist dieß auch kaum möglich, da zur Hervorbringung der menschlichen, unserem Ohr vernehmbaren und verständlichen Stimme ein vollkommener Organismus nöthig ist, während zum Bewegen von Saiten oder zur Hervorbringung von Klopftönen nur ein einfacher Druck erforderlich ist, den der Geist durch den Perisprit ausüben kann.

Dieß ist kurz zusammengestellt die Theorie des heutigen Spiritismus, sie hat in Amerika ungemein zahlreiche und täglich wachsende Anhänger gefunden, und zwar wohl deßhalb gerade dort so vorzugsweise, weil der krasse Materialismus, welcher das öffentliche und geschäftliche Leben Amerikas beherrscht, in den höheren gebildeten Klassen die Reaktion hervorruft, so daß man in diesen Kreisen in dem Streben nach dem Idealen und Uebersinnlichen geradezu die Rettung der Gesellschaft suchen zu müssen glaubt. Die Spiritisten in Amerika bilden vollständige Gemeinden und veröffentlichen eine sehr große Zahl von Zeitschriften und Broschüren, in denen ihre Beobachtungen mitgetheilt und ihre Theorieen weiter entwickelt werden, und die spiritistischen Schriftsteller meinen es nicht nur mit der Sache völlig ernst, sondern sie gehören auch zu den geistig begabtesten Männern Amerikas. Auch die strenge Wissenschaft wendet sich dort der Prüfung des Spiritismus zu, wie der Professor Hare dazu das Beispiel in seiner Schrift über die Prinzipien der Natur gibt.

Von Amerika übertrug sich das ernste und wissenschaftliche Interesse am Spiritismus nach England. Der Naturforscher Wallace gab sehr ernste und interessante Schriften über den Spiritismus heraus, und der Chemiker Crookes tritt in seiner Schrift: „Der Spiritismus und die Wissenschaft“ sehr entschieden für die eben kurz angedeuteten Theorieen in die Schranken. In Deutschland hat der Spiritismus bis jetzt sehr wenig Anhänger gefunden; der Mittelpunkt für die spiritistische Forschung in Deutschland wird von dem russischen Staatsrath Aksakow gebildet, welcher in Leipzig eine spiritistische Zeitschrift „Psychische Studien“ herausgibt — freilich dringt dieselbe kaum in ein weiteres Publikum, und der ganze Spiritismus findet in Deutschland, soweit er beachtet wird, die heftigste Anfeindung, und zwar ebenso von liberaler, als von kirchlich orthodoxer Seite. Von Seiten des Liberalismus ist dieß vollkommen erklärlich, da derselbe ja seiner ganzen Auffassung nach auf dem Standpunkte steht, alles Dasjenige zu negiren, was über die Grenzen des Verstandes und der körperlichen Wahrnehmung hinausgeht; die kirchliche Orthodoxie ihrerseits verwirft den Spiritismus, weil sie es als eine Auflehnung gegen den Willen und die Ordnung Gottes ansieht, ein Gebiet zu erforschen, das der Wille des Schöpfers dem irdischen Blick habe verschließen wollen.

Wir vermögen diese Anschauungen nicht vollkommen zu theilen, obgleich wir durchaus auf dem kirchlich-christlichen Standpunkt stehen; wir begreifen es, wenn man von diesem Standpunkte aus frevelhafte Geister- und Teufelsbeschwörungen verurtheilt, wie sie das Mittelalter hervorbrachte. Allein der heutige Spiritismus steht durchaus auf religiösem Boden, er strebt darnach, das Menschengeschlecht durch die Berührung mit einer höheren und reineren Geisterwelt zu erheben, zu veredeln und vom Dienst des rohen Materialismus abzuwenden, und geht von der Meinung aus, daß es nicht absolut in dem Willen des Schöpfers gelegen habe, uns von der übersinnlichen Welt vollkommen abzuschließen, da ja aus derselben vielfach Erscheinungen uns entgegentreten und selbst die religiösen Offenbarungen von solchen Erscheinungen sprechen. Die Anhänger des Spiritismus sehen es deßhalb für eine hohe und vollkommen innerhalb der Grenzen der Religion liegende Aufgabe an, an der immer weiteren Erforschung dieses geheimnißvollen Gebiets zu arbeiten. Wie man nun auch über die thatsächlich erreichten oder möglichen Resultate eines solchen Strebens denken möge — das Streben selbst scheint uns vom Standpunkte der positiven Religion aus nicht absolut verwerflich, vorausgesetzt daß demselben wirklich aufrichtiger Ernst zum Grunde liegt.

In Frankreich hat der Spiritismus wenig Anhänger gefunden, der auf praktische Thätigkeit gerichtete und zugleich zu negativer Kritik so besonders geneigte Nationalcharakter der Franzosen bringt den spiritistischen Forschungen wenig Neigung entgegen. Zwar erregte der bekannte Home in Paris nicht geringes Aufsehen, namentlich nachdem er in einem kleinen Hofcirkel in den Tuilerien die Hand Napoleon's I. hatte erscheinen und den Namenszug des großen Kaisers auf ein Blatt Papier schreiben lassen; aber man nahm in Frankreich dieß Alles mehr für eine merkwürdige und geistvoll geschickte Taschenspielerei auf, als daß man sich dem ernsten Kern der Sache zugewendet hätte, wozu denn freilich auch Home selbst durch den taschenspielerartigen Apparat seiner Vorstellungen Veranlassung gab.

Sehr viel hat in Deutschland neuerdings einer ernsten Beschäftigung mit dem Spiritismus das Auftreten des bekannten Mr. Slade geschadet, welchen wir nicht umhin können für einen geschickten Taschenspieler zu halten, wie denn auch seine Produktionen durch Hermann und Bellachini ganz genau nachgemacht wurden, und es wird langer Zeit bedürfen, bevor der ungünstige Eindruck, den Mr. Slade hinterlassen, so weit verwischt sein wird, daß auch in Deutschland vielleicht eine ernstere Beschäftigung mit dem Spiritismus Platz greift.

Was nun unsere Meinung über die oben aufgestellte Theorie, welche dem heutigen Spiritismus zum Grunde liegt, betrifft, so vermögen wir auch vom Standpunkte kritischer Prüfung aus derselben die Berechtigung nicht zu versagen. Nimmt man überhaupt eine uns umgebende übersinnliche Geisterwelt an, wofür ja, wie wir bereits hervorgehoben, so viele unleugbare Erscheinungen sprechen, nimmt man ferner die Existenz des Perisprits, jenes die subtile Substanz der Geister mit der Körperwelt verbindenden Fluidums an — was vernünftigerweise nicht als absolut widersinnig bezeichnet werden kann — so folgt daraus allerdings auch die Möglichkeit, daß sich auf die von den Spiritisten angenommene Weise die Geister zeitweise den körperlichen Sinnen wahrnehmbar machen können. Inwieweit, unter welchen Formen und Bedingungen, nach welchen Gesetzen dieß bis in's Einzelne hinein möglich ist und von unserem Willen abhängig gemacht werden kann, das wird sich — wenn jemals — nur durch lange fortgesetzte, ernste Beobachtung und Forschung feststellen lassen, und wir möchten es wohl wünschen, daß nach dem Vorgang Amerikas und Englands sich auch bei uns immer mehr die ernste Wissenschaft einer solchen Forschung zuwende; denn wenn dieselbe ein befriedigendes Resultat zu erreichen vermag, so kann dadurch das menschliche Leben nur an innerem Frieden und moralischer Kraft gewinnen. Das klare Bewußtsein des Zusammenhanges mit einer edleren, höheren und reineren Geisterwelt kann das im Dunkel des irdischen Lebens ringende Menschengeschlecht nur mehr und mehr von niedrigem, thierischem Materialismus lösen und zu innigerer Verbindung mit der schaffenden, regierenden und erhaltenden Gottheit führen.

Wir wollen nun noch einige der beachtungswerthesten Aeußerungen und Erscheinungen auf dem Gebiet des Spiritismus erwähnen, welche uns entgegengetreten sind, und dann zugleich noch einige kritische Bedenken hinzufügen, welche wir trotz unserer durchaus vorurtheilslosen, ja sympathischen Stellung zu dem Spiritismus nicht haben unterdrücken können.

Entstehungsgrund von deutschen Redensarten.

Von

Friedrich v. Bülow (Friedrich Uwinger).

Reim' dich oder ich friß dich.

Sagt man von dem, was sich durchaus nicht reimen will, zu allem Unpassenden in Ausdruck, Sitte, Betragen, Kleidung.

Dem erzwungenen Reim und dem Titel eines Buches entlehnt, welcher lautet: „Reime dich oder ich fresse dich!“ «Antiperlect metaparnaheuge damphir ribi ficicationes poeticae» von Hartmann Reinhold.

Wo kein Gesetz ist, ist auch keine Uebertretung.

Paulus an die Römer Kap. 4, V. 15.

Das ist die Braut, um die man tanzt.

Das ist die Sache, um die es sich handelt. Die Redensart bezieht sich auf altdeutsche und nordische Hochzeitsgebräuche. Nachdem das Hochzeitsmahl vorüber, forderte zunächst der Geistliche, der nie fehlen durfte, zu einer Sammlung für eine Wiege auf. Darauf beginnt der Tanz, den der Geistliche mit der Braut eröffnet. Nach einer Weile ging die Braut, von der Brautfrau begleitet, fort, um sich umzukleiden, und theilte dann kleine Geschenke, den Willkommen genannt, an die Gäste aus. Nun hieß sie Jungefrau und der sogenannte Wegtanz begann, bei dem die Männer den Mädchen und die Mädchen den Frauen die Braut streitig zu machen suchten. Hiebei kam es oft zu Scheinentführungen, wie man solche auch schon bei den Griechen und Römern kannte.

Jemanden mit goldenen Aepfeln werfen.

Von Denen gesagt, die durch Geschenke irgend einen Vortheil erreichen wollen.

Hergenommen von der Mythe der Atalanta, Tochter des Schöneus, Königs von Skyros, die durch ihre Schönheit und Schnelligkeit berühmt war. Sie machte jedem ihrer Freier die Bedingung, einen Wettlauf mit ihr zu bestehen, wobei derselbe unbewaffnet ihr voranlaufen mußte, während sie ihm mit einem Speere folgte. Schon eine große Menge Freier waren dem Speere erlegen, als sie Hippomenes, des Megareus Sohn, durch der Venus Hülfe überlistete. Die Göttin hatte ihm einige goldene Aepfel gegeben, die er während des Laufs, einen nach dem andern, Atalanta in den Weg warf. Sie blieb zurück, um die Aepfel aufzuheben, und Hippomenes erreichte vor ihr das Ziel.

Studienkopf.

(Hiezu das Bild S. 917.)

Friedrich Bodenmüller ist eigentlich Schlachtenmaler von Ruf, als solcher hat er sich besonders hervorgethan durch seine „Schlacht von Sedan“ in der Münchener Pinakothek. Er legt hier eine bewundernswürdige Kraft in der Wiedergabe der Wirklichkeit an den Tag, seine Schlachtenbilder machen den Eindruck von überzeugender Wahrheit und sind doch malerisch in hohem Grade individuell. Seit einiger Zeit leistet aber der Künstler auch Vortreffliches in Studienköpfen, welchen er Charakter und Tracht aus der Renaissancezeit gibt. Es sind fein individuelle Porträts, welche die reiche, geschmack- und phantasievolle Gewandung, der originelle Schmuck reizend kleidet. Diesen Studienköpfen (wir brachten Bd. 45, Nro. 2, und Bd. 47, Nro. 24, solche) schließt sich auch unser heut wiedergegebener, ein Mädchen in der Tracht zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts in Mitteldeutschland, würdig an. Das feingeschnittene Gesicht ist durchaus individuell, die prüfend schauenden Augen, der festgeschlossene, sicher, klar und bestimmt sprechende Mund, die reine, ausdrucksvolle, nicht zu hohe Stirn mit den stark sich neigenden Augenbrauen — geben diesem Kopf ein ganz eigenartig geistiges Parfüm, welchen das dunkle Perlenhäubchen mit dem ernsten kleinen Schleier, der die Haare bedeckt, der reichgestickte Goller, die Rubinkette und züchtige Halskrause in seiner Wirkung noch erhöht.

Eine Perle des Schwarzwalds.

Der Luftkurort Freudenstadt und seine Umgebung.

(Hiezu das Bild S. 920.)

Bis vor einem Jahre war Freudenstadt in der Touristenwelt ein unbekannter Name und heut ist es ein vielbesuchter und beliebter Luftkurort und eine bevorzugte Station für eine große Anzahl herrlicher Ausflüge. Der Grund der fast plötzlichen Berühmtheit dieses eigentlich entlegenen Schwarzwaldstädtchens mag in Zweierlei gefunden werden: erstens ward vor nicht langer Zeit die Eisenbahn Stuttgart-Freudenstadt vollendet, welche diesen Theil des Schwarzwaldes in den Weltverkehr gezogen hat, und dann entstand bei der Stadt ein Hotel, „das Schwarzwaldhotel“, welches auch höheren Ansprüchen genügen wird. Nachdem diese Vorbedingungen für die Aufnahme eines Ortes in Touristen- und Sommerfrischlerkreisen erfüllt worden, ward Freudenstadt scheinbar über Nacht ein eigenartiger Glanzpunkt in dem berühmten Kranze der Schwarzwälder Kurorte. Die Originalität und die ursprüngliche Waldfrische ist es vor Allem, was Freudenstadt mit seinen Umgebungen einzig macht. Die Stadt liegt auf einem Hochplateau, 2400 Fuß über dem Meere und ist unstreitig die merkwürdigste des Schwarzwaldes. Wir werden hier mit einem Male hineinversetzt in eine eigenartige Bevölkerung und in ganz besondere Stadt- und Lebensverhältnisse. Gebaut auf fürstlichen Befehl in Form eines Vierecks, bildet ein ungeheurer Marktplatz den Mittelpunkt des Ortes. Der riesige Platz mit seinen Steinlauben unter den Häusern mahnt an Salzburg und Bologna, auf ihm befindet sich jene seltsame architektur-berühmte Kirche, die in Winkelhakenform erbaut ist, wo Männer und Frauen getrennt sitzen und die Mehrzahl nicht einander, sondern nur den Pfarrer sehen kann, dessen Kanzel in der Spitze des Winkels sich befindet. Von diesem Riesenmarktplatz laufen in Parallellinien die Straßen, bestehend aus braunen Schwarzwaldhäusern, jede dieser Gassen hat eine präsentable Vorderseite, welche die Hauptstraße bildet, und eine unpräsentable Hinterseite, die zu einer höchst intim landwirthschaftlichen kleinen Gasse gehört. So hat jede Straße zwei Hintersträßchen, was einen seltsamen, oft komischen Eindruck macht. Die Bevölkerung hier ist still, klug, arbeitsam und widmet sich gänzlich dem Schwarzwaldhandel und der Schwarzwaldindustrie. Die rauschenden Brunnen in der Stadt, die frische Luft, die hier weht, das Herüberwinken dunkelduftiger Wälder mahnt an die Nähe des Gebirges, und wundersam werden wir berührt, wenn wir aus der Stadt treten: eine Schlucht voll Wald und Wiesen mit Eisenhammer und Walzwerken zieht sich plötzlich vor uns hinab und vor uns steigt auf der Schwarzwald in seiner wildesten, üppigsten Waldespracht. Hellgrüne, blumenbesäte Wiesenhügel, gewaltige Tannenberge, frischschimmernde Laubwaldungen, überall sprudelnde Quellen, rauschende Wasseradern sind jetzt um uns. Es duftet nach Veilchen, Heu und Harz. Wir sind fern aller Kultur, umgeben nur vom heiligsten Waldleben. Da öffnet sich der Wald und zu unseren Füßen liegt ein lieblicher Ort. Der mächtige Wald schließt sich und öffnet sich wieder und stets erblicken wir dann

einen anmuthigen, einladenden, friedlich schmucken Flecken. Solche sind Reinerzau, Schönmünzach, Alpirsbach, Schwarzenberg.

Wir machen Ausflüge nach Schenkenzell und nach Alpirsbach, des ältesten Hohenzollern Grabstätte; Adalbert von Zollern (um 1100) ruht unter diesem Kloster. Wir pilgern auf den Kniebis, wandern auf dem altberühmten Kriegspaß, der Wasserscheide zwischen Neckar, Donau und Rhein, von wo aus herrliche Wege zu den Kniebisbädern und zu den wilden Sankenbachwasserfällen führen, letzteres eine Tour von unvergleichlichem Waldesreiz, mit Fels, Tannen, Wiesen, Thälern, Schroffen und Gebirgswassern; dann locken uns Kloster Wittichen, die in ergreifender Stille daliegenden Hochseen, wie Ellbach und Wildsee, ferner die Idyllen des Murg-, Kinzig-, Berneck-, Wolf- und Renchthales mit den vielbesuchten Bädern Rippoldsau, Griesbach, Petersthal. Eine überaus dankbare Partie ist noch Kloster Allerheiligen mit seinen malerischen Ruinen und Wasserfällen. Gewaltige Holzflöße, welche aus von den Bergen herab in Bahnen gleitenden gefällten Tannenriesen gebildet sind, fesseln in den Bächen unsere Aufmerksamkeit. Durch ein besonderes System der Stauungen führen selbst kleine Wasseradern gewaltige Stämme aus dem Schwarzwald hinaus zum Neckar, zur Donau, zum Rhein, — das ist ein Hauptindustriezweig in diesem Gebirge; Holzfäller, Flößer, Pechsieder, Sägmühlen, Glashütten, Hammerschmieden und Spekulanten erzeugen und treiben ein Kapital um, das eine erstaunlich große Ziffer ausmacht; daneben wird Landwirthschaft getrieben, vor Allem herrliche Milch gewonnen und weitberühmte Butter bereitet. Dicht bei Freudenstadt werden wir sofort in das intimste Schwarzwaldleben eingeführt. Von unseren Ausflügen zurückgekehrt, können wir dann hier in der herrlichen Hochplateauluft comfortabel ausruhen, überall schauen wir auf Wiesen und Wald und fern rollt sich vor uns auf die blauduftige Kette der schwäbischen Alb vom Hohenkarpfen bis zum Hohenzollern. So können wir auch im Stillsitzen genießen. Kann es nach dem Gesagten noch Wunder nehmen, weßhalb dieser Schwarzwaldwinkel so schnell in Aufnahme gekommen? Die Luft der Freudenstädter Höhe ist eine Erquickung für Kranke. Der engere Kranz, eine Waldfläche von circa 120,000 Morgen, und der weitere Kreis der Schwarzwälder, welcher Freudenstadt umgibt, machen diesen Ort besonders geeignet für Blutarme, Nervenleidende, Reconvaleszenten, überhaupt Erholungsbedürftige jeder Art. Der Gesunde aber wird hier ein wahres Paradies wilder und lieblicher Waldpartieen, wie er es sich nur wünschen mag, finden.

E. Sternfels.



Professor Friedrich Thiersch.

Die Konkurrenz für das deutsche Reichstagsgebäude.

Wir haben das Resultat der Preiskonkurrenz bereits in Nro. 42 mitgetheilt und vervollständigen die betreffende Notiz in unserer heutigen Nummer durch die Porträts der mit dem ersten Preise ausgezeichneten Sieger, der Herren Paul Wallot aus Frankfurt a. M. und Professor Friedrich Thiersch aus München, sowie durch Reproduzirung der beiden preisgekrönten Entwürfe.

Nach den Bestimmungen der Jury soll Paul Wallot's Entwurf, nachdem einige Aenderungen an demselben angebracht sind, mit denen der Baumeister gegenwärtig beschäftigt ist, und wenn der dann definitive Entwurf seitens der Parlamentsbaukommission gutgeheißen ist, zur Ausführung gelangen. Der Bauplatz selbst, in der Nähe des Brandenburger Thores gelegen, wird gegenwärtig freigelegt, so daß die Grundsteinlegung für das Prachtgebäude, — des „deutschen Volkes Rathhaus" nannte es ein Konkurrent — am 18. Januar 1883, am Jahrestage der Kaiserproklamation von Versailles, stattfinden kann.

Mit außerordentlicher Spannung war die Entscheidung der Jury in dieser Konkurrenz, an der sich die besten deutschen Baumeister betheiligt hatten — auch aus Oesterreich und der Schweiz stammten mehrere Entwürfe — erwartet worden. Ein Jahrzehnt war seit der ersten Konkurrenz verflossen, in welcher Professor Ludwig Bohnstedt aus Gotha den ersten Preis für einen Entwurf errungen hatte, der indeß aus hier weiter nicht zu erörternden Gründen nicht zur Ausführung gelangen sollte. Nach einer Berathung von nur acht Tagen hatten die Preisrichter in dieser größten und wichtigsten Preisbewerbung, welche die deutsche Architektenwelt bisher bewegt hat, ihren Spruch gefällt, und das Ergebniß der Konkurrenz ist, wie die Fachblätter einstimmig hervorgehoben haben, gleichbedeutend mit einem Siege der jüngeren Architektengeneration Deutschlands, die sich in den letzten fünfzehn Jahren entwickelt hat, gewesen. Beide Sieger sind — ein eigenthümlicher Zufall — geborene Hessen. Der zugleich mit der Bauausführung ausgezeichnete Wallot steht im vierzigsten Lebensjahre, der jüngere Thiersch erst im dreißigsten Jahre. —

Paul Wallot aus Frankfurt a. M. ist in Oppenheim a. Rh. geboren. In Darmstadt besuchte er die Real- und später die Gewerbeschule und zeichnete sich hier besonders als Landschaftszeichner aus. Damals entstand bei ihm der Wunsch, sich der Malerei zu widmen. Der Vater jedoch bestimmte, daß der Sohn das Baufach ergreife, und dieser bezog das Polytechnikum zu Hannover und wurde alsdann ein Schüler der Berliner Bauakademie.

Nach Beendigung seiner Studien war er in Gießen und Darmstadt praktisch thätig, arbeitete dann in den Meisterateliers der Berliner Baumeister Martin Gropius, Professor Lucae und Hitzig, reiste 1867 nach Italien, England und ließ sich 1868 in Frankfurt a. M. als Architekt nieder, wo er eine Reihe bemerkenswerther Privatbauten ausgeführt hat. Als Preisbewerber trat er zuerst bei der Konkurrenz für das Niederwald-Denkmal auf, dann für die Anlage eines Centralfriedhofes für Dresden, wobei



Thiersch's Entwurf für das deutsche Reichstagsgebäude.

er den ersten Preis erhielt. Bei dem Preiswettkampf für die Wiener Stephanienbrücke erhielt er Nummer 3 und, wie schon erwähnt, für das deutsche Parlamentshaus Nummer 1, damit zugleich 15,000 Mark und die Bauausführung.

Den Entwurf Wallot's führt unsere Zeichnung in der nach dem Pariser Platz zu gelegenen Hauptfassade vor. Das Projekt ist ein ebenso den Laien bestechendes und Jedem gefälliges, als vor der Prüfung der Baumeister bestehendes Werk. Sein Grundriß ist sowohl in der Disposition der Räume wie der Eingänge ausgezeichnet. Den Haupteingang hat Wallot — entgegen den Bestimmungen für die Konkurrenz — in den großen Mittelbau der nach dem Königsplatz schauenden Fassade gelegt. Dort zeigen sich drei rundbogige, etwas kleine Pforten, durch welche man in das Vestibül gelangt. Hier dürfte sehr wahrscheinlich eine ganz wesentliche Aenderung stattfinden; denn der Haupteingang für das deutsche Reichstagsgebäude muß bedeutender hervorgehoben werden, als dieß hier geschehen ist. Vier Eckpavillons und eine große, vierseitige Kuppel, unter welcher der Sitzungssaal liegt, zieren den Bau.

Der Entwurf von Friedrich Thiersch, welcher gleichfalls mit dem ersten Preise gekrönt wurde, hat sich in Laienkreisen, die ganz natürlich mehr auf die Fassade als auf den Grundriß schauen, fast noch mehr Anhänger erworben, als der zur Ausführung gelangende Wallot'sche, dessen Grundriß hinwiederum in Fachkreisen einstimmige Anerkennung gefunden. Unsere Leser sind durch unsere Illustrationen in der Lage, sich gleichfalls ein Urtheil zu bilden. Der Thiersch'sche Entwurf ist ein prächtiger, vornehmer Bau mit einer von der Kaiserkrone geschmückten Hauptkuppel und vier kleineren Kuppeln.

Professor Friedrich Thiersch ist am 18. April 1852 zu Marburg in Kurhessen als Sohn des Theologen Professor Dr. Heinr. Thiersch und als Enkel des bekannten Philhellenen Friedr. Thiersch geboren. Weil die Familie 1864 nach München übersiedelte, empfing er hier seine Gymnasialbildung. Auch Thiersch hegte den Wunsch — wie Paul Wallot — sich der Malerei zu widmen, entschied sich jedoch auf Wunsch des Vaters für den technischen Beruf. Er besuchte von 1868—73 das Stuttgarter Polytechnikum, war nach glänzend bestandener Maturitätsprüfung auf dem Bureau von Mylius und Bluntschli in Frankfurt a. M. praktisch thätig und durchreiste dann während der Jahre 1877 und 78 zu Studienzwecken Italien und Griechenland. Nach seiner im Frühjahr 1879 erfolgten Rückkehr betheiligte sich Thiersch in Gemeinschaft mit Maler Kenfell an der dekorativen Ausmalung des Frankfurter Theaterneubaus und empfing die Berufung als Professor der Baukunst an die technische Hochschule zu München. Bei der Konkurrenz für den Centralbahnhof von Frankfurt a. M. erzielte er den Erfolg, daß sein Entwurf angekauft wurde, und im vorigen Frühjahre erhielt sein in Gemeinschaft mit den Ingenieuren Lauter und Bilfinger geschaffener Entwurf für die Rheinbrücke bei Mainz den ersten Preis, zugleich wurde ihm die in diesem Herbst beginnende Ausführung dieses Projekts übertragen.

Emil Dominik.



Paul Wallot.

Das Nest der Nachtigall.

(Hiezu das Bild S. 928.)

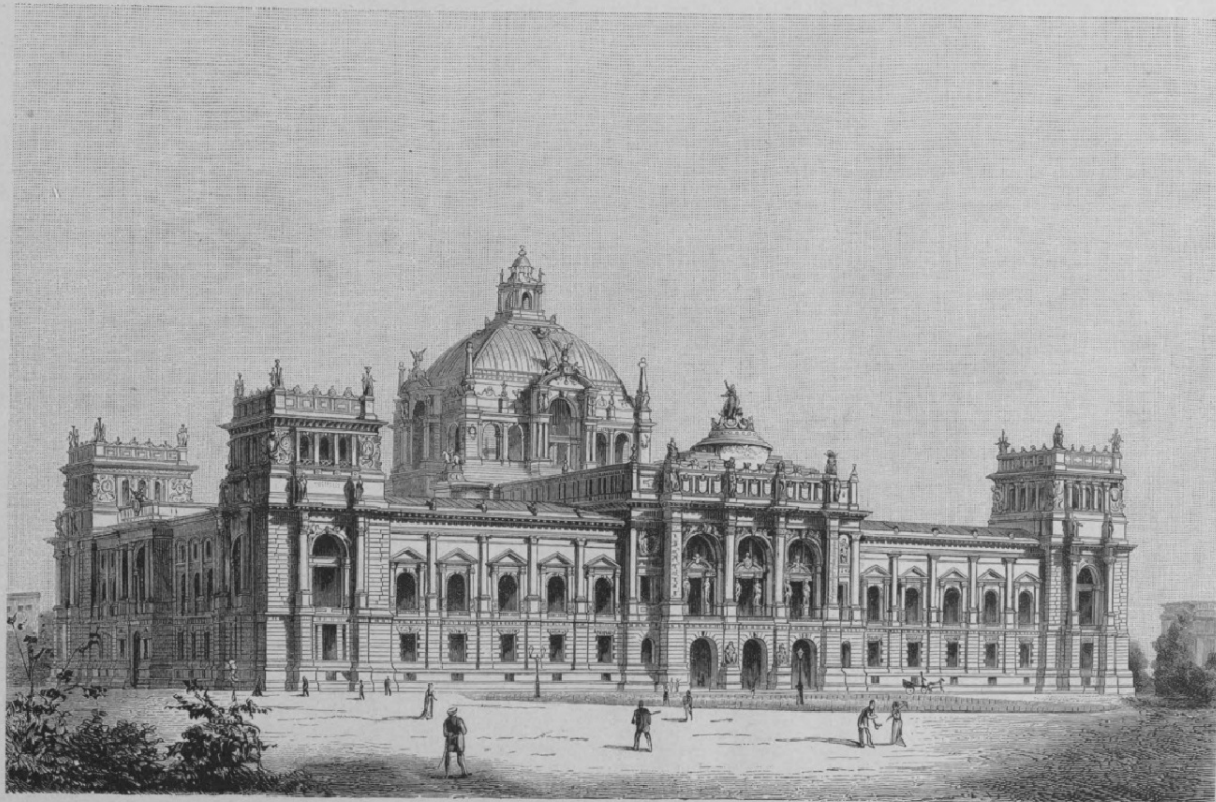
Daß der Schlag der Nachtigall als der erhabenste und edelste aller Vogelgesänge gehalten wird, darüber wird wohl keine Meinungsverschiedenheit herrschen, denn selbst der stumpfsinnigste Mensch wird durch seinen Zauber lebhaft angeregt. Um so mehr ist es zu verwundern, daß für die Erhaltung und Unterhaltung geeigneter Aufenthaltsplätze für diesen ebenso nützlichen wie angenehmen Vogel so wenig Bedacht genommen wird. Das für die Nachtigall so nöthige niedrige Strauchwerk wird durch die herrschende Modekultur immer mehr eingeengt oder gänzlich vernichtet, was nicht nur im Wald, sondern leider auch in den Parks und Gärten vorzugsweise geschieht. Mit dieser Verringerung der Aufenthalts- und Nistplätze geht die Vernichtung der Vögel Hand in Hand, denn dieselben fallen um so leichter dem Raubzeug, den Vogelstellern und den Eiersammlern zur Beute, zumal die Nester fast immer bodenständig sind, wie uns das hier begleitende so naturwahre Bild vor Augen führt. In einem solchen Gestrüpp von Laub und Gras fühlt sich die Nachtigall am wohlsten, was freilich nicht mit unseren heutigen kulturellen gärtnerischen Begriffen übereinstimmt und darum immer mehr verschwindet. Aus diesem Grunde werden unserer herrlichen Natursänger auch immer wenigere und zu einem Ersatz derselben, wie etwa vom Theater oder durch Tyroler, sind wir bisher noch nicht gekommen, was übrigens für einzelne Liebhaber auch seine besonderen Reize haben dürfte.

Solchen betrübenden Erscheinungen gegenüber ist es um so erfreulicher, von dem Gegentheil berichten zu können, daß man nämlich an verschiedenen Orten angefangen hat, nicht nur die Abnahme der Nachtigallen, sondern auch die anderer Singvögel durch Wiedereinbürgerung derselben zu ergänzen.

So viel mir bekannt, stehen die Resultate des Akklimatisationsvereins im Humboldtshain in Berlin obenan, wo seit zwei Jahren die Nester der Nachtigallen von fünf auf zwanzig und die anderer Vögel ebenfalls sehr gestiegen sind. Ebenso züchtet ein Herr in Koburg schon seit mehreren Jahren die Nachtigallen im Freien mit vielem Glück und haben auch in Cannstatt die Bemühungen des Brunnenvereins die Nachtigallen wieder ansehnlich herbeigezogen.

Hoffentlich werden diese Erfolge nicht ohne Nacheiferung bleiben.

Martin.



Wallot's Entwurf für das deutsche Reichstagsgebäude.

Um den Halbmond.

Roman

von

Gregor Samarow.

(Fortsetzung.)

Vierunddreißigstes Kapitel.



ladimir Ossipowitsch trat in freier, ungezwungener Haltung in das Kabinet. Er trug die ordonnanzmäßige Uniform seines Regiments, den goldenen Helm mit dem silbernen Doppeladler im Arm, und stellte sich militärisch aufgerichtet vor dem Kaiser auf.

Der Monarch betrachtete ihn einen Augenblick mit freundlichem Wohlwollen. Der junge Mann war schöner und männlicher geworden, seine Wangen waren gebräunt, seine Augen blitzten voll kühner Kraft, — fast schien es, als sei er gewachsen, so viel kräftigere Spannung hatte seine früher so zarte und schmiegsame Gestalt angenommen.

Dann fragte Alexander lebhaft:

„Nun, Wladimir Ossipowitsch, was bringen Sie? Es muß etwas Wichtiges sein, da Sie ohne Befehl zu mir zurückkehren.“

Obgleich diese Worte freundlich und mit einer fast väterlichen Herzlichkeit gesprochen waren, so enthielten sie doch gewissermaßen einen dienstlichen Vorwurf und erröthend antwortete Wladimir schnell:

„Eure Majestät hatten mir den Befehl gegeben, mich dem Fürsten von Montenegro zur Verfügung zu stellen —“

Er stockte mit einem ängstlich fragenden Seitenblick auf den Reichskanzler.

„Sprechen Sie ohne Rückhalt,“ sagte der Kaiser, „vor dem Fürsten Alexander Michaelowitsch gibt es in Rußland keine Geheimnisse.“

„Nun, Majestät,“ fuhr Wladimir fort, — „Seine Hoheit hat mir aufgetragen, ein Schreiben an Eure Majestät zu überbringen und zugleich zur Erläuterung desselben Allerhöchstdenselben mündlichen Bericht zu erstatten, wenn Eure Majestät es befehlen. Ohne diesen Auftrag hätte ich es nicht gewagt, ungerufen vor Eurer Majestät zu erscheinen.“

Er zog einen Brief aus seiner Uniform und überreichte denselben ehrerbietig dem Kaiser.

Dieser klopfte ihm auf die Schulter und sagte lächelnd:

„Sie haben Recht, — es trifft Sie kein Vorwurf und ich danke Ihnen für Ihren Eifer.“

Dann erbrach er, nach einem flüchtigen Blick auf das große Siegel, hastig den Brief und las den Inhalt.

Immer ernster wurde sein Gesicht.

„Ich dachte es wohl,“ sagte er endlich, zum Fürsten Gortschakoff gewendet, „daß diese Sendung etwas enthalten würde, das Sie interessirt, Alexander Michaelowitsch, — der Fürst Nikita dankt mir für das Wohlwollen, das ich ihm und seinen Verbündeten in dem großen Befreiungskampfe bewiesen. Er selbst sei in diesem Kampfe glücklich gewesen und könne in der Stellung, die er gewonnen, ruhig den weiteren Gang der Ereignisse und die Entscheidung abwarten, bei welcher, wie er überzeugt sei, Rußlands mächtiges Wort zu Gunsten der christlichen Stammesgenossen in die Wagschale fallen werde. Aber die armen Serben, schreibt der Fürst weiter, seien in der äußersten Noth und Bedrängniß, und wenn ihnen nicht bald Hülfe käme, so müßten sie rettungslos der türkischen Rache, das heißt der Vernichtung verfallen.

„Lesen Sie selbst,“ sagte er, dem Fürsten den Brief reichend, — „es ist entsetzlich, daß die Serben so schmählich unterlegen sind, — und auf uns fällt doch immer diese Niederlage zurück, — ein russischer General stand an der Spitze der serbischen Armee und so viele russische Offiziere waren dort, — wie werden unsere Feinde höhnen, — und alle Welt hatte so große Hoffnungen auf Tschernajew gesetzt — ich selbst glaubte an seine Tüchtigkeit.“

Er trat heftig mit dem Fuß auf den Boden und schüttelte unmuthig den Kopf.

Fürst Gortschakoff hatte den Brief gelesen und faltete denselben ruhig zusammen.

„Im Kriege, Majestät,“ sagte er, „spielt noch mehr als sonst der Zufall und das Glück, — deßhalb ist es mein Grundsatz, stets die letzte Entscheidung des Krieges so lange zurückzuhalten, bis alle Chancen des Erfolges so weit gewonnen sind, daß dem Glück nicht zu viel zu thun übrig gelassen wird und daß selbst der böseste Zufall nicht zu viel verderben kann. In diesem Sinne wird unsere Politik nach Eurer Majestät Befehl geleitet,“ fügte er, halb zu Wladimir gewendet, hinzu, — „und die europäische Konferenz, welche ohne Zweifel von allen Mächten angenommen werden wird, muß ja die Einstellung der Feindseligkeiten mit sich bringen, welche England nicht erreichen konnte.“

„Sie hören es,“ sagte der Kaiser mit einem flüchtigen Ausdruck leichter Verlegenheit, — „der Wunsch des Fürsten von Montenegro wird dadurch von selbst erfüllt und das arme Serbien vor weiterer Bedrohung gerettet werden, — Tschernajew hält ja noch die Positionen bei Alexinatz und das Innere des Landes ist dadurch geschützt.

„Sie haben den ganzen Feldzug der tapferen Montenegriner mitgemacht?“ fragte er dann abbrechend.

„Zu Befehl, Majestät.“

„Erzählen Sie mir ein wenig davon, — was ich von diesen wunderbar heldenmüthigen Kämpfen gehört habe, gemahnt mich an die alten Heldensagen — es liegt ein eigener Zauber wunderbarer Poesie auf diesem Volke der schwarzen Berge.“

„Ja, Majestät,“ sagte Wladimir voll inniger Ueberzeugung, „und niemals kann ich Eurer Majestät genug danken für die Sendung, welche mir Gelegenheit gab, dieß Volk von Helden kennen zu lernen.“

Er begann nun voll feuriger Begeisterung das Leben der Montenegriner zu schildern, — den Hof des Fürsten in seiner vornehmen Eleganz und seiner patriarchalisch einfachen Würde, — die Kämpfe voll grauenhafter Erhabenheit in ihrer heldenmüthigen Hingebung und in ihrem bittern Haß, — er sprach mit tiefbewegter Stimme von dem alten Marco Petrovic und dem tapfern Nikola Martinovic, wie sie ihre Blutfehde aufgehoben um des Vaterlandes willen, und wie die holde Marica das Band der Versöhnung zwischen den feindlichen Häusern habe knüpfen sollen. Er erzählte von den Heldenthaten, die Nikola Martinovic gethan, — wie Marica dem Heere mit den Frauen von Montenegro gefolgt sei und wie endlich dennoch das blutige Verhängniß den edlen Nikola ereilt habe.

Als der junge Mann geendet, athmete der Kaiser tief auf und sagte:

„Ich danke Ihnen, Wladimir Ossipowitsch, — hätten Sie nicht soeben selbst erlebt, was Sie mir da erzählen, so würde ich glauben, ein Heldengedicht aus vergangenen Tagen gehört zu haben, deren poetisch verklärte Lichtgestalten man für eine Schöpfung der dichterischen Phantasie zu halten geneigt ist. Bei Gott,“ fuhr er lebhaft bewegt fort, — „hätte Gott mich nicht zum Herrscher des großen russischen Reiches bestimmt, so möchte ich wünschen, als Fürst der schwarzen Berge geboren zu sein. Wie schön, wie herrlich muß es sein,“ sagte er träumerisch, „über ein solches Volk zu herrschen, das den Stolz, den Muth und die Treue der antiken Helden mit der Einfalt und Reinheit der Kinder vereinigt, — einem solchen Volke sein ganzes Leben, seine ganze Kraft, seine ganze Liebe zu weihen — und dafür wieder Dank und Liebe zum Lohn zu empfangen, — Dank und Liebe,“ fügte er tief traurig hinzu, „von denen der russische Kaiser so wenig weiß!“

Er faltete die Hände und blickte schmerzlich seufzend vor sich nieder.

„O Majestät,“ rief Wladimir, — „ein großes Reich wie Rußland kann sich nicht schützen vor bösen Elementen, vor fremdem Gift, — aber aller Heldenmuth, alle Treue, alle kindliche Einfalt der Söhne der schwarzen Berge lebt auch im russischen Volke, das ja desselben Blutes ist und desselben Glaubens, — und wenn das russische Volk seinen Kaiser im heiligen Kampf an seiner Spitze sieht, so wird sich all' seine Liebe und all' seine Treue herrlich offenbaren, wie in den großen Zeiten der Vergangenheit.“

Er reichte in einer unnachahmlichen Bewegung voll liebenswürdiger Verbindlichkeit und fürstlicher Hoheit dem jungen Manne die Hand.

Dieser küßte tief bewegt die kaiserliche Rechte. Frohe Hoffnung blitzte in seinen Augen auf.

„Ja, Majestät,“ rief er, — „ich habe einen Herzenswunsch, von dem das Glück meines Lebens abhängt, — ich habe eine Bitte, welche ein Wort meines gnädigen Kaisers erfüllen kann.“

„So sprechen Sie,“ sagte Alexander mit der warmen, herzlichen Freude, die ihn stets erfüllte, wenn er die Macht der Herrschaft, deren Bürde ihn oft so schwer bedrückte, anwenden konnte, um Menschen glücklich zu machen.

„Majestät,“ erwiederte Wladimir nach kurzem Zögern, — „es gibt kein Geheimniß in Rußland vor dem Herrn Reichskanzler, was die Politik betrifft, — Seine Durchlaucht wird mir verzeihen, wenn ich eine Bitte, die nur mich ganz persönlich betrifft, als ein Geheimniß meines Herzens bewahren möchte, das ich nur meinem Kaiser anvertrauen darf.“

Der Fürst nickte dem jungen Manne freundlich zu.

„Gut,“ sagte der Kaiser, — „Sie haben,“ fügte er lächelnd hinzu, „in den schwarzen Bergen gelernt, dem Herrscher zu vertrauen — in Rußland hat man das vergessen, — nach der Tafel sollen Sie mir Ihre Bitte vortragen.“

Sein Gesicht verdüsterte sich wieder.

„Warum ist es nicht überall wie in Montenegro,“ sagte er traurig, — „wie ist es möglich gewesen,“ fragte er, unwillig die Augenbrauen finster zusammenziehend, „daß die Serben, auf die ich so viel Vertrauen setzte, so niedergeworfen sind, daß Tschernajew von den Türken immer und immer wieder geschlagen ist? Der russische Name hat dort für immer alles Vertrauen verloren!“ rief er, heftig mit dem Fuß auftretend.

„Ich habe kein Urtheil, Majestät, über die Zustände in Serbien und in der serbischen Armee,“ erwiederte Wladimir, — „aber ich habe einen Offizier jener Armee mitgebracht, der zum Fürsten von Montenegro kam, um einen Vorstoß desselben zur Ablenkung der türkischen Macht zu erbitten, der unmöglich war, — er wird Eurer Majestät Frage besser beantworten können als ich.“

„Einen serbischen Offizier?“ fragte der Kaiser.

„Er ist ein Russe,“ sagte Wladimir, „Feodor Michaelowitsch Blagonow, — er war Musiklehrer in Petersburg und als Freiwilliger in die serbische Armee getreten.“

„Ich will ihn hören,“ rief der Kaiser lebhaft, — „sagen Sie ihm, daß er sich bereit halte, — auf Wiedersehen bei Tisch!“

Wladimir grüßte militärisch und ging hinaus.

„Sie sehen, Alexander Michaelowitsch,“ sagte der Kaiser, „es hat Eile, — lassen Sie auf der Stelle an alle meine Botschafter den Befehl abgehen, die Konferenz und den Waffenstillstand für die Dauer derselben zu beantragen.“

Er verabschiedete den Fürsten in gewohnter Herzlichkeit und ließ sich dann vor seinem Schreibtisch nieder, um noch die dort niedergelegte Privatkorrespondenz durchzusehen, die er mit fürstlichen Verwandten selbst unterhielt.

Eine Stunde später versammelte sich der Hof in der großen Galerie, welche als Speisesaal diente.

Die breiten Fenster dieses prachtvollen Raumes boten eine weite Aussicht über den Park hin. Ein Springbrunnen, dessen Wasser in ein breites Marmorbassin niederfiel, verbreitete frische Kühlung, darüber erhob sich eine wunderbar schöne Statue der Penelope aus weißem Marmor — ein Geschenk der Kaufmannschaft von Odessa.

Die Tafel prangte im reichsten Blumenschmuck, und trotz der Einfachheit, welche auch in diesem Raum herrschte, fühlte man jenen unbeschreiblichen Hauch der Gegenwart der höchsten Macht und Autorität in der tiefen, ehrfurchtsvollen Stille rings umher, die nur durch die flüsternde Unterhaltung der Hofgesellschaft unterbrochen wurde.

Die Herren des kaiserlichen Dienstes erschienen hier in kleiner Uniform, die Damen in einfacher Gesellschaftstoilette, es wurde überall die Ungezwungenheit des Landaufenthalts festgehalten, — aber auch diese Ungezwungenheit war von der Etikette vorgeschrieben, und der Hof blieb derselbe, als ob die Herren in den reichgestickten Uniformen und die Damen in dem strahlenden Schmuck der Edelsteine erschienen wären.

Man sah hier den Minister des kaiserlichen Hauses, Grafen Adlerberg, mit seinem weichen, etwas apathischen Gesicht, das eine flüchtige Aehnlichkeit mit dem des Kaisers zeigte, den Hofmarschall Fürsten Galitzin, die Oberhofmeisterin Gräfin Protassow, die Kammerherren und die Damen vom Dienst, die Flügeladjutanten, den Staatsrath von Hamburger, den deutschen Botschafter General von Schweinitz und den der Person des Kaisers Alexander attachirten deutschen Militärbevollmächtigten, Generalmajor von Werder, sowie den soeben angekommenen englischen Botschafter Lord Augustus Loftus. Die preußischen Generale wurden mit dem artigsten Entgegenkommen von der ganzen Hofgesellschaft behandelt, — der General von Schweinitz in seiner militärisch festen und doch dabei hofmännisch geschmeidigen Haltung unterhielt sich mit der Oberhofmeisterin, welche ihm gegenüber ihre gewöhnlich so kalt hochmüthige Zurückhaltung abgelegt und eine fast vertrauliche Liebenswürdigkeit angenommen hatte, während der General von Werder in kameradschaftlich offener, heiterer Weise mit den Adjutanten plauderte.

Den Gegenstand allgemeiner und um so eifrigerer Aufmerksamkeit, je mehr dieselbe jeden sichtbaren Schein von Neugier vermied, bildete Graf Wladimir Swiatowski, der allein in großer Uniform erschienen war, da er nicht zu der regelmäßigen Umgebung des Kaisers gehörte. Der junge Mann war der ganzen Gesellschaft bekannt, aber Niemand wußte sich seine plötzliche Ankunft und seine lange Audienz zu erklären, — es waltete hier ein Geheimniß, das jede zudringliche Frage ausschloß, doch war es zweifellos, daß der früher nur als gewandter Tänzer und fröhlicher Gesellschafter bekannte Offizier sich einer außergewöhnlichen und unerklärlichen Gunst an allerhöchster Stelle erfreute. Die Adjutanten behandelten ihn auf dem Fuß einer vertraulichen Gleichheit, welche von Seiten der Umgebung der höchsten Herrschaften die größte Auszeichnung und die unbedingteste Anerkennung der persönlichen Bedeutung in sich schließt, — Graf Adlerberg drückte ihm flüchtig wie einem vertrauten Bekannten die Hand, — Jeder gab sich das Ansehen, als ob er seine Anwesenheit ganz natürlich fände und den Grund derselben vollkommen kenne; ja sogar die preußischen Generale, welche ja Alles, was an dem ihnen so genau bekannten Hofe vorging, bemerkten und beobachteten, blickten prüfend und forschend auf den schönen eleganten Offizier, der mit der bescheidensten Zurückhaltung auftrat und es nicht zu bemerken schien, daß er den Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit bildete.

Fürst Gortschakoff trat ein, — er begrüßte in seiner galanten Weise die Damen, drückte dem General von Schweinitz die Hand und trat dann zu Lord Loftus, denselben durch eine anscheinend zufällige Bewegung einige Schritte von der übrigen Gesellschaft fortführend.

Alle Gespräche wurden sofort noch lebhafter und eifriger, Niemand schien die Unterhaltung des Kanzlers mit dem englischen Botschafter zu bemerken, und doch erweckte dieselbe überall die höchste Spannung, denn unter der harmlosen Heiterkeit, welche ausschließlich diesen ganzen Kreis zu beherrschen den Anschein hatte, lebte in Jedem der Anwesenden das Bewußtsein, daß man sich im Scheitelpunkt einer Krisis befinde, von deren Ausgang die Zukunft Rußlands und der Frieden Europas abhingen.

„Ich habe soeben," sagte Fürst Gortschakoff, „auf Befehl Seiner Majestät die Vertreter Rußlands angewiesen, bei den Mächten eine Konferenz über die augenblickliche Kriegsfrage auf der Balkanhalbinsel anzuregen, welche die unmittelbare Einstellung der Feindseligkeiten den kriegführenden Theilen aufzuerlegen hätte. Da die Vermittlung, welche Ihre Regierung bisher so bereitwillig übernommen, ohne Resultat geblieben ist, so bin ich gewiß, daß England bereitwillig die Hand bieten wird, um weiterem Blutvergießen Einhalt zu thun."

„Gewiß, ganz gewiß," sagte Lord Loftus, indem er mit seinen großen hellen Augen verwundert den Reichskanzler ansah, als suche er sich den Sinn der Worte desselben völlig klar zu machen, — „Eure Durchlaucht wissen, daß wir sehr sorgfältig die Grenze der Einmischung in diese traurig verwirrte Frage beobachten müssen, da wir um keinen Preis in die von ganz Europa anerkannten und garantirten Souveränitätsrechte der Türkei eingreifen dürfen, — soweit diese Rechte nicht berührt werden, wird meine Regierung sich mit Freuden der Bemühung Europas zur Herstellung der Ordnung und vor Allem zur Sistirung des Blutvergießens anschließen. Ich bin," fügte er ein wenig zögernd hinzu, „von London aus darauf hingewiesen worden, daß die slavischen Komites, welche sich überall in Rußland gebildet haben und offen für den Krieg agitiren, eigentlich eine Verletzung der türkischen Souveränitätsrechte seien, und soll gelegentlich Eurer Durchlaucht den Zweifel anregen, ob die Duldung und Begünstigung jener Komites, deren sie sich von Seiten der kaiserlich russischen Regierung rühmen, mit der Neutralität vereinbar sei."

Fürst Gortschakoff sah den englischen Diplomaten so scharf und durchdringend durch seine goldene Brille an, um seine Lippen zuckte ein so bitter sarkastisches Lächeln, daß Lord Augustus Loftus einen Augenblick verwirrt die Augen niederschlug, — er fühlte, daß die Unterhaltung durch seine Bemerkung eine Wendung genommen habe, welche für den Ort derselben nicht geeignet sei.

Aber mit harmlos gutmüthigem Tone erwiederte der Fürst:

„Das ist ganz und gar auch unser Standpunkt, auch für uns ist die Souveränität eines europäischen Staates, der unser Nachbar ist, heilig und unantastbar, — Seine Majestät, mein allergnädigster Herr, hat Eurer Excellenz ja auch persönlich diese Versicherung ausgesprochen und sein Wort gegeben, daß, wie auch die Zukunft sich gestalten möge, die Integrität und Selbstständigkeit der Pforte bei ihm stets die höchste Achtung finden werde, und daß die russische Politik von den abenteuerlichen Eroberungsplänen vollständig fern sei, welche der blinde Haß unverständiger Feinde uns so oft in Europa zuzuschreiben geneigt ist —"

„Und meine Regierung," fiel Lord Loftus eifrig ein, „hat von dieser offenen, hochherzigen Erklärung Seiner Majestät mit hoher Freude und Dankbarkeit als von einer sicheren Bürgschaft für die Erhaltung des europäischen Friedens Notiz genommen."

„Es gibt indeß," fuhr Fürst Gortschakoff wie beiläufig im gleichgültigsten Konversationstone fort, „Verhältnisse, unter denen auch die skrupulöseste Achtung vor den Souveränitätsrechten befreundeter Mächte die Pflicht nicht ausschließen kann, einen wohlgemeinten Rath über die Behandlung brennender Fragen zu ertheilen. Auch die englische Regierung, welche ja so gewissenhaft fremde Rechte achtet, glaubte sich zur Zeit des polnischen Aufstandes der Pflicht nicht entziehen zu können, uns einen solchen Rath zu ertheilen."

„Das war —" rief Lord Loftus unruhig.

„Das war freilich etwas Anderes," sprach Fürst Gortschakoff immer in demselben gleichgültigen Tone weiter, „denn damals handelte es sich um eine Provinz des russischen Reiches, während die Türkei mit einem Vasallenstaat unter einem eigenen Fürsten es zu thun hat; so daß vielleicht ein freundlich dringender Rath noch mehr Berechtigung und mit Rücksicht auf die Gefährdung des europäischen Friedens noch mehr Grund hat. Was die slavischen Komites betrifft," fuhr er achselzuckend fort, „so stehen diese auf derselben Stufe, wie damals die polnischen Komites, welche sich in England bildeten, — es ist das ein Ausdruck der Sympathie des Volkes, welcher sich der Einwirkung der Regierung entzieht. Die allgemeine Volksstimmung, deren Bedeutung ja vor Allem in England richtig gewürdigt wird, macht uns eine schnelle Vermittlung Europas zur Einstellung der Feindseligkeiten um so wünschenswerther, damit wir nicht gezwungen werden, einseitig Schritte zu thun, die vielleicht in Konstantinopel unangenehmer berühren könnten, als eine Intervention der europäischen Mächte."

Er hatte die letzten Worte mit plötzlich angenommener hochernster Miene und scharfer Betonung gesprochen, und während Lord Loftus ganz verwirrt in einigen halbverständlichen Worten nochmals die Bereitwilligkeit der englischen Regierung versicherte, blickte der Fürst ruhig umher, — sein Auge haftete auf Wladimir, der in der Nähe stand, er grüßte denselben in einer Weise, daß der junge Mann nicht umhin konnte, näher heranzutreten. Der Fürst reichte ihm freundlich die Hand.

Die ganze Hofgesellschaft blickte mit größtem Erstaunen auf den jungen Offizier, der auf so unerklärliche Weise in der exklusiven und fast hermetisch abgeschlossenen kaiserlichen Residenz erschienen war und sich nun in so lebhaftem Gespräch mit dem allmächtigen Reichskanzler und dem englischen Botschafter befand, — das heißt mit den beiden Persönlichkeiten, von denen, wie man überzeugt war, in diesem Augenblick das Schicksal Europas abhing.

Der Fürst Galitzin stieß mit seinem Stab auf den Boden, — die Flügelthüren flogen auf und die kaiserlichen Majestäten, vom Thronfolger begleitet, traten ein.

Die Kaiserin war immer noch bleich und leidend, aber die Züge ihres Gesichts schienen, durch die reine, weiche Meeresluft belebt, frischer und jugendlicher, ihr Auge blickte kräftiger und freier und ihre Haltung war elastischer, wenn sie sich auch, ein wenig gebeugt, auf den Arm ihres Gemahls stützte.

Die ganze Gesellschaft verbeugte sich stumm, — der Kaiser und die Kaiserin wechselten einige Worte mit den fremden Diplomaten, während der Thronfolger ernst und fast finster seitwärts stand.

Dann führte der Kaiser seine Gemahlin zur Tafel, — man setzte sich und bald befand sich die ganze Gesellschaft in der lebhaften Unterhaltung, welche an den Hoftafeln so heiter und zwanglos erscheint und bei welcher doch Jeder aufmerksam den Worten der höchsten Herrschaften lauscht, um ja eine etwa an ihn gerichtete Anrede nicht zu überhören.

Als das Diner beendet war und die Kaiserin, wie sie zu thun pflegte, sich sogleich, vom Cesarewitsch geleitet, zurückgezogen hatte, entließ der Kaiser, nachdem der Kaffee im Garten vor der Galerie eingenommen war, die Gesellschaft früher als sonst und die Herren des Gefolges hörten, indem sie sich zurückzogen, noch die sonore tiefe Stimme Seiner Majestät zu ihrer Verwunderung sagen:

„Bleiben Sie noch, Wladimir Ossipowitsch."

Hochklopfenden Herzens wartete der junge Mann, bis Alle sich entfernt hatten, — denn trat der Kaiser zu ihm heran und sagte:

„Sie sprachen von einem serbischen Offizier, den Sie mitgebracht, — ist er hier?"

„Zu Befehl, Majestät, — er wartet draußen im Wachtzimmer."

„Rufen Sie ihn, — ich will ihn sprechen."

Wladimir eilte fort und kehrte nach kurzer Zeit mit Feodor Michaelowitsch Blagonow zurück.

Der Kaiser war ganz allein auf dem Platz vor dem Schlosse. Er ging sinnend an den Blumenbeeten auf und nieder; ein großer schwarzer Hund von jener riesigen, bärenähnlichen Rasse der Pyrenäen folgte ihm, ganz genau seine Schritte nach denen seines Herrn abmessend.

Der Hund ließ, als die Schritte der Beiden auf dem Kiesweg knirschten, ein leises Knurren hören, — der Kaiser blieb stehen und richtete den Kopf auf. Schnell führte Wladimir Blagonow vor ihn hin.

Der Kaiser musterte den jungen Mann, welcher einen einfachen Salonanzug trug und wenig Militärisches in seiner Haltung zeigte, einige Sekunden mit seinen großen starr blickenden Augen, dann sagte er freundlich und wohlwollend:

„Sie haben die künstlerische Beschäftigung mit dem Degen vertauscht, um für eine gute, auch in Rußland heilige Sache zu kämpfen, — das ist ehrenvoll, und um so höher ist es anzuerkennen, daß Sie, des Kriegsdienstes ungewohnt, sich ausgezeichnet haben."

Blagonow war durch den Eindruck der persönlichen Erscheinung des Monarchen, der ihm so einfach und doch so ruhig und sicher von der Höhe des Bewußtseins seiner erhabenen Stellung herab entgegentrat, tief erschüttert, er erbleichte und erröthete in schnellem Wechsel und suchte vergebens nach Worten, um auf die Anrede des Kaisers zu erwiedern.

„Sie waren bei der serbischen Armee," fragte der Kaiser schnell weiter, — „wie war es möglich, daß dieselbe so unerhörte Niederlagen erlitt — Schlag auf Schlag, — während doch das so viel kleinere und ärmere Montenegro so glänzend aus dem Kampfe hervorging? Sprechen Sie offen, — ich will Alles wissen, — liegt die Schuld an meinen Offizieren — an der serbischen Regierung oder an dem Material der Armee?"

Er wendete sich, während er sprach, dem Garten zu und schritt, den beiden jungen Leuten winkend, ihn zu begleiten, auf der Terrasse weiter fort. Wladimir trat zur Rechten des Kaisers, Blagonow zu dessen linker Seite, und so schritten diese drei Personen, ohne jede andere Begleitung als den großen Hund, durch den stillen Garten, auf welchen der immer höher heraufsteigende Mond und die immer heller glänzenden Sterne herabblickten.

„Majestät," sagte Blagonow, neben dem Kaiser herschreitend, — „ich bin wohl kaum geeignet, die mir gestellte Frage erschöpfend zu beantworten, — ich bin ein Künstler, — niemals Soldat gewesen und daher kaum in der Lage, ein militärisches Urtheil abzugeben."

„Gerade weil Sie nicht Militär vom Metier sind," erwiederte der Kaiser, „liegt mir um so mehr an Ihrem Urtheil, — Sie werden unparteiisch sein, — würde ich einen russischen Offizier fragen, so würde er alle Schuld auf die Serben schieben, und umgekehrt würde ein Serbe die russische Führung verurtheilen. Es ist ja so schwer, die Wahrheit zu erfahren," sagte er seufzend, — „von Ihnen werde ich sie hören."

„Da Eure Majestät befehlen," erwiederte Blagonow, „so muß ich meine unmaßgebliche Meinung aussprechen, — ich bin überzeugt, daß beide Theile die Schuld trifft."

„Und worin?" fragte der Kaiser lebhaft.

„Die serbische Armee," sagte Blagonow, der immer mehr ruhige Sicherheit gewann, „war nicht vorbereitet zu einem so ernsten Kampf, — ja sie war wohl eigentlich kaum eine Armee zu nennen. Das stehende Heer besaß keine Ordnung und Disziplin, — es bot in keiner Weise die feste Form dar, um die Freiwilligen aufzunehmen und zu einem wirklich militärischen Körper zu verbinden und zu organisiren. Und diese Freiwilligen — wenn man sie so nennen kann, denn sie wurden von den Regierungsorganen oft sehr wider ihren Willen zum Eintritt in die Armee gedrängt — waren keineswegs geeignet, gute Soldaten zu sein. Die serbischen Bauern lebten vor dem Kriege friedlich, ruhig und glücklich, meist in ziemlichem Wohlstande; traten sie in die Armee ein, so setzten sie nicht nur ihr Leben ein, sondern verloren auch so gut wie gewiß ihre ganze Habe und sahen ihre Familien in das tiefste Elend versinken, und blieben sie auf ihren Höfen, so mußten sie die Frucht ihrer Arbeit dem Kriege opfern, — das Verpflegungswesen war gänzlich ungeordnet, man nahm ohne Eintheilung und Ueberlegung, wo man etwas fand, die kleinen Ackerpferde, für welche kaum noch Futter übrig blieb, wurden zu Grunde gerichtet durch die unablässigen Fuhren, und Viele, die anfangs zurückgeblieben waren, meldeten sich, wenn sie all' ihren Besitz verloren hatten, in bitterer Verzweiflung zum Eintritt in die Armee, um nun auch ihrerseits plündern zu können. Dazu kommt, daß der Charakter des serbischen Volkes, namentlich der Landbevölkerung, sanft, weichlich und apathisch ist, — es mag die lange Unterdrückung durch die türkische Herrschaft dazu beigetragen haben, — ein Volk mit solchem Charakter, wie ich ihn bei den serbischen Bauern gefunden, ist nicht geeignet, einen Krieg auf das Aeußerste zu führen, namentlich wenn der Einzelne weiß, daß er auch bei dem Siege nichts erreicht als größere Armuth und größeres Elend. Was in Montenegro möglich war, konnte in Serbien nicht geschehen, — dort ist jeder Mann geborener Krieger, der Kampf ist seine Freude und er findet, sobald der Fürst zu den Waffen ruft, seinen Platz in der vortrefflichen, jedem Einzelnen bekannten und gewohnten Militärorganisation des Landes. Was der Fürst von Montenegro unternehmen und durchführen konnte, war für den Fürsten von Serbien verhängnißvoll — und hierin lag der schwere Fehler, der dem jungen, unerfahrenen Fürsten weniger zur Last fällt als seinen Räthen. Man hat einen Krieg um die Existenz begonnen, ohne die Mittel dazu zu besitzen und ohne für die Bereitstellung dieser Mittel mit dem nöthigen Eifer und Nachdruck zu arbeiten. Die Regierung hätte den Volkscharakter kennen und deßhalb um so entschiedener die militärische Organisation der Armee betreiben sollen. Aber nichts war geschehen, — die Proviantzüge waren nicht da, wo sie sein sollten, und am schlimmsten war es mit der Verpflegung der Verwundeten bestellt. Die Verbandmittel und die Aerzte waren meist im Innern des Landes zurück, weil im Transport keine Ordnung bestand, und es war bei der Hülflosigkeit der Kranken fast besser, sofort getödtet als verwundet zu werden. Daher kam es denn auch, daß die Soldaten massenhaft desertirten und sich bei den ersten Schüssen des Feindes zur Flucht wendeten."

„Ich sehe," sagte der Kaiser, der aufmerksam zugehört hatte, „daß Sie gut beobachtet haben, — wir sind getäuscht worden, man hatte berichtet, daß Serbien vollständig gerüstet sei und daß es nur an der obersten Führung und an geschulten Offizieren fehlte."

Der Kaiser ging nachdenklich eine Strecke weiter.

Man war, auf der Terrasse fortschreitend, an einen Bogengang gekommen, der von feinen gußeisernen Säulen getragen und von Schlingrosen überzogen war. Diese Rosen, eine besondere Gattung mit weißen und hellgelben Blüten, welche noch in vollem Flor standen, verbreiteten einen wunderbar süßen und aromatischen Duft, — zwischen den Säulen hindurch blickte man weit in die Ferne hinaus.

Der Kaiser setzte sich auf einen von gußeisernen Stäben geflochtenen Lehnstuhl unter dem letzten Bogen der Terrasse nieder und blickte eine Zeitlang über die Landschaft hin.

Die beiden jungen Leute standen zur Seite, auch auf ihren Gesichtern zeigte sich der Eindruck der ergreifenden Schönheit der Natur, — sie wagten kaum durch ihre Athemzüge die feierliche, tiefe Stille zu unterbrechen.

„Wie schön!" flüsterte der Kaiser, — „warum senkt sich der Frieden, dieser höchste Segen Gottes, nur so selten auf die Erde herab, — was nützt alle Macht und Herrlichkeit, wenn es nicht gelingt, ihn festzuhalten zum Heil der Menschheit?"

Eine leichte Bewegung ließ Wladimir's Säbel klirren, — der Kaiser blickte wie aus einem Traum erwachend auf, schmerzlich zuckte sein Gesicht, — der Anblick der beiden Offiziere erinnerte ihn wieder an das wirkliche Leben, das er so gern in seinen Träumen vergaß.

„Nun aber, Feodor Michaelowitsch," sagte er, das Gespräch wieder aufnehmend, — „woher kommt es, daß alle diese Mängel in der serbischen Armee nicht verbessert sind, daß man dennoch so unüberlegt den Krieg begonnen, — dazu waren ja Tschernajew und die russischen Offiziere da, — sie hätten den Fürsten aufklären, — die Armee erst bilden sollen."

„Ich wage es nicht, Majestät," erwiederte Blagonow, „über einen so berühmten Feldherrn wie den General Tschernajew ein Urtheil zu fällen, — aber die sämmtlichen



Nachtigallennest. Zeichnung von H. Giacomelli.



Deutschland in Italien.



Italien in Deutschland. Originalzeichnungen von W. Grögler.

russischen Offiziere haben, wie es mir hat scheinen wollen, den ganzen Krieg zu sehr als eine Art von militärischem Sport behandelt; weil es nicht um Rußland unmittelbar sich handelte, so lag ihnen Allen mehr an der Aufregung und Unterhaltung des Krieges, als an dem Erfolg, — es fehlte ihnen das ernste Bewußtsein, daß es sich um die Existenz eines Volkes handelte, — und was diesem Volke an militärischer Tüchtigkeit fehlte, das haben sie bespöttelt und verhöhnt, ohne ernstlich daran zu denken, es zu verbessern. So wurden sie denn den serbischen Offizieren und Truppen immer mehr entfremdet und verloren zuletzt die Macht einzuwirken. Majestät, es gilt jetzt, das arme Volk zu retten vor der furchtbarsten Gefahr, — vor der türkischen Rache, die Alles, was noch von Serbien existirt, mit Vernichtung bedroht, — es mag vermessen sein, was ich wage, — aber ich rufe Eurer Majestät zu: retten Sie Serbien, — denn wenn wirklich der Untergang dieses armen Volkes sich vollzieht, so wird sein letzter Todesschrei ein Fluch über Rußland sein!"

Der Kaiser stand auf und ging bewegt auf und nieder.

„Es ist Alles geschehen," sagte er endlich mit gepreßter Stimme, „um den Kampf zu beenden."

„So gebe der Himmel," erwiederte Blagonow traurig, „daß die Hülfe bald komme — oder ganz Serbien wird eine einzige große Grabstätte voll Schutt und Trümmern sein."

Der Kaiser trat an den Rand der Terrasse und blickte lange sinnend über das mondbeglänzte Meer hin. Dann wendete er sich mit milder Freundlichkeit zu Wladimir und sagte:

„Sie hatten mir eine Bitte vorzutragen — sprechen Sie! — Ich danke Ihnen," fügte er, zu Blagonow gewendet, hinzu, — „Ihre Mittheilungen sind mir von großem Interesse gewesen; bleiben Sie im Schlosse, — ich werde Ihnen meine weiteren Befehle zugehen lassen."

Er machte eine entlassende Handbewegung, — Blagonow verbeugte sich und wollte sich entfernen. Schnell aber rief Wladimir:

„Ich bitte Eure Majestät um die Gnade, daß Feodor Michaelowitsch bleiben dürfe — meine Bitte betrifft auch ihn."

Der Kaiser sah ihn verwundert an und sagte:

„So sprechen Sie!"

„Vielleicht erinnern sich Eure Majestät," begann Wladimir, während Blagonow in zitternder Erwartung näher herantrat, „daß meine Verlobung mit der Tochter des Fürsten Kudiakow-Newolenski soeben geschlossen war, als —"

„Ich erinnere mich," fiel der Kaiser ein, — „eine vortreffliche Verbindung, die meine volle Billigung hat."

„Vortrefflich in jeder Beziehung," sagte Wladimir, — „bis auf die Herzen und ihr Glück!"

Der Kaiser wurde ernst.

„Weiter!" sagte er streng.

Nun erzählte Wladimir, immer mehr sich erwärmend, wie er der von dem Fürsten und seiner Mutter beschlossenen Verbindung zugestimmt habe, ohne sich klare Rechenschaft über die Folgen eines solchen Schrittes zu geben, — er erzählte von seiner Begegnung mit Marica, — von seiner Liebe zu ihr, — von der erschütternden Szene unter dem Felsblock, der unter Nikola's Hand verderbendrohend über seinem Haupte schwebte, — endlich von dem Vermächtniß des sterbenden Nikola Martinovic, — und mit zitternder Stimme, seine militärische Haltung vergessend und die Hände bittend zu dem tief bewegten Kaiser erhoben, rief er:

„Nun, Majestät, bitte ich meinen allergnädigsten Kaiser, das erlösende, beglückende Wort in dieser bangen Verwirrung zu sprechen, — Ihrem Worte wird meine Mutter und der Fürst sich beugen, — Ihr Wort wird mir die Freiheit, das Glück, den Lebensmuth wiedergeben. Ich werde arm sein," fügte er mit stolzer, freudiger Miene hinzu, — „aber ich verlange keinen andern Reichthum, als meinem Kaiser und meinem Vaterlande zu dienen, mein Name bedarf des goldenen Glanzes nicht und ich werde seiner würdig bleiben, — ich flehe Eure Majestät an, mich von den Fesseln zu lösen, die ich nicht tragen kann, und durch Ihr gnädiges Fürwort mir die Liebe und den Segen meiner Mutter zu erhalten."

Der Kaiser blickte den in seiner glühenden Erregung doppelt schönen jungen Mann voll inniger Theilnahme an. Dann aber wurden seine Züge wieder ernst und streng.

„Und die Tochter des Fürsten?" fragte er, — „auch ihr Herz hat sein Recht, — auch sie ist ein Kind meines Landes, dessen Glück und Frieden ich nicht zerbrechen darf."

„O Majestät," rief Wladimir, — „auch sie wird ihrem Kaiser danken, — sie hat sich in finsterer Ergebung dem Beschluß ihres Vaters gebeugt, der ihr Glück zertrümmerte, — ihr Herz ist mir fremd, — sie liebte, ehe sie mich sah, einen Andern, — hier Feodor Michaelowitsch ist es, dem ihre Liebe gehört und der hinauszog in seiner Verzweiflung, um den Tod zu suchen, — ein wunderbarer Zufall hat uns zusammengeführt —"

„Eine Fügung Gottes," unterbrach ihn Blagonow mit feierlichem Ernst.

Ein mildes Lächeln flog über das Gesicht des Kaisers.

„Die Liebe findet die Fügung Gottes in Allem, was ihren Wünschen dient," sagte er, — „nun, das ist ja ein ganzer Roman, und ich soll dazu die Lösung bringen?"

„Eure Majestät haben mir gnädigst erlaubt, zu bitten," erwiederte Wladimir, — „was mein erhabener Herr beschließen wird, werde ich in Demuth annehmen."

„Ich habe keine Bitte gewagt," sagte Blagonow finster, — „selbst Eurer Majestät Macht kann die Scheidewand nicht niederwerfen, die mich von dem süßen Traume meines Glückes trennt, — aber das schwöre ich Eurer Majestät, daß es nicht die Erbin des Fürsten Kudiakow ist, die ich liebe, und daß ich Marpha Nikolajewna ebensosehr lieben würde, wenn sie die Tochter des ärmsten Bettlers in Rußland wäre."

„Sie haben wenig Vertrauen zu der Macht Ihres Kaisers," erwiederte Alexander, — „freilich soll der Kaiser," fügte er ernst hinzu, „Schranken achten, durch welche die Vorsehung die Menschen geschieden — denn was wäre der Thron, wenn diese Schranken fielen! Nun, heute soll diese herrliche Natur mich mahnen an die Pflicht des Herrschers, nicht bloß das Werkzeug der Gerechtigkeit Gottes, sondern auch der Bote seiner Liebe, der Verwalter seiner Gnade zu sein. Unter so vielen, die leiden, sollen zwei Herzen wenigstens glücklich werden, — möchtet ihr es verstehen, das Glück festzuhalten, das ich euch geben will, und vergeßt niemals, mir dadurch zu danken, daß ihr allen Unglücklichen, denen ihr begegnen werdet, helft, so weit eure Kräfte reichen. — Ich werde mit dem Fürsten Nikolai Feodorowitsch sprechen, und ich glaube," fuhr er lächelnd fort, „wir werden uns verständigen zu Eurer Zufriedenheit, — Sie werden freilich das Vermögen verlieren, das Ihre Braut Ihnen zugebracht hätte, Wladimir Ossipowitsch, — aber, soviel ich gehört, bedürfen die Güter Ihrer Familie nur einer Nachhülfe und der Kaiser wird dasselbe für Sie thun können, was der Fürst gethan hat, — nach der Probe, die Sie abgelegt, bin ich um Ihre Carrière nicht besorgt, — Sie bleiben vorläufig als Ordonnanzoffizier meiner Person attachirt, wir werden dann später sehen, was weiter zu thun ist."

„Majestät," stammelte Wladimir, — „das ist zu viel Gnade!"

„Feodor Michaelowitsch," sagte der Kaiser, Wladimir's Dank mit einer freundlichen Handbewegung zurückweisend, — „Sie sind Soldat geworden, um den Tod zu suchen, — Sie haben ehrenvoll Ihre Pflicht gethan und sollen das Glück finden, das Sie für immer verloren glaubten. Ich erhebe Sie in den erblichen Adelstand des Reiches und will selbst Ihr Freiwerber um die Tochter des Fürsten Kudiakow sein, — den Degen, den Sie in der Verzweiflung ergriffen und ehrenvoll geführt, sollen Sie weiter tragen, — ich werde Sie in eines meiner Garderegimenter einstellen — und an Ihnen wird es sein, den Fürsten stolz auf seinen Schwiegersohn zu machen. — Seid ihr zufrieden?" fragte er mit milden, glücklich strahlenden Blicken.

Wladimir ergriff, in überströmendem Gefühl die Etikette vergessend, des Kaisers Hand und drückte sie an seine Lippen.

Blagonow's Augen flammten in düsterer Glut auf, — seine Brust arbeitete mächtig, — es schien, als ob irgend ein schweres, verhängnißvolles Wort sich von seinen Lippen losringen wolle, — da näherten sich schnelle Tritte auf dem Wege vom Schlosse her, — der große Hund des Kaisers erhob schnuppernd und leise knurrend den Kopf.

„Der Fürst-Reichskanzler bittet in dringender Angelegenheit um gnädiges Gehör," meldete der eilig herantretende Flügeladjutant vom Dienst.

Unmittelbar hinter ihm erschien im dämmernden Mondlicht die Gestalt des Fürsten Gortschakoff.

„Was gibt es, Alexander Michaelowitsch?" rief der Kaiser unruhig.

„Soeben ist eine Depesche des Fürsten von Serbien eingegangen," erwiederte der Reichskanzler, — „die letzten serbischen Positionen bei Alexinatz sind von den Türken erstürmt —"

„O mein Gott," rief Blagonow schmerzlich, — „dann ist Alles verloren, was von dem armen Lande noch übrig war, — Abdul Kerim's Schaaren werden bald eine Wüste aus Serbien gemacht haben, die zugleich das Grab seiner unglücklichen Bewohner sein wird."

„Der Fürst Milan," fuhr der Reichskanzler fort, „fleht Eure Majestät um Hülfe an; nur ein schneller Waffenstillstand kann Rettung bringen, — der Fürst ist bereit, sich selbst zu opfern, und bittet nur um Schutz für sein Volk, das ja für eine auch in Rußland heilige Sache in den Kampf zog."

Tief erschüttert trat der Kaiser wieder an den Rand der Terrasse.

„Hier," sagte er leise, „der Frieden — die Ruhe — die freundliche Schönheit und das Glück, — dort der Hülferuf eines in Todesangst verzweifelnden Volkes! — Was wäre die Macht der Herrschaft, welche Gott in meine Hand gelegt, wenn ich nicht im Stande wäre, ein ganzes Volk vor furchtbar schauerlicher Vernichtung zu retten, wie ich eben zwei einzelne Menschenherzen glücklich gemacht. Mag kommen, was da wolle, — Gott wird — Gott muß der gerechten Sache den Sieg verleihen, — der Würfel ist geworfen!"

Er trat zu dem Fürsten Gortschakoff zurück, — feierlicher Ernst lag auf seinen Zügen, muthige Entschlossenheit blitzte aus seinen Augen, — er fragte den Reichskanzler nicht um seine Meinung, wie er stets bei allen politischen Meldungen zu thun pflegte, sondern sprach mit lauter, volltönender, weithin vernehmbarer Stimme:

„Telegraphiren Sie an den Grafen Ignatiew, Alexander Michaelowitsch, er soll auf der Stelle in meinem Namen vom Sultan die Annahme des Waffenstillstandes binnen achtundvierzig Stunden verlangen, und wenn dieselbe abgelehnt oder eine ausweichende Antwort ertheilt wird, mit dem ganzen Botschaftspersonal Konstantinopel verlassen."

Fürst Gortschakoff verneigte sich, — der Ton dieses Befehls schloß jede Bemerkung aus, auch wenn der Fürst eine solche zu machen geneigt gewesen wäre.

„Man soll Alles zu meiner Rückreise nach Petersburg vorbereiten," befahl der Kaiser weiter, — „die Zeit der Erholung ist vorbei, — die Pflicht tritt in ihre Rechte."

Er winkte den Adjutanten heran.

„Der Lieutenant Graf Swiatowski ist zu meinem Ordonnanzoffizier ernannt und gehört zu meinem Gefolge, — auch Feodor Michaelowitsch Blagonow, der in der serbischen Armee mit Auszeichnung gedient," fügte er, auf den in tiefer Bewegung dastehenden jungen Mann deutend, hinzu, „soll mit mir nach Petersburg zurückreisen."

Er grüßte Wladimir und Blagonow und ging dann, den Reichskanzler in lebhaftem Gespräch mit sich führend, zum Schlosse zurück.

Am Eingang entließ er den Fürsten mit dem Befehl, die Depesche an den Grafen Ignatiew aufzusetzen.

Dann begab er sich in das matt erleuchtete Zimmer seiner Gemahlin.

Die Kaiserin lag auf einem Divan, — der Großfürst-Thronfolger saß neben ihr und las ihr vor, von Zeit zu Zeit die fieberwarme Hand seiner Mutter drückend.

Der Kaiser trat ernst heran und theilte seiner Gemahlin und seinem Sohne den eben gefaßten Entschluß mit.

Mit einem jubelnden Ruf sprang der Cesarewitsch auf und küßte die Hand seines Vaters, — mit glücklich aufleuchtenden Blicken sagte die Kaiserin:

„Gott segne Dich, mein Gemahl, — Du wirst der Befreier der Armen sein, die um Christi willen leiden, und mein letzter Hauch wird dem Gebet gehören, daß Gott Dich mit dem Kranze des Sieges krönen möge!"

Die Rosen dufteten herein, im Silberglanz des Mondlichts rauschte das Meer, in den tiefen Frieden hinein zog der erste Hauch des aufsteigenden Wettersturmes, der Europa erbeben lassen sollte, — aber dieser Hauch, der Tod und Verderben über so viele Menschenherzen herbeiführte, ließ das Gesicht der kranken Kaiserin in verklärter Freude aufleuchten.

(Fortsetzung folgt.)



Literatur.

— **In dem Augenblicke, in welchem die betrübende Kunde von** einer bedrohenden Zerklüftung der Sophienkirche in Konstantinopel durch die Presse geht, ist eine Schrift erschienen, welche die Entdeckung einer zweiten Sophienkirche Justinian's feststellt, von der man bisher nichts gewußt, weil sie als Moschee unzugänglich war und, schon ein Jahrhundert nach ihrer Fertigstellung in die Hände der Araber gefallen, ihren Gründer in Vergessenheit kommen ließ. Es ist das: „Die Felsenkuppel, eine Justinianische Sophienkirche und die übrigen Tempel Jerusalems von Professor J. N. Sepp und Dr. Bernh. Sepp. Verurtheilung des altarabischen Ursprungs der sogenannten Omarmoschee durch das Architektenschiedsgericht in München, mit einem Preisoffert von 3000 Piastern für den gegentheiligen Beweis" (München 1882, M. Kellerer's Verlag, F. de Crignis). Nicht leicht hat eine Schrift mehr eingehendes Studium in griechischen wie arabischen Quellen erfordert, um einen verjährten Irrthum aufzudecken. Erst wiederholte Reisen nach Jerusalem setzten die Autoren (Vater und Sohn) obigen mit 42 Illustrationen ausgestatteten Buches in den Stand, das Ergebniß ihrer Studien einem Architektenschiedsgericht zur endgültigen Entscheidung vorzulegen. Und nachdem auch dieses gesprochen, setzten die Verfasser, der Sicherheit ihrer Entdeckung fest vertrauend, Dem einen namhaften Preis aus, der sie widerlegen würde, und stellten demselben die Berufung an ein gleiches Schiedsgericht in Wien frei.

— **Ein nicht uninteressanter Tendenzroman ist „Verbrauchte Waffen"** von Philipp Vogler (Leipzig, Reißner). Der Verfasser hat durch sein Werk: „Land und Leute aus dem Wiener Wald", gezeigt, daß er diesen Theil Oesterreichs gründlich kennt. Dieser Roman basirt auf der gleichen Grundlage. Er ist ein Agrarroman und vor Allem nach der Richtung der sozialen und agrikolen Zustände Oesterreichs sorgfältig und scharfsinnig ausgearbeitet. Der Autor versteht aber auch eine Liebesgeschichte hübsch und gefühlvoll zu gestalten, so daß dieser Roman auch das Damenpublikum für sich zu gewinnen versteht. Obwohl Tendenzroman, so müssen wir doch einräumen, daß diese Art Erzählung, die einen bestimmten positiven Halt hat, uns mehr anmuthet, als die große Zahl stereotyper Liebesgeschichten, welche dem leselustigen Publikum gewöhnlich geboten wird. Druck und Ausstattung des Buches sind sauber und hübsch.

— **Gerade noch zur rechten Zeit kommt ein Reiseführer „Deutsche Alpen"** (Wörl, Würzburg und Wien), der so eigenthümlich ist, daß er eine besondere Erwähnung verdient. Das Buch führt uns hin durch Südbayern, die österreichischen Alpen, Tyrol ꝛc. und ist vor Allem für Katholiken bestimmt. Auf Kirchen, Messen, Gasthäuser für Kleriker ist hier besonders Rücksicht genommen. Wir glauben aber auch, daß Nichtkatholiken zu diesem Reiseführer greifen werden, denn er ist gewissenhaft, sorgfältig, ehrlich durchgeführt und reichhaltig an Karten, Stadtplänen, Panoramen. Druck und Ausstattung sind allen übrigen beliebten Werken derart ebenbürtig.

— **Für die Reise nach Italien ist Meyer's Sprachführer „Italienisch"** (Leipzig, Bibliographisches Institut) zu empfehlen. Das kleine, ziemlich dicke Miniaturwerk, bearbeitet von dem bekannten Kenner Italiens Rudolph Kleinpaul, bringt eine vortreffliche Auswahl für Reise und Verkehr nöthiger Phrasen, ein gut gewähltes Vokabularium und ist sehr praktisch zum schnellen Nachschlagen eingerichtet. Man kann diesen Sprachführer ein Lexikon in der Westentasche nennen, denn sein Format macht die Unterbringung daselbst gut möglich. Das Werkchen wird sicher Erfolg haben.

— **Die Reclam'sche Universalbibliothek, welche ihre Kreise** immer weiter zieht und mehr und mehr auch die praktische Literatur in's Auge faßt, bietet nun auch die „Strafprozeßordnung für das deutsche Reich", herausgegeben von einem praktischen Juristen. Das ist heutzutage ein Buch, das kein Haus mehr ganz entbehren kann: jeder Staatsbürger muß sich mit dem Stoffe ernster befassen; die Schwurgerichte, welche ihn als Schöffen oder Geschworenen in Anspruch nehmen, machen es ihm doppelt nöthig. Das Büchlein für 40 Pf. enthält den Text mit kurzen, erklärenden Anmerkungen. Wir hoffen, daß demselben bald auch in gleicher Ausgabe das Reichsgesetz folgen werde.

— **Der Spracharzt Dr. C. Gerdts in Bingen a. Rh. hat im** Selbstverlag ein Werkchen herausgegeben, welches in den Kreisen der betreffenden Leidenden solch' einen Erfolg gehabt hat, daß es jetzt schon in fünfter Auflage erscheint. Gerdts' Spezialität ist die Heilung von Sprachkrankheiten, Stottern, Stammeln, Lispeln ꝛc., und sein Buch: „Die Krankheiten der Sprache und ihre Heilung", sucht in klarer, leicht verständlicher Weise den naturgemäßen Weg seines Heilverfahrens darzulegen. Aus dem Buche jedoch ist Stottern nicht zu heilen, es erfordert persönliche, konsequente Nachhülfe. Die Kurmethode ist eine psychische. Das Buch des Autors beschäftigt sich nun mit der Klarlegung der verschiedenen Fälle und der Anleitung, wie die Beseitigung des Stottergefühles möglich ist. Das Buch ist an Sprachunvollkommenheit Leidenden, ebenso aber auch Eltern und Erziehern zu empfehlen.

— **Die Pariser kunst- und baugeschichtliche Literatur ist in diesen** Tagen um ein Prachtwerk bereichert worden: «L'Ancien Hôtel de Ville de Paris 1533» von Marius Vachon (Verlag von A. Quantin). Dieser in typographischer Beziehung auf das Geschmackvollste und Glänzendste ausgestattete Hochquartband enthält 124 Abbildungen in Kupferstich, Radirung und Heliogravüre von Kunstwerken mannigfachster Art, welche sich alle nur auf dieses Baumonument beziehen.

Bildende Künste.

— **Der Dom zu Erfurt, eines der werthvollsten und imposan**testen Bauwerke Deutschlands, soll in Kurzem im Innern eine Renovirung erfahren, mit welcher der Baurath Vincenz Statz in Köln beauftragt werden soll. Die Arbeit, die u. A. die Errichtung eines gothischen Altars einbegreifen wird, dürfte etwa drei Jahre in Anspruch nehmen.

— **Der württembergische Kunstverein zu Stuttgart scheint sich** den hervorragenden deutschen Kunstinstituten derart allmälig anzureihen, denn es finden sich jetzt eine ansehnliche Zahl interessanter und bedeutender Gemälde daselbst ausgestellt; so von Schönleber, Neuhaus, Kisberg, Camphausen, Baisch u. A. Auch die Plastik ist vertreten durch zwei neue Arbeiten Dondorf's.

— **Der Historienmaler Eduard Hübner in Berlin, Lehrer an** der k. Akademie der Künste, der Sohn des kürzlich in den Ruhestand getretenen Dresdener Galeriedirektors Julius Hübner, hat ein Werk seines Vaters, welches durch Brand zerstört worden ist, wieder erstehen lassen. Bald nach seiner Uebersiedelung von Düsseldorf nach Dresden, im Jahre 1841, malte Julius Hübner für das Dresdener Hoftheater einen Vorhang, dessen Hauptbild die in dem Prologe zu Tieck's „Kaiser Octavian" auftretenden Personen in anmuthsvoller Gruppirung vereinigte. Bei dem Brande des Theaters, im Jahre 1869, ward dieser Vorhang ein Raub der Flammen. Man sah sich nicht veranlaßt, denselben für den Neubau wiederholen zu lassen. Die romantische Stimmung der dreißiger und vierziger Jahre, aus welcher heraus die Hübner'sche Komposition erwachsen war, hatte einer realistischen Strömung Platz gemacht, welche mit rücksichtsloser Energie auf den Sieg der Farbe lossteuert. Es ist bekannt, daß Ferdinand Keller, der Sieger in der Konkurrenz, den Vorhang ausgeführt hat: was er geschaffen, ist ein schönes, farbenprangendes Bild, welches aber keineswegs dazu angethan ist, tiefer auf die Stimmung des Beschauers einzuwirken und ihn auf die höchsten Gebilde der Poesie vorzubereiten. Um so erfreulicher ist es, daß ein edler Kunstfreund den Entschluß gefaßt hat, jene Komposition Hübner's für einen Vorhang, der für das Stadttheater in Leipzig bestimmt ist, wieder in die farbige Erscheinung treten zu lassen. Wie uns unser Berliner Korrespondent schreibt, ist das Werk, welches Eduard Hübner nach einer Zeichnung seines Vaters im Verein mit den Malern Ernst Körner und Ferdinand Schauß ausgeführt hat, im Juli an seinen Bestimmungsort abgegangen. Im Mittelpunkte der oben rundbogig abgeschlossenen Komposition reitet die romantische Poesie, in specie die Romanze, auf einem Zelter, welchen der Dichter führt. Links sehen wir den Liebenden und die Pilgerin auf blumiger Matte ruhen und neben ihnen den Glauben und die Tapferkeit, durch weibliche Figuren personifizirt, auf der rechten Seite Liebe und Scherz, den Ritter und das Hirtenmädchen. Eine ideale Abendlandschaft, deren zauberischer Waldeshintergrund durch die Strahlen der scheidenden Sonne vergoldet wird, gibt den Rahmen für die Komposition, deren edler Linienschwung und gefälliger Rhythmus uns an jene große Zeit der deutschen Kunst erinnert, wo der Gedanke und das Ideal noch nicht durch den gedankenlosen Farbenrealismus entthront waren. In den Lünetten über dem Hauptbilde sieht man die Gestalten der heroischen und der idyllischen Musik, jene durch einen Adler, diese durch einen Schwan näher charakterisirt, und unter dem Hauptbilde einen durch die tragische und die komische Maske getrennten Figurenfries, dessen linke Hälfte die Gestalten der Tragödie enthält, während in der rechten die des Lustspiels an uns vorüberziehen. Diese Figuren, welche Ludwig Richter seinerzeit entworfen hat, sind von höchster Lebendigkeit und Feinheit der Charakteristik. Julius Hübner darf mit Stolz auf seinen Sohn blicken, welcher sein Werk mit so viel Liebe, Pietät und Verständniß rekonstruirt hat.

— **Das Zustandekommen der internationalen Kunstausstellung** in München für das Jahr 1883 ist jetzt definitiv gesichert. An den König ist bereits das Gesuch um Uebernahme des Protektorates abgegangen.

— **Emil Adam in München hat nunmehr sein großes Bild:** „Die Jagdgesellschaft zu Agárd" (Ungarn), ein Geschenk derselben an ihren Master, den Grafen Franz v. Nadasdy, vollendet und wird selbes demnächst an diesen abgehen, um einen Saal im Schlosse Nadasd-Ladany zur dauernden Erinnerung an die schönen Tage des Bestandes jener Gesellschaft zu schmücken. Das Bild enthält dreißig Mitglieder derselben, davon achtundzwanzig zu Pferde und zwei zu Wagen in voller Porträtähnlichkeit. Ebendieselbe zeigen sämmtliche Pferde und die etliche zwanzig Stück starke Harriersmeute, welche der Künstler gleichfalls nach der Natur gemalt hat. Auch die Landschaft, eine Partie aus der Umgebung des Schlosses Agárd mit dem wasserwildreichen Velenczersee, ist Porträt. Erwägt man die Schwierigkeit, ein so reiches Material an Menschen und Thieren zu gefälligen und naturgemäßen Gruppen und diese wieder zu einem einheitlichen Ganzen zu gestalten, allüberall die strengste Porträtähnlichkeit zu bewahren, so kann man die spielende Sicherheit, mit welcher der berühmte Künstler seiner Aufgabe gerecht wurde, nicht genug bewundern. Besonderes Lob der Künstler und Kunstfreunde erntete derselbe namentlich auch bezüglich des landschaftlichen Theiles der Komposition.

— **Die Kunsthandlung von Wimmer & Comp. in München** hat jüngst das neueste Bild von Gabr. Max erworben und in ihren Salons aufgestellt. Die Szene spielt in Griechenland und zeigt im Schatten von Orangen und Palmen ein Liebespaar. Der junge dunkelhaarige Mann scheint eben eine Herzensfrage an seine blonde Liebste gerichtet und sie die in ihrem Schooße ruhenden Würfel um das Orakel angegangen zu haben. Hinter ihnen blaut das Meer und schaut man in duftiger Ferne die Berge. Das Bild zeigt nach mehr als einer Seite einen willkommenen Fortschritt: für's Erste behandelt es kein Unglück und für's Zweite hat der Künstler die wächserne Todesfarbe von früher aufgegeben, und drittens bringt es zum ersten Male frische, energische Farben.

— **Kunstfreunden mag die Nachricht willkommen sein, daß der** Kunsthändler Joseph Angerer in München (Augustenstraße 3) eine interessante Sammlung von Werken namhafter älterer und neuerer Meister ausgestellt hat, darunter solche von Zeitblom, Schachner, Kranach, Bordone, An. Caracci, Salv. Rosa, Tiepolo, Cuip, Dan. Tenier, Wynants, Paussin, Lesueur ꝛc.

Musik.

— **Bösendorfer's Instrumente haben wieder auf dem Nieder**rheinischen Musikfeste einen glänzenden Triumph gefeiert. Bülow spielte einen Konzertflügel dieses weitberühmten Wiener Hauses. „Ein wahrer Genuß," sagt ein Kritiker, „war es, diese wuchtige Tonfülle, die selbst bei dem kräftigsten Anschlag nicht im geringsten an Noblesse des Tones einbüßte, einerseits und andererseits diese ätherischen, einer Aeolsharfe ähnlichen Töne im Pianissimo dem Instrumente entlocken zu hören. Brahms muthet dem Flügel in seinem Konzerte ebensoviel zu wie dem Spieler, Beide gingen sogar in den gewaltig dahinbrausenden Oktavengängen im ersten Satz aus dem Kampfe mit den entfesselten Elementen des Orchesters siegreich hervor."

Bühne.

— **Ernst v. Wildenbruch hat ein neues Schauspiel vollendet** unter dem Titel: „Opfer um Opfer", das am k. Schauspielhaus in Berlin in Szene gehen wird. Ob das Stück sich für den Rahmen der k. Bühne eignet, das wird wohl nur noch eine Frage der Zeit sein.

— **Sarah Bernhardt hat den Plan, sich ein eigenes Theater in** Paris zu bauen, in welchem die Vorstellungen bereits am 1. Oktober 1883 beginnen sollen. Wie sich die Comédie Française, der die Künstlerin 100,000 Franken zahlen muß, falls sie wieder in Paris auftritt, zu diesem Plane stellen wird, bleibt abzuwarten. Sarah Bernhardt beabsichtigt, in ihrem Theater das klassische Repertoire zu pflegen und die Tragödien Racine's und Shakespeare's, ja selbst Voltaire's zur Aufführung zu bringen. Ursprünglich wollte ihr Sohn Maurice, der noch nicht zwanzig Jahre alt ist, das Ambigutheater kaufen und seine Mutter als Compagnon und Direktrice der Bühne installiren, aber die ehrgeizige Künstlerin hat diesen Plan verworfen, weil sie nicht auf einer so kleinen Bühne auftreten will.

— **Theaterbrände und kein Ende. In Madrid ist das Theater** Recreos Matritenses am 6. Juli abgebrannt.

Kultur und Wissenschaft.

— **Die k. geographische Gesellschaft in London hatte in den** Jahren 1878 bis 1880 eine „Expedition nach den Seen von Centralafrika" veranstaltet, welche der Befehlshaber der Expedition, Joseph Thomson, beschrieben und von der wir eben eine Uebersetzung (Jena, Costenoble) erhalten haben. Die Expedition, welcher von der geographischen Gesellschaft die Anerkennung zu Theil wurde, daß keine Entdeckungsreise bekannt sei, welche erfolgreicher und in allen Beziehungen vollständiger gewesen wäre, hat ein ungeheuer großes Landgebiet zum ersten Male durchreist, zuerst den See Nyassa von der Nordseite erreicht, die Strecke zwischen Nyassa und Tägenyika durchmessen und fuhr dann den Lukuya 60 Meilen weit hinab, und zum ersten Mal wurde auch der Leopoldssee besucht. Kurz, die Expedition war in jeder Beziehung erfolg- und fruchtreich. Mehrere neue Völkerstämme wurden entdeckt und besonders auch die Geologie und Conchyliologie Mittelafrikas gefördert. Namentlich hat die Expedition die wichtige Frage der Handelsaussichten in diesen Ländern in's Auge gefaßt und ganz neue Resultate erzielt. Dieß Alles gab Anlaß genug, die Geschichte der Expedition in einem auch für weitere Kreise bestimmten Buche niederzulegen, und wenn auch der Verfasser ein Neuling in der Literatur, hat er es doch verstanden, für seinen Vorwurf durch lebendige Schilderung des „Selbstgeschauten" zu interessiren. Karten ergänzen das reiche Werk, das uns ein gutes Register noch werthvoller macht.

— **Bei den Ausgrabungen in Delos durch P. Kobadias sind** wiederum drei marmorne Bildsäulen gefunden worden. Die erstere stellt eine Aphrodite mit dem Kopfe römischer Zeit dar, welche der Knidischen Aphrodite des Praxiteles nachgeahmt ist und sonst noch große Aehnlichkeit mit der Mediceerin hat; die zweite stellt einen kleinen Kopf der Aphrodite dar und die dritte Bildsäule ist eine Aphrodite Urania.

Erfindungen.

— **Ein französischer Ingenieur hat eine merkwürdige Idee gefaßt.** Sein Plan geht dahin, die unterseeischen Kabel auszunützen, um einen regelmäßigen Verkehr mit den Schiffen auf See unterhalten zu können. Nach dem „Moniteur de la Flotte" will er an dem auf dem Boden des Meeres liegenden Hauptkabel von 60 zu 60 Meilen ein senkrechtes Kabel befestigen und dieß auf der Oberfläche des Wassers durch eine Ankerboje festhalten. Diese Bojen sind so nahe aneinander zu legen, daß ein Schiff jeden Tag mindestens einer begegnen muß. Man wird diese Signalstationen mit Nummern versehen, sie Nachts auf irgend eine Weise erleuchten müssen, oder sie helltönend und so organisiren, daß man sie mit dem Schiff in elektrischen Verkehr bringen kann. Auf diese Weise könnte erreicht werden, daß man fortdauernd über das Schicksal jedes Schiffes orientirt würde, daß man wichtige Nachrichten einem Schiffe auf See zukommen lassen kann und zahlreiche Unglücksfälle vermieden werden. Die Durchführung, glaubt der Urheber dieses Planes, dürfte auf nicht allzu große Schwierigkeiten stoßen.

— **In Nottingham wurde der gelungene Versuch gemacht,** Sommerzeug und Spitzen aus feinstem Draht herzustellen. Der Draht wird auf der Bobinetmaschine so leicht verarbeitet wie Baumwollengarn. Man verspricht sich von diesem neuen Industrieartikel großen Erfolg. Also wird demnächst die „eiserne Jungfrau" mit ihren echt eisernen „Spitzen" in einer schöneren Gestalt wieder aufleben.

Industrie und Handel.

— **Da das Projekt zum Bau einer Hochbahn, wie sie von ver**schiedenen Projektanten geplant worden war, an den geradezu enormen Einlösungskosten des nöthigen Terrains scheitern dürfte, steht das Projekt der Herren Siben und Soulié für eine Untergrundbahn in Paris auf dem Punkte, ausgeführt zu werden. Die genannten Herren wollen eine Centrallinie von St. Cloud bis zum Hauptbahnhof der Lyoner Eisenbahn errichten, von der sich ein großer äußerer und ein kleiner innerer Gürtel nebst angefügten Zweiglinien für alle in Paris einmündenden Eisenbahnen abzweigen sollen. Im Süden würde diese Stadtbahn die wichtigsten Geschäftsviertel durchziehen, die Boulevards an der Place de l'Opéra durchschneiden und sich dann gegen Norden an die Ostbahn anschließen. Die Stationen sind äußerst zahlreich und nahe aneinander; die meisten Wartesäle sind im Straßenniveau angebracht und bequeme Stiegen werden aus denselben zu den Einsteigehallen hinabführen. Auf dem Börseplatz wird eine Centralstation errichtet werden. Die Gesammtlänge der Bahn wird nahezu 24 Meilen betragen und werden die Errichtungskosten sich auf 6,000,000 Pfd. Strl. belaufen. Die Fahrtaxen werden für jede beliebige Distanz mit 50 Centimes für die erste und 20 Centimes für die zweite Klasse festgesetzt, außerdem jedoch auch noch Karten zu 10 Centimes an Arbeiter ausgegeben werden. Die Bruttoeinnahme wird per Kilometer und Jahr auf 400,000 Franken oder für die ganze Linie auf 15,200,000 Franken veranschlagt.

— **Der ungeheure Eisberg oder Gletscher Fon auf der Insel** Senjen in Norwegen, der nördlichst gelegene Gletscher in Europa, wird binnen Kurzem zum Gegenstand eines merkwürdigen industriellen Unternehmens gemacht werden. Eine Anzahl spekulativer Kaufleute in Bergen haben sich das Recht gesichert, Blockeis von der Oberfläche des Gletschers zu Exportzwecken auszuschneiden, und da man gefunden hat, daß das Eis von vorzüglicher Güte ist, so läßt sich ein bedeutender Absatz erwarten. Der Gletscher umfaßt etwa 30 Quadratmeilen, und da die Entfernung vom Fuße desselben bis zur See nur eine sehr geringe ist, so wird der Preis des Eises ein sehr billiger sein. Ein ähnlicher Versuch, den Gletscher Folgefonden auf diese Weise zu utilisiren, wurde vor mehreren Jahren gemacht, mißlang aber, weil die Blöcke beim Herunterrutschen das Holzwerk des Troges, welcher zu diesem Zweck angefertigt worden war, häufig durchbrachen und dann in's Meer fielen. Diesem Uebelstande soll durch eine neue, praktische Einrichtung abgeholfen werden.

Haus- und Landwirthschaft.

— **Die Erkenntniß dessen, was in der häuslichen Einrichtung** — ein durch lange Zeit gänzlich vernachlässigtes Gebiet — formenschön, was harmonisch wirksam, stylvoll und passend, ist uns erst vor wenigen Jahren gekommen. Heute sticken wir keine Rosenkränze mehr mit farbiger Wolle auf Sessel und Teppiche; nur ganz vereinzelt treffen wir Zimmereinrichtungen in jenen nüchternen oder schreienden Farben, wie sie die einstige Epoche der „grünen", der „rothen", der „blauen" Stube kennzeichneten. Jetzt ziehen wir feinfarbige, stylvoll gemusterte Wollenstoffe, gepreßten Sammet, die Gewebe mit Mustern, welche zu Zeiten der Fugger, Holbein's und Dürer's entstanden sind, den grellen Damasten, den einfarbigen Plüschen vor. Eine ganz neue Aera für die Toilette unseres Hauses haben die orientalischen Gewebe heraufgeführt. Sie sind heute als der entschiedenste Ausdruck des modernen Geschmackes anzusehen, und nächst der edlen, wundervollen Ruhe, welche die orientalischen Gewebe in koloristischer Richtung auszeichnet, der unerreichten Empfindung für Harmonie hat diese Modenrichtung dem modernen Zimmer auch neue Formen eingefügt. Sie hat uns die weiche, warme Form der Ottomane gegeben, jene weichen, lehnenlosen Polster, auf denen türkische oder persische Gewebe lose sich breiten müssen, einladende, niedrige Polstersitze, über welche kleine, echte Karamanijs — indische Gebetsteppiche — hingeworfen liegen, eine Fülle edler, Ruhe und Behagen athmender Stoffe für Vorhänge und Decken. Neuerdings sind für diese Verwendung lose über Polster zu werfende Decken — Eselsdecken aus Kairo — in unseren Salons eingeführt worden. Diese kleinen, teppichartig gewebten Satteldecken sind durchgängig von einer ganz eigenthümlichen Stumpfheit der Farben und einem ganz besonders weichen, dickwolligen Gewebe. Die koloristische Schönheit der Musterung ist in den meisten Fällen durch den von der Satteldecke eingesogenen Schweiß beeinträchtigt und unterliegt hier darum einer chemischen Säuberung, wie auch, um Infektionstransporten vorzubeugen, vor ihrer Verwendung eine Desinfektion dieser Gewebe stattfinden muß. Der besonders charakteristische Vorzug aller orientalischen Gewebe im Rahmen unserer häuslichen Einrichtung ist auch hier wieder jene wunderbare Stille und Dämpfung der Farbe, welche eine Zusammenstellung derselben mit jeder andern bereits im Zimmer vertretenen Farbe nicht nur ermöglicht, sondern oft besonders einladend macht.

Feste und Versammlungen.

— **In Arezzo in Italien soll vom 15. bis 22. September d. J.** zu Ehren Guido's von Arezzo ein europäischer Kongreß tagen, welcher sich mit dem liturgischen Gesange beschäftigen wird. Dieser Guido war ein um 990 zu Arezzo geborener Mönch des Benediktinerklosters Pomposa bei Ferrara, der sich um die musikalische Wissenschaft und Praxis die höchsten Verdienste erworben hat. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit und seiner mannigfachen Erfindungen für die Methode des Singunterrichts verbreitete sich früh in einer Weise, daß Papst Johann XIX. ihn nach Rom berief, sich von der Vorzüglichkeit der Guido'schen Verbesserungen überzeugte und deren Einführung empfahl. Den einfachen Mönch weltberühmt zu machen, wäre schon die eine Thatsache genügend gewesen, daß er unter Anderem im Wesentlichen auch unsere heutige Notenschrift dadurch begründet hat, daß er vier Linien einführte, durch welche die Tonhöhe fixirt wurde und die bisherige Unsicherheit der sogenannten Neumenschrift für die Notenbezeichnung schwand. Der Gedanke, einem solchen Manne zu Ehren einen Kongreß zusammenzuberufen, geht von dem Abbé Amelli, dem Präsidenten des Allgemeinen Cäcilienvereins zu Mailand, aus und ist schon so weit gediehen, daß bereits zwei internationale Kommissionen, eine wissenschaftliche und eine künstlerische, in Thätigkeit getreten sind.

Sport.

— **Welch' eine kolossale Betheiligung der Brieftaubensport in** Belgien findet, ersieht man aus den folgenden Daten. Allein in der Provinz Lüttich wurden im laufenden Jahre Expeditionen unternommen von 31,250 Tauben im März, 362,250 Tauben im April, 382,500 Tauben im Mai, 269,500 im Juni, 96,000 in den ersten zwanzig Tagen des Juli, zusammen in nicht ganz fünf Monaten 1,141,500 Thieren, welche an ihren Befreiungsort zu schaffen zusammen 1068 Waggons nöthig waren.

— **Zu Rom soll im Dezember d. J. ebenfalls eine Hunde**ausstellung, die erste in Italien, abgehalten werden.

Mode.

— **Die sogenannte Reisesaison hat auch in der Mode ihre ganz** besondere Signatur. Auch sie ruht aus und vermeidet es prinzipiell, in diese Tage der Freiheit die Unbequemlichkeit irgend welcher Bewegung zu verlegen. Nur kleine Capricen, originelle Spielereien, bizarre Einfälle tauchen in dieser Zeit auf, und der Modist weiß ganz genau, daß er hier tausend kleine Extravaganzen begehen darf. Man sieht die elegante Welt Coupétoiletten kaufen, welche nur als lustiger Unfug von Farben und Formen zu bezeichnen sind, und der moderne Reisecomfort bringt noch immer neue, originelle Kleinigkeiten für unsere sommerliche Reisestimmung. Da sind Reisehüte für Damen. Grobe naturgraue Filzhüte, wie man sie als „Grazer" vielfach in den Bergen sieht, von ganz willkürlichen Formen, vielfach den augenblicklichen Herrenmoden entlehnt, als zwanglose Garnitur eine Foulardecharpe in den übermüthigsten Farben. Eine so kecke, originelle Komposition von Gelb, wie sie da überwiegt, sah man wohl seit den fast vergessenen Zeiten des ehemaligen Postillonroths nicht wieder. Eine Anzahl solcher gelber oder rother Schleifen mit schwarzer Rückseite über das Kostüm verstreut, dazu unter dem vorn ziemlich kurz getragenen Rock die gleichfarbigen Strümpfe; und man hat eine solche Toilette, wie sie lustig und skrupellos sich in die Coupéecke lehnt und auf der Strandpromenade präsentirt. Ein ganz neuer, moderner Reiseschirm präsentirt sich zusammengefaltet in der Form eines zierlichen Umhängetäschchens, ein anderer hat am Gestell eine Vorrichtung vorgesehen, welche den Träger der Mühe enthebt, den Schirm zu halten. Wohl allen Reiselustigen nur in dem Sinne jenes Talismans erwünscht, der dazu da ist, seinen Zweck zu verfehlen, gibt es auch Schirme, welche der Tourist nebenbei als Feldstuhl benützen kann. Reisestöcke, von dem modernen Holz der Olive, in Länge und Dicke auf das Volumen eines Fingers reduzirt, werden in der Tasche getragen; Herrenreisemützen in blauem Foulard mit weißem Erbsmuster in einer kleinen, zierlichen Börse verschenkt. Foulardkostüme ebenso oft in anspruchslosen, reservirten Farben, als in den keckster koloristischen Launen übermüthiger Reisestimmung, faltet man kunstvoll zu dem Volumen eines großen Bonbons, um in dieser Form hier und dort in fernem Sommerversteck zu überraschen; — leichte seidene Coupéschuhe in orientalischen Mustern, nach ihrem Gewicht fast „ein Nichts", versteht der Modist in ein Volumen zu bringen, welches diese und jene kleine Frau dem Herrn Gemahl heimlich in die Westentasche praktiziren kann. Auch in kleinen Bijous, originellen Schmuckgegenständen, Phantasiedetails der Toilette, ist diese stille Zeit der Mode dieß Jahr ungemein beweglich und schöpferisch. Da herrscht im Allgemeinen dieselbe Zwanglosigkeit der Phantasie, dieselbe fröhliche Willkür der Entwürfe, und neben dem skrupellosen Vergnügen, das sich irgend ein Mordinstrument, eine kleine Axt, ein Beil oder einen kleinen Revolver als Ohrring wählt und die Form eines richtigen Kavalleriesäbels in die bunte Foulardkravate steckt, sehen wir auch ganz reizend gedachte kleine toasts und Phantasieen, von jener besondern Feinheit des Stylgefühls, welches manche Modisten gerade in dieser Zeit sommerlicher Ruhe zu entwickeln pflegen.

Denkmäler.

— **Mit der Anfertigung der Statue Darwin's, welche in der** Galerie des naturgeschichtlichen Museums in Süd-Kensington (London) aufgestellt werden soll, ist der Bildhauer Boehm betraut worden. Joseph Edgar Boehm ist 1834 in Wien geboren und lebt seit 1862 an der

Themse. Von seinen Werken nennen wir eine kolossale, in Windsor aufgestellte Bildsäule seiner hohen Gönnerin, der Königin von England, Statuen Carlyle's, des Prinzen von Wales (in Bombay) und das Grabdenkmal für die Großherzogin Alice von Hessen-Darmstadt.

— **Dem deutschen Kaiser Karl dem Großen, welchen die Franzosen** unter dem Namen Charlemagne für sich reklamiren, ist aus Anlaß der Nationalfeier ein Denkmal in Paris errichtet worden. Der Standpunkt desselben ist vor der Brücke, die zur Notre-Damekirche führt. Karl der Große ist in dieser Statue, welche dreifache Lebensgröße hat, zu Pferde dargestellt, angethan mit dem Kaisermantel, die Kaiserkrone auf dem Haupte, das Antlitz ernst und bärtig, die rechte Hand wie zum Schwur oder zur Mahnung erhoben. Rechts und links hält ein Ritter die Zügel. Der Eindruck des Bildwerks ist ein würdevoller.

Gestorben.

— Prinzessin Marie zu Solms-Braunfels, am 21. Juli, in Königsbrück, 29 Jahre alt.

— Alexander Fuchs, der bekannte Balletmeister am Chatelettheater, in Paris, 65 Jahre alt, am 23. Juli.

— Fürst Philipp Erwin Theodor von der Leyen und Hohengeroldseck, 64 Jahre alt, in Waal, am 24. Juli.

— Feldmarschall Anton Vetter von Doggenfeld, 84 Jahre alt, in Preßburg, am 27. Juli.

— Graf Leon Rzyszcewski, gelehrter Polygraph, in Warschau, 68 Jahre alt, am 27. Juli.

— Theodor Klett, Gartendirektor, genialer Landschaftsgärtner, in Schwerin, 75 Jahre alt, am 28. Juli.

— Mr. Marsh, Gesandter der Vereinigten Staaten in Rom, hervorragender Gelehrter, Ende Juli, in Rom.

— Miß Anna Parnell, die Schwester und unermüdliche Gehülfin des bekannten Agitators, auf der Reise in den Vereinigten Staaten, Ende Juli.

Mariuzza.

Kulturbild aus Rumänien

von

F. Schiffkorn.

(Nachdruck verboten.)



Das rumänische Karpathendorf unterscheidet sich von all' den berühmten und unberühmten Bergorten des kultivirten Westens vorzüglich durch seine Waldeinsamkeit, seine Weltverlassenheit in weiter und unentweihter Wildniß. Vier Meilen bis zum nächsten bewohnten Orte, acht bis zum nächsten Marktflecken oder Städtchen sind gewöhnliche Entfernungen für Karpathendörfer, und bedenkt man ferner, daß diese Distanzen zum größeren Theil auf Saumwegen zurückgelegt werden müssen, auf welchen, so lange die Welt steht, kein Wagenrad eine Spur zurückgelassen, daß das Echo dieser imposanten Bergwelt noch durch keinen Ton eines Posthorns, geschweige denn durch den Pfiff einer Lokomotive geweckt wurde, dann wird man leicht begreifen, wie der Wanderer solch' menschliche Niederlassung mit anderen Gefühlen und Gedanken betritt, als jene Schweizer oder Tyroler Kunstdörfer mit ihren stylgerecht erbauten Häuschen, ihren Hotels, ihren Posthäusern oder Bahnhöfen, Führern, Händlern und Spekulanten jeder Art.

Wir wandeln im stillen, ernsten, heiligen Urwalde auf schmalem, vielgewundenem Pfade abwärts; da — eine jähe Wendung um die Felsenkante des waldumrauschten majestätischen Bergkolosses und zu unseren Füßen liegt das reizende Gebirgsdorf wie vom Himmel gefallen, so frisch, so ursprünglich, so eigensinnig eingekeilt zwischen Fels, Wald und rauschendem Bergwasser, jede Hütte für sich ein eigenes Reich, eine Strophe der lieblichen Dorfidylle bildend, und also thalaufwärts aneinander gereiht, wohl eine Wegstunde lang, ehe die letzte menschliche Wohnung wieder das Ende der Niederlassung kündet.

Es ist Abendzeit. In dem kaum hundert Schritte breiten Thale ist es längst schattig geworden, dunkelt es schon, wenn die Höhen noch die feurigen Strahlenküsse der sinkenden Julisonne empfangen. Feierliche Stille herrscht, welche das Geräusch des in mächtigen Bogen abwärts eilenden Bergflusses, vereint mit dem Rauschen des die beiden Thalwände bekleidenden Waldes, dieser köstlichen Musik der Natur, um so harmonischer wirken läßt. Das Dorf scheint wie ausgestorben; die einzelnen, hinter Pflaumenbäumen und Erlenbüschen versteckten Häuschen verrathen so wenig Leben wie der schmale Fußweg, der sich durch das Thal windet, oder die schwanken Bretterstege, welche das reißende Gebirgswasser überspannen.

Doch sieh', jetzt wirbeln bläuliche Säulen aus einem der niederen Schindeldächer zu dem schmalen Streifen Himmel empor, der das enge Thal für das Auge abschließt; eine zweite und dritte Rauchsäule wird sichtbar, und endlich gibt es keine Behausung im Dorfe mehr, dessen Dachluke nicht jene anheimelnde bläuliche Wolke entstiege, als untrüglicher Beweis von der Anwesenheit eines am häuslichen Herde schaffenden Wesens. Es ist die Stunde, um rechtzeitig den eisernen Wasserkessel für den abendlichen Maiskuchen (Polenta) über das Feuer zu hängen, und wie als Antwort auf so erfreuliches Signal tönt harmonisches Schellengeläute von der Höhe nieder, nahende Heerden verkündend, begleitet von den Tönen der Hirtenpfeife, deren bald melancholische, bald heitere Nationalweisen zu solcher Zeit, in solcher Umgebung das Gemüth seltsam ergreifen.

Nun beleben sich wie mit einem Schlage Wege und Stege; Kinder, nur mit einem Hemdlein bekleidet, und Frauen eilen hurtig den heimkehrenden zwei- und vierfüßigen Hausgenossen entgegen.

Ei, wie viele Küsse und Umarmungen mancher Schöps, manches Zicklein und manch' ehrsame Kuh von den herbeieilenden kleinen Hausgenossen empfängt und — beinahe hätte ich gesagt — erwiedert! Denn hier in der Wildniß sind Menschen und Thiere noch nicht durch die große soziale Kluft der Bildung getrennt; hier wächst Mensch und Vieh ohne ABC und Einmaleins miteinander auf, kennt sich und liebt sich, und es ist nichts Seltenes, daß ein junger Menschensproß in kühler Nacht gemeinschaftlich mit dem Lieblingslämmlein bei dem Mutterschafe belebende Wärme sucht und findet.

Auch des Popen junge, schöne Frau eilt herbei, denn es ist Samstag, an welchem Tage der Gatte von der Stinna herabkommt, um den sonntäglichen Gottesdienst abzuhalten. Das schlanke, kräftige Weib überschreitet den hohen, geländerlosen Steg, ohne auch nur aufzusehen von ihrer Spindel, während der frische Junge auf ihrem Rücken sich lachend über das ihn bergende Tuch biegt, mit Entzücken nach den weißschäumenden Wogen des Bergflusses langend; — ein Fehltritt, ein Moment des Schwindels, und Beide stürzen in die tosenden Wellen, da der Bergfluß nur an einzelnen Stellen, und selbst da nur für kräftige Männer passirbar ist. Allein hier in der Wildniß sind das sichere Auge, die Stahlnerven der flüchtigen Gemse auch den Menschen eigen, und diese Stege werden im Laufe des Tages hundert- und hundertemal auf dieselbe Weise von Frauen und Kindern passirt, ohne daß man je von einem Unglücksfalle hörte.

Jetzt taucht die hohe Gestalt des Popen aus dem Walde empor. Ein Fremder hätte dem kräftigen, wettergehärteten Manne, welcher sich äußerlich von den männlichen Mitgliedern seiner christlichen Heerde nur durch einen stattlichen schwarzen Vollbart unterscheidet, wohl kaum die geistliche Würde angesehen. Doch wie er elastischen Schrittes auf der weichen Sandale einhergeht und das dunkle, intelligente Auge hervorblitzt unter dem breitrandigen Filzhute, muß man ihn einen schönen Mann nennen.

O Brigitta, Auserlesene unter den Weibern, wie verzeihlich ist dein Stolz beim Anblicke dieses Gatten, an welchen sich jetzt die Frauen, jung und alt, herandrängen, um die schwielige Hand des Gottesmannes erst an die tief gesenkte Stirn und dann an den Mund zu drücken! Nur du allein, die Auserwählte, darfst dich ihm mit vertraulichem Lächeln nahen und ist die gleichzeitige Kniebeugung offenbar nur eine Konzession an die Welt, welche ja leicht meinen könnte, der schöne Mann sei dir gegenüber nur zärtlicher Gatte und nicht auch Geweihter des Herrn; flüstern doch böse Dorfzungen, nicht der hochwürdige Pope Girolamu, sondern Brigitta sei der Herr im Hause, und Ersterer unterwerfe sich den Befehlen seiner Gattin weit unbedingter als den Geboten Gottes, was übrigens dem Manne von schönen Leserinnen gewiß nicht als Verbrechen angerechnet werden dürfte.

Und allmälig wird es wieder still und einsam im Dorfe. Menschen und Thiere verschwinden nach und nach in den niederen Hütten, heiteres Lachen, behagliches Meckern und Muhen tönt noch bisweilen durch die halb offenen Thüren, doch je dichter die dunklen Schleier der Nacht den heimlichen Erdenwinkel mit all' dem, was darin lebt und webt, einhüllen, um so tiefere Stille herrscht ringsum, also, daß des Käuzchens melancholischer Schrei neben dem Rauschen des Flusses vernehmbar wird, und dann und wann der Aufschrei eines beutegierigen wilden Thieres. Doch stört letzterer die süße Ruhe der Dorfbewohner nicht, Meister Petz und Isegrim sind zu klug, um ihr Diner in verschlossenen Räumen zu suchen, dieweil es noch auf der Alpe in Hülle und Fülle und in aller Bequemlichkeit zu haben ist.

Und nun schlägt die Stunde des lustigen Geistervölkchens, das bekanntlich nächtlicher Weile auf der Erde schaltet und waltet, solange es nicht von der Bücher- und Naseweisheit der Kulturmenschen vertrieben wird. Wichteln und Gnomen, Elfen und Nixen treiben sich nun herum in Busch und Wald, auf Halmen, Gräsern und Wellenschaum, auf Blättern und Nadeln im lustigen Reigen unter Kichern und Schäkern, oder dringen mit den Strahlen des Mondes in die Schlafstätten der Menschen, um neugierig Alles zu durchstöbern, nach Lust und Laune fördernd oder zerstörend, manchen schlimmen Patron im Schlafe mit schrecklichen Träumen peinigend, manchem lieben betrübten Kinde dagegen freudige Zukunft verheißend, bis der erste Hahnenschrei dem tollen Treiben ein jähes Ende bereitet und das Tagewerk der Menschen von Neuem beginnt.

So das Bild zur Sommerszeit.

Gegen Ende August schon ziehen die hohen Bergherren oben den Hermelin über die Riesenschultern, die weiße Pelzmütze über die „erhabenen Häupter", und nun ist es höchste Zeit für Menschen und Vieh, die geschützten Tiefen aufzusuchen.

Einige Wochen noch und schon reichen die Säume des Hermelinmantels hinab bis zur Sohle des Thales; nun gilt es, den langen Winter über das Vieh zu bergen, so gut es eben geht, in Ställen und Hürden, und zu schützen vor Wölfen und Bären, welche, unhold ob solcher Wanderung ihres lebenden Fleischproviantes, alsbald nachziehen, um sich trotz Hunden und Hirten die gewohnten Braten zu verschaffen. Namentlich sind es die Wölfe, welche, die finstersten Nächte, die schlimmste Witterung für ihre Unternehmungen wählend, meist einen oder auch zwei gleichzeitige Scheinangriffe auf die schützende Verzäunung ausführen, um Hirten und Hunde nach einer Seite zur Vertheidigung herbeizulocken, während sie auf der entgegengesetzten Seite sich mit Blitzesschnelle der fettesten Stücke der Heerde bemächtigen. Bescheidener und mäßiger erscheint Meister Petz, da er allerwärts Birnen, Aepfel und Pflaumen, vor Allem aber seine Lieblingsleckerbissen, Brombeeren und wilden Honig, findet, mit welcher Kost sich der feine Näscher für ein Weilchen wenigstens zufrieden gibt. Da begibt es sich denn zuweilen, daß einer oder der andere der obstlüsternen Dorfbursche sich zum selben Plätzchen findet, das Meister Petz erkiesen, und die beiden Näscher urplötzlich nicht wenig verwundert einander gegenüberstehen, bis der Zweifüßler, sich besinnend, Reißaus nimmt, verfolgt von dem grimmigen Gebrumme des gestörten Vierfüßlers.

Derlei Kämpfe und Begegnungen sind übrigens für Karpathenmenschen nichts weiter als ein anregender Zeitvertreib, ein Ersatz etwa für Sport und Hazardspiel oder die gewohnte Whistpartie des civilisirten Menschen, nur daß der Einsatz nicht in rothem Golde, sondern in rothem Blute besteht.

Doch gibt es auch minder gefährliche Winterbelustigungen für den Bergdörfler. So namentlich jene Feste, welche zur Feier geschlossener Herzensbündnisse, Kindstaufen und Todesfälle veranstaltet werden, wobei es nicht an Mummerei und Tanz, noch weniger aber an Branntwein fehlt, dem das männliche Geschlecht — leider muß dieß zugestanden werden — in den Karpathen ebenso warm und innig ergeben ist, wie in St. Petersburg, Berlin oder Wien.

Allerdings ist die Wirkung solcher Ergebenheit nicht die gleiche. Der Karpathenmensch trinkt so viel und wahrscheinlich noch mehr als der Proletarier der großen Städte, dennoch kommen bei den Ersteren Volltrunkene sehr selten, verkommene Individuen aber nach dem Muster der katilinarischen Existenzen der Großstädte nie vor. Allein so unverwüstbar die eiserne Natur dieser Bergmenschen auch ist, das Branntweintrinken wird deßhalb immer nicht zur Tugend, und speziell für unser Gebirgsdorf wurde es sogar zum Anlasse eines mehrjährigen Bürgerkrieges.

Wie in dem großen Freistaate Amerikas, hatte die Branntweinfrage auch in dem kleinen Karpathendorfe die Bevölkerung in mehrere Parteien getheilt, deren eine, zum größern Theile aus Vertreterinnen des schönen Geschlechtes bestehend, das Trinken überhaupt (Wasser ausgenommen) für ein unerträgliches Laster erklärte, während die andere Partei, welche sich Freiheitsfreunde (Schnapsfreunde sagten die Frauen) nannte, in dieser Unduldsamkeit eine Beschränkung der eheherrlichen Unabhängigkeit (des eheherrlichen Permanenzrausches, meinten die Frauen) sah und trotzig auf ihrem Rechte des Trinkens bestand.

Zwischen diesen beiden Extremen stand eine dritte, neutrale Partei, welche, aus beiden Geschlechtern gemischt, unermüdlich an einer Versöhnung der „Rechten und Linken" arbeitete, in der nicht unberechtigten Ansicht, daß auch in dieser Frage die richtige Antwort in der Mitte liege.

Indessen wie es Mittelparteien meist zu gehen pflegt, so ging es auch dieser, die Gegensätze prallten im winterlichen Zusammenleben aufeinander, und da gerade die beiden höchsten Würdenträger des Dorfes an der Spitze der sich Befeindenden standen, so litt endlich das Gemeinwesen selbst unter so hartnäckiger Fehde.

An der Spitze der Temperanzpartei befand sich nämlich niemand Geringerer als der Pope Girolamu, respektive dessen schöne Gattin Brigitta, welche energisch, wie sie war, durch eigene Agitation sowohl, als durch des Gatten gewaltigen Einfluß mehr als drei Viertheile der weiblichen Dorfbewohner kommandirte; das Haupt der Gegenpartei aber war der nach dem Popen wichtigste und gewichtigste Mann im Dorfe, der Ortsvorsteher und Schwager der Popenfrau, welch' letztere Beziehung — dem Manne fast zum Fluche geworden wäre.

Das hatte sich Toniu Palestru, so hieß der Dorfrichter, allerdings nicht träumen lassen, als er mit Mariuzza, der reizenden Schwester Brigitta's, an den Altar trat, um von dem künftigen Schwager Girolamu getraut zu werden.

War doch Mariuzza als Mädchen und selbst noch in den ersten Monaten der Ehe weich und biegsam wie Wachs gewesen, also daß Toniu sich im siebenten Himmel wähnte. Es begab sich aber, daß Mariuzza an Sonntagabenden, das heißt zur Zeit, wo Toniu stets in zärtlichster Laune aus der Dorfschenke kam, allmälig immer härter und spröder wurde und endlich rund erklärte, wenn Toniu sie lieb habe, müsse er das Schnapstrinken aufgeben, da sie schon den Geruch dieses häßlichen Getränkes nicht vertrage.

So kam es, daß Toniu, nachdem alle Versuche scheiterten, Mariuzza's erkrankten Geruchssinn durch Vernunftgründe zu heilen, endlich zu „schlagenden" Argumenten seine Zuflucht nahm, und zwar mit solcher Ueberzeugungskraft und Eindringlichkeit, daß die arme Frau gar bald wenigstens einen „Waffenstillstand" eingegangen wäre, hätte die energischere Schwester nicht besseren Rath gewußt.

Die kluge Frau hatte die Nutzlosigkeit des bisher geführten Guerillakrieges längst erkannt und beschloß daher, einen Hauptschlag zu führen und zugleich die Schwester zu rächen. Toniu sollte nämlich als Poltron und Trunkenbold gebrandmarkt und dadurch nicht nur dessen Herrschaft im Hause, sondern die ganze Partei vernichtet werden.

Der Plan war gut und Frauenlist war um die Ausführung nicht verlegen. Zwar versagte der biedere Girolamu, der im Grunde seinem Schwager herzlich zugethan war, anfangs seinen Beistand, allein wie lange vermag ein liebender Gatte den Verführungskünsten eines schönen Weibes zu widerstehen? — Toniu's Verderben ward beschlossen.

Es war am Morgen des nächsten Sonntages, daß der Ahnungslose nach einer äußerst animirten Parteisitzung in der Schenke den Heimweg antrat. Sein Gang war in Folge dessen etwas wankend und wich, wo es die Breite des Weges erlaubte, stark von der geraden Linie ab. Doch erreichte er ungefährdet sein stattliches Heim, auf dessen Schwelle er Mariuzza traf. Mit Vergnügen bemerkte er den großen Milchkrug in deren Händen, als Beweis, daß es Zeit zum Melken der Schafe war, und sagte daher, sich mit der ganzen Würde eines Dorfoberhauptes umgürtend:

„Spute Dich, mich dürstet."

Ein langer Blick der Gattin ruhte auf dem gestrengen Eheherrn, der möglichst gerade weiter schritt, und ein Zornesblitz leuchtete aus ihrem Auge, als sie erwiederte:

„O sorge nicht, Du sollst Dein Frühstück alsbald bekommen," worauf sie sich in der That mit eiligen Schritten entfernte.

Toniu sah ob so ungewohnter Willfährigkeit verwundert auf und wünschte sich im Stillen Glück, daß er so bald das Mittel gefunden, ein widerspenstiges Weib zu kuriren. Ja, er dachte sogar ernstlich daran, Mariuzza zu folgen, um ihr den gefüllten schweren Milchzuber zu tragen, als plötzlich wüthendes Hundegebell erscholl und gleich darauf die schlanke Frauengestalt wieder erschien, doch ohne Gefäß, und im windschnellen Laufe über den Steg eilend, jenseits desselben die Schafe eingehürdet waren; am diesseitigen Ufer aber stürzte sie mit den Worten zu Boden:

„Der Bär, Toniu, nimm die Flinte! Der Bär! der Bär!"

Des Richters Gehöfte stand eine Viertelstunde Weges von den nächsten Häusern des Ortes entfernt, in unmittelbarer Fühlung mit der Wildniß, daher der Besuch wilder Thiere gerade nicht zu den Seltenheiten gehörte und Toniu ohne Weiteres nach der stets geladenen Flinte griff und seinem Weibe zu Hülfe eilte.

Kaum hatte er mit wenigen Sprüngen den Uferrand erreicht, so sah er in der That jenseits des Flüßchens im weißen Morgennebel die ungewissen Umrisse eines Bären von geradezu fabelhaften Größendimensionen. Gleichwohl ließ sich Toniu an der Seite der wie ohnmächtig daliegenden Mariuzza auf ein Knie nieder, legte die einläufige, aber vortreffliche Kugelbüchse an die Schulter und drückte muthig los.

Ein entsetzliches Gebrüll folgte auf den Schuß, dann aber

erhob sich das Unthier in seiner ganzen erschreckenden Größe und schritt, auf das Aeußerste gereizt, mit weit aufgesperrtem Rachen und erhobenen Vordertatzen auf den unglücklichen Schützen zu, ohne daß ihn das schwankende, wenig tragfähige Stegbrett aufgehalten hätte.

Einen Moment zeigte Toniu nicht übel Lust, sein Heil in der Flucht zu suchen, da er zwar ein tüchtiger Jäger, doch kein Freund gefährlicher Abenteuer und Heldenthaten war.

Allein Mariuzza, sein junges Weib, lag scheinbar ohnmächtig noch immer zu seinen Füßen, und eher wollte er zerrissen werden, als dieses schutzlos dem Unthier preisgeben; so denkend riß er, statt zu fliehen, das Messer aus dem Gürtel und schritt entschlossen auf seinen gewaltigen Gegner zu, mit welchem er in der Mitte des Steges zusammentraf.

Solchen Heldenmuth schien der Bär allerdings nicht erwartet zu haben, denn einen Augenblick wich er sichtlich eingeschüchtert zurück; doch zur Flucht war es zu spät, und so that er das Klügste, was ein Bär unter solchen Umständen thun kann, das heißt er umarmte seinen Feind mit der ganzen Wucht seiner Kraft, wodurch Letzterem der Gebrauch des Messers unmöglich wurde.

Die Umarmung eines Bären ist auf festem Lande meist verhängnißvoll, hier auf dem schwanken Stege aber hatte sie keine schlimmere Folge, als daß die innig Verschlungenen kopfüber in das eiskalte Wasser stürzten und in der Tiefe verschwanden.

Nun aber denke man sich das Erstaunen Toniu's, als er, von den Armen des Ungeheuers glücklich befreit, auftauchte und bangen Herzens das Wiedererscheinen des letzteren erwartend, statt dessen das angstvoll bleiche Antlitz seines Schwagers, des Popen, zu sehen bekam!

Indessen so wunderbar die Sache war, zu Fragen und Erklärungen war die Situation wenig geeignet, denn der Fluß war, wie schon erwähnt, nicht breit, aber um so reißender, und es dauerte wohl zehn Minuten, ehe die beiden Gegner nach unerhörten Anstrengungen, zu Tode erschöpft, triefend und bis in's Mark erschauernd, am Ufer saßen und nach Athem rangen.

„Schwager Girolamu," sagte Toniu endlich, welcher als rüstiger Schwimmer weniger Wasser getrunken, obschon er dem verkappten Schwager hülfreich die Hand geboten hatte, „ich hörte schon von allerlei Wundern, daß sich aber ein in's Wasser gefallener Bär in einen Popen verwandelt, davon hörte ich mein Lebtag nicht."

Girolamu mußte ein paarmal nach Luft schnappen, ehe er erwiedern konnte:

„Ei, Toniu, sich', es muß eben Alles ein erstes Mal passiren."

„Es scheint so," bemerkte Toniu trocken, „hätte es mir übrigens denken sollen, ein Zottelmann (Bär), der an der Schafheerde vorbei einem Weibsbild nachläuft, könne nur ein verkappter Pfaffe sein."

„Ja, Toniu, es gibt schlimme Leute auf dieser Welt," bestätigte Girolamu, tief aufseufzend und einen kleinen Wasserfall von sich schüttelnd, „doch gibt es dagegen auch wieder gute Menschen, welche solchen Pfaffen im Bärenfell mit einiger Lebensgefahr aus dem Wasser ziehen, und sieh', das gleicht die Sache vor dem lieben Gott wieder aus; übrigens wäre der gerettete Pfaffe noch weit dankbarer, wenn ein helles Herdfeuer sein fast erfrorenes Herz aufthauen würde."

Toniu erhob sich lachend.

„Wahrlich, Du hast Recht," sagte er, „ein kaltes Bad um diese Jahreszeit ist eine frostige Sache für geweihte und ungeweihte Leute."

Damit legte er den Arm um des hocherfreuten Popen breite Schulter und wanderte mit diesem seinem Hause zu.

„Hoffentlich hat Dir meine alte Büchse kein Loch in die Haut gemacht?" fragte er während des Ganges den zitternden Popen ironisch.

„Nein, Toniu," erwiederte dieser, „dafür sorgten schon die Weiberleute; doch kann ich Dir sagen, daß das blinkende lange Messer in Deiner Hand ein um so schlimmerer Anblick für mich war."

„Kein schlimmerer, meine ich," versetzte Toniu, „als für mich ein so himmelhoher Pope in der Bärenhaut."

So sprechend traten sie in die geräumige Wohnstube des Richters. Wie behaglich sah es hier aus! Auf dem großen, niederen Herde an der Breitseite des Raumes prasselte ein prächtiges Feuer, der Kessel mit der schon gargekochten, köstlich duftenden Malaia (Maiskuchen) stand daneben und ebenso ein zweites Geschirr, bis zum Rande gefüllt mit heißer Milch. Das war ein herzerfreuender Anblick für durchnäßte, halberfrorene Männer, noch herzerfreuender für Toniu aber das Erscheinen seines anmuthigen jungen Weibes, das schluchzend vor Angst und Reue die Kniee ihres muthigen Gatten umschlang.

„O Toniu," rief sie, „vergib! Du sollst nun nie mehr ein böses Gesicht von Mariuzza sehen, magst Du auch Tag für Tag zur Schenke gehen!"

„Nun wahrhaftig," meinte Toniu gutmüthig und mit heimlichem Wohlgefallen auf sein hübsches Weib herabblickend, „wenn Du nichts mehr dagegen hast, dann liegt auch mir wenig an der Schenke, ja schwören wollte ich, nie mehr einen Tropfen über den Durst zu trinken, hätte ich jetzt ein einziges Gläschen Herzenstrost!"

Da erhob sich Mariuzza und brachte verschämt und schüchtern eine ganz ansehnliche Flasche des heißersehnten Trankes und meinte, den verdutzten Blick des Gatten bemerkend:

„Was sollte ich allein und verlassen thun? Auch ich suchte in der Flasche Trost, da ich einen andern nicht haben mochte."

Da zog Toniu sein Weib herzlich an sich und rief lächelnd:

„Ei nun, da wollen wir uns künftig lieber miteinander trösten, wenn wir überhaupt eines Trostes bedürfen," und sich zu dem Popen wendend, fügte er hinzu: „Dir, Schwager Girolamu, darf man wohl kein Gläschen anbieten, Brigitta möchte es merken und —"

„O, o," fiel der Angeredete ein, „so einfältig war ich nicht, Schwager Toniu, daß ich mir insgeheim nicht Herz und Magen mit Lebenswasser erwärmt und erquickt hätte, und von jetzt an soll auch Brigitta —"

Girolamu hielt inne, denn die Genannte stürzte eben aufgeregt und bleich zur Thüre herein.

„Du lebst — Du bist nicht todt, Girolamu!" rief sie, den Gatten umschlingend.

Dieser aber löste sich ruhig aus den weichen Armen der schönen Frau und bot ihr das in seiner Hand befindliche Schnapsgläschen. Brigitta erkannte sofort die Lage der Dinge, nahm das Gläschen, seufzte tief auf und — ließ den Inhalt regelrecht mit Einem Schluck in ihrem rosigen Munde verschwinden. Toniu aber lachte.

„Ha, ha, gehenkt will ich sein, wenn Brigitta dieß beim Brunnenwasser gelernt," und zu seiner Gattin gewendet, fuhr er fort: „Du aber, Mariuzza, laß das fetteste Lamm in der Heerde schlachten und lade unsere guten Freunde und besten Feinde zum Mahle, denn mit dem heutigen Tage soll das Ende des dummen Haders gefeiert werden."

„Bei Gott, das soll er," fügte der Pope freudig hinzu, „und zwar nicht nur heute, sondern Jahr um Jahr, als ein Tag des Friedens und der Versöhnung!"

Die beiden Freunde.

(Hiezu das Bild S. 921.)

Sie sind Beide entsprossen jenen sonnendurchglühten Steinwildnissen, an denen Jahrhunderte vorübergehen, ohne eine Spur dort zu hinterlassen. Der Beduine streift mit Zelt und Roß wie vor Jahrhunderten durch die öden Thäler und Schluchten über die versengten Ebenen Arabiens, im Zelt Frauen und Kinder, auf dem Kameel seine geringe Habe. Seine Flinte und sein Roß sind seine nothwendigsten und köstlichsten Güter. Sein Sinn ist alttestamentarisch edel und einfach, er liebt die Seinen, aber ebenso liebt er auch sein Pferd, das allerdings zu den edelsten des edlen Thiergeschlechtes gehört. Er fiel im Kampf und mit seinem getreuen Roß kam auch seine Tochter zu einem der ersten Scheiks. Almansor und Nailé sind mit einander aufgewachsen. Nailé schätzt ihren Gebieter hoch, doch inniger ist sie zugethan Almansor, der ihre Sprache versteht, selbst wenn sie nur einen kaum vernehmbaren Laut sagt, der ihre Gedanken ihr vom Auge abliest, der fühlt, was ihr Herz bewegt, der ihre Sehnsucht, ihren Kummer, ihr Sinnen und Trachten begreift, wie kein Mensch auf Erden, und der ihr treu und ergeben ist, wie sie sein soll und muß dem Gebieter. So fühlt und denkt Nailé, denn mit Almansor ist verknüpft ihre freie, schöne, herrliche Jugend, wo sie lebte wie die wilde Taube in den Klüften, während sie jetzt einen Gebieter hat, dem sie angehört, ebenso wie Almansor. Wehmuth und Sentimentalität kennt Nailé nicht, sie ist nicht unzufrieden mit ihrem Schicksal, aber herumschweifen in jener erhaben stillen, großartig ernsten, endlosen, von Sonnenglut begossenen und von Mondlicht märchenhaft überflutheten rothbraunen Fels- und Sandwüste, wild, ungebunden umherstreifen, ist doch das Schönste. Dieß leuchtet aus Nailé's Augen und dieß spricht auch aus den Feuerblicken des kostbar aufgezäumten Almansor, der seinen Gebieter zu einem feierlichen Ritt in die Stadt erwartet.

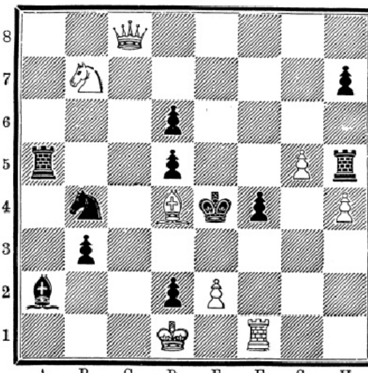


(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 191.

Von Nicolo Sardotsch in Triest.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 186:

Weiß.	Schwarz.
1) D. E 3 — C 1	1) K. D 5 — E 6 oder D 6 n. E 5.
2) D. C 1 n. C 7	2) Beliebig.
3) D. oder T. Matt.	

(Auf 1) K. D 5 n. E 4; 2) D. C 1 — C 4 †; 3) F 2 — F 4 Matt.)

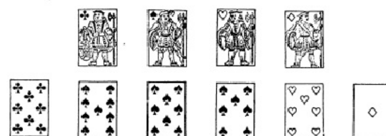


(Redigirt von A. Hertefeld.)

Aufgabe Nro. 42.

Skat.

Sie haben:



Sie tourniren den grünen König und finden das rothe Aß. Was legen Sie fort, damit die Aufgabe unverlierbar wird a) in der Vorhand, b) in der Mittel- oder Hinterhand?

Auflösung der Aufgabe Nro. 40:

Skat.

Die Vorhand hat die übrigen fünf Roth, von Grün: König, Ober, Neun, Acht, Sieben, und spielt den rothen König an; der Spieler vermuthet das Aß in der Hinterhand und schneidet von vorn mit der rothen Neune, die Hinterhand schmiert die blanke Grün-Zehne. Nun spielt die Vorhand das rothe Aß an, der Spieler muß seinen Zehner beilegen und die Hinterhand wimmelt Schellen-Aß. Dann bringt die Vorhand den grünen König, der Spieler nimmt das Aß und die Hinterhand atouirt mit einem ihrer beiden Eicheln. Erster Stich: 14, zweiter: 32, dritter: 15 = 61 Augen.

Die Aufgabe ist aber noch auf eine andere Weise zu lösen. Die Vorhand hat vier Roth mit Aß und Ober, vier Schellen mit der Zehne und zwei Eicheln (Atout). Die Hinterhand hat Roth-König, sechs Grün und drei Schellen mit Aß. — Die Vorhand spielt die längste Farbe, also Roth. Da sie ihre 21 Augen jedoch reserviren muß, so spielt sie Roth-Ober an. — Der Spieler schneidet von vorn, die Hinterhand nimmt mit dem König und spielt die grüne Zehn. Die Vorhand sticht, spielt Roth-Aß, worauf die Zehne fällt und die Hinterhand das Schellen-Aß wimmelt. 7 + 21 + 32 = 60.

Spiel-Briefwechsel.

Sengwarder Skatklub. Der Grund, warum Sie die Aufgabe Nro. 38 willkürlich abgeändert haben, ist uns nicht recht verständlich. Für den guten Willen besten Dank.

Cachemiren in Frankfurt a. M. Sehr richtig!

Oskar Schüll in Düren. Wir können nur im Briefkasten antworten. Ihre Lösung ist richtig.

Skatspielerin in Frankfurt. Skat en deux ist nicht gebräuchlich.

W. D. in Bremen. Sie sind sehr im Irrthum! Sehen Sie in Nro. 26 nach und Sie werden finden, daß auch der Solo verloren geht.

Flüchtling aus Alexandrien. Ihre Lösung ist richtig. Wenn der Sitz der Karten nicht zu unglücklich, wäre Grand sehr wohl zu gewinnen. — Piquet wird sehr verschieden berechnet. Sie haben 16 Points verloren, bei der Dezimalberechnung aber nur einen Point, nämlich 76 = 8 von 92 = 9 bleibt — 1.

W. O. in Gl. Wenn Sie nur einfach bis Grand gereizt wurden, so können Sie Null ouverte spielen, denn dieß Spiel geht über Grand. Nur Grand mit Zweien (nicht ohne Zweien) geht über Null ouverte.

Hrn. E. H. in Bitges. Wir werden unser Möglichstes thun, um Ihre Wünsche zu erfüllen, zunächst wäre es aber angezeigt, die vorliegenden Aufgaben richtig zu lösen. — Das grüne Aß hat der Spieler, ebenso Eichel-König, von Ihrem Anspiel wollen wir gar nicht sprechen. Lösung daher ganz unrichtig.

Louis Brandau (?) in New-York. Wir ziehen einen Jungen; der Grund ist schon früher hier angeführt.

R. in Altona. Wir empfehlen Ihnen: Carl Opel, Das Kartenspiel, Preis ℳ 1. 20 (Erfurt, bei Fr. Bartholomäus), zum Nachschlagen. — Warum anonym?

G. T. in Leipzig. Besten Dank, die Aufgabe ist aber wohl zu leicht. Leider kann der Spieler nicht geschnitten werden.

Skatklub Ego in Höxter. Sobald Sie tournirt haben, müssen Sie das Spiel, wie es sich nach dem Tourné stellt, bezahlen, also mit oder ohne Matadoren. Im vorliegenden Falle würden Sie nicht 14, sondern, wenn Sie Grün tournirt hatten, 35 zahlen. Uebrigens hätten Sie Ihr Spiel in Grün auch ohne Jungen gewinnen können. Sie drücken die beiden Zehnen und brauchen dann nur 41 Points zu machen. — Es ist sehr zu bedauern, daß kein wirklich gutes Skatbuch existirt.

Richtige Lösungen sandten ein: B. in Sonneberg. P. D. F. in Hannover. Oskar Schüll jun. in Düren. E. W. Dammüller in Hamburg. F. F. in Schmallenberg. Peske in Koblenz. Carl Danert in Hannover. Grüne Eiche in Pyrmont. Fritz und Frida in Danzig. Heinrich Jacob in Magdeburg. Abonnent in Soerabaja (holl. Indien). H. B. in Gera. Louis Brandau (?) in New-York, 72 Murray-Street. E. A. C. H. in Hamburg. Fritz Dreger in O. bei Bonn. Capt. Leu in Köln. Frohe Aussicht in Gastein. Lieschen in Marienbad. F. P. D. in Prag. Kunst. in Rom. Goldwasser in Danzig. Skat F. F. in Dresden. Tourns in Leipzig. Alter Skatspieler in Hergenrath. Otto Rieber in Leipzig. Emil Frank in Braunschweig. A. Schultze in Schwedt. Louis Koch in Hattingen. Stammtisch Anhalt-Bahnhof in Berlin. M. R. (unleserlich) in Danzig. Kutschke, Gymnasiast.

Rösselsprung Nro. 16.

he	wä-	des	fast	dein	trü-	ben	den-
herz	be	daß	es	der-	noch	den-	den
re	mü-	in	lie-	be-	und	mich	und
lie-	er-	nim-	ver-	kind	ke	möch-	ich
der	dein	den	mich	noch	leicht	ich	will
lie-	mer-	glü-	ge-	geb'	test	manch-	so
he	sel-	für	den-	daß	den-	get	du
mehr	noch	nur	mir	lin-	mich	mir's	mal

Charade.

Unter Blätter, im Grase versteckt
Blühet ein liebliches Kind,
Frühlingslüfte so lind
Aus dem Schlummer es haben geweckt.

Mit den Aeuglein so lieb und so blau
Schaut es um sich in der Welt,
Die so schön ist bestellt,
Und es freut sich zu blüh'n auf der Au'.

Und das Blümlein im blauen Gewand
Ist der Bescheidenheit Bild.
Sendet lieblich und mild
Seine Düfte weithin durch das Land.

Auflösung des Sylbenräthsels in Nro. 44:

Daphne
Jonathan
Sinbad
Rosny
Abraham
Ei
Leo
Jordan.
Disraeli — Endymion.

Bilderräthsel 46.

Auflösung des Bilderräthsels 44:

Ohne Umschweife
Begreife,
Was dich mit der Welt entzweit:
Nicht will sie Gemüth, will Höflichkeit.

Briefmappe.

Hrn. S. in N. Eine sehr einleuchtende Erklärung über die Entstehung des Wortes Backfisch erhalten wir aus London — back fish nennt der Fischer diejenigen Fische, welche, als zu klein und deßhalb nutzlos, er zurück in die See wirft, um sie später wieder zu fangen, wenn die Fische ausgewachsen.

O. L. O. in P. C. A. Stähle, Waffengeschäft, Stuttgart, Kanzleistraße.

F. P. in Salzburg. An irgend einen Ihnen bekannten Maurer, der alles Weitere veranlassen wird.

Pr. in Bromberg. Unter Anleitung eines tüchtigen Meisters in diesem Fach. Vielleicht Brend'amour in Düsseldorf.

Abonnentin in Borra. W. v. Humboldt's Briefe an eine Freundin waren an Charlotte Diede, gestorben in Kassel, gerichtet.

C. L. in D. Der zweite Vers ist nicht recht gelungen. Oden hübsch.

F. K. in Nürnberg. Schaffen Sie sich das bei Ruhl in Leipzig jüngst erschienene Büchlein: „Go", das Nationalspiel der Japanesen, dargestellt von Schurig, an.

Abonnentin zu Sch....berg. Marie Sophie Schwarz ist 1819 zu Boras als Tochter eines dort ansässigen deutschen Kaufmannes geboren und lebt in Stockholm.

Leser in W. Das spezifische Gewicht des menschlichen Körpers ist größer.

G. F. in Bordeaux. Große Oper in Paris; Hoftheater in München; Scala in Mailand. — Man kann darüber streiten, da diese nicht alle Forderungen erfüllen.

Q. H. Sie finden postlagernd Hamburg einen Brief jenes Autors für Sie.

Abonnentin in Gernsbach. Uns ist nicht bekannt, eine derartige Annonce gebracht zu haben.

Frl. Sophie H. in K. Sehr warm in der Empfindung und von schönem Patriotismus getragen, aber für uns ungeeignet.

Little Dick. Für die Verwendung von alten Freimarken zu Wohlthätigkeitszwecken haben wir in den letzten Nummern eine Reihe von Adressen angegeben. Für das Verkaufen bietet sich bei seltenen Marken Gelegenheit bei den Freimarkenhändlern, die sich in allen Städten finden.

Petronius Rufus. In einer der letzten Nummern haben wir den einzelnen Einsendern von G. geantwortet.

Hrn. G. N. in F. Ihre Anforderung ist mehr als naiv, hat uns aber vielen Spaß gemacht.

Hrn. E. M. L. in Detmold. Ohne sichere Aussichten, die Ihnen von dort geboten würden, können wir Ihnen nicht rathen. Wenden Sie sich an Herrn Maler Keller-Leuzinger in Stuttgart, der mit den Verhältnissen genau vertraut ist. In Brasilien spricht man nicht spanisch, sondern portugiesisch.

Frl. Emilie P. in G. Wenn die Lieder und die Widmung nur geschrieben sind, nicht gedruckt; dann nicht. Wenn sie Ihnen dedizirt zugesandt werden, dann ist es doch wohl als ein Ausdruck solcher Gefühle zu betrachten.

Frl. O. G. in Stolp. Leider gibt es dafür kein Mittel, als die allgemeinen, welche Fettbildner sind. Die Sache ist aber Anlage und kann nicht garantirt werden, daß die Mittel anschlagen.

Langj. Abonn. Ap. in Rußl. Die Artigkeit erfordert, daß Sie, trotz Ihrer Stellung im Hause, die Dame zuerst grüßen. Gegenüber von Frauen muß man von seiner Stellung, und wäre sie die höchste, völlig absehen.

Hrn. Dr. Gr. in W. Die Saison beginnt durchschnittlich Mitte August; dießmal vielleicht etwas später.

Hrn. K. Br. in Olm. Ein solches Buch gibt es nicht. Sie werden jedoch aus den dramaturgischen Schriften H. Th. Rötscher's sich genug Belehrung erholen können.

Fr. E. v. L. in Thüringen. Mit Rußland existirt kein Vertrag, wohl aber mit Frankreich und England. Sie müssen sich mit den betreffenden Autoren direkt in Verbindung setzen. Die in unserer letzten Briefmappe genannten Adressen literar. Vermittlungsbureaux werden Ihnen dienen. Bitten um Ihre volle Adresse.

Alte treue Abonnentin in Frankfurt a. M. Wenn diese Frage so leicht zu lösen wäre, wie Viele könnten wir glücklich machen! Die fragliche Beschäftigung hat eben gar zu viele Bewerber. Wir müssen Sie auf die vorhergehende Beantwortung hinweisen.

Langj. Abonnentin in Schl.-Holst. In dem durch Ihre neue Zuschrift veränderten Falle können Sie nur durch Annoncen zum Ziele kommen.

Würzburgerin. Ein Landsmann von Ihnen, glaubten wir, sollte Ihre Landsmänninnen kennen, aber es gibt Ausnahmen; jede Allgemeinheit trägt natürlich auch ihren Irrthum in sich, ohne deßhalb unrichtig zu sein. Also Vergebung und Respekt vor Ihrer Häuslichkeit. Ihre prächtige Handschrift spricht schon dafür.

Frau F. v. H. Die drei genannten Orte entsprechen am meisten Ihren Anforderungen. Nervenstärkende und doch milde Luft werden sie nicht oft verbunden finden.

Liberta in P. Ein unschädliches Mittel gibt es nicht; denn auch der oft gerathene Bleikamm ist ein solches nicht. Richtig.

Hrn. O. S. in Paris. Moderne Figuren darf man in ein solches Räthsel nicht bringen.

Hrn. C. U. in Essen. Man ätzt Glas dauerhaft und scharf, indem man geschmolzenes Wachs mit einer Feder auf das gereinigte und womöglich warme Glas in dünner Schicht aufträgt und an den zu ätzenden Stellen den Wachsüberzug mit einer feinen Eisenspitze oder dergleichen wegradirt. Bei kleinen Arbeiten ätzt man dann in bequemer Weise durch Bestreichen mit Fluorwasserstoffsäure-Lösung, oder mit gasförmigem Fluorwasserstoff. Letzteres setzt chemische Kenntnisse voraus. Lösung und Gas sind ohne Geruch und sehr giftig.

Hrn. A. W. in L. Ihre beiden Berufsfragen kann das Militär.-literar. Bureau von Pavel in Berlin beantworten. — Dem Weine, wenn er gut verkorkt ist, kann es nichts schaden.

Hrn. M. R. in Frankfurt a. O. Auskunft über Fabrikadressen wird Ihnen die Leuchs'sche Buchhandlung in Nürnberg geben.

X. Y. Z. in Leipzig. Wir können Ihnen nur zu einer Annonce in einer Zeitung der französischen Schweiz rathen. In letzteren kommen häufig solche Fälle vor. Die bekannten Annoncenbureaux besorgen Ihnen das auf's Beste.

Egeria. Nicht die Anlage war in dem Goethe'schen Ausspruch gemeint, sondern die Energie, mit der die Frau Alles ergreift und durchführt, die Lebhaftigkeit, mit der sie Alles auffaßt, was dann auch zum Schlimmen ausschlagen kann.

Hrn. G. Scha. in Thorn. Der Ausdruck: „Der fremde Herr aus Cottbus", stammt unseres Wissens aus einer ältern Berliner Posse.

Einer sehnsuchtsvoll Erwartenden in Dänemark. Auf Ihre sieben Fragen für heute folgende Antwort: Die Adresse von F. kennen wir nicht; er wird Ihnen sicher auf eine Zuschrift (mit seiner frühern Adresse) gerne die Erlaubniß geben und eine Rede senden. Die Preise womöglich im nächsten Jahrgang. Ein gutes Bild erschien bei Goupil in Paris, ist aber nicht mehr im Handel. Dagegen ist eine Photographie nach demselben bei Fleischmann in München zu haben. Eine Bearbeitung der drei Werke zu einem kann absolut kein Hinderniß finden, namentlich da nicht 'mal ein Vertrag zwischen Dänemark und Deutschland besteht.

Amor in Noth. Der Herr wird immer zuvor des Jawortes der Tochter gewiß sein müssen.

Amor in Offenbach. Sie sehen, es gibt noch mehr Ihres Namens. Nennen Sie uns den rechten Namen, dann wird es keine Verwechslung geben. Kühne (Dewall), dessen Porträt wir früher gebracht, wohnt in Wiesbaden.

Frau v. K.-B. in M. Die Annoncenbureaux in großen Städten können Ihnen die geeigneten Zeitungen bezeichnen und die Annoncen besorgen.

Hrn. C. S. in R. Wenden Sie sich an die österr. Gesandtschaft in Paris. Diese kann Ihnen vielleicht zu Ihrem Zwecke behülflich sein.

Hrn. O. R. in G. Fräulein Auguste Miller, kaiserlich russische Hofschauspielerin a. D., Berlin, Kanonierstraße 42, hat eine Theaterschule, in welcher junge Leute, Herren und Damen, für die Bühne ausgebildet werden. Gute Lehrerin!

Paula Stowasser in Wien. Reinhardt in Zörbig. Johann Heintz in Brünn. Oberl. Lippmann-Sojos in Czahova. Marie Goltermann in Hannover. Anna Mahlmann in Hannover. R. Schreiber in London. Rudolf N. in Strehlen. Richtig gelöst.

Gesundheitspflege.

Hrn. v. d. K. in N. Ein gutes künstliches Gebiß dürfte wohl den Verdauungsbeschwerden zum Theil abhelfen. Ein bindendes ärztliches Urtheil läßt sich gemäß Ihrer Schilderung nicht abgeben.

Hrn. Ch. S. in G. Der tägliche Genuß von rohem Speck ist für einen zu Korpulenz geneigten Menschen äußerst unzuträglich, der Genuß frischen Wassers am Morgen dagegen empfehlenswerth.

Hrn. Gustav G. in Nürnberg. Derartige Angelegenheiten finden an dieser Stelle keine Berücksichtigung; auch auf bezügliche Privatkorrespondenz lassen wir uns nicht ein. Vor den fraglichen, in den Zeitungen angepriesenen Mitteln, deren Fabrikant zu den unverfrorensten Ausbeutern bedauernswerther Kranken gehört, warnen wir Sie!

Hrn. W. J. in Ungarn. Ob eine Kaltwasserkur Ihnen zuträglich, läßt sich ohne persönliche ärztliche Untersuchung nicht bestimmen.

Hrn. Arthur H. in Lemberg. Das fragliche „ärztliche Bureau" ist ein Spekulationsinstitut zum Behufe der Verbreitung nichtsnutziger Geheimmittel. Sie dürfen sich nur persönlich, nicht brieflich, an einen Arzt wenden.

Redaktion: Dr. Edmund Zoller in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.



48. Band.
Vierundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1881—1882.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Die Jüngste.

Erzählung von
Hans Wachenhusen.
(Fortsetzung.)

X.

Melchior entfernte sich bereitwillig. Mit bangen Schritten erreichte er das Ende des Weihers und vertiefte sich in die Buchenwaldung. — Die Beiden, die bei ihrem Wiedersehen eine so eigenthümliche Ueberraschung gezeigt, waren allein. Schweigend schritten sie nebeneinander, sie, die herabhängenden Hände gefaltet, vor sich niederschauend; er, wartend, daß sie das Wort nehme, mit einem gewissen Trotz im Antlitz.

Sie schien dieses Wort nicht zu finden. Ihr kleiner Fuß bewegte sich unter den Büscheln des in den Weg hängenden Farnkrauts, ihre schmalen, farblosen Lippen waren zusammengepreßt. Sie mit ihrem kränklichen Erscheinen wäre nicht schön, nicht häßlich, wäre vielleicht hübsch, ihre Züge wären sympathisch gewesen, wenn sie nicht den Ausdruck des Unbefriedigtseins verrathen hätten, das durch die Magerkeit des Gesichtes noch plastischer wurde.

Das plötzlich aus dem Schilfdickicht des Ufers an-



Eine Schachpartie. Gemälde von A. Bida. Nach einer Photographie im Verlag von Ad. Braun & Co. in Dornach.

hebende rabenartige Geschrei der Rohrdommel erschreckte sie. Sie schaute auf, sah den Gatten eben in die Lisière verschwinden und wandte sich nervös zu Höfer.

„Was ist aus Edith geworden?“ fragte sie halblaut, scharf, wie aus erzürntem Herzen kommend. „Sie müssen ihr hier begegnet sein!“

Höfer schwieg.

„Ich führte meinen Gatten hieher, von wo ich ihren einzigen Brief erhielt. Es sind seitdem schon Wochen verstrichen; ich bin in Todesängsten um sie! . . .“

Sie brach ab; sie horchte auf eine Antwort. Höfer's Antlitz verfinsterte sich.

„Sie wissen also nicht, was ihr hier, gleich nach ihrer Ankunft begegnete, ehe ich noch Gelegenheit hatte, von ihrem Hiersein zu hören, während sie mich wohl ebensowenig hier vermuthete?“

Frau von Melchior stutzte über den Ton seiner Frage, der ihr jeden von ihr beabsichtigten Vorwurf zurückzugeben bereit schien. Erschreckt und groß starrte sie ihn an.

„Man sprach uns heute Mittag nach unserer Ankunft von einer fremden, unbekannt gebliebenen Dame. Mich beschlich dabei eine Ahnung . . .“

Sie stockte; ihre Hand preßte sich unwillkürlich auf die Brust.

„Es dürfte gerathen sein, gnädige Frau, auch Ihrerseits dieser fremden Dame das Inkognito zu bewahren, das ich zu retten mehr that, als meine ärztliche Stellung mir gestattete.“

Höfer sah sie heftig erzittern. Sie vermochte nicht vorwärts zu schreiten und brachte kein Wort über ihre Lippen; ihre Brust bewegte sich unter dem Druck der noch immer auf dieser ruhenden Hand.

„Sprechen Sie nichts mehr! . . . nicht hier!“ drang es endlich so unglücklich und gepreßt heraus. „Melchior weiß nichts von ihr; er könnte Argwohn schöpfen; er ist so ängstlich bemüht, jede Aufregung von mir zu wenden. Er könnte also fürchten, daß Ihre Ansicht über mein Leiden mich erschüttert . . .“

Sie schritt hastig vorwärts; er blieb an ihrer Seite.

„Ich habe Sie gebeten, heute gegen Abend, um welche Stunde es Ihnen gelegen sein mag, mich aufzusuchen . . . Ich werde allein sein . . . Melchior darf nicht wissen, daß wir uns kennen.“

„Zu Befehl, gnädige Frau!“

Höfer's Ton war fast grausam kalt; seine Züge waren es nicht minder. Schweigend schritt er neben ihr. Und dennoch schien seine Kälte nur eine Maske. Er beobachtete heimlich die so heftige Erschütterung dieser schwächlichen Existenz, die sein Mitgefühl erregte.

Mit knapp zugemessener Artigkeit bot er ihr den Arm, als sie, nach Luft ringend, inne hielt; und durch ihre Ermattung gezwungen, nahm sie ihn.

Höfer, ein Wesen führend, das an seinem Arm hing, leicht und ätherisch wie eine Möve, ohne die Schwungkraft derselben, sah besorgt nach seinem Freunde aus.

Und der trat eben rechtzeitig aus der Waldecke heraus. Er glaubte seine Gattin an der Seite des Arztes am besten aufgehoben und schritt langsam heran.

„Ich muß mir doch von dem Waldhüter die Stelle zeigen lassen, an der diese so romantische Mordgeschichte passirte,“ sagte er lachend und ahnungslos. „Ich habe einmal ein großes Faible für dergleichen.“

Der Arm seiner Gattin erzitterte heftig auf dem des Arztes. Sie suchte furchtsam den des Gatten. Melchior sah, wie sie verlangend auf ihn blickte, und trat an ihre Seite.

„Ich danke Dir, Moritz!“

Höfer schaute erst jetzt bei diesem Wechsel achtsam in das Gesicht der zarten Frau. Sie war krank; das Auge des Arztes erkannte das. Ihre Lippen waren farbloser noch als ehedem, ihre Wangen eingesunken, ihre Augenlider verliefen nach den Schläfen in krankhafter Färbung; um die schmale, fast durchsichtig geflügelte Nase und die dünnen, blutlosen Lippen lag eine gewisse Bitterkeit; das Kinn sprang scharf über die weiße, engschließende Krause, und der ganzen, so normal aufgebauten Gestalt fehlte Fleisch und Blut . . .

Er schaute auf seinen starkknochigen Freund, wie er mit ihr voran über die Wiese schritt; Geschäfte vorschützend, trennte er sich von den Beiden in der Nähe des Hotels. Er sah beim Abschied, wie das Auge der kranken Frau mahnend auf ihm ruhte.

„Die Gnädige wünscht meinen Besuch noch heute,“ sagte er, Melchior die Hand reichend. „In einer Stunde stehe ich zur Verfügung.“

Derselbe stumme Blick dankte ihm. Er ging zur Stadt hinab. Den Kopf gesenkt, die Hände auf dem Rücken, nahm er den Umweg durch die engen Hintergassen des Städtchens zu seiner Wohnung, um nicht nach der bleichen jungen Frau gefragt zu werden, an deren Seite man ihn ohne Zweifel schon gesehen, denn was im Schweizer abstieg, ward sofort unten in der Stadt signalisirt.

XI.

Die Begegnung hatte auf Höfer den tiefsten Eindruck gemacht. Was er Jahre hindurch zu vergessen sich bemüht und was zu vergessen ihm bis auf die Ereignisse der jüngsten Zeit gelungen, das Alles stand wieder vor ihm auf, verfolgte ihn bis in die idyllische Einsamkeit dieses Waldthals, bis in eine bürgerliche Existenz, die, der Romantik bar, an ihn ihre positiven, prosaischen Forderungen stellte.

Daniela begehrte ihn zu sprechen, und sicher nicht um ihrer selbst willen. Auch ihn drängte es nach einer Unterredung mit ihr. Er bog in der Stadt plötzlich von der Richtung nach seiner Wohnung ab, um heute nicht mehr durch Geschäfte belästigt zu werden, schlenderte eine Stunde lang durch die einsamsten Gartenwege und stieg dann zurück zum Schweizer hinauf.

Melchior begegnete ihm im Garten; er wollte eben wieder in den Wald.

„Meine Frau erwartet Dich!“ rief er Höfer entgegen. „Laß Dir nur von ihr den Krankheitszustand genau erzählen. Die Reise hieher scheint sie sehr angegriffen zu haben. Nerven, lieber Freund! Wenn nur die Weiber diese Nerven nicht hätten!“

Melchior ließ seiner Frau den Doktor melden und trennte sich von diesem mit herzlichem Händedruck.

Daniela trat Höfer in derselben Kleidung entgegen, in der er sie am Weiher gesehen. Sie hatte die eine Stunde ersichtlich benützt, um sich zu beruhigen.

Mit trübem Lächeln reichte sie ihm die Hand.

„Höfer!“ In das eine Wort legte sie die ganze Bewegung ihres Herzens, und das Wort klang ihm bis in die Tiefe des seinigen.

Um die eigene Aufregung zu verbergen, beugte er sich über die zitternde Hand und führte sie an seine Lippen.

Aber das andere Wort konnten Beide jetzt nicht finden. Sie schwiegen, und erst als Daniela ihm gegenüber saß und mit inniger Freude auf den Mann schaute, der ihr unvergeßlich geblieben, als sie sah, daß er ihr dieses Wort überließ, gelang es ihr, sich zu sammeln.

„Ich danke dem Himmel, der mich Ihnen noch einmal begegnen ließ,“ sagte sie mit Wärme. „Und ich danke ihm, daß er Sie glücklich, zufrieden werden ließ in einem Beruf, der dem Manne eine so herrliche Mission sein muß . . . Nicht wahr, Herr von Höfer, Sie sind glücklich?“

„Zufrieden . . . Sie nannten das Wort!“ Höfer blickte ernst vor sich hin. „Es hat mich wenig gekostet, jenen andern Beruf aufzugeben, den ich nur aus schuldiger Rücksicht für Andere wählte . . . Aber Sie, gnädige Frau?“

Daniela blickte ihn mit so unverholenem Interesse an.

„O, an mir ist wohl wenig noch zu kuriren. Auf ärztlichen Rath nahm ich nach des Vaters Tode die Werbung Melchior's an, und so leben wir Beide denn in einer Vernunftehe, in der die Zufriedenheit unser Glück ist.“

Sie schwieg mit einer Miene, als sei es ihr peinlich, zu berühren, was sie doch fragen mußte; sie blickte vor sich, dann hob sie das Antlitz wieder und fuhr mit unsicherer Stimme fort:

„Ich sagte Ihnen, Herr von Höfer, daß nicht Gesundheitsrücksicht mich hieher führte. O, Sie, der Sie fern von uns während all' der Zeit wohl Ihren Studien oblagen, Sie wissen nicht, welche Prüfungen dem armen Vater und mir beschieden waren! Ich darf Ihnen davon sprechen, da Sie uns nahe standen und Sie vermuthlich durch Edith . . .“

Sie blickte ängstlich in sein Antlitz. Höfer begegnete ihrem Auge zaudernd, als verstehe er sie nicht.

„Sie begreifen, daß es mich furchtbar erschütterte, als ich heute von Ihnen vernahm, daß jene blutige That hier im Walde gegen sie gerichtet gewesen! Hat Edith Ihnen nichts gesagt, was . . .“

„Nichts! Es war mir vergönnt, ihr das Leben zu erhalten; sie dankte dasselbe wohl mehr noch einem glücklichen Umstande, der sie vor vollständiger Verblutung rettete, ehe es gelang, sie aufzufinden und ihr ärztliche Hülfe zu bringen, aber nichts vermochte sie, zu verrathen . . .“

Daniela nickte traurig vor sich hin, als verstehe sie.

„Und sie ging wirklich von hier, ohne durch dieses Geständniß dankbar zu sein?“

„Ja, sie ging!“ Höfer suchte zu verbergen, daß die Erinnerung ihm schmerzlich. „Ich wagte es nicht, in sie zu dringen; ich achtete das Schweigen einer . . . Unglücklichen, als die ich sie wiedersehen mußte.“

Höfer fixirte Daniela scharf; er sprach mit herausfordernder Betonung des einen Wortes.

„Ja, das ist sie!“ hauchte die bleiche Frau. „Unglücklicher als ich es damals fürchtete . . . Und Sie haben auch keine Ahnung, wohin sie ging? Sie sagte Ihnen nichts . . .?“

„Nichts! Ich weiß weder, woher sie kam, noch wohin sie ging; ich selber mußte aus Schonung auch der Behörde gegenüber der Wahrer ihres Geheimnisses werden, zu diesem Zweck ihre Flucht von hier schützen, und sie . . . nahm ihr Geheimniß mit sich.“

„Und Sie fragen auch mich nicht nach dem Schicksal der armen Edith?“ Daniela blickte fast vorwurfsvoll.

„Ich weiß nicht, gnädige Frau, inwiefern ich als ein Fremder hiezu berechtigt!“

„Sie sind uns kein Fremder, Herr von Höfer! Hätte Gott meine Wünsche erfüllt, Sie ständen uns näher und . . . Manches wäre nicht geschehen, was auch den armen Vater früh in die Erde gebettet! . . . Sie hörten auch nichts von Edith, seit Sie uns verließen?“

„Nichts!“ Höfer, der mit gekreuzten Armen dasaß, lehnte die Stirn in die Hand.

„Edith's Schicksal verlangt Schonung! Hat sie sich's auch selber bereitet, sie war zu jung, um Unterscheidung und Einsicht zu besitzen. Für uns ward sie eine Verschollene schon bald nach ihrer Vermählung. Das Unglück riß sie fort wie eine Lawine, die Scham hinderte sie jedenfalls, Schutz oder Rettung bei uns zu suchen. Erst vor einem halben Jahr erfuhr ich durch Zufall, daß sie noch am Leben. Man war ihr begegnet, fern, jenseits des Ozeans.“

Höfer nickte vor sich hin, als überrasche ihn das nicht.

„Ohne meinem Gatten davon zu sagen, — denn er wußte und weiß bis heute nur, daß meine jüngste Schwester unglücklich verheirathet, und ehrte mein Schweigen über sie, — ließ ich durch die Gesandtschaft amerikanische Agenten aufbieten, ich versprach hohe Belohnungen, und wirklich gelang es, sie in einem abgelegenen Ort im fernen Westen Amerikas zu entdecken, wo sie sich durch Unterricht in der Musik ernährte. Ich schrieb an sie; ich beschwor sie, zurückzukehren und eine Summe in Empfang zu nehmen, die vor den Gläubigern ihres Mannes nach des Vaters Tode für sie zu retten mir gelungen. Ich benachrichtigte sie, daß die Gesandtschaft in Stand gesetzt worden, ihr an jeder beliebigen Stelle das Reisegeld auszahlen zu lassen.

„Edith antwortete nicht; fernere Briefe waren ohne Erfolg. Da, eines Tages, als Melchior auf unserem Gute verweilte, trat sie in unsere Wohnung. Sie war in bescheidener Kleidung; Alles an ihr verrieth, daß sie das Elend wohl hatte beugen, aber nicht erniedrigen können. Ich hatte Recht gehabt, als ich früher behauptete: in Edith werde erst das Weib erwachen, sie sei noch Kind. Und das ist geschehen. Sie erschien vor mir ernst, bewußt, trotz der Sorge, die ich aus ihrem Auge sprechen sah. Sie sagte mir, man habe ihr in einer kleinen Stadt im fernen Westen Amerikas meinen Aufruf gebracht; sie erklärte sich mit knappem Dank bereit, meine Uneigennützigkeit anzunehmen, mit halben Worten zugebend, daß sie bedürftig sei aber jede Auskunft über ihre Erlebnisse stumm verweigernd. Ich sah's ihr an, sie war entschlossen, das Schicksal, das sie sich selber bereitet, auch selber zu tragen, und wies jedes Mitleid zurück.

„Ich gestehe, dieses junge, sicher so schwer heimgesuchte Weib, das ich so lange betrauert, beklagt, es flößte mir Achtung ein; ich blickte mit heimlichem Erstaunen auf sie. Wie sie vor mir stand, war sie schöner als ehedem. Mit dreiundzwanzig Jahren war sie ein fertiges, durch die Schule der schwersten Prüfungen gegangenes Weib, das mit seiner auffallenden Persönlichkeit wohl des unbestechlichsten Willens, der Kraft bedurft hatte, um sich der Welt gegenüber zu vertheidigen, und daß sie dieß gethan, das wußte ich. Ihr Auge verrieth keine Schuld, keine Reue, und die Thränen, die sie geweint haben mochte um sich selbst, sie waren längst versiegt.

„‚Laß mich auch fürder meines Weges gehen!‘ bat sie, als ich sie an mich zu fesseln versuchte. ‚Ich passe

nicht mehr hieher, ich würde Dir ein unverständliches Wesen, also eine Last sein.‘ Sie lehnte sogar ab, mein Gast wenigstens auf einige Tage zu sein, und fand nur so lange Ruhe bei mir, als ich bedurfte, um von dem Bankhause die bei diesem deponirte Summe zu erhalten. Und diese empfing sie von mir mit dem Gefühl der Beschämung, die ihr die Erinnerung bereiten mochte. Sie selbst hatte mir einmal hochmüthig gesagt, sie überlasse mir gern die von dem Vater derjenigen seiner Töchter ausgesetzte Prämie, die am längsten bei ihm bleiben werde, und diese von mir anzunehmen, war Alles, was sie über sich vermochte. Aber das gerade bewies mir, wie sehr sie dieses Geldes bedurfte.

„Edith, als sie das Päckchen mit den Banknoten zu sich gesteckt, ward von einer mich beängstigenden Unruhe überfallen. Es litt sie nicht mehr bei mir. Sie sagte mir Lebewohl . . . herzlich, ja, ich fühlte es, aber sie ging mit trockenem Auge, während das meine von Thränen um sie überströmte, und noch heute empfinde ich, wie kalt der Hauch, als ihre Lippen flüchtig die meinigen berührten.

„Wenige Tage später erhielt ich einige Zeilen von ihr, ohne Datum, ohne Angabe des Ortes. Sie schrieb nur, sie danke mir noch einmal von ganzem Herzen; es sei ihr nicht vergönnt gewesen, bei mir zu verweilen, sie sei gezwungen, einen stillen, abgeschiedenen Ort zu suchen, an welchem sie einige Wochen oder Monde ausruhen und in tiefster Zurückgezogenheit über einen neuen Lebensplan sinnen wolle.

„Das Couvert des Briefes trug den Stempel Lichtenheim. Mich überfiel die Sehnsucht nach ihr. Edith, wie sie aus dem Kampf des Lebens hervorgegangen, wie sie in meiner Erinnerung so frisch vor mir stand, war meinem Schwesterherzen plötzlich viel theurer geworden. Ich machte mir den Vorwurf, daß ich mich vor der Ueberlegenheit gebeugt, die sie auf mich geübt; ich mußte sie wieder haben.

„Melchior kehrte bald darauf von seiner Reise heim. Ich sprach ihm nichts von diesem Wiedersehen, ich drang auf eine Sommerreise, aber seine Geschäfte und meine Kränklichkeit hielten uns noch wochenlang fest. Heute endlich trafen wir hier ein. Ich wagte nicht, gleich nach der Schwester zu fragen; ich wußte ja nicht, unter welchem Namen sie hier sei, und fürchtete, sie vielleicht nicht mehr zu treffen. An der Tafel erzählte man uns von dem Ueberfall einer jungen Dame im Walde. Sie kamen, Sie bestätigten mir, was ich zu befürchten nicht gewagt hatte. Sie hatten es sein müssen, der Edith's schwer bedrohtes Leben gerettet."

Höfer hatte mit wachsender Unruhe zugehört.

„Und dieses Geld, das Sie ihr gaben . . . sie trug es bei sich?" fragte er.

„Sie barg es mit sichtbarer Angst in ihren Kleidern, als ich es ihr gab. Es waren zehn Banknoten von je tausend Thalern, die ja so leicht zu bergen."

„Aber Niemand war zugegen, als sie das Geld von Ihnen empfing? Niemand wußte davon?"

„Niemand! Ich schaute ihr vom Fenster nach, als sie mich verlassen. Ich sah sie in das Comptoir des benachbarten Bankhauses treten und erfuhr später, daß sie dort eine dieser Noten gewechselt . . . Wäre ich ihr gefolgt; hätte ich sie festgehalten! Aber ich war in einem Zustande der Aufregung, der mich zu Allem unfähig machte."

„So erklärt sich denn auch das!" sprach Höfer finster halb für sich. „Nach der Aussage der Zeugen fand man ihre Kleidung beschädigt, wie nach heftigem Ringen mit überlegener Gewalt. Schulter und Brust zeigten Spuren brutaler Berührung. Es bleibt nichts als ein gemeiner Raubmord von diesem traurigen Ereigniß, das die Damen des Ortes hier sich so romantisch aufgeputzt . . . Aber wer konnte wissen, daß sie dieses Geld bei sich trug?"

Daniela blickte rathlos.

„Hatte sie irgend welche Begleitung, als sie in Ihrer Stadt erschien?"

„Edith gestand mir wenigstens so viel über sich und ihre Verhältnisse, daß sie allein über das Meer gereist. Aber wie schied sie von Ihnen und haben Sie keine Vorstellung, wohin sie sich gewendet?"

„Keine! . . . Das Gefühl der Scham beherrschte sie mir gegenüber von dem Moment ab, wo sie mit einem unverholenen Entsetzen mich an ihrem Lager erkannte. Ich überraschte sie sogar eines Tages, als sie, ihr Leben wieder auf's Spiel setzend, das Bett verlassen, um heimlich die Flucht zu ergreifen . . . vor mir natürlich und vor der Nothwendigkeit, dem Gerichte Rede zu stehen. Vor mir . . . mag sein; ich erkläre es mir selber; aber . . ."

„Das geschah aus demselben Gefühl, das sie auch von mir forttrieb. Edith liebte Sie, ich weiß es!"

Höfer lachte spöttisch.

„Liebte mich? Allerdings konnte ich der Thor damals sein, es selbst zu glauben!"

„Nein, nein, Höfer! Was nützt es, heute davon zu sprechen, aber sie war die Thörin, ihr Ohr den Einflüsterungen des herz- und gewissenlosesten Menschen zu öffnen, der, als die Schwestern alle das Haus verlassen und meine Kränklichkeit mich oft von ihr trennte, seine Zeit gekommen sah. Ich habe damals oft unruhige Stunden verlebt, wenn ich matt und hülflos dalag und ihn bei ihr im Garten hörte. Sie mit Ihrem ehrlichen Herzen bauten auf die Neigung, die sie Ihnen zeigte, und gelang es Jenem auch nicht, dieselbe zu ertödten, er gewann einen Einfluß auf sie derart, daß sie sich langweilte, wenn er nicht kam! O, Sie wissen ja, Höfer, wie überlegungslos unsere Mädchen in dem Alter die erste kleine Regung ihres Herzens zum Elend ihres ganzen Lebens oft an den Unwürdigsten zu verschwenden bereit sind, wenn nicht eine sorgsame Hand sie vor sich selber schützt. Edith hat durch eigene Schuld das unglücklichste Loos gezogen; ich selbst habe ja nur eine unvollkommene Vorstellung von den Schicksalen, die sie durchlebt, sie bekennt nicht aus Scham über sich selbst und kämpft sich lieber mit eigener Kraft durch die Welt, anstatt sich unter den Schutz ihrer Angehörigen zu retten, und ich schaudere vor dem Gedanken, daß sie dennoch wird unterliegen müssen, jetzt, seitdem ihr auch diese letzte Hülfe genommen. Vereinigen Sie sich mit mir, Höfer, Sie, der Sie einer Unglücklichen nicht mehr zürnen dürfen, um . . ."

Höfer schüttelte mit derselben finstern Miene den Kopf.

„Ich hielt es für meiner unwürdig, gnädige Frau," sagte er langsam, vor sich schauend, die Schläfe in die Hand stützend, „Ihnen zu bekennen, was in mir vorging, als ich Dieselbe, deren Bild, wie wehe es mir auch gethan, nie aus meinem Herzen schwand, fast leblos, fast nur mit dem letzten Athemzuge noch dieser Welt angehörend, vor mir sah, ein Opfer der schreiendsten Brutalität. Ein Kind war's gewesen, das mich so schwer gekränkt, und ein Weib sah ich verendend vor mir, ein Weib, das die Schuld trug, die jenes Kind so leichtfertig auf sich geladen. Die Welt wäre anders, sie hätte nur den hundertsten Theil der Pein und Qual, wären wir nur verantwortlich, müßten wir nur büßen für das, was wir mit voller Reife des Verstandes gethan, so aber büßt nicht nur oft der Schuldige selbst, sondern auch Der muß mit leiden, an dem verschuldet worden, und der Letztere oft mehr als Jener . . .

„Sie sehen mich in dieser Lage, gnädige Frau! Seit jener Zeit gab es für mich kein Leben mehr, nur Arbeit, Studium, Streben. Der Anblick Edith's, wäre sie mir unter anderen Umständen begegnet, hätte genügt, die alte Wunde aufzureißen, die nie verharschen konnte. Als ich sie so vor mir sah, wollte auch mir das Herz brechen. Ein Götterbild, das ich angebetet, zertrümmert von der Hand eines Buben! . . . Aber nach wenigen Sekunden, von denen jede ein Menschenleben bedeutete, saß der Arzt an ihrem Lager, dem es gelang, das zerschnittene Lebensband wieder zusammenzuknüpfen.

„Ich zitterte vor dem Moment, in welchem sie, zum Bewußtsein zurückkehrend, mich erkennen werde, und doch hätt' ich es nicht über mich vermocht, ihr Leben einem Andern anzuvertrauen. Als sie endlich erwachte, glaubte sie an ein Wiedersehen im Jenseits. Sie lächelte; ich mußt' es dulden, daß sie ihre Hand auf die meinige legte, daß ein Blick von ihr mich um Vergebung bat . . . Aber es währte nur eine Minute; sie schlief wieder ein.

„Das war ein glücklicher Moment für sie, für ihre Genesung. Als sie, wieder erwachend und kräftiger, in sich und mir die Erdenwandler erkannte, war der Eindruck kein für ihr Leben so bedenklicher mehr. Sie hörte meine Stimme, die des Arztes, der ihr kalt und gleichgültig die äußerste Ruhe gebot, und sie war ruhig. Ich erkannte, welcher Beherrschung sie fähig.

„Wochenlang, gnädige Frau, saß ich an ihrem Bette. Kein Wort verrieth, daß zwischen uns je etwas geschehen; ich sah mit heimlichem Erstaunen das geistige Gleichmaß, das sie zu beobachten vermochte, sah es mit Schmerz, denn ich erkannte, was ein Kind zwischen uns zu zertrümmern vermocht hatte: ein beiderseitiges Lebensglück, das auf der vollendetsten Ergänzung unserer Naturen beruht haben würde.

„Mir war's hiedurch versagt, eine Frage an sie zu richten, die unsere gegenseitige Haltung aus dem Gleichgewicht gebracht haben würde. Ich errieth, was sie von mir begehrte, als sie endlich das Lager verlassen konnte: Schweigen über das Geschehene, Schweigen hinsichts dessen, was sie beginnen wollte.

„So verstanden wir uns auch, als der Tag gekommen, an welchem sie fort wollte. Ich hatte mit der Neugier des Gerichtes bereits einen harten Kampf bestanden und mußte diesen bis zuletzt unterhalten; Niemand sollte erfahren, wer sie sei . . . Auf dem Bahnhof schieden wir von einander und da erst reichte sie mir zum ersten Mal die Hand. Ich empfand einen heftigen, heißen Druck, aber ich erwiederte ihn nicht. Ich sah, vor dem Coupé stehend, wie sie sich abwandte, das Antlitz im Taschentuch barg . . . Der Zug rollte davon. Ich stand da, nach einem Gegenstand tappend, an den ich mich klammern könne, denn mir war's, als reiße mir der davonjagende Zug das Herz aus der Brust . . . Im nächsten Augenblick war Alles vorüber."

Höfer fuhr sich mit der Hand über Stirn und Augen. Er fühlte, er habe sich während der letzten Worte hinreißen lassen. Sein Antlitz ward wieder ruhig.

„Und was vermöchte ich jetzt zu thun, gnädige Frau!" sagte er abgespannt. „Ich gab ihr das Leben zurück, wie es meine Schuldigkeit, wie ich es jeder Andern zu erhalten verpflichtet gewesen wäre; was sie mit demselben beginnt, wie sie über dasselbe verfügt, muß ich ihr überlassen."

Daniela erschrak über eine Theilnahmlosigkeit, die aus seinem Ton klang und doch unmöglich sein Ernst sein konnte; sie hatte aber auch keine Antwort auf diese Frage.

Melchior störte Beide durch sein Eintreten, während sie sich stumm gegenüberstanden. Er kam arglos, nichts ahnend von dem Thema, das die Beiden so erregte.

„Nun, ist die Konferenz zu Ende?" fragte er Höfer, dessen Antlitz einen ruhigen Ernst angenommen, während Daniela sich zum Fenster gerettet . . . „Lieber Höfer, es sucht Dich unten im Garten ein Herr, der sehr eifrig nach Dir fragte. Ich sagte ihm, Du seiest bei meiner Frau. Ziemlich unverfroren bat er mich um meinen Namen, ohne sich selbst vorzustellen. Ich nannte mich ihm und ließ ihn stehen, da er keine Miene machte, sich mir zu nennen."

Höfer war die Unterbrechung willkommen. Er bedurfte der Ueberlegung. Melchior die Hand reichend, sich mit einem bedeutsamen Blick von Daniela verabschiedend, entfernte er sich.

„Die Konsultation scheint für Dich keine sehr befriedigende gewesen zu sein?" Melchior blickte unzufrieden in das nervös gespannte Antlitz seiner Frau.

„Wir sprechen darüber nachher!" Daniela trat in das Nebenzimmer, um sich die nöthige Sammlung zu erringen.

Höfer schritt wie im Taumel über den Korridor und die Treppe hinab.

„Zu was dieß Alles noch!" Er preßte beide Hände an die Stirn, als er sich auf dem Podest allein sah. „Ich fand, was ich suchte, die Ruhe, den Frieden mit mir und der Welt! Warum drängt man sich an mich, mir beides wieder zu entreißen! Sie und ich, wir hatten den Muth, uns kalt zu trennen, als der Arzt seine Schuldigkeit gethan; es war ein schweigender Wettkampf zwischen uns um den Preis der Selbstbeherrschung; warum mußten Andere jetzt kommen, zu vernichten, was wir über uns selbst errungen? Aus Ehrgeiz, aus Konsequenz muß ich die Vorsehung ja anflehen, daß er den Ozean wieder zwischen sie und mich lege, da ich doch einmal die Thorheit nicht mehr ungeschehen machen kann, daß ich diesem Buben nur einen Denkzettel gab, anstatt ihn niederzustechen wie einen tollen Hund, als er damals im Kampf mit mir zu den ehrlosesten Mitteln griff . . . Ja, sie hat Recht, diese kranke Schwester: ein Kind war's, das ich liebte, und ich mußte gewärtig sein, nach Kinderweise wieder geliebt zu werden! Eine Dulderin war's, die ich wiedersah, ein Weib, das den Muth hatte, schweigend zu tragen, was jenes Kind an seinem Lebensglück gesündigt! Himmel, lege den ganzen unendlichen Ozean zwischen uns Beide, denn ich liebe das Weib eines . . ."

Von seinen Gedanken gehetzt, eilte er die Treppe hinab in den Garten und fiel hier wieder dem Assessor Lindener in die Arme.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Schachpartie.

(Hiezu das Bild S. 937.)

Seit Jahrhunderten ist in Europa das Schachspiel eine Passion, die als geistübend meist von Denen gepflegt wird, die geistlose Zerstreuungen fliehen, unsere Generation aber hat es fast zu einer Fakultät gemacht: Schachturniere, Schachkongresse, Schachzeitungen haben dem edlen Spiel eine Rolle in unserer Kulturepoche geschaffen, welche die Jünger dieser Kunst zu einer Art von Kaste gemacht.

Daß das Spiel orientalischen Ursprungs, würde uns sein Wesen verrathen, selbst wenn wir es nicht wüßten, obgleich der eigentliche Erfinder unbekannt geblieben. Es erfordert eine Ruhe, eine Sammlung, einen Zeitaufwand, bedingt ein Abgewandtsein von allen anderen Obliegenheiten, wie es eben nur den orientalischen Völkern vergönnt ist.

Als Vierschach ist dieses Spiel indischen Ursprungs; uns überkam es als Zweischach durch die Araber. Ob es richtig, das „Matt" von dem arabischen mejit (todt) herzuleiten, mag dahingestellt bleiben; die Bezeichnung Schach stammt offenbar von dem persischen Schah her.

Die Spanier, als die Nachbarn der Araber, und ihnen zunächst die Italiener lieferten die ersten Meister in dem reformirten Schachspiel. Es bildeten sich ganze Schulen im achtzehnten Jahrhundert in Italien und Frankreich, ihnen folgten Holland, England und Deutschland. Man begann damals schon die Zweikämpfe im Schachspiel; die wirklichen Schachturniere riefen die Engländer in's Leben und zwar 1851. An die Stelle der alten spanischen und italienischen Meister Damiano, Lopez, Salvio, Carrera &c. traten Labourdonnais, Mac Donnel, später Staunton, dann Anderssen, Morphy, und endlich in allerjüngster Zeit die sich unaufhörlich befehdenden Schachkämpen, von deren Turnieren wir alljährlich lesen.

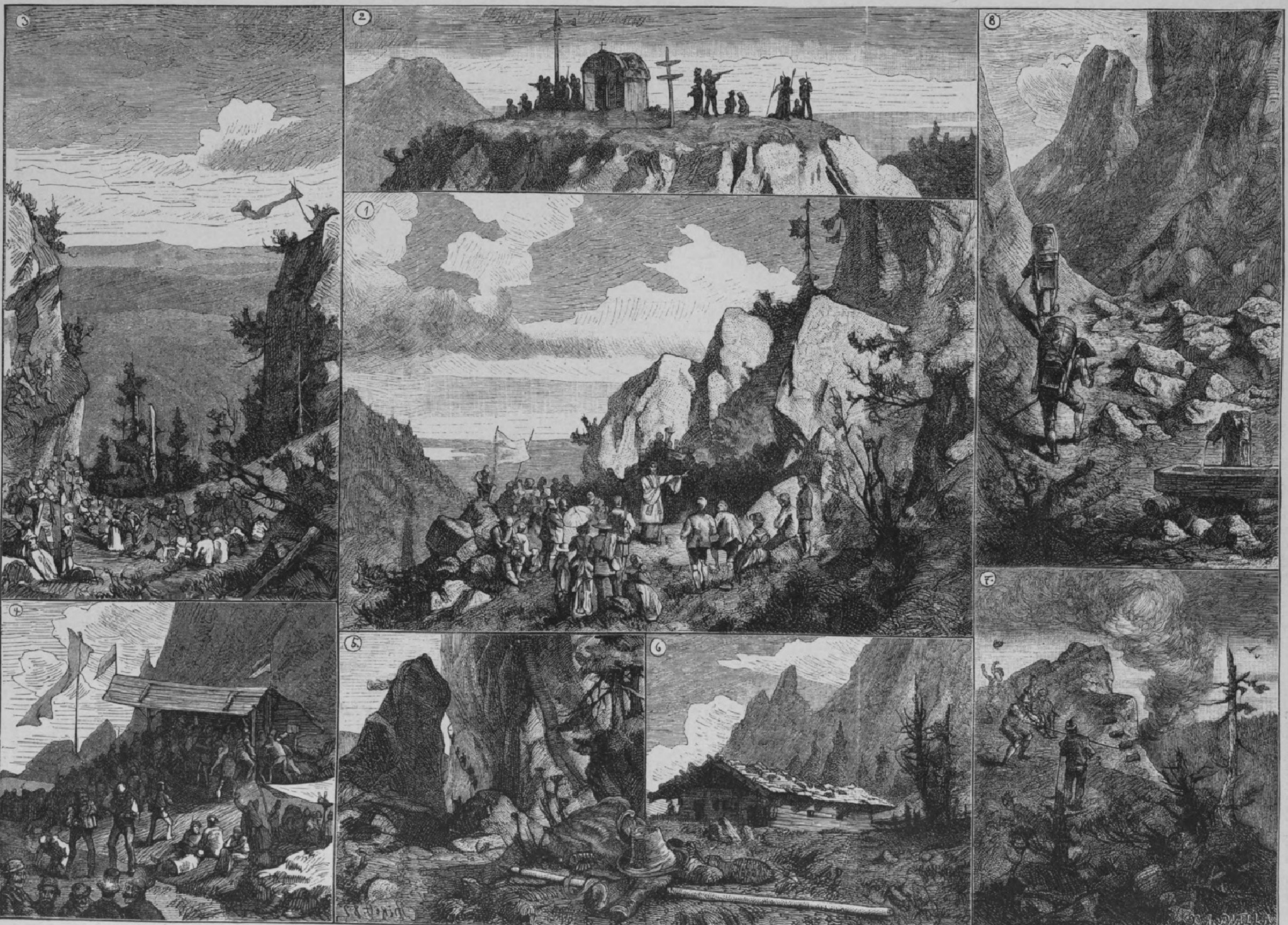
Bei den Orientalen unseres Bildes geht es in landesüblicher Seelenruhe her. Sie stört kein Geschäft, keine Hausfrau, kein Schlag der Uhr, denn sie kennen diese nicht. Das Schach ist eines ihrer liebsten Geduldspiele, die ihre Seele in unerschütterlichem Gleichmaß erhalten. Der Tschibuk ist der treue Gefährte, der Berather bei den wichtigsten Kombinationen in dem „Turnier des Schweigens", in der Uebung des Scharfsinns und der Weisheit, die der Orientale eben im Schachspiel sucht. **W.**



Mädchen aus Lothringen. Originalzeichnung von Fritz Reiß.

Mädchen aus Lothringen.

Die Mädchen von Lothringen sind meist brünet und feurig, ihre dunklen Augen mahnen an Frankreich, ihre leicht gekräuselten Haare haben französische Pikanterie, ihre volle, stattliche Gestalt jedoch, der weiche, feine Mund, die zartgeschnittenen Linien der Nase weisen auf germanisches Blut. Der Charakter der Lothringerinnen ist eine gleich seltsame Mischung: von den Romanen haben sie eine Leidenschaft, die bis zum Heroismus, auch zum Fanatismus anwachsen kann, ihr Fühlen ist tief, neben Düsterkeit des Gemüths und strenger Gläubigkeit zeigen sie oft liebenswürdige Schalkhaftigkeit. Unsere Illustration hat hier eine lothringische Schönheit veranschaulicht. Fremdartig und anheimelnd zugleich sind die Züge dieses originellen Frauenbildes, die kleidsame Tracht mit der holländisch-französischen Haube, dem seidenen gestickten Brusttuch und der weißen Latzschürze verleiht dem schönen Kopf und der starken und doch feinen, gerundeten Gestalt noch einen besonderen Reiz.



1. Grundsteinlegung. — 2. Kapelle auf dem Gipfel. — 3. Auf dem Festplatze. — 4. Kampf um das edle Naß. — 5. Der Drahtseilsteig. — 6. Alm auf dem Wendelstein. — 7. Bei den Böllern. — 8. Biertransport auf den Wendelstein.

Ein Fest auf dem Wendelstein. Originalzeichnung von Karl Rickelt.

Der Tag von Bayreuth.

Parsifal.

Von

H. Ehrlich.

(Nachdruck verboten.)

er edle Philosoph Fechner, der Gründer der „Psychophysik“, der Verfasser der „Tages- und Nachtansicht“, der „Vorschule der Aesthetik“, hat vor vielen Jahren unter dem Pseudonym „Dr. Mises“ eine Sammlung kleiner Aufsätze veröffentlicht, darin sagt er einmal: „Viele Leute sehen nur, was sie glauben, Andere glauben nur, was sie sehen.“ Ich gehöre weder zu der einen noch zur andern Gattung. Vieles sehe ich, was mir keinen rechten Glauben abgewinnen kann, glaube aber andererseits wieder fest und unwandelbar an Manches, das man nicht sieht. Nun mag sich der freundliche Leser denken, wie es mir manchmal gehen muß bei dem Streit in der Wagnerfrage, zwischen den übererhitzten Predigten, von denen jedes Wort als neues Evangelium gelten soll, und der kalten, höhnenden Verneinung, die gar nichts gelten lassen will. Welch' eine lange Abhandlung ließe sich da schreiben! dabei erführe aber der Leser nichts von Parsifal, und von diesem will er doch vor Allem wissen.

Sagen wir also gleich, daß „Parsifal“ ein sehr bedeutendes, in manchen Theilen großartig wirkendes Werk ist, aber nicht auf der Höhe der „Nibelungen“, geschweige der „Meistersinger“ steht, und auch nicht jene vollständige Einheitlichkeit des Styles, jenes ganz allein für sich zeigt, das man dem „Tristan“ zuerkennen muß, selbst wenn man diesem Tondrama ferner steht. Man muß auch (leider!) dem Parsifal gegenüber einen andern Standpunkt einnehmen, als bei der Besprechung der bisherigen Werke, einen Standpunkt, von dem aus Gegenden mit in den Gesichtskreis gezogen werden, die nicht auf dem geraden Wege der reinen Kunstfrage liegen. Parsifal soll, so wird verkündigt, ein christliches Tondrama sein, das dem Gläubigen eine neue Welt erschließt, durch welches er sich vom irdischen Gemeinen zu den höchsten Regionen aufschwingen soll. Der Parsifal wird als eine Wiederbelebung des mittelalterlichen, tiefreligiösen christlichen Mysteriums bezeichnet, wie die früheren Schöpfungen des Meisters, besonders der „Ring der Nibelungen“, als eine schönere, herrlichere Auferstehung der griechischen Tragödie verkündigt worden. Hier, wo der alte deutsche Mythus den Stoff gab, wollte der Meister nach seiner eigenen Erklärung den „natürlichen“ Menschen in dessen ganzer Schönheit darstellen. Welche Uridee aber der Parsifal zur dramatischen Anschaulichkeit bringen soll, das mußten wir nur aus den Verkündigungen der Jünger errathen; für diese haben wir aber gar kein Verständniß und fühlen uns durchaus nicht veranlaßt, ein solches anzustreben; denn schon die letzten Auslassungen des Meisters in den „Bayreuther Blättern“ erschienen uns durch ihren Ton sehr bedenklich, besonders in dem Momente, wo das Christenthum durch ihn verherrlicht werden soll; und nun erst gar der Jüngerton! Ich bekenne mich zu dem Christenthum, das vor 1882 Jahren gepredigt worden und dessen Hauptlehre dem Menschen einen freundlichen, versöhnlichen Umgang mit seinem Nächsten gebietet.

Der geneigte Leser wird gewiß, noch bevor ihm diese Zeilen zu Gesicht kommen, über den Inhalt des Parsifal Ausführliches gelesen haben, mir also erlauben, daß ich nur eine kurze Darlegung biete, um dann die Hauptmomente in ihrer Wort- und Tonwiedergabe zu beleuchten und die Bedeutung des Ganzen zu erklären. Die Grundlage des Gedichts hat Wagner dem gleichnamigen des Wolfram von Eschenbach vom dreizehnten Jahrhundert entnommen. Auf dem Berge Monsalvat und in dessen Umkreise weilen die Ritter und Knappen vom Gral, der heiligen Schale, in welche das Blut des Heilands am Kreuz von den Engeln aufgefangen und fortgetragen worden. In der Nähe des Gralgebiets waltet der böse Zauberer Klingsor; er wollte einmal in die Mysterien eingeweiht werden, ward aber vom König Amfortas zurückgewiesen und übt seitdem furchtbare Rache. Ein Zauberschloß hat er gebaut, mit schönen Weibern bevölkert, welche die auf heilige Kämpfe ausziehenden Ritter verlocken und festhalten. Als Amfortas, der König, mit dem heiligen Speere (der nach Christi Leib gezückt worden war) auszieht, um Klingsor's Zauber zu bannen, verfällt auch er ihm; denn Jener sendet eine „Urteufelin, Höllenrose“, Kundry, gegen ihn, deren Verführungen Keiner widerstehen kann. Amfortas wird zwar von seinem treuen Ritter Gurnemanz aus dem Zauberschlosse gerettet, aber Klingsor hat ihm den Speer entwendet und damit in der Seite eine Wunde beigebracht, die sich nie schließen will. Alle Mittel sind vergebens. Der von unsäglichen Schmerzen und Gewissensbissen Gepeinigte betet zum Grale und dieser verkündigt ihm (wie bei Wolfram), es werde Einer kommen, „Aus Mitleid wissend der reine Thor“, der werde ihn retten.

Die obenerwähnte Kundry, bei Wolfram eine häßliche, wirkliche Gralsbotin, ist im Wagner'schen Texte eigentlich eine büßende Sünderin, die immer bei den Gralsrittern als dienende Magd weilt in unscheinbarster, fast häßlicher äußerer Erscheinung, und nur durch Klingsor's Zaubergewalt wieder in sein Schloß gebannt und zur Verführung der Ritter gezwungen wird. Dieß sind die Ereignisse, die dem Beginne der Handlung selbst vorangegangen waren. Nun erscheint Parsifal, fast noch ein Knabe, im Gralsgebiete; er, der seiner Mutter fortgelaufen, ohne zu wissen warum, weiß überhaupt von nichts, Gurnemanz führt ihn auf den Gralstempel zum Abendmahle, er sieht, er begreift nichts, und wird nun von seinem Führer weggewiesen, zieht fort, kommt auf Klingsor's Schloß, widersteht allen Lockungen, auch denen der vom Zauberer gezwungenen Kundry, die als wunderschönes Weib erschien; Klingsor wirft Amfortas' Speer (den heiligen) gegen Parsifal, der aber fängt ihn auf, macht das Kreuzeszeichen, das Schloß stürzt zusammen. Nach langer Wanderung kommt Parsifal wieder in das Gralsgebiet, findet Gurnemanz und Kundry wieder, tauft Letztere, heilt Amfortas durch Berührung mit dem Speere und wird Gralskönig.

Wäre nun die Darstellung dieser Handlung so einfach wie unsere Erzählung, so könnte man wohl versucht werden, an eine christliche Tendenz zu glauben. Aber der Luxus von wandelnden, vorüberziehenden Dekorationen, von Aufzügen, Rittern, magischer „Glorienbeleuchtung“, von Zaubergärten mit tropischer Vegetation, üppigster Blumenpracht, von „Blumenauen“, übertrifft Alles, was die Kunst des Dekorationsmalers und des Maschinisten bisher geboten hat, ja selbst die Pracht der katholischen Prozessionen in den prächtigsten italienischen Kirchen wird verdunkelt; die Sinne sind geblendet und das Ohr vernimmt oft weniger als das Auge sieht. Im dritten Akte, als Parsifal im Gralsgebiete wieder erscheint, ist sein bisher jugendliches Haupt zum vollkommenen Christuskopf umgewandelt; an der heiligen Quelle, wo ihm Gurnemanz und Kundry die Rüstung abnehmen, sitzt er im weißen Hemd, Kundry wäscht ihm die nackten Füße, trocknet sie mit ihren Haaren. Doch über die Vorführung solcher Szenen aus dem Evangelium können ja die Meinungen verschieden sein; was den Einen tief verletzt, kann dem Andern religiöse Anregung geben. Aber den zweiten Akt, besonders die Szene, wo die Mädchen sich um die Gunst Parsifal's bewerben, darf Niemand vertheidigen, dem ein Schatten des Bewußtseins innewohnt von Unterschied zwischen sinnlicher Leidenschaft und überverfeinerter Lüsternheit. Wer die erstere scheut, der muß von vielen Werken der großen Klassiker wegbleiben — aber gerade wer diese Leidenschaft als vollkommen poetisch berechtigt erkennt, als das Urmotiv höchster moralischer Konflikte, der muß sich abwenden von der Szene, wo die vielen „schönen Mädchen, in flüchtig übergeworfener Kleidung wie aus dem Schlafe aufgeschreckt“ — so steht's vorgeschrieben — erscheinen, dann sich in Blumenschmuck werfen, dem „Parsifal sanft Wange und Kinn streicheln“ und ihm ihre Reize preisen: „Die Schönste bin ich,“ „Mein Duft ist doch süßer“ — ich wähle die anständigsten Sätze! Dazu noch die Bewegungen, Geberden, Mienenspiel! Ich schreibe diese Zeilen in Nürnberg, nach einem Spaziergange durch die herrliche Stadt, die ich noch nicht kannte, also entfernt von dem ersten Bayreuther Eindruck dieser Szene — und sie erscheint mir in der Erinnerung noch anwidernder! Wie darf irgend Einer wagen, vom Oberammergauspiel vergleichsweise zu sprechen, um die Vorführung des Parsifal zu vertheidigen! Wenn auch jenes leider ebenfalls eine Modesache geworden ist, so tritt es doch in der einfachst naiven traditionellen Form der mittelalterlichen Mysterien, ohne Luxusentfaltung auf, geschweige denn, daß es solche gar nicht zu bezeichnenden Episoden der Lüsternheit böte! Doch genug von diesem christlich-moralischen Texte! Gehen wir zur Musik über.

Daß Wagner eine der großartigsten Erscheinungen in der Musikwelt ist, haben wir schon oft genug gesagt; daß auch die allergrößten Künstler nicht immer Gleiches geschaffen haben, daß manches Werk weniger hoch steht als andere, braucht nicht weitläufig bewiesen zu werden. Daß der Parsifal nicht auf der Höhe der großen Werke Wagner's steht, wollen wir in einer Weise erklären, gegen welche selbst ein Wagnerianer (d. h. nicht ein Bayreuthianer, von diesen wird später die Rede sein) sehr wenig einzuwenden haben wird. Wenn man das Vorspiel des dritten Aktes von „Tannhäuser“ oder das erste im „Lohengrin“ hört, die Melodie beim Eintritt Elsa's, den Chor: „Seht, ein Schwan“, bis zur wunderbaren Steigerung: „Ein Wunder ist geschehen,“ die Versammlung der Meistersinger im ersten Akte, das Lied Walther's, das Duett Hans Sachsens und Eva's, das Quintett im dritten Akte, den Choral; die ganz wunderbare Phrase des Orchesters in der Walkyre nach den Worten Siegmund's: „Jetzt weißt du, fragende Frau, warum ich Frohwalt nicht heiße“, das Liebeslied, den Feuerzauber, die Schmiedelieder Siegfried's, den Tod Siegfried's — so wird man jedesmal etwas ganz Neues hören, das nur der Wagner schaffen konnte. Und wenn man auch für Tristan nicht so schwärmt, wie die Wagnerianer der Linken, die schon mit den Bayreuthianern sich vermengen, so muß man doch eingestehen, daß das ein für sich bestehendes Werk ist, wie es kein Anderer fertig brachte. Dagegen wird man im Parsifal zwar auch sagen müssen: das hat nur Wagner geschaffen; aber daß er immer Neues höre — wenn wir das Leidensmotiv Amfortas' und das Motiv „Aus Mitleid wissend“ ausnehmen — wird nur Der behaupten können, der eben nicht hört, sondern nur gleich schwärmt. Das Gralmotiv ähnelt in Färbung, Haltung und Entwicklung dem Lohengrinvorspiel, nur daß dieses entschieden einheitlicher ist und in der Steigerung und im Verhallen großartiger wirkt. Sowohl dieses Gralmotiv wie das Glaubensthema, das beim Abendmahl ertönt, haben zwei Takte, die Ton für Ton einer Rolle aus jenem Vorspiele gleichen. Das Charfreitagsmotiv erinnert an die Pilgerfahrterzählung Tannhäuser's, das Parsifalmotiv an das Wallhallamotiv. Bei einem Motive der Kundry glaubt man den Fluch des Nibelungen Alberich zu vernehmen, bei dem Vorspiel im zweiten Akt wird man stark an das Duett Telramond's und Ortrud's erinnert. Die Mädchenchöre und die Rheintöchterweise sind sehr verwandt, das Tönen der blumigen Aue im dritten Akt und das Waldesweben im Siegfried deßgleichen. Ebenso mache ich mich anheischig, nicht wenig melodische und harmonische Wendungen zu zeigen, in welche Tristan hinüberspielt. Daß Alles mit höchster Wagner'scher Kunst der Durcharbeitung und Ineinanderführung gemacht ist, bedarf wahrlich nicht erst besonderer Erwähnung; aber, wie gesagt, es tritt nur Weniges vor den nicht im Vorhinein schwärmenden Hörer als ein ganz Neues, Ungeahntes, nie Gehörtes. Doch ich will nicht vergessen, auch der großen Schönheiten zu erwähnen, welche Parsifal enthält. Das Parsifalmotiv wirkt sehr frisch und anregend beim Erscheinen des knabenhaften Jünglings und die Strafrede Gurnemanz' an ihn, daß er muthwillig einen Schwan getödtet, der im Gralsgebiete freundlich hauste, ist ein Meisterstück. Das Zwischenspiel des Orchesters, während die wandelnden Dekorationen die verschiedenartigen Gegenden zeigen, durch welche Gurnemanz und Parsifal zum Graltempel emporsteigen, ist eine Prachtschöpfung Wagner'scher Klangfärbung und Durchführung, und man vergißt fast die unglaubliche Phrase des Gurnemanz (als Parsifal ihm sagt: „Ich schreite kaum, doch wähn' ich mich schon weit,“): „Du siehst, mein Sohn, zum Raum wird hier die Zeit,“ eine Phrase, die gewissen überhitzten Köpfen als eine ganz nagelneue Philosophie erscheinen mag, den Leuten aber, die Philosophie studirt haben, als — doch ich will lieber von Schönem sprechen. Die Gesänge der Ritter, die zum Abendmahle kommen, sind sehr schön, der Knabenchor von der obersten Kuppel des Tempels wirkt zauberisch. Die Musik, während die Gralsritter, die Knappen und Knaben den Saal verlassen, bis Gurnemanz und Parsifal allein zurückbleiben, ist wieder ganz Wagnerisch. Im zweiten Akt erscheint uns das Duett des Parsifal mit der Verführerin Kundry als eines der großartigsten Stücke des Werkes, trotz der hie und da hervortretenden Anklänge an Tristan und trotz der Worte Parsifal's in der Verzweiflung: „O Weltenwahns Umnachten!“ Der dritte Akt ist fast durchweg ungemein wirksam und enthält sehr schöne Stellen; Gewaltsamkeiten, unvermittelte Uebergänge von einer Tonart in die fernstliegenden, absichtlichen und schlechtklingenden Quinten- und Oktavengänge dürfen Niemanden mehr auffallen, der nach Bayreuth ging. Fassen wir nun das Gesagte in ein Urtheil über den Gesammteindruck zusammen, so muß ich, wie schon zu Anfang, erklären, daß Parsifal ein sehr bedeutendes Werk ist, aber nicht auf der Höhe des vollkommen Eigenthümlichen (d. h. originell Erfundenen, nicht in origineller Manier Gemachten) steht, wie Meistersinger und Walkyre und Siegfried und der dritte Akt der Götterdämmerung, und daß es besonders ohne die ungemein luxuriöse Ausstattung nirgends die Hälfte der Wirkung hervorbringen kann, wie in Bayreuth. Vielleicht werden die Bayreuthianer das bestreiten; aber leugnen werden sie nicht können, daß die Apparate für den Lohengrin, für den ersten Akt der Walkyre und für die ganzen Meistersinger ein sehr einfacher ist und daß diese Werke dennoch sehr mächtigen Eindruck erzeugen; während die Hauptgralszenen ohne all' die Aufzüge und ohne die magische Beleuchtung gar nicht denkbar sind.

Da ich den Ausdruck Bayreuthianer öfters gebraucht habe, so ist es wohl angezeigt, hier die Bedeutung dieses Wortes genauer zu erklären. Es ist nämlich sehr zu unterscheiden zwischen Bayreuthianern und Wagnerianern. Die Letzteren sind in viele Schattirungen getheilt. Sie anerkennen die Größe des Genies, oder sie verehren es, oder sie entscheiden sich in ihrem Urtheile, wie einst der Graf Andrassy als österreichischer Minister des Auswärtigen, „von Fall zu Fall“, bewundern das Eine mehr, das Andere weniger. Zu der letzten Kategorie gehöre ich selbst und aufrichtig. Alle Abstrusitäten, alle Verkehrtheiten, alle Schriften und unbezeichenbare Angriffe Wagner's hindern mich nicht, vom Feuerzauber der Walkyre gepackt zu werden, die zwei ersten Akte des Siegfried ganz großartig zu finden und die Meistersinger zu den Werken zu zählen, die erst von der Zukunft ganz gewürdigt werden, während daß — bezeichnend genug! — die jetzige Wagnergeneration an dieser prächtigen Schilderung altdeutschen bürgerlichen Lebens und dieser oft geradezu klassischen Musik am wenigsten Antheil nimmt (die Intendanten versicherten mir alle, daß die Meistersinger die geringsten Einnahmen bringen). Der charakteristische Zug des Wagnerianers, auch des begeistertsten, der ihn vom Bayreuthianer unterscheidet, ist, daß er auch für andere Großmeister der Tonkunst ein offenes Ohr und Herz hat, daß er selbst noch von Mozart und Haydn begeistert sein kann und auch Brahms' große Bedeutung anerkennt. Aber der Bayreuthianer sieht und hört nur Wagner, dessen Musik ist ihm nicht das Höchste, sondern die Mission, das Prophetenthum der neuen Kunst. Sein Evangelium sind die Bayreuther Blätter; wie soll er etwa Mozart und Haydn verehren oder Schumann, den auf höhere Ordre von Joseph Rubinstein Abgeschlachteten, oder Brahms, den vom Meister selbst Verworfenen? Wie soll er andere lebende Dichter lesen, da sie ja Alle nach dem neuen Evangelium Sprachverhunzer sind (selbst Heyse nicht ausgenommen)? Man wird mich vielleicht der Uebertreibung zeihen! Ei, so leset doch die Bayreuther Blätter und laßt euch ein Geschichtchen erzählen, bei dem ich einen Namen wenigstens nenne, damit im Falle des Anzweifelns gleich ein Zeuge befragt werden kann. Von Bayreuth nach Bamberg fuhr ich im selben Wagen mit Niemann und seiner Frau und mit einem Herrn und einer Dame von hohem Adel, die ganz bestimmt zu den gebildetsten und liebenswürdigsten Aristokraten gehörten, die ich je kennen lernte — und ich habe gar viele gekannt. Der Herr vertheidigte Alles, was Wagner je gedichtet, geschrieben, gesagt und gethan hat, mit solcher Schärfe der Beweisführung und in solcher ruhig begeisterter Weise, daß er fast mich selbst verwirrte. Für alle Wendungen und Ausdrücke wußte er einen Grund zu finden, für die sonderbarsten Lebensereignisse eine fast lobende Erklärung. Fest stand ihm, daß Wagner die Sprache bereichert hatte. In der Zaubergartenszene des zweiten Aktes (die Mädchen und Parsifal) konnte er nichts besonders „Schokirendes“ finden, wogegen ich allerdings erklären mußte, daß ich nicht zu den Reinen gehören wollte, denen das auch rein ist. Aber der Herr sprach so schön, so elegant, mit so feinem Ausdruck, daß ich ihm mit größtem Interesse zuhörte. Da kam die Rede zuletzt auf Musik, und der liebenswürdige Aristokrat erklärte, ganz verstände er nur die Musik Wagner's, diese allein sei eine Sprache für ihn; nun fuhr selbst Niemann auf und fragte: „Aber, Herr, haben Sie denn nie den zweiten Akt von ‚Fidelio‘ gehört?“ Ich aber schwieg und erinnerte mich, daß einige Tage zuvor eine Dame mir gegenüber dieselben Gefühle ausgesprochen hatte und auch christlich fromm angeregt worden war von Parsifal — obwohl sie nach eigenem Geständnisse nichts von Musik verstand. Wenn nun ein ganz liebenswürdiger, feingebildeter Aristokrat so spricht und urtheilt, wie klingts erst bei Denen, die sich auf dem Standpunkte des „Volksthümlichen“ bewegen, die Demokratenmusiker oder Musikdemokraten, die noch an Wagner's Ausspruch festhalten: „Nicht ihr korrumpirte Machthaber werdet das Kunstwerk der Zukunft schaffen, sondern das Volk!“ (wobei ich immer unwillkürlich an einen alten Wiener Ausdruck erinnert werde: „Die Leut' sind scho mehr Volk als Nation!“) Will der freundliche Leser den Grundsatz im Auge behalten, daß aus jedem wahren Kunstwerke Tendenz sich entwickelt, daß aber Tendenz niemals ein Kunstwerk erzeugen kann, so wird er leicht begreifen, wie ich Vieles von Wagner aufrichtig bewundere, aber gegen Vieles mich ganz entschieden verwahre; er wird begreifen, daß unser Zukunftsglaube der ist: Es wird eine Zeit kommen, wo die meisten Menschen fragen werden: wie war es möglich, daß dieses Mannes Genie verkannt werden konnte, und wie war es möglich, daß dieses Mannes Grundsätze und Predigten eine Ge-

meinde fanden? Allerdings ist die Geschichte der Staaten wie der Kunst reich an solchen Widerspruchserscheinungen.

Ich habe noch der Darstellung einige Worte zu widmen, bevor die Physiognomie der Gesellschaft und sonstige Aeußerlichkeiten zur Sprache kommen. Wagner ist der größte Theaterdirektor der Welt im höchsten geistigen Sinne des Wortes. Das Zusammenwirken der Menschen und Dinge wird durch seinen Einfluß zu einer Vollendung erhoben, der gegenüber das Beste anderer Bühnen in Nichts schwindet. Die Rolle der Kundry ward zuerst von Frau Materna, am zweiten Abend von Fräulein Brandt, die vierzehn Jahre der Berliner Bühne angehört hatte, dargestellt. Frau Materna gebietet über etwas frischere Stimmmittel, und ihr Aeußeres gehorcht auch dem Theatergarderobier und Friseur vielleicht besser, als das der Fräulein Brandt, dagegen hat diese in Auffassung und Darstellung wahrhaft großartige Momente gehabt. Im ersten Akte gab sie vielleicht ihrer natürlichen Leidenschaft etwas zu viel nach, aber der Gesammteindruck war ein mächtiger; doch das Verdienst der Frau Materna bleibt ungeschmälert. Den Parsifal gab am ersten Abend Hr. Winkelmann aus Hamburg, am zweiten Hr. Gudehus aus Dresden. Beide hatten sehr schöne Momente, Beiden fiel Manches sehr schwer in einer Rolle, die dreifachen Wechsel des äußeren Erscheinens und des Gebahrens verlangt. Siegfried ist im ersten Akte noch Knabe, im zweiten Jüngling, im dritten Akte der büßende Held, zuletzt König vom Grale. Diese Uebergänge stellen an den Sänger und Darsteller Forderungen, die in der Gesammtheit wohl Keiner ganz erfüllen wird. Wer mit der Stimme ganz ausreicht, wird als Darsteller nicht immer genügen und umgekehrt. Aber die Leistung beider Herren war doch jedenfalls eine solche, wie sie eben nur in Bayreuth gehört werden konnte. Hr. Scaria aus Wien (Gurnemanz) ist ein bekannter, ausgezeichneter Wagnersänger; die Deutlichkeit seiner Aussprache ist geradezu unvergleichlich. Hr. Reichmann aus München (Amfortas) ist im Besitz einer ganz herrlichen Stimme und hat viel Darstellungstalent. Auch seine Rolle ist sehr schwer, da er fast immer im Hintergrunde und auf der Schmerzensbahre liegend zu singen hat. Alle kleineren Rollen waren von ersten Kräften besetzt, die Zaubermädchen, über zwanzig, waren aus den schönsten und besten singenden jungen Damen gewählt. Das Orchester unter Hofkapellmeister Levy war über alles Lob erhaben. Dekoration und Maschinerie wirkten Wunder. Daß das Publikum unter solchen Umständen bezaubert war, daß viele Leute, die niemals in die Kirche gehen, sich kirchlich gestimmt fühlten, muß ganz selbstverständlich erscheinen; nur Wenige mögen es bedenklich gefunden haben, daß Parsifal im dritten Akte, wie schon erwähnt, mit vollständigem Christuskopf erscheint, daß er nach dem Ablegen der Rüstung im weißen Hemde dasitzt und Kundry ihm die nackten Füße wäscht und mit ihren Haaren trocknet, daß die höchsten Traditionen des Evangeliums hier ganz theatralisch behandelt werden. Der Beifall war ein stürmischer. Am ersten Abend ersuchte Wagner von der Loge herab nach dem zweiten Akte, man möge bei der Sache bleiben und nicht hervorrufen, nach dem dritten forderte er die Versammlung auf, den Künstlern durch Beifall ihre und seine Zufriedenheit kundzugeben. Nach der zweiten Vorstellung erschien er aber auf der Bühne, umgeben von sämmtlichen Darstellern (Frau Materna und Hr. Winkelmann im Stadtanzuge) und dankte ihnen allen, auch dem Kapellmeister und den Mitgliedern des Orchesters, „seinen Freunden“, für die Mühe und den Fleiß, den sie seinem Werke gewidmet hatten, und für das schöne Gelingen. Es war ganz entschieden die menschlich freundlichste, wenigst herausfordernde Rede, die wir je aus seinem Munde vernommen haben.

Was nun die Physiognomie der Versammlung betrifft, so war sie entschieden noch viel mehr Bayreuthisch, als die im Jahre 1876. Diese war mehr kosmopolitisch: der deutsche Kaiser, viele gekrönte Häupter, glänzendes Gefolge, Hofdamen, sehr viele Kavaliere, alle im Ballanzuge; Gelehrte: Helmholtz, Holtzendorff u. s. w.; berühmte Maler, die für ihre Kunstwerkbeiträge zum Wagnerbazar bei Gräfin (damals noch Baronin) Schleinitz Patronatsscheine erhalten hatten: Lenbach, Meierheim, Menzel, Werner u. A., Berichterstatter aus allen Ländern, alle möglichen Hofintendanten und Hofkapellmeister. Bei so verschiedenen Elementen konnte eine eigentlich feste Parteibildung wenigstens bei der ersten Aufführung nicht durchgeführt werden. Um desto aufrichtiger war der Beifall, und ich erinnere mich noch mit Vergnügen, wie erstaunt die Bayreuthianer um sich sahen, als nach dem ersten und zweiten Akte des Siegfried die Unabhängigen als die lautesten Bravorufer hervortraten. Auch waren die Wohnungen und die Verpflegung in den Gasthöfen so gut, daß sie wenigstens nie zur Klage Anlaß gaben. Das war Alles ganz anders in diesem Jahre. Die erwähnten hohen und berühmten Persönlichkeiten fehlten alle, nur der Erbgroßherzog von Weimar, der Großherzog von Mecklenburg und der Großfürst Wladimir waren gekommen; zwei Hofintendanten, Herr v. Loën aus Weimar, Herr v. Perfall aus München; zwei oder drei Hofkapellmeister. Die Berichterstatter hielten sich in vereinzelten Gruppen (im Jahre 1876 saß ich mit achtzehn an einem Tische), vom Auslande waren sehr wenig gekommen. Die Parteimänner und ihre Ovationen traten in den Vordergrund. Glänzende Toiletten gab es nicht, alle Herren, selbst die enthusiastischsten Kavaliere erschienen im Spazieranzuge. Das Wetter war höchst unfreundlich, man konnte keinen Ausflug unternehmen. Dabei standen die Preise der Wohnungen in den Gasthöfen und in den Privathäusern fast auf der doppelten Höhe von 1876, Essen, Trinken und Bedienung gaben überall Anlaß zu starken Klagen, ja zu heftigen Ausfällen. Ich hatte im Jahre 1876 im selben Hause, wo Niemann, Eckert, Professor Helmholtz wohnten, zwei Zimmer für drei Mark, in der Nähe des Theaters, jetzt zahle ich vier Mark für eines. Und da war das Schicksal mir noch ganz besonders hold. Die erste Wohnung, die mir das Komite gemiethet hatte, ward mir von der Frau Wirthin, die sich mit einem noch nie gehörten Titel von netto 21 Buchstaben unterschrieb, Stifftungsverwalterin, im vorhinein gekündigt, als ich schrieb, ich stände um fünf Uhr Morgens auf und arbeitete, „das störte sie in ihrer Hausordnung“; so ward mir denn ein anderes Zimmer angewiesen bei vortrefflichen Leuten, die sich auch meines heruntergekommenen Magens erbarmten und mir zweimal Mittagessen bereiteten. Einzelne Zimmer im Hotel, die 1876 zwölf Mark kosteten, wurden dießmal mit zwanzig (!!!) angesetzt; ich habe die Rechnung gesehen! Wo man hinkam, wurden unglaubliche Dinge von der Uebertheurung und der elenden Bedienung erzählt, und nicht etwa von Solchen, die jeden Anlaß benützten, um gegen das Kunstwerk, wenn auch nur mittelbar, zu wirken, sondern von Leuten, die noch gerne geblieben wären, wenn die erwähnten Zustände sich nicht gar so unleidlich erwiesen. So konnte man denn mit dem besten Willen zu einer wahrhaft ästhetischen Stimmung nicht gelangen; wer nicht schwärmte, hatte Mühe, sich zum ungestörten Genusse der Schönheiten aufzuschwingen, denn, nochmals sei es betont, Großes hat Wagner auch im Parsifal geschaffen; nur wirkte es nicht so mächtig, so nachhaltig, wie das in den Nibelungen, in dem die Fülle der Schönheiten und Melodieen, Harmonieen, originellen Rhythmen und Charakteristik einen so tiefen Eindruck erzeugen, daß man noch heute gerne an die Tage von Bayreuth 1876 zurückdenkt, an den Moment, als nach dem ersten Akte im Siegfried die Klügler, die Wäger, die Lauen von den Sitzen aufstanden und ihren begeisterten Zuruf erschallen ließen. In den Nibelungen sind viel mehr rein musikalische Schönheiten, d. h. solche, die eben durch alles das, was der Tonkunst allein eigen ist, wirken, die den ästhetisch Genießenden ergreifen, Den, der sich um das Wie und nicht um das Was kümmert, der vor Allem Schönes, Großartiges hören will, ob es nun fromm sein soll oder nicht. Im Parsifal ist die Wirkung öfters vorbedingt durch das, was man sich vorstellen muß. Wer eben nicht ganz überzeugt ist, daß Alles, was da unten auf der Bühne gespielt und gesungen wird, der Quelle reinster Frömmigkeit entspringt, und bestimmt ist, die Menschen fromm und gut zu machen, wer nur das leiseste Bedenken gegen solche Theaterfrömmigkeit hegt, wer sich der Erinnerung an die Zaubergartenszenen nicht entschlagen und wieder gralgläubig werden kann, dem bleiben viele Schönheiten unerschlossen. Die Zeit muß lehren, ob sich die wahre Frömmigkeit aus der sündigen Welt nach Bayreuth geflüchtet hat; in wenig Jahren wird und muß sich die Parsifalfrage entscheiden, was maßgebend ist im Kunstwerke: das, was es als solches bietet, d. h. als eine Schöpfung des künstlerischen Geistes nach den Kunstgesetzen, wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte entwickeln und wie sie der Genius weiter entwickelt (nicht zerstört!); oder ob die Tendenz das Urtheil über Kunstwerke bestimmen muß, dasjenige, was der Künstler damit sagen wollte, nicht wie er es gesagt hat. Die Zeit muß entscheiden, ob, wenn irgend ein Werk die mythisch-mystische Frömmigkeit des Mittelalters als Hauptrichtschnur für das Streben des Menschen hinstellt, die unbezeichenbarsten Dinge mit unterlaufen können, ohne daß die Frömmigkeit gestört werden kann. Die mystische Frömmigkeit mag allerdings nicht gestört werden; sie ist ja unerreichbar, kann daher allerlei Episoden vertragen; anders aber die thätige Frömmigkeit des Wohlwollenden. Erst wenn diese Fragen zum vollen Bewußtsein gelangt sind, erst wenn die Leute selbst nachdenken, wird über den künstlerischen Werth des Parsifal das richtige Urtheil zu Stande kommen. Jetzt, wo sich dieß Bedürfniß der Nervenerregung von der Schopenhauer'schen Selbstzerstörung durch den Willen zur Theaterchristologie gewendet hat, muß man anerkennen, daß Wagner mit seinem mächtigen Genie solche Regungen in einer Weise auf's Höchste zu treiben versteht, wie Keiner. Er ist der großartigste Vertreter der Zeitideen; diese aber gehen vorüber, das wahrhaft Schöne, was er geschaffen, wird bleiben, und dann steht Parsifal nicht in der ersten Reihe.

Einsame Gedanken

von

Graf Emerich v. Stadion.

Im Thal dunkeln schon längst die Abendschatten, wenn der Berg noch hell erglüht im Sonnenlicht. Man lebt also scheinbar um ein paar Tagesstunden länger auf der Höhe als in der Tiefe. Ist das etwa, weil wir in der Erde begraben werden und im Himmel auferstehen?..!.

•

„Wollen und nicht sollen“ — „sollen und nicht wollen“, das ist die geistige Balancirstange, womit wir armen Menschenkinder immer wieder, Luftkünstlern gleich, auf schwankem Seil, mit wunden Füßen, die Dornenbahn des Lebens durchschreiten.

•

Das Unglück besitzt eine entsittlichende Macht. Nur außergewöhnliche Naturen adelt es.

•

Die Thorheit der Liebe ist die Märchenweisheit des Herzens.

Vincenz Katzler.

(Hiezu das Porträt S. 944.)

Der Name, welcher in allen europäischen illustrirten Zeitungen, selbst in amerikanischen, so häufig unter den Zeitbildern zu sehen war, wird in Kurzem, sobald die wenigen Arbeiten, welche dessen Träger hinterließ, erschöpft sein werden, nimmer vorkommen. Vincenz Katzler ist am 22. Juli in Wien verschieden, in einem Alter, welches ihn erst als auf dem Wege zu vielen kommenden Jahren erscheinen ließ. Er war 1823 in Wien geboren, und wohl nahe dem Abschnitte, welchen man mit Greisenalter bezeichnet, aber groß und breit gebaut. Freilich beschlich den Mann öfter wohl von vielem Sitzen ein Brustleiden, aber es schien zeitweilig vollends gewichen. Am 6. Juli begab er sich, im Gefühle, einer Erholung sehr bedürftig zu sein, nach Mautern nächst Leoben in Steyermark, da fühlte er sich nach wenigen Tagen unwohler, begehrte im schlimmen Ahnungsgefühle wieder heim und drückte nach wenigen Tagen, am 22. Juli, die Augen zu, welche die Welt so scharf und sicher zu sehen wußten. Und wird es diese Welt, die ihn aus seinen Arbeiten kannte, nicht überraschen, wenn sie vernimmt, daß dieser flinkeste, vorzügliche Illustrator, der besten einer, die je waren, nur mit scharfen Gläsern zu sehen vermochte, beim Zeichnen sich zweier Augengläser zugleich bedienen und mit diesen noch durch ein in der Linken gehaltenes Vergrößerungsglas sehen mußte! — Ja, die Rechte, welche ohne vorherige Skizze sogleich die großen Bilder auf die Platte zeichnete, in einer Zeit, welche wegen ihrer Kürze in Erstaunen setzte, war von Zuckungen seit Kindheit geplagt und mußte manchesmal nach wenigen Minuten sammt dem krampfhaft gehaltenen Bleistifte unwillkürlich in der Luft herumfahren, um wieder an der Stelle des Papieres oder der Platte ansetzen zu können. — In Katzler war ein Mann verkörpert, welcher ein seltenes Beispiel von Siegen des Geistes gegen alle Schwierigkeiten des Leibes und der Umstände gab. Er stammte aus unbemitteltem Handwerkerhause und wußte es durchzusetzen, daß er statt der Tischlerwerkstätte die Akademie besuchen durfte, und dieß trotz seiner Gebrechen, die ihm ein Unfall in seiner Jugend zuzog. Bei aller Achtung, die sein Talent den Professoren abzwang, konnte er sich doch nicht genügend der Kunst widmen, denn es galt ihm, sein Brod sich zu verdienen. Und so begann er frühzeitig zu lithographiren, und als der Holzschnitt in Wien emportauchte, zählte der jugendliche Mann zu den eifrigsten Zeichnern dafür. Von dieser langjährigen Thätigkeit stammt seine unübertroffene Flinkheit, die mit Korrektheit verbunden binnen zwei Tagen eine ganzseitige Platte dieser Zeitschrift lieferte.

Er hatte seltsame Eigenthümlichkeiten und hochschätzenswerthe. Seine Vaterstadt liebte er über Alles. Wenn es für diese zu arbeiten galt und besonders Volksthümliches, konnte er jeden Vortheil außer Acht lassen und die besten Anträge für den wenigst guten zurücksetzen. Er hatte bereits das vierzigste Jahr überschritten, als er das erste Mal Wien verließ. Er kannte jede eigenthümliche Gestalt, jedes Winkelchen, und je älter, zerfallener, windschiefer irgend ein Haus in einem abseits liegenden Gäßchen war, desto lieber war es ihm, — er zeichnete es sogleich ab, bewahrte die Zeichnung, oder schenkte sie dem Gemeindearchive und konnte sich ärgern oder es ernstlich beklagen, wenn dasselbe abgerissen wurde, um nothwendigem Neueren Platz zu machen. Katzler hatte sich autodidaktisch, namentlich in Geschichte, vorzüglich der österreichischen und allzumeist jener Wiens, ausgebildet. All' seine Erheiterung, all' sein Vergnügen war das Kramen in Antiquitäten und das Erwerben solcher, die ihm erreichbar waren. — In früheren Jahren bedurfte er Hülfe bei Thierzeichnungen, Architekturen oder Landschaften: das ärgerte ihn, und seine Mitarbeiter waren ihm zu wenig flink. Er übte mit dem ihm eigenen Eifer, und seit zehn Jahren war jeder Strich jeglicher Darstellung von ihm. Eine Ausnahme trat nur ein, wenn er zwei und drei Tableaux desselben Stoffes zu gleicher Zeit fertig bringen mußte, dann bat er Freunde und einstige Schüler um Hülfe, aber die Entwürfe, die zahllosen Figuren waren alle von ihm — und die Wiener, die reichsdeutschen, die französischen und englischen Journale nebst Separateditеuren nahmen oft gleichzeitig die dringlich begehrten und erwarteten Zeichnungen in Empfang.

Die solches vollbringenden Augen sind gebrochen, die Hände starr und begraben für immer — sein allem Guten, Schönen, Edelmenschlichen zugängliches und allseits bewährtes Herz hat zu schlagen aufgehört, für den engsten Familienkreis und alle Welt. Seit mehreren Jahren verwittwet, lebte er mit dem einzigen Sohne, seiner sorgsam pflegenden Schwiegertochter und zwei Enkeln in Hausgemeinschaft. Sein letztes Bild war, seltsam zutreffend, das zum Jubiläum der Buchdrucker Wiens, welches diese Zeitschrift brachte. Dann legte er den Stift hin, zur Rast — ach, für immer! Für die Zeitgeschichte bleibt er im bestimmten Kreise ein „klassischer“ Zeuge, und bis sein Hügel erst so fest geworden, daß er das Denkmal erträgt, gedenke ich von dem langjährigen Freunde das rührend-komische Sonderlinghafte zu erzählen, das er merkwürdig und reichlich an sich hatte.

August Silberstein.

Markt in Desuk.

(Hiezu das Bild S. 944.)

Neben Tanta ist Desuk ein bedeutender Handelsplatz im Delta. Es ist eine hübsche Stadt mit Hafen, nicht weit von dem sagenberühmten Sais, von welchem jetzt nur noch ein öder Trümmerhaufen Kunde gibt. Desuk hat für Aegypten auffallend saubere Häuser und die Gamamoschee weist einen stattlichen Kuppelbau auf. Der Markt beginnt hier schon beim Sonnenaufgang. Kameele und Gemüse, englische Waaren, Geflügel, Zuckerrohr, Kuchen, Datteln und Thongefäße, Matten und Webereiwaaren werden unter Zelt- und Schilfdächern ausgeboten. Desuk ist ein Ort lustigen Lebens wie Tanta, es findet auch hier alljährlich ein großes religiöses Fest, nächst dem Sejjid von Tanta das größte in Aegypten, statt. Es heißt der Molid und ist Geburtstagsfeier des Ortsheiligen. Das Fest wird gefeiert mit Gebet, Jahrmarkt, Koranrezitation, religiösen Tänzen und mannigfachen Lustbarkeiten. Jetzt befindet sich der berühmte Wallfahrtsort in der Gewalt Arabi's.

Dr. Eduard Lucas.

(Hiezu das Porträt S. 944.)

Lucas, am 19. Juli 1816 zu Erfurt als der Sohn eines Arztes geboren, erhielt von der ersten Jugend an eine sorgfältige Erziehung. Die früh an den Tag gelegte Neigung für Naturwissenschaften und vor Allem für die Pflanzenwelt fand auch dann keine Hemmung, als er im zehnten Jahre seines Lebens binnen wenigen Monaten beide Eltern verloren. Ein Onkel, Apotheker in Erfurt, nahm den Knaben auf und ließ ihn das Gymnasium bis in's fünfzehnte Jahr besuchen. Noch in dieser Zeit hatte er Gelegenheit, sich in der großen Gärtnerei von Fr. Ad. Haage in Erfurt umzusehen, und als er, fünfzehn Jahre alt, wirklich die Gärtnerei zu seinem Beruf erwählte, hatte er bereits die botanischen Namen von wohl hundert Garten- und etwa zweihundert Feldpflanzen inne. Er trat mit einer Summe von Kenntnissen im März 1831 in die Lehre, wie sie um jene Zeit wohl selten bei einem Gärtnerlehrling zu finden waren. Eine der schönsten Gaben, welche ihm ein gütiges Geschick zu bieten vermochte, war, daß er seine Lehre bei einem strengen, aber auch intelligenten Gärtner durchmachen konnte, bei Hofgärtner Ed. Richter in Luisium bei Dessau. Im Hofgarten wurden alle Zweige der Gartenkunst



Vincenz Katzler, Historienmaler.



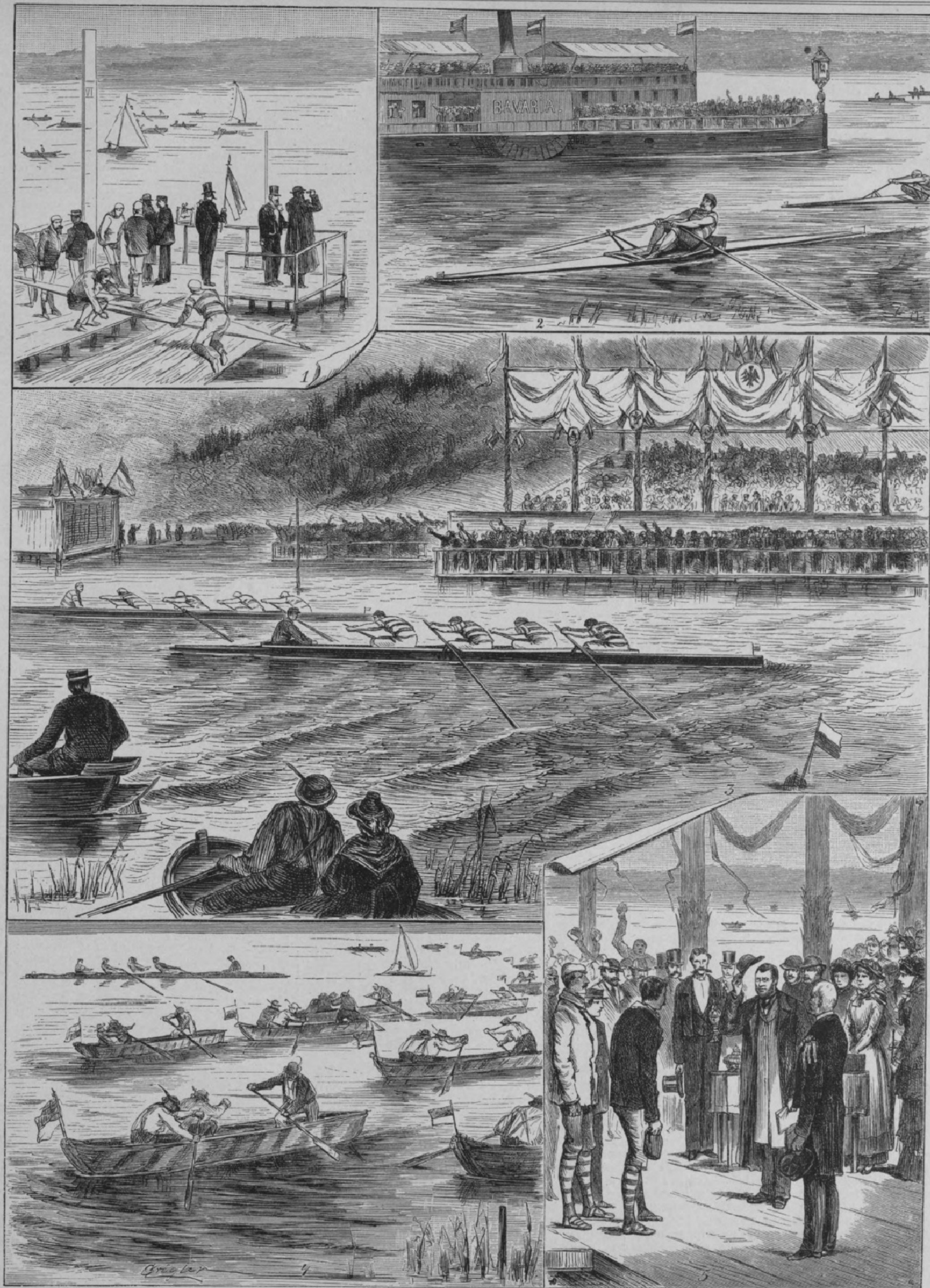
Dr. Eduard Lucas, Pomolog.

gepflegt, auch Obst- und Gemüsebau, die Rebenzucht; da fand sich eine Ananas- und eine Rosentreiberei, eine Orangerie, auch eine Kultur von Alpenpflanzen. Diese Vielseitigkeit gleich in der ersten Periode seiner Ausbildung kam ihm durch sein ganzes wirkungsvolles Leben zugute. Von dem Lehrbrief, den er von Richter erhalten, sprach er noch in den letzten Jahren, auch in der Selbstbiographie: „Aus meinem Leben", mit einem gewissen freudigen Stolze. Nicht so günstig wie die Erfahrungen in der Lehrzeit waren anfänglich diejenigen in der Gehülfenzeit. Aber auch diese verstand er zu nützen, und als er, immer nach höherer Ausbildung trachtend, Stellungen in den botanischen Gärten von Greifswald und München erhielt, säumte er nicht, von dem Rechte, Vorlesungen in den Naturwissenschaften anzuhören, einen ausgedehnten Gebrauch zu machen. Die erste selbstständige Stellung fand er als botanischer Gärtner der königl. botanischen Gesellschaft in Regensburg. Von hier aus bewarb er sich um die neugegründete Stelle eines Vorstands der Gartenbauschule in Hohenheim und trat dieselbe 1843 an. Die siebenzehn Jahre, welche er hier zubrachte und welche er (ein von der frühesten Jugend an hervortretender Zug) zu sehr zahlreichen Reisen, theils zu Ausstellungen, theils zu Versammlungen von Fachgenossen, theils in große Gärtnereien unternahm, reiften immer klarer einen Gedanken in ihm: die deutsche Gärtnerei kann auf eine höhere, auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende Stufe nur durch Fachschulen gehoben werden. Dieser Gedanke, von dem schriftstellerisch außerordentlich fruchtbaren Lucas fast zwei Jahrzehnte in den Zeitschriften verfochten, wurde von ihm 1860, nach vorausgegangener sorgfältigster Vorbereitung, in dem ersten deutschen pomologischen Institut, das er Anfangs März 1860 in Reutlingen eröffnete, in's Leben gerufen. Noch mehr als zwei Jahrzehnte war es ihm vergönnt, das Institut zu leiten; als er aus dem Leben schied, war die Anstalt im Vergleich zum Anfang mehr als vervierfacht.

Das ist wohl das beste Zeugniß dafür, daß die Gründung der Unternehmung einem Bedürfniß entsprach, und daß das Institut, das seitdem in Deutschland mehrfache Nachahmungen gefunden, einer tüchtigen Leitung sich erfreute. Am 1. Januar 1882 waren 1081 Zöglinge durch die verschiedenen Abtheilungen, in welche sich der Unterricht in dem Institut verzweigt, gegangen. Als Schriftsteller und Lehrer hat Lucas Bresche gelegt in das Bollwerk althergebrachter Vorurtheile. Ein zahlreicher Nachwuchs ist jetzt in seinem Sinne in ganz Deutschland thätig und selbst seine einstigen Gegner sind heute nicht mehr gemeint, dem Verstorbenen (gestorben am 24. Juli 1882) die Anerkennung als erstem Reformator der deutschen Pomologie zu versagen.



Markt in Desuk. Originalzeichnung von Leop. Karl Müller.



1. Start und Ziel. — 2. Skiffs, einrudrige outrigged Raceboats, begleitet vom Dampfer „Bavaria“. — 3. Königspreisrennen, vierrudrige Gigs. — 4. Fischerrennen. — 5. Preisvertheilung durch Prinz Ludwig von Bayern.

Die erste internationale Amateur-Regatta bei Starnberg. Originalzeichnung von W. Grögler.

on Bayern

Um den Halbmond.

Roman

von

Gregor Samarow.

(Fortsetzung.)

Fünfunddreißigstes Kapitel.



Ganz Petersburg befand sich in fieberhafter Aufregung. Der Kaiser wurde erwartet, nachdem der Telegraph bereits die Kunde gebracht, daß Seine Majestät in Moskau an die Vertreter des Adels und der Bürgergilden eine Ansprache gehalten, welche fast einer Kriegsverkündigung gleichkam und in welcher er für den Fall der Ablehnung seiner in Konstantinopel zu Gunsten der christlichen Balkanvölker gestellten Forderungen die Entscheidung durch die Waffen in Aussicht gestellt hatte. Zugleich waren eine ganze Reihe von Verordnungen bekannt geworden, welche eine allgemeine Mobilisirung der gesammten Armee bezweckten, und so ernste Vorbereitungen, so kriegerische Worte ließen bei dem zögernden, friedensliebenden Charakter des Kaisers keinen Zweifel bestehen, daß die Lage eine höchst ernste sei und daß man in den maßgebenden Kreisen selbst an einen friedlichen Ausgleich nicht mehr glaube. Die Zeitungen führten eine höchst aufregende Sprache, und die slavischen Komites waren unermüdlich thätig, um in allen öffentlichen Lokalen die patriotische Erregung des Volkes immer mehr zu flammender Kriegsbegeisterung zu entzünden. Vor allen Restaurants, allen Bierhäusern und Theeschenken sah man dicht gedrängte Gruppen stehen und in lauten Gesprächen sich mit einander unterhalten oder einzelnen Personen lauschen, welche auf Tische oder Mauervorsprünge gestiegen waren und mit lebhaften Gestikulationen sprachen oder Artikel aus den eben ausgegebenen Tagesblättern vorlasen. Die Politik, welche sonst in Petersburg nur den Gegenstand flüsternder Gespräche zu bilden pflegt, war in Aller Munde, und die breiten Straßen mit den durcheinander drängenden, laut sprechenden Menschenmassen glichen fast den Pariser Boulevards während unruhig bewegter Zeiten. Indeß aber in Paris die aufgeregte Bewegung des Volkes sich fast immer gegen die Regierung richtet und die monarchischen oder republikanischen Machthaber zittern läßt, strömte hier in Petersburg Alles von patriotischer Begeisterung und liebevoller Hingebung für den Kaiser über, der, wie man allgemein freudig ausrufen hörte, nun auch der Befreier der slavischen Brudervölker werden sollte, nachdem er den eigenen Unterthanen das entwürdigende Joch der Leibeigenschaft abgenommen hatte.

Nicht mindere Aufregung als auf den Straßen herrschte auch in dem Palais des Fürsten Kudiakow-Newolenski. Wladimir hatte dem Fürsten und seiner Mutter von Livadia aus kurz angezeigt, daß er im Gefolge Seiner Majestät nach Petersburg zurückkehren und alles Uebrige mündlicher Mittheilung vorbehalten werde.

Diese erste Nachricht, welche von dem jungen Manne anlangte, hatte den Fürsten Nikascha in eine ungeheure Aufregung versetzt. Er hatte sogleich der Gräfin Swiatowski, die mit Marpha noch immer in Wolotschina weilte und die Verbesserungen der Güter leitete, welche durch die von dem Fürsten vorgestreckten Kapitalien schnellen und überraschend günstigen Erfolg brachten, einen Boten gesendet mit der dringenden Bitte, sogleich nach Petersburg zu kommen, um ihren Sohn dort zu empfangen. Er hatte die Gräfin zugleich dringend ersuchen lassen, in seinem Hause abzusteigen, da die neue glänzende Einrichtung des Swiatowski'schen Palais noch nicht ganz vollendet war, und die Gräfin war denn auch sogleich angekommen, — selbst brennend vor Ungeduld, den geliebten Sohn nach so langer Abwesenheit wiederzusehen und etwas über seine inzwischen erlebten Schicksale zu hören, die ja nach der hohen Auszeichnung, die ihm widerfahren, eine überaus günstige Wendung genommen haben mußten.

Der Fürst Nikascha verbrachte die Tage bis zur Ankunft des Kaisers zum größten Theil mit Visiten, die er unermüdlich in allen Häusern der ersten Gesellschaft machte, um in jedem Salon nach den ersten allgemeinen Redensarten wie beiläufig, aber mit strahlendem Gesicht und ringsumher nach dem Eindruck seiner Worte spähenden Blicken, die Bemerkung hinzuwerfen, daß er, noch freudig bewegt, der Rückkehr des Hofes entgegensehe, da sein künftiger Schwiegersohn, der lange in geheimer Sendung abwesend gewesen, sich ebenfalls in Livadia befinde und mit Seiner Majestät zurückkehren werde. Diese Mittheilung verfehlte denn auch ihres Eindrucks, zur großen Befriedigung des Fürsten, nicht, und die neue Gunst, welche auf den jungen Gardeoffizier herabstrahlte, würde noch mehr den Gegenstand des allgemeinen Interesses gebildet haben, wenn nicht vor den unmittelbaren politischen Tagesfragen, die Jedermann in Anspruch nahmen, alles Uebrige in den Hintergrund getreten wäre.

Die Damen hielten sich im Hause zurückgezogen, denn die Gräfin wollte erst nach der Rückkehr ihres Sohnes die Gesellschaft aufsuchen, um das junge Paar vorzustellen. Sie war, so sehr sie auch die sichtbar ihrem Sohne zugewendete kaiserliche Gnade erfreute, doch von bangen Zweifeln über sein künftiges Glück erfüllt und sah seiner Ankunft voll Unruhe und Ungewißheit darüber entgegen, wie sich das Verhältniß zwischen ihm und Marpha gestalten werde.

Sie hatte den ganzen Sommer über mit Marpha in der durch die ländliche Einsamkeit bedingten Intimität gelebt, dennoch aber war ihr das junge Mädchen ein Räthsel geblieben, zu dem sie vergebens den Schlüssel suchte. Die fast abstoßende Kälte, welche Marpha ihr in den ersten Tagen gezeigt, war zwar allmälig verschwunden und hatte einer immer sichtbarer hervortretenden kindlichen Hingebung Platz gemacht. Die ruhige Würde und Sicherheit der vornehmen Dame, das liebevolle Entgegenkommen der älteren, vielerfahrenen und vielgeprüften Frau hatte auf das junge Mädchen, das so lange ohne allen weiblichen Umgang aufgewachsen war, einen tiefen und wohlthuenden Eindruck gemacht. Sie bewies der Gräfin in täglich sichtbarer hervortretender Annäherung ehrfurchtsvolle Liebe, und es schien ihr eine Freude zu sein, den sanften und freundlichen Mahnungen und Rathschlägen der überlegenen, sie fast unmerklich leitenden Frau zu folgen. Was Madame Lalande vergeblich versucht hatte, gelang der Gräfin in kurzer Zeit, Marpha nahm unwillkürlich das Wesen vornehmer Weiblichkeit an, in der ihr die Gräfin ein so vollendetes Beispiel zeigte. Sie beschäftigte sich mit weiblichen Arbeiten, sie schweifte nicht mehr einsam in Feld und Wald umher, sie las die Bücher, welche die Gräfin ihr auswählte, und erwies ihr mit liebevoll freudigem Eifer alle jene kleinen Dienste und Aufmerksamkeiten, welche die Jugend dem Alter schuldig ist. Sie nahm an den häuslichen und wirthschaftlichen Sorgen der Gräfin Theil, auch ihre Verschlossenheit schwand mehr und mehr, — sie unterhielt sich, von der Gräfin angeregt, eingehend über alle möglichen Dinge, sie zeigte tiefe Empfindung und scharfen Verstand, und wenn auch anfangs der Ausdruck ihrer Gedanken ihr schwer wurde und sie mühsam die Worte suchte, so fand sie doch bald größere Leichtigkeit und Gewandtheit, so daß sie ohne jeden Anstoß unter allen übrigen jungen Damen der vornehmen Welt hätte erscheinen können, und die Gräfin bedauerte oft, daß Wladimir nicht da sei, um seine Braut von dieser liebenswürdigen, ihm ganz fremden Seite kennen zu lernen. Sie pflückte selbst an jedem Morgen im Garten ein Bouquet von den Lieblingsblumen der Gräfin, immer deutlicher zeigte sie ihr kindliche Liebe und Verehrung, und jeder Fremde hätte die beiden Damen nach der Art ihres Verkehrs mit einander für Mutter und Tochter halten können. Nur über die Zukunft konnte die Gräfin nicht sprechen, so oft und so vorsichtig sie dieß auch versuchte, ohne Marpha wieder in ihre frühere Verschlossenheit zurückzuschrecken. So oft sie Wladimir's erwähnte, schlug das junge Mädchen die Augen vor ihrem forschenden Blick nieder und versank in finsteres Schweigen. — Einmal hatte sie ernst und freundlich gefragt, ob Marpha wohl glaube und hoffe, mit ihrem Sohne, den sie noch so wenig kenne und mit dem sie auch jetzt durch die Verkettung der Verhältnisse nicht einmal schriftlich verkehren könne, glücklich zu werden. Mit rauhem, kaltem Ton antwortete Marpha: „Mein Vater hat über mein Schicksal bestimmt, — ich werde ihm gehorchen!" Und schnell aufstehend ging sie hinaus.

Aehnliche Versuche führten jedesmal zu einem ebenso schnellen und rauhen Abbrechen des Gespräches.

Endlich hatte die Gräfin eines Tages, als Marpha, inniger und herzlicher noch als sonst plaudernd, vor ihr auf einem niedrigen Tabouret saß, sich zu ihr herab gebeugt und die Arme um ihre Schultern legend mütterlich liebevoll gefragt:

„Sage mir, Marpha, — offen, als ob Du zu Deiner Mutter sprächest, die ich Dir stets zu ersetzen bestrebt sein werde, — sage mir, ob Dein Herz nicht mehr frei und unbefangen zu prüfen vermochte, als mein Sohn mit seiner Werbung um Deine Liebe vor Dich hintrat, sage mir, ob Du ein Bild, — eine Erinnerung vielleicht in der Seele trägst, — ich würde Dir darum nicht zürnen, sondern Dir als treue Freundin beistehen, um den Kampf siegreich zu bestehen, der ja so selten oder wohl niemals einem weiblichen Herzen ganz erspart bleibt."

Sie zog Marpha fester zu sich heran und drückte einen Kuß auf ihre Stirn. Marpha aber riß sich mit einer heftigen wilden Bewegung los und sah die Gräfin mit starren Augen groß an.

„Ich liebe Niemand," sagte sie dann kalt, drohend, feindlich — „ich trage kein Bild, keine Erinnerung im Herzen!"

Sie war todtenbleich, ihre Lippen zuckten, ihre Brust wogte heftig auf und nieder. Dann plötzlich stürzte ein Thränenstrom aus ihren Augen, sie sank wie gebrochen in sich zusammen, aber als die Gräfin sie unterstützen, ihr Haupt aufrichten wollte, sprang sie auf und eilte davon, um den ganzen übrigen Tag in ihrem Zimmer eingeschlossen zu bleiben.

Die Gräfin hatte nicht mehr gewagt, diesen Punkt zu berühren. War diese sensitive Empfindlichkeit des jungen Mädchens angstvolle Scheu vor der ihr aufgezwungenen Zukunft oder trug sie wirklich ein früher entstandenes Gefühl im Herzen, — die Gräfin mußte die Lösung Gott überlassen, an dessen Fügung sie glaubte, es kam ja kein Wort des Widerspruchs aus Marpha's Munde, und ihr mütterlicher Stolz hoffte auf die einfachste Lösung durch Wladimir selbst, der, wenn er Marpha so vortheilhaft verändert fände, sich ihr liebenswürdig zu zeigen bemüht sein würde und dann ja ihr Herz gewinnen und jedes fremde Bild aus demselben verdrängen mußte.

Immerhin aber sah die Gräfin der Zukunft mit geheimer Sorge entgegen, wenn sie auch völlig unbefangen schien und sich eifrig mit der Herstellung einer Toilette für Marpha beschäftigte, welche der Prachtliebe des Fürsten, der am liebsten seiner Tochter alle Edelsteine seines Hausschatzes angehängt hatte, und dem guten Geschmack zugleich gerecht werden sollte.

Denn der Fürst Nikascha hatte für den Abend nach der Ankunft des Kaisers eine große Gesellschaft eingeladen, um nochmals feierlich die Verlobung seiner Tochter mit dem von aller Welt beneideten Ordonnanzoffizier des Kaisers zu verkünden und zugleich den Hochzeitstag festzusetzen, und trotz des hohen Respekts, den er vor der Gräfin hatte, erschien er doch an jedem Tage mehrmals in dem Zimmer derselben, um ihr noch einen oder den andern Edelstein zu bringen, der an dem bedeutungsvollen Tage dem Anzuge seiner Tochter angefügt werden sollte.

Endlich kam der ungeduldig erwartete Tag heran, und die Aufregung des Fürsten sollte sich bis zu einem fast gefährlichen Grade steigern. Der Kaiser sollte auf dem Petersburger Bahnhof nur kurz die Spitzen der Behörden begrüßen und dann sogleich nach Zarskoe-Selo fahren, wohin auch die Großfürsten mit ihren Familien sich zur Begrüßung begeben hatten. Das Volk war unzufrieden mit dieser Bestimmung und tröstete sich über dieselbe nur damit, daß in den nächsten Tagen eine große Truppenmusterung stattfinden sollte, zu welcher der Kaiser nach Petersburg kommen und welche dann Gelegenheit geben würde, ihn zu sehen und zu begrüßen.

Der Fürst Nikascha hatte am Morgen dieses für ganz Petersburg und für ihn noch ganz besonders so hochbedeutungsvollen Tages schon in aller Frühe seinen Juwelier kommen lassen, um den ganzen Vorrath desselben an Diamanten der Gräfin für Marpha's Toilette zur Verfügung zu stellen, dann hatte er sich in sein Zimmer zurückgezogen, und während die Gräfin mit besorgten Blicken Marpha beobachtete, die immer bleicher wurde und immer mehr in ihre frühere Verschlossenheit zurückfiel, ließ er sich von dem alten Iwan Gregorjewitsch ganz im Geheimen ein großes Glas Branntwein, ein Stück Speck und eine Zwiebel bringen, hüllte sich in seinen Schafpelz und suchte die Zeit der Erwartung, welche mit bleiernem Flügel dahinzog, durch ungezwungene Plauderei mit seinem alten Diener zu verkürzen.

Während er so in die blauen Wolken seines Tschibuks gehüllt auf seinem Divan lag und nicht müde wurde, immer von Neuem alle ausgezeichneten Eigenschaften seines Schwiegersohnes zu rühmen, wobei dießmal der mürrische Alte, der sonst allem Glanz der großen Welt voll Mißtrauen und Verachtung gegenüberstand, von Herzen zustimmte, wurde ihm ein großgesiegelter Brief aus dem Ministerium des Kaiserlichen Hauses gebracht, und als er denselben ehrerbietig öffnete, fand er die Mittheilung eines Telegramms des Grafen Adlerberg, nach welchem Seine Majestät die Anwesenheit des Kammerherrn Fürsten Kudiakow-Newolenski zu seinem Empfange auf dem Bahnhofe befohlen habe.

Der Fürst fiel erschrocken in die Kissen seines Divans zurück, — einige Augenblicke blieb er sprachlos.

Dann aber sprang er auf, mit zitternden Händen riß er den Schafpelz ab und schleuderte ihn dem alten Iwan zu, der dießmal ebenfalls aus aller Fassung gebracht war und ganz bleich und zitternd dastand, denn seine Verachtung und Abneigung gegen die ausländischen Formen der vornehmen Hofgesellschaft hatten der tiefen Verehrung für Alles, was die Person des Zaren betraf, keinen Eintrag gethan.

„Fort," rief der Fürst, — „fort mit diesen gemeinen Dingen, die gut für die Bauern sind, — o mein Gott, wenn Seine Majestät etwas davon merkte, — diese Zwiebeln riechen so stark, — es wäre entsetzlich! — Trage Alles hinaus, Iwan Gregorjewitsch — trag' es hinaus und befiehl dem Kutscher, meinen Galawagen mit dem silbernen Geschirr anzuspannen — mit den großen englischen Pferden — und der Teufel soll ihn in Stücke reißen, wenn irgend etwas nicht in Ordnung ist — suche die schönsten und geschicktesten Lakaien aus, sie sollen die große Galalivrée anziehen — fort — fort — ich habe noch drei Stunden — es ist keine Minute zu verlieren!"

Während der alte Iwan ganz ängstlich und kleinlaut das Frühstück und den Tschibuk hinaustrug, läutete der Fürst aus allen Kräften mit seiner Handglocke.

„Schnell," befahl er, als Monsieur Constant ganz verwundert eintrat und bei dem dichten Tabaksrauch, der das Zimmer erfüllte, die Nase rümpfte, — „schnell meine große Uniform, — frische Wäsche — die Brenneisen — ich muß Toilette machen — um Seine Majestät zu empfangen, — mit den Ministern, — Allerhöchster Befehl. Eau de Cologne — Eau de Cologne — dieser Tabaksrauch ist entsetzlich — öffnet die Fenster!"

Er trippelte unruhig im Zimmer hin und her und versuchte vergebens, eine ruhig würdevolle Haltung anzunehmen und sich das Ansehen zu geben, als ob er es ganz natürlich fände, daß er allein von allen Hofchargen zum Empfange des Kaisers nach dem Bahnhof befohlen sei.

Mit großer Mühe und zahlreichen Unterbrechungen war endlich die Toilette des Fürsten vollendet, — Monsieur Constant hatte geschickt die Gelegenheit benutzt, um seinem Herrn zu erzählen, daß er Briefe von armen Verwandten

aus Frankreich erhalten habe, die sich in dringender Noth befänden, und denen er aus seinen geringen ersparten Mitteln nicht helfen könne, — der Fürst hatte seine Schatulle geöffnet und dem gewandten Kammerdiener, dessen geschickte Hand ihn in den Stand setzen sollte, würdig vor Seiner Majestät zu erscheinen, einige Goldrollen in die Hand gedrückt. — Er legte die große gestickte Uniform an, warf noch einen Blick in den Spiegel, — eilte dann zur Gräfin und seiner Tochter, um ihnen athemlos in hastigen Worten die große Neuigkeit mitzutheilen, die übrigens schon das ganze Haus erfüllte — und stieg endlich in seinen Wagen, um eine halbe Stunde vor der bestimmten Ankunft der Majestäten in den kaiserlichen Wartezimmern anzulangen.

Zitternd vor Aufregung wartete er hier mit den Ministern und ersten Würdenträgern, auf deren freundlich herablassende Bemerkungen er nur unzusammenhängend antwortete, und als endlich unter dem brausenden Jubelruf der draußen versammelten Menge der kaiserliche Zug an den Perron fuhr, ging er schwankenden Schrittes wie im Rausche hinaus.

Alles schien vor seinen verwirrten Blicken durcheinander zu schwanken, — während der Kaiser mit den an den Waggon herantretenden Ministern einige Worte wechselte, erschien ein Lakai und führte den Fürsten zu einem Coupé, in welchem er den Grafen Adlerberg und den Hofmarschall Fürsten Galitzin fand, die ihn artig begrüßten und ihm mittheilten, daß der Kaiser ihn in Zarskoe-Selo sprechen wolle.

Während der ganz überwältigte Fürst auf den Sitz niedersank, setzte sich der Zug wieder in Bewegung, — die Schienen wurden gewechselt und der kaiserliche Expreßtrain dampfte nach Zarskoe-Selo hinaus. Wenn der Fürst später hätte erzählen sollen, wie er diese Fahrt gemacht, so wäre ihm das unmöglich gewesen, seine Gedanken schwirrten ohne Ordnung in seinem Kopfe durcheinander, und er hörte nur wie im Traum die Worte, welche die mitfahrenden Herren an ihn richteten und welche ihm nicht die leiseste Aufklärung über diese auf einander folgenden unerhörten Auszeichnungen gaben.

Auf dem Perron in Zarskoe-Selo eilte Wladimir auf ihn zu, um ihn zu begrüßen, aber es war nicht möglich, ein ruhiges Wort der Erklärung zu sprechen, der Fürst wurde in das Wartezimmer geführt und mußte dort, nachdem Wladimir sich schnell wieder unter Entschuldigung mit dem Dienste entfernt, eine halbe Stunde warten, während welcher er in fieberhafter Unruhe auf und nieder ging, ohne seine wildbewegten Gedanken ordnen zu können.

Endlich erschien ein Lakai, um ihn zu Seiner Majestät zu rufen, und völlig betäubt folgte er demselben in das Kabinet des Kaisers.

In dem Hause des so hoch ausgezeichneten Fürsten Nikascha hatte sich inzwischen eine zahlreiche glänzende Gesellschaft versammelt, — der Kammerdiener theilte jedem der Ankommenden mit, daß sein Herr zu Seiner Majestät gerufen und noch nicht wieder zurückgekehrt sei, — ein genügender Grund, seine Abwesenheit zu entschuldigen — aber auch eine Veranlassung zu tausend Vermuthungen, die man einander zuflüsterte, während man Thee und Punsch trank und den Hausherrn in dessen glänzenden Räumen erwartete.

Die Gräfin hatte sich mit Marpha in deren Boudoir neben dem Musiksalon begeben, um dort den Fürsten und Wladimir zu erwarten und mit ihnen dann in die anstoßenden Gesellschaftsräume zu treten. Marpha war ganz in weiße Seide gekleidet, in ihrem Haar, an ihrem Gürtel und an ihren Armen funkelten so viele Diamanten, als die Gräfin nur irgend mit dem guten Geschmack hatte vereinen können, — aber ihr Gesicht war fast ebenso bleich als ihr Gewand, und sie glich eher einer Novize, welche zum letzten Male den Schmuck der Welt trägt, ehe der schwarze Schleier der Entsagung sich für immer über ihr Haupt senkt, als einer glücklichen Braut. Die Gräfin fühlte, daß alle Worte in diesem Augenblick überflüssig seien und daß es der Vorsehung überlassen bleiben müsse, das Dunkel, welches auf der Zukunft ruhte, zu lichten. Sie nahm deßhalb ein Buch und setzte sich in dem Boudoir nieder, während Marpha still und sinnend in einem Lehnstuhl ruhte. Ihre Züge waren ernst, kalt und ruhig, aber bei schärferer Beobachtung konnte man in ihren, bei jedem Geräusch erschrocken sich aufschlagenden Blicken eine innere angstvolle Unruhe lesen, welche sie mit aller Willenskraft zu unterdrücken bestrebt war.

Stunde auf Stunde verging — die Gesellschaft wartete ungeduldig — aber da der Hausherr im kaiserlichen Dienst abwesend war, so wagte Niemand eine Bemerkung zu machen, Marpha schien die Zögerung nicht zu bemerken. — Von Zeit zu Zeit stand sie auf und ging, das Haupt auf die Brust gesenkt, umher, — sie trat in den Musiksaal und wie gewohnheitsmäßig setzte sie sich auf den Stuhl vor dem offenen Flügel. Lange blieb sie stumm und in sich versunken, während die Gräfin sie durch die aufgezogene Portière des Boudoir sorgenvoll betrachtete.

Mechanisch, als folge sie einer inneren Anregung, legte das junge Mädchen ihre Hände auf die Tasten und ganz leise wie Geisterhauch klang von den leise bewegten Saiten die Melodie des Liedes vom armen jungen Postillon, die sie hier an dieser Stelle in glückseligem Entzücken von Blagonow's Lippen gehört hatte.

Plötzlich aber hielt sie an, — dunkle Röthe färbte ihr Gesicht, unwillig schüttelte sie den Kopf — sie spielte einige Takte eines Strauß'schen Walzers und stand dann schnell auf, um in das Boudoir zurückzukehren, wo sie sich wieder neben die Gräfin setzte, ein Album vom Tische nahm und gleichgültig in demselben blätterte.

Endlich wurde dieses drückende Warten durch unruhiges Geräusch auf dem Flur draußen unterbrochen, man hörte Tritte und laute Stimmen, — die Gräfin sprang freudig lauschend auf, während Marpha, noch tiefer erbleichend, ihr Album langsam schloß und die scheuen Blicke nach der Thür des Musikzimmers richtete, durch welches man vom Flur her den Fürsten eintreten und nach der Gräfin fragen hörte.

Im nächsten Augenblick erschien er unter der Thür — Wladimir in seiner glänzenden Uniform trat neben ihm auf die Schwelle und eilte mit einem Freudenruf auf seine Mutter zu, die den lange entbehrten Sohn stumm in inniger Umarmung an ihre Brust drückte und vor Freude weinend alle Sorgen vergaß. Marpha's Blicke aber wurden starrer und starrer — sie hob abwehrend die Hände empor und sank entsetzt in ihren Lehnstuhl zurück, denn hinter ihrem Vater, von den Kerzen des am Eingange des Musiksalons stehenden Kandelabers hell beleuchtet, erblickte sie Blagonow in der Uniform der Garde-Infanterie, welcher sie mit fast ebenso starren Blicken, wie die ihrigen, angstvoll fragend ansah.

Der Fürst Nikascha befand sich in einer ganz eigenthümlichen Aufregung — seine von Monsieur Constant so kunstvoll hergestellte Frisur befand sich in voller Unordnung, da er die Gewohnheit hatte, sich bei leidenschaftlicher Aufregung mit der Hand durch die Haare zu fahren — auf seinem Gesicht kämpfte Stolz und Unwillen mit einander, so daß er bald ganz glücklich lächelte, bald halb unterdrückte Flüche vor sich hinmurmelte, während er sich mit seinem Taschentuch die Stirn trocknete.

Einige Augenblicke stand er da und betrachtete seine Tochter mit unstäten Blicken, als ob er keine Worte finden könne, um das auszusprechen, was in seiner Brust arbeitete.

Dann aber trat er festen Schrittes in das Boudoir, gewaltsam hielt er das Lächeln auf seinen Lippen fest und sagte, indem unruhige Athemzüge häufig seine Worte unterbrachen:

„Ich bin lange ausgeblieben — Seine Majestät der Kaiser hatte die Gnade, mir zu befehlen, ihn nach Zarskoe-Selo zu begleiten, — es war der allerhöchste Dienst — Sie werden mich entschuldigen, meine verehrte Cousine — und meine Gäste dort müssen mich ebenfalls entschuldigen — ich werde sogleich zu ihnen gehen, — mein Gott, man ist nicht Herr seiner Zeit, wenn man im Dienste Seiner Majestät steht."

Er hielt einen Augenblick an und trocknete von Neuem seine Stirn, von welcher kleine Schweißtropfen perlten. Die Gräfin bemerkte erstaunt die wundersame Erregung des Fürsten — Wladimir stand glücklich lächelnd neben ihr, während Blagonow sich im Schatten der Portière hielt und seine wundersam glühenden Augen nicht von Marpha abwendete, die, bleich wie ein Marmorbild, sich nicht von ihrem Stuhl zu erheben vermochte.

„Alles ist in Ordnung," fuhr Fürst Nikascha, hastig die Worte übereinander stürzend, fort, — „Du wirst glücklich sein, meine Tochter, Dein Glück geht mir über Alles — über alle Rücksichten, — ich bin ja ein liebevoller Vater, — Seine Majestät befiehlt es, — ich bin glücklich darüber — hol' mich der Teufel — es ist eine heillose Geschichte — ich bin ganz umgeworfen davon — auch Sie werden glücklich sein, meine theure Cousine — Seine Majestät ist davon überzeugt, — auch Ihnen wird das Glück Ihres Sohnes höher stehen als alles Andere in der Welt."

„Was ist geschehen, mein verehrter Freund?" fragte die Gräfin befremdet, — „was hat Seine Majestät gesagt?"

„O," rief der Fürst — „es ist nicht, weil Seine Majestät es befohlen, — nein, nein — ich begreife es vollkommen — und auch Sie werden es begreifen, meine gnädigste Cousine, — es war ja nicht möglich — Seine Majestät wußte ja, daß ich das sogleich einsehen mußte, — es war ja nicht möglich, daß unsere Kinder glücklich würden — eine Ehe ohne Liebe — das ist ja so oft schon die Quelle großen Unheils geworden, und es ist ein großes Glück, wenn man solches Unheil noch rechtzeitig verhüten kann, — Seine Majestät hat vollkommen Recht — es ist eine ganz heillose Geschichte — ich hatte mich so gefreut — aber so ist es ja besser — o viel besser, denn Alle werden zufrieden sein und wir werden glücklich sein im Glück unserer Kinder — bei allen Teufeln des höllischen Abgrunds — und was wir abgemacht in Betreff Ihrer Güter, dabei bleibt es natürlich, und Wladimir wird mir immer so lieb als ein Sohn sein."

Er hielt abermals ganz erschöpft inne, indem er halbleise einen furchtbaren Fluch ausstieß, den man mehr aus seiner Miene ahnen, als von seinen zuckenden Lippen verstehen konnte.

„Was heißt das?" fragte die Gräfin streng — „ich verstehe von dem Allem nichts — Wladimir, erkläre mir —"

„Das heißt," fuhr der Fürst in einem neuen Anlauf fort, „daß die Kinder da ihre eigenen Köpfe und ihre eigenen Herzen gehabt haben, während wir über ihre Zukunft bestimmten — der Teufel hat sein Spiel gehabt," sagte er grimmig — „das heißt," verbesserte er sich dann schnell, indem er scheu umherblickte, als fürchte er, daß seine Worte von irgend Jemand gehört werden könnten, — „das heißt, der Himmel hat das so gefügt — daß Marpha Nikolajewna sich in den Musiklehrer da, — das heißt in den Lieutenant Feodor Michaelowitsch — verliebt hat, den Seine Majestät zu einem guten Edelmann gemacht hat, — wer wollte zweifeln, daß er es ist, — und der Wladimir Ossipowitsch will sich da aus den wilden Bergen am Balkan oder noch weiter aus der Ferne eine Frau holen — die übrigens ein Muster von Schönheit und Tugend ist — und würdig, dem vornehmsten Mann in Rußland ihre Hand zu reichen — das sagt Seine Majestät — und wenn Seine Majestät es sagt, so ist es wahr — und es ist Alles gut — aber hol' mich der Teufel — es hat mich angegriffen," seufzte er, mit dem Taschentuche sich Luft zufächelnd — „Alles ist in meinem Kopf durcheinander geworfen."

Marpha war aufgesprungen, als ihr Vater ihren Namen nannte, helle Glut flammte über ihr Gesicht, sie drückte die Hand auf ihre wogende Brust und sah Blagonow mit einem unbeschreiblichen Blick an — dann aber wurde ihre Miene wieder finster und starr und ihr Mund verzog sich zu kaltem, höhnischem Lächeln. Schmerzlich seufzend senkte Blagonow, dessen Augen sich keinen Augenblick von ihr gewendet hatten, das Haupt und lehnte sich bebend an den Pfeiler der Thür.

Die Gräfin trat tief erschüttert zu Wladimir, faßte seine Hand und sprach mit rauher Stimme:

„Sage mir, mein Sohn, — ist das wahr? Hast Du wirklich so alle meine Wünsche, meine Hoffnungen zerstört?"

„Es ist wahr, mein Mütterchen," erwiederte Wladimir, indem er zärtlich die Wangen seiner Mutter streichelte, — „es ist wahr, es konnte ja nicht anders kommen, — kann ich Marpha zürnen, daß sie mich nicht liebte, da ihr Herz nicht mehr frei war? — und dann — Du wirst Alles begreifen, wenn Du Marica sehen wirst, meine süße, geliebte Marica — sie wird kommen, — der Kaiser, der so überschwenglich gnädig ist, wird sie kommen lassen mit ihrem Vater — sie werden hier im Hause wohnen, bis sie mir ganz gehört — und Marpha wird ihre Freundin sein."

„Ja — sie werden hier im Hause wohnen," wiederholte der Fürst mechanisch, indem er wie träumend von Einem zum Andern blickte, — „und Marpha wird ihre Freundin sein —"

„Und Väterchen Nikascha wird auch glücklich und zufrieden sein," rief Wladimir, den Fürsten umarmend und auf beide Wangen küssend, — „denn wir werden gute Freunde bleiben, und ich werde ihn ebenso lieb haben, als wenn er mein Schwiegervater geworden wäre — jetzt aber komm' auf Dein Zimmer, mein Mütterchen — ich will Dir das Alles erzählen, und die Beiden dort," sagte er, auf Marpha und Blagonow deutend, „werden sich auch viel zu sagen und zu erklären haben, — eine halbe Stunde ist genug, Väterchen Nikascha — geh' und empfange Deine Gesellschaft, — in einer halben Stunde sind wir Alle mit einander im Reinen — und umsonst hast Du Deine Gesellschaft nicht eingeladen, Väterchen Nikascha — eine Verlobung hast Du ja doch zu feiern — und wissen werden sie es Alle, wie gnädig der Kaiser für Dich gewesen ist — wie sie Alle neidisch sein werden — und wie neugierig — geh' — geh', Väterchen, empfange sie, — Du wirst Deinen Spaß haben!"

„Das ist wahr," sagte der Fürst, indem er sich in die Brust warf, „neidisch werden sie sein — und sie können es auch — und," fuhr er mit entschlossenem Tone fort, „niederträchtig wäre es von mir, wenn ich nicht mit aufrichtig frohem Herzen annähme, was die Gnade Seiner Majestät bestimmt hat. Ich gehe zur Gesellschaft — aber in einer halben Stunde hole ich euch Alle. So habt ihr genug Zeit, euch Alles zu erzählen, was ihr auf dem Herzen habt."

„Es ist nun einmal nicht anders, meine theure Cousine," sagte er achselzuckend, indem er der Gräfin die Hand küßte — „aber wir bleiben Alle gute Freunde — Wladimir Ossipowitsch soll mein Sohn sein, — wir bilden Alle zusammen eine Familie! — Lassen Sie sich also von ihm das Alles erklären — ob Sie es verstehen werden, weiß ich nicht — ich hab' es nicht verstanden — aber wer versteht die Verliebten?"

„Seine Majestät der Kaiser hat uns verstanden," sagte Wladimir lächelnd, indem er drohend den Finger erhob.

„Seine Majestät steht hoch über mir und über uns Allen," erwiederte der Fürst, sich tief verbeugend, — „dem Unterthan gebührt es zu gehorchen — freudig zu gehorchen — auch wenn er nicht begreift. In einer halben Stunde müßt ihr fertig sein — um der neugierigen Gesellschaft ein neues Räthsel aufzugeben, an dem sie sich die Köpfe zerbrechen soll."

Ganz vergnügt die Hände reibend, ging er schnell durch die Verbindungsthüre nach den Gesellschaftsräumen, aus denen dumpfes Stimmengewirr herüber tönte.

„Komm', mein Mütterchen," sagte Wladimir, die Gräfin fortziehend, „damit ich Dir erzähle, wie ich meine süße Marica gefunden, — wir haben nur wenig Zeit und ich würde Jahre brauchen, wollte ich Dir sagen, wie ich sie liebe."

Die Gräfin seufzte — Wladimir trat noch einmal vor Marpha hin, die unbeweglich, starr und finster dastand, faßte treuherzig ihre Hand und sagte:

„Marpha Nikolajewna — wir waren nicht für einander bestimmt, — wir haben uns nichts vorzuwerfen, uns nichts zu erklären — aber wir werden gute treue Freunde sein!"

Er nahm den Arm seiner Mutter und führte sie hinaus.

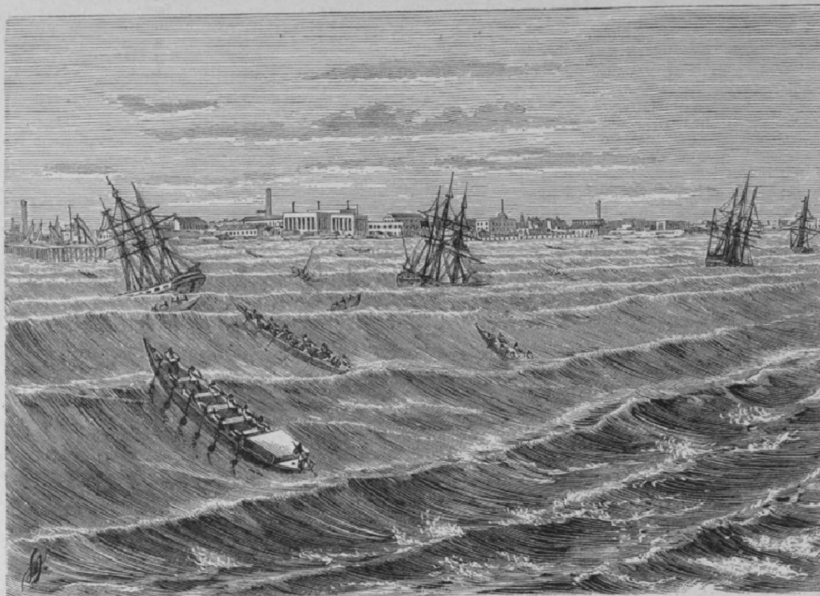
Marpha und Blagonow blieben allein.

(Schluß folgt.)

Auf dem Wendelstein.

(Hiezu das Bild S. 941.)

Am zweiten Pfingsttage dieses Jahres wurde auf der Höhe des Wendelsteins in den bayerischen Alpen eine feierliche Handlung vollzogen, die gewiß in hohem Grade das Interesse und die Sympathie aller Bergtouristen weit und breit erwecken wird. Es wurde an diesem Tage nämlich ein längst gehegter Plan des Alpenvereins zur Ausführung gebracht, hier auf diesem so beliebten und viel besuchten Berge ein Haus zu erbauen, das dem Wanderer ein gastliches Obdach und Erquickung und Labung nach überstandener Mühe des Aufsteigens zu bieten im Stande wäre. Dieser schöne Gedanke verdient gewiß um so mehr Anerkennung und Beachtung, als es das erste gastliche Haus ist, das in solcher Höhe und zu solchem Zwecke in den bayerischen Bergen errichtet wird. Feierlich wurde darum auch, mit priesterlicher Weihe, der Grundstein desselben in die Tiefe gesenkt. Uns aber drängt es, den Alpenfreunden in der Ferne mit Bild und Wort von der ganz eigenthümlichen Situation dieser Grundsteinlegung Kunde zu geben.



Aus dem Skizzenbuche eines Weltumseglers: Die Brandung bei Madras. Von A. Wanjura.

Der Wendelstein streckt seine schroffe Kalksteinstirn 5630 Fuß hoch über den Meeresspiegel und ist durch seine glückliche Lage, die dem Auge eine Fernsicht bis weit in die Ebene und in's Tyroler Land hinein eröffnet, ein außerordentlich für die Mühe des Aufsteigens lohnender Berg. Ein geheimer Zauber reizt den Wanderer an, den sagenumwobenen Berg zu besteigen, der schon aus weiter Ferne freundlich herübergrüßt, gleichsam als wolle er selber zur Besteigung einladen. Doch so lockend die Einladung ist und so erhebend der Gedanke, sich Gast zu wissen eines solch' uraltehrwürdigen Hauses, das die Jahrtausende wie Minuten dahinfliegen sah, so leicht ist es gerade nicht, der Aufforderung Folge zu leisten, denn es geht gar steil, über Geröll und durch Schluchten, und schließlich auf engen felsigen Pfaden empor. Aber Bergstecken und frischer Muth bewältigen leicht bei einiger Vorsicht alle Hindernisse.

Wir hatten die Nacht bei einem Bauern in Bayerisch-Zell am Fuße des Wendelsteins unsere vom Marsche des vorigen Tages ermüdeten Glieder gestärkt. Die Gasthäuser des Ortes waren bis auf die Heuquartiere besetzt, aber das Schicksal wollte uns wohl, denn der Bauer wies uns seine besten Betten, die Mitgift der Bäuerin und die Brautkammer selber als Schlafstelle an, und so ruhten wir hier unter der heiligen drei Könige Schutz, bis uns die goldene Morgensonne wach küßte. Leuchtend lag ihr Glanz auf den Bergen und die Luft wehte um Augen und Stirn wie ein erfrischendes Bad. Droben am Wendelstein war es sonderbar lebendig geworden, die Bergwände wimmelten von kleinen schwarzen Punkten, die hin und her und hinauf krochen, wie Ameisen, die an einer Riesentanne hinaufstreben. Von der Spitze wehten lange Fahnen, und Böllerschüsse hallten von Zeit zu Zeit durch die Berge, der Umgegend den festlichen Tag verkündigend. Wer konnte einer solchen Einladung widerstehen? — So setzten wir uns denn nach Einnahme unseres Morgenimbisses mit Selbstvertrauen in Bewegung, die abenteuerliche Welt der Wendelsteingeister zu betreten. Allmälig steiler werdend, windet sich der schattige Pfad am Abhang in die Höhe, bis man nach Verlauf einer halben Stunde unverhofft auf ein lachendes grünes Gefilde hinaustritt und auf das Gehöft eines Bauern, so daß



Aus dem Skizzenbuche eines Weltumseglers: Im Hofe eines Affentempels zu Benares (Indien). Von A. Wanjura.

man meinen möchte, man befinde sich in einer richtigen Ebene, da die Gipfel der Berge vollständig vom Walde verdeckt werden. Von diesem Ruhepunkte aus wird der Weg beschwerlicher, aber auch romantischer. Man kommt in die Region pittoresker Fichtengruppen. Manch' stolzer Baum liegt da von den Stürmen zerschlagen, vom Wasser zernagt, verwittert, die Schlucht mit seinem gewaltigen Körper und seinen wie hülfesuchend ausgestreckten mächtigen Aesten überbrückend. Die großen Felsblöcke dazu und die tausend kleinen malerischen Gruppen geben diesem Theile der Partie einen Reiz, der hundertfach für den vergossenen Schweiß entschädigt. Doch der schönste Anblick wartete unser noch. Schon sahen wir die schneeigen Gipfel von Tyrol herüberblinken, aber die ganze Kette war noch durch die gegenüberliegenden Berge verdeckt. Vor uns lag jetzt die mächtige schroffe Felsenwand des Wendelsteins, die nur ganz spärliche Vegetation trägt. Langsam stiegen wir aufwärts. Als wir um eine Felsecke bogen, bot sich uns ein sonderbarer Anblick dar. Langsam, Schritt vor Schritt, bewegten sich vor uns aufwärts zwei Gestalten, jede mit einem mächtigen Bierfaß auf dem Rücken. Jetzt ruhten sie aus und wir kamen ihnen näher. Es waren zwei junge Bursche mit breiten Schultern und frischem Ausdruck in den Gesichtern. Sie hatten die Wanderung schon zweimal des Tags von der unteren Alm aus gemacht, wo das Bier die Nacht gelagert hatte, und in jedem Fasse befanden sich 60 Liter, so daß sie circa ein Gewicht von zwei Centnern zu schleppen hatten. Der schwere Gang wurde ihnen pro Maß mit 15 Pfennig bezahlt und die Bursche lächelten unter ihrem Joche. Das Ziel winkte aber auch schon ganz in der Nähe und es galt nur noch, den nächsten Felsvorsprung zu erklimmen. Als wir denselben erreicht hatten, überraschte uns ein eigenthümliches, in solcher Höhe wohl selten vorkommendes Gemälde. Malerische Gruppen lagerten da an den Felswänden entlang, auf dem Rasen in der Sonne oder unter leicht aus Tüchern konstruirten Zeltdächern, singend und trinkend und Maßkrüge schwingend. In der Mitte war eine Holzbude aufgeschlagen, auf die manch' durstiger, verlangender Blick gerichtet war, denn hier lag eine Reihe stattlicher Bierfässer, die durch unsere wackeren Steiger von vorhin noch um zwei vermehrt wurden. Aber der Neuwirth war* spärlich mit dem Ausschank, die Feier sollte erst beginnen, der Pfarrer und die Musik sollten erst droben sein. So wurden wir der Wahrheit inne, daß das schönste Vergnügen nur mit Entbehrung zu erkaufen sei, denn die Sonne hatte uns gedörrt und der Durst wüthete in der Kehle. Endlich kam die

Die Zukunft des Telephons.

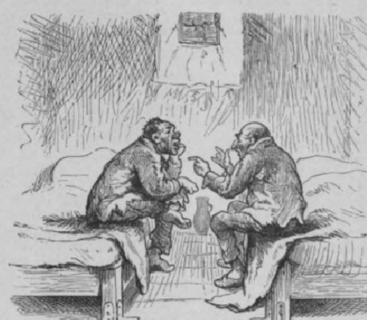
Originalzeichnungen von **Carl Stauber.**



Kellner: In unser Hotel münden Telephons aus allen Theatern der Stadt! Soeben beginnt die Oper „Budha", von Rich. Wagner, im Hoftheater. Wünschen Sie ein Telephon, es kostet nur 60 Pfennig.



Recht schön macht der Herr Pfarrer seine Predigt! Der sagt es den Sündern! Aber es hilft Alles nichts, bei der Generation ist Hopfen und Malz verloren!





Untersuchungsrichter: Schöne Sachen höre ich da! Die zwei Halunken beichten ja allerliebst!



Im Generalstab: Der Feind zieht sich über den Fluß zurück. Sein linker Flügel ist umgangen. Die Schlacht scheint gewonnen!



Halt! Jetzt singt die Amsel die große Arie im Opernhause.



Jetzt kann's so 'n armer Thurmwächter doch auch aushalten, ohne daß ihn die Langeweile umbringt! Ich unterhalte mich mit meinen Freunden beim Sternwirth so gut, als wenn ich unten bei ihnen sitzen thät'.

Musik, der Pfarrer erschien keuchend auf dem Plan und wir eroberten nach langen Bemühungen für den Preis einer Mark einen Maßkrug voll Bier! Jetzt kam Leben in die wohl an 200 bis 300 Köpfe starke Versammlung, und unter Böllerschüssen und weithin schmetternder Hörnermusik wurde die Festlichkeit eingeleitet. Dann hielt der Präsident des Alpenvereins eine begeisterte Rede über Zweck und Ziel der Zusammenkunft, der Pfarrer gab seinen priesterlichen Segen, die Urkunde mit den Namen sämmtlicher Anwesenden wurde in den Stein gelegt, Rede auf Rede folgte, und es war herrlich und herzerhebend, diese Männer hier oben in deutscher Zunge reden zu hören; Worte voll deutschen Gehaltes, voll Brudersinnes und Herzlichkeit, angesichts dieser hehren Alpenhäupter, dieser ewigen Zeugen unvergänglicher Kraft und Schönheit, die da zu Pathen geladen waren bei der Taufe des Wendelsteinhauses, denn still und erhaben mit ihren ewigen Schneehäuptern schauten herüber der große Venediger und die Zugspitze, der wilde Kaiser und der Karwendel, und aus weiter, weiter Ferne winkte grüßend in der Sonne die massige Wand des Großglockners! Ja, es war erhaben, kein schönerer Punkt konnte gesucht werden zur Erbauung des Wendelsteinhauses, als gerade dieser. Bald wird es sein gastliches Panier entrollen und Tausenden eine liebe Erinnerung sein. Unmittelbar vor ihm zur Rechten und Linken rahmen zackige Felsen das großartige Gemälde am Horizont ein, drunten im Thal grüßt das liebliche Bayerisch-Zell mit seinen Bäumen und Wiesen herauf und von jenseits die vielen Häupter gewaltiger Bergnachbarn, hinter ihm aber durch ein zackiges Felsenthor führt der Weg auf den schroffen Gipfel des Wendelsteins, von dem eine Kapelle und ein Kruzifix weit in's Land hineinschauen. Dieß ist die gefährlichste Partie des Berges, die nur für den muthigsten Steiger zugänglich sein würde, wenn nicht der Alpenverein Vorsorge getroffen hätte durch ein Drahtseil, das der Hand einen sicheren Halt gewährt. Wohl war dieß für nicht ganz schwindelfreie Steiger nothwendig, denn kaum so breit, daß man ausbiegen kann, führt der Pfad hinauf, und links gähnt schauerlich der tiefe Abgrund. Und doch — als wir droben waren, bemerkten wir eine Schaar junger Mädchen und unter ihnen Kinder von 6—7 Jahren!

Es war 4 Uhr geworden, noch sandte die Sonne ihre Strahlen vom lachenden Himmel, aber drüben in den Tyroler Bergen ballten sich schwere Wolken zusammen und der Donner grollte in den Lüften. Die Feier der Einweihung war vorüber, die Musik kam auf den Gipfel, um von dort aus noch einige Stücke zu spielen — wir aber machten uns schleunigst von dannen in der gerechten Erwägung, daß ein Gewitter im Thal doch angenehmer sein möchte, als auf der Spitze eines Berges. Drunten fanden

wir unsere zurückgelassenen Damen in der kleidsamen Gebirgstracht und bald entwickelte sich eine lustige Kneiperei mit Citherspiel und Gesang und Schuhplattlertanz. Das Gewitter war über die österreichische Grenze gezogen. Als wir aber nach zweien Tagen in einem wirklichen Gewitterregen das reizende Dörfchen verließen, hatten wir allesammt das trübe Gefühl, von dem Karl Stieler sagt: „Das Heimweh nach dem Wendelstein ist eben ein anderes als das nach Dachau!"

Julius Engel.

Aus dem Skizzenbuche eines Weltumseglers.

Von

Karl von Rother.

XIII.

Am heiligen Strome.



Point de Galle liegt an der Westseite von Ceylon. Dennoch muß man, um nach Madras zu kommen, die Insel östlich umfahren. Der Weg zwischen derselben und dem Festlande hindurch ist von den Resten der Adamsbrücke gesperrt, die sich heute noch durch eine Reihe von Inseln und Sandbänken bemerkbar macht. Nur zur Flutzeit können leichtere Fahrzeuge diese Barre passiren.

Zwei Tage genügten der „Cathey" dennoch, um im Angesicht von Madras ihre Anker zu werfen. Elastische, aus leichten Brettern und Baststricken gefertigte Boote, die mit Theer gedichtet sind, tragen uns durch die allzeit wilde Brandung an's Ufer. Gewaltige Wogen, von denen man glaubte verschlungen zu werden, sind von den Schiffern überwunden worden, und mühelos glückte die Landung, so gefährlich sie auch aussah.

Wenn man Bombay kennt, so muß man es dem Fremden als Eingangsthor Indiens empfehlen. Bombay ist das Neapel Hindostans. Die ganze Schönheitsfülle dieses Wunderlandes drängt sich dort auf engem Raum zusammen. Madras — das Mandaradscha der Eingeborenen — ist eine flach an der Küste hingestreckte Großstadt mit 400,000 Einwohnern. Eine Front von schönen Regierungsbauten und Handelspaläste läuft meilenweit die Kais entlang. Allerdings birgt sich dahinter eine große indische Stadt mit engen, winkeligen Straßen, mit ihren Bazaren, Pagoden, Tempeln und den höchst merkwürdigen, schwerfälligen Tempelwagen, die hier, von Kokosblättern überdeckt, eine Stätte gefunden haben. Aber die Reisenden, die, wie wir, Madras nur flüchtig berühren, sehen nicht viel davon. Sie werden mit dem Eindrucke scheiden, in einer indischen Auflage von Amsterdam gewesen zu sein. Eines Besuches werth ist der zoologische Garten; alle großen englisch-indischen Städte besitzen einen solchen. Die wilden Bestien brauchen sich dort eben nicht zu akklimatisiren: es sind des Indiers Hausthiere. Elephanten, ein Nashorn, wunderschöne Königstiger, Leoparden und Löwen machen die Prachtexemplare von Madras aus.

Von dem Spaziergange nach Madras wieder an Bord der „Cathey" zurückgekehrt, finden wir dort eine wunderlich bunte Gesellschaft, welche uns bis zur Abfahrt unterhält. Händler aller Art, Gaukler und Akrobaten, Schlangenbändiger und Zauberwerkzeugverkäufer sind auf's Schiff gekommen, bieten ihre Waaren feil und produziren ihre Künste. Erst gegen Abend räumen sie das Deck.

Das war die erste Berührung mit dem indischen Festlande. Eine dreitägige Fahrt bringt uns an die Gangesmündungen. Auf den Karten sieht das Delta des heiligen Stromes nur winzig aus; aber man vergißt dabei den geringen Maßstab, an den wir nicht gewöhnt sind. Thatsächlich beträgt seine Breite sowohl wie seine Höhe je 50 deutsche Meilen. Die Mündungsarme des Ganges möchten also etwa den Raum zwischen Prag, Stettin und Bremen ausfüllen. Ein wie kleiner Theil der indischen Welt ist aber das Gangesdelta! Erst solche Vergleiche machen dem Europäer klar, mit welchen Dimensionen in Asien zu rechnen ist.

Das Gebiet zwischen den zahllosen Flußarmen ist nahe der Küste eine dichte Dschongelnwildniß, in deren Innerem sich noch der Tiger und der Alligator um die Herrschaft streiten. Die Ufer des Hugli, des westlichen Arms, den die „Chatey" hinauffährt, sind daher auch nicht schön, und man ist froh, den eleganten Hafen des Great-Eastern-Hotels von Kalkutta zu erreichen.

Dort liegt dem ankommenden Fremden zuvörderst die Pflicht ob, einen Diener zu miethen; denn in Kalkutta

> ...... fehlt die Grundbedingung
> Bessern Zustands, das gedieg'ne
> Institut des deutschen Hausknechts!

Ja, man reicht mit einem Diener insofern nicht aus, als die verschiedenen Beschäftigungen vollkommen getrennt sind und bei der Tafel andere Leute aufwarten als in den Zimmern. Dafür nimmt sich eine Table d'hôte in Kalkutta sehr stattlich aus. Hinter jedem Gaste steht ein schlanker Hindu, mit dem baretartigen Turban, weißem Kittel, gestickter Schärpe und gesticktem Gürtel angethan. Er reicht seinem „Herrn" die Speisen, welche die Kellner herantragen, und fächelt ihm mit einem ungeheuren Wedel Kühlung zu. Später begleitet er ihn wohl in's Theater, wo dieselben Hindufiguren, mit dem Fächer bewaffnet, in den Logen hinter den Sitzen der Zuschauer auftauchen. Er macht auch wohl die Ausfahrten mit, aber nimmermehr würde er sich dazu hergeben, Kleider zu reinigen und gar Stiefeln zu putzen. Wieder neue dienstbare Geister sind nöthig, wenn man im Bade Hülfe haben will. Andere sorgen für Wagen und Pferde, und ein junger englischer Offizier, welcher auf einigermaßen vornehmem Fuße existirt, muß von sechs oder acht braunen Söhnen des Landes umgeben sein. Glücklicherweise sind die Löhne nicht hoch, sondern betragen nach unserem Gelde 60 bis 80 Pfennig täglich. Jeder Europäer lebt als Gebieter in diesem gesegneten Lande, und selbst die jungen Commis der europäischen Handelshäuser halten Fuhrwerk und Dienerschaft. Wie bei den Bauern in Preußen oder Polen, so gilt es auch hier für unschicklich, selbst kurze Strecken zu Fuß zurückzulegen. Der Fremde miethet eine Droschke, welche für den ganzen Tag nicht mehr als fünf Mark kostet. Sänften, von vier Kulis getragen, stehen zur Verfügung; aber es sind wahre Marterkasten, in denen man nur mit angezogenen Knieen Platz findet.

Kalkutta ist eine schöne Stadt, das unterliegt keinem Zweifel. Es hat einen prachtvollen Hafen, großartige Avenüen mit jenen raumvergeudenden Palästen, welche alle europäischen Herrschersitze in Asien auszeichnen. Der Gouverneur bewohnt ein wahrhaft königliches Schloß; die Regierungsgebäude, das Post-, Telegraphenamt, die Justizpaläste, die Markthallen — Alles wetteifert an Glanz und Luxus. Auf eleganten Promenaden versammelt sich Abends die schöne Welt. Großartige öffentliche Gärten bieten Gelegenheit zu Ausflügen. Der botanische Garten ist ausgedehnt wie ein mitteldeutsches Rittergut. Freilich kann er gerade deßhalb nicht besonders sorgfältig gehalten werden. Aber imposante Alleen, herrliche Palmengruppen entzücken dennoch den Besucher. Zwei Banyanbäume, die er aufzuweisen hat, gelten für die schönsten ihrer Art. Jeder bildet einen Wald für sich, denn von den Aesten hängen Hunderte von Luftwurzeln in den Boden hinab und sind zu neuen Stämmen geworden. Darüber wölbt sich ein dichtes Blätterdach. Man könnte das Ganze mit einer natürlichen Hütte von riesenhaftem Umfang vergleichen. Der Banyan gilt den Indern als heilig. Viele tropische Gewächse, majestätische, dem Europäer fremdartige Bäume erblickt man rings umher. Die Dattelpalme zeigt an, daß man die eigentliche Tropenwelt schon zu verlassen beginnt. Den Besuch des zoologischen Gartens können wir übergehen. Ein neu angelegtes Museum verspricht für den Forscher von großem Interesse zu werden. Es hat einen deutschen Gelehrten an seiner Spitze und enthält schöne mineralogische und zoologische Sammlungen. So fehlt Kalkutta nichts mehr zur Weltstadt, und auch das Leben ist weltstädtisch eingerichtet. Diners, Theater, Spazierfahrten, eine elegante, oft etwas förmlich-steife Geselligkeit nehmen die europäische beau monde in Anspruch. Aber eine gewisse Familienähnlichkeit mit den anglo-asiatischen Emporien hat auch die indische Residenz unverkennbar. Alle sind in gewisser Weise Treibhauspflanzen. Auf einen fremden Baum ist ein Reis europäischer Kultur gepfropft. Kalkutta hat heute 700,000 Einwohner. Im Jahre 1700 lag dort, wo es sich jetzt erhebt, das ärmliche Indierdorf Caligatti. Dennoch bilden die Europäer einen verschwindenden Bruchtheil der Bevölkerung; die große Masse derselben sind Hindus. Neben der prächtigen englischen Stadt liegen unvermittelt die bescheidenen Hütten von Bambus und Kokosblättern, in denen arme Eingeborene ein klägliches Dasein fristen. Winkelige Gäßchen und enge Bazare stechen grell gegen die strahlenden Avenüen und die Markthallen mit ihren weißen Marmortischen ab. Kalkutta ist noch mehr als Kairo, wo der Palast des Paschas und die Fellahhütte benachbart sind, die Stadt der Kontraste. So redet das Volk auch von der weißen und der schwarzen Stadt. Von uralter Zeit her an den Despotismus, ja an die Kastenherrschaft gewöhnt, findet es das Verhältniß natürlich. Von dem Haß gegen die fremden Bezwinger ist äußerlich nichts zu entdecken.

Alte, echt indische Kultur findet man in Kalkutta nicht. Dazu muß man den heiligen Strom hinauffahren nach Benares, dem indischen Rom. Eine trefflich erhaltene Chaussee läuft von Kalkutta das ganze Gangesthal entlang bis Lahore. Aber heute ist sie verödet; denn Eisenbahnen durchschneiden jetzt Hindostan. Dazu kommt, daß die Bahnfahrten sehr bequem sind. Aeußerst geräumige Waggons erlauben es, jedem Reisenden erster oder zweiter Klasse ein gut gepolstertes Sopha zu gewähren. Die Coupés erster Klasse sind noch einmal so groß als in Deutschland und nehmen trotzdem nur vier Reisende auf. Dabei sind einem jeden noch besondere Toilettenkabinette angeschlossen. Auch die Bahnhöfe haben meist vorzügliche Einrichtungen. Sie führen gute Küche und Keller. Ein Berliner ist Pächter einer großen Zahl der Eisenbahnrestaurants und hält auf gehörige Ordnung.

Die Fahrt nach Benares ist übrigens eintönig und enttäuscht den Reisenden, der auf Naturschönheiten von dem Augenblick an hoffte, da er die Mauern von Kalkutta hinter sich hat. Waizen-, Reis-, Mais-, Zuckerrohr-, Hanf- oder Tabakfelder liegen rechts und links, und dahinter erheben sich ab und zu grüne waldige Hügel. Das Auge wird nirgends besonders gefesselt und der Staub weckt wehmüthige Erinnerungen an die liebe Heimat.

Urplötzlich aber sieht man sich mitten in die altindische Kultur versetzt. Agra und Delhi sind prächtiger als das heilige Benares, doch rührt der Glanz jener an den merkwürdigsten Bauten überreichen Städte aus der Zeit der mohammedanischen Herrschaft her. Benares wurde von den alten Hindus errichtet und die mohammedanischen Zuthaten treten hier mehr in den Hintergrund. Viele Meilen weit zieht sich die Stadt am Ganges entlang, ein Chaos phantastischer Formen, in welchem sich Paläste, Moscheen, Kuppeln und Minarets bunt mit Pagoden, Pyramiden, Tempeln, Terrassen und Häusern der reichen Hindus mischen. An diesen malerischen Fronten entlang gleiten die Fluten des heiligen Stromes hin. Breite Sandsteinstufen führen hinab und ein tiefblauer, echt südlicher Himmel wölbt sich über dem reizvollen Bilde.

Nach Benares wallfahrtet jeder fromme Hindu; denn Gott Schiwa thut der Stadt die Ehre an, sich täglich drei Stunden lang unsichtbar darin aufzuhalten. Sie muß also — das ist sicher — mit dem Himmel in direkter Verbindung stehen. Vermuthlich fluten die Wogen des Ganges geradewegs hinein; denn sie sind das Heiligste vom Heiligen. Wer an den Ufern des Ganges stirbt, geht direkt zur Seligkeit ein, und selbst der Verbrecher, der dahin gelangt, ist seiner Unthaten ledig und wieder rein wie der Unschuldige. Im Wasser des Ganges wird jede Pein gestillt; der Kranke muß genesen, wenn er dort untertaucht; der Sterbende wandert schmerzlos in's Jenseits hinüber. Tausende von Pilgern füllen täglich die breiten Stufen am Flusse, Männer und Frauen jeden Alters, von ihren Kindern begleitet. Andächtig steigen sie hinab, netzen Brust, Hände und Stirn und bringen der „Mutter Ganga" ihre Opferspenden an Blumen und Früchten dar. Dann folgen lange, inbrünstige Gebete unter fortwährendem Wiegen des Körpers, und am Ende steigt der also vorbereitete Fromme in's Wasser, um erst unterzutauchen und hierauf die nassen Kleider abzuwerfen und sich gründlich zu waschen. Schöne, schlanke Hindugestalten erscheinen unter den Badenden. Von den Frauen und Mädchen bücken sich nur Wenige tiefer hinab, wenn ein Boot vorüberfährt. Die Meisten schauen unbekümmert drein. Von Zeit zu Zeit schwimmt eine Leiche vorüber, und stets rauchen an den Ufern Scheiterhaufen, auf denen die Todten reicher Familien verbrannt werden. Die Asche streut man in die Flut. Dann kommen die Bahren mit den Kranken, oft von Fakiren begleitet, den bettelnden, verwilderten Büßern, die gewerbsmäßig für Andere beten. Wer wider Erwarten schnell gesund wird, läuft Gefahr, nicht als ein Bevorzugter angesehen zu werden; denn das Wunder läßt sich auch so erklären, daß die „Mutter Ganga" ihn nicht wolle, und dann ist er ein Verachteter, Ausgestoßener. Viele sollen dadurch ein Ende ihrer Leiden finden, daß die übereifrigen Frommen sie allzu sehr mit Wasser begießen und ihnen den Mund mit Gangesschlamm füllen.

Droben auf der Höhe der Terrasse, unter gewaltigen Sonnenschirmen sitzen die Brahminen und lesen Gebete aus den heiligen Büchern. Jeder Vorübergehende spendet ihnen Geschenke. Die Priester halten dem Laien gegenüber den Inhalt ihrer Schriften sehr geheim, so daß über den eigentlichen Kern des Hinduglaubens viel Dunkelheit herrscht. Es ist ein Wirrsal, in welchem sich nur wenig sehr gelehrte Männer zurechtfinden. Zum Theil wohl darauf beruht das hohe Ansehen der Priesterkaste, welche auch heute noch unbedingte Verehrung genießt. Würdevoll schreitet der Brahmine einher und Alles wirft sich vor ihm nieder. Die eifrigsten Frommen bitten ihn sogar, seinen Fuß in ihr Wasser zu tauchen. Benares, der riesenhafteste Wallfahrtsort der Erde, soll nicht weniger denn 1500 Tempel haben. Vor und in denselben drängen sich überall die Gläubigen zusammen, bringen Blumenopfer und trinken aus den heiligen Quellen, so ungenießbar ihr Wasser auch durch die vielen hineingeworfenen Blüten gemacht wird. Die Götterbilder sind insgesammt bizarre Fratzen mit Elephantenrüsseln, mit drei Augen und ähnlichen Abnormitäten. Oft bestehen ihre Gesichter aus Silber und Gold, die Ornamente aus Edelsteinen. Alle sind von dargebrachten Blumen bedeckt. Der Europäer darf sie nur aus einer gewissen Entfernung betrachten. Sein Geld indeß nehmen die Priester ebenso gern, wie das des frommen Hindu.

In manchen Tempeln werden heilige Thiere verehrt. Meist sind es Stiere, und der Tempel gleicht dann auch einem Stalle. Im Tempel der Durga, der Frau des Schiwa, hausen viele Tausende von Affen, die freilich ihrer Würde sehr wenig eingedenk sind und sich ebenso possierlich betragen wie in den Affenhäusern der zoologischen Gärten. An den Eingängen kaufen die Frommen die dort feilgebotenen Körbe mit Backwerk und Früchten, um sie an die geheiligten Vierhänder zu spenden, die natürlich ob der guten Behandlung äußerst zutraulich werden. — Um die Wallfahrer und den Ganges dreht sich in Benares Alles und der regste Verkehr herrscht in der Stadt mit dem Handel von Götterbildern, von Krügen zum Transport des Gangeswassers, von Blumen und Früchten zu Opfern.

Gewiß, wer sich einen Begriff von dem Indien des Alterthums machen will, muß Benares, seine heiligen Fluten und das Gedränge der Betenden auf seinen Treppen sehen. Dort ahnt man jene Welt, welche bis in die neue Zeit für eine Welt der Wunder galt. Denkt man den Reichthum des Landes an Blumen, an Früchten, an Stoffen und Schätzen aller Art hinzu, so begreift man es, wie alle großen Eroberer von Alexander bis auf den Schah Nadir, der im vorigen Jahrhundert über Persien gebot, ihren Weg nach Indien nahmen. Furchtbare Verheerungen, Blutbäder sondergleichen zog Indiens Ueppigkeit seinen Völkern zu. Aber eine scheinbar unerschöpfliche Natur hat immer neues Leben in gleicher Fülle wieder hervorsprießen lassen. Zweihundert Millionen bevölkern das Land. Interessant, wunderbar, pittoresk ist, was das alte Hindostan geschaffen hat; doch eigentlich schön nach dem Geschmack des Europäers kann man es nicht nennen. Diese Bezeichnung gebührt nur den großartigen Schöpfungen der mohammedanischen Herrschaft aus dem sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert.

Agra und Delhi sind die Hauptstätten der moslemitischen Pracht. Dort regierten die mächtigen Sultane, deren Reiche aus der Mongolenherrschaft des Mittelalters hervorgegangen waren. Der Letzte von ihnen, Sultan Akbar von Delhi, der 1857 in seinem Palaste als Staatspensionär der ostindischen Compagnie lebte, mußte es im Alter von 93 Jahren erleben, durch die Aufständischen noch einmal zum Kaiser von Indien proklamirt zu werden. Mit dem Ende seiner kurzen Herrschaft schwand die letzte Spur des alten mongolischen Regiments.

Aber die Moscheen, Paläste und vor Allem die herrlichen Mausoleen der Sultane haben diese überdauert. Einen der schönsten Paläste restaurirt heute ein deutscher Landsmann, ein Baumeister aus Breslau, im Auftrage der anglo-indischen Regierung. Alles, was Granada und Konstantinopel an maurischen und türkischen Prachtbauten besitzen — die Alhambra nicht ausgeschlossen — wird von Agra und Delhi in den Schatten gestellt. Dort findet das Auge wahre Wunder, Märchen aus „Tausend und eine Nacht", in Marmor, Perlen, Metallen und edlem Gestein gedichtet. Herrlich sind die durchbrochenen Wände von weißem Marmor, die der feinsten Filigranarbeit gleichen und dennoch mächtige Kuppeln tragen. Besonderen Luxus zeigen die Badegemächer der Sultansfrauen. Viele sind durchweg in weißem Marmor und Spiegelglas gebaut. Rother Sandstein, weißer Marmor, Spiegelglas, Perlmutter und Edelstein bilden das fast durchweg verwendete Material. In den Blumen und Arabesken setzen oft Hunderte von Steinchen, die alle Schattirungen treulich wiedergeben, nur eine kleine Figur zusammen.

Als das Kleinod unter den mohammedanisch-indischen Monumenten sieht man das Mausoleum der Sultanin Ardschimand Banu, der Gemahlin Sultan Dschihan's, an. Es wurde in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts bei Agra errichtet und wird auf einen Werth von 60 Millionen Mark geschätzt. Abendländische Künstler haben daran mitgewirkt, denn die schönen Mosaiken rühren von römischen Meistern her. Achtzehn- bis zwanzigtausend Menschen sollen zweiundzwanzig Jahre hindurch bei dem Bauwerke thätig gewesen sein. Es liegt auf einer Höhe und wird von 900 Fuß langer, 300 Fuß breiter Arkaden-

halle umschlossen. Ein Eingangsthor von rothem Sandstein mit herrlichen Marmorornamenten führt in den inneren Hof; Metallthüren schließen es und eine majestätische Kuppel wölbt sich darüber. Wenn man eingetreten ist, so glaubt man sich in eine Feenwelt versetzt. Das Mausoleum steht vor dem staunenden Blick, ganz in weißem Marmor leuchtend, innen und außen mit herrlichen Mosaiken von Malachit, von Lapislazuli, Achat u. s. w. bedeckt. Schimmernd und glitzernd, weiß wie der Schnee, ist das prachtvolle Gebäude und darüber erheben sich eine große und vier kleine Kuppeln mit vergoldeten Spitzen. Vier, je 180 Fuß hohe, überaus schlanke Minarets, gleichfalls aus weißem Marmor, zieren die vier Ecken des Hofes. Eine Marmortreppe führt zum Portal des Mausoleums empor, dessen Inneres einen achteckigen Raum bildet. Durchbrochene Marmorwände lassen das Licht auf den in der Mitte stehenden Sarkophag der Sultanin fallen. Auch dieser ist von weißem Marmor gebildet und mit Koransprüchen in erhabener Schrift versehen. Edelsteine setzen die Lettern zusammen und eine kostbare Mosaikguirlande umwindet das Ganze. Ein kunstvoller, übrigens auch sehr gut gehaltener Garten mit Kaskaden, Springbrunnen und Durchsichten durch düstere Cypressengänge umgibt das Mausoleum und erhöht den Effekt. Stundenlang kann man dort verweilen, ohne des Bewunderns müde zu werden, und ist man am Abend geschieden, so fühlt man sich des Morgens von Neuem angezogen. Sultan Dschihan hat sich und seiner Gemahlin ein wahrhaft unvergängliches Denkmal gesetzt, denn sollte der Wunderbau einst zerfallen wie alles Irdische, so müssen doch nachwachsende Geschlechter davon zu erzählen wissen.

Benares, Agra, Bombay repräsentiren die drei großen Epochen Indiens, die der hindostanischen, der moslemitischen und der englischen Herrschaft. Unwillkürlich fragt man sich, was folgen wird; denn noch immer ist Indien ein staatliches Räthsel, das der Lösung harrt. Bisher hat es eigentlich nur den Despoten gewechselt. Die verschiedenen Kulturen bestehen noch nebeneinander fort. Der Hindu verneigt sich, auch wenn sein Haupt schon grau ist, vor jedem Europäer. Aber zähe hält er an seinen uralten Sitten und Gebräuchen fest, — so fest, daß unter den Augen der britischen Regierung noch vor wenig Jahren tägliche Menschenopfer stattfanden. Sie wurden verhindert und dem Gotte statt der Menschen Ziegen gebracht. Aber er nahm den Ersatz sehr ungnädig auf und kehrt seitdem den jammernden Gläubigen den Rücken zu. Keiner von diesen zweifelt, daß der Erzürnte sich selber abgewendet. Schwindet eines Tages die jetzt herrschende Macht, so wird man ihn wieder umdrehen. Aehnlich sieht es noch in Manchem aus, und trotz der schnellen Fortschritte der äußeren Kultur, die mit den Eisenbahnen und Telegraphen kommt, dringt die innere doch nur langsam vor.

Notiz-Blätter.

Literatur.

— **Friedrich Theodor Vischer, der Schöpfer der modernen Aesthetik,** hält in seinem „Altes und Neues“ (Stuttgart, Bonz & Comp.) noch einmal Heerschau über seine zerstreuten Essays und Arbeiten für den Tag, indem er uns das Dauernde auf's Neue vorführt und für die Wissenschaft und das Leben festhält. Gewiß sind ihm alle seine Verehrer, Alle, die von ihm gelernt haben — und ihn lesen, heißt von ihm lernen — dankbar für diese Gaben seines ebenso scharfen als feinen Geistes, der überdieß Alles in eine so anziehende Form zu gießen versteht. Mit dem dritten Heft hat er eben die erste Serie abgeschlossen. Dieses Heft bringt wieder einen Schatz köstlicher Gaben: drei biographische Charakteristiken, Alfred Rethel, den Maler des Todtentanzes, Ludwig Weisser, einen schwäbischen Kunstforscher, und die Autobiographie des Herausgebers, die einen überaus interessanten Einblick in den Entwicklungsgang, in die literarischen und ästhetischen Kämpfe des streitbaren Mannes bietet. An drei Bücher knüpfen sich kritische und ästhetische Exkurse, nämlich an Strauß' „Voltaire“, Planck's und Günthert's „Oberschwäbische Zeit- und Kulturbilder“ und Reuschle's „Philosophie und Naturwissenschaft“; endlich bringt der Band die Einführung eines italienischen Dichters (Benelli) und publizistische Exkursionen. Wir können hier nicht auf das Einzelne eingehen: es genüge, auf den Inhalt hingewiesen und dankbar anerkannt zu haben, welch' reiche Anregung uns wieder durch diesen Band „Altes und Neues“ geworden. Es sei in dieser Hinsicht zur Lektüre für Stunden geistiger Sammlung empfohlen.

— **Romantisch, wildbewegt und leidenschaftlich ist Wilhelm** Jensen's Novelle: „Karin von Schweden“ (Berlin, Paetel). Der Stoff ist der Geschichte Schwedens entnommen und handelt von den rauhen und heftigen Kämpfen zwischen Dänen und Schweden. König Christiern und Gustav Wasa und die schöne Schwedin Karin sind die Hauptfiguren, um welche sich die oft stürmische Handlung bewegt, dazwischen steht die schwankende Gestalt Gustav Rosen's, der, von Karin's Schönheit bezaubert und von der Anhänglichkeit an den tyrannischen Dänenkönig ganz erfüllt, in diesem Zwiespalt zu Grunde geht. Karin als Patriotin von hohem Muth und großer Aufopferungsfähigkeit, der kernige, echt heldenhafte Gustav Wasa, wie auch der dänische Artaxerxes Christiern sind vortreffliche Charakterzeichnungen, ebenso künstlerisch werthvoll ist Lokalität, Trollhätta und die nordische Stimmung behandelt, und da diese Novelle zugleich auch sehr spannend ist, dürfte sie einen großen Leserkreis finden.

— **Nervosität und Nervenschwäche werden von den Aerzten als** eine spezifische Krankheit unseres Jahrhunderts bezeichnet. Erst das moderne Kulturleben mit seinem Rennen und Jagen nach Erwerb, das Börsenspiel, die Politik und die hievon untrennbaren Aufregungen einerseits, andererseits die Arbeitsüberbürdung der Schüler, insbesondere der Realschulen und Gymnasien, die Ueberanstrengung der Gehirnthätigkeit auf allen Gebieten des modernen Seins in Verbindung mit dem raschen Wechsel äußerer Eindrücke, welche unsere Zeit mit sich bringt, haben jenen Symptomenkomplex, welchen die Aerzte mit Neurasthenie, Nervosität oder Nervenschwäche bezeichnen, entwickelt. Ausführliche und dankenswerthe bezügliche Schilderungen finden sich in dem soeben im Verlage von Wilhelm Knapp in Halle erschienenen interessanten Werkchen: „Die allgemeine Elektrisation des menschlichen Körpers. Beiträge zur ärztlichen Behandlung der Nervenschwäche“ von Dr. Sigmund Theodor Stein. Die umfassende, mit 35 Textabbildungen geschmückte Monographie ist als Festschrift der medizinischen Fakultät der Universität Würzburg zu deren dreihundertjährigem Jubiläum gewidmet. Neben der Schilderung der wechselnden Erscheinungen aller einschlägigen Krankheitsformen enthält die Schrift in allgemein verständlicher Form eine große Zahl höchst interessanter Krankheitsgeschichten, sowie insbesondere die Schilderung der Wege zur Heilung mittelst verschiedener Formen des elektrischen Stroms. Besonders fesselnd und belehrend ist das Kapitel über die natürlichen elektrischen Eigenschaften des menschlichen und des thierischen Organismus, sowie deren allgemeine Beeinflussung durch elektrische Ströme. Dieselbe mächtige Naturkraft, welche unserer Zeit den Charakter des „elektrischen Jahrhunderts“ aufgeprägt hat, scheint demnach auch dazu bestimmt zu sein, unendlich viel menschliches Elend zu erleichtern und zu beseitigen.

— **Die Reisesaison ist in der höchsten Blüte, das beweisen auch** die roth und grün gebundenen Reiseführer, die sich zahlreich einstellen. Da ist vor Allem zu erwähnen Berlepsch's „Die Schweiz“ (Zürich, Schmidt) in neuester Auflage, ein berühmter alter Freund aller Schweizreisenden. Das Buch ist sorgfältig revidirt, reichhaltig, mit mehreren Plänen, Karten, Panoramen ausgestattet und gut gedruckt. — Nach Triest und Umgegend geleitet uns der „Illustrirte Führer durch Triest“ (Wien, Hartleben). Das Buch kommt gerade zur rechten Zeit. Ausstellungsbesuchenden ist es warm zu empfehlen. Dem schließt sich der illustrirte „Führer durch Niederösterreich“ (der gleiche Verlag) an. Das Buch bringt sehr genaue Beschreibungen alles Eigenartigen und Sehenswürdigen in praktisch projektirten Routen der Bahnstrecken und Thalcentren. Wir werden geführt von Linz nach Wien, die Rudolfsbahn hinauf nach Krems, in Krems- und Kampthal u. s. w. Das Werkchen hat 65 hübsche Illustrationen. — Wir machen jetzt einen Sprung nach dem hohen Norden durch den „Skandinavischen Reisebegleiter“ (Koburg, Riemann). Der anonyme Autor hat hier seine Reise durch Norwegen zum Nutz und Frommen anderer Touristen geschildert und neben scharfer Federzeichnung von Land und Leuten viele gute Winke betreffs Einkehr, Wege, Auftreten &c. gegeben. Sehr praktisch sind die statistischen, meteorologischen und Umrechnungstabellen. Dem Buch ist eine klare Uebersichtskarte beigegeben.

— **Von der nachgelassenen Korrespondenz George Sand's ist** soeben bei Calmann Lévy der zweite Band ausgegeben worden. Derselbe umfaßt die Periode von 1836 bis 1847, also die Zeit, in welcher die schöpferische Kraft der Schriftstellerin in ihrem Zenith stand und mit erstaunlicher Fruchtbarkeit Werke wie: „Mauprat“, „Consuelo“ mit ihrer Fortsetzung, der „Gräfin Rudolstadt“, „Simon“, die «Maîtres mosaïstes» und endlich die sozialistisch angehauchten Romane, den «Compagnon du tour de France», den «Meunier d'Angibault» u. s. w. schuf.

— **Freunden des Schachspiels wird Adolph Dufresne's Werkchen:** „Der Meister im Schachspiel“ (Harburg, Elkan), willkommen sein. Das sehr geschmackvoll ausgestattete Buch ist eine theoretisch-praktische Anweisung zur schnellen und gründlichen Erlernung des Schachspiels, es ist jedoch auch für Schachkenner interessant durch die zahlreichen Musterpartieen der Meister Anderssen, Kolisch, Murphy, Paulsen, Steinitz, Bird, Blackburne und Anderer, die es ausführlich anführt und erläutert.

Kultur und Wissenschaft.

— **Das Handelsgeographische Museum zu Berlin wird nun** bestimmt Mitte Oktober d. J. eröffnet werden. Den Hauptbestandtheil desselben wird die reichhaltige Sammlung und Ausstellung brasilianischer Landesprodukte bilden, welche Ende Juli von dort verschifft worden ist und Mitte August bereits in Berlin eintreffen soll. Es sind dabei über 200 Centner verschiedener Kaffeeproben, eine komplete Sammlung der schönsten und seltensten Sachen, nicht nur Steinwaffen, Töpfe u. s. w. von Indianern, sondern auch Perlenketten, Muscheln und eine komplete Sammlung brasilianischer Mineralien, einschließlich einer vortrefflichen Kollektion von Achaten und Krystallen.

— **Die Jury der Internationalen Kunstausstellung in Wien hat** die von dem Unterrichtsministerium gewidmete goldene Staatsmedaille unter Anderem den Bildhauern Begas und Ducz, den Malern Defregger, Gebhardt, Janssen, Knaus, Lenbach, sämmtlich in Deutschland, dem Maler Thorwald Niß (Dänemark) und dem Maler Hellquist (Schweden) zuerkannt. Die Staatsmedaille erhielten ferner 8 Franzosen, 5 Oesterreicher, 3 Ungarn, 3 Belgier und je 1 Engländer, Italiener und Holländer.

— **Auch Aachen wird nunmehr seinen zoologischen Garten er**halten. Zur Gründung eines solchen sind bis jetzt 95,000 M. Aktienzeichnungen eingegangen und stehen noch viele Zeichnungen in Aussicht. Außerdem sind bereits werthvolle Geschenke an Thieren und tropischen Pflanzen zugesagt.

— **In New-York ist eine Gesellschaft in's Leben gerufen worden,** welche, wie dieß in jüngster Zeit von einer andern Unternehmung bezüglich des überseeischen Passagierverkehrs projektirt worden ist, auch im Gütertransporte über den atlantischen Ozean wesentliche Verbesserungen zu schaffen beabsichtigt. Die zu diesem Zwecke gebildete Gesellschaft besteht aus Kongreßmitgliedern, Kaufherren &c. und läßt bereits ihr erstes Frachtschiff bauen, welches klein, aber ganz besonders stark und mit dreifach rotirenden Maschinen versehen sein wird. Die Gesellschaft hat die Absicht, den Gütertransport nach England in fünf, nach Deutschland in sechs Tagen zu ermöglichen.

— **Die dänische Polarexpedition unter Oberbefehl des Lieute**nants Hovgaard soll dieser Tage von Kopenhagen ausgehen. Dieses Unternehmen hat den Zweck, vom Kap Tscheljuskin, dem nördlichsten Punkte der sibirischen Eismeerküste, aus nordwärts auf Entdeckung vorzudringen. Das Expeditionsschiff ist der Dampfer „Dymphna“, früher als Dampfer „Linköping“ in der Fahrt zwischen schwedischen und deutschen Häfen und an der norwegischen Küste. Die Mittel für das ganze Unternehmen sind durch freiwillige Beiträge mehrerer Kopenhagener Handelshäuser, hauptsächlich des Großhändlers Augustin Gamels, sowie durch einen Staatszuschuß zum Belaufe von 50,000 Kronen, welcher jedoch kaum die Hälfte der Gesammtkosten begleicht, aufgebracht. Das Schiff ist 100 Fuß lang, 23 Fuß breit und 12 Fuß tief im Raum. Die Maschine hat 24 Pferdekräfte. Bei voller Kraft fährt es 6 Meilen in der Stunde und verbraucht 3 Tons Kohlen; dabei ist es ein trefflicher Segler. Der Kohlenvorrath reicht für 50 Tage Dampffahrt aus. Auf den Staatswerften von Kopenhagen wurde das Schiff für seine Eismeerreise noch besonders verstärkt und eingerichtet. Für die Boots- und Schlittenausrüstung sind die neuesten Erfahrungen benützt worden, und die Schlitten sind nach dem System der Hudsonsbai-Compagnie gebaut. Zum Ziehen der Schlitten werden 9 Neufundlandhunde mitgenommen. Die Verproviantirung reicht für 20 Monate.

Verkehr.

— **Das internationale Postbureau zu Bern hat kürzlich die** Statistik des Weltpostvereins für 1879 veröffentlicht. Dieselbe behandelt den Postbetrieb der 25 bedeutendsten zum Weltpostverein gehörenden Länder. Die ermittelten Zahlen sind ganz kolossal. Es wurden befördert rund 8280 Millionen Briefsendungen, darunter 4900 Millionen Briefe und Postkarten oder täglich mehr als 13 Millionen, das Uebrige Drucksachen, Waarenproben, Geschäftspapiere und Zeitungen. Auf Europa, den kleinsten Erdtheil, entfallen die meisten Sendungen, 5624 Millionen, dann folgen Amerika mit 2366 Millionen, Asien mit 205 Millionen, Australien mit 73 Millionen und zuletzt Afrika mit nur 12 Millionen Sendungen. Im Durchschnitt entfallen auf jeden Menschen (die Bevölkerung der Erde zu 1400 Millionen Menschen gerechnet) 5,9 Sendungen, und zwar 3,5 Briefe und Postkarten und 2,4 Drucksachen u. s. w. Deutschland nimmt mit seinen 1200 Millionen Sendungen einen der ersten Plätze ein; es wird nur übertroffen von England mit 1587 Millionen Stück. Bezüglich der Postkarten behauptet Deutschland mit 123 Millionen sogar den ersten Platz. England folgt erst mit 114 Millionen; auch mit 4 Millionen Postreisenden und 63,6 Millionen Postpaketen steht Deutschland obenan; endlich hat Deutschland die meisten Briefkasten, nämlich 55,030 Stück, aufgestellt. 28,2 Briefsendungen kommen durchschnittlich auf jeden Deutschen, und zwar 15,9 Briefe und Postkarten und 12,3 Drucksachen u. s. w. Die Engländer (36,3), die Schweizer (23,2) und die Niederländer (16,8) übertreffen uns noch bezüglich der Briefe und Postkarten. Am wenigsten korrespondiren die Serben, Türken und Bulgaren; auf diese entfällt durchschnittlich nicht einmal eine Sendung.

— **Ein neues System, um auf einem in voller Bewegung be**findlichen Eisenbahnzuge telegraphische Depeschen abzusenden oder zu empfangen, ist jüngst auf der Atlanta-Charlotte-Eisenbahn in Amerika versucht worden. Es ist dieß eine Erfindung des Kapitäns der Vereinigten Staatenarmee C. W. Williams und besteht aus einem Telegraphendraht, der entlang der Trace, aber isolirt von derselben läuft und in Intervallen von je 40 Fuß unterbrochen ist. An jedem Bruchende des Drahtes befindet sich eine Kupferrolle, welche normal mit der nächsten so in Verbindung steht, daß der elektrische Strom ununterbrochen durch die ganze Drahtlänge cirkuliren kann. Ein Wagen des Trains ist in ein Telegraphenamt verwandelt, und zwei lange Metallstreifen oder Schienen gehen von dem untern Theile des Wagens aus und streifen die Metallrollen, wenn sie der Wagen passirt. Dabei drücken sie die Rollen nieder und veranlassen dadurch, daß der Kontakt zwischen je zwei Rollen aufhört. Für das System können Telephone ebenso wie der gewöhnliche Morse- oder Soundersapparat verwendet werden. Der Nutzen dieser Erfindung ist handgreiflich; abgesehen davon, daß Reisende jeden Augenblick wichtige Nachrichten empfangen oder aussenden können, kann auch im Falle eines Unglücks der Standort und Zustand des Zuges an jede beliebige entfernte Station mitgetheilt werden.

Gesundheitspflege.

— **Das Wasserstoffsuperoxyd kann bei zarter Haut, mit Wasser** verdünnt — gleiche Theile Wasser und Wasserstoffsuperoxyd — als Wasch- und auch Mundwasser verwendet werden. Zum Putzen der Zähne nehme man Schlemmkreide und gieße das Wasserstoffsuperoxyd auf das an der Bürste haftende Pulver. Der Erfolg ist ein vortrefflicher, so daß die wöchentlich ein- bis zweimalige Anwendung des Wasserstoffsuperoxyds genügt, um die Zähne weiß und frei von schädlichen Ansätzen zu halten. Als Waschwasser setze man dem verdünnten Wasserstoffsuperoxyd kurz vor dem Gebrauche Salmiakgeist zu, ein bis zwei Tropfen auf einen Eßlöffel voll, aber ja nicht mehr. Man sieht alsdann, wie sich überall, wo das Wasserstoffsuperoxyd mit der Haut in Berührung kommt, kleine Bläschen von Sauerstoff entwickeln, während gleichzeitig die abgestorbene rauhe Oberfläche der Haut in eine weiße, seifenartige Masse verwandelt wird. Da das Wasserstoffsuperoxyd nur die abgestorbenen Theile zerstört, kommt die glatte Haut zum Vorschein, welche, da sie in keiner Weise angegriffen wird, sich rasch kräftig und widerstandsfähig gegen äußere Einflüsse zeigt. Haare sind zuvor mit Seife und dann mit starkem Spiritus zu entfetten, worauf sie mit Wasserstoffsuperoxyd angefeuchtet werden, das langsam antrocknen muß.

Sport.

— **Die großen Rennen zu Baden-Baden absorbiren seit Ver**öffentlichung der Gewichte das Interesse der Sportwelt. Im Stadtpreis steht Verseneze mit 67½ Kilog. obenan. Das relativ höchste Gewicht trägt der dreijährige Trachenberg (60 Kilog.), ebensoviel wie der vierjährige Theorist und der sechsjährige Mocassin. Im Preis vom alten Schloß führt Mocassin mit der respektablen Last von 80 Kilog. und im St. Leger Handicap Trachenberg mit 65 Kilog., fünf Pfund weniger tragen Lehetetlen und Michel Angelo, weitere zwei Pfund weniger Valerius. Im großen Preis von Baden-Baden treffen Trachenberg, Lehetetlen und Taurus unter gleichem Gewicht (52½ Kilog.) zusammen.

— **Die Regatta des Allgemeinen Alsterklub zu Hamburg wird** am 27. August stattfinden.

— **Der Hamburger Rennklub hält im September kein Meeting ab.** Der Grund soll in den leidigen Wettverhältnissen in Deutschland liegen.

Gestorben.

Karl Milberg, Besitzer der berühmten Buchhandlung, deutscher Konsul, zu Athen, am 27. Juli.

— Geh. Kommerzienrath F. v. Eynern, 77 Jahre alt, am 1. August, in Rolandseck.

— Fr. S. Stirnbrand, Porträtmaler, in Stuttgart, am 2. August, 91 Jahre alt.

— Oberst John Coy Gawler, der langjährige Hüter der Thronjuwelen im Tower, am 4. August, in London.

Pater Maria Rossi, Vizegeneral des Jesuitenordens, 83 Jahre alt, am 5. August, in Rom.

Dr. phil. Otto Reinhard, der Erfinder der Allizarintinte, in Loschwitz, am 6. August.

— Graf Rudolf Stillfried-Alcantara Rattowitz, Oberceremonienmeister des deutschen kaiserl. Hofes, 78 Jahre alt, am 10. August, in Silbitz.

Von den Boulevards.

Von

P. v. M.

(Nachdruck verboten.)

Das für Paris wichtigste Ereigniß des abgelaufenen Monats ist die feierliche Inaugurirung des neuen Pariser Rathhauses, über welches es mir gestattet sei, bevor ich von dem aus diesem Anlasse von der Stadt Paris gegebenen Feste spreche, einige historische Daten in Erinnerung zu bringen.

Den ersten Schritt zur Errichtung eines Stadthauses that 1357 unter dem Vorsitze des famosen Etienne Marcel die Gilde der Pariser „Kaufleute zu Wasser“, aus der im Laufe der Jahre der Pariser Munizipalrath hervorgegangen ist, indem sie um den Preis von 2800 Pariser Livres ein am Grèveplatz gelegenes Haus kaufte, um dort einen Sprechsaal für die Bürger (Parlouer aux Bourgeois) zu errichten. Das ganze Haus enthielt nach einer zeitgenössischen Angabe nur drei Haupträume und doch begnügten sich die Bürger von Paris, durch die inneren und äußeren politischen Verhältnisse gezwungen, bis zum Jahre 1533 mit diesem unbedeutenden Gebäude. Ludwig XI. war der erste französische Monarch gewesen, der erkannte, daß er eine seiner Hauptstützen in der Pariser Bürgerschaft zu suchen habe, und Franz I. folgte dem von ihm eingeschlagenen Wege. Er ließ durch einen der Baumeister, die er aus Italien mitgebracht hatte, durch den berühmten Domenico Boccadoro di Cortona, die Pläne zu einem an Stelle des alten unbedeutenden Baues zu errichtenden prächtigen Neubaues entwerfen und gestattete auch, daß dieser gegen einen Jahresgehalt von 250 Pariser Livres die Oberleitung des Baues übernehme. Anfänglich eifrigst betrieben, wurden nur zu bald die Arbeiten in Folge der neuerlichen auswärtigen und Bürgerkriege vernachlässigt und standen während der Hugenottenverfolgungen zeitweise ganz und gar still. Erst unter Heinrich IV. wurden, von diesem kräftig unterstützt, die Arbeiten wieder aufgenommen,

was die Veranlassung wurde, daß der damalige Vogt der Kaufleute, der berühmte François Miron, ober der Mittelpforte des Rathhauses jenes bekannte Reiterrelief Heinrich IV. aufstellen ließ, welches 1789 zerstört, unter Ludwig XVIII. wiederhergestellt wurde und wie durch ein Wunder beim Brande des Hôtel de Ville im Jahre 1871 verschont blieb, ohne daß aber der heutige Munizipalrath gestattet hatte, daß es bei dem jetzigen Wiederaufbau an seine alte Stelle gesetzt werde. Von 1606 an schritt der Bau mächtig vorwärts und war 1613 bereits bis auf Weniges vollendet, wenngleich die damaligen Väter der Stadt, gewissenhafter als ihre modernen Nachkommen, erst im Jahre 1618 den Bau für vollständig fertiggestellt erklärten. Von diesem Jahre an wurden bis auf unsere Tage fast keine baulichen Veränderungen mehr am Hôtel de Ville vorgenommen und dieselben Mauern haben den Sonnenkönig Ludwig XIV. als Gast der Stadt Paris gesehen, haben die Männer von 1789 gegen das Königthum donnern gehört, haben Napoleon I. und die Restauration, die zweite Republik und den Staatsstreich überdauert, und erst den wüsten Horden der Kommune war es vorbehalten, das alte Wahrzeichen der Stadt in einen Trümmerhaufen zu verwandeln.

Eine befremdliche Eigenthümlichkeit ist es, daß das Stadthaus sich in einem Viertel befand, welches, bis zu Anfang dieses Jahrhunderts dort ordentlich gesäubert wurde, zu den verrufensten der Stadt gehörte und daß auf dem verhältnißmäßig kleinen Platze vor demselben nicht nur bei feierlichen Gelegenheiten Aufzüge stattfanden, die Bürger mit Wein und Braten bewirthet und die Freudenfeuer angezündet wurden, sondern daß auch durch Jahrhunderte hier Pranger und Galgen, Rad und Guillotine standen. Erst Louis Philipp schaffte die Justifikationen auf diesem Platze ab und begann gleichzeitig, wohl wissend, daß bei jeder Volksbewegung die Masse sich immer nach dem Rathhause wende, das Hôtel de Ville von dem umgebenden Häusergewirr frei zu machen, um den Truppen, wenn deren Einschreiten erforderlich werden sollte, den Zutritt zu erleichtern. Seine Vorsicht diente jedoch zu nichts, denn das Volk bemächtigte sich im Jahre 1848 mit leichter Mühe des Rathhauses. Napoleon III. ließ es seinerseits an ähnlichen Maßregeln nicht fehlen: die Rue de Rivoli wurde bis zum Rathhause verlängert, hinter demselben die riesige Kaserne Napoleon erbaut — und doch war auch das im Jahre 1871 nicht im Stande, den ehrwürdigen Bau vor der Zerstörung zu sichern.

Wie es gekommen, daß das Stadthaus ein Raub der Flammen wurde, ist noch in Aller Gedächtniß. Die Kommunards hatten es als Stützpunkt ihres Rückzugs, den sie durch Einäscherung aller der großen Bauwerke der Stadt decken wollten, ausersehen. Durch ein Mißverständniß war aber das Feuer, welches erst gelegt werden sollte, wenn sie sich im Hôtel de Ville nicht mehr halten konnten, früher gelegt worden, und als die Truppen die Insurgenten bis zur ehemaligen Place du Grève zurückgeworfen hatten, fanden Letztere den erhofften Rückhalt nicht und mußten sich unter fortwährenden ungeheuren Verlusten nach den Buttes Chaumont, nach Belleville und nach dem Friedhofe Père Lachaise zurückziehen, wo sie nochmals auf kurze Zeit Fuß faßten, bis sie auch da geschlagen wurden und so der Kommune ein Ende gemacht wurde.

Daß nur wenige Gebäude gerettet werden konnten, begreift sich um so leichter, als im Allgemeinen und ganz besonders im Hôtel de Ville die Vorbereitungen mit einem so teuflischen Raffinement gemacht worden waren, daß es selbst zur Zeit tiefsten Friedens eine Unmöglichkeit gewesen wäre, des entfesselten Elementes Herr zu werden. Petroleum, Oel und andere leicht brennbare Stoffe, höchst wahrscheinlich auch Pulver, waren in den Sälen und in den Höfen aufgeschichtet und dann in Brand gesteckt worden und nichts konnte das Gebäude retten.

Eine volle Woche brannte das Hôtel de Ville und unersetzbare Schätze gingen mit ihm zu Grunde. Die innere Einrichtung war schon einmal während der ersten Revolution arg beschädigt worden, vom Jahre 1800 an war man aber mit vielem Fleiße darauf bedacht gewesen, die Schäden wieder gutzumachen, und die ersten französischen Künstler unseres Jahrhunderts hatten ihr Bestes dazu geliefert. Die Coignet, Yvon, Cabanel, Benonville, Delacroix und Ingres — der hier sein Meisterwerk geschaffen: „Die Apotheose Napoleon I." — hatten die Wände mit ihren Werken geschmückt, die herrlichsten Gobelins und die kostbarsten Möbel füllten die Prunkräume. Die an 80,000 Nummern zählende Bibliothek enthielt Schätze an alten Werken, seltenen Handschriften und kostbaren Stichen, in den Archiven war unersetzbares Material zur Geschichte der Stadt und des Staates aufgehäuft und von alledem wurde nur das bereits erwähnte Reiterrelief Heinrich IV., eine Statue Ludwig XIV. und eine Büste Voltaire's gerettet. — —

Die Vorgeschichte der Inaugurirung des neuen Rathhauses, mit dessen Bau Thiers sofort, nachdem die Ruhe wieder hergestellt war, begann, gehört in das Bereich der Politik und kann daher in diesen Blättern nicht erörtert werden, nur so viel sei gesagt: die Motive, welche dazu geführt haben, ein Gebäude, das selbst in seinen rein baulichen Herstellungen noch lange nicht fertig ist und dessen innere Ausstattung noch Jahre in Anspruch nehmen wird, feierlich zu inauguriren, sind die denkbar unedelsten, und es ist sehr bedauerlich, daß die französische Regierung den dahinter verborgenen kommunistischen Bestrebungen nicht durch ein Veto energisch entgegengetreten ist.

Zur Eröffnung des, wie gesagt, unfertigen Hôtel de Ville, welches bis auf geringfügige Aenderungen ganz nach den Plänen des alten Baues hergestellt ist, hatte man den Abend des 13. Juli, des Vortages des französischen Nationalfestes, gewählt. Großartige Vorbereitungen wurden getroffen. Durch Monate wurden die eigentlichen Bauarbeiten gänzlich eingestellt und eine ganze Arbeiterarmee wurde mit den zu dem Feste nothwendigen Adoptirungen beschäftigt. Ueberall wurden provisorische Fußböden gelegt, provisorisch Fenster und Thüren eingesetzt, die Gasbeleuchtung, die man nur in sehr geringem Umfang anbringen konnte, wurde durch das elektrische Licht und durch Tausende von Kerzen ersetzt, die Wände, denen ihre Bekleidung natürlich noch fehlt, wurden getüncht und mit gemalten Gobelins und Draperieen verdeckt, im großen Festsaale wurde auf die Decke eine von einem der ersten Dekorationsmaler von Paris gefertigte Imitation des seinerzeit in Stuck und al fresco herzustellenden Plafonds gespannt, im Empfangssaale wurde das noch unausgeführte Holzgetäfel durch eine Nachbildung in Gyps ersetzt, die gänzlich unfertigen Räume wurden abgesperrt, und so gelang es denn thatsächlich, für das Fest des 13. einen Anschein von Fertigsein hervorzuzaubern.

Das Fest selbst bestand in einem großartigen Banket, einem Empfang und der Beleuchtung des Hôtel de Ville und der nächstgelegenen Straßen. Zu dem Banket, dem das Defilé des neuerrichteten Schulbataillons von Paris vorausgegangen war, hatte die Stadt Paris die Vertreter der sämmtlichen französischen Städte, der politisch, militärisch oder wissenschaftlich bedeutenden Korporationen, die Präsidien der beiden Kammern, das Ministerium und endlich den Präsidenten der Republik geladen, während das Ausland durch die Mehrzahl der diplomatischen Vertreter und durch einige Bürgermeister der kleineren Hauptstädte repräsentirt war. In der Organisirung derartiger Feste sind ja die Franzosen, denen ihre angeborene Liebenswürdigkeit dabei sehr zu Statten kommt, unübertroffene Meister, und das Festmahl, an dem über fünfhundert Personen theilnahmen, fiel überaus glänzend aus. Nach dem Banket fand, während der Festsaal zum Empfang ausgeräumt wurde, im Empfangssaal ein Konzert statt. Der Moment des Konzertes war wohl der interessanteste des Abends. Man konnte nicht einen Schritt machen, ohne auf irgend eine Berühmtheit zu stoßen. Diplomaten, Künstler, Männer der Wissenschaft, Politiker, kurz Alles, was Frankreich an bedeutenden Männern besitzt, war da mit wenigen Ausnahmen vereinigt, und dem Beobachter bot sich ein reiches Feld zu Betrachtungen. Während des Konzertes hatte die Beleuchtung des Platzes und der Straßen bis zur Notre-Damekirche hinüber begonnen und bot wirklich einen feenhaft schönen Anblick, der auch die vieltausendköpfige Menge, welche sich vor dem Hôtel de Ville angesammelt hatte, zu lautem Jubel hinriß, der sich endlich in den Tönen der von diesem gigantischen Chore, unter dessen Brausen die Klänge der akkompagnirenden Militärmusik gänzlich verschwanden, gesungenen Marseillaise in wirklich erhebender Weise äußerte.

Von dem nun folgenden Empfang ist nichts zu berichten. Man hatte achttausend Einladungen ausgegeben, die Damen ausgeschlossen, dafür aber Rock und Blouse gestattet, es ist also nicht zu wundern, wenn dieser Empfang, was Eleganz anbelangt, hinter anderen derartigen Festen zurückstand, dafür aber das Gedränge an den Büffets ein um so größeres war.

«Fluctuat Nec Mergitur» ist der Wahlspruch, der das silberne Schiff des Pariser Stadtwappens begleitet, möge er auch in dem neuen Hause der Stadt Paris wahr bleiben und mögen nie die Einflüsse, die ihm einmal schon verderblich geworden, die Oberhand gewinnen.

Von dem auf die Inaugurirung des neuen Stadthauses folgenden Nationalfest ist eigentlich wenig zu sagen. Es ist ein Volksfest im reinsten Sinne des Wortes gewesen, und deutlich hat sich wieder gezeigt, daß die Masse weniger denn je an diesem Tage an Politik denkt. Das Volk will von Zeit zu Zeit derartige große Vergnügungen haben, und findet es die gewohnten Feuerwerke, Tanzplätze und Konzerte, sind die Straßen dekorirt und beleuchtet, wie es alter Brauch ist, so ist es ihm an diesem Tage ganz gleichgültig, ob es Vive la Republique oder Vive l'Empereur ruft. Dabei musterhafte Ordnung, ohne daß man heute daran dächte, so wie früher auf jeden zehnten Schritt einen Stadtsergeanten aufzustellen; wenn der durch das Monstrefest bedingte Lärm und die Unterbrechung des Wagenverkehrs auch nicht zu den Annehmlichkeiten zählen, so nimmt man sie doch in Anbetracht des Umstandes, daß man sonst in keiner Weise gestört wird, ruhig hin.

Als interessantes Detail sei die Wiedereinführung der seinerzeit von General Farre abgeschafften Trommeln erwähnt, die in ganz Frankreich sowohl in der Armee wie im Publikum mit großer Befriedigung aufgenommen wurde und den Regimentern, welche bei der Revue des 14. bereits unter Trommelschlag defilirten, eine enthusiastische Begrüßung seitens der nach Hunderttausenden zählenden Menge, die nach dem Rennplatze von Longchamp geströmt war, um die Parade mit anzusehen, eintrug. —

Die gesellschaftlichen Vorgänge sind gleich Null. Ganz Paris ist in den Bädern oder in den Alpen, und an Diners, Soiréen oder Empfänge zu meiner besonderen Befriedigung eine gute Weile nicht zu denken.

Nicht besser steht es in den Theatern, von denen die Mehrzahl noch auf Wochen geschlossen ist, während jene Bühnen, die trotz der Sommerhitze spielen, natürlich keinerlei Novitäten bringen. Nur vom Théâtre-Français verlautet eine Nachricht, die Beachtung verdient. Vor einigen Wochen schon hieß es, Mr. Delaunay, der unvergleichliche Liebhaber des Théâtre-Français, habe seine Demission gegeben, und nun bestätigt sich diese Nachricht. Mr. Delaunay besteht, trotz aller Versuche, ihn von seinem Entschlusse zurückkommen zu machen, auf seiner Demission, und zwar weil sein Augenlicht ernstlich gefährdet ist. Die der Rampenbeleuchtung entströmenden Gase und die vom Leuchtgas erzeugte große Hitze, welche ja bekanntlich die auf der Bühne beschäftigten Künstler in der empfindlichsten Weise belästigt, haben nämlich das Sehvermögen des Künstlers in solcher Weise angegriffen, daß die Aerzte ihm rundweg erklärten, es gebe, um nicht zu erblinden, nur Eines: sich von der noch immer mit Gas beleuchteten Bühne zurückziehen, was denn Delaunay nun auch zum großen Bedauern des Publikums in der nächsten Zeit zu thun gedenkt.

Dieß und eine am Tage vor der Inaugurirung des neuen Hôtel de Ville in dessen unmittelbarer Nähe stattgefundene Gasexplosion, durch welche neunzehn Häuser theilweise hochgradig beschädigt, sieben Personen getödtet und über dreißig verwundet wurden, und endlich die vor Kurzem erfolgte Inbetriebsetzung der großartigen Fabrik, welche die Gesellschaft, an deren Spitze der geniale Erfinder Edison steht, hier errichtet hat, haben wieder die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Frage der Einführung der elektrischen Beleuchtung in Wohnhäusern und öffentlichen Gebäuden gelenkt. Ganz Paris spricht wieder von der elektrischen Beleuchtung, die übrigens in Hotels, auf Dampfschiffen, in großen Geschäften und namentlich in Werkstätten, Fabriken und Bergwerken schon vielfach in Anwendung steht. Ich war in Folge dessen, aufrichtig gestanden, neugierig, die Edison'sche Fabrik, welche die erste in Europa ist, in der alles zur elektrischen Beleuchtung Erforderliche hergestellt wird, zu besuchen, um so mehr, als die wirklich überraschenden Dinge, die Edison auf die vorjährige Elektrizitätsausstellung gebracht hatte, mich sehr begierig machten, zu sehen, wie denn bei der Fabrikation vorgegangen werde. Ich wendete mich an die Leitung mit dem Ersuchen, mich die Arbeiten besichtigen zu lassen, erhielt aber in höflicher Form eine abweisende Antwort. Die Besichtigung, hieß es, werde nur ganz ausnahmsweise gestattet, da man einerseits das Geheimniß gewisser Fabrikationen zu wahren wünsche, andererseits, wollte man alle Personen, die die Fabrik zu besuchen verlangen, einlassen, der Fortgang der Arbeiten gestört würde. Dagegen war nichts zu sagen oder zu thun. Da erzählte ich einem der ehemaligen Theilnehmer an der Tafelrunde im Café de la Paix mein Mißgeschick, wissend, daß es zu seinen Spezialitäten gehöre, überall zu sein und Alles zu sehen. F. hatte es zu Stande gebracht, sich, obwohl durchaus in keiner offiziellen Stellung, zu dem Banket im Hôtel de Ville einladen zu lassen, warum sollte er nicht auch da eindringen?

«Vous voulez voir ça? Laissez-moi faire!» rief er, und — zwei Tage darauf schrieb er mir, ich könne ihn abholen kommen, um die Fabrik zu besichtigen. Wie er dieß zu Stande gebracht, weiß ich nicht und werde es wohl auch nie erfahren, jedenfalls aber sei ihm hier mein bester Dank ausgesprochen.

Ich bin leider nicht genug Fachmann, um mich in eine technische Beschreibung einzulassen, auch würde das den Lesern vielleicht ein wenig trocken erscheinen, ich will mich also unter Hinweis auf die Beschreibung des Edison'schen Beleuchtungssystems, welche ich seinerzeit bei Gelegenheit der Elektrizitätsausstellung in ausführlicher Weise gebracht habe, nur mit den interessantesten Einzelheiten und mit den manchmal geradezu unglaublich erscheinenden Verbesserungen, die Edison seinen Erfindungen seit Jahresfrist gegeben hat, beschäftigen. Der erste und gewiß einer der interessantesten Räume dieser großartigen Fabrik, die heute schon 250 Arbeiter beschäftigt, ist der Raum, in welchem jene neuesten Beleuchtungsmaschinen montirt werden, die für Anlagen bestimmt sind, wo sich noch keine wie immer beschaffene Triebkraft befindet. Diese Maschinen, die für ein Minimum von 1200 Lampen berechnet sind, bestehen aus zwei Theilen, der dynamo-elektrischen Maschine und der zur Erzeugung der Elektrizität dienenden Dampfmaschine. Die Dynamomaschine ist dieselbe bei allen Anlagen und bietet nichts besonders Auffallendes, die Dampfmaschine aber ist eine technische Kuriosität ersten Ranges. Sie verbraucht nämlich bei 350 Drehungen in der Minute nur 1,1 Kilogramm Kohle per Pferdekraft und Stunde, was, da die Maschine 120 Pferdekräfte hat, eine sehr bedeutende Ersparniß an Brennmaterial bedeutet. Meinem Freunde und mir schien dieß ein wenig — amerikanisch, der uns begleitende Beamte aber sagte uns, daß der Fabrikant dieser Maschinen, ein Amerikaner Namens Porter, den Maximalverbrauch von 1,1 Kilogramm Kohle garantire. Von da begaben wir uns, an dem Backofen, in welchem die als Glühmaterial dienenden Bambusstäbchen zum Verkohlen gebracht werden, vorbei, in die Arbeitssäle, in denen momentan an der Fertigstellung einer für die Waffenfabrik Werndl in Steyer bestimmten riesigen Anlage gearbeitet wird. Die Dynamomaschine, die gradatim dünner werdenden Leitungen für Straßen, Abzweigung in's Haus und Aufleitung in die Wohnungen, die Sicherheitsapparate zur Verhütung von Feuersgefahr, die in der Weise konstruirt sind, daß statt Kupfer Blei als Leiter dient, welches, sollte durch einen unvorhergesehenen Zufall der Strom zu stark werden, schmilzt und so den Strom unterbricht; die Lampen und die Arme oder Lüstres, denen sie bestimmt sind; die zur Messung der im Laufe eines Monats verbrauchten Elektrizität bestimmten Apparate; die Regulatoren, welche für große Anlagen nothwendig sind und in Rücksicht auf ihre Verwendung in Theatern derart hergestellt werden, daß die Nüancirung des Lichtes gerade so leicht möglich ist wie bei der gefährlichen Gasbeleuchtung; kurz, wie gesagt, Alles, was zur elektrischen Beleuchtung erforderlich ist, wird hier hergestellt. Das angewendete Verfahren ist häufig von einem Scharfsinn, der schwer zu überbieten war. Als Beweis zwei Beispiele. Eine der größten Schwierigkeiten bestand darin, die zum Erglühen bestimmte Kohle, die, da ja die einzelne Lampe nicht stärker sein sollte als eine gewöhnliche Gasflamme, sehr zart und gebrechlich ist, mit den Leitungsdrähten in festen Kontakt zu bringen. Lange experimentirte Edison herum, bis er endlich auf die Idee kam, die Kohle in den Platindraht auf galvanischem Weg zu befestigen, was er denn auch durch einen Kupferniederschlag in den die Enden des Kohlenstäbchens aufnehmenden Hohlräumen bewirkte. Vielleicht noch scharfsinniger ist die Konstruktion des Elektrizitätsmessers. Derselbe besteht nämlich aus zwei in ein Kästchen geschlossenen Glasgefäßen, die mit einer Schwefel-Kupferlösung gefüllt sind und in welche zwei Kupferplatten von bestimmtem Gewicht tauchen. Der durchgehende elektrische Strom setzt natürlich Kupfer ab und die Gewichtszunahme der Platten, von denen die eine monatlich gewogen und gewechselt wird, während die andere zur Jahreskontrole dient, gibt genau das Aequivalent der verbrauchten elektrischen Kraft. Damit aber die Schwefel-Kupferlösung im Winter nicht einfriere, ist eine elektrische Lampe in dem Kästchen angebracht, die, wenn durch das Sinken der Temperatur zwei Streifen ungleich dehnbarer Metalle zum Kontakt gebracht worden sind, sich entzündet und dem kleinen Raum genügend Wärme gibt, um das Einfrieren der Flüssigkeit zu verhindern.

Man glaube aber deßhalb nicht, daß die Wärme, welche die elektrischen Lampen ausströmen, bedeutend sei, man kann im Gegentheil ganz wohl die Hand durch lange Zeit auf eine solche Lampe legen, denn die Temperatur ist um das Zwölffache geringer als die des Gases. Abgesehen davon verbraucht das elektrische Licht keinen Sauerstoff, strömt keinerlei schädliche Gase aus, hat nicht die farbeändernden Eigenschaften, welche den Gebrauch des Leuchtgases beispielsweise in Spinnereien zur Unmöglichkeit machen, und ist daher eine in jeder Beziehung ausgezeichnete Beleuchtung, um so mehr, als sie niemals theurer, häufig billiger als Gas zu stehen kommt. Ein riesiger Vortheil liegt endlich noch darin, daß die elektrische Kraft, die während des Dunkelseins zur Beleuchtung dient, während des Tages durchaus nicht brach zu liegen braucht und durch eine einfache Transmission zu allen Arbeiten vom Holzsägen bis zum Sacktuchsäumen verwendet werden kann.

Vor einigen Tagen hat der Pariser Stadtrath beschlossen, den Preis des von den städtischen Gaswerken gelieferten Leuchtgases auf 25 Centimes per Kubikmeter herabzusetzen; in Kürze wird eine Preisreduzirung überhaupt nicht mehr möglich sein und dann wird das elektrische Licht, welches, wenn es im Großen erzeugt wird, auf einen minimalen Preis zu stehen kommt, das gefährliche Leuchtgas, welches jährlich Tausende von Menschenleben kostet, gänzlich verdrängen und werden die für die Industrie so wichtigen Schätze unserer Kohlenbergwerke derselben fast ungetheilt zunutze kommen können.

Die Regatta auf dem Starnberger See.

(Hiezu das Bild S. 945.)

Der offizielle Titel — ich weiß das recht wohl — lautete eigentlich: „Internationale Amateur-Regatta", aber ich hasse lange Büchertitel und folgerichtig auch langathmige Ueberschriften über kurze Begleittexte zu Bildern, denn ich kenne unser zeitunglesendes Publikum gut genug, um zu wissen, daß ihm die Bilder die Hauptsache sind und es den Text dazu nur als Umrahmung ansieht. Deßhalb pfleg' ich mich denn auch an solcher Stelle möglichst kurz zu fassen.

Was hat der Starnberger See, seit er zu Ferdinand Maria's Zeiten den Bucentaur getragen, nicht Alles erleben müssen: Dampfschiffe, vordem für unmöglich gehaltene Segelboote, Grönländer, in denen nur ein Mann sitzen kann, und nun gar noch englische «Skiffs outrigged Raceboats», «Pair-oar-outrigged Gigs» ꝛc., Worte, über denen sich ein ehrlicher Deutscher die Zunge ausrenken kann.

Wochen hindurch hatten sich in der improvisirten Rudersportskolonie zu Starnberg die deutschen, speziell die Münchener Sportmen für die vom Münchener Ruderklub arrangirte erste internationale Amateur-Regatta trainirt, d. h. sich aller fettbildenden Speisen enthalten, nur von Fleisch und Wein gelebt und selbst die geliebte Cigarre versagt und, was immerhin die Hauptsache schien, durch angestrengtes Vorarbeiten mit Rudern ihre Kraft und Ausdauer gestählt, wobei sie sich in ihren wollenen Trikots, engen Kniehosen aus Wollenstoff, Wadenstrümpfen und Schuhen — je nach den verschiedenen Vereinen verschiedenfarbig — gute Körperformen vorausgesetzt, hübsch genug ausnahmen.

Der Himmel schien sich bereits seit etlichen Tagen seinerseits tüchtig eingeregnet zu haben und nun zeigen zu wollen, was er nach dieser Richtung zu leisten vermöge. So erklärte sich denn die bedenkliche Sonntagsstille am Starnberger Bahnhofe natürlich genug. Am See draußen begann es sich endlich zu rühren; reich bewimpelte Segel- und kleine mit Fähnchen geschmückte Ruderboote tummelten sich bunt durcheinander, und ab und zu verschob sich auch der graue Wolkenvorhang im Süden und ließ auf ein paar Minuten die Zugspitze, die Jocheralm oder die Benediktenwand in tiefem Dunkelblau schauen. Nun setzte sich auch der Dampfer „Bavaria" nach dem Festplatz in Bewegung und gab von der gut besetzten Festtribüne aus der Ehrenpräsident Prinz Ludwig das Zeichen zum Beginne der Regatta.

Aus dem ersten Rennen: „Pair-oar-outrigged Gigs mit Steuermann", ging der Münchener Ruderklub als Sieger über den Deggendorfer Ruderverein hervor und errang so den Preis, einen prächtigen Pokal in Form eines Schiffchens. Es waren dabei der „Starnberg" und der „Good Hope" auf dem Kampfplatze gewesen.

Bei dem zweiten Rennen: „Skiffs, einruderige outrigged Raceboats (Seniores)", schlug Jean Bungert vom Mannheimer Ruderklub, nach übereinstimmendem Urtheile Aller der beste der anwesenden Ruderer, den Deggendorfer Ludwig Martin Stetter und erhielt den von den Prinzessinnen des königlichen Hauses gegebenen Ehrenpreis. Frei vom ersten Wiener Ruderklub „Lia" begegnete im Wettkampf mit Klein von der Offenbacher Rudergesellschaft „Undine" das Mißgeschick, von diesem überfahren zu werden. Sein Boot sank sofort und er mußte sich durch Schwimmen an's Land retten; es hatte ein großes Loch erhalten. Es betheiligten sich an der zweitausend Meter weiten Fahrt fünf Konkurrenten. Auf Anordnung der Preisrichter fand des andern Tages zwischen Frei und Klein ein Nachrennen statt, in welchem Jener siegte.

Den Ehrenpreis des Münchener Ruderklubs gewann im dritten Rennen: „Vierruderige outrigged Gigs und Steuermann (Seniores)", die Frankfurter Rudergesellschaft „Sachsenhausen" gegen den Passauer Ruderverein, der die Seeseite und in Folge dessen wohl etwas stärkeren Wind gegen sich hatte.

Weit mehr Interesse bot das vierte Rennen: „Vierruderige outrigged Gigs mit Steuermann (Juniores)". Es galt dem Königspreis, einem prachtvollen Pokal aus vergoldetem Silber, und betheiligten sich an demselben der Münchener Ruderklub, der Linzer Ruderverein „Ister" und der erste Wiener Ruderklub „Lia". Die Linzer verbrauchten ihre Kraft sichtlich zu früh und blieben schließlich zurück, während die Münchener und Wiener eine Zeitlang fast Boot an Boot liefen, bis jene endlich einen kleinen Vorsprung gewannen und diese um ein Dritttheil Bootslänge schlugen, sich so den Königpsreis erringend.

Am fünften Rennen: „Vierruderige inrigged Raceboats mit Steuermann (Seniores)", betheiligte sich nur die Frankfurter Rudergesellschaft „Sachsenhausen" und gewann den vom Prinzen Otto gegebenen Ehrenpreis, nachdem sie die Bahn in acht Minuten zurückgelegt.

Für das sechste Rennen: «Skiffs, einruderige outrigged Raceboats (Juniores)», hatten die Villenbesitzer am Starnberger See zwei Ehrenpreise gegeben und wurden selbe von Bungert und Zasche vom Wiener Ruderklub „Lia" errungen, während Kürzl ein Ehrenzeichen erhielt.

Zum Schlusse gab es noch ein lustiges Schifferrennen, an dem sich zwölf Boote betheiligten. In jedem saßen drei Schiffer vom See, alle in Hemdärmeln, zwei Mann im Sitzen rudernd, während der dritte am Steuer stand, das Ruder in freier Hand. Sie peitschten das Wasser mit raschen Schlägen und ihre Kähne ließen breite Furchen hinter sich, ganz im Gegensatz zu den bei der Regatta gebrauchten Booten, die mit lang ausgreifenden Ruderzügen wie Fische dahinglitten. Den ersten Preis gewann Starnberg, ihm folgten Ambach, Bernried, Tutzing, Seeshaupt und Possenhofen.

Die Preise wurden von den Prinzessinnen Maria Therese und Gisela ertheilt, welche Feierlichkeit um 6 Uhr Abends zu Ende ging.

Bei der Tafel im Hotel Brunner führte Prinz Ludwig den Vorsitz und erwiederte, nachdem der Präsident Ingenieur Hermann Schmitt den Toast auf den König ausgebracht, den vom Vizepräsidenten Lüders auf ihn ausgebrachten Trinkspruch in seiner herzgewinnenden Weise mit einem Hoch auf die Fremden.

Die Bahn für die zwei- und vierruderigen Boote ging von der 15 Minuten ober Starnberg, Niederpöcking zu, errichteten Tribüne bis zur Höhe der Villa van Hees und vom dortigen Drehpunkte zurück in einer Länge von 2500 Meter, während die Bahn für die einruderigen Schiffe eine gerade 2000 Meter lange war und sich von der Höhe der Villa Knorr bis zur Tribüne erstreckte.

Das Münchener Komite hat sich um den Erfolg des Tages hohe Verdienste erworben und es darf nicht unterschätzt werden, daß sich der Münchener Ruderklub schon im zweiten Jahre seiner Existenz in die erste Reihe des internationalen Wettkampfes emporzuheben verstanden hat.

Schließlich mögen die deutsch redenden Rudervereine die bescheidene Anfrage gestatten, ob sie es für unerläßlich halten, daß die schwerfälligen englischen Bezeichnungen ihrer Fahrzeuge ꝛc. fort und fort beibehalten bleiben und an die Stelle des volltönenden deutschen „Hoch!" das halb englische und halb russische «Hip hip Hurrah!» ausgebracht wird. **Karl Albert Regnet.**

Lotterieziehungen im Monat September.

Am 1. Stadt Augsburg 7-Gulden-Loose vom Jahre 1864, höchster Preis 3500, niedrigster 9 fl., zahlbar am 1. September 1882 (36. Ziehung). — Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1862, höchster Preis 40,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. Dezember 1882 (41. Ziehung). — Stadt Hamburg 100-Mark-Banko-Loose vom Jahre 1846, höchster Preis 105,000, niedrigster 164 M.-Bko., zahlbar am 1. November 1882 (36. Ziehung). — Stadt Lille 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1860, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. Oktober 1882 (45. Ziehung). — Oesterreichische 100-Gulden-Loose vom Jahre 1864, höchster Preis 200,000, niedrigster 200 fl., zahlbar am 1. Dezember 1882 (84. Ziehung). — Oesterreichische Kredit-100-Gulden-Loose vom Jahre 1858, höchster Preis 150,000, niedrigster 200 fl., zahlbar am 1. März 1883 (96. Ziehung). — Stadt Ostende 25-Franken-Loose vom Jahre 1858, höchster Preis 5000, niedrigster 30 Fr., zahlbar am 2. Januar 1883 (48. Ziehung). — Graf Pappenheim 7-Gulden-Loose vom Jahre 1864, höchster Preis 9000, niedrigster 7 fl., zahlbar am 1. Dezember 1882 (34. Ziehung). — Am 2. Stadt Laibach 20-Gulden-Loose vom Jahre 1879, höchster Preis 15,000, niedrigster 30 fl., zahlbar am 2. März 1883 (9. Ziehung). — Am 5. Stadt Gent 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1880, höchster Preis 50,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 15. Januar 1883 (9. Ziehung). — Am 13. Russische 100-Rubel-Loose à 5 % vom Jahre 1866, höchster Preis 200,000, niedrigster 500 Rubel, zahlbar am 13. Dezember 1882 (33. Ziehung). — Russische 100-Rubel-Loose à 5 % vom Jahre 1866, 3400 Stück, jedes Loos à 125 Rubel, zahlbar am 13. Dezember 1882 (33. Ziehung). — Am 15. Anhalt-Dessauer 100-Thaler-Loose à 3½ % vom Jahre 1857, jedes Loos à 117 Thaler, zahlbar am 1. April 1883 (26. Ziehung). — Stadt Antwerpen 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1874, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 15. Oktober 1882 (48. Ziehung). — Stadt Freiburg 10-Franken-Loose vom Jahre 1879, höchster Preis 1000, niedrigster 13 Franken, zahlbar am 15. Januar 1883 (8. Ziehung). — Graf Palffy 40-Gulden-Loose vom Jahre 1855, höchster Preis 40,000, niedrigster 60 fl., zahlbar am 1. März 1883 (37. Ziehung). — Stadt Paris 500-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1865, höchster Preis 150,000, niedrigster 500 Fr., zahlbar am 1. Februar 1883 (69. Ziehung). — Preußische 100-Thaler-Loose à 3½ % vom Jahre 1855, jedes Loos à 118 Thaler, zahlbar am 1. April 1883 (28. Ziehung). — Suezkanal 500-Franken-Loose à 5 % vom Jahre 1867, höchster Preis 150,000, niedrigster 500 Fr., zahlbar am 1. Oktober 1882 (57. Ziehung). — Theißregulirung 100-Gulden-Loose à 4 % vom Jahre 1880, höchster Preis 100,000, niedrigster 112 fl., zahlbar am 15. Dezember 1882 (8. Ziehung). — Am 16. Stadt Mailand 10-Franken-Loose vom Jahre 1866, höchster Preis 50,000, niedrigster 10 Fr., zahlbar am 15. Dezember 1882 (62. Ziehung). — Am 20. Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1874, höchster Preis 100,000, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. Mai 1883 (52. Ziehung). — Am 30. Badische 35-Gulden-Loose vom Jahre 1845, höchster Preis 40,000, niedrigster 61 fl., zahlbar am 1. April 1883 (147. Ziehung).

Bilderräthsel 47.

Auflösung des Bilderräthsels 45:

Du miserabeler Junge, wenn i di wieder a mal attrapire, wie du a die Anna maletraktirest, zupf' i di am Ohr.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 192.

Von Moritz Ehrenstein in Budapest.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 187:

Weiß.	Schwarz.
1) S. B 4 — A 2	1) K. F 4 n. F 3.
2) T. D 7 — D 3 †	2) K. F 3 — E 2, — F 4.
3) S. A 2 — C 1, D. G 1 — G 3 Matt.	
A)	
1)	1) E 6 — E 5.
2) L. B 7 n. E 4	2) F 5 n. E 4.
3) T. D 7 — F 7 Matt.	

(Auf 1) E 4 n. F 3, — E 3; 2) T. D 7 — D 4 † ꝛc.; auf 1) K. F 4 — E 5; 2) D. G 1 — G 3 † ꝛc.)

Arithmogriph.

11. 7. 16. 15. 22. 13. 24. 4. berühmter Autor des Alterthums.
22. 9. 4. 22. 7. 15. deutsches Fürstenthum.
13. 1. 5. 24. 4. 1. 9. 22. 16. berühmtes deutsches ehemaliges Kloster.
14. 1. 5. 9. 1. Fluß in Frankreich.
5. 9. 3. 18. 1. 13. Gewürz.
2. 22. 9. 9. 20. Mädchenname.
22. 14. 11. 22. 14. 5. 22. Name einer berühmten Frau des Alterthums.
7. 10. 23. etwas, das Jeder gerne verdient.

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, geben den Namen eines Kunstwerks — die Endbuchstaben von unten nach oben einen eng damit zusammenhängenden Namen.

Auflösung des Rösselsprungs Nro. 15:

Die Sonne sank, der Abend naht
Und stiller wird's auf Straß' und Pfad,
Und süßer Friede, Ruh' und Rast
Folgt auf des Tages Sorg' und Last.

Der Abendstern mit güld'nem Schein
Blickt in die stille Welt hinein,
Als rief' er jedem Herzen zu:
Sei still, sei still, und schlaf' auch du!

Briefmappe.

Studiosus in Amsterdam. Die Universitäten von München und Freiburg dürften sich am meisten eignen. Circa 1000 ℳ. jährlich mit Allem.

Hrn. Alex. Pf. in M. Das Reisebureau von Spemann in München (Café Imperial) kann Ihnen über alle an uns gestellten Fragen die beste Auskunft ertheilen.

Hrn. B. H. in H. Der von uns gemachte Versuch hat sich als ganz zweckdienlich und in keinerlei Weise schädlich erwiesen. Wir konnten es freilich nicht lange genug fortsetzen, da wir einen weitern Versuch anstellen mußten.

Hrn. M. W. in Bresl. Von Ihren Skizzen können wir leider keinen Gebrauch machen. Die Friedländeranekdote kursirt längst durch alle Zeitungen.

Augbrauen. Der Fragerin in Nro. 32 wird Antwort unter „Weiß 45 postlagernd" werden.

Arzttochter. Den Dichter der Verse: „Dich ersehnt mein Herz, das dir ewig gehört", kennen wir nicht.

E. J. A. in S. (Niederösterreich). Hochschloß, Boa vista, Welgelegen, Ueber Land und Meer, Altior, Felsenfest. Sprüche werden Sie in Bodenstedt's „Mirza Schaffy" oder in Rückert's Gedichten genug finden.

Frl. L. G. in Heid. Wenden Sie sich an die Redaktionen der verschiedenen illustr. Modezeitungen.

Hrn. Dr. E. M. in W. (Rußl.). Der Genealog Herr von der Becke-Klüchzner in Lichtenthal bei Baden-Baden dürfte Hülfe oder mindestens Rath schaffen.

Frl. El. M. in N.-Y., C. Die Gedanken sind hübsch und sinnig, aber die Form entspricht denselben noch nicht.

Fr. v. H. in W. Das Arithmogriph werden wir bringen. Die Ableitung von Wodan ist ganz richtig.

Tausendschönchen. Bei Gegenseitigkeit wohl nicht, dagegen wenn Sie allein Unterricht geben und keinen dafür empfangen. Am besten durch eines der Annoncenbureaux, die sich in den großen Städten befinden.

Hrn. W. J. Sch. in Köln. Uns unverständlich.

Comtesse Lina de J. à Paris. Nous attendons les poésies allemandes de votre protégée.

Hrn. Rechn. W. G. S. in R. (Ung.). Wohl kaum anders als durch den österreichischen Konsul oder den Botschafter in Paris werden Sie zu Ihrem Ziele gelangen.

Hrn. M. Fr. in Zug. Ungeeignet für unser Blatt. Ebenso Hrn. Stud. F. D. in Heid. und Hrn. M. L. in C.

A. N. N. 96 in Zw. Senden Sie eben einmal ein.

Fridolin. Der Vorstand des Missionshauses in Basel wird Ihnen die gewünschte Auskunft gerne ertheilen.

Hrn. B. K. in Barmen. Das Militär.-literar. Bureau von Pavel in Berlin ist in den von Ihnen gestellten Fragen kompetent.

Hrn. H. K. in Z. Ein Mittel, die Rosen monatelang frisch durch eine besondere Präparation zu erhalten, gibt es wohl nicht. Für einige Tage haben wir jüngst in der Briefmappe ein Mittel angegeben.

Hrn. K. in Baden. Eine Vervielfältigung kennen wir nicht. Der Maler wohnt in Brüssel.

Abonnentin in Ehrenfeld. Nicht geeignet für uns.

Treue Abonnentin in Pommern. Die Papierhandlung von Nathansson in Hamburg oder die Parfümeriehandlung von Lohse in Berlin werden Ihnen das Papier sicher verschaffen.

Sehr alter Abonnent. Noch ein ganz alter Abonnent. Mehrere junge Abonnenten. Trotz der Druckfehler, die sich leider in das Arithmogriph „Endymion" eingeschlichen, doch zahlreiche Lösungen.

Hrn. Alfr. K. in S. Die Auflagen der Blätter sind uns unbekannt, ebenso die Kosten ihrer Herstellung: an Ort und Stelle werden Sie es aber ebensowenig erfahren.

Gänschen vom Lande. Sie scheinen ein ganz kluges Gänschen zu sein, aber getäuscht haben Sie uns doch nicht, da wir Ihnen zur „alten Ruh' bei Tag und Nacht" verhelfen sollen. Setzen Sie der Gleichgültigkeit die gleiche Gleichgültigkeit entgegen, wenn Sie Ihrer Sache so sicher sind, es wird dann bald zur Entscheidung kommen.

Kalokagathie. Rötscher's Porträt haben wir nie gebracht. Die Schröder'sche Buchhandlung in Berlin dürfte Ihnen jedenfalls ein solches verschaffen können.

Hrn. Dr. Sp. in Utrecht. Die „Allgemeine Rentenanstalt" in Stuttgart.

Hrn. G. v. S. in Davos. Das Studium der Ch. dürfte Ihrer Gesundheit doch wohl nicht zuträglich sein. Studiren können Sie mit dem Abiturientenzeugniß an jeder Universität. Eine Anzahl Semester ist überall nothwendig, ehe man zum Doktorexamen zugelassen wird. Wenden Sie sich an den Rektor der Universität, die Sie besuchen wollen, München etwa.

Hrn. Rod. O. in F. Hendschel's „Telegraph" besorgt Ihnen jede Buchhandlung. Dort finden Sie sämmtliche Rundfahrten genau verzeichnet, wie es überhaupt ein ungemein zuverlässiges Buch für den Reisenden ist.

Alter Abonnent und Verehrer. Die beste Kur wäre, wenn die Betreffende eine Zeitlang alle uns eingesandten Arithmogriphe, die von Fehlern wimmeln, durchlesen müßte. Sind solche endlich richtig gestellt, so können beim Setzen und Korrigiren der Korrekturen noch immer Fehler vorkommen wie in Nro. 44.

Hrn. Max K. in Frankenst. Der erste und zweite Jahrgang der „Deutschen Romanbibliothek" sind vergriffen und können Ihnen von der Verlagshandlung nicht mehr geliefert werden. Dagegen ist der Jahrgang 1875 noch in einer mäßigen Anzahl vorräthig, den Sie broschirt für 3 ℳ, gebunden in zwei Bände für 7 ℳ haben können.

Hrn. R. in Chem. Wir wollen uns die Sache überlegen, es ist aber sehr fraglich, ob die Abonnenten in der Mehrzahl damit einverstanden wären.

Hrn. C. L. in Bergedorf. Der Betreffende ist bereits versehen.

Frl. H. Schon in der nächsten Nummer? Leider gar nicht zu verwenden.

Hrn. K. H. D. 59. Versuchen Sie „Holzzeichnen" zu lernen. Vielleicht kann Ihnen dadurch ein Nebenverdienst erwachsen.

Kernmagyare. Sie schreiben ja ganz gut deutsch — auf ein paar Fehler kommt es doch nicht an. Ihre übrigen Winke werden wir gerne berücksichtigen.

Redaktion: Dr. Edmund Zoller in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Rösselsprung Nro. 17.

										deln			len										
				schein-					for-	ver-	sol-	erst	läßt'-	fen					dem				
				mo-	schaf-	bar		wan-	han-	stren-	gem	dann	ge-	sich	statt		wil-	zu-	wün-				
					nur	men-	fend	dern			sich	gem			stal-	auf-	ßem	wol-					
					steht's	gen	deln									len	ge-	schen					
				re-	te													hei-	ben				
				es															fee-				
		ruhn	sich	still															statt	ist	welt-		
	soll	das	darf																	le	druß	ge-	
	le	den	es																	nuß	gen	komm'	
in	ew'-	den	gen																	mit	gen	ber-	drin-
fal-	er-	kei-	es																	uns'-	durch-	dann	uns
ge	wer-	farb'-	zu																	rin-	dem	wird	ü-
nen	nem	will																			rer	zu	selbst
	regt	rei-	nen																	welt-	zu	ler	
	son-	was	nun																	kräf-	be-	geist	
		sich	bend'-	nicht															hoch-	mend	al-		
		war	und	fort	ges													neh-	sich	ruf	te		
				le-	e-													te	füß-				
				thun	in	ren	wi-									gu-	lin-	löst	theil-				
					ges	wirkt	al-	ne							ster	da	gei-	ren					
					waff-	da-	star-	sich's							höch-	de	mei-	ge-					
						nicht	ne	len	schaff-					zu	den	ster	tend						
							mit	zum	fen	um-			les	schuf	lei-	ste							
							schaf-	ge-	denn		al-	und		schwin-	dem	und							
							wenn	zer-	zu-	das	al-	ver-	der	schafft	gern	fin-							
						fal-	gren-	im	in	ne	lo-	be-	les	ein-	sich	ren	wird						
					im	es	nichts	len	zen-	sein	muß-	zel-	fen	har-	den	der	zu	will					

Zum 134. Jahrestage

unseres Dichterfürsten

Johann Wolfgang v. Goethe

geboren am 28. August 1749

gestorben am 22. März 1832.

Wodurch bewegt der Dichter alle Herzen?
Wodurch besiegt er jedes Element?
Ist es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt
Und in sein Herz die Welt zurückeschlingt?
Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge
Gleichgiltig drehend auf die Spindel zwingt,
Wenn aller Wesen unharmon'sche Menge
Verdrießlich durch einander klingt:
Wer theilt die fließend immer gleiche Reihe
Belebend ab, daß sie sich rhythmisch regt?
Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe,
Wo es in herrlichen Akkorden schlägt?
Wer läßt den Sturm zu Leidenschaften wüthen?
Das Abendroth im ernsten Sinne glühn?
Wer schüttet alle schönen Frühlingsblüten
Auf der Geliebten Pfade hin?
Wer flicht die unbedeutend grünen Blätter
Zum Ehrenkranz Verdiensten jeder Art?
Wer sichert den Olymp, vereinet Götter?
Des Menschen Kraft im Dichter offenbart.

Goethe's „Faust".

„Mehr Licht!"

Stets des Lebens dunkler Seite
Abgewendet wie Apoll,
Daß er Licht um sich verbreite,
War der Ruf, der ihm erscholl.
Und so stand er jung im Streite
Bis in's Alter würdevoll
Gegen Drachen-Nachtgeleite,
Das aus allen Ecken schwoll,
Das er bald mit Scherz beiseite
Schob, bald niederschlug mit Groll.
Als er abtrat nun vom Streite,
War das letzte Wort, das quoll
Aus der Brust erhabner Weite:
„Mehr Licht!"

Rückert.



48. Band.
Vierundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1881—1882.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Die Jüngste.

Erzählung von
Hans Wachenhusen.
(Fortsetzung.)

XII.

„Aber, liebster Doktor, was ist Ihnen denn geschehen!“ rief der Assessor, ihn mit beiden Händen packend.

Höfer starrte ihn an, griff sich zur Stirn, schüttelte dann den Kopf und machte eine gewaltsame Anstrengung, um zu lachen.

„Nichts! Gar nichts! Ich versichere Sie!“

„Nun denn, so darf ich Sie wohl bitten, mir ein kleines Viertelstündchen zu schenken!“ Lindener deutete in den Hintergrund des Gartens.

„Sie haben etwas Neues?“ fragte Höfer zerstreut.

„Nun ja! Es ist eben immer wieder wegen des Raubanfalls der jungen Frau.“

Höfer blickte argwöhnisch den Assessor an.

„Die Sache durfte ja unmöglich so ganz auf sich



Die Jubelfeier der Universität in Würzburg: Der Universitätswagen. Originalzeichnung von Otto Seitz.

beruhen," fuhr der Assessor fort, sich in der Laube ihm gegenübersetzend. „Aufrichtig gesagt, mußten wir nämlich, da Sie so schweigsam waren, uns eine kleine Indiskretion erlauben, die wir nicht zu bereuen haben. Die Staatsanwaltschaft ist gewohnt, daß sich Jeder, selbst als Zeuge, ihr gern zu entziehen sucht, und da hatte sie denn dem hiesigen Gericht den Wunsch ausgesprochen, daß wenn die junge Dame, deren Namen wir ja noch nicht einmal erfuhren, von hier nach der Kreisstadt abreise, um dort die von ihr begehrten Aussagen zu deponiren, von ihr selbst unbemerkt ein Gerichtsbeamter in denselben Zug steige, um sie zu begleiten."

Höfer blickte erschrocken und argwöhnisch auf.

„Ja, das war mehr als indiskret!" murmelte er.

„Dieser Vorsicht verdanken wir's denn auch, daß wir über die Persönlichkeit der Dame endlich in's Klare gekommen sind, die uns fast ebenso geheimnißvoll geworden wie der Thäter selbst. Sie vergaß nämlich, in der Kreisstadt auszusteigen und den Staatsanwalt zu erwarten."

Höfer's Unruhe stieg; er bemeisterte dieselbe.

„Auch Ihnen, lieber Doktor, muß es natürlich interessant sein, ihren Namen endlich zu erfahren."

„Allerdings!" Höfer affektirte Neugier, während er innerlich zitterte. Der Assessor sprach in so sonderbarem Ton.

„Die Dame, lieber Doktor, ist also eine Baronin von Rautendorf, geborene von Waltersdorf, die, wie man behauptet, in sehr unglücklicher Ehe lebt und mit ihrem Gemahl vor Jahren nach Amerika ging."

Höfer räusperte sich. Er sah, daß nichts mehr zu verheimlichen war. Er rückte unruhig auf seinem Stuhl.

„Die Dame soll allein von Amerika zurückgekehrt und nur flüchtig für wenige Stunden bei ihrer Schwester in deren Wohnort gewesen sein. Es ist zu vermuthen, daß sie sich von dort direkt hieher begeben. Der Beamte, der sie in dem anstoßenden Coupé begleitete, ersuchte sie natürlich auf einer der nächsten Stationen, wo ihm der planmäßige Aufenthalt dieß ermöglichte, sich zu einer Vernehmung bei der Gerichtsbehörde des Ortes zu bequemen, da die Staatsanwaltschaft bei aller Rücksicht doch die Verpflichtung habe, ihre Aussage zu hören. Er präsentirte ihr seine Vollmacht; sie folgte ihm, natürlich unter Beobachtung der Formen von Seiten des Beamten, verweigerte aber an amtlicher Stelle jede Auskunft und gab dem, was sie aussagte, den Schein, als habe sie selbst Hand an sich gelegt. Es ließ sich natürlich Niemand hiedurch täuschen."

Höfer nickte vor sich hin.

„Was ist Ihre Ansicht als Arzt?"

Höfer zuckte die Achsel.

„Die Geschichte ist uns sehr peinlich," fuhr Lindener fort. „Wir dürfen der Dame nicht die schuldigen Rücksichten versagen. Da kommt uns nun aber ein anderer Umstand zu Hülfe, nämlich der, daß ihre Schwester, eine Frau von Melchior, seit heute hier sein soll. Wir sind natürlich genöthigt, auch sie zu vernehmen, da die Frau von Rautendorf vor ihrem Erscheinen hier bei ihr gewesen."

Höfer biß die Zähne zusammen.

„Lieber Assessor," sagte er, „da kommen Sie mir abermals in's Gehege. Ich muß Sie bitten, diese Dame, meine Patientin, so wenig als möglich zu belästigen. Ich komme soeben von ihr; sie ist kränklich und jede Aufregung ihr untersagt."

„Freilich, freilich! Da stehen wir wiederum vor einer Kollision mit der Autorität des Arztes. Aber, liebster Doktor," setzte Lindener hinzu, „wir werden dießmal in unseren Rücksichten nicht weiter gehen dürfen, als die Amtspflicht uns gestattet!"

„So haben Sie vielleicht die Absicht, mir auch diese Patientin im Weigerungsfalle mit Gewalt vor's Gericht zu schleppen?" platzte Höfer verdrossen heraus. „Frau von Melchior ist von ihrem Gatten, einem Offizier, begleitet!"

„Wir wissen das, lieber Doktor, wissen das Alles! Sie sollen sogar dabei sein, sollen den Puls dieser Patientin in der Hand haben und bestimmen, wann wir mit unseren Fragen aufhören müssen. Mehr können wir doch nicht thun!"

Höfer schwieg beschämt; er sah sich in die Enge getrieben.

„Der Staatsanwalt meldet mir sogar, er wolle in seiner Rücksicht bis zum Aeußersten gehen," fuhr der Assessor fort. „Da die Vernehmung der Frau von Rautendorf hier an Ort und Stelle unerläßlich erscheint, wünscht er die Vermittlung ihrer Schwester, das heißt: diese soll die Frau von Rautendorf zu sich hieher laden, wodurch dann jeder Schein einer amtlichen Requisition vermieden wird."

„Unmöglich!" rief Höfer aus.

„Wieso unmöglich? Natürlich müßte auch Ihre wiederholte Vernehmung und Gutachtung geschehen, lieber Doktor!" sagte Lindener ein wenig boshaft. „Es muß ja von Ihrer Aussage namentlich abhängen, wie viel wir von dem glauben sollen, was Frau von Rautendorf bei ihrer Vernehmung auch hier deponiren wird. Sie werden die Vorladung schon zu Hause finden. Uebrigens sind wir stündlich weiterer Auskunft gewärtig, die wir vor einigen Tagen von Hamburg und Amerika erbeten."

Höfer trommelte verlegen mit den Fingern auf den Tisch.

„Würden Sie die Güte haben, mich mit der Frau von Melchior bekannt zu machen, lieber Doktor?"

In Höfer schien plötzlich eine andere Anschauung die Oberhand zu gewinnen.

„Meinetwegen denn!" rief er überdrüssig. „Jedenfalls aber ist es nothwendig, daß ich sie hierauf erst vorbereite."

„Wie Sie es für gut befinden! Nur müßte es heute noch geschehen! Ich möchte mich dem Staatsanwalt gegenüber nicht abermals dem Vorwurf der Lässigkeit aussetzen."

Höfer sah eben seinen Freund Melchior mit Daniela aus dem Hotel in den Garten treten. Beide schienen eine Abendpromenade vorzuhaben.

„Dieß wäre der geeignetste Moment!" rief aufspringend der Assessor, der sich sogar schon über die Persönlichkeiten der Neueingetroffenen orientirt, und Höfer mit sich reißend, trat er diesen entgegen, ehe der Letztere es hindern konnte. — Der arme Melchior sollte jetzt also mit der ganzen Geschichte, von der er noch keine Ahnung hatte, überrumpelt werden! Befremdet stand er den beiden Männern gegenüber.

Höfer mußte heraus mit der Sprache. Er sah's dem Assessor an, daß er dießmal nicht zu weichen entschlossen, und da kam ihm denn eine glückliche Idee. Er räusperte sich, stellte verlegen den Doktor Lindener vor, gab Daniela einen Wink, den diese, von plötzlicher Angst überfallen, mit Bestürzung hinnahm, packte dann Melchior's Arm und führte ihn einige Schritte beiseite.

„Lieber Freund," sagte er mit halber Stimme, „thu' mir den Gefallen und überlaß mir Deine Gattin noch für ein Viertelstündchen ... Es ist eben ein Kollege, dessen Rath ich erbeten in Betreff des Zustandes Deiner Frau ..."

Melchior schaute ihn bestürzt an.

„Ist es denn so schlimm mit ihr?" fragte er erschreckt.

„Das nicht! ... Es ist eben nur meine Gewohnheit. Mach' Dir übrigens keine Sorge und kehre in einer halben Stunde zurück. Du findest uns hier!"

Melchior ging nach einem besorgten Blick zurück auf seine Frau und den vermeintlichen Arzt. Höfer kehrte zu diesen zurück. Er fand den Assessor in der neutralsten Unterhaltung mit Daniela. Dieser hatte ihm also die Initiative überlassen.

„Wohin schickten Sie denn meinen Mann?" fragte Daniela, erstaunt und unruhig diesem nachschauend.

„Ich sagte ihm, gnädigste Frau, eine Unwahrheit, zu der mich der dringende Wunsch dieses Herrn zwang, Ihnen sofort vorgestellt zu werden. Es ist leider nicht die erste, zu der ich genöthigt worden! Doktor Lindener ist nämlich Assessor und Richter hier, und als solcher ist er mir böse, daß ich ... nun ja denn, es muß ja heraus, da das Gericht schon über die Persönlichkeit im Klaren! ... daß ich den Namen der Frau Baronin von Rautendorf aus Rücksicht für ihre Familie verschwieg. Der schnelle Arm der Gerechtigkeit hat sich derselben bei ihrer Abreise von hier bemächtigt, um von ihr die Details des gegen sie hier verübten Attentates zu hören. Frau von Rautendorf hat jede Auskunft verweigert; da nun aber die Behörde in sichere Erfahrung gebracht, daß dieselbe vor ihrer Ankunft hier Ihnen in Ihrem Wohnort einen Besuch gemacht, so dringt der Herr Assessor im Namen und Auftrag der Staatsanwaltschaft darauf, auch Sie zu vernehmen ..."

Höfer, der schnell gesprochen, um Daniela gleich mitten hinein in die Sache zu versetzen, holte jetzt tief Athem, innerlich zufrieden, das von der Seele zu haben.

„Ich muß noch hinzufügen," sagte er mit bedeutsamem Blick auf Daniela, „daß das Gericht auch die Anwesenheit der Frau von Rautendorf hier auf's Dringendste wünscht und, um jeden überflüssigen Eklat zu vermeiden, Sie ersucht, die Schwester hieher zu sich einzuladen. Die Adresse besitzt jedenfalls der Herr Assessor, der," wandte er sich ironisch an denselben, „nach dieser meiner Einleitung die Ueberzeugung gewinnen wird, daß ich der heiligen Hermandad nichts zu entziehen oder vorzuenthalten beabsichtige, sofern das nicht zu meinem Amte gehört."

Daniela hatte ihm mit angstbleichem Antlitz zugehört. Sie vermochte kaum zu athmen. Der Gedanke einer gerichtlichen Vernehmung machte sie schaudern; und wie stand sie vor ihrem Gatten da, dem sie aus falschem Familienehrgefühl das Schicksal ihrer Schwester verschwiegen! Und mit diesem heimlichen Grauen hörte sie des Assessors Stimme, wie der eben das Wort ergriff, um in dem unbeugsamen Gebot seiner Pflicht eine Entschuldigung für sein Begehren zu suchen, sie mit Fragen belästigen zu müssen.

Furchtsam und in Höfer's Antlitz mehrmals Rath suchend, beantwortete sie seine Fragen. Als er wissen wollte, ob Frau von Rautendorf Geld, vielleicht eine größere Summe, mit sich geführt, ob zu vermuthen, daß sie dieselbe in ihren Kleidern bei sich getragen, gestand Daniela, daß sie ihr eine Summe von zehntausend Thalern in Banknoten zu je Tausend übergeben, die sie jedenfalls aus Vorsicht an ihrem Leibe getragen.

„Ich danke Ihnen, gnädigste Frau, für diese Auskunft, die durch Ihre Frau Schwester nicht zu erreichen gewesen!" Der Assessor verbeugte sich etwas ironisch vor Daniela. „Und Sie, lieber Doktor, bestätigen uns, nicht wahr, daß Sie unter den Effekten der Dame nichts, was Geldes werth, gefunden?"

„Nicht mehr als den nothwendigsten Reisebedarf!"

Lindener's Aufmerksamkeit wurde eben durch den in den Garten tretenden Telegraphenboten des Städtchens in Anspruch genommen. Derselbe schritt direkt auf den Assessor zu und überreichte ihm eine Depesche.

„Gnädigste Frau," sagte Lindener nach Oeffnung des Telegramms, „es wird einer Einladung der Frau von Rautendorf nicht mehr bedürfen. Dieselbe hat sich bereit erklärt, unverzüglich zu kommen, unter dem Vorwand, ihre Schwester hier zu besuchen, die sie schon damals hier erwartet habe."

Daniela empfing die Nachricht mit heftigem Herzklopfen. Sie fühlte sich glücklich, die Schwester wiederzusehen, aber sie sah, wie Höfer erbleichte, sah gleichzeitig auch Melchior in den Garten zurückkehren.

Der Assessor verabschiedete sich, ihr seinen Dank aussprechend und versichernd, daß Alles, was unumgänglich nothwendig, mit der größten Schonung geschehen solle. Daniela blieb ihm in ihrer Verlegenheit den Dank schuldig.

„Melchior muß heute noch Alles erfahren!" flüsterte sie Höfer zu, der seine Besonnenheit für den Augenblick verloren zu haben schien.

„Nun, was hat denn der andere Arzt gesagt?" fragte Melchior Höfer, zu diesem herantretend. „Er machte ein so sonderbares Gesicht, als er mich eben grüßte."

„Die gnädige Frau wird es Dir selber sagen; ich habe noch einige Patienten zu besuchen!" Höfer verbeugte sich vor dieser zerstreut, und gejagt von derselben Vorstellung, die sich ihm schon vorhin wie ein Alp auf's Herz geworfen, eilte er zum Garten hinaus und in die Stadt hinab ...

Daniela legte mit Zagen den Arm in den des Gatten. Sie bereute schwer, diesen nicht längst in ein Familiengeheimniß eingeweiht zu haben, an dem sie doch keine Schuld trug, und suchte lange, bis sie Worte fand.

„Guido," sagte sie endlich, als das herabsinkende Halbdunkel ihr Muth gab, „Du wirst mir nicht zürnen, wenn ich Dir gestehe, daß ich Dir eine Angelegenheit meiner Familie vorenthalten, nur um einen Kummer allein zu tragen, den Du ja doch nicht abwenden kannst."

Melchior schaute stutzend seine Gattin an.

„Ich sagte Dir, ich wisse nichts von den Schicksalen und dem Aufenthalt meiner unglücklichen jüngsten Schwester. Ich erfuhr aber davon, als Du vor unserer Abreise hieher auf dem Gute warst. Ich wollte mir jede Mittheilung ersparen, bis wir hier seien, wo ich Edith zu finden hoffte."

„Hier? ... Deine Schwester?"

„Sie besuchte mich während Deiner Abwesenheit ... nur auf eine Stunde. Sie kam weit her, aus dem Westen Amerikas. Ich hatte keine Ahnung, daß auch ich noch zu ihrem Unglück beitragen sollte, als ich ihr, um sie aus ihrem Elend zu retten, eine Summe übergab, die ich nach des Vaters Tode vor den Gläubigern ihres elenden Mannes zu bergen das Recht hatte. Wir haben keine Kinder, Guido; wir haben genug; ich durfte sie der armen Schwester also geben, um sie wieder aufzurichten. Ich übergab ihr also jene Summe, die

der selige Vater für die Tochter ausgesetzt, die ihn am längsten pflegen werde … Du zürnst mir deßhalb nicht?"

„I Gott bewahre, Ella! Du hast recht gethan! Es ist nicht der Rede werth!"

„Hätt' ich's lieber nicht gethan! Dieses Geld sollte ihr Verderben werden. Erschrecke nicht, Guido, wenn ich Dir sage, was auch ich vorhin erst durch Deinen Freund Höfer erfuhr, daß … Edith jene unglückliche Dame war, die man im Wald in ihrem Blute schwimmend fand."

„Edith!" Melchior ließ ihren Arm aus dem seinigen fallen.

„Dein Freund Höfer rettete ihr das Leben … Aber ich muß Dir noch mehr sagen, damit Du Alles weißt: Höfer liebte Edith, als er noch als Offizier in meiner Vaterstadt stand. Sie liebte ihn, aber sie war ein Kind noch, das sich selbst nicht verstand, und Rautendorf, der mit uns in Nizza zusammentraf, nachdem Höfer ihn im Duell durch einen Degenstich verwundet, wußte sie auf seine Seite zu bringen, um Edith für ihr ganzes Leben elend zu machen."

„Und das Alles erfahre ich jetzt erst?"

„Und noch mehr, Guido! Du mußt mir schon verzeihen, daß ich so lange darüber schwieg: Edith kann jede Stunde hier eintreffen, weil das Gericht von ihr ein offenes Geständniß über jenen Angriff auf ihr Leben verlangt, das sie bisher verweigert."

„Edith hier eintreffen!" rief Melchior, sich in Gedanken Alles wiederholend, was er Ueberraschendes vernommen … „Aber das Geld, das Du ihr gegeben?"

Daniela seufzte.

„Jener Ueberfall galt wohl weniger ihrem Leben, als eben diesem Gelde; aber sie vertheidigte es mit demselben."

„Und der Mörder?" fragte Melchior.

Daniela schüttelte traurig den Kopf.

„Das eben ist das Räthselhafte, daß sie sich dem Gericht entzog, ohne diesem über das Geschehene eine Rechenschaft zu geben, die eben sie nur geben konnte, da es an allen Zeugen fehlen soll."

Melchior versank in Nachdenken.

„Klug werden kann ich aus der Sache nicht!" brummte er. „Edith kommt aus dem Innern Nordamerikas zu Dir, Du gibst ihr eine Summe Geldes; sie geht hieher, wird hier überfallen in der Entfernung einiger hundert Schritte von dem lebhaftesten Punkt dieses Städtchens, wo man ihren Hülferuf hätte vernehmen müssen; sie liegt schwerverwundet wochenlang da und weigert sich endlich, wieder genesen, selbst dem Gerichte die nöthige Auskunft zu geben! … Also dieser gute Höfer war verliebt in sie!" fiel er plötzlich in einen andern Gedankengang. „Und darum dieses Rencontre, von dem ich damals die Kameraden erzählen hörte! … Kurios! Er mußte ihretwegen seinen Abschied nehmen und ging hin, um Medizin zu studiren, damit er sie als Arzt kuriren konnte, als sie aus Amerika hieher kam, um … Ich bin furchtbar gespannt auf die Sache, Ella! … Wenn da nur nicht schließlich eine Liebesgeschichte mit irgend einem Othello herauskommt! Sie ist hübsch, nach ihrem Porträt zu urtheilen, und ist erst dreiundzwanzig Jahre alt. Da ist oft schon mehr als das passirt! … Und dann der Umstand mit dem Geld, das ihr gestohlen! Kann nicht ein Anderer sie leblos daliegend gefunden und sie beraubt haben? Gib Acht, die Sache hat noch eine ganz andere Bewandtniß! Ich will Deiner Schwester nicht noch mehr wehe thun, als ihr schon gethan ist, aber …"

Ein flehender Blick Daniela's bat ihn um Schonung und Melchior setzte seine Betrachtung der Sache schweigend in Gedanken fort.

XIII.

Höfer hatte die Nacht kaum ein Auge geschlossen. Die Unruhe hatte ihn vom Lager gejagt; er hatte es wieder gesucht, war wieder aufgesprungen, hatte stundenlang zum Fenster hinaus in die schöne Sommernacht geblickt und so endlich das erste Morgengrau begrüßt, das über den Wipfeln des Forstes umher dämmerte.

Edith sollte heute kommen! All' die Tage, während welcher er an ihrem Lager gesessen, während welcher er, als die erste Gefahr vorüber, gekommen, um mit der neutralsten medizinischen Miene sich von ihrem Zustand zu überzeugen, traten mit den kleinsten Details wieder in sein Gedächtniß.

Er war zu ihr gekommen und gegangen; Edith, bleich und entkräftet, hatte mit der Geduld eines folgsamen Kindes gethan, was er vorgeschrieben. Wenn er eintrat, hatte sie ihn mit freundlichem Gruß empfangen; wenn er ihren Puls in seine Hand nahm, hatte sie ihm denselben überlassen und kein Nerv weder ihm noch ihr irgend welche Empfindung verrathen; ernst und sinnend hatte sie vor sich hin geblickt. Die Fragen, die er als Arzt mit sicherer Stimme an sie richtete, hatte sie ebenso sicher beantwortet und wie eine dankbare Patientin hatte sie ihn entlassen, wenn er gegangen.

Nur die eine Frage, wenn er sie in Bezug auf das Geheimniß des Waldes that, erregte sie sichtbar; sie gab keine Antwort und Höfer sah, daß sie nicht gefragt sein wolle.

So war das die Wochen hindurch gegangen. Höfer, der einst von ihr so schwer Beleidigte, hatte selbst keinen Undank darin erblickt, als er sie eines Tages auf einem Fluchtversuch ertappte. Er selbst wünschte das Ende einer beiderseits unerträglichen Situation herbei und stellte ihrer Abreise kein Hinderniß mehr entgegen.

Am Bahnhof hatten sich Beide getrennt, wie Höfer dieß erzählt. Und jetzt, wenige Tage später, sollte sie zurückkehren! Höfer sollte noch einmal alle die Qualen durchmachen, die er überwunden zu haben geglaubt!

Er wollte fort, noch heute, dem Gericht zum Trotz, das ihn zur Vernehmung auf eine bestimmte Stunde vorgeladen. Er selbst hatte ja dem Assessor zugestanden, daß er mit seiner Patientin im Einverständniß gewesen.

Fort! Die Leute hier im Städtchen mochten sich ohne ihn behelfen. Der Kreisphysikus war ja noch da.

Höfer begann unverzüglich seine Anstalten zur Reise. Niemand sollte vorderhand wissen, wo er sei.

Das Eintreten des Assessors störte ihn. Lindener sah erstaunt, wie beschäftigt der Doktor war.

„Ich muß Sie dringend bitten," sagte er nach flüchtigem Gruß und einigen allgemeinen Redensarten, „lassen Sie uns im heutigen Termin nicht im Stich."

„Ich habe einen schweren Patienten außerhalb, einige Meilen von hier," sagte Höfer verlegen.

„Und dazu diese Reiseanstalten, lieber Doktor?"

„Ich räume nur ein wenig auf!"

„Den Patienten übergeben Sie heute nur Ihrem ältern Kollegen. Sie würden sich Zwangsmaßregeln aussetzen, wenn Sie fehlten, Doktor! Nehmen Sie Vernunft an und versetzen Sie sich doch in unsere Stellung. Die Voruntersuchung ist längst im Gange, wenn Sie auch nichts davon merkten."

„Was geht sie mich an?"

„Doch, lieber Doktor! Ich kam eigens, um mit Ihnen vor dem Termin amicalement zu sprechen, um Sie in die Lage der Sache einzuweihen. Wollen Sie mich anhören?"

„Meinetwegen!" Höfer warf sich ungeduldig auf einen Stuhl, Lindener setzte sich ihm gegenüber.

„Sehen Sie, Doktor, Sie würden uns viel Mühe erspart haben, wenn Sie uns gleich anfangs reinen Wein geschenkt, uns Ihre Bekanntschaft mit Frau von Rautendorf nicht verschwiegen, uns ihre Person aus Abneigung gegen alle gerichtlichen Prozeduren nicht endlich ganz entzogen hätten. Sie konnten sich auch denken, daß Gericht und Staatsanwaltschaft nicht so die Hände in den Schooß legen würden, wie es den Anschein hatte, wenn wir auch Ihrer schönen Patientin alle Rücksicht widmeten und sogar selbst durch die Zeitungen andeuten ließen, daß der Zustand derselben ihre Vernehmung auf ganze Wochen hinaus unmöglich machen werde."

„Zu was dann also diese Vorwürfe für mich?"

„Ich bitte nur, lieber Doktor, uns fortab recht nützlich zur Seite zu stehen. In dem Netze nämlich, das in aller Stille durch Beanspruchung der Forstbeamten, der Holzschläger, der Flurschützen und der Sicherheitsbeamten aller Nachbarstädte über einen weiten Umkreis gelegt wurde, haben wir ein halbes Dutzend verdächtiger Individuen eingefangen, von denen wir allerdings in größter Stille, da sie ihr Alibi erbrachten, fünf wieder entlassen mußten. Die Ankunft der Frau von Rautendorf wird uns nun eine Konfrontation des einzigen noch in Haft Behaltenen mit ihr schon heut ermöglichen, denn ihr Eintreffen mit dem nächsten Zuge ist bereits signalisirt. Der Staatsanwalt wünschte ausdrücklich zugegen zu sein."

Höfer zuckte die Achsel. Lindener sah, wie er die Farbe wechselte.

„Ich weiß nicht, warum ich bei dieser Konfrontation nothwendig sein soll!"

„Der Staatsanwalt beobachtet schon um der Familie willen alle Rücksichten."

„Er ist sehr gütig; aber weßhalb soll ich ihm dafür dankbar sein?"

„Eben der Familie wegen, Doktor! Unsere Nachrichten gehen nämlich dahin, daß Sie derselben früher sehr nahe gestanden."

„Sie scheinen gute Spione zu haben!" Höfer wandte ihm verdrossen den Rücken.

„Gleichviel! Wir dürfen auf Sie rechnen?"

„Meinetwegen, wenn ich gezwungen werde!"

„Darf ich Ihre Güte noch weiter in Anspruch nehmen und Sie ersuchen, unter Ihrem ärztlichen Schutz Frau von Rautendorf in das Gerichtsgebäude zu geleiten?"

Höfer stutzte. Er schaute den Assessor mißtrauisch an.

„Zu welchem Zweck auch das noch?" fragte er scharf.

„Weil die Dame jedenfalls eines Begleiters bedarf und Herr von Melchior hier nicht Bescheid weiß. Der Termin ist auf elf Uhr festgesetzt. Auch der Staatsanwalt wird mit dem Vormittagszuge eintreffen. Alles das geschieht aus Rücksicht für die Dame! Man kann nicht mehr thun!"

„Ueberlassen wir das den Umständen!" brach Höfer das Gespräch ab.

„Auf Wiedersehen also! Meine Termine rufen mich!" Lindener reichte ihm die Hand und ging.

„Ist's nicht, als verschwöre sich Alles, um …" Höfer stampfte den Boden verdrossen. „Ich fühle meine Schwäche diesem Weibe gegenüber. Das ist nicht die Edith mehr, die damals mit ihrem Kindeslächeln mich bezauberte wie ein frischer, wonniger Sommermorgen; es ist das Weib in der Vollendung seiner Anmuth, seiner Schönheit, vor dem ich wie anbetend saß, als es aus der vollständigen Erschöpfung seiner Kräfte, vom Tode fast wieder erstehend, neues Leben im Schlummer sammelnd, vor mir lag; das Weib, wie ich es, aus dem Kinde erwachsen, an meiner Seite geträumt hatte; das Weib, dem selbst die schwerste, in den zartesten Jahren beschiedene Prüfung, die rauheste Berührung mit der Welt nicht den Blütenstaub, den Zauber echter und natürlicher Anmuth geraubt, wie sie meinem Ideal angehört … Aber die Gewalt dieses Zaubers ist gebrochen; sie muß, sie soll gebrochen sein; ich selber breche sie, und glaube ich hiezu die Kraft zu besitzen, wär's da nicht feig, einen armseligen Dienst zu versagen, den ihr statt meiner jeder Gerichtsbeamte erweisen könnte? Wir sahen uns Wochen hindurch täglich ohne Gefahr, und jetzt … Ich werde Melchior noch heute erklären, daß der Aufenthalt hier für das Nervenleiden seiner Frau in hohem Grade nachtheilig; er soll abreisen, morgen schon, nachdem dieß heute vorüber, soll sie mit sich nehmen und … ich werde wieder die Ruhe haben, die ich hier suchte und gefunden hatte!"

So mit sich einig, trat Höfer hinaus auf die Straße, um seinen täglichen Pflichten nachzugehen. Und wie an dem Morgen, da wir ihn zum ersten Male die von dem lustigen Waldbach durchzogene Straße hinaufgehen sahen, sprang und sprudelte derselbe im Morgensonnenglanz über die glattgeschliffenen, in sein Bett herabgerollten Blocksteine. Bachstelzen, Meisen und Finken saßen auf den Steinen und nippten aus der klaren Flut, ihrer Gewohnheit nach patschte die Gassenjugend bis an die Kniee zwischen den Steinen umher, und die Räthin Geyer saß wieder auf der vom Gaisblatt beschatteten Vortreppe, um den jungen Arzt, wenn er des Weges kam, zu erwischen.

„Doktor! Doktor!" rief sie ihm entgegen. „Was hab' ich gehört! Sie kommt wieder, heute schon, um sich zu Protokoll nehmen zu lassen und ihre Verwandte hier zu finden, die sie schon damals hier gesucht! Und was sagt die Welt noch mehr! Sie seien ein alter Bekannter der uns so unbekannt Gebliebenen! Ach, das kann ja noch furchtbar interessant werden! … Haben Sie eben den Pfiff der Lokomotive gehört? Mit dem Zug soll sie ankommen und auch das Gericht aus der Kreisstadt! Herr Schneckemann ist bereits mit dem Wagen vorüber, um sie abzuholen. Gott sei Dank, da gibt's doch endlich was zu hören!"

Höfer hatte das Signal vernommen; er achtete kaum auf das, was die Räthin zu ihm sprach. Er wußte nicht, sollte er vorwärts oder zurück gehen. Zurück, das hieß zum Bahnhof unten, auf dem sie eintreffen sollte; vorwärts, das hieß Melchior mit seiner Frau begegnen, die sie erwarteten …

Er wollte Allen ausweichen, nur vor der Gerichtsstunde erscheinen, um mit kalter Galanterie seine Pflicht zu thun. Er verließ deßhalb die Räthin, ohne ihr auf all' das zu antworten, und verschwand in eine der Seitengassen.

(Fortsetzung folgt.)



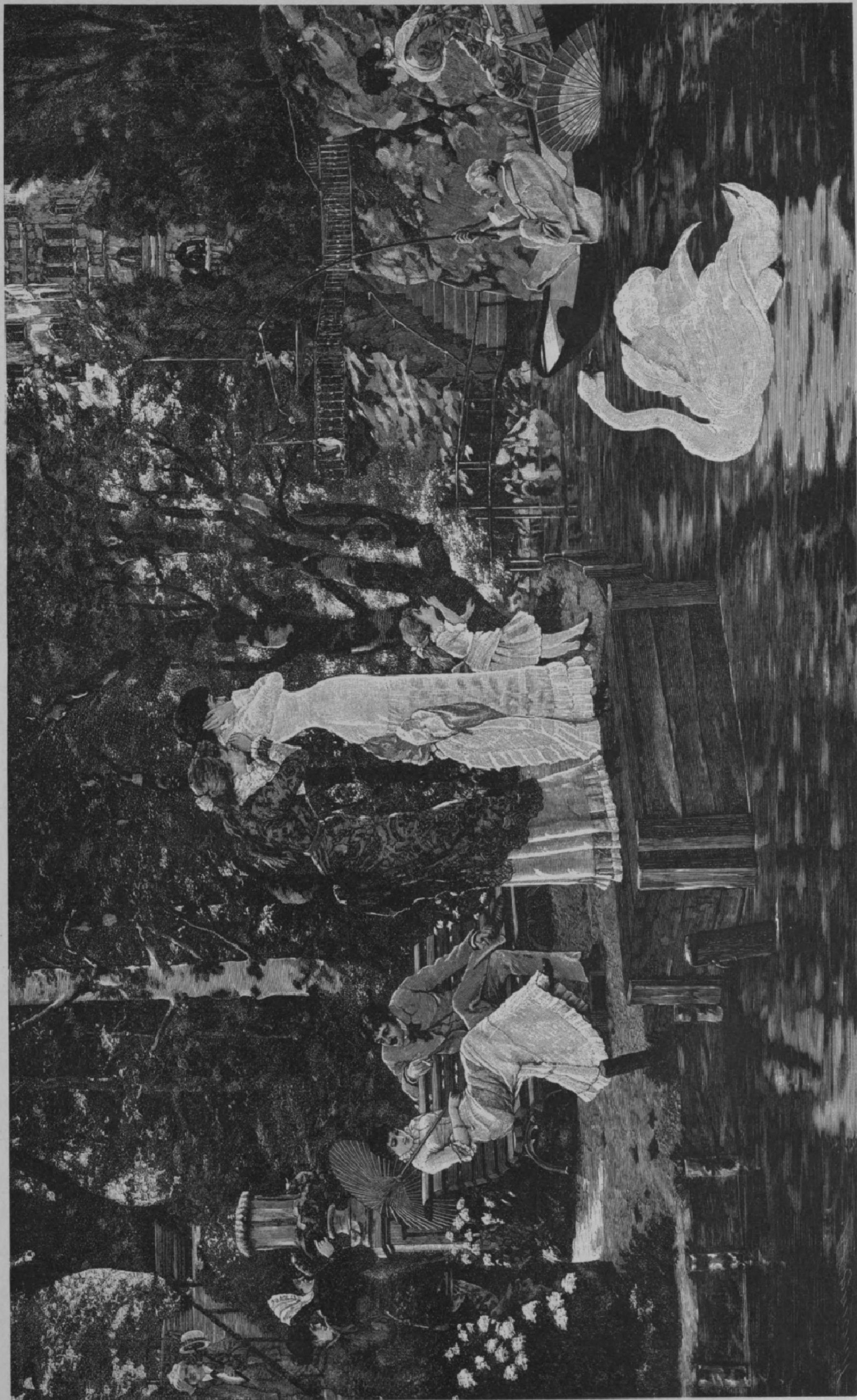
Vom Jubiläum der Universität Würzburg. Originalzeichnung von Theodor Volz.

Das dreihundertjährige Universitätsjubiläum in Würzburg.

(Hiezu die Bilder S. 957 und 960.)

Das war ein Jubelfest in des Wortes schönster und edelster Bedeutung, das die dreihundertjährige Alma Julia und mit ihr Würzburg und ganz Bayern in den Tagen des 1. bis 5. August gefeiert hat. „Das Fest muß gelingen und es wird gelingen!“ so rief der Universitätsrektor Dr. Wislicenus mit seinem Jupiterkopf und seiner Herkulesarbeit den jubelnden Studenten beim Bankett zu; und es gelang auch, trotzdem die Kammer kein Geld dazu bewilligte und trotzdem der Himmel stets seinen nassen Segen auf die Jubelstadt herabträufeln ließ. Ja, es war ein Ehrentag der Wissenschaft, ein Fest nationalen Bewußtseins und nationaler Bedeutung. Kein Mißton störte die Feier, und wer den Bischof Dr. v. Stein, selbst lange Jahre hindurch Professor der Alma Julia, den katholischen Festgottesdienst celebriren sah und den Professor Dr. Hettinger, Hausprälat des Papstes, predigen hörte, der konnte unmöglich glauben, die bayerischen Hochschulen seien die Pflanzstätten der Irreligiosität und des Unglaubens, wie es ja von Zeit zu Zeit dem Volke glauben gemacht werden will. Heute war Alles einig, die Alma Julia und deren großen Stifter zu feiern, und auch der Takt der Studenten, der alle Sonderinteressen zurücktreten ließ, um ganz Deutschland ein glänzendes Zeugniß des Patriotismus zu geben, war über alles Lob erhaben. Alles, das Königshaus, vertreten durch den mit der höchsten akademischen Würde bekleideten Herzog Karl Theodor von Bayern, die Staatsregierung, vertreten durch den vielgenannten Kultusminister und Vorstand des Ministerrathes Dr. v. Lutz und den Justizminister Dr. Fäustle, ferner die Referenten des Kultusministeriums für die Universitäten, alle Hochschulen deutscher Zunge, sowie die niederländischen, schwedischen (Upsala, Christiania), englischen (Oxford) Universitäten, soweit sie den deutschen Charakter bewahrt haben, die Angehörigen und früheren Jünger der Alma Julia aus allen fünf Welttheilen, das fränkische Volk, und vor Allem die Stadt Würzburg selbst, wetteiferten, den Glanz des Festes durch aktive Betheiligung zu erhöhen. Dichter und Komponisten, Künstler und Schriftsteller einigten sich, der Wissenschaft und den deutschen Hochschulen ein Fest zu bereiten, das in späteren Jahrhunderten noch Zeugniß ablegen wird von der edlen Gesinnung und hohen Stufe der Kultur, auf welcher die deutschen Universitäten und mit ihnen das deutsche Volk heutzutage stehen.

Doch lassen wir in kurzen Strichen das Fest an uns vorübergleiten. Am letzten Juli hielten die sechs hiesigen Korps mit ihren „Philistern“ den feierlichen Einzug in die Feststadt. Die langen Reihen der buntfarbigen Mützen auf theilweise schon sehr grauen Köpfen, Arm in Arm mit dem Jugendfreunde, bewiesen, daß das Korpsleben sich doch noch nicht überlebt habe, wie denn auch die ganze Haltung der Studentenkorps zeigte, daß der ideale Zug aus den Herzen unserer Jugend noch nicht gewichen sei. Möge er noch recht lange und lebhaft in den Korps und Burschenschaften wachgehalten werden.



Der Sommer. Nach einem Gemälde von Karl Kahler.

Der Zug ging in die Ludwigshalle, den alten Bahnhof, aus dem der Münchener Dekorateur Wöhrlein mit dem städtischen Baurath Scherpf in wirklich unübertrefflicher Weise eine Festhalle geschaffen hat, die gegen viertausend Festgästen in der nun folgenden Regenzeit heimischen Unterschlupf bot. Bürgermeister Dr. v. Zürn begrüßte in seiner markigen Weise die Gäste, welche mit vortrefflichem Festbier aus der Brauerei von Böttinger das Fest „einweihten“.

Am 1. August begann die offizielle Feier mit den Gottesdiensten in den Kirchen der drei Konfessionen; in der Michaelskirche exekutirte die königl. Musikschule, welche überhaupt bei allen offiziellen Feierlichkeiten den musikalischen Theil übernommen hatte, die Krönungsmesse von Cherubini. Um 11 Uhr war Begrüßungsakt im weißen Saal des königl. Schlosses. Unter den Klängen der Fanfaren von Prag, dieser ältesten deutschen Schwester der Julia, hielten die Professoren in Sammet und Seide, theilweise in reicher Goldstickerei und barocken Formen, die Studenten mit Schläger, Schärpe und Sammetflaus, die höchsten Staatsbeamten in Amtstracht den Einzug, um die Begrüßungsrede durch den Rektor, der redegewandt wie vielleicht kein Anderer und mit seltenem Geschick alle offiziellen Feierlichkeiten leitete, zugleich aber auch die warmen Worte des Königs zu vernehmen, mit denen derselbe durch den Mund seines mit seltenem Vertrauen gestützten Ministers Lutz die Universität und die Festgenossen begrüßte. Groß war der Reichthum der Geschenke, mit denen die Universitäten, die Akademieen, technischen Hochschulen, Gymnasien die gefeierte Alma Julia überraschten. — Am 2. August, dem Hauptfesttag, hielt der Universitätsrektor in der sinnig geschmückten Universitätskirche seine Festrede und entwickelte darin den Begriff der akademischen Freiheit, d. h. der Freiheit im Lehren und Lernen, als der Grundbedingung des akademischen Lebens. Diese Rede brachte eine mächtige Wirkung hervor, die durch das meisterhaft durchgeführte „Hallelujah“ von Händel, in welches die Musikschule einfiel, noch erhöht wurde, so daß dieser Moment gewiß allen Festtheilnehmern unvergeßlich bleiben wird. Darauf erfolgten die Ehrenpromotionen durch die Dekane der vier Fakultäten. Die staatswirthschaftliche Fakultät hat die Ehrenpflicht an hervorragenden bayerischen Staatsmännern: Fürst Hohenlohe, Finanzminister Riedel, Frhrn. v. Stauffenberg, Oberstaatsanwalt Hauck u. s. w. geübt. Der Nachmittag vereinigte die Ehrengäste beim Festmahl im Saal der Harmonie. Ungefähr dreihundert Gedecke, sowie die ausgesuchtesten Sorten des fränkischen Rebenblutes zeigten hier die Universität Würzburg in einem Glanze, der in dieser Färbung wohl von keiner andern deutschen Universität übertroffen wird. Die offiziellen Toaste auf den König von Bayern und den deutschen Kaiser wurden von diesen Fürsten telegraphisch in wärmster Weise und in huldvollsten Ausdrücken beantwortet.

Kaum war die Tafel aufgehoben, als die Elite der einheimischen und fremden Gesellschaft, voran der Herzog mit dessen erlauchter Gemahlin und Ehrendame, die beiden Minister, der Regierungspräsident Graf Luxburg u. s. w. in das Theater eilte, um der von der Würzburger Liedertafel, welche erst voriges Jahr bei dem internationalen Sangeswettkampf in Wiesbaden preisgekrönt worden war, vorbereiteten Festaufführung anzuwohnen. Den zweiten Theil des Programms bildete das von dem Regierungsrath Wilhelm Burkhard gedichtete und von dem Dirigenten des Vereins, dem Professor der Musikschule Meyer-Olversleben, in Musik gesetzte Festspiel: „Der Deutschen Huldigung“. Dichtung und Komposition standen auf gleicher Höhe, sie erzielten einen durchschlagenden Erfolg; insbesondere rief die melodramatische Begrüßung der Germania mit den deutschen Volksstämmen, begleitet von der österreichischen Nationalhymne, der Lorelei, der Wacht am Rhein, das ganze Haus wiederholt zum lauten Jubel auf, wie auch die ganze Versammlung lebhaft in die Ovation für den König von Bayern unter den Klängen der Nationalhymne einstimmte. Die Aufführung ließ die Besetzung der Rollen durch Dilettanten vergessen und anhaltender Beifall lohnte den Dichter wie den Komponisten für die sie ebenso wie den Jubeltag ehrende Schöpfung.

Noch am selben Abend fand das große Banket in der Festhalle statt. Nahezu fünftausend Menschen nahmen daran Theil. Das Präsidium wechselte zwischen dem Rektor, dem Herzog Karl Theodor, dem Minister Lutz. Die Reden wurden nur den dem Ehrentische Nächstsitzenden verständlich, doch wurde ein komisch-sarkastisches Lied auf Julius von Mespelbronn von Viktor v. Scheffel, komponirt von Valentin Becker, mit großem Jubel aufgenommen. Draußen regnete es derweilen wieder in Strömen und doch sollte morgen der Festzug sein — der Festzug, der seit Monaten den Vater des Gedankens, Rechtsanwalt Mörschell, den Erfinder des Programms, den Architekten v. Schmädel, den Vollender des Ganzen, Akademieprofessor Seitz von München, mit seinem tüchtigen Genossen Hans Kaufmann, sowie das unermüdliche Komitemitglied Henry Böttinger mit Hunderten von unternehmenden Meistern, Gesellen und Lehrjungen in fieberhafter Aufregung hielt.

Wirklich — es ist Früh 7 Uhr — es regnet wieder! Der Festzug ist bis Mittag verschoben; aber dann, wenn's weiter regnet, kann's ein Unglück geben. Doch es gab kein Unglück, sondern ein Schauspiel, das an Pracht und Größe, harmonischer Einfachheit und doch mächtiger Gesammtwirkung mit allen ähnlichen historischen Festzügen in den großen Kunststädten Deutschlands den Vergleich aushält. Um 3 Uhr Mittags donnerten die Kanonen, der Himmel hat sich geklärt, der Festzug begann. Die Einleitung bildete ein Herold mit berittenen Bürgern, dann die Stadt Würzburg mit ihren Vereinen, die Gewerke mit Wägen, sinnig geschmückt und die Hantirung des Gewerbefleißes in emsiger Arbeit darstellend. Der Grafen-Eckartsthurm und die Neubaukirche wurden in Kolossalmodellen mitgefahren. Nun folgte die Stadtvertretung. Im Anschluß daran vierundfünfzig reizende Mädchen in wallendem Gewande mit rothem Mieder, auf rothsammetnen Kissen die für die Fahnen bestimmten Bänder tragend, dem Wagen der Wircoburgia den Weg ebnend, die, von Pagen umgeben, zu ihren Füßen die Attribute des Weinbaues, des Handels, der Landwirthschaft, der Fischerei und alles friedlichen Schaffens gelagert hat. Die zweite Gruppe bilden die Ehrengäste, die Schüler, die Geistlichkeit, Offiziere und Beamte mit den beiden Ministern am Schluß. Die dritte Gruppe: die historische Gruppe. Stadtknechte mit Hellebarden eröffneten dieselbe, Bürger, Patrizier mit ihren Familien in farbenreichen Gewändern, ein Kaufherrenzug, von bischöflichen Reisigen beschützt, ein Jagdzug mit den Ritterfräulein auf dem Zelter und den Falken auf dem Arm schlossen sich an, Winzer und Winzerinnen, Studenten im schwarzen Flaus und Baret machten den Schluß dieses Theiles des Festzuges, der in Arrangement, Echtheit und Genauigkeit der Durchführung zu dem Schönsten gehört, was deutsche und speziell Münchener Kunst nach dieser Richtung hin je geschaffen hat. Der Vergangenheit folgte die lebendige Gegenwart in den Studenten, Verbindungen, Burschenschaften und Korps in großer „Wichs“ mit ihren alten Herren und bemoosten Häuptern, ein belebtes, heiteres, farbenreiches Bild! Wie mochte dabei das Herz manches alten, nun in hohem Ansehen und Würden stehenden Herrn gepocht haben, als er im Bunde mit drei Generationen durch die Straßen zog, die vor fünfzig Jahren der Schauplatz seiner Jugendfreuden gewesen? Zum Schluß der akademische Lehrkörper mit dem vielgeplagten, aber auch ruhmbekränzten Rektor Magnifikus. Denselben überstrahlend das goldene Schiff der Alma Julia, hoch am Steuer eine herrliche Frauengestalt, um den Mast die vier Fakultäten. — So bewegt sich der Zug durch die reichgeschmückten Straßen Würzburgs, empfangen von einer dichtgedrängten Menge Volkes, der man das Glück über das gelungene Fest am Gesicht ablesen konnte, wenn sich auch der Festesjubel nur in einzelnen Rufen und Blumenspenden äußerlich kundgab. Beim Monument des Wiederbegründers der Universität, des Fürstbischof Julius, wurde das Gedächtniß des großen Stifters in einer Rede des Rektors und einem Jubelchor von Wilhelm Burkhard, Musik von Becker, gefeiert. Auf dem Residenzplatz galt die Ovation des im Viereck aufgestellten Festzuges dem König vor dessen in Blumen prangender Büste. Kanonendonner und das Geläute aller Glocken begleiteten diese Huldigung, die Jedem, der dieses Bild mit ansah, unvergeßlich in Erinnerung bleiben wird.

Der nächste Tag (4. August) führte die Festtheilnehmer zu dem von der Stadt gegebenen Kellerfest auf dem großartig für zehntausend Menschen angelegten und reizend dekorirten Anwesen der Brauerei Böttinger, während die Angehörigen der sechs Korps nach Zell a. M. wallten, um auch dort ein ebenso schönes wie gemüthliches Familienfest zu feiern, wenn auch die geplante Wasserfahrt, welche schon wochenlang die schönsten Hoffnungen und Erwartungen wachgerufen hatte, thatsächlich in's Wasser fiel. Die sämmtlichen Studirenden brachten Abends 9 Uhr dem hochverdienten und allgeliebten Rektor einen Fackelzug dar. Der letzte Festtag lockte Alles, was noch an Festgästen in der Jubelstadt weilte, auf eine Einladung des „Bürgervereins“ nach Veitshöchheim, wo in dem dortigen nach Versailler Muster angelegten königl. Schloßgarten mit offenem Theater ein Festspiel von Rost das herrliche Fest schloß.

Die untergehende Sonne sendete ihre letzten und in diesen Tagen zu spärlichen Strahlen auf das Schlußtableau: Die Wissenschaft, umgeben von Würzburg in drei Jahrhunderten. Möge die Sonne des Glückes nie untergehen über der Alma Julia, auf daß sie stets bleibe ein Hort der Wissenschaft und der freien Forschung zum Ruhme Bayerns, zum Wohle des Vaterlandes, zur Ehre Deutschlands!

Der Sommer.

(Hiezu das Bild S. 961.)

Der Maler dieses originellen Bildes, Karl Kahler, der uns hier gewissermaßen die Sommerhitze und Sommerluft auf einer Tafel zusammengedrängt verkörpert und damit eine feine Charakteristik von verschiedenen Typen modernen Gesellschaftslebens verbindet, ist ein Oberösterreicher, in Linz geboren, und begann, nachdem er das Salzburger Gymnasium absolvirt, 1875 als Maler sich auszubilden. Zu diesem Zweck besuchte er die Akademie in München, ward Schüler von Löfftz und Lindenschmidt und trat 1880 als fertiger Künstler auf. Sein erstes Bild: „Pikante Geschichten“, lenkte im Pariser Salon 1881 die Aufmerksamkeit auf dieß originelle Talent. 1882 waren daselbst „die Königin der Saison“ und unser heut von uns wiedergegebenes Bild: „Sommer“, ausgestellt. Im letztgenannten zeigt sich Kahler als ein phantasiereicher, scharf beobachtender und stimmungsvoll wiedergebender Künstler: die Sonne im Hintergrunde als mächtig und geheimnißvoll wirkende Kraft für Menschen und Vegetation, das Dämmerlicht unter dem Grün, die ungewöhnlich reiche Komposition an Menschen und Landschaft, Alles stark in Stimmung versetzt, lassen im Beschauer wirklich den Sommer in seiner ganzen Realistik, aber auch in seiner Poesie mit feinen Beziehungen zum Gesellschaftsleben zur Wirkung kommen. Einen derartigen Eindruck kann nur eine starke künstlerische Kraft hervorrufen.

Die ägyptischen Wirren.

Von

H. C. Brugsch.

(Nachdruck verboten.)

Die Beschießung der blühenden Handelsstadt Alexandrien durch britische Kanonen bildet eine der traurigsten Episoden in der politischen Geschichte unserer Tage. Das von den verderblichsten Folgen begleitete Ereigniß ist zu frisch im Gedächtniß und die allgemeine Erregung darüber zu verbreitet in Presse und Unterhaltung, um vorläufig ein ruhiges Urtheil zu gestatten und mit der nothwendigen Besonnenheit die Frage zu erörtern, ob es nicht räthlicher gewesen wäre, auf anderen Wegen dasselbe Ziel in friedlicher Weise zu erreichen, oder, wenn schon der eiserne Mund zum Sprechen gezwungen wurde, durch eine gleichzeitige Landung einer hinreichenden Truppenmacht der fast gänzlichen Zerstörung der Stadt, der Vernichtung des Eigenthums seiner der Mehrzahl nach europäischen Bürger und dem Verluste zahlreicher Menschenleben rechtzeitig vorzubeugen. Schon werden Stimmen im britischen Parlamente selbst laut, welche gegen das kriegerische Vorgehen des englischen Admirals Protest einlegen und der englischen Regierung den Vorwurf nicht ersparen, der menschlichen Gesittung und dem Rufe der britischen Humanität einen schlimmen Dienst erwiesen zu haben. Fern davon, der britischen Nation in ihrer Gesammtheit die Schuld an den blutigen Tagen in Alexandrien aufbürden zu wollen, steht man nicht an, den Minister Gladstone als den eigentlichen Urheber der entsetzlichen Greuel in den Straßen der alten Handelsstadt und an verschiedenen anderen Orten Unter- und Oberägyptens vor dem Forum der Weltgeschichte verantwortlich zu machen. In der That, hat denn der bibelfeste Mann nicht daran gedacht, daß Gott die Sündenstadt Sodom mit seinem Zorn verschont haben würde, wenn sich nur zehn Gerechte darin befunden hätten? Freilich trägt sich die diplomatische Weisheit mit anderen Anschauungen, als sie die christliche Lehre ihren Jüngern in Schule und Kirche predigt. Sie geht ihre eigenen Wege und kümmert sich blutwenig um die moralische Seite ihrer sogenannten Erfolge.

Welches auch die besonderen Vortheile sein werden, welche die britische Politik auf dem neuesten Schauplatz ihrer Thaten einzuheimsen gedenkt, in der Voraussetzung, daß es noch vor dem Einmarsch der Türken den englischen Truppen gelingen sollte, trotz der klimatischen und Bodenschwierigkeiten, Arabi Pascha und seinen Anhang in längerer oder kürzerer Zeit durch die Gewalt der Waffen oder des Goldes gefügiger zu machen: so steht dennoch als die nächste, unzweifelhafte Folge der britischen Invasion in Aegypten der Ruin des Landes und die Insolvenz der Regierung an den Ufern des Nils auf Jahrzehnte hinaus in Aussicht. Was Europa in die fette, ergiebige Erde Aegyptens gesät zu haben glaubte, ist im aufsprossenden Halm vernichtet und es wird langer Zeiten bedürfen, um den Versuch zu wagen, die Saat von Neuem auszustreuen. Die Unsicherheit der Verhältnisse, vor Allem aber der zu hellen Flammen aufgeschürte Haß der mohammedanischen Bevölkerung Aegyptens werden die größten Hindernisse jedem Bestreben europäischerseits in den Weg legen, eigene Opfer und eigene Zeit der ägyptischen Zukunft darzubringen, ohne Aussicht auf sicheren Erfolg, ohne Hoffnung auf Dank für die geleisteten Dienste. Wie sich auch immer die nächste Zukunft Aegyptens gestalten mag, in welcher Weise auch immer nach den heillosen Wirren die Ordnung der Dinge wenigstens oberflächlich wiederhergestellt wird, das Eine steht fest, und wir prophezeien dieß Eine, ohne uns darüber zu täuschen, im Voraus: nur die brutale Gewalt und die Anwendung der größten Strenge wird im Stande sein, die entfesselte Wuth an den Ufern des heiligen Stromes zu bändigen und die erwachten Leidenschaften an ihren weiteren Ausbrüchen zu hemmen.

Die ägyptische Bewegung ist durchaus nicht das Werk eines Augenblicks oder eines Zufalls in Folge unberechenbarer politischer Ereignisse. Im Gegentheil, sie war lange Jahre hindurch vorbereitet durch das zunehmend übermüthige Gebahren der Europäer in Aegypten, welche sich gewöhnt hatten, das Land als eine ergiebige Quelle reicher Einnahmen und das Volk als stets bereite Diener ihrer Wünsche und Befehle zu betrachten. Man muß im eigenen Lande der Aegypter lange Jahre hindurch gelebt haben, um sich ein richtiges Bild von der europäischen Wirthschaft zu machen, welche in allen Theilen Aegyptens herrschte, von der Willkür, mit welcher unter dem Deckmantel gesetzlicher Zuständigkeit die wichtigsten Geschäfte einer Regierung behandelt wurden, von der schrankenlosesten Unverfrorenheit, mit welcher den unfähigsten und zum Theil anrüchigsten Personen der sogenannten feinen Gesellschaft die höchsten und, was stets die Hauptsache war, die reichst dotirten Stellen im Staate verliehen wurden (wobei nicht selten die bekannte Frage: où est la femme? von maßgebendem Einfluß war), von der unglaublichen Speichelleckerei und Liebedienerei, mit welchen in den Antichambres des Khedive und mächtiger Paschas die europäische Klientel ohne Unterschied der Lebenslage die Gunst und die Gnade der Großen des Landes geradezu erbettelte, um Stellungen, Lieferungsaufträge, Geld und Geschenke zu erlangen, und nicht an letzter Stelle von der internationalen diplomatischen Einmischung in die innersten Angelegenheiten der Regierung, wobei die Mehrzahl der Vertreter der europäischen Mächte und die gewaltigen Generalkontroleure — mit und ohne Berechtigung — dem Khedive häufig die Pistole auf die Brust setzten und meist durch Drohungen erreichten, was durch Güte und Ueberredung nicht zu erreichen war. Wir müssen zur Ehre unseres Vaterlandes und um jedem Mißverständniß vorzubeugen, ausdrücklich hinzufügen, daß die deutsche und österreichische Vertretung sich auch in dieser Beziehung durch ihre korrekte Haltung in Aegypten auf das Vortheilhafteste auszeichneten und ihre über alles Lob erhabene selbstständige Stellung behaupteten.

Während der Europäer und in seinem Gefolge der verschlagene und geriebene protegirte Levantiner unter dem Schutz und unter der besonderen Protektion seines offiziellen Vertreters in der beneidenswerthen Lage war, sich mit Leichtigkeit zu wohlbestallten Aemtern und Ehren emporzuschwingen (emporzuarbeiten würde am unpassendsten behauptet werden können), oder gewinnreiche Aufträge und Geschäfte mit dem Hofe und der Regierung abzuschließen, blieb dem Sohne des Landes, dem eingeborenen Aegypter, der Zugang zu dem goldenen Tempel versperrt und nur Geburt, Besitz und Reichthum, am seltensten besondere Befähigung, öffneten ihm die Pforten. Aber selbst in gleichen Stellungen und unter gleichen Titeln mit seinen europäischen Nebenmännern im Amte machte sich dennoch ein Unterschied bemerkbar, der für den Morgenländer von der höchsten Bedeutung ist, der Unterschied in der Remunerirung, ferner, wie es in früheren Zeiten häufig der Fall war, in der regelmäßigen Auszahlung der Besoldung oder in deren gelegentlicher Reduzirung durch Umwandlung des Silbers in Kupfer. Daß der zahlende Kassirer außerdem ein besonderes Trinkgeld erhielt, verstand sich von selber. Die europäischen Beamten, deren Unfähigkeit meist nur durch ihre Anmaßung übertroffen wurde, in Kairo, Alexandrien und an sonstigen Orten des Landes, in welchen sich Regierungssitze befanden, führten ein höchst angenehmes und sorgenfreies Leben, arbeiteten so wenig als möglich, kümmerten sich so gut wie gar nicht um die wirklichen Interessen der ägyptischen Regierung und fanden eine besondere Genugthuung in der Geringschätzung und verächtlichen Behandlung ihrer arabischen Kollegen und Unterbeamten, deren Sprache die Mehrzahl nicht einmal so weit verstand, um eine allgemeine Unterhaltung mit Anstand durchzuführen. Das europäische Wissen dieser Herren war außerdem auf ein geringes Maß beschränkt, meistens bestand es in der Kenntniß der französischen Sprache, obgleich es selten war, Jemanden zu finden, der einen Brief korrekt zu schreiben gelernt hatte.

Eine besondere Eigenthümlichkeit des europäischen Beamtenthums, und man kann wohl behaupten der Europäer im Allgemeinen, bestand in der offenkundigen Thatsache, daß mit äußerst wenigen Ausnahmen — und es gab deren sehr ehrenhafte — Niemand die nöthige Vorbildung zu seiner besonderen Stellung besaß. Ein verdorbener Kaufmann, Arzt, Offizier, Gutsbesitzer u. s. w. konnte in dem Ministerium des Aeußern oder Innern seine Zeit mit Cigarrettendrehen hinbringen und außerdem avanciren, wenn ihm ein diplomatischer Schutz zur Seite stand, ein General a. D. eine Buchdruckerei kommandiren, ein ehemaliger Apotheker im Kriegsministerium seine Kenntnisse verbergen und ein ehrsamer Schuster die Kunst des Stukkateurs und Baumeisters ausüben. Prüfungen und Nachweise von Zeugnissen wurden nur in äußerst seltenen Fällen, wie z. B. bei den Aerzten, verlangt. Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand dazu, dieß war der landläufige Trost in Aegypten, um jedem Glauben an Unfähigkeit eines Beamten kräftigst zu begegnen. Der Mehrzahl der in Aegypten angestellten Europäer lag nichts ferner als der Wunsch und die Sehnsucht, die Eingeborenen des Landes durch ihre Lehre und ihr Beispiel zu civilisiren. Der Hauptzweck ihres Daseins bestand, wie gesagt, in dem Verlangen nach einer möglichst hohen Besoldung als klingender Anerkennung ihrer geringen Dienstleistungen in der beschränkten Sphäre ihrer eigenen Kenntnisse und ihres eigenen Wissens.

Daß bei einem solchen Zustand der Dinge die eingeborenen Aegypter den eingewanderten Fremden keine besonderen Sympathieen entgegentrugen, wird Niemand in Erstaunen setzen, welchem das Gefühl für Gerechtigkeit nicht ganz erstorben ist. Schon seit Jahren entwickelte sich daher unter den sonst gutmüthigen Bewohnern des Landes ein geheimer Haß gegen das bevorzugte protzige Europäerthum, der sich am deutlichsten in ihrem strengen Fernhalten von näherer Bekanntschaft mit Europäern ahnen ließ. Derselbe Haß richtete sich in gleichem Maße auf Diejenigen, welche den Europäern eine derartige bevorzugte Stellung einräumten und geringschätzend das einheimische Element behandelten, in erster Linie auf den vorigen Khedive Ismael Pascha und den mit Glücksgütern reich gesegneten Minister Nubar Pascha, einen christlichen Armenier, der unter den angenehmsten Verhältnissen gegenwärtig in Paris lebt und von den einsichtsvolleren Aegyptern als der eigentliche Urheber ihres nationalen Unglücks angesehen wird. Er habe bloß im eigensten Interesse — so sagen dieselben — den ehrgeizigen Plänen und Ideen des verflossenen Khedive allen nur möglichen Vorschub geleistet, der schlaue Armenier, er habe das kostspielige tolle Fest der Eröffnung des Suezkanals auf Befehl des Vizekönigs arrangirt, um durch zahllose Einladungen und verschwenderische Gastfreundschaft die Aufmerksamkeit Europas bis auf die Presse hin auf Aegyptens Premierminister zu lenken; er habe durch die dem Vizekönig angerathenen Anleihen und Ausgaben, welche die Schulden Aegyptens auf die Höhe von hundert Millionen Pfund Sterling hinaufgeschraubt, den Kredit des Landes erschöpft, um selber im Trüben zu fischen; er habe durch die Schöpfung der internationalen Tribunale und durch Anstellung ebenso begünstigter als unfähiger, arbeitsscheuer Beamten europäischer Herkunft das Land an die Europäer geradezu verkauft, um sich selber und seinen Besitz zu schützen und seine auf die vollständige Aussaugung Aegyptens berechneten Absichten mit dem Beistand der Fremden in legalster Weise durchzuführen; er habe schließlich Alles gethan, um im Geheimen den Schwerpunkt der politischen Stellung Aegyptens von Konstantinopel nach Paris und London zu übertragen, und dadurch dem Lande internationale Lasten auferlegt, ohne zu erwartende Gegendienste und Leistungen im Falle eines Zerwürfnisses mit Stambul.

Es scheint in der That, als habe Ismael Pascha den allmächtigen Nubar, dessen Intelligenz und Schlauheit unbestreitbar ist, im letzten Augenblicke gründlich durchschaut. Seine plötzliche Verbannung nach Europa auf Befehl des Vizekönigs liefert den Beweis, daß Ismael seiner so überdrüssig ward, daß ihn nicht einmal mehr die Furcht der Ausplauderei bewegen konnte, den Armenier im Lande zu behalten und sich seiner Person im Nothfalle zu versichern. Die Verbannung Nubar's war eine That, die von den Aegyptern mit aufrichtiger Freude begrüßt ward. Leider konnte sie das Geschehene nicht mehr rückgängig machen, denn das Land war ausgesogen, aller Hülfsquellen zu seiner Selbstentwicklung durch die ungeheure Schuldenlast beraubt und kontraktlich Aegyptens Gläubigern in England und Frankreich in die Hände geliefert.

Es ist bekannt, wie zunächst Frankreich und im Anschluß an Frankreich England es sich angelegen sein ließen, im Interesse der Privatgläubiger ihrer Nation eine Vereinbarung zu treffen, die ebenso schnell erdacht als ausgeführt ward und dem ägyptischen Selbstgefühl den Todesstoß gab. Frankreich und England sendeten in der offiziellsten Eigenschaft je einen Generalkontroleur nach Aegypten mit dem Auftrage, die ägyptischen Finanzen und den richtigen Eingang der Gelder für die jeweiligen fälligen Coupons zu überwachen. Sammt den internationalen Kontroleuren reich besoldet (ein jeder der Generalkontroleure erhielt eine jährliche Besoldung von 140,000 Franken) und mit ungewöhnlicher Machtbefugniß ausgestattet, welche den kitzlichsten Punkt in der Selbstschätzung des Khedive als Herr Aegyptens berührte, legten die hohen Beamten ihre Hand auf Alles, was den Namen Steuer, Zoll und sonstige Staatseinnahme führte, und bildeten neben dem Khedive eine Autorität, deren mächtiger Einfluß sich gelegentlich über ihre Sphäre hinaus zur Geltung brachte. Der Konflikt konnte nicht ausbleiben. Er endete zunächst mit dem Sturze Ismael's, des intelligentesten, aber übelberathensten Fürsten, den Aegypten und überhaupt der Orient jemals besessen hat.

Von Natur gutmüthig und freigebig bis zur Verschwendung hin, europäisch gebildet, ein akademischer Redner und von unleugbar diplomatischem Takte, besaß Ismael nicht die glückliche Anlage, aus seiner Umgebung die nützlichen und brauchbaren Personen herauszuerkennen, welche im Stande waren, ihm und dem Lande treue und gute Dienste zu leisten, vielleicht deßhalb nicht, weil er nur ungern den Widerspruch ertrug. Um so leichter wurde es dagegen den Schmeichlern und Schmarotzern, welche seine Vorzimmer überfluteten, sich bei ihm als willfährige und stets gehorsame Diener einzuführen und auf alle seine Ideen und ausgesprochenen Ansichten einzugehen. Auch die leiseste Andeutung über irgend ein von ihm beabsichtigtes Unternehmen wurde von ihnen ausgenützt, und es war ihnen eigentlich Alles feil, was Geld und Wucherzinsen einbrachte. An den von Ismael kontrahirten Anleihen wurden von den vermittelnden Personen Millionen gewonnen — dieselben gehörten zum großen Theil zu den ersten Hofbeamten — und den zahlenden Bankiers Vortheile geboten, wie sie keine Regierung gewährt haben würde. Es kann dabei sicher behauptet werden, daß die bei Weitem größeren Summen der aufgenommenen Anleihen fast direkt wieder in europäische Hände zurückflossen, sei es in Gestalt der gezahlten Zinsen (und dieselben waren zuletzt so hoch, daß sie in fünf und sechs Jahren das Kapital verdoppelten), sei es für Ankäufe (Diamanten, Schmucksachen, Luxusmöbel und sonstige Luxusgegenstände, kostbare Stoffe, Musikinstrumente, Wagen und Pferde, Uniformen, Damenkostüme und Haremsputz u. v. A.), sei es für Bauten, bauliche Anlagen, Baum- und Gartenanpflanzungen, Kanäle, sei es für Maschinen und Maschinengebäude, von denen die berühmten Zuckerraffinerieen für sich allein Millionen verschlungen haben. Daß französische und englische Unternehmer bei allen damit verbundenen Geschäften den Löwenantheil erhielten, braucht kaum erst gesagt zu werden.

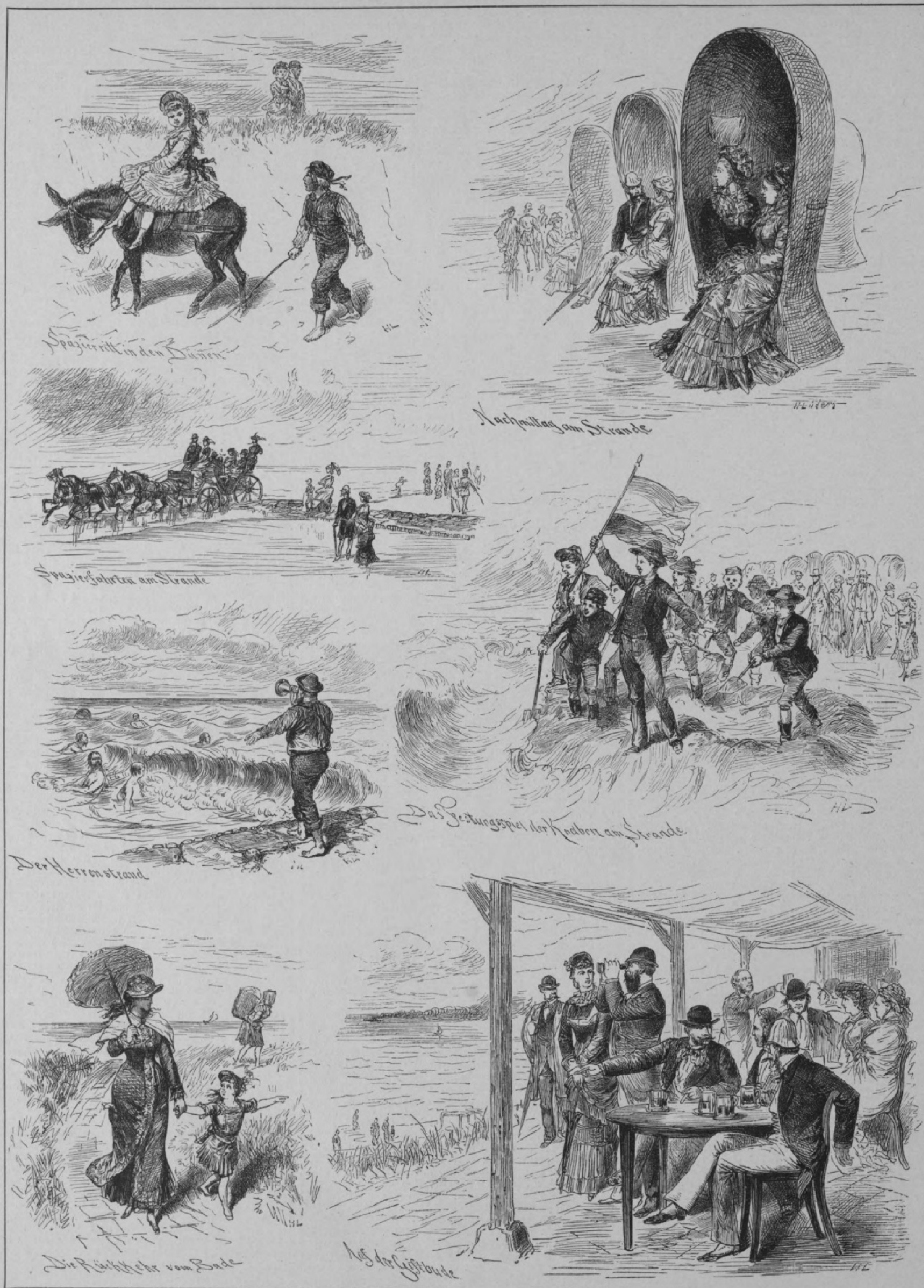
Hatte der ägyptische Krach kurz vor dem Sturze des Khedive Ismael die geträumte modern-pharaonische Herrlichkeit mit einem Schlage vernichtet und war an ihre Stelle die traurigste Wirklichkeit getreten, wobei so mancher Shylock mit seinem Schuldschein in der Hand vor dem internationalen Tribunale als Kläger gegen den Khedive und seine Regierung auftrat, so hatte das Volk wenigstens die kindliche Genugthuung, zuletzt den offenen Widerstand zu bewundern, welchen Ismael den Generalkontroleuren und ihren Forderungen entgegenstellte, und zwar mit einer Deutlichkeit, die an Stärke des Ausdrucks nichts zu wünschen übrig ließ. Zum ersten Male trat bei einer geschickt inszenirten Veranlassung die Militärpartei in den Vordergrund, nachdem die Generalkontroleure die Offiziere der ägyptischen Armee ohne Pension, ohne Anstellung, ohne Zahlung des rückständigen (drei- bis vierjährigen) Soldes zu verabschieden und das Heer zu reduziren sich bewogen fühlten. Die Offiziere stürmten einfach das Finanzministerium, wobei der englische Generalkontroleur Mr. Wilson und der ägyptische Ministerpräsident Nubar Pascha arg in's Gedränge kamen. Erst der Intervention des schnell herbeigerufenen Vizekönigs Ismael und des deutschen Generalkonsuls gelang es, durch Versprechungen und vernünftige Vorstellungen die aufgeregte Menge zu beruhigen und zum Auseinandergehen zu veranlassen. Von diesem Moment an organisirte sich die Militärpartei zu offenem Widerstande gegen die durch europäische Einflüsse hervorgerufenen Maßregeln der ägyptischen Regierung.

Es muß zugegeben werden, daß die häufig wechselnden Minister, welche den grand conseil bildeten, unter dem Vorsitz des Khedive einfache Instrumente der englisch-französischen Vorschläge, d. h. Befehle waren. Als Typus eines willfährigen Ministers darf der seinerzeit vielfach genannte Riaz Pascha angesehen werden, der in der Schule eines seither verstorbenen Schweizers, des Dr. Dorn, europäische liberale Ideen eingesogen hatte, ohne seinem Vaterlande die Wohlthaten des wahren Liberalismus zukommen zu lassen. Der Khedive selber war so gut wie machtlos geworden und hatte kaum noch etwas zu bedeuten. Das Ministerium des Unterrichts und der geistlichen Angelegenheiten allein blieb seiner ausschließlichen Verfügung überlassen. Daß eine so selbstständige Natur wie Ismael Pascha solchen Zuständen gegenüber nicht lange aushalten würde, war vorauszusehen. Seine erzwungene Abdankung war die natürliche Folge seines hartnäckigen Widerstandes gegen den europäischen Willen in Aegypten.

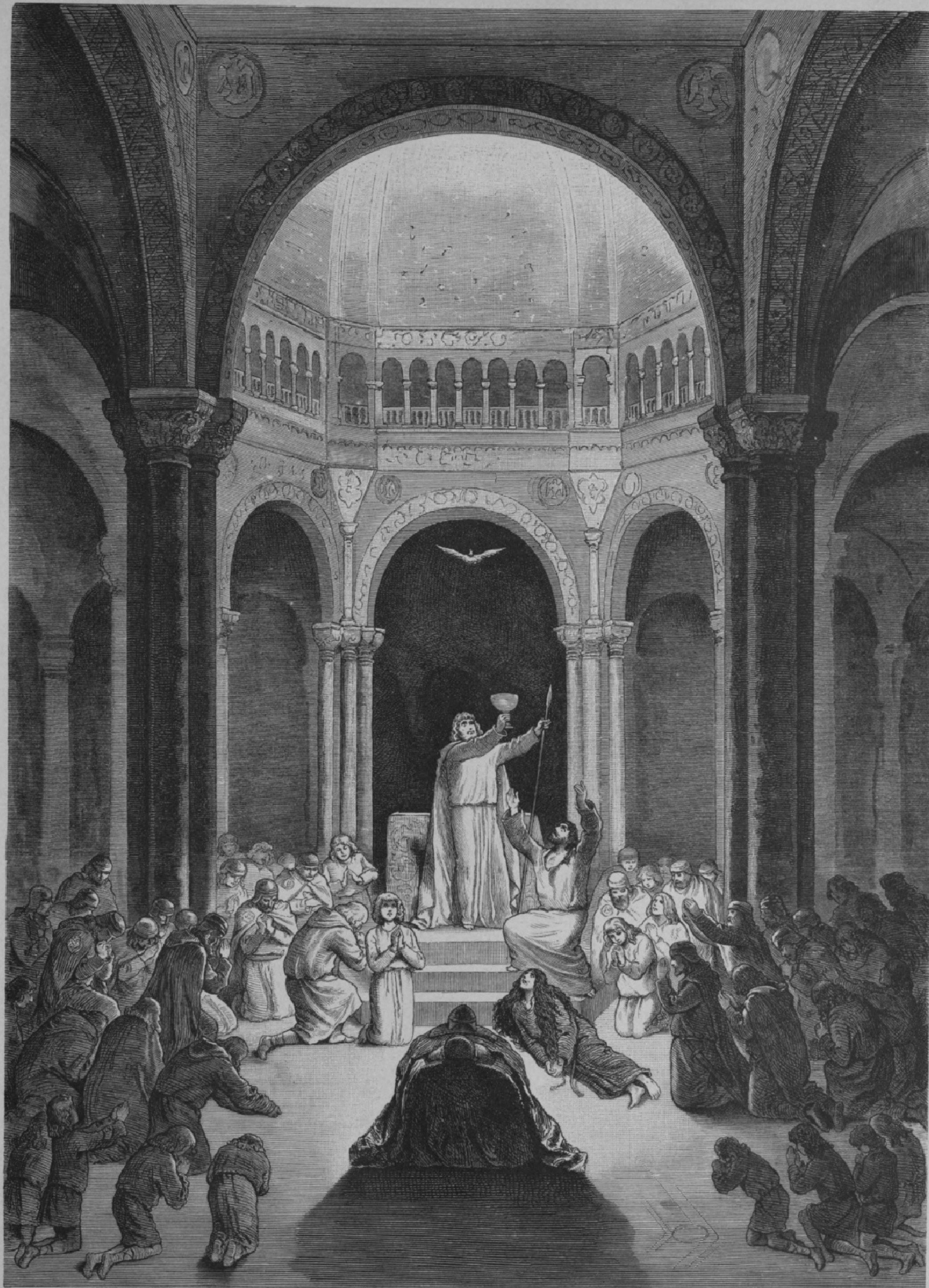
Sein ältester Sohn Mohammed Tewfik Pascha, der gegenwärtige Khedive, übernahm die Regierung und damit die schwere Sorge eines Vermittlers zwischen den aufgeregten Elementen der ägyptischen Bevölkerung, an ihrer Spitze die Militärpartei, und der ausländischen internationalen Diktatur. Von sanftem und gutmüthigem Charakter, Freund einer beschaulichen Ruhe und ohne besondere Arbeitslust, furchtsam und jeder Energie bar, ohne eigenes Urtheil und in seinen Entschlüssen schwankend, durch seine Erziehung mehr den französischen als den englischen Einflüssen zugänglich, auf der andern Seite ein frommer Muslim, der die Moscheen regelmäßig besuchte, nebenbei abergläubisch und der Astrologie ergeben, war und ist dieser junge, etwa dreißigjährige Fürst ein schwankes Rohr geblieben, das bald von fränkischem, bald von ägyptischem Winde hin und her bewegt wird — ein guter Mann und ein schlechter Musikant, um mit Shakespeare zu reden. Daß es Frankreich und in zweiter Linie England gelang, ihren prädominirenden Einfluß auf einen so schwach angelegten, energielosen Charakter sofort zur Geltung zu bringen, darf nicht Wunder nehmen. Aber von dem Augenblick an, als der rebellische Oberst seines Garderegiments, Arabi Bey, durch die aufgepflanzten Bajonnette seiner Soldaten dem in der Kaserne von Kasr-en-Nil über ihn beschließenden Kriegsgerichte entzogen ward und es wagen durfte, an der Spitze seines Regiments dem jungen Khedive Bedingungen zu stellen, war Tewfik Pascha seinem Schicksale verfallen. Es bildete sich gegen ihn eine sogenannte Nationalpartei, an ihrer Spitze Arabi und die ägyptische Geistlichkeit, denen eine ganze Schaar ebenso unfähiger als unzufriedener Paschas und Beys getreue Heeresfolge zu leisten sich verpflichtete. Unter diesen nimmt der oft genannte Ali Pascha Mubarek die hervorragendste Stellung ein. Sohn eines arabischen Fellachen (Bauers) in Oberägypten und auf Kosten des Vizekönigs Abbas Pascha in Paris und Metz während eines achtjährigen Aufenthalts in Frankreich erzogen, hat er die in Europa erworbenen Kenntnisse in der konfusesten Weise verwerthet und in seiner Eigenschaft bald als Minister der öffentlichen Bauten, bald als Minister des Unterrichts die größte Unfähigkeit und den größten Mangel an Urtheil und gesundem Menschenverstand an den Tag gelegt. Langathmige, hohle Reden kennzeichnen ihn als aufgeblasenen Schwätzer, dem jede besonnene Ueberlegung fehlt. Dagegen fühlt er sich in überspannter Eitelkeit als der erste und einsichtsvollste Kenner ägyptischer Verhältnisse und als der getreueste Diener des Islam, dem er devot ergeben ist. Er zitirt gern und häufig Stellen aus dem Koran und hält an der Ueberzeugung fest, daß die ganze europäische Wissenschaft der Gegenwart und Zukunft in diesem heiligen Buche enthalten ist, man müsse nur zwischen den Zeilen zu lesen verstehen. Selbstverständlich spielt er gegenwärtig seine Rolle als ägyptischer Patriot an der Seite Arabi's und führt die Verhandlungen zwischen dem Letzteren und Tewfik Pascha. Daß es einer solchen Gesellschaft, welche den Fanatismus auf ihre grüne Fahne geschrieben hat, nicht gelingen wird, das Vaterland zu befreien, d. h. die Besitzer ägyptischer Coupons von ihren Schultern abzuschütteln, liegt auf der Hand. Gelingt es den Engländern, noch vor dem Einmarsch der türkischen Truppen Arabi und seine Haufen zu schlagen, so hat Aegypten auf ein verhältnißmäßig glimpfliches Schicksal zu hoffen. Allerdings werden die zu zahlenden Kriegskosten, die Entschädigungen für die in Alexandrien angerichteten Schäden und Verwüstungen und die Befriedigung aller sonstigen Reklamationen die ägyptische Staatsschuld um die Hälfte erhöhen und die gegenwärtige jährliche Einnahme von durchschnittlich zehn Millionen Pfund Sterling als unzureichend erscheinen lassen, aber die Sicherheit der Person und des Besitzthums bleibt wenigstens garantirt und die Aegypter behalten ihren status quo, d. h. ihren gefügigen Khedive. Ziehen die Türken in das Land ein und führen allein die Pazifizirung durch, so wird eine Abrechnung stattfinden, an welche die ägyptischen Geldbeutel und Rücken noch lange Jahre zu denken haben werden. In Konstantinopel ist es von jeher übel empfunden worden, daß Saïd Pascha und Ismael Pascha es sich mit allen Kräften und Mitteln angelegen sein ließen, das türkische Element bis zu der offiziellen Sprache in den Ministerien aus Aegypten zu verbannen und im engen Anschluß an französische Ideen den nationalen Sinn der Bewohner des Landes zu erwecken. Albanesen und Anatolier sind keine europäischen wohldisziplinirten Truppen, und aus alter Erfahrung wissen die Aegypter sehr wohl, daß ein einziger Arnaut ausreicht, um mit der Peitsche die Bewohner eines ganzen Dorfes wie Schafe vor sich her zu treiben. «Vae victis!» werden sie jammernd rufen und den ganzen Freiheitsspektakel sammt dessen Urhebern verwünschen.

Frankreich hat sich mit kluger Berechnung jeder kriegerischen Einmischung in die ägyptischen Wirren enthalten. Augenblicklich ruft es seine Schiffe zurück und sistirt jede weitere Truppenaushebung. Es will sein Prestige in Aegypten erhalten und offenbar nicht unnöthig den Haß der Aegypter auf sich laden. Die französischen Kriegsschiffe sind bei dem Beginn der Beschießung Alexandrias abgedampft und haben dadurch dem Khedive und der offiziellen Regierung einen deutlichen Wink ihrer sympathischen Gefühle gegeben. Im Osten des Deltagebietes unterhandelt Lesseps in aller Freundschaft und zum großen Mißbehagen Englands mit dem Rebellen Arabi für die Sicherheit des Kanals von Suez. Auch nach dieser Seite hin hat sich Frankreich in der Person Lesseps' den Rücken gedeckt, um im gegebenen Falle sein politisches Uebergewicht in der denkbar friedfertigsten Weise zu behaupten und zu wahren. Aegypten, das offizielle und das rebellische, sieht Frankreich als einen stillen, aber getreuen Bundesgenossen an, auf dessen Hülfe es in der höchsten Noth rechnet.

Die sogenannte nationale Bewegung der Aegypter wird durch die thatsächliche Intervention der Türkei in ihrem Keime erstickt werden. An einen langen Widerstand Arabi's und seiner Genossen ist nicht zu denken, vielleicht wird der ägyptische Führer des Aufstandes sogar Anstand nehmen, auf die Truppen des Sultans auch nur einen Schuß abfeuern zu lassen, denn die Folgen würden für ihn persönlich der allerschlimmsten Art sein. Eine vollständige Besetzung des Landes durch die undisziplinirteste Soldateska des türkischen Reiches ist unvermeidlich und damit verbunden die Reorganisation der Verwaltung Aegyptens nach türkischem Muster. Die Mudirs oder Gouverneure der einzelnen Provinzen des Landes werden türkische Beamte, die Offiziere der Armee echte Türken und die Polizeisoldaten jene berüchtigten Albanesen sein, welche den älteren Aegyptern unter dem Namen der Arnauten aus der Erinnerung sehr wohl bekannt sind. Die Reorganisation des Landes wird trotz aller westmächtlichen Einsprachen à la turka vor sich gehen und die Minister des Khedive von Stambul aus ihre Befehle und Anweisungen erhalten. Frankreich und England werden ihre besonderen Verhandlungen, insoweit sie die ägyptischen Fragen betreffen, mit der Hohen Pforte zu führen haben, vielleicht auch politisch es erreichen, daß der Suezkanal als eine neutrale Zone unter den Schutz der europäischen Großmächte gestellt wird. Den Besitzern ägyptischer Papiere eröffnet sich dagegen die trübe Aussicht, daß in Folge der Kriegskosten, der zu leistenden Entschädigungen, der türkischen Besatzung und der allgemeinen Kalamität der Werth derselben in entsprechenden Verhältnissen von Tag zu Tag sinken wird. So erklärlich der Aufstand der Aegypter für Denjenigen ist, welchem die Gelegenheit geboten ward, an den Ufern des Nils die letzten Phasen der sogenannten civilisatorischen Bestrebungen Europas zu verfolgen, so unbesonnen und so thöricht war das Unternehmen Arabi's, Aegypten für die Aegypter gewollt zu haben und bei unzureichenden Mitteln und ohne starke Bundesgenossen die nationale Selbstständigkeit mit Gewalt der Waffen zu erkämpfen. Die Freiheit eines Volkes ist unzertrennlich von seiner moralischen Befähigung, dieselbe zu verdienen. Diese Reife hat das ägyptische Volk noch nicht erreicht und wird sie nicht erreichen, so lange es den Islam und seine Vorschriften als die einzige Richtschnur seiner Anschauungen und Handlungen betrachtet. — In richtiger Erkenntniß der festen Grundlagen der civilisirten Staaten Europas pflegte der vorletzte Khedive Ismael häufig den Ausspruch zu thun, daß sich die Größe eines Volkes aus dem Familienleben und aus der Erziehung seiner Bürger im Hause allein entwickeln könne. Gekaufte Sklavinnen und rohe, unerzogene Weiber seien nicht im Stande, durch Lehre und Beispiel Mütter ihrer Kinder im edelsten Sinne des Wortes zu sein. Seine Absicht, durch Gründung von Mädchenschulen die ersten vorbereitenden Schritte zur Erziehung gebildeter Frauen unter den Aegypterinnen zu thun, wurde leider durch seine Abdankung vereitelt. Das zu diesem Zwecke im großartigsten Style aufgeführte Gebäude in Kairo ward nach dem Sturze Ismael's zu einem Ministerium der öffentlichen Bauten umgewandelt, in welchem Ali Pascha Mubarek, der ägyptische Patriot, sein Unwesen trieb. Heute dient es vielleicht als Kaserne.



Aus dem Badeleben in Norderney. Originalzeichnung von H. Lüders.



Von der Parsifal-Aufführung in Bayreuth. III. Akt, Schlußszene. Originalzeichnung von Ludwig Bechstein.

Um den Halbmond.

Roman

von

Gregor Samarow.

(Schluß.)

Sechsunddreißigstes Kapitel.

lagonow trat langsam, mit unsicheren Schritten näher zu dem jungen Mädchen heran, er streckte ihr die Hand entgegen und sagte mit einer Stimme, in deren dumpfem Klange sich heiße Leidenschaft, scheue Bitte und Vorwurf mischten:

„Marpha — mein Glück — mein Leben — meine Hoffnung!“ — Sie saß unbeweglich, sie schlug die Augen nicht auf, — ein Zug schmerzlich bitteren Hohnes war das einzige Zeichen des Lebens in ihrem Gesicht.

„Marpha,“ rief er schmerzlich mit lauter hervorklingendem Vorwurf, — „das ist Dein Gruß nach so langer Trennung, — Du hast kein Wort für mich, nachdem ein Wunder, ein ungeahntes, fast unmöglich scheinendes Wunder, mich wieder zu Dir geführt und alle Schranken niedergeworfen hat, die unüberwindlich zwischen uns standen? Marpha — höre meine Stimme, die doch einst zu Deinem Herzen drang, — schlage Dein Auge auf und laß mich in Deinem Blicke lesen, was Deine Lippen nicht aussprechen wollen und was dennoch in Dir lebendig sein muß.“

Er sank zu ihren Füßen auf seine Kniee nieder und faßte ihre Hand, um sie an seine Lippen zu drücken.

Heftig aber zog sie die Hand zurück und die Augen aufschlagend, sah sie ihn mit einem so eisig starren Blick an, daß er entsetzt zurückfuhr, als habe die Spitze eines kalten Eisens sein warmes Herz berührt.

„Zum zweiten Male,“ sagte sie schneidend, „soll ich verkauft werden? Zum zweiten Male soll über mein Schicksal entschieden werden durch fremden Willen! Und Du glaubst, daß ich, eine frei geborene, von Gott stammende Seele, mich so erniedrigender Sklaverei beugen soll? Zum ersten Male ward über meine Hand bestimmt, weil der Ehrgeiz meines Vaters mich zu glänzender Stellung vor der Welt erheben wollte, und Der, dem ich hingegeben werden sollte, mochte daran denken, den Reichthum meines Vaters durch mich zu erwerben, — es war ein kaltes, ödes Leben, dem ich entgegenging, — aber ich hätte mich meinem Schicksal beugen können, — man that ja nur, was in der Welt zu thun Sitte ist, — ich liebte Den nicht, an dessen Seite ich durch das Leben gehen sollte — er liebte mich nicht — aber dennoch konnte ich meine Pflicht gegen ihn erfüllen, dennoch konnte ich mit Ehren seinen Namen tragen, denn ich hatte keinen Grund, ihn zu verachten.“

„Marpha — Marpha,“ rief Blagonow, — „halt' ein, — sprich nicht weiter und höre mich!“

„Dießmal aber ist es anders,“ fuhr sie, ohne auf seinen verzweiflungsvoll beschwörenden Ruf zu achten, fort, — „dießmal wäre die Erniedrigung zu furchtbar — es wäre die Vernichtung! Dem gleichgültigen fremden Mann konnte ich meine Hand reichen, aber nicht Dir, der mit der freien Liebe meines Herzens, die ich ihm entgegentrug, ein frevelhaftes, nichtswürdiges Spiel trieb, der mich mißbrauchen wollte zu einem Spielzeug seiner flüchtigen Lust, zu einem Werkzeug seiner ehrgeizigen Pläne, einem solchen Manne kann ich nicht meine Hand reichen, — Dir nicht, den ich verachte!“

Er sprang wie von einer Feder emporgeschnellt auf und blieb mit gekreuzten Armen vor ihr stehen, sie mit düster flammenden Blicken betrachtend.

„Glaube nicht,“ sagte sie, ohne ihn anzusehen, „daß ich mich vor meinem Vater, daß ich mich vor dem Kaiser fürchte, — ich werde meinen Willen erklären, — und wenn Du es wagen solltest, denselben nicht stillschweigend anzunehmen, so werde ich auch die Gründe sagen, die meinen Willen bestimmen — und der Kaiser selbst wird mich schützen.“

„Nein, Marpha,“ sprach Blagonow bitter, aber mehr traurig als vorwurfsvoll, — „ich werde das nicht wagen, — ich werde Deinem Willen mich ruhig beugen, nicht weil ich mich fürchte — ich habe längst das Fürchten verlernt, wie ich nun auch das Hoffen verlernen werde; — ich werde mich Deinem Willen beugen, weil ich, so sehr Du mich auch verachten magst, dennoch nicht niedrig und elend genug bin, um nach Deinem Besitz zu ringen ohne Deine Liebe.“

„Bist Du nicht gekommen,“ sagte sie mit drohend blitzenden Augen, „meine Hand von meinem Vater Dir geben zu lassen? Konntest Du nach dem, was geschehen ist, nach dem, was Du mir gethan hast, an meine Liebe noch denken?“

„Ja, Marpha,“ rief er, indem seine düsteren Züge sich hell verklärten, — „ja, das konnte ich — das that ich, und Du sollst, Du mußt mich anhören; Liebe verlange ich nicht von Dir, — aber Du sollst mich nicht verachten, denn nur Der ist verächtlich, der für seine Verirrung, für seine Schuld die Sühne nicht auf sich nehmen will. Ja, Marpha,“ fuhr er fort, während sie finster, aber durch die Kraft und das Feuer seiner Worte unwillkürlich zur Aufmerksamkeit gezwungen zu ihm aufsah, — „ja, ich habe schwere Schuld auf mich geladen, aber wenn ich es that, so geschah es dennoch aus Liebe zu Dir, aus übergroßer Liebe, die mein ganzes Wesen verwirrte und betäubte. Marpha, Du weißt es, — oder nein, nein, Du weißt es nicht, Du kannst es nicht wissen, wie ich Dich lange schon liebte mit verzehrender Glut, ehe meine Augen, ehe meine Lippen mein Geheimniß verriethen, — wie ich oft fliehen, Dein Haus nicht mehr betreten wollte, um von dem süßen Gift frei zu werden, das tiefer und tiefer alle Fasern meines Lebens durchdrang, und wie ich doch niemals dazu die Kraft fand, wie ich halb träumend dennoch zu Dir eilte, wenn die gefürchtete und ersehnte Stunde kam.“

Sie seufzte tief auf, — die Starrheit ihres Gesichts löste sich in weiche Wehmuth auf und wie in süße Erinnerung verloren sah sie vor sich hin.

„Da, Marpha,“ fuhr er fort, „kam die berauschende Stunde, welche mir den Blick in Dein Herz öffnete und mir das entzückende Geheimniß Deiner Liebe erschloß, — ich war immer einsam gewesen in meinem Leben, groß geworden im harten Kampf um das Dasein, — alle Keime des Glücks in meiner Seele trieben zu blühendem Leben, meine Seele jubelte wie neugeboren, — o, es war schön — sehr schön — zu schön, als daß es dauern konnte.“

„Ja — es war schön,“ hauchte sie leise vor sich hin, ohne zu ihm aufzublicken.

„Ich sah,“ fuhr er schmerzlich bewegt fort, „in jenem Augenblick, der mir so süßes Glück brachte, zugleich aber auch klarer als jemals vorher die tiefe Kluft, die mich von Dir trennte, deren finstere Abgründe das kaum geborene Glück auf immer verschlingen sollten. Du warst einem Andern, den ich damals nicht kannte und Deiner für unwerth hielt, verbunden, und ich — erinnerst Du Dich noch eines Tages, Marpha, als Dein Vater mir eine Goldbörse gab, weil ich ihn durch mein Lied unterhalten hatte?“

Sie neigte das Haupt — voll Theilnahme ruhte ihr Blick auf seinem Gesicht, das bei jener Erinnerung sich fast erschreckend entstellte.

„Nun,“ sagte er mit dumpfer Stimme, „damals erfaßte mich wilde Verzweiflung, trotzige Auflehnung gegen das Schicksal, das mich so, der heiligsten Rechte des Menschen beraubt, in die Welt geschleudert und dennoch den Durst nach Glück in mir so heiß entzündet hat, als ich Dich, an der mein ganzes Wesen hing, einem Andern bestimmt sah, der nichts gethan hatte, um Dich zu erringen, nichts, um Deiner werth zu sein; und als Dein Vater mich mit seiner gutmüthigen Freundlichkeit, die tiefer verletzte und schwerer beleidigte als eine absichtliche Kränkung, mir den Sklavenlohn für die Zerstreuung einer Stunde in die Hand drückte, da füllte sich meine ganze Seele so mit Haß und Grimm, daß jedes Gefühl, ja, daß die Liebe selbst sich in das Gewand des Hasses kleidete. Auch Dich glaubte ich zu hassen in jener Stunde, Marpha, und ich wollte mich rächen an der ganzen Welt, die mich so tief erniedrigt hatte, und auch an Dir, denn Du gehörtest ja jener Welt an und um Deinetwillen mußte ich ja alle jene Qualen leiden, die mich bis in's Innerste hinein zerrütteten. Und doch, Marpha,“ sagte er, die Blicke voll glühender Leidenschaft auf sie geheftet, — „doch war es nur meine große, meine überschwengliche, Alles überwältigende Liebe zu Dir, welche in diesem Haß, in diesem Rachedurst lebte. Oft schon hatte mich ja der hochfahrende Uebermuth der großen Welt getroffen und ich hatte mich gewöhnt, darüber lächeln zu können, — nun aber dieser Uebermuth meine Liebe, den Mittelpunkt meiner Existenz, das Heiligthum meines Daseins getroffen, nun schäumte mein ganzes Wesen in wildem Grimm auf und auch Dein Bild wurde von den sprühenden Wogen überflutet. Vielleicht wäre ich ruhiger gewesen, wenn ich Dich weniger geliebt hätte oder wenn Du weniger werth gewesen wärest, geliebt zu werden.“ Er seufzte tief auf.

Marpha's Augen füllten sich mit Thränen, wie unwillkürlich hob sich ihre Hand und streckte sich ihm entgegen.

Er aber bemerkte es nicht und fuhr mit finster zur Erde gesenkten Blicken fort:

„Da drang die Lockung, welche gerade zu jener Zeit an mich herantrat und in meinem wild erregten Gefühl lebhaften Wiederhall fand, tief in meine Seele; mein Haß, mein Rachedurst und meine Liebe verschmolzen sich zu einem einzigen Gefühl, das mich mit Fieberglut durchdrang — aber auch dieß Gefühl gehörte Dir, Marpha. Du solltest mein Schwert sein in dem Vernichtungskampfe gegen die Gesellschaft, die mich so unversöhnlich gekränkt hatte, durch Dich wollte ich meine Feinde in's Herz treffen in tödtlichem Stoß, — es mochte Wahnsinn sein, aber bei Gott! es war in diesem Wahnsinn mehr Liebe, als wenn ich mich feige und demüthig dem Schicksal gebeugt hätte, das Dich mir entriß, oder wenn ich an eine heimliche Flucht gedacht hätte, um mich wie ein Verbrecher zu verbergen und Deine Liebe vielleicht im Elend der Noth und Entbehrung ersterben zu sehen.“

„Niemals — niemals!“ rief Marpha, deren Blicke sich immer wärmer erleuchtet hatten.

Blagonow schüttelte den Kopf.

„Die Noth ist eine Schlange,“ sagte er, „welche langsam den Willen und den Muth in ihren kalten Windungen erstickt; die Flucht schien mir schimpflich, niedrig, meine Seele dürstete nach Kampf, und wenn ich dabei vergaß, an die edle, reine Würde des Weibes zu denken, so war das vielleicht natürlich, vielleicht entschuldbar, denn ich hatte den Glauben an alles Edle, an alles Reine, ich hatte den Glauben an Gott verloren, Du wendetest Dich von mir ab, Du schleudertest von der Höhe Deines Stolzes, Deines berechtigten, edlen Stolzes herab das Urtheil der Verdammung auf mein Haupt, das ich trotzig erhoben hatte zum Ansturm gegen die Mächte der Welt, wie es einst die Titanen thaten gegen die olympischen Götter. Ich nahm das Urtheil an, Marpha, ich erkannte meine Schuld, obgleich es mehr eine Schuld war gegen Gott und seine Ordnung, als gegen Dich und meine Liebe, ich entsagte dem Glück, der Hoffnung, der Liebe, dem Leben, — aber ich wollte auch da noch Deiner und meiner selbst würdig bleiben, ich wollte des Daseins Last nicht feige von mir werfen, nicht aus dem athmenden Dasein fliehen wie ein ertappter Dieb, ich hielt dennoch mein Leben noch hoch und werth genug, um es wenigstens in die Wagschale einer großen und heiligen Sache zu werfen. Ich ging fort von hier und trat in die serbische Armee, wo man Freiwillige anwarb, um mein Blut für die Befreiung eines edlen, unterdrückten Volkes zu vergießen und den Frevel zu sühnen, den ich an meiner Liebe begangen — weil ich zu sehr geliebt hatte. Ich suchte den Tod, den edlen und ehrenvollen Tod von den feindlichen Waffen, — ich sah, wie neben mir so Viele, denen das Leben Glück und Freude bot, in heldenmüthiger Aufopferung niedersanken, — und ich fand den Glauben an Gott wieder, weil ich im Getümmel der Schlacht, unter den Leichen sterbender Helden erkennen lernte, daß es außer jener verrotteten, elenden Welt, die mir meine Liebe und meine Hoffnung zertreten, doch noch eine andere Welt gebe, eine Welt voll Muth und Glauben, voll Ehre und Treue. Man rühmte meine Tapferkeit, man bewunderte meinen Muth, der doch nichts weiter war als Verachtung des Lebens und Sehnsucht nach dem Tode, der alle meine Qualen beenden sollte; ich stieg vom einfachen Freiwilligen zum Offizier, der General Tschernajew übertrug mir mehrfach gefährliche Unternehmungen und nahm mich in seinen Stab, endlich sendete er mich, als seine Armee und das arme Serbien sich in äußerster Bedrängniß befanden, an den Fürsten von Montenegro. Dort fand ich Wladimir und der Himmel vergönnte mir, ihm das Leben zu retten.“

Marpha sprang auf.

„Ihm das Leben zu retten,“ rief sie, — „Du?“

„Ja,“ sagte Blagonow, „und ich habe es mit Freuden gethan, ich hätte es gethan, auch wenn ich mit ihm allein gewesen wäre, wenn Niemand als Gott uns gesehen hätte; ich wollte ja sühnen, ich wollte Alles gutmachen, was ich in bösen und trotzigen Gedanken verschuldet, ich wollte mich Gott beugen, dessen Walten ich erkannt, an den ich glauben gelernt hatte. Und,“ fuhr er fort, indem Marpha näher zu ihm herantrat und mit leuchtenden Blicken an seinem Gesicht hing, „wie Gott immer seinen Schutz und Segen Denjenigen gibt, die sich willig und demüthig seiner Führung unterwerfen, so war er auch mir gnädig. Der Fürst von Montenegro sendete mich mit Wladimir nach Livadia zum Kaiser. Ich hatte Wladimir Alles bekannt, was mein Herz bewegt hatte, er war mein Freund geworden, er sprach für mich und der Kaiser hat Alles so gefügt, wie Du es durch Deinen Vater erfahren. So stehe ich vor Dir, Marpha. Ich habe schwere Schuld auf mich geladen an Dir und auch an dem großmüthigen Herrscher, der mein Glück begründen wollte; ich habe mein Leben zur Sühne geboten, Gott hat es nicht angenommen, Gott hat mir verzeihen wollen und mich zu namenlosem, ungehofftem Glück geführt, und da Gott mir verziehen hatte, so habe ich geglaubt, daß auch Du mir verzeihen könntest — mir verzeihen würdest, sonst wäre ich nicht hier erschienen. Du hast mir nicht verziehen,“ sagte er finster und schmerzlich, aber mit ruhiger Ergebung, — „vielleicht hast Du Recht, und mir steht es nicht an, Dir einen Vorwurf zu machen. So leb' denn wohl, — ich werde verschwinden aus Deinem Lebenskreise, Dein Auge soll mich nie mehr sehen; in treuer Arbeit will ich mein Leben irgend einer guten Sache weihen, deren es ja dennoch so viele auf Erden gibt. Wenn Du es kannst, so vergiß mich, aber ich glaube fordern zu dürfen,“ fügte er bitter hinzu, „daß Du mich nicht verachtest.“

Marpha stand zitternd vor ihm — ihre Wangen glühten — ihre Blicke waren zu Boden gesenkt; er streckte die Hand aus und sagte leise mit zitternder Stimme:

„Lebe wohl und laß uns in Frieden scheiden.“

Da zuckte es durch ihre ganze Gestalt, sie faßte mit beiden Händen die seine, zog ihn fast ungestüm zu sich heran und als sie dann die Augen zu ihm aufschlug, schimmerte aus ihren feuchten Blicken nur Liebe und Glück.

„Marpha!“ rief er außer sich, — „Marpha, Du kannst mir verzeihen — Du kannst mich noch lieben?“

„Hat Dir Gott nicht verziehen,“ flüsterte sie leise, — „und habe ich denn jemals aufgehört, Dich zu lieben?“

Es war nur ein kurzer Aufschrei, der von seinen Lippen tönte, ein lauter Athemzug, der aus seiner schwellenden Brust hervordrang; aber aus diesem einen Laut klang mehr jubelnder Dank, mehr wonniges Entzücken, als es viele Worte hätten ausdrücken können, — er breitete die Arme aus, sie sank an seine Brust, aus ihren Augen strahlte ein ganzer Himmel voll Liebe ihm entgegen.

Die Thür wurde aufgerissen, Fürst Nikascha trat herein.

„Nun, seid ihr fertig?“ rief er, „ich kann mich all' der Neugier da drinnen nicht mehr erwehren; kommt, daß ich ein Ende mache, — wo ist Wladimir?“

Marpha eilte zu ihrem Vater hin und umarmte ihn so zärtlich, so innig, so glückstrahlend, daß der Fürst ganz verwundert den Kopf schüttelte und mit einem Seitenblick auf Blagonow sagte:

„Nun, wenn Du zufrieden bist, Marpha Nikolajewna, so soll es mir auch recht sein, — es ist mir ja ohnehin recht," fügte er schnell hinzu, „wie Alles, was Seine Majestät der Kaiser zu befehlen die Gnade hat. Aber," murrte er dann halb vor sich hin, „es war doch ein wenig stark, der Tausch zwischen einem Offizier der Chevaliergarde und einem Musikmeister —"

„Einem tapfern Offizier des Ismailow'schen Regiments," rief Marpha, indem sie schnell die Hand auf den Mund ihres Vaters legte, „der von Seiner Majestät dem Kaiser so gnädig ausgezeichnet ist."

„Ganz recht, ganz recht," sagte der Fürst schnell, — „Deine Hand, Feodor Michaelowisch, komm' her, wir werden ja auch gute Freunde sein, und Seine Majestät der Kaiser hat Recht — ganz Recht."

Er reichte Blagonow, von dessen Stirn die bei den ersten Worten des Fürsten aufgestiegene Wolke verschwunden war, die Hand und fügte dann mit gutmüthiger Herzlichkeit hinzu:

„Eines aber mußt Du mir versprechen, ganz darfst Du den Musikmeister nicht aufgeben, alle Tage müßt ihr mir das schöne alte Lied von dem Dreigespann und dem Postillon vorsingen, das erinnert mich an alte Zeiten, da ich noch arm war und draußen wohnte unter meinen Bauern — mit Deiner Mutter, Marpha, mit Deiner lieben, guten Mutter."

Seine Stimme erstarb, eine Thräne rann über seine Wangen; er wendete das Gesicht ab, während Marpha sich herabbeugte, seine Hand zu küssen.

Die halbe Stunde war vergangen; auch Wladimir erschien mit seiner Mutter. Wladimir strahlte in glücklicher Freude, auch die Gräfin sah heiter und zufrieden aus, lächelnd sagte sie:

„Der Mensch denkt, Fürst Nikolai Feodorowitsch, und Gott lenkt! Nehmen wir seine Fügung, welche die Herzen unserer Kinder glücklich macht, ergeben und dankbar an —"

„Und bleiben wir Alle eine Familie; ja, ja," rief der Fürst, die Hand der alten Dame schüttelnd, — „ja, ja, eine Familie, denn ganz gebe ich Den da nicht los, ein wenig soll er doch mein Sohn bleiben."

Er zog Wladimir in seine Arme und küßte ihn auf beide Wangen.

„Von ganzem Herzen, Väterchen Nikascha!" rief Wladimir.

Dann aber wendete er sich zu Marpha und sagte scherzend zwar, aber doch mit herzlich innigem Tone:

„Und wir, wie ist es mit uns? Meine schöne Cousine war wohl recht böse auf mich und hat gewiß wenig freundlich meiner gedacht, aber jetzt wird sie mir doch ein klein wenig dankbar sein müssen, denn ich bin doch immerhin das Werkzeug gewesen, daß das Alles so gekommen ist."

Marpha reichte ihm die Hand, sah mit freundlichem Blick zu ihm auf und bot ihm dann, wie es unter Verwandten und Freunden in Rußland Sitte ist, ihre Wange dar, die er herzlich küßte.

„Nun aber vorwärts," rief der Fürst, — „vorwärts, damit wir unser Geheimniß los werden!"

Er reichte der Gräfin den Arm, Wladimir stellte sich neben seine Mutter, Blagonow folgte mit Marpha, und so traten Alle in die großen Empfangssäle ein, wo die versammelte Gesellschaft ihnen neugierig entgegendrängte.

Alle Welt war nicht wenig erstaunt, die Tochter des Hauses am Arm eines unbekannten Offiziers zu erblicken, und Wladimir, den man für ihren Verlobten hielt, heiter und glückstrahlend seitwärts zu sehen, wie er bald dem einen, bald dem andern seiner Bekannten freundlich zunickte.

Fürst Nikascha trat neben die beiden jungen Leute und verkündete mit lauter Stimme die Verlobung seiner Tochter mit dem Lieutenant Feodor Michaelowitsch Blagonow, wobei er nicht unterließ, mit feierlicher Miene hinzuzufügen, daß Seine Majestät der Kaiser dieser Verbindung seine ausdrückliche gnädige Billigung ertheilt habe.

Nun erkannte man auch in dem durch die Uniform so völlig veränderten jungen Mann den früheren Musiklehrer so vieler vornehmen Häuser, und die Verwunderung wurde noch größer dadurch, daß man Wladimir trotz des Verlustes der reichen Partie so heiter und herzlich mit den Verlobten verkehren sah. Man drängte sich heran, man überschüttete das junge Brautpaar mit Glückwünschen, und dießmal war Marpha nicht starr, kalt und theilnahmlos, wie an jenem Abend, als sie an Wladimir's Seite vor der Gesellschaft erschien; innig schmiegte sie sich an die Seite Blagonow's und in holder Verwirrung lieblich erröthend und glücklich lächelnd nahm sie die dargebrachten Glückwünsche entgegen.

Bald verbreitete sich, dank Wladimir's Geschäftigkeit, die Kunde von den äußerlichen Ereignissen, welche zu diesem überraschenden Vorgange geführt hatten, und die unmittelbare Einmischung des Kaisers, welche man erfuhr, trug noch mehr dazu bei, daß die Glückwünsche, welche man dem Fürsten und dem jungen Paare darbrachte, immer lauter und herzlicher wurden und daß die ganze Gesellschaft, welche früher auf den armen Musiklehrer so hochmüthig herabgesehen hatte, jetzt dem Lieutenant Feodor Michaelowitsch, dem Schützling des Zaren und dem tapfern Kämpfer für die Befreiung der Slavenvölker, das freundlichste Entgegenkommen bewies.

Man setzte sich zu Tisch, und als dießmal der Fürst Nikascha die jubelnd aufgenommene Gesundheit auf das Brautpaar ausbrachte, wendete sich Marpha nicht ab, als Blagonow seinen Arm um ihre Schultern legte, sie bot ihm in holder Hingebung ihre Lippen und beugte sich dann auf die Hand der Gräfin hinab, welche mit mütterlicher Zärtlichkeit ihre Stirn küßte. —

Berauscht von seligem Glück kehrte Blagonow spät in seine Wohnung zurück, die er so lange nicht betreten hatte und welche ihn an so viele Tage des Kampfes und der Qual erinnerte. Süß und lieblich senkte sich der Schlaf auf sein Lager. Die Bilder reizender Träume begannen ihn zu umgaukeln, — da plötzlich schien es ihm, als ob mitten aus den reichen Blütenkränzen, welche der freundliche Traum ihm zeigte, sich eine drohende Schlange emporbäume, mit ihrem kalten Leibe seine Hand berühre und in eisernen Ringeln seinen Arm umspanne. Entsetzt fuhr er auf, — sein Schlafzimmer war von einem matten Licht erleuchtet, das aus einer kleinen, auf dem Tische stehenden Blendlaterne hervordrang; vor ihm stand, einen dunklen Pelzmantel um die Schultern geworfen, seine Mütze tief in die Stirn gedrückt, Boris Jossifowitsch; er hielt sein Handgelenk umspannt und sah den in jähem Schreck aus dem Schlafe Emporfahrenden mit finsteren, durchdringenden Blicken an.

„Du hier, Boris Jossifowitsch?" rief Blagonow schaudernd, indem er vergeblich versuchte, sich von der Hand seines nächtlichen Besuches loszumachen, — „Du hier um diese Stunde?"

„Du weißt," erwiederte Boris Jossifowitsch mit dumpfer, drohender Stimme, „daß die Boten des Bundes überall sind, wohin ihre Pflicht sie ruft, und Du weißt auch, daß sie in der Verborgenheit der dunklen Nachtstunden einherschreiten müssen, um an dem Werke der Zerstörung zu arbeiten, das dem Aufbau einer neuen Gesellschaft vorhergehen soll, — Du mußtest mich erwarten, da Dir wohl bewußt ist, daß ich Rechenschaft von Dir zu fordern habe."

Zitternd schlug Blagonow die Augen nieder, es schien ihm, als ob über all' das blühende Glück, das ihm vor Kurzem noch in lieblichen Bildern entgegengelächelt hatte, sich ein winterliches Leichentuch erstarrend ausbreite.

„Ich habe Dir," sagte Boris Jossifowitsch, „einen Auftrag im Namen des Bundes gegeben, Du hast diesen Auftrag nicht erfüllt."

„Es war unmöglich," rief Blagonow, — „ich habe versucht zu thun, was Du verlangtest, aber Marpha —"

„Ich weiß das," erwiederte Boris Jossifowitsch, ihn unterbrechend, „wie der Bund Alles weiß. Vielleicht hast Du es nicht verstanden, eine menschliche Seele richtig zu beurtheilen und zu leiten, — doch der Bund verlangt nur den guten Willen und macht Niemand für das Mißlingen verantwortlich. Wenn es also unmöglich war, was Dir aufgetragen wurde, oder wenn Du nicht stark, nicht geschickt genug warst, es zu vollbringen, so war es Deine Pflicht, dem Bunde Rechenschaft abzulegen. Du aber bist geflohen, Du hast Dich verborgen, — Du glaubtest, daß es möglich sei, sich den allgegenwärtigen und Alles durchdringenden Blicken des Bundes zu verbergen."

„Ich wollte sterben," antwortete Blagonow, „wenn Du Alles weißt, so mußt Du auch wissen, daß ich die Wahrheit sage."

„Ich weiß es," erwiederte Boris Jossifowitsch; „Du aber mußtest wissen, daß Du nicht sterben durftest, denn Dein Leben gehörte dem Bunde. Wenn der Auftrag, der Dir ertheilt wurde, zu schwer war, so mußtest Du abwarten, was weiter über Dich verfügt würde; doch," fuhr er, schnell eine Erwiederung Blagonow's abschneidend, fort, „Du bist nicht gestorben, Du hast das Glück, das Dir entgegentrat, ergriffen, obgleich Du Dir nicht gehörtest und allem eigenen Glück entsagt hattest, als Du Dich dem Bunde geweiht. Du bist eingetreten in jene Welt, an deren Vernichtung wir arbeiten und deren Vernichtung auch Du all' Deine Kraft zu weihen geschworen hast; damit hast Du Deinen Eid gebrochen, damit bist Du ein Feind des Bundes geworden, ein schlimmerer Feind als Diejenigen, welche in gedankenlosem Taumel die Rechte der Menschheit mit Füßen treten, ein Feind, der die giftige Waffe des Verraths in seinen Händen hält."

„Das ist eine Lüge, eine nichtswürdige Lüge!" rief Blagonow, indem er sich mit gewaltiger Anstrengung losriß und drohend die Hand erhob.

Ruhig sprach Boris Jossifowitsch weiter:

„Du weißt auch, welche Strafe der Bund auf Ungehorsam und Untreue setzt. Du siehst," fuhr er, einen langen, zweischneidigen Dolch aus seinem Rock hervorziehend, fort, „daß es mir leicht gewesen wäre, diese Strafe zu vollstrecken und im Schlafe Dein Herz zu durchbohren, — aber der Bund ist gerecht und richtet nicht ohne Gehör, und ich," sagte er, indem seine Stimme einen weicheren, milderen Klang annahm, „ich war Dein Freund von Jugend auf; rechtfertige Dich, wenn Du kannst, antworte auf die Anklage, die ich im Namen des Bundes gegen Dich erhebe."

Einen Augenblick schweiften Blagonow's Blicke im Zimmer umher, er schien eine Waffe zu suchen, er schien zu überlegen, ob er diesem Manne gegenüber, der so furchtbar drohend vor ihm stand, denn wehrlos sei, — aber Boris Jossifowitsch hielt ihm mit leicht erhobener Hand die scharfe Spitze seines Dolches entgegen, seine strengen Züge zeigten den festen Entschluß, die Waffe bei der geringsten Bewegung zum Widerstand in Blagonow's Brust zu stoßen.

„Gut denn," sagte Blagonow, indem auch aus seinen Blicken willensstarker Entschluß aufblitzte, — „gut denn, ich will Dir antworten, ich will mich rechtfertigen, nicht weil Du drohend mit erhobener Waffe vor mir stehst, — gegen den Mord, der dem Wehrlosen droht, ist keines Menschen Leben geschützt, — ich will Dir antworten. Ich habe die Menschen, die ich haßte, weil sie hier in dem engen Kreise, den ich kannte, hochmüthig auf mich herabsahen, ich habe sie achten und lieben gelernt, seit mir ein stolzes, edles und reines Weib ihre Liebe schenkte, seit ich sie auf den Schlachtfeldern ihr Leben in offenem, freiem Kampfe einsetzen sah für hohe und heilige Güter; ich habe mich abgewendet von dem Werk der Zerstörung, weil ich die Ueberzeugung gewonnen habe, daß es so Vieles in der menschlichen Gesellschaft gibt, das des Erhaltens werth ist, — ich habe gelernt, an Gott zu glauben, und zu vertrauen, daß er die kranke Menschheit zu Heil und Gesundheit führen wird auf seinen Wegen, und daß es die Pflicht des Einzelnen ist, in seinen Kreisen die Absichten der weisen und liebevollen Vorsehung zu erkennen und ihrer Führung thätig zu folgen."

„Es ist sehr natürlich," sagte Boris Jossifowitsch, mehr traurig als spöttisch, „daß der Schwiegersohn und Erbe des Fürsten Kudiakow-Newolenski und der Günstling des Zaren die Gesellschaft der Erhaltung werth findet, welche ihm einen so bequemen und ehrenvollen Platz in ihren Reihen geöffnet hat."

„Nein, Boris Jossifowitsch," erwiederte Blagonow sanft und ruhig, indem er die Hand auf sein Herz legte — „nein, Du täuschest Dich, ich habe diese Ueberzeugung nicht gewonnen, weil das Glück in so wunderbarer Weise mich erhöht hat, weil es mir Ehre und Reichthum gegeben und mein Leben mit den Blüten der Liebe bekränzt — nein, Boris Jossifowitsch, meine Ueberzeugung stand fest, ehe ich den Kaiser gesehen und ehe er in so unerwarteter Weise in mein Schicksal eingegriffen hat. Ich wäre mit dieser Ueberzeugung gestorben, wenn eine feindliche Kugel mich erreicht hätte, und ich hätte mich im fernen Auslande in das tiefste Dunkel verborgen, wenn die letzten Tage mich nicht so wunderbar erhoben hätten — gestern noch wollte ich hinausziehen in unbekannte Ferne, wenn Marpha Nikolajewna mir nicht verziehen hätte, daß ich ihre Liebe mißbrauchen wollte zu entwürdigendem Spiele. Aber wie mein Schicksal auch immer gefallen wäre, niemals hätte ich mich wieder dem Zerstörungswerke des Bundes angeschlossen; ich hätte meine Kraft aufgewendet, um eben in treuer, unermüdlicher Arbeit das Gute in der menschlichen Gesellschaft zu erhalten, das Schlechte zu bessern, soweit mein Arm reicht. Dieser Ueberzeugung würde auch ferner unter allen Verhältnissen die begeisterte Thätigkeit meines Lebens gehören, und je größer der Kreis ist, den das Glück meinem Einfluß öffnet, um so mehr werde ich unermüdlich darnach streben, soweit meine Hand reicht, jeder Arbeit ihren Lohn, jedem Menschen seinen vollen Antheil am Glück des Lebens zu gewähren und zu schaffen; aber durch die Zerstörung kann ich ein so hohes und edles Ziel nicht erreichen, nur die Verzweiflung, nur der erbitterte Haß kann dahin kommen, einen kranken Organismus zu vernichten, ohne die göttliche Schöpfungskraft zu besitzen; nein, wenn Jeder dem kranken Körper der menschlichen Gesellschaft nach seinen Kräften reines und gesundes Blut zuführte, so würde bald die Heilung vollendet sein. Was der Bund erstrebt, was er aufrichten will nach der Vernichtung des jetzt Bestehenden, das will auch ich mit meiner ganzen Kraft erstreben; aber ich vermag nicht um einzelner kranker Glieder willen die ganze Gesellschaft in Blut und Flammen untergehen zu lassen. Was ich Dir gesagt habe, ist meine Rechtfertigung, meine Entschuldigung — vielleicht meine Verurtheilung. Du hast mich wehrlos gemacht, ehe ich es versuchen konnte, mit Dir zu ringen, würde Dein Stahl mein Herz durchbohrt haben, und auch wenn es mir gelingen sollte, mich Deiner zu erwehren, wird es immer den Giften und den Dolchen der Boten des Bundes leicht sein, mich zu erreichen. Thue, was Du willst und was Du kannst, — doch höre noch Eins, glaube nicht, daß ich ohne Gegenwehr mein Leben preisgebe, das der Himmel tüchtig gemacht hat, vielen Menschen Glück und Segen zu bringen."

Er trat, die Arme zur Abwehr vorgestreckt, Boris Jossifowitsch entgegen. Dieser war in tiefes Sinnen versunken, — seine Blicke ruhten träumerisch fragend voll inniger, liebevoller Theilnahme auf Blagonow's Gesicht, — langsam ließ er die Hand mit dem gezückten Dolch herabsinken.

„Ich glaube Dir, Feodor Michaelowitsch," sagte er, „Du kannst kein Verräther sein, Du wirst es niemals werden, und der Verrath allein ist ja das unsühnbare Verbrechen, das nur durch den Tod gerächt werden kann. So lebe denn — lebe — sei glücklich und arbeite an dem Glück Vieler, die Deinen Namen segnen werden. Ich vermag es nicht, die Waffe gegen Dich zu erheben, ich werde den Leitern des Bundes wiederholen, was Du mir gesagt hast, und," fügte er mit stolzer Zuversicht hinzu, „ich bin gewiß, daß sie billigen werden, was ich gethan."

Er steckte den Dolch in die Scheide und versenkte ihn wieder in die Brusttasche seines Rockes.

„Aber," sagte er dann ernst und feierlich, „im Namen des Bundes verkünde ich Dir und muß ich Dir verkünden, Feodor Michaelowitsch, daß er Dich unsichtbar überall umgibt, daß seine Hand über Dir schwebt und Dich zerschmettern wird, wenn jemals ein Wort des Verraths über Deine Lippen kommt."



Der Suezkanal.

„Du mußt mir das sagen, Boris Jossifowitsch, aber Du wirst begreifen, daß ich Dir darauf nicht antworte. Höre aber noch mehr: ich gebe dem Bunde das Recht, über mein Leben zu verfügen und seine rächende Hand gegen mich zu erheben, wenn ich jemals meinem Gelübde untreu werde, das ich hier in Deine Hand ablege, dem Gelübde, alle meine Kraft, Alles, was ich je sein und haben werde, einzusetzen, um, soweit mein Arm reicht, jedem Menschenherzen Glück, jeder Arbeit ihren Lohn zu geben und jede Ungerechtigkeit der Gesellschaft gegen die Armen, Schwachen und Hülflosen wieder gut zu machen."

Er streckte seine Hand aus, Boris Jossifowitsch ergriff dieselbe mit kräftigem Druck und zog dann Blagonow in seine Arme.

„Lebe wohl, Feodor Michaelowitsch," sagte er mit tiefinnigem Gefühl, — „wir werden uns nicht mehr sehen, der gute Geist der Menschheit segne Dich in Deinem Leben und gebe, daß Du Recht haben mögest mit Deinem Glauben und Deinem Vertrauen. Und wenn Du meiner gedenkst, so gedenke des Freundes Deiner Jugend, nicht des rächenden Boten des Bundes."

Einen Augenblick standen Beide in inniger Umarmung umschlungen.

Schnell riß sich dann Boris Jossifowitsch los, verschloß seine Blendlaterne und war, fast ohne daß das Geräusch der geöffneten Thür hörbar wurde, aus dem Zimmer verschwunden.

Blagonow zündete Licht an und streckte sich wieder auf sein Lager nieder; seine Hände falteten sich und seine leise bewegten Lippen hauchten ein Dankgebet zu Gott empor, der so viele Wunder that, um ihn zu retten und herrlichem, ungeahntem Glück entgegen zu führen. — —

Wenige Wochen nur waren vergangen, als im Palais des Fürsten Nikascha eine glänzende Doppelhochzeit gefeiert wurde, welcher die ganze vornehme Gesellschaft von Petersburg beiwohnte und bei welcher der Fürst die ganze Pracht entfaltete, zu welcher sein Reichthum ihm die Mittel bot. Der Kaiser hatte mitten im drängenden Treiben der täglich sich mehr verwirrenden Politik sein Wort nicht vergessen. Er hatte dem Fürsten von Montenegro geschrieben und denselben gebeten, in seinem Namen bei dem alten Marco Petrovic für Wladimir um Marica zu werben, und bald darauf erschien der alte Türkenbekämpfer der schwarzen Berge mit seiner lieblichen Tochter als Gast im Hause des Fürsten Nikascha. Marica's liebliches Kindergesicht war durch den schweren tragischen Ernst, der ihr Leben berührt hatte, zu höherer, wunderbar ergreifender Schönheit entwickelt; die Unkenntniß der Gesellschaftsformen, welche ihre natürliche Anmuth ersetzte, und die leichte Unbehülflichkeit ihres Ausdrucks in der russischen Sprache machten ihre ganze Erscheinung noch anziehender und bezaubernder, indem sie das schöne Mädchen in Verbindung mit der malerischen Tracht der schwarzen Berge mit dem eigenthümlichen Reiz fremdartig poetischen, fast märchenhaften Duftes umgaben.

Der Kaiser empfing den alten Marco Petrovic und seine Tochter mit Auszeichnung, und so wurden denn Beide der Gegenstand aller möglichen Aufmerksamkeiten von Seiten der vornehmen Gesellschaft, es gehörte zum guten Ton, sie bei sich zu sehen, alle Herren beneideten Wladimir um seine holde Eroberung aus den fernen Bergen, und selbst der mißgünstige Neid der durch die schöne Marica verdunkelten Damenwelt wurde durch die fast demüthige Bescheidenheit des jungen Mädchens entwaffnet. — Die Gräfin Swiatowski blickte Marica, als Wladimir sie ihr zuerst zuführte, prüfend, mit fast strengen Blicken an; aber als das junge Mädchen erröthend in ehrfurchtsvoller Scheu und doch wieder so natürlich vertrauensvoll, Liebe bringend und um Liebe bittend, ihre Hand küßte und dann ängstlich erwartungsvoll zu ihr aufblickte, da schloß sie sie innig in ihre Arme, reichte Wladimir die Hand und sagte lächelnd:

„Ich sehe wohl, mein Sohn, daß Du nicht anders konntest — es war unmöglich, sie nicht zu lieben."

Eine jubelnde Gesellschaft erfüllte, als die kirchliche Ceremonie vorüber war, die Säle des Fürsten Nikascha. Der Kaiser hatte einen Flügeladjutanten gesendet, um den beiden

Die Zukunft des Telephons.

Originalzeichnungen von **Carl Stauber.**



O, du göttliches Telephon, was bist du eine praktische Erfindung! Da kann man in der Kneipe die Vorlesung hören und braucht das Trinken nicht zu versäumen.



Hier oben herrliches Alpenglühen! Fünftausend Fuß unten Konzert der Kurkapelle! Mensch, was verlangst du noch mehr?



„Nein, wenn die Anna das Telephon am Ohr hat, dann hört und sieht sie nichts mehr! He, Anna! Sollen wir denn verdursten?" — „Ach, der Apel im Theater drüben, der hat gerade ein Couplet gesungen, nein, sag' ich Ihne, so was ist noch nit dagewesen!"



Liebe Trautel, mit dem Urlaub auf die Kirchweih' is nix, der Hauptmann läßt mich sechs Tag einsperr'n!



Liebe Klara! Die Frau Oberin hat mir und Schwester Magdalene erlaubt, die Ferienzeit in eurem Kloster zubringen zu dürfen. Wie freue ich mich, liebes Herz, Dich wieder zu sehen.



Pascha: Zuleima, freue Dich, heut geben sie in Wien die neue Oper Tamerlan, die wollen wir anhören.

jungen Paaren, deren Glück er für sein Werk ansah, seine Glückwünsche zu bringen, und der Fürst durcheilte strahlend die Säle, das Kreuz des St. Annenordens, das er am Morgen erhalten, auf der goldgestickten Kammerherrenuniform, und selbst der alte Iwan Gregorjewitsch, welcher in seinem altrussischen Nationalkostüm an der Thüre des großen Banketsaales stand, sah heute weniger mürrisch als sonst aus und schien sich ein wenig mit dieser fremden Welt zu versöhnen, in welcher dem Hause so viel Glück erblühte und seinem Herrn von dem großen Zaren selbst so viel Ehre gegeben wurde.

Endlich waren die Schlitten vorgefahren, welche die Neuvermählten nach dem Bahnhof führen sollten; sie wollten die ersten Wochen in Wolotschina in ländlicher Einsamkeit verleben, — der Fürst trank noch einmal auf ihr Wohl und geleitete sie dann, leicht mit dem Taschentuch über die Augen fahrend, bis an das Hausthor, nachdem die Gräfin und der alte Marco Petrovic noch einmal segnend die Hände über ihre Kinder gebreitet hatten.

Auf dem Treppenabsatz standen die Hausbeamten des Fürsten, an ihrer Spitze Herr Sacharin. Marpha grüßte Alle, die sich tief vor ihr verneigten und ihr Segenswünsche zuriefen, freundlich, dann trat sie auf Sacharin zu und reichte ihm mit einigen herzlichen Abschiedsworten die Hand. Auch Blagonow schüttelte die Hand des ersten Dieners seines Schwiegervaters, der sich so viele Verdienste um die Führung der ausgedehnten Vermögensverhältnisse seines Herrn erworben hatte; dann führte er Marpha die letzten Stufen hinunter und stieg in den Schlitten, um Wladimir und Marica zu folgen, die schon vorausgefahren waren. Der Fürst rief dem davongleitenden Schlitten noch einen lauten Segenswunsch nach, dann stieg er, ernster als vorher und nochmals mit seinem Taschentuch über die Augen fahrend, wieder zur Gesellschaft hinauf.

Auch Sacharin war unter das Portal getreten; er blieb noch einen Augenblick auf der Schwelle stehen, eigenthümlich zeichnete sich seine schwarze Gestalt in dem hellen Lichtglanz ab, welcher aus den weit geöffneten Thürflügeln auf die schneebedeckte Straße hinausleuchtete. Mit einem finstern, aus seinen dunklen Augen hervorschießenden Blick sah er den im stäubenden Schnee verschwindenden Schlitten nach, und vielleicht würden die beiden Glücklichen, welche innig an einander geschmiegt in den weichen Kissen des Schlittens ruhten, schaudernd zusammengefahren sein, wenn sie diesen Blick hätten sehen können.

„Fahre hin," sagte Sacharin leise, — „Du hältst Dich für frei, weil Boris Jossifowitsch, von unerklärlichem, fast strafbarem Mitleid erfaßt, Dich der verwirkten Strafe entlastet. Fahre hin, so weit Du willst, der Faden, an dem ich Dich in meiner Hand halte, ist unzerreißbar und folgt Dir überall."

Langsam stieg er die Treppen wieder hinauf, nachdem er die Lakaien herangewinkt, um die Thürflügel zu schließen, — und während der Festesjubel durch das Haus schallte, schloß er sich in seine bescheidene Wohnung ein, um sich, wie immer, mit unermüdlichem Fleiß in die Bücher und Korrespondenzen der Verwaltung des Fürsten zu vertiefen.

Im Hafen von Triest.

Von

Alfred Birk.

(Nachdruck verboten.)



Ein kalter Sturm fegte durch die Straßen der Hafenstadt, als ich im Spätherbste des vergangenen Jahres auf der Rückreise aus Oberitalien in Triest verweilte und eines Morgens nach dem Palais der Südbahnverwaltung wanderte, um mir die Erlaubniß zur Besichtigung der großartigen Hafenbauten zu erbitten, welche unter Leitung der Direktion der österreichischen Südbahngesellschaft zur Ausführung gelangen. Auf dem Molo von St. Carlo wirbelte der heulende Wind mächtige Staub- und Sandmassen empor, vermengt mit Ueberresten des Marktes; Fischer und Gondoliers, Arbeiter und Eckensteher drückten sich in Mauernischen und Thore und stülpten ihre Rockkrägen auf, denn der Sturm war schneidig kalt und durchdringend. Wie ein wildes Heer jagten die Wolken über den Himmel, dichte Regenschauer niedersendend und nur dann und wann einen Sonnenstrahl durchschimmern lassend, der daran gemahnte, daß die Herrschaft des Herbstes unter diesem Himmelsstriche noch nicht zu Recht besteht.

Ein Sturm sieht sich recht behaglich an durch das Fenster der traulich warmen Stube — und wenn man bedenkt, daß mir der blaue Himmel, die grünen Fluren, die warmen Lüfte Italiens noch jung in Erinnerung waren, dann wird man wohl begreifen, daß ich erwog, ob's nicht vernünftiger sei, vor dem tosenden Elemente einen ehrenvollen Rückzug anzutreten. Jedoch mein Reiseplan war schon unabänderlich festgestellt und so trotzte ich Sturm und Regenschauer, und eine halbe Stunde später hörte ich bereits aufmerksam den interessanten technischen Auseinandersetzungen eines der Herren Hafeningenieure zu, an den ich mich in Abwesenheit des Herrn Hafenbauleiters um freundliche Auskünfte gewendet.

Es war im Februar des Jahres 1862, als die k. k. priv. österreichische Südbahngesellschaft der Regierung das Projekt eines neuen Hafens für Triest unterbreitete, eines Hafens, welcher durch die Tiefe seines Wassers, durch die Entwicklung seiner Ufermauern, durch die Ausdehnung seiner Moli und Lagerflächen der Bedeutung dieser Hafen- und Handelsstadt entspräche, welcher zugleich besser als die alte Rhede mit dem Frachtenbahnhofe verbunden sei.

Seit Karl VI. das alte Tergeste, das sich zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts von der Bevormundung durch Venedig frei gemacht und unter den Schutz Oesterreichs begeben, im Jahre 1729 zum Freihafen erhoben, entwickelte sich der Handel desselben in großartiger Weise. In der Rhede der Freistadt ankerten aller Nationen Schiffe, wehten die Handelsflaggen der fernsten Lande; auf dem Molo di St. Teresa, auf dem Molo di St. Carlo wogte ein buntbewegtes, arbeitsfrohes Leben; Handel und Wandel steigerte sich unabläßig und die Zahl der Schiffe, welche alljährlich vom Kastell aus feierlich „salutirt" wurden, stieg bis hoch in die Tausende. Die französische Herrschaft vom Jahre 1809 konnte diese Entwicklung wohl verzögern, aber nicht aufhalten, wie ein Frühlingssturm das Keimen und Blühen der jungen Natur wohl einen Augenblick zum Stillstande bringen, aber nicht für immer zurückdrängen kann. Nach der schweren Zeit der napoleonischen Gewalt, in welcher die Bevölkerung sich um die Hälfte reduzirte, in welcher die Grundstücke 60 Prozent ihres Werthes einbüßten und Triest einen Gesammtverlust von 30 Millionen Gulden erlitt, erhob die gebeugte Stadt von Neuem schaffensfreudig ihr Haupt: ihr Hafen füllte sich wieder mit stolzen Kauffahrteiern, und auf den Straßen nach allen Richtungen des Reiches bewegten sich die Güter der Schiffe. Talabot's Projekt war schon lange, ehe die Südbahngesellschaft es dem Kaiser vorlegte, ein dringendes Bedürfniß für Triest.

Im Jahre 1868 erhielt der Entwurf die Genehmigung der Regierung, und die österreichische Südbahn begann sofort mit aller Energie den Bau, welcher in der Großartigkeit, in der Genialität seiner Anlage und Ausführung allen Bauwerken der Gegenwart an die Seite gestellt werden kann. Nicht so sehr die räumliche Ausdehnung, nicht so sehr das vollendete Werk erheischt unsere Bewunderung, als vielmehr das Werden desselben, seine Ausführung, erschwert durch die örtlichen Verhältnisse, durch die Tücke des Elementes, das sein Wohlgefallen daran findet, die Werke der Menschenhand zu zerstören.

Die Ufermauer des neuen Hafens zieht in gerader Linie von dem Molo del Sale nach der Stelle, wo einst das alte Lazarethbassin sich ausbreitete; drei geräumige Moli sendet sie in das Meer hinaus, so eine Kaientwicklung von 2800 Meter Länge bietend. Die drei großen Bassins, welche jene einschließen, umfassen eine Wasserfläche von 355,500 Quadratmeter und besitzen zur Zeit der Ebbe eine Minimaltiefe von 8,5 Meter unter dem Nullpunkte, eine Tiefe, genügend, um die schwersten und größten Schiffe an den breiten Moli anlegen zu lassen. Während der Flut wächst die Tiefe bis zu 9,2 Meter. Welch' großartiger Handel und Verkehr sich in diesem neuen Hafen zu entfalten vermag, zeigt eine einfache Berechnung bei der Annahme, daß jedem Meter Kaientwicklung ein jährlicher Verkehr von 600 Tonnen entspricht. Darnach kann im Hafen von Triest ein Waarenumsatz von 1,600,000 Tonnen bewältigt werden. Der gegenwärtige Verkehr, welcher nicht ganz 1,200,000 Tonnen erreicht, darf sich also noch bedeutend steigern, ehe auch die Bassins des neuen Hafens, seine Moli und Ufermauern zu klein und unzureichend werden.

Der Sturm wehte noch so heftig wie zuvor über die weiten, geräumigen Lagerplätze von 261,000 Quadratmeter Fläche, als ich in Begleitung eines der Herren Ingenieure längs den Moli dahinschritt. Die schöne, schnurgerade Linie, welche den Plänen gemäß das Ufer bilden soll, ist verschwunden: die Kaimauer hat sich ausgebaucht, eingezogen, gehoben und gesenkt, ist in steter Bewegung begriffen; und doch ist sie bereits rekonstruirt. Der Meeresboden im Hafen von Triest gehört zu den denkbar ungünstigsten Baugründen. 33 Meter tief ist der Erdbohrer in denselben eingedrungen und hat noch immer nichts Anderes zu Tage gefördert, als jenes Gemenge aufgelöster Erde und Thonmergel, das wir mit dem Worte Meeresschlamm bezeichnen. Wie mächtig dieser Schlamm, wie hoch er aufgeschichtet auf dem Felsengrunde, den der Bohrer nicht mehr erreichte, konnte nicht ermittelt werden. Auf diese Schlammmassen die Kaimauern zu fundiren, war unmöglich; es mußte ein eigenes Fundament geschaffen werden durch gewaltige Steinwürfe, welche durch ihr, auf eine große Fläche vertheiltes Gewicht den Schlammboden konsistenzfähiger gestalteten. Unter der Schwere der Steinmassen und dem Drucke der Anschüttungen wichen die schlammigen Massen nach beiden Seiten hin aus, hoben sich empor, ließen das halbvollendete Werk unregelmäßig und langsam in die Tiefe sinken, füllten von Neuem die Bassins mit Erde, Sand und Mauerblöcken und machten die mühsam hergestellten Tiefen verschwinden.

Wie oft im Leben werfen wir mißmuthig Griffel und Werkzeug von uns, wenn eine Arbeit uns mißlungen, wenn wir von vorne anfangen, sie wieder neugestalten sollen! An die Wasserbaumeister des Triester Hafens trat die gleiche Forderung heran; aber mit voller Energie schickten sie sich an, sie zu erfüllen, in der Zuversicht, daß es der technischen Wissenschaft gelingen wird, auch den Meeresboden zu zwingen, ohne Murren und geduldig die ihm vom Menschen aufgebürdete schwere Last zu tragen.

Unter Berücksichtigung der gewonnenen Erfahrungen schritt man also an die Rekonstruktion des Werkes. Die schwierigste der nun durchzuführenden Arbeiten war und ist noch die Zurückgewinnung der verloren gegangenen Tiefen. Nicht allein Schlamm ist zu beseitigen, Schottermassen sind zu fördern, Bruchsteine und Felsblöcke bis zu 10 Tonnen Gewicht müssen gehoben werden. Man muß zu Taucherapparaten greifen, und das Dynamit wird zum mächtigen Bundesgenossen der menschlichen Kraft. Im Frühjahre 1872 begannen die Vertiefungsarbeiten im ersten Bassin; am Ende des Jahres 1875, nach drei und einem halben Jahre, war das mühsame Werk erst vollendet und konnte das Bassin eröffnet werden. Bis 1878 waren im Ganzen aus der Tiefe der Bassins 657,000 Kubikmeter Material gehoben worden; 14,200 Kubikmeter Fels- und Schottermassen, 35,000 Stück Mauerblöcke hatten in 54,800 Stunden schwerer, aufreibender Arbeit die Taucher emporgefördert.

Die halbvollendeten, gesunkenen und verschobenen Kaimauern und Moli mußten auf mehrere Schichten abgetragen werden, um sie der neuen Richtung entsprechend auszuführen. Diese Mauern bestehen aus großen, künstlichen Steinblöcken von 11,1 und 9,9 Kubikmeter Rauminhalt; jeder dieser Blöcke ist für sich ein Mauerwerkskörper, erzeugt aus Bruchsteinen und hydraulischem Kalke von Toil-bei Ardèche in Frankreich. Diese gewaltigen Steinmassen, von denen bis Ende 1878 mehr als 82,000 Stücke fabrizirt worden waren, mußten bei der Rekonstruktion der Mauern gehoben, ausgebessert und wieder an richtiger Stelle eingelagert werden. Diese mühselige, schwere und langwierige Arbeit wurde in der Weise vollzogen, daß Taucher die zu hebenden Mauerwerkskörper mit Seilen umschlangen, worauf die Dampfkrahne sie emporzogen. In ganz ähnlicher Weise erfolgte nach geschehener Reparatur ihre Versenkung und Einlagerung.

Wie wir gesehen, sind die Moli- und Ufermauern auch nun noch nicht zur vollen Ruhe gekommen, aber jene großartigen Bewegungen, welche die Rekonstruktion der ersten Aufführung erforderten, haben sich nicht mehr gezeigt und werden hoffentlich auch nicht mehr in gleichem Maß auftreten.

Im Schutze eines geräumigen Lagerhauses, an dem der Sturm sich brach, im Angesicht eines stolzen Kauffahrteiers, der seiner Ballen und Kisten sich entledigte, hatte mein liebenswürdiger Führer mir die Geschichte der stürmischen Jugendjahre des Triester Hafens erzählt — wir schritten nun weiter hinaus gegen das letzte, noch nicht vollendete Bassin, welches für den Handel mit Petroleum bestimmt ist. In Talabot's Projekt war an Stelle dieses Petroleumbassins ein drittes großes Bassin vorgesehen — unterdessen begann im Jahre 1867 der Import des Petroleums und steigerte sich innerhalb elf Jahren in ungeahnter Weise: wurden doch schon 1878 nahezu 32,000 Tonnen Petroleum im Hafen von Triest ausgeschifft. Dieser Umstand führte zur Aenderung des ersten Entwurfes, und ist man eben daran, die Mauern des Hafens zum zweiten Male zu errichten, nachdem der tückische Meeresboden den ersten Aufbau zerstört.

Zu unserer Rechten breitet sich eine weite Sandfläche aus: die künftigen Lagerstätten des Hafens. Drei und eine halbe Million Kubikmeter Material waren zu ihrer Herstellung und zur Ausfüllung der Molomauern erforderlich; doch dürfte noch immer eine halbe Million Kubikmeter nothwendig werden. Drüben, jenseits der Lagerplätze und der Schienenstränge des Bahnhofes, gähnt uns von der Felsenwand des Gebirges die dunkle Nacht einer Tunnelöffnung entgegen. Durch sie brauste noch vor wenigen Jahren die Lokomotive über das „alte Lazareth" in die Bahnhofshalle von Triest. Die Anlage des Hafens bedingte die Verlegung und Senkung der Geleise, und seitdem ist der fahrenden Dampfmaschine ein Weg um den Felsen, an der Lehne desselben gebahnt.

Ein kleiner, leichter Kahn nahm uns auf und führte uns hinüber zu dem Hafendamme, der sich in einer Länge von 1090 Meter vor den Bassins hinzieht und mit einer Basis von 65 Meter Breite in einer Tiefe von 16 Meter auf dem Meeresgrunde sicher und fest ruht, auf daß die Stürme, welche die Schiffe im Hafen bedrohen: der wilde Südwestwind Libeccio und der noch wildere Südost Scirocco, an seiner Felsenbrust sich brechen müssen. Dieser Hafendamm, auf dessen Krone jetzt die alten Mauerblöcke verbessert, die vollendeten bis zur gänzlichen Austrocknung und Verwendung abgelagert werden, erforderte 870,000 Kubikmeter Steinmaterial und eine Bauzeit von $6^1/_2$ Jahren. Auch er mußte rekonstruirt werden, denn nach seiner ersten Vollendung senkte sich seine Längsachse um 8 Meter, und der schlammige Meeresgrund wurde durch die gewaltige Steinlast, die man ihm aufbürdete, zu beiden Seiten 3,5, beziehungsweise 4,5 Meter emporgedrückt. Auch jetzt, nach seiner Wiederherstellung, sinkt der Damm noch langsam in den weichen Boden ein, auf dem er sich erhebt. Im Jahre 1879 hatte diese allgemeine Senkung bereits 60 Centimeter erreicht; da sie aber gleichmäßig erfolgt, also keine Risse, keine Trennungen der Mauertheile, keine Verdrehungen und Neigungen der Dammachse herbeiführt, bleibt sie ohne nachtheilige Folgen und macht nur die zeitweilige Erhöhung des Dammes nothwendig, bis die komprimirte Schlammmasse genug tragfähig sein wird.

Ueber Gerölle und Steintrümmer, die Ueberreste der Arbeit der Maurer, schreiten wir an der innern Seite des Dammes entlang, durch die in langer Reihe aufgestellten mächtigen, künstlichen Blöcke gegen den heulenden, über die weite Meeresfläche einherbrausenden Sturm geschützt. Die Wogen spritzen in wilder Jagd ihren schäumenden Gischt zu uns empor und der wolkenbedeckte Himmel sorgt auch von oben her für ausgiebige Durchfeuchtung unserer zu luftigen Herbstgewandung. Wir sind am Ende des Hafendammes angelangt, wo, wie am jenseitigen, der Stadt abgewendeten Ende, künftig ein Flammenzeichen aufflackern wird, um in nächtlicher Stunde dem Steuermann schon in weiter Ferne die Bahn zu weisen, auf welcher sein Schiff in den bergenden Hafen gelenkt werden muß.

Während uns der Fährmann nach dem Molo St. Carlo übersetzt, wende ich mich noch an meinen freundlichen Begleiter mit der Frage, welche Steinbrüche diese gewaltigen Felsmassen, diese ungeheuren Materialmengen geliefert und noch immer liefern. Mein Führer weist nach rückwärts, in nördlicher Richtung, wo über das sandstein- und mergelartige Küstengebirge die schroffen Karstfelsen emporragen, und weiterhin, wo das Festland sachte in das Meer abfällt, vor unseren Augen gleichsam verschwindend. Hier, in der Bucht von Monfalcone, hat der Isonzo ganz bedeutende Mengen Gerölle, Schotter und Sand abgelagert, welche willkommenes Material für den Hafenbau lieferten. Die Küste um Triest wurde wegen der geringen Güte ihres Materials, das zum größten Theil aus im Wasser lösbarem Konglomerat besteht, nur in geringem Maß ausgebeutet und der Rest aus den Kalkfelsen des Karstgebirges gewonnen. Die Materialgewinnung ist einer der wichtigsten und schwierigsten Punkte bei jedem Baue, und sie war es bei der Anlage des neuen Hafens in Folge des ungünstigen Grundes der Triester Rhede in noch höherem Grade. Die Südbahnverwaltung hatte die Materiallieferung an mehrere Unternehmer übergeben, als deren hervorragendsten wir das Haus Duffaud erwähnen, das sich bei den großen französischen Hafenbauten einen Ruf erworben. Ihm gehört auch einer der interessantesten Materialbezugsorte, jener von Sistiana, wo der letzte Ausläufer des Karstgebirges zu den Meereswogen abfällt. Die Lage des Steinbruches begünstigte die Gewinnung des vortrefflichen Baumaterials im Großen und erforderte darum die Anwendung der „Riesenminen", durch deren Explosion nicht einzelne Stein-

trümmer, sondern mächtige Felspartieen von dem Gebirge losgerissen werden. Von diesen Riesenminen wurde am 12. Februar 1870 die größte aller Minen entzündet, welche auf dem europäischen Festlande überhaupt zur Sprengung gelangten. Ihre zwei Pulverkammern besaßen einen Fassungsraum von je 21 Kubikmeter und wurden mit 30,000 Kilogramm Pulver gefüllt. Die Füllung der Kammern dauerte zwei Tage und erforderte 150 Arbeiter, die Verdämmung der Galerieen und des Stollens, der diese mit der Meeresküste verband, das Legen des Zündrohres vollführten 40 Arbeiter in drei Tagen. Die furchtbare Explosion lieferte nahezu 70,000 Kubikmeter Steinmasse, darunter Felsblöcke von 3000 Kubikmeter. Und dennoch zählt diese Mine nicht zu den gelungensten, wenn die für einen Kubikmeter Steinmasse aufgewandte Quantität Pulver in Betracht gezogen wird. Während diese hier fast ein halbes Kilogramm betrug, gab es Minen, bei welchen auf jeden Kubikmeter gewonnenen Materials nur 0,3 Kilogramm Pulver entfielen. Die abgesprengten Felsstücke werden, falls sie nicht zu schwer und daher durch Minen zu zerkleinern sind, auf Schiffe verladen, die in großen Zügen durch mächtige Schleppdampfer an den Bauplatz befördert werden.

In der Bucht von Monfalcone sind Sprengungen nicht erforderlich; großartige, von Dampf getriebene Baggermaschinen heben hier Schotter und Gerölle.

Der Molo war erreicht. Dankend nahm ich Abschied von meinem Führer. Der Tag war noch so unfreundlich wie zuvor: kein Fährmann hätte gewagt, mit seinem Kahne nach einem der großen Schiffe überzufahren, die in der Rhede vor Anker lagen. Wellen und Wolken flossen im nahen Horizonte zusammen, nur das einsame Schloß Miramare ragte majestätisch aus den Wogen empor. Meine Blicke überflogen noch einmal die Moli und Lagerplätze des neuen Hafens und streiften über die Geleise bis an die Gebirge hinüber. Es ist ein großes Werk, das hier menschlicher Fleiß, das hier die technische Wissenschaft vollendet. Ob es wohl auch dem Handelsplatze Triest die erhofften Vortheile bringen wird?

Seit der Vollendung der Brennerbahn hob sich der Handel Venedigs und Triest versank in Stagnation. Zwischen das Herz des Kontinentes und die Südküsten Europas schieben sich die hohen Gebirgsmassen der Alpen; die Güter des Weltverkehrs gelangen über die nördlichen Häfen leichter, rascher und billiger nach Mitteleuropa, als über Triest, Venedig und Genua, von welchen Häfen die Lokomotive so schwierige Wege nach Norden findet.

Aber Triest wird geholfen werden. Durch die Glimmerschieferfelsen des Arlberges wird mit Bohrmaschinen und Dynamit der Lokomotive ein Weg gebahnt und so das Innthal mit dem fruchtbaren Bodenseebecken verbunden. Durch diese Alpenbahn wird die Wegstrecke zwischen Triest und dem ersten Hafen an den Ufern des Bodensees, dem verkehrsreichen Lindau, um fast 200 Kilometer gekürzt und dem Verkehre Genuas mit Süddeutschland ein großer Theil zu Gunsten Triests entrissen. Wohl wird sich durch die Vollendung der Arlbergbahn allein der Handel Triests noch nicht zu voller Blüte entfalten, denn es gibt noch manche andere, tiefer liegende Ursachen seines Stillstandes. Aber hoffentlich ist der erste Schritt nicht der letzte, auf daß der neue Hafen nicht vergebens seine Moli hinausstrecke in das Meer, um der reichbeladenen Handelsschiffe so viele als möglich schützend zu umfassen und zu bergen.

NOTIZ-BLÄTTER.

Literatur.

— **Alexander L. Kielland hat sich neben Björnson einen Namen** nicht nur in seiner Heimat Norwegen gemacht — er zählt zu den schöpferischsten und kraftvollsten nordischen Erzählern und was er schreibt, ist mindestens hochinteressant, erfreulich für uns allerdings selten. Kielland ist Realist, er will das Leben und den Lauf der Dinge zeigen, wie sie wirklich sind, es ist ihm nicht zu thun um höhere Ethik oder poetische Versöhnung, er hat meistens eine ziemlich handgreifliche Tendenz, er bestrebt sich, die Heuchelei und Verlogenheit der sogenannten besseren Stände aufzudecken und die Verderbtheit und Fäulniß unter der respektablen und glatten Hülle zu zeigen. Das sind auch die Grundtöne des kleinen Romans „Else", der, von Larauw übersetzt, bei A. B. Auerbach in Berlin erschienen ist. Auch diese Erzählung ist ungemein interessant, die Charakteristik von meisterhafter Schärfe und das soziale Leben Christianias plastisch und farbig gezeichnet. Kielland schildert hier ein Mädchen aus dem Volke, das, von großer Schönheit, gerade deßwegen und durch die höheren Kreise zu Grunde geht und zwar auf das Herbste und Bitterste. Kein heiterer und versöhnlicher Schlußakkord schlägt uns aus diesem Roman entgegen, wir sehen ein, daß der Autor nach dem Leben geschildert hat, wir fühlen Seite für Seite den Hauch eines mächtigen Talentes, dem nur Eines fehlt, allerdings etwas Großes — künstlerisches Empfinden, eine veredelnde Anschauung der Dinge — der Blick in's Ewige, der dem Dichter eigen.

— **Einen interessanten Beitrag zur Geschichte der Hofnarren** bringt Friedrich Ebeling in seiner „Biographie Friedrich Taubmann's" (Leipzig, Lehmann). Taubmann war Professor an der Universität Wittenberg am Schluß des sechzehnten Jahrhunderts, als eine unglaubliche Sittenverwilderung unter den Studenten herrschte. Der Biograph betont vor Allem das Kulturhistorische in seiner Darstellung und hat vollauf Gelegenheit, bei Taubmann's Stellung als beliebter Universitätsprofessor und Lustigmacher dreier kursächsischer Regenten dieß zu thun. Wir gewinnen an der Hand von Dokumenten tiefe Einblicke in das soziale und Studentenleben zur Reformationszeit. Der Professor-Hofnarr war aber auch ein bedeutender Anakreontiker und hat viel lateinische Gedichte hinterlassen, welche das Buch im Original und übersetzt bringt. Die Poesieen haben ein entschiedenes Zeitkolorit und weisen einen eigenthümlichen, scherzhaften Humor auf. Mithin darf diese Publikation auch Anspruch auf literaturhistorischen Werth machen.

— **Das von Wilhelm Burkhard gedichtete Festspiel zur dreihundertjährigen Jubelfeier der Universität Würzburg** ist in der Thein'schen Druckerei in Würzburg als hübsch ausgestattetes Bändchen erschienen, und die schwungvollen, sinnigen und beziehungsreichen Verse, welche die dramatisch vortrefflich durchgeführten allegorischen Figuren sprechen, werden für alle Theilnehmer jener Festlichkeit eine angenehme und werthvolle Erinnerung sein, aber auch allen anderen Freunden derartiger Dichtungen sei das überaus geschickt gearbeitete Werkchen empfohlen.

— **Von Zola wird ein neuer und zwar durchaus „moralischer"** Roman angekündigt. Er führt den Titel «Au Bonheur des Dames» — nach dem großen Modewaarengeschäft, welches die Dekoration für das Drama abgibt.

Bildende Künste.

— **Unter den neuen Erwerbungen der Berliner k. Museen** fordert eine Reihe von Arbeiten der älteren deutschen Kunst besondere Beachtung. Namentlich sind zwei in reicher Bemalung und Vergoldung prangende Holzgruppen schwäbischer Herkunft hervorzuheben. Es sind Darstellungen der Messe des heiligen Gregor und des Martyriums der heiligen Katharina in der malerischen, die Szene perspektivisch vertiefenden Anordnung, die in den holzgeschnitzten Altären die Regel bildet. In der ganzen Kompositionsweise und mehr noch in der Auffassung und dem Typus der Figuren lassen sie deutlich das bestimmende Vorbild Martin Schongauer's erkennen. Der Zeit Dürer's gehörte sodann eine aus Bayern stammende vortreffliche Bronzestatuette der Maria an. Aus der besten Renaissancezeit rührt die meisterhaft in Holz geschnitzte Statuette eines fahrenden Spielmanns mit Tasche und Dudelsackpfeife her. Eine sehr werthvolle Erwerbung ist dann endlich die in Nürnberg angekaufte Sandsteinstatue Kaiser Karl's IV. in voller Rüstung mit über die Schultern zurückgeschlagenem Mantel. Von italienischen Arbeiten ist die in gebranntem Thon gearbeitete halblebensgroße Figur einer Madonna zur Ausstellung gelangt, die das lebhaft bewegte Christkind im Schooße hält. Ungleich bedeutender ist jedoch eine lebensgroße bemalte Holzbüste der Mater Dolorosa von Juan Martinez Montanez, dem großen Meister der spanischen Plastik des siebenzehnten Jahrhunderts, die bisher in der Sammlung überhaupt nicht vertreten war. Der in tiefstem, leidenschaftlichem Schmerz aufblickende Kopf mit über die Wangen herabrollenden Thränen, mit feuchten, vom Weinen gerötheten Augenlidern und klagend geöffnetem Munde läßt in dem mächtig durchbrechenden Ausdruck innerer pathetischer Erregung die Herkunft aus der Heimat Murillo's keinen Augenblick verkennen. In den plastischen Formen ist er so meisterhaft durchgeführt wie in der zu feiner und kraftvoller Harmonie gestimmten naturalistischen Bemalung, die den beabsichtigten künstlerischen Effekt auf's Höchste steigert.

— **Professor Rudolf Siemering in Berlin hat das Miniaturmodell** der Kolossalreiterstatue Washington's, deren Herstellung für die Society of the Cincinnati in Philadelphia er kontraktlich übernommen hat, fertig gestellt und bereits mit den Arbeiten an dem Werke selbst begonnen. Die Dimensionen des Monumentes sind außerordentlich, der Unterbau desselben besteht aus Granit mit zwei großen terrassenförmigen Grundlagen. Die Seiten der untern Terrasse sollen mit Bronzereliefs bedeckt werden, auf welchen Menschen- und Thiergruppen in Ueberlebensgröße angebracht sind, letztere typische amerikanische Thiere in ruhender Stellung. Inmitten dieser Gruppe wird sich das Bild eines Indianers, einer Indianerin, eines Flußgottes und einer Flußgöttin befinden. Auf der obern Terrasse wird das Piedestal stehen. Die Figur des Pferdes und des Reiters werden in doppelter Lebensgröße ausgeführt: Washington in Uniform, einen Militärmantel über die Schulter geworfen. In der rechten Hand hält er ein Fernrohr, die linke erfaßt den Zügel. Die Seiten des Bronzepiedestals werden allegorische Darstellungen in den Kampf ziehender Krieger, der Freiheitsgöttin, welche sich zum Streite rüstet, und der Segnungen des Friedens enthalten. Die Herstellung des Denkmals wird circa 550,000 M. kosten.

Bühne.

— **Zur Lustspielkonkurrenz der Prager „Concordia" waren bis** zum 1. August 96 Einakter aus allen Theilen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns eingelaufen. Anfragen bezüglich der Bedingungen erfolgten auch aus Rußland, England und Rumänien. Die Einreichungsfrist währt bis zum letzten August. Das Resultat der Konkurrenz wird am 1. Oktober bekannt gegeben werden.

— **Franz v. Schönthan hat ein Lustspiel unter dem Titel „Der** Schwabenstreich" vollendet, das demnächst an die Bühnen versandt wird.

Kultur und Wissenschaft.

— **Welchen Weg legt der Arm eines Setzers in einem Jahre** zurück? Angenommen, ein flinker Zeitungssetzer hebt bei zehnstündiger Arbeitszeit unter Abrechnung des Ablegens und Korrigirens 12,000 Buchstaben; das Jahr zu 300 Arbeitstagen gerechnet, ergibt 3,600,000 Buchstaben. Die Entfernung vom Fach zum Winkelhaken und von diesem wieder zum Fach beträgt durchschnittlich je einen Fuß, also für jeden Griff zwei Fuß, macht 7,200,000 Fuß. Da nun die geographische Meile zu 20,000 Fuß gerechnet wird, so wäre dieß ein Weg von 720 Meilen, was ungefähr der Entfernung von Lissabon bis an den Ural, der Ostgrenze Europas an Asien, gleichkäme.

Haus- und Landwirthschaft.

— **Mancherlei nützliche Vorrichtungen, die sich auch zur Nachahmung** in europäischen Großstädten empfehlen, befinden sich in den meisten besseren Wohnungen New-Yorks. Dort ist über dem Bette des Familienhauptes an der Wand eine kleine Mahagoni- oder Rosenholzscheibe angebracht, die nicht mehr als etwa sechs Zoll im Durchmesser hat. Drei kleine Elfenbeinknöpfe auf derselben stehen in Verbindung mit einem elektrischen Draht. Der erste Knopf geht an die Polizeistation des Distrikts, der zweite an das Feuerdepartement und der dritte zur Distriktstelegraphenstation, deren Bedeutung wir später erörtern werden. Außerdem gibt es noch ein an den Thüren und Fenstern angebrachtes Diebesallarmzeichen; der Apparat, der im Stande ist, das ganze Haus zu wecken, wird mit leichter Mühe in Bewegung gesetzt, und eine einzige Handbewegung genügt, um ihn wieder zum Stillstand zu bringen. Stört irgend etwas den Hausfrieden, so braucht der Besitzer nur den ersten Elfenbeinknopf zu berühren und sofort ist bei der Polizeistation das Zeichen gegeben, daß auf Nummer so und so viel in der und der Straße irgend etwas nicht in Ordnung ist. Wenn Feuer ausbricht, so ruft der zweite Knopf im Moment die Hülfe herbei. Der dritte Knopf steht mit einer Gesellschaft in Verbindung, deren Aufgabe es ist, Kommissionen expreß zu besorgen. In einer halben bis längstens drei Minuten, nachdem der Knopf berührt worden ist, steht ein Bursche in Livrée an der Hausthür, um ein Paket oder Telegramm zu besorgen, den Doktor zu holen oder irgend eine Kommission, die von einer einzelnen Person besorgt werden kann, zu übernehmen, das Entgelt dafür ist ein geringes und die Gesellschaft ist für die Pünktlichkeit des Boten verantwortlich.

— **Das Problem, eine vollkommene Familienkaffeemaschine herzustellen**, beschäftigt seit Jahrzehnten die Blechwaarenfabriken. Die Wiener Kaffeemaschine war bislang wohl die beliebteste. Jetzt hat die Firma Weibezahl & Schneider in Dresden dieß System so verbessert, daß man auf jedem Feuer den Kaffee bereiten kann. Diese Maschine ist sehr sinnreich und ungemein praktisch ausgeführt, sie liefert ein vorzügliches Produkt bei sparsamem Kaffeeverbrauch und sei hiemit den Haushaltungen als eine wirklich gute Neuerung empfohlen.

Sport.

— **In der ersten Hälfte des April wurde der neue Rennplatz** bei Travemünde in der Nähe der alten Hansastadt Lübeck eröffnet. Die seeumspülte Nehrung, „der Priwall", sollte, wie man hoffte, dem Totalisator eine letzte Heimstätte bieten. Die Lübecker Behörden haben sich aber mit der Entscheidung des Reichsgerichtes nicht in Konflikt bringen wollen, und in dieser Richtung keine Konzessionen gemacht. Der Rennplatz ist nach dem Muster der Hamburger Bahn von der Badeaktiengesellschaft angelegt worden. Von Travemünde führte ein besonders gecharterter Dampfer die Sportingwelt zur See nach dem Heiligendamm, dem lieblichen Badeorte bei Dobberan. Dobberan eröffnet gewissermaßen die zweite Hälfte der deutschen Rennkampagne, „die Herbstsaison". Die Felder waren, wie immer, schwach besetzt und trug Graf Henkel mit vier ersten und zwei zweiten Preisen den Löwenantheil heim. Ein besonderes Interesse erregte das von der Frau Großherzogin-Mutter im Jahre 1822 gestiftete Alexandrinenrennen, welches in diesem Jahre zum sechzigsten Mal gelaufen wurde. Die hohe Geberin hatte die Freude, den werthvollen Preis ihrem eigenen Enkelsohne, dem Erbgroßherzog Friedrich Franz, übergeben zu können, dessen Pferd Humbert das Rennen gewonnen hatte. Am 27. d. M. beginnen die großen Rennen zu Baden-Baden auf der Iffezheimer Haide. Am 30. wird dort der zweite und am 3. September der dritte Renntag abgehalten.

— **Die Herbstsaison des Trabersport nimmt am 3. September** zu Tonndorf bei Hamburg seinen Anfang. Am 10. und 14. folgt Berlin, am 17., 21. und 24. September Wien.

— **Nach den interessanten Ruderkämpfen in Frankfurt a. M.** zieht Hamburg die Aufmerksamkeit der Wassersportwelt auf sich. Am 27. kommt die Regatta des allgemeinen Alsterklubs zum Austrag.

Denkmäler.

— **Am 11. August fand auf dem Friedhofe des Dorfes König** im Odenwald die Aufrichtung des vom Bildhauer Fölix in Darmstadt hergestellten Grabdenkmals des Nordpolfahrers Karl Weyprecht statt. Dasselbe stellt einen von grauem pfälzischem Sandstein gefertigten, stylvoll gegliederten Obelisken auf einem Sockel von rothem Sandstein dar, welcher in seiner Mitte das von einem Lorbeerkranz umgebene Medaillon des Verstorbenen trägt. Das letztere stammt von Professor Viktor Tilgner in Wien, demselben Künstler her, der die auf Anordnung des österreichischen Ministeriums für einen der öffentlichen Plätze Wiens bestimmte Kolossalbüste ausgeführt hat.

— **Die Statue Arnold's von Brescia ist am 14. August in** Brescia feierlich enthüllt worden.

Gestorben.

— Charlotte, Freifrau von und zu Aufseß, geborene Freiin von Seckendorf-Aberdar, Wittwe des Gründers des Germanischen Museums zu Nürnberg, am 5. August, in Bayreuth.

— J. G. Fr. Poppel, hervorragender Kupferstecher, in Ammerland, 76 Jahre alt, am 6. August.

— Thomas Guardia, Präsident von Costa-Rica, am 7 August.

— Geh. Kommerzienrath Jakob Landau, in Berlin, am 9. August.

— Professor Dr. Ernst Friedrich Gurlt, Geh. Medizinalrath, Kapazität in der Thierheilkunde, 87 Jahre alt, am 9. August, in Berlin.

— Geh. Sanitätsrath Dr. Levinstein, Begründer der Maison de santé in Schöneberg, am 10. August, in Berlin.

— Ed. Sigl k. Hofopernsänger, am 11. August, 72 Jahre alt, in München.

Aus der Bayerischen Landesindustrie-, Gewerbe- und Kunst-Ausstellung zu Nürnberg.

Von

K. A. Regnet.

(Nachdruck verboten.)

Wer hätte, als die Nürnberger vor 534 Jahren den Schutt der bei der damaligen Judenverfolgung niedergerissenen Judenhäuser auf dem heutigen Marktplatz auf die im Nordosten ihrer Stadt gelegene Haide schafften, die hievon den Namen Judenbühl erhielt, sich träumen lassen, daß einst eine Zeit kommen würde, in der ein ganzes Volk über dem blut- und thränenfeuchten Staube sich die Hand reicht, um in einer noch nie gesehenen Schaustellung der Welt darzuthun, was es werth ist und was es vermag?

Jahrhunderte hindurch war der in unseren Tagen größtentheils mit schönen und mächtigen Bäumen bestandene, nun Maxfeld genannte Platz unbenützt, bis er die Nürnberger zur alljährlichen Feier des Sedanfestes versammelte. Nur zwei größere Stellen waren baumlos; sie sind heute mit dem Hauptausstellungsgebäude und dem Kunstpavillon überbaut, an den sich die Räume für das Verkehrs- und Unterrichtswesen anschließen. Andererseits wurde die Maschinenhalle an das Nordostende verlegt und so das darin unvermeidliche Geräusch von den übrigen Ausstellungshallen fern gehalten und damit zugleich die Feuersgefahr auf ein Minimum herabgedrückt. Der Hauptvortheil dieser Anordnung aber liegt darin, daß sich dem Auge der die verschiedensten Interessen verfolgenden Besucher nicht die verschiedensten Gegenstände auf einmal aufdrängen und so sie nicht von dem ablenken, um dessenwillen sie gekommen sind. Gleichwohl ist die Trennung der vier größeren Ausstellungsgebäude keine absolute, insoferne sie durch Galerieen unter sich verbunden sind, ein bei Regenwetter nicht gering anzuschlagender Umstand.

Der Vertheilung der Ausstellungsgegenstände in vier Räume von größerem Umfange entspricht auch die Abtheilung des Kataloges in drei Partieen. Die erste enthält nämlich die im Hauptgebäude untergebrachten Gegenstände, die zweite die im Verkehrspavillon und in der Maschinenhalle aufgestellten und die dritte diejenigen Objekte, welche im Kunst- und Unterrichtspavillon Aufnahme fanden — eine Maßregel, die sich als höchst praktisch erweist.

Wer sich des Anblickes des prächtigen Ausstellungsraumes in seiner ganzen Schönheit und Anmuth erfreuen will, der scheue die kleine Mühe nicht, den Aussichtsthurm der schmucken Kulmbacher Bierhalle zu besteigen. Was da zu seinen Füßen liegt, mahnt ihn zugleich an den Wiener Prater und die Champs Elysées in Paris mit ihren breiten Avenüen und schattenspendenden Baumgruppen, deren Hereinbeziehung mit dem feinsten künstlerischen Geschmack durchgeführt wurde. Ganz zauberhaft, so recht wie ein Märchen ist der Anblick des Ausstellungsplatzes bei elektrischer Beleuchtung, deren Flammen ich noch nirgends so ruhig und gleichmäßig brennen sah.

So wirken Natur und Kunst hier auf das Glücklichste zusammen, um dem Ganzen einen hohen poetischen Reiz zu verleihen.

Beschauen wir uns nun nach den kurzen Andeutungen in Nro. 36 dieses Blattes die hervorragenderen Gebäude.

Da haben wir zuvörderst das zierliche Empfangsgebäude mit seinen vier prächtigen rothen Syenitsäulen und seiner reichen inneren Ausstattung. Man muß sich Gewalt anthun, um den Bau nicht für einen massiven zu halten. Beim Eintritt in's Innere überrascht uns orientalische Pracht ohnegleichen: kostbare persische Teppiche und Stickereien bekleiden die Wände, Waffentrophäen und fremdartige Geräthe versetzen uns in den fernen Osten und

wir glauben es kaum, daß die Sonne des kühlen Abendlandes es ist, deren Licht hier durch gemalte Scheiben bricht. Die heilige Cäcilia freilich mit ihren Engeln im großen Fenster, dem Eingange gegenüber, ein prächtiges Glasgemälde aus der kgl. Hofglasmalerei von Frz. Xav. Zettler in München, will in diesen Feenraum nicht passen, wird aber demnächst einem andern aus der gleichen Anstalt Platz machen, das sich für denselben besser eignet.

Ganz nahe schaut zwischen dem Grün mächtiger Bäume der halbrunde Abschluß des Kunstpavillons herüber. Mit ihm sind die Kritiker am wenigsten einverstanden, wobei sie allerdings die Außenseite des Baues in's Auge fassen, und betonen insbesondere, daß der an eine Kirche erinnernde Chorabschluß mit der Bestimmung des Baues nur dann in Einklang zu bringen wäre, wenn die Fenster desselben Glasgemälde enthielten. Uebrigens ist die nächste Umgebung des Kunstpavillons so mit Bäumen und Sträuchen bestanden, daß man von der Fassade kaum etwas zu sehen bekommt. Läßt nun die Fassade Manches zu wünschen übrig, so erweist sich zunächst die Eintheilung des Innenraumes als eine ganz zweckmäßige: sie macht eine wenigstens annähernd methodische Besichtigung der ausgestellten Kunstwerke dadurch möglich, daß sie um einen Hauptsaal die übrigen Räume, als Säle und Galerieen, gewissermaßen konzentrisch anbringt. Dieser Haupt- und Mittelsaal ist von einer Kuppel überwölbt und bildet den Mittelpunkt des Ganzen. Der Maler Klaud. Schraudolph von München hat sich der Mühewaltung der Dekoration desselben unterzogen und damit Vortreffliches geleistet. Nach seinen Entwürfen wurden die im besten Renaissancestyl gehaltenen Portaleinfassungen mit reich ornamentirten Pilastern und Gesimsen in einem dunklen Bronzeton ausgeführt, der mit dem Marmorsockel und dem dunkelrothen Plüschüberzug der Wände, mit dem gobelinartigen Friese und der kassettirten Kuppelwölbung ein so stimmungsvolles Ganze bildet, daß dieser Saal geradezu als einer der hervorragendsten Glanzpunkte der Ausstellung bezeichnet werden darf. Von besonderer Schönheit ist der schon erwähnte Fries, den Schraudolph in einer Weise auf Jute malte, daß er von einem Gobelin kaum zu unterscheiden ist. Nicht wenig trägt zu dieser Täuschung der leichte, etwas verblaßte Ton bei, der alten Gobelins eigen zu sein pflegt.

Der Pavillon für das Verkehrs- und fachgewerbliche Bildungswesen ist ein langgestrecktes niedriges Gebäude, dessen Mittelrisalit in einem thurmartigen Aufbau mit einer hier doppelt wohl angebrachten Uhr gipfelt.

Daß sich die Wagenhalle, sowie die beiden Maschinenhallen einer künstlerischen Ausstattung nicht wohl würden zu erfreuen haben, war nach der Natur der Sache vorauszusehen. Hier waren bloß die Anforderungen in Bezug auf Zweckmäßigkeit in's Auge zu fassen. — Das Hauptgebäude bildet mit dem Pavillon für das Verkehrs- und das fachgewerbliche Bildungswesen einen rechten Winkel und zugleich den Abschluß des Ausstellungsplatzes nach dieser Seite hin. Zeigt der Grundplan des Kunstpavillons eine Länge von 55 zu 37 Meter Breite bei einem Flächenraum von 3800 Quadratmeter, und deckt der Verkehrs- &c. Pavillon bei 110 Meter Länge und 49 Meter mittlerer Breite eine Bodenfläche von 3500 Quadratmeter, so finden wir beim Hauptgebäude noch viel bedeutendere Maße. Fast quadratisch angelegt, ist es 140 Meter lang und 120 Meter breit. Der Grundriß zeigt ein von allen Seiten mit 18 Meter breiten Hallen umgebenes Viereck, in welches hinwiederum zwei ebenso breite, in der Mitte sich kreuzende Hallen eingebaut sind, welche beiderseits durch Eingreifen in die ersteren Anlaß zu pavillonartigen Erhöhungen derselben gaben. Weitere Pavillons erheben sich an den Ecken der Umfassungshallen und im „Vierungsraum" der Kreuzhalle, wo die beiden inneren Hallen sich kreuzen. Außer dem Portalbau mit seinen reichen Dekorationen hat das Hauptgebäude noch zwei Anbauten, deren einer die kirchliche Kunst aufgenommen hat, während der andere die Centralheizungen enthält.

Die ganze vom Hauptgebäude überdeckte Bodenfläche beträgt 17,000 Quadratmeter; die gesammten Ausstellungsgebäude nehmen einen Flächenraum von 31,667 Quadratmeter ein.

Was nun den Styl anlangt, in dem sämmtliche offizielle Ausstellungsbauten aufgeführt sind, so läßt sich nicht in Abrede stellen, daß eine Verquickung von Renaissance- und orientalischen Bauformen auf den ersten Blick etwas Befremdendes hat. Bedenkt man aber, daß es sich um nichts weniger als um einen Monumentalbau handelte, sondern um einen Bau, der seine provisorische Natur nicht zu verbergen braucht, so kann man den Gedanken Gnauth's, des Direktors der Nürnberger Kunstschule und Erbauers sämmtlicher offizieller Ausstellungsbauten, selben einerseits den Stempel des Provisoriums aufzudrücken und sie andererseits mit der theilweise durch die Kunst verschönerten landschaftlichen Umgebung in Einklang zu bringen, nur billigen. Und dieser Gedanke kommt nirgends so energisch zum Ausdruck, als an der Fassade des Hauptgebäudes mit ihrem reichen Schmuck von Fahnen, Vasen voll goldener Blumen, weißen Roßschweifen, Pyramiden, Guirlanden, Wappenschilden, Löwenköpfen und luftigem Gitterwerk, von dem man kaum begreift, wie es den Stürmen mancher Tage zu widerstehen vermochte. Ich habe in meinem ersten Berichte den Eindruck des Baues als einen „luftigen" bezeichnet und habe inzwischen kein bezeichnenderes Wort dafür gefunden.

Nicht minder reich wie die Fassade ist das Vestibül des Portalvorbaues ausgestattet, wozu Teppiche, Plastik und Malerei in wirksame Mitleidenschaft gezogen wurden. Auch der oben erwähnte Vierungsraum mit einem Springbrunnen in der Mitte hatte sich als Mittelpunkt des ganzen Baues einerseits durch seine architektonische Gestaltung, andererseits durch reiche dekorative Ausstattung einer seiner Bedeutung entsprechenden Auszeichnung zu erfreuen. — Der oben erwähnte Grundsatz der Wechselbeziehungen zwischen den Ausstellungsbauten und ihrer landschaftlichen Umgebung ward auch in der Placirung der zahlreichen Annexbauten zur Geltung gebracht. Hier verschwindet der Charakter des Zufälligen ganz und gar. Während dieselben den Eindruck machen, sie könnten an gar keinem andern Platze stehen, als an dem sie wirklich stehen, möchte man fast meinen, die Natur selber habe für solche Plätze und Plätzchen freundlich Fürsorge getroffen.

Der Eigenart einzelner Produktionsarten entsprechend ist in Nürnberg kein Mangel an Aussteller-Annexbauten. Manche derselben sind aus den Produkten der einschlägigen Aussteller hergestellt, wie z. B. aus Cement, aus Ziegeln, aus Walzeisen &c. Besondere Erwähnung verdienen der Pavillon der Ausstellungszeitung, in welchem diese vor den Augen des Publikums gesetzt, stereotypirt und auf einer für diesen Zweck erworbenen neuen Schnellpresse von König & Bauer in Oberzell gedruckt wird. Selbe erscheint täglich unter der Redaktion des „Fränkischen Kuriers". Weiter interessirt sich das Publikum mit Recht lebhaft für den Pavillon der bekannten Kunstanstalt von Frz. Schemm in Nürnberg, in welchem ebenso vor Aller Augen das von uns jüngst im Holzschnitt wiedergegebene schöne Blatt mit der Ansicht des Ausstellungsplatzes in der Vogelperspektive gedruckt wird.

Noch auf allen Ausstellungen hat es auch eine zweite Gattung von Annexbauten gegeben, solche für Erholung und Erquickung der vom Schauen Müden, Hungrigen und Durstigen. Natürlich hat das Nürnberger Ausstellungskomite derselben nicht vergessen, vielmehr sich bemüht, ihren Bedürfnissen und Wünschen entgegen zu kommen. — Den Sammelplatz der feineren Welt bildet die stattliche Hauptrestauration der Herren Adlon aus Mainz und Todt aus Nürnberg in geringer Entfernung vom Hauptgebäude, hinter mächtigen Baumgruppen versteckt. In ihrem großen Saale fand das Eröffnungsfestdiner statt und spielt bei schlechtem Wetter eine Musikkapelle. Bei dieser Gelegenheit kann die Bemerkung nicht unterdrückt werden, daß für solche Fälle der gedeckte Raum der verschiedenen Restaurations-, Bier- und anderen Lokale dem Bedürfnisse nicht genügend entspricht, wie dem größten Theile der Gäste denn auch thatsächlich im Falle eines plötzlich eintretenden Regens nur die Rückkehr zur Stadt erübrigt.

Das im maurischen Styl gehaltene Café befände sich vielleicht zweckmäßiger in der Nähe der Hauptrestauration, in der allein warme Speisen verabreicht werden, als an der entgegengesetzten Seite des Ausstellungsplatzes. Gleiches gilt vom Damencafé mit seinem hübschen Erker in halber Achteckform.

Einen gar stattlichen und malerischen Anblick bietet das Pfälzer Weinhaus mit seinem hohen steilaufsteigenden Schieferdach und seinen lauschigen Erkern, Alles streng im besten Renaissancestyle durchgeführt. In den Fenstern hat der Dichter des „Meistertrunkes", der Rothenburger Glasermeister Hörber, ein paar gute Vierzeilen zum Besten gegeben.

Die Kulmbacher Bierhalle kennzeichnet zunächst schon ihr bereits erwähnter Thurm. Sie ist ein Stück sechzehnten Jahrhunderts, wie es sich charakteristischer und traulicher nicht denken läßt, und hat im Erdgeschoße die Bräustube, eine offene Halle und ein Herrenzimmer, darüber die stattliche Wappenhalle und eine Terrasse, aufzuweisen. Die Bräustube aber mit ihren zwei Erkern, dem imitirten Backsteingewölbe, dem quadersteinartigen Wandverputz mit humoristischem Ornamentenfries und brauner Holztäfelung, dem buntfarbigen Cementboden, den gemusterten Fenstern, dem grünen Kachelofen mit Buntmalerei, den schönen Schmiedearbeiten an Thüren und Fenstern, den alten Bildern und dem originellen sechzehnflammigen Radleuchter an dem Gewölbe ist eine wahre Perle der Ausstellungsbauten.

Auch die altdeutsche Bratwurstküche inmitten der Reif'schen Bierhallen darf nicht unbesucht bleiben; im Innern des massiven Backsteinbaues tragen vier kräftige Säulen aus hellrothem Sandstein den mächtigen Schlotmantel, unter dem die zierlichen Bratwürstchen sich über Kohlenfeuer bräunen.

Von dort kehren wir wieder zur Westseite des Ausstellungsplatzes zurück, nachdem wir noch auf die in Betrieb befindliche Nürnberger Bäckerei einen Blick geworfen. Dort reihen sich sieben Bierhallen unter einem gemeinsamen Dach an einander, in denen sich berühmte Firmen niedergelassen haben, darunter die von Sedlmayr in München.

Daß für musikalische Produktionen gesorgt ist, versteht sich von selber; zwei Musikkapellen sind in drei Pavillons thätig.

Von der Parsifalaufführung in Bayreuth.

(Hiezu das Bild S. 965.)

Unsere Leser werden aus dem langen Bericht des Professor Ehrlich über „Parsifal" das Wesentliche der Handlung im Allgemeinen entnommen haben. Wir können uns daher auf die Erklärung der Szene beschränken, welche der Zeichenkünstler hier dem Beschauer in möglich getreuester Wiedergabe der Bayreuther Darstellung bietet. Der König Amfortas leidet an einer überaus schmerzhaften Wunde, die der böse Zauberer Klingsor ihm mit seinem (Amfortas') eigenen Speer, den er ihm entwendet, beigebracht hat. Mehr noch als die physischen Schmerzen martern ihn die Gewissensbisse. Er, der König vom Grale, der erkorene Hüter der höchsten Mysterien, des reinsten Glaubens, hat sich durch teuflische Künste eines weiblichen Dämons verführen lassen. Er war mit dem heiligen Speere, an welchem das Blut des Erlösers haftete, ausgezogen, um den Zauberer zu bekämpfen, der in der Nähe der heiligen Burg Monsalvat ein Zauberschloß, mit schönen Mädchen bevölkert, errichtet und schon manchen Gralsritter vom Wege des Heils abgeleitet hatte; und er, der König selbst, war vom Zauber umstrickt worden, und der heilige Speer befand sich in den Händen des Bösen! Alle Mittel, die Schmerzen der Wunde zu lindern, sind fruchtlos geblieben, und kein Trost mildert die Gewissensbisse. Eines Tages betet der Tiefgebeugte zum Grale um Gnade, um Rettung. Der heiligen Wunderschale entfloß da ein „Wunderschimmer" und

„Ein heilig Traumgesicht
Nun deutlich zu ihm spricht,
Durch hell erschauter Wortezeichen Male:
Durch Mitleid wissend,
Der reine Thor
Harre sein,
Den ich erkor."

Dieser Verheißene, Erkorene, ist nun Parsifal. Er ist ein reiner Thor, der von nichts weiß, was in der Welt vorgeht, er geräth unbewußt in das Gralsgebiet, wird von dem alten Ritter Gurnemanz in den Tempel geführt, hört die Klagen Amfortas', sieht die Abendmahlsfeier, versteht aber nichts, und wird von Gurnemanz weggewiesen. So zieht er wieder in die Welt und kommt in das Zauberschloß Klingsor's. Hier widersteht er allen Lockungen der Zaubermädchen; die mächtigste unter ihnen erscheint, Kundry, von deren Schönheit und geheimnißvollem edlerem Wesen selbst König Amfortas umstrickt worden war; fast unterliegt ihr auch Parsifal, aber mit einem Male erwacht in ihm das „Mitleid", die Erinnerung an die Klagen des kranken Königs während der Abendmahlsfeier, er weiset Kundry zurück; Klingsor erscheint mit dem heiligen Speer Amfortas', wirft ihn auf Parsifal, um diesen zu bannen, aber die Waffe bleibt über dem Erkorenen des Grals schweben, er ergreift sie, macht das Zeichen des Kreuzes, das Zauberschloß versinkt mit Klingsor. Parsifal wandert nun mit dem Speere durch die Welt, um Monsalvat und den kranken König zu suchen und ihn zu heilen; aber Kundry hat ihm die Pfade verflucht, und lange Trübsal muß er bestehen, bis er (im dritten Akte) unbewußt wieder in das Gralsgebiet gelangt. Dort findet er Gurnemanz als gebeugten Greis wieder, auch Kundry; denn diese ist eigentlich eine Büßerin, die von jeher im niederen Magddienste bei den Gralsrittern Erlösung und Gnade suchte, aber durch Klingsor's Macht wieder zum verhaßten Zauberdienst gegen jene gezwungen worden war. Parsifal hat den Speer „unentweiht" wieder gebracht, denn „nicht ihn selber durfte er führen im Streite", nun will er zu Amfortas geleitet sein, um ihn zu heilen. Von Gurnemanz vernimmt er die traurige Kunde, daß Amfortas „gegen seiner Wunde, seiner Seele Qual sich wehrend" in „wildem Trotze" den Tod wünscht, daß er trotz alles Flehens der Ritter den heiligen Gral nicht mehr enthüllen will, daß die Ritter in Ermangelung der heiligen Speisung hinsiechen, und Titurell, der Vater Amfortas', gestorben sei, weil ihn des Grals Anblick nicht mehr belebte. Nun läßt sich Parsifal zur Wanderung nach dem Tempel und zum Königthum vorbereiten durch die Salbung Gurnemanz' und die Fußwaschung Kundry's. (Wie diese beiden Vorführungen heiliger Vorgänge aus dem Evangelium auf der Bühne mit allem theatralischen Beizeuge jeden wahrhaft christlich Fühlenden tief verletzen müssen, ist schon angedeutet worden.) Die letzte Szene, die der Zeichenkünstler hier darstellt, spielt im Gralstempel. Die Leiche Titurell's ward vor dem Altar auf den Katafalk gelegt, und die Ritter fordern Amfortas auf, den Gral zu enthüllen: „Zum letzten Mal sei Deines Amtes gemahnt!" Er aber will nicht, er betet zur Leiche des Vaters, daß diese vom Erlöser den Tod für ihn erlange. Die Ritter drängen ihn: „Enthülle den Schrein, walte des Amts, Dich mahnet der Vater, Du mußt, Du mußt!" Doch Amfortas stürzt sich in wüthender Verzweiflung unter die zurückweichenden Ritter, reißt sich das Gewand auf und spricht:

„Hier bin ich, — die off'ne Wunde hier!
Das mich vergiftet, hier fließt mein Blut.
Heraus die Waffe! Taucht eure Schwerte
tief — tief hinein, bis an's Heft!
Ihr Helden, auf!
Tödtet den Sünder mit seiner Qual:
von selbst dann leuchtet euch wohl der Gral!"

Inzwischen ist Parsifal mit Gurnemanz und Kundry unbemerkt in den Tempel gekommen; in dem Momente, als Amfortas, von Allen gemieden, allein dasteht, tritt er vor den Leidenden, berührt ihn mit der Spitze des Speeres und spricht:

„Nur eine Waffe taugt: —
die Wunde schließt
der Speer nur, der sie schlug.
Sei heil, entsündigt und gesühnt!
Denn ich verwalte nun dein Amt.
Gesegnet sei dein Leiden,
das Mitleids höchste Kraft
und reinstes Wissens Macht
dem zagen Thoren gab.
Den heil'gen Speer —
ich bring' ihn euch zurück. —

Amfortas richtet sich im höchsten Entzücken geheilt empor, durch eine Phosphorvorrichtung beginnt die Spitze des Speeres zu leuchten. Parsifal befiehlt, daß der Gral enthüllt werde:

„Die Knaben öffnen den Schrein: Parsifal entnimmt diesem den ‚Gral' und versenkt sich unter stummem Gebete in seinen Anblick. Der ‚Gral' erglüht: eine Glorienbeleuchtung ergießt sich über Alle. — Aus der Kuppel schwebt eine weiße Taube herab und verweilt über Parsifal's Haupte. Dieser schwenkt den ‚Gral' sanft vor der aufblickenden Ritterschaft. — Kundry sinkt, mit dem Blicke zu ihm auf, langsam vor Parsifal entseelt zu Boden. Amfortas und Gurnemanz huldigen knieend Parsifal."

Diese Szene, die auf der Bühne und durch das wundervolle Zusammenwirken von Darstellung, Dekoration und Beleuchtung in Bayreuth von höchster Wirkung war, führt das Bild hier vor. Dem Beschauer wird es nach der Beschreibung ein Leichtes sein, die einzelnen Persönlichkeiten und Gruppen zu erkennen.

E. Simonetti.

Aus dem Badeleben in Norderney.

(Hiezu das Bild S. 964.)

Die Mehrzahl des Reisepublikums wird es am Ende nicht sein, die dem Anblick des Meeres in seinen vielfältigen Erscheinungen ein immerwährendes Interesse abgewinnt, die ungelangweilt Tag für Tag dem regelmäßigen Daherrollen der Wellen zusehen können, aber eine stattliche Gemeinde ist es doch, die treu, unentwegt und unberührt durch die verlockendsten Reiseprogramme mit Alpen, Tunnels, Aussichtspunkten und was es der Herrlichkeiten auf der lieben Gotteswelt mehr gibt, immer wieder nach Norden zieht, um an den Gestaden der Nord- und Ostsee einige Wochen Luft, Wasser- und Freisein nach des Lebens Plage und Mühe zu genießen.

Ich gehöre zu dieser Gemeinde, ich liebe das Wasser und rechne die Tage und Wochen, die mich der Himmel am Strande des Meeres verleben ließ, zu den glücklichsten meines Lebens.

Das hat mich auch einst nach Norderney gezogen, nach jener vielbesuchten ostfriesischen Insel, die unter der dichten Kette von Inseln, die vor dem norddeutschen Festlande liegen, wohl die bedeutendste ist. Der Wege dahin gibt es mehrere, ich bin von Bremerhaven aus gefahren und glaube, es ist der angenehmste, weil er eine längere Meerfahrt mit allen ihren Reizen bietet. Wer gesund und nicht allzu ängstlich vor der Seekrankheit ist, möge ihn immer wählen, die etwa achtstündige Fahrt wird ihm — namentlich wenn er das Glück hat, außerhalb der Inseln und nicht, wie das sehr häufig, namentlich bei stark bewegter See geschieht, durch das sogenannte Watt, den Theil des Meeres zwischen den Inseln und dem Festlande, zu fahren — viel Freude machen. Imposant kann man den Anblick von Norderney, sowie den der anderen Inseln, die man während der Fahrt passirt, nicht gerade nennen. Keine irgendwie nennenswerthe Bodenerhebung macht sich bemerklich, dünn mit Gras bewachsene Sandhügel und davorliegender brauner Moorboden, auf welchem hier und da gefleckte

Kühe waiden, ist der einzige sich dem Auge bietende Anblick. Kommt man indeß näher nach Norderney, so präsentirt sich die Insel doch ganz respektabel.

Das Schiff hält vor dem Ende eines langen in das Meer hinein gebauten Dammes, auf welchem der Reisende von den lieben Inselbewohnern in Empfang genommen wird und sich in kurzer Zeit mitten in dem eigenartigen Badeorte befindet. Sandige Straßen, die man auf schmalen Backsteinsteigen passirt, durchziehen unregelmäßig ein Gewirr von einfachen, aber sauberen Häuschen, jedes mit einer zeltartigen Veranda davor. Nur um das stattliche Kurhaus und den großen Schmuckplatz davor erheben sich größere Gebäude, Hotels, Bazare u. dergl. Soweit es die rauhen Stürme gestatten, hat man auch Baumanpflanzungen versucht, die aber nicht die Höhe der die Insel umschließenden Düne übersteigen.

Der Neuangekommene wird nach seiner Installirung, die sich meistens schnell und bequem vollzieht, wohl zunächst zum Strande eilen, der in wenigen Minuten zu erreichen ist.

Da liegt das große, ewige Meer vor dem entzückten Auge. Glatt wie ein Tisch zieht sich stundenlang der herrliche Strand dahin, nur unterbrochen durch gewaltige Steinmauern, die eigenartig in den Ufersand versenkt sind, um der Allgewalt des Wassers zu trotzen, das in unersättlicher Gier seine habsüchtigen Wellen wie eine endlose, stürmende Tirailleurkette gegen das Land schleudert. Wie gern habe ich auf diesem breiten Mauerwerke oder Buhnen gestanden, stundenlang konnte ich dem erbitterten Kampfe zuschauen, den die Gewalt des Wassers hier mit dem Menschenwerke kämpft. Jede Welle schleudert etwas daher zwischen die Fugen der großen Steinblöcke, jede reißt wieder etwas fort, unzählige lebende Wesen, Muscheln, Krebse und Gethier aller Art werden dabei hin und her geschleudert, ein fortwährendes Tödten, ein fortwährendes Lebendigwerden.

Dahinter auf dem breiten Strande sieht man ein reges Leben, die meiste Zeit bringen die Badegäste hier zu. Hier wird promenirt, konversirt, geklatscht und bewundert, hier trifft man seine etwaigen Bekannten und wechselt weise Worte über Krankheiten, Mode, über Wohnungsverhältnisse und leibliche Genüsse. Sind die Herren unter sich, so wird auch wohl Politik getrieben. Sinn und Unsinn in buntem Durcheinander.

Einen besonders interessanten Theil des Strandlebens bilden die Spiele der lieben Jugend. Alle Nachmittage werden heftige Kämpfe durchgekämpft, die eine Partei besteht aus Knaben mit Spaten, die andere aus den schäumenden Meereswellen. Der Kampf wird in der Weise durchgeführt, daß die Knaben aus dem feuchten Sand eine Art Fort oder Festung bauen, deren Wälle mit der höher steigenden Flut immer den Wellen zum Opfer fallen. Die lustige Schaar leistet aber tapferen Widerstand: wo daherrollende Wasser ein Stück der Schanze fortspülen, finden sich zehn Spaten, die den Schaden wieder ausbessern, bis die höher und höher steigende Flut die Arbeit immer schwieriger macht und das Wasser siegreich die durchnäßte Schaar davonjagt. Das Meer bleibt immer Sieger, bis eine höhere Gewalt es wieder um Hunderte von Schritten zurücktreibt und das Feld für neue Kämpfe wieder frei wird. Das lebhafte Treiben entzückt Jung und Alt. Was sich von der Gesellschaft nicht am Strande bewegt, läßt sich in Hunderten von Körben nieder, die einen bequemen Sitzplatz und Schutz gegen Wind und Sonne bieten. Zum Träumen und Lesen kann nicht leicht ein besseres Arrangement getroffen werden. — Die Hauptbeschäftigung des Tages bildet auf der Insel natürlich das Baden. Die Badeplätze sind für die Geschlechter getrennt, die Männlein im Osten, die Weiblein im Westen und dazwischen neutrales Terrain. Daß der Wellenschlag vortrefflich ist, erklärt sich schon aus der Lage der Insel, es ist aber auch durch Badekarren, die einen bequemen Aufenthalt für das An- und Auskleiden bieten, für die möglichste Annehmlichkeit gesorgt. Ausgelegte Tonnen und Signalbläser sollen waghalsige Neulinge warnen, zu weit in's Meer zu gehen, ein Rettungsboot ist am Strande immer bereit, aber doch fordert das tückische Element zuweilen ein Opfer: sind ihm doch erst im vorigen Jahre zwei blühende Menschenleben verfallen.

Bekanntlich reizt die Seeluft den Appetit, und da ist es natürlich, daß man seine Schritte zu Plätzen wendet, wo nach dem Bade ein kräftiger Imbiß nebst ditto Trunk zu finden ist. Dazu braucht man in Norderney nur die Düne vom Herrenstrande aus zu besteigen und man befindet sich in dem beliebtesten Restaurant, der sogenannten Giftbude. Alljährlich wird das luftige Gebäude vom Sturm umgerissen und in die Dünen geworfen, das gute Geschäft aber, das dort gemacht wird, macht die Mühe des Wiederaufbaues zu einer lohnenden Arbeit. Entzückend ist der Anblick des Meeres von dort oben, namentlich zur Zeit des Sonnenuntergangs. Welch' angenehme Stunden habe ich dort im Kreise angenehmer Menschen verlebt, möchten sie meiner gedenken wie ich ihrer!

In einem so regen Badeleben ist natürlich auch für Vergnügen aller Art gesorgt. Musik Morgens, Musik Nachmittags, Musik Abends, die letztere regelmäßig in dem herrlich gelegenen Strandhotel, dazu Segelfahrten, Fischen, Angeln, Schießen, kurz, alle möglichen Unterhaltungen, selbst reiten kann die liebe Jugend, die fünf bis sechs altersgrauen Steinesel haben schon manch' liebliches Kind durch die Düne getragen. Das Badepublikum Norderneys setzt sich aus den verschiedensten Elementen zusammen, vom gekrönten Haupt bis zum schlichten Subalternbeamten herab. Für jede Art von Ansprüchen ist gesorgt: wer glänzend leben will, findet hiezu genügend Gelegenheit und Gesellschaft, wer bescheiden ist, nur der Gesundheit und dem Naturgenuß seine Zeit widmet, kann ebenfalls kaum einen geeigneteren Ort finden. Die Preise für Wohnung und Beköstigung sind nicht übermäßig hoch und fest geregelt, zum Feilschen und Handeln eignet sich der biedere Ostfriese nicht. Und dann möchte ich noch eines großen Vorzuges Erwähnung thun, den Norderney namentlich vor den Ostseebädern hat: es kommen die lästigen Gäste der heißen Tage, die Mücken und Fliegen, nicht vor. Wer die Verzweiflung der Badegäste an einigen Punkten der Ostsee schon erlebt, wenn sich Niemand den fürchterlichen Mückenstichen entziehen kann, der wird den Vorzug gewiß zu schätzen wissen. Noch eins, man geht in Norderney früh zu Bett und das ist wahrlich nicht die schlechteste Seite des Lebens dort, man will sich doch stärken und erfrischen und dazu gehört in erster Reihe erquickender Schlaf, und wie köstlich schläft's sich in dieser herrlichen Luft, wie köstlich klingt das immerwährende Schlummerlied, das die Wellen dazu singen!

H. Lüders.



September.

„Suchend streift er durch die Flur,
Nichts entgeht der feinen Nase,
Selbst die allerkleinste Spur
Wittert er im hohen Grase;
Wie gewandt, wie klug und fein
Weiß er Alles auszuspähen!
Seiner Arbeit zuzusehen
Ist schon Götterlust allein."

Bunsen.



Die Felder sind leer und herbstlich streicht der Wind über die Stoppeln. Zwar versucht es die Sonne, uns den nahenden Winter vergessen zu machen, indem sie oft mit afrikanischer Glut die Gefilde versengt, allein ihre Macht ist begrenzt, die Nächte sind bereits kühl und das Laub, welches gleichsam zum Trost für die nahe Scheidestunde sich in die herrlichsten Tinten kleidet, mahnt als ein untrügliches Memento an die Scheidestunde vom Sommer.

Der Weidmann hat aber keine Zeit, sich den wehmüthigen Gedanken an die entschwundenen Freuden des Jahres hinzugeben, ihn ruft es hinaus zur Thätigkeit in Wald und in Feld.

Im Walde ist es der edle Hirsch, der, bereits hochzeitliche Regungen verspürend, unstät durch das Revier wechselt, bis er, der erwachten Reiselust sich überlassend, die fernen Brunftplätze aufsucht, welche er mit wunderbarem Instinkt zu finden weiß.

Auf dem Felde ist es das Rebhuhn, welches jetzt vorzugsweise die Thätigkeit des Jägers absorbirt. — Elf Monate wurde das Revier mit sorgsamem Auge gehütet und bewahrt, früh und spät war der Jäger thätig, die Gefahren abzuwenden und in den Zeiten der Noth und des Mangels das nöthige Futter zu spenden. Weder Mühe noch Geld wurde gespart, um den Rebhühnerbestand zu erhalten und zu vermehren.

Nun ist die Saat reif und der Jäger sucht den Lohn für seine Bemühungen. Wenn aber, wie in diesem Jahre, unvorhergesehene Naturereignisse zu einer Zeit, wo man endlich aufathmend der Sorge enthoben zu sein glaubt, den größten Theil der Hoffnungen zertrümmern, wenn ein nasser und eisig kalter Juni die Bruten zerstört oder ein schweres Hagelwetter die jungen Hühnchen vernichtet, dann steht der Heger trostlos an dem Grabe seiner Habe. Anstatt zu ernten, muß er von Neuem säen und ist genöthigt, seinen Abschuß auf die Hälfte oder den vierten Theil zu reduziren. In den meisten Gegenden des deutschen Reiches, mit Ausnahme des Königreichs Sachsen, wurde die Hühnerjagd zeitig eröffnet und lauten im Allgemeinen die Berichte den gehegten Befürchtungen entsprechend. Freudige Nachrichten liefen wenige ein, aber desto zahlreichere Klagelieder. Die Situation in den Revieren wird deutlich durch die vielen gelten Hühner gekennzeichnet. Wir rathen daher, von dem Abschießen einzeln liegender Gelthühner abzusehen, um dem Revier den alten Stamm, der durch die Unbilden der Witterung seine Nachzucht verlor, zu erhalten.

Auch bei den Ketten halten wir es nicht für gut, die Alten fortzuschießen. Man überliefert die jungen Hühnchen den tausend Gefahren, vor denen sie die Henne, noch mehr aber der alte Hahn zu bewahren weiß. Alte Hühner legen außerdem zahlreichere Eier und bringen die Geniste besser aus als junge.

Es ist übrigens eigenthümlich, daß wir vom naturgeschichtlichen Standpunkte aus über dieses ebenso verbreitete wie geschätzte Wild eigentlich herzlich wenig wissen.

Der Naturforscher überließ diese Frage dem Jäger und dieser begnügte sich, die Lebensweise und die Gewohnheiten seiner Lieblinge zu studiren. Zwar finden sich bei einzelnen Gelehrten Andeutungen über individuelle Verschiedenheit in der Färbung, aber erst Altum wies durch seine sorgsamen Studien auf die charakteristische Verschiedenheit in Größe und Gefieder der Rebhühner hin und begründete seine Ansichten in der interessanten Kollektion von Rebhühnerspezien, die er für die Forstakademie zu Eberswalde anlegte.

Die Rebhühner paaren sich bereits im März, legen Anfangs Mai das Geniste an, beginnen Ende Mai die Brut und bringen dieselbe nach 21 Tagen aus. Das Huhn wählt leider mit Vorliebe den Anfangs Mai schon ziemlich entwickelten Klee zur Brut und kann es nicht ausbleiben, daß bei der ersten Mahd viele Geniste zu Grunde gehen. Interessant ist die Erscheinung, daß in Gegenden, wo es Fasanen gibt, diese oft 3—4 Eier in die Rebhühnernester legen, eine Aufmerksamkeit, welche die Rebhühner zu erwiedern nicht unterlassen. Die Hühner brüten die Fasaneneier aus und ziehen die Jungen mit den ihrigen groß.

Obgleich das Rebhuhn Standwild ist, gibt es einzelne Gegenden, in denen regelmäßig im Herbst ein Wandern der Hühner beobachtet wird. Dieses regelmäßige Streichen darf jedoch nicht mit dem zeitweisen oder dauernden Verlassen einzelner Gegenden aus lokalen Gründen verwechselt werden.

Von dem übrigen Wild ist im September das meiste Haar- und Federwild jagdbar. In Preußen hat vom Hochwilde das Mutterwild nebst den Kälbern, ferner die Ricke mit Kitzchen und der Dachs Schonzeit. Die Jagd auf Hasen beginnt in den meisten Bezirken Mitte dieses Monats.

In Bayern beginnt der Abschuß der Roththiere am 16. und wird auch der Dachs zu dieser Zeit jagdbar. Der Biber wird noch geschont. Die Jagd auf Fasanen beginnt am 2. d. Mts. Kälber und Kitzen vom Reh- und Gemswild dürfen gar nicht geschossen werden.

Im Königreich Sachsen hat nur die Ricke mit ihren Kitzen, sowie Hase und Fasan Schonzeit.

In Württemberg genießen Kahlwild und Ricken Schonzeit, Kälber und Kitzen sind wie in Bayern vom Abschuß ganz ausgenommen. Hase und Dachs sind jagdbar.

Was den Abschuß der Hasen betrifft, so können wir den Weidmännern nur dringend anrathen, sich Enthaltsamkeit aufzulegen und in diesem Monat so wenig Hasen wie möglich, besonders nicht auf der Suche abzuschießen. Während der Rammler es sehr bald heraus hat, daß die goldene Zeit vorüber, sitzt die alte Häsin so fest, daß sie erst dicht vor den Füßen des Jägers herausfährt. Mit dem blinden Abschießen auf der Suche kann man somit leicht seinen ganzen Hasenbestand ruiniren und die Hoffnung auf die Zukunft vernichten.

Für ruhige, sichere Jäger, die einen Dreiläufer für die Küche brauchen, ist dieß natürlich nicht gesagt.

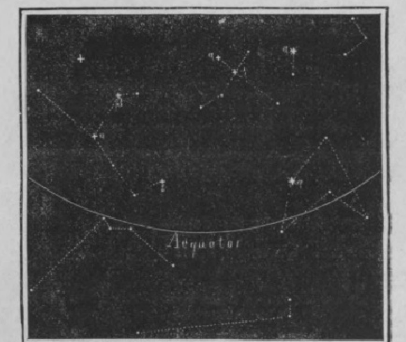
Noch einen Uebelstand hat das Hasenschießen auf der Suche, man verdirbt sich den Hund, der, wenn er erst einmal einen Hasen apportirt hat, nur zu gern jedem Krummen, der herausrutscht, nachprellt. Und doch ist die Arbeit des Hühnerhundes, wie Bunsen in unserem Motto so treffend sagt, „Götterlust" und repräsentirt wahrlich nicht den kleinsten Theil der Freuden auf der Suchjagd. Darum Schonung den Hasen und Weidmannsheil zur Hühnerjagd.

Rübezahl, emer. Berggeist.



September 1882.

Um die Mitte des Monats steht Abends hoch im Süden bis zum Zenith sich hin erstreckend das charakteristische Dreieck Wega, Deneb, Atair. Wega gehört dem Sternbild der Leyer an, das außerdem nur einen Stern dritter Größe, sonst lauter kleinere enthält, in unserer Skizze rechts oben (in der Ecke drei Sterne dritter Größe von Herkules). Deneb, weniger hell, ist im Sternbild des Schwanen, links von der Leyer, der Stern α; außerdem enthält derselbe noch einen Stern zweiter Größe γ, der merklich schwächer ist als Deneb, und vier Sterne dritter Größe, alle mit einander das Bild eines Kreuzes darstellend. Atair endlich, erster Größe, gehört zum Adler (in der Skizze rechts), der außerdem vier Sterne dritter Größe enthält. Links von diesen drei Sternbildern zeigt sich Pegasus mit drei Sternen zweiter und vier dritter Größe, oberhalb ist noch ein Stern



zweiter Größe, der zur Andromeda gehört und mit den drei nächsten Sternen des Pegasus das „Trapez" bildet. Unterhalb des Pegasus steht das Sternbild des Wassermanns mit fünf Sternen dritter Größe. Schon tief am Horizont das des Steinbocks mit drei Sternen dritter Größe. Der einzelne Stern dritter Größe in der Mitte gehört dem Sternbild des Delphin an.

Mars geht gegen 8 Uhr Abends unter, Venus, die am 26. ihre größte Entfernung von der Sonne hat, übrigens erst am 1. November ihren höchsten Glanz erreicht, nach 9 Uhr. Zugleich erscheint Saturn im Osten und zwei Stunden später Jupiter, jener rechts, dieser links vom Stier. Am 20. September Abends steht Merkur dicht bei Spika, dem hellsten Stern der Jungfrau, nur 12 Minuten, also etwa ein Dritttheil Mondsbreite, über ihr. Da er erst um 7 Uhr untergeht, wird er darnach von einem scharfen Auge gefunden werden können. Beträchtlich weiter entfernt von Spika, etwa zehn Vollmondsbreiten nördlicher, steht Mars.



(Redigirt von Jean Dufresne.)

Schachbriefwechsel.

Hrn. H. L. in Aschersleben. Sie haben Recht. Nur die Spielart 1) E 2 — E 4, E 7 — E 5; 2) S. G 1 — F 3, D 7 — D 6 heißt Vertheidigung des Philidor im Königsspringerspiel. — Jos. L. in Berlin. In Nro. 187 scheitert 1) S. B 4 — D 3 + an K. F 4 n. F 3. — Ed. G. in Göteborg. Sie befinden sich im Irrthum. In Nro. 178 setzt nach 1) L. G 2 — E 4, F 5 n. E 4; 2) D. H 3 n. D 7 Matt. — L. R. in Genua. In Nro. 182 würde auf 1) D. A 6 — D 3, D. D 7 — C 6 das sofortige Matt hindern.

Zur Aufgabe Nro. 182. Durch Hinzufügung eines schwarzen Bauern auf G 7 wird die Nebenlösung beseitigt. Hrn. R. W. W. in Reudnitz und Sch. in Kassel. Nro. 182 R. — H. K. in Chemnitz; Fr. in Neuruppin; G. R. in Nürnberg; O. H. in Haiger. Nro. 183 R. — H. O. in Tarnow. Nro. 183 und 187 R. — L. H. in Backnang. Nro. 184 und 185 R. — J. B. in Hedewigenkoog. Nro. 181 und 183 R. — Sch. in Guttentag. Nro. 186—188 R. — Mr. E. Fr. à Lyon. Vos solutions de Nr. 178 et 182 sont justes. — Dr. B. in Wolfenbüttel; E. G. in Neugersdorf und M. Abr. in Gr.-Nutz. Nro. 185 R. — Geh. Justizr. J. in Frankfurt a. O. Nro. 186 R. — W. (past.) in Strehlen. Nro. 181—186 R. — H. M. in Branitz. Nro. 185—188 R. — L. v. L. in Hannover. Nro. 186 und 187 R.

Hrn. v. G. in Stralsund. Die Partieen des Wiener Schachturniers werden, wie wir hören, in besonderer Ausgabe erscheinen. — H. O. in New-York. Freundlichen Gruß. Nro. 178—181 R. — G. v. G. in Ortosta. Nro. 183 und 187 R. — Schachfreund in Straßburg. Nro. 180—183 R. Mit Vergnügen gelesen. — H. R. in Komorn. Nro. 180—183 R. — O. T. in Hamburg; O. in Hannover. Nro. 186 R. — J. H. in Itzehoe. Nro. 187 R. — M. in Rohlau. Nro. 188 R. — Fr. M. in Prag. Dankend die Schachspalten des Prager Familienblattes erhalten. — Hrn. Edm. E. in Göttingen; T. J. E. in Langenfelde; C. M. in Braunschweig; A. B. und R. E. Sh. in Görlitz und A. W. in Buenos Ayres. Die gütigst eingesandten Aufgaben werden geprüft werden.

Auf die folgende, scheinbar leichte, in der That recht schwierige Aufgabe des ausgezeichneten nordischen Problemkomponisten machen wir unsere Schachfreunde besonders aufmerksam.

Aufgabe Nro. 193.

Von Alfred Arnell in Göteborg.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 188:

Weiß.	Schwarz.
1) D. G 3 — B 3	1) Beliebig.
2) Dame oder Springer Matt.	

Kartenspiele.

(Redigirt von A. Hertefeld.)

Auflösung der Aufgabe Nro. 41:

Skat.

Die zehnte Karte ist die Eichel-Zehn, welche bei der Lösung nicht in Frage kommt. — Sitzt der Spieler in der Vorderhand, so kann er Null ouvert spielen, derselbe ist unbedingt gewonnen, wenn er die gefährliche Schellen-Acht ausspielt (denn es ist angenommen, jeder Gegner hat drei Schellen). Sitzt der Spieler in der Mittel- oder Hinterhand, so muß das Spiel verloren gehen, wenn Vorderhand oder dritte Hand neben drei Schellen, worunter die Sieben, auch vier Grüne hat; in diesem Falle wird der dritte Mann seine Schellen abwerfen und muß der Spieler dann die Schellen-Sieben mit der Schellen-Acht nehmen.

Wenn die drei Schellen mit der Schellen-Sieben und die lange Farbe Grün nicht in der Vorderhand sitzt, so ist es erforderlich, daß die Vorderhand ein niedriges Roth oder Eicheln habe, damit der Partner an's Spiel kommen kann.

Spiel-Briefwechsel.

Hrn. Otto Rieber. Besten Dank. Lösung richtig.

F. A. S. C. W. Skatkränzchen in Grabow. Ihre Aufgabe ist sehr lehrreich und werden wir dieselbe verwenden. — Bei richtigem Spiel mußten Sie, wie die Karten sitzen, gewinnen. — Besten Dank!

G. Wächter in Möln a. Rh. Ihre Lösung ist allerdings richtig, dieselbe berücksichtigt aber die Aufgabe nicht. — Spieler verliert durch einen Schnitt von vorn!

Wenkel. Es gibt noch zwei andere Lösungen. Wir halten den Schnitt von vorn hier für sehr berechtigt, da er den Schneider bringt, falls er glückt.

Leser (ohne Angabe des Namens) in Birnbaum. Tadeln ist leicht — aber Gründe! Wollen Sie uns einen Modus angeben, wie das Spiel überhaupt zu gewinnen ist, wenn drei Eicheln in einer Hand dagegen sitzen?

Hrn. Emil Frank in Braunschweig. Sehr scharfsinnig, doch haben Sie nur theilweise Recht. Spieler muß zweimal Atout ziehen, da er den Skat nicht kennt. Hiebei wirft der dritte Spieler seine beiden Singletons Roth und Grün ab. Spieler spielt die grüne Zehne, der Eine wimmelt, der Andere nimmt und zieht roth Aß, worauf der dritte Mann Schellen-Zehn wimmelt.

Abonnent in Chicago. Besten Dank!

Zweisylbige Charade.

1.
Ein Wörtchen klein,
In alte Zeiten greift's hinein.

2.
Ein Seufzer in des Lebens Pein.

1. 2.
In Waldesgrund ein Städtchen fein;
Was mag es sein?

Auflösung des Rösselsprungs Nro. 16:

Kind! es wäre dein Verderben,
Und ich geb' mir selber Mühe,
Daß dein liebes Herz in Liebe
Nimmermehr für mich erglühe.

Nur daß mir's so leicht gelinget,
Will mich dennoch fast betrüben,
Und ich denke manchmal dennoch:
Möchtest du mich dennoch lieben!

Auflösung der Charade in Nro. 46:

Veilchen.

Bilderräthsel 48.

VENI.TE.VALET.NE.METI.LIBER
TATI.VENTI.A.APIS LEDA.PIGES.SI
SE.GALLI.VILLA.MENTE.LIBERA.
DUM.ME.VIDI.MITTERE.CUPERNAS

Dieses Relief, welches vor einigen Wochen bei Gelegenheit eines Kanalbaues in unmittelbarer Nähe des Kochbrunnens zu Wiesbaden ausgegraben wurde und im naturhistorischen Museum daselbst aufbewahrt wird, trägt eine so räthselhafte Inschrift, daß es bis jetzt noch nicht gelungen ist, dieselbe ihrem ganzen Wortlaut nach zu entziffern. So viel scheint indeß festzustehen, daß die Gallier sich am Fundort «mente libera», mit freiem Verstand, also bei gesundem Menschenverstand, eine Villa gebaut haben, und zwar zur Zeit, als man den Schreiber dieser Inschrift für gut befunden hat, nach Cuperna, wahrscheinlich das heutige Kuprichshausen in Baden, Kreis Mosbach, Bezirksamt Tauberbischofsheim, zu schicken. Hoffentlich gelingt es auch, den Anfang der Inschrift demnächst festzustellen.

Auflösung des Bilderräthsels 46:

Um so zarter und weicher eine Blume der Freude ist, um so reiner muß die Hand sein, die sie abbrechen will.

Briefmappe.

Hrn. F. K. in Moskau. In Nizza spricht Jedermann französisch. Ihre Verwandten können sich also überall einmiethen. In Gsell-Fels' „Südfrankreich" (Leipzig, Bibliogr. Institut) finden Sie alle Details über N., namentlich auch die Preise.

Hrn. W. P. in Z. Man würde uns, wenn wir Ihren Schrei aus tiefster Noth der Briefmappe einverleiben wollten, ebenfalls für ein Heirathsvermittlungsbureau ansehen, obgleich es sich bei Ihnen ja gar nicht darum handelt. In solcher Noth hilft freilich nur eine „Verlobung".

Frl. B. A. in Memel. Tauchnitz wird Ihnen vielleicht die Adresse des Autors mittheilen, Sie selbst aber müssen mit demselben in Verkehr treten.

Frl. S. A. in L. Für Ihren Kunstzweig wird es wenig Verwendung geben. Wenden Sie sich an die Kunsthandlung von Ackermann in München.

Frl. Helene P. in H. Das Fach der Uebersetzer ist stark übersetzt. Vielleicht geht es durch eines der Literar. Bureaux, die wir in einer der letzten Briefmappen namhaft gemacht haben.

Junger Engländer in G. Einen Brief oder Briefe.

Hrn. H. M. in K. Der strikte Wortlaut des Gesetzes ist gegen Sie.

Hrn. Dr. O. B. in Mel. Fabrik photogr. Instrumente von Liesegang in Düsseldorf.

Frl. A. H. in Krumbach. Als Spezialität für das Klavier gilt das Stuttgarter Konservatorium, dessen Sekretariat Ihnen die nöthigen Mittheilungen über Stunden- und Pensionspreise zugehen lassen wird.

Hrn. H—dt in Wiesbaden. Es werden allerdings Briefmarken, welche gestempelt sind, von dem Stempel auf chemischem Wege gereinigt und wieder verkauft. Indessen haben wir in der Briefmappe der letzten zehn Nummern eine Anzahl von Stellen genannt, welche die Briefmarken durch Verkauf zu wohlthätigen Zwecken verwenden.

Hrn. M. in Schwerin (Mecklenb.). Die Sprüchwörtersammlung ist nicht von Sanders, dem bekannten deutschen Lexikographen, sondern von Wander und erschien 1863 ff.

Hrn. L. W. in Halle. Die Methode ist wohl zu empfehlen, nur gehört großer Fleiß und konsequenter Eifer des Lernenden dazu.

Frl. Bertha H. in P. (Böhm.). Eine kleine kompendiöse Musikgeschichte ist jüngst von Nohl bei Reclam in Leipzig erschienen; eine ausführlichere, von Ambros, erschien 1862—68. Eine Musikbibliographie, wie Sie sie wünschen, existirt nicht. Von A. haben wir großen Vorrath.

Hrn. A. Gr. in Triest. Ihre Frage ist viel zu allgemein gehalten, um beantwortet zu werden.

Hrn. Frz. V. in Kiel. Wir müssen Sie um Einsendung des Artikels bitten, um entscheiden zu können.

Hrn. O. P. in Heidelb. Wir danken Ihnen für die Auskunft, welche eine uns von einem Materialwaarenhändler gewordene Erklärung berichtigt: Die sogenannten „grünen Kerne", aus welchen die trefflichen Suppen bereitet werden, sind nicht Korn, sondern Spelz. Die Gewinnung geschieht nicht nur in schlechten Jahrgängen, wenn das Getraide nicht reif wird, sondern die Kerne werden alljährlich in großen Massen produzirt und bilden für den Odenwald einen wichtigen Handelsartikel. Seit einigen Jahren werden auch an der Bergstraße grüne Kerne bereitet.

Hrn. Rob. v. W. in Nord. „Carbonari" waren eine geheime politische Verbindung, ursprünglich gegen die Herrschaft der Franzosen gerichtet. Ihr Rituale war vom Kohlenbrennen hergenommen, daher der Name: Carbonaro, Köhler. In den dreißiger Jahren trug man lange Mäntel mit einem ganz kurzen Krägchen, welche Carbonari hießen.

Hrn. C. S. in Gl. (Schottl.). Gerade dieses Arithmogriph hat sehr viele Lösungen gefunden; wir bedauern lebhaft die Druckfehler.

Frl. Herm. v. L. Leider können wir von Ihrer freundlichen Einsendung keinen Gebrauch machen.

Hrn. Dr. Jul. M. in K. Fahrtenpläne und Auskunft über Bahnverbindungen, sowie darüber, wie Sie Ihre Reise am bequemsten einrichten, können Sie von Seemann's Reisebureau (München, Café Imperial) erhalten.

Frau K. H. in O. Zur slavischen Sprachenfamilie gehören die Russen, Polen, Czechen, Slovaken, die nördlichen und illyrischen Wenden, Serben und Bulgaren.

Frl. Herm. S. in O. Die Benzoetinktur können Sie ohne Bedenken Ihrem Waschwasser beimengen. Der Geruch ist sehr angenehm.

Zwei Wettende in London. Von zuverlässiger Seite wird uns versichert, daß es nicht der Fall war. Es würde tagelangen Nachschlagens bedürfen, wollten wir dieß untersuchen.

Fr. A. W. M. Jede Buchhandlung kann Ihnen das in diesem Jahre erschienene Werk von Lydia Bayer, Anleitung zum Zuschneiden von Tisch-, Bett- und Leibwäsche (Stuttgart, Wilh. Nitzschke), Preis 4 M., verschaffen.

Hrn. L. Sch. in Eßl. Im Augenblick ist nur eine novellistische Preiskonkurrenz ausgeschrieben.

Hrn. R. S. in Frankfurt. Flandrin, Rousseau, Gudin.

Hrn. Grafen P. P. in A. Der Accent ist bei Sebastopol auf der letzten Sylbe.

Champs-Elysées. Ein ganzjähriges direktes Abonnement bei unserer Expedition kostet inkl. Porto nach Frankreich 20 M. = 25 Frs. und wird bei einem solchen jede Wochennummer per Post franko unter Kreuzband so zeitig versandt, daß dieselbe auch spätestens an dem Sonntage, für welchen sie erscheint, in Ihren Händen sein würde. Der Betrag für den ganzen Jahrgang ist vorauszubezahlen und senden Sie denselben an unsere Expedition am einfachsten durch Postmandat. Die Aufbewahrungsmappe ist nur für eine oder wenige Nummern bestimmt, jede Einbanddecke dagegen für einen halben Jahrgang, also 26 Nummern.

Hrn. Archit. P. in O. Die Portugiesen und Brasilianer rechnen nach Milreis. Die Sache sieht nur so kolossal aus: Milreis sind 1000 Reis. Das portug. Milreis ist = M. 4. 47, das brasil. Milreis = M. 2. 33.

Frau Henr. H. in S. „Die weiße und rothe Rose?" Damit bezeichnet man den 33jährigen Kampf zwischen den Häusern York und Lancaster um den englischen Thron (1452—1485). Er endete mit Heinrich VII. Thronbesteigung.

Hrn. Erich v. K. in Hamburg. Am besten wird Ihnen der brasilianische Konsul dort dienen können. Nur zu dem gewünschten O. nicht.

Hrn. Rath Lud. K. in F. Die Stichomantie ist die Wahrsagerei aus Zeilen oder Versen: in der christlichen Welt namentlich aus der Bibel, die man nach Zufall aufschlägt.

Emilie Glaser in Colberg. Marie Edle von Metz in Wien. Max Belowsky in Berlin. Bertha Garthe in Dobbertin. O. L. in Angersburg. Béla Bohm in Budapest. R. P. in Landsberg. J. Zweitinger in Hüttensteinach. Albert Reichmann in Düsseldorf. Adolf Appel in Hannover. Elise Rosenow in Breslau. Frau Schleger in Grafenberg. Ein Abonnent in Karlsruhe. Eichhörnchen in Paris. Joh. Schwartz in Berlin. A. Lange in Brüssel. Die kleine Helene in Lipica gorna. Adolf Rosenthal in Lodz. H. Heider in Breslau. Hulda Rawicz in Schmieheim. R. Librowicz in K. Graßmann in Schönermarn. Otto Katz in Leipzig. Otto Schnaufer in Weimar. Wilhelm Fröhlich in Königgrätz. Anna Mahlmann in Hannover. Gustav Krimer in Havre. B. H. in Rotterdam. R. K. in Torgen. Richtig gelöst.

Gesundheitspflege.

Hrn. H. St., Reg.-Bez. Aachen. 1) Hautausschläge muß man als Arzt sehen, um sich ein Urtheil bilden und eine Verordnung geben zu können. 2) Schreiben Sie direkt an den „Vorstand der geographischen Gesellschaft in B." und erbitten Sie sich deren Statuten.

Frau Sch. F. in Bern. Das fragliche „Mittel" ist eine weiße Schminke, aber kein Heilmittel gegen Nasenröthe.

Frau Dr. F. C. in Berlin. Das Eau de Lys ist ein kosmetisches Hautwasser und besteht aus 2 Gramm Zinkoxydpulver, 2 Gramm Talksteinpulver, 4 Gramm Glycerin und 200 Gramm Rosenwasser. — Zinkoxydpulver wird vielfach gegen Hautleiden auch von ärztlicher Seite verordnet. Von fortwährendem Gebrauche desselben als „Schönheitsmittel" ist dagegen abzurathen, da solches allerdings ein Gift enthält.

Frau Laura B. in Hagen. Mit dem „Baden in Mutterlauge oder Badesalz", damit der Kleine rascher laufen lerne, hat man Ihnen einen Bären aufgebunden. Viele Kinder, die sonst ganz gesund sind, machen erst in der zweiten Hälfte des zweiten Lebensjahres den Versuch, aufrecht zu stehen und „laufen" zu lernen. Ihre Aengstlichkeit wäre nur dann begründet, wenn ein mechanischer Fehler, ein Nerven- oder ein Muskelleiden, vorläge, was wir aus der Ferne nicht beurtheilen können.

Frau Frida Sch. in Dören; Hrn. J. H. in Gülpen; Hrn. C. W. in B.; Hrn. F. B........li in Zürich; Frl. M. K. in B.; Frau H. M. in Thorn. Ohne persönliche ärztliche Untersuchung nicht möglich zu beurtheilen oder zu beantworten. **Dr. St.**

Redaktion: Dr. Edmund Zoller in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.



48. Band.
Vierundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1881—1882.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag **Mark 3. 50.**

Aus den Wassern.

Novelle

von

Jeanne Marie von Gayette-Georgens.

(Nachdruck verboten.)

An dem Stamm einer Linde, um die sich an Sommerabenden der muntere Reigen einer fröhlichen Dorfjugend schlang, lehnte ein junger Mann, den in eine gesellschaftliche Klasse einzureihen beim ersten Anblick schwer hielt. Er war, seiner Kleidung nach zu schließen, weder ein Niedriggeborener noch ein Aristokrat, und konnte in seinem Phantasiekostüm für eine Maskenballfigur gelten; — auf seinem Lockenhaupt saß eine bunte Schiffermütze, die sich Nidi — so nannte er sich selbst, als er seinen Namen Friedrich noch nicht aussprechen konnte, und so hieß er heut noch bei Jung und Alt im Ort — selber genetzt hatte. Seinen schlanken achtzehnjährigen Körper umkleidete ein Gewand, das, mehr Blouse als Kaftan, doch eigentlich keines von beiden war. Nidi, der das Kleidungsstück von leichtem Sommerstoff mit dunklem Bandbesatz selber zugeschnitten und gemacht hatte, nannte es seinen „Schlenker"; außerdem war er mit selbstverfertigten Zwickelstrümpfen, Schuhen mit Stahlschnallen und Kniehosen angethan, den Schlenker hielt eine Schnur zusammen, in deren herabhängende Enden Nidi drei Knoten geschlungen, welche für ihn Arbeit — und wieder Arbeit und noch etwas Arbeit bedeuteten, da er der Meinung war, daß dem arbeitenden Menschen Alles zu Theil werden könne, wonach er ringe. In die Lotterie setzte er nicht, wie andere Burschen seines Alters, das nannte er „den Wellen nachjagen statt Fische zu fangen", aber er knauserte auch nicht, wenn er etwas zusammengebracht.

Während er an der Linde lehnte und hinausdachte in's Ungewisse, hatten seine Hände immer eine Arbeit zu vollbringen; so netzte er heute von Purpurwolle — die Farbe hatte er dem weißen Gespinnst selbst gegeben — einen Shawl für den Winter, und rollte die Arbeit behutsam zusammen, bevor die Ballwerfer und Reifreiber zum Spiel auf den freien Platz kamen, welche sich gern mit ihm neckten und muthwillig sein Werk zu zerstören suchten. Er wollte heute noch Pfeifen schneiden, da das Rohr jetzt gerade im Safte quoll, und er verstand eine Art Flöte mit Schalllöchern zu bohren und zu schnitzen, auf welcher sich einfache Melodieen hervorbringen ließen. — Das Schnitzen war eine von Nidi's Liebhabereien, die ihm schon viel Ungelegenheiten verursacht, da er es nicht lassen konnte, in gelangweilten Stimmungen nach dem Messer zu greifen und damit seltsame Ausgrabungen und Einschnitte an den Schultischen und Bänken vorzunehmen, worauf es dann heftige Auftritte und Zornesausbrüche mit dem Birkenszepter in der Hand des gereizten Lehrers gab. Nidi konnte nach solchen Verwarnungen jedoch den wohlmeinenden Strafrichter weder bei einem einsichtsvollen Vater noch bei einer liebevollen Mutter, im Gefühl seiner Unschuld, anklagen, denn „er hatte gar keine Eltern", wenigstens kannte er sie nicht, hatte niemals etwas von ihnen vernommen. Er war, ein sogenanntes „Körbchenkind", bei einer Ueberschwemmung im Niederthal aus den Fluten der Pitsch gefischt worden und dann auf dem Oberhof des reichen Nüfer zwischen Hühnern und Gänsen, später zwischen traubenreichen Weinspalieren aufgewachsen.



Gustav Reichardt.

Das Schulgeld für Nidi zahlte die Waisenkommission, auch wenn er vom Unterricht wegblieb, was in der That geschah, ohne daß der strenge Schulmonarch davon eine Anzeige an die betreffende Behörde machte. — Guntrud, des Weingärtners Wittwe, zu der Nidi in Obhut gegeben und die dem Kleinen einen hohen Hut mit Federn aufsetzte und ihn zum Traubenhüten anstellte, lehrte den Knaben in den Winterabenden zuerst Netzeknüpfen, um Vögel darin zu fangen; als sie ihn dann mit Pfauenfedern und Fuchsschwänzen ausstaffirte und auf die Traubenwacht stellte, da nahm er das im Winter Gelernte wieder zur Hand, und während er an den Traubengeländen hin und her strich, machte er allerhand Maschenwerk, das seine zweckmäßige Anwendung fand.

Als Nidi heut an den Fluß ging, wo das hohe Schilf aus dem feuchten Ufersand hervortrieb, kam ihm mit einem großen Strauß im Arm Walrade, des Oberhofbesitzers einzige Tochter, entgegen. Sie blieb stehen, als sie ihn gewahrte, und setzte sich

mit ihrer Bürde auf einen Hügel in der Nähe des Wassers.

Der junge Mann wollte nicht vom Wege abbiegen und auch nicht ohne Gruß an dem Mädchen vorübergehen, dessen Vater ihm gestattete, auf seinem Hof und in seinen Ställen sich an den wohlgemästeten Ochsen und Kühen, den Gänsen und Enten satt zu sehen, wenn auch nicht zu essen, und die Pferde zu betrachten, die unter des Kilian's Striegel so glänzendes Haar bekamen, als ob es eingeölt wäre. Er machte gern Beobachtungen an Thieren, und wo konnte er das besser als im Oberhof des reichen Bauern, der sein Mastvieh und seine Gestüte mit wohlberechtigtem Eigenthümerstolz auf die Ausstellungen schickte, um die höchsten Preise davonzutragen.

Walrade wartete hier auf Nidi's Vorüberkommen, der es wohl merkte und seinerseits dachte: mag's drum sein, zum Pfeifenschneiden bleibt mir noch Zeit genug.

Er grüßte, indem er die roth- und schwarzgeflammte Mütze ein wenig von der Stirn rückte.

„Wie stolz!“ rief sie lachend. „So geht Einer, der sich um Niemand zu kümmern braucht. Was soll's heute noch geben?“

„Pfeifen will ich schneiden,“ sagte Nidi. „Das soll wohl zum Körbeflechten?“ fuhr er fort, indem er auf die mit Bast gebundene Schilfgarbe neben Walraden deutete. „Wer hat's geschnitten?“

„Ich selbst,“ gab sie zur Antwort, „aber ich hab' mein Messer dabei verloren; vielleicht findet's ein Anderer, der an derselben Stelle sich zu schaffen macht.“

„Kann sein,“ erwiederte Nidi.

„Dann bekomm' ich's wohl wieder?“ sagte Walrade in bittendem Ton.

„Sicherlich,“ sprach er, „wenn ich's finde, bringe ich's hinauf zum Kilian.“

„Hm, ja, bis zur Kuchel ist auch nicht weit davon. Wir backen heute noch im großen Ofen; morgen ist Johannistag, da gibt's Kuchen.“

„Daß sie nur gut schwellen,“ sagte Nidi und wollte weiter.

„Der Vater hat auch ein weißes Roß gekauft,“ gab sie ihm noch wie eine Einladung auf den Weg.

„Reicht der Schweif bis zum Boden?“

„Weiß selbst nicht genau.“

Er war weiter gegangen, denn er wollte doch sehen, ob er das verlorene Messer nicht finde. Das Mädchen blieb noch eine Weile auf dem Platz und schaute dem Jüngling nach.

Das grüne Wasser des Flusses, das Nidi als seine zweite Geburtsstätte betrachtete, das so wild und reißend sein konnte und doch des Kindes geschont hatte, flößte ihm stets eine sympathische Empfindung ein. Er betrachtete sich gern in dem grünen Wasserspiegel und fand allemal, daß er sich seines Aeußern wegen nicht zu schämen brauche, um so mehr aber mußte er lernen und arbeiten, um nicht bloß ein hübscher Bursche, sondern auch ein brauchbarer Mensch zu sein. Mit der Schule war es nicht gegangen, Guntrud's Bibliothek — ein Buch über die Traubenkultur und einige Pfund Makulatur — war von ihm durchgelesen und er hatte daraus Manches gelernt, aber nichts recht im Zusammenhang, und das sei doch die Hauptsache, meinte er. Wie aber war das anzufangen und durchzuführen? Er benützte doch Jedermann, der ihm gelegentlich etwas lehren und zeigen konnte.

So lange er klein war, genügte der Unterricht Guntrud's, und er war ihr dankbar, daß sie ihn angeleitet hatte, seine Hände zu gebrauchen; aber ihr Wissen und Können war beschränkt. Mehr schon konnte ihn der kleine, buckelige Hinzel lehren, der, im Waisenstift erzogen, dort das Nähen und Flicken geübt und in dessen Schneiderwerkstatt er die Scheere führen lernte, indem er aus den kleinen bunten Abfallläppchen von den Soldatenröcken, die Hinzel ausbesserte, kleine Harlekinskleider zusammenstichelte und den Flickschneider auf den Gedanken brachte, damit einen Handel — es war gerade um die Weihnachtszeit — zu eröffnen.

Nidi fand sich auch dazu bereit, die Puppen zum Kauf auszutragen, doch nur, wenn sie zappeln könnten, und so manche nächtliche Stunde saßen die Beiden beisammen und experimentirten, bis sie den Mechanismus zu Stande gebracht, durch welchen die Lappenpuppen ihre Glieder bewegen konnten, wenn man an einem Bändchen zwischen ihren Beinen zog.

Nidi verbesserte aber immer noch, er malte diesen Zappelmännern ein Gesicht mit Kreide und Ziegelerde, machte ihnen eine Perrücke von Werg, und so wurden sie den Figuren in der Puppenkomödie, die er auf dem Jahrmarkt gesehen, ziemlich ähnlich. Er verkaufte so viele Zappelmänner, daß der Flickschneider sich bald außer Stand sah, von den Uniformen das nöthige Material dazu ferner abzuzwacken, und es mußte an ein anderes einträgliches Unternehmen gedacht werden.

Nachdem nun Nidi bei Hinzel das Nähen und Schneidern erlernt, durfte ihm kein fremder Schneider mehr an den Leib kommen, er komponirte jetzt die Schnitte zu seiner Bekleidung selbst.

*

Nidi hatte Pfeifenrohr geschnitten, aber das Messer Walradens nicht gefunden, und nachdem er zwei Pfeifen geschnitzt, auf denen sich kleine Melodieen hervorbringen ließen, begab er sich, zufrieden mit seiner Arbeit, nach dem Oberhof. Eigentlich hätte er's nicht gedurft, denn Walrade wollte ja nur das Messer und nicht seinen Besuch, aber er mußte ihr doch wohl sagen, daß er nicht so glücklich gewesen war, es zu finden.

Als er sich dem Backhause des Oberhofes näherte, dampfte ihm der Duft der frisch gebackenen Kuchen schon von Weitem entgegen, und er wäre gern umgekehrt, da er nicht den Anschein des Schmarotzers haben wollte, aber Kilian kam just aus dem Stall und lud ihn ein, sich das neue Roß anzusehen.

Nachdem dieß geschehen und Nidi seinen Auftrag an Walrade dem Knecht übergeben, ging er raschen Schrittes davon, denn es schien ihm, als könne ihn Jemand am Zipfel seines Schlenkers festhalten, und er wollte sich nicht halten lassen, um mit zu essen und zu trinken, ohne gearbeitet und sich der Bewirthung verdient gemacht zu haben. Die beiden Pfeifen verkaufte er noch auf dem Heimwege an einen Hausirer, sie fanden immer Abnehmer, denn er wußte sie zierlich mit geschickter Hand auszukerben, versprach, mit Nächstem wieder ein Dutzend Haselstöcke mit ausgeschnitzten Bildkrücken zu bringen, und ging dann, sein bescheidenes Abendbrod einzunehmen.

Er vermied es dabei, sich unter die reichen Bauern am Wirthstisch zu mischen, denn er wollte nicht zurückstehen, noch weniger zu Gast geladen werden oder dem Zechen und Schmausen zuschauen. Er blieb für sich, und Niemand wußte recht eigentlich, wie und wovon er lebte. Er sprach nicht darüber, beklagte sich nie, borgte von Niemand Geld und schien nichts zu entbehren. An dem Giebelfenster seines Stübchens waren stets einige wohlgepflegte Pflanzen und ein munterer Singvogel im Käfig zu bemerken, und der Jüngling selbst blickte nicht trübe und finster, verlor sich nicht in müßige Grübeleien über sein familienloses Dasein, nur ein gewisser Stolz und Trotz ließen ihn mitunter hart und unbeugsam sein.

Mit Walraden hatte Nidi immer gute Kameradschaft gehalten, so lange sie Beide Kinder waren; da gab es noch keinen Unterschied von arm und reich, von vornehm und gering, von hoch und niedrig; doch als sie dann in Pension nach der Stadt kam und er zurückblieb, „immer auf demselben Fleck“, wie er meinte, und sie die Welt da draußen kennen lernte und „einen vornehmen Unterricht erhielt“, wie der Oberhofbauer es nannte, da schien sie sich mehr und mehr von ihm zu entfernen, hoch über ihm zu stehen, und wenn's auch nicht so war, auf ihn herabzusehen. „Ich bin geringer als sie,“ sagte er sich, „und sie soll nimmer denken, ich könnte sie jemals daran erinnern, wie wir früher Hand in Hand gingen, und daß ich ihr holte und brachte, was sie allein nicht erlangen konnte. Nein, niemals werde ich sie daran erinnern. Bald genug werden die Freier nach dem Oberhof kommen und sie wird eine wohlgestellte Frau sein; dann hat's so wie so ein End'.“

Aber das, was ein Ende nehmen sollte, hatte erst recht angefangen, denn ganz unversehens war er immer dort zu finden, wo sie just zu thun hatte, und wenn es Abend ward und der Tag hatte noch keine Gelegenheit geboten, sich zu sehen, so gab es gewiß noch eine Bestellung auszurichten oder eine Botschaft zu überbringen, welche Nidi nach dem Oberhof führte. Daß er in jüngster Zeit auf dem Wege dorthin mit dem jungen Waisenhausinspektor öfters zusammentraf, der ihn nicht zu bemerken schien und schon so schwiegersöhnlich mit dem alten Rüfer that, als ob er dessen Geld im Sacke habe, das verdroß ihn mehr als er sich's eingestand. Walrade ahnte nicht, was ihn so kopfscheu machte, wenn sie einander trafen; sie fürchtete nur, er habe große Pläne im Kopf und denke nach der neuen Welt hinüber. Die bloße Vorstellung davon trieb ihr eine Angst in das Herz, daß sie weinen mußte vor Weh, wenn sie allein war, denn wissen durfte er's nicht, daß sie so thörichte Gedanken hegte.

*

Auf allen Höhen rings um Frießbach lohten helle Freudenfeuer, denn es war Johannistag, und wußte gleichwohl Niemand im Ort, wem zu Ehren die Flammen emporschlugen — hatten die Kinder wie die Alten, die jungen Burschen und Mädchen ihre Freude an dieser seit Menschengedenken geübten Sitte zur Verschönerung des Johannisfestes gehabt.

„Das ist Nidi's Feuer dort auf dem Holmkögel,“ sagte Kilian, als Walrade mit einigen Freundinnen hinausging, um sich an den erleuchteten Bergspitzen zu ergötzen, und mit den Worten: „Ich dacht's wohl,“ sah sie nach der Stelle, wo es Garben sprühte, als ob der ganze Berg zu brennen beginnen wollte.

„Wie stellt's nur der Nidi an, daß seine Feuer immer so hell brennen und die Flammen so hoch hinaufsteigen?“ fragten die anderen Burschen, die es verdroß, daß gerade der „arme Waisenbub“ sie in Allem übertraf.

Nidi hatte sich eben keine Mühe verdrießen lassen, hatte seine Strohpuppen festgedreht, mit Pech bestrichen und einen großen Haufen zusammengetragen; er war wohl zehnmal den Berg hinauf und hinab gestiegen, bis Alles in gehöriger Ordnung schien.

Als er, da es schon zu nächtigen begann, vom Holmkögel herabkam, sah er Walrade noch umherschweifen und Blumen suchen.

„Unter's Kopfpolster zu legen, um darauf zu träumen,“ sagte er vor sich hin, „dabei darf nicht gesprochen werden, das ist so Mädchenaberglauben — nun, ich will nicht stören, wenn's auch zu nichts führt.“

Walrade aber hielt es nicht so streng mit dem Gebot, und als Nidi am Rand des Kögels dahinschritt, sagte sie wieder wie gestern:

„So stolz!“ Da er sich zu ihr umwandte, meinte sie, sein Feuer hätte alle anderen überstrahlt.

Sie gingen nun ein Stück zusammen weiter und sie erzählte, daß der Oberhofbauer im „Rothen Hahn“ mit einigen Bekannten zeche und daß sie noch habe Kräuterduft athmen wollen. Unwillkürlich drängte sich Nidi die Bemerkung über die Lippen, daß er sich keinen Genuß ohne Arbeit denken könne.

„Immer nur genießen, das muß unerträglich werden,“ meinte er.

„Wie man's gewöhnt ist,“ sagte sie. „Wer weiß, Nidi, wenn Du nicht arm wärest und allezeit genug gehabt, ob Du zur Arbeit so viel Lust gefühlt.“

„Ich freue mich, daß ich Schweres hab' thun müssen, und ich hab's immer gern gethan, aber es mußte eine Arbeit sein, bei der man denken kann, die schön ausfällt, an der auch Andere Freude haben, die Jedem nützt und Vergnügen macht. Tagaus tagein Pferde füttern und Wasser tragen, freilich das könnte mir nicht anstehen. Es muß Wechsel in der Arbeit sein, man muß auch fühlen, daß etwas wächst und daß man selber dabei an Verstand zunimmt.“

„Aber es muß doch auch zu einem Ziele führen, man kann nicht Alles zugleich sein, oder bald Dieß, bald Das.“

„Freilich,“ sagte Nidi, „aber wo kommen die Mittel dazu her? Ich muß lernen, was sich mir am Wege bietet, und ich thu's. Vom Scheerenschleifer lernt' ich das Schleifen und vom Kesselflicker das Topfbinden. Meine Lehrzeit in Guntrud's Weingarten ist abgelaufen, und mir steht die Welt offen mit dem Lehrbrief in der Tasche.“

„Ich denk' immer, Du bist vornehmer Leute Kind, denn es sollen viel reiche Sommergäste im Niederthal gewesen sein, als die Ueberschwemmung ausbrach. Vielleicht kommt's noch heraus, daß Du eines Grafen Sohn bist.“

„Wie soll das herauskommen? Wär' mir auch nicht gedient damit. Auf einmal vornehm werden und nichts gelernt haben, ohne Manieren, ohne Sitten, nein, das möcht' ich nimmermehr.“

„Es steckt eigentlich ein Künstler in Dir.“

„Ein Graf und ein Künstler; es wird immer besser. Eine Kunst möcht' ich mir schon aneignen, zum Beispiel die Baukunst. Das Bauen hat mir als Kind das größte Vergnügen gemacht, auch Zeichnen und Malen, Schnitzen und auf der Flöte blasen, aber wer gibt mir Unterricht, wer lehrt mich etwas? Ich bin auf mich allein gestellt.“

„Ich meine, der Oberhofbauer möchte das Geld dazu hergeben; ich bin sein einzig Kind, wozu brauch' ich all' das. Wenn Du willst, red' ich mit ihm.“

„Mit Deinem Vater? Nimmer! Ja, wenn ich ein Ziehpferd oder ein Mastochs wär', dann möcht' er schon auf Deine Vorschläge hören, aber für einen Menschen, der's ihm nicht abtragen kann, dafür verlohnt's ihm nicht."

Sie waren jetzt am Oberhof angekommen und Nidi sagte Walraden gute Nacht.

„Denke über meinen Vorschlag nach!" rief sie ihm noch zu.

*

Die Villen im Niederthal bei Frießbach waren von den Sommergästen bezogen und die Fremden saßen theils auf den flachen Dächern der Gartenhäuser, theils in den Veranden und ergötzten sich gleich wie die Dorfleute in Pitschbach an dem Anblick der Johannisfeuer auf den Höhen.

Die Wasser der Pitsch, die im Niederthal brausend hinabstürzten und an manchen Stellen einen nicht unbedeutenden Fall hatten, rauschten zur idyllischen Walddekoration ein melodiöses Akkompagnement.

In der Villa Markloro, welche nahe einem der großen Wasserbecken des Flusses erbaut, aber seit dem denkwürdigen Jahre der unerhörten Ueberschwemmung, nachdem der Regen hier vier Wochen ohne Unterlaß niedergestürzt war, unbewohnt geblieben, sah man heute wieder einiges Leben sich entfalten.

Graf Markloro hatte das reizende kleine Landhaus neu einrichten und aufputzen lassen und mit seiner jungen Gemahlin kurz vor dem Johannistag bezogen. Das neuvermählte Paar saß auf dem Balkon, der ziemlich weit vorsprang und von welchem blätterreiche Epheuketten fast bis zu dem Bassin hinabreichten, und unterhielt sich von jenen Tagen, in denen das Wasser hier gewüthet, die Brücken und Dämme niedergerissen und unzählige Menschen mit sammt ihren Heimstätten vernichtet, denn der Wasserschwall war während einer Nacht mit rapider Schnelligkeit haushoch gestiegen.

„Ist es nicht eine Tollkühnheit," sagte Gräfin Elfriede, indem sie ihrem Gatten mit dem Finger drohte, „mich hieher zu führen, wo der Tod über Nacht in Gestalt eines Wasserbades uns überraschen kann? Der Mensch versuche die Götter nicht. Ich werde während unseres Hierverweilens immer das Bild des Tauchers und den Untergang des schönen Jünglings, wie ihn Schiller so hochpoetisch zu malen wußte, vor Augen haben."

„Ganz andere Geisterstimmen sprechen zu mir aus diesen Wassern," entgegnete Graf Alarich. „Ich führte Dich hieher und wählte dieses kleine, romantisch gelegene Häuschen zu unserem ersten gemeinsamen Aufenthalt mit den Empfindungen, die Andere an die Gräber ihrer Eltern pilgern heißen, um den Segen der Todten zu dem neuen Bunde zu erflehen. Mir ist's, als schwebten die Geister der hier Verunglückten über den Fluten, als redeten sie zu mir in dem murmelnden Getön und ich könne ihnen sagen, wie glücklich ich mich in Deinem Besitz fühle."

„Schwärmer!" rief die Gräfin, der dieser Erinnerungskultus etwas unheimlich war. „Niemand denkt hier noch des Ereignisses, über welches so viele Jahre dahin gegangen sind."

„O, ich erinnere mich noch, wie ich laut jammerte, als ich die Reise nicht mitmachen durfte. ‚Die Mama muß Ruhe haben, Du bleibst inzwischen bei mir,' sagte die Großmutter, bei der ich dann immer bleiben mußte, mich beschwichtigend.

„Und Felix," fuhr er fort, „das Kind, nahmen die Eltern mit. Welche Freude war im Hause über dessen Ankunft, und wie ward ich durch die große Zuckerdüte überrascht, die mir das Brüderchen mitgebracht hatte! Wir wollen unserem Erstgeborenen den Namen des Verlorenen geben," fügte er flüsternd, zu seiner erglühenden Gattin sich neigend, hinzu, „das wird mir ein reicher Ersatz für das betrauerte Brüderchen sein."

Gräfin Elfriede erwiederte nichts, war aber im Stillen der Meinung, daß man den Todten nicht wachrufen dürfe und daß sie es bereue, mit ihren Reminiscenzen an den Taucher diese Saite angeschlagen zu haben.

Eben fuhr ein Kahn mit fröhlichen Sängern vorüber. Die Herren grüßten, und leise klang beim Weiterschiffen die heitere Melodie des vierstimmig gesungenen Liedes in der Ferne. Der Gräfin gab dieses Intermezzo Veranlassung, die Unterhaltung auf einen andern Gegenstand überzuleiten, und ihr Gatte sprach heute nicht wieder von dem Einst mit seinen Schrecken und Verderben an dieser Stelle; die junge Vermählte wünschte indeß nichts sehnlicher, als diesen Ort, den Alarich zu ihrem ersten gemeinschaftlichen Asyl ausersehen, so bald als es sich schicklich thun ließ und ohne Alarich in seinen kindlich pietätvollen Gefühlen zu verletzen, mit einem andern, weniger erinnerungsreichen Aufenthalt vertauschen zu können.

*

Nichts macht die Gesellschaft in einem Kurorte rascher unter sich bekannt, führt ihre Glieder zu engerem Verein, als schlechtes Wetter. Bei schönem Wetter genügen die Reize der Natur zum Umherschweifen in der Gegend; ein Jeder sucht sich nach Gefallen seine eigenen Wege; rauscht aber der Regen hernieder und verbietet das Ausgehen, dann beginnt die Geselligkeit. Niemand hat eine eigene Häuslichkeit und Jeder fühlt sich in der nur provisorisch eingerichteten Wohnung durch Entbehrungen aller Art gelangweilt und sehnt sich nach Unterhaltung.

Dieser Zustand trat im Niederthal einige Tage nach Johannis ein und man fand sich zu Spiel und Konversation, sowie an den Abenden zum Tanz in dem Redoutensaal zusammen. Da man jedoch nicht beständig tanzen konnte, immerhin aber in Gemeinschaft etwas vorzunehmen wünschte, was, wie aus den Wettergläsern zu schließen, die noch einige Zeit andauernde Regenzeit vergessen machen sollte, so faßte man einstimmig den Entschluß, etwas aufzuführen. Sogleich beeilten sich auch einige der jungen Herren, nach Frießbach hinüber zu fahren, um die dortige Leihbibliothek zu durchstöbern, wobei ihnen aber von den Damen die Aufgabe gestellt wurde, nicht ein auf allen Liebhabertheatern bereits abgespieltes, sondern entweder ein ganz neues, noch nicht bekanntes oder ein bereits der Vergessenheit anheimgefallenes altes Stück zu bringen. Auf ein solches ließ sich am ehesten rechnen, und die Zurückbleibenden, besonders die jungen Damen, durchmusterten ihre Garderobe, um zu überlegen, welche ihrer Sommertoiletten sich am vortheilhaftesten von der Bühne aus präsentiren dürfte. Noch wußte man zwar nicht, welche Kostüme gefordert sein würden, jedoch wie man sonst wohl gewöhnt ist, solche der Rolle anzupassen, so war man in diesem Fall der Ansicht, daß die zu übernehmende Rolle sich dem vorhandenen Kostüm würde anbequemen müssen.

Mit Ungeduld wurden die Ausgesandten zurückerwartet; die jungen Leute waren bereits so für das neugeplante Vergnügen eingenommen und wünschten so sehr sich dabei auf das Vortheilhafteste zeigen zu können, daß sie dem Himmel gezürnt, wenn er jetzt zu lächeln begonnen hätte.

Die Ausbeute war, trotz des eifrigen Durchstöberns der dramatischen Leihwerke, eine dürftige. Die Herren brachten nichts als einige Geßner'sche Schäferspiele mit. Es war absolut nichts Anderes vorhanden, was sich hätte verwenden lassen. Herr von Schnibber hatte zwar „Michel Kohlhaas" heimlich importirt und überraschte die Gesellschaft mit dem Vorschlag, dieses Räuberstück in die engere Wahl zu ziehen, aber die Unmöglichkeit der Ausführung solch' abenteuerlichen Unternehmens leuchtete alsbald Herrn von Schnibber selber ein, und er beruhigte sich in der Aussicht, daß dieses interessante Zeitgemälde mit vertheilten Rollen gelesen werden könnte. Er inklinirte ganz besonders zu diesem Vergnügen, da es ihm gelang, mit mehr Pathos und lauter als alle Anderen zu sprechen.

Vorläufig wurde „Kleist" beiseite gelegt und dem Idyll alle Aufmerksamkeit zugewendet; ließen sich doch die Sommerkleider und Hüte zu Schäferinnenanzügen so vorzüglich verwenden. Freilich, die Schleppen mußten beseitigt werden, und im Grunde genommen genirten sie auch beim Spazierengehen und beim Besteigen der Berge. Als Doris, Chloe und Daphne mußte man kurz geschürzt erscheinen und hatte dabei den Vortheil, zierliches Schuhwerk zur Schau zu tragen. Das Moderne mußte durchaus dem Idyllischen weichen, und nach kurzem Ueberlegen entschloß man sich zu einem Hirtenstück.

Schwieriger als die Garderobe der Damen ließ sich die der Herren in ein Schäferkostüm umwandeln. Der Frack, der Paletot, der Cylinder widerstrebten jeder Idealisirung. Wie sollte aus diesen Gewandstücken nur irgendwie etwas Malerisches hergestellt werden, ohne die Kleider nicht ganz zu zerschneiden? Ein modernes Stück, ein Salon- oder Wartesaal-Lustspiel hätte sich viel besser geeignet, bemerkten die jungen Herren, und brachten diesen und jenen Einakter in Vorschlag, die aber von der Mehrzahl als fade, langweilig und überlebt abgewiesen wurden, und die jungen Damen fanden sich so allerliebst in den Schäferhütchen mit den Feldblumensträußchen, dem Hirtenstab statt des Sonnenschirms oder Fächers in der Hand; daß an eine Abänderung des Repertoires zu Gunsten des Modernen gar nicht zu denken war.

Die junge Gräfin Markloro sollte die Elisa und Alarich den Myrtill übernehmen.

Vergebens versicherte der Graf, es sei ihm unmöglich, sich in den Besitz eines seladongrünen Rockes zu setzen, sich eine Kleidung zu verschaffen, wie sie diese Art von Schäferspielen durchaus bedinge, jedoch es wurde kein Widerspruch geduldet. Sicherlich gab es in Frießbach einen graugrünen Wollstoff, der dem vorschriftsgemäßen glich, und den Schnitt einer solchen Joppe würde wohl eine der Damen oder deren Kammerjungfer, da sämmtliche Zofen, wie anzunehmen sei, etwas in Phantasiekostümschnitten zu leisten im Stande, besorgen.

Der Regen hatte etwas nachgelassen und Alarich mußte bon gré, mal gré sich auf die Entdeckungsreise begeben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Spiritismus.

Eine Studie

von

G. Tschikitin.

(Nachdruck verboten.)

II.

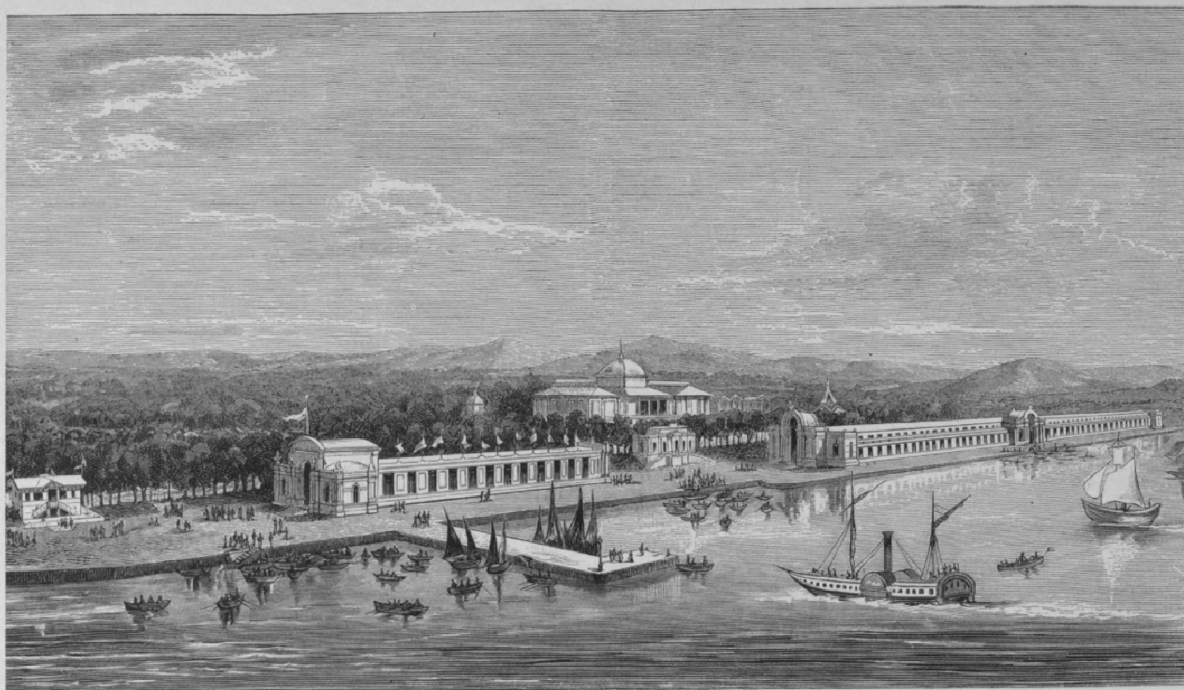


Wir sind nicht in der Lage gewesen, uns von den Aeußerungen des Spiritismus und von den Resultaten der spiritistischen Thätigkeit in Amerika und England selbst zu überzeugen, und können daher nicht aus eigener Anschauung und mit eigener Kritik über die von den amerikanischen und englischen Spiritisten so oft und bestimmt behaupteten sichtbaren Erscheinungen der Geister urtheilen; wir halten in diesen Dingen, ebenso wie sie zu absichtlichem Betruge benützt werden, auch selbst bei dem besten Willen und der redlichsten Ueberzeugung, eine unabsichtliche und unwillkürliche Selbsttäuschung für so leicht möglich, daß man, mindestens um zu urtheilen, mit eigenen Augen gesehen haben muß.

Die bedeutendste und bemerkenswertheste Produktion hatten wir Gelegenheit in Paris bei Mademoiselle Lesueur zu sehen und eingehend beobachtet, und gerade diese Produktion, welche aus den früher angeführten Gründen in Frankreich bei den Franzosen selbst nur eine verhältnißmäßig geringe Beachtung fand und wesentlich Fremde anzog, hat uns trotz ihrer Einfachheit von Allem, was wir in dieser Beziehung gesehen, am meisten imponirt durch die innerlich geistigen Resultate.

Der Haupteinwand, den wir gegen den Spiritismus in seiner gegenwärtigen Form erheben möchten, liegt darin, daß wir den Zweck und innern Werth der spiritistischen Verbindung mit der Geisterwelt meist nicht zu erkennen vermögen. Wir müssen unbedingt an der Ueberzeugung festhalten, daß der menschliche Geist, wenn er sich nach dem Tode von dem irdischen Körper getrennt hat, zu einem höheren und vollkommeneren Dasein emporsteigt, daß er, von den Fesseln seiner materiellen Hülle befreit, edlere und höhere Ziele auf der Stufenleiter seiner Entwicklung verfolgt, daß er die irdischen Schwächen und Fehler, welche ja zum Theil gewiß in der Körperkonstitution ihren Grund haben, abstreift und in der neuen Weltordnung, der er angehört, seine Kräfte frei zu immer größerer Annäherung an die Gottheit anspannt.

Mit dieser Annahme, welche mit den Offenbarungen der Religion übereinstimmt, läßt sich aber in den meisten Fällen Dasjenige, was die Spiritisten über ihre Wahrnehmungen erzählen, nicht vereinen. Wir können zunächst nicht annehmen, daß es von der Willkür eines beliebigen Mediums abhängig sein könne, jeden zu einer höheren Weltordnung aufgestiegenen Geist in die Sphäre unserer Wahrnehmung herabzuziehen und zu Kundgebungen an unsere Sinne zu veranlassen; wir können es uns wohl denken und es widerspricht weder der Vernunft noch der Religion, daß die Geister in ihrem reineren und edleren Dasein noch die Liebe für ihre unmittelbaren Angehörigen und ihre Freunde auf Erden, ja selbst für die spätesten Nachkommen ihrer irdischen Erscheinung in sich tragen und den Wunsch haben, diesen in wichtigen Augenblicken des Lebens schützend, warnend, rathend und führend zur Seite zu stehen. In solchen Fällen mag auch ein reiner und verklärter Geist gern die Gelegenheit ergreifen, wenn eine solche geschaffen werden kann, um durch das von den Spiritisten angenommene Fluidum des Perisprits Denen, die er liebt, sichtbar oder vernehmbar zu erscheinen — aber unzweifelhaft muß eine solche Erscheinung von seinem Willen abhängig sein, und er wird sie gewiß nur dazu benützen, um wichtige und bedeutungsvolle Rathschläge, Mahnungen und Warnungen zu ertheilen oder Geheimnisse zu enthüllen, deren Kenntniß für das Glück und die Vervollkommnung seiner Schützlinge wichtig und bedeutungsvoll sind. Nun aber lassen die Spiritisten, und oft in der Form professionsmäßiger Vorstellungen, alle beliebigen Geister vor einem ebenso beliebig zusammengesetzten Publikum erscheinen, oder sich durch Töne kundgeben, und diese Kundgebungen der Geister sind dann oft so trivialer, gleichgültiger, ja zuweilen boshafter und höhnischer Natur, daß man in der That nicht daran glauben kann, daß Wesen einer höheren Weltordnung so zwecklos zu uns herabgezogen werden dürfen.



Das Ausstellungsgebäude in Triest. Originalzeichnung.



Assim Pascha. Said Pascha. Lord Dufferin. Marquis von Noailles. Graf Corti. Baron Calice. v. Hirschfeld. Onou.

Konferenz in der ägyptischen Frage in Konstantinopel.



Maria von Magdala. Nach einem Gemälde von F. Masriera.

Mr. Slade ließ die Geister auf einer Schiefertafel schreiben — freilich wurde dieß Kunststück von den Taschenspielern nachgeahmt — aber wenn wir auch annehmen wollten, daß ein Geist durch die Vermittlung des Fluidums des Perisprits einen Schieferstift zu bewegen vermöchte, so waren doch die spiritistischen Aufzeichnungen nur ganz allgemeine triviale Sätze, welche für jeden Menschen in gleicher Weise paßten, zu deren Mittheilung es in der That nicht nöthig gewesen wäre, ja sogar lächerlich oder frevelhaft erscheinen müßte, die Pforten des Geisterreiches zu öffnen. Die Spiritisten sagen nun freilich, daß es auch tückische Geister gebe, welche die Gelegenheit zu Kundgebungen benützten, um die Menschen zu äffen, und betreten damit den Boden, auf welchem auch Justinus Kerner stand, der neben den guten, der Vervollkommnung zustrebenden Geistern auch ein Dämonenreich annahm; allein alles dieß genügt nicht, um die in den meisten Fällen vorliegende Gleichgültigkeit und Bedeutungslosigkeit der spiritistischen Mittheilungen zu erklären. Denn wenn man aus denselben schließen wollte, so müßte man zu der Annahme kommen, daß das Geisterreich unter der körperlich lebenden Menschheit stehe und, dem altgriechischen Orkus ähnlich, nur eine Schattenwelt sei, deren Wesen ein bedeutungsloses Traumleben fortführten — das aber widerspricht der Vernunft wie der Religion und macht uns mißtrauisch und zurückhaltend gegen die meisten spiritistischen Mittheilungen.

Bei Mademoiselle Lesueur in Paris fanden wir zu der eben ausgesprochenen Kritik weniger Gelegenheit. Der äußere Apparat, den sie in Thätigkeit setzte, war ein unendlich einfacher; sie selbst war eine junge Dame von etwa zwanzig Jahren, von äußerst bescheidenem Auftreten, mit den Manieren der guten Gesellschaft. Sie empfing ihre Besuche in einem einfachen, modern möblirten Salon; das Honorar für eine Konsultation war in das Belieben der Besucher gestellt; man legte dasselbe in eine Schale auf dem Kamin, und ein Betrag von zwanzig Franken galt für eine sehr anständige Spende. In der Mitte des Zimmers stand ein kleiner Tisch, auf welchen der Konsultant von der einen und Mademoiselle Lesueur von der andern Seite die Hände legten. Der Tisch begann sich bald in vibrirenden Schwingungen zu bewegen, die Zahl der hinter einander folgenden Schläge gab die Buchstaben an, aus denen sich dann die Worte der Antwort zusammensetzten. Hielt sich der Tisch mit der einen Seite eine Zeitlang in der Luft schwebend, so bedeutete das: Nein; schlug er einmal besonders stark auf den Boden, so bedeutete es: Ja.

Dann aber, außer diesen konkreten und durch Buchstabiren zu ermittelnden kurzen Antworten, setzte sich der Tisch auch in eigenthümliche, unregelmäßige Schwingungen, deren Bedeutung nur Mademoiselle Lesueur verstand, welche dann selbst sprechend den Kundgebungen des Geistes Ausdruck gab.

Das Erscheinen der Geister war nicht von dem Willen der Spiritistin abhängig. Sie sprach ein kurzes, leises Gebet, um den Geist anzurufen, und öfter geschah es, daß derselbe nicht erschien.

Mademoiselle Lesueur sagte uns, daß sie eine besondere Gewalt über den Geist ihrer verstorbenen Mutter besitze und daß dieser fast immer auf ihre Bitte erscheine, um ihr Mittheilungen auf die gestellten Fragen zu machen.

Die Antworten, welche die Geister ertheilten, waren meist in hohem Grade treffend und richtig. Wir erinnern uns, daß wir einen Brief in der Tasche trugen und daß Mademoiselle Lesueur uns durch die Vermittlung ihres Geistes den Namen sagte, welcher unter diesem Briefe stand. Ebenso sagte sie die Namen der Konsultanten, dann die Vor- und Zunamen und die Geburtstage der Angehörigen, nach denen man fragte, und auch die weiteren Mittheilungen, zu denen sich die Geister herbeiließen, waren stets treffend und bedeutungsvoll.

Wir selbst ersuchten einst Mademoiselle Lesueur, einen bestimmten Geist zu zitiren. Nach einiger Zeit sagte sie uns, der Geist sei da, werde jedoch nur auf solche Fragen antworten, die sich auf eine bestimmte Person bezögen, welche ihm im Leben nahe gestanden habe.

Eine Dame, die wir zu Mademoiselle Lesueur begleiteten, befragte den Geist des gemordeten Kaisers Maximilian von Mexiko, mit dem sie im Leben in Beziehungen gestanden hatte, und die Antworten, welche sie erhielt, waren so treffend und erschütternd, daß jene Dame von Entsetzen erfaßt aufsprang und aus dem Zimmer entfloh.

Wir hörten ferner mit an, daß eine dem hessischen Kurhause nahestehende fürstliche Persönlichkeit den Geist des alten Kurfürsten — des Vaters des im Jahre 1866 Vertriebenen — befragte, und auch in diesem Falle waren die Antworten wunderbar treffend und berührten Dinge, welche nur dem Nächststehenden bekannt waren.

Auch über die Ereignisse, welche dem Kriege von 1870 vorangingen, über die Wendung dieses Krieges selbst machten die von Mademoiselle Lesueur zitirten Geister Mittheilungen, über welche man damals die Achseln zuckte, die sich aber später vollständig bewahrheiteten.

Das Wunderbarste bei alledem lag aber darin, daß man die an die Geister zu stellenden Fragen nur dachte und daß Mademoiselle Lesueur diese Fragen durch ihre körperlichen Sinne nicht vernahm. Wir gestehen, daß uns diese Leistungen das höchste Erstaunen einflößten, daß wir mit der größten Aufmerksamkeit die äußeren Manipulationen verfolgten, aber niemals die geringste Spur einer den Tisch bewegenden Mechanik entdecken konnten. Wäre aber selbst auch eine solche vorhanden gewesen, so blieb immer das Räthsel der treffenden und passenden Antworten auf nur gedachte Fragen unlösbar, und jedenfalls hätte, um diese Fragen zu erreichen, Mademoiselle Lesueur ein Phänomen an Kenntniß des Mienenspiels und des Eindrucks der Blicke, sowie an Gelehrsamkeit auf allen Gebieten des Wissens, namentlich der Spezialgeschichte aller Länder sein müssen, um solche Antworten geben zu können. Die Personen, welche sie befragten, waren ihr außerdem, so oft wir wenigstens dieß beobachteten, völlig unbekannt, und selbst wenn sie sie gekannt hätte, so wäre, um sich über deren Verhältnisse so genau zu unterrichten, wie es zu den gegebenen Antworten nöthig war, ein Netz von Kundschaftern erforderlich gewesen, wie sie es bei den geringen Honoraren unmöglich herstellen konnte.

Wir theilen das, was wir erfahren haben, einfach mit. Uns ist es nie gelungen, eine Lösung zu entdecken, oder auch nur die Spur des Weges zu einer solchen Lösung zu finden. Wir gestehen gern ein, daß wir hier in der That den Glauben an eine übersinnliche Einwirkung nicht zurückweisen konnten, um so weniger, da die Antworten, welche die nach ihrem eigenen Willen erscheinenden oder nicht erscheinenden Geister ertheilten, stets würdig und bedeutungsvoll waren.

Eine ebenfalls ernste und würdige Behandlung des Spiritismus haben wir in einem Buche der Baronin Adelma von Vay, geborenen Gräfin Wurmbrandt, gefunden, welche sowohl durch ihr eigenes Fluidum als durch das ihres Gemahls mit der Geisterwelt in Verbindung trat und die Resultate ihrer Beobachtungen aufgezeichnet hat. Bei der Frau von Vay, einer vornehmen, in glänzenden Verhältnissen lebenden Dame, ist jeder Gedanke an einen betrügerischen Charlatanismus ausgeschlossen, und man könnte bei ihr jedenfalls nur eine phantastische Selbsttäuschung annehmen.

Bei ihren spiritistischen Versuchen führen die mit dem Fluidum des Perisprits bekleideten Geister meist die Hand ihres Gemahls, um ihre Kundgebungen niederzuschreiben, und die Antworten, welche sie ertheilen, sind ebenfalls treffend, bedeutungsvoll und der Würde eines Verkehrs mit dem Geisterreich entsprechend. Sie stellt eine vollständige Theorie auf, nach welcher die Geister zu höherer Vervollkommnung erhoben werden, ohne darum ihre Beziehungen zur körperlichen Welt aufzugeben und die Liebe für Diejenigen, mit denen sie im körperlichen Leben verbunden waren, zu verlieren.

Vieles, was Frau von Vay nach den Kundgebungen der Geister aufzeichnet, ist von überraschender Tiefe und widerspricht ebensowenig der Vernunft als der Religion; freilich nimmt sie sozusagen eine bedingte Seelenwanderung an, denn einzelne Geister werden verurtheilt zur Abbüßung von Fehlern, die sie im Leben begangen, wiederum in menschliche Körper zurückzukehren und das irdische Leben noch einmal unter Verhältnissen zu beginnen, welche besonders zur Verbesserung jener Fehler geeignet sind. Auch erhalten einzelne Geister irdischen Haß und irdische Feindschaft durch lange Generationen hindurch; sie heften sich quälend und peinigend an Diejenigen, welche ihnen im Leben Böses gethan, und bringen bei solchen Personen durch ihre Einwirkung schwere Krankheiten des Nervensystems hervor, ja sie treiben dieselben zu Wahnsinn und Selbstmord. Schon dieß vereinigt sich nicht mit der christlichen Religion und mit der Ueberzeugung von der weisen und gerechten göttlichen Weltordnung, so sehr auch Frau von Vay in ihrer ganzen persönlichen Auffassung auf dem Boden des orthodoxen christlichen Glaubens steht. Nun aber überschreitet Frau von Vay so weit die Grenzen der gewöhnlichen Vernunftregeln und begibt sich so tief in das Gebiet des Abergläubischen und Ueberspannten, daß wir zuweilen, trotz des hohen Interesses, welches ihre Aufzeichnungen in uns erweckten, uns des Lächelns nicht erwehren konnten.

So erzählt sie zum Beispiel, daß ihr eines Tages ein Kind gebracht worden, welches, in allen seinen körperlichen Funktionen vollständig normalmäßig entwickelt, keine Spur geistigen Lebens gezeigt habe. Auf Befragen habe ein ihr befreundeter Geist erklärt, daß der Geist eines vornehmen und reichen Wüstlings verurtheilt sei, in dem Körper dieses Kindes, das in einer armen Bauernfamilie geboren sei, das irdische Leben noch einmal durchzumachen, um sich von den Fehlern zu reinigen, die er während seines früheren Daseins begangen. Dieser Geist aber habe es trotzig verweigert, in den Körper des Bauernkindes einzugehen, und darum könne dieser Körper nur ein animalisches Dasein fristen. Frau von Vay zitirte darauf den Geist jenes Wüstlings. Nach langen, eindringlichen Ermahnungen bewog sie ihn, sich dem über ihn gefällten Urtheil zu unterwerfen, worauf denn das Bauernkind geistiges Leben gewann und sich schnell weiter entwickelte.

Ebenso erkannte sie häufig bei schweren Nervenkrankheiten oder Wahnsinn, daß der Kranke von einem seit Jahrhunderten abgeschiedenen Geiste aus alter Geschlechtsfeindschaft gequält werde. Auf ihre Ermahnungen ließ denn auch dieser Geist von seiner Feindseligkeit ab und der Kranke wurde gesund.

Ebenso erzählt sie, daß sie einst den Geist Alexander von Humboldt's zitirt habe, dieser Geist habe sich gerade auf einer Forschungsreise im Merkur befunden; von dort aus antwortete er und führte die Hand des Barons von Vay, um auf dem Papier die Zeichnung eines Hundes aus dem Merkur erscheinen zu lassen. Das Bild ist den Aufzeichnungen der Frau von Vay beigefügt und zeigt in seinen Umrissen ein abenteuerliches Wesen, in dem sich kaum eine entfernte Aehnlichkeit mit einem Hunde erkennen läßt.

Ueber einen andern Geist sind die Mittheilungen nicht minder eigenthümlich.

Ein Herr, welcher sein ganzes Leben in gedankenloser Gleichgültigkeit damit verbrachte, aus einem Salon in den andern zu gehen, Tagesneuigkeiten zu sammeln und weiter zu verbreiten, ohne irgend jemals über sich selbst oder über irgend etwas in der Welt nachzudenken oder sich einen ernsthaften Lebenszweck vorzustecken, starb. Seiner ganzen gedankenlosen irdischen Existenz entsprechend aber bemerkte er nicht, daß er gestorben sei, sondern bewegte sich in gewohnter Weise durch die verschiedenen Salons und merkte keinen Unterschied zwischen seinem jetzigen und früheren Dasein. Nur schwer gelang es, ihn über seinen Tod aufzuklären und ihn zu bestimmen, seine Kraft zu höherer Vervollkommnung aufzubieten.

Merkwürdig sind die vielen Fälle von Heilungen, welche Frau von Vay durch die Befreiung der Kranken von dem Einflusse feindlicher Geister erzählt und bei welchen häufig die betreffenden Personen genannt und beweisende Belege beigebracht werden. So überraschend, anregend und vernünftig durchdacht auch ein großer Theil der Aufzeichnungen der Frau von Vay erscheint, so lebhaft das Interesse ist, mit welchem wir ihr Buch verfolgt haben, so rufen doch so eigenthümliche Extravaganzen starres Erstaunen und mißtrauisches Kopfschütteln hervor, wenn auch allerdings diese Fälle vollständig dem aufgestellten System eingefügt sind. Jedenfalls ist das Buch der Frau von Vay auf dem spiritistischen Gebiet hoch beachtenswerth, denn die Dame spricht in einer edlen und klaren Sprache, im Ton tiefster und vollkommenster Ueberzeugung, und, wie schon bemerkt, ihre ganze Lebensstellung schließt jeden Verdacht absichtlicher Täuschung aus. Sie ist der Sache, die sie vertritt, gläubig hingegeben und begleitet die Rathschläge und Heilungen bei den Armen im Umkreise ihres Landsitzes mit reichen materiellen Unterstützungen.

Es ist hier kaum der Ort, noch weiter auf den Gegenstand einzugehen und eine spezielle Kritik der wissenschaftlich gehaltenen Werke des Professor Hare, des Naturhistorikers Wallace und des Chemikers Crookes zu unternehmen. Jedem, der sich für die Sache nach den gegebenen Anregungen interessirt, mag es überlassen bleiben, jene Werke und die spiritistischen Zeitschriften zu studiren und in denselben die Bestätigung oder Widerlegung seiner Zweifel zu suchen. Jedenfalls steht der Spiritismus, wenn in ihm ein Grund von Wahrheit enthalten ist, heute noch auf einer der ersten Stufen seiner Entwicklung; ob diese Entwicklung jemals zu einer wirklichen Wissenschaft führen, ob es gelingen wird, wenigstens die Grenzgebiete einer in unser Leben hineinragenden Geisterwelt zu erforschen, das ist eine Frage, über welche nur die Zukunft entscheiden kann.

Wir haben hier eben nur anregen und das gegenwärtig Vorhandene konstatiren wollen. Wir wünschen, daß die Forschung, und zwar die wissenschaftlich ernste Forschung, jener großen Frage, welche der Spiritismus in sich schließt, in demselben Geiste entgegentreten möge, in welchem wir diese Zeilen niederschreiben. Man mag die entgegentretenden Thatsachen mit dem Geiste der schärfsten Kritik prüfen, um zu unterscheiden, ob eine absichtliche oder eine unabsichtliche Täuschung vorliege; wo man sich aber überzeugt, daß man vor wirklichen Erscheinungen steht, da mag man sie nicht deßhalb negiren, weil man sie nicht zu erklären vermag, sondern man mag die Erklärung suchen, um, wenn es möglich ist, aus den Erscheinungen die Ursachen und aus diesen die bewegenden Gesetze und Kräfte abzuleiten.

Die Konferenz in Konstantinopel.

(Hiezu das Bild S. 980.)

Die Ereignisse schreiten so rasch, daß die Konferenz der europäischen Mächte, gegen welche sich die Türkei so lange abwehrend verhalten, bald nur noch ein historisches Interesse haben wird. Daß die Türken keine Freude an der Konferenz haben konnten, war natürlich, denn was würden die Engländer dazu sagen, wenn sich eine Konferenz in London niederließe, um die irische Frage zu berathen. Am Mißlingen der Konferenz war jedoch in erster Linie nicht dieser Widerwille der Türken schuld, sondern die Eifersucht der Mächte, welche das europäische Konzert bilden. Die Konferenz tagte im Palais der italienischen Gesandtschaft in Therapia. Die Türkei war vertreten durch Said Pascha und Assim Pascha, England durch Lord Dufferin, Frankreich durch den Marquis von Noailles, Italien durch den Grafen Corti, Deutschland durch Leg.-R. v Hirschfeld, Oesterreich-Ungarn durch den Baron Calice und Rußland durch Herrn Onou.

Gustav Reichardt.

(Hiezu das Porträt S. 977.)

Am 3. August 1825 befanden sich auf der Höhe der Schneekoppe vier sangeskundige und mit einander befreundete Männer, welche dort zur Feier von „Königsgeburtstag" ein Lied anstimmten, das seit diesem Tage auf der ganzen Erde überall dort gesungen wird, wo Deutsche wohnen. Die vier Männer waren: der Komponist des Liedes, Gustav Reichardt, die ihm befreundeten Brüder Steinbeck und der spätere Oberprediger Bauer aus Brandenburg a. H., und das Lied, das sie sangen, hieß: „Was ist des Deutschen Vaterland?" — Während der Dichter des Liedes, Ernst Moritz Arndt, vor nun zweiundzwanzig Jahren zu Bonn starb, lebt der Komponist heute noch im Kreise der Seinen in Berlin und feierte dieser Tage mit ihnen frisch und froh seine goldene Hochzeit. — Gustav Reichardt wurde am 13. November 1797 zu Schmarsow bei Demmin in Vorpommern geboren. Von seinem Vater, einem Landprediger, erhielt er und seine sieben Geschwister von ihrem fünften Lebensjahre Unterweisung im Gesange und auf mehreren Instrumenten. Und hierdurch entstand eine kleine Hauskapelle, welche nach und nach dahin gelangte, auch die schwierigsten Tonwerke aufzuführen. Dem unermüdlichen Eifer des Vaters verdankte es Reichardt, daß er schon im neunten Jahre gelegentlich als Violinist und Klavierspieler im Konzert auftreten konnte. — Schon vor dieser Zeit sah Reichardt im Vaterhause zum ersten Male den Dichter des „Liedes vom deutschen Vaterland". Ernst Moritz Arndt, damals Professor in Greifswald, wo er in seinen Monatsschriften „Feuerbrände" und „Löscheimer" gegen die Gewaltherrschaft Napoleon's gepredigt hatte, mußte 1807 vor der Rache der herannahenden Franzosen fliehen. In unserem Pfarrhause hielt ihn der alte Reichardt eine Nacht über auf dem Heuboden versteckt und geleitete ihn dann selbst sicher über die mecklenburgische Grenze. — Seine weitere Ausbildung empfing Reichardt von 1809—1811 in Neu-Strelitz, später in Greifswald. Dann widmete er sich auch auf der dortigen Universität der Theologie und ging zu gleichem Zwecke nach Berlin, wo er bald ein eifriger Schüler und später intimer Hausfreund Schleiermacher's wurde. Die Kunstgenüsse der großen Stadt und der Verkehr mit bedeutenden Musikern bewirkten jedoch, daß Reichardt schon 1819 die Universität verließ und sich der Kunst zuwandte. Mit einer besonders klangvollen Baßstimme begabt, trat er sowohl in den Konzerten der Singakademie zu Berlin wie bei großen auswärtigen Musikfesten als Solosänger auf, lehnte jedoch ein Anerbieten des damaligen Generalintendanten Grafen Brühl, ihn für die Berliner Oper zu gewinnen, ab. Als Lehrer des Gesanges und Klavierspiels fand er bald in den gebildeten Kreisen Berlins die beste Aufnahme. Er leitete auch in den vierziger Jahren den Gesangsunterricht des heutigen Kronprinzen von Deutschland bis zu dem Zeitpunkte, wo dieser die Universität bezog. Später wurde Reichardt Direktor der jüngeren von ihm, Rellstab, Berger und Klein gestifteten Liedertafel. Was die Kompositionen Reichardt's betrifft, so bildet das Lied und namentlich das Männerquartett sein eigentliches Gebiet. Neben dem Arndt'schen Liede dürfte hier wohl das „Bild der Rose" die bekannteste Komposition sein. Auch schuf Reichardt im Jahre 1871 die „Nationalhymne",

deren Text Müller von der Werra dichtete. Für Reichardt ist die Musik allezeit die treue, unentbehrliche Begleiterin des Menschenherzens. Das sprach er einmal, gewissermaßen als sein Glaubensbekenntniß, aus, als er aufgefordert, einen Beitrag zum Beethovenalbum zu liefern, die nachfolgenden Verse niederschrieb, mit denen wir diese kleine Lebensskizze eines der tüchtigsten unter den lebenden deutschen Liederkomponisten schließen wollen. Der Spruch lautete:

„Musik durchwebt das ganze Menschenleben
Mit Hoffen. Lust und Beben —
Dem Säugling singt die Mutter Wiegenlieder,
Auf Tönen schwebt dem Mann der Himmel nieder,
Und wenn sich dann des Greises Sonne neigt,
Der Glocken Grabesdissonanzen läuten ihn
Dahin, wo jede Klage schweigt."

D.

Das Prinz Adalbert-Denkmal in Wilhelmshaven.

(Hiezu das Bild S. 984.)

In dem größten deutschen Kriegshafen wird man in diesen Tagen das Standbild des ersten deutschen Admirals enthüllen, dessen Name mit der Geschichte unserer Marine für alle Zeiten verbunden ist. Die Geschwader der Nord- und Ostsee werden ihren Salut dem Denkmal eines Mannes bringen, dem ein wesentliches Verdienst an der Wiederbegründung einer deutschen Kriegsmarine gebührt. Die Zeit liegt nicht zu weit zurück, wo ein paar dänische Schiffe die ganze deutsche Küste in Blokadezustand versetzen und unsern ganzen Handel lähmen konnten. Damals entstand die Idee von der Gründung einer deutschen Flotte, damals nahm die deutsche Flotte ihren fröhlichen Anfang. Prinz Adalbert von Preußen, der viel gereist war, so 1832 nach England und in den Jahren 1842 und 1843 nach Brasilien, hatte im Jahre 1848 eine „Denkschrift über die Bildung einer deutschen Flotte" veröffentlicht und war in Folge dessen von der damaligen provisorischen Centralgewalt Deutschlands als Vorsitzender einer technischen Marinekommission berufen worden. Das, was vor drei Dezennien unter dem Enthusiasmus der ganzen Nation geschaffen wurde, nahm zwar ein trauriges Ende, keimte aber auf's Neue zu frischem Leben, als das auf sich allein zurückgedrängte Preußen mit der Schaffung einer eigenen Flotte wieder begann. Prinz Adalbert, Sohn des Prinzen Wilhelm, Onkels unseres Kaisers, und geboren am 29. Oktober 1811, war ursprünglich Artillerist und hatte es im Jahre 1847 zum Generalinspekteur der preußischen Artillerie gebracht. Zwei Jahre später wandte er sich ganz der Einrichtung einer preußischen Flotte zu und richtete, zum Admiral ernannt, von nun an seine gesammte Thätigkeit auf die Entwicklung der vaterländischen Seestreitkräfte. Am 20. Juli 1853 schloß Preußen mit Oldenburg einen Vertrag wegen Abtretung eines Landesgebietes am Jahdebusen ab, baute in den letzten dreißig Jahren hier seinen mächtigen Nordseekriegshafen und begründete die Stadt Wilhelmshaven. Daneben baute und kaufte es fleißig Kriegsschiffe, so daß schon Ende 1860 die junge Flotte aus siebenundsiebenzig Fahrzeugen bestand. Auch einen kleinen Strauß hatte man durchgemacht. Auf einer Uebungsreise begriffen, wurde der Prinz-Admiral Adalbert am 7. August 1856 von Riffpiraten bei Tres-Forces in Nordafrika angegriffen und hiebei durch eine in den Schenkel dringende Kugel verwundet. Auch wurde sein Adjutant, Lieutenant zur See Niesemann, an seiner Seite tödtlich getroffen. Im dänischen Kriege 1864 übernahm Prinz Adalbert den Oberbefehl über den ausgerüsteten Theil der preußischen Flotte und griff an Bord der „Grille" mehrere Male die weit überlegenen dänischen Schiffe an. Im Kriege 1866 nahm er, weil die Flotte wenig zur Verwendung kommen konnte, im Hauptquartier der zweiten Armee am Kriege Theil, und auch hier wurde im Gefecht von Skalitz sein Adjutant an seiner Seite getödtet. Bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges befand sich der Prinz mit einem Uebungsgeschwader im atlantischen Ozean. Schon befürchtete man einen Ueberfall der Franzosen, doch gelang es seiner Geschicklichkeit, mit gefechtsklaren Schiffen unbehelligt die vaterländische Küste zu erreichen. Nachdem dann im Interesse der Küstenvertheidigung das Geschwader aufgelöst und die Schiffe den einzelnen Stationen zugetheilt waren, begab sich der Prinz-Admiral in's große Hauptquartier und machte in diesem den Krieg gegen Frankreich mit. Zum Generalinspekteur der Marine ernannt, überreichte ihm der König am Tage seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums einen goldenen Marinesäbel. In Karlsbad, wo er sich einer Kur wegen aufhielt, starb er am 6. Juni 1873. Prinz Adalbert, in seiner bequemen Marineuniform und mit dem hohen weißen Stehkragen, war eine überall gekannte und froh begrüßte Persönlichkeit. Und so, wie sein Bild sich in unserer Erinnerung bewahrte, hat ihn der Bildhauer Schuler in einer überlebensgroßen Bronzestatue dargestellt. Das Bildniß ist ein Meisterwerk monumentaler Plastik, von ernster Würde der Auffassung und vornehmer Durchbildung der Einzelformen. Es zeigt uns den Prinzen in der großen Marineuniform eines Admirals, mit dem Bande des schwarzen Adlerordens und dem Orden pour le mérite, den er sich auf der „Grille" im Gefecht mit den Dänen erwarb. Der Prinz war morganatisch mit der zur Frau von Barnim erhobenen ehemaligen Tänzerin Therese Elsler vermählt. Sein einziger Sohn, Freiherr Adalbert von Barnim, Offizier im Gardedragonerregiment, starb vor ihm in Rosères in Aegypten an einem Klimafieber.

D.

Aus den Tagen der Parsifal-Aufführung in Bayreuth.

(Hiezu das Bild S. 985.)

Der Eindruck, den das Leben und Treiben während der Parsifal-Aufführungen in der altehrwürdigen Markgrafenstadt am rothen Main auf den Festspielbesucher hinterläßt, ist ein so ungewöhnlich eigenthümlicher, daß derselbe, ganz abgesehen von dem musikalisch-dramatischen Werke selbst, wohl einer kurzen Schilderung durch Bild und Wort der Erinnerung erhalten werden darf. Noch einmal ist es der Zauberkraft des Meisters gelungen, das Interesse der ganzen musikalischen Welt dorthin zu bannen und ein auserwähltes Publikum um sich und sein Werk in seinem lieben Bayreuth zu versammeln. Hatte die 1876er Darstellung des „Nibelungenringes", wenigstens die erste Serie desselben, einen vielleicht mehr äußerlichen Glanz, der durch die persönliche Theilnahme von Kaisern*), Königen und zahlreichen Fürsten selbstverständlich geboten war, so darf mit Bestimmtheit behauptet werden, daß die Betheiligung in diesem Sommer eine noch erhöhtere, innerlichere gewesen ist. Der Mißstimmungsäußerungen waren es entschieden weniger als damals, diejenigen, die sich auf materielle Genüsse, um die Sorge für Leib und Leben bezogen, etwa ausgenommen. Wo man sich aber auf so idealem Boden befand, sollten diese mehr in den Hintergrund treten (?). Und doch begann die Festlichkeit am Vorabend der Patronatsaufführung mit einem Banket, zu welchem Richard Wagner seine mitwirkenden Künstler und Freunde geladen hatte. Hier machte der Meister in sichtlich heiterer Laune die Runde durch die Räume der großen Theaterrestauration und begrüßte auf das Herzlichste Bekannte von nah und fern; dort unter den vielen berühmten Bühnenkünstlern den Sänger des Tannhäuser in Paris — was liegt zwischen den herben Erfahrungen in der Weltstadt an der Seine und heute in diesen einundzwanzig Jahren? Die Lage des Festspielhauses hat unbestritten einen hohen Reiz. Die Nähe des Waldes lockt am Nachmittag vor Beginn der Aufführung die Gäste dorthin, im Schatten der Buchen und Fichten kann man Gruppen beobachten, welche sich auf das Eifrigste mit den vorbereitenden Studien in Dichtung und Klavierauszug beschäftigen. So ist namentlich der Aufenthalt vor dem Festspielhaus im Zwischenakt in der sommerlichen Dämmerung ohnegleichen. Eine freudig bewegte Menge in gehobenster Stimmung umwogt den weiten Platz, in der Tiefe schimmert Bayreuth und fern verschwimmen die Höhenzüge im Süden der Stadt. Das Ganze vereinigt sich zu einem äußerst malerisch-stimmungsvollen Anblick, der uns gefangen hält, bis die klangvollen Fanfaren wieder in das im milden, vornehmen Glanz erleuchtete Haus und auf die bequemsten aller Theatersitze rufen. Rasch füllt sich der gewaltige Amphitheaterraum und mit dem Zeichen des Dirigenten aus unsichtbarer Tiefe ergibt sich die Menge der Sammlung und andächtigen Aufmerksamkeit.

Der allgemeine Sammelplatz während des Tages und nach der Aufführung ist die vielgenannte Angermann'sche Kneipe. Man erschrecke nicht über dieses Wort, aber es ist nichts Anderes und doch wird dort Alles wie durch einen Zaubergarten angelockt. Sollte auch hier des Meisters Macht wirken? Dort geben sich Musiker, Dichter, Kapellmeister, Sängerinnen, Sänger und was noch Stelldichein. In der kurzen Zeit von einer Viertelstunde ist es ermöglicht, mit den dermalen bedeutendsten Bühnenkünstlern, Musikern und Kritikern wenigstens flüchtige Bekanntschaft zu machen. Dort in der „Katakombe" weilt wohl auch der alte Titurel mit den geistvollen Zügen, umringt von den munter scherzenden Blumenmädchen. Dort scheint er gern auf den Anblick des Heilgefäßes zu verzichten.

*) Außer dem deutschen Kaiser war der Kaiser von Brasilien zugegen.

Literarische Plaudereien.

Französische Literatur.

Von

Bruno Walden.

(Nachdruck verboten.)

IV.

Die Romanliteratur einer Nation ist zugleich ihr Spiegelbild", lautet ein Satz, der auf die Völker germanischen Stammes volle, auf jene romanischen nur theilweise Anwendung findet. Wer den französischen Romanen nach auf die männliche Bevölkerung Frankreichs schließen wollte, müßte nothgedrungen zu einem gewaltigen Trugschluß gelangen. Diesen nach sollte man denken, die Franzosen wären einzig von der „grande passion" erfüllt und erübrigten für gar nichts Anderes im Leben Zeit und Kraft. Ein Volk aber, das in so kurzer Zeit nach schwerer Kriegsverheerung fünf Milliarden aufbringt und das nicht allein in Industrie und Handel, sondern auch in Kunst und Wissenschaft so Hervorragendes leistet, kennt wahrhaftig auch noch andere Motoren, andere Lebenszwecke als die Frauen, und die „grande nation", die sonst so eifersüchtig auf ihren Ruhm als solche ist, hätte wahrlich allen Grund, über ihre Romanciers in dieser Richtung auf Verleumdung zu klagen.

Auch Albert Délpit, eines der stärksten Talente unter der jüngeren Schriftstellergeneration, wandelt diese Wege und macht die Liebe im französischen Sinne zum Alpha und Omega seiner Helden. „La Marquise" führt uns drei Exemplare dieser Art vor. Natürlich ist der Hauptheld auch ihr Hauptvertreter. Auch Maximilian Donglars macht die neueste französische Romanmode: die Erforschungsexpeditionen nach Innerafrika, mit und kehrt nicht nur mit Lorbeeren gekrönt, sondern auch mit dem Vorsatz heim, alsbald wieder aufzubrechen, um die Mission Livingstone's und Stanley's zu glorreichem Ende zu führen; allein die Liebe zur Marquise, die zu allen Reizen der Schönheit alle Tugenden gesellt, hält ihn den Nilquellen fern an den Ufern der Seine. Der schurkische Gatte der Dame hat von den Tagen des College an bis an sein wohlverdientes vorzeitiges Grab nichts Anderes gethan, als dem Vergnügen in allen erdenklichen Liebesformen gelebt, und Morcère, der edle Stiefvater der Heldin, treibt nur aus Verzweiflung über gänzlichen Liebesschiffbruch mit Eheschmach Geographie. Die beiden Damen des Buches sind ganz Ormuzd und Ahriman: reinstes Licht und ein Abgrund des tiefsten Schwarz. In einem einzigen Punkte scheint uns das Buch lebenswahr, darin: daß die Unschuldigen die Schuld der Schuldigen büßen. Wenn nur endlich die Ungeheuer an Laster in der französischen Literatur aus der Mode kämen! Schade, wenn sich ein so schönes Talent wie das Délpit's an solchem Vorwurf vergeudet. Der Effekt der äußersten Extreme ist ein zu plumper für einen echten Künstler. Auch sollte sich ein solcher noch andere Probleme als jene nur der Leidenschaft zum Stoffe wählen. Die Franzosen lieben doch in allem Andern die Abwechslung so sehr, warum nicht auch hierin? Doch haben wir alle Hoffnung, ganz genau über die Nilquellen unterrichtet zu werden, denn wie Diane's Stiefvater zur Geographie, wird auch Maximilian durch Herzensverzweiflung wieder in die Arme der Wissenschaft und nach dem „schwarzen Kontinent" getrieben. Für seine unglückliche Heldin hat der Autor wieder zu dem schon abgebrauchten romantischen Auskunftsmittel, dem Nonnenschleier, gegriffen. Je hübscher viele der Einzelheiten, um so mehr sind wir über das Ganze ärgerlich.

Sind die Romane der Franzosen häufig gar unerquicklich, so findet man doch bei ihren Memoirenwerken stets gar reichlich seine Rechnung. Dieß ist in hohem Grade bei dem „Le Salon de Madame Necker" betitelten Buche der Fall. Die Mutter der Madame de Staël erscheint uns da in ganz anderem Lichte, als jenes, das die Berichte von Zeitgenossen über sie ergossen. Die Briefe und Tagebuchblätter der Dame beweisen uns, daß die Kälte, deren sie geziehen worden, zum großen Theil nur mühsam errungene Selbstbeherrschung gewesen, ihre natürliche Leidenschaftlichkeit zu bändigen. Der unglückliche Verlauf ihrer Verlobung mit dem englischen Geschichtsschreiber Gibbon (ein nur wenig bekanntes Faktum) mochte den ersten Anstoß zu dieser systematischen, nicht gerade Unterdrückung, sondern, so seltsam es klingt, Eintheilung ihrer Impulsivität gegeben haben. Diese Frau erweist sich als eines der merkwürdigsten psychologischen Probleme: eine Mischung von Nüchternheit und Exaltation. Eine Systemisirung seiner Zeit, seiner Kräfte und selbst Empfindungen, wie sie uns hier entgegentritt, wo wir in der Tagesordnung der Dame Gott, ihrem Manne, ihrem Kinde, ihren Freunden, der Wohlthätigkeit rc. rc. eine gewisse, auf Minuten ausgerechnete Zeitration zugetheilt sehen, berührt als unnatürlich ganz und gar unbehaglich. Zweifellos erhellen diese dem Archive von Coppet entnommenen Schriftstücke, daß Frau Necker geistig begabt, durchaus edel, in verderbter Gesellschaft tadellos reinen Charakters, mit vielen Tugenden ausgestattet und thätig gütig gewesen sei, und dennoch erhält man den Eindruck, daß es höchst unerquicklich gewesen sein muß, neben all' diesen Vortrefflichkeiten zu leben. Vornehmlich ist der Grund hiefür wohl darin zu suchen, daß diese stark angelegte Frau eine eben ihren Lieben gegenüber tyrannische Natur gewesen, die sie nach ihrer Art modeln, nur in ihrem Sinn beglücken wollte. Daß ihre Tochter sich eigenartig entwickelte, konnte sie ihr nie ganz verzeihen, und als ihr Jemand einstmals ein Kompliment über deren glänzende Begabung machte, erwiederte sie: „O, das ist nichts im Vergleich zu dem, was ich aus ihr machen wollte." Die Exaltation der seltsamen Frau schuf ihr gar manches eingebildete Leid; so litt sie bis an ihr Lebensende an leidenschaftlichen Reueanfällen über gewisse Regungen der Ungeduld und Uebellaunigkeit, deren sie sich in der Trostlosigkeit ihrer ersten unglücklichen Liebe gegen die Mutter schuldig gemacht. Auch lebte sie eine Zeitlang dem Wahne, die Liebe ihres Gatten für sie sei erkaltet, eine Einbildung, welche ihr bittere, doch schweigend getragene Qualen schuf, die ihr später wieder Gegenstand zu Selbstvorwürfen wurden. Ueberall, wo sie ihrer Empfindung freien Lauf ließ, trat das Uebermaß derselben zu Tage. So hat ein „nach ihrem Tode zu eröffnender Brief" an ihre Tochter, den sie etliche Jahre vor ihrem Ende während schwerer Erkrankung schrieb, bei allem Pathos einen Beigeschmack von unfreiwilligem Humor. Sie beschwört die künftige Madame de Staël darin, bei der Wahl ihres Gatten nur darauf bedacht zu sein, welchen Schwiegersohn sie ihrem Vater gäbe und sich von Letzterem nie auch eine Nacht nur zu trennen. Wie angedeutet, mochte es eben die Furcht vor der eigenen Impulsivität gewesen sein, welche Frau Necker zu dem Bemühen anstachelte, ihr Denken und Empfinden nach ihren strengen calvinistischen Grundsätzen bis in das kleinste Detail hinein zu systemisiren. Trotz einem eisernen Vollkommenheitsstreben für sich selbst, finden wir sie — eine seltene Vereinigung — äußerst tolerant gegen Andere. Geist und Gutherzigkeit lebhaft anerkennend, verkehrte sie mit Damen, die ihre Sittenstrenge in anderer Richtung herb verurtheilen mußte. So zum Beispiel mit Horace Walpole's geistreicher Freundin Madame Dudevant und Rousseau's Sophie, der Gräfin d'Houtetót, ja sogar mit der Herzogin von Luxembourg, die selbst für die damalige Zeit etwas allzu buntlebig war. Auch mit den Encyklopädisten stand sie auf bestem Fuße, und Grimm, Holbach, d'Alembert und Diderot zählten zu ihren liebsten Tischgästen. Doch wußte sie die Unterhaltung derselben in gewissen Schranken zu halten, was ihr mehrfach den Vorwurf unbequemer Strenge eintrug. Als einst das Gespräch eine Wendung nahm, welche ihre religiösen Grundsätze verletzte, brach sie in so schmerzhaft leidenschaftliches Weinen aus, daß dieß die Echtheit ihrer religiösen Empfindung in einer Art bezeugte, welche ihre skeptischen Gäste in hohem Grad verblüffte. In der Freundschaft ließ Frau Necker dem damaligen Brauch nach ihrer Ueberschwenglichkeit freien Lauf, und namentlich ihre Briefe an den Pfarrer Moulton, einen einstigen Jugendgefährten, den sie zu ihrem Gewissensrath gemacht, bezeugen dieß. Die späte Leidenschaft, welche der berühmte Buffon schon im Greisenalter für sie gefaßt und die sich mühsam in den Grenzen der Verehrung hielt, ist zugleich als ein Beweis für ihre geistige Bedeutung zu betrachten, denn der exklusive Gelehrte, der sich ganz und gar in die Einsamkeit zurückgezogen, berieth sich mit ihr sogar über seine Arbeiten. Sie auch war es, die ihm in aufopfernder Pflege die Augen zugedrückt. Daß ihr Ehrgeiz ein idealer gewesen, bezeugt, daß ihr stets weit mehr der Ehrlichkeitsruhm ihres Gatten als dessen Machtstellung am Herzen gelegen. Zweifellos war Frau Necker eine ausgezeichnete, wenn auch nicht eben anmuthende Persönlichkeit und wir danken es dem Werke — das nebenher auch eine Anzahl hervorragender Leute aus jener Periode charakterisirt — sie uns so unverholen kennen gelehrt zu haben.

Die „Memoires du Marquis de Sourches" bieten eine werthvolle Ergänzung der berühmten Memoiren Saint-Simon's. Die einen erzählen so ziemlich dieselben Fakten, schildern so ziemlich dieselben Personen wie die anderen, der Unterschied liegt in der Vortragsweise, deren Vergleichung hüben und drüben zum Korrektiv dienen kann. Der Autor, welcher den Posten eines Grand Prévót am königlichen Hofe eingenommen, ist weit maßvoller als der scharfzüngige Herzog, und seine Mittheilungen machen den Eindruck, sorgfältig erwogen zu sein. Wer die

Darstellung der beiden vornehmen Herren eingehend vergleichen würde, erhielte dadurch nicht nur ihre Charakteristik, sondern wohl auch eine gewissermaßen eigene Anschauung des Geschilderten. Hier dürfte wohl das Sprüchwort: „Die Wahrheit liegt in der Mitte", zutreffend sein. Doch wahrlich keine leichte Aufgabe, da die Memoiren des Marquis im Manuskript siebenzehn dicke Bände in Großfolio füllen sollen, also jenen des Herzogs wenig nur an Umfang nachstehen dürften. Der erste Band, der uns vorliegt, umfaßt die Jahre 1681—1688, doch mit einer bedauerlichen Lücke von zwei Jahren, welche durch den Verlust eines Manuskriptbandes verursacht ist. Vielleicht gibt das Werk Anlaß zu einer recht wünschenswerthen Arbeit. Saint-Simon's Memoiren sind heutzutage ebensowenig bekannt als sie berühmt sind. Unser schnelllebiges, vornehmlich auf die moderne Produktion gerichtetes Geschlecht bringt die Geduld nicht mehr auf zur Lektüre eines so umfangreichen Werkes älterer Zeit, dessen Studium nur mehr Solchen überlassen wird, die es sachlich ausnützen. Doch enthält es so viel des Interessanten, daß sich, wie die Franzosen zu sagen pflegen, ein Abrégé daraus wohl lohnen würde. Das Werk könnte ein paar ebenso zeit- und gesellschaftscharakterisirende wie unterhaltende und zugleich handliche Bände ergeben.

„L'école de village pendant la Révolution" von A. Babeau sucht den Nachweis zu liefern, daß der Volksunterricht durchaus nicht gewonnen hatte, indem er der Geistlichkeit entzogen worden. Der Verfasser vergißt dabei in Betracht zu ziehen, daß in Momenten so gewaltiger Umwälzungen, wie jene der großen Revolution gewesen, nicht gleichzeitig auch eine feste und rationelle Organisation des Unterrichts sich herausbilden kann, daß es hier wie überall einer Klärungsperiode bedarf. Doch sind viele der Belege, welche er für seine Behauptung aufstellt, sehr zutreffend und mitunter auch ergötzlich. Ganz trefflich wird die läppische Kleinlichkeit, mit welcher die Terroristen überall Revolutionsbeziehungen zu schaffen suchten, durch eine Art Katechismus für die ABC-Schützen illustrirt, in dem es nach der Stylisirung der zehn Gebote unter Anderem heißt:

«A la section tu te rendras
De cinq en cinq jours strictement.»

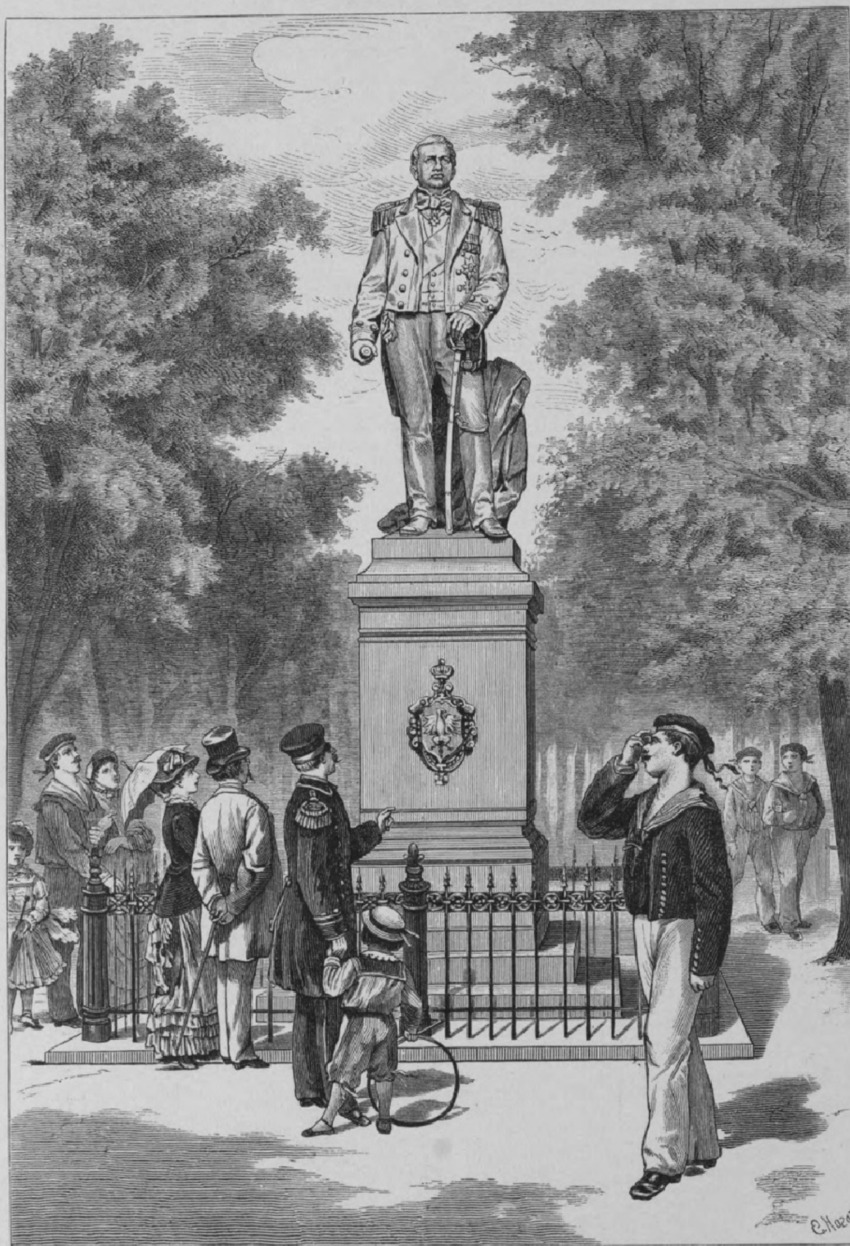
Dann:

«Le dix août sanctifieras
Pour l'aimer éternellement.»

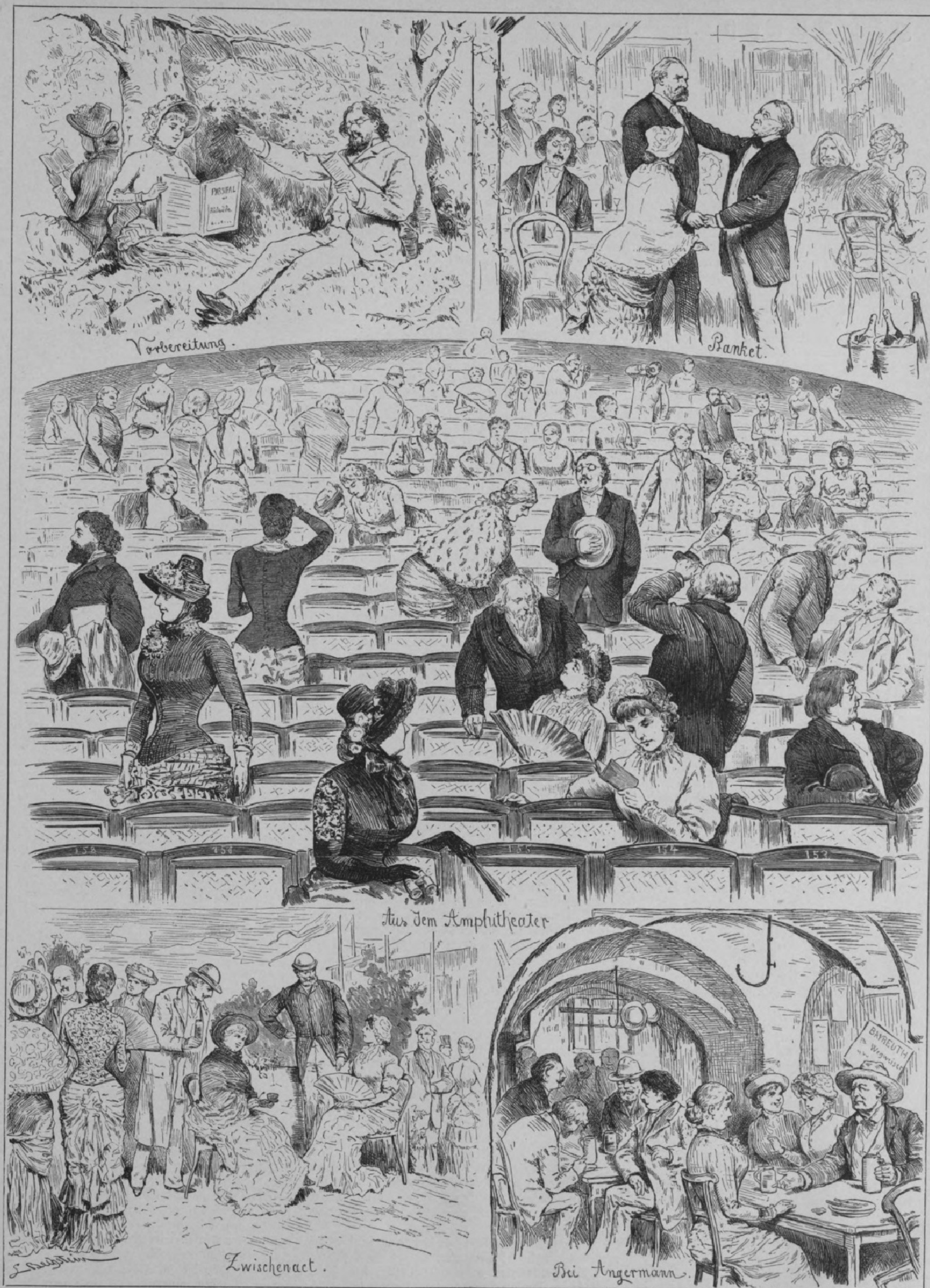
Die Amerikaner haben den politischen Katechismus, den sie ihren Schulkindern verabreichen, praktischer und nicht so geschmacklos eingerichtet. Jenseits des Ozeans werden die kleinen Staatsbürger gleichzeitig wie in die Geheimnisse des Lesens und Schreibens auch in jene der Grundgesetze des Landes eingeweiht, hier aber handelte es sich nur um einen Revolutionskult. Der Fanatismus hatte die Demarkationslinie zwischen dem Erhabenen und dem Lächerlichen wahrzunehmen verlernt.

Ein gewiß höchst lehrreiches Buch ist der „Dictionnaire Infernal, Répertoire Universel des êtres, des personnages, des livres, des faits et des choses qui appartiennent aux ésprits, aux démons, aux sorciers etc. etc." Wenn man in Betracht zieht, daß dieser Höllen-Dictonnaire schon die sechste Auflage erlebt, so muß man annehmen, daß sein Erscheinen einem dringenden Bedürfniß entsprochen hat. Der Nutzen des verdienstlichen Werkes wird sicherlich dadurch wesentlich erhöht, daß sich unter seinen fünfhundert Illustrationen auch zweiundsiebenzig Porträts von Dämonen befinden. Wenn der Leser nur einiges Physiognomieengedächtniß besitzt, ist er gegen die Zauberkünste dieser bösen Geister somit gewappnet. Auf der ersten Seite werden wir durch die angenehme Mittheilung erfreut, daß „Abolam, der Fürst der Hölle", nur wenig bekannt sei. Entweder er begnügt sich damit, seine Unterthanen für sich arbeiten zu lassen, als großer Herr von echtem Schrot und Korn, oder es zeugt für die Weisheit und Güte der Menschen, daß sie seine illustre Bekanntschaft nicht suchen. Weit thätiger, doch ein Spezialist, ist Agnan oder Agnian. Er quält die Amerikaner durch böse Streiche und Visionen und hält sich mit besonderer Vorliebe in Brasilien bei den „Topimambaux" auf. Räthselhaft stylisirt ist die Bemerkung, daß er sich „durch die Fähigkeit, alle Gestalten anzunehmen, der Entdeckung entziehe, aber überall zu finden sei". Wie so man ihn in seiner Proteusgestalt finden, d. h. erkennen soll, ist so wenig angegeben, als die Ursache, die ihn sein Quälertalent ausschließlich auf die unglücklichen Bewohner Amerikas beschränken läßt. Die beigegebene Illustration bringt uns von dem Maskirungsvermögen dieses Yankeefeindes keine besonders hohe Meinung bei. Weitaus vornehmer, verschmäht Aguarés, der „Großherzog der östlichen Höllenpartie", alle Veränderungsfinten; er zeigt sich stets nur in ein und derselben, allerdings aber ungemein verlockenden Gestalt, nämlich als ein auf einem Krokodil reitender Edelmann. Diese Schilderung ist sicherlich als ausreichende Warnung dankenswerth; wenn Jemandem diese interessante Erscheinung zu Theil wird, weiß er doch auf den ersten Blick, daß er dem Großherzog des höllischen Orientes gegenüberstehe. Und dennoch, dennoch dürfte der krokodilberittene Aguarés manch' arme Seele verlocken, denn er besitzt die unschätzbare Fähigkeit, Titel zu verleihen. Nicht minder schätzenswerth, sicherlich aber minder geschätzt, dürfte sein Vermögen sein, ergebenen Anhängern im Handumdrehen fremde Sprachen zu lehren. In dem sehr ausgedehnten Abschnitt vom „Sabbat" finden wir ein hübsches Geschichtchen, das wir hier wiedergeben wollen. Herzog Karl VI. von Lothringen bereiste einstmals inkognito sein Land und übernachtete in dem Hause eines Pächters. Als er sein Nachtmahl beendet hatte, war er höchlich verwundert, ein zweites, viel besseres, noch sorgsam auf dem Eßtisch aufstellen zu sehen. Auf seine Frage, ob der Pächter noch Gäste erwarte, antwortete dieser: „Nein, aber es ist Freitag und am Freitag jeder Woche zur Mitternachtsstunde halten die Dämonen mit den Zauberern der Umgegend eine Zusammenkunft im nahen Walde, dort tanzen sie den Teufelstanz und dann vertheilen sie sich in vier Gruppen; die erste Bande kommt zum Nachtmahl zu mir, die drei anderen gehen zu benachbarten Pächtern." Herzog Karl fragte, ob diese seltsamen Gäste ihre Mahlzeit auch bezahlten? Der Pächter aber berichtete: „Ganz im Gegentheil, sie nehmen mit fort, was ihnen in die Augen sticht, und wenn sie mit dem, was wir ihnen vorsetzen, nicht zufrieden sind, haben wir eine gar böse Zeit. Was kann man Dämonen und Zauberern gegenüber thun?" Der Herzog, der „dieß sehr verwundert vernommen hatte", wollte das Geheimniß ergründen und sandte einen Mann aus seinem Gefolge nach dem unfernen Toul. Gegen zwei Uhr Morgens kam ein Schwarm von Dämonen, Hexen und Zauberern nach dem Pachthause. Doch kaum hatten sie sich an das leckere Mahl gemacht, da kehrte Karl's Bote mit einer Truppe Bewaffneter zurück und der Herzog befahl die Inhaftnahme der bösen Geister, die sich als eine Räuberbande erwiesen, welche in Teufelsverkleidung recht bequem ihr Handwerk betrieben hatte. Der Dictionnaire berichtet uns weiter, daß „der Herzog sein Nachtmahl großmüthigst bezahlt und die Dämonen und Zauberer als Verbrecher habe abstrafen lassen". Woran wir noch die Bemerkung geknüpft finden: „Die Gegend wurde zwar für den Augenblick von der drückenden Angst befreit, aber die Furcht vor dem ‚Sabbat' verminderte sich darum nicht in Lothringen." Gar manchmal möchte man sich die Variante erlauben: „Der Aberglaube ist des Glaubens liebstes Kind".

Wenn wir Victor Hugo's „Torquemada" wenige Zeilen nur widmen, so geschieht es, um den Leser auf die Dichtung selbst zu verweisen, die eingehend zu würdigen mehr Raum erforderte, als unser Gesammtbericht einnimmt. Voller als in seinen letzteren Werken treten uns die eminenten Vorzüge des Poeten daraus entgegen. Wir finden ihn darin in seiner ganzen und so merkwürdigen Eigenart, in jener Ueberschwenglichkeit, die so oft an das Sublime hinanreicht, ihn aber gar manchmal auch zu Abirrungen verleitet. An Torquemada aber imponirt uns eine Größe der Auffassung edelster Art, die den Menschen, der ein fanatischer Hasser des Kirchlichen, so hoch ehrt wie den Dichter. Er läßt den Großinquisitor in gutem Glauben handeln und sich freuen, daß die Flammen des Scheiterhaufens seinen Opfern die Höllenflammen sparen. Es beweist dieß, daß Hugo nicht nur einen großen Genius, sondern auch eine große Seele besitzt.



Prinz Adalbert-Denkmal in Wilhelmshaven. Originalzeichnung von E. Hosang.



Aus den Tagen der Parsifal-Aufführung in Bayreuth. Originalzeichnung von Ludwig Bechstein.

7cm.

Die Jüngste.

Erzählung

von

Hans Wachenhusen.

(Fortsetzung.)

XIV.

Gegen Mittag saßen der Staatsanwalt mit seinem Gehülfen und Assessor Lindener mit einem Gerichtsschreiber bereits seit einer Viertelstunde an dem Tisch des Amtszimmers, als die Thür geöffnet ward, eine Dame in einfachem, dunklem Kleide, ein dunkles Strohhütchen auf dem Haupt, an der Seite des Doktor Höfer hereintrat und in tiefem Ernst und vornehm reservirter Haltung, den Schleier zurückschlagend, die Herren mit einer knappen Verneigung begrüßte.

Die Ueberraschung der Letzteren beim Anblick des trotz seiner Blässe so jugendlich schönen Frauengesichts, der so anmuthig geformten Gestalt, des Adels, den jede ihrer Bewegungen zur Schau trug, verursachte eine Pause, die ihr peinlich. Sie wandte sich stumm fragend an den neben ihr stehenden Höfer, sein Antlitz mit kaltem Ernste streifend, und schlug dann das Auge zu Boden, als fühle sie sich beschämt an dieser Stätte.

„Frau Baronin von Rautendorf bittet ..." Höfer forderte dadurch die Herren auf, ihre Schuldigkeit zu thun.

Der Staatsanwalt blickte in seine Akten, der Assessor räusperte sich.

„Wir bedauern unendlich, gnädige Frau, Sie hieher bemüht zu haben," hob er an. „Seien Sie überzeugt, daß von unserer Seite Alles geschehen wird, um die nothwendigsten Formalitäten zu kürzen, und entschuldigen Sie im Voraus, was diese mir vorschreiben."

Lindener begann jetzt mit so viel Zartheit als eben möglich die den Unschuldigen stets kränkenden Fragen, betreffend Herkunft, Alter, Beruf und Unbescholtenheit. Edith beantwortete sie mit halber, zeitweise kaum vernehmbarer Stimme, mit gesenktem Blick und oft nervösem Zucken ihrer Gesichtsmuskeln.

Lindener selbst war es peinlich, alle diese ihm unerläßlichen Fragen zu stellen, es schnitt ihm in's Herz, wenn er sah, wie tief er verletzen mußte; seine eigene Stimme zitterte, als fühle er die Bedeutung seiner Worte, als er endlich auch nach ihrem Verhältniß zu ihrem Gatten und nach dem Aufenthalte desselben fragte.

Weniger als Höfer erwartet, schien sie berührt durch diese Frage. Mit fester Stimme antwortete sie, ihr sei letzterer unbekannt, da sie getrennt von ihm lebe.

„Geschieden?"

„Nein!"

Auch die Antwort klang fest und sicher.

„So wußte er nicht von Ihrer Reise nach Europa?" fragte Lindener, das Auge scharf auf sie richtend.

Edith zauderte. Sie zuckte die Achseln; ihre Lippen waren fest auf einander gepreßt.

„Ich sagte, ich lebe von ihm getrennt und sah ihn in Amerika seit Jahren nicht!"

Eine leichte Röthe stieg auf Edith's Wangen.

„In Amerika!" wiederholte Lindener mit Betonung und das Auge nicht von ihrem Antlitz lassend. „Sie haben auch keine Vermuthung, daß und wie er von Ihrer Reise erfahren haben konnte?"

„Meine Schwester war die Veranlassung zu dieser Reise. Ich wollte Europa nicht wiedersehen; sie hatte sich indeß an die Gesandtschaft gewendet, die meinen Aufenthaltsort suchte und erfuhr."

„Ihre Schwester ließ Sie durch diese Behörde auch unterrichten, weßhalb sie Ihre Anwesenheit in Europa wünschte?"

„Ja!"

„Der Wunsch Ihrer Frau Schwester konnte vielleicht auch Anderen bekannt geworden sein. Die Gesandtschaft unterrichtete uns nämlich auf unsere Anfrage, daß man Sie in den deutsch-amerikanischen Zeitungen aufforderte, nach Europa zu kommen, um eine gewisse Summe in Empfang zu nehmen."

Edith erschrak; in ihrem Antlitz zuckte es wieder; furchtsam schaute sie den Assessor an.

„Sie bestätigen dieß, Frau Baronin?"

„Ich las diese Aufforderung."

„Und Sie nahmen die Summe bei Ihrer Frau Schwester in Empfang. Wir wissen, daß dieselbe sich auf zehntausend Thaler belief, daß Sie, nachdem Sie Ihre Schwester verlassen, eine Banknote von tausend Thalern bei einem Bankier in der Nachbarschaft wechselten. Sie bestätigen auch dieß?"

„Ja!" Edith's Ton war muthlos, schwach, kaum vernehmbar. Höfer schaute erstaunt den Assessor an.

„Sie reisten hieher nach Lichtenheim, Frau Baronin, vermuthlich in derselben Absicht, die alljährlich so viel andere Fremde hieherführt. Es ist Ihnen nicht aufgefallen, daß Ihnen Jemand hieher gefolgt?"

Edith schaute betroffen fragend auf.

„Nein!"

„Sie haben auch gegen Niemanden geäußert, daß Sie diese Summe bei sich, in der Tasche Ihres Kleides trugen?"

„Nein! Ich hatte überhaupt keine Gelegenheit, mit Jemanden zu sprechen."

„Hier eingetroffen, machten Sie mehrmals Ihre Promenade in den Wald, auf den Wiesenplan, zum Weiher ... Es begegnete Ihnen während des ersten Tages nach Ihrer Ankunft Niemand, der Ihnen auffällig gewesen wäre?"

„Nein!" Ihre Stimme war kaum vernehmbar.

„Am dritten Abend Ihres Hierseins gingen Sie wieder in den Wald. Wollen Sie uns mittheilen, was Ihnen dort begegnete?"

Edith schwieg; ihr Antlitz bedeckte sich mit Leichenblässe.

„Der Staatsanwalt bringt auf die genaueste Mittheilung; ich bitte Sie, Ihr Gedächtniß zu Hülfe zu nehmen, gnädige Frau!"

„Es ist mir Alles wie ein furchtbarer, wüster Traum!" Edith sprach leise, als koste sie selbst dieß schon die höchste Anstrengung. Sie senkte das Haupt. Lindener suchte ihr entgegen zu kommen.

„Es verfolgte Sie Jemand auf Ihrer Promenade; Sie beeilten furchtsam Ihre Schritte, um aus dem Walde zu kommen. Zwei verschiedene Fußspuren führten uns nämlich bei unserer Nachforschung über das Waldmoos in eine von jungem Unterholz gebildete Lichtung. Hier erreichte Sie Ihr Verfolger. Sie vertheidigten sich gegen ihn; die Spuren in dem zertretenen Haidekraut zeigten uns auch dieß ganz deutlich. Es entstand ein kurzer, aber heftiger Kampf ..."

Lindener schwieg, den Blick scharf nach Edith's Antlitz gerichtet, als suche er die Wahrheit aus ihren Zügen zu lesen. Sie antwortete nicht. Ihr Gesicht war wie das einer Statue, kein Nerv regte sich in demselben.

Höfer saß in der peinlichsten Aufregung; auch sein Auge haftete in höchster Erwartung auf ihr.

Edith, als das eigene Schweigen sie furchtsam erzittern machte, bewegte endlich zustimmend das Haupt; ihre Lippen blieben verschlossen; ihre Arme hingen regungslos herab.

„Die Spuren des Kampfes mit dem Räuber an Ihrem Körper, Ihren Händen oder Armen, die der Physikus nach seinem Bericht gefunden, sind leider durch die ängstliche Sorgfalt des Doktor Höfer um Erhaltung Ihres Lebens dem Gerichte entgangen."

Lindener warf dabei einen Seitenblick auf den Arzt, der mit heimlichem Erstaunen angehört, wie das Gericht ohne sein Wissen sich bis in diese Details über Person und Umstände schon unterrichtet hatte, als er der Meinung gewesen, wenigstens die Person vor allen Forschungen gesichert zu haben.

„Trotzdem aber erklären sich uns dieselben aus den Spuren im Sande. Der Räuber mußte unterrichtet sein, daß Sie eine so große Summe bei sich trugen. Erstaunlich ist nur die Kühnheit, mit welcher er Sie bis in so unmittelbare Nähe menschlicher Wohnungen, namentlich eines so besuchten Hotels, verfolgt und die Hand an Sie zu legen gewagt, deren Hülferuf unbedingt hätte gehört werden müssen. Ihr Kampf, Frau Baronin, mit dem Räuber muß ein heftiger gewesen sein, da derselbe zu einem Revolver seine Zuflucht nahm, den er auf Sie abdrückte. Nach Aussage des Kreisphysikus muß er Ihnen die Waffe in die Seite gedrückt haben, während sein anderer Arm Sie umschlang. Sie sanken schwer verwundet und bewußtlos zusammen; er durchsuchte Ihre Kleidung und ließ Sie ohnmächtig auf dem Platz ... Ist diese Annahme Ihrem Gedächtniß nach richtig?"

Edith zögerte; endlich, als Lindener seine Frage wiederholte, nickte sie schweigend.

„Der Raubmörder, gnädige Frau, muß nach seiner That sich in den Wald zurückgezogen haben, dann aber später, als die Dunkelheit herabgesunken, zurückgekehrt sein und Sie als eine vermeintlich Leblose in den Steinbruch getragen haben, um eine sofortige Verfolgung zu verhüten. Sie wissen nichts hievon, da Sie vermuthlich erst unter der Hand des Arztes zum Bewußtsein zurückkehrten."

Edith bejahte auch dieß mit Schweigen.

„Trotz dieser Vorsicht," fuhr Lindener fort, „ist die Verfolgung dennoch am Morgen schon mit großem Nachdruck geschehen. Man fand zunächst den Revolver, eine kleine, nur im Handgemenge verwendbare Waffe, die der Raubmörder beim Suchen nach dem Gelde verloren haben muß. Dieselbe hat, auffallend genug, einen amerikanischen Fabrikstempel."

Lindener's Blick hatte etwas Dämonisches, wie er mit einem gewissen Siegesbewußtsein ihn lange auf dem noch immer regungslos gebliebenen Antlitz der jungen Frau ruhen ließ. Er sah zu seiner Befriedigung, wie ihre Augenwimpern sich bewegten, wie es um ihre Lippen zuckte und sie das Taschentuch fester in die herabhängende Hand preßte.

Auch Höfer's Antlitz unterlag in diesem Moment einer jähen Veränderung; auch er vergaß die äußere Ruhe, die er bis jetzt beobachtet, und als habe er genug gesehen, wandte er sich ab und legte die Hand an die Stirn.

Edith stand während dieses ganzen Verhörs da wie eine Angeklagte, nicht wie das Opfer eines Verbrechers, das hier an dieser Stätte Genugthuung für Erlittenes forderte, und selbst jetzt, als der Assessor eine Schieblade vor sich öffnete und das corpus delicti, die Waffe, auf den Tisch legte, würdigte sie dieselbe keines Blicks.

„Ich bedaure, Frau Baronin, Sie so lange mit meinen Fragen belästigt zu haben," fuhr Lindener fort, unbemerkt einen Blick mit dem Staatsanwalt wechselnd, der das Auge nicht von Edith gelassen und jetzt dem Assessor sein Einverständniß andeutete.

„Von den verdächtigen Individuen, die inzwischen verhaftet wurden, ist von uns nur eins unter Verschluß gehalten worden, das Ihnen vorgeführt werden soll. Ihre Aussage wird entscheiden, ob wir auch hinsichts dieses Einen fehlgegriffen."

Lindener gab dem im Hintergrunde des Zimmers wartenden Gerichtsdiener ein Zeichen. Höfer hob gespannt die Stirn aus der Hand; er blickte auf Edith, und in dem bangen Schweigen, das nach dem Verhallen der Tritte des Gerichtsdieners und dem Schließen der Thür hinter demselben eingetreten, war's ihm, als rufe eine Stimme ihn auf, an ihre Seite zu treten.

Er sah, wie sie die Wimpern gehoben, wie sie ängstlich dem Winke des Assessors folgte, wie ihre herabhängende Hand sich bewegte, als suche sie nach einer Stütze, wie sie dann mit einer gewaltsamen Kraftanstrengung sich aufrichtete, den Arm hob und mit dem Taschentuch über die bleiche Stirn fuhr. Er sah, wie ihre Brust sich hob, als suche sie Erholung in der eingetretenen kurzen Pause, wie ihre von der Stirn herabsinkende Hand sich heimlich fest auf die Brust preßte, als zwinge sie gewaltsam das so lange schon gefolterte Herz zur Ruhe, und sie dann mit Resignation das Kinn auf die Brust senkte.

Ein neues Geräusch in der Thür ... Schwere, langsame Doppeltritte, die sich durch den Raum heran bewegten ...

Edith schaute nicht auf; ihr Ohr lauschte; ihre Hände bebten. Eine Erschütterung lief durch den ganzen Körper der jungen Frau. Höfer, der neben ihr saß, sprang auf, schaute mit starrem, weit geöffnetem Auge in das Zimmer, packte krampfhaft mit beiden Händen die Lehne des Stuhls und wandte sich mit Abscheu ab.

Der Assessor hatte ihn beobachtet; er tauschte mit dem Staatsanwalt abermals einen Wink. Der Letztere schaute mit Spannung auf Edith, in deren Antlitz er beim Herannahen des Gerichtsdieners mit dem Verhafteten das ängstliche, nervöse Muskelspiel beobachtete.

„Frau Baronin," ertönte Lindener's Stimme jetzt nicht ohne merkbare Bewegung in der feierlichen Stille, „es gelang der Behörde, wenige Tage nach dem an Ihnen theils wirklich verübten, theils versuchten Verbrechen einen Mann zu verhaften, der sich im Hotel einer unserer Nachbarstädte für den Agenten eines amerikanischen Fabrikhauses ausgab, am Abend aber schon in demselben Hotel den Verdacht falschen Spiels auf sich zog, bei seiner Verhaftung sich mit einem auf den Namen Jackson lautenden amerikanischen Paß legitimirte und im Besitz von neun hohen Banknoten befunden wurde, die ich Ihnen hier vorlege. Vielleicht gelingt es Ihnen, dieselben an irgend einem Zeichen zu erkennen."

Edith hob die Lider und richtete das halb geblendete Auge auf die Papiere. Sie schüttelte den Kopf mit Abscheu und hob abwehrend die Hand, als bitte sie, verschont zu werden.

Lindener erhob wiederum die Stimme.

„Ist es nun auch nicht gelungen, den Verhafteten des falschen Spiels zu überführen, so hat doch der Bankier, Frau Baronin, der Ihnen jene Summe wechselte, diese Banknoten den Nummern nach bereits als dieselben erkannt. Es erübrigt deßhalb nur . . . Führen Sie den Gefangenen näher!“ wandte er sich lauter an den Gerichtsdiener, während Höfer, der seine Ruhe wiedergefunden, auf das Aeußerste gefaßt, einen halben Schritt näher zu Edith that. „Es bleibt mir nur eine Bitte, wenn sie auch Ihre Nerven erschüttern muß, einen Blick auf dieses Individuum zu thun, und durch Ihr Zeugniß . . .“

Edith ließ ihn nicht ausreden. Die Folter schien ihr zu lange zu dauern. Mit hastigem Entschluß richtete sie sich hoch auf, sie schaute auf einen Mann mit gebräuntem, vom Laster unverkennbar gezeichneten Gesicht, in brauner Reisekleidung, dessen dunkles Haar wirr um seine Stirn hing, dessen stechende Augen herausfordernd, mit fast verletzender Kühnheit, auf sie gerichtet waren, während er mit auf der Brust gekreuzten Armen vor ihr stand.

Höfer wagte nicht zu athmen, sein Arm war halb ausgestreckt, seine Augen hafteten angstvoll auf ihr, wie die der Beamten; selbst der Schreiber vergaß sein Protokoll im Anblick des geisterbleichen jungen Weibes.

Edith, mit weit und von Grauen fast gläsern leuchtenden, ausdruckslosen Augen, mit vor eisigem Schauder wankenden Knieen hielt sich aufrecht durch fast übermenschliche Willenskraft, und mit derselben Kraft schaute sie auf ihn. Nur ein einziger Blick voll heimlichen, mühsam verborgenen Abscheus . . . dann schloß sie die Augen, barg schaudernd das leichenblasse Antlitz vor ihm, streckte beide Arme vor sich aus, und am ganzen Körper erbebend, öffnete sie die Lippen.

Aber ihre Zähne schlugen aufeinander wie im Fieberfrost; kein vernehmbares Wort gab dem Richter Antwort. Nur mit höchster Kraftanstrengung suchte sie sich aufzurichten. Sie schüttelte verneinend heftig das Haupt und mit tappenden Händen sank sie zurück in Höfer's Arm, vernichtet durch die Selbstanklage, ihr Gewissen vor Gottes irdischer Gerechtigkeit mit der schreiendsten Unwahrheit, mit einem Meineid beladen zu haben, um jenen vor Gottes Altar geschworenen Eid zu halten, durch den sie Treue bis in den Tod dem unwürdigsten Gatten gelobt.

Höfer fühlte als Arzt die volle Berechtigung, Edith hinaus zu geleiten, und schwer auf seinen Arm gelehnt, schritt sie haltlos an seiner Seite.

Die Gerichtsbeamten erhoben sich, selbst aufathmend, in stummer Ueberraschung ein Zeugniß hinnehmend, das nur einer Seele entflossen sein konnte, für die es vor den Schranken der weltlichen Gerechtigkeit keinen Raum gab.

Regungslos sahen sie, wie Edith an Höfer's Arm hinausschwankte.

Verdrossen, aber in Bewunderung für die Größe eines Frauenherzens, der kein Paragraph seines Strafgesetzbuchs gewachsen war, schlug der Staatsanwalt die Akten zu und richtete sich an den Assessor, dessen Blick ihm in gleichem Gefühl begegnete.

Lindener gab dem Gerichtsdiener den Wink, den Gefangenen zurückzuführen. Beide schauten ihm nach mit dem Auge, mit welchem der Adler auf die vor seinen Fängen geborgene Beute schaut.

„Wenn uns der Himmel jetzt nicht einen andern Belastungszeugen aus den Wolken schickt, so hatte Der da Recht, als er uns eben auslachte!“ brummte der Anwalt verdrossen. „Ich wünsche ihn aber vorläufig noch zu meiner Verfügung zu haben, lieber Kollege!“

In schweigendem Einverständniß verließen Beide das Gerichtszimmer.

XV.

Draußen vor dem Gerichtshause stand Doktor Höfer unter dem die Fenster der Amtsstuben beschattenden Kastanienbaum, den Ellenbogen gegen den Stamm gelehnt, die Schläfe in die Hand gestützt und hinabschauend in die Straße, die so still geworden, seit die Neugierigen sich verlaufen hatten.

So stand er, seit Daniela und Melchior, die während der Verhandlung im geschlossenen Wagen vor dem Hause gehalten, aus demselben herausgesprungen, Edith von seinem Arm genommen und sie mit stillem Dank für ihn in den Wagen geführt hatten.

Ihm war das Herz wie zerrissen, es blutete aus hundert Wunden. Sein Gemüth war auf's Schwerste erschüttert und vergebens suchte er die Harmonie seiner Sinne, die das eben Erlebte ihm gestört.

Ihm war's längst kein Zweifel mehr gewesen, wer dieser fast unmenschlichen Rohheit fähig gewesen, sich an diesem jungen Weibe zu vergreifen, wenn ihm auch Alles unbekannt geblieben, was derselben vorangegangen; unbegreiflich aber war ihm die Thatsache so erstaunlicher Verwilderung einer Natur, die alle Wohlthaten einer vorzüglichen Erziehung, alle Vortheile einer bevorzugten gesellschaftlichen Stellung genossen und durch leichtsinnige Zerrüttung der Vermögensumstände bis zu einer solchen Brutalität hatte sinken können.

Edith, der er gezürnt, wenn er ihrer während der Jahre gedachte, der er aber verziehen, wenn ihm sein Herz zurief: „sie war ein Kind noch und that wie ein solches“, Edith stand jetzt wie eine Märtyrerin vor ihm.

Jenen Mann, den sie ihm vorgezogen, hatte selbstverschuldetes Unglück zum Schurken, sie aber das Elend, das er ihr bereitet, zur Heldin gemacht. Hatte er in dem Kinde schon die Größe einer Seele geahnt, die erst durch des Schicksals Hammerschlag gehärtet sein wollte?

Noch empfand er den vollen Nachhall der Erschütterung, die jene Szene vor dem Gerichtstisch auf ihn geübt. Er sah diesen Mann, wie er so frech, mit dem Stempel moralischer Verkommenheit auf der Stirn, vor sein Opfer trat; er empfand noch das Entsetzen, den Abscheu, mit welchem er in ihm jenen jungen Roué erkannte, der mit der Maske persönlicher Liebenswürdigkeit die Gesellschaft über seine geistige Nichtigkeit, seine niederen Instinkte zu täuschen verstanden und hinter einem forcirten, fast theatralischen Aufwand den Ruin seines Vermögens geborgen, um eine Erbin zu ködern, die, selbst nicht reif genug, um ihn zu durchschauen, in einem sorglosen Vater, einer kränklichen Schwester keinen Schutz gegen seine Absichten besaß.

Er sah diesen Mann, wie er hereintrat mit frecher Stirn, eine Drohung im Auge, sich vollkommen bewußt, daß er von ihr nichts zu fürchten habe; er sah sie, wie sie mit den kalten, wie Krystall blitzenden, aber vor Abscheu gläsern starrenden Augen nur einen Augenblick auf ihn schaute, sich dann mit einer Geste voll Grauen von ihm wendend, und im Jammer den schuldigsten Gatten entlastend, machtlos in seine Arme sank.

Die edelste Frauenseele hatte damit einen Verworfenen, dem sie das ganze Elend ihres jungen Lebens dankte, den Händen des öffentlichen Anklägers, des Richters entrissen, die Beide doch von seiner Schuld überzeugt, und sie, die Unglückliche, war dadurch von Neuem den Anfeindungen und Erpressungen dieses Elenden ausgesetzt . . .

Der Gedanke trieb Höfer das Blut in die Stirn. Es durfte nicht sein; ihr Zeugniß war unwahr, es durfte nicht gelten! Keiner der Richter konnte an dasselbe glauben! Er raffte sich zusammen; er wollte zurück in das Gerichtsgebäude, wollte protestiren gegen die Freilassung des so zweifellos Schuldigen . . .

Da erschien Assessor Lindener in der Thür, sich eben von seinem Kollegen verabschiedend.

Höfer trat aus dem Schatten des Baumes. Der Assessor, ihn gewahrend, kam ihm entgegen, den Hut in der Hand, den Schweiß von der Stirn trocknend.

„Nun, was sagen Sie, Doctissime?“ rief er, bitter lachend.

„Daß es keine Gerechtigkeit auf Erden mehr gibt, wenn dieser Elende . . .“

Lindener schüttelte den Kopf.

„Nein, die gibt es allerdings nicht mehr, wenn selbst das Lamm seinen Schlächter vertheidigt! Bringen Sie uns, lieber Doktor, einen einzigen glaubwürdigen Belastungszeugen und ich garantire Ihnen dafür, daß er dem Zuchthaus nicht entgehen soll!“

Höfer schaute entmuthigt vor sich hin.

„Einen Zeugen!“ murmelte er.

„Nach dem wir vergebens gesucht haben! Die arme Frau hat ja nicht einmal den Muth gehabt, in der Nähe so vieler Menschen um Hülfe zu rufen! . . . Aber kommen Sie!“ Lindener nahm seinen Arm und führte ihn die Straße hinab. „Vorläufig bleibt er noch in Gewahrsam; mit Ihnen aber, Doktor, möchte ich noch Einiges sprechen.“

Sie bogen in eine durch die Gärten führende stille Gasse ein.

„Sie selbst, Doktor,“ fuhr Lindener fort, „arbeiteten ja am meisten für die Straflosigkeit dieses Menschen und dringen jetzt auf das Gegentheil. Denken Sie doch selbst zurück! Sie mußten einen recht schlechten Begriff von unseren Gerichten haben, als Sie glaubten, den ganzen Vorfall todtschweigen zu können! Das gerade brachte uns auf die richtige Fährte. Wir mußten nothwendig annehmen, daß Sie tiefer eingeweiht seien, als Sie sich die Miene gaben. Während wir uns also scheinbar mit dem Gutachten des alten Kreisphysikus begnügten, der übrigens so stumpf nicht ist, wie Sie glauben, und uns auf's Umständlichste von den Details unterrichtete, sahen Sie uns von Anfang an so aus, als handelten Sie aus Motiven, die wir ergründen mußten. Sie dürfen uns nicht böse sein, wenn ich Ihnen gestehe, daß auch Sie uns verdächtig erschienen.“

Höfer entzog dem Assessor den Arm; er schien beleidigt.

„Nicht im schlimmen Sinne, Gott bewahre, lieber Doktor!“ betheuerte Lindener lachend. „Aber während Sie mit der ängstlichsten Sorgfalt die Kranke pflegten, begannen wir in aller Stille damit, in Ihrem Vorleben zu suchen, denn schon am ersten Tage, als Sie die Kranke verließen und ich Sie im Schweizer um Auskunft ersuchte, überzeugte mich Ihr Wesen, daß zwischen Ihnen und der Verunglückten etwas nicht ganz richtig sei. Es war Ihre eigene Schuld; Sie kompromittirten sich vor uns durch Ihre Heimlichkeit, während sich uns in den Bruchstücken jenes im Walde zerrissenen Briefes, von denen wir noch eine Anzahl auflasen, wenigstens einige Anhaltspunkte boten. Es gelang uns nämlich, in diesen Bruchstücken das mit einer festen Hand — es war anfangs schwer zu unterscheiden, ob es eine männliche oder weibliche — geschriebene Wort Edith und in der Unterschrift den Namen Daniela zu entziffern.“

Höfer lauschte unruhig. Die Hände auf dem Rücken, die Augen gesenkt, schritt er neben Lindener.

„Durch das Obergericht wurde uns einer der findigsten Beamten zur Verfügung gestellt und der erfuhr denn in Ihrer früheren Garnison, daß Sie in dem Hause eines Herrn von Waltersdorf viel verkehrt und daß es in diesem Hause zwei Töchter dieses Namens gegeben habe. Die eine, Edith, sollte vor Jahren einen Herrn von Rautendorf geheirathet haben, nachdem er von Ihnen im Duell verwundet worden. Dieser Rautendorf habe, hieß es, durch seine Hochzeit seine ruinirten Vermögensverhältnisse wieder flott gemacht, sei aber sehr bald wieder in neue Schulden gerathen, nachdem er das Vermögen seiner Frau verspielt, habe sie mit sich nach Amerika geschleppt und sei dort mit ihr verschollen.

„Dieses Duell, lieber Doktor, und der Name Edith gaben uns zu denken. Unser Gewährsmann begab sich also in die Stadt, in welcher die Schwester Daniela an einen früheren Offizier, einen Herrn von Melchior, verheirathet lebte. Es gelang ihm, zu konstatiren, daß die Handschrift des zerrissenen Briefes dieser Dame gehörte, die diesen Brief vermuthlich an ihre Schwester in Amerika gerichtet. Er erfuhr ferner dort, daß wenige Tage vor dem Raubanfall diese unglückliche Schwester Edith plötzlich aus Amerika bei Daniela erschienen, während Herr von Melchior verreist gewesen, daß (so hatten die Dienstboten erzählt) Daniela von ihrem Bankier eine bedeutende Summe habe holen lassen, die sie der unglücklichen Schwester übergeben, daß die Letztere trotz aller Bitten aber wieder verschwunden.

„Nichts konnte wahrscheinlicher sein, als daß die junge Frau aus Amerika sich hieher nach Lichtenheim begeben, und das ward uns sogar evident nach der Schilderung der Persönlichkeit. Darnach, lieber Doktor, bedurften wir Ihrer Aussagen kaum noch. Wir nahmen an, daß diese Edith von Waltersdorf, verehelichte Baronin von Rautendorf, und die hier im Walde Ueberfallene und Beraubte eine Person seien, es handelte sich also nur um die Frage, wer der Verbrecher sei, und hierüber konnte beim Mangel anderer Zeugen nur sie selbst Auskunft geben, sobald sie genesen.

„Letzteres zu übereilen, hatten wir keine Veranlassung. Wir erwischten nämlich inzwischen einen Reisenden, dessen Signalement allerdings mit der Persönlichkeit des Trägers übereinstimmte. Indeß wir besaßen aus der Mappe eines Photographen bereits das Porträt des verschollenen Baron von Rautendorf, und dieß sowohl, wie der Umstand, daß man bei ihm die neun hohen Banknoten fand, überzeugten uns, daß wir nicht den amerikanischen Handelsagenten Jackson, sondern den Baron von Rautendorf attrapirt. Der Rest, lieber Doktor, ist Ihnen bekannt. Den Verhafteten des Raubes anzuklagen, sind wir nicht befugt, da er als ihr Gatte ein Mitrecht auf den Besitz ihres Vermögens hat; wir

Fortsetzung S. 990.

Triester Straßenbilder.

Von

Rudolf Baumbach.

Illustrirt von F. Schlegel.

Von der alten, grimmigen Bora, die in den Klüften des hohen Karstes haust und zeitweilig pfeifend und brausend auszieht, um den Bewohnern der Stadt Triest ihr wildes Berglied vorzusingen, hat der Leser ohne Zweifel schon manches Schauerliche vernommen. Nicht Jedem aber wird bekannt sein, daß die Bora auch ein Söhnlein hat; das ist ein gar munterer, liebenswürdiger



Am Molo San Carlo.

Junge, und Borin ist sein löblicher Name. Hält er seinen Einzug in die Stadt, so lebt Alles auf wie welkendes Gras im Regen. Den schwülen Scirocco, der wie ein schmutziges Schleiertuch bleigrau über der Stadt gehangen, drängt er sieghaft zurück, der Himmel färbt sich lichtblau, das Meer dunkelblau, und drüber springen schaumgekrönte Wellen, dicht gedrängt wie eine Lämmerheerde, wenn die Stallthür aufgethan wird. Die zierliche Sartorelle trippelt noch einmal so behend als sonst über das reinliche Straßenpflaster, und der eingewanderte Nordländer, der während des Sciroccowetters trübselig hinter dem sich nimmer leerenden Bierglas saß, hebt das Haupt wie ein vom Thau erfrischtes Veilchen und freut sich des wiedergewonnenen Durstes. Die Bora ist eine alte, grimmige Person, die keinen Spaß versteht, aber der Borin ist ein prächtiger Bursche, und wenn er auch mitunter



Bigaverkäuferinnen.

etwas Schabernack treibt und einen glänzenden Cylinderhut in den Schooß der Mutter Amphitrite befördert, so verzeiht ihm das der unbetheiligte Zuschauer gern, und den Hut fischt ein gefälliger Barkenführer wieder auf.

An einem frischen Borinmorgen lade ich dich, geneigter Leser, ein, mich auf einer Wanderung durch die Straßen Triests zu begleiten. Ich nehme an, daß du die Merkwürdigkeiten der Stadt, die Schiffswerften, das Museum Revoltella, das Grab Winkelmann's, den Bürgermeister und den Leuchtthurm bereits gesehen hast und nunmehr geneigt bist, auch Solches in Augenschein zu nehmen, was in deinem rothen Buch nicht verzeichnet ist.

Erst noch einen Blick auf das Meer, bevor wir unsern Gang durch die Stadt antreten. Die See ist leicht bewegt, die Fischerboote kehren von ihrer nächtlichen Arbeit in weitem Bogen nach dem Hafen zurück und durchschneiden, vom frischen Wind getrieben, pfeilschnell das blaue Wasser. An den rothen Bojen liegen verankerte Segelschiffe und an den Hafendämmen die stattlichen Dampfer des Lloyd und langgestreckte Engländer. Aber es ist noch früh am Morgen, und die Arbeit des Verladens hat noch nicht begonnen, wenigstens nicht am Molo San Carlo, auf welchem wir uns befinden. Darum sitzen die Männer dort mit den sonnenverbrannten Gesichtern vorläufig noch müßig auf den Wagenbäumen und beobachten den Leuchtthurm. Eine ausgesteckte Flagge signalisirt einen ankommenden Dampfer, und wenn er angelegt hat, dann wird in die träg auf dem Wagen hockenden Leute eine eidechsenhafte Behendigkeit fahren. Es sind Facchini, Arbeiter, die ihr Brod im Hafen finden, meist einheimische Slaven oder Furlaner, aber auch Italiener von drüben herüber. Eines sehr guten Rufes erfreuen sich die Herren gerade nicht, und das Messer, welches sie tragen, kommt leider nicht nur beim Zertheilen der Polenta in Anwendung. Auch fühlt sich der einsame Spaziergänger nicht besonders angenehm überrascht, wenn er in der Abenddämmerung in einem abgelegenen Stadttheil einem Trupp lustwandelnder Facchini begegnet. Doch sind Raubanfälle bei Weitem nicht so häufig, als es die übertriebenen Berichte aufgeregter Touristen glaubhaft machen möchten. Es sind wohl unter der Schaar der Facchini verwegene Bursche, die dem Kerker und dem Galgen entgegenreifen, aber diese wissen auch, daß nicht weit von Uhr und Börse der Revolver steckt.

Wir kehren den Facchini und dem Hafen den Rücken und schlendern längs dem Kanal dem Innern der Stadt zu. Von den Segelschiffen, die im Kanal liegen, kläffen uns gelbe, borstige Spitzhunde wüthend an und weisen uns die Zähne. Braune Gestalten, den rothen Fez auf dem Kopf, lehnen über der Bordwand und blasen blaue Rauchwolken in die Morgenluft. Die Fahrzeuge sind griechische, und die Mannschaft ist in Griechenland, Kleinasien und Aegypten zusammengelesen. Die beiden stolzen Herren aber, die mit einem Kapitän unterhandeln, sind Albanesen und, ihrer reichen, mit Goldstickerei überladenen Kleidung nach zu schließen, in ihrer Heimat angesehene Leute. Hier macht man wenig Umstände mit ihnen, und auch sie haben ihren Stolz abgelegt, wie die Waffen, die sie sonst im Gürtel zu tragen pflegen. Vielleicht besitzen die beiden Häuptlinge daheim in ihren Bergen eine Sammlung von abgeschnittenen Ohren und anderen nützlichen Gliedern; seitdem sie aber das Pflaster einer Frankenstadt treten, betragen sie sich wie andere civilisirte Menschen, rauchen statt des Tschibuks Papiercigarretten und suchen ihre Geschäftsfreunde über's Ohr zu hauen.



Albanesische Kaufleute und Lloydkapitän.

Jetzt möge sich der geneigte Leser auf etwas Schmutz gefaßt machen, denn ich bin im Begriff, ihn mit ein paar Leutchen bekannt zu machen, die sich nur an Sonn- und Feiertagen waschen. Wir haben Tschitschen vor uns, Angehörige eines in Istrien ansässigen Stammes, welcher sich allen Versuchen, ihn zu kultiviren, mit einer fast heroisch zu nennenden Zähigkeit entgegenstemmt. Der sogenannte Tschitschenboden, der sich von Pinguente bis Castelnuovo erstreckt, ist die Heimat dieser Halbwilden. Woher sie stammen, das ist eine Frage, die bis heute noch nicht endgültig beantwortet ist. Einige Etnographen behaupten, sie seien römischen Ursprungs und wollen dieß aus dem romanischen Idiom erklären, welches die Tschitschen vor zweihundert Jahren noch redeten, und welches sich in dem Dorf Sejane und in einigen am Fuß des Monte Maggiore gelegenen Ortschaften bis heute erhalten hat. Andere behaupten, sie seien ein kroatisch-slovenischer Stamm, der im siebenten Jahrhundert aus Böhmen nach Dalmatien gekommen und später mit Einwilligung des Kaisers Heraklius seine nunmehrigen Wohnsitze eingenommen habe. Endlich gibt es auch Etnographen, welche die auf den Namen des Volkes gestützte abenteuerliche Ansicht haben, die Tschitschen stammen von den alten Scythen ab. Den Namen Tschitschen haben die Leute ursprünglich nicht geführt, sondern von ihren Nachbarn erhalten. Man leitet ihn von dem walachischen Wort «Ciccia» ab, welches „Vetter" bedeutet und mit welchem sie sich anzureden pflegen.

Der Tschitsche lebt nach alter Väterweise in den Tag hinein, hütet seine Schafe, bebaut sein armseliges Feld, brennt Kohlen und begeht, um Abwechslung in sein einförmiges Leben zu bringen, zuweilen einen kleinen Straßenraub. Es liegt das so im Blut. Auf einem mit entsetzlich mageren Maulthieren bespannten Wagen bringt er Holz und Kohlen nach Triest, und sein Ruf «Carbùn» (carbone), mit welchem er seine Waare anpreist, klingt wie das Kampfgeschrei einer wilden Horde. Er trägt einen breitrandigen Hut, einen ärmellosen Ueberwurf von grobem braunem Loden und eng anliegende Beinkleider aus einem grauen, filzartigen Wollenstoff, seine Füße stecken in sogenannten Opanken, die aus einem Stück Leder bestehen und über dem Bug des Fußes mit Riemen zusammengeschnürt werden.

Das Tschitschenweib ist fast ebenso gekleidet wie der Mann,



Kohlenhändler (Tschitschen).

nur ist der braune Ueberwurf etwas länger. Ein rothes, wulstartig um den Kopf gewundenes Tuch ist ihr einziger Schmuck. Ob es unter den Tschitschenfrauen hübsche Exemplare gibt, weiß ich nicht zu sagen. Die unglücklichen Geschöpfe, die man in den Straßen von Triest, gebeugt unter einer schweren Kohlenlast, hinter ihren Eheherren keuchen sieht, sind abschreckend häßlich und schmutzig.

Ein junger Tschitsche ist in der Stadt eine Seltenheit. Ich sah einen solchen im vorigen Sommer. Der Knabe war etwa vier Jahre alt und ebenso gekleidet wie sein Vater. Da der Arme in den Koth gefallen war und jämmerlich zeterte, so führte ihn seine Mama zum nächsten Brunnen, füllte ihren Mund mit Wasser, sprudelte dasselbe in ihre Hände und wusch dem Kind das besudelte Angesicht. Ich beobachtete das Reinigungsgeschäft von einem Kaffeehaus aus, und um dem Kleinen eine Freude zu machen, hielt ich ihm ein Stück Weißbrod hin. Vorsichtig und zögernd kam er heran, etwa wie sich der Fuchs dem Köter im Schlageisen nähert, dann that er einen raschen Griff, riß mir das Brod aus der Hand und sprang zu seiner Mutter zurück, die mich dankbar angrinste und dann mit ihrem Sprößling weiter trottete.



Istrianer und friaulische Geflügelhändler.



„Sessolotten" auf der Treppe der Kirche San Antonio nuovo.

Während wir die Tschitschen betrachteten, ist es auf den Straßen lebendiger geworden. Von den Marktplätzen tönt das Geschrei der Verkäuferinnen, und rundliche Köchinnen, am Arm den Henkelkorb tragend, lenken ihre Schritte nach der Fischhalle oder dem Geflügelmarkt. In hölzernen, aufeinandergethürmten Käfigen flattern Hunderte von Hühnern und Enten und raufen sich um die Kukuruzkörner, die man ihnen als Henkersmahl vorgesetzt hat. In Friaul ausgebrütet und auferzogen, wurden sie gestern eingefangen, in enge Käfige gepfercht und von robusten Furlanerinnen nach der Seestadt gebracht. Noch schlechter erging es ihren Verwandten, den Truthühnern, denn die mußten die Reise zu Fuß machen. Der Vogel, welchen der braune Bursche, wie ein Falkonier sein Federspiel, auf dem Arm trägt, stammt übrigens nicht aus Friaul, sondern aus Istrien wie sein Herr. Mit klugen, verschmitzten Aeuglein mustert der Istrianer die Vorübergehenden. Er hat die Lebensgeister des halbtodten Truthahns mit einem in Wein getauchten Stück Brod aufgefrischt, und ohne Zweifel wird es ihm gelingen, einer frisch aus Krain importirten Köchin den abgetriebenen „Schustervogel" aufzuhängen. Warum die hiesigen Deutschen den Truthahn, der in Oesterreich gemeiniglich Indian genannt wird, „Schustervogel" heißen, darüber habe ich bis jetzt nichts Gewisses erfahren können. Vielleicht heißt er so, weil er ein beliebtes Feiertagsgericht der Handwerker ist, unter welchen die Schuster allerdings eine hervorragende Stelle einnehmen.

„Biga! Biga!" erschallt jetzt eine gellende Weiberstimme, und wie Instrumentalbegleitung tönt dazu der Klageruf eines mit dem Schicksal hadernden Esels. Wir gehen dem Rufe nach und gelangen an eine lange Reihe von Bäuerinnen, die sich in ihrer schwarz-weißen Tracht fast wie Klosterfrauen ausnehmen. Auf dem Straßenpflaster kauernd haben sie vor sich Körbe, gefüllt mit Biga, einem härten, trockenen Waizenbrod, welches aber zu einem Glas Terrano oder Istriano ganz vortrefflich mundet. Im Morgengrauen haben die Weiber, deren Mehrzahl in dem drei Stunden von Triest entfernten Dorf San Servolo zu Hause ist, ihren Einzug in die Stadt gehalten, und wenn die Biga verkauft ist, so besteigen sie ihre vielgeplagten Langohre und reiten ohne Sattel und Zaum wieder in ihr Bergnest zurück, um am folgenden Morgen ihr mühseliges Tagewerk von Neuem zu beginnen.

Die Bäuerinnen, welche unweit der Bigaverkäuferinnen hinter ihren Körben stehen, sind Karstbewohnerinnen, und was sie feil halten, ist das Erträgniß ihrer ärmlichen Landwirthschaft, ein paar Eier, etwas Radichiosalat oder irgend ein anderes Gemüse. Heute im Werktagskleid sehen sie unscheinbar aus; wenn sie aber ihr Sonntagsgewand tragen, die bunten Faltenröcke, die Seidenschürze, das blendendweiße Kopftuch und die blitzenden Ohrgeschmeide, dann gewähren sie einen gar schönen Anblick, und das wissen sie auch recht wohl.

Nachdem wir uns noch einen Augenblick bei den Vogelhändlern aufgehalten, die Papageie, Reisvögel, Affen und zitternde junge Hunde feil halten, lenken wir unsere Schritte nach dem Korso, der Hauptstraße Triests; dort hoffe ich dem Leser etwas zeigen zu können, was ihm besser gefällt als Facchini und Tschitschen.

Der Weg führt uns an der neuen Antoniokirche vorüber, einem sonderbaren Bau, der vorn wie ein griechischer Tempel aussieht und hinten wie ein Kuhstall, den die kühne Phantasie eines Dorfmaurers mit zwei Thürmchen geziert hat. Aber etwas Gutes hat die Kirche doch, das ist die breite Treppe, welche zu ihrem Haupteingang führt. Auf ihren Stufen legen levantinische Händler ihre Waaren, Rosenkränze aus Jerusalem, Jerichorosen und Muscheln vom Strande Askalon (die sie Tags zuvor auf dem Triester Fischmarkt erstanden haben) zum Verkaufe aus. Hier hält der müde Arbeiter sein Mittagsmahl und das darauf nothwendige Schläfchen, und sorgliche Mütter durchsuchen hier die zerzausten Locken ihrer Knaben und Mägdlein.

Die Damen, die sich in früher Morgenstunde auf der Treppe sonnen, gehören der arbeitenden Klasse an. Sie finden Beschäftigung in den Magazinen, wo sie Orangen und Limonien in Kisten packen, Säcke nähen oder Waaren sortiren. Auf Arbeit wartend, suchen sie sich einstweilen die Zeit mit Klatsch und Tratsch zu vertreiben und stricken Strümpfe dazu.

Und jetzt kommt's herangetrippelt auf hohen Stöckelschuhen: zierliche, schlanke Mädchengestalten mit feinen Gesichtchen und lustigen, von langen Wimpern beschatteten Augen. Sie sind nach der neuesten Mode geschmackvoll, fast elegant gekleidet, als Kopfschmuck tragen sie ihr hübsches, braunes Haar, manchmal auch ein schwarzes Spitzentuch darüber, welches den etwas blassen Gesichtern ganz allerliebst steht. Das sind Sartorellen, die Grisetten Triests, die ihren Paul de Kock bis heute noch nicht gefunden haben. Lustig und leicht wie ihre Pariser Schwester, aber schöner als diese, lebt die Sartorelle mit ihrem Geliebten, der gewöhnlich ein junger Kaufmannssohn ist, in den Tag hinein.

Bis zum Abend arbeitet sie emsig an der Nähmaschine, dann liefert sie ihren Verdienst der alten Mutter ab, hängt sich an den Arm ihres Auserwählten und geht mit ihm dem Vergnügen nach. Die Mutter weiß, wie die Tochter lebt und sie findet das ganz in der Ordnung; sie hat's in ihrer Jugend geradeso gemacht.



Sartorellen.

Auch der Papa des jungen Pflastertreters, der sein Liebchen mit Ringen und Kettchen schmückt und, nebenbei bemerkt, ein geschätztes Mitglied der Italia irredenta ist, drückt ein Auge zu, denn er gedenkt seufzend seiner schönen Jugendzeit.

Um das, was die Leute sagen, kümmert sich weder das Mädchen noch ihr Geliebter. Uebrigens ist im Süden bekanntlich Alles milder als im Norden, so auch das Urtheil über den Lebenswandel einer Sartorelle.

---

haben aber nicht einmal Aussicht, daß das Gericht ihn bei diesem Mangel aller Zeugen selbst der Körperbeschädigung für schuldig erklären würde, und so haben wir nur die Befugniß, da er auch des falschen Spiels nicht zu überführen ist, ihn wegen Führung falscher Papiere, die ihn auch den Hals nicht kosten wird, zur Rechenschaft zu ziehen. Bietet er aus dem Gelde, das ihm nicht vorzuenthalten ist, die nöthige Kaution, so steht auch seiner Freilassung nichts entgegen ... Sie sehen, lieber Doktor, wir haben viel Gesetze, zu viel, aber die wir gebrauchen, die fehlen uns oft ... Und nun Adieu! Wir sehen uns hoffentlich heut Abend!"

Lindener trennte sich recht gleichgültig und verstimmt von ihm. Die Gerechtigkeit hatte heute die evidenteste Niederlage erlitten und das kränkte den Juristen.

(Schluß folgt.)

Ein deutscher Ehrentag auf amerikanischem Boden.

Von

Udo Brachvogel.

(Nachdruck verboten.)

Es vergeht wohl kaum ein Jahr, daß sich dem nicht nur durch numerische Stärke, sondern auch durch kommerzielle, wissenschaftliche und politische Bedeutung in dem mächtigen Strom des New-Yorker Weltstadtlebens breite Sonderwellen bildenden Deutschthum der amerikanischen Metropole nicht eine oder die andere Gelegenheit böte, sich ganz auf eigenen Boden zu stellen und in irgend einer Weise jene ideale Weiterzugehörigkeit zu den alten Penaten zu bekunden, welche dem Ozean längst die Bedeutung eines Weltentrenners genommen hat. Seit dem unvergeßlichen Friedensfest aber, mit welchem die New-Yorker Deutschen im Jahre 1871 den Abschluß und die Ergebnisse des deutsch-französischen Krieges begrüßten, haben dieselben kaum eine Feier von so wahrhaft deutscher und zugleich so allgemein würdiger Artung begangen, wie die vor einigen Wochen abgehaltene Celebration des fünfundzwanzigjährigen Bestehens einer Wohlthätigkeitsanstalt, die, an sich von hoher Bedeutung, zugleich in ihrem heutigen Flor im Verein mit den Kämpfen, welche es gekostet, denselben zu erreichen, ein getreues Bild des Ringens und Strebens gibt, welche es das New-Yorker wie das amerikanische Deutschthum überhaupt gekostet hat, das zu werden, als was es heutigen Tages dasteht, und als was es von Niemandem bereitwilliger anerkannt und gewürdigt wird, als vom scharfblickenden, vorurtheilslosen Amerikaner selbst.

Das deutsche Dispensary (Poliklinik) der Stadt New-York, aus welcher seitdem das deutsche Hospital New-Yorks erwachsen ist, feierte nämlich sein fünfundzwanzigjähriges Gründungsfest und damit das vierteljahrhundertlange Bestehen und Wirken einer selbstständigen deutschen Krankenpflege in der amerikanischen Hauptstadt überhaupt. Bedeutsam aber, wie eine solche Feier ohnehin auf fremder Erde erscheinen mußte, wollte es eine erfreuliche Fügung, daß sich zu derselben, als solcher, noch verschiedene, ihr eine erhöhte Wichtigkeit gebende Nebenumstände in so glücklicher Weise gesellten, daß sich dieser Fest- und Ehrentag des deutschen New-York unwillkürlich zu einem Ereigniß für Alles auswuchs, was in diesem großen Lande deutsch spricht, deutsch denkt und deutsch fühlt, ja ihm auch den Anspruch sichern dürfte, in der alten Heimat, jenseits des Weltmeers zu allgemeiner Genugthuung bereitender Kenntniß genommen zu werden.

Es war am 19. Januar 1857, daß die „Grund- und Nebengesetze des deutschen Dispensariums in der Stadt New-York" Fassung und Geltung gewannen, und vier Monate darnach wurde die auf diese Statuten hin von New-Yorker deutschen Aerzten in's Leben gerufene Anstalt eröffnet. Bis dahin hatte Alles, was unter den Deutschen New-Yorks an organisirter Krankenpflege existirt hatte, in den Händen der im Jahre 1844 gegründeten „Deutschen Gesellschaft der Stadt New-York" gelegen. Aber wie Segensreiches dieselbe auch mit Hülfe der sich ihr freiwillig zur Verfügung stellenden Mitglieder des im Jahre 1846 in's Leben getretenen „Vereins der deutschen Aerzte von New-York" leisten mochte, die an sie gestellten Anforderungen sowohl, wie die Schwierigkeiten, welche diese Art nur halbsystematischer Hülfeleistung bieten mußte, wuchs namentlich angesichts der gewaltigen Zunahme, welche die Jahre 1848 und 1849 der deutschen Einwanderung gebracht hatten, derartig an, daß die Frage der Gründung einer eigenen medizinischen Hülfsanstalt zwingend und immer zwingender an den genannten ärztlichen Verein und dessen Freunde herantrat. Einen besonders kräftigen Anstoß, sie näher in's Auge zu fassen, gab ein ausführlicher Artikel Doktor Karl Dilthey's, welcher um diese Zeit in dem damals noch unter dem Titel „New-Yorker Kriminalzeitung" erscheinenden, seitdem (im Frühjahr dieses Jahres) in sein viertes Jahrzehnt eingetretenen „Belletristischen Journal" veröffentlicht wurde, und in welchem aus eigener Anschauung die acht Jahre früher erfolgte Gründung und erste Thätigkeit des deutschen Hospitals in London geschildert ward. Dieser Artikel schloß mit der direkten Aufforderung, ein ähnliches Institut in der ein so ungleich zahlreicheres Deutschthum als die britische Schwesterkapitale in sich schließenden amerikanischen Hauptstadt in's Leben zu rufen. Dieselbe hatte die erste, sofort mit großer Lebhaftigkeit in den Spalten des nämlichen Wochenblattes geführte Diskussion des Gegenstandes zur unmittelbaren Folge. Allerdings sollte der erste, bald darnach in bestimmter Form auftauchende Plan einer, womöglich dem Londoner Unternehmen entsprechenden Hospitalgründung in New-York noch viel zu sehr ein philanthropisch-ideales Gepräge tragen, als daß er sich von praktischem Werth und thatsächlicher Ausführbarkeit hätte erweisen können. Glücklicher, weil bescheidener, sollte man in der Nachbarstadt New-Yorks, in Brooklyn, sein, dessen deutsche Aerzte im Jahre 1855, von hochfliegenden Hospitalideen absehend, eine Stadtklinik („Dispensary") gründeten, welche manches Jahr hindurch wackere Dienste leistete. Trotz dieses guten Beispiels, und obgleich der Ball durch die erwähnte Zeitungsdiskussion ein für alle Mal in's Rollen gebracht worden war, sollte es doch in New-York selbst aus mannigfachen Gründen noch einige Zeit währen, bis auch hier die von den Doktoren Kämmerer, Schilling und A. Jacobi zuerst direkt angeregte Idee der Gründung eines gleichen poliklinischen Instituts Gestalt und Ausführung gewinnen konnte. Abgesehen davon, daß die deutsche Gesellschaft sich unterdessen selbst ein Dispensarium zugesellt hatte, welches freilich nur verhältnißmäßig kurzen Bestand haben sollte, boten auch die in den ärztlichen Kreisen herrschenden Meinungs- und Interessenverschiedenheiten so viele Hindernisse, daß der erste Monat des Jahres 1857 herankommen mußte, ehe endlich die offizielle Gründung des heutigen „Deutschen Dispensary in der Stadt New-York" vor sich gehen und daß diesem organisatorischen Akt am 24. Mai desselben Jahres die thatsächliche Eröffnung der Anstalt in dem Hause Nummer 132 der Canal Street erfolgen konnte, welche damals noch nicht so tief unten in der Stadt lag, wie es heute, da man dem Wachsthum dieses New-Yorks kaum noch Grenzen vorzuschreiben vermag, der Fall ist.

Welch' einem unmittelbaren Bedürfniß mit der Gründung dieser Anstalt entsprochen worden war, geht am besten aus ein paar statistischen Angaben hervor. Gleich im ersten, doch nur sieben Monate umfassenden Jahre ihres Bestehens wurden von diesem deutschen Dispensary aus 2372 Kranke behandelt. Im darauffolgenden Jahre mehr als die doppelte Anzahl: 4867 Kranke. 1861 waren ihrer bereits 9681, im Jahre 1868 14,407 und endlich im Vorjahr 23,637, so daß die Gesammtzahl der in diesen fünfundzwanzig Jahren ihres Bestehens von dieser Anstalt aus behandelten Patienten mit rund 350,000 eher zu niedrig als zu hoch beziffert ist. Eine sich vom ersten Thätigkeitstage der Anstalt an auf's Beste bewährende Einrichtung bestand darin, daß ihre Verwaltung statutenmäßig in die Hände einer doppelten Körperschaft, des nicht ärztlichen eigentlichen Verwaltungsraths und des Kollegiums der dirigirenden und behandelnden Aerzte gelegt wurde. Mit Recht konnte der Festredner der fünfundzwanzigjährigen Jubiläumsfeier, der bereits oben als einer der ersten Gründer des Instituts mitgenannte Doktor Abraham Jacobi, die Blüte des „Dispensary", sowie des, wie wir gleich sehen werden, sich schon im Verlauf von vier Jahren daraus entwickelnden „Deutschen Hospitals der Stadt New-York" in erster Reihe dem erfolgreichen Zusammenwirken gemeinsinniger, stets im Dienst landsmannschaftlicher Humanität that- und opferbereiter „Laien" mit den Aerzten des New-Yorker Deutschthums zuschreiben, und es ist somit wohl nur ein gerechter Tribut, welcher den betreffenden Männern gezollt wird, wenn die Namen der verdientesten von ihnen auch in diesem Rückblick auf ihre Schöpfung einen Platz finden. Der erste Vorstand des Dispensary wurde von den folgenden, auch noch in mancher andern Beziehung um ihre damaligen, noch vielfach auf die ersten Existenzkämpfe gestellten New-Yorker Landsleute verdienten Persönlichkeiten gebildet: Ferdinand Karck, Präsident; E. A. Oelrichs, Vizepräsident; E. D. Bellin, Schatzmeister; B. Nölker, Sekretär; E. Dietz, E. Louis, N. R. Rosenfeld und R. A. Witthaus, Verwaltungsräthe. Das erste ärztliche Kollegium bestand aus den Doktoren G. Goldmark, E. Henschel, M. Herzog, A. Jacobi, G. Kämmerer, W. v. Roth, Ernst Krackowitzer, E. Schilling, E. Schwedler, J. Schnetter, F. Strube und L. Voß, zu denen dann im Lauf der Zeit E. Nöggerath, Fr. Zinßer, Hermann Althof, H. Guleke und so manche andere ärztlichen Träger von in New-York und wohl auch darüber hinaus rühmlich bekannten deutschen Namen gekommen sind. Die — nicht aus dem ärztlichen Kollegium gewählten — Präsidenten, welche das Dispensary (seit 1861 im Verein mit dem deutschen Hospital) in diesen fünfundzwanzig Jahren gehabt hat, waren: Ferdinand Karck (1857); E. A. Oelrichs (1858); G. Schwab (1861); N. Rosenfeld (1862); U. Barnstorff (1866); G. Günther (1871); Willy Wallach (1877) und E. Hahnemann (1881). Gar mancher dieser deutschen Männer sind im Lauf dieser fünfundzwanzig Jahre, meist vorzeitig, vom Schauplatz abberufen worden. Unter ihnen namentlich zwei, welche, Zierden des New-Yorker Deutschthums überhaupt, doch gerade mit dieser einen, großartigsten deutschen Wohlthätigkeitsgründung so eng verwachsen waren, daß die Jubelfeier dieser letzteren sich an mehr als einer Stelle ihres Programms ganz unwillkürlich zu einer Gedenkfeier für sie gestaltete: zu einer Gedenkfeier für Ernst Krackowitzer, den erlesenen Menschen und erlesenen Meister ärztlicher Kunst, und für Willy Wallach, des Meisters deutscher Bürgertugend und deutschen Gemeinsinns.

Am 28. Mai 1875 war das deutsche Dispensary in dem bescheidenen Hause Nummer 132 Canal Street eröffnet worden, aber die Idee einer eigenen deutschen Hospitalgründung wurde darum in den betreffenden ärztlichen und philanthropischen Kreisen keinen Moment aus den Augen verloren. Schon im Jahre 1861 geschahen die ersten praktischen Schritte zu ihrer Ausführung. Dieselben bestanden in Erwerbung des nöthigen Freibriefs, in der Schenkung eines Grundstücks seitens der Stadt und in der Organisation der ersten, mit der des Dispensariums identischen Verwaltung. Durch regelmäßige Beiträge seitens der Mitglieder des gleichzeitig in's Leben gerufenen Hospitalvereins, durch Donationen großmüthiger Freunde des Unternehmens, durch außerordentliche Sammlungen — unter denen die eines in der Geschichte dieser Anstalt nie zu vergessenden Förderers derselben, eines Herrn H. E. Möring, welche allein über 11,000 Dollars ergab — gelang es endlich, das jetzige Hauptgebäude des an der Siebenundsiebenzigsten Straße gelegenen neuen Hospitals zu eröffnen. Das Interesse an dem aus einem vieljährigen Stadium der Theorie endlich in das der Praxis übergetretene Institut war erwacht, wenn gleich der Fortschritt noch lange Zeit hindurch nur ein langsamer und die Zuversicht Derjenigen, die sich seine Pflege zur speziellen Aufgabe gemacht, doch mitunter noch auf recht grausame Proben stellender war. Die ersten sieben Jahre waren diejenigen schwerster Prüfung. Aber auch ihre magere Zeit sollte enden, und wenn auch nicht gleich eine wirklich fette Periode an ihre Stelle trat, so führte doch die großartige Schenkung von 50,000 Dollars des Herrn Diergardt in Viersen der Hospitalskasse um diese Zeit einen plötzlichen Zufluß zu, welcher die Finanzverhältnisse der Anstalt mit einem Schlage auf eine ganz andere Basis versetzte. Es würde zu weit führen, hier alle die Hülfsquellen aufzuzählen, genug, daß die Doppelanstalt des deutschen Dispensary und des deutschen Hospitals seitdem nicht nur durch Hinzufügung eines neuen, den Namen des unvergeßlichen Doktor Krackowitzer in würdiger Weise verewigenden Hospitalanbaus, des „Krackowitzer Pavillons", aus eigenen Mitteln vergrößert werden konnte, sondern daß es auch in eben diesem Augenblick durch die großartigste Schenkung, die ihm noch zugewendet worden, durch die Stiftung der Frau Anna Ottendorfer eines eigenen neuen Flügels, zu einem Krankenhause wahrhaft großen Styls und anerkannter großstädtischer Bedeutung erweitert worden ist!

Und damit wären wir wieder bei der schönen Feier angekommen, von welcher Eingangs dieser Zeilen gesagt wurde, daß sie, in ihrer Bedeutung weit über die Grenzen des New-Yorker Deutschthums hinausreichend, ein Ereigniß für Alles gewesen sei, was in diesem großen Lande deutsch spricht, deutsch denkt und deutsch fühlt, und daß sie deßhalb auch wohl den Anspruch erheben darf, in der alten Heimat jenseits des Ozeans ebenfalls zu allgemeiner Genugthuung bereitender Kenntniß genommen zu werden. Es war ein deutscher Ehrentag auf amerikanischem Boden, der da begangen wurde, und die Feier, welche er brachte, eine im praktischen Sinne des Wortes doppelte Feier. Frau Anna Ottendorfer, die Gattin des Herausgebers der „New-Yorker Staatszeitung", übergab den vollendeten Bau des von ihr gegründeten und mit einem Kostenaufwand von 68,000 Dollars als „Frauen- und Kinderabtheilung des deutschen Hospitals" erbauten Flügel in eigener Person der Verwaltung der Anstalt. Die Feierlichkeit fand in dem festlich geschmückten Neubau selbst vor einer zahlreichen, die besten und würdigsten deutschen Gesellschaftskreise New-Yorks repräsentirenden Versammlung statt. Nachdem vom Vorsitzenden des Baukomites Bericht erstattet über die Gründungs- und Baugeschichte des neuen Flügels, der bei einer Länge von 114 Fuß, einer Breite von 45 Fuß und einer Höhe von drei Stockwerken alles das in sich vereinigt, was der heutige Stand der praktischen Heillehre von einem Krankenhause erheischt, und der derzeitige Präsident des Hospitalvereins der hochherzigen Schenkerin den Dank des Verwaltungsrathes ausgesprochen, erhob sich diese selbst, um die Uebergabe der Schlüssel des Neubaus zu vollziehen. Sie begleitete dieselbe mit Worten voll schlichter und würdiger Einfachheit, welchen die darin unter Anderem zum Ausdruck gebrachte Erinnerung an jene zwei aufopfernden und fördernden Freunde und Aufbauer der Anstalt, die wir schon oben erwähnt, einen besondern Schmuck lieh.

Der Ansprache der Frau Ottendorfer folgte als eigentliche Festrede des Tages die des Doktor Abraham Jacobi. Dieselbe gab eine übersichtliche und beredte Darstellung der Geschichte des deutschen Dispensariums und des deutschen Hospitals und schloß mit den Worten: „Ihre Gegenwart bei diesem Fest versichert uns Ihrer Theilnahme und Bereitschaft für die Zukunft. Sie beweist von Neuem, daß diese Anstalten der deutschen Bevölkerung New-Yorks an's Herz gewachsen sind, und daß sie, wie die ‚Deutsche Gesellschaft', welche sich auf ihr hundertjähriges Jubelfest vorbereitet, als die umfassendste und der allgemeinen Theilnahme würdigste Humanitätsanstalt angesehen wird. Ich wage kaum, Ihnen oder irgend Einem oder Einer von Ihnen ein Wort des Dankes zu sagen. Wer Segen spendet, thut es nicht des Dankes wegen, und Humanität trägt ihren Lohn in Gedeihen des Erstrebten und im eigenen Bewußtsein. Möge dieser doppelte Segen nicht ausbleiben, so lange noch Deutsche dem alten Vaterland den Rücken kehren, um in dieser unserer neuen Heimat freien Boden zur Bethätigung ihrer Kräfte zu suchen. Möge es leben und blühen und wachsen, das deutsche Dispensary und das deutsche Hospital von New-York!"

Es ist überflüssig, hinzuzufügen, daß der durch diese Worte und den sie beschließenden Wunsch innerhalb der großen und glänzenden Versammlung von New-Yorker Deutschen geweckte Wiederhall ein echter und begeisterter war. Und wie hätte es auch anders sein können? Was Edleres gäbe es, in dessen Namen die ausgewanderten Söhne und Töchter einer großen Nation an den Gestaden des neuen Landes ihrer Wahl ein heimisches Panier aufpflanzen könnten, als im Namen der hülfreichen Menschlichkeit, der Schmerzen lindernden, Heilung gewährenden und Leben rettenden Nächstenliebe, wie sie daheim im alten Vaterlande blüht, und wie sie jetzt auch hier auf der neuen Erde das schönste, fortwirkende und fortverknüpfende Band um die durch Herzschlag, Gedanken und Wort Zusammengehörenden schlingen muß?

Maria von Magdala.

Gemälde von F. Masriera.

(Hiezu das Bild S. 981.)

Das herrliche Weib, das in allem Glanze seiner Schönheit und seiner reichen Tracht, von einem Himmelsstrahle erleuchtet, unsere Augen blendet, ist jene schöne Sünderin, welche zu Jesu Füßen kniete und sie mit ihren Thränen benetzte, mit ihren Haaren trocknete. Maria von Magdala ist der Vorwurf des prächtigen Bildes, das wir heute unseren Lesern bieten. Die Legende hat sich mit dieser Frau der Bibel vielfach beschäftigt, die Kunst sie mit Vorliebe als die Büßerin verherrlicht. Unser Künstler aber faßt sie in dem Augenblicke auf, in dem der Strahl der göttlichen Liebe zum ersten Mal in die Seele des Weibes dringt, welches so „viel geliebt". Noch fesselt aller Zauber des schönen Weibes, aber der Schmuck, der zu ihren Füßen liegt, sagt uns, daß sie der Freude entsagen will und bereit ist, sich vor dem Reinen niederzuwerfen, der die Macht hat, Sünden zu vergeben und den Bann, der auf ihrem Haupte liegt, zu lösen.



Literatur.

— **Ein nicht unbedeutendes Erzählertalent bekundet der Roman:** „Gräfin Vera“ von Helene von Racowitza (München, Pollner). Die Autorin schreibt lebendig und farbig. Sie will in dieser Erzählung ein Sittenbild aus der feineren Petersburger Gesellschaft geben. Es scheint jedoch, als ob die Phantasie der Autorin da etwas zu selbstherrlich waltete. Solch' eine Verderbtheit und Frivolität, die an die Zeiten der Dubarry erinnert, existirt doch jetzt in keiner Gesellschaftsschichte, welche zur vornehmsten eines Staates gehört. Der Roman schildert die Gewalt, welche ein gewissenloser, aber geistreicher Don Juan über eine junge naive Frau ausübt, so daß sie ihren edlen, guten Mann verläßt und dem Verführer folgt in Unglück und Elend. Mannigfache Typen treten in diesem Roman auf, von denen die frappantesten eine Wiener und eine Pariser Abenteurerin sind. Lebhafte Phantasie und Geist sind dem Roman nicht abzusprechen, der Autorin fehlt aber Maß und Ziel in Erfindung, Sprache, Situationen und Bildern.

— **Paul Lindau, dessen „Nüchterne Briefe aus Bayreuth“ nach** der Aufführung der Nibelungentrilogie so viel Aufsehen machten, hat nun auch die Parsifal-Aufführung an den beiden ersten Abenden besucht und darüber eine Reihe von Artikeln in der Kölnischen Zeitung veröffentlicht, welche jetzt unter dem Titel: „Bayreuther Briefe vom reinen Thoren“ (Breslau, Schottländer) erschienen sind. Der Kritiker, welcher uns in das Musikdrama vom Standpunkt des musikalischen Nichtmusikers aus einführt und dieses dramatisch anschaulich an uns vorüberführt, erkennt mit Wärme alle Schönheiten der Dichtung wie der Komposition an, geht aber um so schärfer der ganzen Tendenz, der Rehabilitirung der Bühne als Kirche — denn etwas Anderes ist diese letzte Emanation der Wagner'schen Muse nicht — zu Leibe, indem er namentlich den Dorn im Fleische dieser Muse, die Sinnlichkeit der neuen Tondichtungsrichtung angreift. Der Verfasser, welcher bei seinem feuilletonistischen Essay ein großes Publikum im Auge hatte, verstand es, diesem das Mysterium dieser Gralssage und ihrer musikalischen Behandlung recht lebendig vor Augen zu führen und den Mythus des neuen Musikwunders kritisch aufzulösen.

— **Schiller in einer neuen Form, nicht bloß in einem neuen** Format — wer sollte glauben, daß es möglich sei, ihn nach den zahllosen Ausgaben noch in einer solchen zu bieten. Die L. Bosheuyer'sche Verlagshandlung in Cannstatt hat es versucht, dem Publikum — und wir glauben, daß sie namentlich dabei die jüngere Generation im Auge hatte — einen Schiller in die Hand zu geben, der Alles ausschloß, was nicht populär sei, in erster Linie seine prosaischen Schriften, dafür aber „Schiller's poetische Meisterwerke“, nämlich seine Gedichte und seine Dramen: Die Räuber, Carlos, Wallenstein, Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, Braut von Messina, Wilhelm Tell — kurz das bot, was wir gerne in Aller Händen wissen möchten und unsere Jugend namentlich poetisch zu stimmen und zu begeistern vermag. Später ist es dann immer noch die Zeit, sich mit dem ganzen Dichter, mit dem Geschichtschreiber und Philosophen bekannt zu machen. Das hier ist eine kleine Schillerbibel — in einem hübschen Bande und vorzüglich gedruckt, was wir besonders rühmend hervorheben wollen. Das Buch hat eine schöne Mission, die es sicher in Vieler Geist und Herzen erfüllen wird.

— **Von J. Kanitz' — „Donau-Bulgarien und der Balkan“ — ist** jetzt die zweite, neu bearbeitete Auflage (Leipzig, Renger) erschienen. Der Autor hat das illyrische Dreieck in den Jahren 1860—79 bereist und aus seinen Studien das, man darf wohl sagen, beinahe unübertroffene Werk geschaffen. Die Lektüre dieses Buches, drei stattliche Bände, ist ebenso interessant wie belehrend. Lebendige Darstellung, eingehende historische und politische Studien, noch mehr aber die stets sichtbare persönliche Anschauung der Dinge in jenen Landesgebieten geben diesem Werke seinen eigenartigen Charakter, der es über so viele derartige Kompilationen für den Tagesgebrauch weit erhebt und ihm dauernden Werth verleiht. Die Ausstattung ist vortrefflich und die zahlreichen Illustrationen werden besonders Anerkennung finden.

— **„Die Geschichte der russischen Literatur“ ist, obgleich die** letztere in dem Kreise der Kulturvölker sich eine selbstständige Stellung errungen, noch ein ziemlich unbekanntes Feld, und wir begrüßen darum eine kurze Uebersicht, wie sie uns K. Haller unter obigem Titel (Riga und Dorpat, Schnakenburg) gibt, als eine höchst willkommene Gabe. Der Verfasser hat alles Material fleißig zusammengetragen und übersichtlich geordnet, hat auch den Begriff Literatur im umfassenderen Sinne genommen, aber es fehlt ihm der philosophische Geist, der die Entwicklung in ihrer Nothwendigkeit, die Einflüsse von außen und innen darzustellen vermöchte, ebenso wie die scharfe Charakteristik, welche eine Erscheinung von der andern abhebt und sie aus der ganzen Zeitströmung erklärt. Dagegen hat er so viel Wissenswerthes beigebracht, ist in der Aufzählung so vollständig, daß wir doch ein Bild von Zeit und einzelner Erscheinung bekommen, und wir bedauern nur, daß er seinem Werke nicht auch ein Register beigefügt. Dazu ist ein solches Kompendium ganz angethan.

— **„Ehret die Frauen“ — unter diesem Titel hat F. S. Warneck** eine Reihe von Beiträgen zum modernen Kulturleben der Frauenwelt veröffentlicht (Leipzig, Reichardt), welche unseren sozialen Reformatoren, namentlich den Verkündigern des Emanzipationsevangeliums dringend zur Lektüre zu empfehlen sind. Der Verfasser, dem das Glück des Hauses, das er einzig in der richtigen Stellung der Frauen sieht, recht sehr am Herzen liegt, der sich aber nicht von Phrasen, wie sie das Gleichstellungsprinzip im breiten Munde führt, bethören läßt, sondern ohne Voreingenommenheit die Aufgabe und Stellung des weiblichen Geschlechts beurtheilt, hat mit großer Unerschrockenheit seine Manchem vielleicht recht reaktionär klingenden Ansichten ausgesprochen, der Frau ihre Stätte im Hause, nicht in der Oeffentlichkeit, in der Familie, nicht auf dem Forum angewiesen und zeigt nun mit der ihm eigenen Wärme, wie groß, wie umfassend, wie segensreich der Wirkungskreis des Weibes in seinem Heim, in der Familie ist, und wie das Haus und das weibliche Glück eins sind. Die Verirrungen moderner Pädagogen sind mit strenger Hand zurechtgewiesen, aber nicht bloß negativ geht der Verfasser vor, er baut positiv ein wahrhaft glückliches Familienleben auf, das durch unser öffentliches Leben so fast völlig zerstört ist und eine Entsittlichung zur Folge hat, vor der wir entweder die Augen schließen, oder der wir nicht mit dem einzigen Mittel, der Neubegründung des Familienlebens entgegenarbeiten mögen. Das vorliegende Buch könnte ein wahrer Segen werden, wenn seine Samenkörner auf guten Boden fielen.

— **Robert Hamerling hat soeben eine Dichtung in sechs Gesängen:** „Amor und Psyche“, vollendet, welche — illustrirt von Paul Thumann — im Herbste bei Adolph Titze in Leipzig erscheinen wird.

— **Die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ siedelt vom 1. Oktober** dieses Jahres nach München über.

— **Leopold v. Ranke hat das Manuskript für den dritten Band** seiner „Weltgeschichte“ fertig, und nach nochmaliger Durchsicht des Niedergeschriebenen wird der Druck beginnen, so daß im November die Ausgabe erfolgen kann. Bis jetzt ließ Ranke jedesmal noch kurz vor Weihnachten einen neuen Band erscheinen, und diese rasche Folge war nur dadurch möglich, daß an der „Weltgeschichte“ schon zu einer Zeit gearbeitet wurde, in welcher die Absicht noch gar nicht vorlag, mit einem zusammenhängenden, das ganze Gebiet der Geschichte umfassenden Werke hervorzutreten.

Bildende Künste.

— **Der König von Bayern hat genehmigt, daß im Jahre 1883** in München eine internationale Kunstausstellung stattfinden darf.

— **Bildhauer Otto in Rom hat die Kolossalstatue W. v. Humboldt's**, die bestimmt ist, den Eingang des Vorhofes der k. Universität zu Berlin zu zieren, und zwar als Gegenstück zu dem von R. Begas angefertigten Standbilde Alexander v. Humboldt's vollendet. Die auf einem Sessel mit Greifenköpfen als Lehnen sitzende Gestalt des großen Denkers erscheint in doppelter Lebensgröße, in langem Rock, ohne Kopfbedeckung; der Mantel ist von der Schulter geglitten und unterbricht mit seinen Falten die Eintönigkeit der Halbränder der Rückenlehne; in der einen Hand hält der Gelehrte die Stiftungsurkunde der Berliner Universität. Die Reliefs des Sockels zeigen in Gestalt reizender Frauen die Allegorieen der Gerechtigkeit, Alterthumskunde und Philologie. Dem ohnehin schon so reichen und edlen monumentalen Schmuck der Reichshauptstadt steht hier eine werthvolle und schöne Bereicherung bevor.

— **In Kratzau bei Reichenberg in Böhmen, dem Geburtsorte des Malers Joseph Ritter von Führich, ist von der Familie Führich's in dessen mit einer Gedenktafel geschmückten Elternhause ein Führich-Museum errichtet.** In den unteren Räumen des schlichten Holzhauses hängt ein aus des Malers Jugendperiode herrührendes größeres Gemälde „Haindorf und Liebwerda“. Im ersten Stock sind zwei Zimmer der Erinnerung an den berühmten Maler und dessen Vater gewidmet. Das erste Gemach liegt gegen Norden und bildet ein längliches Viereck. Es befinden sich an der Holzwand angefangene Wandgemälde. In mehreren Fächern liegen Briefe, Aufzeichnungen der Familie Führich, auch der Schädel der Mutter des verblichenen Altmeisters. In einer Kiste liegen, leider noch ungeordnet, eine Unmasse von Skizzen, Entwürfen aller Art, und wäre sehr zu wünschen, wenn eine künstlerische Hand eine Ordnung derselben herstellen würde. Das zweite größere, nach Nordwesten gelegene Gemach birgt noch die ursprüngliche Einrichtung: Altdeutsche Tische, Stühle, in die Wand eingelassene Schränke, eine Bibliothek, ferner die dem alten Wenzel Führich gehörigen Stöcke, alten Waffen, sowie Reliefs verschiedener Art, die der eifrige Kunstjünger zu seinem Studium benützte.

— **Gabriel Max hat vier neue Bilder entworfen, welche bei** dem Fleiße des Künstlers in nicht allzu langer Zeit vollendet sein dürften. Die Sujets sind: „Christus mit den Kindern“ („Lasset die Kindlein zu mir kommen“); ferner „Der gefesselte Prometheus“, ein vor einer flüchtig skizzirten Frauengestalt knieender Mönch, und endlich die Szene aus dem ersten Akt von „Richard III.“, in welcher Gloucester an dem Sarge Heinrich's VI. um die Hand der Königin Anna wirbt.

— **Der bekannte Aesthetiker Friedrich Theodor Vischer beklagte** in seiner Schrift „Mode und Cynismus“ gelegentlich die Kunst unserer Tischler, Sitzmöbel zu schaffen, auf welchen kein Mensch mit geraden Gliedern — wenigstens auf die Dauer — bequem zu sitzen vermöge. Diese Möbel — Vischer mag da wohl zunächst die hohen „Rittersessel“ (Sessel mit hohen Rückenlehnen) im Auge gehabt haben — sind in der That für den Gebrauch etwas weniger bequem als unsere gewöhnlichen Sessel. Bei Goethe kam einst das Gespräch auf den „neuesten“ Geschmack, ganze Zimmer in altdeutscher und gothischer Art einzurichten. Die Bemerkungen, welche der Dichter daran knüpfte, sind interessant genug, um sie einem größeren Publikum bekannt zu machen. „In einem Hause,“ sagte Goethe, „wo so viele Zimmer sind, daß man einige derselben leer stehen läßt und im ganzen Jahre vielleicht nur drei- oder viermal hineinkommt, mag eine solche Liebhaberei hingehen, und man mag auch ein gothisches Zimmer haben, sowie ich es ganz hübsch finde, daß Madame Pankoucke in Paris ein chinesisches hat. Allein sein Wohnzimmer mit so fremder, veralteter Umgebung auszustaffiren, kann ich gar nicht loben. Es ist immer eine Art von Maskerade, die auf die Länge in keiner Hinsicht wohlthun kann, vielmehr auf den Menschen, der sich damit befaßt, einen nachtheiligen Einfluß haben muß. Denn so etwas steht im Widerspruch mit dem lebendigen Tage, in welchen wir gesetzt sind, und wie es aus einer leeren und hohlen Gesinnungs- und Denkungsweise hervorgeht, so wird es darin bestärken. Es mag wohl Einer an einem lustigen Winterabend als Türke zur Maskerade gehen, allein was würden wir von einem Menschen halten, der ein ganzes Jahr sich in einer solchen Maske zeigen wollte? Wir würden von ihm denken, daß er entweder schon verrückt sei, oder daß er doch die größte Anlage habe, es sehr bald zu werden.“ Diese Worte Goethe's verdienen wohl die Auffrischung.

Musik.

— **Der bekannte Wagnerianer Edmund von Hagen hat über** den aus fünf Zeilen bestehenden Morgenweckruf im Parsifal eine Broschüre von 62 Seiten geschrieben. „Ist's auch Wahnsinn, hat es doch Methode,“ sagt Shakespeare.

— **Christine Nilsson wird im November eine große Konzert**tournée in Amerika antreten.

— **Ein großes Musikfest wird zu Hereford in England in den** Tagen vom 12. bis 15. September stattfinden. Nach dem Programm beginnt das Fest am Dienstag mit Mendelssohn's „Elias“. Am Mittwoch Vormittag folgen Theile aus dem „Judas Maccabäus“ von Händel, die vierte Symphonie von Beethoven und Bach's „Magnificat“ in D-dur; der Mittwoch Abend bringt den „Paulus“ von Mendelssohn. Der Donnerstag ist der „Shunammite“ von Dr. Garret, Beethoven's Messe in C und dem „Abraham“ von Moliqué gewidmet. Das Fest schließt endlich am Freitag mit einer Aufführung von Händel's „Messias“. Als die vornehmsten Solisten sind genannt die Damen Albani, Miß Anna Williams, Mad. Petley, Miß Hilda Wilson, sowie die Herren Lloyd, Boyle, F. King und Santley.

Bühne.

— **Der Direktor des Hamburger Stadttheaters, B. Pollini,** feiert am 11. Dezember sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Theaterangehöriger.

— **Das Münchener Hoftheater bereitet für die laufende Saison** interessante Novitäten vor. Besondere Erwähnung verdienen in der Oper: „Die Wikinger“ von Hallström; im Schauspiel: „Prinz Eugen“, Schauspiel von Martin Greif; „Alexander in Korinth“, Schauspiel von Bodenstedt; „Empor“, Schauspiel von Molbech; „Perikles“, Schauspiel von Shakespeare; „Amerikanisch“, Lustspiel von Sardou; „Schnell gefreit“, Lustspiel aus dem Französischen, bearbeitet von Paul Lindau. Bekanntlich hat das Theater in der Person des Dr. Buchholz einen neuen Dramaturgen erhalten, der am 1. September seine Stelle antrat.

— **Die letzten Bayreuther Parsifal-Aufführungen fanden bei** ausverkauftem Hause statt. Der Fonds für 1883 ist gesichert und soll zu der Wiederaufführung des Parsifal und anderer Wagner'scher Musikdramen verwandt werden. Dem Gedanken einer Schule tritt Wagner so praktisch näher. Das Münchener Künstlerpaar Vogl ist zuletzt noch zur Mitwirkung eingeladen worden.

— **Von Ernst von Wildenbruch sind in diesem Winter zwei** moderne Stücke: „Opfer um Opfer“ und „Die Herrin ihrer Hand“, in Vorbereitung.

— **Das Wiener Hofopernthеater bringt in diesem Winter als** Novitäten die große Oper: „Das Andreasfest“ von Grammann und „Ladislaus Hunyady“ von Erkel.

— **Carl La Roche hat auf seinem Landsitz in Gmunden den** fünfzigsten Jahrestag seines Auftretens im Burgtheater in Wien gefeiert.

Kultur und Wissenschaft.

— **Für die beste populäre Darstellung der Lehre Kant's von** der „Idealität des Raumes und der Zeit“ hatte Julius Gillis in Petersburg einen Preis von tausend Gulden österr. Währ. ausgesetzt. Als Preisrichter fungirten die Professoren Wundt und Heinze in Leipzig und E. Laas in Straßburg. Unter vierzehn eingegangenen Bearbeitungen der Aufgabe wurde diejenige mit dem Preise gekrönt, welche das Motto trug: „Des Gesetzes strenge Fessel bindet nur den Sklavensinn, der es verschmäht.“ — Als Verfasser derselben ergab sich bei Eröffnung des Couverts Dr. Kurt Laßwitz in Gotha.

— **Wieder ist von einer verunglückten Polarexpedition zu berichten.** Nach Depeschen aus Lissabon hat die unter der Führung des Lieutenants Bove nach dem Südpol abgegangene italienische Forschungsexpedition beim Kap Horn (Südamerika) Schiffbruch gelitten. Die Mannschaft wurde von einer italienischen Barke aufgenommen.

Erfindungen.

— **In neuester Zeit konstruirte der Mechaniker und Optiker** Theodor Geiger in Stuttgart ein sehr hübsches, praktisches Instrument: es ist dieß eine kleine Wetterfahne, die in Verbindung mit einem Orientirungskompaß und einer Tafel steht, worauf die Bedeutung der Winde für Witterungsbeobachtungen angegeben. Das Ganze befindet sich in einer hübsch vernickelten Büchse (Diam. 55 Mm.) in der Größe eines mittleren Taschenkompaß. Beim Gebrauch öffnet man die Büchse, stellt den Bügel, worauf die Wetterfahne, aufrecht und richtet die Magnetnadel auf Norden; da nun die Fahne sehr leicht beweglich, so richtet sich dieselbe schon bei leichtem Winde nach demselben. Bei Touristen, Jagdfreunden &c., welchen die Bestimmung der Windrichtung, sowie auch der Kompaß werthvoll ist, wird dieses kleine Instrument allseitigen Anklang finden.

Industrie und Handel.

— **Die Kosten der Nürnberger Ausstellung sind bereits Mitte** August gedeckt gewesen.

— **Der Kongreß zur Reform und Kodifikation internationaler** Gesetzgebung, welcher in Liverpool tagte, war von den Delegirten der einzelnen Verbände aus sämmtlichen Ländern des Kontinents und aus Amerika besucht. Der Oberrichter Lord O'Hagan, David Dudley Field, der bekannte Präsident des internationalen Münzreformvereins, und Baron Twist führten abwechselnd den Vorsitz. In erster Reihe ist die Annahme einer allgemein gültigen Form der Schiffsfrachtbriefe zu erwähnen, in welche verschiedene Klauseln aufgenommen worden sind, welche von dem bisher gebräuchlichen Wortlaute abweichen und die in allen Sprachen möglichst genau übereinstimmen sollen. Ueber einen dieser Punkte entspann sich eine Art theologische Diskussion. Es handelte sich darum, die Schiffe von der Verantwortung für solche Unfälle zu entheben, welche durch „die göttliche Vorsehung“ (The act of God) herbeigeführt werden. Von allen Seiten, namentlich von französischen und deutschen Delegirten, wurde gegen den Gebrauch dieses Ausdrucks Einspruch erhoben. Im Verlauf der Debatte stellte es sich heraus, daß auf dem deutschen Formular die Stelle „durch die Naturgewalt“ lautet. Der Vertreter Spaniens, Don Arturo de Marcoartu, reichte einen Antrag, der zum Beschluß erhoben wurde, ein, nach welchem dem nächstjährigen Kongreß durch ein zu diesem Zwecke ernanntes Komite ein Entwurf zur Bildung eines internationalen Schiedsgerichts vorgelegt werden soll. Das von der Konferenz zu Frankfurt a. M. im Jahre 1873 ernannte Komite, die Angelegenheit der Kriegsentschädigungsansprüche betreffend, legte einen Bericht vor, in welchem gesagt wird, daß wenn eine Macht alle friedlichen Mittel zur Sühnung eines an ihr begangenen Unrechts erschöpft hat und gezwungen worden ist, durch Waffengewalt den ihr zugefügten Schaden zu redressiren, sie von ihren Gegnern eine Kriegsentschädigung beanspruchen darf; wenn jedoch ein Krieg nur unter dem Vorwande geführt wird, solche Unbill zu redressiren, welche die Unterthanen der angegriffenen Macht zu erdulden haben, der Staat, welcher solcherweise sich in die inneren Angelegenheiten eines andern mischt, keinerlei Kriegsentschädigung zu beanspruchen habe. Denn die eigentliche Absicht solcher Einmischung dürfte in den meisten Fällen wohl das Bestreben der eigenen Machtvergrößerung der Angreifer sein, nicht aber die Wohlfahrt des Volkes, in dessen vorgeblichem Interesse der Angriff unternommen sei. Eine definitive Beschlußfassung in der Angelegenheit wurde bis zum nächstjährigen Kongreß verschoben. Was die Maßnahmen betreffs eines einheitlichen Systems der Zeitrechnung betrifft, so wurde auf Antrag des Dr. Wendt beschlossen, daß, da durch einen Beschluß des Kongresses der Vereinigten Staaten ein internationaler Kongreß zur Verhandlung über diesen Gegenstand abgehalten werden soll, das Resultat dieses Kongresses abzuwarten sei. Die Frage der internationalen Münzwährung soll vorläufig in Händen des in Köln ernannten Komites verbleiben, welches der nächsten Konferenz Bericht zu erstatten hat. Ebenso die Verhandlung der Frage des internationalen Schutzes der unterseeischen Kabel in Kriegs- und Friedenszeiten. Von weittragendster Bedeutung ist der auf Antrag eines französischen Delegaten, M. Clunet, angenommene Beschluß, das „internationale Gesetz zum Schutze des geistigen Eigenthums“ betreffend. Dieser Beschluß lautet, daß eine allgemeine Einigung der europäischen Staaten zur Annahme einheitlicher Gesetzgebung, die Autorrechte betreffend, wünschenswerth sei, daß aber inzwischen — bis sich ein offizieller Kongreß von Repräsentanten der verschiedenen Staaten versammeln könne — diejenigen europäischen Regierungen, welche eine Gesetzgebung zum gegenseitigen Schutze des geistigen Eigenthums besitzen, wie England, Frankreich, Deutschland u. s. w., sich über die allgemein anzunehmenden Prinzipien verständigen und diese in einer internationalen Konvention feststellen sollten. Eine Präzedenz hiefür hätten die Verhandlungen des vorjährigen Kongresses zu Paris, betreffs des Patent-, Handelsmarken- und Musterschutzes, gegeben.

Gesundheitspflege.

— **„Wollenmenschen“ oder kurzweg „Wollene“ nennen sich die** Anhänger eines von dem süddeutschen Gelehrten Dr. G. Jäger als „einzige und ausschließliche Normalkleidung“ empfohlenen Kleiderregimes, welches nach und nach auch in Norddeutschland Anhänger gefunden hat. Schon äußerlich an dem der württembergischen Militäruniform nachgebildeten, doppelknopfreihigen Rocke kenntlich, trägt der „Wollene“ darunter wieder Wolle, aber weder Weste noch Leinenhemd. Nachdem sich bereits verschiedene Gesundheitslehrer verwerfend über diese „Normalkleidung“ ausgesprochen, widmet ihr der Arzt des „Berliner hygieinischen Vereins“ Dr. P. Niemeyer im zeitschriftlichen Organe dieses Vereins „Aerztliche Sprechstunden“, Heft 52, eine eingehende kritische Studie, welche zu folgenden Ergebnissen gelangt: Von einer einzigen, ausschließlichen Normalkleidung kann aus elementaren Gründen der Physiologie wie der Hygieine von vornherein überhaupt keine Rede sein. Im Besonderen ist Wolle als Leibwäsche aus ebenfalls hygieinischen und besonders aus Reinlichkeitsgründen zu verwerfen. Schon Pythagoras hielt strenge darauf, daß seine Jünger nur Leinenzeug auf bloßem Leibe trugen, und bei uns Deutschen gehörte die Pflege des Spinnrockens und des Webestuhles zu den ersten Regungen des erwachenden Kulturlebens. Selbst der „in der Wolle gefärbte“ Jägerianer würde noch heute Bedenken tragen, das neugeborene Kind in Wolle zu hüllen, und der Wollenrock läßt, da er nur für Männer paßt, das weibliche Geschlecht bezüglich der „Normalkleidung“ leer ausgehen. Einen fruchtbringenden Kern birgt die Jäger'sche Lehre insofern, als sie zur Verringerung der Zahl der Kleiderschichten, besonders Beseitigung des „Westenfutterales“ und der gestärkten, die Ausdünstung hemmenden Hemdbrust und der Halsbinde anleitet. Als zweiter und im Nothfalle dritter Kleiderschicht gebührt der Wolle jedenfalls der Vorzug und zwar auch als Futterstoff, welcher noch durch Wattirung verstärkt werden kann. Im Uebrigen spielen bei der Bekleidung erfahrungsgemäß Individualität, Gewöhnung, Liebhaberei eine so große Rolle, daß man ohne Gesundheitsstörung nicht ohne Weiteres zugreifen kann.

Feste und Versammlungen.

— **In Hannover tagten Ende August die Architekten und** Ingenieure und bestimmten, daß die nächste Verbandsversammlung 1884 in Stuttgart stattfinden soll.

— **Die Deutsch-lutherische Konferenz hielt eine von fünfhundert** Mitgliedern besuchte Generalversammlung in Schwerin vom 15.—17. August.

Sport.

— **Eine in den Annalen des Trabersport für ein Zweigespann** noch nicht verzeichnete Schnelligkeit wurde kürzlich von dem Braunwallach „Dick Swiveller“ und dem Fuchswallach „Edward“ des Frank Work in New-York erreicht. Am 7. September 1881 lief das Gespann des Work die englische Meile in 2 Minuten 19½ Sekunden, und am 13. Juli d. J. in 2 Minuten 16¾ Sekunden. Die beiden Traber liefen demnach um ein Bedeutendes schneller als ein Personenzug, und nur um ein Geringes weniger geschwind als ein Eilzug! Ihr Eigenthümer hat bedeutende Werthe für sie angelegt. „Edward“ kostete im Jahre 1878 12,000 Dollars, und für „Swiveller“ gab er einen andern Traber, welcher 3000 Dollars gekostet hatte, und 15,000 Dollars baar. Beide zusammen kosteten demnach 30,000 Dollars oder 60,000 fl. in Gold.

— **Die große Ruderregatta zu Frankfurt a. M. wurde unter** zahlreicher Betheiligung des Publikums abgehalten. Das Interesse des Tages absorbirte der Kampf der Skiffs um die Meisterschaft in Deutschland, welche A. Wild aus Frankfurt a. M. siegreich gegen den gefürchteten österreichischen Champion A. Hintermann vertheidigte. J. Bungert, dem ein österreichisches Fachblatt Wunderdinge nachsagte, erschien gar nicht am Start. (Er wurde später in der Juniores-Konkurrenz von Stern geschlagen.) Der Sieger durchfuhr die 2500 Meter in 7 Minuten 9 Sekunden. Die Rudergesellschaft „Germania“ gewann das Rennen für vierruderige outrigged Race-Boote gegen den Mannheimer Ruderklub und ging im Germania-Bac über die Bahn. Im Rennen der vierruderigen inrigged Race-Boote für Juniores gewann die Oberrader Rudergesellschaft, und in derselben Proposition, offen für Alle, die Heilbronner Rudergesellschaft „Schwaben“ nach scharfem Kampf in 7 Min. 15 Sek. Den Schluß machte ein scharfer Kampf der Juniores in vierruderigen outrigged Race-Booten, bei dem der Mannheimer Ruderverein „Amicitia“ in 7 Min. 20 Sek. mit einer halben Bootlänge siegte.

— **Die Nennungen für die großen Herbst-Handicaps in England** stehen an Zahl gegen die früheren Jahre bedeutend zurück. Der Great Eastern Handicap (27. September) brachte 43 Nennungen gegen 64 des Vorjahres, der Oktober-Handicap (28. Sept.) deren nur 26 gegen 47, die Cesarewitch Stakes (10. Oktober) 104 gegen 122 und die Cambridgeshire Stakes (24. Okt.) 137 gegen 165 des Vorjahres. In dem wichtigen Cesarewitch sind gleichwohl alle bedeutenden Pferde engagirt, wie Geheimniß, Foxhall, Quicklime, Chippendale, Friday, Fenelon, Petronel, Iroquois und viele andere Sieger.

— **In der ersten Hälfte der Rennsaison sind in Deutschland** 355,600 M. an Rennpreisen ausgezahlt worden. Hievon entfallen 118,250 M. Staatspreise. Der Rest wurde von den verschiedenen Rennvereinen wie folgt aufgebracht: Hamburger Rennklub 69,900 M., Unionklub 25,500 M., Verein zu Breslau 42,000 M., Hannover 17,300 M., Leipzig 16,200 M., Pasewalk 13,000 M., Mannheim 10,600 M., Posen 6900 M., Königsberg 6200 M., Harzburg 5850 M., Quedlinburg 5500 M., Frankfurt a. M. 5200 M., der Verein für Hindernißrennen in Berlin 8500 M. und das kgl. Hauptgestüt Gradiz 4700 M. Unter den Besitzern steht Graf Tschirschky-Renard mit der durch Trachenberg gewonnenen Summe von 55,235 M. obenan.

Statistik.

— **Die Bevölkerung Italiens hat nach der vorläufigen Fest**stellung am 31. Dezember v. J. 28,452,630 Bewohner betragen, gegen 26,801,154 zu Ende des Jahres 1871. Die Volkszunahme stellt sich hienach auf 6,16 Proz. für das letzte Jahrzehnt, mithin auf wenig mehr als die Hälfte der innerhalb desselben Zeitraumes im deutschen Reiche beobachteten. Unter den einzelnen Provinzen treten die Lombardei mit 3,680,292 und Piemont mit 3,069,188 Bewohnern als die bevölkertsten, hingegen die Basilicata mit 524,485 und Umbrien mit 572,070 Einwohnern als die am wenigsten bevölkerten hervor.

Mode.

— **Die Salontoiletten für die nächste Saison zeigen noch wenig** Neues in Schnitt und Form. Wir begegnen noch meist dem kurzen Rock, auf welchem als Garnitur jedoch die vor zwanzig bis dreißig Jahren modern gewesenen breiten gekräuselten Volants aufzutauchen beginnen. Wir sahen eine allerliebste prune Atlaßrobe für eine junge Frau, die in dieser Art gearbeitet war. Die Volants zeigten am unteren Rande ein 8 Cmtr. breites, gleichfarbiges Sammetband als Garnitur, welche einen sehr distinguirten Effekt machte. Die hinten und vorn mit langen spitzen Schneppen gearbeitete Taille zeigte hinten und vorn spitze Ausschnitte und ruhte nur als Bandeau auf den Achseln. Aermel waren nicht vorhanden, doch war als Garnirung der Taille ein spanisches Spitzentuch in prune Färbung über den Hals und die Schultern gelegt, vorn den Hals etwas freilassend, im Taillenschluß gekreuzt und hinten graziös geschürzt. Eine große blaßrosa Rose hielt das Fichü auf der Achsel fest, eine ebensolche Rose schmückte das Haar und, genau in der Nüance zu den Blumen passend, waren die langen Handschuhe aus peau de Suède. Der prune Atlaßfächer war mit einer großen Rose bemalt.

— **Unter den Herbstnovitäten sehen wir wie im Sommer wieder** die großen Carreaus auftauchen und zwar begegnen wir hier mancher Abnormität in der Farbenstellung, die jedenfalls mit Vorsicht angelegt werden dürften. Wie schwer z. B. kleidet wohl ein großkarrirter Wollstoff (die Carreaus fast handgroß) aus bleu papier und terra cotta, und wie soll man das Material garniren? Man räth zu allen derartigen Zeugen stets einen einfarbigen Unterrock und empfiehlt den Stoff für Taille und Paniers oder Tunique schräg zu nehmen. In gerader Verwendung hat er etwas entschieden Steifes und Unkleidsames. Als Besatz dazu läßt sich eigentlich nur einfarbiger Sammet oder Plüsch in Band oder Stoff empfehlen und zwar zum Unterkleide harmonirend. Jedenfalls muß man bei derartigen Anzügen davon absehen, passende Hüte dazu tragen zu wollen, ein schwarzer Perlhut etwa mit einer harmonirenden Blume oder Feder dekorirt ist einzig dazu angänglich.

Denkmäler.

— **In der Hauptstadt Irlands fand die Enthüllung einer** Statue O'Connel's, des berühmten Agitators, statt.

— **In Kassel findet am 22. Oktober die Enthüllung des Spohr-**Denkmals auf dem Opernplatz statt. Spohr starb am 22. Oktober 1859.

— **Die Feierlichkeit der Enthüllung des Denkmals für Arnold** von Brescia, die am 12. August in dessen Vaterstadt stattgefunden hat, nahm einen ebenso glänzenden wie erhebenden Verlauf. Die Stadt bot mit ihren Laubgewinden, die über die Straßen gespannt waren, und den zahllosen Fahnen und Flaggen einen riesigen Festplatz. Aus Rom waren die Minister Zanardelli, ein Brescianer Stadtkind, Baccelli, Magliani und Baccarini angekommen. Um das Standbild versammelten sich um 10 Uhr Vormittags die Festgäste und über dreihundert Vereine mit hundertundfünfzig Fahnen bildeten einen Kreis um das Standbild. Als der Bürgermeister die Hülle vom Denkmal zog, begrüßte die nach Tausenden zählende Festversammlung das wohlgelungene Bild des großen Arnold mit endlosem Jubel. Minister Zanardelli sprach im Namen des Königs. Er erinnerte daran, daß das Standbild Arnold's ein Altar sein solle, vor dem die Söhne des freien Italien sich für alle Bürgertugenden begeistern mögen. Das Standbild Arnold's macht einen erhebenden Eindruck; er steht hochaufgerichtet, in der Stellung eines begeisterten Predigers.

— **In Wismar ist das Geburtshaus des Historikers Dahlmann** mit einer Messingtafel versehen worden, welche die Inschrift trägt: „F. C. Dahlmann, geb. 13. Mai 1785.“ Das Haus liegt an der Mecklenburgerstraße (Nr. 18) neben der Post. Schon früher erhielt die in Wismar zwischen dem Mecklenburger- und dem Lubschenthor befindliche Straße den Namen Dahlmannstraße.

— **In Paris hat sich ein Komite zu Errichtung eines Denkmals** für Rousseau gebildet.

Gestorben.

— **Detlef Karl Hinstorff**, großh. Kommerzienrath und Hofbuchhändler, Verleger Reuter's, 71 Jahre alt, in Wismar, am 10. August.

— Stanley **Jevons**, Professor der polit. Oekonomie, Verfasser von The principles of science, bei Hastings, am 14. August, 47 Jahre alt.

— Oskar Hermann **Mauke**, Inhaber der weitbekannten F. Mauke'schen Buchhandlung, in Jena, am 14. August.

— Professor Dr. Johann Albert **Arndt**, Leiter des k. meteorologischen Instituts, 71 Jahre alt, in Berlin.

— Frederic **Gaillarolt**, Verfasser des Tour de Nesle, 75 Jahre alt, in Paris, Mitte August.

— Edmond **Morin**, bekannter Zeichner der großen französischen und englischen illustrirten Blätter, 57 Jahre alt, in Sceaux, Mitte August.

— Berthold **Fröschel**, inful. Propst und Abt des Stiftes Klosterneuburg, 69 Jahre alt, am 17. August, in Klosterneuburg.

— Bela von **Szende**, ungarischer Landesvertheidigungsminister, 59 Jahre alt, in Pest, am 18. August.

— Dr. Guido **Koch**, k. Universitätsprofessor, 67 Jahre alt, in München, am 18. August.

— Admiral Graf **Lütke**, ehemaliger Präsident der kais. Akademie der Wissenschaften, in St. Petersburg, am 21. August.

— Heinrich **Schneider**, großherzoglich badischer Hofschauspieler, in Bad Soden, am 20. August.

— Eduard **Ziegler**, eidgenössischer Oberst, der Sieger von Gieslikon, 82 Jahre alt, in Zürich, am 21. August.

— Hermann **Kirchner**, Buchhändler, am 21. August, in Leipzig.

— J. L. **Wertheim**, Schriftsteller, Uebersetzer ausländischer Dichtungen, 42 Jahre alt, am 22. August, in Amsterdam.

— Prinzessin **Maria Polyxena von Hessen**, Tochter des Landgrafen von Hessen, auf Schloß Parker.

Umschau auf dem Gebiete der Erfindungen.

Von

Arthur Gerson.

(Nachdruck verboten.)

VII.

Zur Zeit der Obsternte dürfte die Aufmerksamkeit auf einen amerikanischen Fruchtpflücker hinzulenken sein, der sich durch einige spezielle Anordnungen sehr vortheilhaft von den bisherigen, dem gleichen Zweck dienenden Instrumenten unterscheidet. Letztere bedienten sich zum Abschneiden der Frucht der gewöhnlichen Winkelscheere, welche den Uebelstand zeigt, daß die im Winkel gegen einander geneigten Schneiden dem dazwischen befindlichen Stiel der Frucht das Bestreben ertheilen, sich gegen das Ende der Scheere vorzuschieben. Hiedurch entsteht ein sehr unsicherer Schnitt, der bei starken Stielen immerhin mit einiger Schwierigkeit auszuführen ist. Bei dem erwähnten Fruchtpflücker bildet eine äußere Hülse und ein innerer Kern, die sich am oberen Ende einer Stange befinden, zwei Schneidkanten, die stets parallel zu einander bleiben und so ein äußerst sicheres Erfassen des Fruchtstieles ermöglichen. Durch eine einfache Drehung der Hülse gegen den Kern werden die Schneidkanten einander genähert und die Frucht, welche in einen darunter gehaltenen Behälter fällt, abgeschnitten. Ein Anschlagstift und eine Feder sorgen dafür, daß die kurze, sehr bequeme Bewegung der Schneiden gegen einander nur auf das eben nothwendige Maß beschränkt bleibt und daß die Schneiden nach beendetem Schnitt selbstthätig wieder auseinander gehen.

Welche Spielereien auch mitunter in dem so erfindungsreichen Amerika patentirt werden, zeigt wieder ein Umschlag für Zuckerwerk. Derselbe ist so eingerichtet, daß er eine Räthselfrage zeigt, deren Lösung erst nach der Abwicklung des Umschlags gefunden wird. So ist beispielsweise auf die Außenseite die Scherzfrage: «What tune do we like best?» gedruckt, während sich an der inneren, verborgenen Stelle der Verpackung die Antwort «Fortune» befindet. So wird ein Zuckerwerk geschaffen, das wirklich „mit Verstand“ gegessen sein will.

Die Zugluft, welche im Zimmer wie im Freien durch die verstellbaren Rollschutzwände von Davids & Cie. in Hannover bereits mit so vielem Erfolg bekämpft wird, soll nun auch in den Thüreingängen selbst, wo sie bekanntlich am heftigsten aufzutreten pflegt, unschädlich gemacht werden. Diesen Zweck zu erreichen, ist nun Herrn Bockhacker's patentirte Konstruktion auch vollständig angethan. Es ist hier ein Prinzip zur Anwendung gebracht, wie es in der Technik für einige Arten von Hähnen längst benützt wird. Den Hahnkörper bildet hier das cylindrische Gehäuse, das in den Thürdurchbruch eingesetzt und auf zwei gegenüberliegenden Seiten mit Oeffnungen versehen ist. An Stelle des Hahnwirbels tritt die gleichfalls cylindrische hohle Thür, die an einem centrischen Bolzen drehbar aufgehängt und auf ihrem Umfang mit einer Oeffnung versehen ist. Will man die Thür durchschreiten, so dreht man den inneren Theil so, daß er sich mit seiner Oeffnung vor die betreffende Oeffnung des Gehäuses schiebt, tritt in den cylindrischen Hohlraum und ertheilt auf's Neue der Thür eine solche Drehung, daß ihre Oeffnung mit der andern Oeffnung des Gehäuses zusammenfällt und der Ausgang so frei wird. Die beiden Oeffnungen des Gehäuses kommen nie in direkte Verbindung und der Zugluft wird kein Durchlaß gewährt.

Die für die Reise so praktischen Taschen-Eßbestecke sind von Praunegger in Graz insofern wieder etwas verbessert worden, als eine sehr kompendiöse Anordnung der einzelnen Theile mit möglichster Vermeidung aller hervorspringenden Partieen getroffen wurde. Der Stiel des Löffels ist gekröpft und dient dazu, das Heft der Gabel mit demjenigen des Messers zu vereinigen, nachdem man vorher beide Hefte ineinandergeschoben hat. Der Löffel, wie auch Gabel und Messer lassen sich also hier ebenso bequem einzeln benützen, wie dieß bei gewöhnlichen Bestecken der Fall ist.

Das so schwierige Plätten der Wäsche soll mittelst einer Maschine ausgeführt werden, die allerdings der gewöhnlichen Handplätte insofern überlegen ist, als bei ihr nicht nur beide Hände, sondern auch noch ein Fuß bei der Arbeit thätig sind. Der letztere dient dazu, mittelst eines Trittbrettes das an dem seitlichen Arm eines Ständers aufgehängte Plätteisen auf die Wäsche niederzudrücken, während das seitliche Hinundherführen des Armes mittelst eines an demselben befestigten Handgriffs erfolgt. Außer dieser Seitenbewegung des Plätteisens wird dem Wäschestück selbst noch eine fortschreitende Bewegung in der Längsrichtung dadurch ertheilt, daß die gewölbte und um eine Achse drehbare Unterlage mittelst eines Handrades in Rotation versetzt wird.

Ein sehr zweckmäßiges Schneidinstrument für das verschiedenartigste Material, als Papier, Tuch, Metallblech, benützt das Prinzip der Kreisscheere in einer sehr glücklichen Weise. Der mit einem Handgriff versehene Hauptthteil läuft in eine spitze Schneide aus, an deren Ende zwei scharfkantige, sich mit ihren Schneiden berührende Stahlscheiben angebracht sind. Man kann dieses Instrument nun einfach durch weniger Widerstand bietendes Material ziehen, so daß dasselbe erst über die spitze Schneide läuft und dann zwischen den beiden Schneidscheiben zertrennt wird. Begegnet man größerem Widerstande, so kann man gleichzeitig mit der Bewegung des Instrumentes der oberen Schneidscheibe durch einen frei auf deren Achse drehbaren Hebel noch eine besondere Drehung ertheilen. Die obere Schneidscheibe ist nämlich auf der Seite mit Sperrzähnen versehen und kann so durch den mit einer federnden Sperrklinke anliegenden Hebel in Umdrehung versetzt werden.

Einem längstgefühlten Bedürfniß hilft der Kontroleapparat für die Reihenfolge der Kartenspieler von H. Spieß in Berlin ab. Das uhrähnliche Instrument läßt durch den an Registrir- und Zählwerken üblichen Sperradvorschub stets diejenige der auf der Zählscheibe befindlichen Zahlen 1—4 durch eine Oeffnung der Decke sichtbar werden, welche dem jedesmaligen Ausspieler entspricht. Man hat zu diesem Zwecke nur nöthig, nach jedem beendeten Spiel auf einen Knopf zu drücken, wodurch das Weiterrücken der Zahlen selbstthätig erfolgt. Soll der Apparat für den Skat angewendet werden, so dürften die Zahlen 1—3 genügen, da bekanntlich nur bei drei Spielern Ungewißheit über den Ausspieler gelegentlich aufzutreten pflegt.

Die Ausstellung in Triest.

(Hiezu das Bild S. 980.)

Die Triester Ausstellung ist nicht aus dem Ueberflusse einer abwechslungslustigen Bevölkerung oder Stadt hervorgegangen, die Triester Ausstellung ist eine Nothwendigkeit, sie entspricht dem Bedürfnisse einer Handelskolonie, eines kommerziellen Emporiums, welches mit dem Hinweise auf das weltverbindende Meer den Reichthum an Industrie- und Naturerzeugnissen seiner Hinterländer aufweisen will. Diese Ausstellung zur Zeit der Säkularfeier der fünfhundertjährigen Zusammengehörigkeit mit den österreichischen Ländern zu veranstalten, ist ein glücklicher Gedanke, und keine hitzköpfige Demonstrationslust wird mit ihrer Widersinnigkeit aufkommen können gegen eine historische Thatsache, welche eben fünfhundert Jahre lang ihre innere Nothwendigkeit genügend bewährt hat.

Die Ausstellung hat die einsichtsvollen Geister so sehr im Vorhinein ergriffen, daß geradezu ein neuer Kai geschaffen, ein neues Stück Land dem Meere abgewonnen, oder vielmehr in seine Fluten hineingesenkt und als Grund für das Aufrichten der Ausstellungsbauten gelegt wurde. Nächst den Anhöhen, welche St. Andrea kennzeichnen, das noch im Triester Stadtgebiete liegt, ist eine terrassirte Anlage geschaffen worden, deren letzte Stufe nun in das Meer hineinreicht. Man gelangt durch eine lange Allee, welche das Meer zur Seite hat, vom Molo zur Anlage und die Gebäude sind landeinwärts vom herrlichsten Grün umkränzt und bekrönt. Park und Meer und Ausstellungsgebäude, deren Haupttrakt dreihundert Meter lang ist, bilden ein Ganzes, welches in der That als ein sehenswerthes Unicum bezeichnet werden kann. Die Entwicklung nach der Länge war von den Meeresufern geboten und somit förmlich eine Nothwendigkeit. Von jedem Punkte der Ausstellung sieht man also in's Meer, und aus den Hallen, Säulengängen oder Fenstern einzelner Pavillons kann man bequem das Wogen und Glitzern der Wellen betrachten, wenn man sein Auge für ein Weilchen von den ausgestellten Dingen wegwendet. Das Meer steht ja im innigsten geistigen Zusammenhange mit allem hier Gebotenen. Es soll den Blick der österreichischen Industriellen und Handelswelt in die Ferne lenken und den Unternehmungsgeist im Allgemeinen heben. Die Ausstellung bietet auch neben den besten industriellen Erzeugnissen der Fabriken und Großgewerbe, wie sie heute europäisches Gemeingut zu nennen sind, gerade die charakteristischen Erzeugnisse Kroatiens, Ungarns und jener Küstenländer oder dem Oriente mehr zugewendeten Gebiete, welche in einem gewissen Geschmackszusammenhange mit demselben stehen, und der spekulative Geist wird die Nutzanwendung hier um so eher herausfinden. Für die Länder des nahen und fernen Festlandes sind die reizend aufgestapelten Naturprodukte aus Feld und Wald und die Darstellung ihrer Verwerthung von dem höchsten nutzbringenden Interesse. Das ist es, was diese Ausstellung nicht als den Luxus einer Augenwaide, sondern als eine in Zeichen sprechende Belehrung nach vielen Richtungen erkennen läßt und sie werth macht, aus allen Fernen besucht zu werden.

Der Eintritt von der Meeresseite ist der allerschönste und überraschendste, schon im Anfahren, sei es mit einem Dampfschiffe oder mit der Barke, hat man den Genuß eines imposanten Bildes. Die einzelnen Gebäude überragen sich terrassenförmig und zeigen die massigen oder zierlich gegliederten Formen aus Mauerwerk, Eisen- oder Holzkonstruktion, in der Mitte der schöne Kaiserpavillon und dabei Palmen als sinniges Symbol der Verbindung entfernter Länder. — Was die einzelnen Hallen bieten, wie das Bunterlei arrangirt ist, all' dieß hat in Vielem seine Gleichartigkeit mehr oder minder in Vorangegangenem oder Zeitgenössischem, jedenfalls aber nur im Besten, und wesentlich sei das „Orientalische Museum“ und das „Wiener Kunst- und Gewerbemuseum“ erwähnt. Daß für leibliche Genüsse und durch ein großes Seeaquarium für besondere Schaulust neben der Belehrung gesorgt ist, sei noch besonders hervorgehoben.

Am 1. August wurde die Ausstellung durch Erzherzog Karl Ludwig feierlich eröffnet, und bekannt ist, in welch' frevelhafter Weise der Fackelzug Abends gestört wurde. Doch das traurige Intermezzo kann die bedeutungsvolle Thatsache nicht ändern, nur

sie geistig erhöhen. Der vortreffliche Fortgang des Besuches und der allgemeinen Anerkennung sind sprechende Zeugnisse. Und namentlich die Oesterreicher, welchen der Besuch ein zunächst gelegener, mögen bei dieser erleichterten Gelegenheit zum Besuche erkennen, welch' ein begehrenswerthes Ziel zu Ausflügen Triest überhaupt ist, dessen Lage am Meere, das hier einerseits in der Ferne noch von Tropen begrenzt erscheint, eine solche, die in ihrer Großartigkeit und Eigenthümlichkeit wenig ihresgleichen in den schönsten Hafenplätzen hat.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Die folgende Aufgabe hat im Problemturnier von Brentano's Cheß-monthly zwar nur den sechsten Preis erhalten; sie ist jedoch wegen ihrer Originalität recht bemerkenswerth.

Aufgabe Nro. 194.

Von J. Wainwright.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 189:

Weiß.	Schwarz.
1) L. B 8 n. A 7	1) K. D 5 n. D 6.
2) S. A 3 — C 4 †	2) K. D 6 — C 7. Auf K. D 6 — D 5; 3) D. B 1 — E 4 † und 4) L. F 5 — E 6 Matt.
3) D. B 1 — B 8 †	3) S. D 7 n. B 8.
4) L. A 7 — B 6 Matt.	
A)	
1)	1) K. D 5 — E 5.
2) S. A 3 — C 4 †	2) K. E 5 — F 4. Auf K. E 5 — D 5; 3) D. B 1 — E 4 † ꝛc.
3) S. D 8 — E 6 †	3) S. C 5 n. E 6.
4) L. A 7 — E 3 Matt. — Auf 1) K. D 5 — D 4; 2) D. B 1 — E 4 †; 3) S. A 3 — B 1 Matt.	
B)	
1)	1) S. D 7 — B 8.
2) S. D 8 — F 7	2) S. B 8 — C 6. Auf S. B 8 anders; 3) D. B 1 — D 1 † und 4) D. D 1 — H 1 Matt.
3) D. B 1 — B 3 †	3) Beliebig.
4) E 2 — E 4 oder Dame Matt.	
C)	
1)	1) S. D 7 n. F 6.
2) S. A 3 — C 4	2) K. D 5 n. C 4. Auf Springerzüge folgt 3) D. B 1 — E 4 † ꝛc.
3) D. B 1 — C 2 †	3) K. C 4 — B 4 oder anders.
4) S. D 8 — C 6 oder Dame Matt.	

(Auf 1) . . . 1) S. D 7 — B 6; 2) D. B 1 n. B 6 ꝛc.; auf 1) . . . 1) S. D 7 — F 8 wie in C; auf S. D 7 — E 5; 2) D. B 1 — E 4 † ꝛc.)

Kartenspiele.

(Redigirt von A. Hertefeld.)

Aufgabe Nro. 43.

Skat.

Der Spieler spielt Null ouvert. Wie kann das Spiel in der Vorhand verloren gehen?

Auflösung der Aufgabe Nro. 42:

Skat.

A) In der Vorhand legen Sie Eichel-Acht und Roth-Sieben fort und sagen Schwarz an, das unverlierbar ist, denn Ihnen fehlen nur drei Atouts, die auf drei Jungen fallen.

B) In Mittel- oder Hinterhand ist diese Operation von Gefahren begleitet denn das Spiel ist stets verloren, wenn die Vorhand alle Roth und der dritte Spieler alle Schellen hätte. — Die Vorhand spielt Roth-Zehn an, der dritte Spieler sticht mit Grün-Aß, spielt Schellen-Zehn nach und die Vorhand sticht mit Grün-Zehn. — Unverlierbar wird das Spiel nur, wenn Sie Schellen-Aß und Eichel-Acht drücken und die Roth-Sieben behalten. Sie geben dann höchstens zwei Stiche mit 47 Points ab und haben die Chance, wenn günstig ausgespielt wird, Schneider zu machen, — Selbst Schwarz ist bei günstigem Ausspiel durch Verwerfen der Gegner nicht unmöglich. — Das obige Spiel wurde von einem Freunde unseres Blattes, R. H. in F., gespielt und mit den beiden Assen verloren.

Spiel-Briefwechsel.

Anfänger im Skat in Coblenz. Sie vergaßen die Nummer der Aufgabe, deren Lösung Sie uns einsandten.

Quedlinburger Skatgelehrte. Die Gelehrten in Quedlinburg lassen den dritten Mann auf Roth wimmeln und dann Roth-Ober ausspielen?

E. W. Dammüller in Hamburg. Auflösung Nro. 31 richtig. In Nro. 38 wird die Vorhand doch nicht den König ausspielen? In Nro. 37 hat Spieler den Schellen-König gar nicht.

Hrn. B. Schilling. Wir beabsichtigten den Schnitt von vorn zu behandeln. Besten Dank! Als Kuriosum ganz charmant.

Hrn. L. Levison aus Cannstatt. Besten Dank! Das war aber leichtsinnig, um so mehr, als der Grand sicherer war und bei gutem Sitz der Karten gewonnen werden konnte.

Hrn. Dr. Metger in Plön. Wir bitten Sie, Schach und Kartenspiel gütigst nicht auf denselben Bogen schreiben zu wollen. Vielleicht blieb Ihr erster Brief beim Schach. Der Solo ist leicht verlierbar. Der Grand mit den beiden höchsten Jungen, zwei Asse nebst den beiden Zehnen ist in der Vorhand unverlierbar. — Wir bitten, uns das Gegentheil beweisen zu wollen. Ihre Schachauflösung ist an Herrn Dufresne abgegeben.

Nußknacker im regnerischen Bergen. Spieler wirft Eichel-Neun und Ober (nicht König), sonst richtig.

Richtige Lösungen sandten ein: M. R. in Danzig. Carl Müller in Schapen. W. v. Gülick. Feodor Richter in Helmstedt. Alb. Hamm in Berlin. Weidlich in Ruhla. Thüringer in Tg. R. Peters in Landsberg. Dr. Metger. F. v H. in Hannover. Riegisch-Fiebig in Glogau. Vulgo in Weimar. Z. in Cassel. Deutsche Eiche in Rio Janeiro. Hans in Wien. Skatfreund in Danzig. J. Henrich in Höchst. L. Koch in Hattingen. Abonnent in Großenhain. Dr. Werner in Bitterfeld. Ernst Meyer in Wilhelmshaven. Hugo Freytag in Berlin. F. P. T. in Berlin. Ritter v. J. in Linz. A. P. in Leipzig. G. Wächter in Mölln.

Auflösung des Rösselsprungs Nro. 17:

Eins und Alles von Goethe.

Im Grenzenlosen sich zu finden,
Wird gern der Einzelne verschwinden,
Da löst sich aller Ueberdruß;
Statt heißem Wünschen, wildem Wollen,
Statt läst'gem Fordern, strengem Sollen,
Sich aufzugeben, ist Genuß.

Weltseele, komm', uns zu durchdringen!
Dann mit dem Weltgeist selbst zu ringen,
Wird unsrer Kräfte Hochberuf.
Theilnehmend führen gute Geister,
Gelinde leitend, höchste Meister,
Zu Dem, der Alles schafft und schuf.

Und umzuschaffen das Geschaff'ne,
Damit sich's nicht zum Starren waffne,
Wirkt ewiges, lebend'ges Thun.
Und was nicht war, nun will es werden
Zu reinen Sonnen, farb'gen Erden,
In keinem Falle darf es ruh'n.

Es soll sich regen, schaffend handeln,
Erst sich gestalten, dann verwandeln;
Nur scheinbar steht's Momente still.
Das Ew'ge regt sich fort in Allen;
Denn Alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will.

Buchstabenräthsel.

Zehn Zeichen sind im ganzen Worte,
Und bieten in Gesammtheit dir
Von Früchten eine feine Sorte.
Nimmt man zunächst die ersten vier,
So wird man eine Höhe schauen.
Die ersten sieben aber steh'n
Dort in Italiens schönen Gauen,
Als Stadt anmuthig anzuseh'n.
Als schädliches Insekt bekannt,
Sind meine letzten fünf genannt.

Auflösung des Arithmogriph in Nro. 47:

Plutarch
Anhalt
Reichenau
Seine
Ingwer
Fanny
Aspasia
Lob.

Parsifal — Bayreuth.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20.
e. f. g. h. i. k. l. m. n. o. p. q. r. s. t. u. v. w. x. y.
21. 22. 23. 24. 25.
z. a. b. c. d.

Bilderräthsel 49.

schm
D'

Auflösung des Bilderräthsels 47:

Grübelei ist der Mehlthau auf der Blüte der Freude.

Briefmappe.

Hrn. Oberstlieut. v. Cl. in U. Die Stieglitz hat sich im Jahre 1834, um ihren Gatten durch einen tiefen Schmerz von seinem peinlichen Gemüthszustand zu heilen, ermordet. Ihr Gatte überlebte sie um 15 Jahre.

Hrn. Juwelier S. in W. Genaue Zeichnungen der spanischen Orden finden Sie nur in Dorregaray, einem sehr kostbaren in Madrid erschienenen Werke.

Frl. Rosalie H. in K. Von Fredrik Paludan-Müller's: „Adam Homo" besitzen wir noch keine Uebersetzung. Mehrere waren schon angekündigt: aber die Uebersetzer scheinen regelmäßig an der schwierigen Aufgabe erlegen zu sein.

Hrn. Baron S. in T. Alle derartigen Redensarten finden Sie in dem trefflichen Büchlein: „Geflügelte Worte" von Büchmann (Berlin, Haude & Spener) sammt der Abstammung und Entstehung der Worte, soweit solche zu eruiren waren.

Frl. E. E. in F. Ihre Handschrift deutet auf ein sehr heiteres Temperament, das sich auch in Ihren liebenswürdigen Worten ausspricht. Glücklich der Mann, der Sie einst heimführt. — Hoffentlich werden die Namen aus dem Parsifal von Wagner nicht auch Mode, wie die Elsen.

Hrn. E. M. in L.-D. Sie haben bereits in einer früheren Nummer Antwort erhalten. Kaufen Sie sich das Verzeichniß der kais. deutschen Konsulate, Berlin, Mittler.

Oekonom in Schleswig. Versuchen Sie es, die Rußflecken durch Abreiben mit schwarzem trockenem Brod zu entfernen.

Fr. A. F. in H. Ein solches Buch wird schwer unterzubringen sein, da es deren so viele gibt. Lassen Sie durch einen Ihnen befreundeten Buchhändler im Börsenblatt eine Anfrage stellen.

Hrn. M. K. in Berl. Sie haben Recht. Frh. von Frankenstein ist Georgi-Ritterordensmitglied und daher seine rothe Uniform mit weißen Aufschlägen.

Junger Abonn. in Ed. Wenden Sie sich an das Milit.-literar. Bureau von Pavel in Berlin.

Frl. M. Oehl. in N. Fern von Gotha können wir von diesem Detail keine Kenntniß haben. Die Marken werden verkauft; die Zahl der Sammler auf der ganzen Erde ist ja ungeheuer, daher der große Absatz.

Frl. E. S. Leider sind Ihre G. noch so wenig gefeilt, daß wir sie selbst ohne Honorar nicht bringen würden.

Ein Abonnent in Ungarn. Von wem die Verse: „Ein Blick in eine Frauenseele Ist wie ein Blick in's Himmelreich" — wer weiß es?

L. K. Es ist uns so viel Ungünstiges von Solchen, welche jene Carrière eingeschlagen, geschrieben worden, daß wir es für gewissenlos halten würden, auch nur durch eine Adresse die Hand dazu zu bieten.

Cl. H. in Mayen. Der Jahrgang 1865 von „Ueber Land und Meer" kann Ihnen von der Verlagshandlung oder Ihrer Buchhandlung noch komplet broschirt zum ermäßigten Preis von ℳ 3. — geliefert werden.

Hrn. F. J. T. Die Frage, die Sie an uns stellen, liegt uns sehr ferne: wenden Sie sich an den Prosektor der Universität Königsberg, Dr. Benecke.

Hrn. M. G. in Gl. Das haben die Waffenhandlungen nicht auf Lager, weil sehr selten verlangt. Jeder Büchsenmacher fertigt es Ihnen an.

Hrn. A. B. in Wor. Deutschland, soweit unsere statistischen Notizen reichen.

Eine langjähr. Abonnentin in Dr. Eine anständige Erklärung gibt es nicht.

Hrn. Heinrich H. Es ist gar keine Frage, daß Schiller das gleiche Recht in der genannten Stellung zukommt wie Goethe. — Das Unverständliche ist noch kein Beweis von Gedankentiefe.

Elma. Charny ist allerdings eine historische Persönlichkeit: der Sohn des Herzogs Gaston von Orleans. Zu einer Korrespondenz können wir Ihnen nicht verhelfen. In Blankenburg am Harz sollte eine solche Versorgungsanstalt für Lehrerinnen errichtet werden. Ueber das Nähere kann Ihnen Dr. Arnold Wellmer daselbst Auskunft geben.

Hrn. Jul. D. in P. Die Quellen über A. müssen Sie doch in den Ihnen zugänglichen Rechtshandbüchern finden; uns würde dieß so viel Zeit kosten, als wir unmöglich aufwenden können.

Hrn. P. H. in Bresl. Jeder Breslauer Buchhändler wird es im Hinrichs'schen Katalog von 1865 finden.

Hrn. S. S. Fischer. Leichter wohl nicht als französisch. Werder, Grammatik der spanischen Sprache, Leipzig, Brockhaus.

Hrn. P. M. in Münst. Man spricht Aristokraßi aus. — Es kann austrocknen.

Hrn. E. Krey in Beuthen. Bereits beantwortet.

Abonnentin in Erdmannsdorf. Ein Büchlein, das ältere Junggesellen von ihren Vorurtheilen gegen die Ehe abzubringen sich die Aufgabe gestellt, gibt es unseres Wissens nicht. Aber sollte ein alter Junggeselle überhaupt noch zu überzeugen sein, daß sein Leben ein verfehltes ist?

Hrn. F. B. in W. „Wie gerne Dir zu Füßen" und „Ich hatte einst ein schönes Vaterland" — ob von H. Heine, ist die Frage.

Marguerite in L. O. Nein, eine solche Ehe ist bei uns ungültig. Adressiren Sie einfach: An die Direktion der Humboldts-Akademie.

Hrn. Lehrer Em. S. Besondere Lehrbücher, wie Sie sie wünschen, gibt es nicht: als Lehrer werden Sie jede Grammatik dazu benützen können. Die Methode ist gut bei großem Fleiß. — In jeder Materialwaarenhandlung.

Sehnsuchtsvoll Erwartende. Anleitung zur Porzellanmalerei von Körner. Berlin, Gerschel. Besondere Apparate zum B. gibt es nicht.

„Gott schütze Dich!" Der Träger des Ringes lebt in San Franzisko. Wollen Sie demselben ein freundlich Wort sagen?

Frl. Louise R. in Reich. Nein, sie nennt ihren Namen nicht selbst.

Hrn. O. K. in E., Kurl. Liesegang's Fabrik photogr. Apparate wird Ihnen zu dem Instrument verhelfen können.

Hrn. M. J. in A. Der Essay über Courier wird nur in jener Zeitschrift erschienen sein; Forbes nicht deutsch vorhanden. Frug — warum nicht?

Gänseblümchen. Schwämme aus Lufahfaser werden ein wenig mit Seife eingerieben und dann damit das Gesicht und Körper gewaschen. Sie greifen ganz mäßig an, entfernen die abgestorbene Haut und öffnen die Poren. Sie sind von G. Lohse, Hofparfümeur in Berlin, und Schott's Parfümeriehandlung in Stuttgart zu beziehen.

L. H. in Magd. Der Cyklus ist vor der Hand geschlossen: ein weiterer dürfte nach einiger Unterbrechung folgen.

Eine um Rath Verlegene. Sie hätten besser damit noch einige Zeit gewartet: man muß den Männern nicht zu sehr entgegenkommen. Acht Tage sind jedoch auf der andern Seite noch keine Zeit.

G. v. S. Schweißbefleckt kann in dem Liede nur blutbefleckt bedeuten: das andere wäre zu schmutzig und geschmacklos.

Hrn. W. P. in Bresl. Das Bild ist in „Ueber Land und Meer" erschienen. — So viel wir wissen, ist die Betheiligung nicht gestattet.

Hrn. W. R. in Münch. Es hat seit längerer Zeit über die Ausstellung nichts verlautet.

Loge. Eine Anfrage an Frau Freiligrath in Düsseldorf dürfte eher zum Ziele führen. Die Tochter des Dichters hat viele Gedichte des Vaters übersetzt.

Hrn. K. in Calenborg. Für einen Leser, dem es nicht um Sensation, sondern um seine psychologische Entwicklung zu thun, ein ganz interessantes Werk; Majestät nicht Krone.

Hrn. B. S. in W—g. In Ihrer Angelegenheit wenden Sie sich am besten an Hrn. von der Becke-Klüchzner in Lichtenthal bei Baden-Baden.

Fr. A. v. D. in Berlin. Sie werden sich am besten durch eines der Annoncenbureaux ein solches Haus bei Paris oder London suchen lassen.

Abonnentin in K., Böhmen. Die Verhältnisse in Oesterreich kennen wir in diesem Punkte nicht; bei uns in Württemberg — nicht.

Hrn. E. Sch. in Wien. Senden Sie 'mal etwas ein.

Abonnentin aus Luxemburg. Füllen der Löcher mit Petroleum.

Karlchen Miesnick. Damals erfolgte Antwort. Die Sache ist doch längst verjährt.

Abonn. in Boppard. Das Wappen der Mark zeigt im goldenen Feld einen in drei Reihen von Silber und Roth geschachten Querbalken.

Miß Carry. Wir haben in dem ausführlichsten Blumensprachenlexikon nichts über die Bedeutung von Rittersporn finden können.

Themis 22. Der Verfasser lebt im Kaukasus. Wir könnten einen Brief an ihn befördern. — Alle Ihre Etikettenfragen müssen wir mit Nein beantworten, außer die Heimbegleitung vom Ballfest.

Einsame in S. Allerdings ist es unpassend und unvorsichtig zugleich.

W. K., Bergstraße. Wir kennen keine solche Damenadresse.

Wißbegierige in B. Im Schriftstellerlexikon steht Ihr Protégé nicht.

Hrn. Grafen S. Gras im Hof und zwischen dem Pflaster vertilgt man, indem man 5 Kilo gebrannten Kalk in 60 Liter Wasser auflöst, 1 Kilo Schwefelblüte zusetzt, das Ganze eine Zeitlang kocht und die Stellen begießt, von denen man das Gras fortbringen will.

Richtige Lösungen sandten ein: Frau Schleger in Grafenberg. M. N. in Berlin. Alexander Krotoschin in Berlin. J. von Döring in Dresden. Zweytinger in Hüttensteinach. X. Y. in Petersburg. Friedr. Fehring in Bochum. Rod. von Sommers in Bonn. M. v. H. und E. R. Jablonowo in Usch. Louise Wentz in Lüchow. Lina Frühstück in Jever. Anna Meyer in Lüneburg. Richard Güntzel in Dresden. Rosa H. in Charlottenburg. Herbstzeitlose in W. Martha W. in Posen. Reinhardt in Zörbig. Arnulf F—nd in Breslau. M. Rosenthal in Amsterdam. Louis Schwartz in Berlin. Adolph Rosenthal in Lodz. Elena Barcsowna in Hamburg. Richard König in Dresden. Marie Hein in Steglitz. Malvine v. Lazarini in Leoben. Hulda Rawicz in Schmicheim. W. Poityla in Breslau. Fr. Winter in Altenstadt. Viola Blankner in Berlin. Julie Hartung in Düsseldorf. S. in Sobernheim. C. Schreppner in Paris. Johann Heintz in Brünn. Franz Ziegler in Dallwitz.

Gesundheitspflege.

Hrn. W. G. in Szulin. Ob eine in Folge einer äußern Verletzung entstandene Muskelschwäche durch eine elektrische Kur beseitigt werden kann, läßt sich ohne persönliche Untersuchung nicht bestimmen. Ueber die Technik der ärztlichen Anwendung elektrischer Ströme gibt es verschiedene neuere, auch dem Laien verständliche Schriften und Bücher; von weniger umfangreichen Werken sind zu nennen: Pierson's „Compendium der Elektrotherapie", Leipzig 1882, Verlag von Ambrosius Abel, mit 29 Abbildungen, Preis 4 M. 75 Pf., und Stein's „Allgemeine Elektrisation des menschlichen Körpers zur Behandlung der Nervenschwäche", Halle 1882, Verlag von Wilhelm Knapp, mit 35 Abbildungen, Preis 2 M. 50 Pf.

Hrn. M. H. in Brunn am Gebirge und Frln. Emma in X. Wie wir schon wiederholt mitgetheilt, ist die Redaktion für die im Annoncentheile angepriesenen Heilmittel nicht verantwortlich und auch nicht in der Lage, alles daselbst Empfohlene zu prüfen.

Hrn. K. W. im Voigtland. „Spezialärzte" für derartige Zustände gibt es nicht.

Hrn. Friedr. Kn. in Großkanizsa. Das Rezept zum Kummerfeld'schen Waschwasser lautet: 1 Theil Kampher, 2 Theile Gummi arabicum pulverisatum, 12 Theile Schwefelblumen, 96 Theile Aqua Calcis und 96 Theile Aqua Rosae. Die Mischung kann nur von kundiger Hand richtig angefertigt werden, da eine Verbindung der kaustischen Substanz des Kalkwassers mit dem Schwefel erzielt werden muß.

Frln. Charlotte R. in X. 1) Adressen von Spezialärzten veröffentlichen wir nicht an dieser Stelle. 2) Jede stark duftende Blüte sollte in einem Zimmer, in welchem man sich beständig aufhält, vermieden werden.

Hrn. M. S. in Celle. 1) Zur „Stärkung des Nervensystems" dienen die verschiedensten Mittel und läßt sich Ihre Frage in allgemeiner Form nicht beantworten. 2) Die gewünschte Adresse steht Ihnen auf direktem Wege zu Gebote.

Hrn. Th. A. R. in R. Die Wolff'sche Heilmethode des Schreibekrampfes besteht in rationeller Anwendung von Gymnastik und Massage des Armes und der Finger und haben wir eine größere Zahl von dauernden Heilungen zu beobachten Gelegenheit gehabt. Die Adresse des Herrn Wolff, welcher nicht Arzt, sondern Lehrer der Kalligraphie ist, steht Ihnen auf direktem Wege zur Verfügung.

Frln. Alice von M. in R. Wir haben Ihre „Feldblumen"-Anfrage wohl erhalten, solche aber nicht speziell beantwortet, da Sie ja in jedem Jahrgange unseres Blattes Ihre Wünsche mehrfach in der Rubrik „Briefmappe" erledigt finden.

Hrn. J. F. in Z. Es gibt zwar keine Salben und Pflaster, um weit abstehenden Ohren bei kleinen Kindern eine normale Stellung zu geben, dagegen sehr praktische Bandagen zu gleichem Zwecke. Letztere bestehen aus zwei Ohrpelotten, die durch eine über den Kopf gebogene und auf demselben fest anschließende dünne Feder aus Uhrfederstahl zusammengehalten und auf beide Ohrmuscheln fest aufgedrückt werden. Die Pelotte sowohl als die Feder müssen mit Flanell überzogen und weich gepolstert sein. Wird eine höchst einfache derartige Vorrichtung etwa ein halbes Jahr lang von dem Kinde getragen, so erhalten während des weitern Wachsthums die Ohren in manchen Fällen eine dem Schädel nähere Lage.

Hrn. A. W. in W. Allerdings gibt es Heilmethoden gegen das lästige Muskelzittern, jedoch richtet sich die Verordnung nach der Ursache der Krankheit; sowohl Medikamente als auch Wasser- und Elektrizitätskuren haben sich in manchen Fällen nützlich erwiesen.

Hrn. Leo B. in S. 1) Die Anwendung eines „Bienenstichs" gegen rheumatische Schmerzen kann unter Umständen recht gefährliche Folgen nach sich ziehen; es tritt nach Bienenstichen zuweilen Entzündung und Fieber ein, hie und da auch Geschwürsbildung, welche chirurgische Eingriffe nöthig macht. 2) Zur Heilung eines „kurzen Gedächtnisses" gibt es keine Medikamente, dagegen finden Sie Angaben geeigneter Uebungen in „Kothe's Lehrbuch der Mnemotechnik", 2. Aufl. Hamburg 1852.

Hrn. E. K., Via Genarro Serra in Neapel. Das fragliche Pulver (pulvis liquiritiae compositus) besteht aus folgenden Bestandtheilen: Pulver aus Folia Sennae, Radix Liquiritiae und Fructus Foeniculi je 2 Theile, Schwefelpulver 1 Theil, Zuckerpulver 6 Theile; das Ganze wird theelöffelweise in Wasser genommen.

Dr. St.

Redaktion: Dr. Edmund Zoller in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Zur gefälligen Notiznahme!

Alle Bestellungen auf die **Prämiengaben** dieses Jahrgangs:

„Lustige Fahrt", Stahlstich, nach dem Gemälde von J. Watter, gestochen von J. Bankel,

„Der erste Schritt", feinster Oelfarbendruck, nach dem Gemälde von L. Crosio,

„Ein süßes Stündchen", kleinerer Oelfarbendruck, nach dem Gemälde von A. Kindler,

„Jahrmarkt des Lebens". Ein Künstler- und Familien-Album. In prachtvoller Leinwandmappe mit reicher Pressung,

ebenso alle Nachbestellungen auf die Prämien des letzten Jahrgangs, die bis zur Ausgabe dieser Nummer eingingen, sind nunmehr vollständig ausgeführt.

Diejenigen unserer geehrten Abonnenten, welche in nächster Zeit noch auf eine oder mehrere unserer Prämiengaben reflektiren und denen daran gelegen ist, daß sie **möglichst bald** in den Besitz des Gewünschten kommen, werden ersucht, ihre bezügliche Bestellung **jetzt sofort** zu machen, damit für **rechtzeitige** und **tadellose** Herstellung der erforderlichen Anzahl von Exemplaren des betreffenden Kunstblattes Sorge getragen werden kann.

Diese Herstellung nimmt besonders bei dem Künstler- und Familien-Album, sowie bei den Oelfarbendruckprämien sehr viel Zeit in Anspruch und könnte, wenn sich die Mehrzahl der Bestellungen erst nach Schluß des Jahrganges zusammendrängen würde, unmöglich auf sofortige Lieferung mehr gerechnet werden.

Im Uebrigen verweisen wir auf den dieser Nummer beiliegenden **Prämien-Schein.**

Stuttgart, 1882.

Deutsche Verlags-Anstalt
vormals Eduard Hallberger.



48. Band.
Vierundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1881—1882.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Aus den Wassern.

Novelle

von

Jeanne Marie von Gayette-Georgens.

(Fortsetzung.)

Als Alarich's Cab die lange Kirschallee hinauf fuhr, welche in den Frießbacher Oberhof mündet, frappirte ihn unter dem Laubdach eines breitästigen Baumes eine Gestalt, die ihm wie ein Kostümbild aus der Geßner-Literaturperiode hier aufgestellt schien. Was war das? Er nahm das Glas und ließ es wieder fallen, denn er hatte sich deutlich genug davon überzeugt, daß ein Jüngling leibhaftig in einem Schäferkleid standhaft auf seinem Platze blieb und, um die Illusion zu vervollständigen, eine Hirtenflöte an die Lippen führte.

Alarich ließ in der Nähe des Baumes halten und winkte der räthselhaften Gestalt. Diese winkte zurück.

„Hier unter dem Baume sind wir geschützt," tönte es von Nidi's Lippen, „will sich der Herr nicht herüber begeben?"

Alarich sprang aus dem Wagen, spannte den mitgenommenen Regenschirm auf und folgte der Einladung; als er aber vor dem schönen, eigenthümlich gebildeten und gekleideten jungen Mann stand und dieser ihn fragend anblickte, fehlte es ihm an Worten, denn diese Physiognomie in dem Kranz von braungelocktem Haar, dieses dunkle, sinnende Auge, dieser stumm beredte Mund weckten „seine fixe Idee", wie Elfriede eine Hoffnung, der er nachhing, nannte.

Fast verlegen fragte der Weltmann den jungen Bauern: ob man von hier aus geradenwegs nach dem Frießbacher Markt gelange und ob man dort gute Kleiderstoffe kaufen könne.

„Für den Armen gibt's zu viel dort, für den Reichen gewiß zu wenig," erwiederte Nidi.

„Ich möchte einen Stoff wie der, von welchem Ihr Rock gemacht ist."

„Den gibt es, der ist auch nicht theuer."

„Können Sie mir den Laden bezeichnen, wo Sie ihn kauften, und auch den Schneider, der Ihnen das Gewand angefertigt hat?"

„Wozu soll's?" fragte Nidi. „Den Schnitt zu diesem Schlenker habe ich mir ausgedacht; ich kann den Rock zuschneiden, wenn Sie es wünschen."

„Am liebsten hätte ich einen so fertigen Anzug, wie Sie da tragen, ich bedarf ihn nur auf eine Stunde."

„Zur Komödie?" fragte Nidi, der sogleich errieth, was hier im Spiele sei.

„Wie Sie sagen," erwiederte Alarich. „Ihr Anzug ist wohl eine Frießbacher Tracht?" fragte er, das Zusammensein absichtlich ausdehnend.

„Das nicht, ich trag' sie allein, und man nennt mich deßhalb oft den Komödianten," lautete die Erwiederung.

„Sie sind fremd hier?"

„Frießbach ist meine Heimat, aber ich bin fremd auf der Welt."

„Was verstehen Sie darunter?"



Duclerc, Ministerpräsident der Republik Frankreich.

„Ich bin so ein Uebriggebliebener aus dem Wasser."

Alarich wurde wie elektrisch berührt.

„Kommen Sie, begleiten Sie mich nach dem Markt," bat er, „und erzählen Sie mir, bei welcher Gelegenheit, zu welcher Zeit Sie aus dem Wasser übrig blieben."

Nidi zeigte sich gern bereit, mitzugehen. Der Fremde gefiel ihm, seine Art zu fragen hatte so viel Theilnahmvolles; er setzte sich aber nicht, dem Wink von Alarich's Hand Folge leistend, mit in den Wagen, sondern schwang sich rasch hintenauf.

„Meine Kleider sind naß," sagte er, „und ich bin nicht gewohnt zu fahren, wir sind auch gleich auf dem Markt."

Alarich fügte sich. Der junge Mann zeigte in Allem eine große Bestimmtheit des Willens; auch konnte das Gespräch über dessen Herkunft nicht so im Fluge fortgesetzt werden. Zuvörderst wurde der Stoff nach Nidi's Angabe gekauft, und hierauf lud Alarich den jungen Mann ein, mit ihm eine kleine Erfrischung einzunehmen. Beim Wein öffnen sich Herz und Mund. —

Sie gingen mit einander zum „Rothen Hahn", den Nidi als den vornehmsten Gasthof bezeichnete, der Wagen war bereits dorthin vorausgeschickt, und schon auf dem Wege knüpfte Alarich das Gespräch dort wieder an, wo von der Herkunft Nidi's die Rede war.

Nidi hatte kein Hehl, daß er ein elternloses Findelkind sei, welches bei der großen Ueberschwemmung vor mehr als achtzehn Jahren im Niederthal hier von einem Fischer aufgefangen und in das Waisenhaus gebracht sei. Vergebens wäre alles Forschen nach seinen Eltern geblieben. Man gab ihm den Namen Friedrich, weil ein F. in dem Kinderhemd, das er an hatte, eingezeichnet war, und auch die Steckkissen, in die er gebunden war, dasselbe Zeichen trugen, er selbst aber nannte sich Nidi, und so heiße er jetzt überall, wo man ihn kenne.

„Sind Sie noch im Besitz der Sachen, mit denen Sie als kleines Kind bekleidet waren?" fragte Alarich begierig.

„Die hat man auf dem Waisenamt zurückbehalten, wie es so der Brauch ist, für den Fall, daß eine Nachfrage geschieht. Aber bis jetzt hat Niemand sich gemeldet, der ein Kind verloren, Niemand," lautete die melancholische Erwiederung.

Alarich drangen die Thränen in die Augen, er mußte sich gewaltsam beherrschen, zweifelte er doch nicht daran, daß Nidi sein Bruder

Felix sei, das Kind, welches die Mutter mit sich nahm, weil es noch zu klein war, um es fremder Pflege anvertrauen zu können. Doch schwieg er; denn er wollte zuvor — ehe er redete — mit dem Direktor des Waisenhauses sprechen. Daß bis jetzt keine Nachfrage von seiner Seite geschehen, drang wie ein Stachel in sein Inneres. Geschwärmt hatte er wohl oft in dem Gedanken, er könne das Kind, das bei der Auffindung der Leichen aller jener Personen, die sich in einem Kahn über den Pitschfall hatten hinwegrudern lassen und retten wollen, aber gegen die Wuth des Stromes vergebens ankämpften, gefehlt haben sollte, doch vielleicht wiederfinden, aber man hatte dieses als Schwärmerei belächelt, und er selbst im Weltverkehr zu den Nachforschungen keine Zeit gewonnen. Die nun jüngst unternommene Hochzeitsreise, das sehnsüchtige Verlangen, den Ort kennen zu lernen, wo das Ereigniß, das ihn verwaist und bruderlos gemacht, sich zugetragen hatte, drängten zur Verfolgung der Spuren, welche zu einem Wiederfinden des Verlorenen leiten konnten.

Blitzartig hatte die Gewißheit ihn berührt; des Vaters Ebenbild, just wie er Jenen aus einem Miniaturporträt kannte, stand vor ihm, und Der, welcher seine Verlassenheit in der Welt beklagte, kam ihm wie ein von ihm Verstoßener vor, an den er eine nie zu tilgende Schuld abzutragen habe. Kein Tag, keine Stunde sollte damit gezögert werden.

Herzlich nahm er von Nidi Abschied, der ihm versprach, schon morgen mit den zur Hirtenkomödie vorbereiteten Gegenständen nach der Villa Markloro zu kommen, und begab sich hierauf geradenwegs nach dem Waisenamt.

*

In der Kanzleistube vernahm Graf Alarich, daß der Direktor des Institutes sich auf einer Inspektionsreise befinde, und daß nur unter den allerzwingendsten Verhältnissen die Revisionsabtheilung, zu welcher der Vizedirektor den Schlüssel in Verwahrung habe, geöffnet werde.

Der Ungeduldige war demnach gezwungen, zu warten und seine Aufregung zu bemeistern, doch unterließ er es nicht, den Schlüsselbewahrer aufzusuchen. Er fand ihn beim Schoppen. Es war ein in Frießbach und bei der Waisenhausadministration ergrauter Mann, welcher den vornehmen Herrn ob seines Begehrens sehr erstaunt anblickte, aber bald gesprächig wurde und was er irgend über Nidi's Entwicklungsgang in Erfahrung gebracht, dem Grafen mittheilte. Ueber seine Kindheit wußte er allerdings nur wenig zu sagen. Der Kleine — das Findelkind — für welches nicht gezahlt wurde, kam nach Frießbacher Sitte in Familienpflege, um später als Hausbursche die für ihn gemachten Auslagen abzudienen. Guntrud, des Weingärtners Hammer Wittwe, nahm das verlassene Wesen auf; sie konnte mehr über den Knaben und wie er sich zur Arbeit anließ, berichten.

Es war über alledem spät geworden und Alarich mußte an seine Heimkehr denken; er verabschiedete sich daher von dem alten Herrn Lemmers, nachdem er von diesem das Versprechen erhalten, die Stunde von des Direktors Eintreffen durch einen Eilboten zu melden.

*

Gräfin Elfriede hatte zur Theestunde Alles für den Empfang des Gatten vorbereitet, aber das Heimchen summte und sang vergebens im silbernen Kessel, und die trotz des Kalendersommers im Kamin lodernden Flammen schienen zu fragen: „Wo bleibt der Ersehnte?“

Unruhig schritt die junge Frau in dem Gemach auf und ab, und wenngleich nicht dazu geneigt, sich durch phantastische Möglichkeiten zu quälen, doch in Besorgniß um den geliebten „Geisterseher“, wie sie Alarich bisweilen nannte.

Endlich kam er und sie verbarg ihm ihre gehegten Befürchtungen nicht.

Seine Erzählung klang etwas märchenhaft, und mit kühler Ueberlegung begegnete die junge Frau dem Ungestüm Alarich's, welcher aus der Aehnlichkeit des Bauers mit dem Jugendbilde des Grafen Eugen Markloro ein System von Schlußfolgerungen aufrichtete.

„Sei vorsichtig, lieber Alarich,“ bat sie; „ich meine, Du kannst hier viel mehr Unheil anstiften als Glück bringen. Ist der Jüngling, der sich Nidi nennt, wirklich Dein verlorener Bruder Felix, so säume mit der Enthüllung, zerstöre nicht durch vorzeitige Offenbarungen den Frieden eines jungen Mannes, der sich naturgemäß in bäuerlichen Verhältnissen entwickelt und als Bauer fühlt, dessen Erfahrungen sich auf diesen Ort beschränken, dessen Anschauungskreis nicht darüber hinausreicht. Willst Du ihn diesen Verhältnissen entreißen, willst Du ihn ausbilden, ihn etwas lernen lassen, so thue es erst unter der Maske eines Wohlthäters, eines reichen Mannes, der sich für den armen Verlassenen interessirt; prüfe erst seine Anlagen, seinen Charakter, sieh', wie er sich in den neuen Verhältnissen zurechtfindet, wie er sich in diese hineinlebt, ob es überhaupt möglich sein wird, einen bis zu seinem achtzehnten Jahre Verwahrlosten zu einer gesellschaftlichen Höhe heranzubilden.“

Alarich sah träumerisch vor sich nieder. Alles, was Elfriede sprach, war äußerst vernünftig, aber wie sollte er vermögen, das Kind seiner Eltern, an welchem er vielleicht Charakterähnlichkeiten mit dem Großvater entdeckte, der in seiner Erinnerung lebte, Jahre hindurch zu verleugnen, bis er die Gewißheit erlangt, sich und Nidi durch die Enthüllung der Wahrheit nichts Uebles zu thun.

Die junge Frau aber drang darauf, ihr das Versprechen zu geben, sie wolle dann mit besten Kräften an der Ausbildung Nidi's mithelfen, sie wolle ihn als einen Pflegesohn im Hause haben und keine Mühe, keine Ausgabe scheuen, ihn zu civilisiren, doch nur unter der einen Bedingung, daß er nicht als ihr Schwager, als eine Art Kaspar Hauser-Figur, die Neugierde und den Klatsch errege, sondern für einen talentvollen, elternlosen jungen Mann gelte — also für das, was er wirklich sei — und für dessen weitere Ausbildung zu sorgen man freiwillig übernommen.

Alarich schwieg noch immer. Das, was die Gesellschaft darüber reden würde, schien ihm nebensächlich, die Hauptfrage dünkte ihm die, wie dem armen Kinde das so lange Entbehrte zu ersetzen, wie die enorme Schuld an Felix abzutragen sei. Daß Elfriede nicht empfand wie er, lag sowohl in ihrem verschiedenen Naturell wie darin, daß sie der ganzen Sache fremd gegenüber stand. Sie hatte weder die Eltern noch die Großeltern ihres Gatten gekannt, ja selbst Alarich erst wenige Monden vor ihrer ehelichen Verbindung mit ihm kennen gelernt.

Zum ersten Mal trat sie ihm heute mit einem Widerspruch entgegen, verlangte sie eine, wie es ihm schien, unnatürliche Selbstbeherrschung von ihm, aber er konnte und durfte sein junges Eheglück darum nicht auf's Spiel setzen, daß er bei seiner Absicht, den Bruder öffentlich anzuerkennen, beharrte. Er mußte es Elfrieden überlassen, den rechten Zeitpunkt dafür zu bestimmen, er hoffte, sie würde diesen aus freiem Antriebe näher rücken, als sie jetzt noch für möglich hielt. So gab er denn endlich sein Wort, so lange zu schweigen, bis sie selbst das Siegel des Geheimnisses lösen würde.

*

Am folgenden Morgen war in der Niederthaler Kurgesellschaft von nichts Anderem die Rede, als von der Aufführung des Schäferspiels. Gräfin Elfriede war bemüht, ihr Kostüm kunstvoll zu arrangiren, Alarich aber dachte nur an Nidi, der jeden Augenblick eintreffen konnte. Unabläßig sah er über das Buch, das er in der Hand hielt, zum Fenster hinaus. Die erste Probe stand in einer Stunde bevor.

Endlich meldete der Diener einen bereits zur Komödie verkleideten Herrn — der kein Anderer war als Nidi — mit allem Zubehör: in der rechten Hand den gekrümmten Hirtenstab, auf dem dunklen Haar einen hellgelben Schäferhut und in der geflochtenen Hirtentasche eine Schalmei. Der Jüngling hoffte, daß Alles zur Zufriedenheit sein würde.

Wie gern hätte Alarich seinen Dank durch eine innige Umarmung ausgedrückt, doch Elfriede richtete ihren Blick voll ernster Bitte auf den Gatten und er kämpfte die Aufwallung nieder und reichte Nidi nur die Hand.

Elfriede, welche Alarich für den ihm auferlegten Zwang zu entschädigen trachtete, lud den Jüngling als Hülfsmitglied der improvisirten Truppe ein, bei Aufrichtung des Theaterzeltes Beistand mit geschickter Hand zu leisten. Dieser erbot sich, zu bleiben und zu helfen, wurde der versammelten Gesellschaft als ein in Frießbach entdecktes technisches Genie vorgestellt, und bald fand er für sich Mancherlei zu thun, um die Szenerie malerisch zu gestalten.

Man war erfreut durch die liebenswürdigen Anerbietungen — eines Wasserfalls von Silberflor, hölzerner Schäfchen mit gekrauster Wolle — und vielem Anderen. Die Sicherheit, die ihm seine geschickte Hand gab, erzeugten eine Art Bewunderung in der Gesellschaft; Nidi war der Held des Tages, und als sich Elfriede mit Alarich allein befand, mußte dieser zugeben, daß das Debüt des Jünglings auf der gesellschaftlichen Bühne gewiß ein viel glücklicheres, als wenn er in einer ihm ungewohnten Kleidung den längst verlorenen und nun wiedergefundenen Grafen Markloro hätte repräsentiren sollen. Was man jetzt als die Aeußerungen naiver Ursprünglichkeit ganz allerliebst gefunden, würde ihm im andern Fall sehr wenig angestanden haben. Nur in dem Inkognito konnte er vor jeder Verletzung seines Zartgefühls geschützt werden.

Die kleine Aufführung des Schäferspiels in der von Nidi dekorirten und zu einem Laubhain umgewandelten Scheune war zur allgemeinen Befriedigung ausgefallen und die jungen Salonschäferinnen hatten den Beschluß gefaßt, während der Niederthaler Saison sich nicht anders als im Daphnekostüm zu zeigen.

Da Alarich befürchtete, daß mit dem Abbruch des provisorischen Thaliatempels und dem Eintritt des bessern Wetters sich keine Gelegenheit bieten würde, Nidi um sich zu haben, und Elfriede diesem Verlangen entgegen zu kommen wünschte, um allem gewaltsam Herbeigeführten vorzubeugen, so machte sie den Vorschlag, den jungen Mann als „Führer“ bei den Bergpartieen zu engagiren. Nidi kannte hier Weg und Steg, er schien dienstfertig, und es konnte nicht auffallen, wenn man seine Hülfe auch hier wie in früherer Weise nützte.

Bei den Wanderungen durch Thal und Feld fand sich Nidi bald an Alarich's, bald an Elfriedens Seite, die stets mit einem kleinen Sturzbade zur Hand war, sobald Alarich in Feuer gerieth; die kluge Frau hielt es für ihre Pflicht, jedem brüderlichen Erglühen und einer damit verbundenen Uebereilung vorzubeugen, weil sie daraus eine Skala von Mißtönen selbst in ihrer kaum beginnenden Häuslichkeit folgerte. Nicht daß sie Alarich's Vermögen durch die Theilung mit dem nächsten Verwandten beschränkt zu sehen fürchtete, sie machte sogar freiwillig das Anerbieten der Theilung, einstweilen aber sollten nur die Erziehungsgelder von dem Ganzen genommen werden.

Alarich ergab sich in diese Anordnungen, die ihm als die allein zweckmäßigen und vernünftigen plausibel gemacht wurden, aber er litt darunter mehr als Elfriede ahnen konnte, denn er sah in sich den Räuber an seines Bruders Erbtheil.

Als die Gräfin einmal die Berufsfrage dem jungen Mann gegenüber erwähnte, bekannte dieser, daß er schon oft mit seinen Plänen gewechselt. Als der alte Hinzel noch lebte, habe er die Absicht gehabt, das Schneiderhandwerk zu erlernen, um eine andere Männertracht einzuführen, eine bequemere und anständigere, wie er meinte, seitdem aber in dessen früherem Geschäftslokal ein Schönfärber hantire, interessire er sich mehr für chemikalische Mischungen und beschäftige sich jetzt hauptsächlich mit dem Auskochen und Destilliren von Pflanzensäften.

Alarich hatte inzwischen ohne Nidi's Wissen dessen erste Pflegerin, Guntrud Hammer, aufgesucht und von dieser über Nidi's Kindheit so viel erfragt, wie von einer Frau, die nur Aeußerlichkeiten zu beobachten vermag, zu erkunden ist.

„Er war immer ein geduldiges, gutes Kind, hatte keinen Zug zu Rohheiten und dachte sich stets neue Spiele aus. Seine Spielsachen machte er sich selbst, was er auf den Jahrmärkten in Spielbuden sah, suchte er nachzubilden, aus eigenem Nachsinnen hatte er sich einen Ritteranzug und eine Waffensammlung geschaffen, und trug die Stücke, die er mühsam zusammengebracht, auf der Traubenwacht als Vogelscheucher.“

Alarich ersuchte die gutmüthige Frau, ihm Alles zu zeigen, was von jenen Arbeiten noch vorhanden, und sie willfahrte dem Verlangen gern, indem sie einige der primitivsten Waffenformen und Handwerksgeräthe herbeibrachte.

„Seitdem der junge Mensch eine Kammer für sich allein bewohnt,“ sagte sie mit naivem Stolz auf ihren Kammerherrn, „hat er sich auch eine Apotheke eingerichtet mit vielen Gläsern und Flaschen voll Säften, und ich meine, es steckt ein Wunderdoktor in ihm, und er wird alsbald anfangen zu kuriren. Da hat er Wolfsmilch und Eisenkraut, Pappelrosen und Gelbholz, Bimsstein, Borax und was sonst. Niemand hat es ihn gelehrt, denn in der Schule kommt dergleichen nicht vor, er lauscht's den Hausirern so ab und wenn er in einen Laden geschickt wird, erkundigt er sich nach Allem und macht die Kaufleute auf so Manches aufmerksam, wodurch sie ihre Vorräthe verbessern können.“

Jedes Wort, das Frau Guntrud sprach, war für Alarich ein Dolchstich. Was hätte aus diesem begabten Kinde nicht bei einer guten Erziehung, einer richtigen Leitung werden können?

*

Endlich war auch der Waisenhausdirektor von seiner Inspektionsreise zurückgekehrt und hatte dem Grafen seine Ankunft melden lassen.

Alarich fand einen noch jungen, sehr kühlen Mann, der ihm die wenigen Belegstücke für Nidi's Herkunft vorzeigte. Das kleine, zierliche F. in dem Batisthemdchen genügte, um alle Bedenken Alarich's zu heben.

„Sind denn keine Anzeigen gemacht, keine Aufrufe in den Zeitungen damals geschehen?“ fragte er.

„Soviel ich mir habe erzählen lassen,“ erwiederte der Direktor, „soll die Bestürzung, das Durcheinander, die aus der Ueberschwemmung erwachsene Noth so groß gewesen sein, daß man keinen besondern Aufwand noch für Aufrufe machen konnte, außer solchen, welche an die allgemeine Wohlthätigkeit appellirten. Die geretteten Kinder wurden leidlich untergebracht, einige davon abgeholt und ihren Angehörigen zugeführt, und andere blieben da. Nidi gehört unter die Zahl der Letzteren.“

„Niemand fragte nach,“ sprach Alarich vor sich hin. Wer von den noch Lebenden hätte es auch thun sollen? Die Großeltern waren zu alt und lebten zu fern von hier, und die übrige Verwandtschaft wußte kaum etwas von der Existenz des Kindes. Er dankte für die erhaltenen Mittheilungen. Die Besitznahme der betreffenden Gegenstände wurde ihm verweigert; die Sachen gehörten zum Nachweisinventar, und es war doch immerhin möglich, daß noch andere Nachfragen geschehen konnten und daß es sich um Erbschaftsangelegenheiten dabei handeln dürfte.

*

Walrade hatte von den Veränderungen, die in Nidi's Lebensgang eingetreten, noch nichts wahrgenommen. Obwohl sie ein Jahr jünger war als er, betrachtete sie sich einigermaßen wie seine Schutzpatronin und hatte ihn, seitdem sie aus der städtischen Pension, wo die Mutterlose „etwas zugestutzt werden sollte“, wie der Oberhofbesitzer es für die Tochter eines reichen Bauern nöthig befunden, nicht aus den Augen verloren. In ganz Frießbach war Niemand, der dem Mädchen so viel Theilnahme einflößte, wie dieser Sohn der Armuth, von dem sie manchmal träumte, es könnte wohl ein verzauberter Prinz sein und dieser unversehens auf einem geflügelten Roß davonreiten. Daher war sie sogleich von Unruhe und Besorgniß geplagt, wenn sie ihn einige Tage nicht gesehen, und so lange wie seit dem Johannistag war er ihren Blicken noch niemals entrückt gewesen.

„Er hat viel zu thun,“ hatte Guntrud einmal im Vorübergehen auf Walradens Fragen dieser geantwortet, „er macht ein Theater für die Niederthaler.“

Das brachte Walraden Kopfzerbrechen, aber sie mochte nicht neugierig erscheinen und wartete ab. Kilian wollte erfahren haben, daß Nidi den ganzen Tag im Niederthal zubringe und dort in einen Dienst getreten sei. Das war eine Art Erklärung, aber in diesem Fall hätte er ihr gewiß durch den Knecht eine Nachricht zukommen lassen. Es mochte wohl etwas Anderes sein, was ihn fern hielt. Das Volksfest auf dem Holmkögel wollte sie jedenfalls mit dem Oberhofbauer besuchen; da gab es Mancherlei zu sehen, und es war doch auch wahrscheinlich, daß Nidi an dem Vergnügen theilnahm und sie von ihm selbst erfahren konnte, was sich zugetragen.

Als Walrade mit dem Vater in dem kleinen Wagen und dem neugekauften Roß davor, Kilian in seinem Sonntagsstaate auf dem Bock, der Oberhofbesitzer in der reichen Bauerntracht des Gaus neben ihr saß, nahm sie sich recht stattlich aus in ihrem Putze, doch ihre Blicke irrten unruhig hin und her, denn sie suchten Nidi's Gestalt unter den Heraufziehenden.

Eben kamen die Armbrustschützen mit der Zielscheibe, ein aus vielen Stücken zusammengesetzter bunter Vogel, dann die Werfer, mit bolzenartig geformten Hölzern in den Händen. Einige schwenkten Fahnen und sangen Lieder, aber nirgends war ein Bursche im seladongrünen Schlenker mit braunen Locken und einer bunten Schiffermütze darauf sichtbar.

Auf dem Kögel angelangt, sammelten sich die Schaaren, bildeten Spielgruppen und es begannen allerhand Uebungen, wie sie hier von altersher an bestimmten Festtagen üblich waren. Just tanzte man um eine roth angestrichene Tonne, auf welcher ein mit bunten Bändern schön ausgeputzter Hahn befestigt war, als Nidi erschien und für eine fremde Dame, in deren Begleitung er gekommen war, sich durch die zuschauende Menge Bahn brach.

Walrade stand nicht weit von der Stelle, wo Nidi den Kavalier der fremden, sehr elegant in Weiß gekleideten Dame machte, sie konnte deutlich wahrnehmen, wie sie vertraulich mit einander plauderten, wie er ihr die Spiele zu erklären suchte, wie sie ihm dankbar zulächelte, und es kam ein noch nie empfundenes Gefühl in ihr Herz, das ihr bei der Lust ringsum Thränen in die Augen trieb. Beneidete sie diese schöne Frau, oder kamen ihr die Phantasieen von dem verzauberten Prinzen in den Sinn, zu dem sich bereits eine Prinzessin gesellt, sie wußte es selbst nicht, aber wie gebannt hafteten ihre Blicke an der seltenen Erscheinung. Seine Dienstherrin kann es nicht sein, dachte sie, Kilian muß sich wohl geirrt haben.

Nidi hatte sie nun auch gewahrt, er blinzelte ihr mit den Augen zu, als ob er sich nicht getraue, sie auffällig zu grüßen.

Als der Hahn erobert war, der Kreis sich auflöste und eine neue Spielgruppe gebildet werden sollte, da veränderten sich die Plätze und Stellungen und Walrade war, hie und da ausweichend, wie ohne es beabsichtigt zu haben, ganz nahe an Nidi herangekommen.

„Wie geht's?“ fragte sie. „Es ist ja lange her, daß man nichts von Dir gehört und gesehen hat.“

Sie sprach das so gleichmüthig wie es ihr möglich war; aber Nidi bemerkte doch, daß sie pikirt war, und erwiederte, wie sich rechtfertigend:

„Meine Schuld ist's nicht, wenn es in Niederthal mehr Arbeit für mich gibt als in Frießbach.“

„Nur Arbeit?“ sagte sie in einem scherzhaft erzwungenen Ton.

„Was sonst?“ erwiederte er. „Die Arbeit ist immer das Unterhaltsamste für mich. Ist der Oberhofbauer auch hier?“

„Ja, mein Vater sitzt am Kreistisch.“

Elfriede hatte die rasch und halblaut zwischen den beiden jungen Leuten gewechselten Worte zwar nur unvollständig vernommen, doch mit ihrer feinen Beobachtungsgabe durchschaut, daß hier besondere Beziehungen von Herz zu Herzen stattfanden, und das junge Mädchen, welches sich als die Tochter des Oberhofbesitzers in ihrer Antwort auf Nidi's letzte Frage bekundete, ein tieferes Interesse, als nur wohlwollende Theilnahme, für den Jüngling hege. Dieser schien noch unbefangen, oder ein ihm innewohnender Stolz ließ den Armen der Tochter des reichen Mannes gegenüber sich gleichgültiger zeigen, als er in der That gesinnt war.

Es ist der richtige Zeitpunkt da, ihn so rasch wie möglich dieser bedenklichen Situation zu entheben, dachte Gräfin Elfriede. Der Oberhofbesitzer würde niemals seine hübsche, wohlerzogene Tochter dem armen, verkommenen Genie zur Frau geben, und Graf Felix Markloro niemals daran denken, des Bauern Tochter zu seiner Gemahlin zu machen.

Rasch wie ein Vogel durch die Luft fliegt, waren diese Gedanken durch Elfriedens Sinn gezogen und eben kam auch Alarich mit der Nachricht, daß kein Zweifel mehr über Nidi's Herkunft obwalte. Sie gingen mit einander und Elfriede zeigte dem Gatten das Mädchen, das nach den von ihr gemachten Beobachtungen für Nidi ein besonderes Wohlgefallen zu haben schien.

„Er ist zu arm und zu ungebildet für sie, wir müssen ihn diesen gefährlichen Schlingen entziehen. Wenn Du nichts dagegen hast, so beschleunigen wir unsere Abreise von hier und Nidi bereitet sich sogleich vor, uns zu begleiten. In unserem neuen Heim kann sogleich der Versuch gemacht werden, das Versäumte bei ihm nachzuholen; bevor er eine öffentliche Lehranstalt besuchen kann, muß er allein unterrichtet, entbauert werden, wenn ich mich so ausdrücken darf.“

Nidi war dem jungen Paar in geringer Entfernung gefolgt, noch in Gedanken über Walradens sonderbares Benehmen. Er hatte nicht vernommen, wie Gräfin Elfriede über seine nächste Zukunft verfügt, um so überraschter war er, als ihm Graf Markloro das Anerbieten machte, sich seiner ferner annehmen zu wollen und ihn für einen bestimmten Beruf ausbilden, ihm überhaupt einen allseitigen Unterricht ertheilen zu lassen.

Nidi stutzte. Wie kam der Graf zu diesem Entschluß, was wollte er aus ihm machen? Sollte er eine dienende Stellung bei ihm einnehmen oder wollte er ihn als seinen Reisebegleiter oder dergleichen zu sich emporziehen? Er wußte sich den Antrag nicht zu erklären; Elfriede gab ihm die Gründe an: er habe Aehnlichkeit mit einem verstorbenen Bruder des Grafen, sagte sie, und ihr Gemahl wolle diese liebe Erinnerung dadurch weihen, daß er das, was er dem eigenen Bruder nicht zu thun vermöge, einem Fremden, der ihm dessen Bild zurückrufe, zu Theil werden lasse.

Nidi konnte das begreifen, und zum ersten Mal in seinem achtzehnjährigen Leben kam ein Gefühl der Dankbarkeit und Wärme in seine Brust. Er hatte bis dahin niemals Liebe empfangen, nie empfunden, was es heißt, Theilnahme zu wecken, und es war ihm, als falle ein warmer Sonnenstrahl auf einen Marmorstein und belebe ihn mit einer Seele.

Alarich reichte ihm die Hand und Nidi wollte sie küssen, da zog er ihn an sich und sagte innig:

„Ersetze mir den Bruder.“

Elfriede befürchtete nun nichts mehr, denn ihr Gemahl hatte sich Nidi gegenüber die Stellung gegeben, die das Verhältniß als ein natürliches erklärte, und der junge Mann, meinte sie, werde, zu einem menschenwürdigen Sein erhoben, im Anschluß an eine Familie, in der er sich nicht als ein nur Geduldeter fühle, erfreuliche Fortschritte machen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Achatindustrie.

Von

R. Raab.

(Nachdruck verboten.)



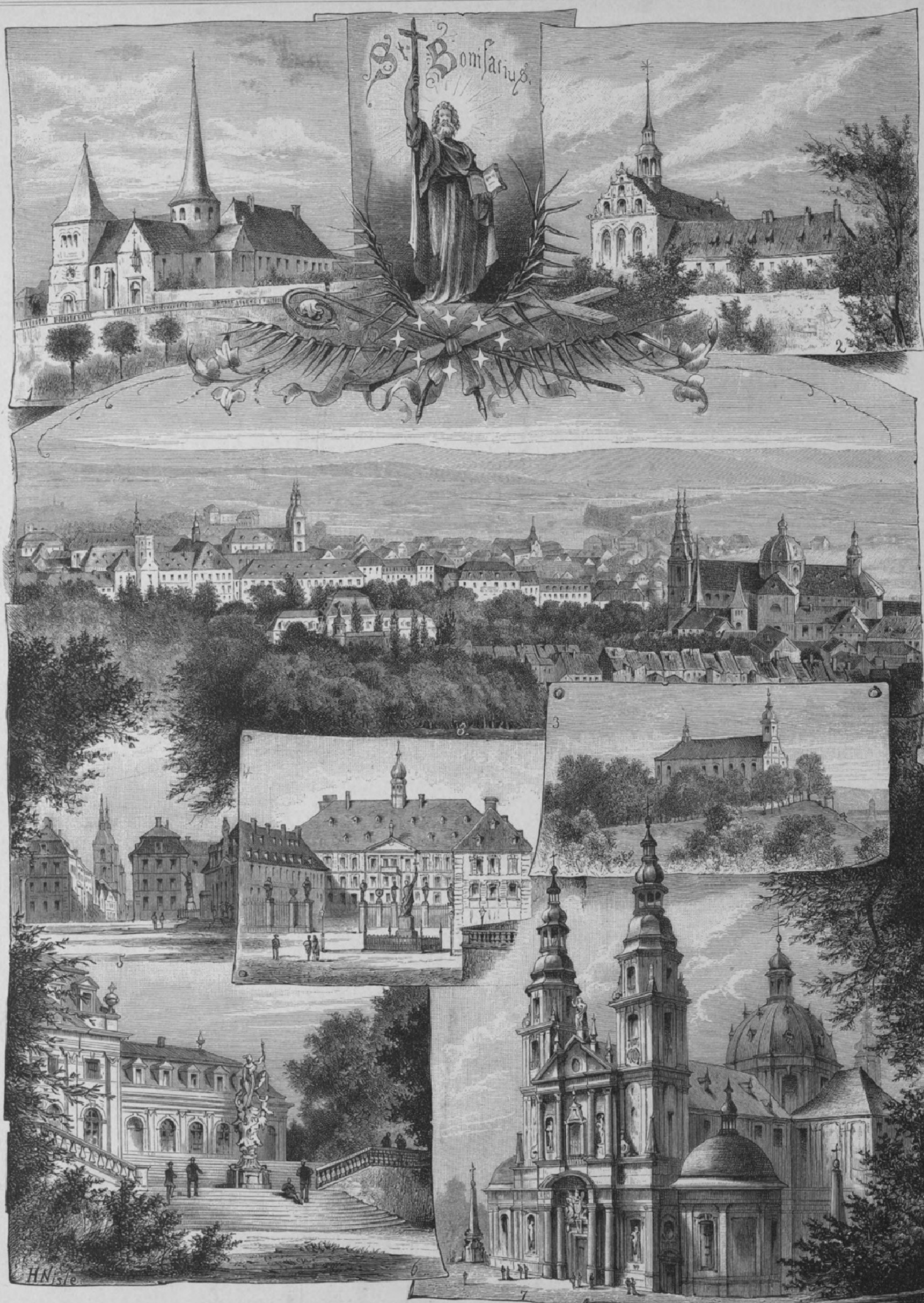
Das ganz eigenartige Achatgewerbe ist dem größeren Publikum so durchaus fremd, daß ich den liebenswürdigen Lesern dieses Blattes, insbesondere der Damenwelt, durch einige, zum Theil auf eigene Anschauungen sich stützende Mittheilungen über dessen Geschichte und Bedeutung einen Dienst zu erweisen glaube.

Der Name Achat gehört streng genommen nicht in die Mineralogie. Diese befaßt sich nur mit der Charakterisirung der einfachen Mineralien, d. h. derjenigen, welche bei ihrer mechanischen Zertheilung in allen ihren Fragmenten wesentlich von derselben Beschaffenheit sind. Achat ist aber ein Gemenge quarzartiger Mineralien, die sich in der Textur, Farbe, Härte und Durchsichtigkeit von einander unterscheiden. Diese Mineralien sind: Chalcedon, Karneol, Chrysopras, Heliotrop, Jaspis, Hornstein, Holzstein, Polypenquarz, Avanturin, Prasem, Katzenauge oder Schillerquarz, Rosenquarz, Amethyst, Rauchtopas, Citrin oder Goldweintopas, Morion, Bergkrystall. Die Hauptmasse bildet der Chalcedon (vom Fuße des Olymp bei Brussa, nicht weit von Chalcedon in Kleinasien, Konstantinopel gegenüber), von schönen, wenn auch getrübten bläulichen, milchweißen bis schwärzlich braunen Farben. Der bläulich gefärbte heißt vorzugsweise Chalcedon. Der Karneol ist beim Durchsehen blutroth, beim Daraufsehen schwarzroth, gelblichroth oder hochbraun. Wechseln die Farben mit weißen horizontal ab, so heißt der Stein Sardonyx. Der Chrysopras hat eine apfelgrüne Farbe von mannigfachen Nüancen. Der Heliotrop ist lauchgrün und an manchen Stellen mit rothen Punkten besät, an anderen mit dicken rothen Flecken durchsetzt. Die erstere Varietät wird Blutstein oder Blutjaspis genannt. Jaspis, ganz undurchsichtig, ist stark gelb, roth oder braun gefärbt und glänzt nur durch Politur. Hornstein hat Aehnlichkeit mit Horn und ist grau, braun, roth, grün oder schwarz. Holzstein heißt in Hornsteinmasse verwandeltes Holz mit Holztextur. Avanturin ist ein gelber, rother oder brauner, mit vielen Glimmerschüppchen erfüllter Quarz. Der lauchgrün gefärbte Prasem heißt im Handel Smaragdmutter, weil man ihn für das Muttergestein des edlen Smaragds hielt. Amethyst ist ein schön violettblauer Rauchtopas, ein rauchgrau oder nelkenbraun gefärbter krystallischer Quarz. Der wasserhelle und in hohem Grade durchsichtige Bergkrystall hat häufig Einschlüsse von Schwefelkies, Gold, Asbest u. s. w. Ist er von Rissen und feinen Sprüngen durchzogen, so daß durch die Brechung der Lichtstrahlen ein herrliches Farbenspiel entsteht, so heißt der Bergkrystall Regenbogenquarz; ganz wasserhell in geschliffenem Zustand böhmischer Diamant.

Bilden nun mehrere dieser Mineralien in Streifen, Flecken und dergleichen eine zusammenhängende Masse, so ist das ein Achat. Diese Benennung wird indeß im gemeinen Leben auch auf die einzelnen Steinarten ausgedehnt. Man begreift demnach die einfachen Chalcedone, Karneole, Heliotrope u. s. w. ebenfalls unter den Achaten; dieß gilt namentlich von der Achatindustrie nach ihrem ganzen Umfange.

Bereits bei den alten Griechen und Römern finden wir den Namen Achat und seine Ableitung. Theophrast (etwa 300 v. Chr.) sagt in seiner Abhandlung von den Steinen, daß der Achat vom Flusse Achates in Sizilien komme (jetzt heißt dieser Fluß Drillo), theuer bezahlt werde und schöne bunte Farben habe. Plinius führt eine ganze Reihe besonderer Achate mit eigenen Beinamen auf, die sich auf die Farbe oder die Zeichnung beziehen und noch heute im Schwunge sind. Moderne Tüftelei hat die Nomenklatur nach recht zufälligen Merkmalen noch bereichert. Man unterscheidet Band-, Kreis-, Augen-, Festungs-, Trümmer-, Ruinen-, Regenbogen-, Korallen-, Moos-, Wolken-, Punkt-, Jasp-, Stern-, Bild-, Landschafts-, Muschel-, Röhren-, endlich Nagelachat.*)

*) Siehe „Die Halbedelsteine aus der Familie der Quarze rc.“ von G. Lange in Idar. Kreuznach 1868. — „Die Achatindustrie“ von Gustav Adolph Nöggerath. Berlin 1877.



1. Die Michaelskirche mit der bischöflichen Wohnung. — 2. Nonnenkirche. — 3. Frauenberg vom Kalvarienberg aus (Nordseite). — 4. Landgräfliches Schloß. — 5. Eingang zur Friedrichsstraße. — 6. Partie aus dem Schloßgarten: „Orangerie“. — 7. Dom. — 8. Totalansicht vom Frauenberg aus.

Fulda. Nach photographischen Aufnahmen von Karl Fischer, im Verlag von G. Nehrkorn in Fulda.



Sonntag auf Santa Lucia in Neapel. Nach einem Gemälde von P. W. Keller-Reutlingen.

Im Alterthum legte man großen Werth auf die durch die Farben der Achate dargestellten Figuren; im vorigen Jahrhundert tauchte bei den Kuriositätensammlern eine Vorliebe für solche Naturspiele wieder auf. Der Phantasie bleibt bei der Auslegung der Achatbilder ein weiter Spielraum. Plinius erzählt, daß man auf Achaten Flüsse, Wälder, Lastthiere, Wagen und dergleichen abgebildet finde und nennt diese Naturspiele Physes. Ein hervorragendes Beispiel war der Achat aus dem Besitze des Pyrrhus, welcher in seinen natürlichen Farben den Apollo mit den neun Musen und ihren Attributen darstellte.

Sehr hoch hielten die Alten den Onyx, einen Bandachat, dessen schön gefärbte weiße, schwarze oder braune Lagen sich scharf von einander abzeichnen. Er wird vielfach von den griechischen Schriftstellern erwähnt. Plinius vergleicht ihn in seinen Farbenzeichnungen mit dem menschlichen Fingernagel. Der griechische Name Onyx gründet sich auf diese Vergleichung. Nach der Mythe hat Amor der schlafenden Venus mit der Spitze eines Pfeiles die Nägel abgeschnitten; diese fielen in den Indus; die Parzen sammelten diese Nägel himmlischer Herkunft, die nicht untergehen durften, und verwandelten sie in Onyx.

Die Art der Bearbeitung war bei den Alten im Ganzen schon dieselbe, welche noch heute gebräuchlich ist. Der Schleifer oder Politor schliff den Rohstein auf Wetzsteinen oder Schleifscheiben aus Sandstein, Kupfer, Blei oder Zinn. Als Schleifpulver diente schon in den urältesten Zeiten pulverisirter Schmirgel. Der Name stammt vom hebräischen Schamir. „Die Sünde ist geschrieben mit Schamirspitzen auf die Tafel ihres Herzens," ist Jeremias 17, 1 zu lesen. Nach der Polirung, in welcher die Alten eine große Meisterschaft bekunden, gelangte der Stein in die Hände des Steinschneiders (scalptor). Da die Siegel frühzeitig die Hohlgravirung nothwendig machten, so ist die Kunst, Figuren vertieft in Stein zu schneiden, weit älter als diejenige, erhabene Figuren auszuschneiden. Jene heißen Intaglien, die letzteren Cameen. Der gemeinschaftliche Name für beide, demnach die Bezeichnung für alle Steine mit gravirten Figuren oder Buchstaben, ist Gemme.

Die bildlichen Darstellungen nahmen die Götter- und Heroenwelt, theatralische Kostüme, festliche Szenen und dergleichen mehr zum Vorwurf. Seit Alexander dem Großen traten die Köpfe und Brustbilder berühmter Männer auf. Sehr häufig sind Darstellungen aus der Thierwelt. In späteren Zeiten waren Gegenstände aus dem Gebiete der Astronomie beliebt. Zu den Intaglien wählte man vorzugsweise die durchsichtigen Steine, weil bei diesen Kunstwerken die Schönheit der Arbeit nur dann recht hervortritt, wenn man sie gegen das Licht hält. Zu den Cameen nahm man gern den Onyx und Sardonyx, indem man die Figur aus der weißen Lage herausarbeitete. Als besonders werthvoll galten die Steine, welche auf dem dunklen Grunde eine weiße, auf dieser noch eine etwas röthliche Lage hatten. Bei dem Sardonyx in der Petersburger Sammlung, auf welchem Ptolemäus I. und seine Gattin Euridice (310 v. Chr.) dargestellt sind, hat der Künstler die dritte röthliche Lage höchst geschickt zum Haarschmuck verarbeitet. Diese mehrschichtigen geschnittenen Steine scheinen selbst einen höheren Werth gehabt zu haben, als die wirklichen Edelsteine, aus denen man Intaglien und Cameen schnitt, wie Bernstein, Topas 2c. So war der Stein in dem berühmten Schicksalsring des Polykrates (522 v. Chr.), den er in's Meer warf, um den Neid der Götter abzuwenden, ein geschnittener Sardonyx, das Kostbarste, was die Insel Samos barg. Kaiser Augustus legte ihn später in einem goldenen Horn auf den Altar der Concordia nieder. Der Stein des Ringes war sehr groß und hatte die Form eines Oblongums. Er enthielt eine mit Zweigen umwundene Lyra, der zur Seite rechts ein Delphin, links ein Stierkopf sich befand.

Bei den Hellenen ist der Achat anscheinend schon zur Zeit des trojanischen Krieges (1190 v. Chr.) als Schmuckstein bekannt gewesen. Bereits im sechsten und siebenten Jahrhundert war es bei ihnen üblich, Ringe mit geschnittenen Steinen zu tragen. Zur Zeit Alexander's des Großen wurde im Orient ein unglaublicher Luxus mit Gemmen getrieben, nicht allein zu Fingerringen, sondern auch zur Verzierung von Kandelabern, Waffen, Trinkgefäßen 2c.

In Italien trug man schon zu den Zeiten des Romulus (753 v. Chr.) Ringe mit geschnittenen Steinen, wie Dionysius von Halikarnassos und Livius berichten. In Rom durften ursprünglich nur Rathsherren und Ritter Siegelringe tragen, Hannibal erkannte die Zahl der bei Cannä (216 v. Chr.) erschlagenen Ritter an den Standeszeichen, den Ringen, von denen er zwei Scheffel voll nach Karthago schickte. Mit dem Siegelring zu beschenken, galt bei den Römern als Zeichen der größten Liebe und Freundschaft. (Vergleiche auch das Evangelium vom verlorenen Sohne.) Um die Zeit des Sulla (85 v. Chr.) beginnt eigentlich erst der Luxus in geschnittenen Steinen. Pompejus erbeutete im Kriege mit Mithridates eine reiche und vortreffliche Gemmensammlung und stellte sie (61 v. Chr.) als Weihgeschenk auf dem Kapitol auf. Der Siegelring des Pompejus, welchen seine Mörder in Aegypten dem Cäsar überreichten, hatte das Bild eines schwerttragenden Löwen. Zur Zeit der ersten Kaiser wurden von den reichen Römern ungeheure Summen auf geschnittene Steine verwendet.

Die jetzigen Museen besitzen eine große Anzahl ausgezeichneter derartiger Kunstwerke. So wird im Berliner Museum ein indischer Karneol von unvergleichlicher Schönheit mit dem Kopfe des Sextus Pompejus aufbewahrt, in dessen charakteristischen Zügen gleichsam das Leben zittert. Auch eine Onyxcamee mit der Darstellung des den Cerberus fesselnden Herkules befindet sich in Berlin.

Ein Kleinod antiker Kunst ist ein größeres Onyxgefäß zu St. Maurice im Kanton Wallis, mit Darstellungen aus der griechischen Heroensage.

Als berühmteste Camee wird die in der k. k. Sammlung zu Wien befindliche, von Kaiser Rudolph II. für 12,000 Dukaten angekaufte gemma Augustea angesehen, — ein wahrscheinlich noch bei Lebzeiten des Augustus geschnittener Sardonyx, in dessen oberem Hauptfelde der Kaiser bei Gelegenheit eines Triumphes seines Sohnes Germanikus verherrlicht ist.

In den Stürmen, welche mit der Völkerwanderung über die Länder des abendländischen Römerreiches hinwegbrausten, ging dort mit dem Verfall der gesammten Kunst auch die Steinschneidekunst zu Grunde. Fortgepflanzt aber wurde sie im oströmischen Reiche in Konstantinopel.

Während des frühesten Mittelalters scheint im Abendland das Steinschneiden unbekannt gewesen zu sein. Man bediente sich zum Siegeln der geschnittenen Steine aus dem Alterthum. Karl der Große siegelte mit einem Steine, der den Jupiter Serapis darstellte. Wahrscheinlich wurde von den Kreuzfahrern die rohe Kunst, Steine zu graviren, nach der Berührung mit Konstantinopel in das Abendland wieder herübergetragen. Erst als nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken die byzantinischen Steinschneider ihre Kunst und ihre Geheimnisse nach Italien flüchteten, blühte auch hier die Steinschneidekunst wieder auf. Gegenwärtig ist sie in Italien ohne alle Bedeutung.

Zu der Zeit, als in Italien die Kunst wieder auflebte, weist auch Deutschland berühmte Steinschneider auf, u. A. Daniel Engelhard in Nürnberg (gest. 1552).

Die Kunst, die Achate zu Schmuckgegenständen zu verarbeiten, hat sich allmälig über die meisten Länder der alten Welt verbreitet. In vielen Hauptstädten Europas, in Katharinenburg am Ural (Gouvernement Perm), in Böhmen, Sachsen, Baden, Schlesien 2c. existiren Etablissements, in denen Achate geschliffen werden. Auch aus China, Japan und Hinterindien hat vor einigen Jahren die preußische Expedition nach Ostasien künstliche Arbeiten aus Achat mitgebracht. Aber unter allen Punkten der Erde, an denen Achate verarbeitet werden, steht von altersher obenan die Gegend am Südabhange des Hundsrücks, um Idar und Oberstein. Hier allein ist durch die günstige natürliche Lage eine eigentlich fabrikmäßige Industrie von namhaftem Umfange aufgeblüht, die jetzt nicht bloß wegen ihrer Einzigkeit, sondern auch wegen der Schönheit und des Werthes ihrer Erzeugnisse eine ehrenvolle Stelle einnimmt. Beide Städte wurden nach Eroberung des linken Rheinufers durch die Franzosen dem Saardepartement einverleibt und zum Arrondissement Birkenfeld geschlagen. Nach der Wiederbefreiung des linken Rheinufers kamen sie an Preußen, und durch Austausch im Jahre 1817 nebst den übrigen Birkenfelder Landestheilen an den Herzog Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg, welcher laut Patent vom 16. April 1817 sämmtliche Besitzungen unter dem Namen eines Fürstenthums Birkenfeld vereinigte.

Oberstein liegt an der preußischen Staatsbahn Bingerbrück-Kreuznach-Birkenfeld-Neunkirchen-Saarbrücken-Metz, und wird von Bingerbrück in anderthalb Stunden erreicht. Die Fahrt führt in kaleidoskopischer Abwechslung eine Reihe der pikantesten Bilder vor Augen. Wir besteigen den Schnellzug 9 Uhr 34 Minuten Vormittags. Noch einen Blick auf den in der Morgensonne glitzernden Rhein, auf die Rebengelände des Niederwaldes, und das dem Laufe der Nahe folgende Schienengeleise trägt uns an dem für alle durstigen Kehlen sympathischen Laubenheim vorüber nach dem heilkräftigen Soolbad Kreuznach. Hinter Münster am Stein verengt sich das Thal plötzlich; in kühnen Formen emporragende Porphyrfelsen treten zu beiden Seiten des Flusses hervor. Einer der mächtigsten Felsen, der fast senkrecht aus der Nahe aufzusteigen scheint, der Rheingrafenstein, trägt die Trümmer einer Burg des früheren Sitzes der Rheingrafen zum Stein; weiter zurück winkt die Ebernburg, die eine Veste des wackern Reformationskämpen Franz von Sickingen war und heute als friedliches Wirthshaus dem Wanderer Erquickung bietet. Kaum hat der folgende Tunnel uns aus seinem Dunkel entlassen, so ist die Szenerie wie mit einem Zauberschlage verändert. Wir befinden uns in einem weiten Thalkessel, wo die Bodenkultur der Ebene wieder in ihr Recht eintritt, und Tabakspflanzungen die Hauptnahrungsquelle für die Bewohner bilden. Zur Linken ladet uns der Disibodenberg zu ruhiger Beschaulichkeit ein. Bei Monzingen verengt sich der Thalkessel wieder; auf den umschließenden Höhen von grauem Sandstein wird ein Wein erzeugt, welcher nach dem Zeugniß des gewiegten Kenners Wilhelm Hamm mit dem Rheinwein wetteifert. Vom Städtchen Kirn ab treten die Felsen zu beiden Seiten des Flusses eng zusammen, und die Nahe wühlt sich fast gewaltsam ihr Bett durch ein Gestein, das in neuester Zeit die Pflastersteine für Paris liefert! Bald führt die Bahn durch dunkle Tunnels, bald über Viadukte, bald keucht der Zug auf in die steile Felswand eingehauenem Wege. Kurz vor Oberstein bietet die Gegend einen so bizarren Anblick, daß er selbst im Fluge dem Gedächtniß unvergeßlich sich einprägt. Eine Felsmasse von der bedeutenden Höhe der ganzen Gebirgswand hat sich einstmals durch fast senkrechte Klüfte losgelöst und ist in das Thal hinabgestürzt. Zum Theil hängt sie über der Landstraße, den Wanderer mit Vernichtung bedrohend. Keine Kunde aus historischer Zeit meldet den Eintritt der Katastrophe. Vermuthlich hatte die vorbeifließende Nahe den Felsen unterwaschen. Jetzt ist der Fluß zurückgedämmt, und noch für viele Jahrhunderte mag das durch die Zeit befestigte Verhalten der abgelösten Felsungethüme gesichert sein. Die Macht der Gewohnheit läßt das scheinbar Gefährliche der Lage vergessen. Eine Obersteiner Metallarbeiterfamilie hat sich ein kleines Häuschen in den fast dreieckigen Höhlenraum eingebaut, welchen ein auf einer Spitze stehendes, niedergefallenes mächtiges Felsenstück bildet. Schlüge dieses riesige Fragment um, so würde das Häuschen mit seinen fleißigen Insaßen platt gedrückt, wie eine Fliege vom zugeschlagenen Buch.

Noch ein Tunnel, und wir steigen im Bahnhofe von Oberstein aus dem Wagen. Der Bahnhof hat eine wundervolle Lage, er gewährt die beste Aussicht auf das malerische Städtchen und die umschließenden Felsen. Zwischen der zu unseren Füßen schäumenden Nahe und der schroffen Felsenwand ist für menschliche Wohnungen so wenig Raum vorhanden, daß die Häuserreihen terrassenförmig in die Höhe steigen. Oben in der pralligen Felsenwand ist eine ziemlich große Kirche in eine Aushöhlung des Felsens so hineingebaut, daß nur ihre Vorderseite mit dem Thurme im Relief aus der großen Grotte hervortritt, der Kirchenraum selbst aber im Berge sich befindet. Eingehauene Stufen, mühsam zu besteigen, führen zu dem merkwürdigen Gotteshaus, das sich wie ein Vogelkäfig ausnimmt, der von dem Gipfel des Berges an einer Schnur auf der kahlen Wand heruntergelassen wurde. Nur ganz ungewöhnliche Umstände können die Wahl einer so seltsamen Baustelle bestimmt haben. Die Sage erzählt, ein Graf von Oberstein habe in grimmer Eifersucht seinen Bruder durch das Burgfenster die Felswand hinabgestürzt, zur Sühnung mit eigener Hand den Felsen ausgehöhlt und selbst die Steine zum Kirchenbau zugetragen.

Dem Bahnhofe gegenüber fließt der Idarbach in die Nahe, ein Gebirgswasser, dessen Wasserkraft vorzugsweise den treibenden Faktor für die ganze Achatindustrie bildet. Wir folgen seinem Laufe und erreichen in etwa 20 Minuten, immer aufwärts steigend auf sauberer Kunststraße, das Städtchen Idar, welches sich mit seinen schmucken Häusern lang gestreckt nach dem Steinkaulenberge hinzieht. Letzterer war in früherer Zeit der Hauptfundort für die Achate.

Oberstein und Idar mit zusammen 7400 Einwohnern sind der Hauptsitz der Achatindustrie, und diese beiden Orte stellen das größte Kontingent zu den Arbeitern. Außerdem sind aber noch viele zu dem Fürstenthum gehörende und einige benachbarte preußische Dörfer und Gemeinden mit der Fabrikation beschäftigt.

Das schwarze, bräunliche und graue Gestein, welches die Berge der Gegend bildet, besteht wesentlich aus einem feinkörnigen Gemenge einer Feldspathart mit Augit und Hornblende und titanhaltigem Magneteisenstein. In den Felsen dieses Gesteins, das die geologische Wissenschaft Melaphyr (schwarzen Porphyr) nennt, lagern die Achate in sehr unregelmäßiger Verbreitung, ganz vorzüglich an solchen Stellen, wo dasselbe mehr oder weniger in einem verwitterten, aufgelösten Zustande sich befindet.

Die Achate treten entweder als kugelförmige, ellipsoidische, mandel- und birnförmige Körper auf — die Geologie unterscheidet sie gleichmäßig als Mandeln — oder sie erfüllen die Spalten des Melaphyrs. Die Mandeln sind von verschiedener Größe, von derjenigen einer Hasel- oder Wallnuß bis zu dem Durchmesser von einem Meter und mehr. Sie enthalten die werthvollsten Achate, die aus schönfarbigem gebändertem und gestreiftem Stein bestehen, während die Ausfüllungen der Spalten meist einfarbige und undurchsichtige von geringerem Werthe liefern.

Nicht selten werden krystallinische Säulen in Drusen gefunden. Druse ist die Bezeichnung für Hohlräume in Gesteinen, deren Wände mit krystallisirten Mineralien bedeckt sind. Ich besitze eine Anzahl von Feldspathdrusen, in denen prächtige Jaspis- und Amethystkrystalle sich gruppiren. Einige dieser Drusen lassen sich nach Gestalt und Größe am besten mit den bekannten behördlichen Bindfadenrollen vergleichen. Sie bestehen wie diese aus zwei Hälften, welche aufeinander gestülpt genau zusammenpassen.

(Schluß folgt.)

Santa Lucia.

(Hiezu das Bild S. 1001.)

Santa Lucia ist eine jener Straßen von Neapel, welche meilenlang in einem weiten Bogen sich längs dem Golf unmittelbar am Strande hinziehen und zusammen eine Art „Chiaja", „Molo" oder „Lange Linie" bilden, wo die Fahrzeuge anlegen können und wo Industrie und Müßiggang zusammen das reichste, bewegteste und bunteste Volksleben bilden. Von diesem weiten Bogen nimmt Santa Lucia indeß nur einen geringen Theil ein, nämlich die Straße zwischen dem Castell dell' Uovo und der nautischen Akademie. Der Golf breitet sich gerade vor uns aus mit dem finstern Vesuv im Hintergrunde und der lächelnden Küste bis Sorrent. Die Straße besteht aus einer fast ununterbrochenen Reihe ansehnlicher Bauten, palazzi nach neapolitanischem Begriffe, die entweder zu Albergos und Locandas eingerichtet sind, wo der Reisende Alles findet, was er bedarf, oder wo er bloß für kürzere oder längere Zeit ein Zimmer miethet. Vor unseren Fenstern entfaltet sich vom frühen Morgen bis zum späten Abend ein rühriges Leben. Die Buden werden aufgeschlossen, Tische, Bänke und Feuerpfannen herausgeschleppt auf ihren gewöhnlichen Platz, Früchte und Viktualien für den Verkauf ausgelegt. Boote mit und ohne Segel laufen von der Chiaja aus, und Sonnenzelte aller Art werden zum Schutz gegen das strahlenglühende Gestirn aufgespannt. Eine lange Reihe solcher schaut gegen das Meer hinaus, und hier sind sie am nothwendigsten, denn hier werden die frutti di mare (Seefische, Muscheln) in ihren wunderlichen Gestalten zum Verkaufe ausgeboten. Auf der andern Seite längs der Häuserreihe und außerhalb der Buden befinden sich die übrigen freien und zum großen Theil extemporirten Etablissements, wo Hunderte von Genüssen für einige Grani feilgeboten werden. Die Eccellenza sucht jene, der Lazzarone diese Erfrischungsstätte, während Andere den Kirchen und Cafés zueilen. Alles wird außerhalb des Hauses gesucht und genossen. Die ganze Straße mit ihren Zelten und Buden bildet eine Stadt, eine Welt für sich, in die sich der Fremde anfangs nur schüchtern hineinwagt. Wie anders die Physiognomie am Sonntag, wo Alles ruht und sich dem dolce far niente hingibt, für das der Neapolitaner so ganz besonders geartet ist. In wie viel tausend Arten man dieß treiben kann, das zeigt uns ein Blick von unserem Fenster.

Auf dem Heumarkt in St. Petersburg.

(Hiezu das Bild S. 1005.)

Der Heumarkt in St. Petersburg, dieser oft beschriebene Hauptviktualienplatz der nordischen Kaiserstadt, bietet zu jeder Zeit des Interessanten die Fülle. Wer hätte nicht schon einmal gelesen, gehört von den steifgefrorenen, in Reihen aufgestellten Schweinen, Ferkeln, dem Wild, den gefrorenen Fischen, die zur Winterszeit hier der Käufer harren. Für das Ausland ist Petersburg, ist Rußland ja nur zu dieser Zeit in seinem Normalkleide; ein nicht minder interessantes, jedenfalls farbenreicheres Leben bringt der kurze heiße Sommer dieser Stätte des Feilschens. In unverfälschter Natürlichkeit entwickelt sich da der echte Typus russischen Volkslebens. Im Winter der Stapelplatz massenhafter in den Schnee gebetteter gefrorener Fische, hat sich der Markt jetzt in eine Fruchthalle mit allen er-

denklichen, aus allen Zonen kommenden Obstsorten verwandelt. Allerlei Beerenobst, zumal jene großen Erdbeeren, die Petersburgs Umgebung in unglaublichen Quantitäten produzirt, Aepfel, Birnen, Trauben, Melonen und Arbusen (Wassermelonen), die um 30 bis 50 Kopeken das Stück reißend abgehen. All' das findet seine Käufer, vom reichen Kaufmann bis zum Muschik herab, der für 2 Kopeken sich ein Stück von einer Arbuse erhandelt. In die als angenehme Zugabe hier zu Land üblichen Holzkörbchen wohl verpackt (der Russe pflegt mit seinem Verpackungsmaterial, mit Papier, Körben, Schnüren und dergleichen nie zu geizen), läßt sich das Erworbene ziemlich ungefährdet durch das Gewühl bringen. Wir sehen auf dem Bilde die sommerlich gekleidete Amme mit ihren Perlenketten und dem perlengestickten Koltschnik (Kopfputz), der, je nach dem Kinde, für Knaben blau, für Mädchen roth ist; neben ihr den Handwerker im Ausgehrock mit dem unter der Weste hervorkommenden rothen Hemde und der unvermeidlichen Harmonika, die Häringshändlerin, den Metzger, den uniformirten Gymnasisten, den Soldaten, Tataren, kurz all' das ewig wechselnde Marktpublikum, wie es anpreist, handelt, kauft und drängt.

Unter griechischen Räubern.

Von

P. von Melingo.

(Nachdruck verboten.)

I.

Bei meinem Aufenthalte in Griechenland, von welchem ich schon Gelegenheit hatte an dieser Stelle zu sprechen, war ich in Athen nicht in einem der dortigen großen, ganz und gar mit dem Luxus und dem Comfort der Großstädte eingerichteten Hotels abgestiegen, sondern hatte mir von einem mit den Verhältnissen vertrauten Freunde ein Hotel zweiten Ranges rekommandiren lassen, welches in der Art und Weise, in der es geführt wurde, und in der Gesellschaft, die sich dort einfand, noch den wahren griechischen Typus zeigte. Ich wollte den reisenden Engländern und dem europäischen Filet aux Pommes entgehen, statt dessen mit wirklichen Griechen zusammenkommen und dadurch Sitten und Gebräuche, Ansichten und Gefühle des Volkes näher kennen lernen. Mein Freund hatte mir das Hotel d'Athène empfohlen, und ich konnte für diesen Rath nur dankbar sein, denn dasselbe bietet die nothwendige Bequemlichkeit, ohne das eigenthümliche Gepräge der orientalischen Gasthöfe abgestreift zu haben. Basili, der Wirth, dessen Familiennamen ich nie erfahren konnte, obwohl ich Jahr und Tag bei ihm gewohnt habe, war ein echter Grieche. Höflich und dienstwillig, dabei seinen Vortheil recht gut im Auge habend, hat er es verstanden, sich die Klientel jener Griechen der besseren Klassen zu erwerben, denen die modernen europäischen Sitten noch nicht konveniren und die gerne selbst auf der Reise noch an ihre patriarchalischen Einrichtungen erinnert sind, und versammelt außerdem in seinem großen Speisesaal eine Gesellschaft, welche den Fremden, den Lust oder Beruf zum Beobachten und zum Studiren des bereisten Landes veranlassen und dem es nicht genügt, die im Bädeker, Joanne oder Murray mit * bezeichneten Sehenswürdigkeiten besucht zu haben, auf's Höchste interessiren und anregen wird. Offiziere der See- und der Landarmee, Professoren der Athener Universität, Beamte aus den verschiedenen Ministerien, einige Großindustrielle, griechische und fremde Journalisten — unter Ersteren als Wortführer der für ausländische Zeitungsmenschen so überaus liebenswürdige Redakteur en chef der „Nea Ephimeris", Jean Kamburoglos — finden sich hier namentlich zur Zeit des zweiten Frühstücks ein, und was es Interessantes in Griechenland und im Auslande gibt, wird da zwischen 12 und 2 Uhr, natürlicherweise immer unter Wahrung des national-griechischen Standpunktes, aber mit viel Geist und mit vollständiger, durch langjährigen Aufenthalt im Auslande erworbener Sachkenntniß besprochen.

Unter den Speisegästen, welche, in Athen fremd, nothgedrungen an dem allgemeinen, von Tisch zu Tisch geführten Gespräche keinen Antheil nahmen, fiel mir gegen Ende des Monats Januar 1881 eines Tages ein mittelgroßer, stämmiger Mann von vielleicht 32 Jahren durch den Ausdruck tiefen Leidens, der auf seinem aufgeweckten, von einem tiefschwarzen Barte umrahmten Gesichte lag, auf. Mein Interesse für ihn wurde dadurch noch erhöht, daß er den rechten Arm in der Binde trug, während doch die Einfachheit und Bescheidenheit seines ganzen Auftretens zeigten, daß der Mann, den ich nicht gerade für einen Arbeiter hielt, wohl seines rechten Armes zur Fristung seines Lebens kaum entbehren könne. Niemand an unserem Tische kannte ihn, und auch Freund Basili, den ich befrug, antwortete mir, indem er sich aus der nach griechischer Sitte zum allgemeinen Gebrauch aufgestellten riesigen Tabaksbüchse in rascher Benützung der ruhigen Minute eine Cigarrette drehte, nur kurz: „Du bist ein Zeitungsschreiber, Herr Melingo, und kennst Den nicht! Das ist der Herr K...., der frühere Verwalter auf dem Gute des Engländers Jonston, der so lange von den Räubern festgehalten worden ist; ich habe keine Zeit, Dir das Alles zu erzählen, denn sie bringen gerade ein Faß Wein, welches mir mein Vetter Jani aus Korinth geschickt hat, frage aber den Herrn Kamburoglos, der wird Dir die Sache genau erzählen können, denn er kennt den Herrn K.... sehr gut." — Ich muß gestehen, daß mir, obwohl oder vielleicht eben weil ich Journalist bin, das Gefühl der Neugierde im Allgemeinen fremd ist, dießmal aber war selbst ich begierig geworden, Näheres zu erfahren, und so beschloß ich denn, da Kamburoglos zufällig weder zum Frühstück noch zum Diner gekommen war, ihn Abends in der Redaktion aufzusuchen, um mir dort unter Ausschlürfung zahlloser Tassen des köstlichen orientalischen Kaffees und Darbringung reichlicher Rauchopfer von ihm das Abenteuer des Verwalters K.... erzählen zu lassen.

Nach Allem, was mir über das Räuberunwesen in Griechenland bekannt war, war meine Neugierde, einmal Näheres über diese Ritter vom Kreuzwege zu hören, sehr begreiflich. Das Treiben der Räuber hatte Ende der sechziger und Anfangs der siebenziger Jahre Dimensionen angenommen, welche geradezu staatsgefährlich geworden waren, da sich einerseits die politischen Parteien im Lande selbst ihrer bedienten, um unter deren Deckmantel gefürchtete Gegner, wenn nicht ganz aus dem Wege zu schaffen, so doch auf eine gute Weile durch Gefangenschaft und Forderung eines Lösegeldes, dessen Beschaffung in Folge seiner Höhe der Familie des Entführten große Schwierigkeiten machte und häufig den Betroffenen materiell total ruinirte, unschädlich zu machen; andererseits die allgemeine Sicherheit so gänzlich zur Illusion geworden war, daß Handel und Verkehr darunter empfindlich litten, obendrein die fremden Regierungen, denen es ja damals stets sehr willkommen war, wenn sie dem kleinen Königreich etwas am Zeuge flicken konnten, sehr häufig Ursache zu Reklamationen über an ihren Nationalen verübte Raubanfälle hatten und außerdem noch der Türkei Vorwand zu beständigen Klagen bei den durch die Unterstützung, welche Griechenland dem kretensischen Aufstande angedeihen ließ, ohnedieß sehr unzufriedenen Schutzmächten gab. Als der vor ungefähr anderthalb Jahren verstorbene Zaïmis mit der Unterzeichnung der Beschlüsse der Pariser Konferenz dem kretensischen Abenteuer ein Ende gemacht hatte, wendete er natürlich auch der Ordnung der inneren Zustände Griechenlands seine Aufmerksamkeit zu, es bedurfte aber dennoch eines außerordentlichen Ereignisses wie jenes, welches sich am 11. April 1870 auf dem Schlachtfelde von Marathon zutrug, um zu nachdrücklichem Einschreiten gegen das Räubergesindel zu führen. Eine aus Engländern und Italienern bestehende Gesellschaft hatte das kaum eine Tagereise von Athen entfernte Schlachtfeld besucht und war dort von einer großen und wohlorganisirten Räuberbande überfallen und in's Gebirge geschleppt worden. Von da sendeten die Strolche einen der Gefangenen nach Athen, um der Regierung und den Gesandten Englands und Italiens die Bedingungen ihrer Freilassung mitzutheilen. Diese Bedingungen waren: Ein Lösegeld von einer Million Drachmen (ungefähr 750,000 Mark) und gänzliche Amnestie. Das Lösegeld wurde sofort bewilligt; die Amnestie aber konnte Zaïmis nicht geben, wollte er nicht das Ansehen der Regierung gänzlich zu Grunde richten. Die beiden Gesandten und ihre Regierungen boten Alles auf, um das griechische Ministerium zu einer wenigstens scheinbaren Nachgiebigkeit zu bewegen; Zaïmis aber blieb fest und wies, wenn auch, wie er mir, kurz bevor ich Herrn K.... im Hotel gesehen hatte, bei einem Gespräche über die Affäre von Marathon versichert hatte, mit blutendem Herzen, denn er wußte, daß er das Todesurtheil so vieler Unschuldiger ausspreche, das Ansinnen einer Amnestie entschieden ab. Die zur Befreiung der Gefangenen ausgesendeten Truppen brachten, wie es ja nicht anders zu erwarten war, nur die verstümmelten Leichen derselben zurück, hatten aber wenigstens die Mehrzahl der Banditen festnehmen können. Die eingeleitete Untersuchung kompromittirte Personen der höheren Stände, unter anderen einen reichen englischen Gutsbesitzer, was freilich noch heute von den Engländern entschieden geleugnet wird, auf's Aeußerste und endete mit zahlreichen Verurtheilungen und Hinrichtungen.

In Folge dieses Ereignisses ergriff die Regierung auch in den anderen Provinzen die energischsten Maßregeln, und Zaïmis hatte mir bei der bereits erwähnten Unterredung, welche ich kurz vor seinem Tode mit ihm hatte, versichert, daß nach der von ihm und seinen Nachfolgern nachdrücklich durchgeführten Reinigung sich das Land vollständiger Sicherheit erfreue. Ich hatte dieser Versicherung niemals vollen Glauben schenken können, da gerade im Winter 1880/81 aus den nördlichen Provinzen Griechenlands fortwährende Klagen über abermaliges Umsichgreifen der Räuberwirthschaft in Athen einliefen, und fand nun meine Zweifel vollständig begründet, da der Gutsverwalter K.... ja an seiner Person Spuren der Thätigkeit der Herren Banditen trug, welche allerdings häufig nicht Griechen, sondern aus den benachbarten türkischen Provinzen herübergekommene Albanesen und sonstiges Gelichter sind, Spuren, welche man doch nicht gut als phantastische Uebertreibungen bezeichnen konnte.

Nach dem Gesagten wird es nicht überraschen, daß ich recht ärgerlich war, als mir Abends der Redaktionsdiener der „Nea Ephimeris" sagte, Herr Kamburoglos sei mit zwei Fremden nach Hause, das heißt in's Hotel d'Athène gegangen und werde erst morgen wiederkommen. Da ich Kamburoglos nicht stören wollte, gab ich es bereits auf, noch an diesem Abende die Geschichte von K....'s Abenteuer zu hören, als ich auf der Treppe des Hotels K.... selbst begegnete, der sich direkt nach der Wohnung Kamburoglos' begab. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich ihm folgte. Die Fremden, von denen mir der Redaktionsdiener etwas erzählt hatte, waren ein paar intime Freunde von uns, die gekommen waren, um K...., den sie seit Langem kannten, wiederzusehen, ich konnte also nach geschehener Vorstellung diesen selbst bitten, mir seine Erlebnisse zu erzählen. K.... war gerne bereit, und ich gebe hier seine Erzählung wieder, ohne ein Wort daran zu ändern.

„Ich war," hub er an, „wie Sie wissen, bis zu dem Tage, an welchem mich die Räuber festnahmen, Gutsverwalter bei dem Engländer Jonston, der, obwohl er auf seinem über zwei Tagreisen von Lamia entfernten, in der Nähe eines großen Dorfes gelegenen Gute, dank meiner Bemühungen, ich darf es, ohne unbescheiden zu sein, sagen, glänzende Resultate erzielte und auch sonst ein reicher Mann ist, sich bei dem Unglücksfalle, der mich betroffen, wie Sie im Verlaufe meiner Erzählung sehen werden, wirklich schmachvoll benommen hat. In dieser Eigenschaft war ich Ende November eines Tages nach Lamia gekommen, theils um Einkäufe für die anbrechende Wintersaison zu machen, theils um von den dortigen Geschäftshäusern im Ganzen recht erhebliche Summen einzukassiren. Ich sollte in der Stadt mit Mister Jonston zusammentreffen und dann gemeinschaftlich mit ihm und den Dienern, von denen begleitet er auf dem Seewege von Athen, wohin ihn Geschäfte gerufen hatten, zurückkehren wollte, die Rückreise nach dem Gute antreten. Zwei Tage hatten mir genügt, um meine Geschäfte zu erledigen, und es war mir aus vielfachen Gründen sehr unangenehm, daß widrige Winde das rechtzeitige Eintreffen meines Gutsherrn verhinderten. Der Hauptgrund war der, daß meine Ankunft und die Zwecke, welche ich verfolgte, nicht verborgen geblieben waren und daß es unter den fünftausend Einwohnern des schmutzigen Nestes kaum Einen gab, der nicht bis auf Heller und Pfennig gewußt hätte, wie viel ich von Koutzalki, dem Getraidehändler, einkassirt hatte, wie viel von Mavrojani, dem Tabakhändler, wie viel von Papadopulos, dem Weinhändler. Es ist dieß ja auch begreiflich, denn einerseits bieten die Kauf- und Verkaufspreise so großer Gutsbesitzer wie Jonston den Maßstab zur Bestimmung der Preise des lokalen Kleinhandels, andererseits sind die Leute in der unfreundlichen, halb in Ruinen liegenden Stadt, trotzdem sie leider noch immer Grenzort gegen das Gebiet ist, welches uns die Türken gegen göttliches und menschliches Recht vorenthalten, so wenig mit der Außenwelt in Berührung, daß das Erscheinen eines Fremden stets ein Haupt- und Staatsereigniß ist, welches in den hier wie nirgends fehlenden Kaffeehäusern unerschöpflichen Stoff zu Gesprächen gibt.

„Endlich traf mein Gutsherr ein. Da aber erhob sich eine unerwartete Schwierigkeit, die für mich verhängnißvoll werden sollte. Wir mußten, wie ich Ihnen schon gesagt habe, da die Straßen im Innern für schwer beladene Wagen durchaus unfahrbar sind, uns entschließen, den Seeweg zu wählen, machten aber, als die sämmtlichen in Lamia gekauften Vorräthe und Geräthe an die Küste geschafft worden waren, die Entdeckung, daß unser Fahrzeug unmöglich die ganze Fracht, die sämmtlichen Personen und noch obendrein das Pferd, auf welchem ich nach Lamia gekommen war, aufnehmen könne. Ich erbot mich denn, nach dem Gute zurückzukehren, wie ich gekommen war: zu Pferde, übergab Mister Jonston die einkassirten Gelder, welche ich bisher noch bei mir getragen hatte, worüber er mir, da er die Manie hat, für einen Griechen gelten zu wollen, in griechischer Sprache eine Empfangsbestätigung ausstellte, bestieg mein Pferd und trat wohlgemuth den Heimritt an. Der erste Tag ging ruhig vorüber. Ich hatte in einem am Wege gelegenen Bauernhause, wo ich, selbstverständlich unentgeltlich, die freundlichste Aufnahme gefunden, übernachtet, und auch der zweite Tag meiner Reise schien nichts Besonderes bringen zu sollen. Etwas spät von dem gastlichen Bauernhofe aufgebrochen, hatte ich den Ritt forciren wollen, war aber doch gegen vier Uhr Nachmittags gezwungen, meinem Thiere und mir etwas Nahrung und Ruhe zu gönnen. Gegen sechs Uhr ritt ich wieder weiter. Sie wissen, wie kurz bei uns der Uebergang vom Tage zur Nacht ist. Ich war dadurch, daß man mir in Lamia allseitig gesagt hatte, es herrsche die vollständigste Sicherheit, sowie dadurch, daß ich weder am Hinritte, noch auf der bisher zurückgelegten Strecke des Rückweges das geringste Verdächtige bemerkt hatte, eingelullt worden und war, statt, wie es die Vorsicht trotz Allem geboten hätte, scharf auszuspähen und den Revolver schußbereit in der Hand zu halten, im Halbschlafe weiter geritten, als ich an einer Biegung des Weges plötzlich angerufen und mein Pferd zum Stehen gebracht wurde. Ich sah fünf bis an die Zähne bewaffnete Palikaren vor mir stehen, welche — eine Reflexion, die ich allerdings erst später machte — scharf beleuchtet von dem hinter dem Othrysgebirge hervorkommenden Monde, von oben bis unten von ihrer schafwollenen Kapa*) eingehüllt, wirklich ein malerisches Bild gewährten. Meine erste Bewegung war nach der Tasche, um den Revolver herauszureißen und mich zu vertheidigen. Ein paar wohlgezielte Schüsse, die mich und mein Pferd in den Sand rollen machten, ließen mich meine Bewegung aber sofort bereuen und bewiesen mir, was ich übrigens hätte von selbst wissen können, daß nämlich Einer gegen Fünf, namentlich wenn er die Waffe erst aus der Tasche hervorholen muß, sich doch nicht wehren könne. Mein Pferd, ein famoses Thier aus dem Stalle des Mister Jonston, war, durch die Brust geschossen, auf der Stelle todt geblieben, mir selbst war der rechte Arm oberhalb des Ellenbogens zerschossen worden, eine Wunde, an der ich, wie Sie sehen, noch heute leide und deren Folgen wohl zeitlebens nicht gänzlich werden behoben werden können. Als ich wieder zum Bewußtsein kam, sah ich die Banditen um mich beschäftigt, mir den Arm, so gut es ging, zu verbinden, und dann begann, nachdem sie mich noch mit einem Schluck Raki**) gestärkt hatten, ein sehr summarisches Verfahren.

„‚Du bist,' sagte Derjenige, der ihr Führer zu sein schien, ein riesiger, wettergebräunter Kerl mit einem Gesichte, aus welchem die letzte Spur von Fleisch längst verschwunden war, einem langen, auf die Brust herabhängenden Schnurrbarte und einem Paar diabolischer, über die kühn geschwungene Nase scharf hervorblickender Augen, ‚der Verwalter des verfluchten Engländers da drüben. Wir wollten Dir kein Leid anthun, und wärest Du nicht dumm genug gewesen, auf uns schießen zu wollen, wir hätten Dir kein Haar gekrümmt. Gib uns das Geld, welches Du Deinem Herrn nach Hause bringst, und dann zieh' in Frieden.'

„Meiner Versicherung, ich habe das Geld bereits abgeliefert, wurde natürlich kein Glaube geschenkt, und ich wurde durchsucht, was freilich auch nichts Anderes zu Tage förderte als einige unwesentliche Papiere und den auf einunddreißigtausend Drachmen lautenden Empfangsschein Jonston's. Nachdem einer der Palikaren nicht ohne große Mühe den Zettel buchstabirt hatte, beriethen sie sich einen Moment, dann kam der Hauptmann der Bande auf mich zu.

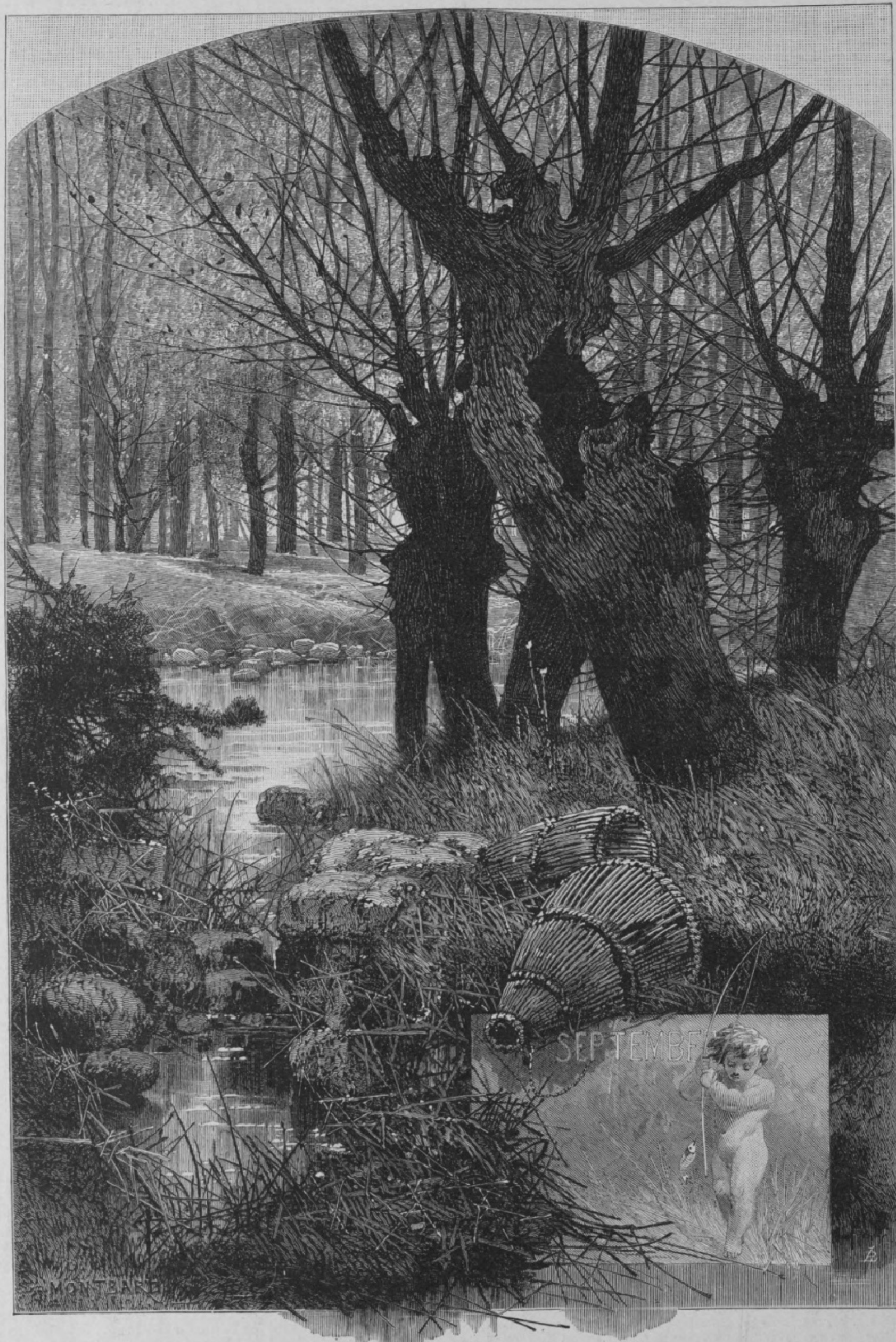
„‚Herr,' sagte er mir, ‚es thut uns leid um Dich, denn Du bist verwundet und wir können Dich jetzt nicht pflegen, aber Du mußt mit uns in die Berge. Sobald Du Deinen Arm wirst gebrauchen können, wirst Du dem Engländer schreiben, daß wir dreißigtausend Drachmen Lösegeld für Dich verlangen. Bekommen wir sie, so bist Du frei, verweigert man sie oder werden wir verfolgt, so schießen wir Dich nieder.'

„Da gab's keine Widerrede, und so trat ich denn den Marsch nach den Bergen an, umringt und scharf bewacht von den fünf Halunken."

---

*) Die Kapa ist ein aus Schafwolle gewebter Pelz, der nach innen das lange Naturhaar hat und in ganz Griechenland die Winterbekleidung des Bauern bildet.

**) Raki ist ein im ganzen Oriente verbreiteter Branntwein, der aus den nach dem Keltern übrig bleibenden Resten der Weintrauben erzeugt wird.



Die Monate. Nach Zeichnungen von Montbard. XII. September.



Auf dem Heumarkt in St. Petersburg. Nach einem Gemälde von A. Baldinger.

Die Jüngste.

Erzählung

von

Hans Wachenhusen.

(Schluß.)

XVI.



Die Kurgesellschaft in Lichtenheim hatte während der seitdem verflossenen drei Tage sich viel zu erzählen gehabt von der interessanten Fremden, die jetzt gezwungen ihr Inkognito abgelegt und mit den Ihrigen, die sie damals schon erwartet, im Schweizer in stiller Zurückgezogenheit lebte. Man wußte von ihr, daß sie eine Baronin von Rautendorf, daß sie unglücklich vermählt, von ihrem leichtsinnigen Gatten nach Amerika hinübergeschleppt worden und dort getrennt von ihm gelebt habe. Man wußte ferner, daß sie nach Europa zurückgekehrt, um eine Erbschaftssumme in Empfang zu nehmen und — hier widersprachen sich die Gerüchte; die Kühnheit derselben machte selbst die Räthin Geyer, die Wortführerin der ganzen Gesellschaft, stutzig.

Zwei Tage schon hatte diese Dame das Hotel zum Schweizer zu ihrem Hauptquartier gemacht, sie trank doppelte Portionen Milch, um recht lange im Garten des Hotels verweilen zu können, sie kam Morgens, Mittags und Abends, um die Bekanntschaft der interessanten jungen Frau zu suchen, aber diese war nicht zu erwischen, und selbst Höfer vernachlässigte eines Unwohlseins halber seine Patienten, selbst er blieb aus, der bei der Gerichtsverhandlung zugegen gewesen und die sicherste Auskunft hätte geben können.

Am vierten Tage sah man ein elegantes Gig, das einem der Lohnkutscher der Kreisstadt gehörte, geführt von einem schwarzbärtigen, recht ausländisch erscheinenden Herrn in modernster Sommerkleidung mit stahlgrauen Handschuhen, einen Diener hinter sich, durch die einzige Hauptstraße jagen, vor der „Post", dem einzigen Wirthshaus der untern Stadt, dicht neben der Wohnung der geschwätzigen Räthin, anhalten und dort eintreten, um ein Frühstück zu begehren.

Die Letztere wußte Alles, was dort vorging, sie erfuhr also auch sofort, daß der fremde Herr den Diener in das Postbureau gesandt und hatte fragen lassen, ob kein Brief an den Baron von Rautendorf dort lagere.

Die Räthin erfuhr sofort den Namen und setzte sich auf ihre Vortreppe, um den Herrn zu beobachten, der unter der Marquise sein Frühstück nahm.

Dieser elegante, jedenfalls interessante junge Mann war also der Baron Rautendorf, von dem man behauptete ... O, es war unglaublich! Was Alles hatte das Gerücht diesem Herrn nachgesagt! ... Die Räthin nahm für ihn Partei, weil es ihr noch nicht gestattet gewesen, die unglückliche Gattin dieses Mannes kennen zu lernen.

Sie eilte in die Nachbarschaft, um zu erzählen, der Baron Rautendorf, ein schöner, eleganter Herr, sei in der Post und frühstücke dort. Nach ihrer Schilderung gab's keinen interessanteren Mann als diesen, und sinnlos war's, Gerüchte über ihn aufzubringen, wie die kursirenden.

Inzwischen saß Edith an diesem Morgen zu einer Stunde, in welcher keine Gäste zu erwarten waren, zum ersten Mal im Garten des Schweizer. Jene Gerichtsszene hatte sie darniedergeworfen; ganzer Tage hatte sie bedurft, um den Eindruck zu überwinden.

Daniela hatte an ihrem Lager gesessen; sie hatte nicht gewagt, Höfer rufen zu lassen, auch nicht gehofft, daß er kommen werde, wenn sie ihn rufe. Melchior hatte ihn inzwischen aus freundschaftlichem Antriebe aufgesucht, aber man hatte ihm gesagt, der Doktor sei unwohl und empfange Niemanden.

Zum ersten Mal auch hatte Edith an diesem Morgen sich mit Daniela auf ein längeres Gespräch eingelassen, aber vergeblich hatte die Letztere das alte schwesterliche Verhältniß wiederherzustellen versucht. Edith war schweigsam und unzugänglich geblieben.

„Laß mich wieder zurückkehren in die neue Heimat, die ich mir drüben geschaffen; sie ist zwar recht kalt und bietet mir nichts als die nothdürftigste Existenz, aber ich glaube, ich werde sie liebgewinnen können!" So hatte sie geantwortet, als Daniela in sie drang, bei ihr zu bleiben. „Was ich mir drüben erworben, eine unabhängige, ehrenvolle Stellung, würde mir hier eine Demüthigung vor der Gesellschaft sein und zudem ..."

Sie schwieg. Eine Vorstellung, die ihr Furcht einjagte, ließ sie die Augen schließen. Sie legte die Stirn in die Hand.

„Drüben bin ich die Mistreß Rautendorf, deren Unterricht man sucht; hier würde ich die verarmte Baronin sein, der seine Kinder anzuvertrauen man Anstand nehmen könnte, und ich möchte mich doch nicht neuen Kränkungen aussetzen."

Daniela hatte ihr vergeblich vorgestellt, daß sie an ihrer Schwester Seite das sorgloseste Leben führen könne, den Gedanken aber hatte Edith mit Entschiedenheit von sich gewiesen.

„Ich finde eine Genugthuung darin, Sorge um meine Existenz zu haben, denn ich habe sie verdient." Damit hatte Edith abgebrochen und war in den Garten hinabgestiegen, um die frische Morgenluft zu genießen.

Der Garten war leer; sie hatte das Bedürfniß, allein zu sein, und fast regungslos hinausstarrend auf den grünen, vom Wald umschlossenen Wiesenplan, saß sie da, lange, lange ... bis plötzlich feste Tritte auf dem Gartenkies ganz in ihrer Nähe sie störten und zurückschauen ließen.

Kein Zug in ihrem von innerem Leiden bleichen Antlitz regte sich, als sie in das Antlitz eines Mannes blickte, das vor wenigen Tagen in der Gerichtsstube sie noch mit Abscheu erfüllt. Sie hatte sich bereits an den Gedanken gewöhnt, daß Rautendorf in ihrer Nähe war, und eben die Vorstellung, in den nächsten Tagen schon wieder den Ozean zwischen sich und ihn zu legen, hatte sie darüber beruhigt.

Rautendorf, der eben von der Post heraufgestiegen, trat mit überlegenem Lächeln an sie heran und nahm unaufgefordert den Gartenstuhl ihr gegenüber. Edith wollte sich erheben; er legte fest und gebietend die Hand auf ihren Arm.

„Ich bitte!" rief er halblaut. „Es ist mir lieb, Dich allein zu finden. Du begreifst, daß wir Manches zu besprechen haben. Ich suchte Dich!"

Edith gehorchte mit einem furchtsamen Blick auf die Fenster des Hotels. Ernst und entschlossen wies ihn ein zweiter Blick zurück.

„Da der Zufall uns Beide hier in Deutschland wieder zusammengeführt, dürfte es für uns gerathen sein, uns hier wieder zu situiren. Ich möchte Deine Wünsche hierüber hören."

Edith maß ihn mit offener Verachtung.

„Es gibt nichts, was uns wieder zusammenzuführen im Stande wäre! Unsere Wege werden nie wieder dieselben sein."

„Du hast allerdings eigenthümliche Ansichten von Deinen Pflichten als meine Frau, fandest es sogar unerhört, daß ich in Folge jener an Dich gerichteten öffentlichen Aufforderung ebenfalls hieher reiste, allein freilich, da ich Deinen Aufenthalt nicht kannte, um Dir bei Hebung dieser Erbschaft behülflich zu sein. Du weigertest Dich sogar, mir, Deinem Gatten, jene Summe zur Aufbewahrung zu übergeben, und führtest eine Szene herbei, die ich selbst nicht genug bedauern konnte, da sie Dich in Folge Deiner Unvorsichtigkeit fast Dein mir so theures Leben gekostet hätte. Wie konntest Du nur glauben, daß ich Dir wirklich hätte wehe thun wollen! Diese kleine Waffe war nichts als ein Spielzeug, das freilich in Amerika unentbehrlich. Ich selbst weiß nicht, wie es mir in die Hand kam, als Du Dich so sinnlos aufgeregt zeigtest. Du wolltest es mir entreißen und Deine Unvorsichtigkeit entlud es dabei auf Dich selbst ... Du weißt doch, wie ich Dich stets auf Händen getragen, wie ich Deines Lobes voll gewesen."

Ein Schauder durchfröstelte Edith. Ja, dieser Mann hatte drüben, als Alles dahin und der Hunger ihn vor dem Aeußersten nicht zurückschrecken ließ, sie Anderen angepriesen, und das allein hatte sie nach unsäglichen Leiden bestimmen können, heimlich vor ihm die Flucht zu ergreifen. Sie wußte, er wäre auch heute noch zu demselben Bubenstück im Stande gewesen.

„Ich habe deßhalb den Plan," fuhr er, ihr näher rückend, fort, „uns wieder eine recht glückliche, zufriedene Häuslichkeit in Deutschland zu gründen — freilich nicht auf dem glänzenden Fuß, den ich damals im Sinne hatte, als ich mich um die Hälfte in Deiner Mitgift verrechnet, aber Du wirst ja klüger, verständiger wenigstens sein als damals, wo Du thöricht genug sein konntest, bei dem ersten kleinen Disput schon während der ersten Tage unserer Ehe mich empfinden zu lassen, daß Du eigentlich einen ganz Andern als mich geliebt, mir also ein Geständniß ablegtest, das mir so schmerzlich war, daß ich es nicht mehr wagte, mich Dir in dem alten Vertrauen zu nähern. Es war Deine Schuld, nur die Deinige! Auch jene Vorwürfe über meine Schulden! Welcher Kavalier hat deren nicht! ... Aber das Alles liegt ja hinter uns! An Mitteln zur Gründung einer neuen Existenz kann es Dir jetzt nicht fehlen; Deine Schwester hat ihr Vermögen; ihr Herr Gemahl soll außerdem Besitzer zweier schuldenfreier Güter sein; ich hörte das gestern von einem der Kameraden, der in seiner Carrière ein wenig entgleist und sich auch durchschlagen muß ..."

Edith fühlte sich außer Stande, die insolente Sprache Rautendorf's länger anzuhören. Sie erhob sich, ehe er es zu hindern vermochte.

Auch er sprang auf und trat dicht an sie, ihr den Arm bietend.

„Du hast Recht, wir können das während einer kleinen Promenade besser überlegen! Du wirst mich nachher auch mit Herrn von Melchior bekannt machen. Ich freue mich wirklich, nach so langen, unverschuldeten Entbehrungen und Irrfahrten wieder in ein freundliches Familienleben einzutreten. Du weißt, ich hatte immer Talent für das häusliche Leben."

Er hatte sich inzwischen Edith's Arm bemächtigt. Ihre Züge verriethen das Grauen, das ihr die Berührung mit diesem Mann durch die Glieder jagte, ihr Fuß wankte; er empfand es und hielt sie gewaltsam aufrecht, während er mit erheuchelter Theilnahme in ihr vom Schauder entstelltes Antlitz blickte.

„Wir werden den Doktor Höfer rufen lassen, solltest Du Dich unwohl fühlen," sagte er satirisch, das eine Wort betonend. „Du kannst Dir vorstellen, wie überrascht ich war, als ich hörte, daß er quittirt und gerade hier sich als Arzt niedergelassen. Und wie der Zufall Dich gerade hieher führen mußte! Aber er soll der rechte Mann für alle die nervösen Damen hier sein ..."

Edith bewegte sich trotz seinem Drängen nicht von der Stelle; hülfesuchend schaute sie umher.

Da trat Höfer in den Eingang des Gartens — und gerade er!

Sie durfte ihm nicht zeigen, in welcher Angst sie sich befand; sie gab dem Druck von Rautendorf's Arm nach und ließ sich von ihm fortziehen, der den Eintretenden noch nicht gewahrt, bei seinem Anblick aber ihm jetzt auszuweichen Miene machte.

Höfer seinerseits stutzte, als er Edith erkannte. Ein Zug ingrimmigen Spotts flog über sein Antlitz; ein um Barmherzigkeit flehender Blick der jungen Frau aber gab in jäher Wandlung seinen Zügen einen andern Ausdruck.

Er verstand sie, trat mit ebenso schnellem Entschluß an Beide heran und fixirte Rautendorf mit einer Miene voll Grimm und Verachtung.

Seine Hände ballten sich, wie er vor ihm stand. Er schaute noch einmal auf Edith und sah, wie Rautendorf ihren Arm gewaltsam in den seinigen preßte, um sie fortzuziehen.

Todesbläße bedeckte das Antlitz der unglücklichen Frau; sie ertrug Höfer's stummen Blick nicht; das Gefühl der tiefsten Beschämung, sich selbst zum Opfer eines Elenden gemacht zu haben, wirkte in ihr vernichtend angesichts dieses Mannes, den sie so leichtfertig, so ohne sich selbst zu verstehen, einst verschmäht hatte.

In diesem Moment gab es in Beiden einen sympathischen Doppelklang, der wie ein Echo aus jener Zeit herüberschallte, wo sie zuweilen mit so viel kindlichem Vertrauen an Höfer's Arm gehangen und ihm die Geheimnisse ihres unreifen Herzens freiwillig gebeichtet; und in diesem Moment wagte es Edith, durch Rautendorf's heftigen Druck bis zur Todesangst getrieben, das Auge zu Höfer zu erheben und ihn um Rettung anzuflehen.

Dieser hob den Arm und ließ wuchtig die Hand auf Rautendorf's Schulter sinken.

Der Letztere, eben im Begriff, Edith mit eiserner Gewalt fortzuziehen, wandte drohend das Antlitz zu Höfer zurück. Beider Blicke trafen sich wie zwei Blitze.

Rautendorf, im Gefühl seiner Verworfenheit, den freien Arm halb erhebend, die Hand krampfhaft ballend, die Zähne auf einander pressend, machte eine Miene, als sei er zu einem Akt der äußersten Rohheit bereit, aber seines Gegners hohe Gestalt, anschwellend und wachsend in ihrer körperlichen Ueberlegenheit, fast majestätisch in der Spannung ihrer Nerven und Muskeln, Höfer's Blick, der ihm bedeutete, daß auch er zu jedem Kampfe bereit, der Riesendruck, mit welchem er als Erwiederung, als Warnung für das Ballen der Faust seine Schulter derart geschüttelt fühlte, daß sein ganzer Körper schwankte — all' das gab ihm Ueberlegung.

Er preßte heftiger, so gewaltsam, daß Edith's Lippen ein Schmerzenslaut entfuhr, den Oberarm des jungen Weibes dicht unter ihrer Schulter und suchte Höfer's Hand von sich zu schütteln.

Dieser sah das arme Weib schwankend, mit brechenden Knieen am Arm des Elenden hangen; ihr freier Arm suchte in der Luft nach einer Stütze, ihre Augenlider hatten sich gesenkt, ihre Lippen standen unter heftigem Schmerz geöffnet, ihre Züge waren fahl und verzerrt wie die eines auf der Folter Aechzenden. Und fester preßte Rautendorf ihren Arm, seine Faust hatte das herabhängende zarte Handgelenk erfaßt, seine Finger umklammerten auch dieses, um sie aufrecht zu erhalten.

„Schurke, elender!“ donnerte ihm Höfer's Stimme in's Ohr, während seine andere Hand Rautendorf an der Brust gefaßt und das zur Stirn dringende Blut seine Adern schwellte, sein Antlitz dunkel färbte. „Entweihe dieses unglückliche Weib nicht durch Deine Berührung oder ...“

Rautendorf ließ Edith's Arm, um den Kampf aufzunehmen, in der Ueberzeugung aber, daß er der Schwächere, griff er in die Tasche.

Höfer, ihn errathend, packte sein Handgelenk.

„Gauner und Mörder!“ rief er. „Freilich, Du brauchtest nicht tief mehr zu sinken!“

Rautendorf suchte seine Brust loszumachen. Ein Ringkampf schien unvermeidlich.

„Recht so! Recht so! Gebt's ihm tüchtig!“ gellte plötzlich eine scharfe Männerstimme hinter ihnen durch den Garten, gefolgt von dem Aufschrei eines Frauenmundes, der Höfer's Hand von der Brust seines Gegners herabsinken und ihn betroffen zurückblicken ließ.

Wenige Schritte hinter ihm stand ein breitschulteriger, korpulenter Mann mit dünnem rothblondem Vollbart, rothem, mit Sommersprossen gezeichnetem Gesicht, in lederfarbigem Sommerkostüm, in der Hand den grauen Filzhut, den er eben, erhitzt durch das Heraufsteigen, von der schweißtriefenden Stirn genommen, und weiter zurück stand die Räthin Geyer, die den Fremden aus der Post zum Schweizer hatte hinaufgehen sehen, dann eiligst ihre Toilette gemacht und neugierig ihm gefolgt war.

Ihr Schrei hatte auch die von ihrer Morgenpromenade ausruhenden Gäste des Hotels an die Fenster gerufen. Melchior und seine Frau, die eben im Begriff gewesen, Edith im Garten aufzusuchen, stürzten aus der Thür und Daniela flog herbei, um, mit Entsetzen auf die unheimliche Gruppe blickend, den nach Hülfe suchenden Arm der Schwester zu ergreifen, während Melchior, verwirrt, unschlüssig, aber zu Allem bereit, neben seinen Freund Höfer getreten war.

„Aber so gebt's ihm doch!“ erscholl abermals in der Stille des Erschreckens all' der plötzlich aufgetauchten Zeugen der Ruf des lederfarbigen Herrn, der, während Höfer's Hand von seinem Gegner glitt, herantrat und sich, die Arme auf der Brust kreuzend, Rautendorf gegenüberstellte.

Und auf diesen schien sein lärmendes Auftreten einen so heftigen Eindruck der Ueberraschung gemacht zu haben, daß auch er unbewußt den Arm seines Opfers gelassen und es Daniela gestattet ward, die Schwester mit Unterstützung der hülfreich herzufliegenden Räthin seitwärts zu einer der Gartenbänke zu führen.

Rautendorf war in der That momentan aus der Fassung gebracht, als der dicke Herr mit dem lederfarbenen Kostüm vor ihm stand und seine von buschigen graublonden Brauen überschatteten wässerigen Augen triumphirend auf ihm spielen ließ. Er warf einen Blick umher, als suche er Edith und den bequemsten Weg, mit ihr den Platz zu räumen, und würdigte den Herrn keiner Beachtung.

„Glaub' nicht, daß Du mir entwischest, wenn Dein Gefährt heut Morgen auch schneller war als das meine!“ fuhr dieser mit seinem fremdländischen Accente fort. „Die Polizei drunten ist von mir schon benachrichtigt und ... ah, da ist sie schon!“ Er deutete auf den Ausgang, in welchem der alte, schwerfällige Polizeidiener eben erschien. „Du gehst mit mir zurück, so wahr ich hier stehe, denn ich will Dir nicht umsonst über's Meer nachgelaufen sein, und sträubst Du Dich, hier habe ich, was Dich kirre machen soll!“ Dabei schlug er sich auf die Brusttasche. „Du hast zu wählen; Du weißt, was ich meine!

„Ich bin nämlich, mein Herr,“ wandte er sich zu Höfer, während Rautendorf zu Edith hinüberblickte, „ich bin der Lohgerber Mills, Theodor Mills, aus Milwaukee, wohin ich vor zwanzig Jahren ausgewandert, ein unglücklicher Mann, der sich von diesem schlechten Kerl da vor einem Jahr überreden ließ, ihm seine Tochter als Frau zu geben, die er hat sitzen lassen, nachdem er sie elend und mich fast zum armen Mann gemacht. Ich hatte ihm geschworen, ihn aufzufinden! Als ich jüngst in den deutsch-amerikanischen Blättern las, wie man von Deutschland aus die Frau des nach Amerika gegangenen Baron Otto von Rautendorf suche, gingen mir die Augen auf. Ich machte mich auf den Weg, fand in New-York seine Spur, reiste hier in Deutschland an den Ort, von wo der Aufruf ausgegangen, und erfuhr von der Polizei, wo ich meinen Durchgänger zu finden habe ... Sie wissen jetzt, mein Herr, warum ich ein Hühnchen mit ihm zu rupfen habe! Wegen der falschen Wechsel, die er auf mich gemacht hat, kann ich ihn hüben und drüben einsperren lassen, also ... Sie haben jetzt die Wahl, Herr Schwiegersohn!“ wandte er sich an Rautendorf, der ihm mit insolenter Miene zugehört.

„Die arme junge Frau da thut mir leid,“ fuhr er fort, mit den Augen Edith folgend, die eben von den Damen und Melchior in's Haus geführt wurde, „gerade so leid, wie mein eigenes unglückliches Kind, denn sein größtes Unglück ist, daß es ihn lieb gehabt hat und noch hat; sonst hätt' ich mir wahrlich nicht die Müh' um ihn gegeben ... Nicht wahr, mein Herr, Sie lassen mich ein paar Worte unter vier Augen mit ihm sprechen? Ich will auch dafür sorgen, daß die arme junge Dame, der, wie ich sah, nichts und noch weniger als nichts an ihm gelegen, noch ehe die Sonne untergeht, seine schriftliche, von dem Notar ausgestellte Verpflichtung zur gerichtlichen Scheidung von ihm in Händen habe. Darauf gebe ich Ihnen hier die Hand, wenn Sie sie von einem ehrlichen Mann annehmen wollen.“

Rautendorf hatte Beiden mit Gleichgültigkeit den Rücken gewendet. Mit den Händen auf demselben gab er sich die Miene, als betrachte er sich den romantischen Wiesenplan, und folgte dem Fluge der Raben, die sich eben auf den Kronen der Buchen niederließen.

„Unter uns gesagt,“ fuhr der lederfarbene Herr, ihn suchend, so laut fort, daß Rautendorf es hören mußte, „mein armes Kind ist mit mir über's Meer gekommen. Ich habe sie drüben in Frankfurt bei Verwandten gelassen, wo sie auf Nachricht von mir wartet. Sie hat ihre Papiere, die Beweise ihrer rechtsgültigen Ehe, mitgebracht, und den saubern Baron soll's was kosten, wenn er nicht Vernunft annehmen will!“

Mit biederer, treuherziger Miene reichte er Höfer die breite, schwielige Hand, und der nahm sie, zerstreut, aber mit hoffnungsvoll pochendem Herzen.

Ohne Rautendorf eines Blickes zu würdigen, schritt er über den Platz, den Uebrigen nach in's Hotel, in dessen Thür ihm Melchior begegnete, der, besorgt um ihn, wieder in den Garten zurückkehren wollte und die letzten Worte des Fremden gehört hatte.

„Hab' ich recht verstanden? Was sagte der alte Herr eben?“ fragte er, Höfer's Arm erfassend.

Höfer bedurfte der Fassung. Er lehnte einige Sekunden lang den Arm auf die Schulter seines Freundes, nahm dann die Hand desselben und preßte sie warm und herzlich in der seinen.

„Melchior,“ sagte er, „der Mann verdient unsern Dank, unser Mitgefühl! Ihn zwingt nicht das Glück, aber die Ruhe seiner Familie, das aufrecht zu erhalten und zu schützen, was der eurigen durch den Spruch des Gesetzes rechtsgültig und für immer zu trennen geboten ist! Er bietet euch die Hand, die Mittel hiezu! Ehe die Sonne niedergeht, ist Edith frei; er versprach es soeben! ... Geh' und bringe ihr, der Aermsten, die frohe Botschaft! Was ein Frauenherz gestritten und gelitten um eines an Gottes Stätte geschworenen Eides willen, das saht ihr hier, denen ihr Stolz den selbstverschuldeten Fluch in weiter Ferne verborgen ... Zieht fort von hier, bald, morgen schon, und nehmt sie mit euch; ich folge euch bald, sehr bald, denn auch meines Bleibens wird nicht mehr hier sein!“

Daniela, besorgt um Höfer, den sie in so hoher Aufregung gesehen, war, von Edith zurückkehrend, eben hinter ihren Gatten getreten. Sie hatte Höfer's Worte vernommen, und freudig aufathmend reichte sie ihm die Hand.

„Tausend, tausend Dank, Sie edler Mann!“ rief sie mit thränenfeuchtem Auge. „Ich eile zu Edith, um auch ihr die Himmelsbotschaft zu bringen, und was mir noch unverständlich an dem heute Vorgegangenen, ich werde es erfahren, wenn Sie mit Melchior kommen und ihr selbst das erlösende Wort bringen, nach dem sie, wie sie mir gestanden, so lange geschmachtet!“

XVII.

Herbst war's, schöner, klarer Herbst, als Herr von Melchior auf seinem Hauptgut die Kirchweih feierte, zu der er seine Freunde aus der ganzen Nachbarschaft eingeladen.

Er und Daniela waren erst vor einigen Tagen aus dem Seebade heimgekehrt und mit ihnen war Edith gekommen, die sie nicht von ihrer Seite gelassen ... Edith, blühend, mit dem Wiederschein innerer Zufriedenheit auf dem Antlitz, in den lebhaften dunklen Augen, die wieder mit fast derselben Heiterkeit in die Welt schauten — in die kleine Welt, die sie jetzt umgab, in die sie die Erinnerungen bewegter Zeiten mit freudig dankbarem Herzen hineintrug.

In Daniela's Gesundheitszustand hatte sich wenig verändert während der letztvergangenen Sommermonate, aber die Zufriedenheit war auch in ihr Herz eingezogen; die eine Sorge, die sie nicht ohne Vorwurf für sich selbst in dem Gedanken, daß sie doch vielleicht Manches hätte verhüten können, mit sich herumgetragen, sie war von ihr gewichen, seit sie Edith wieder glücklich sah.

Es war ja schließlich nur eine Spanne Zeit in der Schwester Jugend verloren gegangen, eine Parenthese, die allerdings auch ihr Gutes haben mochte, denn was in Edith Edles gewesen, hatte die Prüfung gestählt, während es unter glücklichen Umständen vielleicht hätte verloren gehen können, und so war denn Daniela's Meinung, es sei schließlich gut, wie es so gekommen.

Edith war frei; jener damals wie aus der Erde aufgestiegene, ihr zur Rettung gesandte lederfarbige Bote hatte sein Wort gehalten, und von ihm und Demjenigen, den er sich zurückgeholt, war nichts mehr gehört und gesehen worden.

Gesehen freilich hatte man seit dem Sommer auch den Einen nicht mehr, von dem täglich zwischen ihnen die Rede war — Höfer, der sie damals in Lichtenheim zum Bahnhofe begleitet und mit dem Edith seitdem in ununterbrochener Korrespondenz geblieben.

Höfer hatte sich von ihnen getrennt mit der Aeußerung, er wolle bis zum Herbst getreu auf seinem Posten bleiben, diesen aber zur nächsten Saison einem andern jungen Kollegen empfehlen, und Höfer, wenn er jetzt im Herbst von Lichtenheim schied, ward auf direktem Wege bei Melchior und zwar zum Tage des Erntefestes erwartet, das seinetwegen so spät gefeiert ward — seinetwegen, denn er sollte eine der Hauptpersonen der Festlichkeit sein, Edith die andere.

Am Mittage sollte er mit dem ihm zum nächsten Bahnhof entgegen geschickten Wagen eintreffen. Die Gäste sollten erst am Nachmittage kommen; man hatte also bis dahin Zeit, sich gegenseitig auszusprechen, soweit dieß nicht in den inzwischen gewechselten Briefen schon geschehen war.

Edith und Daniela erschienen Beide kurz vor Mittag in weißem Mullkleide; Melchior empfing sie bereits im Frack und weißer Kravate, für ihn die unseligste Kleidung, die seiner gehobenen Laune indeß heute kein Opfer war.

Daniela's Antlitz trug heute frischere und gesundere Farbe; auf Edith's Wangen wechselte diese, wie ihr eben das Blut zeitweise, durch ihre Gedanken getrieben, schneller oder ruhiger durch das Herz ging, und der Wechsel ging allerdings mit auffallender Schnelligkeit.

Sie erröthete, wenn Melchior sie anschaute, sie erblaßte, wenn sie eine unerwartete Bewegung in dem heute doch so unruhigen Herrenhause vernahm; sie suchte die abgelegensten Zimmer, um am Fenster zu stehen, die Stirn an die Scheiben zu pressen, in den großen Hofgarten hinauszuschauen, und tupfte zuweilen mit dem Taschentuch die Augen, als feuchteten sie sich.

Ihr war in der That heute das Herz so groß. Während all' der Wochen und Monde, seit sie Höfer nimmer gesehen, hatte sie zurückdenken können und müssen an jene ihr jetzt so unbegreifliche Zeit, wo ihr — sich selbst, ihren Frauenberuf, die Welt noch nicht verstehend — in halb kindischer Mädchenweise eine Laune als höchst wichtiges, vollberechtigtes Motiv für die verantwortungsschwersten Handlungen erschienen, wo eine Verstimmung über den geringsten Fehlschlag ihrer Wünsche sie zu den ungereimtesten Handlungen hatte bestimmen können.

Sie fühlte, selbst wenn sie in ihren Gedanken bei Höfer war, ihm gegenüber stets eine Beschämung, die in demselben Grade gewachsen, in welchem ihr das Schicksal gezeigt, was sie verschmäht, um sich blindlings dem unausbleiblichen Elend in die Arme zu stürzen. Sie fühlte oft diese Beschämung auch Daniela gegen-

über, und was sie in deren Gegenwart an ihre Thorheiten erinnerte, gab ihr einen Stich in's Herz, bis Beide sich ganz wieder verstanden.

Und jetzt sollte sie Höfer wiedersehen! ... Das war so etwas ganz Anderes gewesen, mit ihm Briefe zu wechseln! In diesen hatte sie ihm mit ganzem, offenem Vertrauen erzählen können, was sie Trauriges durchlebt; ohne vor ihm zu erröthen, hatte sie ihm danken können mit überschwenglichen Worten. Aber es hatte sich in diesen Briefen ein so inniges Freundschaftsverhältniß wieder angeknüpft, sie hatte ihm einen so klaren Blick in die Geschichte ihres Herzens und ihrer Leiden gegeben, daß sie jetzt erschrak bei dem Gedanken, er wisse Alles, er müsse, wenn er jetzt komme, ihre Hand in die seine nehmen, ihr in's Auge blicken und sagen: „Ich habe vergessen, was Du mir gethan; mir verdankst Du zwiefach Dein Leben ...“

Doch nein! So dachte, so sprach sie! Edith, wie sie da allein, Alles um sich her vergessend, noch am Fenster stand, sah ihn, als er um den Gartenzaun des Herrenhauses herum eben schon in den Hof fuhr. Erschrocken trat sie zurück, anstatt ihn zu begrüßen.

Und sie wartete minutenlang; sie hörte den Lärm der Hunde im Hofe, hörte die freudigen Stimmen Daniela's und Melchior's, wie sie näher und näher durch die Zimmer kamen, und endlich hörte sie ihren Namen rufen ...

Das Antlitz von Glut übergossen, das Auge verschleiert, schritt sie ihm entgegen, ohne ihn zu erkennen. Sie sah nur die hohe männliche Gestalt, vernahm seine Stimme, fühlte einen Druck auf ihrer Hand, dann einen zweiten, so heiß, so lang, von seinen Lippen. Sie vermochte nur herauszubringen: „Seien Sie herzlich willkommen!“ und das klang so armselig, so nichtig, sie hätte ihn deßhalb um Verzeihung bitten können.

Edith hatte er sie in seinen Briefen genannt, und den Namen hörte sie jetzt von seinen Lippen, wie er sagte: „Edith, das Glück dieses Augenblicks war die Sehnsucht all' der Monde, die ich fern von Ihnen; lassen Sie es das meines ganzen Lebens sein!“

So hatte er ja auch sprechen müssen nach all' dem, was schon in ihren beiderseitigen Briefen gesagt worden, und Edith wußte nur stumme Antwort durch einen heißen Druck ihrer Hand.

So hatte er zu ihr sprechen müssen, als er heute kam; sie war darauf vorbereitet, sie empfand es in der vollen, heißen Glut, die wieder aus ihrem Herzen herauf in Stirn und Wangen drang, und Melchior, der sie längst verstanden, er verkündete, ohne sie oder Höfer zu fragen, wenige Stunden darauf unter Böllerschüssen seinen Gästen die Verlobung seiner schönen Schwägerin.

Das neue französische Ministerium und der Ministerpräsident Duclerc.

(Hiezu das Porträt S. 997.)

Frankreich hat wieder ein neues Ministerium. Dießmal ein Ministerium ohne scharfes politisches Gepräge, und deßhalb wohl ein Uebergangsministerium, das indeß durch die Stellung, die es zur ägyptischen Frage nehmen wird, immerhin von Bedeutung werden kann. Jedenfalls hat Gambetta zwei unbedingte Anhänger in demselben und wird dadurch in den Stand gesetzt, wieder festeren Fuß in der Regierung zu fassen. Das neue Kabinet besteht aus: Duclerc als Präsident und Minister des Auswärtigen, Fallières für das Innere, Devès für Justiz, Duvaux für Unterricht, Tirard für Finanzen, Billot für den Krieg, Jauréguiberry für die Marine, Cochery für die Posten, Mahy für Ackerbau, Peter Legrand für Handel und Arbeiten; Devele übernahm das Unterstaatssekretariat des Innern. Der neue Ministerpräsident Senator Duclerc ist in Bagnères de Bigorre am 9. November 1812 geboren und begann seine Laufbahn als Korrektor in einer Druckerei, wurde dann unter der Julireginerung Mitarbeiter an republikanischen Blättern, darunter am „National“, und Mitarbeiter an Pagnerre's Dictionnaire politique. Nach der Februarrevolution wurde er Beigeordneter in der Pariser Mairie, dann Unterstaatssekretär im Finanzministerium und am 10. Mai Finanzminister. In der Nationalversammlung stimmte er mit der Linken und trat aus dem Kabinet, als die Nationalversammlung nach dem Juliaufstande den Belagerungszustand beschloß. Unter dem Kaiserthum blieb er der Politik fern und erschien erst nach dem 4. September 1870 wieder auf der politischen Bühne. Am 8. Februar 1871 wurde er von den Niederpyrenäen in die Kammer gewählt, sodann zum Vizepräsidenten der Nationalversammlung, was er bis zu der Auflösung derselben blieb; nach der Bildung des Senates wurde er zum Senator gewählt. Duclerc steht als Kenner der Finanzsachen in Ansehen und ging in politischen Fragen seit 1870 mit Thiers. Ueber die anderen neuen Minister ist wenig mitzutheilen. Fallières, Minister des Innern, geboren zu Mezin (Lot-et-Garonne) am 6. November 1841, ist seit 1876 Abgeordneter für Nerac und war Unterstaatssekretär des Innern unter Constans (Ministerien Ferry und Gambetta). Justizminister Devès, geboren 3. November 1831 zu Amillac (Cantal), Abgeordneter seit 1876, war unter Gambetta Ackerbauminister. Duvaux, Unterrichtsminister, geboren zu Nancy 21. Mai 1827, Professor unter dem Kaiserreich, machte dem letzteren Opposition, gab am 24. Mai 1873 beim Sturze Thiers' seine Entlassung und wurde 1876 zum Abgeordneten des 1. Bezirks von Nancy gewählt. Er ist liberal, antiklerikal, ohne Atheist zu sein. Pierre Legrand, Handels- und bis auf Weiteres auch Bautenminister, ist am 13. Mai 1834 zu Lille geboren und war dort Advokat. Am 4. September 1870 zum Präfekten des Norddepartements ernannt, leistete er dem General Faidherbe bei der Bildung der Nordarmee energischen Beistand. Seit 1876 vertritt er Lille in der Kammer.



Aegyptischer Straßensänger. Gemälde von A. Bida.
Nach einer Photographie im Verlag von Ad. Braun & Co. in Dornach

---

Straßensänger in Kairo.

Die Musik der Mohammedaner hat für uns etwas Barbarisches. Die Melodieen sind eintönig, ohne Rhythmus und ohne Klangfarbe, es fehlt ihnen das Lyrische, sie haben den Charakter der Rezitation. Gesang und Musik in unserem Sinne kennt man im modernen Aegypten nicht. Eine mit näselndem Tonfall vorgetragene Verherrlichung eines Helden, eine That oder eine so melodramatisch erzählte Anekdote bilden den ganzen Musikschatz des Volkes, soweit der Fremde davon etwas hört. Dem entsprechen die Instrumente. Trommel, Pfeife und uranfängliche Harfen begleiten den Gesang, in seltenen Fällen führen sie ein selbstständiges Musikstück aus. In Kairo und besonders in Chartum sieht man öfter dergleichen nationale Straßensänger, die auf einer mit geschabter Kameelblase überspannten, durchschnittenen Kokosnuß trommeln, von dieser gehen manchmal Stäbe aus, welche primitive Darmsaiten halten. Häufig sind diese Sänger blind und zugleich Märchenerzähler und Legendenrezitatoren. Auf unserem Bilde, nach dem Original des Orientkenners Bida, erblicken wir solch' einen orientalischen Straßensänger, der zu einer straußfedergeschmückten Harfe singt, indeß seine Tochter ein Tamburin schlägt. Der Sänger, ein Berber seiner stark entwickelten Gestalt nach, ist blind, das Mädchen scheint seine Tochter zu sein, die den unglücklichen Mann führt. Ihr Gesicht ist unverschleiert und damit charakterisirt sie sich als Beduinin; sie scheut als solche und Bettlerin die Verachtung nicht, welche sie hiedurch auf sich ladet. Eine derartige Szene, die nicht selten an irgend einer lebhaft begangenen Passage Kairos zu erblicken ist, macht einen höchst frappanten, an die Zeiten der Bibel mahnenden Eindruck. Das flache Blechbecken an der Erde vor den Musikanten nimmt die großen Kupfermünzen auf, welche mildthätige Vorübergehende steuern oder aus schnell sich wieder schließenden vergitterten Fensterchen geworfen werden.

Fulda.

(Hiezu das Bild S. 1000.)

„In der Richtung nach Hersfeld—Fulda—Frankfurt hier einsteigen!“ donnert es in meine Ohren, als ob ich unversehens vor die Mündung eines Nebelhorns gerathen wäre, doch es war nur der Bahnhofsportier zu Bebra, der mich damit aus einem Mittagsschläfchen gestört und an den abgehenden Zug erinnert, der nach längerem Aufenthalt in der Fremde mich wieder einmal nach der Vaterstadt führen soll — nach Fulda.

In raschem Fluge trägt uns das Dampfroß dem Ziel entgegen durch sorgfältig bebaute Gefilde, durch grüne Hallen herrlicher Buchenwälder, ein Heiligenbild kommt in Sicht, der deutliche Beweis, daß wir uns bereits auf bischöflichem Gebiete befinden, und da grüßt uns auch schon der alte Rauschenberg mit seinem zinnengekrönten Thurm. Weit öffnet sich jetzt das Thal und die alte liebe Stadt liegt vor uns mit ihren vielen Thürmen, die ihr in Verbindung mit dem langgestreckten Schlosse und dem auf einer Anhöhe dicht dabei liegenden Kloster Frauenberg ein ungemein imposantes Gepräge geben, umgeben von einem Kranz von blauen Bergen. Man kann getrost behaupten, daß das landschaftliche Bild viele Gegenden, die ihrer Schönheit halber besucht sind, übertrifft. Doch wenden wir uns der Vergangenheit der alten Stadt zu.

Die ganze Gegend war vor grauen Zeiten ein einziger ungeheurer Buchenwald, bis das Christenthum durch den großen Apostel der Deutschen, Bonifacius, auch in diese einsamen Thäler getragen wurde, mit ihm Kultur und die Herrschaft der Franken. Bonifacius ließ zunächst, um seinen Bestrebungen einen festen Rückhalt und eine unversiegbare Quelle von Mitarbeitern zu verschaffen, im Jahre 744 durch seinen Schüler Sturmius das Kloster errichten, wo auch bald darnach, als Bonifacius 755 den mörderischen Streichen der Friesen erlegen war, seine Gebeine beerdigt wurden. Aber erst einer der folgenden Aebte, Rhabanus Maurus, begründete

Das Schnupftuch. Nach Skizzen von Max Scholtz.



Sehr zweckmäßig das Schnupftuch ist,
Wenn man zum Beispiel heftig niest.



Zu trocknen seines Kummers Thränen,
Wird man's nicht gut entbehren können.



Man lacht hinein, will man sein Lachen
Nicht Jedermann vernehmbar machen.



Man winkt mit ihm den letzten Gruß,
Wenn Jemand von uns scheiden muß.



Dem Stutzer aus der Tasche blickt
Sein Schnupftuchzipfel sehr geschickt.



Das Schnupftuch einer Braut erblickt
Man zart gewebt und reich gestickt.



Bänd's nicht der Wandrer um die Ohren,
Hätt' er im Winter sie erfroren.



Es thuen die Gedächtnißschwachen
'nen Knoten sich in's Schnupftuch machen.



Im Schnupftuch trägt, wen geht's was an?
Brod, Wurst und Speck der Bauersmann.



Wird's Abends kühl, bind't allenfalls
Man's Schnupftuch 'mal sich um den Hals.



Man schießt sich, weil es so der Brauch,
Zuweilen über's Schnupftuch auch.



Die Kuhmagd, wenn sie eines hat,
Trägt meistentheils es nur zum Staat.

den Ruf Fuldas für alle Zeiten durch die geniale Leitung der Klosterschule, welche in der Folge die Pflanzstätte der deutschen Wissenschaft wurde. Mit den durch kriegerische Aebte und reiche Schenkungen der fränkischen Kaiser rasch wachsenden Besitzungen des Klosters wurde später die fürstliche Würde verbunden, und von da ab machte das Fürstbisthum alle Wandlungen und Schicksale mit, welche allen kleinen Staaten beschieden waren, bis im Jahre 1802 das weltliche Regiment des Fürstbischofs aufhörte und das Land in den verschiedensten Händen hin und her geworfen wurde, um schließlich dem neugebackenen Kurfürstenthum Hessen einverleibt zu werden. Im Jahre 1866 bereitete dann das Schwert auch dieser Verbindung ein jähes Ende und Fulda gehörte fortan der preußischen Krone. Einige Jahre darnach begannen hier die Besprechungen der deutschen Bischöfe für das Konzil und den Kulturkampf, welche Fulda in den Mittelpunkt der katholischen Bestrebungen rückten, so daß es heute als die Metropole des katholischen Deutschlands gilt, ja im vergangenen Jahre beinahe zum zweiten Avignon der Päpste geworden wäre.

Mit der Annexion brach eine kritische Zeit für die Stadt an, sie verlor nach und nach alle höheren Behörden und die Garnison, so daß es nur der Thatkraft und dem Unternehmungsgeist ihrer Bürger zuzuschreiben ist, wenn sie nicht in fatalistischer Ergebung in ihr Schicksal die Verluste beweint, sondern, sich auf eigene Füße stellend, blühende Industrieen geschaffen hat. In der That ist schon jetzt Fulda der bedeutendste Industrieplatz Hessen-Nassaus. Plüsch-, Tuch-, Filz- und Leinenfabriken ꝛc. beschäftigen ca. 3000 Arbeiter bei einer Einwohnerzahl von 12,500 Seelen, so daß die Zeit, wo es in die Reihe der absoluten Industriestädte eintritt, nicht mehr fern ist. Der Kirchthurm und der Fabrikschlot werden in Zukunft das Wahrzeichen der Stadt sein.

Und nun, mein Lieber, mischen wir uns unter „das Volk“. Du wirst da nicht auf Schritt und Tritt von der speichelleckerischen Höflichkeit mancher Städte verfolgt werden, sondern einen Menschenschlag derb und gerade finden, aber schon bald wirst du dich angenehm berührt fühlen von der Neigung zu gemüthlichem Lebensgenuß und anspruchsloser Geselligkeit.

Wenn wir nun eine Wanderung durch die Stadt antreten, so gebietet die Pietät, zuerst dem Standbild des heiligen Bonifacius unsern Besuch abzustatten. Auf hohem Piedestal ist er in

drei Meter hoher Erzfigur im Moment dargestellt, wie er unseren Vorfahren das Christenthum predigt, jeder Zoll der kraftvollen Gestalt, jede Linie des prächtigen Kopfes verräth den begeisterten Glaubensstreiter.

Pilgern wir weiter zum Dom. Der äußere Eindruck der im Rokokostyl erbauten Kathedrale ist durch die zwar freie, aber tiefe Lage desselben beeinträchtigt, um so mehr imponirt das Innere durch die Länge und Höhe der Schiffe und durch die hohe Kuppel. Hinter dem Hauptaltar führt eine Treppe hinab zur Gruft, wo die Gebeine des heiligen Bonifacius ruhen, von jeher ein mächtiger Anziehungspunkt für das katholische Deutschland. Treten wir zu einem Seitenpförtchen hinaus, so stehen wir unmittelbar vor der Landesbibliothek mit sehenswerthen alten Handschriften und Urkunden, wenn auch einige der berühmtesten vor einigen Jahren der Centralisationswuth durch Ueberführung in das hessische Landesarchiv zum Opfer fielen. Nur einen kleinen Hügel hinauf, und vor uns haben wir die St. Michaelskirche, unstreitig das interessanteste Kirchenbauwerk der Stadt. Dasselbe ist in seinem Haupttheil weit über 1000 Jahre alt, und somit eines der ältesten Baudenkmäler Deutschlands überhaupt. In Verbindung damit steht das bischöfliche Palais, wenn wir aus Höflichkeit das überaus einfache zweistockige Haus so nennen wollen.

Doch nun fort „aus der Kirchen heiliger Nacht", hinaus zum Frauenberg; oben ist zwar auch eine Kirche und Kloster, aber es sind jetzt keine Mönche darin; ein Blick auf die Stadt und Umgebung von dieser Höhe läßt bewundern, welch' guten Geschmack die Klöster in der Auswahl ihrer Wohnstätten entwickeln, vermuthlich um die Insassen mit den Regeln einer starren Askese wieder einigermaßen auszusöhnen.

Auf dem Rückweg nach der Stadt kommen wir durch prachtvolle Ahorn- und Lindenalleen bei dem ehemaligen fürstbischöflichen Schlosse vorbei, mit schönem Park, welcher unter Anderem eine aus einem einzigen Sandstein gehauene werthvolle Florastatue enthält, zu dem aufgehobenen Benediktinerinnenkloster mit Kirche. Obwohl nicht groß, ist dieselbe doch deßhalb bemerkenswerth, weil der Styl der Spätgothik in ihren reinsten und edelsten Formen hier einen Ausdruck gefunden hat. Eine hohe Mauer umschließt den Klostergarten mit den Gebäuden, tiefer Frieden ringsum, ein Klosteridyll, bei dessen Anblick man denkt, wie manche gequälte Seele hier Ruhe gefunden hat oder — wie manche arme lebenslustige Seele sich hier zur Ruhe gequält hat — wie man's nimmt. Jetzt hallen fröhliche Kinderstimmen durch die langen Korridore, denn ein Mädchenpensionat hat die Räume okkupirt.

Damit haben wir die Sehenswürdigkeiten erschöpft, und wenn du dich, mein liebenswürdiger Begleiter, einmal eingehender mit der Stadt befassen willst, so rathe ich dir, den Sonntag nach Frohnleichnam dazu zu wählen. Da prunkt ganz Fulda im Festschmuck, um der alljährlich an diesem Tage stattfindenden Frohnleichnamsprozession ein würdiges Relief zu geben, die mit größtem Pomp in Szene gesetzt wird und stets eine große Masse fremder Gäste der Stadt zuführt.

W. S.

September.

(Hiezu das Bild S. 1004.)

Schon trüber ist der Tag geworden,
Und rascher flieht der Stunden Lauf,
Der Seele gehen allerorten
Gedanken wie vom Scheiden auf.

Dann mahnt der Bäume Laub, das falbe,
Verhaucht ist schon der Blumen Duft,
Es kommt der Herbst, der auch die Schwalbe
In eine andre Heimat ruft.

Wir bleiben hier — laß jene ziehen,
Schau' nicht in Sehnsucht ihren Flug,
Du brauchst die Heimat nicht zu fliehen,
Sie birgt des stillen Glücks genug.

Und suchst du auch umsonst die Rose
Auf deines Lebens blum'ger Saat,
Die Aster und die Herbstzeitlose
Blühn auch im Herbst auf deinem Pfad.

Fr. Xav. Seidl.

Die kaiserliche Universität in St. Petersburg.

Von

M. B.

(Nachdruck verboten.)

Von der russischen Studentenwelt ist in den letzten Jahren so oft die Rede gewesen, daß ein flüchtiges Bild der St. Petersburger Alma mater wohl in diesen Blättern eine Stelle verdienen dürfte.

Folge uns, lieber Leser, in die neue Zarenstadt, in denjenigen Theil derselben, der den Namen „Basilius-Insel" (Wassilii-Ostrow) führt — an den rechten Kai der stolzen Newa. Hier befindet sich — neben der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften — die kaiserliche Universität, ein langes, aber äußerst schmales Gebäude von auffallender Bauart, aufgeführt zur Zeit Peter's des Großen und ursprünglich Sitz der „zwölf Kollegien", einer seiner Lieblingsschöpfungen. Zu ihr zählt ein physikalisches Observatorium, welches mehrere Nebengebäude, wissenschaftliche Sammlungen, Bibliotheken, Amtswohnungen der Professoren und Beamten u. s. w. enthält. Ohne auf die innere Einrichtung näher einzugehen, welche in ihrer Art interessant ist, wollen wir nur bemerken, daß der Korridor, der in zwei Stockwerken übereinander das Gebäude seiner ganzen Länge nach durchschneidet und die Hauptverkehrsader desselben bildet, zu den längsten seiner Art zählt; er soll, nächst einem ähnlichen Durchgang im Vatikan, der zweitlängste der Welt sein.

Die St. Petersburger Universität hat vier Fakultäten: die juridische mit einer Abtheilung für politische Oekonomie, die historico-philologische, physico-mathematische und für orientalische Sprachen. — Theologie und Medizin werden an besonderen Seminarien und Akademieen studirt.

Den Bestand der Universität bildeten im letzten Semester gegen 2200 Studenten und außerdem eine beträchtliche Anzahl Studirender oder „freier Zuhörer"; der Unterschied zwischen Jenen und Letzteren wird sogleich erklärt werden. Die Anzahl der Fächer, welche in jeder Fakultät obligatorisch gehört werden müssen, ist genau vorgeschrieben; das Belegen von anderen Fächern ist nicht üblich, da man durch eine jährliche Zahlung von 50 Rubeln (ungefähr 115 Reichsmark) das Recht erlangt, alle Vorlesungen in der Universität hören zu dürfen, was übrigens selten geschieht; man beschränkt sich meist auf die zum Examen verlangten Fächer und kümmert sich wenig oder gar nicht um andere Fächer, noch weniger um andere Fakultäten, zwischen welchen überhaupt eine strenge Scheidung besteht.

Der Eintritt als Student oder „freier Zuhörer" steht Jedem, ohne Unterschied der Stände, bei Zahlung obengenannter Summe, frei, doch muß man, um in die Matrikel der Studenten aufgenommen werden zu können, wenigstens siebenzehn Jahre alt sein, ein sechsklassiges Gymnasium mit dem Maturitätszeugniß absolvirt, oder das Abiturientenexamen direkt bei der Universitätskommission selbst bestanden haben. Sind diese Bedingungen erfüllt, so erlangt man die Rechte eines immatrikulirten Studenten, welcher in seinen Beschäftigungen, bei geringfügigen Vergehen und Ueberschreitungen des Universitätsstatuts der Kontrole und Strafe des Inspektors oder Prorektors, oder des Universitätsgerichts unterliegt, ferner das Recht auf Stipendien und Geldunterstützungen besitzt und überhaupt seiner gesellschaftlichen Stellung nach zum Ressort der Universität gehört. Die freien Zuhörer dagegen zählen nicht zum letzteren, unterliegen in keiner Hinsicht der Universitätskontrole, beziehen unter keinen Umständen weder Stipendien noch andere materielle Hülfsmittel, und können, auch nur bei Vorweisung von Maturitätszeugnissen, als Kandidaten endigen; den Grad eines Magisters erlangen sie nicht, sowie auch nicht das Diplom eines graduirten Studenten. Wir lassen sie im Folgenden ganz zur Seite und werden nur von den Studenten sprechen.

Die Fakultäten sind jede in vier Jahreskurse getheilt; in jedem Kursus verweilt man mindestens ein Jahr, höchstens zweieinhalb; hat man nach Ablauf dieser Zeit das Examen in den betreffenden höheren Kursus nicht bestanden, so muß man die Universität verlassen. Nach bestandenem Examen tritt man in den höheren Kursus; am Ende des vierten hat man das Schlußexamen zu machen und erlangt, je nach Leistung, den Grad eines Graduirten (mit der zwölften Rangklasse im Staatsdienst) — den eines Kandidaten (mit einer Klasse höher) oder den Magistergrad nach öffentlicher Disputation und Dissertationsvertheidigung.

Das Universitätsdiplom berechtigt zum sofortigen Eintritt in den Staatsdienst mit betreffender Rangklasse — gewöhnlich haben die Kandidaten den Vorzug. — Ausländische Diplome werden in Rußland nicht anerkannt.

Was nun die Studenten selbst anbelangt, so vereinigt die St. Petersburger Universität in sich gar verschiedene Elemente; es ist ein buntes Gemisch von jungen und älteren Leuten jeglichen Standes, jeglicher Nationalität, jeglichen Namens und Aeußeren, von der eleganten Salonkleidung an bis zum rothen Nationalhemde, langem Kopfhaar und Wasserstiefeln — letzteres kennzeichnet den krassen Nihilisten in seiner äußeren Erscheinung. Man trifft hier Repräsentanten der ältesten Landesfamilien, Söhne von Ministern und hochgestellten Würdenträgern, des höheren und mittleren Beamtenstandes — einige Sprößlinge der haute finance, der Geistlichkeit, und so fortlaufend bis zu den allerniedrigsten Schichten der Bevölkerung. Was die Erstgenannten anbelangt, so sind das meist Jünglinge, die in den privilegirten Anstalten, dem kaiserlichen Lyzeum und der Rechtsschule (wo nur Söhne der höheren und höchsten Civil- und Militärrangklassen Eingang finden) wohl ihre wissenschaftliche Ausbildung versucht haben, aber nicht weit gekommen sind, — sei es in Folge von vielfachen gesellschaftlichen und andern Abhaltungen, die sich besonders zahlreich in den genannten zwei Anstalten darbieten, sei es durch eigenen Unfleiß und Untüchtigkeit, oder etwa aus materiellen Gründen. Wie dem auch sein mag — man ist gewohnt, den privilegirten Ständen im Lyzeum und in der Rechtsschule zu begegnen, und versteht — sogar in St. Petersburg selbst — unter dem Begriff „Studenten" gewöhnlich nichts Gutes.

Diese Ansicht ist, wie gesagt, eine durchaus irrige und entspricht nicht dem wirklichen Thatbestand. Man sollte auch hier nicht Alle mit einem Kamm scheeren.

Die Mehrzahl der Studenten aber gehört jedenfalls den mittleren und sogar niederen Klassen an; es sind meist Söhne armer Eltern, welche, getrieben vom Durste nach „höherer Bildung und Kultur", nicht „bei ihrem Leisten bleiben", sondern, ausgerüstet mit nur wenig, ja fast gar keinen materiellen Mitteln — den weiten Weg aus der entfernten Provinz in die Hauptstadt zurücklegen in der kühnen Hoffnung, hier, bei voraussichtlich großer Nachfrage, durch Stundengeben und ähnliche Beschäftigungen sich die Mittel zum Lebensunterhalt und Beschaffung der Semesterzahlung zu erwerben und auf diese Weise ihr Leben zu fristen, oder durch Fleiß und gutes Examen ein Recht auf Stipendien zu erhalten.

Dabei lassen sie aber den Umstand ganz außer Acht, daß die Konkurrenz eine riesige ist, daß alle Zeitungen das ganze Jahr hindurch überfüllt sind von Angeboten „stellensuchender, präparirender Studenten", und daß es nur den Wenigsten gelingt, eine solche „Stelle" zu finden, was andererseits sehr erklärlich ist, denn welcher vorsorgende und um die Erziehung seines Sohnes besorgte Vater wird — ungeachtet des niedrigsten Honorars in der Welt — sein Kind von dem ersten besten Studenten für die Schule präpariren lassen, oder diesen gar als Hauslehrer und Erzieher in seine Familie aufnehmen? Welch' ernste und mannigfaltige Bedenken treten hiebei in den Weg, die erst nach Vorlegung tüchtiger Zeugnisse oder in Folge von eingehenden Erkundigungen über Charakter und Gesinnungsart des Betreffenden überwunden werden können?

Ein weiterer Umstand, den die angehenden Studenten gleichfalls nicht genug berücksichtigen, ist der, daß das Leben in Petersburg ein sehr theures ist; selbst die bescheidensten Ansprüche sind mit verhältnißmäßig großen Ausgaben verknüpft; schon ein ernsthaftes Studium an sich — von dem täglichen Lebensunterhalt gar nicht zu sprechen — erheischt namhafte Ausgaben, denn die allgemein üblichen lithographirten Vorlesungen der Professoren reichen für einen ernsthaft Strebenden nicht hin, und man ist auf verschiedene wissenschaftliche Bücher und Werke angewiesen, deren Ankauf beträchtliche Ausgaben verursacht.

Da ist nun so ein junger Russe aus der Provinz; kümmerlich und mühsam hat er sich in seiner Vaterstadt oder in der nächstgelegenen Gouvernementsstadt durch irgend ein Gymnasium oder geistliches Seminar hindurchgeschleppt und sich recht bescheidene Schulkenntnisse erworben — (denn die russischen Gymnasien und Schulen stehen noch lange nicht auf der richtigen Höhe; es fehlt an Geldmitteln, deßhalb an tüchtigen Lehrkräften, es fehlt auch an richtiger Organisation und gewissenhafter Leitung); was nun beginnen? Er steht vor der schwierigen Berufswahl — gewöhnlich rathlos, denn Eltern und Verwandte stehen einem „Gymnasiasten" gegenüber schon eine Stufe niedriger und verstehen ihm selten zu helfen; das elterliche Handwerk, der bescheidene, aber enge Bürgerstand sind ihm nicht genügende Aussichten. Der „geschulte Gymnasiast" strebt höher hinauf. „Auf die Universität; das Weitere findet sich dann später!" Das ist gewöhnlich der entscheidende Entschluß. Beseelt von dem einem Russen der Gegenwart so sehr innewohnenden Drange nach Aufklärung und Bildung, malt er sich die Studienzeit in den rosigsten Farben aus, überwindet muthig die sich ihm entgegenstellenden ersten Hindernisse und zieht, den Himmel voller Geigen, aber mit recht leerem Beutel, fröhlich und guter Dinge in irgend eine Universitätsstadt der Provinz ein. Aber schon nach wenigen Monaten läßt er den Kopf etwas sinken; die erhoffte „Stelle", die einträgliche Beschäftigung ist ausgeblieben, die Kasse schmilzt rasch. Auch fühlt er sich wohl in seinen Erwartungen, das Studentenleben betreffend, enttäuscht; überall nur die erbärmlichste Prosa, nichts von der rosigen Poesie, von den idealen Träumen, die er geträumt. Aber noch ist der gute Kern in ihm unbeschädigt, noch hofft er. Da heißt es denn gewöhnlich: „Nach Petersburg! Dort wird es besser gehen; die Großstadt bietet natürlich Beschäftigung und Erwerb in Hülle und Fülle." Im Gegentheil! Hier beginnt erst recht der Kampf um's Dasein, Entbehrung aller Art. Täglich wandert unser Freund in's Zeitungsbureau, wo er sein bescheidenes Inserat — mit hundert anderen, ähnlichen — zugleich deponirt hat; jeden Morgen mit neuen Hoffnungen und stets vergebens. Das gibt bittere Enttäuschungen. Er sieht die glänzenden Paläste, die prächtigen Equipagen mit ihren stolzen Insassen; er blickt in die hellen, im Lichterglanz strahlenden, gefüllten Restaurants; überall Pracht, Luxus, sorglose Verschwendung. Das macht ihn neidisch, verbittert ihn. Die Wissenschaft befriedigt ihn auch nicht; die trockenen Vorlesungen können seinen unruhigen Geist nicht fesseln; er bemüht sich, das Gehörte auf das praktische Leben anzuwenden, die Theorie und die Praxis zu vergleichen, und geräth dabei in die Brüche ... das Unvollkommene beschäftigt ihn besonders; er steht vor den schwierigsten Fragen der Praxis, rathlos, verwirrt, sein ganzes „Sein" ein Zweifel ... Schon diese Stufe ist eine sehr gefährliche — von ihr bis zum Aeußersten sind nur einige Schritte — nur die Berührung mit Leuten auf ähnlicher Stufe; und das gibt und macht sich leicht, ja von selbst. Das Weitere mag der Leser sich selbst ausmalen; es ist eine traurige Existenz mit dunkler Zukunft, von Anderen, das heißt Nichtgesinnungsgenossen gemieden, ohne moralische Stütze, ohne Halt an Familie und Glaube — so geht es Schritt vor Schritt ... das Weitere vermögen wir nicht zu schildern und brechen ab.

Es ist hinreichend bekannt, daß an russischen Universitäten das Korporationswesen strengstens verboten ist; die Universitätsgesetze gestatten sogar keine zeitweiligen Versammlungen und Zusammenkünfte der Studenten, keinerlei allgemeine Berathungen und dergleichen. Eine natürliche Folge hievon ist, daß Jeder seine Wege geht, seinen persönlichen Interessen und Lebensanschauungen nachhängt, ohne sich im geringsten um Andere zu kümmern, ohne durch obligaten Umgang mit gleichgestellten jungen Leuten sich abzuschleifen, mit verschiedenen Ansichten kämpfend, seine eigene sich zu bilden. Die Mehrzahl der Studenten ist sich vollkommen unbekannt; Bekanntschaften werden meist in der Gesellschaft geschlossen, im Salon, auf Gesellschaften und Bällen; gefällt man sich gegenseitig, so werden die üblichen Besuche gemacht, erwiedert und je nach Bedürfniß fortgesetzt, dabei stets in streng gesellschaftlicher Form. Von einem richtigen kameradschaftlichen, studentischen Zusammenleben und -Gehoren ist und kann selbstverständlich kaum die Rede sein, abgesehen von einigen wenigen Kreisen, zusammengesetzt aus anderen Elementen, — wir meinen hier die Baltiker, deren es recht viele gibt und die natürlicherweise zusammenhalten.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Universitätsobrigkeit und verschiedene zu dem Zweck in's Leben getretene Wohlthätigkeitsvereine gar Vieles thun, um unbemittelten Studenten Unterstützungen zukommen zu lassen; zahlreiche Stipendien werden gegründet, Kollekten und freiwillige Beiträge gesammelt; ferner, während der Wintersaison, öffentliche Bälle und Konzerte veranstaltet, deren nicht geringe Einnahmen in die Studentenkasse gehen. Auch sind seit einigen Jahren verschiedene sehr zweckmäßige Einrichtungen in's Leben gerufen, welche für ärmere Studenten von größtem Nutzen sind; so gibt es zum Beispiel ein Speisehaus für Studenten, wo dieselben zu einem möglichst niedrigen Preise zu Mittag speisen können; eine andere Gesellschaft sorgt für billige Wohnungen u. s. w. Wie aus dem Gesagten hervorgeht, kann in dieser Beziehung der Petersburger Gesellschaft nicht unbedingt der Vorwurf gemacht werden, sie verhalte sich den Studenten gegenüber ganz passiv — in mancher andern Beziehung jedoch ist dieser Vorwurf ein gerechtfertigter. Wir erwähnten bereits oben, daß in St. Petersburg die Ansicht eine sehr verbreitete ist, die Universität sei die Quelle vieles Ueblen, weßhalb die Studenten in gesellschaftlicher Hinsicht einen fast unmöglichen Stand haben und mit Vorurtheilen aller Art kämpfen müssen.

Auch hier ist man stets bereit, das Schlechte aufzunehmen, das Gute abzuweisen. Es ist dieß aber ein Zustand, den nur die

Zeit gut machen kann; freilich unterliegt keinem Zweifel, daß die Studenten in ihrer Mitte gewisse Elemente aufzuweisen haben, deren verderblicher und schadenbringender Einfluß — wird er nicht in die gehörigen Schranken gestellt — in der That sich leicht breit machen würde ... man verzeihe uns hier die allgemeinen Ausdrücke ... Aber noch stehen solche Elemente zum Glück nur vereinzelt da, — man verweist sie zur Ruhe und hält selbst Wache, soweit man es vermag. Und sollte man nicht wachsam genug sein, so strebt man jedenfalls darnach, es zu werden, zum Schutze, zur Wohlfahrt seines Landes.



Literatur.

— **Die Universalgeschichte der Literatur zu schreiben, ist immer** ein gewagtes Unternehmen: denn es liegt außer der Möglichkeit selbst eines weitgesteckten Lebens, ebenso wie eines universell gebildeten Geistes, sich in alle Literaturen zu vertiefen, und bei den fremderen Literaturen wird man zumeist auf die zweite Hand, das heißt auf die Uebersetzung angewiesen sein. Der universelle Geist unserer Nation begnügt sich indeß nicht gerne mit der eigenen Literatur, er will auch die aller anderen wenigstens im Allgemeinen kennen lernen, und diesem Bedürfniß ist man vielfach mit Geschick entgegengekommen von Bouterweck und Rosenkranz bis auf Scherr herab. Otto v. Leixner bietet uns nun eine „Illustrirte Geschichte der fremden Literaturen in volksthümlicher Darstellung" (Leipzig, Spamer). Der Verfasser, der sich, wie aus allen Seiten hervorgeht, auf eine umfassende Lektüre, namentlich auch der Literaturgeschichte stützt, hat die Völkergruppen zusammengestellt und führt jedes Volkes Literatur von der ältesten bis auf die neueste Zeit durch, wodurch wir die volle Entwicklung der einzelnen Nationalliteratur vor uns haben, während allerdings die Mischung der Strömungen etwas mehr zurücktritt. Diese darzustellen, mag einem andern Werke vorbehalten bleiben. Der Verfasser ist ein klarer, philosophisch gebildeter Geist, der überall auf das Charakteristische losgeht und es sicher erfaßt, maßvoll und fein in seinem Urtheil. Dem eigenen Urtheil des Lesers kommt das Buch durch zahlreich eingestreute Stücke aus den Dichtern und Prosaisten in den besten Uebersetzungen entgegen und gerne haben wir bemerkt, daß auch diese überall angeführt sind. Die Leser des Buches würden es sicher bei einer zweiten Auflage danken, wenn diese Bibliographie noch ausführlicher wäre, denn bibliographische Mittel stehen den Wenigsten zu Gebote. Der Verleger hat es an einer schönen Ausstattung und reichem Bilderschmuck nicht fehlen lassen; wir empfehlen für den Schlußband ein gutes Register.

— **Die Novellen von Marie von Ebner-Eschenbach liegen seitab** von der großen Heerstraße unserer Erzähler. Sie hat ein durchaus eigenartiges Talent, das seine Vorwürfe wie die Ausführung einer tief innerlichen Intuition verdankt. Diese Intuition hat vielleicht mehr noch als die Erfahrung an jenen Aphorismen Theil, mit denen die Verfasserin vor einigen Jahren die Lesewelt überraschte. Die „Neuen Erzählungen", welche die Verfasserin in einem Bande gesammelt (Berlin, Erhardt), tragen jede ein ganz besonderes Gepräge in der Erfindung; es sind seltsame Gegensätze und doch verschmelzen sie zuletzt in einem harmonischen Geiste. Der tiefe Ernst der feinpsychologischen Erzählung „Nach dem Tode", der liebenswürdige Humor der „Freiherren von Gemperlein", die originelle Frische von „Lotti, die Uhrmacherin" und das feine Stimmungsbild des „Kleinen Romans" — sie alle fesseln durch einen eigenthümlichen, besonderen Reiz; über allen schwebt ein ruhiger, geläuterter Geist, die feine Hand der Frau, die wie ein guter Genius in ihrem Hause, ihrer Domäne, — und das ist hier die der Erzählung — waltet. Auch wo wir die schweren Schwingen ernsten Schicksals rauschen hören, nimmt uns ihr anmuthiges Erzählertalent den Alp von der Seele, und daß sie auch die heiteren Saiten anzuschlagen versteht, davon sind diese Gemperlein ein ganz köstliches Beispiel.

— **Die Frauen haben in unserer klassischen Literaturperiode** einen ganz eminenten Einfluß geübt, und die Literaturgeschichte hat sich namentlich ihrer Briefe zu tieferen Einblicken in die Zeit und ihre Strömungen bemächtigt. Charlotte v. Kalb war unstreitig einer der interessantesten Charaktere jener Zeit und ihre Beziehungen zu Schiller und Jean Paul haben namentlich die Theilnahme auf sie gelenkt. Ihre Neigung zu dem Letzteren, welche sie anfangs innerlich so glücklich gemacht, und die sie später als einen Irrthum erkannt, tritt in der eben unter dem Titel: „Briefe von Charlotte v. Kalb an Jean Paul und dessen Gattin", herausgegeben von Paul Nerrlich (Berlin, Weidmann), erschienenen Biographie in ungemein fesselnder Weise zu Tage und wir folgen diesem geistigen Liebesverkehr mit gespannter Aufmerksamkeit. Die Briefe gehen von 1796—1821 und öffnen die tiefsten Blicke in ein Menschenherz, das nicht nur von den nachgeborenen Kritikern, sondern auch von den Zeitgenossen auf die entgegengesetzteste, absprechendste oder enthusiastischste Weise beurtheilt wird. Deßhalb ist es wichtig, sie selbst sprechen zu hören, um sich ein eigenes Urtheil zu bilden. Der Herausgeber hatte die mühsame Arbeit, nicht nur die Orthographie, sondern auch die Chronologie der Briefe festzustellen.

— **Die Insel Borneo, im malayischen Archipel, welche das** deutsche Reich bei Weitem an Areal übertrifft und so ungemein reich an Naturschätzen wie an seltsamen Offenbarungen des Menschenlebens ist, hat in der deutschen Literatur noch immer nicht die ihr gebührende Beachtung gefunden. Doch nun liegt vor uns ein Prachtwerk, das unser Landsmann Karl Bock zuerst in englischer Sprache herausgab und das jetzt in deutscher Uebersetzung von R. Springer unter dem Titel: „Unter den Kannibalen auf Borneo. Eine Reise auf dieser Insel und auf Sumatra" (Jena, Costenoble), erschienen ist. Der gelehrte Reisende besuchte Borneo und Sumatra zunächst zu naturhistorischen Zwecken, hat aber auch der Landeskultur und der Bevölkerung sein volles Augenmerk zugewandt. Der Verfasser erzählt nun seine Erlebnisse in ganz anziehender Form, ohne lehrhaften Ton und ohne die Trockenheit des Tagebuchstyls, und er hat viel zu erzählen, denn er hat viel erlebt auf jenem Inselkoloß, „wo ein Affe von einem Ende zum andern gelangen könnte, ohne den Boden zu berühren", vielfach hat sein Fuß noch unberührten Boden betreten. Er erfreute sich ebenso freundlicher Aufnahme an dem Hof des Diamantensultans von Kutei, wie er sich bei dem Menschenfresserhäuptling Dibun Mobang Unterwürfigkeit zu erzwingen wußte. Der unerschrockene Reisende, der ein trefflicher Beobachter und Erzähler ist, versteht nicht minder gut mit dem Zeichenstift umzugehen und hat seine Arbeit mit zahlreichen (30) Farbenbildern von Landschaft und Personen geschmückt. Das Ganze aber, das Costenoble wirklich glänzend ausgestattet, nimmt einen ersten Rang in unserer Reiseliteratur ein und macht dem Verfasser wie dem Herausgeber gleiche Ehre.

— **Der heraldische Verlag von Wilhelm Rommel in Frankfurt** a. M. bietet uns sein Prachtwerk: „Die Staatswappen aller Länder und Völker nebst den Landesflaggen und Kokarden" in neunter verbesserter und vermehrter Auflage. Der k. k. österreichische Hauptmann Fr. Heyer von Rosenfeld, welcher sich als Wappenkundiger einen Namen gemacht, hat dieser Auflage seine besondere Aufmerksamkeit zugewandt und alle nöthig gewordenen Korrekturen vorgenommen, um das Werk zu einem fehlerlosen zu machen, was ihm denn auch wirklich gelungen. Die in der lithographischen Anstalt von Werner & Winter ausgeführten Blätter sind sowohl schwarz als in Farbendruck mit Gold und Silber ausgeführt. So elegant schon die erstere Ausgabe, bei der die Farben durch Schraffirungen sehr deutlich angegeben sind, so reich und elegant nimmt sich die Farbendruckausgabe aus. Der Preis von 4 und 10 Mark ist wirklich ein so mäßiger, daß das Werk all' den zahlreichen Freunden der Heraldik und den Berufszweigen, die solche Wappenbilder benöthigen, leicht zugänglich gemacht worden.

— **Oskar v. Redwitz, der Dichter der „Amaranth", hat eine** neue Dichtung vollendet, welche sich „Die Familie" betitelt. Der dogmengläubige Amaranthsänger der fünfziger Jahre hat sich bereits im „Odilo" als echter moderner Freigeist geoffenbart, und als solcher schildert er in seinem neuesten Epos die Poesie und den hohen ethischen Werth des Familienlebens, in dem er seine neue Religion, die Religion der Liebe aus Liebe und der Menschlichkeit aus Menschlichkeit, gefunden hat.

Bildende Künste.

— **Für die Konkurrenz um Entwürfe zu einem Mustertheater** hat der Ausschuß den Zeitpunkt zur Einreichung der Arbeiten auf den 30. Juni 1883 festgesetzt. Es ist eine recht rege Betheiligung dringend zu wünschen, damit durch diese Konkurrenz, wenn auch nicht gerade ein zur Ausführung fertiger Musterplan, so doch für die Erhöhung der Feuersicherheit praktisch zu verwerthende Gedanken gewonnen werden.

— **Die Stadt Cleve verherrlicht ihre Sagen, und hatte zuerst** mit Otto dem Schützen begonnen, dem nunmehr der Schwanenritter folgte, an den die Cleve'sche Sage ihre Herzoge knüpft. Am 27. August fand die Enthüllungsfeier statt. Das Denkmal macht in seinen bescheidenen Größenverhältnissen einen ganz angenehmen Eindruck. Den Grund bilden vier Brunnen, gleichsam das Wappen der Stadt, die Kleeblätter, darstellend. Zwischen ihnen erhebt sich ein quadratischer Unterbau, der in eine achteckige Säule übergeht. In Nischen der Säule stehen Beatrix, die Herzogin von Cleve, und ihre drei Söhne: Dietrich mit dem Schwert, Gottfried mit dem Horn und Conrad mit dem Ring. Auf der Säule steht wieder ein runder Block, mit dem untern Rande die Säule wie ein Dach überragend und nach oben hin sich etwas verjüngend. Dieser konisch gestaltete Block trägt die Figur des Schwanenritters, der in dem bekannten Kostüm mit Mantel, wie etwa Lohengrin im zweiten Akt der Oper, erscheint. Vor ihm hängt sein Schwert am Gurt, in der linken Hand hält er das Horn, mit der rechten berührt er den Kopf eines Schwanes, der sich mit seinem langen Halse schmeichelnd an ihm hinaufschmiegt. Ob der Schwanenritter lebensgetreu porträtirt ist, können wir nicht sagen — er sieht etwas grimmig drein, hat sogar, wenn wir recht gesehen, einen ziemlichen Schnurrbart. Die Statue und die Nischenfiguren sind aus Sandstein, von Bildhauer Custodis in Köln nach einem Entwurfe des Professors Steinle in Frankfurt ausgeführt. Unterbau und Oktogon bestehen aus belgischem Granit und sind von Steinmetzmeister Grod in Cleve hergestellt. In die vier Brunnen speien vier bronzene Schwanenhälse, von der Firma Pütz aus Köln geliefert, Wasser. Die ganze Denkmalskizze rührt von Baurath Vincenz Statz.

— **Der Bildhauer Schlüter aus Pinneberg, Schüler des Professors** Schilling, arbeitet an einer verkleinerten Wiedergabe (in Marmor) der berühmten Corrotini'schen Vase, welche hinter dem Palais des Dresdener Großen Gartens steht und dessen Pendant seit dem siebenjährigen Kriege sich in Sanssouci befindet. Er hat auch eine Büste der Frau Maria Seebach vollendet, welche demnächst für die Berliner Ausstellung dahin abgeht.

— **Für Braunschweig hat der Dresdener Maler F. W. Heine** ein großes Schlachtbild (205 Centim. lang, 130 Centim. hoch) gemalt, das durch eine Kommission von braunschweigischen Offizieren unlängst beifällig begutachtet worden ist. Der Gegenstand ist auf das siegreiche Vorgehen einiger Kompagnieen des 92. braunschweigischen Infanterieregiments bei Vendome am 16. Dezember 1870 zurückzuführen und auf die dadurch erzielte Wegnahme einer feindlichen Batterie. Die Hauptperson auf dem Bilde ist Premierlieutenant v. Bernewitz.

— **Für das Panorama, welches an der Stelle des im Abbruch** begriffenen Struve'schen Hauses in der Prager Straße in Dresden in Vorbereitung ist, machen Maler Heine und Professor Louis Braun gegenwärtig in der Umgegend von Metz die nöthigen Lokalstudien.

— **Gegen Prämiirung von Künstlerarbeiten bei öffentlichen** Wettbewerbungen hat sich jüngst mit einigem Eklat eins der Häupter der belgischen Maler erklärt. Louis Gallait hat die ihm von der Jury der Internationalen Kunstausstellung für sein Bild „Die Pest von Tournay" zuerkannte goldene Staatsmedaille refüsirt. Die Ursache dieses Refüs ist keineswegs in einer Laune des greisen Künstlers zu suchen, sondern gründet sich vielmehr auf sehr ernste Motive. Gallait, heißt es, war niemals ein Anhänger der Zuerkennung von Preismedaillen anläßlich einer Ausstellung, und schon seit dem Jahre 1855 unterließ er es aus dem angeführten Grunde, seine Bilder zu den Pariser Ausstellungen zu schicken, weil das Reglement derselben nicht gestattet, daß ein Künstler seine Werke hors concours stelle. An der im Jahr 1862 in London abgehaltenen Ausstellung betheiligte er sich nur deßhalb, weil das Komite beschlossen hatte, für die Abtheilung der schönen Künste keine Auszeichnungen zu verleihen. Das Urtheil über Kunstwerke lasse sich nicht so feststellen, wie über industrielle Produkte beispielsweise, denn jeder Künstler, der als Richter berufen ist, habe seine eigenen Ansichten, die ihn in den meisten Fällen hindern, mit der nöthigen Objektivität seines Amtes zu walten. Eine Jury von Künstlern habe zu wiederholten Malen die Werke eines Eugen Delacroix von jeder Auszeichnung ausgeschlossen. Die Verleihung einer Medaille sei demnach keineswegs als Zeichen der Ueberlegenheit des betreffenden Bildes aufzufassen, sie bezeichne bloß die Konformität der Ideen des Autors des Kunstwerks mit jenen seiner Richter. Bei den großen internationalen Ausstellungen handle es sich übrigens in der Regel weniger darum, das wirkliche Verdienst auszuzeichnen, als gewissen diplomatischen Konvenienzen zu entsprechen. Im Prinzipe ist festgestellt, wie viele Medaillen an jedes einzelne Land verliehen werden sollen; die Mitglieder der Kommission des betreffenden Landes suchen mit allen Mitteln die Zahl der Medaillen für ihre Kompatrioten zu vermehren, und die mannigfachsten Intriguen werden gesponnen, ehe es zu einem endgültigen Resultate kommt. Solche Vorgänge spielen sich immer und überall ab, und welchen Werth könne man einer Auszeichnung beimessen, die in der Weise entstanden? Man werde es aus den angeführten Gründen begreiflich finden, daß Künstler, welche etwas auf ihre Autorität halten, nicht einwilligen können, sich in die Chancen eines solchen Wettkampfes einzulassen. Schließlich sei noch zu erwägen, daß die Medaillen nichts weiter als „Aepfel der Zwietracht, unter die Künstler geworfen", darstellen.

— **Auf der bayerischen Landesausstellung in Nürnberg erhielten** goldene Medaillen die Künstler Frz. Defregger, Wilh. Diez, Fr. Aug. Kaulbach, Frz. v. Lenbach, L. Loefftz, sämmtlich Maler, J. Hirt, Ferd. v. Miller, beide Bildhauer, J. L. Raab, Maler und Kupferstecher, und J. F. Vogel, Kupferstecher, sämmtlich von München, für ihre Werke der bildenden Künste, dann Claud. Schraudolph in der Abtheilung für dekorative Malerei 2c.

Musik.

— **Professor Aug. Haupt, Direktor des k. Instituts für Kirchenmusik** in Berlin und Organist an der dortigen Parochialkirche, feierte am 25. August seinen 72jährigen Geburtstag und sein fünfzigjähriges Jubiläum als Organist. Der würdige Jubilar empfing zahlreiche Glückwünsche und Geschenke, und ein Komite von Freunden und Verehrern theilte ihm mit, daß durch Sammlungen das Zustandekommen einer „Hauptstiftung" gesichert sei, welche talentvollen Jüngern der Tonkunst Stipendien gewähren solle.

Kultur und Wissenschaft.

— **Ueber die deutschen Expeditionen zur Beobachtung des Venusdurchgangs** am 6. Dezember d. J. werden jetzt die näheren Einzelheiten bekannt. Der ganze Verlauf der Erscheinung, welche etwa sechs Stunden dauert, ist nur in Amerika sichtbar. Von den vier deutschen Expeditionen gehen zwei nach Nord-, zwei nach Südamerika. Die nördlichste begibt sich nach dem Städtchen Hartford (Connecticut), die zweite Expedition nimmt ihren Aufenthalt in Aiken (Südcarolina), die dritte Expedition läßt sich in Bahia-Blanca (Patagonien) nieder und endlich die südlichste richtet sich an der Magelhaensstraße zu Punta-Arenas (zu Chile gehörig) ein.

Erfindungen.

— **Deutschland tritt jetzt mit den Engländern und Amerikanern** in Bezug auf den Bau von Glühlichtlampen in die Schranken. Abgesehen von der Siemens'schen Lampe, die bisher wenig von sich reden ließ, haben jetzt Greiner & Friedrichs in Stützerbach eine Glühlichtlampe zur Patentirung angemeldet, deren lichtspendender Bügel nicht wie sonst aus Kohle, sondern aus Theer besteht und somit weniger zerbrechlich sein mag. Sie soll weniger Strom verbrauchen, als die bisherigen Lampen, und daher billiger arbeiten. Ueberhaupt bildet der Preis der Glühlichtlampen ein wesentliches Hinderniß gegen deren Verbreitung. 8—10 Mark für eine solche Lampe ist allerdings nicht viel, sie müssen aber nach ungefähr 600 Stunden Brennzeit theilweise erneuert werden, und dieß fällt sehr in's Gewicht. Edison verkündete seinerzeit urbi et orbi, er würde seine Lampen für einen halben Dollar (2 Mark) liefern.

— **Am 23. August fand in Southampton die Eröffnung der** 52. Jahresversammlung der Britischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften statt. Dr. C. Wilhelm Siemens, der neue Präsident der Gesellschaft, hielt die Eröffnungsrede, in welcher er hauptsächlich die in der elektrischen Wissenschaft gemachten Fortschritte beschrieb, namentlich auf dem Gebiete der Beleuchtung, welches mit jedem Tage an Ausdehnung zunimmt. Interessant waren seine Ausführungen über die Zukunft der Beleuchtung durch elektrisches Licht und das gewöhnliche Gas. Zur Beleuchtung von Gesellschaftszimmern, Speisesälen, Theatern, Konzerthallen, Museen, Kirchen, Lagerhäusern, Eisenbahnhöfen, Straßen, Druckereien und Fabriken, sowie der Kajüten und Maschinenräume auf Dampfschiffen werde dem elektrischen Licht trotz des höheren Preises desselben im Vergleiche zu dem gewöhnlichen Leuchtgase der Vorzug gegeben werden, letzteres aber stets der Freund des armen Mannes bleiben, denn Gas sei eine Institution von unendlichem Werthe für den Handwerker als Licht- und Heizungsmittel.

Handel und Verkehr.

— **Die Leipziger Buchhandlung J. M. Gebhardt, welche sich** vorzüglich dem Jugendschriftenverlag widmete, hat ihr goldenes Buchhändlerjubiläum gefeiert.

— **Die großartigste Schöpfung der Industrie wird die von dem** Ingenieur Roman Helper aus Missouri in Anregung gebrachte Eisenbahnlinie sein — wenn dieselbe zur Ausführung gelangt. Derselbe hat ein Projekt zu einer direkten Linie zwischen der Behringstraße, im äußersten Norden des amerikanischen Kontinents, und dem Kap Horn, an dessen südlicher Spitze, unter dem Namen „Die amerikanische interkontinentale Eisenbahn" veröffentlicht. Helper und seine Genossen erklären, daß dieselbe im Jahre 1892, also gerade vierhundert Jahre nach der Entdeckung der neuen Welt, dem Verkehr übergeben werden kann. Wenn die Unternehmer das nöthige Geld bekämen, so steht der Ausführung dieser Linie nichts im Wege; doch erregt der Kostenanschlag nicht geringes Bedenken. Die Bahn würde fast die ganze Entfernung zwischen den arktischen und antarktischen Polarkreisen, von 65° nördlicher bis zu 55° südlicher Breite und somit eine Länge von 7500 Meilen durchlaufen, und wenn man 25 Prozent für Abweichungen von der geraden Richtung hinzunimmt, gegen 9500 Meilen durchlaufen. Legen wir den in Amerika üblichen Typus der sechsundfünfzig Pfund per Fuß schweren Schienen zu Grunde, so würde das Gewicht der einspurigen Bahn per Meile 88 Tons betragen und dann würden nicht weniger als 836,000 Tons an Schienen für die Konstruktion dieses Schienenwegs erforderlich sein, der jedoch doppelspurig anzulegen sein würde, um den Bedürfnissen des Transports zu genügen. Weitere Berechnungen führen in's Ungeheure.

— **Der Bau der Bahn auf den Niederwald wird spätestens in** einem Jahr dem Verkehr übergeben.

— **Die beiden Herbsttouren nach Paris und Italien, welche das** Stangen'sche Reisebureau unternahm, sind glücklich vom Stapel gelaufen. — Die nächste Gesellschaftsreise nach Spanien wird am 6. Oktober angetreten und ist wieder bis Gibraltar ausgedehnt. Diese Reise dauert 40 Tage und kostet 1600 Mark. Für die projektirte Reise nach Indien wird Anfangs September ein illustrirtes Spezialprogramm ausgegeben werden.

Gesundheitspflege.

— **Das Neueste auf dem Gebiete der Operationstechnik ist, wie** ein englisches Fachblatt berichtet, die Verwendung von Nerven zum Vernähen von Wunden. Früher wurde dazu Seide oder Silberdraht verwendet, deren Wiederentfernung aus der geheilten Wunde aber oft Schwierigkeiten machte. Seit Einführung der antiseptischen Wundbehandlungsmethode sann man auf ein aus organischen Substanzen bestehendes Nähmaterial, das, nachdem es die Vereinigung der Wundränder bewirkt, während des Heilungsprozesses in der Wunde selbst einheilen konnte: man erfand das sogenannte Katgut, das sind Thierdärme, die besonders präparirt und zu Fäden zusammengedreht sind. Und es ist Thatsache, daß ein großer Theil der Menschheit, nämlich alle Diejenigen, die sich einer Operation unterwerfen mußten, auf diesem Wege thierische Bestandtheile dauernd aufgenommen haben, allerdings ohne jeden Schaden. Doch auch das Katgut scheint nicht das Ideal eines Nähfadens zu sein, und so kamen denn englische Chirurgen auf den Gedanken, thierische Nerven dazu zu verwenden. Als Material wurde der Nervus ischiaticus des Kalbes benutzt, und dieser soll sich durch größere Festigkeit und Glätte vor dem bisher gebräuchlichen Katgut auszeichnen.

— **In Gotha hat die 84. Feuerbestattung stattgefunden.** Es war die Leiche des Dr. jur. Schönau.

— **Die Fabrikation künstlicher Zähne in den Vereinigten Staaten** bildet einen bedeutenden Industriezweig. Es bestehen im Lande zwölf Fabriken, welche künstliche Zähne herstellen und alljährlich gegen zehn Millionen liefern, wonach auf jede fünfte Person der Bevölkerung des Landes ein künstlicher Zahn kommen würde. Der Gesammtabsatz der künstlichen Artikel macht jährlich einen Werth von etwa 1,000,000 Dollars aus. Die zu ihrer Herstellung nöthigen Materialien bestehen in Feldspath, Porzellanerde und Bergkrystall. Das Färben wird mittelst Platinum, Titanium und Gold bewerkstelligt. Der Feldspath und der Bergkrystall werden einer Rothglut ausgesetzt und dann in kaltes Wasser geworfen. Hierauf werden sie in Wasser so fein zermahlen, bis sie obenauf schwimmen. Mit der Färbesubstanz verbunden, wird das so gewonnene Pulver in Messingformen einer intensiven Hitze ausgesetzt. Dieses Verfahren ist schwierig. In der früheren Zeit schnitzten die Dentisten die Zähne für ihre Kunden zu. Gold zum Füllen der Zähne wird alljährlich in einem Werthbetrage von 500,000 Dollars verbraucht. Blei benutzte man zu diesem Zwecke vom Jahre 1778 an bis 1833. Es gibt in New-York auch Dentisten, welche sich der Diamantfüllungen bedienen, und in Paris zeigen Dentisten in den Blättern an, daß sie diamantene Stifte und smaragdene Pfropfen anwenden. Das Füllen der Zähne wird bedeutend durch Arbeit ersparende Maschinen und künstliche Instrumente erleichtert. In den Vereinigten Staaten werden zahnärztliche Instrumente, Geräthschaften 2c. für die ganze civilisirte Welt verfertigt. Eine gewöhnliche Ausstattung der nothwendigsten Geräthe und Instrumente pflegt einem Dentisten stets auf 500 Dollars zu stehen zu kommen.

Feste und Versammlungen.

— **Vom 11.—15. September tagt in Wiesbaden die „Allgemeine** Bädervereinigung" (Vereinigung der Kurdirektionen, Brunnenverwaltungen und Mineralwasserhändler). Es gelangen auf diesem Kongresse eine Reihe für die Bade- resp. Kurorte, sowie für die Mineralwasserhändler sehr wichtiger Angelegenheiten zur Berathung, so daß eine zahlreiche Betheiligung der Interessenten zu erwarten ist. Zu Ehren der Theilnehmer werden außerdem an den genannten Tagen in Wiesbaden besondere Festlichkeiten veranstaltet werden.

Sport.

— **In London hat sich vor Kurzem ein Tricyclingklub gebildet,** dem auch acht Damen angehören.

— **Die große Elbsegelregatta auf der Unterelbe bei Hamburg** verlief in Folge des heftigen Südwestwindes nicht ohne Unfälle, die jedoch sämmtlich ohne ernste Konsequenzen verblieben. Das Boot „Diana", gesegelt von Wilkens, kenterte bei Neumühlen, und zwei andere Boote, „Hans" und „Jupiter", segelten voll. Von allen drei Fahrzeugen wurde die Mannschaft gerettet. Die konkurrirenden Boote waren in sechs Abtheilungen getheilt. Die kürzeste Zeit stromab gebrauchte das Boot „Auguste" von Kramer (Abtheilung der Boote über 9 Meter Länge Wasserlinie), nämlich 1 St. 57 M. 6 Sek. Dasselbe Boot erreichte auch mit 3 St. 11 M. 27 Sek. die kürzeste Totalzeit. Stromauf (mit der Flut) ging die „Petroleuse" (Abtheilung für offene Kielboote unter 5,50 Meter Länge) von Baas in 55 M. 49 Sek. (Total 3 St. 27 M. 2 Sek.)

— **Bei dem Fieldtrial-Meeting (Hühnerhundprüfungsuchen) zu** Othée bei Lüttich, welches sich der internationalen Hundeausstellung zu Spaa anschloß, gewann der Pointerhund Wotan von Friederich zu Köln aus der Zucht der Wolfsmühle (Prinz zu Solms-Braunfels) das erste Rennen, und Bang-Bang des Mr. Lowe die zweite Konkurrenz. Bang-Bang hat in England mehrfach Proben seiner großen Leistungsfähigkeit abgelegt. Derselbe war zweiter im Fieldtrial-Derby (Sieger in der Pointerklasse) und Sieger der Champion Stake zu Shrewsbury.

Mode.

— **Die schönen Tage des Herbstes pflegen dem Reitsport der** Damen besonders willkommen zu sein. Sie beleben auch stets das Interesse an Neuigkeiten der Reittoilette und sind ein günstiger Zeitpunkt zur Wiederholung praktischer Rathschläge auf diesem Gebiet. Ein Reitkleid von leichtem, schwarzem oder marineblauem Tuche gilt im Allgemeinen immer als die kleidsamste Toilette; sind der Schnitt und die Ausstattung derselben auch in gewissem Sinne der jeweiligen Mode unterworfen, so ist eine chevalereske Eleganz und ein männlicher Charakter doch die feststehende Regel. Das erstreckt sich von dem Hute, der farbigen Herrenkravate, der Rose im Knopfloch als einzigem Schmuck, bis auf das Hemd und die Stiefeln der Amazone. Das moderne Reithemd der Damen ist nach Stoff, Chemisette, Kragen und Manschetten genau dem Herrenhemd kopirt. Hellfarbiger Foulard mit buntem Erbsmuster, feiner weißer Flanell mit farbigen Sportemblemen, gemusterte Baumwollengewebe sind gleich beliebt. Das wildlederne Beinkleid mit elastischem Gurt um die Taille ist ein ganz unentbehrlicher Bestandtheil einer praktischen Reittoilette; wo es nicht eng an den Knöchel anschließt, hält es ein Steg unter dem Stiefel fest. Der jetzt moderne Reitstiefel der Damen mit seinem hohen, vorgeschobenen Absatz ist mehr elegant als praktisch, und am bewährtesten und bequemsten bleibt die Form des gewöhnlichen Herrenstiefels mit langem Schaft, dessen Absatz so lang und breit sein muß wie die Ferse selbst. Das Tragen von Knöpfstiefeln beim Reiten muß widerrathen werden, und auch die Stiefelette mit Gummizug hat an dieser Stelle viel gegen sich. Das Reitkleid wird im Allgemeinen nicht mehr so lang getragen als früher. Handelt es sich um Promenadenritte, so überhängt es etwa um eine Fußlänge den Steigbügel; bei Ritten im Terrain oder auf der Jagd kann aber nicht genug davor gewarnt werden, das Kleid über die untere Kante des Pferdeleibes hängen zu lassen. Nur eine irrthümliche Meinung ist der Ansicht, es hänge von der Länge des Kleides ab, ob die Füße der Reiterin im Galopp bedeckt bleiben. Das erreicht allein ein praktischer Schnitt, richtiges Maß der Länge und Weite. Ein richtig geschnittener, die Freiheit des in der Gabel ruhenden Kniees gehörig berücksichtigender und doch enger, kurzer Rock fliegt niemals auf und erübrigt völlig die an sich ungemein unpraktische Vorbeugungsmaßregel, des in den Saum genähten Schwertes. Will die Reiterin ein geeignetes Arrangement treffen, um sich auch zu Fuß möglichst bequem im Reitanzuge zu bewegen, so bringt sie an der innern Seite des Rockes etwa acht bis zehn vom Gürtel aus zu dirigirende Aufzüge an, die aber, der gleichmäßigen Rundung wegen, peinlich ausgeprobt werden wollen. Auf dem Lande, und besonders des Morgens, hat es durchaus kein Bedenken, daß die Dame den oberen Theil der Taille zurückschlägt und das elegante Sporthemd von Foulard oder gemustertem Flanell sehen läßt. Die Reiterin grüßt zu Pferde mit der Reitgerte. Früher, vermuthlich zu einer Zeit, wo die Frisuren das besondere Befestigen des Hutes am Kopfe nicht erforderten, gebot die Courtoisie einer Amazone von Erziehung, ihre Königin, aber auch nur diese allein, durch Pariren des Pferdes und Abnehmen des Hutes zu grüßen. Der um den Reithut geschlungene übliche blaue Schleier kann wohl auf der Promenade lang herabhängen, muß aber auf der Jagd so kurz weggebunden sein, daß er in erhöhtem Tempo das Gesicht der Reiterin nicht belästigt.

— **Der moderne Luxus hat in den letzten Jahren den Requisiten** des Schreibtisches viel Aufmerksamkeit zugewendet. Sie werden mit Vorliebe in die launischen Bewegungen gewisser Tagesliebhabereien auf dem Gebiete der Toilette gezogen, und namentlich die Details des modernen Damenschreibtisches machen hier ganz bestimmte Richtungen mit. Die Eidevantepeche der schottischen Muster in den Geweben brachte auch die schottische Schreibtischeinrichtung: da hätte ein einziger andersfarbiger Crayon uns unfehlbar die ganze Harmonie des reizend bunten Charivaris gestört. Selbst das Briefpapier nahm die Musterungen und Farben unserer schottischen Schärpen an. Heute ist die ausgesprochene Vorliebe für Ruhe und Anspruchslosigkeit in der Farbe, für Schwere und Gediegenheit auf der einen und kokette Originalität auf der andern Seite, wie sie in der Tagesmode liegt, auch die Signatur der eleganten Schreibtischausstattung. Man hat wohl die übermüthig großen, lachenden Modeblumen, welche die letzte Saison noch in der Schleppe versteckte, auf jedes seiner Details geworfen, hier Sonnenblumen, dort glühende Kresse oder bunte Nelken; aber das macht sich auf der Folie des ruhigen schwarzen Sammets der Mappe, des kleinen Notizbuches, an dem Täschchen für die Karten, dem Kalender u. s. w. ganz ungemein hübsch und apart. Man überzieht Alles dieß auch mit denselben stillen, orientalischen Ornamenten wie das Tabouret am Kamin und die Decke auf der Chaiselongue. Dazu stimmt dann prächtig das cuivre poli der Leuchter, des Schreibzeuges, jener verschiedenen, antikförmigen Schalen und Schälchen, die heut auf einem eleganten Damenschreibtisch placirt sein wollen. Für luxuriöse Herrenzimmer eignen sich besonders Schreibtischarrangements von Juchten oder hellfarbigem Leder. Sie erscheinen immer vornehm und anspruchslos; das Wappen oder die Chiffre in wuchtigen Initialen sieht man ebenso oft in Metall aufgelegt als in feinfarbiger Mosaik hergestellt. Hieher gehört auch das massige Falzbein mit dem modernen Eulenkopf, der die frühere Vorliebe für den Mops oder einzelne Sportembleme im Augenblick abgelöst zu haben scheint, die bequemen, wenn auch nichts weniger als graziösen Korkfederhalter, der funkelnde Briefbeschwerer, der praktische Bloc, Alles mit der Physiognomie dieses urplötzlich modern gewordenen Nachtvogels. An Stelle des gemalten Ahorn- oder des geschnitzten braunen Holzes ist überwiegend das helle, feine Holz der Olive getreten. Hie und da sieht man den Schreibtisch ausschließlich damit ausgestattet; immerhin erscheint es aber im Wechsel mit dunklen Farben von besserer Wirkung. Der Damenschreibtisch hat für seine verschiedenen kleinen toaps neuerdings eine Vorliebe für Korallenimitationen und Arrangements alter Münzen und orientalischer Schmuckstücke. Der Georgsthaler als Signatur der Briefbogen, der Colliers, der Visitenkartentaschen und der Armbänder ist ja bereits wieder out of fashion und die große silberne Spinne, die als Glückssymbolum den Pilz abgelöst und auf schwarzen oder olivenfarbenen Sammetmappen ein beliebtes Vielliebchengeschenk bildete, ist heut nicht mehr neu genug, um sie noch gerade so modern zu erklären, wie es jetzt etwa die Korallenhand mit dem ausgestreckten Finger ist, der Schutz der Italienerin „gegen den bösen Blick". Diese rothe, schützende Hand verdrängt nun die Initiale auf dem Briefbogen, den Strauß bunter Nelken von der Plüschmappe, das kleine silberne Wappen von der langen, stumpf schwarzen Gänsefeder, aber der moderne Luxus lacht und fragt: „Madame, für wie lange?"

Denkmäler.

— **In den letzten Tagen hat man mit der Errichtung des Lessing-**Denkmals in Frankfurt a. M. vor dem Bibliothekgebäude am Obermain begonnen.

— **Thorwaldsen's Löwe in Luzern, welcher bislang der Familie** Pfyffer gehörte, die ihn zum Andenken an die 1792 bei der Vertheidigung der Tuilerien gefallenen Schweizer anfertigen ließ, ist nunmehr in den Besitz der Stadt übergegangen.

— **In Sebastopol ist am 30. August ein Denkmal enthüllt** worden, das dem Gedächtniß an die während des Krimkrieges gefallenen Italiener errichtet wurde. Die Kosten des Denkmals belaufen sich auf ungefähr 400,000 Rubel; dasselbe steht auf dem Wege nach Balaklawa.

Gestorben.

— Graf Aloisio Mocenigo, der letzte Sprößling des ruhmreichen Hauses, in Venedig, Mitte August.

— Ch. A. Hertz, dänischer Theaterdichter und Uebersetzer, 58 Jahre alt, am 21. August, in Kopenhagen.

— Dr. Franz Kürschner, Archivdirektor im k. k. Reichsfinanzministerium, Historiker, 42 Jahre alt, am 22. August, in Troppau.

— Hof- und Ministerialrath Dr. Fr. X. Ritter von Güntner, emer. Rektor Magnifikus der Wiener Universität und Direktor des allgemeinen Krankenhauses, 92 Jahre alt, in Ischl, am 24. August.

— Dr. theol. Philippi, Professor der Theologie an der Universität Rostock, am 28. August.

— Geh. Rath Lüders, kais. Generaltelegraphendirektor, in St. Petersburg, am 28. August.

— Professor J. v. Halbig, Bildhauer, 68 Jahre alt, in München, am 29. August.

— Ferdinand Lang, k. bayerischer Hofschauspieler in München, 72 Jahre alt, am 30. August.

— Edmund Jones, Führer der Chartistenagitation im Jahre 1848, Ende August, in London.

— Fürst Leon Radziwill, kaiserlich russischer Generallieutenant, letztes Glied der Ordination von Klock, 76 Jahre alt.

— Marquis von Manzanedo, Herzog von Santona, Grand 1. Kl. und Mitglied der Cortes, der reichste Mann Spaniens, in Madrid.

Ein leeres Grab.

Studie

von

Leo Warren.

(Nachdruck verboten.)

Jeder Fremde, welcher das Pantheon in Paris besucht hat, wird sich erinnern, daß ihm in einem vergitterten und verschlossenen Grabgewölbe ein Sarkophag gezeigt wurde als die Ruhestätte der sterblichen Reste Voltaire's, dieses großen Schriftstellers, welcher in so eminenter Weise den anmuthigen Witz, die skeptische Schärfe und die cynische und doch so liebenswürdig naive Rücksichtslosigkeit des französischen Nationalcharakters in sich vereinigte und welcher zur Zeit seines Lebens von der ganzen gebildeten Welt und von den ersten Regenten, wie Friedrich dem Großen und Katharina II., bewundert wurde. Das Pantheon wurde zur Revolutionszeit zum Ehrenbegräbnißplatz für die Besten der französischen Nation bestimmt, später dann zu einer Kirche geweiht, in der zweiten Revolution wiederum profanirt und endlich abermals der Kirche zurückgegeben.

Wir erinnern uns noch ganz genau des eigenthümlichen, halb peinlich wehmüthigen, halb beinahe komischen Eindrucks, den es auf uns machte, als der Führer uns die merkwürdige Wirkung des Echos in den Gewölben des Pantheons hören ließ, indem er auf ein wenige Schritte von dem Grabgewölbe Voltaire's aufgehängtes Tamtam schlug. Der eine Schlag vervielfältigte sich durch die weiten, ineinander laufenden Gewölbe hin zu einem so furchtbaren, gewaltigen Donner, daß man ganz entsetzt zusammenschrak und sich schon unter den Trümmern des zusammenkrachenden Gewölbes begraben wähnte. Diese Prozedur des Echos wiederholte sich mindestens alle Stunden einmal, so oft ein Führer mit einer Fremdengesellschaft in die Gewölbe hinabsteigt, und wir fragten uns damals, wie sich dieser unerhörte Lärm mit der oft besungenen und von Vielen während eines mühevollen Lebens heißersehnten Ruhe des Grabes vereinen lasse, und ob die großen Heroen der Nation nicht lieber unter dem grünen Rasen eines stillen, ländlichen Friedhofs von der Arbeit ihres Lebens ausruhen möchten, als daß sie hier in ihrem Ehrenmausoleum auf eine so greuliche Weise in ihrem Schlummer gestört werden.

Nun diese Grabstätte Voltaire's ist vor einiger Zeit der Gegenstand einer Diskussion geworden, welche immerhin ein gewisses Interesse darbietet, weil sie zu jenen Fragen gehört, die wohl kaum jemals eine vollkommene und genügende Lösung finden werden. Es wurde in der französischen Kammer der Antrag gestellt, dem Pantheon wieder seine kirchliche Eigenschaft zu nehmen und es seiner ursprünglichen Bestimmung eines von jeder Konfession unabhängigen Denkmals des nationalen Ruhmes zurückzugeben. Bei dieser Gelegenheit wurde durch einen Artikel des Journals «Le XIXe Siècle» eine alte Legende wieder aufgerührt, welche zur Revolutionszeit erzählt wurde, daß nämlich König Ludwig XVIII. die Ueberreste Voltaire's aus seinem Sarge im Pantheon habe herausnehmen und in die Seine werfen lassen. Man hat in Paris eine Zeitlang darüber gesprochen, aber, wie es scheint, die Sache über der tunesischen und ägyptischen Frage wieder vergessen; wir haben uns seinerzeit mit demselben Gegenstand eingehend beschäftigt und glauben in Bezug darauf Folgendes als ganz authentisch mittheilen zu können.

Voltaire starb in Paris am 30. Mai 1778. Seine Familie fürchtete, daß die Geistlichkeit in Paris ihm, der die Kirche und deren Diener in seinen Schriften so scharf angegriffen und oft so schneidend verspottet hatte, auf eine ostensible und kränkende Weise ein ehrenvolles Begräbniß versagen werde, und man wollte daher seine Leiche nicht in Paris zur Ruhe beisetzen. Ein Neffe Voltaire's, der Abbé Mignot, war Kommentator der Benediktiner von Scellières, einer Abtei, welche bei Romilly sur Seine liegt; der Prior der Abtei war Dom Pothérat de Corbières, und der Abbé Mignot sendete demselben die Leiche Voltaire's in einem Sarge von Blei, mit dem Auftrage, dieselbe beizusetzen. Der Bischof von Troyes, Monseigneur de Barral, erfuhr davon und wollte sich der Aufnahme der Leiche Voltaire's in die Abtei Scellières widersetzen, allein der Prior hatte dieselbe bereits vollzogen, der Bischof ließ es schließlich dabei bewenden. Der Schlußstein des Gewölbes, in welchem damals der bleierne Sarg mit den Gebeinen Voltaire's beigesetzt wurde, trägt heute noch die Buchstaben A. V.

Jene Beisetzung der Ueberreste Voltaire's steht zweifellos fest; wir haben uns den Text der darüber existirenden Dokumente, welche im Jahre 1807 sich bei dem kaiserlichen Notar Thomas in Romilly sur Seine befanden, notirt, und es wird unsere Leser die wörtliche Uebersetzung dieses Dokuments vielleicht interessiren. Dasselbe lautet:

> „Register für die Begräbnißakten des Conventualhauses der königlichen Abtei Notre Dame de Scellières in der Diözese von Troyes für das Jahr tausend siebenhundert achtundsiebenzig, aufgenommen durch uns Théodore Ricard, Advokat des Parlaments, Rath des Königs und Seiner Majestät Prokurator bei der königlichen Amtshauptmannschaft von Pont sur Seine, in Ausübung der Jurisdiktion während der Abwesenheit des Herrn Bailli.
>
> „Am heutigen Tage, dem zweiten Juni tausend siebenhundert achtundsiebenzig, wurde in dieser Kirche begraben Herr François Marie Arouet de Voltaire, gentilhomme ordinaire de la chambre du Roy, eines der vierzig Mitglieder der französischen Akademie, ungefähr vierundachtzig Jahre alt, gestorben in Paris am 30. Mai dieses Jahres, in diese Kirche gebracht am gestrigen Tage, wo er übereinstimmend mit seinem letzten Willen beigesetzt ist, bis es möglich sein wird, ihn nach Ferney überzuführen, welchen Ort er zu seinem Begräbnißplatz bestimmt hat.
>
> „Die erwähnte Beisetzung ist vorgenommen durch uns Dom Gaspard Germain Edme Pothérat de Corbières, Prior der gedachten Abtei, in Gegenwart von Messire Alexandre Jean Mignot, Abbé dieser Abtei, Rath des Königs in seinem großen Rath, Großrapporteur in der Chancellerie von Frankreich, Neffen des Verstorbenen; ferner von Messire Alexandre Marie François de Paule de Dompierre, Ritter, Herr von Hornoy, Fontaine, Blanche-Maison und anderen Orten, Rath des Königs in seinem Parlamentshof von Paris, Großneffe; von Messire Philippe François Marchant, Herr von Varennes, Stallmeister, maître d'hôtel des Königs, Cousin Germain des Verstorbenen; von Messire Mathieu Henri Marchant de la Houlière, Stallmeister, Ritter des königlichen und militärischen Ordens des heiligen Ludwig, Brigadier in der Armee des Königs, Kommandant des Königs in Salces, ebenfalls Cousin Germain, welche mit uns unterzeichnet haben."

Das Dokument ist in den Registern vollzogen durch den Abbé Mignot und die übrigen erwähnten Zeugen der Beisetzung.

In diesem Gewölbe der Abtei von Scellières ruhten die Gebeine Voltaire's bis zum Juli 1791. Damals erließ die Nationalversammlung ein Dekret in Betreff des nationalen Ehrenbegräbnisses, durch welches Frankreich dem großen Vorkämpfer der Revolution seine Dankbarkeit bezeugen wollte, und die sterblichen Ueberreste Voltaire's wurden nach Paris gebracht und in einem Triumphzuge, über welchen uns die Annalen jener Zeit ausführlich berichten, im Pantheon beigesetzt.

Schon bald nach der Restauration verbreitete sich nun jene eigenthümliche Nachricht, daß Ludwig XVIII. in einer Nacht des Jahres 1814 die Gebeine Voltaire's aus seinem Marmorsarge im Pantheon habe herausnehmen lassen, daß man sie nach Bercy am Ufer der Seine gebracht und dort in eine tiefe, mit Kalk gefüllte Grube versenkt habe. Diese Legende wurde auch in irgend einem Journal öffentlich erzählt, doch wurde niemals der geringste glaubwürdige Beweis für die erwähnte Thatsache beigebracht, welche von den Regierungsorganen allerdings ziemlich beiläufig und oberflächlich dementirt wurde.

Von einem alten Herrn, dessen Erinnerungen bis in die Zeit der ersten Restauration reichten und welcher vollkommen in der Lage war, auch geheime Vorgänge jener Epoche zu kennen, wurde uns eine charakteristische Anekdote über diesen Gegenstand mitgetheilt.

Als das Pantheon nach der Restauration zur Kirche geweiht wurde, habe man Ludwig XVIII. vorgeschlagen, die Asche Voltaire's, welche nicht würdig sei, in einem geweihten Tempel zu ruhen, von dort fortbringen zu lassen. Der König aber habe geantwortet:

„Nein, lassen wir ihn dort; es ist die größte Strafe für ihn, wenn er gezwungen sein wird, täglich eine Messe über seinem Kopfe lesen zu hören."

Wir halten diese Anekdote für durchaus wahrheitsgemäß, sie entspricht auch vollkommen dem Charakter Ludwig XVIII., welcher entschieden seiner ganzen Natur nach mehr geneigt war, sich an dem skeptischen Kritiker des Königthums durch ein geistvolles Bonmot zu rächen, als sich mit einer widerwärtigen und unedlen Verschleppung der Asche desselben zu befassen. Wir sind ganz überzeugt, daß es bei der Ablehnung des dem König Ludwig XVIII. gemachten Vorschlags sein Bewenden gehabt und daß Ludwig XVIII. niemals weder den Befehl noch seine Zustimmung zu einer Fortschaffung der Ueberreste Voltaire's gegeben; die Sache war damit erledigt, bis im Jahre 1864 Folgendes geschah:

Voltaire's Herz war unmittelbar nach seinem Tode bei der Einbalsamirung seiner Leiche in eine Urne von vergoldetem Metall gethan und nach dem Schlosse von Ferney gebracht worden, welches ja Voltaire, wie das vorerwähnte Dokument angibt, als seine letzte Ruhestätte bestimmt habe. Der Besitzer des Schlosses übergab nun im Jahre 1864 diese Urne mit

Voltaire's Herz der französischen Regierung mit der Bitte, demselben einen Platz in der kaiserlichen Bibliothek zu geben, inmitten der Schöpfungen der großen Geister der Nation. Der Kaiser Napoleon III. war dagegen der Ansicht, daß man dieses Herz mit den übrigen sterblichen Ueberresten des großen Dichters vereinigen und demselben einen Platz neben dem Sarg im Pantheon geben solle. Der Erzbischof von Paris, welcher um Rath gefragt wurde, stimmte der Meinung des Kaisers bei, unter der Bedingung jedoch, daß das Grabmal wirklich die Gebeine Voltaire's enthalte, wobei er an jene in den Jahren 1814 und 1815 aufgetauchte Legende erinnerte.

Der Kaiser gab nun den Befehl, den Sarg zu öffnen; dieß geschah und derselbe wurde vollkommen leer gefunden.

Wir erinnern uns in diesem Augenblick nicht genau, wo das Herz nach dieser überraschenden Entdeckung seinen Platz gefunden hat, ob auf der Akademie oder in der kaiserlichen Bibliothek; die Thatsache aber war nun zweifellos konstatirt, daß Voltaire's sterbliche Ueberreste sich nicht in dem Grabmal im Pantheon befänden, ebensowenig waren dieselben auch in der Abtei von Scellières. Das dortige Gewölbe, dessen Schlußstein die Initialen Voltaire's trägt, und die im Jahre 1791 erfolgte Ueberführung der Gebeine nach dem Pantheon steht historisch zweifellos fest. Napoleon ließ den Sarg wieder schließen und befahl das möglichste Stillschweigen über diese ganze Angelegenheit; nur ein Journal, der «Intermédiaire», welches von jenem Vorgang irgend etwas gehört haben mochte, brachte damals eine Erinnerung an jene erwähnte Legende, welche es mit allen möglichen Details ausschmückte, ohne indeß irgend welche Beweise anzuführen und ohne große Aufmerksamkeit damit zu erreichen.

Das Grab Voltaire's wurde im Pantheon den Fremden weiter gezeigt, und es geschieht dieß auch, soviel wir wissen, bis zu dieser Stunde; der Tamtam wurde weiter gerührt, aber die Thatsache steht fest, daß der Sarkophag leer ist und daß der Todtenschlaf des großen Genius durch das donnernde Echo nicht gestört wird.

Es bleibt nun die Frage übrig, wann, auf welche Weise und auf wessen Anordnung sind die Gebeine Voltaire's aus dem Pantheon fortgebracht und wohin sind dieselben gekommen? Wir glauben nach dem eben Angeführten nicht, daß es mit Wissen und auf Befehl Ludwig XVIII. geschehen sei, es bleibt also nur die Annahme übrig, daß die Oeffnung des Grabmals und die Fortschaffung der Asche entweder auf Befehl Karl X. oder ohne Wissen der Regierung durch die Geistlichkeit geschehen sei. Allein auch das Letztere läßt sich kaum annehmen, wenigstens soweit dabei eine offizielle Thätigkeit der kirchlichen Behörden anzunehmen wäre, denn in solchem Falle würde der Erzbischof von Paris im Jahre 1864 aus seinen Akten wohl über die Thatsache unterrichtet gewesen sein und den Zweifel nicht ausgesprochen haben, welcher den Kaiser Napoleon zur Oeffnung des Sarkophags veranlaßte.

Das Problem, welches hier vorliegt, wird schwerlich jemals gelöst werden; die Gebeine Voltaire's werden längst ihren Weg in die Atome des Staubes genommen haben, welche sich immer wieder zu neuen Gebilden zusammenfügen, um wieder und wiederum der Auflösung zu verfallen, und der große Geist, welcher seine Zeitgenossen bewegte und begeisterte, wird vielleicht lächelnd auf diese Welt herabblicken, in welcher man darüber debattirt, ob die Stätte, in der man die Ueberreste seiner irdischen Hülle vermuthet, eine Kirche oder ein profaner Tempel des Ruhmes sein solle.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Wiener internationales Schachturnier.

Unsere Ansicht, daß die modernen Schachturniere, in denen wochenlang täglich mit Abmessung der Zeit nach der Uhr gespielt wird, mehr ein Maßstab der Nervenkraft, welche vom Gesundheitszustande und Lebensalter abhängt, als der Begabung der Mitkämpfer sind, ist durch die Vorgänge des Wiener Turniers recht auffallend bekräftigt worden. So hat z. B. der ausgezeichnete englische Schachmeister Bird, der bereits in vorgerückten Jahren sich befindet und körperlich leidend ist, keine günstigen Erfolge erzielt. Wie vortrefflich Bird spielt, beweist jedoch die folgende Partie, die er dort gegen Mackenzie, den amerikanischen Vorkämpfer, gewonnen hat.

Partie Nro. 21.

Giuoco piano.

Weiß — Bird.	Schwarz — Mackenzie.
1) E 2 — E 4	1) E 7 — E 5.
2) S. G 1 — F 3	2) S. B 8 — C 6.
3) L. F 1 — C 4	3) L. F 8 — C 5.
4) C 2 — C 3	4) S. G 8 — F 6.
5) B 2 — B 4. Bird bevorzugt diese Fortsetzung, welche zwar die Stellung der Bauern auf der Damenseite schwächt, jedoch die feindlichen Figuren zurückdrängt	5) L. C 5 — B 6.
6) D 2 — D 3	6) D 7 — D 6.
7) A 2 — A 4	7) A 7 — A 5.
8) B 4 — B 5	8) S. C 6 — E 7.
9) S. B 1 — A 3	9) S. E 7 — G 6.
10) L. C 1 — E 3	10) C 7 — C 6. Ein Fehler, den Weiß geschickt ausbeutet.
11) B 5 n. C 6	11) B 7 n. C 6.
12) D. D 1 — B 3	12) L. B 6 n. E 3.
13) L. C 4 n. F 7 †	13) K. E 8 — E 7.
14) F 2 n. E 3	14) S. G 6 — F 8.
15) L. F 7 — C 4	15) S. F 8 — D 7.
16) 0—0	16) T. A 8 — B 8.
17) D. B 3 — D 1. Besser war sofort D. B 3 — C 2.	17) S. D 7 — C 5.
18) D. D 1 — C 2	18) L. C 8 — E 6.
19) L. C 4 n. E 6	19) S. C 5 n. E 6.
20) S. A 3 — C 4	20) S. E 6 — C 5.
21) D 3 — D 4. Schön gespielt.	21) S. C 5 n. E 4. Besser war E 5 n. D 4
22) D 4 n. E 5	22) D 6 n. E 5.
23) S. C 4 n. E 5	23) D. D 8 — C 7.
24) S. F 3 — D 4. Eine vorzügliche, glänzende Kombination.	24) T. B 8 — B 6.
25) S. E 5 — C 4	25) T. B 6 — B 8. Hier mußte T. B 6 — A 6 geschehen. Offenbar sieht Schwarz die Antwort des Gegners nicht
26) S. C 4 n. A 5. Weiß spielt meisterhaft mit den Springern.	26) T. B 8 — B 6.
27) S. A 5 — C 4	27) T. B 6 — B 8.
28) A 4 — A 5. Entscheidend	28) T. H 8 — E 8.
29) S. C 4 — E 5. Wiederum die schönste und erfolgreichste Fortsetzung.	29) K. E 7 — F 8.
30) D. C 2 n. E 4	30) T. E 8 n. E 5.
31) D. E 4 n. C 6. Noch stärker war D. E 4 n. H 7.	31) D. C 7 — E 7.
32) A 5 — A 6	32) D. E 7 — E 8. Dieser Zug kostet die Qualität. Schwarz hat jedoch keine Vertheidigung mehr.
33) D. C 6 — D 6 †	33) K. F 8 — G 8.
34) S. D 4 — C 6 und gewann nach einigen Zügen.	

Aufgabe Nro. 195.

Von Conrad Bayer.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 190:

Weiß.	Schwarz.
1) S. G 6 — H 8	1) K. B 5 — C 4.
2) S. H 8 — F 7	2) K. C 4 n. D 5, — B 5, — D 3.
3) L. D 1 — B 3 oder S. F 7 — D 6, — E 5 Matt.	

Kartenspiele.

(Redigirt von A. Hertefeld.)

Whist.

Aufgabe Nro. 44.

Treff-König wurde als Atout aufgedeckt.

Was spielen Sie in der Vorhand aus?

Auflösung der Aufgabe Nro. 43:

Skat.

Wenn Grün-Aß und -König im Skat liegen und der Spieler in der Vorderhand die lange Farbe anzieht, was durch das Fehlen der rothen Achte gerechtfertigt ist.

Spiel-Briefwechsel.

Hrn. v. H. in Charlottenburg. Wir bedauern, Ihren beiden Ausführungen nicht beipflichten zu können. Ad. 1 haben wir Ihnen unsere Ansichten in Nr. 44 dargelegt und würde es uns sehr erfreuen, wenn Sie uns Ihre Gegengründe anführen wollten. Ad 2 können wir den Beweis nicht gelten lassen. Wir sind durchaus nicht dahinter gekommen, daß der Spieler (Aufgabe 31) nur in dem einzigen Falle verlieren muß, wenn Der, welcher die Eichel-Sieben hat, in der Vorhand sitzt — halten vielmehr an der Ansicht fest, daß der Spieler unter den bewandten Verhältnissen stets verlieren muß. Hier handelt es sich nicht um Ansichten, sondern um positive Daten. Wir wollen uns gern vom Gegentheil überzeugen lassen und hoffen dieß auch von Ihnen.

Café Winkler in Erfurt. Der Eichelsolo mit sechs und allen Assen und Zehnen ist allerdings zu verlieren. Der Grand in der Vorhand mit zwei Matadoren, zwei Assen und deren Zehnen ist, wenn Spieler keine Augen in den übrigen Fauslekarten hat, unverlierbar. Besten Dank!

Abonnent aus St. Petersburg in Reval. Wir können doch nur solche Kombinationen als Aufgabe stellen, die auch wirklich zu lösen sind. Wollen Sie ein Skatspiel mit zwölf Matadoren verlieren? Für Ihre freundlichen Offerte besten Dank. Sie sagen aber selbst, daß Preference in Rußland nicht mehr viel Interesse erregt. Whist mit der Schraube ist bei uns wenig bekannt und bedarf einiger Vorbereitungen, doch wird uns die versprochene Aufgabe willkommen sein.

Hrn. Dickmann in Leipzig. Die Aufgabe bedingt, daß Spieler durch Schnitt von vorn verliert; wenn er nicht schneidet, so muß er demnach gewinnen. Sie schneiden nicht und lassen verlieren. Das lag nicht in der Aufgabe.

Richtige Lösungen sandten ein: Ferd. Freund in Wiesbaden. A. Braun in Hannover. P. D. S. in Eilenburg. Tante in Wien. Skatfreund in Budapest. Eichelsolo in Chicago. F. Gerloff in Bremen. Johanna L. in Berlin. Abonnent ?…ner in Dresden. Carl B. in Köln. M. R. jun. in Danzig. H. C. Vockeroth in Mühlhausen. Albers in Hamburg. Skatspieler in Hachenburg. Bulgo; Wüstner in Dresden. Peske in Koblenz. F. F. in Schmallenberg. C. W. in Posen. Hergenrath. H. Freytag in Berlin.

Rösselsprung Nro. 18.

sen	zen	ge-	rieth	ich	zen	dir	ge-
an-	mein	küs-	scher-	sicht	wort	ster-	schmer-
er	und	ses	rend	ver-	vor	ste-	nicht
blaf-	ist	sprä-	nur	tel-	mein	der	be
che	kann	wäh-	mund	daß	he	bet-	lie-
viel	willst	stolz	o	wort	mund	ni-	stol-
und	viel-	he	du	ser	ein	bes-	das
und	zu	die-	leicht	we-	sches	ze	höh-

Räthsel.

I.

Aengstlichen Zweifels nagende Sorge
Treibt auf die Lippen das fragende Wort.
Stille die Sorge, banne den Kummer,
Scheuche den Zweifel, den quälenden, fort.

II.

Beklagenswerther du, der mir verfällt,
Zu Sklaven mach' ich meine Unterthanen,
Nichts kann dir glücken mehr auf dieser Welt,
Wo nur der Starke sich den Weg kann bahnen.

III.

Eilst du zu mir in gläubig frommem Sinn,
So nehm' ich deine schwerste Last dahin.

IV.

Zwar bin ich klein, kann Großes doch erreichen,
Muß mir an Macht doch Schwert und Szepter weichen,
Ich spreche Recht in groß und kleinen Dingen,
Kann Manchen gar um Leib und Leben bringen.

V.

Herüber kling' ich dir aus alter Zeit,
Doch hab' ich nicht verloren die Bedeutung,
Noch suchst du mich in jedem Zank und Streit,
Will ich dir wohl, so ist dir's gute Zeitung.

Nun rathet die fünf Worte klar,
Und könnt ihr es erreichen,
So nehmt von einem jeden wahr
Das erst und letzte Zeichen,
Zwei Dichter findet ihr dann auf,
Wie wenige ihresgleichen;
Mög' erst in später Zeiten Lauf
Ihr Lebenslicht erbleichen.

Auflösung der zweisylbigen Charade in Nro. 48:

Urach.

Bilderräthsel 50.

Ein kürzlich ausgegrabenes antikes Relief, das, wie die lateinische Inschrift vermuthen läßt, von einem römischen Künstler herrührt, der sich eine Episode aus Alexander's des Großen Leben zum Vorwurf genommen hat. Wenigstens weisen sowohl das Relief als auch die Eigennamen der Inschrift auf die bekannte Geschichte vom Diogenes in der Tonne und Alexander hin.

Auflösung des Bilderräthsels 48:

Wenn i de Wahl (h)ätt', nehmet i lieber da die, wenn die a a bisle dappig is, 's is egal, i will am Ende lieber e dumme, wie die mit e re Kuppernas.

Briefmappe.

Hrn. Leop. Fr. in B. P. Beides leider nicht verwendbar.

Hrn. P. K. in B. Es gibt kein System, das für den Kaufmann ganz besonders geeignet wäre: Frey, Lehrbuch, Bern 1875.

Hrn. Frif. H. in Sp. Wir haben uns vergeblich nach einem solchen Buche umgesehen.

Hrn. A. G. H. F. in Gothenburg. Das Baudenkmal wird unseres Wissens erhalten bleiben. Jene Bilder haben wir zumeist schon gebracht: andere stehen uns theils in fertigen Holzschnitten, theils in Photographieen zu Gebote. Das Couvert ist ebensosehr Redaktionsgeheimniß, als der Inhalt.

Hrn. L. B. in Iserl. Vom gleichen Vater oder der gleichen Mutter — dann nicht möglich. Die Religion würde nicht trennen.

Hrn. Bauinsp. Z. R. in C. In der üblichen Form und Größe — ja.

Hrn. L. B. in Kobl. Sagen Sie uns das Nähere über Ihre Einsendung, wir erinnern uns nicht.

Fr. B. G., geb. K. in O. Wir meinten Holzzeichnen für den Holzschnitt, nicht Holzmalen.

Ein Abonn. in Schw. Wir haben in diesem Punkte keine Erfahrung: F. H. Dissel in Dortmund und Goy, the athletic and general outfitter, London, 21, Leadenhall street, liefern vorzügliche Velocipeden.

Alter Abonnent in Bath. Die Larven leben theils parasitisch im Körper anderer Insekten, theils in thierischen und pflanzlichen faulenden Körpern. Sie sind also dort niedergelegt und entwickeln sich außerordentlich schnell.

Eine für Mehrere. Wir glauben, daß diese Zeichenvorlagen, die Sie wünschen, nicht in ein Blatt wie das unsrige gehören: das können Sie ja in jeder Kunsthandlung haben.

Frln. E. S. in H. Der Ausspruch von Wordsworth ist ein Orakelspruch, der zahllose Deutungen zuläßt und aus dem Zusammenhang gerissen kaum eine einfache Deutung ermöglicht.

Hrn. Valentin H. in Baden-B. Ostern 1854 war am 16. April, 1855 am 8. April, 1856 am 23. März, 1857 am 12. April und 1858 am 4. April.

Abonnentin im „ungar. Bärenlande". Jännicke, Handbuch der Aquarellmalerei, Stuttg., Neff; die Farben können Sie von Marx' Farbwaarenhandlung in Stuttgart, Kanzleistr., beziehen.

Fr. W. v. U. in G. Ganz hübsch — aber wir haben für solche Stimmungsbilder keine Verwendung.

Wiener Verehrer von G. E. Die Beantwortung des ersten Theils Ihrer Frage würde uns zu viel Raum wegnehmen. Sie finden die Werke am Schlusse der betreffenden Artikel in jedem Konversationslexikon verzeichnet. Ein neues Werk wird wohl gegen Weihnachten erscheinen.

Mr. R. M. in London (Canada). Sollte es Ihnen nicht möglich sein, bei einer Buchhandlung auf „Ueber Land und Meer" zu abonniren, so ist die Expedition unseres Blattes gerne bereit, Ihnen jede Nro. wöchentlich direkt unter Kreuzband franko zu übersenden, wofür Sie an Abonnementspreis nebst Frankatur ꝛc. für den Jahrgang ℳ 20. — vorauszubezahlen hätten. Für die Mitversendung der „Deutschen Romanbibliothek" würde sich der Gesammtpreis auf ℳ 30. 40. erhöhen. Die Begleichung des betreffenden Abonnementsbetrags erfolgt am sichersten durch Money-Order.

Hrn. Ger.-R. St. in Br. Wir danken Ihnen für Ihre erneuerte Aufmerksamkeit; leider können wir nur eine Ihrer Kompositionen dem Autor mittheilen, da der Andere verschollen ist.

Abonn. A. in Stettin. In den Schreibmaterialienhandlungen wird neuerdings ein Tintenfleckentferner verkauft und wird wohl auch bald bei Ihnen zu haben sein.

A. B. in St. Petersburg. Ihre Ansprüche wären im Ganzen bescheiden, wenn Sie nicht immer Rebhühner, sondern auch Schrotbrei und Milch wollen. Wir haben mit der Ergänzung nur das gemeint, daß das Eine die kürzere, das Andere die breitere Erzählung bringen soll. Für Ihre Treue unsern besten Dank.

Hrn. D. M. in Br. Diese Erscheinung scheint eine Krankheit zu sein: Dr. Karl Ruß, der Herausgeber der „Gefiederten Welt" in Berlin, wird Ihnen gern ein Heilmittel angeben, wenn es ein solches gibt.

C. G. in Gr.-W. Die beiden Begriffe haben entfernt nichts mit einander zu thun. Ein Ideal kann allerdings verkörpert werden.

Amtmann. Die Titel haben fast in jedem Lande eine andere Bedeutung: wir können also nur sagen, in Württemberg versteht man unter Amtmann den zweiten, bisher Aktuar genannten Beamten der Civilverwaltung eines Bezirks. In Preußen ist der Titel Amtmann auf den Oekonomieverwalter oder Pächter eines Kammerguts und von diesem mißbräuchlich auf jeden größern Landwirthschaftsvorsteher übergegangen. Auch ist es häufig Verkürzung von Justiz- oder Rentamtmann.

Hrn. Rektor A. L. in M. Als Bezugsquelle der gewünschten optischen Instrumente empfiehlt sich A. Krüß' opt. Institut in Hamburg.

Hrn. M. B. in Pistoja. Das sogenannte Graham- (Horsford-Liebig'sche) Brod besteht aus zwei Theilen Roggenschrot, einem Theil Waizenschrot, denen 5 Gramm doppeltkohlensaures Natron und 10 Gramm Kochsalz zugesetzt wird.

Küstenländische Abonnentin. Den Verf. der schw. T., wenn uns recht ist, eines franz. Romans, kennen wir nicht. Die Assabbai, eine Bucht an der südwestlichen Küste des rothen Meeres, hat Italien als Dampferstation 1869 erworben. Die Himalayafrage uns unverständlich. Federmatratzen ganz gesund. Auch italien. Briefe finden Beantwortung, Sie schreiben ja aber ganz gut Deutsch. Von den Mitteln gegen T. halten wir nichts. Nur eine Anstalt kann da rettend eintreten.

Δελτα in J. (Haiti). Der Druck des Bahnzugs wird jedenfalls hemmend auf die Kugel einwirken.

Hrn. Gutsbes. v. K. auf M. (Pomm.) Ein sehr gutes Mäusegift ist der Samen der Acacia Lophanta. Schon das Annagen des Samens führt den Tod herbei.

Deux Mignonnes. Durch Bestäuben mit Insektenpulver. Für schönen Teint und weiße Hände gibt es keine anderen Mittel, als sie möglichst wenig der rauhen Luft aussetzen; aber bei gemäßigter Temperatur viel spazieren gehen, nützt der Schönheit.

Frau Hermine A. in L. Wenn in England die Frau ohne Hinterlassung eines Testaments stirbt, so erbt der Mann Alles.

Hrn. Grafen P. in F. Die Insel Helgoland trat Dänemark 1814 an Großbritannien ab. Der Gouverneur bezieht eine Besoldung von 800 Pfd. Sterl.

Hrn. Oberstl. v. F. in M. Allerdings kommt es auch vor, freilich selten, daß Orden wegen Unwürdigkeit wieder abgesprochen werden. Eben erst ist durch Kapitelspruch dem Schwindler Hoffmann der norwegische Olafsorden abgesprochen worden.

Hrn. Hauptl. A. M. in W. Uns sind keine solchen Tabellen bekannt; gewiß wären solche willkommen.

Hrn. F. M. in München. Das neueste einschlägige Werk ist A. Ott, Führer nach Amerika. Dieses behandelt auch Südamerika (Basel, Schneider 1882).

Langj. Abonnentin in Memel. Bauen Sie Staarennester in Ihren Obstgärten: die Bewohner derselben werden dann schon für die Vertilgung der Raupen sorgen.

Hrn. A. E. B. in München. Das Patentbureau von Wirth & Comp. in Frankfurt a. M. kann Ihnen die Adresse des Hrn. D. verschaffen.

Gänseblümchen aus Hinterpommern. Ad 1) Ja, circa 85 Lieferungen; ad 2) nur der erste Band; ad 3) W. empfehlenswerth.

A. v. G. in M. „Giacomelli, eine Idylle aus der Vogelwelt," ist in Buchform in unserer Verlagshandlung erschienen und kostet fein gebunden 10 Mark; kolorirt ist das Werk nicht.

Richtige Lösungen sandten ein: Max Storch in Gotha. Frehring in Bochum. Elise Lenz in Koblenz. Klara und Max Stern in Beckelsheim. Emilie Glaser in Kolberg. M. S. Cavillon in Hamburg. Louise Siegel in Meiningen. Margarethe in Magdeburg. Ida Diederich und Charlotte Lakemeier in Warendorf. Josef Rosanis in Czernowitz. Bertha G. in Dobbertin. Isidor Lichtentag in Breslau. Josephine Kalfuß in Wien. Zweytinger in Hüttensteinach. Fanny Goldfrecht in Hamburg. Hulda Rawitz in Schmieheim. A. Lange in Brüssel. Gustav Krimer in Havre. Betty Rund. L. H. Wolff. Helene Schlösser in Brüssel. Georgina Rund, Henriette Rüttenau in Molenbeck. Emma Herms in Burhave. Bibchen vom Rhein in Bremen. Bertha Martin in Wien. Lulu und Elisabeth in Hamburg. Richard König in Dresden. Carl Rein in Chemnitz. Marie Streit und Frida Isermann in Hamburg. Toni Graßmann in Schönermark. Gustav Kietz in Berlin. Rudolf K. in Strehlen. J. Lichtentag in Breslau. Marie Goltermann in Hannover. W. Potyka in Breslau. Anna Mahlmann in Hannover. Marie von Haase in Prag. Lina Frühstück in Jever. Louise Wentz in Lüchow. Henriette Helbling in Zürich. Miß Lilly in Irland. Marie Edle von Metz in Wien. E. S. in H. Richard König in Dresden.

Redaktion: Dr. Edmund Zoller in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Allen unseren geehrten Abonnenten, welche auf die

Deutsche Romanbibliothek

zu

„Ueber Land und Meer"

in der Nummern- oder Heft-Ausgabe deßhalb nicht abonnirt haben, weil sie statt des **allmäligen** Empfangs eines solchen Journals dessen **vollständige** Erwerbung auf **einmal** nach Erscheinen des **ganzen** Jahrgangs — am liebsten gleich **gebunden** — vorziehen, theilen wir mit, daß der

Jahrgang 1882

mit der in 14 Tagen erscheinenden Nummer 52 vollständig vorliegen wird. — Derselbe enthält neben einem reichhaltigen Feuilleton nicht weniger als

vierzehn vorzügliche Romane erster deutscher Schriftsteller,

und zwar von

F. v. Stengel . .	Das Mädchen von Capri,
Hans Wachenhusen	Der Schweden-Schatz,
Lambert Helix . .	Lady Gwendolen,
Joh. van Dewall .	Nordlicht,
Alex. Römer . .	Frühling und Hochsommer,
Gräfin Keyserling .	Ein Karneval in Rom,
B. Oulot. . . .	Hanna,
M. v. Reichenbach .	Reszö,
L. Haidheim. . .	Im tiefen Forst,
Gregor Samarow .	Peter der Dritte,
Wilh. v. Wartenegg	Wie es gewöhnlich geht,
E. Lenneck . . .	Abendsonne,
E. M. Vacano . .	Potpourri,
S. von Windek .	Drei Schwestern.

Bei all' dieser Reichhaltigkeit kostet der **ganze** Jahrgang in zwei starken Bänden von zusammen 1256 Seiten elegant broschirt

☛ nur 8 Mark, ☚

während diese Romane in Einzel-Ausgabe etwa **fünfundzwanzig** gewöhnliche Romanbände füllen und dann **mindestens achtzig Mark,** mithin das **Zehnfache** kosten würden.

Für einen Preis also, der **so gering** ist, daß er **kaum mehr beträgt, als man in der Leihbibliothek allein für das Lesen einer ebenso großen Anzahl** von einzelnen **Romanbänden,** als in obigem Jahrgang enthalten sind, **bezahlen müßte,** erhält hier der Käufer des Jahrgangs als **sein Eigenthum** die **neuesten** und **besten deutschen Original-Romane ꝛc. ꝛc.**

Gebunden, fein in Leinwand in zwei Bänden mit Goldpressung auf Deckel und Rücken, kostet dieser Jahrgang **M. 12.** —

Zur Bequemlichkeit unserer Abonnenten liegt dieser Nummer gleich ein Bestellzettel bei, welcher, mit deutlicher Unterschrift versehen, derjenigen Buchhandlung oder sonstigen Bezugsquelle, durch die man „Ueber Land und Meer" bezieht, zugesendet werden wolle.

Postabonnenten wollen sich mit ihrer Bestellung an die nächstgelegene Buchhandlung oder an die mit einer solchen in Verbindung stehenden Journal-Expeditionen, Buchbinder oder Kolporteure wenden.

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt** vormals Eduard Hallberger.



48. Band.
Vierundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1881—1882.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Ein Licht im Dunkeln.

Novelle

von

Richard Weitbrecht.

I.

„Nun, Doktor, sagen Sie mir einmal aufrichtig, was ich zu hoffen habe. Sie schweigen. So sagen Sie mir, was ich zu fürchten habe. Halten Sie mich nicht für einen Schwächling, der die volle und ganze Wahrheit nicht ertragen könnte. Ich habe mit dem Leben gerechnet und — meine Rechnung abgeschlossen. Es ist jetzt schon ein großes Defizit herausgekommen, einige Tausend mehr, was schadet's?"

So sagte ein junger Mann mit wohlklingender Stimme zu einem älteren Arzte, der vor ihm stand. Im Zimmer herrschte Halbdunkel, da die Vorhänge herabgelassen und die Läden geschlossen waren. Der junge Mann selbst trug einen Lichtschirm über den Augen und erhob jetzt den schönen Kopf so hoch, daß er dem vor ihm stehenden Arzt trotz des Schirmes in das Gesicht sehen konnte. Dabei stützte er die eine Hand auf den Tisch, während er sich mit der andern durch den blonden Bart fuhr.

Der Arzt wiegte eine Weile das Haupt, wie es schien, ungewiß, welche Antwort er geben sollte. Ehe er antworten konnte, fuhr Siegbert Werner — das war der Name des jungen Mannes — fort:

„Ehrlich, Doktor, ich bitte, ganz ehrlich! Soll ich noch einige Jahre in der Dunkelheit und in tödtlicher Langeweile vertrauern, um am Ende doch eine nutzlose Kur durchgemacht zu haben, oder ist's bald vollends ganz mit dem bischen Licht vorbei, das mir Ihre ärztliche Weisheit vergönnt? Reden Sie! — Oder können Sie mich gar bald wieder gesund machen?" fügte er rasch mit einer energischen Wendung des Kopfes hinzu.

„Ich habe mit meinem Kollegen, Hofrath Silber, gesprochen; wenn Sie gestatten, wird er Sie morgen untersuchen. Er ist von dem Verlauf Ihrer Krankheit genau unterrichtet und wird Ihnen nichts verbergen. Wie Sie wissen, ist er eine Autorität in diesen Dingen, und sollten unsere Ansichten übereinstimmen —"

„So werde ich aus zweier Autoritäten Mund erfahren, was Sie mir zu verbergen zartfühlend genug sind, nämlich, daß ich nichts mehr zu hoffen habe."

Der Arzt zuckte die Achseln. Siegbert sah scharf hin und sagte: „Ich sehe noch so viel, um Ihre Geberde verstehen zu können! Gut, bringen Sie mir den Hofrath!"

Im Begriff, sich zum Gehen anzuschicken, sagte der Arzt: „Apropos, warum halten Sie sich nicht einen Gesellschafter, der mit Ihnen plaudert und Ihnen vorliest?"

„Sie wissen, daß ich den Versuch gemacht habe, durch ein fremdes Auge zu ersetzen, was mir selbst nicht möglich ist. Aber die Stimme, Doktor, die Stimme! Der Eine hat eine zu weiche, der Andere eine zu harte Stimme, der Eine kräht, der Andere bellt, der Eine liest abscheulich schlecht, der Andere deklamirt, als ob er auf der Bühne stünde. Ich begreife die Leute nicht, welche sich Vorleser halten, — wie kann man sich das, was Einen eben im innersten Herzen bewegt, von irgend einem hergelaufenen bezahlten Menschenkind vorlesen lassen! Mit meiner Stimme, mit meinem Herzen muß gelesen werden, und das kann Niemand —"

„Außer wer Sie liebt," sagte der Arzt.

„Wer liebt mich!" rief Siegbert bitter, „ich bin allein!"

Damit fand das Gespräch sein Ende, der Arzt entfernte sich und Siegbert saß lange in sich versunken schwer athmend da.

Plötzlich sprang er auf, schüttelte den Kopf, als ob er die finsteren Gedanken, welche ihn eben bewegt hatten, abschütteln wollte, und rief:

„Ist's schon so weit, Alter, daß du an Pulver und Blei denkst! Pfui, schäme dich! Das fehlte mir noch! Nein, dieses soll nicht das Ende meiner Lebensphilosophie sein, ob sie sich gleich redliche Mühe gegeben haben, es mir beizubringen, daß der Weise ein unnütz gewordenes Leben wegzuwerfen das Recht — warum nicht gar die Pflicht? — habe. Was werden die Aerzte morgen sagen? Nichts weiter, als was ich schon lange weiß. Nur muthig, Alter, sieh' der Wahrheit kühn entgegen —"

Er brach schnell ab, dann fuhr er fort:

„Sehen, sehen! Nicht einmal ein Bild dürfen wir brauchen, ohne an diese beiden Augensterne erinnert zu werden, in denen bald vollends jedes Licht er-



Der Störefried. Zeichnung von A. Rontini.

loschen sein wird. Sehen, sehen! Und was hab' ich denn gesehen? Nichts als Buchstaben, schwarze, häßliche Buchstaben.

„‚Du mußt ein Gelehrter werden, Siegbert,‘ sagte der Vater, wenn ich als Knabe mit anderen Kindern in Gottes freier Natur herumstrolchen wollte, ‚mein Unglück ist's, daß ich nicht Gelegenheit hatte zu lernen; ich wäre wohl auch ein Gelehrter geworden.‘ Und ich wollte ein Gelehrter werden; wahrhaftig, die Dämmerstunden, in welchen untergehendes Sonnenlicht und aufgehendes Mondlicht zusammen meine Bücher beleuchteten und meine Augen verdarben, wissen davon zu erzählen. Und die elenden Kerzen, die mir in später Nachtstunde spärlich genug leuchteten — wenn sie reden könnten!

„‚Vater, ich möchte gerne die Welt sehen,‘ sagte ich als Jüngling. — ‚Lerne,‘ hieß es, ‚erwirb, werde etwas, so ist das Geld besser angewendet als mit unnützem Reisen. Später dann! Wir müssen jetzt die Gelegenheit benützen, da Du mit Stipendien studiren kannst. Du weißt, wie wenig wir haben.‘

„Und ich habe studirt, viel studirt und bin ein Gelehrter geworden, sagen sie, so jung ich noch bin. Und ich weiß, ich bin mehr als ein Stubengelehrter, ich habe meine Wissenschaft mit Kopf und Herz zugleich erfaßt; ich blicke mit meinem Geistesauge weit über diese kleine Erde hinaus in alle Himmel hinein, von dieser Erde aber habe ich nichts gesehen, als die paar Meilen, welche unser Ländlein mißt, und diese kaum! Später, später! Ja, wenn meine Augen nicht wären! Jetzt ist's vorüber."

Siegbert schwieg eine Weile; dann sagte er ganz ruhig:

„Wie ich wieder rede! Wie ein Buch! Ja, ich bin der rechte Gelehrte. Aber ich muß mich ja bei Zeiten an Selbstgespräche gewöhnen; sie sind immer noch besser als Gespräche mit faden Menschen. Doch halt, da kommt mir ein Gedanke. Bin der Tagebuchsudelei immer feind gewesen, es ist ja doch bloß eine Selbstbespiegelung aus einem schlechten Spiegel, der falsche Bilder zurückwirft. Soll ich jetzt die Thorheit begehen? Sei's drum. Der Gefahr wenigstens entgehe ich, mit Wohlgefallen zu betrachten und mir vorzulesen, was ich meinem Tagebuch anvertraut habe. Es wird ungefüge Buchstaben geben, ungefüge Gedanken werden auch drin stehen, — aber was schadet's, es liest's ja doch Niemand, am wenigsten ich selbst. Ich glaube, ich kann es wagen und wär's für's Erste auch nur die Schreibübung — eines Blinden."

II.

Aus Siegbert's Tagebuch.

20. März.

— — „Sie sind sehr weise, Herr Hofrath. Wie sagten Sie doch gleich? ‚Wenn Sie allen unseren Anordnungen pünktlich nachkommen, wird Ihnen das Augenlicht noch Monate erhalten bleiben, vielleicht gelingt es auch, wenigstens einem Auge einen Schimmer zu retten.‘ Er öffnete einen kleinen Spalt am Laden, so daß ein spärlicher Sonnenstrahl in's Zimmer fiel. Ich sah ein paar weißliche Wolken am Himmel hinziehen und am Waldeshange drüben das erste schüchterne Grün der treibenden Sprossen. Da war der Laden schon wieder geschlossen.

„‚Aber ich sehe doch immer noch etwas, Herr Hofrath,‘ sagte ich.

„‚Ein gutes Zeichen; um so ängstlicher müssen wir Sie zunächst hüten, etwas zu sehen. Lassen Sie sich ja keine Gelüste kommen, mehr sehen zu wollen! Es könnte sonst in Wochen um Ihr Augenlicht geschehen sein.‘

„Wie mich die wandernden Wolken verfolgen, wie mich's gelüstet, einmal wieder im Frühlingswalde zu wandeln! Aber der Hofrath wird ja wohl Recht haben: es könnte dann in Wochen um mein Augenlicht geschehen sein. Und doch nur einmal wieder drüben unter dem Lindenbaum liegen und die Augen voll und ganz aufschlagen zum Spiel der Lichter in den rauschenden Blättern, nur einmal wieder Frühlingssonnenschein trinken und dann — —"

23. März.

„Die alte Frühlingsunruhe fährt mir in die Glieder; ich spür's im dunklen Zimmer, daß draußen die Frühlingslüfte wehen, es zieht mich und lockt mich hinaus wie ein Kind, das nach achttägigem Landregen am Fenster steht und beim ersten blauen Fleckchen, das am Himmel sichtbar wird, ruft: ‚Mutter, darf ich jetzt?‘ — ‚Warte noch ein wenig,‘ sagt die Mutter, ‚bis es vollends ganz trocken ist.‘ Das Kind hat gut warten. Auf was warte ich? Der Frühling wird heranziehen und die Bäume werden sich belauben und die Blumen blühen — für mich blüht keine Blume. Ich mag auch ihren Geruch nicht im Zimmer, wenn ich sie nicht sehen kann. Und dann kommt der Sommer und bis die Herbstwinde wehen, sind die paar Monate vorüber, die mir der Hofrath schenkt, und dann — —"

25. März.

„Wär's nicht doch ein paar Wochen weniger Augenlicht werth, auch nur einige Tage in dieses Frühlingsweben hineinzublicken? Ich komme von dem Gedanken nicht los. Doch was werde ich sehen? Der scharfe Märzwind wird mir in die Augen blasen und sie noch trüber machen, es wird mir Alles verschwommen und verwischt erscheinen. Ich werde mich damit trösten, daß das Gras eben auch im Frühling grün, der Himmel nicht anders blau als sonst ist und die Welt überhaupt nur für uns Träumer im Frühling schöner aussieht, als zu anderen Jahreszeiten. Und doch meine ich, der Frühling müsse dieses Jahr schöner sein als je."

26. März.

„Heute fragte ich den Hofrath: ‚Kann ich überhaupt mit meinen Augen noch sehen und sehend genießen?‘ — ‚Ei, warum nicht?‘ war seine Antwort, ‚Sie können sehen, aber es wird dann nur um so schneller Nacht werden.‘

„Nun, Nacht wird's doch bei mir, ob früher oder später, bleibt am Ende gleichgültig. Dem Verbrecher, welcher morgen hingerichtet wird, gewährt man heute noch, was sein Herz begehrt. Es hat Solche gegeben, die mit größter Ruhe ihre Cigarre rauchten und Wein tranken, als ob der andere Morgen in Ewigkeit nicht anbrechen würde. Was Jenen gestattet ist, sollte ich das nicht auch mir gestatten; wenn Jene noch Speise und Trank genießen konnten, sollte ich nicht auch mit den Augen noch genießen, ganz und voll genießen können?

„Thörichter Gedanke. Welch' winziges Stück Erdenherrlichkeit wär's, das du noch sehen könntest, und am Ende wäre dir's doppelt schwer, dann die Augen zu schließen. Und könntest du überhaupt harmlos genießen? Würde dir nicht jeder Genuß vergällt durch den Gedanken an dein Unglück? Aber der Verbrecher kann's ja auch. Freilich, freilich: ‚Sterben ist nichts — doch leben und nicht *sehen*, das ist ein Unglück.‘ Schön gesprochen, großer Dichter! Der das sagte, redete von fremden Augensternen, nicht von den eigenen, sonst hätte er das Deklamiren wohl bleiben lassen."

27. März.

„Der Gedanke verläßt mich nicht. So oft ich den Pfiff einer Lokomotive schrill in meine Ohren tönen höre, ist mir's, als ob ich ganz von fern einen Strahl des Lichtes in meine Augen dringen sähe. Und jedes Geräusch eines rollenden Wagens singt mir wie Musik: ‚Ach, wer da mitreisen könnte!‘ Und wär's denn so unmöglich, ein paar Wochen in die Welt hinauszureisen, die Augen zum Schönsten, was die Erde bietet, aufzuschlagen, wie ein Dürstender die Erdenherrlichkeit zu trinken, und dann — ewigen Durst zu leiden!

„Aber was hindert mich daran? Der Gedanke beginnt greifbare Formen anzunehmen. Und da steigen auch schon die verführerischen Bilder vor meinem Geiste auf, die Bilder des Wunderlandes, das schon die deutschen Kaiser mit seiner Zaubermacht in's Verderben lockte, das jetzt jährlich Tausende nach Süden zieht, die's nicht verstehen, nicht fassen und ergreifen können. O wie wollt' ich Alles einsaugen, wie wollt' ich die müden Augen zwingen, die Bilder alle aufzunehmen, wie wollt' ich sie mir einprägen in meine Seele! Sie sagen, wer einmal dort gewesen, der könne nie mehr ganz unglücklich werden. Gilt das nicht auch mir? An was habe ich künftig zu zehren, als an der Erinnerung — wie mager wird das Brod sein, wenn ich nicht mehr habe, als ich jetzt besitze!"

28. März.

„Draußen ist echtes Aprilwetter. Der Regen klatscht auf die Dächer, der Sturmwind fegt durch die Gassen und singt ein rauhes nordisches Lied, bei dem sich's gar gut vom Süden träumt. Mich friert, so gewaltig auch das Feuer im Ofen knistert.

„Ich glaube, nun bin ich bald entschlossen. Sie werden lachen, wenn sie den deutschen Träumer mit verbundenen Augen über die Alpen fahren sehen. Was will er? Aber wenn er dann die Binde herunterreißt — o er wird sehen so gut wie die Anderen, und dauert's auch nur kurze Zeit. Ich muß, ich will fort."

31. März.

„Es ist fest beschlossene Sache, ich reise, mag aus mir werden, was will. Morgen Nacht geht's fort nach Süden. Am ersten April! Der rechte Tag für einen Narren, werden sie sagen. So laßt mir meine Narrheit, sie dünkt mich sehr weise zu sein. Nichts mehr soll mich hindern, ich reise."

III.

Der Schnellzug schnaubte den Brenner in großen Schlangenwindungen hinauf. Die Berge waren schon bei Innsbruck mit Schnee bedeckt, ein eisiger Wind rüttelte an den Fenstern des Zuges und trieb bisweilen Schneeflocken an die Scheiben. Doch drinnen in den Coupés war's gut warm und viel Volks von allerlei Zungen und Sprachen unterhielt sich. Am meisten freilich herrschte die deutsche Sprache, und nur vereinzelt schlugen englische und französische Laute an das Ohr. Neben dem Deutschen war wohl das Italienische die am meisten gehörte Sprache.

Mit welchen Gefühlen uns das erfüllt, wenn wir zum ersten Mal Italien entgegendampfen, und nun die Laute, die wir aus der Grammatik uns zusammenbuchstabirt und höchstens einmal von Eisenbahnarbeitern schlecht genug gehört haben, im reinen toskanischen Dialekt oder gar mit römischem Klange an unser Ohr schlagen! Das klingt uns, wie einem Seligen die von fernher tönende Engelsmusik, wenn er an's Himmelsthor kommt. Nur eins darf nicht drunter hineinklingen: des reisenden Britannien schreckliche Laute; denn diese sind das Gegentheil von Poesie, die uns schon droben am eisumstarrten Brennersee unter dem Stürmen des Nordwinds wie Zephyrlüfte umweht. Nein, in dieser italischen Sprache ist, wie einer der großen Poeten und Propheten Albions sagte:

„Nichts nordisch roh, gequetscht, gerieben,
Wie in der Sprache, die wir gurgelnd ächzen
Und speiend zischen, grunzen oder krächzen."

Wenn dann freilich ein liebenswürdiger Italiener sich an uns wendet und eine Frage an uns richtet, dann scheint uns plötzlich die Schönheit der Sprache nicht mehr über alle Zweifel erhaben, aus dem einfachen Grunde, weil wir darin antworten müssen. Da fährt uns diese Regel und jene Regel, diese Deklination und jene Konjugation durch das Hirn und wir suchen und suchen, und so trefflich wir's zu Hause hinter dem Ofen gekonnt haben, jetzt verstummen wir. Und nun quetschen auch wir Deutschen irgend etwas heraus und verwechseln sofort ein cc mit einem g und schämen uns fast vor uns selber, daß wir diese herrliche Sprache also behandeln. Da hat's die Vorsehung doch mit derselben recht gut gemeint, als sie den Kindern Albions den stolzen Grundsatz in's Herz gab, daß es vollkommen unnöthig sei, die Sprache des Landes zu lernen, in dem man reist, da Geld alle Sprachkenntnisse vollkommen ersetze.

Was für Gedanken mochten durch die Seele des Reisenden ziehen, der dort in einer Ecke saß, dicht in den Mantel gehüllt, die Reisemütze tief über die von dunklen Gläsern bedeckten Augen gezogen und mit der Hand an den eisigen Scheiben trommelnd! Wir kennen ihn, es ist Siegbert. Er hat ausgeführt, wozu er sich entschlossen. Als der Hofrath am Morgen nach seiner Abreise ihn besuchen wollte, erfuhr er zu seinem höchsten Erstaunen, daß Herr Werner abgereist sei.

„In welche Klinik?" fragte er.

„Nach Italien!" war die Antwort.

„Rappelt's Dem?" brummte der Hofrath und ging wieder heim.

So hie und da griff allerdings Siegbert nach der Stirne, um sich zu fragen, ob er wache oder träume. Es war ihm in der That wie ein Traum, daß er sich auf einer Reise befinde, und auf Augenblicke wenigstens konnte er vergessen, daß er nicht das gleiche Recht zur Fröhlichkeit hatte, wie all' die Menschenkinder um ihn herum, von denen er freilich kaum die Umrisse sah. Er traute sich nicht, die Brille vorzeitig zu heben, und am wenigsten hier, wo das Auge auf Schneefelder traf, die jetzt eben im Sonnenschein glänzten. Still saß er in seiner Ecke und auch die ihn umschwirrenden Worte schlugen nur undeutlich an sein Ohr; er hatte nicht Acht auf sie.

Da in Sterzing war's, als er plötzlich aus allem Sprachgewirr heraus deutsche Worte hörte. Sie waren nicht lauter gesprochen als die anderen, es war auch

nichts Bedeutendes, was da vom andern, nur durch eine Halbwand abgeschlossenen Coupé herübertönte, sondern die einfachen Worte: „Papa, hier herein!" aber sie hoben sich, für Siegbert wenigstens, ganz merkwürdig von all' den anderen Worten ab. Es lag etwas in dem Klang dieser Stimme, das unwillkürlich das Ohr fesselte, etwa wie wenn mitten aus dem Tongewirr des Dilettantenorchesters heraus die paar ersten Töne von des Meisters Stradivari erklingen: da hört das Ohr die anderen Instrumente nur noch wie ein fernes Summen und lauscht ergriffen allein den Tönen des Meisters.

„Da ist's ja recht niedlich voll!" entgegnete auf die Einladung eine andere, weniger melodische Stimme, „Vergnügen Numero eins!"

„Thut nichts, Papa," sagte die erste Stimme wieder, „es geht ja nach Italien."

„Ich merk's, ich merk's schrecklich, Hilde; da hat draußen so ein entsetzlicher Mensch, denk' Dir, Hilde —"

„Nun was, Papa?"

„Hat mich italienisch angeredet!"

„Wirklich entsetzlich, Papa!" sagte das Töchterchen und man hörte ihrer Stimme an, wie sie eine gewisse Heiterkeit unterdrückte, „aber das wird Dir nun in den nächsten Monaten noch gar oft begegnen."

„Vergnügen Numero zwei!" brummte der Vater, ebenfalls halb lachend, „bin nur froh, daß Du im Pensionate die vertrackte Sprache gelernt hast."

„Nutzen der Pensionatsbildung Numero eins!" sagte mit glockenhellem Lachen Hilde. „Uebrigens, Papa, vertraue nicht allzu fest auf meine Kenntnisse! Ob all' dem Französischparliren sind die guten Italiener sehr zu kurz gekommen, und zu Allem hin ist's doch schon etliche Jahre her, seit Mademoiselle Richy uns einbläute: io detesto, ich hasse, tu detesti, du hassest, ella detesta, sie haßt, noi detestiamo, wir hassen — natürlich das ganze männliche Geschlecht vom Ersten bis zum Letzten und so weiter."

„Wie reizend das Italienische von ihren Lippen fließt!" dachte drüben im andern Coupé Siegbert. „Es fehlt nur noch, daß ich jetzt anfange, das wahre Paradigma der verbi regolari, das regelmäßige Verbum als solches, zu konjugiren: io amo, ich liebe, tu ami, du liebst, egli ama, er liebt. Keine dummen Streiche, Alter, in einigen Wochen ist Alles vorbei!"

Er lehnte sich in seine Ecke zurück, ertappte sich aber plötzlich auf dem Bestreben, aus der Stimme des Mädchens das Gesicht desselben zu konstruiren. Und obgleich er seine Ohren verstopfen wollte, hörte er durch das Rasseln der Räder und das Gesumm der Unterhaltung hindurch alle Augenblicke wieder die gedämpfte Stimme des Mädchens, die anscheinend aus einem Konversationsbuch dem Vater Unterricht gab: Lascia il tuo dolore, laß deinen Schmerz, — — mi dorrà sempre di esserne stato privato, ich werde stets bedauern, dessen beraubt gewesen zu sein, — — non vi lasciate smarrir di corraggio, ihr müßt den Muth nicht sinken lassen, — — ella m'addormenta cantando, sie singt mich in Schlaf.

Siegbert lauschte der Stimme, die ihm in der That klang, als ob eine Mutter ein betrübtes Kind in den Schlaf sänge, und so oft wieder eine Phrase sein Ohr traf, war's, wie wenn sie eigens auf ihn berechnet gewesen wäre. Und so fest hatte er sich allmälig in diese Ueberzeugung hineingelebt, daß es ihm ganz überraschend kam, als er nach einem langen Pfiff der Lokomotive die Stimme des Alten mit schauerlicher Aussprache hörte: Non amo molto il fegato di vitello; commander ò un cervello fritto, ich esse Kalbsleber nicht gern, ich werde gebackenes Hirn bestellen.

Das konnte er unmöglich auf sich beziehen und mit diesem Satze waren auch die Sprachstudien drüben zu Ende, denn draußen sank allmälig der Abend nieder und durch die geöffneten Fenster strömten weich und lind südliche Lüfte herein.

IV.

Aus Siegbert's Tagebuch.

Verona.

— — „O ich Narr! Da sitz' ich im fremden Land allein und verlassen, krank und elend. Meine Augen brennen wie Feuer, mein Kopf schmerzt. Und keine Menschenseele, will sagen, kein Deutscher um mich! O, wie sehne ich mich nach dem trockenen ‚Guten Morgen!' meines alten Doktors! Das klang viel schöner als der verruchten Kellner schönstes ‚Buona mattina!' und das reizende, überall gerühmte ‚Felicissima notte!' Ja, wenn man am andern Morgen neue Genüsse erwartet, mag's gut klingen, wenn man aber, wie ich, statt in einem dicht verhängten Zimmer Deutschlands in einem ebensolchen Italiens sitzt und schwitzt und brütet und grollt — —

„Kindischer Gedanke von mir, oder war er bloß kindlich? Ich dachte mir eine Christbescherung zu bereiten, wie Eltern den Kindern. Die stehen im Dunkeln vor der Thüre, hinter welcher der Weihnachtsbaum entzündet wird, sie halten sich überdieß noch die Augen zu, damit es jetzt um so dunkler und nachher um so heller sei, und dem Kleinsten erzählen sie von all' den Herrlichkeiten, die seiner warten. Und die Thüre geht auf, und siehe da, geblendet von der Ueberfülle des Lichtes fängt das Kleinste, dessen Augen noch nicht an den Glanz gewöhnt sind, zu weinen an und flüchtet in die Arme der Mutter.

„Es war tiefe Nacht, als ich hier ankam; wie freute ich mich auf den andern Morgen, wie sanft schlief ich ein beim Rauschen der grünen Etschwellen, schon fast wunschlos beim bloßen Gedanken, nun auf italischem Boden zu sein. Und dann am andern Morgen heraus, und die Binde und die Brille von den Augen, und hinüber auf die volksbelebte, geräuschvolle Piazza d'Erbe, und die Augen aufgeschlagen! Das ist ein anderes Licht als unser nordisches, das strömt in einer Klarheit und Fülle vom blauen Himmel herab, daß selbst gesunde Augen sich zuerst schließen. Aber ich öffne sie, ich sehe, mit wahrem Heißhunger verschlinge ich die Bilder, ich stehe bewundernd auf der stillen Piazza dei Signori und starre die weißflimmernden Marmorfassaden an, ich stürme auf die Etschbrücken und weide mich an dem entzückenden Ausblick, ich eile zum Amphitheater und staune von den höchsten Sitzen über die Thürme und Kastelle der Stadt hinaus auf die lombardische Ebene und die im blauen Duft verschwimmenden Alpen und hinab auf die Arena, und vor meinem Geistesauge steigen Bilder in langer Reihe auf. Aber schon fangen meine Augen an zu brennen und mein Kopf zu schwindeln. Aber nur sehen, sehen! klingt's in mir, und fort stürze ich, und von den weißen und gelben Häusern fällt das Licht zurück und dringt auf meine armen Augen ein wie eine Kriegerschaar mit eingelegten Lanzen, und endlich finde ich mich im Giardino Giusti und sinke ermattet unter einer Cypresse nieder und drücke meine Augen in das Gras. Und in den Lorbeerbäumen rauscht der Abendwind und aus den Myrtenbüschen schlägt die Nachtigall und mitleidig sehen die weißen Marmorbilder herunter auf den Unglückseligen.

„Und was habe ich jetzt, ich kindischer Thor? Erst an der Eingangspforte zur Schönheit stehe ich und werde vielleicht nie eintreten und schauen. Wie sagte der Hofrath? ‚Sie können sehen, aber es wird dann nur um so schneller Nacht werden.' Wenn die Nacht jetzt käme! Jetzt! O sie wäre mir nun viel fürchterlicher als noch vor einigen Wochen. — — —

„Merkwürdig, wie mich heute ein Wort des Arztes getröstet hat. ‚Non vi lasciate smarrir di corraggio!' sagte er zu mir. Eine nichtssagende Phrase im Munde eines Arztes und doch so tröstlich! Ist's nicht dasselbe Wort, das jene Stimme gesprochen hat? Ja, wenn sie's zu mir gesprochen hätte! Es war ja nur eine Stylübung für den Papa. Und doch glaube ich, es gilt mir und soll mein Wahlspruch werden, geh's wie's geh! — — —

„Meine Augen seien wieder besser, sagt der Arzt, und ich selbst spüre es. Aber zur äußersten Vorsicht mahnt er. Nun, gebrannte Kinder fürchten die Flamme. Ich werde die Brille nicht so bald wieder abnehmen können, meinte er. Ob's da nicht vernünftiger ist, heimzureisen? Unser nordisches Licht blendet nicht in dem Maße. Aber nein, ich will nicht, ich muß noch mehr sehen, ich mag von der reichbesetzten Tafel nicht schon nach dem ersten Gang aufstehen. Aber wohin nun zuerst? Ich muß mir einmal die Nachtzüge sagen lassen. Durchfahre ich auch die schönsten Gegenden bei Nacht, man hat ja doch bei Tag keinen Genuß beim bloßen Durchfahren. Sehen ist noch nicht genießen."

V.

Wenn der Stiefelputzer im Hotel „Sandwirth" an der Riva degli Schiavoni in Venedig, ein biederer Tyroler, mit dem italienischen Portier bei abendlich gemeinsamem Geschäft der Unterhaltung über die Besitzer des Schuhzeugs oblag, so versäumte er nicht, bei einem Paar Stiefel, deren Kleinheit und Eleganz ihm Bewunderungsausrufe ablockte, an seine Stirn zu deuten mit einem bedeutungsvollen: „Mà!" Er hatte längst so viel herausgebracht, daß die Gäste seines Herrn gekommen waren, um Tag für Tag auf dem Markusplatz drüben herumzulaufen, ja daß sie sogar mit Vorliebe nächtlicherweile dorthin gingen. Nun, das begriff er noch, denn das Bummeln auf der Riva, wo man alle Augenblicke die Treppen einer Kanalbrücke hinaufsteigen muß, um sofort auf der andern Seite wieder hinabzugehen, war auch ihm unangenehm, der Markusplatz dagegen ist so schön eben. Daß aber diese Leute Tag für Tag auf dem Canale grande herumfuhren, wo's doch nichts als alte Häuser zu sehen gab, auf den Rialto liefen, wo ein abscheuliches Geschrei und Gedränge war, in alle möglichen Kirchen wallfahrteten, obgleich sie gar nicht fromm aussahen, das begriff er schon schwerer. Indessen wußte er, daß das zu einem normalen Gaste gehöre, und darum beim Anblick genannter Stiefeln sein bedeutungsvolles „Aber!"

Der Besitzer derselben nämlich hatte nicht bloß ein Zimmer in den Hof hinaus gewünscht, obwohl sonst alle Fremden sich um die Zimmer, die auf die Lagune gehen, rissen, sondern er blieb auch Tag für Tag zu Hause, obwohl draußen der schönste Sonnenschein auf die Marmorpaläste herabfiel und sich im Wasser spiegelte.

Dieser Sonnenschein aber war's eben, der den Bewohner von Numero neunzehn an's Zimmer bannte. Für ihn war der Sonnenschein nicht vorhanden, er mußte vor demselben fliehen, und wenn die Nacht kam, fürchtete er die feuchten Dünste, die von den Lagunen aufstiegen. —

Venedig im Mondschein! An dem Fenster seines Zimmers stand Siegbert. Er hatte Binde und Brille abgenommen und blickte hinaus. Viel sah er freilich nicht von der gerühmten Herrlichkeit einer venetianischen Mondnacht: ein Stückchen halbdunklen Himmel, eine große, steil aufsteigende gräuliche Hinterwand und drunten im Höfchen einen Kater, der seinem Berufe nachging.

So lehnte er eine Weile am Fenster; auf der Riva drunten ward's stiller, denn alles Leben konzentrirt sich um diese Zeit auf dem Markusplatz. Von Zeit zu Zeit trug der Wind ihm verlorene Klänge der dort spielenden Musik zu, und wenn er wieder den Blick zum Himmel erhob, so war dieser jedesmal heller und glänzender. Noch freilich fiel kein Mondstrahl in sein Zimmer, wenn auch der Mond schon mit seiner ganzen Pracht am Himmel stand und herabblickte auf die Tausende, die auf dem Markusplatz wandelten oder auf den Lagunen sich schaukelten.

Und da hielt's den Einsamen auch nicht länger.

„Mondschein ist nicht Sonnenschein!" murmelte er, und schon hatte er die Thürklinke in der Hand und war am staunenden Stiefelputzer vorüber hinausgeeilt über die Riva hin: ein Blick auf die wie scheu in der Dunkelheit sich bergende Seufzerbrücke, ein staunendes Aufschauen zu dem im Mondlicht bläulich-glänzend schimmernden Dogenpalast und jetzt stand er auf der Piazetta. Und nun hinein in das Gewühl des von tausend Lampen erhellten Markusplatzes, wo das bleiche Mondlicht streitet mit dem scharfen Lichte der Laternen, wo die Klänge der Musik ihn melodisch umwogen, melodischer die eigenthümlich venetianischen Laute, wo aus schwarzen, begehrlichen Frauenaugen Glutblicke hervorbrechen und in den sanften blauen der fremden deutschen Frauen der Wiederschein staunender Freude sich malt, wo der Fuß leicht und sicher durch's Gedränge schreitet, als ob er's den Gondeln abgelernt hätte, die auch nie aneinander stoßen, so viele ihrer sind, wo das Herz, auch das lang bekümmerte und verkümmerte Herz, freudig und doch ruhig schlägt, weil all' die Schönheit so sanft, wie das Mondlicht selbst, nicht stürmisch in's Herz fließt, weil man nur Eines fühlt, den Dank gegen das günstige Geschick, das uns hier zu wandeln vergönnt hat, weil die Gedanken nicht weiter schweifen, als eben nur bis zu den Grenzen des Markusplatzes, weil man vollkommen zufrieden ist mit diesen engen und doch so weit sich dehnenden Grenzen.

Auch an Siegbert's Herz bewährte der Platz seine Zaubermacht. Zwar flüchtete er sich nach dem ersten verwunderten Aufschauen unter das Portal der Markuskirche, das sich wie schützend über ihm wölbte und ihn deckte vor allzu großem Lichterglanz, dann aber wagte er sich in die Licht- und Menschenfluten hinein, wie ein Schwimmer, der sich mit seinem Element vertraut gemacht hat. Das Gefühl des Gedrücktseins war von ihm genommen, freier und leichter athmete er, er genoß, wie die Tausende um ihn herum, von denen kaum Einer den Andern kannte und doch Alle einander nahe zu stehen schienen — wären sie doch Alle zum Feste in den größten Saal der Welt geladen, dessen Wände

Marmorpaläste bilden, dessen Decke der blaue Himmel ist! — Nach langem, genußreichem Umherschlendern ging Siegbert zum Molo hinüber und setzte sich in eine Gondel, um eine Fahrt auf dem Canale grande zu machen.

Wie wonnig sich's schaukelt auf der blauschimmernden Flut, wenn der volle Mond sein Licht auf die Paläste dieser einzigen Wasserstraße gießt! Da lag Siegbert in den Kissen der Gondel und träumte — nun, was Jeder träumt, wenn er allein in zaubermächtiger Mondnacht auf den Lagunen sich wiegt. Plötzlich wurde er aus seinen Träumen aufgeweckt durch eine sehr der Wirklichkeit angehörige Stimme, die aus einer vorbeifahrenden Gondel herübertönte:

„Vergnügen Numero —“ Die Zahl selbst hörte er nicht mehr, seine ganze Aufmerksamkeit war in seinen Augen konzentrirt. Als er diese erhob, sah er eben eine Gondel mit eleganter Wendung in einen der unzähligen Seitenkanäle einbiegen. Und bei dieser Biegung fiel der volle Schein des Mondes einen Augenblick auf ein Mädchengesicht, das ihm bekannt schien und doch nicht bekannt sein konnte. Aber er wußte es sicher, dieses feine Gesicht mit den reichen blonden Haaren, in welchen einige Mondstrahlen hängen geblieben zu sein schienen, auch nachdem das Schifflein schon in das Dunkel eingebogen hatte, konnte Niemand anders angehören als derselben, die mit ihrer Stimme ihn so wunderbar bezaubert hatte.

Sofort gab er in erregtem Ton dem Gondoliere Befehl, in denselben Kanal einzufahren, und mit der den Gondolieri eigenen Schlauheit begriff der Schiffer sofort, um was es sich handle; das Schifflein flog über die Wellen, tauchte ein in das Dunkel und fuhr bis zur nächsten Wasserstraße. Aber da war guter Rath theuer. In welchen der sich kreuzenden Kanäle einbiegen? Fragend sah der Schiffer Siegbert an, fragend dieser den Gondoliere. „Umkehren!“ befahl er dann, und wieder ging's hinaus auf den großen Kanal. Aber er hatte für Siegbert nicht mehr den Zauber wie vorher, und so ließ er sich nach Hause rudern.

Venedig.

„Lächerlich, rein lächerlich! Mein Herz klopft wie das des Gymnasiasten, der seine Holde zum ersten Mal vom Balle nach Hause führen darf und bei dieser Gelegenheit einen Händedruck erschnappt. Ich habe nicht einmal das. Laß sehen, was du hast. Für's Erste: einige Worte, nichtssagende italienische Phrasen. Wie lauteten sie doch gleich? Wahrhaftig, ich habe ein gutes Gedächtniß, ich weiß noch alle. Für's Andere: ein paar Strahlen Mondschein auf einem Mädchengesicht. Ungeheurer Besitz! Aber es ist doch etwas, was ich mein nenne, das mir Niemand rauben kann. Doch was soll's mir? — Wahrhaftig, es spinnt sich an wie ein recht gewöhnlicher Roman.

„O, nur Eins ist an dem Roman ungewöhnlich: der Held wird in einigen Wochen blind sein, die Heldin wird von seiner Existenz wohl nie etwas erfahren, und wenn sie ihn träfe, würde sie sagen: Romantische Grille! Der Mann gehört in eine Klinik und weder nach Italien noch in den Ehestand!

„Aber ich mag's abschütteln von mir, so viel ich will, ich kann nicht. Ich habe es mir selbst gewählt, einmal zu sehen, ehe ich erblinde, es scheint, ich soll auch einmal fühlen, daß in meiner Brust ein Herz schlägt, ehe es wärmer zu schlagen verlernen muß. Und wie wird's einst mit den Erinnerungen sein?

„Ein Stern ging auf in später Nacht
Und zitterte kalt durch's Dunkel —
Er hat die Nacht nicht hell gemacht
Mit seinem bleichen Gefunkel.

Und steigen auch in der Zeiten Lauf,
Wenn der Tag des Lebens vollbracht ist,
Erinnerungen wie Sterne auf:
Sie zeigen nur, daß es Nacht ist.“

(Schluß folgt.)

Richard Wagner.

Ein Essay

von

H. Ehrlich.



Richard Wagner.

Die Philosophie der Kunst hat aus den neueren Forschungen der Seelenlehre und der Kulturgeschichte den unermeßlichen Vortheil gezogen, daß sie nicht mehr den großen Künstler als eine vereinzelte, von der ganzen übrigen Menschheit abseits stehende Erscheinung betrachtet, als den Träger höchster Ideen gegenüber einer Masse ganz unfähiger, zweibeiniger, aufrecht gehender Thiermenschen (wie das Schopenhauer so oft betonte), sondern als den Erkenner, Zusammenfasser und höchst begabten Träger der Ideen, welche im Geiste der Einzelnen atomenhaft leben, als den von der Gottheit Gesandten, der dem Gedanken Form verleiht, den die Anderen nur vorahnen. In dieser Anschauung unterscheidet sich eben der kulturhistorische Kunstforscher vom Tagesbedarfverfertiger, der eben nur die Mode im Auge behält, oder vom Fanatiker, dem jedes Nachdenken als ein Verbrechen gegen die Begeisterung erscheint. Sie und die Menge sehen nur den mächtigen Strom; Jener forscht den Tausenden von Quellen nach, aus denen die kleinen Flüsse entstanden sind, welche der große majestätische Strom in sich zusammenfaßt.

Wir haben oben gesagt, der große Künstler sei der höchst begabte Träger der Zeitideen, und Derjenige, der ihnen Form verleiht. Es bedarf wohl nicht besonderer Darlegung, daß wir bei diesem Ausspruche dem Künstler nicht eine bloß passive Rolle zuerkennen, als hätte er nur das wiederzugeben, was er schon fertig finde, und nicht aus sich selbst zu schaffen! Jeder vom Kunstleben noch so weit entfernte Leser, der jemals einen ernsthaften Brief über eine wichtige Angelegenheit geschrieben hat, wird sich wohl erinnern, was es heißt, einem Gedanken so bestimmte Form zu geben, daß man auf dessen Verständniß beim Empfänger rechnen könne.

Und welch' eine außerordentliche, ganz eigenthümliche und geisterfüllte Form muß es sein, in welcher der bildende, der tönevereinigende, der dichtende Künstler die Anregungen, welche die vorhandenen Erscheinungen, die vorhandenen Tonwerke, der Gedankenaustausch der Menschen ihm verleihen, wiedergibt, daß er Zeitgenossen und Nachkommen durch seine Werke zum Nachdenken und zum Erkennen seines Werthes und seiner Bedeutung für die Bildungsgeschichte der Menschheit anregt! Daß Raphael nur italienische Frauenmodelle malte, wie Rubens nur niederländische, kann Niemand leugnen — aber was haben sie aus ihren Modellen geschaffen durch ihre Komposition, Zeichnung und Farbe? Und ist ein Dichter denkbar, dessen Gedanken nicht aus dem Leben, das ihn umgab, herausgeholt und in dichterisches Gewand gehüllt wären? Aber das Gewand war seine Schöpfung und diese ist von ganz unermeßlicher Weite. Daß jeder geistig begabte Mensch über die Welt nachdenkt, daß ihn die Frage: Was ist wahr? beschäftigt, ist ein Gedanke, den wohl jede junge Dame niederschreibt, welche die höhere Töchterschule ein Jahr lang besucht hat. Wenn aber ein Dichter sagt:

„Irrthum verläßt uns nie, doch ziehet ein höher Bedürfniß
Leise den strebenden Geist immer zur Wahrheit hinan,“

so wissen wir, daß dieser Dichter nur Goethe gewesen sein konnte.

Viel schwieriger gestaltet sich die Erklärung der Frage, wie der Künstler der höchste Former der Zeitgedanken ist, wenn sie gegenüber dem Werke des Musikers aufgeworfen wird. Denn hier ist es nicht möglich, einen vollständig für sich bestehenden Gegenstand wie einen Körper oder einen Gedanken zu trennen von der künstlerischen Form, welche der Bildner oder der Dichter ihnen gegeben hat, und der



Die Reitkarawane im Zoologischen Garten in Berlin. Originalzeichnung von F. Wittig.

Streit der Lehre vom Gefühlsinhalte der Musik und von der unfehlbaren Wiedergabe bestimmter Gefühle durch Musik gegen die Lehre, daß die Musik nur tönende Formen böte, denen die angeregte Phantasie Gefühlsausdruck beilege, ist heute noch durchaus nicht erloschen, wenn er auch nicht mehr so heftig geführt wird, als zur Zeit, da die ersten Schriften Richard Wagner's erschienen, des Mannes, dessen Tonwerke seither die Welt durchwanderten und von dem jedes neue Werk von vielen Leuten nicht bloß als ein Kunstwerk betrachtet wird, sondern als ein Wegweiser für die Entwicklung der Menschheit, gerade wie ihrer Zeit die Schriften der Romantiker, z. B. Novalis, der in seinem „Europa und die Christenheit" vor sechzig Jahren gerade so von der Verderblichkeit der fortschreitenden Civilisation und den Mitteln dagegen gesprochen hat, wie Richard Wagner heute in den „Bayreuther Blättern".

Aber wir sind weit entfernt, Richard Wagner als Künstler, als schaffenden Genius jenen Romantikern gleichzustellen, wir erklären hier gleich, daß diese nicht an seine Kniee heranreichen. Nur das wollen wir betonen, daß er in seinem Entwicklungsgange, in seinen Aeußerungen vielfach von den Ideen ausgegangen ist, welche jene Romantiker zuerst ausgesprochen hatten, daß diese Ideen, verbunden mit der pessimistischen Philosophie Schopenhauer's, in der Neuzeit gerade mit der ersten künstlerischen Thätigkeit und den ersten Schriften Wagner's zusammenfielen, so wie jetzt die christlich sein sollende Stimmung einer großen Anzahl Deutscher mit dem „Parsifal" harmonirt, daß also Wagner der künstlerische Brennspiegel ist, welcher die geistigen Hauptstrahlen in dem Brennpunkte auffing und aus ihnen einen Strahl in seinen Werken bildete, der da zündend gewirkt hat. Denn das Eine muß hier auch gleich festgestellt werden: die Musik ist nicht im Stande, bestimmte Gefühle auszudrücken, selbst nicht in der Verbindung mit dem Worte, das werden wir durch Wagner beweisen, der zuerst die unbedingte Ausdrucksfähigkeit behauptete; dagegen ist sie wie keine andere Kunst im Stande, das Aufundabwogen jener unbestimmbaren, durch Worte gar nicht wiederzugebenden Urstimmungen anzuregen, aus welchen die Phantasie nach Belieben Gebilde emporruft, die thatsächlich mit jener Urstimmung zusammenhängen, aber ihre Benennung nur durch die Phantasie erhalten: düstere Stimmung und freudige Bewegung, leidenschaftliche Erregung, heitere Ruhe. Die eigenthümliche Erhebung des religiösen Gefühls kann durch Rhythmen, Melodieen, Akkorde in ihrer Bewegung, durch den jähen Wechsel oder den einheitlichen Fluß der Harmonie auf's Mächtigste angeregt werden. Alle die Mittel zur Anregung sind jedoch rein musikalisch; und je mehr Einer diese Mittel in großartiger und eigenthümlicher Weise handhabt, gewaltige und neue Rhythmen, gefällige und originelle Melodieen, besondere Harmonieen in einheitlichem Styl und künstlerischem Wechsel der Tonfärbungen schafft, je mehr er die einzelnen Gedanken im musikalischen Aufbau, also seinen eigenen Styl entfaltet, desto größer ist er, desto mehr wirkt seine Musik im Verein mit dem Worte. Besitzt er aber jene musikalischen Urkräfte nicht in hohem Grade, dann nützen ihm auch die schönsten Worte wenig. Richard Wagner ist ein Mann, dem diese Urkräfte eigen sind; er ist der Mann gewaltiger und eigenthümlicher Rhythmen, seltener, aber herrlicher Melodieen, ganz merkwürdiger Tonfärbungen und sein Aufbau ist oft geradezu großartig. Und dabei hat er zu all' seinen Tondramen mit ihren verschiedenen Titeln (von der Oper bis zur „Tristanhandlung", Festspiel, „Bühnenweihfestspiel") die Worte selbst gedichtet. Er hat also die Ideen, denen er musikalischen Ausdruck verleihen wollte, selbst auch in Worten ausgesprochen.

Blickt man nun auf den Entwicklungsgang zurück, den dieser merkwürdige Mann sich vorgezeichnet und vollführt hat, so findet man ihn immer an der Spitze der Bewegung, immer als den ersten Verkünder und Anwerber, kampfbereitesten und den Angriff befehlenden Heerführer jener Ideen, welchen die energischen und rücksichtslosesten Geister der Nation am liebsten folgten. Bevor wir diesen Entwicklungsgang genauer betrachten, wollen wir einen Umstand aus dem Leben Wagner's hervorheben, der noch gar nicht genügend beachtet worden ist, dem die Partei selbstverständlich Bedeutung nicht zuerkennen wird, dem aber doch eine solche unleugbar zukommt.

R. Wagner hat seine Laufbahn begonnen als Kapellmeister in Magdeburg, Königsberg und Riga (1834—1839), dann aber drei Jahre in Paris gelebt in schlimmsten Verhältnissen, von Niemanden beachtet als von Meyerbeer, der ihm Beweise der Theilnahme gegeben hat. Das Musikleben in der Seinestadt konnte dem Manne, der in jener Zeit den „Fliegenden Holländer" fertig komponirte und den „Tannhäuser" mit sich trug, nur Widerwillen einflößen. Nichtsdestoweniger war der Aufenthalt daselbst von unermeßlichem Nutzen für ihn, denn er lernte die große Bühne kennen, ihre Mittel, ihre Anforderungen, und auch die Technik der Behandlung der Stoffe, die man dramatische Exposition nennt. In dem allmälig erzählenden Zusammenfassen aller Thatsachen, welche der Handlung vorangegangen sind, um eine Hauptwirkung zu erzeugen, besitzen die Franzosen das größte Geschick, und Wagner hat es sich angeeignet. Sein Genie wäre wohl auch ohne den Pariser Aufenthalt auf solche Wirkungen gekommen, wie die plötzliche Umwandlung der ganzen Szene bei den Worten Tannhäusers: „Mein Heil ist in Maria", oder wie jene unvergleichliche Steigerung in der Handlung und Musik im Lohengrin: „Seht, ein Schwan" bis zu den Worten: „Ein Wunder ist geschehen"; gewiß aber viel später und nach mancherlei weniger glücklichen Versuchen, und daß die Pracht der Dekorationen und die Maschinenbeleuchtungseffekte nicht in Dresden oder Zürich gelernt werden konnte, wird vielleicht selbst mancher entschiedenere Wagnerianer eingestehen.

Prüfen wir nun den Ideengang der Opern. „Rienzi", dessen Stoff dem Bulwer'schen Roman entnommen ist, steht noch ganz auf dem Boden der heroisch-historischen Oper, mit etwas demokratischem Beigeschmacke, auch die Behandlung des Musikalischen erinnerte noch an die französische große Oper, wie sie von Meyerbeer und Halevy verwendet war. Im „Fliegenden Holländer" ist die alte romantische Sage (die zuerst Heine in der von Wagner erweiterten Ausschmückung erzählt hat) dramatisch-musikalisch dargestellt; das deutsche Weber'sche Element tritt schon bedeutender hervor, doch ist die Form der Oper noch beibehalten. Im „Tannhäuser" betritt Wagner das Reich der Mythe und auch den Weg der Umformung der Oper; an die Stelle der abgeschlossenen Arien und Chöre setzt er die ineinander gewebten Melodieen. Im „Lohengrin" geht er noch weiter, beginnt mit der Durchführung des Prinzips der unendlichen Melodie und des Leitmotives, das er in „Tristan und Isolde", endlich im „Ring der Nibelungen", in „Parsifal" mit strengster Konsequenz durchführt. Der „Lohengrin" fällt zusammen mit seinen Schriften der „Kunstwerke der Zukunft" in „Oper und Drama", worin er die Nichtigkeit der bisherigen Opernstoffe darlegt und die Unfehlbarkeit in der Darstellung der Gefühle durch Musik behauptet. „Tristan und Isolde" und der „Ring der Nibelungen" werden gedichtet, während die Schopenhauer'sche Weltanschauung von der Selbstzerstörung des Willens zum Leben durch seine Befriedigung, das heißt durch das, was das Leben nothwendig erheischt, die weiteste Verbreitung fand und Wagner sie in der Schrift „Beethoven" und auch im Vorworte zum „Ring" als seine und als die einzig richtige Anschauung verkündigte; dem „Parsifal" gingen die neuchristlichen Wendungen in Deutschland voran, all' das schöne Reden und schlimme Thun in den verschiedenartigen Bewegungen, endlich die Aufsätze von Wagner selbst in den „Bayreuther Blättern", worin Vegetarianismus als unbedingte Nothwendigkeit für die Reform der Menschheit, auch sonst noch die Auswanderung nach Afrika gepredigt wird (wörtlich so zu lesen in „Kunst und Religion").

In all' diesen Tondramen erscheint Wagner als der große Künstler, der den mächtigst wirkenden Ideen der Zeit den mächtigsten Ausdruck zu verleihen im Stande ist, und zu gleicher Zeit durch seine Schriften alle Hebel in Bewegung setzt, um sich den Durchbruch seiner Werke und Ansichten zu sichern und eine Partei um sich zu schaaren, die ihm unbedingt folgt. Und da er eine ungeheure Ausdauer und Thatkraft besitzt, die er auch in den schlimmsten Verhältnissen bekundete, so hat er auch in nicht musikalischen Kreisen große Bewunderer und Anhänger gefunden, die ihn als Reformator betrachten. Nur in einem Werke hat er nicht die Zeitideen dargestellt und nur einem rein künstlerisch-idealistischem Impulse Ausdruck gegeben: in den „Meistersingern". Dieses in seiner Art klassische Tondrama konnte auch bisher im „Publikum" noch nicht die Begeisterung und den Kassenerfolg hervorrufen, welcher den „Nibelungen" überall entgegenkam. Ganz natürlich! Es behandelt einen Stoff, der die heutigen Theaterbesucher wenig anregt: altdeutsches bürgerliches Leben, reine natürliche Liebe eines tüchtigen Mädchens zu einem ritterlichen Lebemann und das Walten eines idealistisch angelegten wackeren Bürgers und Dichters. Aber wir haben schon öfters betont und wiederholen unsere feste Ueberzeugung, die „Meistersinger" werden Wagner's Ruhm in der Nachwelt erhalten, werden als Ganzes auf den Bühnen wiederholt werden, wenn die „Götterdämmerung" nur noch im Konzertsaale erscheint; was aus dem „Parsifal" werden wird — wer soll das voraussagen? In dem zu Anfang erwähnten Buche Novalis' steht die Verkündigung für „eine neue goldene Zeit mit dunklen, unendlichen Augen, von prophetischer, wunderthätiger und wunderheilender, tröstender und ewiges Leben entzündender Zeit." Dann haben die frommen Maler Overbeck und Führich in Broschüren ihre frommen Bilder erklärt und dargethan, wie dieselben nicht bloß Kunstwerke seien, sondern erbauen, bekehren sollten. Das Alles ist schon vor sechzig Jahren geschehen, wie heute beim „Parsifal".

Fassen wir nun das bisher Gesagte zusammen: Richard Wagner ist eine ganz großartige Erscheinung, ein Dichter-Komponist, der die verborgen wirkenden Zeitideen zu errathen vermag, noch bevor sie zur äußeren Thätigkeit hervortreten, und zu gleicher Zeit ihnen mächtigsten Ausdruck gibt in der ihm allein eigenen Form, ohne irgendwelches Zugeständniß an irgend eine andere Richtung. Er erkannte den Durst des Zeitalters nach Aufregung; er befriedigt ihn, aber nur mit dem Feuertrank, den er allein schafft. In der Vereinigung solcher äußerlich scheinbarer Extreme liegt ein Hauptgrund der unleugbaren kolossalen Wirkung, die er auf so viele Zeitgenossen übt; daß die wirksame Vereinigung nur einem bedeutenden Genie gelingen kann, ist selbstverständlich. Sollten wir nun die reine künstlerische Bedeutung von Wagner's Werken, ihre Wirkung auf die Weiterentwicklung der Künste darlegen, so müßte diese Studie zum Buche werden, wir müßten die Grenze der Dichtkunst und der Musik abmessen und erklären, wo sie Wagner überschreitet, wir müßten in dem Leitmotive und dessen Entwicklung die Unhaltbarkeit des Grundsatzes von der Unfehlbarkeit des Gefühlsausdruckes durch Musik beweisen. Wir müßten sogar auf Biographisches zurückgreifen, um Widersprüche in der Kunstleistung zu erklären. Das Alles liegt außer unserer heutigen Aufgabe. Diese bestand darin, den unzertrennlichen Zusammenhang der Werke Wagner's mit den kulturhistorischen Bewegungen der letzten dreißig Jahre nachzuweisen und zu zeigen, wie er einerseits alle Mittel handzuhaben weiß, durch welche dem Bedürfnisse der Zeit immer stärkere An- und Aufregung zugeführt wird, wie er aber auch andererseits in dieser Handhabung ein ganz eigenthümliches, großartiges Genie zeigt, das jedenfalls zu den merkwürdigsten Erscheinungen der Kunstgeschichte gezählt werden wird.

Die Achatindustrie.

Von

R. Raab.

(Schluß.)

Der Ursprung der Achatindustrie verliert sich in nebelgrauer Ferne. Jedenfalls verstand man schon zu den Zeiten der Nibelungen Achate zu schleifen. Einige der gewaltigen Recken, wie der finstere Hagen und der kühne Hunold von Hunoldstein, hatten am Fuße des Idarwaldes, dem jetzigen Drohnecken und Hunoldstein, allem Anschein nach ihre Burgen. Balmung, des Siegfried's Schwert, hatte einen Knopf von Jaspis, „grüner noch als Gras". Die Stelle des Nibelungenliedes lautet nach der Simrock'schen Uebersetzung:

„Der vermessene Hagen legte über die Schulter hin
Seine lichte Waffe, aus deren Knaufe schien
Mit hellem Glanz ein Jaspis, grüner noch als Gras.
Wohl erkannte Kriemhild, daß Siegfried einst sie besaß."

Die vorhandenen Urkunden gehen nur bis auf etwa 400 Jahre zurück. Aus denselben erhellt, daß bereits 1454 in der Gegend die Steingräberei betrieben wurde, was auch das damalige Vorhandensein von Schleifmühlen bedingt.

Im Anfange des 17. Jahrhunderts war die Industrie schon zu einer ziemlichen Bedeutung herangewachsen, wie aus einer 1609 von dem Grafen Philipp Franz von Dhun und Oberstein für seine „leibeigenen Unterthanen und Handwerksgenossen" erlassenen Zunftordnung ersichtlich ist, die in Zwangsmaßregeln Erbauliches leistet. Sie setzte fest, daß kein Schleifer eher als der andere abreise, und bestimmte sogar Tag und Stunde (den zweiten Meßtag Abends mit dem Marktschiffe). Das Erlernen der Schleifkunst wurde auf die Söhne von Meistern beschränkt. Das „Verführen und Abspannen der Kundschaft, welches keinem ehrliebenden Menschen, viel weniger einem Zunftgenossen geziemen will", sollte nach Beschaffenheit bestraft werden; auch war jeder Zunftgenosse eidlich zum Denunziren verpflichtet. Die Schleifer durften auch nicht auswandern oder Ausländer in ihrer Kunst unterrichten. Diese Bestimmungen beuteten sie aus, um vom Militärdienste, der sie aus dem Lande geführt haben würde, befreit zu werden. Dem Manne war verboten, sich bei der Profession von der Frau helfen zu lassen; man traute der Verschwiegenheit des schönen Geschlechts nicht. Das 17. Jahrhundert war die Periode der Zecher von wunderbarem Tonnengehalt, die Zeit, in welcher die bacchischen Anlagen und Neigungen der germanischen Menschenkinder zur Kunst ausgebildet und in ein reiches und sinnvolles Ceremoniell gefaßt wurden. Der deutsche Durst verleugnete sich auch in der Zunftordnung nicht. Dieselbe enthielt die Bestimmung, daß der Lehrling bei seinem Eintritt ein Viertel Wein setzen mußte, und ein gleiches Quantum, wenn er zum Meister gesprochen wurde. Am Zunfttage wurde bei der Rechnungsablage der Ueberschuß nach gutem rheinischem Brauche vertrunken. Ohne Händel ist es bei solchen Gelagen nicht immer abgegangen, denn §. 20 der Zunftordnung bedroht Den, „welcher die Faust fahren läßt oder vom Leder zieht", mit 1 Florin Strafe.

Diese Zunftordnung verblieb bis zur französischen Revolution, welche die Freiheit der Gewerbe einführte. Erst von diesem Zeitpunkte ab entfaltete sich der gewerblich rührige Sinn der Bevölkerung der Fabrik (so wird der Idarbann nebst Oberstein genannt).

Schon im 18. Jahrhundert verfiel man auf den glücklichen Gedanken, geschliffene Achate in Silber, später in vergoldeten Tombak zu fassen. Die Leute, welche sich hiemit beschäftigten, wurden seltsamerweise Goldschmiede genannt und bestanden als Zunft für sich. So entstand die Obersteiner bijouterie fausse, die eine große Masse von Achatgegenständen und später auch reine Metallwaaren auf den Markt brachte. Die Goldschmiede betrieben schließlich die Profession nicht mehr selbst, sondern besorgten nur den Verkauf der Waaren und bildeten seit 1780 einen eigenen Handelsstand, der regelmäßig die Frankfurter und Leipziger Messe bezog. Sie ließen bei selbstständigen Meistern auf Bestellung arbeiten, wie dieß noch heute geschieht.

Das Emporkommen der bijouterie fausse war der Achatindustrie entschieden günstig, da sie die Formen vermannigfaltigte und eine größere Menge geschliffener Achate gebrauchte.

Die Anforderungen an die Fabrik steigerten sich von Jahr zu Jahr, der Bedarf an Rohsteinen nahm rapide zu. Die einheimischen Gruben waren bald nicht mehr im Stande, Steine in genügender Anzahl zu liefern. Eine bedenkliche Krisis schien sich zu nahen. Da wurden zu Anfang der dreißiger Jahre von ausgewanderten Idarer Schleifern die brasilianischen Achate entdeckt. Das Gebirgsland, welches der Uruguay umschließt und das, von der Mündung des Silberstromes beginnend, sich durch die Banda oriental und die brasilianische Provinz Rio grande do Sul hindurchzieht, — eine Strecke von circa 750 Kilometer Länge — enthält die bedeutendsten Achatlagerstätten. In den Thälern und Betten der Flüsse Taquarie und Rio Pardo werden die Karneole gefunden, auf der dort gelegenen Sierra streifige Steine. Vom Campo de Maria, 375 Kilometer vom Rio Pardo, kommen die centnerschweren Sardonyxsteine. Die Flüsse Uruguay, Guardin u. a. liefern neben streifigen auch die bläulichen Achate.

Im Jahre 1834 gelangten die ersten Transporte über Hamburg nach Idar. Unter der Schleiferbevölkerung entstand jetzt ein Auswanderungszug, der nach und nach Viele nach dem südlichen Brasilien führte. Es dürfte dort wohl keine Stadt und keine Kolonie existiren, in denen nicht Idarer und Obersteiner zu treffen wären. Brasilien deckt bis auf den heutigen Tag den Bedarf der Fabrik; die Ergiebigkeit der Lager sichert die Befriedigung der Nachfrage noch auf lange Zeiten.

Das Aufsuchen der Achate ist mühselig und nicht ohne Gefahr. Die Händler durchstreifen, gut bewaffnet, zu Pferde die noch menschenleeren Campos; häufig ist ihr Nachtquartier unter freiem Himmel. Die gesammelten Steine werden in oft wochenlangen Reisen mit Maulthieren oder auf von Ochsen gezogenen kleinen Wagen, sogenannten Carreten, theils nach Porto Alegre, theils nach Salto und von da nach Montevideo und Buenos Ayres gebracht, um alsdann weiter nach den europäischen Häfen Beförderung zu erhalten. Porto Alegre hat jüngst durch den Brand der deutschen Ausstellungsgebäude eine traurige Berühmtheit erlangt. Die Steinsendungen werden jetzt meistens über Havre und dann mit der Bahn in den Fabrikdistrikt eingeführt.

Einen bemerkenswerthen Aufschwung nahm die Achatindustrie erst, als das Färben der Steine Gemeingut der Fabrik geworden war.

Eine Stelle des römischen Naturforschers Plinius deutet darauf hin, daß das Färben schon den Alten bekannt war. Gewiß sind viele der uns von dem klassischen Alterthum hinterlassenen Cameen aus gefärbten Steinen geschnitten. Das Geheimniß hat sich vermuthlich in Italien aus alten Zeiten durch Tradition erhalten. Römer, „Romaner", wie man sie hier nannte, kamen in den letzten Jahrhunderten häufig nach Oberstein und kauften schöngebänderte Achate für die italienischen Cameenschneider. Das Schicksal führte einen solchen des Schwarzfärbens kundigen „Romaner" im Schuldthurm zu Paris mit einem Idarer Handelsmann zusammen. Das Geheimniß wurde ausgeplaudert. Anfangs der zwanziger Jahre waren alle „Fabrikgenossen" mit dem Verfahren des Schwarzfärbens bekannt. Andere von glücklichem Erfolge begleitete Färbeversuche folgten. Man versteht heute nicht nur die Naturfarbe der Achate

zum stärkeren und vollkommeneren Hervortreten zu bringen, sondern man weiß ihnen eine ganz andere Farbe zu geben, also gleichsam neue in der Natur nicht vorkommende Steine zu fabriziren. Diese Kunst beruht vorzüglich auf der mikroskopischen Porosität der Achate, welche einer färbenden Substanz leichten Zutritt gestattet. Um schöne, braun und schwarz gebänderte Onyxe herzustellen, legt man den Stein in ein Gefäß, welches mit durch Wasser verdünntem Honig gefüllt ist, und setzt dasselbe auf den Ofen, damit die Flüssigkeit eine mäßig erhöhte Temperatur erhält. Nach mehreren Tagen wird der Stein in siedend heiße Schwefelsäure gebracht. Der in die Poren eingedrungene Honig wird durch die Schwefelsäure in Kohle verwandelt, und auf diese Weise werden Farben vom lichten Braun in allen Nüancen bis zum tiefsten Schwarz hervorgebracht; die sich durchziehenden weißen Streifen des Steins werden dabei wegen ihrer Dichtigkeit nicht im geringsten angegriffen, das Weiß wird sogar noch verschönert.

Einige Jahre vorher hatte man schon die Entdeckung gemacht, gewisse Chalcedone durch einfaches Brennen in hochrothe Karneole umzuwandeln. Auch die aus Indien kommenden prachtvoll rothen Karneole haben ihre Farbe dem Brennen zu verdanken. Das in den Steinen enthaltene Eisenoxydul wird nämlich durch die Hitze zu rothem Eisenoxyd.

Mit der Zeit ist es gelungen, ein schönes Gelb, Blau und Grau in allen Schattirungen herzustellen. Die in den sogenannten Moccasteinen vorkommenden Moos- und Baumzeichnungen (sogenannte Dendriten) werden durch Aetzung und Einbrennen von Höllenstein imitirt. Auch radirt man auf einer Wachsdecke, welche über einen Stein gezogen ist, Zeichnungen aller Art und setzt sie den Dämpfen von Fluorwasserstoffsäure aus, wodurch die ausradirten Stellen in den Stein eingeätzt werden. Ein solches von einem Idarer Künstler ausgeführtes Architekturbild befand sich auf der Wiener Weltausstellung. Ueberhaupt sind die Achatarbeiten von Oberstein und Idar auf den verschiedenen Industrieausstellungen der jüngeren Zeit vielfach prämiirt worden.

Das Achatgewerbe im Fürstenthum Birkenfeld und in seiner nahen Umgebung hat jetzt 152 Schleifmühlen. In jeder Schleifmühle befinden sich vier bis fünf Schleifsteine, von der Größe der größten Mühlsteine, welche vertikal an einer gemeinschaftlichen Welle umgetrieben werden. Die Welle mit den Schleifsteinen steht durch ein gezahntes Rad mit der Achse eines oberschlächtigen Wasserrades in Verbindung. Die Schleifsteine sind feste quarzige Sandsteine, welche aus der Gegend von Zweibrücken bezogen werden. Auf den Schleifflächen sind Hohl- und Rundkehlen eingemeißelt. An jedem Schleifstein arbeiten in der Regel zwei Arbeiter gleichzeitig.

Das Schleifen gewährt einen eigenthümlichen Anblick. Die Schleifer liegen fast horizontal mit der Vorderseite des Körpers auf einem für die Brust halb cylindrisch ausgehöhlten Holzschemel und drücken die Achate entweder mit der Hand oder vermittelst eines an den Stein gekitteten Stäbchens fest gegen den sehr schnell umlaufenden Schleifstein, welcher durch ein darauf geführtes Gerinne immer naß erhalten wird; mit den Füßen stemmen sie sich gegen Querleisten, die am Fußboden aufgenagelt sind. Nur so kann die ganze Körperkraft wirken, nur so ist der Arbeiter im Stande, den Schliff mit dem Auge zu verfolgen und zu prüfen. Die Arbeit in jener Lage des Schleifers ist selbstverständlich unbequem, aber nicht so gesundheitsschädlich, wie man annehmen sollte. Durch das kräftige Anstemmen der Fußsohlen hebt sich die Brust auf dem vorderen Theile des Schemels leicht in die Höhe. Auf eine Stunde Arbeit folgt eine Ruhestunde; auch beträgt die durchschnittliche tägliche Betriebszeit nicht über 6—7 Stunden. So sind denn die Schleifer meist starke, gesunde Menschen. Sind die Steine geschliffen, so werden sie auf der Polirmaschine geglättet. Diese besteht aus einem Cylinder von hartem Holz, welcher durch Treibriemen mit der Welle der Schleifsteine in Verbindung steht. Der Stein wird einfach gegen den rotirenden, mit Tripel bestrichenen Cylinder gedrückt. Diese Arbeit ist leicht und wird gewöhnlich von Kindern, sogenannten Polirjungen, verrichtet. Größere und werthvollere Stücke werden, bevor man sie zum Schleifen bringt, mit einer Steinsäge entzwei geschnitten. Das Zersägen geschieht mit einer rotirenden, mit Schmirgel oder Diamantstaub bestrichenen Stahlscheibe. Durchbohrt werden die Achate mittelst einer Stahlspitze mit eingesetzten kleinen Diamanten, welche durch eine Schnur mit der Hand in rotirende Bewegung gesetzt wird. Sehr mühsam ist das Herstellen von Hohlgefäßen (Schalen, Vasen u. s. w.); die Steine werden viele nach einander durch rotirende kleine Schleifsteine, welche in ihren Dimensionen den zu bewirkenden Aushöhlungen entsprechen, ausgekolbt.

Treten wir in ein Steinschneideratelier ein. Der Raum ist durch ein großes, eine ganze Seite des Zimmers einnehmendes Fenster erhellt; nach der Lichtseite zugewendet sitzt der Meister mit seinen Gehülfen und Lehrlingen, jeder an einem kleinen Holztisch, unter welchem ein Tretrad angebracht ist; auf dem Tische befindet sich der Schneideapparat. An einer durch das Tretrad in Bewegung gesetzten Welle können Stahlspitzen, je nach Bedürfniß von der verschiedensten Feinheit, sogenannte Zeiger, eingeschraubt werden, der zuvor zurecht geschnittene Stein wird nun mit der linken Hand gegen den rotirenden Zeiger gedrückt; durch Drehen dieser Hand werden auf dem Stein die erforderlichen Linien hervorgebracht, während die Rechte den Zeiger fortwährend mit öligem Diamantstaub befeuchtet und von Zeit zu Zeit den Stein mit einem Läppchen abwischt, um das Fortschreiten der Arbeit genau verfolgen zu können. Vor dem Arbeitenden steht das Modell, gewöhnlich ein Gypsabdruck, welcher größer als die zu schneidende Camee ist, und ein Spiegelchen, um sowohl von dem Modell wie von der Camee eine Ansicht von allen Seiten zu gewinnen. Man hat sogar nach photographischen Vorlagen Cameen geschnitten. Meistens wird nach antiken Mustern gearbeitet. Fleißige und geschickte Steinschneider verdienen mindestens 15 Mark täglich, ausgezeichnete Künstler noch viel mehr.

Die eingeführten Rohsteine werden in öffentlichen Auktionen versteigert. Besonders schöne Stücke, und ferner der zum Graviren und Schneiden der Steine nothwendige Diamant werden aus freier Hand verkauft. — Das Gewicht der Steine ist sehr verschieden. Es variirt von $1/8$ Kilo bis 500 Kilo.

Der Preis pro 50 Kilo beträgt je nach der Qualität im Durchschnitt 10 bis 1000 Mark.

Die Reihe der aus den Steinen verfertigten Waaren durchläuft eine lange Skala vom einfach geschliffenen Achatsteinchen bis zum vollendeten Kunstwerk. Aus den tausenderlei Objekten sind hervorzuheben: Knöpfe aller Art für Kleider, Hemden, Manschetten, Broschen, Ohrringe, Busen- und Haarnadeln, Colliers, Dosen, Schreibzeuge, Toilettenkästchen, Briefbeschwerer, Petschafte, Vasen, Schalen, Tassen, Dessertteller, Klicker, (d. i. runde Kugeln zu Griffen für Sonnen- und Regenschirme und zu Knabenspielen), Leuchter, Aschbecher, Cigarrenspitzen, Feuerzeuge, Falzbeine für Buchbinder, Reibschalen für Maler und Chemiker. Ich habe unter Anderem eine ganz aus Karneol hergestellte Cigarrenspitze mit Etui für 4 Mark, ein wunderschön geschliffenes Bergkrystallcollier für 8 Mark, ein in Tombak gefaßtes prachtvolles Amethystkreuz (einen herrlichen Damenschmuck) für 14 Mark erworben. Nach Afrika werden kleine olivenförmige, durchbohrte Onyxe als Amulette ausgeführt. Dr. Nachtigal erwähnt derselben mehrfach in seinem großen Reisewerke „Sahara und Sudan“.

Auch viele „Kabinetsteine“ werden verkauft. Dieß sind durchschnittene Achatmandeln, welche an ihrer Durchschnittsfläche geschliffen sind, um die innere Textur des Steines zu zeigen.

Der Absatz der Waaren geschieht durch Handelsleute. In allen bedeutenden Bädern und europäischen Hauptstädten sind größere Niederlagen; leider schenkt man ihnen nicht die gebührende Beachtung. Am Niagara werden Obersteiner Waaren als amerikanische, in der Umgebung des Montblanc als schweizerische verkauft. Die große Messe von Nischnei-Nowgorod in Rußland, die regelmäßig von einem Obersteiner Kaufmann besucht wird, vermittelt die Verbreitung nach Centralasien.

Ich kann nach eigenen Wahrnehmungen die Firmen August Beck in Oberstein und J. C. Wild IX. in Idar (Schleiferei, Steinschneiderei und Lager von Steinen aller Art) als tüchtig und reell empfehlen.

Schon seit 1853 bestand ein „Gewerberath“, welcher die Interessen des Fabrikwesens nach außen und der Behörde gegenüber zu vertreten hatte. Derselbe wurde im Jahre 1876 reorganisirt und ist jetzt aus sieben Mitgliedern und sieben Stellvertretern zusammengesetzt. Je sechs müssen dem eigentlichen Gewerbe angehören; das siebente Mitglied und dessen Stellvertreter werden von der Regierung in Birkenfeld, welcher der Gewerberath direkt unterstellt ist, aus dem Lehrerpersonal der Realschule Oberstein-Idar ernannt. Der Gewerberath ist in allen gewerblichen Fragen, soweit sie die Industrie betreffen, als Beirath zu hören. Der Dienst der Mitglieder dauert sechs Jahre; alle drei Jahre wird die Hälfte der gewerblichen Mitglieder ausgeloost und durch Neuwahl ersetzt. Die Mitglieder des Gewerberaths wählen aus ihrer Mitte einen Vorsitzenden und dessen Ersatzmann. Alljährlich wird ein Bericht an die Handelskammer in Trier erstattet, der in vier Exemplaren an das auswärtige Amt in Berlin geht.

Den freundlichen schriftlichen Mittheilungen des derzeitigen Vorsitzenden des Gewerberaths, Herrn Reallehrer Wiesner in Idar, vom Mai dieses Jahres entnehme ich mit lebhaftem Bedauern, daß die Lage der Achatindustrie gegenwärtig eine recht ungünstige ist. Die Bestell- und Absatzquellen sind zum größten Theile versiegt. Auch ist die erwartete allgemeine Hebung der Preise nicht eingetreten. Das Geschäft der Achatschleifer kann nicht prosperiren, weil fast nur gewöhnliche Handelsartikel verlangt werden, darunter Manschettenknöpfe in allen nur denkbaren Steinarten, die meist zu Spottpreisen nach den Vereinigten Staaten Nordamerikas gehen. Da die Nachfrage nach größeren Kunstarbeiten so gut wie aufhört, so sind selbst die besten Schleifer gezwungen, mit den gewöhnlichen billigen Artikeln sich zu befassen. Die Graveure hatten zu Anfang 1881 noch reichliche Beschäftigung, wenngleich die Bestellungen vorwiegend auf courante Waare lauteten, und demgemäß der Verdienst ein geringer war. Gegen Schluß des Jahres hingegen trat ein Stillstand ein, der dieser Branche namhaften Schaden zufügte. Von den Goldschmieden hat die Mehrzahl Arbeit. Sie bringt aber wenig ein; denn auch auf diesem Gebiete werden fast nur Courantartikel verlangt und besser gearbeitete Waaren mäßig gekauft. Stark begehrt waren im verflossenen Jahre Uhrketten in allen Gattungen. Das beste Geschäft machen die nach und nach entstandenen eigentlichen Fabriken, deren Betrieb eine erkleckliche Anzahl Leute erfordert. Durch die Errichtung derartiger größerer Werkstätten wird freilich schließlich die Existenz der Hausindustrie, welche hauptsächlich im Goldschmiedgewerbe noch vertreten ist, in Frage gestellt. Das stetige Fallen der Fabrikationspreise führt Wiesner mit auf den Umstand zurück, daß die Zahl der Kaufleute, die sich im oldenburgischen Theile des Fabrikbezirks mit dem Vertrieb der Erzeugnisse der Achatindustrie befassen, fortdauernd zunimmt.

Möchten diese Zeilen die Kauflust anregen; möchten sie mit dazu beitragen, daß das Gewerbe sich hebt!

Die Reitkarawane im Zoologischen Garten von Berlin.

(Hiezu das Bild S. 1021.)

Meister Bodinus, in Verbindung mit den gegenwärtig an der Spitze der Verwaltung stehenden Männern, hat, wie allbekannt, den Berliner Zoologischen Garten zu einer europäischen Celebrität gemacht und ist eifrig bemüht, diesem hochinteressanten Institut die Stellung zu erhalten, welche dasselbe sich in den letzten zwölf Jahren erworben hat.

Eskimos, Feuerländer, Nubier und gegenwärtig Australneger erscheinen als Gäste im Zoologischen Garten; seltene und schöne Exemplare der Thierwelt werden angekauft und erregen immer von Neuem das Interesse der Besucher. Es gehört seit Langem zum guten Ton der Reichshauptstadt, ein Abonnement für den Besuch des Zoologischen Gartens zu besitzen, das besonders fleißig an den dreimal in der Woche stattfindenden Konzerttagen benützt wird. An diesen größeren Besuchstagen ist seit einiger Zeit auch für die gesammte Kinderwelt eine besonders anziehende Einrichtung, ein Kinderreiten auf zwei Dromedaren und drei Elephanten, arrangirt worden. Zwei indische Elephanten, welche der Prinz von Wales, der Bruder der deutschen Kronprinzessin, dem Garten geschenkt hat, ein kleinerer Elephant und zwei Kameele werden mit Roth und Gold prächtig aufgezäumt, kleine Stühle an den Seiten der rothen Sättel befestigt und dann der reitlustigen Jugend — Knaben wie Mädchen — zur Verfügung gestellt. Mittelst Leitern besteigen die Kinder die aufgeschirrten Thiere und rothe Leinen sorgen dafür, daß kein Herunterfallen eintreten kann. Dann bewegt sich die stolze Karawane, von Wärtern geführt, durch den ganzen Garten, vor den Raubthieren, den prächtigen Löwen und Königstigern und dem Wittwer Eisbären, vor dem ewig hungrigen Seelöwen, den Adlern und Straußen vorbei und durch die sogenannte „Lästerallee“ nach dem Giraffenhaus. Das Reiten kostet zwanzig Pfennige pro Person und gewährt den Kindern natürlich ein übergroßes Vergnügen, ganz besonders aber den Reitern und Reiterinnen des kleineren Elephanten, der, ein geborener Taschendieb, alle Taschen, die er erreichen kann, mit seinem Rüssel nach Zucker und Brod durchsucht. Während die Kinder der Einheimischen sich mehr mit den Thieren der Märchenwelt, den großäugigen Rehen, den grimmen Wölfen und dem listigen Fuchse beschäftigen, versäumen die Kinder fremder Besucher ein Elephantenreiten niemals. Es macht sich aber auch nach der Rückkehr in die Heimat für Blond-Elschen sehr hübsch, wenn Vetter Karl mit glänzenden Augen erzählt, wie er auf einem wirklichen Esel die Wartburg hinaufgeritten sei und sich gar nicht gefürchtet habe, — wenn Else nun ihrerseits den staunenden Freunden und Freundinnen erzählt, „sie sei in Berlin auf mehreren Elephanten geritten, und sie hätte sich auch gar nicht davor gefürchtet, auf dem Löwen zu reiten, nur Mama hätte es nicht erlaubt“. **Dominik.**

Für das Album.

Von **Wilhelm Emmer.**

Herzen und Schmerzen die reimen sich im Gedicht;
Und reimen sie sich denn im Leben nicht?

•

Soll es dir bleiben, so bleib' ihm vereint;
Die Ferne entfernt und die Fremde entfremdet, o Freund!



Aus der Bayerischen Landesindustrie-, Gewerbe- und Kunst-Ausstellung zu Nürnberg.

Von

K. A. Regnet.

(Nachdruck verboten.)

Ausstellungen haben so gut ihre Physiognomieen wie Menschen. Wenn der Geheime Rath Dr. Reuleaux, derselbe Mann, der noch vor wenig Jahren über die Leistungen Deutschlands auf der Ausstellung in Philadelphia in abfälligster Weise urtheilte, die bayerische Landesausstellung jetzt „hervorragend in den Objekten und vorzüglich in der Schaustellung“ nannte, so kann dieses Wort nicht hoch genug angeschlagen werden, denn gerade er hat vor noch kürzester Zeit über gewisse hochentwickelte Zweige des bayerischen Kunstgewerbs sich höchst ungünstig ausgesprochen.

Ohne der äußeren Erscheinung mehr Gewicht beilegen zu wollen, als ihr gebührt, muß man unbedingt anerkennen, daß wir in der Kunst des Ausstellens große Fortschritte gemacht haben. Gut stellt allein Derjenige aus, der das, was er erzeugt, in der Natur des Erzeugnisses entsprechender, geschmackvoller Weise zur Anschauung bringt. Das Originellste darin haben wohl das bürgerliche Bräuhaus in München mit dem mächtigen Fasse, aus dem eine echte Münchener Kellnerin mit Riegelhäubchen und silbergeschnürtem Mieder kredenzt, und die v. Tucher'sche Brauerei in Nürnberg mit ihrer als Fachwerksbau der Renaissancezeit behandelten Schenke, worin ein stämmiger Bräubursche in zeitgemäßer Tracht hantirt, geleistet. Von der letztgenannten Brauerei rührt auch die stylvolle und äußerst charakteristische Repräsentationsgruppe im Eingangsraume her. Die beiden Bräuerbursche, welche auf dem Giebelgesimse als Wappenhalter figuriren, sind ein Werk des Professors Schwabe in Nürnberg. Von ihm stammen auch Entwurf und Ausführung des in den edelsten Formen der Renaissance gehaltenen, mächtig großen, schrankähnlichen Aufbaues der Bleistiftfabrik von Großberger und Kurz, Firma Schwanhäuser, in Nürnberg. Als ein ganz guter Gedanke muß es auch bezeichnet werden, wenn Dieppold & Co. in Hof ihre Zuckerfabrikate an einem festlich geschmückten Christbaum zur Anschauung brachten und wenn Sauermann in Blaich bei Kulmbach seinen Fleischwaaren eine ganze gebratene Schweinefamilie als Rohstoff beigesellte.

Zu der das Auge wohlthuend berührenden Ausstellungsform kommt eine interessante Gruppeneintheilung und eine von dem auf allen früheren Ausstellungen geübten Modus abweichende, überaus belehrende Zusammenstellung der Gegenstände, welche zu den Erzeugnissen der verschiedenen Gewerbe in Beziehung stehen. In jeder Gruppe ist nämlich jede einzelne Industrie in der Weise zusammengestellt, daß sich die dahin einschlägigen Werkzeuge und Rohprodukte neben den fer-

tigen Produkten finden, wodurch dem einzelnen Industriellen schließlich ein voller übersichtlicher Einblick in sein Gewerbe und alle demselben dienenden Industrieen ermöglicht wird, ohne daß er den Raum zu verlassen braucht, in welchem er die Erzeugnisse seines eigenen Gewerbes gefunden hat.

Es ist lediglich dem verbesserten Ausstellungsgeschmacke zu danken, wenn in den Räumen, welche den Konsumtionsprodukten für Leben und Haushalt dienen und die mit verschwindend wenigen Ausnahmen der malerischen Erscheinung entbehren, den Besucher gleichwohl ein gewisses ästhetisches Behagen überkommt: hübsche Aufbaue mit tausenderlei Leckerbissen aus allen Zweigen des Nahrungswesens verfehlen ihre Wirkung nicht leicht und vier Kochhallen sorgen dafür, daß der Besucher dem Verlangen sofort den Genuß folgen lassen kann.

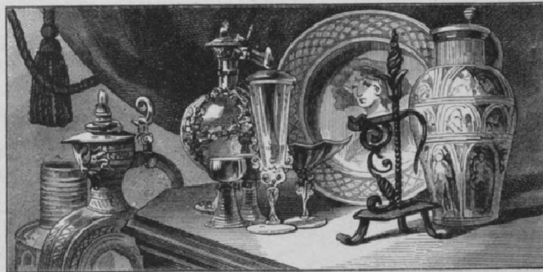
Weniger Anziehungskraft übt der Natur der Sache nach die Textilabtheilung auf den Laien, aber er kann daselbst gleichwohl so manches Neue erfahren, so z. B., daß sich Tausende von Japanesinnen in oberfränkische Baumwollenstoffe kleiden, deren Muster ihrem Geschmacke angepaßt sind. Weit günstiger gestalten sich in dieser Beziehung die Dinge für die Stickarbeiten, die qualitativ auf's Beste vertreten sind. Interessant sind auch die leonischen Gold- und Silberwaaren, mit denen Mittelfranken den ganzen Orient versieht, abgesehen von dem kaum minderen Absatz nach England und Südamerika.

Ueber die vielseitige Verwendung des Papiers gibt die Gruppe III interessante Aufschlüsse. Lehrreich ist es auch, zu erfahren, daß die Goldpapiere Bayerns Frankreich lebhafte Konkurrenz machen und daß unser engeres Vaterland Asien und Amerika mit mehr oder minder zierlich gepreßtem Papier versieht, während sich der Absatz der bayerischen Buntpapiere thatsächlich über die ganze Welt erstreckt. Andererseits ist es einzelnen Firmen gelungen, dem japanischen Papiermaché ähnliche Erzeugnisse herzustellen; so namentlich Adt in Ensheim. Nach anderer Seite hin, insbesondere in Nachahmung alter Schutz- und Trutzwaffen, leistet Fleischmann in Nürnberg Treffliches.

Ueber Arbeiten aus Fellen, Häuten, Leder, Guttapercha und Gummi (Gruppe IV) läßt sich vom ästhetischen Standpunkte aus im Allgemeinen nicht allzuviel sagen. Eine Neuerung sind die von den Gebr. Grünwald in Neustadt a. H. ausgestellten zierlichen Holzschuhe mit biegsamen Sohlen, bei nassem Wetter Damen auf's Beste zu empfehlen. In kunstgewerblichen Arbeiten im Bereiche der Buchbinderei thut sich J. G. Kugler in Nürnberg rühmlichst hervor; er ist zugleich als Begründer der Portefeuillearbeit in Bayern zu nennen.



Altar von Stärck und Lengenfelder.



Zimmerdekorationen der C. W. Fleischmann'schen Hofkunstanstalt in Nürnberg.



Majoliken von Schwarz in Nürnberg; Steingut und Porzellan von Ed. Kick in Amberg.

In der Gruppe V (kleinere Arbeiten aus Horn, Elfenbein 2c.) nehmen die Arbeiten von Ant. Dießl in München und F. G. Behl in Nürnberg die ersten Stellen ein.

Die Gruppe VI enthält die Arbeiten aus Glas. Bayern leistet darin Außerordentliches. Jedermann weiß wohl, daß es in der Herstellung von optischen Gläsern einzig dasteht, weniger aber dürfte bekannt sein, daß seine Glasperlen denen von Murano erfolgreiche Konkurrenz machen. Nachdem sich die Firma Franz Steigerwald in München von der Ausstellung ferne gehalten, nimmt die Theresienthaler Krystallglasfabrik dort die erste Stelle ein. Ebenso interessant sind die Leistungen von C. W. Fleischmann. — Den Arbeiten aus Glas folgen die aus Thon (Gruppe VII). Hier begegnen wir namentlich schönen Oefen in den verschiedensten Formen von Leonh. Seiler in Bayreuth, J. P. Hausleiter in Nürnberg, Th. Lunz, C. Pommer, J. H. Rießner und v. Schwarz daselbst, der auch in Majoliken und Terrakotten Ausgezeichnetes leistet, und Fried. Simader in Weißenburg. In der Porzellanindustrie haben Lor. Hutschenreiter in Salb und Ed. Kick in Amberg den Vorrang anzusprechen.

Die in Gruppe VIII ausgestellten Arbeiten aus Stein, Cement und Gyps verrathen vielfach eine große Findigkeit in Bezug auf die Ausstellungsform: kolossale Steinblöcke wechseln hier mit Säulen, Treppen und Fontänen, mit Grabsteinen und Freibauten ab.

Eine der interessantesten Gruppen ist die IX. mit ihren Metallarbeiten. Die Gold- und Silberarbeiten konzentriren sich fast ausschließlich auf München. Außerhalb Münchens ist diese Industrie nahezu unbedeutend, dort aber hervorragend. Der Schmuck zeigt fast ohne Ausnahme die Formen des 16., 17. und in einzelnen Fällen auch des 18. Jahrhunderts, welch' letzteren man sich im Münchener Kunstgewerbeverein überhaupt mehr als wünschenswerth zuneigt. Ein höchst werthvolles Moment ist das Hereintreten der Farbe in die Metalle, namentlich das fast immer oxydirt auftretende Silber, und selbst in die Edelsteine: farbige haben überall den Vorzug. Ausgezeichnetes lieferten in Schmucksachen J. Elchinger, C. Haymann, dem der junge Hamburger Bildhauer Vogel die Modelle liefert, die Gebr. Harrasser und Chr. Vitzthum, sämmtlich in München. Anlangend die Silberwaaren, so darf jedes einzelne Stück, wenigstens der Münchener C. Blum und Ed. Wollenweber und der Briefbeschwerer von Chr. Winter's Wtwe. in Nürnberg mit einem reizenden Blumenstrauß, als Meisterstück bezeichnet werden.

Vorzügliche Vertretung fand der Bronze- und Messingguß zunächst durch die Lehrwerkstätte des bayerischen Gewerbemuseums, nicht minder durch die trefflichen Rohgüsse der berühmten Lenz'schen Erzgießerei in Nürnberg. In weitester Ausdehnung tritt der Messingguß auf. Seine Hauptvertreter sind J. A. Hilpert in Nürnberg und Riedinger in Augsburg.

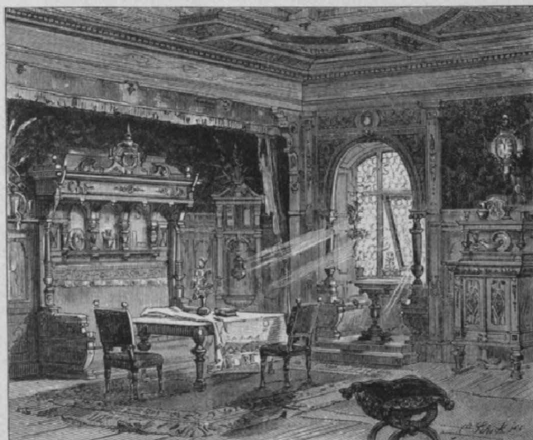
Eine hervorragende Stellung nimmt der Zinnguß ein; am glänzendsten repräsentirt durch Lichtinger in München, A. Schreiner in Nabburg und G. B. Braun in Erlangen. Eine interessante Spezialität sind Heinrichsen's Spielwaaren aus Zinn, die sich geradezu als höchst schätzbare Lehrmittel erweisen, da er vollständige Kulturbilder bringt, wie Jahrmärkte, Kriegsszenen aus alter und neuer Zeit (Schlacht von Sedan, Trojanischer Krieg, Kreuzfahrer), Hochzeiten, Kirchweihen 2c.

Sehr beachtenswerth sind die Erzeugnisse der Eisengießereien von Anspach, Förderreuther & Co. in Nürnberg und Kustermann in München, sowie die schmiedeisernen kunstgewerblichen Gegenstände, insbesondere von Reinh. Kirsch und Peter Kölbl Sohn, Beide in München; aber auch in den abgelegensten Städtchen hat sich eine staunenswerthe Besserung des Geschmackes vollzogen.

Vor der Ausstellung der Nürnberger Metallwaarenfabrik der Gebr. Bing in Nürnberg, in der sich neben einer reichen Auswahl der verschiedensten Haus- und Küchengeräthe die hübschesten Spielwaaren befinden, muß einer Hausfrau ordentlich das Herz weit werden: namentlich verdienen die originellen Lackirungen alle Anerkennung.

Unter den Uhren sind die von J. Jagemann und Schweizer in München in erster Reihe zu nennen.

Außerordentlich umfangreich ist die Gruppe X: Arbeiten aus Holz; sie stellt an vierthalbhundert Aussteller. Die Korbwaarenfabrikation hat ihren Sitz hauptsächlich in Ober- und Mittelfranken, kann aber die Einfuhr der besseren Sorten noch nicht abhalten, die sogenannten groben Holzwaaren dagegen haben ihre Heimat vorzugsweise in Ober- und Niederbayern, Unterfranken, Schwaben und in der Pfalz. Die Holzindustrie ist vielfach Hausindustrie und findet einen ihrer Hauptsitze im Berchtesgadener Ländchen. Sie liefert Spielwaaren, Haus-, Küchen- und Wirthschaftsgeräthe und Schnitzarbeiten. In letzteren macht sich der Einfluß der königlichen Schnitzschulen in günstigster Weise geltend. Dasselbe gilt von Oberammergau und Garmisch. Ableger der Berchtesgadener Industrie finden sich in Mittelfranken,



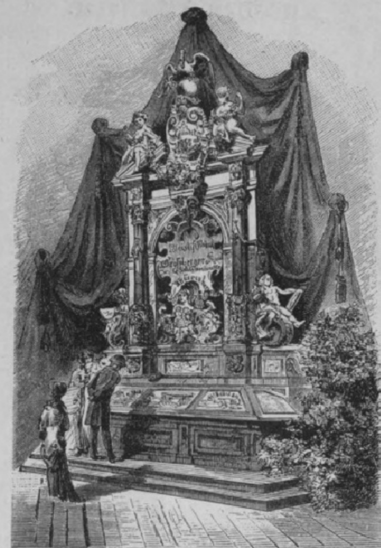
Zimmer von Baldauf.



Pavillon der Eisengießereien von Anspach, Förderreuther & Co.



Tucher'sche Brauerei.

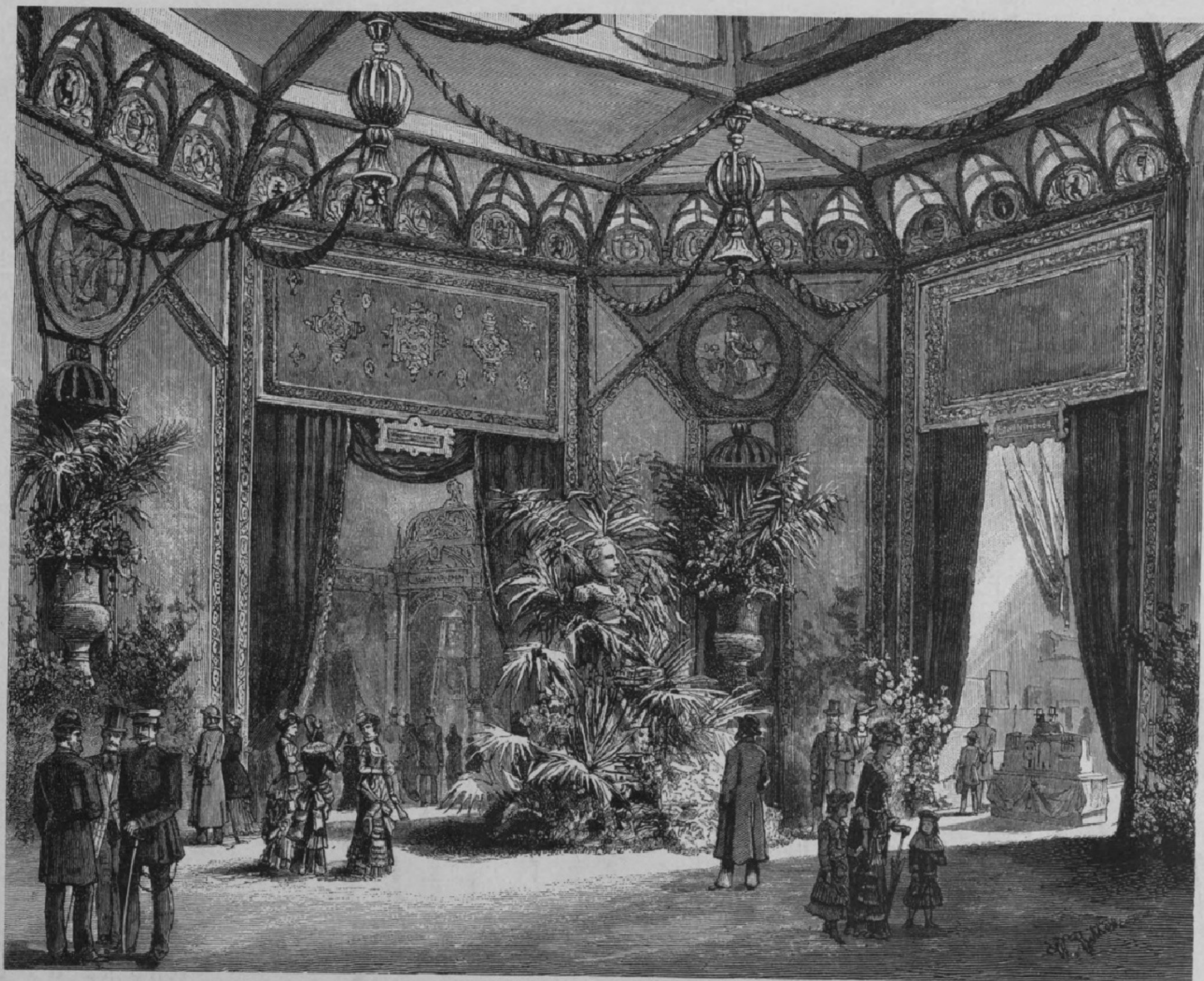


Großberger & Kurz.

an ihrer Spitze die bekannte Nürnberger Spielwaarenfabrikation. — In kunstreichen Dreharbeiten thun sich Endres in München und Probst in Nürnberg hervor, in Vergolderarbeiten Radspieler, Püttrich, Albrecht und Müller in München, doch wäre namentlich den beiden Ersteren mehr Mäßigung zu empfehlen. — Wir kommen nun zu einer der interessantesten Abtheilungen der Landesausstellung, jener der Möbel und der Zimmereinrichtungen mit dekorativer Malerei. Neben das Wort: „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist," könnte man das andere setzen: „Sage mir, wie du wohnst, und ich sage dir, wer du bist." Zimmereinrichtungen sind ebensowohl ein Kulturmesser wie Seife. Als rother Faden geht durch diese Gruppe (XI) ein bisweilen nur zu unbedingtes Anlehnen an Muster der Renaissance hindurch, das nur auf Kosten der Originalität möglich ist. — Zu den Zierden der Ausstellung zählt das gothische Altarwerk aus der Anstalt für kirchliche Kunst von Stärck und Lengenfelder in Nürnberg.

Als bestes Zimmer müssen wir das bezeichnen, das die weitestgehende Bequemlichkeit und praktische Verwendbarkeit mit höchster künstlerischer Vollkommenheit vereinigt. In dieser Richtung nun enthält die Landesausstellung gar manches Schätzenswerthe, wenn auch nicht verkannt werden kann, daß in Bezug auf Ausstattung hie und da des Guten zu viel geschah. Durch geschmackvolle Einfachheit zeichnet sich ein Vorgemach mit Erker im Styl der Frührenaissance vom Dekorationsmaler Joseph Wagner in München aus, demselben, der sein Haus an der Perusastraße mit Wandgemälden schmückte und dadurch in weitesten Kreisen bekannt wurde. Dagegen leidet das Kabinet von Grünig und Dümmler an Ueberladung mit Gold und Grellheit der Farbenkontraste. Durch harmonische Gesammtwirkung zeichnet sich ein Herrenzimmer von C. Hönig in Kaiserslautern aus, während man das zur Verloosung angekaufte Wohnzimmer mit Erkeranbau von Eyßer in Bayreuth kaum von Ueberladung und Buntheit freisprechen kann. In sehr schönen gebrochenen Tönen hat Paul Herbst in Nürnberg sein Schlafzimmer gehalten. Harmonisch wirkten auch das Renaissancezimmer des Architekten Dav. Böhm in Nürnberg und seiner Genossen und das Speise- und Prunkzimmer der Möbelfabrikanten Billigheimer in Würzburg, dann der Salon des Kunstschreiners Leonh. Schielle in Augsburg und seiner Genossen, vor Allem aber durch Vornehmheit das mit dem Jos. Wagner'schen Vorgemach in Verbindung stehende Renaissancekabinet von Pössenbacher in München. — Unser Bild zeigt ein Wohnzimmer mit Erker, das der Schreinermeister J. E. Baldauf, der Bildhauer Schröck und der Tapezier Krenig, sämmtlich in Nürnberg, nach dem Entwurfe des Architekten Schick, nun Professors in Karlsruhe, hergestellt haben.

(Schluß folgt.)



Eingangshalle zum Hauptgebäude.

Aus den Wassern.

Novelle

von

Jeanne Marie von Gayette-Georgens.

(Fortsetzung.)



Der Abschied von einem Ort, an welchem wir unsere Kindheit und erste Jugend verlebten, wird Jedem schwer fallen, dessen Empfindungen und innigeren Gefühle an diesem Orte aufblühten und Wurzel schlugen. Bei Ridi war das in Frießbach nicht der Fall gewesen, er war sich stets wie ein Verlassener in diesem Orte vorgekommen, überall war er ein „Zuviel“, ein „unnützes Möbel“, „ein fressendes Kapital“ und wie die Bezeichnungen sonst noch lauteten, die der arme Waisenknabe als Kind aufgefangen, und im Bewußtsein seiner unberechtigten Existenz an diesem Ort war er bemüht gewesen, wo es nur immer anging, sich nützlich zu machen. Im „Nützlichsein“ bestand seine ganze Existenz, darin gipfelten alle seine Gedanken, weil er durch die Arbeit allein zur Selbstständigkeit gelangen konnte. So griff er denn an und half mit seinen kleinen Händen, wo er nur vermochte und zugelassen wurde, und lernte dabei so Manches, was er in anderen Verhältnissen nimmermehr gelernt hätte, aber diese Lehrzeit der groben Praxis brachte ihn um jene Jahre, in denen durch die Aneignung von systematisch geordneten Kenntnissen die Grundlage für einen Beruf, für eine dem Stande angemessene Höhe der Bildung gewonnen wird.

In der Schule wie im Leben hatte man Ridi sozusagen „laufen lassen“, da er Niemandem etwas zuleide that und Niemand Rechenschaft zu geben hatte über sein Betragen und sein Weiterkommen wie andere Waisenkinder, die einen Vormund und Verwandte hatten, von denen sie besucht und wohl auch eingeladen wurden. Plötzlich sollte nun ein Umschwung in allen seinen Verhältnissen stattfinden.

Der Besuch des Grafen Markloro bei dem Waisenhausdirektor in Ridi's Angelegenheit war bereits bekannt geworden, der Oberhofbesitzer hatte gegen Walraden davon etwas verlauten lassen, die schöne Dame auf dem Holmkögel damit in Beziehung gebracht, und es dünkte ihr, daß sich die Ahnungen, die sie so lange beschäftigten, nun erfüllen sollten.

„Ich komme, Abschied zu nehmen,“ sagte Ridi, als das Mädchen vor ihm stand, da er eben an dem Hause des Oberhofbesitzers vorüber zu Kilian in den Stall sich begeben wollte.

„Du gehst zu vornehmen Leuten,“ erwiederte sie, „findest vielleicht Deine Eltern wieder, wirst ein hoher Herr und denkst nimmermehr an Frießbach.“

„Hätt' auch wenig Ursach' dazu,“ murmelte Ridi, „Bäume und Wasser gibt's auch anderswo und auch etwas mehr.“

„Und hier nichts weiter?“ fragte sie mit herbem Ton zurück.

Das fiel ihm auf; schon das letzte Mal, als sie zusammentrafen, hatte sie diesen Ton angenommen.

„Menschen gibt's auch allerwegen,“ fuhr er fort, „und viel schlimmer können sie nicht sein als hier.“

„Du bist undankbar!“ rief Walrade, dennoch jagte ihr der Schmerz darüber, daß er wohl Recht haben möge, Thränen in die Augen. „Ich hab's immer gut mit Dir gemeint,“ sagte sie, „aber Du warst stolz und barsch.“

„Weil ich kein Falsch hab',“ sagte er; „warum sollt' ich mich gegen Dich verstellen? Ich mag keine Herablassung.“

„Das ist keine Herablassung, wenn man Jemand gern hat.“

„Mitleid ist's und das mag ich auch nicht.“

Walrade sah vor sich hin, sie wußte nicht, was sie ihm sagen sollte.

„Leb' wohl!“ rief sie plötzlich, barg ihr Gesicht in der Schürze und lief in das Haus zurück, dessen Thür hinter ihr zufiel. Ridi stand einen Augenblick wie betäubt.

„Ich glaub', es thut ihr leid, daß ich geh'; aber jetzt ist's einmal entschieden.“

Und er wandte seinen Schritt. An der Ecke, bevor er umbog, sah er nochmals zu dem Haus hinauf. Walrade stand am Fenster; er winkte mit der Hand zum Abschied, doch sie blieb unbeweglich, wie erstarrt.

*

Alarich brachte für Ridi einen hübschen Reisekoffer mit vollständigem Necessaire mit und war des Umpackens wegen etwas früher gekommen; der junge Mann wollte sich indeß nicht dazu verstehen, den selbstgeflochtenen Weidenkorb, zu dessen Anfertigung er die geschälten Ruthen mit Geschick gefärbt und zu einem hübschen Muster verflochten, hier zu lassen, und statt dessen den ihm sehr fremdartig erscheinenden gelben Lederkoffer zu benützen. Er bat seinen Beschützer, ihn der Mühe des Aus- und Umpackens zu überheben, und schlug vor, den leeren Koffer mit Pflanzen zu füllen, die er zur Einrichtung eines Zimmergartens für die Frau Gräfin im Walde ausgegraben und in Papierdüten gebunden habe. Er habe so noch nicht recht gewußt, wie all' die Rankengewächse weiter zu schaffen sein würden.

Der Graf sah ein, daß er sich dem Verlangen des jungen Botanikers würde fügen müssen. Dagegen aber durfte Ridi keinen Widerspruch bei dem Anlegen des neuen Reiseanzuges machen, den Alarich nun aus dem Koffer nahm und der im Schnitt sich möglichst dem seines Schlenkers näherte. Statt der Kniehosen, Zwickelstrümpfe und Schnallenschuhe mußte er sich nun schon dazu entschließen, lange, ziemlich enge Hosen anzuziehen und die bunte Schiffermütze mit einem runden Hut zu vertauschen.

Er kam sich selber ganz närrisch in diesem Kostüm vor, gar nicht wie er selbst, und fürchtete, von aller Welt ausgelacht zu werden. Am meisten aber widerstrebte es ihm, Handschuhe anzuziehen. Die Stiefel mit den hohen Absätzen ließ er sich noch gefallen, er hatte darin einen festen Tritt, konnte damit über Pfützen und Moräste gut hinwegkommen, wie er meinte, aber wozu sollten ihm Handschuhe dienen? Er meinte nichts damit anfassen zu können, Alles aus den mit Leder überzogenen Händen fallen zu lassen, und Graf Alarich gab zu, daß er diese ungewohnten Bekleidungsstücke vorläufig in die Tasche seines Rockes stecke, wo Ridi zu seinem Erstaunen ein Portemonnaie, ein Notizbuch und ein seidenes Taschentuch fand.

„Das ist zu viel,“ redete er dagegen; „ich hab' meinen Zwirnbeutel für das Geld.“

Bei diesen Worten zog er einen aus festem Garn geknüpften Beutel mit einer Schnur zum Binden hervor. Selbstverständlich eigene Arbeit. Von all' dem Gewohnten sollte er sich nun plötzlich lossagen, Alles fertig gemacht bekommen. Das war ganz gegen seine Neigung, und nur, um nicht unhöflich zu erscheinen, keineswegs aber erfreut über die Geschenke, die ihm Alarich brachte, nahm er sie willig hin.

Der Graf konnte nicht genug an Ridi's Toilette putzen, der Jüngling mußte es sogar dulden, daß Alarich ihm „eine duftende Salbe“ in das Haar strich.

Endlich war die Umwandlung vollbracht und Ridi salonfähig für das Coupé der ersten Klasse gemacht.

Eilig ging es nun fort von Frießbach, und es kam Ridi so vor, als ob er selbst gestorben, als ein Todter dort zurückgeblieben und ein Fremder statt seiner abgereist sei.

*

Gräfin Elfriede befand sich bereits im Wartesaal, als ihr Gemahl mit Ridi anlangte, und was ihr der Gatte von seinem Begleiter erzählte, überraschte sie keineswegs.

„Wir werden noch auf viele Widerhaarigkeiten bei ihm stoßen,“ sagte sie. „Wie kannst Du nur annehmen, daß ein Mensch, der beinahe zwanzig Jahre lang in Armuth und unter ungebildeten Menschen lebte, mit dem neuen Rock sogleich auch einen neuen Menschen anziehe und seine früheren, ihm lieb gewordenen Gewohnheiten aufgeben werde; — ich fürchte im Gegentheil, diese werden ihm sein Lebenlang anhaften und er wird sich nie mehr ganz frei davon machen können.“

Dieses kurze Zwiegespräch fand statt, während Ridi gegangen war, sich von dem sichern Unterbringen seines Reisekorbes zu überzeugen. Am liebsten hätte er sich selber auf den Gepäckwagen gesetzt, um seinen Korb zu bewachen, denn dieser barg für ihn sein unter vielen Mühen Jahre hindurch angesammeltes Vermögen. Niemand und nichts konnte ihm diese aus der Erfahrung gewonnenen Schätze, wie er sie in Fläschchen und Büchsen — nachdem Alles erprobt war — aufbewahrt, ersetzen. Dazu hatte er sein gesammtes Handwerkszeug gepackt, seine hölzernen Nadeln, die Flöte, die Angelhaken, die gefärbten Hölzer und Wollproben und einige Strohgeflechte eigener Erfindung.

Dem Millionär konnte sein eiserner Kassenschrank nicht wichtiger sein, als Ridi dieser Korb, der nicht einmal geschlossen, sondern nur mit Bast zugeknotet war.

Als Ridi mit der Beruhigung im Herzen zurückkam, daß sein Korb wohlgeborgen sei, wurde noch eine kleine Erfrischung eingenommen, und alsbald ertönte auch die Glocke, welche den baldigen Abgang des Zuges anmeldete.

Alarich hatte drei Billette erster Klasse genommen, und Gräfin Elfriede war insofern damit einverstanden, als man den Neuling in der Welt bei dieser ersten Probefahrt unter den Augen haben müsse; doch ließ sie die Gelegenheit nicht vorübergehen, ihren Gatten darauf hinzuweisen, wie diese vollkommene Gleichstellung Ridi's mit ihren eigenen Ansprüchen nicht durchgeführt werden könne und dürfe.

„Wenn Du Dir im Stillen sagst, daß Du eine Schuld an ihn abzutragen hast,“ sagte sie, „so darf dieß doch nicht auf dem Wege der Verwöhnung geschehen, auch würde er leicht dadurch auf die Vermuthung kommen, daß hier noch etwas Anderes dahinter stecke, und wer weiß, ob nicht, statt einzusehen, wie gut man es mit ihm meine, sich Vorwürfe wegen Vernachlässigung und verspäteter Nachfrage hervordrängen würden. Wir kennen ihn noch zu wenig, sein Charakter ist ein eigenthümlicher, er ist nicht leicht zu nehmen und muß aus seiner bäuerischen Umkrustung langsam herausgeschält werden. So unbeholfen wie er sich in der fremden, ihm ungewohnten Kleidung fühlt, so wenig à son aise er in diesem Waggon sich befindet, der ihm wie ein großer Käfig erscheint, aus dem er auf jeder Station entschlüpft, um auf dem Perron zu promeniren, ebenso unbehaglich würde ihm der Graf mit seinen gesellschaftlichen Verpflichtungen und Rücksichten auf den Stand sein. Wir haben alle Ursache, ihn vor diesen Ueberbürdungen von Aeußerlichkeiten zu schützen, damit er nicht in der That krank und närrisch über diese plötzliche Umwandlung seiner Verhältnisse werde. Die lange Jahre genossene kümmerliche, einfache Kost hat nicht unwesentlich auf Ridi's Konstitution eingewirkt, und wenn er, ungeachtet vieler Entbehrungen, ein gesundes und frisches Aussehen hat, so mag wohl der stete Aufenthalt in der gesunden Frießbacher Luft das Meiste dazu beigetragen haben.“

Graf Alarich, der seiner jungen Gattin das Medaillon, welches das jugendlich schöne Bild seines Vaters einschloß, zeigte, gab ihr dadurch für das eben Gesagte die sprechendste Bestätigung. Die Aehnlichkeit zwischen Ridi und dem Grafen Guido Markloro war auffallend genug, Niemand konnte sie leugnen, doch was auf dem Bilde zart modellirt und durchgeistigt erschien, war bei Ridi nicht gerade plump, aber unentwickelt.

Noch ließ sich „der Bauer“, wie die Gräfin meinte, „herausbringen“; das Wichtigste war vorläufig, den rechten Lehrer für Ridi zu finden: einen Mann mit Gemüth, Ausdauer und Wissen; einen Psychologen, keinen Schulmeister, denn dem Gouvernirtwerden war Ridi bereits entwachsen und zur Selbstständigkeit im Wollen herangereift.

*

Die Stadtwohnung des Grafen Markloro, in welchem das junge Paar die Wintermonate zuzubringen beabsichtigte und die zu diesem Zweck vollkommen eingerichtet war, lag in dem sogenannten vornehmen Viertel der Residenz, und obwohl ein Gärtchen vor der Fassade in zierlicher Anordnung wie ein großer Tafelauffatz lag und das Gebäude in den verschiedenen Stockwerken von mehreren Familien bewohnt war, ebenso wie die anliegenden palastähnlichen Villen, so durfte man die Gegend doch eine todte nennen und ein Blick aus dem Fenster gewährte wenig Vergnügen, denn das kärgliche Aufspritzen eines Wasserstrahls aus dem kupfernen Rachen eines Delphins in der Mitte des Zierplatzes war eher langweilig als erheiternd. Dennoch hatte Gräfin Elfriede ihren Gatten zu bestimmen gewußt, schon während der saison morte die Wohnung einzunehmen, um mit Ridi nicht zuvor nach den Gütern des Grafen zu gehen, wo der Jüngling nur allzu leicht in seine alten Gewohnheiten verfallen und in der ländlichen Umgebung sich noch weniger als hier in seine veränderte Lage geschickt hätte. Alles, was er hier sah und hörte, widersprach dem idyllischen Landleben, bildete den entschiedensten Kontrast dazu, aber er mußte diesen äußern Gegensatz zu dem Früheren haben, um sich selbst weniger fremd darin zu fühlen.

Das ihm zugewiesene Zimmer war ein freundlich durch die Morgensonne erleuchtetes Gemach, das, bis jetzt von Niemand bewohnt, zum Gastzimmer bestimmt war. Zu Ridi's angenehmer Ueberraschung befand sich darin ein leerer Bücherschrank mit Glasthüren, in

welchen er sogleich seine Phiolen und Retorten aufstellte; ein selbstkomponirtes Mikroskop und eine Schmelzpfanne wurden mit Selbstgefühl von dem Besitzer in den Vordergrund gestellt, um diese Gebrauchsgegenstände stets zur Hand zu haben.

Alarich, der immer noch etwas Neues, Schmückendes hinzubringen wollte, ließ es auf Elfriedens Bitten bei einer Stehuhr bewenden.

„Er muß sich erst heimisch fühlen in seinem Eigenen, wir wollen ihn einige Tage ungestört lassen, dann aber muß der Unterricht beginnen und vor Allem seine sprachliche Ausdrucksweise gebildet werden, und ebenso müssen seine Bewegungen und sein Gang in einer Tanz- und Turnschule andere Formen gewinnen. Siehst Du nicht, lieber Alarich, wie sonderbar er bei Tisch den Löffel hält und mit Messer und Gabel hantirt. Das, was bei ihm die Gewöhnung nicht vollbracht hat, das muß ihm jetzt angelernt werden, bevor wir ihn ‚unter Menschen' bringen können. Du wirst Dich täglich mehr davon überzeugen, daß das aristokratische Air nichts Angeborenes ist, sondern lediglich durch das Beispiel und die Erziehung sich auf das Kind überträgt."

*

Ein Jahr war seit jenem Johannisabend verflossen, an welchem Nidi's Feuer auf dem Holmkögel alle anderen überstrahlt hatte, wobei ihm, nach Walradens Meinung, als Festordner der erste Preis gebührte.

Heute war sie daheim geblieben, wie verlockend auch der milde Abend zum Herumschwärmen war. Sie mochte nichts wissen von all' der lauten Lust rings um sie her, sie hing ihren Erinnerungen nach und es schlichen Thränen über ihre Wangen, weil sie sich gar so einsam fühlte, am einsamsten unter der sich vergnügenden Jugend. Es interessirte sie nichts in ganz Frießbach, seitdem Nidi den Ort verlassen, der ihr in der Kinderzeit eine Märchenfigur, später ein Romanheld war. Von allen anderen jungen Burschen am Ort kannte sie die ganze Verwandtschaft, ihre Beziehungen unter einander, bei Nidi, dem Alleinstehenden, war der Phantasie der weiteste Spielraum gelassen. Niemand wußte, woher er kam, wem er angehörte, und seine Eigenthümlichkeiten, seine Kleidung, seine Beschäftigungen trugen nicht wenig dazu bei, den Begriff, den sich Walrade von ihrem Romanhelden gemacht, zu erweitern.

Nidi war kein Fenstergucker oder Courmacher, eher ein Trotzkopf, aber er war — was für Walrade das Anziehende, keine Schablonenfigur, sondern ein Original. Dazu kam, daß sie ihn abwechselnd mit einem Fürstenmantel, einer Königskrone und der Glorie eines Märtyrers schmückte und bald auf diese, bald auf jene interessante Abstammung bei ihm schloß. Recht eigentlich hatte sich bei ihr diese Schwärmerei für eine Phantasiegestalt, zu welcher Nidi das Modell war, entwickelt, als sie nach mehrjähriger Abwesenheit aus der städtischen Pension nach Frießbach zurückkehrte.

Das Institut, in welches der Oberhofbesitzer seine Tochter, einer Zeitungsanzeige folgend, untergebracht, war eines jener guten, in denen heranwachsende Mädchen weder überputzt noch übergelehrt erscheinen durften, in welchen dem Wissen und Können der einstigen Hausfrau mehr Rechnung getragen wurde, als der künftigen Ballkönigin und Gesellschaftsdame, und so kam denn auch Walrade mit guten Kenntnissen, ohne alle Verschrobenheiten und verkehrten Ansprüche aus der Pension zurück, aber — so gut wie ganz abgeschnitten von allen Naturfreuden und jenen herzstärkenden Genüssen, welche das Leben in Frießbach ihr täglich aus reichem Füllhorn darbot, recht ausgehungert nach Allem, was dem in idyllischer Umgebung aufgewachsenen Kinde die täglich nährende Kost gewesen.

Da Walrade in der Pension auch etwas Klavierspielen und Singen gelernt hatte und der Oberhofbesitzer zum Fortsetzen der Uebungen ein hübsches Pianino angeschafft, so war es nun ihre angenehmste Unterhaltung, kleine Lieder, die ihrer Schwärmerei Ausdruck gaben, zu singen und sich selbst auf dem Klavier zu begleiten.

Als sie Nidi zum ersten Mal nach dreijähriger Abwesenheit von der Heimat wiedersah, bot er ihr ein recht anmuthiges Bild unter einem ihn beschattenden Baume, mit der Schalmei in den Händen. Sie durchirrte im Geiste die mythologischen Bilder, die ihr in der Schule gezeigt waren, um ihn mit einem der jugendlichen Götter zu vergleichen, denn er hatte, von dem Purpurschein der Abendsonne beleuchtet, für sie etwas magisch Anziehendes.

Nun, da er fort war, der ihrer Phantasie so reiche Beschäftigung geboten, ohne es selbst nur zu ahnen, war eine Lücke in ihrem Jugendtraum entstanden. Wo er jetzt sein und wie es ihm ergehen mochte? Sie hatte darüber sprechen hören, daß er von vornehmer Geburt, eines Grafen Sohn sei, und sie zweifelte nicht daran, daß er in den rechtmäßigen Besitz seiner Güter gelangt sein möchte. Niemand aber wußte etwas Bestimmtes darüber. Ob die junge, schöne Dame, in deren Begleitung er auf dem Holmkögel erschien, seine Schwester oder eine Fremde war?

Gern hätte sie in dem Waisenhause nachgefragt, ob man dort nicht über Nidi's Schicksal unterrichtet sei, aber mädchenhafte Scheu hielt sie zurück.

Der Waisenhausdirektor war ein junger, unverheiratheter Mann, der ihr bei gelegentlichem Zusammentreffen mehr Aufmerksamkeiten erwies als ihr lieb war. An diesen konnte sie sich am allerwenigsten wenden. Endlich entschloß sich das junge Mädchen, Kilian zu ihrem Vertrauten zu machen und den Knecht mit einer Nachfrage an den Vizedirektor Stromer zu senden. Die Nachricht, die er ihr bringen würde, sollte ihre Johannisfreude sein, und unruhig, von Ahnungen heimgesucht, sah sie seiner Botschaft entgegen.

Kilian brachte die Kunde, daß Nidi bei einem Grafen Markloro, der in ihm seinen bei der großen Ueberschwemmung in Niederthal verloren gegangenen Bruder erkannt, eine vornehme Erziehung erhalte und später vermuthlich eine Gräfin heirathen werde; denn, wie der Vizedirektor versicherte, sei der Graf entschlossen, sein väterliches Erbe, das in schönen Landgütern und Häusern in der Hauptstadt bestehe, redlich mit dem Bruder zu theilen und ihm auch die rückständigen Zinsen des Kapitals, sobald er majorenn sein würde, auszuzahlen. Einstweilen aber sollte Nidi nichts davon wissen, sondern vorerst so viel lernen, um das viele Geld einstens richtig gebrauchen zu können.

Das war es etwa, was Walrade bruchstückweise durch Abfragen aus Kilian herausbrachte. Ihre Phantasie hatte dadurch neuen Zündstoff erhalten. Was sie vermuthet, war eingetroffen, nur an eine Vermählung des jungen Mannes mit einer Standesgenossin hatte sie bis jetzt nicht gedacht. Dieser projektirte Heirathsplan gab ihren Gedanken eine düstere Färbung. Freilich durfte sie niemals an eine Verbindung mit einem Grafen denken, aber in einiger Beziehung wollte sie doch mit ihm bleiben und das konnte allerdings ihrer Ansicht nach durch den Waisenhausdirektor in Frießbach möglich sein.

Zu seiner angenehmen Ueberraschung fand Kornfeld die bisher gegen ihn sehr spröde Jungfrau bei seinem nächsten Besuche im Oberhof von liebenswürdiger Gesprächigkeit, und ihr wirthliches Schaffen, ihr musikalisches Talent und ihr einstiges Besitzthum als Rüfer's alleinige Erbin bildeten einen angenehmen Dreiklang, sie ihm begehrenswerth erscheinen zu lassen. Auch durfte er nicht zu lange mit seiner Bewerbung zaudern, denn unstreitig hatte er, ohne sie zu kennen, Mitbewerber, denen er zuvorzukommen gedachte. Er nahm daher häufiger Gelegenheit, den Oberhof zu besuchen, und da er Walrade immer in gleicher Stimmung, das heißt artig und aufmerksam gegen ihn fand, so hoffte er ihr Jawort zu einem ehelichen Vertrag zu erhalten, doch so oft er einer Erklärung zusteuerte, war etwas in des Mädchens Wesen, ein Zug der Fremdheit und der Kälte, daß er das Aussprechen vertagte.

Seitdem Direktor Kornfeld den Oberhof besuchte, war Nidi's noch mit keiner Sylbe Erwähnung gethan worden. Endlich kam aber doch einmal wie zufällig das Gespräch auf den Jüngling, veranlaßt durch einen Durchbruch der Pitsch am Oberbaum, wie er mit solcher Vehemenz seit Jahren nicht vorgekommen.

Walrade wußte der Unterhaltung eine geschickte Wendung zu geben, so daß man wie in logischer Folge auf die bereits historisch gewordenen Ueberschwemmungen in dieser Gegend und auf die durch sie verursachten Verheerungen zu sprechen kam.

Der Oberhofbesitzer zählte alle Verluste auf, die ihm dadurch erwachsen, und Walrade begann von den wunderbaren Menschenrettungen bei diesen Naturereignissen zu sprechen und wie auch dem Waisenhause dadurch in Nidi ein Pflegekind der Sorge zugeführt worden, dem es nun doch nach langer Verlassenheit noch recht gut gehen solle.

„Sie haben sicherlich seit seiner Abreise Nachricht über des Wiedergefundenen Weiterkommen von dem Grafen Markloro erhalten?" wandte sich das Mädchen in fragendem Ton an Kornfeld, eine gleichgültige Miene annehmend.

„Mir ist nichts Erhebliches darüber zu Ohren gekommen," erwiederte Kornfeld ebenso gleichgültig. „Vermuthlich wird der Bursche jetzt etwas lernen müssen, die Lehrer der Ortsschule hier konnten nicht mit ihm fertig werden."

„Er wollte nicht gehorchen, das vornehme Wesen steckte in ihm, so etwas liegt im Blut," bemerkte Rüfer, der sich auf diesen psychologischen Tiefblick etwas einbildete.

„Ich glaube, die Sache verhält sich anders, Herr Rüfer," erwiederte Kornfeld; „Nidi soll von Natur sehr träge sein, und da man sich nicht viel von ihm versprechen konnte, ließ man ihn bald laufen und kümmerte sich nicht viel um ihn."

„Das war vielleicht sein Glück," fiel Walrade ein, lebhafter als sie sich sonst wohl im Gespräch mit des Vaters Gästen äußerte. „Er war auf sich selbst angewiesen, wie Robinson, und arbeitete mitten unter Menschen, als wäre er auf einer wüsten Insel. Er machte sich Alles selbst, ich habe ihn niemals müßig gesehen."

„Wo ist er Dir denn so oft in den Weg gekommen?" fragte Rüfer ziemlich verwundert, doch nicht, wie es wohl sonst der Fall gewesen wäre, unzufrieden mit der mehr als gewöhnlichen Theilnahme, welche die Tochter für den armen, unbedeutenden Menschen zu empfinden schien. Im Gegentheil gab der Gedanke, daß Walrade mit einem jungen Grafen in einem gemüthlichen Verkehr gestanden, der Tochter einen Nimbus in seinen Augen.

„Schon als er die Trauben bewachen mußte und dabei Vogelnetze knüpfte, hab' ich ihn oft gesprochen und ihm Pfauenfedern von unserem Hof gebracht, die er dann auf seinen spitzen Hut steckte."

Walrade sprach noch viel über denselben Gegenstand und mit so ungewöhnlicher Erregung, daß Kornfeld vor Eifersucht glühte. Um das Gespräch abzubrechen, forderte er das Mädchen zum Singen auf, und niemals hatte Walrade das „Röslein roth" mit so viel Empfindung vorgetragen. Er dankte ihr, daß sie seinem Wunsche in so liebenswürdiger Weise entsprochen, da diese Bemerkung aber ganz unbeachtet von ihr blieb, empfahl er sich bald und ging in nicht eben allzu guter Stimmung seines Weges. Er brütete noch in dieser Nacht über einem Plane, dessen mögliches Gelingen ihm in der Vorstellung schon ein ganz absonderliches Vergnügen bereitete. Ist es nicht auch Thorheit, einen ganz ungebildeten Menschen plötzlich zu einem vornehmen Herrn machen zu wollen?

*

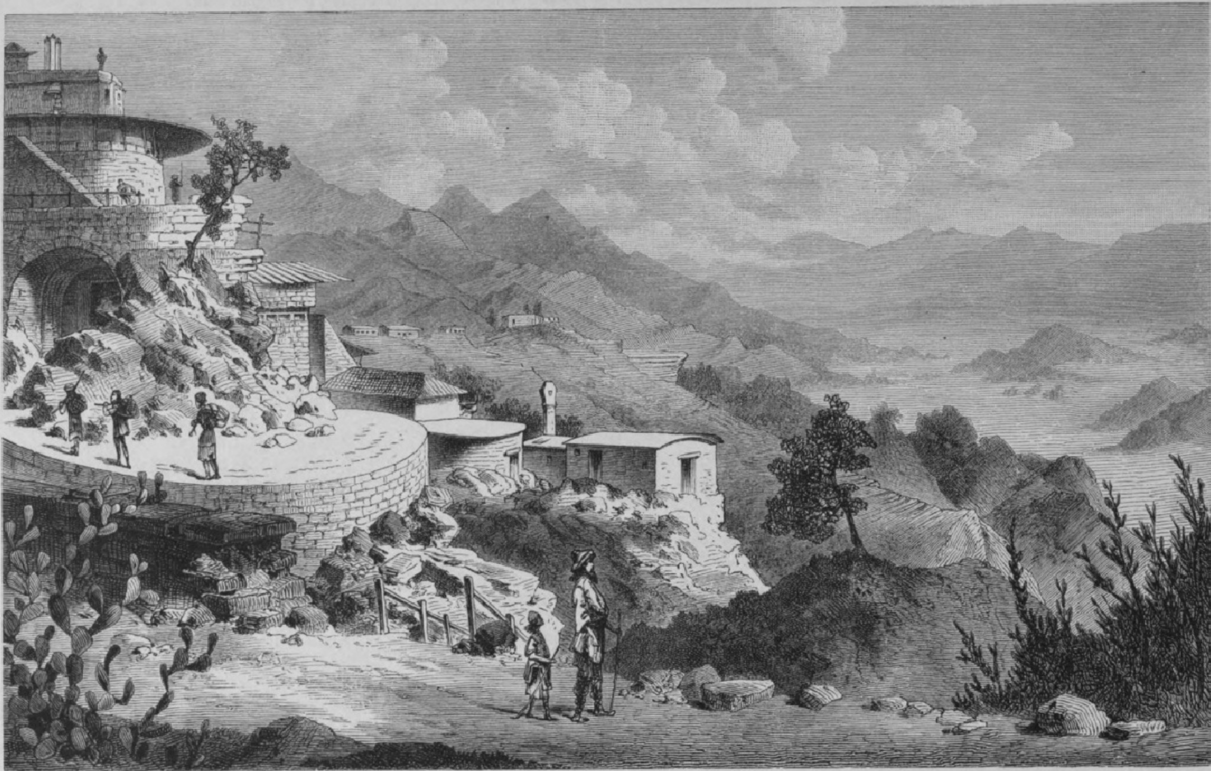
Markloros waren noch in der Residenz, als die vornehme Welt sich bereits auf Reisen, in Kurorten oder auf ihren Landgütern befand.

Gräfin Elfriede wußte ihren Gatten davon zu überzeugen, wie unrathsam es wäre, Nidi's Unterricht jetzt schon zu unterbrechen, und da auch durch die Geburt eines kleinen Erben die junge Mutter mit ihren Freuden und Sorgen an das Haus gefesselt war, so unterblieben dießmal die Sommerreisen. Sie hatte nun einen großen und einen kleinen Sohn, für den sie sorgen mußte, denn Nidi machte ihr keine geringe Unruhe, schon um Alarich's willen, der durch den Forschertrieb des Jünglings aus einer Befürchtung in die andere gejagt wurde. Die Nächte benützte Nidi, um ungestört mit seinen Chemikalien zu experimentiren und wissenschaftliche Untersuchungen, von denen er gehört und gelesen, anzustellen.

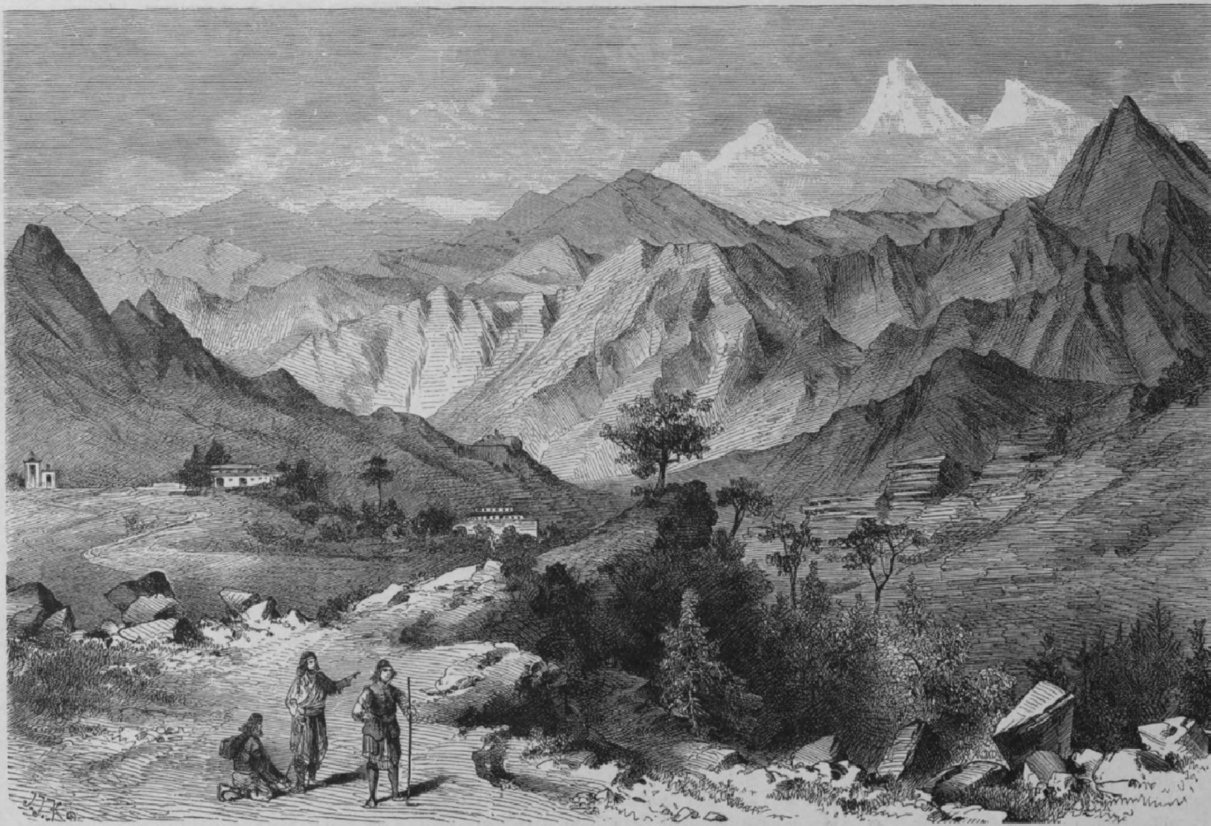
Die Gräfin hatte sich über dieses nächtliche Treiben, dem Schranken zu ziehen nicht in ihrer Macht stand, so lange zu beschwichtigen gesucht, als das Kind noch nicht da war; als aber der kleine Felix in ihren Armen ruhte, trat sie entschiedener auf und machte es ihrem Gemahl zur Pflicht, nicht das Leben ihres Kindes wegen eines Fremden auf das Spiel zu setzen. Ihr war Nidi ja ein Fremder.

Obwohl Graf Alarich die Gründe, die ihm Elfriede für die Entfernung Nidi's aus dem Hause anführte, würdigte, widerstrebte es doch seinem Rechtlichkeitssinn, den kaum Aufgefundenen wieder sich selbst oder fremder Obhut zu überlassen. Endlich aber mußte er ihren wiederholten dringenden Bitten Zugeständnisse machen, um nicht täglich zu hören, daß er das Haupt seines Kindes durch seine Schwäche und Hingebung bedrohe. Es war wohl der schwerste Schritt, den Alarich je gethan, als er sich entschloß, in Nidi's Laboratorium zu gehen und ihn mit den Befürchtungen und Wünschen seiner Frau bekannt zu machen.

Der Jüngling war nicht anwesend; ein Billet von



Himalaya. Weg nach Ratschpur.



Himalaya. Aussicht auf den Hauptgebirgszug bei Mussuri.

Aus dem Skizzenbuche eines Weltumseglers. Nach Skizzen von Arthur Wanjura.

ihm an Alarich adressirt lag auf dem Tisch. Der Inhalt lautete:

„Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, heute mit dem ‚Aristarch‘ aufzusteigen; kehre ich nicht wieder, so bin ich auf der Fahrt in die Wolken gescheitert, wie so mancher Schiffer auf der See, den man nicht abhalten wird, zu Schiff zu gehen. Ich werde der Füllung des Ballons beiwohnen, mich nach bestem Wissen davon überzeugen, daß nichts an den nöthigen Vorkehrungen fehlt, und mich dann mit gutem Muth in die höchsten Regionen hinauftragen lassen. Streben ist Leben.

Ridi.“

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



Dienstsuchende Kochmagd: Wenn Sie keine Kinder haben, da geh' ich nich zu Sie — da blieb's ja allemal uf mir alleene sitzen, wenn ich emal was zerbrechen thät'!



Dame (die den Anschluß eines Zuges nachsehen will): Haben Sie vielleicht ein Kursbuch bei sich?

Bankier: Kursbuch, thut mer laid! — Vielleicht thut's aber auch da der Kurszettel.



Junge Frau: Höre 'mal, Anton, ich habe nun wirklich bald nichts mehr anzuziehen!

Alter Gatte: So? Nun, Du könntest Dir Mühe geben, mich etwas mehr anzuziehen.



Spaziergänger: Schämen Sie sich nicht, so ein kräftiger junger Mann wie Sie sind, sich hier in einem solchen Lumpenaufzuge an die Straße zu stellen und zu betteln?

Bettler: J Männeken, schämen Sie sich lieber, sich mit mir hier in so eene lange Unterhaltung einzulassen; geben Sie mich was und denn jehen Sie Ihre Wege und halten Sie mir nich von's Jeschäft ab!



Doktor: Ich suche eine kräftige Amme!
Vorsteher: Für wen, wenn ich fragen darf?
Doktor: Dießmal für mich.



Landschulinspektor: Was für Unterricht hatten Sie denn vorhin in der ersten Stunde.

Lehrer (ausweichend): Die erste Stunde mußte ich heute morgen ausfallen lassen, weil es leider noch zu dunkel war.

Landschulinspektor: Was für Unterricht war's denn?

Knabe (dem lange zögernd dastehenden Lehrer zu Hülfe kommend): Kopfrechnen.

Alarich zögerte keinen Augenblick, sich nach der Ascensionsstelle des „Aristarch“ zu begeben, um Ridi von seinem tollkühnen und, wie ihm dünkte, ganz zwecklosen Unternehmen abzurathen, fand aber bei dem Jüngling den zähesten Widerstand.

„Soll ich meines freien Willens beraubt sein,“ rief er, „weil ich Wohlthaten genossen habe, für die ich durch meine Dienste, doch nicht durch das Opfer meiner Freiheit dankbar sein will?“

Alarich war nicht berechtigt, hier einen entschiedenen Einspruch zu thun. Elfriede hatte sein Wort. Er durfte nicht als Bruder zu dem Bruder sprechen und mußte geschehen lassen, was er nicht abzuwenden vermochte.

(Schluß folgt.)

Aus dem Skizzenbuche eines Weltumseglers.

Von

Karl von Rother.

XIV.

Im Himalaya und nach Bombay.

(Hiezu die Bilder S. 1028.)

„Im Himalaya!“ Wie wunderbar das für ein europäisches Ohr klingt! Man malt sich eine romantische Fahrt dahin aus, Nachtlager unter indischen Zelten, Gefahren und Abenteuer aller Art, schließlich eine romantische Wildniß, in welche vorzudringen verwegener Muth gehört. Weit gefehlt! Freilich gibt es ja noch genug wenig bekannte Distrikte im Hochgebirge. Kafiristan, das an die Nordwestseite Indiens grenzt, ist bisher nur von einzelnen Europäern betreten worden. An den durch Schönheit besonders ausgezeichneten Punkten jedoch ist der Himalaya den Touristen eröffnet wie die Schweiz. Mit der Bahn oder mit Postwagen erreicht man die Gebirgsorte, findet dort Pferde und Führer und treffliche Hotels mit einem Comfort, wie er in den deutschen Gebirgen unbekannt ist. Meist wird die Wahl schwer, weil jeder neue Bekannte einen andern Ort als den schönsten empfiehlt. Kalkutta hat im Himalaya, freilich etwas entfernt, seine Villenkolonie als Sommerfrische. Es ist Dardschiling (Dardjeeling), eine reizende Ansiedelung am steilen Absturz der südlichen Himalayakette zwischen Nipal und Bhutan. Sie liegt in dem weit nordwärts vorspringenden Zipfel englischen Gebietes, das an Tibet grenzt. Mit der Eastern Bengal Railway gelangt man von Kalkutta, nachdem man den Ganges auf einem Dampfboot überschritten, bis Siliguri am Fuß des Gebirges. Hier besteigt man die genial konstruirte Drahtseilbahn, welche, an schwindelnden Abhängen hin, durch unvergleichlich großartige Landschaften nach dem 7000 Fuß hohen Dardschiling führt. Wälder von Eichen, Ahorn und herrlich blühenden Rhododendren, die zu mächtigen Bäumen emporwachsen, bedecken die Abhänge. Jeder Stamm wird von mächtigen Orchideen umwuchert. Flechten, Schmarotzer, Schlingpflanzen jeder Art füllen das Dickicht. Dardschiling besteht neben einer native town aus geschmackvollen Landhäusern inmitten mächtiger Gärten, und ein jedes besitzt paradiesisch schöne Sichten in's Gebirge. Nach der Regenzeit, wenn dort Alles blüht, soll der Ort von unvergleichlichem Zauber sein.

Wir wollen von Delhi aus Mussoree sehen, das wegen der Großartigkeit seiner Landschaften dem Fremden am dringendsten empfohlen und in neuerer Zeit viel von Engländern besucht wird. Man benützt die Bahn über Meerut (Mirath) bis Saharanpur. Dann hat man noch 60 englische Meilen mit Lohnfuhrwerk zurückzulegen. Dieses ist freilich, da es sich auf dem Aussterbeetat befindet und über kurz oder lang durch einen Schienenstrang ersetzt wird, ein ganz miserables Institut. Die sogenannte „Tonga“, der Wagen, gleicht einem viereckigen Kasten auf elenden Federn, der von ebenso elenden Pferden gezogen wird. Zehn Stationen liegen auf der verhältnißmäßig kurzen Strecke und auf jeder entsteht ein Höllenlärm, ehe das Gefährt in Gang kommt. Die muthigen Rosse werden geprügelt, an den Ohren gerissen und gedreht; ja man bindet ihnen Stricke um die Beine und zerrt sie daran, und dennoch gelingt es manchmal nicht, ihr Beharrungsvermögen zu erschüttern.

Doch was thut es. Radschpur wird am Ende glücklich erreicht, wie jede Mühsal ihr Ende nimmt, und der Weg dahin zeigt manches Neue. Zwar sieht man das Gebirge noch nicht, dafür aber zeigen sich andere fesselnde Bilder. Die Straße ist reichbelebt. Buntgekleidete Bergbewohner kommen uns entgegen. Bettler mit einem ganzen Wald struppiger Haare sitzen am Wege. Viele haben ihre Gesichter bemalt; der Typus ist ein anderer als der indische, durchaus fremdartig. An Lagern indischer Militärs geht es vorüber. Dann begegnet man einem Offizier in dem von Kameelen gezogenen, von einer Kavallerieeskorte begleiteten Reisewagen. Oder es kommt auch ein heimischer Großer daher auf einem fünfzehn Fuß hohen Elephanten, auf dessen Rücken ein Ungewohnter die Seekrankheit bekommen müßte. Eingeborene Soldaten mit Lanze und Schwert umgeben den hohen Herrn. Hirten in malerischer Tracht waiden ihre Ziegen, die hier zugleich als Packthiere dienen. Auf den Feldern grünt der Thee, gedeihen Bauwollenstauden, Indigo, Zuckerrohr und Bananen. Auch die Banyanbäume sieht man, wenngleich nicht so entwickelt wie im botanischen Garten von Kalkutta. Eine waldige Bergkette wird passirt, die den schönsten Partieen des Harzes gleicht.

Radschpur liegt inmitten des herrlichsten Landes, am Fuß der steil ansteigenden Gebirgsketten. Hurt's Hotel nimmt uns dort gastlich auf. Pferde und Führer werden gemiethet. Dann beginnt der Aufstieg. Die Straße windet sich die Vorberge hinan, oft recht steil an alten Bauwerken und Blockhäusern vorüber, durch ärmliche Orte. Halbnackte, in Fetzen oder Thierfelle gehüllte Männer schreiten gegen das Thal hinab. Alle tragen das Haar wild und nur vorn in Löckchen gedreht. Doch mischt sich auch manche stattliche Erscheinung darunter. Vor dem Europäer neigt sich Jedermann tief und devot hinab; denn man erkennt in ihm, zumal seit der Unterdrückung des letzten großen Aufstandes, den unüberwindlichen Herrscher. Ganz neu ist dem Auge die Welt, die es hier erblickt. Nur die Tausende von Affen, die in den Eichen, Cypressen, Cedern und Eschen ihr Wesen treiben und die sich oft schaarenweise auf den Straßen tummeln, sind alte Bekannte.

In Mussoree nimmt man im Himalayahotel Quartier und findet sehr schöne Zimmer, sowie die beste Pflege und Bedienung. Wenn der Abend naht, ersteigt man einen noch 1000 Fuß über dem Ort gelegenen Berg, einen Rigi der indischen Alpen. Dort steht man 7400 Fuß hoch und genießt einen zauberisch schönen Blick auf die Hauptkette des riesigen Gebirges. Wunderbar ist der Anblick, wenn die Sonne sich neigt und die vorderen Ketten sich in dunkle braune Tinten tauchen, während schwindelnd hoch darüber die Riesenhäupter der größten Berge dieser Erde, von ewigem Schnee bedeckt, glühend aufleuchten. Die tiefste Stille herrscht rings umher. Nur von Zeit zu Zeit unterbricht sie der Schrei eines Raubvogels. In den Lüften schweben große Adler über dem Gebirge. Das Auge vermag die Gipfel, die Ketten, die Rücken, die schwarzen Abgründe nicht zu zählen, und hinter dem Beschauer senkt sich die Nacht auf eine unabsehbare Ebene hinab. Auch bei Tage ist der Blick überwältigend. Der Pantscha Parwata, der Djamnotri und der Baldang sind die nächstgelegenen Bergriesen, die freilich dem Dhaulaghiri und Kantschindschinga an Höhe erheblich nachstehen, ebenso aber die höchsten Häupter der Alpenwelt und des Kaukasus überragen. Ein herrliches Klima herrscht in diesen Regionen. Unweit Mussoree liegt Landour (Landawar), eine berühmte Sommerfrische, deren Villen zwischen Laubmassen hervorlugen. Nur wenn die Sonne sich hinabsenkt, wird es empfindlich kalt.

In Delhi wieder eingekehrt, logirt man noch eine Nacht im United Service Hotel und rüstet sich dann zur Rückkehr aus Indien. Noch aber liegt Bombay, die Perle Hindostans, am Wege. Die Reise von Delhi dahin macht man heute mit der eben vollendeten Radschputana-Eisenbahn durch die unabhängigen Staaten des Maharadscha von Yeypoor (Djajapoor). Diese Tour gewährt einen Einblick in das moderne indische Leben, wie es sich selbstständig entwickelt. Ganz kann sich dieses der Kultur nicht entziehen. Die bösen Eisenbahnen durchdringen am Ende Alles. Die Fürsten machen die Erfahrung, daß ihre Unterthanen zu viel von der Welt zu sehen beginnen. Auch werden die Unterschiede ausgeglichen. Auf den abgehenden Zug muß der Maharadscha ebenso warten wie der geringste seiner Hindus. Das fängt an seine Anschauungen zu ändern. Bleibt auch das geistige Leben davon unberührt, das äußere muß sich schließlich dem Neuen eröffnen. Der Maharadscha von Yeypoor war es, der bis 1875 noch Menschen opfern ließ; aber er hielt es für nothwendig, zu gleicher Zeit eine Gewerbeschule zu errichten. Auch eine neue Hauptstadt hat er sich erbaut, mit rosenrothen Häusern und einem gelben Palaste darin.

Sonst ist diese Fahrt ebenso wie die alte Route über Allahabad, Huschangabad und Berampur ziemlich einförmig. Sie führt durch flaches, wenn auch gut angebautes Gelände. Nur das bunte Leben auf den Stationen und was man von der Fauna Indiens erblickt, fesselt die Aufmerksamkeit. Heerden von Antilopen werden vom Zuge aufgescheucht und eilen in wildem Jagen davon; die Affen bleiben ruhig auf den Bäumen sitzen. Im Sande sonnen sich kleine Schlangen, die meisten höchst gefährlich durch ihr Gift, dem in Indien jährlich Tausende erliegen. Schillernde Eidechsen huschen dahin oder lugen uns auch furchtlos entgegen. Schaaren von grünen Papageien, von Geiern, Kranichen, Störchen, Tausende von kleinen bunten Vögeln schwirren umher.

Die Flora wird von Station zu Station tropischer. Die Bananen und Kokospalmen, anfangs in einzelnen Exemplaren auftretend, zeigen sich häufiger und bilden kleine Haine. Das Grün erscheint üppiger, das Blühen farbenprächtiger. Man fährt fast in direkt südlicher Richtung durch zehn Breitegrade in einer Zone, wo jeder Grad sich schon fühlbar macht.

Kurz vor Bombay wird auch die Landschaft schön und die große, herrliche Stadt überrascht den Ankommenden auf's Höchste. Sie steht Kalkutta an Volkszahl und Ausdehnung, an Glanz der Paläste nicht nach. Sie überflügelt aber die Hauptstadt von Bengalen durch ihre Lage, ihre Gärten, von denen alle Häuser umgeben sind, durch die Nähe des Meeres und durch die elf tropisch bewaldeten Inseln, die vor dem Hafen liegen. Bombay selbst ist durch einen schmalen Damm mit dem Festlande verbunden. Mit Recht nennt man es das Neapel Indiens. In der prachtvollen, breiten Straße des europäischen Viertels laufen die schattigsten Alleen und Kolonnaden dahin. Auf den nahen Malabarhügeln schauen aus dem Grün die Villen und Paläste der Reichen hervor. Jede Spazierfahrt durch Bombay ist entzückend, das Leben dabei sehr verschieden geartet. Die englische Stadt ist nur am Morgen belebt. Alle Welt will da in die Gärten hinaus, um sich vor dem Frühstück zu erquicken. Später treibt die Hitze Jedermann in die kühlen Räume des Innern, und den meist noch schwülen Abend verbringt man im Sessel auf der Veranda, dieser unvermeidlichen erotischen Zuthat aller indischen Häuser. Die Ueppigkeit der Natur muß den Europäer erstaunen. Was er in seiner Heimat mühsam unter Glas aufzieht, gedeiht hier zehnfach schöner und größer im Freien. Herrlicher Orangen- und Blumenduft erfüllt die Straßen und überall ist in den frühen Tagesstunden das regste Treiben der eleganten Welt zu bewundern.

Ein Weg über den Fruchtmarkt Bombays darf nicht versäumt werden. Der Ueberfluß, in welchem dieß Land schwimmt, tritt dort dem Fremden lebendig entgegen. Enorme Massen von Orangen, Melonen, Feigen, Weintrauben, Kokosnüssen, Bananen, Granatäpfeln und anderen, nur den Landeskindern bekannten Früchten, alle Produkte der Tropen werden zu Spottpreisen ausgeboten. Ein Klima wie dieses muß zur Trägheit und zur Schwelgerei verleiten, zu einem Materialismus, der schließlich das geistige Leben überwuchert. Gemüse-, Vogelhändler und Kuriositätenverkäufer etabliren sich auf dem Markte. Chinoiserieen und japanische Galanteriewaaren scheinen sehr beliebt zu sein. Auch mit Kaschmirwolle, Elfenbeinsachen, Perlmutter, Sandelholz, Tigerfellen, Büffelhäuten u. s. w. wird lebhaft gehandelt.

An Geschicklichkeit steht der indische Handwerker und Künstler dem Japaner und Chinesen nicht nach. Nur ist sein Gebiet ein anderes. Außer auf die berühmten Stickereien, Shawls und Teppiche erstreckt es sich hauptsächlich auf die Filigranarbeiten in Gold und Silber. Agra und Delhi, wo die maurischen Muster ihre Wirkung üben, leisten darin das Bedeutendste. Erstaunlich ist es, mit welchem primitiven Werkzeug der Inder die feinste Arbeit hervorbringt. Ein Ofen, ein Nagel und ein Hammer genügen dem Ciseleur, um die merkwürdigste durchbrochene Platte zu verfertigen. Die Leute haben eben Zeit und sind nicht genöthigt, hastig zu verdienen, denn ihre Bedürfnisse bleiben gering.

Auch Bombay hat natürlich seine native town mit engen, winkeligen Gassen, ärmlichen Hütten und dem ewig flutenden Leben, das nicht weniger mannigfaltig ist wie in Kairo. Europäer, Indo-Portugiesen, Mohammedaner, Hindus, Kulis und Chinesen drängen sich durcheinander. Nirgends sieht man solchen Farbenwechsel, solche Fülle von Schmuck und Flitterkram wie hier. Viele der eingeborenen Familien sind sehr reich. Namentlich zählen die Parsen, die Feueranbeter, welche noch zahlreich sind, die angesehensten Kaufleute zu den Ihren. Der Hindu liebt es, seinen Reichthum zu zeigen. Die indischen Frauen und Mädchen gleichen einem wandelnden Juwelierladen. Die Arme sind vom Handgelenk bis hinauf zum Ellenbogen mit Armbändern bedeckt. Deren zwei umspannen den Oberarm, zwei andere die Knöchel. Ringe hängen zu vier in jedem Ohre und an der Nase; sie stecken an den Fingern und den großen Zehen. Reiche, breite Halsbänder schlingen sich um den Nacken. Wo nur immer Schmuck anzubringen ist, da fehlt er gewiß nicht. Die Armen ersetzen ihn bei festlichen Gelegenheiten durch allerlei wohlfeilen Flitterkram. Dazu kommen die schreienden Farben der Kleidung. Papageigrün, Orangengelb und Feuerroth scheint allein als belebend zu gelten. Ein schmuckes Mieder umschließt die Brust der meist zierlichen Frauengestalten. Der Leib ist bis zu den Hüften hinab vollkommen frei; über die Hüften fällt ein kurzer, reich mit Gold und Silber durchwebter Rock hinab. Ein farbiger Turban, der Niemand fehlt, bezeichnet die Kaste oder Religionssekte. Kinder gehen nackt. Eine Schnur um den Leib ist ihre einzige Bekleidung. Später kommt ein Lappen und, sobald sie etwas erwerben können, eine kurze weiße Hose hinzu.

Die Männer sind schlank und wohlgebaut. Sie verdienen mehr im Rufe der Schönheit zu stehen, als die indischen Frauen. Namentlich die berühmten Bajaderen sind nichts weniger als paradiesische Gestalten. Sie stecken in einem aus den schreiendsten Farben zusammengestellten Sacke und bewegen sich beim sogenannten Tanz in konvulsivischen Sprüngen, die sie mit unharmonischen Tönen begleiten, auf engem Raume hin und her. Auf den Europäer können sie nur einen abstoßenden Eindruck machen.

Bei allen öffentlichen Aufzügen, Prozessionen oder Hochzeiten bekundet sich der barocke Geschmack der Inder. In feierlicher Prozession wird ein junges Paar dahergeführt. Mann und Frau sind nach unseren Begriffen noch Kinder. Sie prangen in den buntesten Farben, sind von Schmuck und Flitter förmlich erdrückt, sitzen auf bunten Wagen und werden von bunt geputzten Ponies gezogen. Gratulanten umdrängen sie, Bajaderen springen um sie her. Dann folgen geputzte Bursche und Mädchen, sowie die übrigen Angehörigen, je nach Rang und Würden, auf Elephanten, Kameelen, Pferden und Eseln. Ein wahrhafter Mordsspektakel begleitet den Zug. So ist Alles im indischen Leben, ein farbiger, erotischer Wirrwarr.

Von Bombay aus, wo man im Esplanadehotel trefflich logirt, besucht man mit kleinen Dampfern, durch das herrlichste Panorama fahrend, die Tempelinsel Elephanta. Sie ist den Europäern seit ihrem ersten Besuche in Indien bekannt und oft beschrieben. Dennoch darf der Reisende sie nicht übergehen. Die Tempel sind ganz in natürlichen Fels gehauen. Einer von ihnen wölbt sich 135 Fuß hoch und wird von sechsunddreißig Säulen getragen. Im Hintergrunde sitzt Brahma-Wischnu-Schiwa, die buddhistische Dreieinigkeit. Leider hat der Zahn der Zeit sie, wie auch die einst reichen Skulpturen, arg mitgenommen. Aber einen wunderbaren Eindruck macht auch heute noch der mystisch düstere Raum auf den Fremden.

Mit Bombay scheiden wir von Indien und heimwärts geht der Flug. Weder Aden, eine unerquicklich neue Stadt auf kahlem Fels, noch Aegypten, das uns längst als europäisches Vorland in Bild und Wort bekannt ist, soll uns aufhalten. Auch der schönsten Reise wird man am Ende müde. Nirgends verläßt den Deutschen die Sehnsucht nach dem Vaterlande. Ist es auch nicht so trocken unternehmungslustig wie Amerika, nicht so klassisch originell wie Japan, nicht so groß und volkreich als China, nicht so üppig wie Indien, so ist es doch anmuthig mit seinen grünen Feldern und waldigen Bergen, und vor Allem hat es Eins vor der ganzen übrigen Erde voraus — sein Geistes- und sein Gemüthsleben. Davon kann der Deutsche nicht lassen. Er sucht und vermißt es überall. Das ist es auch, was ihn immer wieder zurücktreibt zur Heimat.



Literatur.

— **Die Tendenzromane mehren sich bedenklich, ein Zeichen, daß** unsere Zeit von vielen leidenschaftlich empfundenen Fragen bewegt wird. Sind derartige Produkte mit Geist und Talent geschrieben, darf man sie sich wohl gefallen lassen. Zu den besseren Erscheinungen dieser Art kann wohl der Roman: „In schweren Banden“ von Professor Ferdinand Moesch (Leipzig, Zangenberg & Himly) gezählt werden. Die Heldin ist ein adeliges junges Mädchen, deren Familie verarmt ist und zu stolz, irgendwie etwas zu erwerben, vom Schuldenmachen lebt, in der Hoffnung, durch den erborgten Glanz reiche Schwiegersöhne zu erjagen. Eine der Töchter fühlt jedoch das Entwürdigende dieser Lage und strebt nach einem Beruf, sie wird Postbeamte und von ihrer Familie verstoßen. Schwankend zwischen der extremen Richtung der Frauenemanzipation äußersten Grades und der Liebe, siegt diese, und der Autor kommt zu dem Schluß, daß der Beruf der Frau in der Haushaltung liegt, daß hier ihr größtes und einziges glückliches Ziel sei. Dazwischen spielt der Kontrast zwischen Adel und Bürgerthum. Scharfe Charakteristik, feine psychologische Entwicklung und plastische Darstellung machen diesen Roman sehr lesenswerth.

— **Viel Geist und Phantasie hat Richard Voß in seiner großen** Novelle: „Bergasyl“ (Frankfurt, Könitzer), aufgewendet, damit jedoch noch kein erfreuliches Werk geschaffen. Der Autor erinnert in seiner Darstellungsart an die willkürlichsten Romantiker durch seine sprunghafte Darstellung, die traumhafte Charakteristik der Figuren, eine Handlung, die völlig den Boden der Wirklichkeit verloren hat, und dennoch ist das Buch interessant. Tiefgefühlt und stimmungsschön ist z. B. die eingestreute Lyrik; sie deutet auf eine starke und eigenartige Begabung. Es dürfte hier jedoch die Frage erlaubt sein: ist dieß Most, der sich vorerst noch recht

stürmisch geberdet, oder kultivirt der Autor absichtlich ein Genre, das wie eine seltsame Mischung von etwas Goethe und viel Brentano scheint? Wir wollen das Erstere glauben. Ausstattung und Druck sind sehr hübsch.

— **Ein bedeutendes Interesse erwecken die „Musikstudien in** Deutschland" von Amy Fay (Berlin, Oppenheim). Die Autorin, eine amerikanische Kunstelevin, die sich in Berlin und Weimar zur Künstlerin ausgebildet hat, verfügt über ein scharfes Beobachtungsvermögen und eine spitzige, feine Feder. In Briefen an ihre Familie in die Heimat entwirft sie Bilder aus dem deutschen Leben, die eben ihrer Unabsichtlichkeit wegen vortrefflich wirken; darin charakterisirt sie mit Verständniß und Witz das deutsche Musikleben und zeichnet scharfumrissene Silhouetten von musikalischen Größen wie Liszt, Bülow, Tausig, Kullak, Joachim und Anderen mehr. Das amerikanische Fühlen und Denken der Dame kommt oft drastisch zur Darstellung. Die Briefe gewähren eine pikante und originelle Lektüre.

— **Karl Braun-Wiesbaden hat in einem „Von Friedrich dem** Großen bis zum Fürsten Bismarck" betitelten Buche (Berlin, Simion) durch eine Reihe interessanter Parallelen aus der Geschichte des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts sich bemüht, unserer Zeit und namentlich ihren wirthschaftlichen Bestrebungen einen Spiegel entgegenzuhalten, welcher sie vor Abwegen und Rückfällen namentlich in der Finanzpolitik warnen und schützen soll, jener Unwirthschaftlichkeit, die er namentlich in ihrer Monopol-, Regal- und Regiesucht findet. Wenn auch Fürst Schwarzenberg behauptete: „Ich kann aus der Geschichte nichts lernen", so hat die Geschichtschreibung längst nachgewiesen, wie sich in der Welt Alles von Zeit zu Zeit wiederholt, und wie wichtig und interessant solche Parallelen aus der Geschichte sind, das haben wir aus Machiavelli schon gelernt und wir bedauern, daß gerade dieser Zweig der Geschichte noch immer nicht genug ausgebildet ist. Der in aller Art von Literatur vielbewanderte Politiker, dem wir obiges interessante Buch verdanken, wird uns vielleicht nicht in jedem Punkte überzeugen, wohl aber gibt es reiche Anregung zum Nachdenken, und wenn ein Buch das thut, so hat es schon zum größten Theil seinen Zweck erfüllt. Eine historische Behandlung der wirthschaftlichen Fragen war endlich 'mal an der Zeit, und ein Mann, dem ein so reiches Material in Kopf und Schiebfächern zu Gebote steht, wie Braun, wenn er auch stark Partei ist, war ganz dazu angethan, den Stoff so zu behandeln.

— **Den Hülfswissenschaften der Geschichte — Heraldik, Sphragistik,** Numismatik und Diplomatik — wird neuerdings wieder ein lebhafteres Interesse zugewandt: man sieht ein, welchen Nutzen die eigentliche Geschichte daraus zieht, wenn sie diese als ebenbürtig zu Worte kommen läßt. Am vernachlässigtsten war bislang die Diplomatik, über die wir seltsamerweise bis heute kein eigentliches Hand- und Lehrbuch besaßen. J. J. Weber hat nun in seine illustrirten Katechismen auch eine glücklicherweise nicht katechetisch behandelte „Urkundenlehre" von Friedrich Leist aufgenommen, die die Wissenschaft leicht verständlich behandelt und trotz der Gedrängtheit ein ungemein reichhaltiges Material glücklich verarbeitet. Das Buch, das bahnbrechend auftritt, gibt die Studien des Autors, der erst Alles sammeln mußte, was weit zerstreut lag, und dem die Vorarbeiten so wenig boten, und hat die wissenschaftliche Disposition des Stoffes so geschickt getroffen, daß das Ganze ein höchst übersichtliches Kompendium geworden: aber was noch wichtiger, die Behandlung ist so überaus klar, daß selbst der Laie seine Freude an dem Buche haben muß, das ihm eine neue Wissenschaft so anschaulich und namentlich so werth macht. Das Schriftwesen, die Sprache, die Formeln, die Zeitangabe, die Regel der Urkunden sind auf die interessanteste und belehrendste Weise behandelt und das Ganze ist durch Abbildungstafeln, welche im Charakter der Zeit auf eine Art Urkundenpapier gedruckt sind, wesentlich ergänzt.

— **Als Festgabe zur Jubiläumsfeier des Frankfurter Schauspiel**hauses seitens des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt a. M. ist in K. Th. Völcker's Verlag die „Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M. von ihren Anfängen bis zur Eröffnung des städtischen Komödienhauses. Ein Beitrag zur deutschen Kultur- und Theatergeschichte von E. Menzel" erschienen. Eine zweite Festgabe bringt derselbe in dem bei C. König in Frankfurt erschienenen ersten Stücke, das auf der dortigen Bühne aufgeführt und nun zum Festabend wieder gegeben wurde: „Hanno, der Fürst im Norden", von J. Ch. Bock.

Bildende Künste.

— **Die größte Beachtung verdient das in Wien in der Maschinen**fabrik von Gewinner ausgestellte Modell eines ganz aus Eisen und unverbrennbaren Stoffen konstruirten Theaters; das Podium ist daran das Einzige, wozu Holz in Verwendung gekommen. Aber fast noch mehr als die Sicherheit fordert die Beschaffenheit des Podiums und die Art, wie alle Veränderungen auf der Bühne: der Wechsel der Dekorationen, das Fallen sämmtlicher Vorhänge, durch hydraulische Kraft bewirkt werden, die Aufmerksamkeit aller Sachverständigen. Bei den neuen Theatern, die zunächst wieder in Schwerin und Riga in Aussicht stehen, ist es den entscheidenden Personen jedenfalls dringend anzurathen, sich mit den Erfindungen Gewinner's bekannt zu machen. Das Podium, aus vier Theilen bestehend, gleichen Längenschnitten, ist im Ganzen, wie in jedem Theile, nicht nur nach oben und unten um die Hälfte der Bühnenhöhe zu heben und zu senken, sondern auch in jede beliebige schräge Lage zu bringen. In zwei Minuten und mit Ersparung von 75 Prozent Arbeitskraft ist vermittelst Wasserdrucks terrassirtes oder mannigfaltigst coupirtes Terrain herzustellen. Freie Gegenden sind ganz vom Horizont umgeben und die Seitencoulissen leicht zu bewegende Versatzstücke, während die Hinterwände meist aus der Versenkung emporsteigen. In einem Nu wird auf dieser Bühne eine Stadt mit der Einsicht in mehrere Straßen hergestellt. Vielleicht am merkwürdigsten ist es, wie dem Vorhang beim Fallen und Aufrauschen durch die Art des Fingerdrucks, mit dem es hervorgebracht wird, eine dem Vorgang auf der Szene entsprechende Empfindung mitgetheilt zu werden vermag. Von einer solchen Bühne könnte man sagen, selbst ihr Vorhang hebt und senkt sich mit Gefühl. Die Erfindung gehört Gewinner, die Herstellung des geschmackvollen Zuschauerraums ist eine Ausführung des Architekten Roth und die Dekorationen sind von dem ausgezeichneten Pinsel des Hofmalers Kautzky.

— **Eine Büste des deutschen Kaisers, welche der Bildhauer Keil** vor längeren Jahren in Ems modellirt hat, wird jetzt in der Gladenbeck'schen Gießerei in Bronze ausgeführt werden. In derselben Gießerei wird auch dieser Tage ein größeres Denkmal vollendet, das die Stadt Osnabrück dem ehemaligen hannover'schen Minister Karl Johann Bertram Stüve setzt. Der Minister ist im einfachen Ueberrock dargestellt; die Rechte ist wie beim Sprechen erhoben und die linke Hand, welche ein Buch hält, stützt sich auf den von Laub umrankten Stamm einer Eiche. Zu dem Sockel gehören zwei Votivtafeln, welche an der Vorder- und Rückseite angebracht werden sollen, sowie zwei andere Tafeln, welche mit Reliefs geschmückt sind. Die eine stellt den Minister auf dem Felde im Gespräche mit Landleuten, welche bei der Arbeit sind, dar, während ihn die andere von Stadtbewohnern umgeben zeigt. Das Denkmal, das eine Höhe von ungefähr 10 Fuß haben wird, ist von dem Bildhauer Pohlmann, einem Schüler Professor Albert Wolff's, modellirt.

— **Die Loggien der k. alten Pinakothek zu München bilden eine** zur Erholung für die Besucher derselben bestimmte 419 Fuß lange, 18 Fuß breite und 29 Fuß hohe Galerie und sind im Arabestenstyl mit Freskomalereien geschmückt, von denen die in den Flachkuppeln und Wandlünetten befindlichen sich auf das Leben der berühmtesten Maler beziehen und die Geschichte der wiedererwachten Kunst im Mittelalter bis zur Zeit ihrer höchsten Blüte umfassen. In den Arabesken und allegorischen Figuren, womit das Ganze reichlich ausgestattet ist, verknüpfen und verschlingen sich die leitenden Grundgedanken, die sich über Wesen, Ursprung und Fortgang der Malerei und über die Verhältnisse der einzelnen Schulen und Künstler zu einander aussprechen. Die höchst geistreiche und wahrhaft dichterische Anordnung und Durchführung der Hauptidee und der Entwurf der einzelnen Kompositionen mit ihren Beiwerken rühren von Peter v. Cornelius her, der die Anfertigung der Kartons wie die Ausführung der Gemälde dem Prof. Klem. v. Zimmermann übertrug. Von diesen Loggien umfassen die ersten dreizehn die Geschichte der Malerei in Italien bis Rafael, die folgenden zwölf die der deutschen, niederländischen und französischen Kunst bis Rubens. Die Kartons nun waren in den letzten Jahren sozusagen verschollen, werden aber jetzt von dem Rechtskonsulenten A. Weinreich in München zum Verkauf ausgeboten.

— **Dresden wird demnächst durch den Neubau eines stabilen Panoramas** bereichert werden. Das Professor Braun in München übertragene Rundgemälde wird abermals die Schlacht von St. Privat zum Vorwurf haben, aber den Moment des Eingreifens der sächsischen Truppen besonders hervorheben. Das bis Anfang nächsten Jahres fertig zu stellende Gebäude kommt in die Prager Straße zu stehen.

— **Aus der k. bayerischen Hofglasmalereianstalt von Frz. Xav.** Zettler in München wird demnächst wieder ein umfangreiches Kunstwerk, ein für die Sankt Katharinenkirche zu Frankfurt a. M. bestimmtes Fenster hervorgehen, zu dem die Professoren Steinle die figürliche und Lindemann die architektonische und ornamentale Komposition geliefert haben. Das Hauptbild zeigt Christus am Kreuz, umgeben von seinen Anhängern und Widersachern, in architektonischer Umgebung, wie das dem Geiste der von den beiden Künstlern gewählten Style der Frührenaissance entspricht. Sind selbe der sich gestellten Aufgabe in mustergültiger Weise gerecht geworden, so ist andererseits die mit der Ausführung betraute Anstalt auf die Absichten der Künstler mit gewohntem Verständniß eingegangen, so daß das in Frage stehende Kunstwerk den besten Leistungen der als Vorbild gewählten Periode würdig zur Seite steht und ganz dazu geeignet ist, den reichen Lorbeeren, welche Zettler sich in allen Welttheilen geholt hat, ein neues Reis hinzuzufügen.

Musik.

— **Von Josef Huber, dem Komponisten der originellen Musik**dramen „Irene", „Rose vom Libanon" u. A., sowie verschiedener eigenartiger symphonischer Dichtungen, Instrumental- und Gesangsoli, sind bei Th. Stürmer in Stuttgart wieder neue Lieder erschienen, welche die Aufmerksamkeit aller Sänger und Gesangsfreunde in hohem Grade verdienen. Der „Schlachtruf" von Peter Lohmann, als Dichtung fast an Goethe'sche Weise gemahnend, imponirt durch Kraft, Wucht und Feuer; die beiden Liebeslieder, Gedichte von Mörike und Hoffmann v. Fallersleben, haben nach Huber's Methode keine Tonart vorgezeichnet; um so frischer und spannender wirkt die Modulation. Die Melodik in Nr. 1 scheint ein Kapitel aus dem „Parsifal" zu predigen, während sie in Nr. 2 durch edle Leidenschaft mitreißt; beide aber werden bei gutem Vortrage ihres Erfolges sicher sein.

— **Für Organisten sind beachtenswerth die neu erschienenen** Choralfigurationen von Reinhold Seyerlen (3 Hefte, Stuttgart, Zumsteeg), welche sich durch Leichtigkeit und melodischen Fluß, auch bei strengster Kontrapunktik und interessantester thematischer Arbeit, sehr vortheilhaft auszeichnen und dem Tonsetzer, Professor am Stuttgarter Konservatorium und Organist bei St. Johann, alle Ehre machen.

— **Das Aufführungsrecht von musikalischen Werken in Italien,** wie es laut Gesetz seit dem Jahre 1875 bestand, hat einige Verschärfungen erfahren, die sich in folgenden Sätzen zusammenfassen lassen. Niemand darf eine Oper, ein Ballet oder überhaupt eine musikalische Komposition öffentlich aufführen ohne die Zustimmung des Autors oder der Rechtsnachfolger desselben. Die schriftliche und außerdem beglaubigte Zustimmungsurkunde muß bei dem Präfekten der Provinz niedergelegt werden, welcher sonst die Aufführung verhindern kann. Die Aufführung ohne vorherige Genehmigung, gleichviel, ob eine vollständige oder theilweise, oder auch nur in veränderter Gestalt, wird ohne die aus dem Verfolgungsverfahren erwachsenden Kosten mit einer Strafe von 500 Lire geahndet.

— **Christine Nielsson ist zur Zeit nach Paris zurückgekehrt,** woselbst sie bis zum Beginn ihrer großen amerikanischen Tournée, d. i. bis zum Anfang Oktober, bleiben wird. In der Begleitung der Sängerin geht auch ein junger schwedischer Tenor, Namens Bjorksten, welcher im letzten Winter in Paris verschiedentlich sang und große Hoffnungen erregte, mit nach Amerika.

— **Am 30. August hat auf dem Musikfeste zu Birmingham** die erste Aufführung von Gounod's Trilogie «The Redemption» (Erlösung) stattgefunden. Gounod hat selbst die Aufführung seines Oratoriums dirigirt, bei welchem er mit Beifall überschüttet ward. Ob dieses Oratorium sich auf den englischen Repertoiren erhalten wird, ist fraglich nach den vielen Niederlagen gepriesener „Meisterwerke" anderer Komponisten in dieser Gattung.

Bühne.

— **Am 1. September, schreibt man uns aus Wien, haben sich** die Pforten der „Burg" dem Publikum wieder erschlossen. Man begann mit „Hamlet", und das reich besetzte Haus überschüttete Sonnenthal, den Darsteller der Hauptrolle, mit Beifall. Der Künstler legt auf diese Rolle einen ganz besondern Werth und seine Auffassung unterscheidet sich allerdings in vieler Hinsicht sehr wesentlich von der aller anderen bedeutenden deutschen Schauspieler, die ich je gesehen habe. Er hebt den fingirten Wahnsinn nämlich in Sprache, Geberde und Miene so stark hervor, daß man sich wirklich einem ganz Tollen gegenüber glaubt. Bei dem großen Publikum verfehlt das nie seine Wirkung, aber der dänische Prinz büßt dadurch doch zu viel von der Liebenswürdigkeit ein, die ihm nach der Zeichnung des Dichters gewahrt bleiben soll. Ton und Geberde streifen bei Sonnenthal mitunter an's Groteske, und der Künstler läßt das außer Acht, was er seinen Kollegen auf der Bühne in so vortrefflicher Weise demonstrirte: „Alles gelinde zu behandeln, denn mitten in dem Strom, Sturm und, wie ich sagen mag, Wirbelwind eurer Leidenschaft müßt ihr euch eine Mäßigung zu eigen machen, die ihr Geschmeidigkeit gibt." Dawison ging in dieser Beziehung schon an die äußerste Grenze, aber Sonnenthal läßt ihn noch weiter hinter sich zurück. Polonius (Lewinsky), der Geist (Hr. Hallenstein), die Königin (Frau Straßmann) waren vorzüglich. Die Ophelia, von Frln. Wessely in Ton und Spiel sehr einfach gehalten, entbehrte des poetischen Duftes, der die zarten Frauengestalten dieser Schauspielerin sonst so sehr auszuzeichnen pflegt. — Das Stadttheater ist in der glücklichen Lage, ein halbes Dutzend Novitäten vom vorigen Jahre in die neue Saison hinübernehmen zu können. Es eröffnete bei vollem Hause mit Bürger's „Jourfix". Die ausgezeichnete Leistung Tyrolt's in der Rolle des ungarischen Edelmanns wird noch lange Zugkraft beim Publikum üben. Auch „an der Wien" war das Haus bei der neunundneunzigsten Vorstellung von Strauß' „Lustigem Krieg" wieder bis auf den letzten Platz besetzt. Im Karltheater und in der Josephstadt beginnen die neuen Unternehmer Strampfer und Costa die Saison erst am 15. September.

— **Im Stadttheater zu Breslau hat in den Anfangstagen des** Septembers ein einmaliger Cyklus des „Nibelungenringes", dargestellt von dem Wagner-Theaterpersonal des Direktors Angelo Neumann, eine geradezu enthusiastische Aufnahme gefunden. Das Haus war trotz dreifacher Preiserhöhung total ausverkauft, ebenso ein dem Cyklus vorausgegangenes großes Konzert. Vom Personal ragten insbesondere die Leistungen des Vogl'schen Ehepaares sowie der Frau Reicher-Kindermann und des Hrn. Lieban hervor; das Orchester unter Seidl's genialer Leitung stand überall auf der Höhe seiner schwierigen Aufgabe; Chor und szenischer Apparat waren brillant und die Kostüme wie die Dekorationen überaus effektvoll und getreu nach dem Bayreuther Festspiel von 1876. Von Breslau aus geht Direktor Angelo Neumann zunächst nach Königsberg, Danzig, Hannover und Berlin.

— **Gustav v. Moser hat ein neues vieraktiges Lustspiel vollendet,** welches den Titel „Glück bei Frauen" führt und kürzlich auf der Warmbrunner Bühne probeweise in Szene ging.

— **Richard Wagner's „Parsifal" wird im nächsten Jahre vom** 15. Juli bis 1. September zwanzig Mal gegeben werden.

— **Der Münchener Schauspieler und Dramatiker Hans Neuert,** welcher namentlich als Mitarbeiter Ganghofer's im weiteren Vaterlande bekannt geworden ist, feierte am 29. August sein fünfundzwanzigjähriges Schauspielerjubiläum. Neuert ist seit seinem ersten Debüt 7372 Mal vor den Coulissen gestanden und trat an seinem Ehrenabend in seinem selbstverfaßten Volksstück mit Gesang: „Im Austragstüberl", auf. Diese Novität fand wohlverdienten Beifall, wie der Jubilar und Verfasser die herzlichsten Beweise seiner Beliebtheit.

— **In Paris hat wiederum eins der Schauerdramen, welche** man längst abgethan glauben sollte, das Licht der Rampen erblickt. Der Titel dieses — wenn auch nicht in stofflicher, so doch in ästhetischer Beziehung — Gegenstückes vom „Geschundenen Raubritter" heißt „Tochter und Mutter", sein Autor ist Henri Curat, gegeben ward es am „Chateau d'Eau".

Kultur und Wissenschaft.

— **Aus dem nunmehr vorliegenden Katalog der Reichstags**bibliothek ist interessant zu ersehen, welche Zeitungen der Reichstag sammelt und seiner Bibliothek einverleibt. Zunächst findet sich die „Allg. Ztg." von 1798 an, die „Nat.-Ztg." von 1848 an, der „Staats-" bezw. „Reichs-Anz." von 1853 an und die „Prov.-Corr." von 1872 an. Seit 1873 wird die „Germania" gesammelt, seit 1876 die „Frankf. Ztg.", seit 1877 die „Kreuzztg.", „Nordd. Allg. Ztg.", „Voss. Ztg.", „Volksztg.", „Köln. Ztg.", „N. Fr. Presse", „La Rép. Franç.", „L'Univers", „Times", „Daily News", „Opinione" und von 1879 an die „Post" sowie die „Elsaß-Lothr. Ztg." seit ihrem Bestehen.

Erfindungen.

— **Während der Münchener Elektrizitätsausstellung, die am** 16. September im dortigen Glaspalaste eröffnet werden wird, soll ein erstmaliger Versuch von weittragendster Bedeutung stattfinden, welcher den Beweis liefern soll von der Kraftübertragung mittelst Elektrizität auf weitere Entfernungen. Die nöthigen motorischen Kräfte zu den Demonstrationen der für die Technik so wichtigen elektrischen Kraftübertragungen werden theils von dem fünf Kilometer entfernten Hirschau, theils mittelst eines einfachen Telegraphendrahtes von dem an 60 Kilometer entfernten Miesbach hergeleitet werden. Man wird sonach die Kohlen der oberbayerischen Bergwerke an Ort und Stelle verbrennen, statt sie nach München zu transportiren, während die erzeugte Kraft hier erst ihre Verwerthung findet.

Feste und Versammlungen.

— **Die Stadt Mantua feiert vom 12. September bis zum** 1. Oktober das neunzehnte Centennarium der Geburt ihres großen Sohnes, des Dichterfürsten Virgil. Am 17. September findet im dortigen Theater die Hauptfeier statt. Sollte wirklich die philologische Bildung dieser Stadt so bedeutend sein, um eine dreiwöchentliche Virgilfeier zu ermöglichen?

— **Am 28. März 1883 feiert Italien den vierhundertsten Ge**burtstag Rafael Sanzio's von Urbino. Die Urbinesen haben beschlossen, ihren unsterblichen Landsmann durch ein Denkmal zu ehren, dessen Konkursausschreibung das Komite soeben veröffentlicht. Man projektirt eine Statue aus weißem Carraramarmor, mit Relief aus Bronze. Die Kosten sind auf 80,000 Lire veranschlagt. Die betreffenden Skizzen, mindestens Zehntelgröße, sind am 28. Februar 1883 der Rafael-Akademie in Urbino einzusenden, welche einen Monat darauf dieselben auszustellen gedenkt. Eine Fünferkommission wird als Jury fungiren. Es sind drei Preise ausgesetzt: 1500, 1000, 500 Lire. Das Monument soll den großen Platz vor dem Palazzo Ducale in Urbino schmücken.

Sport.

— **Auf der kürzlich in Spaa abgehaltenen großen Internatio**nalen Hundeausstellung haben die von deutschen Züchtern eingesandten Hunde besondere Bewunderung erfahren und große Erfolge davongetragen. Die deutschen Rassen waren in mehreren prachtvollen Exemplaren sehr gut vertreten und trugen Dr. Caster mit seiner Dogge, sowie Bockelmann mit seinen Dachshunden die Ehrenpreise davon. Auch Burger aus Leonberg, welcher eine schöne Kollektion deutscher Hunde ausstellte, ist unter drei erfolgreichen Ausstellern zu erwähnen. Besondere Bewunderung erregten Korthals' stichelhaarige Vorstehhunde (Griffons), eine in Belgien sehr geschätzte und dort mehr und mehr im Aussterben begriffene Rasse. Unter den Ausstellern englischer Jagdhunde verdienen besonderer Erwähnung des Freiherrn Taets von Amerongen Hunde, sowie die Vertreter des Zwingers „Wolfsmühle" im Besitze Sr. Durchlaucht des Prinzen Albrecht Solms; die von dort eingesandte Kollektion von 31 Hunden errang 26 Prämiirungen, darunter 3 Hauptehrenpreise, 6 erste, 7 zweite ꝛc. Preise. Auch die Bernhardiner der Wolfsmühle fanden besonderen Beifall und wurden mit ersten und zweiten Preisen ausgezeichnet.

— **Mit dem Meeting von Baden-Baden und dem am dritten** Tage ausgetragenen großen Preise sind nunmehr die klassischen Rennen des Jahres erschöpft. Die Meetings, welche sich in dieser Renncampagne noch abspielen werden, sind mehr oder weniger von untergeordneter Bedeutung. Die drei klassischen Rennen in Deutschland sind die Union (Berlin), das Norddeutsche Derby (Hamburg) und der große Preis von Baden-Baden. Die Union gewann das österreichische Pferd Taurus von Baltazzi I.; der Hengst unterlag, aber im Norddeutschen Derby nach einem todten Rennen gegen Trachenberg, der in der Union zweiter gelaufen war. Die Anstrengung in Hamburg war aber für beide Gegner zu viel und hielten sie die für den großen Preis in Baden nöthige Präparation nicht aus. Sie brachen im Training nieder (wurden lahm) und blieb nur Pancake des Grafen Henkel als der gefürchtetste Gegner. Aber auch diesen traf im letzten Moment das gleiche Geschick. So behielt Lehetetlen des Grafen N. Esterhazy leichtes Spiel gegen die ihm nicht gewachsenen Gegner und landete den fetten Bissen nach Gefallen. Die Buchmacher verdienten durch die den Favoriten zugestoßenen Unglücksfälle riesige Summen. Man berechnet diese Gewinne nach Hunderttausenden. Dieß Faktum illustrirt die Maßnahmen, welche gegen die Wetten als Geschäft behördlicherseits unternommen werden, in drastischer Weise.

Mode.

— **Im Allgemeinen befassen sich unsere Modejournale ausschließ**lich mit der weiblichen Mode. Während die Französin mit dem Beginn einer neuen Saison unbedingt auch einige renseignements sur la mode masculine verlangt, begnügen sich unsere Frauen mit der Ueberzeugung, daß ja wohl der Schneider des Gatten die erforderliche Orientirung besitzt. Und dabei entbehrt doch Keine von Allen auch auf diesem Gebiete einen gewissen Instinkt für das Moderne oder Unmoderne, und nur Wenige haben gar kein Auge für den hier herrschenden Geschmack. Die Mutter junger, eleganter Söhne, die zärtlichen Schwestern hübscher und eitler Brüder machen zeitweise hier sogar bereitwillig jene Thorheiten mit, von denen sie sich für ihre Person doch fernhalten. Vor den Spiegelfenstern gewisser Magazine für den modernen Luxus und Komfort des Mannes steht meist auch ein interessirtes Damenpublikum, und die horrenden Preise der Parfüms von der Rue St. Honoré, die Kravatten und Handschuhe von der Cockspur Street werden ebenso oft von der jungen Frau unseres eleganten Mannes bezahlt, als von der goldenen Jugend auf unseren Promenaden. Jede neue Saison bringt auch hier neue Muster, neue Gewebe, neue Abwechselungen. Im Augenblick trägt die Mode überwiegend die Signatur der englischen Konfektion. Die Modelle des modernen, häufiger noch an der Seite, als am Rücken zu schließenden Oberhemdes, Brüsseler oder Pariser Ursprungs, sind durch das neue Oberhemd Londoner Fabrikation Trester und Glennys — es heißt Prinz of Wales — bereichert worden, und die Vorzüge des Letzteren sollen ganz besonders in der Eigenart des Kragenansatzes und der Behandlung der Achseltheile bestehen. Auch das Magazin von Casicha in Mailand bewahrt sein Renommée für neue Modelle und hinter den Spiegelfenstern von Kaskel in New-York verpackt man die neueste Fasson für den Kontinent.

Die Herbstanzüge verwenden mit besonderer Vorliebe die originellen, wolligen Gewebe der englischen Industrie, welche mit so viel Glück von rheinischen Fabriken imitirt werden, aber doch auf den Stühlen von Bradford und Halifax entstanden. Ein grober, origineller Faden, von gesuchter Unregelmäßigkeit und besonders weichem Griff, sind diese Wollengewebe vorzüglich in dunklem Grau oder Blau, auch einem tiefen Braun vertreten; als erklärter Modestoff für derartige Straßen- und Hausanzüge gilt ein ganz kleines Carreau durch einen abweichenden Faden, aber von derselben Farbe hervorgebracht, fast nur in unmittelbarer Nähe dem Auge erkennbar. Die Form des Gesellschaftsrockes behält die verhältnißmäßig kurze Taille, die nach der Figur abgenähten Seitentheile, die kleinen Knöpfe, das aufgelegte kleine Revers von Grosgrain. Neben dem tiefen Schwarz und dem Blau der Marine gilt auf perlgrauem Beinkleid ein tief verdunkeltes Flaschengrün als elegant. Eine ganz entschiedene Abneigung gegen funkelnde Uhrketten legt die Mode an den Tag; das elegante Civil begnügt sich gern mit einem schwarzen, stumpfen Seidenbande, oder einer knotigen kleinen Corde. Die Taschentücher haben an Stelle des einstigen breiten Farbenrandes nur einen ganz schmalen farbigen Saum, und während die weibliche Mode in Imitationsjuwelen wühlt und den trügerischen Schimmer von Brillanten aus dem Palais Royal selbst auf den Schuh und den Pantoffel wirft, trägt der elegante Mann an dem kleinen Finger der linken Hand einen einzigen haardünnen Reif mit einer Perle. Aber die Perle ist echt.

Denkmäler.

— **Mit den Arbeiten zur Aufstellung der Statuen Wilhelms** und Alexanders von Humboldt im Vorgarten der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität wird bereits im nächsten Monat begonnen werden. Die feierliche Enthüllung der beiden Denkmäler soll bereits im Frühjahr, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach im April vor sich gehen. Die beiden Brüder Humboldt sind von Begas (Berlin) und Otto (Rom) sitzend dargestellt.

Gestorben.

— Benjamin Hill, Bundessenator, einer der bekanntesten Männer des Südens, am 16. August, in Atlanta im Staate Georgia.

— Geh. Justizrath Dr. Karl Renner, Professor des römischen Rechts an der Universität Kiel, 67 Jahre alt, am 29. August.

— Charles Voß, bekannter Komponist, 67 Jahre alt, in Verona, am 29. August.

— Giacometti, dramatischer Dichter und Bearbeiter von Shakespeare und Schiller, in Rom, Ende August.

— Karl Uherr, Bürgermeister von Teplitz, 60 Jahre alt, am 30. August, in Teplitz.

— Geheimerath Karl Bormann, bekannter Pädagog, am 31. August, in Berlin.

Unter griechischen Räubern.

Von

P. von Melingo.

(Nachdruck verboten.)

II.

K... machte eine Pause, ließ sich eine Tasse Kaffee und einen zweiten Tschibuk reichen und fuhr dann fort:

„Ich bin an Strapazen gewöhnt, Sie mögen mir's glauben, und abgehärtet gegen jede gewöhnliche Ermüdung, aber dem, was mir da zugemuthet wurde, war selbst ich nicht gewachsen. Es war nach neun Uhr gewesen, als mich die Kerle angefallen hatten, und um zehn Uhr begann unser Marsch. Ich hatte, ganz abgesehen von den heftigen Schmerzen, einen starken Blutverlust gehabt, den der nothdürftige Verband nicht aufhalten konnte, den mir die Banditen angelegt hatten, die, in der Furcht, aufgegriffen zu werden, sich möglichst beeilten, in ihre Schlupfwinkel zurückzukommen, war außerdem, statt mit Zaruchias*), dem einzigen Schuhwerke, mit dem man auf den steinigen, häufig durch Gießbäche unterbrochenen thessalischen Gebirgspfaden vorwärts kommen kann, mit Reitstiefeln beschuht, die an den scharfen Kieseln sich nur zu bald in Fetzen rissen, so daß ich, nachdem ich so lange als möglich die Schmerzen, welche mir mein zerschossener Arm und meine wunden Füße verursachten, ertragen hatte, plötzlich besinnungslos zusammenbrach. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich auf die Pelze der fünf Strolche gebettet und diese selbst im Begriffe, eine Tragbahre aus Aesten herzustellen, um mich weiter zu transportiren.

„‚Sorg' Dich nicht, Herr,' sagte mir der Chef der Bande, ‚da Du nicht gehen kannst, werden wir Dich bis zu unserem Lagerplatze tragen, und es soll Dir gewiß kein Leid widerfahren.'

„Dabei blieb es, und die Banditen, deren zärtliche Fürsorge natürlich nur dem Wunsche entsprang, mich möglichst bald so weit hergestellt zu sehen, daß ich an Mister Jonston schreiben könne, trugen mich thatsächlich, je zwei und zwei abwechselnd, durch zweieinhalb Tage, während deren unsere ganze Nahrung nur aus Oliven, Ziegenkäse und steinhartem Brode bestand, anfänglich nur des Nachts marschirend, da sie noch die Begegnung mit den streifenden Gendarmeriepatrouillen zu fürchten hatten, bis sie, nachdem wir einige Stunden vorher die griechisch-türkische Grenze überschritten hatten, am Eingange einer von zwei kahlen, steil aufsteigenden Felswänden gebildeten Schlucht, aus der, wie aus den Tiefen des Tartarus, ein unheimliches Sausen und Brausen ertönte, Halt machten. An dieser Stelle wurde ich abgeladen und mußte, da es ein Ding der Unmöglichkeit gewesen wäre, mich in der von abgestürzten Felsblöcken, die, mit dunkelgrünem Moos bewachsen, einen eigenthümlichen Kontrast zu den tiefschwarzen Felswänden bildeten, verbarrikadirten Schlucht weiter zu tragen, ungefähr sechs- bis siebenhundert Meter weit, unterstützt von einem der Palikaren, zu Fuß vordringen. Am Ende dieses Engpasses erweiterten sich die Felsen zu einem kleinen Thale, und hier hatten die Banditen ihr Lager aufgeschlagen.

„Unsere Ankunft war durch eine am Eingange der Schlucht aufgestellte Wache signalisirt worden, und als wir aus dem Engpasse heraustraten, fanden wir bereits das ganze Lager in Bewegung. Sechs andere Kerle und eine abscheuliche alte Megäre, die Mutter des Bandenführers, kamen uns entgegen, die zurückkehrenden Spießgesellen mit lauten Freudenrufen begrüßend, mich aber kaum beachtend. Die Zurückgebliebenen waren ihrerseits nicht müßig gewesen, und wenn sie auch keinen Fang gemacht, wie die Anderen ihn an mir gethan zu haben glaubten, so hatten sie doch einige Lämmer, ein paar Schläuche Rezinatoweines und eine große Sauhaut voll Ziegenkäse zusammengestohlen, was uns für die nächste Zeit wenigstens mit Nahrung versah. Ich hatte, während sich die edlen Freunde ihre Erlebnisse erzählten, Zeit, mir den Ort, wo ich durch Wochen internirt sein sollte, genauer anzusehen. Das Thal, wenn man diese Erweiterung der Schlucht überhaupt so nennen darf, mochte an achthundert Quadratmeter haben und war wie der Eingang selbst von gänzlich kahlen Felsenwänden umgeben, so zwar, daß es nicht denkbar war, daß sich irgend ein lebendes Wesen demselben nähere, ohne von unten bemerkt zu werden. Im Hintergrunde stürzte von beträchtlicher Höhe ein silberweißer Wasserfaden herunter, jenes Geräusch verursachend, welches mir am Eingange des Engpasses aufgefallen war. Das Wasser bildete ein kleines Becken und brach sich dann nach der Seite hin durch die großen Felsentrümmer seinen Weg, nachdem seine für mich, der nicht unbedeutendes Wundfieber hatte, recht unangenehme Feuchtigkeit dem kleinen Thale noch dazu verholfen hatte, einiges Strauchwerk und ein paar halbverkrüppelte Bäume hervorzubringen. An diese Bäume hatten die Banditen drei elende, nothdürftig aus Häuten, Baumästen und einigen, weiß Gott woher mitgebrachten Brettern zusammengefügte Hütten gelehnt, die in der Jahreszeit, in der wir uns befanden, durchaus nicht genügten, um deren Bewohner gegen die Einflüsse der Kälte und des zeitweiligen Schneefalls zu schützen. In der Nähe des Wasserfalls waren große Steine zusammengetragen, und auf diesen machten, nachdem sie ihre Herzensergießungen beendet hatten, die Männer Feuer an, um eines der Lämmer am Spieße zu braten, während die alte Furie, des Hauptmanns Mutter, sich mit mir zu beschäftigen begann. Sie nahm mir den Verband, den mir die Genossen ihres edlen Sohnes angelegt hatten, ab, quetschte und knetete, was mir natürlich höllische Schmerzen verursachte, meinen Arm nach allen Richtungen und legte mir schließlich eine Salbe auf, die wenigstens die eine Wirkung hatte, daß nach einiger Zeit die Schmerzen fühlbar nachließen.

„Währenddem mich die Alte verbunden hatte, war das Lamm gar geworden, und wir konnten uns zur Tafel setzen, die allerdings mit jener des Pariser ‚Grand-Hotel' wenig Aehnlichkeit haben mochte, uns Allen aber vortrefflich mundete. Ich war abermals der Gegenstand der zärtlichsten Fürsorge der Herren Räuber, man gab mir das schönste Stück, schnitt es mir, da ich mich meines Armes nicht bedienen konnte, in kleine Stücke, gab mir zu trinken, kurz, behandelte mich, wie man eben ein Objekt, welches einen Werth von dreißigtausend Drachmen repräsentirt, behandeln muß, wenn man fürchtet, das Objekt könne in Trümmer gehen, ehe man Nutzen aus demselben gezogen. Nach der Mahlzeit gingen wir, nachdem noch am Eingange des Thales und am Ausgange der Schlucht, sowie dort, wo sich das Wasser seine Bahn gebrochen, Wachen ausgestellt worden waren, zur Ruhe. Ich wurde in jene Hütte, welche der Hauptmann und seine Mutter mit noch zwei anderen der Strolche bewohnten, einquartiert und gleichzeitig bestimmt, daß mir, da ich beim Wegreiten von Lamia nur eine warme Jacke, aber keinen Pelz angehabt hatte, jeder Mann durch zwölf Stunden seinen Pelz leihen müsse, um mich vor der Kälte zu bewahren.

„Drei endlose Wochen, während deren mich die Mutter meines liebenswürdigen Wirthes täglich zweimal frisch verband, vergingen in dieser Weise, und während ich von Sorgen und Kummer geplagt war, bestand meine ganze Beschäftigung darin, zu rauchen und mit den im Lager Befindlichen — ein Theil der Männer zog immer auf Raub aus, ohne aber während der ganzen Zeit etwas Anderes mitzubringen als ein paar Ziegen — zu reden, was auch nicht immer möglich war, da die Mehrzahl der Banditen keine Griechen waren, und ich außer meiner Muttersprache und Französisch keine andere Sprache spreche. Die Idee einer Flucht hatte ich gar bald als unausführbar aufgeben müssen, da, selbst wenn es mir gelungen wäre, die Aufmerksamkeit der am Ausflusse des Wassers — und das war die einzige Richtung, nach welcher eine Flucht denkbar gewesen wäre — aufgestellten Posten zu täuschen, ich nicht gar weit gekommen wäre, da mir die Räuber zwar einen Mantel, aber keine Schuhe gegeben hatten und ich, da ich ihnen auch keine nehmen konnte, nicht daran denken durfte, mit meinen nur mit einigen Lappen umwundenen Füßen und meinem steifen Arme eine Kletterpartie anzutreten, auf welcher ich, selbst wenn mich die Räuber nicht eingefangen hätten, jedenfalls auf andere Weise zu Grunde gegangen wäre. So blieb ich denn in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Die Entwicklung ließ nicht mehr lange auf sich warten, denn eines Morgens kam der Hauptmann auf mich zu und hielt mir folgenden kurzen, aber deutlichen Speech:

„‚Du bist seit drei Wochen bei uns, Herr, Dein Arm ist zwar noch steif, aber mit einiger Mühe wirst Du doch schon schreiben können. Verständige also den Engländer von dem, was Dir zugestoßen ist, und verlange das Lösegeld; ich werde einen der Unseren an ihn senden, kommt der Bote von heute in sechs Tagen nicht zurück oder verweigert man uns das Lösegeld, so wirst Du niedergemacht, wie ich es Dir vor drei Wochen bereits gesagt habe, denn wir müssen fort aus dieser Gegend, wo wir uns nicht einmal mehr die nöthige Nahrung verschaffen können, und Du würdest uns bei unseren Streifzügen hindern.'

„Ich schrieb nun, so eindringlich ich nur konnte, an Mister Jonston, erzählte ihm den Hergang meiner Gefangennahme und bat ihn, da ich ja seinen Charakter schon kannte, mir den Betrag von dreißigtausend Drachmen zu leihen, ich wolle ihm denselben, wenn ich wieder frei sein werde, redlich abarbeiten. Sechs Tage, während deren bereits, nachdem uns das Brod schon seit Langem ausgegangen war, ein sehr fühlbarer Mangel an Nahrungsmitteln herrschte, waren verflossen, die dießmal vollzählig anwesenden Räuber fingen an um ihren Genossen unruhig zu werden, ich selbst, der ich, wie Sie sich leicht erklären können, alle die Tage in fieberhafter Aufregung gewesen, litt unter der furchtbaren Ungewißheit Folterqualen, die ich selbst meinem ärgsten Feinde nicht wünsche; da, am Morgen des siebenten Tages, ertönte das mir bereits wohlbekannte Signal, und begleitet von der äußeren Wache kam der Bote zurück. Was in diesem Momente in mir vorging, vermag die menschliche Sprache nicht zu schildern. Ich bin nicht feige, Herr, und habe dem Tod oft genug in's Auge gesehen; das Gefühl aber, daß mein Schicksal einzig und allein von dem abhänge, was Mister Jonston, den ich ja als einen kalt berechnenden, herzlosen Ziffernmenschen kannte, der nie mehr that, als er eben mußte, entschieden hatte, das schnürte mir die Brust zusammen. Endlich ermannte ich mich und trat auf den Boten zu.

„‚Was bringst Du, Aleko?' war die Frage. — ‚Nichts, Herr!' lautete die kurze Antwort.

„So war denn in Erfüllung gegangen, was ich gefürchtet, aber doch nicht geglaubt hatte. Als Mister Jonston gehört, daß mein Arm noch immer steif sei, war ihm klar gewesen, daß er es wohl für alle Zeiten bleiben werde, und er hatte, da ja das Gesetz ihn nicht dazu anhielt, das Lösegeld für einen seiner Angestellten zu bezahlen, wenn auch derselbe nur in dieser Eigenschaft gefangen genommen wurde, den Boten rundweg ab- und an meine Mutter gewiesen. Wir haben kein Vermögen; das Wenige, was mein Vater, als er starb, hinterließ, wurde durch meine Studien hier und in Frankreich aufgezehrt, und meine Mutter lebt kümmerlich von der kleinen Pension, welche der Staat der Wittwe eines Subalternoffiziers gibt. Die arme alte Frau, die durch Wochen meinethalben in der größten Sorge und Ungewißheit gelebt hatte, konnte, trotzdem sie nichts unversucht ließ, von unseren Freunden und Verwandten, die uns nicht im Stiche ließen, denn es waren ja auch arme Leute, nicht mehr als viertausend Drachmen zusammenbringen, und die trug sie dem Boten, der bereits ungeduldig zu werden anfing, da ja das Aufsuchen der Unsrigen viel Zeit gekostet hatte, an. Der Mann, der dreißigtausend Drachmen bringen sollte, wies sie natürlich ab und kehrte zurück, um der Bande Bericht zu erstatten.

„Die erste Folge seiner Mittheilungen war, daß der relativen Freiheit, deren ich mich bis dahin erfreut hatte, ein Ende gemacht wurde. Ich wurde in eine der Hütten verwiesen und ein Mann mit dem Befehl, mich bei dem geringsten Versuche, die Hütte zu verlassen, zusammenzuschießen, vor die Thüre gestellt. Nach dieser in jeder Beziehung sinnlosen und überflüssigen Maßregel trat die Bande zum Kriegsrathe zusammen. Bald wurde mir aus dem entstandenen Lärm und aus abgerissenen Worten, die von der Feuerstelle, wo die ‚Sitzung' stattfand, zu mir herüberklangen, klar, daß die Meinungen sehr getheilte waren. Da kam mir ein rettender Gedanke. Ich hatte mir im Laufe der Zeit, die ich bei Herrn Jonston diente, einen Betrag von fünfhundert Drachmen erspart und durch Anbietung dieser Summe wollte ich versuchen, den Anführer der Strolche zu bestechen, mit Bestimmtheit darauf rechnend, daß seine Habgierde ihn leiten werde, lieber wenig als nichts zu nehmen. Ich ließ ihn durch meinen Wächter zu uns herüberrufen und hielt ihm, als uns dieser allein gelassen hatte, folgende Rede: ‚Du weißt aus dem Bericht eures Boten, daß mein Gutsherr sich entschieden weigert, das Lösegeld für mich zu bezahlen; Du weißt ferner, daß ich arm bin und daß es das Aeußerste ist, was sie thun konnten, als euch meine Verwandten und Freunde viertausend Drachmen Lösegeld antrugen. Ihr müßt euch also überlegen, ob ihr lieber einen Mann, der euch nie etwas zuleide gethan, ermordet oder lieber die viertausend Drachmen nehmt; damit aber Du, der Du der Hauptmann bist und immer freundlich mit mir warst, nicht zu kurz kommst, verspreche ich Dir, daß Du von mir, wenn ihr mich frei laßt, für Dich allein noch fünfhundert Drachmen erhalten sollst.' — Kurze Pause, dann: ‚Schwörst Du mir's bei der heiligen Jungfrau, Herr?' — ‚Ich schwöre Dir bei der heiligen Jungfrau, Du bekommst für Dich noch extra fünfhundert Drachmen, wenn ihr mich frei laßt.' — ‚Gut, Herr.'

„Der Bursche ging, und abermals blieb ich durch zwei volle Stunden in der Ungewißheit, ob man mich freigeben oder ob man mich in der nächsten Minute niedermachen werde; abermals hatte ich die furchtbarsten Seelenqualen zu bestehen. Endlich kam der langbärtige Kerl wieder.

„‚Wir haben beschlossen,' sagte er mir, ‚Dir das Leben zu schenken und uns mit den viertausend Drachmen zu begnügen. Ich und zwei von unseren Leuten werden Dich bis in die Nähe des Dorfes begleiten, von dort aus wirst Du Deinen Angehörigen um das Geld schreiben, und ich selbst werde gehen, es zu holen; wenn dann Alles in Ordnung ist, bist Du frei.'

„Am Morgen des nächsten Tages traten wir unsern beschwerlichen Marsch an, der dadurch, daß wir so gut wie nichts zu essen hatten, gerade nicht an Reiz gewann, und am Abende des dritten Tages machten wir in einer Entfernung von fünf Wegstunden vom Dorfe Halt. Ich schrieb an meine Mutter um die viertausend Drachmen, theilte ihr den mit dem Bandenführer geschlossenen Vertrag, sowie den Ort mit, wo sie die fünfhundert Drachmen finden konnte, und sofort machte sich der Edle auf den Weg. Mitten in der Nacht weckte er meine Mutter aus dem Schlafe; diese übergab ihm die viertausend Drachmen für die Bande und die fünfhundert für ihn, und bereits am nächsten Tage gegen neun Uhr Morgens kehrte er, da er sich, um möglichst rasch aus dem nicht ganz geheuren Rayon der Gendarmen zu kommen, gar keine Ruhe gegönnt hatte, auf einem Esel, den er aus dem erstbesten Stalle gezogen und mit allen möglichen zusammengestohlenen Mundvorräthen bepackt hatte, zu uns zurück.

„‚Du bist frei, Herr,' sagte er mir, ‚besteig' diesen Esel, der uns bei unserem weiteren Fortkommen nur hindern würde, und bringe ihn seinem Eigenthümer zurück; dem Engländer aber sage, er werde uns nicht entgehen.'

„Sie begreifen, daß ich mich nicht zweimal auffordern ließ, das Grauthier zu besteigen; in einer freudigen Aufwallung drückte ich sogar meinen Peinigern die Hände und dann trabte ich lustig dem Dorfe zu, wo ich in den ersten Nachmittagsstunden eintraf. Meine Ankunft, auf welche man durch die Erzählung meiner Mutter über den nächtlichen Besuch, den sie gehabt hatte, bereits vorbereitet war, glich einem Triumphzuge; alle Welt war gekommen, mich zu begrüßen, nur Mister Jonston hatte es vorgezogen, unsichtbar zu bleiben. Trotzdem suchte ich ihn, sobald ich mich aus den Armen meiner Mutter gerissen hatte, auf. Wissen Sie, womit er mich empfing, Herr? Mit der Mittheilung, daß er bereits Schritte gethan habe, um mich zu ersetzen, und der Anfrage, ob ich in der Lage sei, die drei-

*) Ziegenlederne Schuhe mit sehr dauerhafter, aber dennoch weicher Sohle.

hundert Drachmen, welche ich ihm für das unter mir erschossene Pferd schulde, sofort zu bezahlen, oder ob ich drei Monate Frist wolle. Das war mir denn doch zu arg, und vor Entrüstung meiner nicht mehr mächtig, sagte ich meinem ehemaligen Gutsherrn in derben Worten, was ich und alle Anderen über sein Verhalten dächten, forderte ihn auf, seine Ersatzansprüche gerichtlich geltend zu machen, wenn er wolle, und ging, ohne weiter auf seine Auseinandersetzungen zu hören, davon.

„Ich habe Ihnen eigentlich nichts mehr zu erzählen. Es gelang mir noch, das nothwendige Geld zu entlehnen, um meinen Arm pflegen lassen und die zur Erlangung einer kleinen Staatsanstellung erforderlichen Schritte thun zu können, da mein Arm mich wohl immer hindern wird, mich wieder aktiv mit der Landwirthschaft zu beschäftigen, und nun bin ich, arm an Geld und leider auch an Hoffnungen, seit einigen Tagen hier, um meine doppelten Zwecke zu verfolgen.“

Auch ich habe nur mehr Weniges hinzuzufügen. K.... hatte, was seine Wunde anbelangte, Recht: sein Arm ist steif geblieben; die Anstellung, die er aber gegen seine Erwartung doch erhielt — eine Lehrerstelle an einer der kleinen Ackerbauschulen Griechenlands — gestattet es ihm, seinen Lebensunterhalt zu verdienen, ohne daß diese Steifheit ein empfindliches Hinderniß für ihn wäre. Mister Jonston hat den armen K.... wirklich auf Bezahlung der 300 Drachmen geklagt, wurde aber selbstverständlich abgewiesen und noch obendrein, als er von Lamia, wohin er sich zur Austragung dieses Prozesses begeben hatte, nach dem Gutsdorfe zurückkehren wollte, trotzdem er von bewaffneten Dienern begleitet war, von den Räubern aufgegriffen und erst wieder freigegeben, nachdem er ein Lösegeld von 50,000 Drachmen bezahlt hatte.

Lotteriezichungen im Monat Oktober.

Am 1. Amsterdamer Industriepalast 10=Gulden=Loose vom Jahre 1867, Prämienziehung am 1. November 1882 (32. Ziehung). — Stadt Antwerpen 100=Franken=Loose à 3 % vom Jahre 1867, höchster Preis 30,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 2. Januar 1883 (47. Ziehung). — Gothaer 5 % Prämien=Pfandbriefe à 100 Thlr. vom Jahre 1870, höchster Preis 40,000, niedrigster 100 Thlr., zahlbar am 30. Dezember 1882 (13. Ziehung). — Stadt Lübeck 50=Thaler=Loose à 3½ % vom Jahre 1863, jedes Loos à 57 Thaler, zahlbar am 1. April 1883 (20. Ziehung). — K. K. Oesterreichische 250=Gulden=Loose à 4 % vom Jahre 1854, höchster Preis 40,000, niedrigster 300 fl., zahlbar am 31. Dezember 1882 (56. Ziehung). — Raab=Grazer E.=B. 100=Thaler=Loose à 4 % vom Jahre 1871, höchster Preis 50,000, niedrigster 100 Thlr., zahlbar am 2. Januar 1883 (23. Ziehung). — Stadt Rotterdam 100=Gulden=Loose à 3 % vom Jahre 1868, jedes Loos à 100 fl., zahlbar am 2. Januar 1883 (28. Ziehung). — Wiener Rudolph=Stiftung 10=Gulden=Loose vom Jahre 1864, höchster Preis 15,000, niedrigster 12 fl., zahlbar am 2. Januar 1883 (37. Ziehung). — Türkische 400=Franken=Loose à 3 % vom Jahre 1869, höchster Preis 300,000, niedrigster 400 Franken (76. Ziehung). — Stadt Wien 100=Gulden=Loose vom Jahre 1874, höchster Preis 200,000, niedrigster 130 fl., zahlbar am 2. Januar 1883 (34. Ziehung). — Am 10. Stadt Bari 100=Franken=Loose vom Jahre 1869, 25 Stück à 150 Franken, zahlbar am 10. April 1883 (54. Ziehung). — Stadt Bari 100=Franken=Loose vom Jahre 1869, höchster Preis 50,000, niedrigster 50 Franken, zahlbar am 10. April 1883 (54. Ziehung). — Stadt Brüssel 100=Franken=Loose à 3 % vom Jahre 1872, höchster Preis 25,000, niedrigster 125 Franken, zahlbar am 1. April 1883 (59. Ziehung). — Stadt Paris 400=Franken=Loose à 3 % vom Jahre 1871, Prämienziehung am 20. Oktober 1882 (44. Ziehung). — Am 15. Kanton Freiburg 15=Franken=Loose vom Jahre 1860, Prämienziehung am 15. November 1882 (52. Ziehung). — Stadt Gent 100=Franken=Loose à 3 % vom Jahre 1868, höchster Preis 5000, niedrigster 110 Franken, zahlbar am 2. Januar 1883 (56. Ziehung). — K. K. Oesterreichische allgemeine Boden=Kreditanstalt 100=Gulden=Prämienpfandbriefe à 3 % vom Jahre 1880, 500 Stück, jedes Loos à 100 fl., zahlbar am 1. Juni 1883 (11. Ziehung). — K. K. Oesterreichische allgemeine Boden=Kreditanstalt 100=Gulden=Prämienpfandbriefe à 3 % vom Jahre 1880, höchster Preis 50,000, niedrigster 1000 fl., zahlbar am 1. Juni 1883 (11. Ziehung). — Stadt Paris 400=Franken=Loose à 3 % vom Jahre 1869, höchster Preis 200,000, niedrigster 1000 Franken, zahlbar am 31. Oktober 1882 (54. Ziehung). — Am 20. Stadt Paris 400=Franken=Loose à 3 % vom Jahre 1871, höchster Preis 100,000, niedrigster 400 Franken, zahlbar am 5. November 1882 (44. Ziehung). — Am 25. Stadt Brüssel 100=Franken=Loose à 3 % vom Jahre 1879, höchster Preis 100,000, niedrigster 150 Franken, zahlbar am 15. Juni 1883 (21. Ziehung).

Kartenspiele.

(Redigirt von A. Hertefeld.)

Spiel=Briefwechsel.

Abonnent ?...ner in Dresden. Lösung richtig. Besten Dank, wird benützt.

R. Windler in Lichterfelde. Nehmen wir an, die zehnte Karte ist irrelevant. Was dann?

Johanna Z. in Berlin. Lösung richtig. Solo ohne Zehn ist nicht schwer zu gewinnen, wenn Alles gut sitzt. Sie können sogar Schneider machen.

E. M. in Schwiebus. Sie haben ja so Recht!

G. Schade in Hausbreitenbach. Ihre erste Lösung ist richtig, nicht aber in 3, weil der Spieler ohne Raison spielen würde. Wenn Spieler in Mittelhand, darf man doch nicht Roth anspielen, wenn man sechsmal Grün in der Hand hat. Ad 2. Der Spieler soll, wenn er nicht schneidet, gewinnen. Also auch nicht richtig.

Viktor Vogt in Frankfurt. Null ouvert kostet 32, da dieß Spiel von Grand mit 2 (36) überboten werden kann. Die Berechnung des Schwarzen ist verschieden. Wir rechnen das Spiel vierfach — angesagt achtfach mit doppelten Matadoren.

Unus pro multis. Besten Dank. Wir werden im Winter daran denken.

A. Rudolph in Köln. Die Lösung wäre richtig, wenn die Vorhand so spielen dürfte. Mit sechs Grünen von der Zehn wird diese doch die grüne Zehn und nicht den rothen König ausspielen.

Catimelibocus in Katzenelnbogen. Mit den beiden Fausskarten kann Spieler nur höchstens 35 Points verlieren. — Das Uebrige richtig.

Auflösung des Buchstabenräthsels in Nro. 49:

Bergamotte.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 196.

Von Franz Schrüfer in Bamberg.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 191:

Weiß.	Schwarz.
1) T. F 1 — F 3	1) S. B 4 — D 3.
2) E 2 n. D 3 †	2) K. E 4 n. F 3 oder n. D 4.
3) D. C 8 — H 3 † oder — H 8 Matt.	
A)	
1)	1) S. B 4 — C 6.
2) D. C 8 — G 4	2) Beliebig.
3) Dame oder Thurm Matt.	

(Auf 1) T. H 5 — H 6; 2) T. F 3 — E 3 † rc.; auf 1) T. A 5 — C 5, 2) S. B 7 n. D 6 † rc. — Andere Varianten leicht.)

Bilderräthsel 51.

Auflösung des Bilderräthsels 49:

Ueber den Geschmack streitet man nicht.

Briefmappe.

Frl. Elise Funk in Lübeck. Wir notiren Ihre Mittheilung, daß auch Sie Briefmarken zu milden Zwecken sammeln.

Einer der ältesten Abonnenten. Wie gern würden wir Sie in unseren Spalten sehen, aber das Gedicht hat zum Theil einen unmöglichen Rhythmus.

Hrn. D. W. in M., Ung. Das von Ihnen erwähnte Bankinstitut gilt als eines der solidesten in Deutschland, und macht alle Geschäfte einer Bank und einer Lebensversicherungsanstalt.

Hrn. Dr. M. in O. Die Herkunft des geflügelten Worts: „Der höhere Blödsinn“, ist bis jetzt unbekannt.

Hrn. A. G. in Triest. Die Grammatik und das etym. Lexikon der roman. Sprachen von Diez in Bonn, die deutsche Grammatik von J. Grimm für die germanischen Sprachen, sowie das Jahrb. für roman. Sprache von Lemke und das Archiv für das Studium der neueren Sprachen werden Ihnen dienen.

Hrn. Pharmazeut Gust. Vor. in Schw. Wir danken Ihnen für Ihre Mittheilung und bringen sie hier zum Abdruck: Der Gebrauch von Chlorkalk zum Vertreiben von Ameisen ist von mancherlei hindernden Umständen begleitet. Einmal kann derselbe in Speisekammern, Wohnräumen rc. seines penetranten Geruches wegen schlechterdings kaum angewandt werden, sodann verliert er im Alter sowohl, wie auch durch Liegen an der Luft seine wirksamen Bestandtheile und ist daher bei der Zähigkeit der Ameisen im Wiederaufsuchen einmal bewohnter Gänge ein sehr unzuverlässiges Mittel. Dagegen wirkt Benzin, in die Ritzen und Fugen des Holzes (im Hause) und in die Ameisenhaufen (im Garten) gegossen, fast augenblicklich tödtlich. Ein ebenso sicher wirkendes und dabei nicht feuergefährliches Mittel (wie Benzin), speziell für den Gebrauch im Hause, ist eine Mischung von gleichen Theilen Naphtalin und Insektenpulver (frisches), in die von Ameisen bewohnten Löcher gestreut.

Hrn. Emilio in Triest. Die „geflügelten Worte“ sind, unter diesem Titel von Büchmann gesammelt, bei Haude & Spener in Berlin erschienen. Von wem das Wort ist: „Si j'avance, suivez moi, si je meurs, vengez moi, si je recule, tuez moi“, wissen wir nicht, aber wir glauben auch, daß es von Bonaparte herrührt.

Frl. Irma S. Der besagte Dichter ist eine bedeutende schöpferische Kraft, die allerdings mehr aus der Intuition, als aus dem Leben schöpft und gerade deßhalb eher für Männer, als für Frauen sympathisch. Sein jüngster Roman ist ein bedeutendes Werk, der Anfang zu breit, wie das seine Art ist, aber später von minutiöser psychologischer Feinheit. Erfreulich, erquicklich sind allerdings die wenigsten seiner Arbeiten.

Langjähr. Abonnent in Praust. Gegen Frankoeinsendung von ℳ 7. 50 ₰ (Ausnahmspreis) sendet die Verlagshandlung Ihnen auch jetzt noch ein Exemplar der Prämiengabe „Schwind's Märchen von den 7 Raben“ direkt zu.

Fleißiger Leser in Landshut. Die aus jeder Droguenhandlung zu beziehende Karbolsäure ist sehr ätzend; man verdunstet sie durch ein wiederholt in sehr verdünnte Lösung getauchtes und ausgedrücktes leinenes Tuch. Ist frische reine Luft dort so schwer zu haben?

Hrn. M. B. in Rastenburg. Wegen der rothen Farbe seien Sie beruhigt, wenn Sie keine direkten Anzeichen von schädlicher Wirkung haben; für letzteren Fall muß ein nicht zu kleines Stück des Stoffes zur chemischen Untersuchung gebracht werden.

Hrn. C. R. in N. In dieser milit. Frage bitten wir Sie, sich an das Milit.-lit. Bureau von Pavel in Berlin zu wenden.

Hrn. Grafen P. in S. Lassen Sie sich Ihr Winterreiseprojekt von dem Reisebureau von Seemann, München, Café Impérial, arrangiren.

Hrn. Dr. E. in L. Wir würden mit der Notiz sehr post festum kommen.

Kleine Brünette. Vor Allem rathen wir Ihnen, die Nase so wenig als möglich zu berühren, dann aber jedenfalls nicht zu medizimiren, nichts einzureiben und diät zu leben.

Hrn. P. W. in Frkf. a. d. O. Da ist schwer zu rathen. Wenden Sie sich doch an technische Journale; bei Ihrer Fertigkeit im Zeichnen müßten Sie auch rasch die Technik des Holzzeichnens lernen.

Aufrichtige Verehrerin von der Rose. In Deutschland existirt augenblicklich kein solches Journal. Halten Sie mal den „London Reader“.

Hrn. G. Merk in A. „L'Illustration“, ein Wochenjournal wie das unsrige.

Hrn. S. in Amsterdam. Jedes Oel wird dieß thun. Schaffen Sie sich bei Hofparfümeur Lohse in Berlin Auskunft.

Hrn. Jul. K. in Wien. Etwas Positives kann Niemand über den Sp. sagen, es sind Vermuthungen, mehr oder weniger lebhafte Phantasiegebilde. Am besten, man läßt die Hand davon. Dort war nur Alles zusammengestellt, was sich für den Sp. sagen läßt: wir selber brauchen deßhalb noch nicht daran zu glauben.

Hrn. R. L. in Gött. Soviel uns bekannt, existirt eine Anstalt für ältere, gebrechliche Leute auf der Karlshöhe bei Ludwigsburg.

Treue Abonnentin in Düss. Weder Gesellschaft noch Direktor sind uns bekannt.

Hrn. O. H. in Frkf. a. d. O. Das Wort: Polier (Bauaufseher) wird von dem französischen parler abgeleitet, der Parlirer — der Sprecher unter den Gesellen.

Neuling auf dem Tanzparket. Sie haben allerdings nicht ganz korrekt gehandelt: zum mindesten galt es einen guten Vorwand zu finden, z. B. einen momentanen Schwindel.

Hrn. Lehr. St. in W. Paul — deutsche Aussprache.

Hrn. J. J. C. in P. Liebig, Kompendium der Jagdkunst, Wien 1855, oder Mayer, Jägervademekum, Berl. 1877; Leo, der Hund, Karlsr. 1875.

Abonnentin in Br. Eine Ehescheidung in acht Tagen unter größter Diskretion — wo sollte das möglich sein?

Hrn. R. S. in T. Schellack 2 Th. und venez. Terpentin 1 Th. zusammengeschmolzen, oder feinstes Pulver von weißem Glas 1 Th. und auf's Feinste geschlemmtes Flußspatpulver 2 Th. mit Natronwasserglas zu einem dicken Brei angerührt: dieser wird schnell ganz dünn auf die zu verkittenden Flächen gebracht und die Theile fest an einander gepreßt.

Fr. K. L. M. Sophie Bruun, Tochter des Pastor Balthasar Münter, war mit dem dänischen Konferenzrath Bruun verheirathet und starb 1835 in Kopenhagen, eine deutsche Dichterin.

Junge Wittwe in K. Wir wissen nur, daß es im württembergischen Postdienste nicht möglich ist: ob in Oesterreich?

Alte Abonnentin in C. Leider nicht verwendbar, ebenso Volturno aus M. O. und Jos. F. in Cz.

Adolf Ehrenfried in Breslau. Otto Klopsch in Michigan. G. Sch. in Antwerpen. Heinrich Hempel in Leipzig. C. Horn in Murrhardt. Isidor Lichtentag in Breslau. G. Sturm in Iggelheim. Wallner in X. R. Rutzen in Berlin. Georg Günther in Beuthen. P. Binn. in Halver. Steiner in Barschdin. T. Springer in Eickel. Emma W. in Woldeck. Karl Closmann in Zweibrücken. Peske in Koblenz. W. Potyka in Breslau. Ein Anti-Lateiner in Wildesheim. Margareth in K. J. Henrich in Höchst. Dr. Leichler-Schenk und Bruno Goldammer in Geringswalde. F. Tichtel in Wien. Richtige Lösungen.

Fr. P. B. in O. Ihre Mittheilungen an die „Ill. Welt“ abgegeben.

Unser liebes Deutschl. Ich schätze Sie im Besitze.

Redaktion: Dr. Edmund Zoller in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Die Pfaffmaschine auf der Nürnberger Ausstellung.

„Den Hut herunter vor der modernen bayerischen Industrie.“ Diese Worte, in norddeutschem Dialekt gesprochen, klangen zuerst an unser Ohr, als wir in den herrlichen Park eintraten, zwischen dessen uralte Laubkronen sich die Ausstellungsgebäude hineingruppiren wie eine bunte, phantastische Märchenstadt.

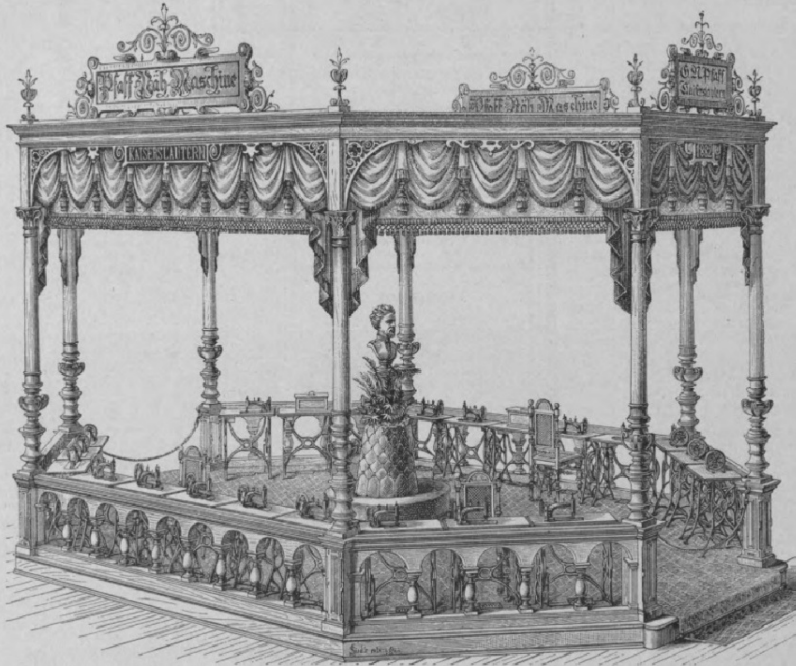
Und wahrlich, das Echo dieser ungesuchten und darum doppelt werthvollen Sentenz wiederholte sich tausendfach in uns bei Durchwanderung der zahllosen Pavillons und Säle, der Kabinette wie der schier unübersehbaren Maschinenräume. Die Kunstgewerbe haben ihre herrlichsten Blüten entfaltet, und die Industrieen eifern ihnen nach, indem sie mit dem Prinzip der höchsten Nützlichkeit behagliche und schöne Formen zu vermählen suchen.

Doch unser Aufsatz gilt heute nur der Pfaffmaschine und der G. M. Pfaff'schen Nähmaschinenfabrik zu Kaiserslautern. Warum gerade die Nähmaschine? wird vielleicht mancher Leser fragen; nun, die Antwort ist bald gegeben.

Wenn sich inmitten einer so großartigen Menge von Sehenswürdigkeiten der Strom der Beschauer immer und immer wieder vorwiegend in einer Halle feststaut und voll Wißbegier halbe Stunden lang gedrängte Zuschauergruppen bildet, um dann nur anderen Gruppen Platz zu machen, so genügt das allein, die Wahl zu rechtfertigen, und auch der Leser darf es wohl riskiren, mit uns ein Stündchen an dem eleganten, stylvollen und auch räumlich imposanten Pavillon zu verweilen.

Die Nähmaschine ist keine neue Erfindung mehr, an sich würde sie ein solch' ungewöhnliches Interesse kaum erregen, aber die Pfaff'sche Fabrik ist mit großem Erfolg bemüht gewesen, völlig neue Verwendungen dieser Maschine zu ermöglichen, und in der That sind es kleine Wunderwerke des Mechanismus, die das Wunder vollbringen, ermüdete und abgespannte Ausstellungswanderer ununterbrochen auf's Neue zu fesseln und mit Interesse neu zu beleben.

Da ist zuerst eine kleine, überraschend einfach konstruirte Nähmaschine zu nennen, deren Hauptarbeit eigentlich gar nicht im Nähen besteht; sie rafft mit mathematischer Genauigkeit allerliebste kleine und kleinste Fältchen in beliebige Stoffe, und die dabei thätigen Nähnadeln kommen nur insoweit in Betracht, als sie die Falten und Fältchen nicht festnähen, sondern nur mit den gleichzeitig durchzogenen Fäden festhalten. Der Näherin bleibt es ganz überlassen, die Faltenreihen nach Lust und Laune hinterher zu gruppiren und so die maschinelle Gleichförmigkeit zu umgehen. Auf diese Weise ist in wenigen Sekunden einer jener beliebten Einsätze in ein Kinderkleidchen fertig gestellt und der Näherin zur weiteren Verwendung überliefert.



Hat sich bei diesen flinken Dienerinnen des Luxus und der Mode vorwiegend die elegante Welt angesammelt, so gruppiren sich die wackeren Hausfrauen von Stadt und Land mehr um eine gewöhnliche Singer-, hier Pfaffnähmaschine genannt, an der ein Apparat thätig ist, welcher allerdings im Kleinbürger- und bäuerlichen Haushalt die Hausfrauen von einer ebenso oft geübten als mühseligen Arbeit entlasten wird. Es ist das ein Wäschestopfapparat. Den Stopfpilz vertritt eine Art Ring, der die schadhafte Stelle stickrahmenartig ausspannt. Der Ring wird mit der Hand bewegt und die Nadel beginnt, wenigstens scheinbar, ihre Kreuz- und Querzüge; sie überspannt erst, genau wie die Ausbesserfrau, die offene Wunde mit einzelnen Fäden, sodann zieht sie, wie ein Webschiffchen, Faden um Faden durch den Schuß, so daß der Schaden viel eher zugewebt als zugestopft erscheint. In der That gehört ein scharfes Auge dazu, das ehemalige Aergerniß wiederzuerkennen, wenn eine nur einigermaßen geübte Hand den Stopfring führte.

Einer ganz besonderen Aufmerksamkeit erfreut sich ein vor wenigen Wochen erst konstruirter Pfaff'scher Knopflochapparat, und zwar nicht nur von Seiten der Damen, auch die Herren umdrängen den Pfaff'schen Werkmeister, der den Apparat an einer gewöhnlichen Pfaffmaschine produzirt, und sicher sind die wenigsten davon fachmännisch interessirt.

Bekanntlich hatte sich bis jetzt die Nähmaschine nicht bequemen wollen, ein so komplizirtes Ding, wie ein Knopfloch ist, herzustellen, der Mechanismus wollte sich den engen räumlichen Bedingungen und dem erforderlichen Wechsel der Stichlängen und dem gleichzeitigen Einnähen von Kordel u. s. w. nur schwer fügen. Zuerst gelang es Herrn Gutmann in Berlin, einen Apparat zu konstruiren, der ein gleichmäßiges und dauerhaftes Knopfloch nähte, und wir finden auch zwei derartige Apparate in der Pfaff'schen Ausstellung fortwährend in Betrieb. Die Firma Pfaff hat nun mit Glück versucht, einen noch einfacheren Apparat zu konstruiren, der ein tadelloses Knopfloch näht und dabei den Vorzug größerer Billigkeit besitzt. Der Apparat näht den sogenannten überwendlichen Stich und kann die Stichlänge nach zwei Richtungen jeden Augenblick verstellt werden; er näht nicht nur lange und kurze Stiche, er näht auch eng und weit, d. h. er reiht die Stiche nach Belieben eng und weit aneinander. Diese Eigenschaft macht ihn auch zu einem hocheleganten und noch neuen Zierstichapparat, man kann mit ihm die zierlichsten Zickzacknähte ausführen.

Ein ganz neuer Mechanismus, eine Verbesserung an der Pfaffmaschine nach Singersystem, dessen die nähende Welt wahrhaft dringend bedurfte, imponirt vor Allem dem Fachmann durch seine verblüffende Einfachheit. Bis jetzt mußte die Näherin das Schiffchen, wenn sie ein neues Spulchen einsetzen wollte, mühsam mit einem Instrument herausheben, dabei wurden sehr häufig die kleinen, zart konstruirten Stahlbügel an dem Schiffchen verbogen und verletzt, und manche Näherin mag die Ursache gar nicht erkannt haben, warum ihre treue Brodgeberin plötzlich die gute Laune verlor und keinen ordentlichen Stich mehr machen wollte. Dem Uebelstand zu begegnen, hat die Firma Pfaff an ihren sämmtlichen Schiffchenmaschinen einen kleinen, doppelarmigen Hebel unter dem Schiffchen angebracht, der sich ganz von selbst bewegt, sobald man den Schieber über dem Schiffchenkanal öffnet. In demselben Augenblicke, in dem der Schieber ganz geöffnet wird, hebt sich auch das Schiffchen empor und hüpft sozusagen der Hand entgegen. Man nennt diesen Apparat Schiffchenauswerfer, er ist aber kein Werfer, im Gegentheil, er verrichtet sein Handlangeramt mit Ruhe und Eleganz, wie ein wohlgeschulter Diener.

Auch der selbstausrückende Spulapparat findet den Beifall der Menge. Man braucht nur den Faden auf das Spulchen zu bringen, dann vollzieht sich das Spulen mit einer erstaunlichen Regelmäßigkeit von selbst. Ist das Spulchen voll, kann es keinen Faden mehr aufnehmen, dann rückt es ohne Zuthun der Hand den rotirenden Mechanismus aus, bleibt stehen und es fehlte nur noch, daß es sprechen könnte und sagen: „Herrin, ich bin fertig“.

Damit sind so diejenigen Verbesserungen und Neuerungen genannt, welche ununterbrochen neue Zuschauergruppen anziehen, doch bleibt noch mancher weitere Fortschritt zu beschreiben übrig, der der Menge völlig entgeht und der um so verdienstlicher ist, weil er nicht aus spekulativem Interesse gemacht worden. Die Firma will das Vorzüglichste liefern, gleichviel, ob es das große Käuferpublikum erkennt oder nicht. Dahin möchten wir die konischen Spitzen am Gestell rechnen. Ein solches Gestell kann niemals klapprig werden und den Schrecken der Umwohner einer Näherin bilden, weil sich das Ausgelaufene im Zapfengehäuse sofort durch das Nachrücken des konischen Zapfens wieder ausfüllt. Auch am Tritt ist eine Feder angebracht, die jedes Lautgehen verhindert.

Als eine ebensowenig beachtete wie praktische Neuerung am Obertheil der Pfaffmaschine ist der Umstand anzusehen, daß kein Faden mehr eingefädelt zu werden braucht, man schlingt ihn nur ein und erspart natürlich damit viele Zeit. Ferner ist eines Fadenabschneiders zu gedenken, der gleichzeitig den abgeschnittenen Faden festhält und damit viele kleine Verdrießlichkeiten vermeiden hilft, und endlich bleibt der Spannungslüfter zu erwähnen, den man bei der Pfaffmaschine in das Innere des Kopfes verwiesen, hier kann er die Bewegungen des Fadens nicht mehr hindern und muß ihn überhaupt ganz ungeschoren lassen.

Ist das nicht eine stattliche, ja glänzende Reihe von Verbesserungen und Neuerungen? Gewiß, man darf den Hut herunternehmen vor einer Firma, die in wenigen Jahren solch' eminente Fortschritte gemacht hat und zwar an einer Maschine, mit der ja die Welt vollauf zufrieden war. Aus eigener Initiative, aus eigenem Drange, nicht weil sie nothwendig waren, nicht weil sie das Publikum gefordert hätte, sind die Neuerungen entstanden, aber darum hat sie auch das Publikum um so dankbarer zu begrüßen.

Doch nicht die Brauchbarkeit, die erhöhten Leistungen allein haben die Firma beschäftigt, sie will das Gute, das Treffliche auch in einer schönen und mitunter geradezu brillanten Form bieten.

Wir sehen die Pfaffmaschine in Ausstattungen, die uns vergessen lassen, daß wir nur eine Arbeitsmaschine vor uns haben, sie erinnert zuweilen eher an kunstgewerbliche Zimmerschmuckartikel der vornehmsten Art. In wahrhaft künstlicher Anordnung vertheilen sich die Perlmutterbouquets, die Blumen, Sternchen und Friese über die nicht gerade sehr die Kunst begünstigende Form der Maschine, nirgends belästigt ein Zuviel und doch ist das Auge überall beschäftigt. Ganz besonders gefiel uns ein neu entworfenes Gestell. Der Zeichner hat es fertig gebracht, den rohesten Theil der Maschine, den Untersatz, in einer strengen und höchst anmuthigen Renaissance zu stylisiren.

Man glaubt wirklich ein Stück mittelalterlicher Kunstschlosserei vor sich zu haben; den Kern bildet die deutsche Kaiserkrone (die Fabrikmarke) und um dieselbe gruppiren sich die tragenden Elemente ebenso kräftig als vornehm. Eine solche Nähmaschine kann sich im stylreinsten Familienzimmer recht wohl sehen lassen und sie wird sicher als Attribut der Häuslichkeit nicht den letzten Schmuck bilden. An zwei kleineren Schränken geht das Publikum meist interesselos vorüber und doch feiert hier die Fabrik gleichfalls bedeutende Triumphe. Wir sehen zerquetschte, breitgeschlagene und bis zur Unmöglichkeit verbogene Schiffchen; man hat sie so mißhandelt, um das Material zu erproben. An keinem ist ein Bruch oder auch nur ein Rißchen bemerkbar, der schwedische Holzkohlenstahl, der hiezu verwendet wird, hat sich geschmeidig erwiesen wie lauteres Gold. Auch die übrigen ausgestellten Halbfabrikate zeigen ein tadelloses Material.

Das Resumé unserer Betrachtungen kann sich kurz fassen. Die Pfaff'sche Fabrik geizt nicht darnach, Massenwaare zu liefern und Riesendimensionen anzunehmen, sie sucht ihren Absatz in den Kreisen, in denen man eine dauerhafte und gute Waare zu schätzen weiß, in denen man sich nicht durch eine scheinbare Billigkeit gefangen nehmen läßt, sie setzt eine Ehre darein, für ihre makellosen Erzeugnisse auch eine entsprechende Kundschaft zu finden; sie ist zufrieden, wenn sie die Elite der Käufer für sich gewinnt.

Ein Blick auf den nähmaschinenerfüllten Pavillon sagt uns schon, daß auch die Einrichtungen der Pfaff'schen Fabrik mustergültige sein müssen, und wie gerne möchten wir den Leser einladen, von der Bayerischen Landesausstellung, von dem alten, hochgegiebelten, spitzbogigen Nürnberg hinweg in die weingrüne Rheinpfalz zu folgen, um mit uns einen Gang durch die properen Fabrikräume zu machen. Allein, fanden schon in Nürnberg die Dinge von mehr technischem Interesse nur getheilte Aufmerksamkeit, so müssen wir das von einer Beschreibung der Hülfsmaschinen in ihrer großartigen Mannigfaltigkeit um so mehr fürchten. Wir begnügen uns daher mit der dürftigen Statistik, daß die Fabrik mit 350 Arbeitern über 13,000 Nähmaschinen und etwa 140,000 Schiffchen anfertigte. In der Schiffchenfabrikation dürfte das Etablissement einzig dastehen, und darum kaufen auch viele andere deutsche Nähmaschinenfabriken mit Vorliebe die unverwüstlichen Pfaffschiffchen. Den Absatz sucht die Fabrik vorwiegend im Inland und zwar mit solchem Glück, daß schon seit Jahren die Aufträge die Produktion übersteigen, obgleich die Leistungsfähigkeit mit jedem Jahre durch Zubauten erhöht worden ist.

Insonders bemerkenswerth will uns ein Umstand erscheinen, der Begründer, Herr Georg Michael Pfaff, ist nämlich kein eigentlicher Fachmann. Noch vor zwanzig Jahren stand er mit aufgestreiften Hemdsärmeln selbst an der Werkbank in einer verhältnißmäßig kleinen Werkstätte und baute Blasinstrumente. Wie so oft dokumentirt sich auch hier, daß die initiativen Elemente in einer Branche vorwiegend nicht Fachleute sind, ja die Geschichte der Erfindungen erzählt, wie meistens die bedeutsamsten Neuerungen von Autodidakten ausgegangen sind. Der Fachmann ist nur zu oft im Herkömmlichen befangen, während der Neuling

die Dinge mit unbefangenen Blicken betrachtet, er kann Irrwege wandeln, er wird aber ebenso häufig neue Bahnen einschlagen, wie uns das Pfaff'sche Etablissement gleichfalls darthut.

Eines hat sich Herr Pfaff von seinem alten Beruf her treu bewahrt, den Sinn für Harmonie, das heißt für ein harmonisches Ineinandergreifen aller Kräfte, und ganz besonders hat er auf Harmonie gehalten zwischen sich und seinem zahlreichen Arbeiterstamm; er ist kein Herr, er ist ein Patriarch und insofern gleicht er viel eher einem wackeren altdeutschen Handwerksmeister als einem modernen Fabrikherrn. Wir wollen nicht von den Fabrik- und Familienfesten reden, vielleicht wirft ein kleinerer Nebenumstand viel hellere Schlaglichter auf diese wahrhaft gemüthlichen und treuherzigen Verhältnisse. Herr Pfaff erfreut sich zweier Söhne, genau wie beim Handwerk haben sie am Schraubstock ihren Beruf beginnen müssen und ihr Vorgesetzter war nicht etwa ihr Vater selbst, nein, sie waren wackeren Arbeitern der eigenen Fabrik unterstellt. Das ist nun an sich nichts Absonderliches, aber die Lehrjungen von ehemals sind heute Chefs geworden und noch immer werden sie, getreu der Handwerkersitte, von jenen Arbeitern mit Du angesprochen, während sie sich selbst ganz wie früher der respektvolleren Anrede bedienen. Das zeugt von einer beinahe alttestamentarischen Einfalt und Pietät, und es schien um so erwähnenswerther, weil sonst bei unseren modernen Zeitverhältnissen die gemüthlichen Seiten mehr und mehr als die schwachen Seiten hingestellt werden.

Die Stellung der amerikanischen Nähmaschinenfabriken in Deutschland ist gegenwärtig fast unhaltbar geworden und ein Hauptverdienst dabei fällt gewiß dem Pfaff'schen Etablissement zu; unaufhörlich haben die Leiter auf Verbesserungen und Verschönerungen gesonnen, stets haben sie die Dauer der Pfaffmaschine durch vorzügliches Material zu erhöhen und den Preis durch Vereinfachung der Fabrikationsweise zu verringern gesucht und noch immer halten sie ihre Erfindungen nicht für abgeschlossen.

Wir speziell möchten das Etablissement besonders darum beglückwünschen, daß es trotz der großartig günstigen Konjunkturen der letzten Jahre, trotz der unablässigen Nachfrage nicht der Massenfabrikation und der dabei unvermeidlichen Uniformirung aller Erzeugnisse zugesteuert ist. Die Einsicht für das Gediegene und Gefällige ist in Deutschland offenbar im Wachsen begriffen, das sehen wir auch auf der Nürnberger Ausstellung, und wenn die Fabrik in ihrem wohlgefügten und fundirten Geleise bleibt, so wird der Wunsch des Chefs und seiner Söhne bald in Erfüllung gehen, die Bezeichnung „Pfaffmaschine" wird in nicht zu ferner Zeit einer der populärsten Ehrentitel werden, welche Deutschland auf industriellem Gebiete kennt. G. Th.

I. Moden- & Trachten-Ausstellung

in den oberen Räumen der Centralsäle zu München.
Eröffnung am 15. September. Schluss am 15. October 1882.
Die Redaktion der Blätter für Kunst in der Mode.
München, Senefelderstrasse Nr. 2. 3871

Streptocarpus Rhexii.

Seltene und schöne aus Aegypten stammende Pflanze, die eine gewisse Aehnlichkeit mit Gloxinia hat. Ohne besondere Pflege bringt sie im Wohnzimmer das ganze Jahr hindurch, auch im Winter, ihre schönen hellblauen Blumen mit purpurroth gestreiftem Schlunde auf grünwolliger Blattrosette. Es möchte wohl schwierig sein, etwas Lieblicheres in dieser Art zu finden. Bei ihrer Anspruchslosigkeit und langem reichem Flor wird sie bald ein allgemeiner Liebling werden. 1 St. 75 ₰ 10 St. 7 ℳ

Aus meinen reichen Pflanzensortimenten empfehle ich für Zimmer und Blumentisch in schönen Sorten:
10 verschiedene **schön blühende Topfpflanzen** 3 ℳ 50 ₰
6 verschiedene **Blattpflanzen,** darunter **Palmen** und palmenartige 5 ℳ
5 verschiedene **Ampelpflanzen** 2 ℳ
15 verschiedene schönblühende, winterharte **Stauden** von 3—4 ℳ
Rosen, von Anfang Oktober ab, prächtige Sorten, vom reinsten Weiß bis tiefsten Purpur:
10 hohe Standbäume mit schöner Krone 15 ℳ Theerosen 20 ℳ
10 halbhohe, 1—2 Fuß Stammhöhe 10 ℳ Theerosen 15 ℳ
10 niedrige zu Beetanlagen 7 ℳ 50 ₰ Theerosen 10 ℳ
Geringe, mittelmäßige, folglich billigere Sorten, führe ich grundsätzlich nicht.
Erdbeeren, feine großfrüchtige mit Namen, 100 St. in mindestens 10 Sorten, darunter die besten neuen, 8 ℳ
Coffea arabica, echter arabischer Kaffeebaum. Sehr dekorativ in der Weise wie Gummibaum. 3jährige Pflanzen blühen und setzen Früchte an im Zimmer. 1 St. 1 ℳ 3877
Emballage billigst, aber extra. Kasse oder Nachnahme. Reichhaltiger illustrirter Katalog gratis u. franko.
Louis Vieweg, Kunst- und Handelsgärtner, **Quedlinburg.**

Orchestrionettes Ehrlich's Pat.

sind die größte Erfindung der Neuzeit auf dem Gebiete der mech. Musikwerke!
Es genügt das Einlegen einer aus feiner Pappe hergestellten Note, um jedesmal ein neues Stück spielen zu können. Die kleineren Instrumente genügen zur Begleitung als Tanzmusik. Die größeren ersetzen eine Orgel.
Vorkenntnisse sind nicht nöthig, daher können die Instrumente überall hin versandt werden. Noten, für alle Länder der Welt passend, in großer Anzahl vorräthig, Extranoten werden nach eingesendeten Originalen jederzeit angefertigt. Bei Bestellungen wende man sich an die nächste Instrumentenhandlung. Wiederverkäufer erh. Rabatt.
Fabrik Leipziger Musikwerke, vorm. Paul Ehrlich & Co., zu Gohlis bei Leipzig. 3856

Goldene Medaille in Paris 1878.

CHOCOLAT SUISSE
PH. SUCHARD NEUCHATEL
FABRIQUE A SERRIERES

Die ausgezeichnete Qualität der Chokolade aus der rühmlichst bekannten
Fabrik von
Ph. Suchard
in Neuchâtel
(Schweiz)
findet mit jedem Tage mehr die ihr gebührende Anerkennung; ihr großer und stets steigender Absatz nach allen Gegenden und Ländern der Erde bietet dafür den besten Beweis.
Derselbe bedingt überdieß eine namhafte Ersparniß in den Fabrikationskosten und ermöglicht so die Herstellung einer billigen und dennoch vorzüglichen Chokolade.
Entrepôt Général à Paris 16 rue Montmorency.
„ „ à Londres EC. 2 Mincing Lane. 3105

Die Firma Ed. **Löflund** in **Stuttgart** empfiehlt als Spezialität:

Löflund's Kinder-Nahrung

zur Selbstbereitung von
künstlicher Muttermilch
als das bewährteste Nährmittel für Kinder im ersten Lebensjahre, das auch vielfach zur Schonung der Mütter neben der Brust gereicht wird. Bereitungsweise sehr einfach. — Beschreibung nebst Gebrauchsanweisung gratis in jeder Apotheke zu haben, auch von der Fabrik gratis und postfrei zu beziehen. 3870

Deutsche Werkzeugmaschinenfabrik, vorm. Sondermann & Stier, Chemnitz.

Dampfmaschinen mit zwangläufiger Präzisions-Ventilsteuerung.
Kliebisch's deutsches Reichspatent. (Patentirt in den meisten Staaten.)
Einfachste Konstruktion. Wegfall aller Luftpuffer und Klinken. Hohe Geschwindigkeit. Geräuschloser Gang. Präzisefte Geschwindigkeitsregulirung. Unabhängig von der Wartung und dauernde höchste ökonomische Leistung. Momentane Verstellung der Expansion zwischen 0—0,9 des Kolbenhubes. Garantie für geringsten Dampfverbrauch.
Prospekte, Kostenanschläge gratis und franko. 3749

PATENTE aller Länder und event. deren Verwerthung besorgt **C. Kesseler,** Civil-Ingen. u. Patent-Anwalt, **BERLIN** S.W., Königgrätzerstr. 47. Prosp. gratis.

Selbstthätige 3772
Zimmerfontainen
mit Blumentisch und Aquarium,
Paul Lochmann's Patent,
Fontainen-Triebwerke
für Besitzer von Aquarien,
Pat. Lufterfrischungsapparate
fabrizirt und versendet illustrirtes Preisbuch gratis und franko die
Fontainen-Manufaktur Schkeuditz bei Leipzig.

Wegen ihres hohen Nährwerthes bei leichter Verdaulichkeit ganz besonders empfohlen!
Leguminosen-Chocolade und Cacao
mit 20 Proc. Hartenstein'scher Leguminose.
Hartwig & Vogel, Dresden 3091

Sparsamste Gas-Apparate zur augenblicklichen Erhitzung eines kalten Wasserstrahls je nach Bedarf bis auf 80° R für Bade & Waschzimmer, Barbiere etc.
EXCELSIOR
Kaltes Wasser — Gas — Warmes Wasser
Ein grosses Bad in 10, ein Kinderbad in 4 Minuten auf 30° R.
ED. THEISEN, LINDENAU-LEIPZIG.
Cataloge gratis.

Griechische Weine

3121
1 Probekiste
mit 12 ganzen Flaschen in 12 ausgewählten Sorten von **Cephalonia, Corinth, Patras und Santorin,** versendet — Flaschen und Kisten frei — zu
19 Mark
J. F. Menzer,
Neckargemünd,
Ritter d. K. Gr. Erlöserordens.

Rollstühle, Fahrstühle, Ruhestühle, Tragstühle
von feinster bis einfachster Ausführung liefern in anerkannter Güte die **Vereinigten Fabriken zur Anfertigung von Sanitätsgeräthschaften, vormals Lipowsky-Fischer (C. Maquet) Heidelberg.** 3839

Klinik, vom Staate konz. zur gründlichen Heilung **hartnäckigster** Haut-, Unterleibskr., Schwäche, Nervenzerrütt., Rheumatismus ꝛc. Dirigent: **Dr. Rosenfeld, Berlin,** Friedrichstr. 189. **Auch briefl.** Heilbericht gratis.

Caffee.

Direct von den Importeuren zu nachstehenden außerordentlich billigen Preisen.

Bahia, unverl., gut. Leute-Caffee	M. 6.95
Afr. Perl-Mocca, gut z. Misch.	„ 7.65
Rio, grün, reell verlesen	„ 7.65
Santos, grün, bohnig u. kräftig	„ 7.95
Campinas, tiefgrün, sehr kräftig, beliebter Caffee	„ 8.95
Grüner Java, bohnig, kräftig und feinschmeckend	„ 8.95
Gelber Java, vorzüglichster Geschmackscaffee	„ 10.25
Grüner Ceylon, fein, aromatisch, gut zur Mischung	„ 10.75
Perl-Ceylon, tiefgrün, f. kräft.	„ 10.95
Blauer Plant.-Ceylon, kraftvoll, extrafein	„ 11.50
Menado, goldbr., schwer u. edel	„ 12.40
Echt. arab. Mocca, ff. Qual.	„ 13.50

per Postsäckchen 9½ Pfd. netto, incl. Zoll, Porto, resp. Fracht und Emballage, also frei Wohnort resp. nächste Bahnstation.
Bei Abnahme größerer Quantitäten bedeutender Rabatt und außerordentlich günstige Conditionen.
A. K. Reiche & Co.
Hamburg. Caffee-Import.

Ein Wort an die deutsche Landbevölkerung.

Mehrere Tausend Hausirer überschwemmen neuerdings im Dienste amerikanischer Nähmaschinen-Compagnieen die deutsche Landbevölkerung. Diese Herren Amerikaner sind von der deutschen Nähmaschinenindustrie jählings aus dem Sattel gehoben worden, die Lärmtrommel mit dem „Allein echt" und „Allein original" können sie nicht mehr so recht rühren, da klopft man ihnen nach Gebühr auf die Finger, nun versuchen sie es um so fieberhafter mit dem Hausirvertrieb und der **mündlichen** Verleumdung der einheimischen Konkurrenz.

Ihr Deutschen auf dem Lande (und auch Ihr, vielfach heimgesuchten Städter) seht Euch im allereigensten Interesse, **im Interesse Eures Geldbeutels,** diese fremden Nähmaschinen ja recht genau an, ehe Ihr einen Kauf oder einen sogenannten Kauf-Miethsvertrag abschließt. Kümmert Euch darum, ob auch die neuesten Verbesserungen dran sind, ob ein selbstthätiger Spulapparat dabei ist, ob sie Spannungslüfter haben, ob eine Radauslösung vorhanden, ob das Gestell auf Rollen steht, und dann zeigt die Maschine, wenn Ihr keinen Mechaniker zur Hand habt, wenigstens dem nächsten Schlosser; er wird Euch aufmerksam machen auf die wackligen Wellen und Nadelschieber, auf die rohen Fraisflächen, auf die schlechtgeschnittenen Zahnräder, und er wird Euch die schöne Aussicht eröffnen, daß Ihr in Jahr und Tag statt einer Nähmaschine nur noch eine Klappermühle im Hause stehen habt. Und glaubt ja nicht, was Euch diese Hausirer einreden wollen, **sie verstehen gar nichts davon,** das sind Leute, die heute mit Kattun und Zwirn und morgen mit Nähmaschinen handeln — sie pfeifen den Tag nur das nach, was ihnen die Amerikaner früh vorgepfiffen haben.

Und wie könnten Euch diese Yankees preiswerthe Nähmaschinen verkaufen? 25 bis 30 Prozent geben sie dem Hausirer, der begleitende Geschäftsführer thut auch nichts umsonst, dann kommen die Filialgeschäfte, welche die Maschinen anliefern; doch den Hauptgewinn sackt wohl der Herr General-Agent in Hamburg selber ein. Die Fracht über Land und Meer kostet auch einige blanke Thaler und nun macht Euch selbst ein Bild davon, **was Ihr Alles mit bezahlen müßt,** wenn Ihr Euch eine solche Maschine **aufhausiren** laßt. —

Wir bitten Euch, seht Euch vorerst im nächsten besten deutschen Nähmaschinengeschäft um, ehe Ihr ein solches Aergerniß in's Haus nehmt. Hier findet Ihr Auswahl, hier könnt Ihr die neuesten Verbesserungen sehen, welche die Amerikaner nach dem Patentgesetz gar nicht nachmachen dürfen, hier könnt Ihr Vergleiche anstellen, hier wird man Euch nach Kräften gleichfalls Zahlungserleichterungen gewähren, und zwar unter besserer Garantie, denn ein stehendes Geschäft kann nicht so leicht auf und davon gehen, wie ein Hausirer. Und diese verbesserte und saubere Maschine wird man Euch **obendrein 10 bis 15 Prozent billiger verkaufen können,** der geringeren Geschäftsunkosten wegen.

Wenn Ihr vor diesen Hausirern nicht die Thüren zuhalten wollt, **so haltet wenigstens die Taschen zu,** bis Ihr nicht ein deutsches Nähmaschinengeschäft besuchtet. Habt Ihr Euch hier ordentlich umgethan und unterrichtet — und das dürfen wir billig von unseren Landsleuten erwarten, **dann werden die Herren Yankees ihre „allein echten" Nähmaschinen auch allein behalten müssen.** — 3876

Die „Concordia",
Vereinigung deutscher Nähmaschinenfabrikanten und Händler.

Amthor'sche Höhere Handelsschule zu Gera.

(Besteht seit 33 Jahren.)
Am 2. Oktober d. J. Beginn des Wintersemesters. Ueber Schulbesuch aus In- und Ausland, Aufnahme, Lehrgang, Unterkunft ꝛc. ꝛc. Näheres durch die Prospekte.
3697 **Die Direktion.**

Eleg. Rüschen-Reste, gut sortirt, in Cartons, enth. 12 Meter, à 4 und 6 Mk., Ausl. 50 Pf. mehr, vers. freo. gegen Nachnahme oder Vorhersendung des Betrages
3846 **F. Matzdorff, Leipzig.**

Die besten und billigsten rein leinenen Taschentücher sind die mit der bekannten Schutzmarke „Scheere". — Jedermann kann sie aus der Weberei von *Wilhelm Bertram* in Lauban oder deren Verkaufsstellen zu Fabrikpreisen beziehen. — Preisliste postfrei und umsonst. — Neue Verkaufsstellen werden an geeignete Geschäfts- oder Privatleute vergeben.

Prachtvolles Salonstück.

Aquarium aus stark geschliff. Spiegelglas, 42 Ctm. Durchmesser, 21 Ctm. hoch, mit Tuffsteingrotte eingerichtet zur Herstellung eines Springbrunnens, inkl. Kiste u. Packung 20 ℳ; dazu passende Tische, Blumentische, selbstthätige Fontänen für Zimmer, Salons, Gärten, von der Wasserleitung unabhängig, deren Triebwerke auch einzeln, Lufterfrischungsapparate liefere unter Garantie nach allen Welttheilen. Illustr. Preislisten gratis und franko. 3864

„GEYSER"
Sparsamster Gas-Apparat.
Zur Augenblicklichen Erhitzung eines kalt Wasserstrahles je nach Bedarf, bis auf Siedepunct. Ein grosses Bad in 5 Minuten. Prospect gratis u. franco.
Louis Heinrici in Zwickau.

OBERHEMDEN nach MASS.
Wir liefern zuerst Probehemd.
Prospekte mit Massangabe gratis u. franco.
Qual. I. M. 66 p. Dtz. Qual. II. M. 48 p. Dtz. Qual. III. M. 42 p. Dtz.
NEW-YORK 733 Broadway u. 35 Jones Str. — **GEBR. JUST** — LEIPZIG 29 Grim. Str. 1. Etage.

Praktischste und eleganteste
Herbst- und Winterrobe.
Superfeine Damentuche, 128 Centimeter breit, rein wollen garant., in den prachtvollsten und haltbarsten neuen Farben, vers. in jedem Maaße franko gegen Nachnahme pr. Mtr. 4,50 ℳ
Paul Krappe in Leisnig i. Sachsen.
Muster auf Verlangen franko und gratis.

Trunksucht

ist faktisch heilbar, es beweisen dieß am besten die Zeugnisse Geheilter oder deren Angehörigen. — Vor nicht langer Zeit schrieb erst Herr H. Galand in Grâce-Berleur in Belgien: **„Ich bin, mein Herr, vollständig befriedigt mit dem Erfolge, der Patient ist völlig geheilt."** — Wegen Erlangung dieses Mittels wolle man sich vertrauensvoll wenden an
Reinhold Retzlaff
3726 in Dresden 10 (Sachsen).

Geistig
Zurückgebliebene
finden in meiner sehr gesund gelegenen Anstalt vollständigen Familienanschluß, individualisirenden Unterricht und wenn möglich Heranbildung zu einem Lebensberufe. 3851
Dresden, Blasewitz, Waldpark, Marschall-Allee 15. **E. Foerster.**

Transportable Dampfwinden und Fördermaschinen, Dampfkrähne, Personen- und Lasten-Fahrstühle

für Dampf-, Transmissions- und hydraulischen Betrieb,
bauen als Spezialität nach bewährten Konstruktionen
Menck & Hambrock, Ottensen bei Altona.

Für
Ueber Land und Meer, Das Buch für Alle, Illustrirte Zeitung, Illustrirte Welt, Vom Fels zum Meer, Gartenlaube
und alle sonstigen Journale, Zeitungen und andere Publikationsorgane des In- und Auslandes vermitteln
Inserate jeder Art
zu deren tarifmäßigen Preisen
Haasenstein & Vogler
Frankfurt a. M., Karlsruhe, Mannheim, München, Stuttgart und alle weiteren Niederlassungen dieser ältesten und renommirtesten Annoncen-Expedition Deutschlands. 3311

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger) in Stuttgart.



48. Band.
Vierundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1881—1882.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Ein Licht im Dunkeln.

Novelle

von

Richard Weitbrecht.

(Schluß.)

VI.

„Papa, aber das ist unausstehlich! In jedem Museum, in jeder Galerie, in jeder Villa trifft man dieselben Menschen. Rom ist doch wahrhaftig groß genug für noch einige Tausend Fremde, müssen denn dieselben immer gerade dahin gehen, wo wir hingehen!“

So sagte am Frühstückstische des Albergo del Oriente in Rom Hilde zu ihrem Papa, der im „Gsell-Fels“ blätterte, um den Schlachtplan festzustellen, den er im Schweiß seines Angesichtes jeden Tag pünktlich zur Ausführung brachte.

„Sehr weise gesprochen, Töchterchen! Das gehört auch zu den Vergnügen in diesem Lande, die ich seit geraumer Zeit gar nicht mehr numerire, weil's zu viele werden. Ich will Dir aber das Geheimniß erklären. Sieh', gerade so wie wir, sitzen noch einige Tausend Touristen alle Morgen am Frühstückstisch, gerade so wie ich haben sie ihren Gsell-Fels oder Bädeker in der Hand und erfahren aus diesen musterhaften Büchern, daß eben nur heute dieß Museum und gerade nur morgen jene Galerie und nun zufällig bloß übermorgen, das einzige Mal im Monat, die berühmte Villa Soundso mit irgend einem vertrackten Namen offen sein werden.“

„Und so haben wir denn das Vergnügen,“ sagte Hilde, immer noch halb schmollend, „heute zum zehnten Mal in der Galeria Borghese den unerlaubt langen Engländer mit seiner wunderbar gekleideten Miß zu sehen —“

„Die von der berühmten ätherischen Duftig- und Luftigkeit der Engländerinnen gerade so viel hat, wie ihre sämmtlichen Schwestern, die ich bis jetzt zu beobachten Gelegenheit hatte, und wie diese, starkknochig, wohlgenährt, plump —“

„Hör' auf, Papa; ein zarter Duft von abgegossenem Thee schwebt doch über Allen. Uebrigens werden wir noch weiter das Vergnügen haben, den Berliner Professor zu sehen, der Alles, Papa, ich sage Dir, Alles weiß, nämlich was in Bädeker und Gsell-Fels steht, und das den ihn begleitenden fünf Damen im reinsten Berliner Jargon laut und deutlich vor jedem Gegenstande vortragen wird. Ferner den lebhaften Franzosen mit den feurigen Augen —“

„Der mehr nach Fräulein Hilde Müller sieht, trotz ihres ganz germanischen Namens, als nach den Madonnen.“

„Ich bitte Dich, Papa, aber Fräulein Hilde nicht nach ihm!“

„O natürlich nicht! Nach wem hätte je meine wohlerzogene Tochter gesehen!“ sagte Papa Müller mit betonungsvollem Lächeln. „Die sieht ja überhaupt nichts als antike Statuen und Tempel, sie schwärmt für Frührenaissance und Spätrenaissance, weiß zu reden wie ein Buch über Triglyphen und Kapitalien, Kisten und Lotophagen oder wie die Dinger heißen — wer kann die Namen alle behalten?“

„Und hat ihren guten Papa beredet, alle diese Dinger mit den ungeheuerlichen Namen ihr zu zeigen, wobei er sich aus lauter Kindesliebe fürchterlich langweilt. Aber weißt Du, Papa, womit ich Dir das lohnen werde?“

„Nun, womit?“

„Indem ich ledig bleibe!“ antwortete Hilde mit komischem Pathos.

„Ja, wie lange? So lange, bis Einer kommt und Dich mir — hast du gesehen? — wegschnappt. Wie übrigens Der aussehen müßte, der dieses Kunststück zu Stande bringt, das zu wissen wäre ich begierig.“

„Wie?“ lachte Hilde; „man sieht, daß Du keine Romane liesest, sonst wüßtest Du genau, wie der Held meines Romans sein muß. Wenn er nicht einfach der lebendiggewordene Apollo vom Vatikan drüben ist — wir sahen ihn ja gestern, Du erinnerst Dich? — so findet er keine Gnade vor meinen Augen, dazu reich wie Rothschild, oder doch einige Erbschaften in sicherer Aussicht, gescheidt — nun, soweit es an Männern erträglich ist — eine Villa am Comersee, ein Landhaus am Rhein, dazu jung —“

„Höre auf, ich bitte,“ unterbrach sie der Papa, „diesen Mann findest Du nie!“

„Meinst Du? Nein, Papa, aber wenn Du mein Glaubensbekenntniß hören willst: zwei Dinge fordere ich von meinem Zukünftigen: daß er mir imponire, daß ich zu ihm vertrauend und gläubig aufschauen kann —“



Dankbares Publikum. Gemälde von A. Begas.
(Phot. v. Gust. Schauer, Berlin.)

„Während bis dato Fräulein Hilde auf alle Männer herabsah —“

„Und für's Andere: er muß mit mir genießen können, alles Schöne genießen können, was Kunst und Natur bietet. Zur Stubenhockerin bin ich nicht gemacht!“

„Ich weiß, ich weiß, sonst wären wir nicht hier.“

„Doch nun, welchen Plan hast Du für heute?“

„Noch gar keinen ob Deinem Geplauder, aber ich werde sofort den Rathgeber in allen Nöthen befragen.“ Und Herr Müller vertiefte sich in die Lektüre des Reisehandbuchs, während Hilde in einer Zeitung blätterte.

Mehrmaliges Seufzen des Papas verrieth ihr dessen Herzensgedanken. Er fand es viel amüsanter, die Herrlichkeiten im Reisehandbuch nachzulesen, als sie immer und immer wieder zu beaugenscheinigen.

„Höre, Papa,“ begann nun Hilde wieder, „ich sehe eigentlich nicht ein, warum Du mich immer begleitest. Ich kann alle die Sehenswürdigkeiten recht wohl allein genießen. Das thun viele junge Damen, und kein Mensch nimmt daran Anstoß. Wir sind nicht in unserem Krähwinkel. Du brauchst mich nicht einmal hinzubegleiten; der Vatikan und die Peterskirche und das Kapitol und so weiter sind alle groß genug, um sie finden zu können. Meinst Du nicht?“

Herr Müller war von der Aussicht, die sich ihm öffnete, entzückt, hatte aber doch noch seine Bedenken.

„Dafür,“ fuhr Hilde fort, „wird dann mein Papa sein Töchterchen überall dahin zu bringen suchen, wo der Zutritt schwer ist. Da lese ich zum Beispiel, daß morgen Abend die Sammlung des Museo Capitolino beleuchtet wird. Das muß herrlich sein — die Statuen alle in magischer Beleuchtung! Nicht wahr,“ sagte sie schmeichelnd, „Du benützest Deine Konnexionen — ich weiß, Du hast solche — Du thust auch nöthigenfalls den Beutel auf — dick genug ist er ja — und sorgst dafür, daß wir Zutritt bekommen. Das wird prächtig, nicht wahr, Papa?“ schloß sie aufstehend, „und nun will ich sogleich meine einsamen Wanderungen antreten.“

Und hinaus huschte sie aus dem Zimmer, leicht und graziös wie ein Wiesel. Und der Papa sah ihr wohlgefällig nach. Nach einigen Minuten erschien sie wieder, zum Ausgehen angekleidet.

„Nun wohin, mein Kind?“

„Auf's Kapitol, und im Vorbeigehen meine Morgenandacht im Pantheon und in Santa Maria sopra Minerva. Addio!“

Nun hielt Papa Müller ebenfalls seine Morgenandacht, die darin bestand, daß er die vaterländische Zeitung gründlich las; hierauf kleidete auch er sich zum Ausgehen an und athmete förmlich auf, als er durch die Straßen Roms schlenderte mit dem Bewußtsein, daß ihn alle die lockenden Kunst- und Alterthumsschätze keinen Pfifferling angehen. Endlich schwenkte er rechts herum, bog in die erste Gasse ein und saß bald in seinem Pantheon, in jenen Hallen, wo allen Göttern in **einem** geopfert wird, dem Bacchus nämlich, dessen Heimatschein auf Monte Fiascone lautet und der sich schreibt: „Est est est!“

Nur Eines bedauerte er, daß es in ganz Rom nicht zwei Menschen gab, die sich zu einer richtigen urgermanischen Frühmesse hier zusammenfanden, wie denn auch die abendliche Stammkneipe ihm ein gar nicht hoch genug zu schätzender Vortheil Deutschlands vor dem Lande, wo die Citronen blühen, zu sein schien. — —

„Nun, ist Dir Deine Morgenandacht wohl bekommen?“ fragte Herr Müller am Abend dieses Tages seine Tochter.

„Mäßig!“ war die Antwort. „Sag' mir nur das Eine: steht in irgend einem der Reisehandbücher: ‚** Morgenandacht‘ — natürlich mit zwei Sternlein — ‚am besten im Pantheon und vor Michelangelo's Christus in Santa Maria‘? Ich that mir auf die Verbindung dieser Beiden etwas zugute, und nun entdecke ich, daß noch ein Mensch in Rom sich befindet, der genau denselben Geschmack hat. Schon zum dritten Mal sah ich ihn heute.“

„Merkwürdig, in der That höchst merkwürdig, sehr merkwürdig,“ sagte der Papa und fuhr als Antwort auf einen fragenden Blick seiner Tochter fort, „daß zwei Menschen in dem großen Rom in diesem Geschmack übereinstimmen, aber außer mir nicht Einer den gescheidten Gedanken hat, zur selben Morgenstunde in der ‚Palombella‘ den Montefiascone zu trinken. Sehr bedauerlich! Uebrigens, was Deine Verwunderung betrifft, so liegt es sehr nahe, Beides miteinander abzumachen; die beiden Kirchen sind ja doch nur ein paar Dutzend Schritte von einander. Daß freilich der Mann — 's ist doch ein Mann und natürlich ein Deutscher, denn andere Nationen sind vernünftiger — jetzt schon zum dritten Mal seine Morgenvisiten macht, ist sehr stark —“

„Bitte, lieber Papa, ich bin nun schon öfter als dreimal dort gewesen und gedenke trotz meines Compagnons wieder hinzugehen. Ich will sehen, wer's länger aushält!“ schloß sie mit einem energischen Zurückwerfen ihres Köpfchens. „Uebrigens, wie ist's mit dem Kapitol?“

„Alles im Reinen! Wir haben Zutritt!“

„Bist doch ein herzensguter Vater!“ sagte Hilde, „ich glaube, Du würdest Deinem Töchterlein, trotzdem Du es ‚sehr stark‘ findest, Pantheon und Santa Maria käuflich erwerben, wenn sie um Geld und gute Worte zu haben wären.“

„Und ich mir die Palombella!“ sagte Herr Müller mit verschmitztem Lächeln.

VII.

Ueber dem Kapitol mit seinen hoch aufragenden Palästen spannte sich der sterndurchblitzte Nachthimmel. Unten an der breiten Rampe, die von der Stadt her hinaufführt, fuhr Karrosse um Karrosse vor und eine Menge Menschen strömte hinauf. Hell strahlten die großen Fenster des kapitolinischen Museums, die sonst um diese Zeit in tiefer Nacht zu liegen pflegten, denn drinnen waren Lichter entzündet und allerlei Beleuchtungskünste sollten den Effekt der Statuen erhöhen.

Unter den Leuten, die zum Kapitol hinauf schlenderten, finden wir auch Siegbert. Er war im Begriff, zum Forum hinunterzugehen — was kümmerte ihn die künstliche Beleuchtung, die ihm eigentlich nur für große am Sehen von Kunst übersättigte Kinder gemacht zu sein schien! Er war noch nicht übersättigt, er hatte erst angefangen seinen Hunger zu stillen. Und ach, es ging so langsam. Nur der Morgen war sein. So lange die Sonne hoch am Himmel stand, mußte er still zu Hause sitzen und erst wieder, wenn der Abend kam, begann für ihn das Leben — und wie wenig konnte er dann noch genießen! Und von der Kunst war für ihn überhaupt nur die Plastik genießbar, die Farben der Gemälde thaten seinen Augen viel zu rasch weh.

Als er nun an's Thor des Museums kam, ergriff ihn doch der Wunsch, die Gelegenheit zu benützen. Ein gutes Trinkgeld verschaffte ihm Eintritt und langsam stieg er die Treppen hinauf.

Er ging geradeaus in den dank der eben rothbeleuchteten Venus jetzt fast leeren Saal, wo der sterbende Gallier aufgestellt ist, und trat vor denselben hin. Die zitternden Lichter, welche über den Marmor hinglitten, erhöhten den Eindruck der Lebenswahrheit dieses erschütternden Kunstwerks: die Muskeln und Sehnen schienen eben vollends zu erschlaffen, der rechte Arm, auf welchen sich der Leib mit der todbringenden Wunde stützt, wird im nächsten Augenblicke zusammenknicken, der mühsam aufrecht erhaltene Kopf sich vollends neigen, die Augen werden sich schließen und über Schwert und Schild wird der nordische Barbar todt hinsinken.

Tief ergriffen stand Siegbert still.

„Dein Schicksal!“ murmelte er leise und verließ den Saal. An der Thüre drehte er sich noch einmal um, ein Luftzug bewegte die Flamme, die leichten Schatten, welche über den Körper der Statue hinliefen, gaben ihr das Aussehen eines wirklich in Todeszuckungen liegenden Sterbenden. Siegbert schloß die Augen und schauerte zusammen.

Als er sie aber wieder aufschlug, da stand ein anderes Bild vor ihm. Die Treppe herauf kam eben mit lachendem Angesicht Hilde in Begleitung ihres Vaters; aus ihren blauen Augen sprühte die heiterste Lebenslust und erwartungsvolle Freude spiegelte sich in ihnen.

Einen Augenblick trafen sich ihre Blicke und Staunen malte sich in beiden. Siegbert blieb grüßend stehen, Hilde dankte mit einem Nicken des Kopfes und verschwand dann mit ihrem Vater in einem der Säle.

„Wer hat Dich denn da gegrüßt?“ fragte der Vater.

„Derselbe, von dem ich Dir gestern sagte,“ antwortete Hilde.

„Er sieht sehr traurig aus,“ meinte Herr Müller.

„Warum nicht gar!“ entgegnete Hilde. „Wer wird auch unter den Wundern Italiens traurig sein! Ernst, ja; aber traurig? o gewiß nicht! Doch jetzt zu unseren Statuen. Komm', Papa!“

Siegbert war wieder die Treppen hinunter gegangen. An eine der Säulen des Erdgeschosses gelehnt, wartete er geduldig, bis Hilde wieder zurückkam. Es währte aber geraume Zeit, bis er ihre Stimme hörte; er ging hinter den Beiden drein, um ihre Wohnung zu erfahren. Als er sie in ihr Hotel hatte eintreten sehen, ging er langsam nach Hause.

Am nächsten Tage wohnte auch er im Hotel del Oriente, und als Hilde am zweiten Tag zum Frühstück kam, sah sie zu ihrem großen Erstaunen ihren Papa in angelegentlichster Unterhaltung mit dem Fremden, dessen Augen wieder mit einer dunklen Brille bedeckt waren.

Anfangs war Hilde unangenehm berührt, bald aber nahm auch sie lebhaften Antheil am Gespräch. Die anscheinend bescheidene, zurückhaltende Art des Mannes gefiel ihr, seinen Urtheilen über Kunst — von was spricht auch der Deutsche am römischen Frühstückstisch als von Kunst! — stimmte sie bei; sie waren weit entfernt von dem oberflächlichen Kunstgewäsch, das sie schon so oft hatte hören müssen. Sie glaubte sogar jetzt schon, daß es nicht unangenehm sein müsse, mit ihm zusammen zu sehen, und nahm seine Begleitung an, als sie sich nach dem Frühstück aufmachte, um in die vatikanische Antikensammlung zu gehen.

So genossen sie miteinander einige Tage lang und bald erkannte Hilde, daß sie ihren Meister gefunden, daß er ihr weit überlegen war nicht bloß in allerlei archäologischem Kram — das war ja selbstverständlich — sondern in tiefem Eindringen in das Wesen der Kunst, vor Allem der Antike. Mit Beschämung bemerkte sie, daß sie bis jetzt eigentlich wie ein rechtes Kind alle diese Kunstschätze betrachtet habe, freilich auch empfänglich wie ein Kind. Konnte es aber ein Mädchen überhaupt weiter bringen? Und war dieses Kunststudium für ein Mädchen das richtige? Was hatte sie eigentlich für ihr zukünftiges Leben, für ihre Bestimmung davon, daß sie jetzt in Italien war und alle Kirchen und Galerieen durchstudirte?

Solche Gedanken gingen ihr durch den Kopf, als sie eines Tages mit Siegbert vom Kasino der Villa Borghese heimging. Sie hatten bisher noch kein Wort über ihre persönlichen Verhältnisse gesprochen — was kümmert uns der Werktagsmensch in der Sonntagsstimmung freudigen Genießens!

Jetzt fragte Hilde plötzlich ihren Begleiter:

„Sagen Sie mir einmal aufrichtig: was denken Sie von mir —“

Siegbert sah sie erstaunt an. Hilde fuhr rasch fort:

„Ich meine, was halten Sie davon, wenn eine Tochter ihren guten Vater dazu bewegt, mit ihr auf Monate nach Italien zu gehen, damit diese Tochter Kunst studire? Und im nächsten Jahre nach Paris, damit sie dort das Leben kennen lerne, und im dritten vielleicht nach Norwegen oder Aegypten oder sonst wohin, damit sie für die Natur schwärme?“

„Warum soll sie es nicht thun,“ antwortete Siegbert, „wenn sie nachher in ihren engen Grenzen um so zufriedener, um so mehr Weib ist?“

„Um so mehr Weib! Das heißt also, daß sie im angeführten Falle nicht ganz Weib ist? Mag sein. Mein Sinn geht in's Weite, in's Große. Spießbürgerlichkeit ist mir von jeher verhaßt gewesen. Ich glaube, es ist ein Erbtheil meiner Mutter, die Sängerin war. Ich habe meine Freundinnen nie begreifen können, die ihr höchstes Glück in einem guten Braten oder einem Plauderstündchen in der Sophaecke mit ihrem Manne fanden.“

„Mit ihrem Manne, den sie liebten?“ warf Siegbert ein.

„O natürlich! Innig treulich, echt deutsch schwärmerisch sogar!“

„Finden Sie das merkwürdig?“ fragte Siegbert und blickte Hilde an.

„Merkwürdig? Nein. Aber wenn ich in ihr Haus komme, so steht da etwas nicht schön und dort etwas unschön, da hängt ein geschmackloses Bild und dort stimmt eine Farbe nicht — und sie könnten's besser. Denn Sie müssen wissen, meine Freundinnen sind alle reich, Papa hält etwas auf Standesgleichheit! Der Herr Gemahl merkt das Alles vorerst natürlich nicht, er hat ja nur Augen für sein Weib. Nach kurzer Zeit wird er's merken und bitten, es anders zu machen, aber die Arme versteht's ja nicht anders —“

„Natürlich, weil sie nicht in Italien war!“ sagte Siegbert, und als Hilde ihn betroffen ansah, fuhr er fort: „Glauben Sie mir, nicht deßhalb, weil Sie in Italien waren, werden Sie einst Ihr Haus künstlerisch schön schmücken, sondern Sie sind in Italien, weil Sie

angeborenen Sinn für alles Schöne haben. Kunstsinn steckt in jedem Weibe, so oft er auch unterdrückt wird. Aber wie meinen Sie, wenn einer Frau die Kunst ‚Studium' ist, wenn sie ihren Mann darin überragt —"

„Soll die Frau den Mann nicht überragen?" warf Hilde rasch ein.

„Im Wissen und Denken nie, im Glauben und Fühlen immer. Selbst wenn sie ihn nur im ‚Gereistsein' überragt — nehmen Sie diesen Ausdruck sogar in seiner alleroberflächlichsten Bedeutung — gibt's Disharmonieen. Aber auch wenn sie mit Plan und Zweck reist, geht ihr leicht etwas von dem Sinn verloren, der sie allein glücklich macht — der Sinn für das Kleine und Nächste, der mit dem ausgebildetsten Schönheitssinn bestehen kann; sie gewöhnt sich leicht an den Gedanken, daß Alles nur für sie da ist, während ihr das Bewußtsein verloren geht, daß ihre Bestimmung ist —"

„Nun?"

„Nur für Einen da zu sein!" sagte Siegbert.

„So hätte ich also die Antwort auf meine Frage. Papa würde sehr zufrieden sein, wenn ich sie mir gefallen ließe, und mit Vergnügen heute noch die Koffer zur Heimreise packen. Uebrigens, warum soll nicht der Eine ebenso Sinn für alles Große und Schöne haben, warum soll das Weib nicht mit dem Manne Alles genießen und er mit ihr?"

„Weil sie diesen Mann nie findet, weil sie gar nicht Alles so genießen **kann**, wie der Mann. Und selbst wenn sie ihn fände, so würde er doch immer ihr Lehrer sein und sie die Schülerin."

Hilde schwieg; Siegbert fuhr fort:

„Nun gestatten Sie mir auch eine Frage: was halten Sie davon, wenn ein dem Erblinden Naher sich auf die Bahn setzt und auf die Gefahr hin, noch früher zu erblinden, nach Italien fährt, um einmal wenigstens in seinem Leben etwas von der Erde Herrlichkeit zu sehen?"

„Ein undenkbarer Fall!" antwortete Hilde.

„Mein Fall!" sagte Siegbert.

Hilde sah ihn groß an. Und nun erzählte Siegbert seine Schicksale, so ruhig es ihm möglich war, und Hilde hörte mit tiefer Bewegung zu.

Als er geendet hatte, sagte Hilde:

„Ich danke Ihnen; und wenn Sie meine Antwort wirklich haben wollen auf Ihre Frage — Sie hatten Recht. Wahrhaftig, Sie verdienen diesen letzten doppelt goldenen Scheideblick der Lebenssonne —"

„Und dann die Nacht, die lange finstere Nacht, die kein Strahl erhellt!"

„Und wir Sehenden," fuhr Hilde fort, „genießen alle diese Wunderherrlichkeiten, als ob sich's ganz von selbst so verstünde, und machen Pläne für das kommende Jahr! Womit haben wir dieß Glück verdient? — Aber sehen Sie, die Cypressen werfen schon ihre langen Schatten über den Weg; Sie müssen Ihre Augen vor der Nachtluft schützen. Lassen Sie uns nach Hause eilen!"

VIII.

„Morgen werde ich abreisen," sagte Siegbert wenige Tage nach dem Erzählten zu Hilde.

„Ei und wohin?"

„Nach Neapel. Man hat mir von einem ausgezeichneten Augenarzt daselbst viel Rühmens gemacht. Ich will ihn befragen. Und überdieß," setzte er hinzu, und es sollte heiter klingen, „Sie wissen: ‚Veder Napoli e poi morir!' Meine Augen sind in den letzten Tagen so rasch schlechter geworden, daß es, glaube ich, höchste Zeit ist, das Schönste, was es in diesem Wunderland gibt, zu sehen, den Golf von Neapel, vielleicht auch noch etwas von der Umgegend. Die Straße von Salerno nach Amalfi soll ja eine der schönsten Straßen der Welt sein. Und dann gelüstet es mich, den Poseidontempel von Pästum zu sehen, vielleicht auch auf den Vesuv hinauf —" Er brach rasch ab, als ob er viel zu viel gesagt hätte.

„Und wann kehren Sie zurück?"

„Fragen Sie das? Wenn's Nacht geworden ist."

„Und dann?"

„Dann werde ich an der Erinnerung zehren, und das weiß ich jetzt schon gewiß, bereuen werde ich es nie, hiehergekommen zu sein. Doch was wollen wir heute noch sehen? Wo wollen wir mit Abschiedsbesuchen anfangen und wo aufhören?"

„Kommen Sie in den Vatikan?"

„Um mich bei Apoll, dem Lichtgott, zu bedanken!" sagte Siegbert, den auf einmal wieder seine Bitterkeit überkam. Sie war ihm nur selten gekommen in den letzten Tagen, wenn er mit Hilde zusammen war. Ihre Stimme hatte die Zaubermacht vom ersten Augenblick an bewahrt, und wenn er mit verbundenen Augen dasaß, so daß er kaum die Umrisse von ihr sah, so war es ihm, als ob weiche, wohlthuende Lichtstrahlen ihn umfluteten.

Er hatte einen schweren Kampf gekämpft, ob er in Rom bleiben oder gehen sollte, und sich endlich zum Gehen entschlossen. Denn er fühlte, daß er immer tiefer in den Bann dieser Stimme hineinkam, er ertappte sich, wie er von einer schönen Zukunft träumte, er war im Begriff, das Zusammensein mit Hilde als etwas zu empfinden, ohne das er gar nicht mehr sein konnte.

Und doch, wenn er ruhig überlegte, so mußte er sich sagen, daß seine Hoffnungen und Träume eitel waren, daß sie nie in Erfüllung gehen würden. Hilde hatte ihm nicht mehr gezeigt, als Gefallen an seinem Umgang und Mitleid mit seinem Zustand, ein Mitleid, dem sie freilich in der zartesten Weise Ausdruck gab. Aber gerade dann, wenn sie so für ihn sorgte, wenn sie da eingriff und sich seiner annahm, wo er hülfsbedürftig war, blieb sein Herz am wenigsten kalt. Daß sie im Stande sei, ihr junges blühendes Leben an sein frühzeitig alterndes zu knüpfen, das durfte er ja nicht hoffen. Leben und genießen wollte sie mit dem Mann ihrer Liebe, von ihm mit starken Armen geführt und geleitet sein; an seiner Seite aber war das Leben nicht Genuß, sie mußte ihn leiten und führen — wenigstens äußerlich.

In der That, es war besser für ihn, er schlug sich die thörichten Gedanken aus dem Sinn und nahm Abschied. So hatte er sich denn entschlossen und Hilde seinen Entschluß mitgetheilt.

„Nun, wohin wollen wir?" fragte Hilde aufstehend.

„Zum sterbenden Gallier auf's Kapitol!" antwortete Siegbert.

*

Siegbert war abgereist. Hilde und ihr Vater hatten ihm das Geleite gegeben und kehrten jetzt vom Bahnhof in die Stadt zurück. Herr Müller hatte Gefallen an dem jungen Manne gefunden, dessen schweres Schicksal ihm nahe ging, und plauderte nun über den Abwesenden, seines Lobes voll. Hilde ging schweigsam neben ihm her und hörte nur mit halbem Ohre. Ging ihr die Abreise des Freundes — so durfte sie ihn jedenfalls nennen — nahe? Würde sie in den nächsten Tagen nur seine anregende Gesellschaft vermissen oder mehr? Sie war sich über ihren Herzenszustand selbst nicht klar und suchte eben nach dieser Klarheit, als ihr Vater zum Schluß einer langen Rede sagte:

„Und so ungefähr denke ich mir Den, der einmal meiner spröden Hilde Herz bezwingt, aber natürlich im Vollbesitz seiner fünf Sinne. Einen Blinden zu lieben, es könnte ja wohl einer überschwenglichen deutschen Jungfrau einfallen —"

„Zum Beispiel mir, Papa!" unterbrach ihn Hilde.

„Dir?" lachte der Papa, „Dir? Du kannst drollig sein, Hilde. Indeß, Du magst Recht haben, lieben, ja wohl, aber heirathen? Kind, das sind zweierlei Dinge!"

„Und doch werde ich nie heirathen, ohne zu lieben, das weiß ich gewiß; und wenn ich einmal liebe, dann frage ich nicht nach den fünf Sinnen."

„Ei, sieh' da, Herr Werner scheint Dich schon gut gezogen zu haben! Noch vor kurzer Zeit hieß es: genießen will ich einmal mit meinem Zukünftigen, in der Welt mit ihm herumreisen, leben, was man so leben heißt — dazu braucht man seine fünf Sinne! Zur Stubenhockerin, so hieß es ja wohl, bin ich nicht geschaffen."

Hilde schwieg und blieb den ganzen Abend über einsylbig. Als sie am andern Morgen ihre Wanderungen wieder aufnahm, dießmal ganz allein, fühlte sie erst recht, wie nahe ihr Siegbert gestanden war. Da wollte sie eine Frage an ihn thun, dort ein Urtheil von ihm hören — und statt dessen mußte sie lauschen auf die Gespräche ihres Herzens. Dort kämpfte es einen gewaltigen Kampf. Der eine Theil dessen, was sie von einem Manne verlangte, war in Siegbert erfüllt: er imponirte ihr, sie konnte zu ihm vertrauend und gläubig aufschauen. Und war das nicht genug? Tausenden ist es genug und sie wünschen und wollen nichts Höheres. Aber Siegbert hatte Recht: wessen Sinn so an's Große und Weite gewöhnt wird, der fügt sich ungern kleinlichen, engen Verhältnissen. Und wie anders mußte sich die Zukunft an seiner Seite gestalten, als sie gehofft und gewünscht hatte! Statt Reisen, Sehen, Genießen nichts als Sitzen im engen Stübchen, stundenlanges Vorlesen, und wenn's einmal hinausging, langsam den Armen führend und Alles allein sehend. Aber war denn das nicht die höchste Aufgabe für ein liebendes Weib, die Nacht des geliebten Mannes zu erhellen, und mußte nicht sein heller Geist sie halten und fördern? Ist das nicht auch Erdenglück, weit mehr Erdenglück, als Reisen von einem Land zum andern?

Solche Gedanken gingen ihr durch die Seele, solche Empfindungen kreuzten sich in ihr, zur Klarheit kam es bei ihr nicht. Wohl ahnte sie, was sie Siegbert werden könne, aber ihre angeborene und anerzogene Natur sträubte sich. „Aus Mitleid nehme ich keinen Mann!" schloß sie ihre Betrachtung und warf wieder energisch den Kopf zurück.

IX.

Aus Siegbert's Tagebuch.

Capri.

„Da bin ich, und ein ganz neuer Mensch; ich kann sogar mit der lustigen Malerbande, die sich hier umtreibt, lachen und tollen, ich kann fröhlich in die Zukunft blicken.

„Mein Tagebuch ist lange liegen geblieben; heute soll wieder einmal geschrieben werden, so lange draußen die Mittagsglut über den Felsen brütet und den Capriwein kocht.

„Wie war's doch? Mein erster Gang in Neapel war zu dem berühmten Arzte. Er untersuchte mich genau mehrmals, und wieder klang die Phrase an mein Ohr: ‚Non vi lasciate smarrir di corraggio!' Ich habe meinen Augen sehr geschadet, meinte er, durch das unvernünftige Leben der letzten Wochen; von Ausflügen in die Umgegend Neapels sei keine Rede, ich müsse mich sehr in Acht nehmen, aber er gebe bestimmte Hoffnung, daß ich nicht ganz erblinde, wenn ich mich nach seinen Vorschriften halte und seine Mittel versuche. Vor Allem müsse ich mich vor jeglicher Erkältung auf's Aeußerste in Acht nehmen, und besser sei's, wenn ich zur Schonung meiner Nerven das lärmende Neapel verlasse und mich hieher zurückziehe. Also wieder Hoffnung! Ungern gab ich meinen Plan auf, wenigstens die herrliche Aussicht von Camaldoli, wo ja das berühmte Wort: ‚Neapel sehen' u. s. w. entstanden ist, zu genießen, denn gewiß wußte ich's ja doch nicht und weiß es heute noch nicht, ob der Doktor Recht hat. Und sehnsuchtsvoll blickte ich vom Dache meines Hauses hinauf zum Gipfel des Monte Salaro, dessen Aussicht als die schönste ganz Italiens gepriesen wird.

„Jetzt bin ich ruhig. Ich war ein folgsamer Kranker, und gestern, als der Arzt herübergekommen war, rühmte er die Fortschritte. Aber auf's Neue ermahnte er mich zu äußerster Vorsicht. Wenn ich wieder gesund würde! Welche Zukunftsträume steigen vor meinen Blicken auf! Still, still, mein Herz, du hast schon zu oft vergeblich gehofft! Was wohl meine zwei Freunde in Rom dazu sagen mögen? Ich habe an Herrn Müller geschrieben und ihnen das Leben auf dieser Götterinsel so bezaubernd geschildert, daß sie sich gewiß verlocken lassen, zu kommen. Und dann? Mit Hilde unter den Palmen und Myrten umherzuschweifen und hinauszublicken auf das unendliche Meer und hinein in die Fülle ihrer sich erschließenden Liebe, und dann hinzutreten und ihr zu sagen: ‚Werde mein Weib, nicht das eines Blinden, sondern das eines Sehenden, der sich nicht satt sehen kann an Deinem lieben Angesicht!' — wahrhaftig, dieser Zukunftstraum ist zu wonnig, zu schön. Ich zittere beim bloßen Gedanken, daß es nur ein Traum sein könnte. Licht und Liebe — was brauche ich weiter zum vollen, ganzen Leben!" — —

*

Herr Müller fühlte sich von Tag zu Tag unbehaglicher in Rom. Es kam ihm daher ganz erwünscht, als er Siegbert's Brief erhielt und so eine Veranlassung hatte, abzureisen. Er stieß aber damit bei Hilde auf mehr Widerspruch, als er gedacht hatte. Auf diese machte die Nachricht, daß Siegbert's Augen sich bessern, daß er sogar sein Augenlicht wieder ganz erhalten werde, einen merkwürdigen Eindruck. Jetzt war ja das Hinderniß beseitigt, das ihr im Wege stand, jetzt konnte sie sich ganz dem tiefsten Zug des Herzens hingeben, der eben doch auf nichts Anderes ging, als auf Siegbert. Ein weniger tief angelegtes Mädchen als Hilde wäre sich nun wohl rasch klar geworden und hätte schnell zugegriffen.

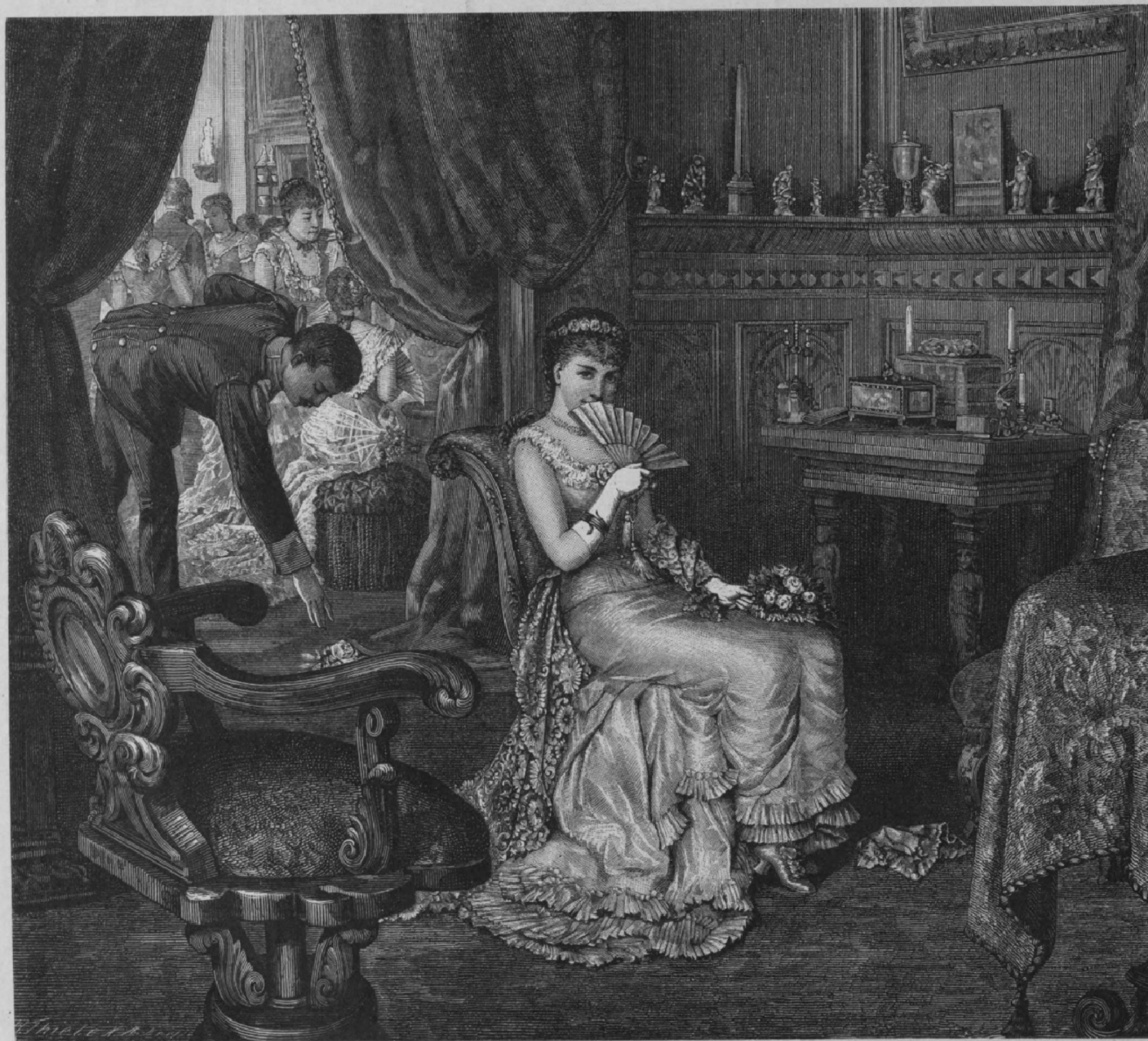
Aber Hilde empfand etwas wie Scham vor sich

selbst. So lange er im Unglück war, so lange ihr, wie sie glaubte, ein in manchen Beziehungen freudloses Leben an der Seite Siegbert's in Aussicht stand, hatte sie es nicht über sich vermocht, sich zu beugen und zu erkennen, daß in selbstloser Hingabe an den Geliebten des Weibes größtes Glück liegt. Jetzt, da sie wußte, daß sie mit ihm leben und genießen werde, jetzt zögerte sie erst. Konnte sie ihm jetzt zeigen, daß sie ihn liebe? Mußte er nicht denken, daß ihre Liebe eine zweifelhafte sei, daß sie sich habe nur durch die günstige Wendung seines Geschicks bestimmen lassen? Wenn sie freilich sich genau besann, so glaubte sie auch im Stande zu sein, Siegbert's Weib zu werden, wenn er vollends erblindete. Aber daß es Siegbert auch nur scheinen könnte, sie liebe den Gesunden um der Gesundheit willen und hätte dem Kranken ihre Hand versagt, das peinigte sie, und zwar um so mehr, als sie sich bewußt war, daß diese Frage eben doch eine Rolle gespielt hatte.

So zögerte sie lange, bis sie ihrem Vater nachgab und mit ihm Capri entgegenreiste.

An der großen Marine, dem Hauptlandungsplatz der Insel, erwartete Siegbert die Ankunft des Dampfschiffs. Als Hilde aus dem Nachen stieg, reichte er ihr die Hand zum Aussteigen. Fest auf dieselbe gestützt, betrat sie das Land, doch zitterte die ihrige ein wenig in der seinigen. Den steinigen und steilen Weg zum Städtchen hinauf bot er ihr den Arm, den sie zögernd nahm. Sie sprachen nur wenig und Hilde war absichtlich zurückhaltend, ja kalt, nicht einmal freundschaftlich. Droben angekommen, ließ sie seinen Arm los und ging ganz still neben ihm her.

Die gastlichen Räume des Hotel Pagano, wo Siegbert wohnte, nahmen auch diese neuen Gäste auf. Herr Müller fühlte sich ungemein behaglich und war entzückt von der Aussicht, vor allen Galerie- und Kirchenbesuchen auf diesem Eiland gründlich geschützt zu sein.



Sub rosa. Nach einem Gemälde von Knut Ekwall.

X.

Die Gesellschaft, welche im Hotel Pagano versammelt war, hatte beschlossen, die blaue Grotte zu besuchen und mit Fackeln zu beleuchten. Ein Theil fuhr mit Booten hinüber, ein anderer Theil wollte zuerst nach Anacapri hinauf und dann den steilen Felsenpfad herunterkommen, der von Anacapri zum Eingang der blauen Grotte führt. Unter den Letzteren befand sich Siegbert, unter Denen, welche die Fahrt zu Schiff vorzogen, Hilde.

Die Beiden waren sich bis jetzt nicht näher gekommen. Hilde war ängstlich bemüht, zu verbergen, was in ihrem Herzen vorging, und je mehr sie sich bewußt wurde, Siegbert zu lieben, um so weniger wollte sie es merken lassen. Sie wich deßhalb dem Alleinsein mit ihm geflissentlich aus, und wenn doch ein warmes Wort von ihm fiel, so antwortete sie mit einem herben, das ihr freilich leid that, sobald sie es gesprochen hatte. Siegbert wußte sich dieses Räthsel nur halb zu lösen. Er hatte so fest vertraut, daß nunmehr, da seine Genesung zu hoffen stand, sich Hildens Herz rasch erschließen werde, und nun schien das durchaus nicht der Fall. Sie deßhalb weniger zu lieben, weil seine Blindheit ihr ein Hinderniß geschienen hatte, davon war er weit entfernt. Er wußte wohl, daß der Entschluß, einem Blinden als Gattin zu folgen, selbst anders angelegten Mädchen schwer geworden wäre; er dachte auch bescheiden von sich und war nicht von vornherein überzeugt, daß er der Geliebten Entbehrungen, die aus seiner Blindheit hervorgehen mußten, ganz und voll ersetzen könne. Und als er nun sah, wie er Hilde gar nicht näher kam, da verfiel er manchmal wieder in eine trübe Stimmung. Sollte das Schicksal ihm nur der Liebe Glück von ferne gezeigt haben, um ihn dann der Liebe Leid kosten zu lassen? Dann zeigte es ihm wohl auch jetzt nur einen Schimmer von Licht, um ihn nachher in um so tiefere Nacht zu versenken. Liebte Hilde den Sehenden nicht, wie viel weniger den Blinden!

Hilde hatte sich absichtlich den Fahrenden angeschlossen.



Die Jubiläumsfeier der Eßlinger Schützengilde. Originalzeichnung von Th. Volz.

Aber kaum saß sie im Nachen, als es sie auch schon wieder reuen wollte. Sie saß denn still und blickte über die Wellen hin, während die Anderen sich der heitersten Fröhlichkeit hingaben. Es war eine wundervolle Fahrt an den steil abstürzenden röthlichen Felsen Capris hin, an welchen unten das Meer in sanftem Wellenschlag anklingt, während oben aus allen Ritzen sich grüne Gesträuche und goldgelber Ginster drängen. Eine halbe Stunde ging's so hin bis zum niedrigen Eingang der Grotte. Die von Anacapri Niedersteigenden waren noch nicht da, aber man beschloß fast einstimmig, sofort in die Grotte einzufahren. Wer hätte auch vor dem Thore, hinter dem sich solche Wunder bargen, lange sitzen bleiben mögen! Und nun ging's hinein. Draußen eben noch das helle, über den tiefblauen Wassern hinblitzende Tageslicht, fröhliches Lachen und Stimmengewirr der Besucher — und nun auf einmal Dämmerung und Stille wie in einer Kirche. Von selbst verstummt da jedes Menschenwort und man ist fast versucht, ehrfurchtsvoll den Hut abzunehmen und andächtig die Hände zu falten. Nur das Wasser plätschert gegen die in blaues Feuer getauchten Felswände und singt das wunderbare Lied, das eben nur die Wellen zu singen vermögen.

Feierliche Stille herrschte in allen Nachen. Da hörte man plötzlich von draußen herein einen markerschütternden Schrei, so daß alle Blicke sich nach dem Eingang richteten.

Die Gesellschaft von Anacapri war auf dem jäh zum Meer abfallenden Fußsteig unten angelangt und wartete, bis die Boote kamen, die aber schon drinnen waren. Unter dieser Gesellschaft befand sich auch eine Dame mit ihrem etwa zehnjährigen Knaben; sie hatte darauf bestanden, den für Frauen, die nicht eben die Leichtfüßigkeit der Anacapreserinnen haben, schwierigen Weg zum Meere zu machen. Glücklich waren auch Alle unten angekommen, als plötzlich der Knabe, der sich zu weit vorgebeugt hatte, ausglitt und unmittelbar vor dem Eingang in die Grotte hinunterfiel in die unergründliche Flut. Einen gellenden Schrei stieß die Mutter aus; Siegbert stand neben ihr. Ohne sich lange zu besinnen, riß er sich den Rock herunter und sprang dem Knaben nach. Tauchen hatte er in früher Jugend gelernt, und wenn er es auch seit Jahren nicht mehr geübt hatte, er hatte nicht lange Zeit, sich zu besinnen. Schon fing es an um seine Ohren zu sausen und zu brausen und er war nahe daran, die Besinnung zu verlieren. Da erfaßte er ein Kleidungsstück und strebte, schon halb bewußtlos, mühsam in die Höhe. Doch wie war ihm, als er auftauchte? War er denn wieder in dieser Welt oder in den Wohnungen der Seligen? Das schimmerte und glänzte um ihn in sonderbarer Dämmerung, aber nicht in grauer Dämmerung, denn Alles funkelte und tropfte und perlte in blaugrünem Glanze, und an den hohen, blauschimmernden Wölbungen hin liefen zuckende Lichter. Und jetzt hörte er auch eine Stimme, die so melodisch klang wie der Gesang der Wogen — ach ja, er war auf der Sireneninsel und die Sirenen sangen ihm das süße, bezaubernde, todbringende Lied. Seine Kraft verließ ihn, aber im selben Augenblick erfaßten ihn kräftige Arme und hinein wurde er gezogen in einen Kahn und mit ihm der Knabe, den er krampfhaft festhielt. Noch einmal schlug er die Augen auf und sein Blick traf ein geisterhaft blasses Angesicht, um dessen goldig schimmernde Haare blaublasse Lichter zitterten, und er hörte eine Stimme, die „Siegbert!" rief, und fühlte seine Hand von einer weichen Frauenhand ergriffen. Dann schwand ihm das Bewußtsein.

*

Die sonst so lebhafte und lustige Tafelgesellschaft des Hotels Pagano war ungewöhnlich still und ernst. Der Arzt, den Siegbert wegen seiner Augen in Neapel befragt hatte, war herübergekommen und eben bei Siegbert im dunkel verhangenen Zimmer, wo er lag seit der Rettung des Knaben. Und draußen auf dem Dache ging Hilde auf und ab. Weiche Abendlüfte wehten und an dem tiefblauen Nachthimmel zog Stern um Stern herauf, hell flimmernd und glänzend wie nie im Norden, zum Greifen nahe. Und nun öffnete drüben der Arzt das auf das Dach gehende Fenster, um Abendluft hereinströmen zu lassen. Und Hilde ging leise hin und fragte:

„Haben Sie Hoffnung?"

Der Arzt zuckte die Achseln und antwortete:

„Wenig! Ich glaube, daß es um seine Augen geschehen ist. Er wird nie mehr sehen."

„Weiß er es?" fragte Hilde.

„Noch nicht! Aber ich habe ihm wenig Hoffnung gemacht. Er ahnt es wohl, daß er erblindet."

Dann wandte er sich wieder zu Siegbert:

„Sie können heute Abend das Zimmer verlassen und hier ein wenig die Luft genießen."

„Wird sie mir nicht schaden?" fragte Siegbert.

„Nein!" sagte der Arzt.

Diesen Augen schadete keine Luft mehr, sie waren erloschen! Ob sie nicht auch ohne die Erkältung, die er sich durch die Rettung des Knaben zugezogen hatte, erloschen wären, ob diese den Prozeß nur beschleunigt hatte, wer wollte das sicher sagen?

Am Arme des Arztes trat Siegbert heraus.

„Haben Sie Niemand, der Sie führen kann?" fragte der Arzt.

„Niemand!" antwortete Siegbert tonlos.

„Nehmen Sie meine Hand!" sagte da Hilde hervortretend.

Beim Ton dieser Stimme zuckte Siegbert zusammen.

„Sie hier, Fräulein Hilde?" sagte er traurig. „Lassen Sie mich meinen Weg gehen, er verliert sich in finstere Nacht und kein Stern wird die Dunkelheit erhellen."

„Geben Sie mir Ihre Hand," sagte Hilde noch einmal mit weicher, mitleiderfüllter Stimme, „ich will Sie fortan führen."

Sie sagte die letzten Worte mit eigenthümlicher Betonung. Wie um sich selbst zu wappnen, antwortete Siegbert rasch, fast heftig:

„Gehen Sie, überlassen Sie den Krüppel sich selbst und seinen Erinnerungen! Lassen Sie sich nicht durch Mitleid hinreißen — —" Er brach ab und sagte dann wie zu sich selbst: „O daß ich nie in dieses Zauberland gekommen wäre, es entläßt mich unglücklicher als ich war, da ich kam!" Dann aber fügte er hinzu: „Ich will nicht undankbar sein. Nehme ich doch die Erinnerung an wonnige Stunden mit, und mein letzter Blick war Ihr Angesicht, Ihre süße Stimme klang mir im Ohr, als ich bewußtlos die Augen schloß. Dieses Bild und dieser Klang werden mir nie entschwinden."

Einen Augenblick war Hilde stumm. Dann griff sie nach Siegbert's Hand und sagte:

„Wollen Sie mich hören?"

Und nun fing sie an mit zitternder Stimme zu erzählen; sie verheimlichte ihre Kämpfe nicht, sie beichtete ihm Alles, wie ein Kind der Mutter — er war eben doch der starke Mann, an dem sie vertrauensvoll hinaufsah, wenn er auch blind war. Als sie geendet hatte, sagte Siegbert mit freudig bewegter Stimme:

„Und diese Hand darf ich festhalten, und diese Stimme soll ich immer hören? Sagen Sie es mir noch einmal, Hilde! Es ist Musik für mein Ohr, Licht für mein Auge —"

Hilde hob den Kopf, sah ihm in die armen, erblindeten Augen, als ob sie bei diesen das Gelübde aussprechen wollte und sagte freudig: „Ja, Siegbert!"

Da umschlang sie Siegbert und aus den todten Augen fielen warme Thränen und Hilde küßte sie ihm fort. —

Aus den Myrtenbüschen, die in reicher Fülle Capris Felsen bedecken, schlug eine Nachtigall in schmelzendem Laut, und leise flüsterte der Nachtwind in den Friedenspalmen. Drunten rauschte das Meer sein unergründliches Lied und droben glänzten die ewigen Sterne —

Sie funkeln so hell und so groß,
Sie spiegeln so hell sich im Meeresschooß,
Wie die Lieb' in der Tiefe der Zeiten.

„Und nun sag' mir ein Wort wieder," begann Siegbert, „das mich begleitete von den Thoren Italiens bis zu dieser Stunde und mir eine Bürgschaft ist für ferneres Glück, die italienische Phrase, die Du damals in Sterzing Deinen Vater lehrtest."

„Welche?" fragte Hilde, verwundert lächelnd.

„Lassen Sie den Muth nicht sinken!" antwortete Siegbert, und nun klang's von ihren Lippen im süßesten Laut der wonnigen Sprache, und Du mit Du erwiedernd sagte sie: „Non lascia smarrir di corraggio!"

Einsame Gedanken

von

Graf Emerich v. Stadion.

Mit sich allein zu leben im Leben — einsam zu verglühen oder ungepflückt zu verwelken — ist eine schwere Kunst.

•

Sympathie! Gelöstes Räthselwort des Magnetismus! Geheimnißvolles Attraktionsfluidum, das urplötzlich und völlig unvermittelt wie ein zündender Funke von einer Menschenbrust in die andere überspringt! In dir wurzeln alle Märchenkeime und der ganze Mystizismus der Liebe.

Von den Boulevards.

Von

P. v. M.

(Nachdruck verboten.)

August! also ein fast gänzlicher Stillstand in Allem, wovon ich sonst an dieser Stelle meinen freundlichen Lesern zu berichten pflege. Trotzdem hat den Parisern das große Ereigniß, welches mit einer Regelmäßigkeit, die der bestgeleiteten Administration Ehre machen würde, alle Monate bald im politischen, bald im sozialen Leben sich zuträgt, um wie auf Bestellung demselben seine Signatur aufzudrücken, nicht gefehlt. Das Ereigniß, von welchem ich spreche, ist der Prozeß gegen das Ehepaar Fenayron und den Bruder des Mannes, die den ehemaligen Geliebten der Frau Fenayron in gemeinsamem Einverständniß auf eine wirklich grauenhafte Weise ermordet haben. Ich kann und will an dieser Stelle auf die Details dieses Verbrechens nicht eingehen, sie sind derart scheußlich, daß man sich wahrlich fragt, ob man da Menschen oder wilde Bestien vor sich habe. Selbst die sonst, sobald eine Frau, alt oder jung, schön oder häßlich, im Spiele ist, so sehr zur Nachsicht geneigten Franzosen hatten mit diesem Wesen, welches unwürdig ist, den Frauennamen zu führen, kein Mitleid, und als das Urtheil, welches dieselbe zu lebenslänglicher Zwangsarbeit und nicht zum Tode verurtheilte, bekannt geworden, wurde der Wahrspruch im Publikum und in der Presse, die bekanntlich vollständige Freiheit genießt, auf's Schärfste kritisirt, indem man sich allgemein dahin aussprach, diese Person habe den Tod verdient.

Am wenigsten leidet das reiche Pariser Kunstleben unter den Sommerferien, wie die von der Union centrale des Arts décoratifs veranstaltete Ausstellung am besten beweist. Die Union centrale, wie der Verein kurzweg genannt wird, verfolgt den Zweck, die Anwendung künstlerischer Formen in der Industrie zu fördern, und veranstaltet zu diesem Ende seit einer Reihe von Jahren Fachausstellungen, in denen das Beste, Gediegenste und künstlerisch Vollendetste, was in der Bearbeitung des betreffenden Materials geleistet wird, gleichzeitig mit einer retrospektiven Ausstellung zur Ansicht gebracht wird. Die heurige Ausstellung umfaßt „Das Holz, Die Gewebe, Das Papier". Vom Rohmaterial bis zu der feinsten Verarbeitung wird dem Besucher in den zur Schau gestellten Objekten ein klares Bild der Anwendung des betreffenden Materials, der bereits erzielten und der noch anzustrebenden technischen und künstlerischen Vollendung vorgeführt. Es kann natürlich nicht meine Aufgabe sein, diese Ausstellung auch nur halbwegs eingehend zu besprechen, da das Interesse für den deutschen Leser zu gering ist, ich möchte aber darauf hinweisen, daß diese jährlich nach Schluß des „Salon" im Industriepalaste stattfindenden Ausstellungen international sind und daß unsere Industriellen durch Betheiligung an denselben sich neue und vortheilhafte Absatzquellen zu eröffnen in die Lage kämen. Schweizer Aussteller gibt es ziemlich zahlreich, auch Italien, Rußland und Oesterreich-Ungarn haben mehrere Vertreter in der Liste, Deutschland jedoch ist durch einen einzigen Aussteller, Frau Dr. Meyer aus Hamburg, welche sehr schöne, allgemein bewunderte Stickereien gesendet hat, vertreten. Mögen sich unsere Industriellen ja nicht durch die jüngsten gegen die in Paris weilenden Deutschen gerichteten Demonstrationen abschrecken lassen. Diese Vorgänge, zu denen leider von Seiten unserer Landsleute begangene Taktlosigkeiten den Vorwand lieferten, sind von einer sehr kleinen Zahl bübischer oder alberner Schreier in Szene gesetzt und die Masse der Pariser Bevölkerung steht denselben entschieden ablehnend gegenüber.

Die Theater sind bereits wieder eröffnet oder werden doch alle in der kürzesten Zeit ihre Vorstellungen aufgenommen haben. Derzeit bietet natürlich noch keine einzige Bühne irgendwie Neues, die Vorbereitungen zu dem theatralischen Winterfeldzuge sind aber im Gange, und nach Allem, was man hört, dürfte derselbe sich zu einem der interessantesten gestalten, die man seit Langem in Paris gesehen, obwohl hier das theatralische Leben wahrhaftig ein sehr reges ist.

Von ganz besonderem Interesse werden die Novitäten des Français und der Großen Oper sein.

Die Novität, auf welche die Comédie Française ihre Hoffnungen für diesen Winter setzt, ist gerade kein neues Stück. Es ist Victor Hugo's «Le roi s'amuse». Das Drama wurde am 21. November 1832 zum ersten Mal aufgeführt und hatte nicht nur literarisch, sondern auch politisch einen so riesigen Erfolg, daß die Minister Louis Philipp's nichts Eiligeres zu thun hatten, als das Stück zu verbieten, um die stets frondirenden Pariser an weiteren Demonstrationen im Theater des Königs zu verhindern. Seitdem wurde das Drama nicht wieder aufgenommen und erst jetzt geht man daran, dieß Werk des Großmeisters der französischen Literatur, welches in der abscheulichen Verballhornung zum Operntexte inzwischen in der ganzen Welt bekannt wurde, neuerdings auf die Bretter zu bringen. Die erste Wiederaufführung wird am 22. November stattfinden und der Zettel wird die Aufschrift „Zweite Vorstellung" tragen — ein geistvolles Kompliment an die ewige Jugend des Dichters.

Die große Novität der Oper ist St. Saëns' „Henri VIII." Mit den Studien und der mise en scène wurde Ende August begonnen und die Direktion läßt urbi et orbi verkünden, daß sie heuer die Studien der einen großen Oper, die sie nach ihrem Kontrakte mit dem Staate alljährlich neu zur Aufführung bringen muß, besonders lebhaft zu betreiben gedenke und mit Bestimmtheit darauf rechne, „bereits" am 15. Januar 1883 damit vor das Publikum treten zu können. Also selbst wenn die Direktion den Termin einhält, woran doch nicht zu denken ist, an fünf Monate zum Studium einer Oper, die dann obendrein durchaus nicht musterhaft zur Ausführung zu kommen pflegt! Die Ursache dieser Abnormität liegt darin, daß die Musiker und Choristen derselben Oper, die ihren ersten Kräften Jahrgehalte bis zu einer Viertelmillion Franken gibt, ganz miserabel schlecht gezahlt sind, was zur Folge hat, daß sich dieselben durch Musikunterricht, durch Betheiligung an den öffentlichen Konzerten und durch alle nur denkbaren anderen Nebenbeschäftigungen einen Verdienst

suchen müssen, der sie weit mehr in Anspruch nimmt, als ihre Hauptbeschäftigung. Werden nun zu viele Proben ausgeschrieben, so drohen die in ihrem Nebenverdienste gestörten Musiker und Choristen mit einer regelrechten Strike und die Direktion beeilt sich nachzugeben.

Ein sonderbarer Streit ist in den Persönlichkeiten von Vaucorbeil und Carvalho zwischen der Direktion der Großen Oper und jener der Komischen Oper ausgebrochen. Gounod hat bei dem jüngsten Musikfest in Birmingham sein Oratorium „Redemption" zur ersten Aufführung gebracht und hat damit einen sensationellen Erfolg gehabt. Nach den übereinstimmenden Meldungen der berufensten Musikkritiker ist „Redemption", dessen Studien Gounod selbst geleitet und dessen erste Aufführung er selbst dirigirt hat, eines der besten Werke des Kompositeurs von „Margarete". Sofort nachdem diese Nachricht durch die Blätter gegangen, ließ Carvalho melden, er habe mit Gounod bereits abgeschlossen und werde, ähnlich wie seinerzeit Verdi's „Requiem", im Laufe dieser Saison auch „Redemption" in der Komischen Oper dem Publikum vorführen. Auf das hin telegraphirte Vaucorbeil an Gounod eine natürlich gleichfalls veröffentlichte Depesche, in der er ihn daran erinnert, daß er bereits seit mehr denn anderthalb Jahren von ihm die Zusage habe, daß das Oratorium in der Großen Oper zur Aufführung kommen solle. Gounod selbst hüllt sich in tiefes Schweigen und so weiß zur Stunde kein Mensch, ob und wo „Redemption" in Paris zu Gehör gebracht wird. Die Frage wird sehr lebhaft besprochen, weil die seit einiger Zeit eingerissene Auswanderung der Werke französischer Kompositeure — so vor einigen Monaten Massenet mit seiner Oper „Herodiade" nach Brüssel und nun Gounod mit dem Oratorium nach Birmingham — bevor diese noch in Paris gehört wurden, die öffentliche Meinung in hohem Grade aufgebracht hat.

Die Jubiläumsfeier der Eßlinger Schützengilde.

(Hiezu das Bild S. 1041.)

Das Jubiläum der altehrwürdigen Schützengilde der vormaligen Reichsstadt und nunmehr treu württembergischen Oberamtsstadt Eßlingen wurde mit der Nationalfeier in Verbindung gebracht. Die Schützengesellschaft ist in der Lage, auf eine fünfhundertjährige Geschichte zurückblicken zu können; sie ist mit der Geschichte der Stadt zum Theil eng und stets ruhmvoll verwachsen. Stuttgart und das benachbarte Eßlingen lagen jahrhundertelang miteinander in Fehde. Die Eßlinger Schützengilde bildete im Streite eine Art auserwähltes Korps. Ob die Eßlinger den Necknamen „Zwiebel" von den Stuttgartern erhalten, mag dahingestellt bleiben. Noch bis in's laufende Jahrhundert herein war es keinem Stuttgarter zu rathen, in Eßlingen den Namen Zwiebel anders als etwa im Handel um das würzige Gartengewächs zu nennen. Heute haben die Eßlinger Humor genug, sich selbst mit dem in feierlichem Zuge durch die Stadt getragenen Zwiebel zu ironisiren, vielleicht gar als gewiegte Geschäftsleute für ihren vortrefflichen Gemüsebau Reklame zu machen. Die Jubelfeier dauerte eigentlich drei Tage und begann am Freitag. Der Haupttag war der historische Festzug am Sonntag den 3. September. Man brauchte in Eßlingen nur in der reichen Vorrathskammer der historischen Erinnerungen einige Stoffe herauszugreifen und der historische Festzug ordnete sich sozusagen von selbst. Der Festzug wurde in der Frühe mit einem Imbiß eingeleitet. Es galt, den neugeschaffenen Ehrenbecher durch schöne Hand einzuweihen. Es ist ein „Münzbecher", in dem alle auf sieben deutschen Bundesschießen errungenen Münzen zu einem künstlerisch gegliederten Ganzen verbunden sind. Der Becher stammt aus dem Atelier von Hofjuwelier Ed. Föhr und enthält folgende Widmung:

„Wie bei unseren Altvorfahren
War der Brauch: nach hundert Jahren
Neu zu schaffen einen Becher,
Wollen wir als wackere Zecher
Ihnen zur Ehre, uns zur Zier
Stiften diesen Becher hier.
1882."

Auf 12 Uhr war die Ordnung und auf 1 Uhr der Beginn des historischen Festzuges bestimmt. Ehe der Zug sich in Bewegung setzte, vollzog ein jugendlicher Schütze den Auftrag, der Becherkönigin den neuen Ehrenbecher zu überreichen mit folgenden Worten:

„Den Becher, hohe Königin, wir Deinem Schutz befehlen;
Reichst Du ihn einem Schützen dar, der Zauber kann nicht fehlen.
Trinkt man daraus der Rebe Saft,
Durchströmt den Arm schon Wunderkraft."

Und die jugendliche Becherkönigin erwiederte:

„Jedermann sieht, wie der Himmel euch ehrt,
Drum sei auch von mir eure Bitte gewährt.
Aus dem Becher ergieße sich stets frischer Muth,
Ich nehme ihn in meine gnädige Hut."

Der Zug setzt sich in Bewegung. Die Spitze bildeten zwei Rotten Schützen im Kostüm des heutigen Tages, und zwar zu Pferde. Noch mehr ein Kind der Gegenwart ist die zweite Abtheilung, die vierte Kompagnie der Feuerwehr, nach Trommelschlag marschirend; die jetzt folgenden Turner hatten eine Kapelle, welche spielte. Nachdem so dem Geiste des heutigen Tages sein Recht eingeräumt, kündigte ein Herold mit Trabanten, beritten, einen neuen Abschnitt an. Es erschienen die Vertreter der grauen Vorzeit Schwabens, die Germanen, riesige Gestalten in Pelzen und mit Urhörnern; die historisch nachweisbare Existenz von Eßlingen reicht in die Zeit Karl's des Großen zurück. An diese schlossen sich die Vorgänger der heutigen Schützen an, die Repräsentanten der früheren Schießkunst, die Armbrustschützen mit dem ganzen Zubehör an Scheiben, an Pritschenmeistern, Warnern u. s. w. Der wilde Jäger ist von der Dichtkunst in heiterer, in ernster Weise so vielfach behandelt worden, daß er, der manches Mal in Eßlingen eingekehrt, um so weniger fehlen darf, als der Rodensteiner eine Braut aus Eßlingen, Mathilde Hegelin, sich auserwählt. Beide erschienen zu Pferde. Der Uebergang zur neuen Bewaffnung mit dem Feuergewehr wurde durch das Eßlinger Schießen vom Jahre 1516 dargestellt. Die Schützen trugen die Luntenbüchse mit der Gabel, die Radbüchse; die Pagen zeigten drei alte Schützenbecher. Patrizier und Patrizierinnen folgten zu Pferde. Während bisher, dem Geiste der Zeiten entsprechend, dem Streiter und seinen Waffen das Vorrecht eingeräumt wurde, erschien jetzt auch eine Figur, welche den reformatorischen Geist des Zeitalters der Renaissance vorstellte; es ist der seinerzeit so vielgenannte Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus von Hohenheim, genannt Bombastus. Derselbe hat sich auf seinem unstäten Leben mehrere Jahre in Eßlingen aufgehalten; erst in der jüngsten Zeit wurde an dem Wohnhause ein Denkmal angebracht. Damit auch dem Humor sein Raum vergönnt werde, erscheint jetzt Weingärtner Rühle von Eßlingen. Dieser ist 1582 zu dem großen Schützenfest in Frankfurt a. M. gewandert, hat seine Büchse im „Kreben" (geflochtener, auf dem Rücken getragener Korb, von dem sich der Weingärtner alten Schlages so wenig als möglich trennt) nach dem Schießplatz getragen und dort den besten Schuß gethan. Der Winzerstand hat in dem rebenreichen Eßlingen, das seinerzeit als Reichsstadt ein eigenes Herrschaftsgebiet besaß, stets eine große, um seiner großen Kopfzahl willen zum Theil eine einflußreiche Rolle gespielt. Diesem Stande war eine ganze Abtheilung gewidmet. Die fröhlichen Pärchen auf dem reichgeschmückten Wagen führten eine Riesentraube und den geschickt gewundenen historischen Zwiebel mit sich. Eine jetzt folgende Kanone aus dem siebenzehnten Jahrhundert zeigte bereits die „gezogene" Konstruktion; das Geschütz wurde von Gnomen begleitet, die mit gar mancherlei Waffen ausgerüstet waren. Eine jetzt folgende Abtheilung erinnert an die traurigste Zeit Eßlingens und des deutschen Reiches. Eine Stadt mit einem kleinen Gebiet, noch nicht zehntausend Seelen zählend, war so vollständig vom darniederliegenden Reiche preisgegeben, daß sie sich gegen die Schaaren eines Melac nicht halten konnte. Melac erschien zu Füßen der Germania. Es folgte noch eine Erinnerung aus dem siebenzehnten Jahrhundert. Den Schluß des kostümirten Zuges bildete der Becherwagen: die Becherkönigin mit ihrem reizenden Gefolge, den Bewahrerinnen des Silberschatzes der Eßlinger Schützengilde. Hieran reihte sich das Gros der aus nah und fern herbeigeströmten Gäste. Das thürmereiche Eßlingen mit den vielen alten, zum Theil auf's Sorgfältigste restaurirten Bauten ist für einen kostümirten Festzug ein so vortrefflich geeigneter Schauplatz, daß die Erinnerungen an die vergangenen Zeiten doppelt wirkungsvoll erscheinen mußten. Nachmittags bot die Burg mit ihrem von Mauern umschlossenen Raum, von dem man die prächtigste Aussicht auf Stadt und Land hat, ein buntbewegtes Bild der Vergangenheit und Gegenwart. W.

Das dritte deutsche Sängerbundesfest in Hamburg.

(Hiezu das Bild S. 1045.)

Nur zu oft ist den Bewohnern der ersten deutschen Handelsstadt von bösen Zungen ein trockener Materialismus zur Last gelegt worden, welcher Vorwurf in den meisten Fällen ohne allen philosophischen Beigeschmack indessen nur bestimmt war, die Gourmandise derselben zu treffen. Wenngleich nun der Hamburger dem Troste nicht unzugänglich ist, der darin besteht, daß eine feine Zunge bei Kennern denn doch noch in höherem Ansehen steht, als eine böse Zunge, so hatte es doch noch wenige Tage vor dem Feste (10. bis 14. August) den Anschein, als ob dießmal der Vorwurf eines Materialismus höherer Bedeutung gerechtfertigt werden sollte. Aber Diejenigen, welche sich etwa der weitläufigen Vorbereitungen zu den früheren Sängerbundesfesten zu Dresden und München erinnerten und nun über die gleichgültige Ruhe des „praktischen" Hamburgers den Kopf schüttelten, wußten nicht, daß derselbe dergleichen Ereignisse mit stoischem Gleichmuthe an sich herantreten zu lassen pflegt und nur erst „in letzter Stunde" von siegreichstem Entschlusse ist.

Die Festausschüsse, an deren Spitze der um Hamburg hochverdiente Bürgermeister Dr. Kirchenpauer, sowie Senator Hayn und der Präsident der Bürgerschaft, Dr. Hachmann, getreten waren, hatten freilich von vornherein eine energische Thätigkeit entwickelt; daß aber die aus allen deutschen Gauen und selbst von jenseits des Ozeans herbeiströmenden Sangesbrüder — über 8500 hatten sich angemeldet — ein Volksfest im schönsten Sinne des Wortes erleben würden, das wurde erst wenige Tage vor Beginn der Festlichkeiten so recht ersichtlich. Der Quartierausschuß wurde erst da drückender Sorge plötzlich enthoben; von allen Seiten strömten ihm Anerbieten von Freiquartieren zu. Die Oberschulbehörde stellte die bequemen Volksschulgebäude, die „Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Aktiengesellschaft" sogar einen ihrer schwimmenden Paläste, den großen transatlantischen Dampfer „Lessing", in zuvorkommendster Weise zur Verfügung. Die alte, ehrwürdige Hansestadt und vor Allem diejenigen Straßen, durch die der Festzug seinen Weg nehmen sollte, legten gleichsam über Nacht das prächtigste Festgewand an, und das regste Volksgetümmel belebte schon am Donnerstag namentlich die auf's Reichste geschmückte „Steinstraße", durch welche die Gaubünde und die einzelnen Vereine von den Bahnhöfen unter tausendfältigem Begrüßungsjubel der inneren Stadt zuzogen. Der offizielle Empfang der Ankommenden fand in einem erst kürzlich eröffneten, großartigen Etablissement, der „Marienthaler Bierhalle" statt, woselbst auch die zum größten Theil neuen und prachtvollen Vereinsfahnen ein vorläufiges Unterkommen fanden. Von hier aus wurden die Sänger nach gehörigen, genußreichen „Umwegen", auf welchen den Sehenswürdigkeiten der Stadt der freudigste Tribut gezollt wurde, in ihre Quartiere geleitet.

Am andern Tage ging es in hellen Schaaren der Festhalle auf der „Moorweide" und dem sie umgebenden, ausgedehnten und mit mächtigen Wirthschaftszelten besäten Festplatze zu. In ersterer fand bei Gelegenheit der Festkonzerte eine Menschenmenge von 17—18,000 Köpfen Platz. Die zahlreichen Vereinsfahnen und Banner wurden reihenweise als schönster Schmuck an den Wänden derselben aufgehängt, wobei natürlich der pompösen Bundesfahne, welcher die Frauen Hamburgs ein sehr kostbares und kunstvoll gesticktes Band gewidmet hatten, der Ehrenplatz eingeräumt war. Bei elektrischer Beleuchtung bot die Festhalle einen überaus imposanten Anblick. Der „bemerkenswertheste" Platz war natürlich der des Dirigentenpultes. Hier heimsten die beiden Dirigenten, Professor v. Bernuth aus Hamburg und Bundeschormeister Schmidt aus München, den wohlverdienten Dank ein für ihre aufopfernde und aufreibende Hingabe. Sie entledigten sich ihrer schwierigen Aufgabe mit anerkennenswerthestem Geschick. Eine über alles Erwarten gute Akustik unterstützte das Gelingen der beiden Konzerte sehr wesentlich, und selten wohl haben Chöre von über 7000 Männerstimmen eine so überwältigende Wirkung ausgeübt und einen so wohlthuenden und nachhaltigen Eindruck hinterlassen, wie an diesen beiden unvergeßlichen Festabenden. An den ersten derselben schloß sich ein von etwa 8000 Personen besuchter Begrüßungskommers an, der, durch treffliche Reden und urwüchsigen Humor gewürzt, den frischesten und glücklichsten Verlauf nahm. Hier erst kam auch der hungrige „Börsenwitz", zum Beispiel, daß es dieser Tage überall in Hamburg — gerade wie zur Zeit des „großen Brandes" so merkwürdig „sengerich" röche, zu gesättigtster Geltung.

Gegen Mittag des 12. August hatten sich die Sangesbrüder mit ihren Fahnen auf den freien Plätzen vor dem „Steinthor" versammelt, um den Festzug durch die vorherbestimmte via triumphalis der Stadt anzutreten. Er imponirte zumeist durch die endlose Zahl der Theilnehmer, sowie insbesondere durch die allseitige festesfrohe Stimmung, die sich in ausgelassenster Weise durch Jauchzen und Jubeln, durch Kranz- und Blumenspenden und nicht zum mindesten durch die „Sangesgrüße" auszeichnete, mit denen einzelne Vereine hervorstechende Damenflore an den schön geschmückten Fenstern in übermüthigster Laune apostrophirten. Die „Perle" des Zuges bildete der Wagen mit der Bundesfahne, der sich als ein von sechs reichgeschirrten Pferden gezogenes und mit sinnreichen Emblemen verziertes Schiff präsentirte und nach einer Zeichnung des bekannten Bildhauers Peiffer konstruirt worden war.

Reichlich zwei Stunden nahm der Vorbeimarsch des Festzuges in Anspruch. Aber Alles hielt tapfer aus trotz der glühenden Sonne. Das Fest nahm den glänzendsten und in seiner vollen Harmonie durch keinen Mißklang gestörten Verlauf; viele Theilnehmer unternahmen noch vor der Heimreise Ausflüge in die liebliche Umgebung Hamburgs: sie Alle aber werden die Erinnerung an die Freuden und — an die große Bedeutung des Festes zurücktragen in die Heimat, die in der siegesgewaltigen Macht des deutschen Liedes und in dem erhebenden Bewußtsein gipfelt, daß wir sind und sein wollen „ein einig Volk von Brüdern".

Villerville.

(Hiezu das Bild S. 1044.)

Trouville, der in den letzten zehn Jahren so sehr zur Mode gewordene Sommeraufenthalt der Pariser Boulevardiers beiderlei Geschlechts, dieser Superlativ des fashionablen Seebadelebens, wird heute stark von einer Gesellschaftsklasse frequentirt, die nicht Jedermann willkommen ist. Trouville ist ja nur der Pariser Boulevard mit manchen seiner Annehmlichkeiten, aber auch mit all' seinen Schattenseiten an den Meeresstrand verlegt, deßhalb wird es ebensosehr besucht wie gemieden. Diejenigen, die es besuchen, machen das Leben nur noch toller, bewegter, zwangloser, theurer; — und die Tausende, die es meiden, schufen jene zahlreichen Badeorte in der Umgebung Trouvilles, zahlreicher als an irgend einem andern Punkte der atlantischen Seeküste von Gibraltar bis Tromsöe. Es sind dieß Seebäder für volle Börsen und vornehme Gesellschaft wie Dauville, — oder solche für beschränktere Säckel wie Cabourg, Villers sur mer und ein Dutzend anderer.

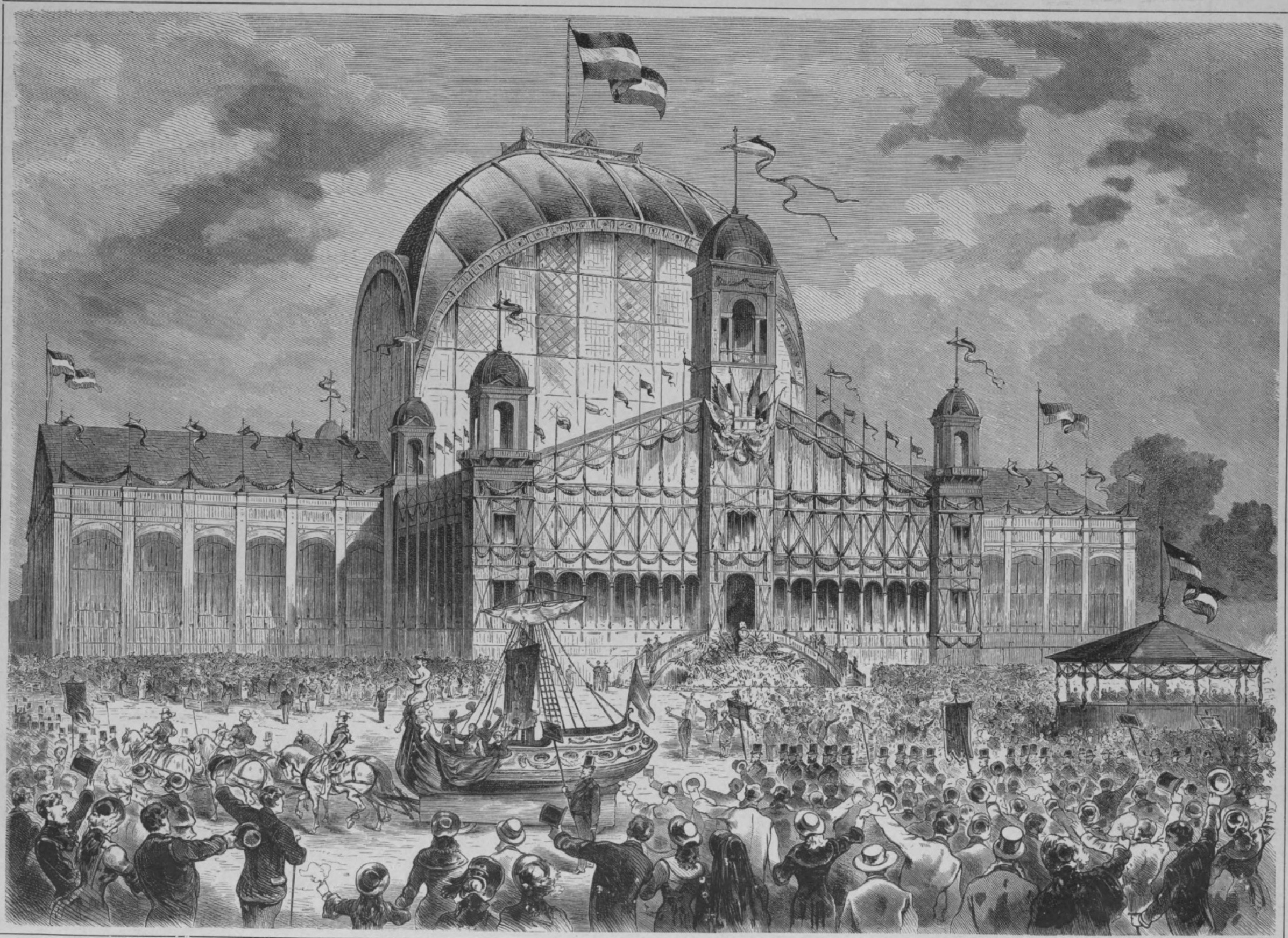
Unter ihnen befindet sich auch Villerville — halben Wegs zwischen Trouville und Honfleur, am Fuße der hier steil vom Meere emporsteigenden Kalkklippen gelegen. Die ganze Gegend ist eine der Perlen des schönen Frankreich. Ausgedehnte Wälder, schattige, wasserreiche Thäler, alte Burgen und Hafenstädte — und endlich das hier stets reich belebte Meer, denn Havre, der Seehafen von Paris, liegt ja gerade gegenüber, auf dem Nordufer der mehrere Seemeilen breiten Mündung der Seine. Als ob sich die guten Pariser von ihrer Seine nicht trennen könnten, folgen sie ihr auf ihrem Laufe und begleiten sie bis hieher an's Meer.

Die Seeküste, an welcher Villerville gelegen, ist für Seebadezwecke nicht besonders gut geeignet, denn die Klippen, die sich hoch über dem Badeort erheben und an manchen Punkten von Villen und Schlössern gekrönt sind, setzen sich auch unter dem Wasser bis nahe der Mitte der Seinemündung fort und bilden hier jene gefährliche, ausgedehnte Felsenbank, die unter dem Namen Banc du Ratier von den Fischern Villervilles und Honfleurs so gefürchtet wird. Zudem ist der Badestrand steinig und das Baden selbst nur zur Zeit der Flut möglich.

Dennoch hat sich Villerville zu einem ganz ansehnlichen Bain de mer entwickelt. Von einer lustigen Gesellschaft von Künstlern und Journalisten gegründet oder, wie sie mit echt französischer Eitelkeit sagen, „entdeckt", rührten diese in den Zeitungen, in ihren Bildern und in den Salons so stark die Lärmtrommel für das neue Bad, daß sich gar bald eine Art Kasino und Estakade auf dem steinigen Strand erhob; daß Villen und Hotels in der Umgebung gebaut wurden und das alte Fischernest jetzt das Janusgesicht eines modernen Seebadeortes zeigt. Die Preise haben noch nicht die im wahrsten Sinn des Wortes „schwindelhafte" Höhe jener von Trouville erreicht; dazu ist die Gesellschaft lustig, ungenirt und der Schönheit der Natur ganz ergeben, ob sie nun den benachbarten herrlichen Wald von Touques oder die badenden Frauengestalten betrifft, die hier bezüglich ihrer Costumes des Bains wirklich noch nicht mit der Natur auf so gespanntem Fuß stehen, wie die Damenwelt von Trouville. Villerville ist glücklicherweise noch keines jener Bäder, in welches die Eisenbahn gedrungen, und vielleicht gerade deßhalb noch charmant, angenehm — ein Flecken Erde, wo der Pariser seinem Paris und dem großstädtischen Leben noch entfliehen kann. v. H. W.



Villerville an der normännischen Küste. Von Leon Hayon. Nach einer Photographie (B. Schlesinger in Stuttgart und E. Lecadre & Co. in Paris).



Das dritte deutsche Sängerbundesfest in Hamburg. Sängerhalle und Festzug. Originalzeichnung.

Aus den Wassern.

Novelle

von

Jeanne Marie von Gayette-Georgens.

(Schluß.)



Gräfin Elfriede befand sich allein, in selige Tändeleien mit ihrem Felix versenkt, als ihr der Waisenhausdirektor Kornfeld aus Frießbach angemeldet wurde.

Dieser Besuch konnte nur in Nidi's Angelegenheiten geschehen, vielleicht hatte Herr Kornfeld ihr wichtige Enthüllungen zu machen, und sie begab sich in das Empfangszimmer.

Kornfeld war etwas betreten, als die schöne, vornehme Frau nun vor ihm stand und nach dem Zweck seines Besuches fragte, doch beherrschte er bald die Situation, in der er sich befand; konnten die Mittheilungen, die er der Gräfin zu machen beabsichtigte, dieser doch nur angenehm sein.

„Gnädigste Gräfin," sagte er, „mein Hiersein betrifft den jungen Mann, den Graf Markloro als seinen Bruder zu erkennen wähnte und an dem er, wie ich erfahren, die rührendsten Bruderpflichten bereits ausübte, doch wird die Familienangehörigkeit von anderer Seite beanstandet. Es sind Briefe an mich eingegangen, die es bezweifeln lassen, daß das den Fluten der Pitsch entkommene und gerettete Kind auf den Namen Felix Markloro getauft war."

Kornfeld legte nun der Gräfin einige Schreiben vor, die ersichtlich mit verstellter Hand geschrieben und Veronika von S. unterzeichnet waren.

„Erst jetzt," schrieb die Dame, „bin ich ermächtigt, den Schleier zu lüften, der die Geburt eines Kindes umhüllt, das, wie ich aus sicherer Quelle weiß, bei der großen Ueberschwemmung von Niederthal vor achtzehn Jahren gerettet wurde. Das Kind, durch seine unberechtigte Geburt dazu bestimmt, ein Leben in Verborgenheit zu führen, wurde in einem Bauernhause zu Frießbach, wo es in jenen Unglückstagen zur Welt kam, in die Kleider und Bettchen einer an's Ufer geschwemmten Kinderleiche gehüllt und der Waisenhauskommission als ein aus den Wassern gerettetes übergeben.

„Ein Todesfall, der in meiner Familie stattgefunden, gibt mir endlich so viel freie Hand, um jenem Kinde, das unter der trefflichen Ueberwachung und Erziehung in dem Waisenhause von Frießbach zu einem kräftigen Jüngling erwachsen, nachzufragen.

„In der Lage, der Waisenhausverwaltung die für dieses untergeschobene Kind gemachten Auslagen an Kost- und Erziehungsgeldern zu vergüten, bitte ich um baldige Benachrichtigung über die Existenz des Jünglings, dessen Familienname der Welt nunmehr bekannt werden soll."

Nachdem die Gräfin dieses Schreiben durchflogen, traf ein prüfender Blick aus ihren Augen die Gesichtszüge Kornfeld's und ein kurzes „Nun?" glitt über ihre Lippen.

Sie vermuthete sogleich, daß hier Verrath im Spiele sei, und ohne sich das Wie und Warum klar zu machen, trat das Bild des jungen Mädchens, das sie auf dem Holmkögel in Beziehungen zu Nidi gesehen hatte, vor ihr geistiges Auge.

„Es muß eine Untersuchung eingeleitet werden," sagte der Waisenhausdirektor.

„Ehe das geschehen kann, scheint mir, müßte die Dame Veronika aus ihrer Anonymität hervortreten. Ihr nächster Schritt, Herr Direktor, würde der sein, dieses Schreiben zu vernichten und kein weiteres Gewicht darauf zu legen."

Kornfeld hatte sich dessen nicht versehen; er durfte voraussetzen, daß die Gräfin nur gar zu gern den ihr aufgebürdeten Schwager los zu werden wünschen müsse, und nun sträubte sie sich, den ihr dargebotenen Faden weiterzuspinnen. Er schämte sich, ihr weiter vorzulügen, daß er auf den anonymen Brief nach Wunsch der Dame „postlagernd" bereits geantwortet, und ein zweites, angeblich empfangenes Aktenstück vorzulegen.

„Sie haben Zeit, Herr Direktor," fuhr die Gräfin mit großer Ruhe fort, „sich die nöthigen Ausweise für die Familienangehörigkeit Nidi's zu verschaffen, inzwischen hat der so lange Ausgestoßene ein Asyl gefunden."

Dabei dachte sie die Pläne Walradens, welche — wie sie annahm — durch den Geburtsadel Nidi's zwischen ihm und sich eine Kluft der Trennung, die durch nichts zu überbrücken war, aufgerissen sah, sich weiter entwickeln zu lassen. Daß Direktor Kornfeld sich zum Vermittler dieser Angelegenheit benützen ließ, schien ihr allerdings zweifelhaft, jedoch — die einzige Tochter des Oberhofbesitzers konnte wohl über diesen Mann durch andere Mittel als die ihrer persönlichen Ueberredung Einfluß üben.

Kornfeld bemerkte der Gräfin, daß ihm in seiner Stellung schon ein ähnlicher Fall wie der vorliegende begegnet, und bat, ihr Veronika's Antwort auf sein Schreiben mittheilen zu dürfen.

„Sie sind dieser Mühe enthoben, Herr Kornfeld," entgegnete die Gräfin, „wenn das Schreiben nicht die volle Namensunterschrift der Dame und auch sonst nicht amtliche Bestätigungen ihrer Reklamation enthält. Mir kommt die Sache etwas abenteuerlich vor, und als ob Sie, verehrter Herr, dabei der Düpirte wären."

Kornfeld sagte hierauf, daß die Dame sich in ihrem zweiten Schreiben als Gräfin Salmen unterzeichnet.

„Deren Güter vielleicht im Monde liegen," fiel Elfriede ein. „Lassen Sie, wie gesagt, die Enthüllungen erst reifen und bringen Sie dann die nöthigen Certifikate. Graf Markloro wird dann sicher nicht anstehen, seine vermeintlichen Beziehungen zu dem bis dahin unter unserem Schutze verbleibenden Jüngling abzubrechen."

Sie deutete dabei durch eine Handbewegung an, daß sie die Unterhaltung über den Gegenstand nicht weiter fortzusetzen wünsche, und Kornfeld, den Wink verstehend, erhob sich und bat um die Erlaubniß, sobald er tiefere Einblicke in die jetzt noch dunkel vor ihm liegenden Verhältnisse gewonnen, seinen Besuch wiederholen zu dürfen.

„Dann wollen Sie sich aber nicht an mich, sondern an meinen Gemahl mit Ihren Beweisstücken wenden."

Kornfeld war entlassen, und er empfand bitteren Groll gegen Diejenige, in welcher er eine Verbündete zu gewinnen gehofft hatte.

„Hier spielen Kabale und Liebe," dachte die Gräfin; „kaum hat dieser Verwaiste einen Halt im Leben gefunden, so will man ihm auch schon die Stütze zerbrechen und bedient sich dazu der Lüge und Fälschung." Noch konnte sie das eingeleitete Spiel nicht durchschauen, doch war sie rasch entschlossen, Nidi selbst über den Charakter des Mädchens, das sie als die geheime Agentin zu erkennen wähnte, und über seine Beziehungen zu Walraden zu befragen. Sie begab sich demnach sogleich in das Arbeitszimmer ihres Schützlings, fand ihn aber ebensowenig wie Alarich eine Stunde zuvor an seinem gewöhnlichen Platze, wohl aber das an ihren Gatten gerichtete Schreiben, welches dieser auf dem Tisch zurückgelassen. Der Inhalt desselben war für die zarte Frau ein erschütternder. Dämonisch jagte zuerst der Gedanke durch ihren Kopf: vielleicht fordert jetzt das Wasser sein ihm entrissenes Opfer zurück — dann befiel sie eine beklemmende Angst um Alarich. Sicher war dieser dem Wagehals nachgeeilt, hatte vergeblich versucht, ihn von dem Unternehmen abzuhalten und als letztes Mittel das ihr gegebene Wort gebrochen.

Allerhand Befürchtungen taumelten in Elfriedens bewegtem Hirn durcheinander. Ging Nidi als tollkühner Luftsegler unter, so blieb der Name der Familie, den er einst tragen sollte, vor möglichen Verunglimpfungen beschützt, denn Nidi ließ sich nimmermehr „zustutzen", er verfolgte seine excentrischen Bahnen wie ein Gestirn, das außerhalb der regelmäßigen Ordnung kreist, und was ihm in den Weg kommt, mit sich reißt. An Felix und an das ihm durch Nidi's öffentliche Namensanerkennung geraubte oder vielmehr geschmälerte Erbe dachte sie dabei nicht.

Die Unruhe der jungen Frau steigerte sich, da die Nacht herannahte und weder Alarich noch Nidi heimgekehrt waren.

*

Graf Alarich hatte den Cirkus, innerhalb welchem der „Aristarch" aufsteigen sollte, kurz vor diesem Ereigniß erreicht. Eine neugierige Volksmenge umgab den Riesenballon und im Centrum der Bewegung stand Nidi wie ein Feldherr vor der Schlacht, die Maschinen und Batterieen rekognoszirend und eben im Begriff, das Luftschiff zu besteigen.

Alarich bebte vor einem Eklat, vor einer Szene in der Oeffentlichkeit, über welche die Zeitungen berichten könnten und von der man in der Gesellschaft wenig liebreich sprechen würde; dennoch brach er sich Bahn durch den vielreihigen Kreis und schritt ohne zu zögern auf Nidi zu. Er überhörte die Rufe aus dem Publikum: „Es will noch Einer mitfahren, aber er kommt zu spät!" Mit Entsetzen nahm er wahr, wie das erste Zittern der Bewegung durch den Ballon rieselte, welcher im Begriff stand, in die Wolken zu steigen.

„Nidi!" rief der Graf. „Nidi, mein Bruder, bleibe, bleibe!"

Doch mit lauter Stimme tönte es zurück:

„Ich bin ein Freier, ich gehöre Niemand. Ich wag's, Graf Markloro; meinen Gruß der Gräfin."

Die letzten Worte verhallten in der Luft, denn das Schiff begann zu steigen, und verlassen und verlacht stand Alarich auf festem Boden und schaute empor zu dem höher und höher steigenden Luftschiff, das in rapider Eile seinen Augen zu entschwinden begann.

„Er ist verloren," stöhnte er. Schon dreimal war das Unternehmen in grauenvoller Weise verunglückt. Aber Nidi hatte Recht, er war ein Freier, er gehörte Niemand, und ohne es zu ahnen und zu wollen strafte er jetzt Denjenigen, welcher in trägem Abwarten es versäumt hatte, dem verlorenen Kinde nachzuforschen, das ihm als das theuerste Erbe der Mutter zurückgelassen war, und der anstatt dessen erst aus romantischem Abenteuerdurst sich an den Ort begeben, wo das Schreckensereigniß, das ihn und Nidi zu elternlosen Waisen gemacht, stattgefunden hatte.

*

Walrade, die nichts von Kornfeld's Umtrieben ahnte, war nicht wenig überrascht, diesen bei seinem nächsten Besuch im Oberhof selber das Thema berühren zu hören, das sie mit ängstlichem Bedenken das letzte Mal angeschlagen, aber sie erbebte vom Scheitel bis zur Sohle, als der eilfertige Berichterstatter, der eben von seiner Reise aus der Residenz zurückgekehrt war, die Nachricht mitbrachte, daß ein Frießbacher, der sich bei dem Aufsteigen eines Riesenluftschiffes nicht habe zurückhalten lassen, mitzufahren, vermuthlich zu den Seglern gehören werde, die nicht mehr zurückkehren.

„Dieser kann kaum ein Anderer als Nidi sein," fuhr Kornfeld fort, indem sein Blick Walrade streifte, welche einen leisen Aufschrei nicht zu unterdrücken vermochte. „Bis jetzt weiß man noch nicht, wo der Ballon gescheitert," fuhr er fort; „wenigstens kommt der Name des Grafen Markloro dadurch nicht in Umlauf, denn bis jetzt hat die Familie es für gerathen befunden, von der nahen Verwandtschaft mit dem ungebildeten Sonderling nichts verlauten zu lassen; auch haben sich bereits einige Zweifel über dessen gräfliche Abstammung erhoben."

Walrade, welche sich bemühte, ruhig zu scheinen, nahm diese letzte Nachricht, mit welcher Kornfeld einen besondern Trumpf auszuspielen wähnte, ganz anders auf, als dieser erwartet. Sie schien selber von dem Zweifel erfüllt und durch die Annahme einer weniger vornehmen Abkunft mehr erfreut als niedergeschlagen. Sobald es sich schicklich thun ließ, suchte sie jedoch der schwülen Zimmeratmosphäre zu entkommen, und in Thränen ausbrechend schluchzte sie:

„Nidi, Nidi, warum bist Du fort von hier? Warum zu fremden Leuten, die Dich verleugnen, obwohl Du zu ihnen gehörst?"

Kornfeld hielt es für angemessen, den Oberhofbauer von anderen Dingen zu unterhalten und dabei auf das ihm Zunächstliegende anzuspielen.

„Eure Tochter, Herr Rüfer, wächst Euch bald über den Kopf; habt Ihr noch nicht daran gedacht, dem Mädchen ein passendes Ehegespons auszusuchen? Mir scheint sie hier allzu einsam, wenn Ihr Eure Geschäftsreisen macht, könnte sie Euch einmal entschlüpfen, ohne daß Ihr wüßtet, wohin sie entwischt."

Kornfeld wollte sich zum Scherzen zwingen, die Möglichkeit aber, die er eben aufstellte, kam ihm plötzlich gar nicht so unmöglich vor wie dem Oberhofbauer selbst.

„Die Walrade ist mit dem Oberhof verwachsen, wie die Ranke mit dem Baum, den sie umschlingt, aber ich halte sie nicht, das Mädel ist frei und kann nach eigener Wahl sich einen Mann nehmen. Geld hat's genug auch ohne mich, von mütterlicher Seite; der alte Grubenstecher, meiner Mutter Schwäher, hat ihr einen hübschen Batzen vermacht, da er ohne Kind und Kegel starb. Sie hat ihr Eigenes," erwiederte Rüfer.

Das war für Kornfeld eine neue angenehme Ueberraschung, daß Walrade jetzt schon unabhängig von dem Alten über eigenes Vermögen verfügen konnte, wenn sie auch noch unter seiner Vormundschaft stand.

Walrade trat eben wieder ein; sie hatte sich zu

fassen gesucht und sprach über gleichgültige Dinge, zeigte Kornfeld aber eine so abwehrende Kälte, daß ihm der Zeitpunkt, das Eisen zu schmieden, nicht eben günstig schien und er mit nur geringen Hoffnungen heute das Haus verließ, in welches er sich recht fest einzunisten beabsichtigte. Er schied mit dem Versprechen, das er gab, ohne daß es ihm abverlangt war, mit den neuesten Nachrichten von dem Untergange des „Aristarch" wiederzukommen.

Indessen war Derjenige, welcher die Theilnahme Einzelner und die Neugierde der Menge in ungewöhnlicher Weise beschäftigte, mit sicherem Vertrauen zu der Lenkbarkeit des Schiffes in die Höhe gestiegen, die Brust von mächtigen Empfindungen geschwellt. Er, der Sohn der Armuth, der Verlassene und Familienlose, war jetzt im Dienst der Wissenschaft auch in die Zusammengehörigkeit der menschlichen Gesellschaft eingereiht. Was er erfuhr und im allgemeinen Interesse wagte, verbrüderte ihn mit der Menschheit, und Anderes wollte er nicht, als durch Lernen und Forschen in die Kreise Gleichstrebender aufgenommen werden. Er konnte kein Mitglied einer ihm fremden Einzelfamilie werden, aber in das Gesammtwirken seiner Zeitgenossen konnte er als ein thätiges Mitglied sich einreihen; dafür arbeitete er ohne zu ermüden.

Wie sein geistiges Streben ihn aufwärts trieb, so hob sich jetzt sein Körper, von den Luftwellen getragen, zu einer bis jetzt von ihm ungekannten Höhe. Tief unter ihm lag das kaum noch seinem mit einem Fernglas bewaffneten Auge erkennbare Weltgetriebe; es schien ihm, er sei durch diesen Hochflug dem Adler vergleichbar, der die Flügel der Sonne entgegenbreitet — dem großen Weltlichte der Wissenschaft — da wurde das Schiff gewaltsam von einem Wirbelwind erfaßt und mit Vehemenz in immer engeren Kreisen zur Höhe getrieben und endlich trotz aller getroffenen Maßregeln in jähem Sturze zur Tiefe gerissen.

Ridi hatte die Besinnung verloren. Momentan schien es ihm, er fliege wie im Traum, dann waren seine Sinne in Nacht getaucht.

Sehr rasch verbreitete sich in der Residenz, wo der „Aristarch" aufgestiegen, die Nachricht von dessen Verunglückung und daß nur einer der drei mit aufgestiegenen Passagiere am Leben erhalten.

Nachdem Alarich in Erfahrung gebracht, wo die Riesenmaschine gescheitert, eilte er mit dem Schnellzug dorthin, in der schrecklichen Erwartung, die Leiche des kaum aufgefundenen und mit Wärme in das Herz geschlossenen Bruders auf der Bahre zu sehen.

Elfriede hatte richtig prophezeit, seit ihrer Verbindung mit Ridi kamen sie aus einer Aufregung in die andere. Er paßte nicht in ihre Häuslichkeit, er verfolgte andere Wege als sie, er ließ sich nicht modelliren nach ihrem Sinn und Gefallen, er hatte ausgeprägte Neigungen und Richtungen, die diesem Gefallen entgegenliefen. Man hatte ihn wohl in eine andere Umgebung versetzen, doch nicht zu einem andern Menschen machen können.

Des Grafen Befürchtungen waren zwar nicht eingetroffen, doch fand Alarich den gesunden, kräftigen Frießbacher Ridi in chirurgischer Behandlung und wenn auch nicht zum Krüppel gemacht, doch einstweilen der freien Bewegung seiner Glieder beraubt. Er hatte arge Quetsch- und Stoßwunden erlitten und lag, des klaren Denkens beraubt, in heftigem Fieber.

„Es ist jetzt unmöglich, ihn zu transportiren," erklärte der ihn behandelnde Arzt, und da Alarich den immerhin gefährlich Verletzten nicht, bevor ein Besserbefinden eingetreten, verlassen wollte, nahm er eine Wohnung in dem kleinen Ort, wo die Herstellung des Kranken abgewartet werden mußte, und benachrichtigte die Gräfin von dem Vorgefallenen.

Elfriede antwortete auch unverweilt: „Bleibe so lange, bis alle Gefahr vorüber." Doch schon zwei Tage darauf traf ein Telegramm von ihr ein mit den wenigen Worten: „Das Kind ist erkrankt, ich erwarte Dich."

Alarich konnte diesem Rufe nicht ablehnend begegnen, um so weniger, als Ridi sich in guter Pflege befand und er wenig für ihn zu thun vermochte. Er reiste daher ab, mit der Absicht, in wenigen Tagen zurückzukehren.

*

Das leichte Erkranken des kleinen Felix hatte zwar nichts Bedenkliches, doch nahm die besorgte Mutter es gern zum Vorwand, den Gatten zu sich zurückzurufen, da sie nicht ohne Grund bei dem längeren Verweilen desselben an dem Krankenlager Ridi's alle Fesseln der Zurückhaltung, welche die Klugheit ihr zu gebieten schien, fallen sah.

Unruhig schritt sie in Erwartung des Entfernten durch ihre Gemächer. Das Kind schlief ruhig, der leichte Krampfanfall hatte sich nicht wiederholt und sie war vielleicht zu eilig mit ihrer Aufforderung zur schleunigen Rückkehr Alarich's gewesen. Die Stunde, in welcher der erste Zug ankam, war auch bereits längst vorüber, und sie durfte den Grafen nun erst gegen Abend erwarten.

Sie beschäftigte sich mit einigen Vorbereitungen für seine Ankunft, um sich zu zerstreuen, doch weilten ihre Gedanken immer wieder bei dem Plane, Ridi, sobald er genesen, in einen Thätigkeitskreis zu versetzen, der ihn von den ihm gleichsam aufgezwungenen Familienbanden wieder befreie. Da ward an der Glocke gezogen und ein fremdes junges Mädchen, das um eine kurze Unterredung mit Gräfin Markloro ersuchen lasse, ward dieser gemeldet.

Die kleine Ableitung von dem Kreislauf ihrer Gedanken kam der Gräfin sehr erwünscht. Die Fremde wurde angenommen, und gleich darauf stand Walrade vor der Ueberraschten, welche in der dunkel gekleideten jungen Dame mit dem blassen Antlitz schwerlich das frischblühende Landmädchen von Frießbach wieder erkannt hätte, wenn ihre Gedanken sich nicht so viel mit der freundlichen Erscheinung, wie sie auf dem Holmkögel beim Schützenfest in der bunten Landestracht ihr begegnet war, um Ridi's willen beschäftigt.

Ahnungsvoll fragte Elfriede nach dem Namen und dem Begehr des Mädchens, das trotz wiederholter Aufforderung, sich niederzulassen, vor der jungen Frau, gleichsam entschlossen, nicht eher zu weichen, bis sie ihren Zweck erreicht, stehen geblieben war.

„Gnädige Frau," sagte Walrade, „ich bin ein Frießbacher Kind, das, in Ungewißheit über das Schicksal eines Jugendgefährten, zu Ihnen kommt. Wo ist Ridi, den Sie aus seiner Heimat mit sich fortnahmen, lebt er, oder —" Walrade stockte, Thränen erstickten ihre Stimme. „Sie wissen es," stieß sie endlich hervor, „und nur von Ihnen kann ich es erfahren."

„Ihr Jugendgefährte hat einen Streich der Unbesonnenheit ausgeführt, dessen schlimme Folgen er jetzt zu tragen hat," erwiederte die Gräfin.

„So lebt er doch!" rief Walrade, und die blassen Wangen des Mädchens waren von Purpur gefärbt. „O, gnädige Frau, für mich ist Ridi nicht Graf Markloro, verzeihen Sie mir das, für mich ist er der mit meiner Heimat innig verbundene Freund. Er war als Knabe gut zu mir. Dann wurde er stolz, weil er meinte, ich wolle mich zu ihm herablassen, und er sei nur ein Ausgestoßener. Ich aber habe ihn stets wie meinen Angehörigen betrachtet, den ich mit der Welt, in der er so allein stand, versöhnen müsse. Nun hat er eine Familie und ich steh' allein, aber fragen darf ich wohl nach ihm und was er leidet."

Walrade sprach sehr einfach und voll warmer Empfindung, so daß die Gräfin sich ihren Argwohn gegen dieses Mädchen innerlich zum Vorwurf machte und nicht zögerte, den Sachverhalt darzulegen, ohne auf die Familienbeziehungen zwischen Ridi und ihrem Gatten nur andeutend einzugehen.

Walrade fand sich dadurch in Ridi's Seele verletzt, doch war sie zugleich erfreut dadurch, denn indem er von Denen verleugnet ward, die mit ihm theilen sollten, stand er ihr weniger fern, als während der Zeit, da sie ihn, zum vornehmen Herrn erhoben, mit den Geschwistern in zwanglosem Verkehr wähnte.

Gräfin Elfriede bestärkte Walrade in der gegentheiligen Auffassung des Verhältnisses, als sie hinzufügte, daß sie ihren Gemahl heute schon von Tudisberg zurückerwarte, wo der Kranke in guter Pflege sei.

Walrade wußte nun den Namen des Ortes, wo ihr Spielgenoß und Jugendfreund verlassen lag, vielleicht mit dem Tode rang. Sie wünschte nichts weiter zu erfahren, sie verneigte sich und eilte von dannen, um unverweilt ihren Weg dorthin zu nehmen, wo sie ihm, der keine Schwester und keinen Bruder hatte, Beide ersetzen wollte.

*

Als Alarich gegen Abend bei seiner Gattin eintrat, fand er sie in heiterem Gekose mit dem Kinde. Sie erzählte das Vorgefallene und fügte, wie sich rechtfertigend, hinzu: „Nicht einander fremde Blutsverwandte, sondern durch Gewohnheit, Neigung und Erinnerung eng Verbundene."

Der Graf war durch den Gedanken, daß ein liebendes Mädchen an das Bett des Kranken geeilt, um dessen Pflege zu übernehmen, in seinem beunruhigten Pflichtgefühl beschwichtigt, und Elfriede unterließ es nicht, ihn in der Erkenntniß, wie er wohl das Kind seiner Eltern, doch keinen Bruder wiedergefunden, recht ernstlich zu bestärken, indem sie die Dissonanzen, die sich bei längerem Zusammensein von zwei in den verschiedensten Verhältnissen aufgewachsenen Männern herausgestellt haben würden, mit lebhaften Farben ausmalte.

*

Als Kornfeld mit der Nachricht von dem schmählichen Untergange des „Aristarch" bei Tudisberg am zweitfolgenden Tage seiner Vorpostenwerbung beim Oberhofbauer einsprach, fand er diesen allein bei der Abendmahlzeit, und alsbald bemerkte der behäbige Mann, daß der Herr Direktor in prophetischem Ton geredet, Walrade habe sich Urlaub bei ihm erbeten und sei zu ihrer Lehrerin in die Residenz gereist. Er sei recht froh darüber, fügte der Mann hinzu, „denn ich hab' keine Gesellschaft für sie, die nach etwas Anderem verlangt als der Bauernwirthschaft. Hab' einmal A gesagt und muß nun auch B sagen. Sie hat ihren freien Willen und mag ihr Geld zum Lernen verwenden, ich will ihr nicht zuwider thun."

Kornfeld sah ein, daß er sein Spiel verloren. Sollte er hier des Verräthers Rolle übernehmen? Es konnte zu nichts führen; nachdem er die Abstammung Ridi's dem Bauer zu wissen gethan, hätte dieser nur eine Befriedigung seines Ehrgeizes darin gefunden, einen Grafen Markloro in seine großbäuerliche Ahnenreihe aufgenommen zu sehen. Es war daher klüger, zu schweigen und anderen Heirathsprojekten nachzugehen.

*

Ridi's erstes Erwachen aus der Besinnungslosigkeit zum dämmernden Bewußtsein glich dem aus einem schweren Traum. Alles, was er erlebte, seitdem er Frießbach verlassen, umfaßte dieser Traum, und da er Walrade neben sich erblickte, dünkte es ihm um so glaubhafter, daß er nur in seiner Phantasie eine Reise gemacht, andere Verhältnisse kennen gelernt und nun wieder auf dem alten Platze sei.

Aber die Erinnerung kehrte ihm wieder und die Empfindung klärte sich zu der inneren Wahrnehmung, daß er nicht mehr der Frießbacher Ridi von früher sei, daß eine Wandlung mit ihm vorgegangen und daß er auch nicht wieder dorthin zurückkehren könne und wolle, wo in seine dunkle Existenz ein so plötzlicher Umschlag gekommen war. Er gedachte seines Befreiers aus dem Einerlei der geistlosen Tagesarbeit, er dachte Aller, die ihm inzwischen Wohlthaten erwiesen, des Grafen Alarich, Elfriedens und selbst des kleinen Felix, er hatte ein Gefühl von Zugehörigkeit durch die Aufnahme in diese Familie bekommen, und nun war er wieder allein auf sich angewiesen, weil er ihrer Warnungen und Bitten nicht geachtet und in blöder Unerfahrenheit und störrischem Eigensinn seinem Forschertriebe gefolgt war.

Zwischen der alten und der neuen Welt seines Daseins stand Walrade, das Mädchen, das ihm immer wie ein Wunsch und eine Unerreichbarkeit erschienen war, und vermittelte ihm das Ehemals mit dem Jetzt und der Zukunft.

„Du bist ihr Bruder und sie haben es Dir verschwiegen, weil sie sich Deiner Frießbacher Sitten schämten, Du solltest erst polirt werden, und da Du über den Zaun gesprungen, in den sie Dich eingepfercht, thut es ihnen leid, daß sie es überhaupt mit Dir versucht."

„Ja, so mag's sein," sagte Ridi. Walrade war ihm nicht mehr des Oberhofbesitzers reiche Tochter, sie war ihm die Verkünderin eines neuen Lebens. Sie wollte weiter gleich ihm, nicht mehr zurück in die beengende Sphäre von eigennützigen Kleininteressen; sie hatte den Genuß, den ein bildender Unterricht der wissensdurstigen Seele gewährt, kennen gelernt, und sehnte sich darnach, die ihr von der Natur verliehenen Gaben zu entwickeln, so sollte auch er, der so viel reicher Ausgestattete, sein Ziel verfolgen, ohne von kleinlichen Rücksichten, von ängstlicher Ueberwachung beengt zu sein.

Ridi nahm des Mädchens großherziges Anerbieten an; ihr mütterliches Erbe sollte ihm die Wege zur Höhe bahnen, „denn der Lernende muß frei sein," sagte sie. „Geh' nicht wieder zu Denen, die Dich im Versteck gehalten und sich nicht eher zu Dir bekennen wollten, bis Du ihnen fein und geschliffen genug, die sich fürchteten, mit Dir vor fremden Leuten Gemeinschaft zu

machen, denen Du so wenig warst, obwohl Du mehr bist als sie, sondern geh' ohne ihren Laufkorb Deinen Weg."

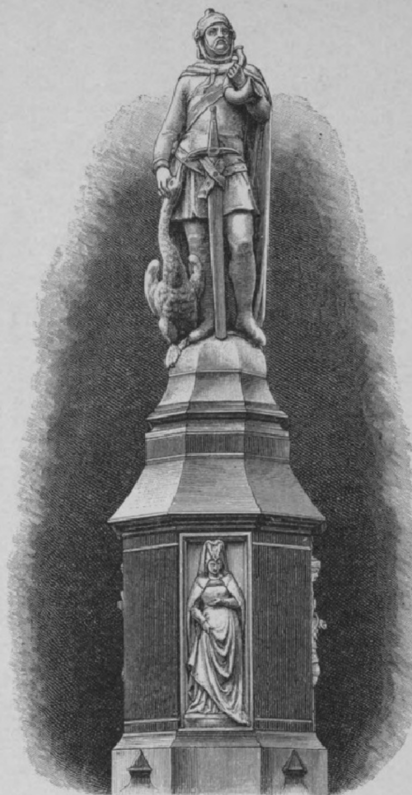
*

Heute ist Professor Ridi eine oft und rühmlich genannte Persönlichkeit in der Gelehrtenwelt und Niemand ahnt, daß der prophetische Sinn eines liebenden Mädchens dem Autodidakten die Hemmnisse zur Höhe des Forscherruhmes aus dem Weg rückte; Niemand, der die Tochter des Oberhofbesitzers als die beglückte Gattin des berühmten Mannes an dessen Seite einen bescheidenen Platz einnehmen sieht, ahnt, daß der Gelehrte das ihm angetragene Erbe den Kindern seines Bruders Alarich zugewiesen; denn Ridi ist den Wünschen Elfriedens darin entgegengekommen, niemals einen andern Namen, als den von ihm zu Ehren gebrachten tragen zu wollen, das ist sein Stolz.

Die englischen Heerführer im ägyptischen Feldzug.

Wir stellen die Porträts der Heerführer des gegenwärtigen Krieges in Aegypten auf einem Blatte zusammen, indem wir in kurzen Daten ihre Biographie beifügen.

Der Oberstkommandirende ist in der Kriegsgeschichte unserer Zeit eine bekannte Persönlichkeit. Sir Garnet Wolseley wurde am 4. Juni 1833 bei Dublin geboren, trat 1852 in die englische Armee, wurde 1858 Major, 1863 Oberst. 1852 hatte er den Krieg in Birma mitgemacht, später sich im Krimkriege ausgezeichnet, wo er bei Sebastopol verwundet und von Frankreich und der Türkei dekorirt wurde. Auch bei der Belagerung von Lucknow und der Vertheidigung von Alumbagh war er betheiligt und bekleidete 1860 während des chinesischen Feldzugs die Stelle eines Generalquartiermeisters, in welcher Funktion er auch in Canada war. 1873 mit dem Kommando für den Aschantikrieg an der Goldküste betraut, hielt er im Februar 1874 seinen Einzug in Kumassi, wo sich ihm der König unterwarf. Das Parlament machte ihm in Anerkennung seines Muthes, seiner Energie und seiner Ausdauer ein Geschenk von 25,000 Pf. St., die Königin dekorirte ihn mit dem Bathorden, die Stadt London mit dem Ehrenbürgerrecht. 1875 wurde er nach Natal geschickt zur Organisirung der Verwaltung, 1878 zum Gouverneur von Cypern ernannt und im Juni 1879 übernahm er das Oberkommando der gegen die Zulus operirenden Streitkräfte. Als Sieger heimgekehrt, wurde er Generalquartiermeister der Horseguards und im August dieses Jahres an die Spitze des in Aegypten operirenden Kriegsheeres berufen.


Das „Schwanenritterdenkmal" in Cleve.

Generallieutenant Sir John Adye, welcher zum Generalstabschef und zweiten Kommandirenden ernannt worden, ist als der Sohn eines Offiziers am 1. November 1819 geboren, machte den Krimkrieg als Adjutant des Generals der Artillerie mit und war als solcher bei allen großen Affären, wurde auch vielfach dekorirt. Dieselbe Stellung hatte er beim indischen Aufstand inne und zeichnete sich bei allen Gelegenheiten durch große Unerschrockenheit aus. In dem Kampf gegen die nordwestlichen Stämme im afghanistanischen Feldzug 1863—64 war er namentlich bei der Erstürmung von Laloo und der Zerstörung von Mulkah betheiligt, 1876—78 war er Artilleriedirektor, von 1878—81 Gouverneur der Militärakademie von Woolwich und seit 1880 Generalinspektor der Artillerie. Eine große Kriegserfahrung und genaue Kenntniß aller Bedürfnisse der Armee steht dem zu so hoher Stellung Berufenen zur Seite.

Generalmajor Arthur Herzog von Connaught ist am 1. Mai 1850 als der dritte Sohn der Königin geboren. 1866 trat er in die Militärakademie von Woolwich als Kadet ein, wurde zwei Jahre darauf Lieutenant im Geniekorps, 1869 Artillerielieutenant sowie Lieutenant im Schützenkorps, 1871 wurde er Kapitän. Er diente als Major im Generalstabe 1873 bis 1875 und wurde darauf als Generaladjutant nach Gibraltar versetzt, welchen Posten er bis April 1876 inne hatte, um dann 1880 zum Brigadegeneral zu avanciren. Außerdem ist der Herzog Oberstinhaber des königl. Schützenregiments und Ehrenflügeladjutant der Königin. Der Prinz hat bis heute noch keinen Krieg mitgemacht. Er ist der Schwiegersohn des Prinzen Friedrich Karl von Preußen.

Generallieutenant G. C. Willis, der die erste Division kommandirt, ist 1832 geboren und diente im 77. Regiment während des ersten Theils des Krimkriegs, wurde 1875 zum Generalquartiermeisterassistent der 4. Division ernannt und fungirte in dieser Stellung in Gibraltar, Malta und den Süddistrikten, hatte auch eine ähnliche Stellung bei den Horseguards. 1878 erhielt er als Generalmajor das Kommando des Nordmilitärbezirks (York). Sein Patent als Generallieutenant datirt von 1880.

Generalmajor Sir Edward Bruce Hamley, der zum Kommandirenden der 2. Division ernannt worden, diente 1854—55 im Krimkrieg und machte die Schlachten von Balaclawa und Inkerman, wo ihm zweimal das Pferd unter dem Leibe erschossen wurde, sowie die Belagerung von Sebastopol mit; bei der Zurückschlagung des Ausfalls am 26. Oktober 1854 wurde er rühmlich genannt, 1879 wurde er zum großbritannischen Kommissär bei der Grenzbestimmung Bulgariens und 1880 bei der der türkisch-russischen Grenzen in Armenien ernannt. Er ist der Verfasser einer werthvollen Arbeit über „die Kriegsoperationen".

Generalmajor Sir Archibald Alison, welcher die erste Brigade der zweiten Division befehligt, ist im Jahre 1825 geboren und stand 1853 bei den 72er Hochländern. Er diente


William Earle. — Arthur, Herzog von Connaught. — G. C. Willis. — Sir John Adye. — Sir Archibald Alison. — Sir Garnet Wolseley. — Sir Edward Hamley. — Sir Evelyn Wood.

Die englischen Heerführer im ägyptischen Feldzug.



Manöverbilder. Nach einer Skizze von Rich. Knötel.

im Krimkriege und war während des Aufstandes in Indien Militärsekretär des Höchstkommandirenden Lord Clyde. Bei dem Entsatze von Lucknow verlor Sir Archibald einen Arm. In der Aschantiexpedition war er Stellvertreter Sir Garnet Wolseley's. 1874 kam er als zweiter Generaladjutant nach Irland und war zuletzt Chef der Artillerieabtheilung im Kriegsministerium. Er ist seit Mitte Juli bereits in Alexandria.

Generalmajor Sir Evelyn Wood, der das Kommando der zweiten Brigade der zweiten Division führt, ist 1833 geboren. Er gilt für einen der hoffnungsvollsten Generale der Armee. Er war ursprünglich Advokat, trat aus Abenteuerlust 1852 in die königliche Flotte, diente in derselben während des Krimfeldzuges und wurde für Bravour auf dem Schlachtfelde mit dem Viktoriakreuze geschmückt. Im Aschantikriege organisirte er Regimenter aus Negern. 1879 in Südafrika kommandirte er während des Zulukrieges eine fliegende Kolonne in General Newdigate's Division, im Boerkriege 1880 übernahm er das Truppenkommando in Natal und Transvaal an Stelle des gefallenen Sir George Pomeroy Colley. Er ist der einzige General, der sich im Feldzuge gegen die Boers mit Ehren aus der Affäre zog.

Generalmajor William Earle, welcher die Kommunikationslinien kommandirt, trat 1851 in die Armee und erhielt 1880 seinen jetzigen Rang. Er diente beim 49. Regiment während des ganzen Krimkriegs und war bei den Schlachten an der Alma, bei Inkerman und der Belagerung von Sebastopol, dem Ausfall vom 26. Oktober und dem Angriff auf den Redan betheiligt.

Notiz-Blätter.

Literatur.

— **Wir haben keinen Mangel an deutschen Literaturgeschichten,** dennoch begrüßt man ein ausführliches, gewissenhaft gearbeitetes Werk der Art, das den Ansprüchen der Unterweisungsbedürftigen ebenso wie den Anforderungen der Kenner genügt, stets mit Freuden. So wird denn auch die „Geschichte der deutschen Literatur“ von Dr. Hermann Menge (Wolfenbüttel, Zwißler) Vielen willkommen sein. Der Autor hat mit seltenem Fleiß das ungeheure Material gesammelt und dadurch eine Reichhaltigkeit und Vollständigkeit erzielt, wie wenige Werke dieses Genres sich dessen rühmen können. Es ist bei dieser Literaturgeschichte auch die neuere und neueste Zeit besonders berücksichtigt worden und die Urtheile sind sozusagen nach der Majorität der übrigen Literaturhistoriker festgestellt. Was diese Literaturgeschichte daher an Originalität verliert, gewinnt sie an Objektivität. Freilich hat dieses Prinzip auch seine Mängel. Der Autor ist jedoch bestrebt, Allen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und deßhalb können wir diese Literaturgeschichte allen bildungsbedürftigen Familien und jüngeren Leuten bestens empfehlen.

— **Eine erfreuliche Erscheinung in der pessimistisch angehauchten** Literatur Rußlands ist der Roman „Lorin“ von Graf P. A. Walujew (deutsch, Leipzig, Brockhaus). Der Autor, ein feiner, geistreicher Darsteller, schildert im Ton Octave Feuillet's den Liebesroman eines jungen russischen Edelmanns und entwirft dabei ein Bild der russischen Gesellschaft, in welchem eine ganze Reihe trefflicher, angenehmer, behaglicher Menschen auftreten. Der großangelegte Roman spielt in Petersburg, Italien und dann in der Provinz in Rußland. Er deckt nicht Fäulniß und Zersetzung auf, wie die modernen Romanschreiber Rußlands das lieben, er schildert nicht Verzweiflung und sucht nicht das Böse und Finstere in der Menschennatur; sein Held ist ein gewissenhafter, kluger junger Mann, der glaubt, eine unglückliche junge Frau, die er kompromittirt hat, lieben zu müssen, indessen er in Wahrheit ein junges Mädchen von großer Sittenreinheit und holder Weiblichkeit liebt; schließlich entsagt er der Geliebten, an welche ihn sein Gewissen bindet, und heirathet die Geliebte, bei der sein Herz gefesselt ist. Der Roman ist mit ungewöhnlich heiterem Esprit geschrieben, reich an feinen Zügen und gibt ein lichtvolleres Bild russischer Zustände und Charaktere, als wir es bisher in der russischen Literatur zu finden gewohnt waren.

— **Oskar Linke versteht auf eine eigenartige Weise die Blütezeit** des Hellenenthums vor uns aufleben zu lassen. Schon die ersten milesischen Märchen zeigten sein originelles und kräftiges Talent für dieß Genre. Die neuen milesischen Märchen dieses Autors, „Das Bild des Eros“ ist ihr Gesammttitel (Jena, Costenoble), sind werth, von einem feinen Publikum gelesen zu werden. Der Band enthält 18 Novellen, die sämmtlich in den Tagen des Perikles spielen, Eros als Allsieger im Kampf bildet ihr Grundmotiv. Der Autor jedoch, als Moderner und Germane, vertieft das Seelenleben der heiteren Griechen und gibt der symbolischen Anschauung der antiken Lebemänner und Lebedamen ein reizvolles psychologisches Moment. Einige der Erzählungen, wie „Die Goldlockige“ und „Hymeros“, sind ungemein lieblich, andere, wie „Das Mädchen von Korinth“, ergreifend durch echte Tragik und echt antike, geistvolle Lebensanschauung. Der Autor ist ein hervorragender Poet im Geiste Anakreon's und Pindar's, gemischt mit etwas Paul Heyse, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, und seine milesischen Märchen ein durchaus lesenswerthes, feines Werk.

— **Die Auswanderung nach Amerika hat nach den statistischen** Nachweisen in der letzten Zeit wieder erheblich zugenommen, namentlich hat Deutschland ein ganz bedeutendes Kontingent dazu gestellt, und es ist darum nicht zu verwundern, daß auch die orientirende Literatur dieses Terrains immer umfassender wird. Adolf Ott, welcher lange Jahre in Nordamerika zugebracht, hat mit Beihülfe anderer tüchtiger Kräfte eben einen „Führer nach Amerika“ (Basel, F. Schneider) herausgegeben, welcher den Auswanderer auf das, was er zu finden hofft und zu finden hat, vorbereitet und ihm ein Reisebegleiter auf seinen Wegen in den Vereinigten Staaten, Canada, Argentinien, Uruguay, Chile, Paraguay und Brasilien sein soll. Abgesehen davon, daß das Buch sich einen weiteren Kreis gezogen, als die bisherigen Führer, und namentlich auch Südamerika in seinen Bereich zieht, berücksichtigt es besonders die wirthschaftlichen Verhältnisse und die Kolonisation. Der Verfasser hat eine Menge ganz neuen, wichtigen Materials beigebracht und gibt dem Auswanderer die besten Winke für die Ansiedelung, nur hätten wir noch ausführlicher die Rechts- und Staatsverhältnisse, die Sprach- und Verkehrsmittel berücksichtigt gesehen; dagegen ist durch Illustrationen, namentlich aber durch Karten, reichlich für die Orientirung gesorgt und das Buch wohl zu empfehlen.

— **In der Serie der Fachlexika, welche das Bibliographische** Institut in Leipzig herausgibt, nimmt das eben erschienene „Lexikon der klassischen Alterthumskunde“ von Oskar Seyffert eine hervorragende Stelle ein. Der Bearbeiter von Munck's römischer Literaturgeschichte hat sich als ein gründlicher Kenner des Alterthums erwiesen, und mit großem Fleiße ist in dem vorliegenden Lexikon Alles zusammengetragen, was die Forschung zur Kenntniß der antiken Welt an Material aufgehäuft, sorgfältig geordnet und gedrängt dargestellt. Der Kreis Derer, die das Buch benützen sollen, ist als ein sehr großer gedacht: es mußte daher die Form möglichst populär gehalten werden, und wo wir auch aufschlugen, ist uns ein recht klares Bild dessen geworden, was der einzelne Artikel darstellen will. Die gesammte Kulturgeschichte der Griechen und Römer entfaltet sich vor unseren Augen: den neuesten Ausgrabungen, welche so viel Licht über eine Menge Dinge verbreiten, ist volle Rechnung getragen und vor Allem auch der Kunst die umfassendste Berücksichtigung geworden. Viele Hunderte von Illustrationen veranschaulichen das Dargestellte. Der Fachgelehrte wie der Jünger der Wissenschaft, der Künstler wie die humanistisch gebildete Jugend werden es mit gleichem Nutzen handhaben. Als ein Geschenk für die Letztere dürfte es sich ganz besonders eignen.

— **Ein „Handatlas vom Königreich Württemberg“ in kleinerer,** praktischer Gestalt ist um so beachtenswerther, als er ein weiteres Zeugniß liefert von der Thätigkeit schwäbischer Lehrer. Der Autor der Kartensammlung, Lehrer W. Bauser, ließ sich keine Mühe reuen, von den einzelnen Oberämtern Württembergs zwar bescheidene, aber saubere und genaue Kärtchen herzustellen, mit der Uebersichtskarte 63 an der Zahl, die er bei J. B. Metzler in Stuttgart erscheinen ließ. Dieselben enthalten auch die kleinsten Ortschaften, Feldwege, Gewässer und Terrainfalten, mit geringen Ausnahmen sogar die Markungsgrenzen, und eignen sich somit nicht nur sehr gut für geschäftlichen und instruktiven Gebrauch, sondern namentlich auch zur Benützung bei Fußreisen, z. B. auf die Alb oder den württembergischen Schwarzwald, in die Seegegend (Allgäu) oder in's Hohenlohe'sche. Jeder der vier Kreise bildet einen besondern Theil; auf dem Umschlag finden sich reichhaltige statistische Nachweise nach offiziellen Quellen. Bei dem verhältnißmäßig sehr bescheidenen Preise überrascht auch die Güte des Stiches und der sonstigen Ausstattung.

— **„Zeitfragen und Abenteuer“ (Leipzig, J. J. Weber) betitelt** J. H. v. Kirchmann eine Reihe von Essays und Lebensbildern, welche der überraschen Zeitströmung ein ernstes Wort entgegenhalten, das Wort eines greisen Philosophen, der in der modernen Kultur eben nicht den großen Fortschritt erblicken kann, den man ihr zuerkennt. Es ist eine ernste Mahnung eines würdigen Mannes von reicher Lebenserfahrung, sich nicht zu überstürzen, und zeigt uns jetzt deutlich, wie der Lebensabend so ganz anders die Dinge ansieht, als die Sturm- und Drangperiode der Jugend. Es liegt der Hauch geklärter Harmonie auf dem Ganzen. Namentlich sei unseren Lesern das Kapitel der Sittenlehre der Pessimisten an's Herz gelegt. Die Reiseskizzen sind anziehend und unterhaltend geschrieben und bieten eine leichtere Abwechslung.

— **Mr. Theodor Tilton, der durch den Prozeß gegen den Brooklyner** Geistlichen Henry Ward Beecher bekannt gewordene jugendliche Schriftsteller und Journalist, hat die poetischen Eindrücke, welche seine dießjährige Reise durch Deutschland in ihm hinterlassen, gesammelt und wird dieselben demnächst in New-York unter dem Titel: „Schwäbische Erzählungen“ erscheinen lassen. Der Band wird 18 Geschichten, Sagen, historische Skizzen u. s. w., sämmtlich in metrischer Form und Reimen, enthalten.

Bildende Künste.

— **Die Vereinigung deutscher Architekten und Ingenieure,** die in Hannover tagte, hat den Beschluß gefaßt, dafür zu agitiren, daß das Heidelberger Schloß theilweise wieder hergestellt werde. Durch die heutige Zeit, sagt der „Berl. Börsencourier“, geht ein gemeinsamer Zug in allen erdenklichen Zweigen des öffentlichen Lebens, der auf die Wiederherstellung von Ruinen gerichtet ist — im ideellen wie im realen Sinne. Wir unsererseits können nur mit Trauer daran denken, daß man der herrlichen Ruine auf dem Hügel am Neckar in aller Freundschaft Gewalt anthun könne. Die Poesie des Ortes hängt gerade mit der Trümmerhaftigkeit desselben auf's Innigste zusammen, und ein wiederhergestelltes Heidelberger Schloß würde wahrscheinlich eine traurige Wirkung üben. Was uns so sanft melancholisch und weihevoll berührt, wenn wir im Hof des Heidelberger Schlosses stehen, das ist das Blau des Himmels, das durch die hohen Fensterbogen schimmert, das ist die Erinnerung an verloschenen Glanz, an die grimmige Zerstörung, mit der französischer Uebermuth hier gehaust hat, das ist eine Empfindung ähnlich derjenigen, welche die Tempeltrümmer Groß-Griechenlands am blauen, schimmernden jonischen oder afrikanischen Meer in uns wachrufen, jene gestürzten Säulen, die vor Jahrtausenden phönizische Zerstörungssucht gefällt hat. Die künstlerische Herrlichkeit des Schlosses von Heidelberg könnte in all' ihrer Schönheit selbst nicht so wundervoll wirken, so weihevoll stimmen, wie dieser Herrlichkeit Trümmer. Die Ruine ist ein verkörpertes Stück Geschichte, ist das unvergängliche Zeugniß jenes ersten tiefen Grimmes, den der leichtherzige Uebermuth des westlichen Nachbars in die Seele des deutschen Volkes pflanzte. Wie sie dasteht in ihrer hoheitsvollen Trümmerhaftigkeit, so ist die Heidelberger Burg dem deutschen Volke lieb und werth. Eine Wiederherstellung könnte ja ein recht schönes, recht stattliches Schloß aus ihr machen, aber der Schloßberg von Heidelberg würde das nicht mehr sein, was er heute ist. Was da steht ist ein kunstvoll geschmücktes Stück einer alten Front; was dazu gebaut würde, wäre ein neues Schloß, das, mag es so schön werden als immer es wolle, niemals das ersetzen wird, was heute die herrliche Ruine ist, und beim Hammerschlag des ersten Arbeiters, der an einem Neubau des Heidelberger Schlosses thätig wäre, würden all' die zarten Geister tiefsinniger Poesie, die heute die Heidelberger Schloßruine umschweben, wehklagend flüchten. Alles, was man thun soll, und Alles, was man füglich thun kann, ist: auf die Erhaltung der Schloßruine in ihrer jetzigen Gestalt hinzuarbeiten, dafür zu sorgen, daß sie vor der Gefahr der Zerstörung geschützt werde, daß Regen und Sturm dem alten Gemäuer nicht verhängnißvoll werden. Das Verhalten, welches man verständigerweise beobachten sollte, müßte dasselbe sein, das die italienische Regierung gegenüber den unzähligen Kunstdenkmälern vergangener Zeiten in Italien beobachtet. Sie denkt ihrerseits niemals an Restaurationen, sondern beschränkt sich darauf, der Zerstörung vorzubeugen und da, wo Wind und Wetter zu schaden drohen, Lücken im Gemäuer oder im Stein auszufüllen, zu schützen, weiterer Zerstörung Einhalt zu thun. Nicht eine Renovirung des Heidelberger Schlosses, sondern eine möglichst sorgsame Bewahrung der Heidelberger Schloßruine — das wäre der badischen Regierung zu empfehlen, der jetzt die hannover'sche Versammlung von Tausenden von Architekten einen frischen und fröhlichen Neubau vorgeschlagen hat.

— **Die Formerei der königlichen Museen in Berlin ist gegenwärtig** damit beschäftigt, die Pergamenischen Kunstwerke in Gyps abzuformen, um die Abgüsse an einige andere Museen abzugeben. Zunächst werden die großen Gigantomachiereliefs reproduzirt werden, und zwar ist an erster Stelle projektirt, die zur Zeit in der Rotunde des Museums aufgestellte Gruppe: „Zeus im Kampfe mit den Giganten“, abzuformen.

— **Professor Reinhold Begas ist gegenwärtig mit der Ausführung** einer Kolossalbüste des deutschen Kronprinzen beschäftigt, zu welcher Letzterer dem Künstler in dessen Atelier wiederholt gesessen hat. Der Prinz ist in der bereits vollendeten Skizze ohne Kopfbedeckung dargestellt mit einem togaartig, in dichten Falten über die rechte Schulter fallenden Mantel, während auf der Brust die Kette des schwarzen Adlerordens hängt.

— **Der in Rom lebende deutsche Bildhauer August Sommer** hat eine originelle Brunnenfigur vollendet. Ein lebensgroßer junger Mensch trägt auf Kopf und Schulter einen gewaltigen Schlauch, den ein Schalk an mehreren Stellen durchlöchert hat, so daß sein flüssiger Inhalt von allen Seiten den Träger überströmt. Köstlich hat der Künstler die Verblüffung des Begossenen in dem albernen Gesicht mit dem offenen Munde zum Ausdruck gebracht. Unwillkürlich wirkt der Anblick auf die Lachmuskeln, und „angeheitert“ verläßt der Trinker den Brunnen, aus dem Sommer's Wasserträger den frischen Trunk ihm gespendet. Der treffliche römische Gießer Nelli hat die Herstellung der Statue in Bronze übernommen.

— **Der von Adolf Keim erfundenen Mineralmalerei ist ein** neues Feld eröffnet worden. Bisher waren zum Malen auf Mineralgrund ausschließlich Mineralfarben angewendet. Dieser Tage nun kam der Theatermaler am böhmischen Nationaltheater in Prag, Josef Haiß aus Wien, eigens nach München, um die Erfindung Keim's aus eigener Anschauung kennen zu lernen und praktische Versuche mit ihr anzustellen. Bei dieser Gelegenheit machte er einen weiteren Versuch, der darin bestand, daß er auf die von Keim präparirte feuerfeste Leinwand mit den von Theatermalern zur Herstellung von Dekorationen verwendeten gewöhnlichen Leimfarben malte und sodann die so bemalte Leinwand offener Flamme aussetzte. Der Erfolg übertraf alle Erwartung. Nicht bloß, daß die so behandelte Leinwand keine Flamme erzeugte, es zeigten sich auch noch andere für die Theatermalerei hochwichtige Vortheile, nämlich: die Imprägnirung der Malleinwand schließt zugleich die Grundirung derselben in sich; die Technik erweist sich angenehmer als bei der gewöhnlichen Theatermalerei, weil sich der Grund nicht wie bei dieser auflöst und abhebt; die angewendeten Farben wirken lebhafter und erleiden keinerlei Veränderung, da die Imprägnirungsmasse auf die Farben keinen Einfluß übt; die Farben trocknen ebenso gut auf wie bei der bisherigen Technik; das Malen nimmt nicht mehr Zeit in Anspruch; Lasiren und Aufsetzen von Lichtern unterliegt nicht der geringsten Schwierigkeit.

— **Professor Dr. Sepp in München hat durch den Maler Josef** Aigner an der Wand der Thoreinfahrt seines Hauses eine Komposition Wilh. v. Kaulbach's in Farben ausführen lassen. Selbe zeigt Friedrich Barbarossa schlafend am Steintische, um den sein mächtiger Bart gewachsen, das Schwert in den Händen, über ihm die Esche Yggdrasil, aus deren Wurzeln sich Quellen ergießen, zu seinen Füßen der von Sepp in Wessobrunn entdeckte und dem bayerischen Nationalmuseum verehrte Nornenstein.

— **Im Atelier des Professors Anton von Werner gehen jetzt** auch die drei anderen, für das Café Bauer in Berlin bestimmten Bilder — sechs Bilder werden gemalt, von denen wir drei vor einigen Monaten besprochen — ihrer Vollendung entgegen. Diese drei Bilder sind, ebenso wie die ersterwähnten, panoramenartig gedacht und sogar durch eine gemeinsame Idee noch mit den drei anderen verbunden. Auf dem ersten dieser Bilder sehen wir noch jenen Alten, der auf dem letzten der früher erwähnten Bilder ein Liebespaar belauschte. Dieses Mal steht er an einer Gartenmauer gelehnt und winkt der Schönen zu, welche träumerisch auf einer Bank an dieser Mauer sitzt. Im Hintergrunde stehen Gebäude, welchen der Geliebte des jungen Mädchens zuschreitet, und hinter den Gebäuden schließen Höhenzüge das Bild ab. Das zweite, sich an dieses Bild anschließende Gemälde zeigt die Verlängerung der Gartenmauer, an der ein braunlockiger, auf einer Leiter stehender Jüngling beschäftigt ist, Guirlanden und Kränze zu befestigen, welche ihm drei junge Mädchen entgegenhalten. Das dritte Bild stellt eine Familienszene dar. Im Garten steht ein Mann und winkt hinauf zur Säulenhalle seines Hauses, wo die Gattin dem Jüngstgeborenen, welchen sie in ihren Armen hält, den Vater zeigt, nach welchem der kleine Weltbürger, mit Händen und Füßen zappelnd, verlangt. Zwei größere Mädchen stehen neben der Frau. Den Abschluß dieses Gemäldes bildet eine Reihe stattlicher Häuser, die sich an einer kleinen Anhöhe erheben. Außerordentlich leuchtende Farben, die bei einer Fülle blühender Gewächse und grünen Laubwerkes verwendet sind, zeichnen diese Bilder aus.

— **Die französischen Historienmaler Detaille, de Neuville und** Mathey sind in Metz angekommen, um in der Nähe von Rezonville und St. Privat Skizzen zu sammeln, welche einem Gemälde (Panorama der Schlacht vom 16. August 1870) als Grundlage dienen sollen. Die hiezu nöthige Erlaubniß des Metzer Gouvernements wurde in bereitwilligster Weise ertheilt.

Bühne.

— **Für die vereinigten Frankfurter Stadttheater, das Schauspielhaus** und das Opernhaus, war die Zeit vom 28. August bis zum 3. September d. J. eine an Feierlichkeiten reiche Festwoche. Am 2. September waren es hundert Jahre, daß das damals neu erbaute Schauspielhaus eröffnet wurde. Man gab zur Einweihung im Jahr 1782 das Rührstück von J. C. Bock: „Hanno, Fürst im Norden“. Nach hundert Jahren leitete eine vorzügliche Aufführung der beiden Theile des „Faust“ in solenner Ausstattung an zwei aufeinander folgenden Abenden die Feier im Opernhause ein. Die Darstellung besonders des zweiten Theils des „Faust“, welcher zu dem speziellen Zwecke der Jubiläumsfeier von dem um die Frankfurter Bühnenverhältnisse so sehr verdienten Intendanten Emil Claar neu bearbeitet worden war und sich in dieser Form wohl dauernd auch auf anderen deutschen Bühnen einbürgern wird, bot eine Fülle von bezaubernden Bühneneffekten, wie solche die glänzendsten Feerieen der Pariser Theater nicht großartiger je geschaffen haben. Am Jubiläumstage selbst ging, nebst einem passenden Festspiele des Lokaldichters Fr. Stoltze, das obenerwähnte Schauspiel, wenn auch nicht mehr dem modernen Geschmack entsprechend, so doch in vorzüglicher Darstellung über die Bretter. In der Festwoche waren die Theatergebäude und der Theaterplatz festlich geschmückt und illuminirt. Das Festspiel Stoltze's behandelte in theils allegorischer, theils historischer Vorführung die Entwicklungsgeschichte des Frankfurter Theaterwesens und endete mit einem das moderne Repertoire darstellenden Gesammtbilde. In einem Festzuge bewegte sich das gesammte Personal der Oper und des Schauspiels, jeder Einzelne im Kostüm der ihm zustehenden Hauptrolle, über die Bühne, schließlich eine Gruppe vor dem in elektrischer Beleuchtung erscheinenden Theatergebäude bildend. Die ausgezeichneten Leistungen des Intendanten wurden am Jubiläumstage von Seiten des Kaisers und des Herzogs von Coburg durch Dekorationen anerkannt.

— **In die Kommission für den Schillerpreis ist E. Wichert aus** Königsberg an die Stelle von Dr. Förster-Leipzig berufen worden; im Uebrigen bleibt die Zusammensetzung der Kommission wie bisher.

— **Julius Wolff, der Dichter so vieler vortrefflicher Epen, hat** bisher auf der Bühne nicht festen Fuß zu fassen vermocht. Seine bisherigen dramatischen Versuche mußten sich mit einem Achtungserfolge begnügen. Von dieser Erfahrung nicht abgeschreckt, hat der Dichter jetzt ein neues, vieraktiges Lustspiel verfaßt, das den Titel führt: „Der Fiskus“, und dasselbe zunächst der Münchener Hofbühne eingereicht.

— **Heller Jubel herrschte am 3. September im Theater an der** Wien; man gab den „Lustigen Krieg“ zum hundertsten Male, und Johann Strauß dirigirte persönlich die Operette. Es gehört zu den größten Seltenheiten in Wien, daß ein Werk in der verhältnißmäßig kurzen Zeit von einigen Monaten das Jubiläum seiner hundertsten Aufführung feiern darf, denn in der Regel strahlt das Gesicht des Autors vor Freude und reibt der Direktor sich schon vergnügt die Hände, wenn ein Stück bei leidlich guten Einnahmen zwanzig- bis dreißigmal „gegangen ist“. Bei einer Strauß'schen Operette ist man allerdings von vornherein auf eine längere Lebensdauer gefaßt, denn jede derselben enthält einige Walzer, die das Publikum, zumal das Wiener Publikum, magnetisch anziehen und festhalten, und so hat auch „Der lustige Krieg“ das erste Hundert Aufführungen so schnell erreicht, daß man mit Sicherheit der zweihundertsten in nicht zu langer Zeit entgegensehen darf.

— **Lecocq's neueste Operette: „Le jour et la nuit“, war vom** Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin zur Aufführung in Aussicht genommen worden. Der Direktion ist aber auf Befragen vom Polizeipräsidium die Eröffnung gemacht worden, daß die Aufführung in Berlin nicht gestattet werden könne. Der ziemlich anstößige Text der Operette soll zu dieser Entscheidung die Veranlassung gegeben haben.

— **„Der Schwabenstreich“ heißt der Titel des neuen einaktigen** Lustspiels von Franz v. Schönthan, das am Hamburger Thaliatheater zur erstmaligen Aufführung kommen wird, und das dem Vernehmen nach den früheren Arbeiten des Verfassers an drolligen Szenen und launigen Einfällen noch wesentlich überlegen sein soll. Als sehr gelungen wird namentlich die Satire auf ein gewisses literarisches Industrieritterthum, das geschickt von der Eitelkeit der dichtenden Dilettanten seinen Vortheil zu ziehen weiß, und die Schilderung dieser Dilettanteneitelkeit selbst bezeichnet. Erst nach der Hamburger Aufführung wird das Stück den übrigen deutschen Bühnen zugehen.

— **Theobald Rehbaum's neue Oper: „Das steinerne Herz", wird** ihre erste Aufführung am Leipziger Stadttheater erleben, da Direktor Staegemann die Novität soeben zur Aufführung angenommen hat.

— **Nachdem die Aufführungen des „Parsifal" nun beendet sind,** läßt sich annähernd die Summe der Einnahmen und Ausgaben für dieselben übersehen. Die Gesammtsumme der Einnahmen dürfte die Höhe von ca. 500,000 M. erreichen, wobei freilich die aus den Beiträgen der Mitglieder des Patronatsvereins disponiblen Gelder wahrscheinlich mit eingerechnet sind. Die Summe der Ausgaben betrug 380,000 M. und der für die Festspiele des nächsten Jahres disponible Ueberschuß würde demnach die erhebliche Summe von 120,000 M. erreichen. Es fällt dabei in's Gewicht, daß die Unkosten im nächsten Jahre beträchtlich geringer werden dürften, da, wie es jetzt festzustehen scheint, nur der „Parsifal" gegeben werden soll und mithin alle Neuanschaffungen, die den Etat dieses Jahres erheblich belastet haben, fortfallen würden.

— **Das Philharmonic Theater in Islington (Nord-London) ist** am 5. September vollständig niedergebrannt.

Kultur und Wissenschaft.

— **Die Agitation für eine Literarkonvention mit dem Ausland ist gegenwärtig wieder stärker.** Interessant sind noch folgende Einzelheiten. Gegenüber einzelnen deutschen Bundesstaaten bestehen Literarkonventionen nur mit fünf Staaten des Auslandes, nämlich mit Belgien, Großbritannien, Frankreich, Italien und der Schweiz. Die Zahl der Einzelverträge, die hiebei in Betracht kommen, beträgt 36. Mit den genannten fünf Staaten haben aber nicht etwa die sämmtlichen deutschen Bundesstaaten Literarkonventionen abgeschlossen, sondern nur Preußen und Sachsen; dagegen stehen Braunschweig, Sachsen-Weimar, beide Schwarzburg, Reuß j. L. und Hamburg nur mit Großbritannien, Frankreich, Italien und der Schweiz; Hessen, Oldenburg, Sachsen-Meiningen, Anhalt, Sachsen-Koburg-Gotha, Sachsen-Altenburg, Waldeck, Reuß ä. L., Lübeck und Bremen nur mit Frankreich, Italien und der Schweiz; Bayern und Württemberg mit Frankreich, Italien und der Schweiz; Baden nur mit Frankreich und Italien; beide Mecklenburg, Lippe und Schaumburg-Lippe nur mit Italien und der Schweiz, endlich Elsaß-Lothringen nur mit Frankreich in einem Schutzverhältniß bezüglich des Urheberrechts. Ein französisches Schriftwerk genießt hienach gegenwärtig in 17 deutschen Bundesstaaten den Schutz gegen Nachdruck — ein Schutz, welcher durch 17 einzelne Verträge gewährleistet wird.

Erfindungen.

— **Ein neues Rad wird aus Frankreich avisirt, welches geeignet** sein dürfte, unsere Wagenbauer auf völlig neue Bahnen zu weisen. Dieß in Rede stehende Rad besteht aus einem uhrfederartig hergestellten, höchst elastischen Stahlreifen, welchen Speichen, wie bei den üblichen Rädern, mit der Radachse verbinden. Nur sind diese Speichen aus zwei etwa gleich langen Armen zusammengesetzt, welche scheerenartig sich öffnen und schließen können und ebenso wie ein paar Scheerenflügel in einem Nabelpunkt zusammenhängen. In Folge dieser sinnreichen Konstruktion läuft das Rad als ein Oval, statt im Kreise, und schmiegt sich dem Wege, welchen es durchläuft, ganz genau an. Dieß soll nun wiederum eine bei Weitem größere Geschwindigkeit des Fahrens ermöglichen, da der Wagen nun gleichsam auf selbstgelegten Schienen laufe. So wenigstens argumentirt Mr. Huckley, der Erfinder dieses von ihm roue paradoxe getauften Rades.

Industrie, Handel und Verkehr.

— **Von New-York aus arbeitet man von Seiten der Architekten** und Dekorateure darauf hin, dort eine permanente Ausstellung von Leistungen der deutschen Industrie im Allgemeinen und der Kunstindustrie im Besonderen, von der man sich in jeder Beziehung viel verspricht, in's Leben zu rufen.

— **In den Tagen vom 23. bis 25. September d. J. wird in** Stuttgart die Generalversammlung des deutschen Buchdruckervereins abgehalten, an welcher die Betheiligung eine große zu werden verspricht. Was die bei diesem Anlaß in Aussicht genommenen Veranstaltungen anbelangt, so soll am 23. das Festbanket, am 24. die Generalversammlung und am 25. September ein Ausflug stattfinden. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß seitens des kürzlich konstituirten Vereins Stuttgarter Buchdruckereibesitzer folgende, für das ganze Buchdruckereigewerbe wichtige Beschlüsse gefaßt wurden, die ohne Zweifel auch an anderen Orten Nachahmung finden werden: 1) Aufstellung eines gemeinschaftlichen Lehrvertrags mit gleichmäßiger Bezahlung der Kostgeldentschädigung, Aufnahme der Bestimmung, daß die Lehrlinge verpflichtet sein sollen, die städtischen Fortbildungsschulen zu besuchen, wofür die Prinzipale das Schulgeld zu bezahlen haben; 2) einheitliche Regulirung der Belohnung für Arbeiten außerhalb der gewöhnlichen Geschäftsstunden an das Druckereipersonal, das nicht unter die Bestimmungen des deutschen Buchdruckertarifs fällt.

— **Handelsreisende auf „Bicycles" sind jetzt, nach dem „Philadelphia Demokrat",** hie und da in den Staaten der Union durchaus keine seltene Erscheinung mehr.

— **Von der italienischen Regierung ist vor einigen Wochen die** Einladung an die Kabinette des Festlandes ergangen, Delegirte zu einem Kongreß nach Bern zu entsenden, der sich mit der Herstellung der technischen Einheit des Eisenbahnmaterials beschäftigen soll. Oesterreich, Deutschland und Frankreich haben diese Einladung sogleich angenommen; der Kongreß wird daher schon in nächster Zeit eröffnet werden.

— **Der Depeschenverkehr zwischen Australien und den übrigen** Welttheilen wird durch zwei Kabel vermittelt. Die im Jahre 1881 in Australien eingelaufenen Depeschen summiren auf 17,721 gegen 14,842 und die versandten auf 16,621 gegen 12,767 im Jahre 1880. Der Totalwerth derselben betrug 208,242 Pfd. Strl.

Natur.

— **Interessante Beobachtungen über die Altersringe bei Bäumen** theilt Professor Bachelart in der Zeitschrift «La Nature» mit, welche Charnay während wiederholter Besuche der Ruinen von Palanque in Mexiko machte. 1859 ließ derselbe sämmtliche Bäume einer Palastfassade umhauen und neue pflanzen. Diese ließ er wiederum 1880 fällen und bemerkte an ihnen zu seinem Erstaunen eine zu ihrem Alter in gar keinem Verhältniß stehende Anzahl von Jahresringen. An einem der ältesten der Bäume, welcher höchstens 22 Jahre alt sein konnte, zählte er 250 Ringe. Der Stamm hatte einen Durchmesser von 60 bis 65 Cmtr. Ein Strauch im Alter von höchstens 18 Monaten zeigte 18 konzentrische Ringe. Diese auffallende Erscheinung zeigte sich analog bei jeder Spezies und jeder Größe der Bäume. Charnay schloß daraus, daß in einem heißen und feuchten Klima, wo die Natur niemals „schläft", nicht wie bei uns jedes Jahr, sondern jeden Monat ein „Jahresring" entsteht. Das Alter von Bauwerken nun ist häufig nach dem der Bäume, die auf deren Ruinen wuchsen, berechnet worden. Für diejenigen von Palanque berechnete Larainzar in dieser Weise 1700 Jahre. Nach Charnay's merkwürdigen Entdeckungen würde sich für diesen Fall nur ein Alter von 150 bis 200 Jahren ergeben. Ob Charnay indessen gewisse farbige Ringe, welche einige tropische Bäume aufweisen, und welche von den Jahresringen verschieden sind, der Beobachtung mit unterworfen, wird nicht gesagt.

Haus- und Landwirthschaft.

— **Jüngst haben wir der kunstvollen Nachbildungen von Pilzen** gedacht, welche Kommerzienrath Arnoldi in Gotha zu instruktiven Zwecken anfertigen läßt und die der allgemeinsten Verbreitung würdig sind. Heute haben wir einen andern Zweig dieses merkwürdigen Etablissements zu rühmen, der freilich kein Novum ist, da er bereits mit 16 Medaillen anerkannt wurde, aber an dieser Stelle noch nicht gewürdigt worden. Es ist das „Obstkabinet". Dasselbe kommt durch täuschend treue Nachbildungen von Obstsorten aller Art dem Studium der Pomologie in ganz hervorragender Weise entgegen, weckt den Sinn für den Obstbau und erlaubt durch Vergleichungen mit frischem Obst festzustellen, ob die unter bestimmten Namen seinerzeit gepflanzten Obstsortimente auch die richtigen Früchte liefern oder nicht. Die Nachbildung ist so vorzüglich gelungen, daß man meist erst durch das Gewicht sich davon überzeugt, daß es kein wirkliches Obst ist. Die Zahl der gefertigten Früchte beläuft sich bereits auf 336, die sowohl als ganze Kollektionen wie in einzelnen Lieferungen abgegeben werden. Auch für eleganten Zimmer- und Tafelschmuck werden Kollektionen zusammengestellt.

— **Ueber Anlage von Eishäusern, diese oft in unserer Briefmappe liegende Frage,** schreibt Professor Meidinger: Ein ganz oberirdisch gelegtes Eishaus hat einen nach allen Richtungen doppelten Kasten vorzustellen, dessen Zwischenraum mit einem schlechten Wärmeleiter, wie Stroh oder noch besser Häcksel, Spreu, lockerer trockener Torf, dicht ausgefüllt ist. Der Eintritt der Wärme in das Innere ist um so mehr verzögert, je weiter der Zwischenraum der beiden Kasten ist; unter $1/2$ m Abstand der beiden Wände sollte man bei kleinen Häusern nicht gehen, sonst ist der Schmelzverlust im Verhältniß zum Inhalt zu groß. Der Schmelzverlust steht nahe im umgekehrten Verhältniß der Dicke der ganzen ausgefüllten Wand. Nasser Füllstoff leitet die Wärme besser als trockener, darum ist beim Bau große Sorgfalt darauf zu verwenden, daß weder Regen- noch Schmelzwasser in den Füllstoff eindringen kann. Die Bohlen sind so übereinander gefügt zu legen, daß das Wasser vollständig bis zum Grund herabfließen muß; dem inneren Boden selbst ist eine Neigung zu geben, damit das Wasser in einer Ecke zusammenfließen und von hier nach außen abgeführt werden kann. Ein Belegen des Bodens mit dicken Zinkplatten, vielleicht besser noch mit verzinktem Eisenblech, ist zu empfehlen. Der untere Holzboden kann unmittelbar auf dem trockenen Erdreich aufliegen, das etwa 10 cm über die Umgebung erhöht ist, damit Regenwasser nicht eindringen kann. Als Untergrund ist trockenes Erdreich überhaupt zu wählen, Sand besser als anderes Material. Ein schattiger Ort für die Aufstellung des Hauses ist einem sonnigen vorzuziehen, da im letzteren Falle mehr Eis schmelzen wird; ebenso ist ein vor Wind geschützter Ort vortheilhafter als ein zugiger. Zum Füllen und Entleeren muß man eine Thür an der Seite und etwa auch noch eine Oeffnung an der Decke anbringen; der gute Verschluß der letzteren wird keine Schwierigkeit bieten, da sie beim Entleeren nicht benutzt wird. Die Thüre ist in mehrfacher Zahl herzustellen, als Strohthüren, die sich einander anlehnen und seitlich sorgfältig abschließen, damit keine Luft von außen eintreten kann. Ihre Gesammtdicke muß der Wand des Hauses entsprechen. Man kann etwa noch einen kleinen Vorbau machen, damit bei Entnahme von Eis die äußere warme Luft nicht oder nur beschränkt zutreten kann. Damit beim Oeffnen der Thüre das Eis nicht entgegenfallen kann, ist eine Anzahl Bretter quer übereinander vor die Oeffnung zu legen, von denen man eins nach dem andern, im Verhältniß als das Eis oben weniger wird, abhebt. Ein kleineres Eishaus als einem Würfel von 3 m Seite im inneren Hohlraum entsprechend, das also ca. 350 bis 400 Centner Eis fassen kann, möchten wir zur Herstellung nicht empfehlen.

Statistik.

— **Die Häuserzahl von Paris beträgt nach der neuesten Statistik** 82,352, während im Jahre 1876 Paris nur 71,873 Häuser besaß. In fünf Jahren sind also 10,479 neue Häuser gebaut worden. Die Durchschnittsziffer der Bewohner eines Pariser Hauses beträgt 26 bis 27.

— **Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten ist für Mitte 1882** auf 53,800,000 berechnet.

— **Freimaurerlogen existirten im Jahre 1880 nach Angabe des** „Siècle" auf dem ganzen Erdball 137,065, welche während dieses Jahres an freiwilligen Beiträgen 4,000,000,000 Franken einnahmen. Davon wurden 1,395,693,000 Fr. für Druckschriften, Vereinslokale u. s. w. ausgegeben, 1,785,967,000 Fr. wurden an hülfsbedürftige Freimaurer und deren Familien an Unterstützungsgeldern gezahlt, 597,658,000 Fr. an Wittwen und Waisen der Logen, 246,921,000 Fr., um anderen Unglücklichen, die nicht zur Loge gehörten, zu Hülfe zu kommen, und 428,965,000 Franken für Asyle und Schulen. Die zwei größten Logen der Welt befinden sich in England und New-York; die erstere zählt 101,000 Mitglieder, die zweite 80,000.

Denkmäler.

— **Die rumänische Regierung hat beschlossen, zur Erinnerung** an die auf den bulgarischen Schlachtfeldern gefallenen Landeskinder an Ort und Stelle Denkmäler zu errichten. Demgemäß soll in Grivitza eine Kapelle in Stein aufgeführt werden, in Plewna ein großes Monument, in Rahova eine Bronzestatue auf Granitsockel, endlich in Smardan bei Widdin auch ein Denkmal, über dessen Form man noch nicht schlüssig geworden ist. Mit der Ausführung dieser Arbeiten ist der in Bukarest ansäßige deutsche Bildhauer Storck betraut.

— **Dem Benediktiner Guido d'Arezzo, der in der ersten Hälfte** des elften Jahrhunderts als Verbesserer des Kirchengesanges und der Musik überhaupt lebte und wirkte und der Erste war, der die Noten auf und zwischen vier Linien setzte, wurde in seiner Vaterstadt Arezzo ein Denkmal errichtet. Dieses, ein Werk des Professors Salvino Salvini, ist am 2. September enthüllt worden. Viele Leute aus der Umgegend kamen zur Enthüllungsfeier; der Bürgermeister von Arezzo hielt die Festrede. Auf dem Hauptplatze wurde die Ouvertüre zu „Nabucco" von 25 Musikbanden exekutirt. Man schätzt die Theilnehmer an den Festlichkeiten auf 10,000; Vertreter der Munizipien, Behörden und der Presse fanden sich ein und Alles verlief in bester Ordnung und Harmonie.

— **Ein zweites Denkmal für Rouget de l'Isle wurde in Lons-le-Saulnier,** dem Geburtsorte von Rouget de l'Isle, dem Dichter und Kompositeur der Marseillaise, enthüllt. Die Statue ist ein Werk des Bildhauers Frédéric Auguste Bartholdi.

— **Am 23. August wurde eine dem Dichter Anastasius Grün** am Veldeser See gewidmete Gedenktafel feierlich enthüllt und in die Obsorge der Gemeinde Veldes übergeben. Die Gedenktafel ist in einer Felsennische bei der Soka an der Seegürtelstraße angebracht und enthält eine mit Lorbeer umwundene Leyer und die Anfangsstrophe des Gedichtes Grün's auf Veldes. Der Enthüllung wohnten der Neffe, Graf Alfons Auersperg, und zahlreiche Verehrer des Dichters bei.

— **In der Angelegenheit des Denkmals für Johann Heinrich Voß in Eutin** ist von dem Komite beschlossen worden, mit Rücksicht auf die vorgerückte Jahreszeit von der Herstellung des Denkmals für dieses Jahr abzusehen, dagegen soll die Herstellungsarbeit sofort mit dem Beginn des nächsten Frühjahrs in Angriff genommen werden.

Gestorben.

Hendry Kendall, australischer Dichter, am 10. August, in Sidney.

— Friedr. Lang, Geh. Finanzrath und bekannter ehemaliger hannover'scher Parlamentarier, 82 Jahre alt, am 31. August, in Osnabrück.

— Montague Bernard, Professor des internationalen Rechts und der Diplomatie an der Universität Oxford, ber. Autorität auf dem Gebiet des Völkerrechts, 62 Jahre alt, am 2. September, auf Overros.

— Theodor Eisfeld, herzogl. nassauischer Hofkapellmeister, am 2. September, in Wiesbaden, 66 Jahre alt.

— Eduard Reitlinger, Professor der Physik an der technischen Hochschule, Verfasser der „Freien Blicke" und der Biographie Kepler's, in Wien, am 3. September.

— Max Albert, Komponist und Zithervirtuos, in München, am 4. September, 49 Jahre alt.

— Dr. Joel, Direktor des jüdisch-theologischen Seminars, am 7. September, in Breslau.

Aus der Bayerischen Landesindustrie-, Gewerbe- und Kunst-Ausstellung zu Nürnberg.

Von

K. A. Regnet.

(Schluß.)

Wir kommen nun zur zwölften Gruppe: Bildende Kunst und graphische Künste. An sie reiht sich zum ersten Mal eine Ausstellung der technischen Hülfsmittel zur Herstellung von Kunstwerken.

Die Ausstellung im Kunstpavillon zerfällt in zwei Abtheilungen, in eine historische und in eine andere, welche Werke der modernen Kunst enthält. Als zeitliche Grenzscheide zwischen beiden ist nach dem offiziellen Katalog die Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts angenommen, welche die Periode der idealen klassischen und romantischen Kunst, die zugleich eine monumentale war, von jener der realistischen und koloristischen Richtung trennt, oder wenn man lieber will, die Cornelianische von der Piloty'schen. Das hinderte übrigens nicht, C. v. Enhuber, A. Feuerbach, B. Fries, J. Geyer, A. v. Kreling, Jul. Lange, B. Müller und Ed. Schleich und M. v. Schwind bereits in die erste Periode zu verweisen, obwohl sie den Höhepunkt ihres Kunstschaffens erst nach 1850 erreichten.

Gibt diese Eintheilung Grund zu gerechten Bedenken, so gibt die Thatsache, daß die Räume des Kunstpavillons nicht numerirt sind, noch gerechteren zu Tadel; sie erschwert die Benützung des Katalogs außerordentlich.

Man erzählt sich, einer unserer berühmtesten Münchener Künstler habe die vorwiegend von Münchenern beschickte Nürnberger Kunstausstellung über die deutsche Abtheilung der der Wiener internationalen Ausstellung gestellt. Dem gegenüber mag die Bemerkung erlaubt sein, daß die Ausstellung auf dem Marfelde schon darum kein vollkommenes Bild vom heutigen Stande der bayerischen, bezugsweise Münchener Kunst geben kann, weil darin eben doch einige Perlen derselben fehlen, welche in Wien am allerwenigsten fehlen durften.

Man hat den bereits besprochenen Kuppelsaal des Kunstpavillons zu einem sogenannten Elitesaal gemacht. Ein solches Vorgehen bleibt aber allezeit mißlich, so lange die Auswahl der auf diese Weise bevorzugten Kunstwerke lediglich dem subjektiven Ermessen, d. h. dem Geschmacke etlicher Weniger überlassen werden muß. Noch bedenklicher wird die Sache, wenn, wie in Nürnberg, in dem Elitesaal nur Werke einer einzigen, nämlich der oben herrschenden Richtung Aufnahme finden.

Es ist ein öffentliches Geheimniß, daß die Münchener Plastik sich auch in ihrer besten Zeit nicht zu der Höhe aufschwang, auf der die Plastik zur Zeit in Berlin und Dresden steht. So erklärt es sich denn auch einfach genug, daß der plastische Theil der bayerischen Kunst in der Landesausstellung nicht an die Höhe der Gemäldeausstellung hinanreicht. Er hat vorwiegend in der großen Rotunde am südlichen Ende des Kunstpavillons Platz gefunden, der mit alten Münchener und französischen Gobelins dekorirt ist. Von den ausgestellten Arbeiten mögen J. Hirt's „Liebliche Quellennymphe", Ferd. v. Miller's „Albertus Magnus", Wagmüller's „Mädchen mit dem Kinde spielend", Prof. Widemann's „Mutterfreude", „Hermes als Erfinder der Leyer" und „Jugendlicher Hermes", der lebhaft an den Adel der Antike erinnert, Rößner's in Nürnberg lustiger „Falkonier" und dessen Hauptwerk, der köstliche „Conrad Grübel" (in einem Lichthofe des Kunstpavillons), Maison's „Stierkampf", „Schusterjunge", „Hofbräuhausgast", „Kellnerin" und „Zeitungshändlerin" rühmend genannt werden.

Josef Aigner folgt in seinem Pastellporträt den Löwenspuren van Dyk's; Rob. Beyschlag schickte eines seiner gemüthvollen Familienbilder „Der Abschied", X. Burckhard seine tiefempfundene Szene „Bei den Kapuzinern" und Defregger seinen prächtigen „Lachenden Bauern", seine herzige „Toni", seinen köstlichen „Besuch der Tanten" und das Porträt seines Söhnchens, lauter charakteristische Werke dieses Meisters. Wilh. Diez ist durch sein figurenreiches „Waldfest", seine kulturgeschichtlich werthvolle „Excellenz auf Reisen" und seine lebenswahren „Marodeure", L. Dill durch eine brillante „Venetianische Marine" und einen „Seesturm", Carl Ebert durch das „Innere eines Buchenwaldes" glänzend vertreten. Von A. Fink sehen wir einen seiner reizenden Wintermorgen, von Jos. Flüggen seine Taufe Maximilian I., von Gebhardt sein von 1879 her wohlbekanntes „Loki und Sigrun". Ed. Grützner schickte seinen „Sonntagsjäger" und seine prächtige „Siesta im Kloster"; L. v. Hagn sein koloristisches Meisterwerk „Lesesaal in einem römischen Kloster", L. Hofmann-Zeiz seine „Francesca da Rimini"; Hugo Kauffmann erfreut durch seine naturwüchsigen „schlechten Witze", Fr. Aug. Kaulbach durch das Porträt seiner Frau mit einem Hund und Herm. Kaulbach durch geistvolle Grisailles zu verschiedenen Opern, C. Keyser durch seine naive „Puppenwäsche", v. Lenbach durch eminente Porträts Bismarck's und Gladstone's, A. Lier durch seine „Theresienwiese mit Ruhmeshalle und Bavaria", Lindenschmit durch seinen „Auerbachskeller", L. Löfftz endlich durch seinen fein empfundenen „Erasmus von Rotterdam in seinem Studirzimmer". W. Marc ist durch seinen „Klostergarten", Chr. Mali durch drei köstliche Dorfidyllen vertreten. Von Gabr. Max finden wir außer seinem problematischen Christus und seiner nicht weniger problematischen hl. Magdalena noch ein neues Bild, das der Künstler in seiner Weise „Heimwärts" nennt und das ein auf dem Schulwege erfrorenes Kind zeigt. Raupp stellte ein sehr schönes Porträt des Abgeordneten Crämer und Jäger in Nürnberg, ein gleiches von Direktor Stegmann aus; Math. Schmid brachte seinen köstlichen „eingeseiften Herrn Pfarrer", Ant. Seitz, der Kleinmeister, eine etwas unverständliche „Spelunke", die besser „Brandstätte" hieße. C. Spitzweg fand durch seinen „Wendelstein" und „Im Walde" charakteristische Vertretung, Paul Weber durch einen farbenfreudigen „Mühlbach" und R. Seb. Zimmermann durch eine „Hochzeit". Deßgleichen F. C. Mayer in Nürnberg durch die Interieurs des Münsters in Ulm und der St. Lorenzkirche seiner Heimat. Lorenz und Wilh. Ritter

gaben prächtige Architekturaquarelle aus Nürnberg zur Ausstellung, und Paul Ritter den „Schönen Brunnen" und den Besuch Gustav Adolf's in St. Lorenz dortselbst.

Die große Kunst ist in der modernen Abtheilung nur durch Gebhardt's genanntes Werk, Habermann's „Heilige Katharina" und L. Thiersch's „Versuchung Christi" namhaft vertreten, ein nicht mißzuverstehendes Zeichen der Zeit, außerdem durch „Die heilige Musik" aus der F. X. Zettler'schen Hofglasmalerei, welche im Empfangspavillon ihren Platz gefunden hat.

Von den Werken der graphischen Künste wären als hervorragend die Radirungen J. L. Raab's, der auch ein mustergültiges Aquarellporträt ausstellte, Doris Raab's, Deininger's, Burger's, Krauskopf's, Bickel's und Lindner's zu nennen.

Zu den Glanzpunkten der Ausstellung gehören die Leistungen der Schulen und höheren Bildungsanstalten, darunter der Münchener Frauenarbeitsschule. Weniger befriedigend sind die der Weberschule, die noch immer höchst ungeeignete Motive, wie Porträts, Architekturen 2c., bringen.

Von höchstem Werthe erweist sich die Betheiligung des bayerischen Verkehrswesens an der Ausstellung.

So darf denn die bayerische Landesausstellung auf dem Marfelde in Nürnberg als eine in allen Theilen wohlgelungene bezeichnet werden, welche in überzeugendster Weise die außerordentlichen Fortschritte erkennen läßt, welche Bayern während der letzten Jahrzehnte in Industrie und Gewerbe gemacht hat.

Dankbares Publikum.

(Hiezu das Bild S. 1037.)

Ein Ziegenhändler aus den Abruzzen, der in Rom gewesen und nun heimgekehrt, wird von seinen Kindern vor dem Heimatdorf erwartet. Sie haben wohl auf Geschenke gehofft, der Vater aber hat daran im Drange der Geschäfte vergessen, und jetzt erzählt er dafür den Kleinen eine Geschichte, welcher er Rom als Hintergrund gibt. Das ist auch ein schönes Geschenk, die Kinder hören ganz begeistert zu, sie verschlingen jedes Wort von den Lippen des Vaters, lauschen ganz glückselig und sind bezaubert von dem Vortrag des Mannes, der mühsam Worte für sein unbeholfenes Erdichten findet. Die Jugend ist ein dankbares Publikum. Das Ringen des ungeübten Erzählers mit dem Stoffe, die Lust der Kleinen beim Anhören dieser höchst unvollkommenen Leistung hat Adalbert Begas anschaulich und hübsch in diesem Genrebilde zu markiren verstanden.

Sub rosa.

Von

E. M. Vacano.

(Hiezu das Bild S. 1040.)

O Rose! Du blütegewordener Liebesseufzer! Wie hat dich die Welt als prädestinirten Boten Amor's erkannt schon vor Jahrtausenden!

Die Liebe, so lange sie noch echt, tief, sieghaft ist, ist ihrem innersten Wesen nach heimlich, und so wurdest auch du, Rose, zum Sinnbild des süßen Schweigens der Liebe.

„Unter der Rose" sagten sich die alten, lebensheiteren, weinbegeisterten Römer die Scherze, welche sie bei Tische wechselten, wo Herzen und Lippen sich lösten, und „unter der Rose" tauschten sie die Küsse, welche sie im nüchternen Zustande vergessen und verschweigen wollten. Ueber der Tafel der Lebemänner hing der Rosenzweig als Mahnung des Hausherrn: „Lachet, aber behaltet nicht! Küsset, aber gebt wieder frei! . . ."

„Unter der Rose" vertraut noch heute der Freund dem Freunde das eigene süße Herzensgeheimniß, aber die Liebenden untereinander vertrauen sich dasselbe doch noch lieber — durch die Rose! . . .

Comtesse Helene Lobau wußte das gar wohl, denn Comtesse Helene Lobau war trotz ihrer Jugend schon sehr gescheidt. Hatte sie doch zwei Tanten, zwei noch immer schöne und lebensfrohe Stiftsdamen, welche das Mädchen noch immer als Kind betrachteten und sich daher kein Blatt vor den Mund nahmen, wenn sie beim Nachhausekommen von den Parkpromenaden und Routs ihre kleinen Eroberungshistorien nicht allzu leise miteinander besprachen.

Ach, was wußten Tante Lotti und Tante Gisela nicht Alles zu erzählen, von dem unglücklichen Gesichte des eifersüchtigen Majors Weißling, von den Fensterpromenaden des beharrlichen Freiers Baron Meeratte, und von der Finesse des kleinen Palvi, welcher sein «je vous aime» sogar auf den Sonnenfächer der Tante Gisela geschrieben hatte, während er ihn halten durfte! . . .

Wie herrlich waren alle diese Amouretten, alle diese pikanten kleinen Intriguen, und wie freute sich Comtesse Helene, daß sie jetzt endlich lange Kleider tragen durfte, Schleppkleider, und daß sie von jetzt an zu den Großen zählte!

Denn heuer war sie pour ainsi dire offiziell in die Welt eingeführt worden, und der große Hausball, den General Graf Lobau in seinem Palais gab, war eigentlich ein Ball für Comtesse Helene, die auf demselben ihre ersten Triumphe als Ballkönigin feiern sollte. Und berückend schön sah es auch aus, das junge, frische, anmuthige, helle, naive, aufrichtige Geschöpf; so wundervoll schön, daß ein ganzes Dutzend geladener Herren buchstäblich den Verstand verloren.

Und Comtesse Helene schwamm förmlich in Seligkeit! Sie trank förmlich all' die Höflichkeiten und Süßigkeiten, die man ihr zuflüsterte. Sie hätte die ganze Welt umarmen mögen! Und sie war dekolletirt, wirklich dekolletirt wie die Mama, und sie war wie berauscht.

Sie tanzte mit Allen, am meisten und am liebsten aber doch mit ihrem Vetter, dem Lieutenant Grafen Erdmann Lobau, weil — sie den kannte, wie sie sich vor sich selber entschuldigte. War er doch ihr Spielgenosse und Jugendfreund. Aber Lieutenant Erdmann war heute nicht ganz wie sonst. Es mußte ihm etwas auf dem Herzen liegen. Was mochte das nur sein? Und vor einer Quadrille, als Comtesse Helene mit ihm schon Arm in Arm die Saallänge hinabschritt, da fragte sie ihn, was er habe. Und da sie eben an einer Stelle waren, wo sie ziemlich isolirt blieben, so sagte er ihr, daß . . . Ei nun, er sagte ihr das, was alle Anderen ihr sagten, nur deutlicher, wie es ja einem Vetter und Jugendfreunde zukommt; er sagte ihr, daß sie schöner sei als alle Anderen, und daß er sie liebe, und daß er es nicht ertragen könne, sie von all' den fremden, faden Gecken so umschwärmt zu sehen, und daß es ihm das Herz brechen werde, wenn sie ihm nicht heute noch verspreche, dereinst seine Frau zu werden und ihm bis dahin treu zu bleiben.

Comtesse Helene hörte ihn sehr befriedigt an. Was er da sagte, war sehr vernünftig und natürlich. Nur machte sie dann doch ein besorgtes Gesicht, und schaute scheu um sich und flüsterte: „Aber, lieber Erdmann, die Eltern! . . ."

„Ach was, die Eltern! Deinen Eltern und meinen Eltern ist die Sache sicher recht! Denn Papa hat mir noch neulich gesagt: ‚Erdmann,' hat er gesagt, ‚Deine Cousine Helene ist jetzt ein erwachsenes Mädchen, wird in einem Jahre oder so schon heirathen dürfen. Was meinst Du?' . . ."

„Hat er das gesagt, Erdmann?" meinte Helene lächelnd. „Nun, Mama sagt mir auch immer, Du seist ein so braver Junge. Aber . . . aber . . ."

„Was, aber?" sagte Erdmann leise, dringend, fast ungeduldig, ganz der echte Rechthaber von einst. „Gefällt Dir etwa einer von allen diesen Hofmachern da besser als ich?"

„Wo denkst Du hin!"

„Oder hast Du mich etwa nicht mehr lieb?"

„Aber Erdmännchen! Aber . . ."

„Nun also, was gibt's für ein Aber?"

„Siehst Du, die Sache ist so. Ich fange ja jetzt erst an, ein bischen leben zu dürfen und mitzureden. Und jedes Mädchen hat ja doch ein paar Anbeter, ehe sie eine ernste, gesetzte Braut wird. Jedes Mädchen macht doch ein paar Menschen unglücklich, nicht? Und hat ein bischen Heimlichkeiten, über die sie lachen kann, wie Tante Lotti und Tante Gisela lachen. Das muß so unterhaltend sein, und ich — und ich sollte gleich anfangs einen Bräutigam haben?!"

Comtesse Helene sagte das recht klug, und ihre hellen, unschuldigen Augen schauten recht beweglich zu ihrem energischen, lieben Vetter auf.

Der wurde sehr roth im Gesicht und schaute sie trotzig und doch so traurig an, und ließ ihren Arm los und sagte gedämpft, aber fest: „Nun gut! Thu', was Du willst! Laß Dir den Kopf vollschwatzen, bleibe frei und mache ein paar Männer ‚unglücklich' — mich zuerst! . . ."

Comtesse Helene wurde selber ganz unglücklich und verzagt, und hielt den Vetter am Arme fest und flüsterte hastig: „Aber Vetter, sei nur nicht gleich so unwirsch! Bleibe doch! Höre doch! Hast Du mich denn wirklich so lieb?"

„O, ich!" sagte er mit einer Stimme, in welcher das stärkste Gefühl zitterte. „Aber Du . . ."

Ein rosiger Schimmer zog ihr Gesichtchen hinauf.

„Du sollst meine Antwort haben, Erdmann. Heute noch. Aber . . . aber sagen kann ich sie Dir nicht, Lieber."

„Ja, wie soll ich sie dann erfahren?"

Lenchen sagte mit leuchtenden Augen wichtig und leise: „Horch', vor dem nächsten Walzer wirst Du mich in den Salon dort treten sehen; gib wohl darauf Acht. Auf der Schwelle lasse ich eine Rose fallen, die nimm auf. Und um den Stiel derselben wird ein Zettelchen gerollt sein, und die Antwort steht darauf. Aber daß es ja Niemand sieht und merkt, wie Du es liesest, hörst Du?" fuhr Comtesse Helene ganz strahlend vor romantischer Wichtigkeit fort, und fügte mit dem tiefen, tragischen Tone, den sie so oft von Tante Gisela gehört hatte, hinzu: „Ich wäre verloren!" Damit schaute sie scheu um sich.

Und die Quadrille wurde getanzt, und dann kamen andere Tänze, und dann nahte der Walzer. Und Comtesse Helene trat in das gegen den Saal nur mattbeleuchtete Boudoir, und auf der Schwelle ließ sie eine Rose an den Falten ihrer Robe hinabgleiten, und fiel dann lauschend, erregt, glühend vor Verlegenheit auf einen Sitz. Und da war Er, und er hob die sprechende Rose auf, und — las. Las ein Wort, das ihn zum glücklichsten aller Lieutenants machte.

Und als er ihr noch während dieses Balles in süßen Worten seinen Dank zuflüsterte, schaute sie wie reuig und schamvoll zu Boden, und meinte: „Die Geschichte mit der Rose war eigentlich dumm. Nicht, Vetter? Du wirst mich für eine rechte Kokette halten!"

„Ich halte Dich für das beste, reinste, lieblichste Wesen auf der Welt, Helene!" sagte er. „Und mich für den seligsten Menschen. Denn eine Braut, welche mit ihrem Bräutigam ihren ersten Roman spielt, ist — ein weißer Rabe. Und ich liebe Dich so . . ."

„Pst!" lächelte sie, und ihr Rosenstrauß berührte seine Lippen. „Das dürfen Sie mir erst nach einem Jahre sagen, mein Herr! Bis dahin bleibe Ihre Liebe schön heimlich, schön still, ganz verhüllt . . ."

„Unter Rosen!"

Das „Schwanenritterdenkmal" in Cleve.

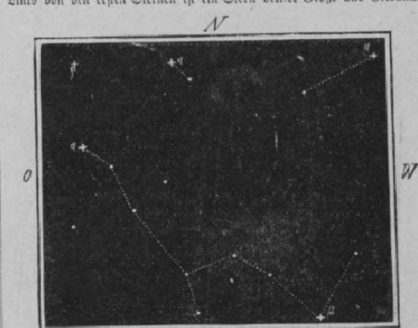
(Hiezu das Bild S. 1018.)

Der berühmte Kölner Männergesangverein machte vor drei Jahren der Stadt Cleve seinen Besuch und gab dort ein Konzert, dessen Ertrag die erste Gabe für das projektirte Schwanenritterdenkmal bildete. Heute steht es fertig und vollendet da: am 27. August war die Enthüllung des Denkmals, das wir in unseren Notizblättern bereits geschildert. Unsere Leser erinnern sich vielleicht aus ihrer Jugend oder aus Lohengrin der Sage vom Schwanenritter; doch lohnt es sich wohl, zur Umrahmung des Standbildes vor dem Clevener Dom sie kurz zu erzählen. Zu den Zeiten Karl Martell's saß in der Burg zu Cleve Graf Dietrich von Teisterband, dem es am wohlsten war, wenn die Kriegsdrommete erschallte und er mit seinen Söhnen zu Streit und zu Kampf ausziehen konnte. Alle seine Söhne fielen im Kampf. Nur ein Töchterlein mit Namen Beatrix war ihm geblieben, auf sie übertrug der alternde Graf all' seine Liebe, und als endlich auch seine Zeit kam, da schied er mit schweren Sorgen von hinnen, wie sie sich der Feinde und bösen Nachbarn ringsum würde erwehren können, die längst nach ihrer Schönheit und dem reichen Erbe lüstern waren. Alsbald kamen auch die Ritter von hier und dort und warben um die Liebe und die Hand der schönen Beatrix. Doch sie wies Alle ab. Da ergrimmten sie und schwuren, sich an der stolzen Jungfrau zu rächen; sie riefen ihre Mannen zusammen und trugen Mord und Brand in das glückliche, gesegnete Land, also daß Niemand seines Lebens sicher war und allerorten Jammern und Wehklagen erscholl. Das erfüllte die Seele der jungen Gräfin mit Schmerz und Trauer. Da trat sie am Osterabend auf den Altan der Burg. Plötzlich gewahrte sie eine Wolke, die tiefer hing als die anderen und Lichtfunken ausstrahlte; auch schien sie auf dem Strome näher und näher heranzuschweben. Ein Schifflein kam herangeschwommen, ein großer schneeweißer Schwan zog es an einem goldenen Kettlein, und darinnen stand ein Ritter, dessen Rechte das Steuer führte, während die Linke ein goldenes Horn hielt. Er lenkte das Schifflein auf die Burg zu und schaute grüßend zu Beatrix empor, die in holder Scham erglühte und verwirrt in ihre Gemächer eilte. Der Ritter stieg aus, löste das goldene Kettlein vom Halse des Schwans und befestigte es an einen Ring in der Mauer; dann eilte er raschen Schrittes in die Burg und trat vor Beatrix. „Ich bin gekommen," sagte er, „Deiner Trauer und der Noth des Landes ein Ende zu machen." Und Beatrix nahm den Schutz des Ritters an. Der aber fuhr wie Blitzes Strahl unter ihre Feinde und schlug sie in heißen Kämpfen allesammt zu Boden. Ordnung und Wohlstand kehrten in das Land zurück, und rings in allen Gauen wurde die Kraft des kühnen Ritters gepriesen. Beatrix aber, deren Herz ihm vom ersten Augenblick an gehört, bot ihm ihre Hand, und da auch der Ritter eine innige Liebe zu der schönen Jungfrau gefaßt, so nahm er freudig an und versprach, der Jungfrau ein treuer Gatte und dem Lande ein guter Herrscher zu sein. Nur eine Bedingung stellte er: Beatrix dürfe niemals nach seiner Herkunft forschen. Beatrix gelobte es, und so ward die Verlobung gefeiert. Als das Paar vor dem Altar stand und der Ehebund eingesegnet wurde, da erhob der Schwan sich klagend in die Lüfte und flog davon. Viele Jahre lebten der Schwanenritter und seine Gemahlin in Glück und Freude. Da geschah es einst, daß eine Edelfrau, die Gattin eines jener überwundenen Ritter, die sich nach der Zeit des Raubens und Sengens zurücksehnten, auf Besuch zu Beatrix kam; ihrer Tücke gelang es, Mißtrauen und Eifersucht in der Brust der Gräfin zu wecken, so daß diese ihres Gelübdes vergaß und ihren Gemahl nach seiner Herkunft fragte. Damit war das Glück gebrochen — der Schwanenritter mußte von dannen, keine Bitten, keine Klagen, keine Thränen vermochten ihn zu halten. Er beschied seine Söhne zu sich; dem ältesten, Dietrich, gab er sein gutes Schwert, dem zweiten, Gottfried, das goldene Horn, dem dritten, Konrad, einen Demantring. Dann umarmte und küßte er sie und sein Weib und wandte sich und verließ die Burg. Unten im Rhein lag schon das Schifflein bereit und aus der Höhe kam stolz und majestätisch der Schwan dahergerauscht. Der Ritter legte ihm das Kettlein um den Hals, trat in den Nachen, und abwärts schwamm er, zurück in die weite, unbekannte Ferne, von wo er einst gekommen war. — Die Enthüllung des Denkmals fand unter großen Feierlichkeiten, mit Festmahl und Festkonzert statt. Leider war das Wetter während der Enthüllung sehr ungünstig, aber der muthige Bürgermeister Corneli von Cleve hielt tapfer aus, und mitten unter dem strömenden Regen brachte er sein Hoch auf den Kaiser, das stürmischen Wiederhall fand.



Oktober 1882.

Mitte des Monats gegen Mitternacht ist Gelegenheit gegeben, das große Sternbild des Walfisches kennen zu lernen. Es ist in beifolgender Skizze abgebildet; links oben ist der hellste Stern α desselben, dann folgen eine Reihe Sterne dritter Größe, bis rechts unten noch ein Stern β zweiter Größe mit einem weitern dritter Größe das Sternbild abschließt. Links von den ersten Sternen ist ein Stern dritter Größe aus Eridanus,



rechts einer aus den Fischen. Oben in der Skizze sind zwei Sterne des Pegasus rechts, zwei des Widders in der Mitte und links der Planet Saturn. Noch weiter oben links folgt Aldebaran und Jupiter. Das Sternbild des Walfisches steht gegen 9 Uhr ganz über dem Horizont, Saturn steht dann gerade im Osten und Jupiter geht im Nordosten auf. Venus nimmt noch an Glanz zu, steht aber sehr tief, in der Nähe des Antares im Skorpion, aber noch tiefer als dieser. Mars ist unsichtbar, er ist der Sonne zu nahe.

Jagd & Sport.

Oktober.

In keiner Zeit des Jahres erfordert der Hund mehr Berücksichtigung bei der Jagd, als im Herbst und dürften daher wohl einige kynologische Betrachtungen am Orte sein.

Die kynologische Bewegung Deutschlands hat in letzter Zeit auch in Belgien einen neuen, für ihr Gedeihen günstigen Nährboden gefunden.

Die belgische Gesellschaft St. Hubert widmet sich mit anerkennenswerthem Eifer und Verständniß der Zucht edler Hunde und hatte in Spaa, dem fashionablen belgischen Badeorte, eine internationale Hundeausstellung arrangirt, und zwar auf sachgemäßer, praktischer Basis, was nicht oft gerühmt werden kann. Es ist für den Fortschritt unserer Zuchtbestrebungen ein recht erfreuliches Zeugniß, daß in der Abtheilung Jagdhunde in Deutschland gezogene Hunde den Löwenantheil heimtrugen. Seine Durchlaucht der Prinz zu Solms-Braunfels erhielt für seine Zöglinge auf der Wolfsmühle 2 Ehrenpreise, 6 erste Preise, 7 zweite Preise, mehrere dritte Preise und Diplome. Herr Th. Rickoff und Herr Korthals, die wir wohl mit Recht als zu uns gehörig betrachten können, sowie Baron Taets von Amerongen aus Bessungen nahmen ebenfalls ihren Theil an Ehren- und ersten Preisen mit heim.

An die Ausstellung reihte sich ein Hühnerhundprüfungs-Meeting, welches zu Othée bei Lüttich abgehalten wurde. Von den beiden Konkurrenzen gewann der Pointer Do des Herrn Dodemont die erste. Der berühmte Bang-Bang des Mr. Lowe, welcher im ersten Rennen nur den dritten Platz erhalten hatte, ließ sich den Lorbeer in der zweiten Suche nicht entreißen. Auch in Deutschland fanden an mehreren Orten Hühnerhundprüfungen statt. So veranstaltete der Verein Nimrod, Schlesien, ein recht gelungenes Meeting bei Breslau, der deutsche Jagdklub und der Verein Hektor solche bei Berlin. Das bedeutendste endlich war die von mittelrheinischen Jägern arrangirte Preissuche bei Darmstadt. Leider wird unser braver altdeutscher Hund überall in den Hintergrund gedrückt. Sollte er diese stiefmütterliche Behandlung wirklich verdienen? Wir können hier nicht polemisiren und müssen daher lediglich die Thatsache konstatiren, ohne über die Maßnahmen der Vereine ein Urtheil zu fällen. Freuen wir uns mit den Fröhlichen, daß wir in Zucht und Leistung fortschreiten.

Leider ist die Freude nicht ungetrübt. Auch auf diesem Sportzweige wachsen Dornen zwischen den Rosen. Baron Taets von Amerongen, ein Herr, der Tausende und Abertausende dem Hundesport geopfert, mußte sich vor dem Schöffengericht in Darmstadt vertheidigen, weil er von dem Ueberfluß seines Zwingers in Bessungen die Jägerwelt profitiren ließ, Hunde verkauft und Deckgelder eingenommen hatte, ohne sich als professioneller Hundehändler anzumelden. Mit demselben Rechte müßten sich der Fürst zu Pleß und der Herzog von Ratibor als Pferdehändler in die Berufsstatistik eintragen.

Was nun die Jagd betrifft, so ist der Oktober, besonders die zweite Hälfte desselben, die Zeit des Jahres, welche dem Jäger die geringste gesetzliche Beschränkung auferlegt. Am 16. wird das weibliche Roth- und Damwild, Wildkälber und Rehriken dem Abschusse überliefert, und damit ist in Preußen, Sachsen, Oldenburg, den sächsischen Fürstenthümern ꝛc. die ganze jagdliche Fauna, mit Ausnahme der Rehkitzchen, jagdbar.

Nicht so denkt der Weidmann, der dem edlen Hirsch, der schlecht und ungenießbar wird, die wohlverdiente Ruhe gewährt. Wir finden diesem weidgerechten Grundsatz auch im bayerischen und württembergischen Jagdgesetze Ausdruck verliehen. In beiden Ländern wird dem Edelhirsche in der zweiten Hälfte des Monats Schonung gewährt. Hasen kann man in der zweiten Hälfte dieses Monats in kleinen Vorstelltreiben erlegen. Man schieße aber keine Hasen auf der Suche, kessele auch nicht, weil in beiden Fällen die alten Häsinnen in erster Reihe erlegt werden. Besonders schädlich ist gerade in diesem Monate die Suchjagd, denn die alte Häsin hält an warmen Tagen gut, während der Rammler sich meistens schon bei Zeiten auf die Läufe macht.

Da auch die Waldschnepfe gegen Ende dieses Monats erscheint und die auf der Wanderung begriffenen Raubvögel auf der Krähenhütte vor dem Uhu erlegt werden müssen, so ist Gelegenheit genug, den Finger krumm zu machen. — Der Jäger hat aber jetzt alle Hände voll zu thun, um die Vorbereitungen für den Winter zu treffen. Alle Wetterverständigen prophezeien einen frühen und strengen Winter, daher säume man nicht. In erster Reihe müssen die Futterplätze für Hühner und Hasen hergerichtet werden, auch kann den Hühnchen etwas Waizen gestreut werden, damit sie lernen, wo sie in Zeiten der Noth etwas finden. Es sind uns im Laufe des vorigen Winters öfters Klagen darüber zugegangen, daß die Mäuse das für die Hühner ausgestreute Futter annektirt hatten. Um dieß zu vermeiden, grabe man in einiger Entfernung um die Futterhütte einen Kranz von gewöhnlichen irdenen, aber glasirten Töpfen in die Erde, dieß sind die besten Mäusefallen, und haben sie noch den Vorzug, daß alles Raubwild, welches sich gern nach den Futterplätzen hinzieht, hier Nahrung findet und die Hühnchen unbehelligt läßt. Gewöhnt sich das Raubzeug an diese Fleischtöpfe Aegyptens — desto besser, dann wird es der Jäger schon zu vertilgen wissen. Endlich müssen die Fangplätze und Fangapparate für den Winter hergerichtet und in Ordnung gebracht werden.

Rübezahl, emerit. Berggeist.

Auflösung des Räthsels in Nro. 50:

Was
Ohnmacht
Loretto
Feder
Forum
Wolff — Storm.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 197.

Von E. Shook in Görlitz.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 192:

Weiß.	Schwarz.
1) S. D 5 — E 3	1) F 4 n. E 3.
2) S. D 4 — F 5	2) Beliebig.
3) D. C 6 — E 4 Matt.	
A)	
1)	1) K. E 5 n. D 4.
2) S. E 3 — F 5 †	2) K. D 4 n. D 3 oder — E 5.
3) D. C 6 — C 2 oder — E 4 Matt.	

(Auf 1) F 6 — F 5, 2) S. D 4 — B 5 ꝛc. Andere Varianten leicht.)

Schachbriefwechsel.

Hrn. H. W. in Magdeburg. Sie befinden sich im Irrthum. Der auf die letzte Felderreihe gelangte Bauer wird in eine beliebige Figur verwandelt, ohne Rücksicht auf den vorhandenen Figurenbesitz. Es kann also z. B. eine zweite Dame, ein dritter Springer gemacht werden.

A. R. in Münster. Wir empfehlen Ihnen die von J. Minckwitz redigirte Deutsche Schachzeitung. Verlag von Veit & Comp. in Leipzig. Preis jährlich 9 ℳ — Ein zweites mit dem Schachspiel sich beschäftigendes Blatt ist die Oesterreichische Lesehalle, zu beziehen durch den Redakteur Hermann Lehner in Wien, III. Bez., Siegelgasse 1. Preis jährlich 10 ℳ

Hrn. Hauptm. v. L. in Ludwigslust. Es liegt doch so überaus nahe, daß in Nro. 183 auf 1) T. A 2 — A 6, D 6 — D 5; 2) T. A 6 — D 6 folgt und 3) T. D 6 — D 5 matt setzt. — Ed. in Göteborg. In Nro. 188 geschieht nach 1) L. B 2 n. D 4 †, K. E 5 n. D 4, worauf weder Dame noch Springer matt setzen können, weil sie geschlagen würden. In Nro. 182 kann bei Ihrer Lösung 2) D. D 7 — B 5 das Schach decken.

Hrn. H. O. in New-York. Nro. 183—187 R. — O. T. in Hamburg. Nro. 187 und 188 R. — Schachklub in Spoleto. Nro. 186 und 188 R. — Treuer Abonnent. In Nro. 187 wird 1) S. B 4 — D 3 † durch K. F 4 n. F 3 widerlegt. — Schachfreund in Straßburg. Nro. 186—190 (außer 189) R. Die übrigen freundlichen Mittheilungen dankend notirt. — A. N. in Berlin. In Ihrer Lösung von Nro. 187 kann 3) D. G 1 — C 5 nicht matt setzen, da auf B 6 ein schwarzer Bauer steht. Ueber Nro. 188 siehe vorher. — J. K. J. in Frankfurt a. M. Nro. 182 R. — Anfänger in Torgau. Bitte Nro. 189 genauer zu prüfen. — R. (past.) in Sargstedt. Nro. 178 R. — Fr. Sch. in Ehrenbreitstein; Dr. B. in Wolfenbüttel; v. L. in Gr. Kloden; A. W. in Langersdorf. Nro. 188 R. — P. F. in Memel. Nro. 184—186 R. — Ed. B. in Mailand; H. O. in Tarnow; C. R. in Neumühl; F. F. in Neuruppin; G. Sch. in Wien. Nro. 190 R. — O. S. in Swinemünde. In Nro. 190 würde nach 1) S. G 6 — F 4, K. B 5 — C 4; Schwarz durch 2) K. B 7 — B 6 patt gesetzt. — B. in Hamburg. Für Nro. 191 gaben Sie eine Spielart richtig an. — K. in Kirchberg; F. F. in Neuruppin; Anfänger in Torgau. In Nro. 192 würde auf 1) S. D 5 — E 7, T. F 8 — D 8 folgen. — J. B. in Hedewigenkoog. In Nro. 189 führt 1) S. D 8 — C 6 nicht zum Ziel.

Kartenspiele.

(Redigirt von A. Hertefeld.)

Aufgabe Nro. 45.

Whist.

Treff ist Atout.

Sie haben Quartmajeur in Atout, eine Quart vom König, ein Aß Singleton und eine Fehlfarbe. Was spielen Sie aus?

Bilderräthsel 52.

SE. IMIT. MIRNE.
T. SOCRATES. L. SONS.
T. GI. PYTHAGORAS.

Ein griechisches Relief, aber merkwürdigerweise mit römischer Inschrift, die also wahrscheinlich späteren und römischen Ursprungs ist. Das Relief behandelt, wie der Schriftmeißler auch dem Laien zu vermuthen gibt, den Sokrates und Pythagoras in philosophischer Diskussion begriffen. Pythagoras ist lebhaft und in energischer Bewegung dargestellt, während Sokrates sein berühmtes stilles Wesen zeigt. Diese Inschrifttafel dürfte im Stande sein, endlich einmal die irrige Ansicht zu widerlegen, als seien diese großen Philosophen nicht auch große Freunde gewesen.

Auflösung des Bilderräthsels 50:

Trat mir aus die Oogen; such' Dir, Alex, anders Platzel im Schatten.

Briefmappe.

Frau v. F. in M. Sie wünschen die Schönheiten zu sehen, welche bei der Pester Konkurrenz den Sieg davongetragen. Wir erfüllen Ihren Wunsch, indem wir heute die erste Preisträgerin bringen, der wir in den nächsten Nummern die beiden anderen folgen lassen werden. Man schreibt uns dazu: Gewiß werden all' Jene, welchen es gegönnt war, dieser interessanten Konkurrenz beizuwohnen, lange Zeit dieselbe in Erinnerung behalten. Man denke sich doch nur Frauen in allen Größen, allen Farben, ja man darf sogar sagen, in allen Formen. Groß, klein, stark, schwach, kräftig, zart, schwarz, blond, roth, üppig und à la Sarah Bernhardt, fast alle schön, aber gewiß jede hübsch ... Hier ein Juror zu sein, schien fast eine bedauernswerthe Aufgabe. Und wahrlich, die Jury fühlte die ganze Schwere ihres Amtes. Unter den vielen reizenden

Fräulein Kornelie Szekely.

Gesichtern „die Schönste“ herauszufinden, erschien auf den ersten Blick fast unmöglich. Zweimal mußten diejenigen Frauen, welche ihr Antlitz um den ersten Preis konkurriren ließen, an den Richtern vorüberziehen, eine hinter der andern — im „Gänsemarsch“ sozusagen, und doch wagte die Jury noch keinen Beschluß zu fassen. Es kam unter den Richtern zu ernsthaften Debatten, denn für jede „Ausstellerin“ gab es einen Fürsprecher und schließlich mußte eine geheime Abstimmung den Ausschlag geben. Das Resultat dieser Abstimmung war die Auszeichnung des Frl. Kornelie Szekely mit dem ersten Preise, einem Armband, das die schmeichelhafte Aufschrift hat: „Der Siegerin im Schönheitskampfe. 20. August 1882“; den zweiten Preiß erhielt Frl. Ida Toronyi, den dritten Frl. Luise Barcsay. Sämmtliche junge Damen gehören der Budapester Gesellschaft an und besitzen außer ihren hübschen Gesichtern noch eine Eigenschaft, welche sie über ihre Konkurrentinnen siegen ließ, eine Eigenschaft, welche bezwingt und gefangen nimmt: die Jugend.

Hrn. Dr. Cz. in S. (Ung.). In Deutschland ist ein Doktordiplom nirgends mehr in absentia zu erlangen — wenn Ihr Sohn alle die gerühmten Eigenschaften hat, kann es ihm doch nicht schwer fallen.

Hrn. Gymn.-L. Rm. in Lissa. Die Zeichnung kann mit Bleifeder oder Tusche angefertigt sein, sie müßte jedoch erst auf das Holz überzeichnet werden, was mit Blei geschieht.

Hrn. A. G. H. F. in Götaborg. Nicht vernichtet. Fr. Birkert, Buchsholzplattenfabr., Stuttgart, Heustraße, liefert den Quadratemtr. zu 1 Pf.

Hrn. L. P. in M. Eine Maturitätsprüfung ist durchaus nöthig, 800 bis 1000 ℳ jährlich.

Abonn. in Altona. Die Kaiserglocke im Dom zu Köln wiegt 545 Ctr. Die schwerste Glocke der Welt ist die zu Moskau, welche aber nicht im Gebrauch ist, und 201,916 Kg. wiegt.

Hrn. G. L. in O. Kaufen Sie sich den „Einjährigen Freiwilligen“. Berlin, Liebel. 1 ℳ 80 ₰.

Frl. Lidia und Hka. v. G. in Wien. Leider auch bei großer Nachsicht nicht zu verwenden.

Hrn. Prof. E. in E. Wir können in der angegebenen Nummer 29 der Romanbibliothek nichts Derartiges finden.

Hrn. Stud. R. F. in Dr. Unseres Wissens ist das nicht möglich. Aber melden Sie sich 'mal, dann werden Sie schon Bescheid erhalten.

Holländ. Les. in Amsterdam. Ein sehr beliebter Ausdruck in Deutschland.

Stolze Feuerlilie. Blaue Husaren liegen in Paderborn, Wandsbeck, Bonn, Kassel.

Compot. Das Pflänzchen, das Sie uns eingesandt, ist Estragon.

N. N. in Viersee. Ihre Frage hier zu beantworten, würde zu viel Raum verlangen. Frank, Die Kabbala, deutsch von Jellinek, Leipz. 1846, kann Sie belehren.

Hrn. Arn. Afz. in Gothenburg. Den betreffenden Artikel über das deutsche Studentenleben finden Sie in „Ueber Land und Meer“, Bd. 43, Nro. 14, 15, 19, 20 und 21.

Langj. Abonn. in Crefeld. Das Gelbe eines Eies wird in die Haare eingerieben und der Kopf später gewaschen.

Abonnent in Agram. Wilhelm Müller's „Illustrirte Geschichte des deutsch-französischen Kriegs von 1870 und 1871“. Mit vielen Illustrationen, Karten und Plänen. Preis fein gebunden 15 ℳ Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Abonnent in Ungarn. Auf Ihre Anfrage wegen des Gedichtes: „Es steh'n die reinen Frau'n im Leben“, sind uns von allen Himmelsgegenden Zuschriften geworden. Das Gedicht ist von Julius Rodenberg, welcher es als Primaner des Gymnasiums in Rinteln gedichtet habe. Wir danken für die Auskunft B. A. S. in Rinteln, Martin Wendel in Cz., Rud. Scipio in Gelsenkirchen, Otto Rieber, J. Engels in Crefeld, W. Jahraus in Stuttgart, Gänseblümchen in Frankf. a. M., die braune Erika in Breslau, Jenny, Leserin in Mettkau, R. G. in Hamburg, Pauline Brandes in Apolda, G. H. in Neunkirchen, A. M. in Dresden, Mary Seelhorst in Meines sur mer, Vegetarianerin in Köln, Olga v. Froreich, Abonnentin in Passau, Ferd. Schapach in Butzbach.

Richtige Lösungen sandten ein: Karl Galansauer in Budapest. Fr. v. Ponickau in Koblenz. Fr. Winter in Altenstadt. Cara Gros in Frankfurt. Anna Wild in Budapest. O. Faßbender in Penzing. Josephine Kalfuß in Wien. Edler von Metz in Wien. Mathilde Saloßlim in Guben. Friedrich Benkmann in Ortelsburg. Regina Aufricht in Kaschau. Martha Wende in Czempin. Zweytinger in Hüttensteinach. Agnes Grach in Sommerfeld. Paula Stowasser in Wien. Schmidt in Drulingen. Die große Marthe und die kleine Susi in Hamburg. Hans Burk in Salzburg. Anna Wichmann in Hannover. Ein 85jähriger Wupperfelder in Barmen. W. Nordhoff in Hannover. O. Ludwig in X. August Hersß in Crefeld. Marie Czech in Bilin. Stephanie auf der Uhlenhorst. Marie Goltermann in Hannover. L. Scheidig in Fürth. Klara Simon in Jasbrow. D. Mohrmann in Bracke.

Redaktion: Dr. Edmund Zoller in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

An unsere Abonnenten!

„Ueber Land und Meer“ schließt mit dieser Nummer seinen vierundzwanzigsten Jahrgang. Als wir vor fast einem Vierteljahrhundert das erste illustrirte Blatt in großem Style schufen, vertrauten wir, gestützt auf die literarischen und künstlerischen Kräfte, die unserem Rufe folgten, die gebildete Lesewelt allmälig für unser Blatt zu gewinnen, und durften uns gleich anfangs einer freundlichen Aufnahme erfreuen. Wie dieß aber von Jahr zu Jahr wuchs und wir bald die Hunderttausend überschritten hatten, da waren denn doch unsere kühnsten Erwartungen übertroffen und unser Bemühen reich belohnt. „Ueber Land und Meer“ hatte rasch in beiden Hemisphären festen Fuß gefaßt und war der erklärte Liebling der ganzen Lesewelt geworden, soweit die deutsche Zunge reicht, ist es geblieben bis heute und hofft es zu bleiben auch in Zukunft.

Und so treten wir in diesem frohen Bewußtsein, unter den glücklichen Auspizien, welche uns eine so glänzende Vergangenheit und die uns zu Gebote stehenden reichen Mittel eröffnen, in den **fünfundzwanzigsten** Jahrgang, unsern

Jubel-Jahrgang,

ein, zuversichtlich hoffend, daß sie uns alle ihre Gunst erhalten, die uns bis hieher gefolgt sind, und wünschend, daß sich ihnen auch im neuen Jahrgang Tausende und Abertausende anschließen werden.

„Ueber Land und Meer“ ist im eminenten Sinne ein Unterhaltungsblatt: die **Unterhaltung** steht für uns obenan, und selbst wo wir belehren, soll es unterhaltend sein. Die Unterhaltung ist in erster Linie durch **Novelle und Roman** vertreten und wir freuen uns, gerade in unserem Jubeljahre eine Reihe des Besten unseren Lesern bieten zu können. Eröffnet wird der neue Jahrgang durch zwei Perlen der Novellenliteratur:

Lydia von Robert Byr,

Sillery mousseux von Moritz von Reichenbach.

Ihnen folgen: **Der Spielmann** von **Karl Frenzel** — **Der heilige Crispin** von **Adolf Stern** — **Der Kommandant** von J. van Dewall — **Seraph** von **L. von Sacher-Masoch** — **Eine Schicksalsreise** von **K. E. Franzos** — **Das alte Schloß** von **Elise Polko** — **Sina** von **H. von Schreibershofen** — **Junge Katzen** von **E. M. Vacano** — **Plewna** von **Gregor Samarow** — **Jenseits des Grabes** von **L. Warren**, ferner Novellen von **Paul Heyse, Hans Hopfen, Marie Ebner von Eschenbach, Emmy von Dincklage, Adelheid von Auer** u. A.

Unsere **Essays** und **belehrenden Aufsätze**, welche alle Gebiete des Wissens und der Kunst, des wirthschaftlichen und politischen Lebens berühren, werden wir mit den **Tagesereignissen** in engste Berührung bringen, die letzteren reich illustriren und durch **Biographieen, Charakteristiken** und **Porträts** der hervorragendsten Persönlichkeiten die Chronik der Zeit ergänzen, vorzüglich aber die **Literatur** und **Kunst** durch Wort und Bild bedenken und durch regelmäßige Uebersichten auf den Gebieten der deutschen, französischen und englischen Literatur, sowie der Kunst aller Nationen orientiren, der **Mode** ein besonderes Blatt widmen und endlich die **Notizblätter**, die Alles bringen, was der Gebildete wissen muß, durch Originalberichte aus allen großen Centren bereichern.

Zu Erholung und geistiger Anregung haben wir den Kreis unserer **Spiele** und **Aufgaben** schon im letzten Jahre vielen Tausenden zu Dank namhaft erweitert.

Unsere **Briefmappe**, die schon so Manchem Rath und Auskunft geboten und ein besonderer Liebling unserer Leser geworden, soll auch künftig Allen dienen, die etwas wissen wollen oder etwas auf dem Herzen haben.

Die **Illustration** endlich auf der Höhe unserer heutigen Kunst zu erhalten, wird unser eifriges Bemühen sein.

So ist und wird Alles geschehen, den Jubel-Jahrgang würdig zu gestalten. Je freundlicher uns das Lesepublikum durch seinen Antheil unterstützt, desto glänzender werden ihm unsere Leistungen danken und wir das Vierteljahrhundert so würdig zu schließen im Stande sein, als wir es hoffnungsvoll begonnen.

Die Redaktion.

* * *

☞ Damit **keine Unterbrechung in der Zusendung** der Nummern oder Hefte eintritt, ersuchen wir, das **Abonnement** auf den **neuen** Jahrgang bei der Bezugsquelle, durch welche man den Jahrgang 1882 bezog, gefälligst **sofort zu erneuern.**

Stuttgart. **Die Verlagshandlung.**


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 04645 1806